STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1881.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

AP 30
L 53
1881

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 18 1978

Haupt-Inhalt

der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1881.

(Die Zahlen bezeichnen die Nummern der „Wissenschaftlichen Beilage".)

1. Größere Aufsätze.

Afrikanische Gesellschaft, Die, in Deutschland 43, 44.
Altenburger Bauern. Die, 96, 97.
Alterthumsverein zu Dresden. Sitzungen des Königl. Sächs., 5, 19, 25, 34, 93, 102.
Armee-Museum. Das Königl. Bayerische, 33, 34.
Balkan-Ueberschreitung, Die erste, im Jahre 1829 49—51.
Bibliothek zu Dresden. Die Prinzliche Sekundogenitur-, unter dem König Johann von Sachsen 85.
v. Chamisso, Ein Gedenkblatt für Adelbert, Von Elisabeth Klee 9.
Christus-Oratorien. Ueber, 103, 104.
Coburg-Gothaer Hofbühne. Die, 62.
Cometen dieses Jahres, Die beiden großen, 75.
Conservatismus und Liberalismus. Ueber, 47, 48.
Culturgeschichtswerk. Ein deutsches, 2.
Deportationsfrage, Zur, von Dir. a. D. Rittner 92—94.
Deutscher Vandalismus oder deutsche Humanität? Nach französischen und deutschen Zeugnissen über den Krieg von 1870/71 55—57.
Dresdner Kunstleben. Aus dem, 59.
Englisches Urtheil über Schiller's Maria Stuart 12.
Galerie Schack, Die, Von C. A. Regnet 88.
Gelegenheitsposte, Weitere Beiträge zur, aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 26.
Geographische Congreß, Der internationale, in Venedig 86.
Gesangbuchs-Entwurf, Der, für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen 53.
Geschichte, Die, im Lichte christlicher Weltanschauung 31, 32.
Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Oeffentliche Sitzungen der Königlich Sächsischen, 37, 95.
Goethe's Faust als Bühnenwerk 14—17.
„ „Satyros" noch einmal 65—67.
Göttinger Universität. Vorlesungen auf der, 64.
Gregoriusfest in Coburg 58.
Handelslehranstalt zu Leipzig, Die öffentliche, und die Kramer-Innung daselbst 8, 9.
Hegel's. Zum fünfzigjährigen Todestage, 91.
Heilige Zahl, Die, Von Moritz Lilie 26.
Heine, Der, der neuen Welt (Poe). Von Elisabeth Klee 5.
Hellenen, Die religiös-sittliche Gesinnung der, bei und nach ihren Siegen über die Perser 79.
Hochzeitsgebräuche, Alte, im Gröbnerthal. Von Anna Löhn-Siegel 1.
Hofkirchenmusik zu Dresden, Die, 68, 69.
Hubertusburg, Das Schloß, sonst und jetzt 77.
Jablonowski'schen Gesellschaft. Jahresbericht der Fürstlich, 35.
Jean Paul's Briefbücher. Aus, 70, 100.
Johann von Sachsen und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Die beiden fürstlichen Freunde, 39.
Kramer-Innung siehe „Handelslehranstalt".
Krieg von 1870/71 siehe „Deutscher Vandalismus ꝛc."
Kriegen von 1859. Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen, 19—23.
Kunstausstellung 1881. Die Dresdner akademische, 49 (59).
Kunstgeschichtliche Wanderung durch Sachsen, Eine, 71.
Kunstgewerbe-Museum. Vom Leipziger, 54.
Lavater, Johann Kaspar, in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau 81—84.
Lebenserinnerungen eines Diplomaten aus der Zeit Napoleon I. 87—89.
Lenz' Reise von Tanger nach Timbuktu und St. Louis am Senegal im Jahre 1880 40.
Liberalismus siehe „Conservatismus".
Markgrafen zu Meißen, Die, und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Großen 60, 61.
Meißner Porzellanmanufaktur, Die, 7.
Messen, Die hohen, (H moll und D dur) von J. S. Bach und L. van Beethoven 75, 76.
Meteorologie. Das Wesen, die Aufgaben und die Ziele der modernen, Vortrag von Dr. v. Danckelman, 97—99.
Michelangelo und Rietschel in ihrer „Pietà". Von Gustav Portig 29.
Molière's Tartüffe, Zu, Eine dramaturgische Studie von Hans Marbach 63.
Nationalität, Das Princip der, und die geographischen Verhältnisse. Von Conrad Hermann 6, 7.
Naturalismus, Moderner, und künstlerische Wahrheit. Von Conrad Fiedler 1—3.
Neapolitanische Spindellieder. Von Anna Löhn-Siegel 42.
Obstbau, Der, eine Quelle des Wohlstandes. Von Dr. W. Löbe 27, 28.
Paris' Briefe aus, Zeitungsdevisen. — Caro's „Ende des 18. Jahrhunderts". — Die „Salons" von Paris 4. — Eine Jagd auf historischem Revier. — Die „Mascotte". — Ein Zug aus dem Leben Blanqui's. — Verse von Victor Hugo zu Gunsten des Revolutionärs Barbès. — George Sand's nachgelassener Briefwechsel. — „Erinnerungen" an Mad. Jaubert 11. — Das Museum der französ. Revolution im Hôtel Carnavalet. — Offenbach's nachgelassene Oper „Die Märchen von Hoffmann". — „Die Prinzessin von Bagdad" von Alexander Dumas. — „Nana" von Emil Zola. — Victor Hugo's 80. Geburtstag 21. — Feuergefährlichkeit der Pariser Theater. — Missetaten und der Carneval. — Der Frühling. — Nachtasyle. — Flaubert's nachgelassener Roman: Bouvard und Pecuchet. — Zwei andere neue Bücher 30. — Coppée's Trauerspiel: Frau v. Maintenon. — Legouvé über die Frauenfrage. — Victor Hugo in seiner Häuslichkeit. — „Die Geschichte meiner Bücher" von Alphons Daudet. — Die Memoiren von Lucian Bonaparte 37. — Ein Fest beim Baron Rd. Rothschild. — Der Tod Emil v. Girardin's. — Die französ. Revolution und ihre neuen Historiker. — Die Eröffnung der Kunst- und Gemälde-Ausstellung im Industrie-Palaste 43. — Der Tod Littré's. — Das neue Werk Victor Hugo's: Les Quatre Vents de l'Esprit 47. — Die Kunst- und Gemälde-Ausstellung im Industrie-Palaste 51, 52. — Die Nationalfeste in Frankreich. — Der Tod des Kritikers Paul v. St.-Victor 61. — Die Eröffnung der Elektricitäts-Ausstellung. — „Erinnerungen eines alten Kritikers" vom Grafen Pontmartin. — „Der Vorfahr" von B. Fournel. — Die Wahlen vom philosoph. Standpunkte 69. — Die Elektricitäts-Ausstellung. — Notre-Dame und das Hôtel Dieu 80. — Der Carlsruhe Gil. — Benj. Constant's Briefe an Mad. Récamier. — Die Aepfelernte im Garten des Luxemburg-Palastes 90. — Große Minister verschiedener Zeiten. — Ein Ausflug nach Fontainebleau. — Sardou's „Odette" 95.
Reisen nach dem heiligen Lande vor 400 Jahren 5.

Kietschel siehe „Michelangelo".
Kom, Nach und in, Italienische Skizzen von Dr. J. E. Kunze 27, 38, 41, 101, 102.
Römische Königinne, Das, Von Ludwig Lange 35, 36.
Schneckenstein, Der, im Voigtlande 52.
Schulsparkassen, Die, im Allgemeinen und die des Schulinspections-bezirks Annaberg insbesondere 59.
Sprache, Vom Ursprung der, 73, 74.
di Tandel, Die Improvisatrice Rosa, Von Anna Löhn-Siegel 93.
Tango in Indien. Die Verbrecherkolonie der, 73.
Ueberbürdung, Die, der Schülerinnen der höheren Mädchenschulen 5.
Ulmer Münster, Das, 11.
Universität Leipzig, Verzeichniß der Vorlesungen auf der, 19, 63; dgl. auf der zu Göttingen 64.
Unsterblichkeit. Eine Abhandlung Jean Paul's über die, 24, 25.
Unter schwarzgelber Fahne. Erinnerungen eines deutschen Officiers. Marsch- und Standquartiere in Illyrien und Italien 1859 10, 13; Preßburg 1860—61 77.
Weiße, Christian Felix, geb. 1726, gest. 1804 72.
Weinmeister, Der erste sächsische, 76.
Wartitzer Kunstsammlungen. Die, 45.
Wuttke, Heinrich, und seine Vorgeschichte der Bartholomäusnacht 17.

2. Literatur und Kunst.

Ahlfeld's letzte Confirmationsrede und desselben Abschiedspredigt 49.
Albrecht, Die Leipziger Mundart 60.
Albrechtsberg, Die, zu Meißen 103.
Allan's Novellen: Fluch der Liebe 7.
Altdeutsche Textbibliothek von Herm. Paul 104.
Amerikanische Zeitung, Die, Vortrag von O. Maaß 14.
v. Ammon, Die ersten Mutterpflichten 104.
Anthor, Industriegeographie des Königr. Bayern 24.
v. Auguster's Novelle: Im Hörselberge 8.
An der Waldecke. Erzählung von A. v. W. 7.
Andree, Zur Volkskunde der Juden 82.
Annalen des Reichsgerichts. Von Dr. Blum 66.
Arana, Histoire de la guerre du Pacifique 1879—1880 52.
Architektenlexikon, Praktisches, Entwürfe zu, 42.
Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 46.
Areudts' Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 31, 47, 65, 89, 100.
Krieß's Kalender Roland 18, 34, 49, 71, 95, 101.
Artemis aus Ephesus und Isis Symbolik der Träume. Uebersetzt von Frdr. S. Kraus 78.
Auerbach, Berthold, Deutsche illustrirte Volksbücher 18.
Auf der Höhe. Internationale Revue von v. Sacher-Masoch 83.
Augusti, Mädchenlese 101.
Aus beiden Hemisphären. Englische Dichtungen des 19. Jahrh., übertragen von E. v. Beaulieu-Marconnay 78.
Aus dem Jauderland. Märchen von Tantchen Ungenannt 101.
Auswanderungs- und Deutsch-amerikanische Zeitung 4.
Bachmann, Niclas Storch, der Anfänger der Zwickauer Wiederläufer 11.
Bachofner-Burkorf, Mathildens Genesung 92. — „Unter einem Dach" und „Aus dem Seemannsleben" 95.
Baedeker's „Schweiz" und „Paris und seine Umgebungen" 58.
Bader und Sommerfrischen 58, 101.
Bastian, Die heilige Sage der Polynesier 91.
Bauer, Vor zehn Jahren 53.
Bech, Verzeichniß der alten Handschriften und Drucke der Domherren-Bibliothek zu Zeitz 62.
Berg, Die Kinderstube zur Dämmerstunde 101.
Beiße's Geschichte der Deutschen Freiheitskriege 1813 und 1814 100.
Benedix, Roderich, Haubtrezept 95.
Benrath, Die Summa der heiligen Schrift 57.
Berger, Katechismus des Girowesens 89.
Berner, Sechs Aescurazbriefe 41.
Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert 2.
„ Frauenbreier 48.
Biernson, Erzählung von A. v. W. 7.
Bilder für Schule und Haus 96.
Biller's Erzählung: Das Haustöchterchen 99.
Bilzhof, Katechismus der Finanzwissenschaft 7.
Blaikie, Das Leben David Livingstone's 103.
Blankenstein, Lichtblicke im Kinderleben. — Der lahme Anton 92.
Blomeyer, Erster Bericht vom neuen landwirthschaftlichen Institut der Universität Leipzig 46.
Böcker's Schauspiel: Burggraf Friedrich 104.
Börnstein, 75 Jahre in der alten und neuen Welt 98.
Boch-Arnsdy, Lehrbuch der italienischen Sprache 48.
„ „ und Labadie, Lehrbuch der französischen Sprache 60.
„ „ und Cartajena, Lehrbuch der spanischen Sprache 95.
Borchardt, Die allgemeine deutsche Wechselordnung 7.
Baur, Le livre d'or. Abécédaire français 99.
Brachvogel's gesammelte Romane, Novellen und Dramen 47.
Brasch, Moses Mendelssohn's Stellung zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik 61.
Braun, Jugendblätter 99.
„ Kulturgeschichtliche Novellen: Die Archimandrit-Generalberichte eines weltfälischen Edelmannes 8.
Brecher's „Gothische Grammatik" und „Altbochdeutsches Lesebuch" 62.
Brentano, Zur Lösung der trojanischen Frage 75.
Briefe von Aug. Wilh. Iffland und Fr. L. Schröder an den Schauspieler Werdy. Von Otto Devrient 59.
Briefwechsel, Aus dem politischen, des deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England 1854 bis 1861 49.
Brockhaus' Conversations-Lexikon 78, 87, 95.
Brockhaus, Friedrich Arnold, Sein Leben und Wirken 69.
Buckle's, Henry Thomas, Leben und Wirken. Von A. H. Huth, umgearbeitet von L. Katscher 29.
v. Bunsen, Freistrau, ein Lebensbild von Aug. Hare, Deutsch von H. Thorau 89.
Bunsen-Fischer's evangel. Gesang- und Gebetbuch 57.
Burckhardt, Die Zeit Constantins des Großen 15.
Byr's Roman: Sesam 7. — B's Erzählung: Der Weg zum Herzen 8.
Carus, Methaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion 95.
Caspari, Das Erfenntnißproblem 46.
Charlifles, Reisebriefe eines Diplomaten 53.
Chavanne, Afrika im Lichte unserer Tage 74.
Christenthums-Gesellschaft. Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier der Deutschen, 81.
Christlieb, Der gegenwärtige Stand der evangel. Heidenmission 27.
Chronik des Städtischen Königshauses und seiner Residenzstadt 37. (59.)
Civilprocefordnung mit Gerichtsverfassungsgesetz, von H. Sydow 66.
Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Der 2000. Band der, 102.
Collection Spemann 61.
Conrad, Französische Charakterköpfe. Studien 8.
Constitutionalismus und Stenographie, eine Denk- und Dankschrift 71.
Coppée's „Kleine Geschichten aus Frankreich". Deutsch von Robert Waldmüller 64.
Creb's's Jubiläums-Festschrift 89.
Dahn, Bauftein I. — D's „Odhin's Trost" 8.
Dammann, Culturkämpfe in Altengland 52.
Delitzsch' Zeitschrift: Saat auf Hoffnung 49.
Denkschrift über eines Juden Uebertritt zur christlichen Kirche 82.
Deutscher Gesellschaft zu Leipzig, Mittheilungen der, 63.
Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart von Rich. Fleischer 4, 19, 71.
Deutsche Romanbibliothek zu „Ueber Land und Meer" 92.
von Dewall's Roman: Die beiden Russinnen 43.
Dickens' fünf Weihnachtsgeschichten 101.
Dieffenbach und Frdr. Fröbel. Von Louis Walter 104.
Dinckelberg's Novelle: Die Brüder 26.
Düsseldorfer Anzeiger, Das, von Pastor Bieweg 10.
Dittmar, Die deutsche Geschichte 29.
„ Weltgeschichte 65.
Dorenwell, Die Welt der Kleinen 101.
Dorenwell-Schütz, Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst 34, 49, 95, 101.
Dove, Die Forsters und die Humboldts 53.
Drechsler, Illustrirtes Lexikon der Astronomie und der Chronologie 70.
„ Kalenderbüchlein 79.
Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne 95, 101.
Duden, Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache 25.
„ Orthographischer Wegweiser 102.
Düberg, Register zum Regierungsblatte für Mecklenburg-Schwerin, zum Bundes- beg. Reichsgesetzblatt und zum Centralblatt für das Deutsche Reich 7.
Dürre, Aus einem deutschen Turner- und Lehrerleben 95.
Duncker's Geschichte des Alterthums 6.
Ebers' Roman: Die Frau Bürgermeisterin 101.
Ebers und **Guthe**, Palästina in Bild und Wort 47, 71, 101.
Eberstein, Hamburgs Anschluß an das deutsche Zollgebiet 87.
v. Eberstein, Urkundliche Nachträge zu den geschichtlichen Nachrichten von dem reichsritterlichen Geschlecht Eberstein 13.
Eckardt's Chronik von Glauchau 29.
Eckstein's Reisebibliothek 85.
„ Roman: Die Claudier 91.
Eisele's Vortrag: Goethes Pädagogik 62.
Elm, Der Bergsturz von Denkschrift von E. Buß u. A. Heim 91.
Encyklopädie der Naturwissenschaften 31, 65, 89, 101.
Ephren, Vier Zeitfragen in neuer Behandlung 101.
Erdkunde zu Leipzig. Mittheilungen des Vereins für, 73.
Erhardt's Roman: Im Spiegel 43.
Ermisch, Studien zur Geschichte der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464—1471 93.

Ettig, Familienleben und Familienerziehung in poetischen Bildern nach dem Leben 40.
Evangelischen Allianz-Deputation nach Wien. Bericht der, 27.
Fabriken-Beaufsichtigung. Amtliche Mittheilungen aus den Jahresberichten der, 41.
Fall, Von den Umwälzungen im Weltall 16.
Faulmann, Illustrirte Cultur-Geschichte 18, 49.
„ „ Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst 89, 100.
Fichter, Die Gesammt-Gottpleie in München rc. 20.
Filkes' Roman: Schloß Ifenstein 83.
Fischer, Der evangelische Geistliche 41.
„ „ Die sonn- und festtägliche Liturgie 81.
Flemming's Jugendschriften 101.
Franke, Die Gesetzgebung des Königr. Sachsen seit 1818 103.
Freiberg, Mittheilungen des Alterthumvereins zu, (31) 63.
Freimann's poetische Erzählung: Johannes 78.
Frey, Gebt uns Colonien 87.
Freytag-Galerie 101.
Friedrich, Die Liebe. Lustige Bilder 8.
Frohschammer, Ueber die Principien der Aristotelischen Philosophie rc. 72.
Frorieps, Anatomie für Künstler 56.
Funk, Vorschriften der Reichsgesetze über die Anmeldungen zum Handels-, Genossenschafts-, Zeichen- und Muster-Register 7.
Galizin, Fürst Alexander-Nikolajewitsch, und seine Zeit 103.
Ganghofer, Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais 86.
Gartenlaube der deutschen Armee 98.
Gebauer, Tropfen des Lebens 17.
Geburtshülfe rc., Beiträge zur, Festschrift zum Jubiläum des Geh. Med.-Rath, Dir. Credé 89.
Geißler, Historische Wandlungen in unserer Muttersprache 62.
Gemäldegalerie zu Dresden, Die Königliche, 8. — Die neuesten Erwerbungen derselben 27, 28, 61.
Georgens' Illustrirtes Familien-Spielbuch 99.
Germanischer Bücherschatz, von Alfred Holder 104.
Glaube, Der christliche, und die menschliche Freiheit 11.
Greifenau, Von Moritz Berndt 100.
Godin, Neue Märchen von einer Mutter erdacht 101.
Goethe, Ein neues Portrait von, 22. — G.'s Briefe, von Strehlke 78.
Golvschmidt's Klassische Novellen-Bibliothek 61.
v. Gottschall's Romane: „Das Fräulein von St. Amaranthe" 26, und „Die Erschafften des Blutes" 101.
Göhinger, Realregister des deutschen Alterthümer 63.
Grieben's Reisebibliothek: „Thüringen" und „Die Sächs. Schweiz" 58.
Großröhrsdorfer Kirchenbuch-Geschichte 98.
Grotesken, Eine, 85.
Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges 93.
Guineck, Das nahende Ende des Zeitalters 92.
v. Gumpert, „Herzblättchens Zeitvertreib" und „Töchter-Album" 101.
Haan, Ueber Cantoni-Gesellschaften in Sachsen 98.
Habicht's Roman: Der Stadtschreiber von Liegnitz 85.
Hackländer's ausgewählte Werke 95.
Hahn's Roman: Im Bann zu Rodenstein 85.
Hartmann, Handbuch der Anatomie des Menschen 57.
Hasford, Das preußische Feld- und Forst-Polizeigesetz 103.
Häusliche Glück, Das, 94.
Heilige Schrift, Die, alten und neuen Testaments 49.
Heine, Erinnerungen an Heinrich, von M. Embden-Heine 80.
v. Heinemann, Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses 104.
v. Helmwald, Im ewigen Eis. Geschichte der Nordpolfahrten 18, 34.
Helm, Der Weg zum Glück 101.
Hernan, Die historische Weltanschauung der Juden und die moderne Judenfrage 90.
Hetze, Katechismus der Farbwaarenkunde 89.
Herbst, Encyklopädie der neueren Geschichte 95.
Hertzka, Die Gesetze der Handels- und Socialpolitik 7.
Heß, Der Abriß der empirischen Psychologie 57.
v. Hesse-Wartegg, Mississippi-Fahrten 79.
„ „ „ Tunis. Land und Leute 102.
Hettner, Das königl. Museum der Gypsabgüsse zu Dresden 56.
Heyde und Kayser, Lesebuch zum kurzgefaßten Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie 83.
Hilebrand, Geschichte des Julikönigthums 63.
Hirsch, Rennchen von Tharau. Ein Lied aus alter Zeit 102.
v. Hirschfeld, Alterthümer des Regierungsbezirks Marienwerder rc. 29.
Hirt's Geographische Bildertafeln 101.
Historisches Taschenbuch von W. H. Riehl 4.
Hoßein, Buch der Hymnen 11.
Höcker's Jugendbibliothek 96. — H.'s Erzählung „Heidelberg" 101.
Höfling, Die Polizeibehörden in ihrer Thätigkeit als Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft rc. 103.
v. Holtei's Roman: Die Vagabunden 8.
v. Holtzendorff, Rechtslexikon 66.
v. Horn's Volks- und Jugendbibliothek 96.
Hornemann, Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode 55.
Hübner's Statistische Tafel aller Länder der Erde 39.
v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt 18, 34, 71, 101.
Hunfalvy, Die Ungarn oder Magyaren 104.
Hurley's Reden und Aufsätze, Deutsch von F. Schulze 74.
Jäger, Katechismus der Ruppärinerei 89.
Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 48.
Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 45.
Jenisch, Ein deutscher Dichter in Italien (Julius Schanz) 32.
Illustrirte Weltgeschichte für das Volk von A. Cornin rc. 18, 71.
Johann von Sachsen. Das Militärische aus dem Leben des Königs, von J. Peßholdt 29.
Jolly, Das deutsche Strafprozeßrecht 7.
Jost's histor. Erzählung: Deutsche Treue 61.
Israel's Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts 17.
Juden-Uebertritt, Denkschrift über einen, zur christlichen Kirche 82.
Jüngst, Die evangel. Kirche und die Separatisten und Sektirer der Gegenwart 95.
Juristische Literatur 66.
Kaden, Italien. Eine Sommerfahrt 101.
Kahnis, Der Gang der Kirche im Lebensbildern 91.
Kaiser-Büchlein. Kaiser Wilhelm als Christ 73.
Kalender: Allgemeiner deutscher Literatur-K. 23. — Die Spinnstube, Volksbuch von K.; Horn; Ameisen-K.; Trewendt's Volks-K. und dess. Haus-K.; Freiberger Stadt-, Land- u. Berg-K.; Löbe's Taschen-K. für Haus- und Landwirthe; Graf zur Lippe-Weißenfeld's rc. Landwirthschafts-K. 96. — Sächs. Volks-K. 97. — Frommann's berühmter Historien-K. 100. — Börner's Reichs-Medicinal-K. 102. — Amts-K. für Gutsvorsteher, Gemeindevorstände und Standesbeamte im Königr. Sachsen 103.
Kaltbrunner, Manuel du Voyageur 24. — K., Der Brobachter 52.
Kariowisch, Die Entwickelung des Nihilismus 29.
Kartenwerke: Karte von Tunesien 37. — Die geologische Specialkarte des Königreichs Sachsen 46. — Seifert's Specialkarte des gesammten Mulden- und Zschopauthales 47. — Geologische Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen und angrenzender Landstriche 58. — Rich. Andree's allgemeiner Handatlas 91. — v. Bomsdorff's Karte des Königreichs Sachsen 96. — Garnisonkarte und Uniformen der deutschen Armee 98.
Kattcher, Bilder aus dem chinesischen Leben 65.
„ „ Bilder aus dem englischen Leben 9.
Käubler, Was ist strafbarer Wucher? 10.
Kaufmann, Deutsche Volkswirthschaftslehre 76.
Keck's „Thun". Deutsche Heldensagen 99.
v. Keller, Tagebuch aus der Genealogie des Hauses Wettin 42.
Kentzsch. Die materiellen Verhältnisse und Vortheile für Einwanderer im Staate, 55.
Keyserling's Roman: Die Sturmhexe 85.
Kindergarten. 96.
Kirchbach's Roman: Salvator Rosa 61.
v. Kirchmann, Zeitfragen und Abenteuer 101.
Kirchner, Ethik. Katechismus der Sittenlehre 57.
„ „ Katechismus der Logik 78.
Klee's Eisbahn, Erzählung: „Ein Vermächtniß", und wahre Geschichte: „Durch" 7. — K.'s „Lehrjahre des Lebens" 102.
Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben 18.
Kleinpaul, Rom in Wort und Bild 34, 71, 95.
Klencke, Die Haubfrau, praktisches Lehrbuch 2.
Kletke, Die Kinderwelt 101.
Klinckhardt's Atlas Cäsars unter den Eskimos 84.
Knapp's Gedichte 41.
Knipser, Der Entwurf eines Gesangbuchs für Sachsen 81.
Knorr, Der Normalarbeitstag 87.
Koch, Universal-Lexikon der, 39, 102.
Köchly, Zwölf Thesen über den Geschichtsunterricht auf höheren Schulen 25.
Kolbenev, Lebens- und Charakterbilder 90.
Kappel-Elfield's Humoreske: Ein Don Juan-Examen 61.
Kossuth, Meine Schriften aus der Emigration 19—23.
v. Kotzebue, August, Urtheile der Zeitgenossen rc. 69.
Krafzewski's Erzählungen: Wie Herr Paul freite. — Wie Herr Paul heirathete; — Der verlorene Sohn; — Roman: Die Sphinx; — Drama: Der dritte Mai; — Dramat. Sprichwort: Stahl und Stein 61.
Kretschmer und Kohrbach, Die Trachten der Völker 50.
Krömer, Zwölf Betrachtungen über die heil. zehn Gebote 95.
Kühn, Recht und Antheil der Frauen am Lehnerrecht 48.
Külz, Die epistolischen Perikopen 104.
Kunstverein. Vom Leipziger, 22, 25, 77, 90, 94, 98, 104.
Kunz, Aus dunklen Tiefen zum Sonnenlicht 99.
Kurbmann, Die polnische Literatur in Deutschland 78.
Lamartine'sche Gedichte, übersetzt von Korth u. K. Lepp 23.
Lange, Katechismus der Baucon'structionslehre 75.
v. Langegg, Segenbringende Reisjährten 43.
Lassalle's „System der erworbenen Rechte" 69.
v. Lassaulx, Erinnerungen an Amalie, 69.
Laß, Mehr Licht! Die Hauptsätze Kant's und Schopenhauer's 30.

Lausk, Der kleine Nußknacker 99.
Lehmann, Die Hausandacht 46.
„ Die Lehre vom Strafantrage 66.
„ Die Götterdämmerung in der nordischen Mythologie 92.
v. Leitner, Unser Jahrhundert 18, 71, 95, 101.
„ Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen 31.
Lex, Allgemeine Nationalökonomie 76.
Leonhardi's Altarreden 17.
„ Dominus vobiscum. Rituale und Brevier 57.
Lesker, Aus Mecklenburg's Vergangenheit 6.
Lessing, Gotthold Ephraim, ein Festblatt 74.
Lessing als Reformator der deutschen Literatur. Von Kuno Fischer 20.
Lessing-Forschungen von B. A. Wagner 86.
Lessing's Werke. Illustrirte Prachtausgabe von Heinr. Laube 34.
Leuckart, Die Parasiten des Menschen 63.
Lindau, Paul, der 1. cr. Hofprediger in Dresden. Von G. Müller 4.
Lindner's Geschichte des Deutschen Reiches 6.
Literarische Correspondenz, Allgemeine, 6.
Löbe, Katechismus der Drainirung 2. 89.
„ Das deutsche Zollstrafrecht 103.
Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen 80.
Lohn-Siegel, Wie ich Schauspielerin wurde 32.
Landvale, Schwester Dora 59.
Lotze, Mikrokosmus 72.
Lübke, Geschichte der Plastik 50.
Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 6.
Manitius, Die Sprachennoth 48.
Margot, Wundersame Gottespege 92.
„ Wie es kam, daß ich ein Doctor wurde 92.
Marienwerder. Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk, 29.
Masius' Naturstudien 47.
Maurer, Marktleine in der Geschichte der Völker 42.
Mecklenburgische Musikfest. Das achte, 47.
Meding, Memoiren zur Zeitgeschichte 51, 53.
Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organisation 7.
„ Stunden der Weihe 30.
Meisterwerke der Holzschneidekunst 42.
Metzner, Das Erzgebirge und seine Bedeutung für die Culturentwickelung Sachsens 96.
Meusel's Vortrag über den Gesangbuchs-Entwurf 91.
Meyer, Die Straßburger Goldschmiedezunft 94.
Meyer's Schweizer-Führer 58.
Michael's Erzählungen „Rings um die Welt", „Der Mann mit der Wünschelruthe" und „Die schönsten Märchen aus Tausend und einer Nacht" 99.
Minor, Christian Felix Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts 72.
Mocking, Das Fermentsystem des Menschen 55.
Mohn, Kinder-Lieder und Reime 101.
Mohrmann, Jacobus Sadmann, Pastor zu Limmer 11.
v. d. Mosel, Das Sächs. Volksschulgesetz 103.
Möser's neue Gedichte: Schauen und Schaffen 43.
Mühlmann, Beiträge zur Geschichte des Klosters und der Stadt Riesa 103.
Müller, Geschichte des deutschen Volkes 29.
Munk, Der Königstochter Brautfahrt 102.
Münchner Bilderbogen 99.
Marsh Edmund's dramatische Werke 87.
Musikalische Hufnde in Leipzig 13. Musikbericht aus Leipzig 21, 39, 57. Opernbericht 41, 76.
Musikbericht aus Dresden 3, 7, 11, 15, 19, 23, 27, 29, 33, 37, 45, 53, 85, 89, 95, 99, 103.
Musikbericht aus Gera 10.
„ aus Zwickau 22.
Musik-Zeitungen 57.
v. Nuyden und **H. Granberger**, Die Erfindungen der neuesten Zeit 95.
Naumann, Das Regiments-Kriegsspiel 50.
Natur- und Heilkunde in Dresden. Jahresbericht der Gesellschaft für, 55, 70.
Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrh. 43.
Neue Testament, Das, Griechisch, von Riggenbach u. Stockmeyer 55.
Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde 13, 82, 95.
Nicolini, Die Waldenser in Italien 11.
Nobbe, Verbot von Reichersberg 41.
Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift 7, 25.
Nordau, Paris. Studien und Bilder 96.
„ Vom Kremel zur Alhambra 103.
Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales 18, 34, 49, 71, 95, 101.
Oberdieck, Deutschlands beste Obst-Sorten 70.
Oberländer, Fremde Völker 95.
„ Album 101.
Obpacher's, Gebrüder, in München Kunstverlagsartikel 95.
Ohlhan, Praktischer Führer im, 79.
Odyssee-Uebersetzung. Bernay's Jubelausgabe der Voß'schen, 23.
Oesterreich-Ungarn, Die Völker von, 67, 104.
v. Oettingen, Obligatorische und facultative Civilehe 33.
Offener Brief eines bejahrten Lehrers über Schulwerkstätten und Schulsparkassen 89.
v. Olfers' „Vielliebchen" 101.
v. Ompteda, Bilder aus dem Leben in England 65.
Opernbericht, Leipziger, 41, 76.
Orden, Wappen und Flaggen aller Regenten 73.
v. Orelli, Das heilige Land. Tagebuchblätter 12.
Orgelbau. Ein bemerkenswerther Fortschritt im, 51.
Ortmann, Fünfzig Jahre eines deutschen Theaterdirectors 80.
Otfrid's Evangelienbuch von Paul Piper und dasselbe von Oscar Erdmann 104.
Otto, Unter Kobolden und Unholden 99.
Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik 56.
Ovid's Tristien, Elegien eines Verbannten. Von F. Poland 40.
Paß, Festliche Glocken 40.
Pagenstecher, Gicht und Rheumatismus 2.
Palm, Briefe aus der Bretterwelt 90.
Paß's Erzählung: Rigberta 96.
Paßau's vier Erzählungen: Frau Musica 8.
„ Aus der Welt der Töne 99.
Paul, Thüringer Räthsel und Charaden 102.
Pabel, Die deutsche Kriegsmarine 48.
Pelz, Katechismus der Ausdauerung 8.
Peschel-Kirchhaff, Völkerkunde 57.
Peschel-Leipaldt, Physische Erdkunde 55.
Petzholdt, Das Militärische aus dem Leben des Königs Johann von Sachsen 29.
Pfarrkirchen in einem Gebirgsdorf 100.
Pfeil, Neue und alte Musikgeschichten 99.
Philippi, Die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit des kirchlichen Bekenntnisses 27.
Pichler, Märchenpracht und Fabelscherz 101.
Piper, Die Sprache und Literatur Deutschlands bis zum 12. Jahrhundert 81.
„ Die Verbreitung der deutschen Dialekte 88.
„ Otfrid's Evangelienbuch 104.
Pioch, Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt 77.
Poe, Der amerikanische Dichterwald 5.
Poland, Historische Gedichte 104.
Polen und die Großmächte 65.
Polko, Unsere Musikelaisser 20.
Pompôl, revue illustrée d'Archéologie etc. 47.
Poße, Die Markgrafen zu Meißen und das Haus Wettin 60, 61.
Pötzsche, Pia desideria, den sächs. Gesangbuchs-Entwurf betr. 99.
Predigten: Leonhardi's Altarreden 17. — Kohlschütter's Predigt vor der Eröffnung der 3. ordentl. Landessynode 46; Luthardt's Predigt am Schluß derselben 55. — Ahlfeld's Abschiedspredigt 49. — Büttner's Predigt: Unsere Aufgabe an den Verlorenen unsers Volks 81. — Drei Abendpredigten beim 22. Congreß für innere Mission in Bremen 95. — Brückner's Predigt zur Jahresfeier des evangel. Missionsvereins in Leipzig 101. — Vier Predigten bei der 35. Hauptversammlung des Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Dortmund 102.
Preller's Odyssee-Landschaften 101.
Presse, Die periodische, im Gebiete der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Halle a. S. 75.
Preuyn, Pompeji. Die neuesten Ausgrabungen 49.
Prohl, Rosige Jugendzeit 101.
v. Präpper, Puppenmütterchen 99.
Pulik' Novelle: Rafaella 7.
Rabenhorst's Kryptogamenflora von Deutschland 2c. 95.
Radenhausen, Christenthum ist Heidenthum 61.
Raebsch, Kurzer Lehrgang der Stenographie nach Gabelsberger's System 102.
Rechtsanwalt, Der, im Hause 66.
Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. Blätter für, 1.
Rechtswissenschaft und Verwaltung 103.
Redenbacher's Erzählung: Die Salzburgerin 92.
Register siehe „Dübers".
Reich, Rath und erste Hülfe bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen 102.
v. Reichenbach's Roman: Die Schloßfrau von Dromnitz 102.
Reichsgesetze, Sammlung kleinerer, von F. Litthauer 66.
Reichskanzlers, Des, Wohlfahrts-Politik und die Demokratie 87.
Rein, Japan nach Reisen und Studien 85.
Reinecke Fuchs von Julius Lohmeyer 2c. 101.
Reiseliteratur 58.
Reymond's humoristisch-satirische Dichtungen 54.
Rhamm, Völkerrecht und Völkerfriede 87.
Richard, Katechismus der Geographie und Statistik der österreichisch-ungarischen Monarchie 7.
Richter, Allgemeine Wirthschaftslehre 76.

Richter, Die Abiturienten der Realschulen I. O. und Gymnasien in Preußen vor dem Forum der Statistik 92.
„ Bürkner und Dieffenbach „Aus dem Kinderleben“ 99.
Riebel'scher Verlag in Leipzig 24.
Riemer, Schloß Hubertusburg 77.
Rietschel, Jugenderinnerungen an Ernst, von A. Oppermann 80.
Riezler's Geschichte Baierns 6.
Riffert, Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit 95.
Rinteln, Darstellung des gesammten neuen Proceßrechts 46, 66.
Rist's Lebenserinnerungen, von G. Poel 87—89.
„**Robertson**“, Der Untergang des deutschen Schooners, 39.
Röder, Italienische Dichter- und Künstler-Profile 80.
Röhricht und Meißner, Die deutschen Pilgerreisen nach dem heiligen Lande 5.
Rolandin's Erzählung: Der Geist der Königin Katharine 7.
Roleggers ausgewählte Schriften 18, 71.
„ Geschichten „Aus dem Walde“ 99.
„ **Roßmann**, Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen 36.
Roßmäßler-Wilkomm, Der Wald 47.
Roßocker Universitäts-Personalien 15.
Roth, Der Burggraf und sein Schildknappe 99.
„ Kaiser, König und Papst 99.
Rückert's Gedankenlyrik, von Dr. G. Voigt 86.
„ gesammelte poetische Werke 92.
„
Ruge, Geschichte unserer Zeit 104.
Sacher-Masoch's „Neue Judengeschichten“ und „Galizische Geschichten“ 61.
Sachsen, Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei 8.
v. Sadern, Das Margarethenbuch 26.
Saling's Börsen-Jahrbuch 43, 53, 67, 77.
Samarow's Roman: Kaiserin Elisabeth 78.
„ Novelle: Garde du Corps 102.
Sander's Abriß der deutschen Stilformenlehre und Verskunst 83.
„ Neugriechische Grammatik 60.
Sartorius und v. Fährig, Die Psalmen 101.
v. Schad, Meine Gemäldesammlung 83.
Schalk, Nordisch-Germanische Götter- und Heldensagen 48.
Schanz siehe „Zentsch“.
v. Schenkendorf, Der praktische Unterricht, eine Forderung der Zeit an die Schule 25.
Scherer's Deutscher Dichterwald 101.
Scherr, Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens 18, 34.
Schirrmacher, Geschichte Castiliens im 12. u. 13. Jahrh. 62.
Schlagintweit, Indien in Wort und Bild 31, 65, 73, 89, 101.
Schlechtendal-Hallier, Flora von Deutschland 18, 49.
Schmidt, Das Wesen der Burschenschaft 9.
„ Das Verhältniß der christlichen Glaubenslehre zu den anderen Aufgaben der akademischen Wissenschaft 46.
Schmitz, Quellenkunde der römischen Geschichte 100.
Schneider's Naturwissenschaftlich-geographischer Handatlas für Schule und Haus 8.
Schöne, Gesetzestext für das deutsche Reich 93.
Schubert's, Ueber Adphalt-Straßen 67.
Schultheß, Betrachtungen über unser classisches, 83.
Schultze, Skizzen hellenischer Dichtkunst 23.
Schirmann, Organisation und Rechtsgewohnheiten des deutschen Buchhandels 71.
v. Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient 55.
Schwerdfeger's Vortrag: König Johann 59.
Seemannstrauß, Zur Warnung für junge Binnenländer erzählt von H. G. B. 40.
Segger, Wer hat die Wahrheit, Rom oder Wittenberg? 91.
Seraphine, Erzählung von A. M. v. Z. 7.
Seyfferth's Staatswirthschaftliche Abhandlungen 7.
Siebmachers, Die Wappenspitzen-Gesetze 2c. 84.
Siegfried's Lustspiel: Walpurgisnacht 64.
Slawi, Die Rumänen 67.
Soldiel, Der kleine Cäsar 85.
Soundsorter, Ulancen und Paritäten des Getreidehandels im Weltverkehr 14.
Spamer's Illustrirtes Konversationslexikon der Gegenwart 67, 100.
„ Jugendschriften 99.
Spieß, Beiträge zu einem Hennebergischen Idiotikon 62.
Spittler's in Basel Jugend- und Volksschriften 92, 96.
Spittgerber, Schlaf und Tod oder die Nachtseite des Seelenlebens 46.
Sproffer, Drei Reden des Abgeordneten, 87.
Staatskirchenrecht. Die neueren deutschen Reichs- und preußischen Staatsgesetze betreffend das, 7.
Stade, Erzählungen aus der neuesten Geschichte 15.
Städtevereinigungsfrage, Zur, Die Schwemmcanalisation 77.
Stärkende Tropfen für Solche, denen die Welt im Magen liegt 101.
Statistische Bureau, Das, für das Königreich Sachsen. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum 33.
Stegmayer, Die Elemente des Clavierspiels 48.
Steiermärkische Geschichtsblätter. Von J. v. Zahn 65.
Steiermärkisches Wappenbuch 13.
Stein, Johannes Fust 85.
Stein's deutsche Geschichts- und Lebensbilder: „Der Salzgraf von Halle“, „Ebitha“ und „In der Dämmerstunde“ 61.
v. Steinau, Der gute Ton für Damen 73.
Steinhausen's Geschichte: Irmela 7, 98.
Stenographie siehe „Constitutionalismus“.
Stenographie-Hefte, Freitag's Anleitung beim Gebrauche der Kriegsschen, 25.
Steuerwald, Lyrisches im Shakespeare 64.
Stier, Türkisches Tagebuch über Vasco da Gama's zweite Reise 1502—1503 15.
Stiftungen in Berlin für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung 38.
Stille, Tagebuch-Blätter der Erinnerung 26.
Stillfried-Alcantara, Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland 34.
Strafprocßrecht, Das deutsche, von Dr. R. E. John 7.
v. Strauß' Novellen: Lebensführungen 7.
v. Strauß und Torney, Der Gesangbuchs-Entwurf 99.
Streiten, Stephan Fern 92.
Stürm, Das neue Fabelbuch 101.
Stylbildungsschule in Bayreuth 20.
Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. 93.
Tezel, der Ablaßprediger. Von Dr. Körner 27.
Theater. Leipziger, 3, 9, 13, 15, 19, 21, 33, 25, 29, 31, 35, 37, 41, 45, 49, 51, 55, 55, 57, 65, 69, 71, 73, 75, 77, 79, 81, 83, 85, 89, 91, 95, 99, 101, 103. Carola-Theater 33.
Theurieux, Der Wohnungs-Miethvertrag 2c. 87.
v. Thüngen, Wild und Wald 47.
Tieß, Die geschichtliche Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins 42.
v. d. Traun, Excursionen eines Oesterreichers 1849—1879 39.
Trommer, Die Vegetationsverhältnisse im Gebiete der oberen Freiberger Mulde 96.
Umlauft, Die österreichisch-ungarische Monarchie 95.
Unfallversicherungsgesetz. Literatur über das, 41, 45.
Unsicherheit der deutschen Armee 18.
Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart 4, 13, 19, 26, 39, 47, 55, 79, 89, 97.
Urgeschichts-Forschung. Zur deutschen, 1.
Vacuus, Die Bürger von Paris 7.
Vaterländisches Ehrenbuch 99.
Veckenstädt, Wendische Sagen, Märchen und Gebräuche 3.
Verne, „Das Dampfhaus“ und „Der Triumph des 19. Jahrhunderts“ 8.
Verzeichnisse der bei der Redaction der Leipziger Zeitung eingegangenen buchhändlerischen Novitäten 9, 17, 26, 35, 44, 53, 62, 70, 79, 88, 97.
Vogel's Katalog von Kupferstichen 2c. 47.
Vom Fels zum Meer. Spemann's illustrirte Zeitschrift 71, 96.
Voß' Trauerspiel: Die Patriotin 97.
v. Wächter, Carl Georg, Leben eines classischen Juristen. Von O. v. Wächter 29.
v. Wächter's Pandekten 7, 66.
Waddington, Die Seele des Menschen. Deutsch von Prof. Moesch 55.
Wagner, Handbuch für Gold-, Silber-, Bronze-Arbeiter und Juweliere 2c. 87.
Wägner's „Hellas“ und „Rom“ 99.
v. Wald, Amor in Frack und Uniform 85.
Waldmüller's Roman: Die Somosterra 43.
Walter, Die Zwangsvollstreckung in Verwaltungssachen 103.
Wangemann, Einführung in das Verständniß des Dr. Martin Luther'schen Katechismus 37.
Warnuch, Zur Geschichte der Hohenzollern 6.
„ Die Wartburg und Eisenach 67.
Wechselordnung, Die allgemeine deutsche, und das Reichsgesetz über die Wechselstempelsteuer von Borchardt, Hoyer und Gaupp 7.
Weigel, Eberh., Ein Lebensbild von Edm. Spieß 59.
Weihnachtsliteratur 96, 99, 101. Weihnachtskataloge 101.
Weltpost, Die, Blätter für deutsche Auswanderung 2c. 37, 52, 58, 71.
Werner, Karl Friedrich, Erinnerungen aus dem Leben des seligen Pfarrers, 92.
Weyprecht, Der österr. Nordpolfahrer. Von H. v. Littrow 84.
Whately, Louise Rabella's Erfahrungen. Deutsch von Emilie v. Bunsen 59.
Wichert's Strand-Idyll: Ranschen 8.
Wiener, Das evangelische Pfarrhaus in seiner socialen Bedeutung 82.
Wiener Monumental-Bauten 42.
Willkomm, Spanien und die Balearen 79.
„ Führer ins Reich der Pflanzen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz 89.
v. Winterfeld, Lustige Geschichten 85.
Wir Beide, Graham und ich. Deutsch von Marie Morgenstern 100.
Wissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen 49.

Witte, Arbeit und Besteuerung des Menschen und der Maschinen 87.
Wolff, Die Literaturkunde in der Mittelschule 25.
Wolfrum, Die öffentl. Handelslehranstalt zu Leipzig ꝛc. 8.
Wucher, Das Reichsgesetz betr. den, von Dr. v. Schwarze 66.
Wülcker, Altenglisches Lesebuch 48.
Wurm, Der Buddhismus 33.
Zeitschrift des königl. preuß. statistischen Bureaus 19.
„ für Gesetzgebung und Praxis, von W. Hartmann 66.
„ des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde 104.
Zeller, Katechismus des deutschen Reichs 7.
v. Zezschwitz, Die Christenlehre im Zusammenhang 57.
Zirngiebl, Johannes Huber 91.
v. Zollern's histor. Erzählung: Meister Norden 61.

3. Vermischtes.

Dichterreise durch Sachsen, Eine, vor 81 Jahren (Heinrich v. Kleist's) 104.
Freiberger Alterthumsverein 31.
Kirche in Oberfrankenhain, Die, 102.
Lassalle's Grab 67.
Rostocker Universitäts-Personalien 15.

4. Nekrolog.

Bruhns, Prof. Dr. Carl Christian, Geh. Hofrath zu Leipzig 64.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Donnerstag und Sonntag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandversandt) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 1. Sonntag, den 2. Januar. 1881.

Inhalt: Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit, von Conrad Fiedler. — Alte Hochzeitsgebräuche im Gröbnerthal, von Anna Löhn-Siegel. — Zur deutschen Urgeschichtsforschung. — Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt.

Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit.

Von **Conrad Fiedler.**

Als auf dem Gebiete der Literatur und der bildenden Kunst die realistische Auflehnung gegen Schulzwang und Ueberlieferung ihre ersten Thaten vollbrachte, konnten sich die vereinzelten Wagstücke revolutionärer Talente inmitten allgemeiner Mißbilligung nur wenig Anerkennung, seltene Nachfolge erringen. Seitdem ist Manches anders geworden. Die Production, mochte sie auch Scheu tragen, den realistischen Tendenzen bis zu ihren äußersten Consequenzen zu folgen, hat sich doch manche Resultate der neuen Bestrebungen zu Nutze gemacht. Die Kritik, mochte sie auch ihren, der realistischen Doctrin principiell entgegengesetzten Standpunkt nicht aufgeben, hat sich doch nach und nach zu einer bedingten Anerkennung verstehen müssen. Als im Laufe der letzten Jahre in Frankreich zwei der hervorragendsten Talente der realistischen Richtung, der Maler Courbet und der Schriftsteller Flaubert starben, konnte ohne Widerspruch das Zugeständniß gemacht werden, daß es zu einem großen Theile den Werken dieser Beiden zu verdanken sei, wenn sich in den letzten Jahrzehnten ein bedeutendes Streben der Künstler nach genauer Beobachtung der Natur und engem Anschluß an das Leben geltend gemacht habe. Aber man würde sich sehr täuschen, wenn man die Bedeutung der realistischen Bewegung damit erschöpft glaubte. Während man meinte, den Realismus gleichsam in allerhand Canäle fassen und den verschiedensten Gebieten der Kunst zuführen zu können, war er selbst allmälig zu einer Fluth angewachsen, die nunmehr unaufhaltsam emporsteigt und Alles zu verheeren und zu bedecken droht, was in dem weiten Reiche der Kunst bisher Auge und Sinn erfreute. Es handelt sich nicht mehr um einzelne Versuche. Die Schulen der Realisten, Naturalisten, Impressionisten, Veristen gebieten über eine gewaltige Schaar offener und geheimer Anhänger, über den Beifall eines weiten Publicums. An der Spitze steht eine resolute Schaar radicaler Elemente, die, was als eine einzelne Richtung entstanden war, als alleiniges Kunstprincip verkündigt und mit der Verachtung alles Hergebrachten die Ueberzeugung verbindet, daß ihr die Zukunft gehöre.

Es besteht ein tiefer innerer Zusammenhang zwischen dieser Bewegung und den allgemeinen geistigen Strebungen der Gegenwart. Die Kunst steht nicht an der Spitze des geistigen Lebens unseres Zeitalters; nur im Gefolge erscheint sie derjenigen geistigen Tendenzen, die das Vorwärtsstreben der lebenden Generation darstellen. Die großen Fragen der praktischen Gestaltung des Lebens auf der einen Seite, die Aufgabe einer immer erweiterten und vervollkommneten theoretisch-wissenschaftlichen Erkenntniß der Welt auf der andern Seite sind es, welche den besten Theil der intellectuellen Fähigkeiten für sich in Anspruch nehmen und über alle Kraft der Leidenschaft verfügen.

Es geht ein nivellirender und ein unerbittlich positiver Zug durch die Welt. Lange hat die Kunst gebraucht, um dem Hange der Zeit auch ihrerseits zu folgen; nun ist aber auch für sie die Zeit der Romantik vorüber; mit gewaltigen Schritten sucht sie der vorangeeilten Zeit nachzukommen. Noch niemals, so lautet die Ueberzeugung der modernen Naturalisten, haben die Künstler die Natur in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Nacktheit gesehen; noch niemals haben sie den Muth gehabt, sie unerschrocken so darzustellen, wie sie ist. Die gesammte Kunst der Vergangenheit ist eine Beschönigung, eine Verälschung der Wirklichkeit. Jetzt erst, da die Menschheit anfängt, sich aus den Banden des Vorurtheils und des Aberglaubens zu befreien, beginnt auch der Künstler die Fesseln abzustreifen, in denen ihn eine Jahrtausende alte Tradition festhielt, und seinerseits dem großen, aller menschlichen Thätigkeit gesteckten Ziele, der Wahrheit, zuzustreben. Ganz ausdrücklich berufen sich die Wortführer der Schule auf die Errungenschaften des wissenschaftlichen Denkens. Sie beanspruchen für die Kunst dasselbe Recht, dieselbe Freiheit, sie erklären jeder Rücksicht den Krieg, die der Darstellung des Lebens in seinem allerweitesten Umfange hindernd, beschränkend in den Weg treten könnte, sie verspotten jede Regel, der die künstlerische Thätigkeit sich unterwerfen solle. Nicht eine neue Entwicklungsphase der künstlerischen Thätigkeit wird durch diese radicalen Principien bezeichnet, vielmehr besinne sich die Kunst, nachdem sie bisher gleichsam im Stadium der Kindheit ziellos umhergeirrt sei, endlich auf den ganzen Ernst ihrer Aufgabe und beginne nun eigentlich zum ersten Male Kunst im wahren, des aufgeklärten Menschen würdigen Sinne zu sein.

Zola in seiner Charakteristik Balzac's bezeichnet die Zeit, da dieser auftrat, als diejenige, wo die classische Literatur im Absterben begriffen gewesen sei, wo sich in der erweiterten Form des Romans das Werkzeug gebildet habe für die umfassende Untersuchung, der der Geist der neuen Zeit die Geschöpfe und die Dinge zu unterwerfen begonnen habe. Er sieht in dem Werke Balzac's die glänzendste Bestätigung der modernen geistigen Entwickelung und rühmt von ihm, daß er die Lüge der alten Gattungen der Dichtkunst getödtet, die Zukunft begonnen habe. In einer seiner kritisch-polemischen Schriften, wo er die Anhänger der naturalistischen Schule gegen die abfälligen Urtheile, gegen die Beschimpfungen in Schutz nimmt, denen sie von Seiten der Romantiker ausgesetzt seien, bezeichnet er jene als die Arbeiter der Wahrheit, diese als die Arbeiter des Ideals. Er wirft den Romantikern vor, daß sie sich auf ein Dogma, auf den Glauben an einen Gott, auf die Annahme eines Ideals stützten; von den Naturalisten rühmt er, daß man sich mit ihnen auf dem Boden des Positivismus fühle. Der Naturalismus sei die Literatur eines Zeitalters der Wissenschaft, das nur an Thatsachen glaube. Im October 1879 veröffentlichte Zola im Voltaire seinen bekannten Aufsatz „le romau experimental"; hier

schildert er, wie die moderne, auf das Experiment gegründete naturwissenschaftliche Methode, allmälig von der unorganischen zu der organischen Natur aufsteigend, den Mechanismus der Vorgänge nachweist; er sieht voraus, daß man dieselbe Methode auch auf die Vorgänge in Gemüth und Geist des Menschen ausdehnen müsse und betrachtet den noch in seinen Anfängen befindlichen, aber zu großer Zukunft berufenen, auf das Experiment gegründeten Roman als die unserem wissenschaftlichen Zeitalter angemessene Literatur; er stellt ihn ausdrücklich der classischen und romantischen Literatur gegenüber, welche einem Zeitalter der Scholastik und der Theologie entsprochen habe.

Nicht weniger charakteristisch lauten mancherlei Aussprüche, die von Courbet berichtet werden; er bezeichnet sich als den aufrichtigen Freund der wahren Wahrheit; den jungen Malern, die ein Atelier unter seiner Direction eröffnen wollten, verkündigt er, daß die Malerei in nichts anderem bestehen könne als in der Darstellung von Gegenständen, die der Künstler sehen und greifen könne. Er konnte in Zorn gerathen, wenn ihm nur vom Ideal, als der Aufgabe der Kunst, gesprochen wurde.

„Das Wesen des Realismus", so lautete sein Bekenntniß, „ist die Negation des Ideals; zu dieser haben mich seit fünfzehn Jahren meine Studien hingeführt und noch niemals bis zum heutigen Tage hat irgend ein Künstler sie kategorisch zu behaupten gewagt."

Mag man einer so consequenten Formulirung der neuen Lehre auch nur bei ihren extremen Vertretern begegnen, so ist der Sinn, der aus jenen Aeußerungen spricht, doch ein sehr verbreiteter; Beweis genug sind die Zustände, die sich in den germanischen so gut, wie in den romanischen Ländern, in den jedenden und bildenden Künsten immer mehr herausbilden. Und was steht der unwiderstehlichen Macht dieser Bewegung entgegen? Bildung und Geschmack, ein auf Ueberlieferung und Herkommen ruhender geistiger Zustand haben nicht die Widerstandskraft einer staatlichen und gesellschaftlichen Organisation. Denn der Mensch weiß die Güter, von denen sein materielles Wohl abhängt, besser zu vertheidigen und ungeschmälerter auf seine Nachkommen zu überliefern als seinen geistigen Besitz.

Ist dem nun so, befinden wir uns wirklich inmitten einer Epoche, in der eine ganze Welt des künstlerischen Lebens durch das unaufhaltsame Erstarken und Umsichgreifen einer großen, Alles durchdringenden, Alles erschütternden, Alles umgestaltenden Bewegung mit dem Untergange bedroht ist, so drängen sich dem Beobachter und Beurtheiler geistiger Vorgänge zwei Fragen auf. Liegt nicht die Rechtfertigung für das oppositionelle Auftreten jener leidenschaftlich entschlossenen Richtung in den Zuständen, die sich in der künstlerischen Production sowol wie in der künstlerischen Bildung und ästhetischen Kritik in unserem Jahrhundert herausgebildet haben? Und zweitens, wenn es sich herausstellen sollte, daß die neue Richtung in ihrem Zerstörungswerk nur das zu vernichten suche, was der Vernichtung werth gehalten werden müsse, kann ihr dann auch das höhere Zugeständniß gemacht werden, daß sie das zu halten berufen sei, was sie zu ansprauchsvoll verspricht?

Ziehen wir zunächst die künstlerische Production in Betracht, so ist es kein ganz gerechter Vorwurf, wenn man der Zeit im Allgemeinen die künstlerische Begabung abspricht. Auch wer sich nicht von dem Glanze blenden läßt, mit dem die Urtheilslosigkeit der tonangebenden Classen scheinbare und untergeordnete Begabungen umgiebt, wird doch anerkennen müssen, daß dem verständigen Blick sich oft gerade da, wo sich die Aufmerksamkeit der Welt nicht hinlenkt, das Vorhandensein ächter und seiner künstlerischen Kraft enthüllt. Aber auf eine lange Zeit, in der die gesammte künstlerische Production von allgemeinen Strömungen getragen und von hervorragenden führenden Kräften zusammengehalten wurde, ist eine Zeit gefolgt, in der die producirenden Kräfte jeglicher Führung entbehren. Die Welt des künstlerischen Schaffens, die sonst bei allem Reichthum als ein Ganzes aufgefaßt werden konnte, erscheint jetzt wie in Tausende von Trümmern zerschlagen. Jetzt erst hat die Zeit des Epigonenthums begonnen. Alle die Kräfte, die an ein selbständiges, der Zeit eigenthümliches großes Streben sich nicht anlehnen können, suchen in ihrer Vereinzelung irgendwo in der Vergangenheit einen Halt.

Alle Wege, die die Kunst jemals gegangen, werden ausgespürt; und waren es große Geschlechter gewesen, die diese Wege gefunden und gebahnt hatten, so sind es jetzt kleine Nachkommen, die sich groß dünken, wenn sie auf denselben Wegen wandeln. Wie ein Bann lastet diese Zersplitterung auf allem Schaffen. Ist es zu verwundern, wenn starke Geister auftreten, die diesen Bann zu sprengen suchen? Sind sie zu verdammen, wenn sie sich zu retten suchen von jenem Schicksale der Vereinsamung, welchem ein vereinzeltes künstlerisches Bemühen rettungslos verfällt? Sie wollen nicht Epigonen sein und sich nicht dazu resigniren, daß ihre Begabung sich in einem engen Kreise und an beschränkten Aufgaben verbrauche; sie fühlen Kraft genug in sich, um die Production aus ihrer Zersplitterung zu retten, um die schaffenden Kräfte um eine einzige große Aufgabe zu versammeln und so der Kunst zugleich mit einem neuen Ziele auch eine erneute Bedeutung zu verleihen.

Die Folge aber jener Zersplitterung ist es, daß die Kunst allmälig in Unwahrheit verfallen ist. Freilich ist das Verhältniß heutzutage ein anderes, als in jenen früheren Epochen, als Rückkehr zu Natur und Wahrheit das Losungswort derer war, die eine neue Zeit heraufführten. Erstarrung in Manier und Unnatur, bewußte Abwendung von der Natur ist nicht das, was der gegenwärtigen Production im Allgemeinen zum Vorwurfe gemacht werden kann. Es sind andere Arten der Unwahrheit, welche den Widerspruch herausfordern. Affectation ist jenes gesammte öffentliche und private Kunsttreiben, jene künstlich durch Nachahmen und Entlehnen aus allen schaffensreichen Zeiten hergestellte künstlerische Maske, in der eine Zeit einhergeht, der eine eigene künstlerische Physiognomie versagt ist. Männlicher erscheint es und aufrichtiger, gegen jenen Trug zu protestiren und mit wenn auch noch so grellen Farben zu zeigen, wie die Zeit eigentlich aussieht, was sie aus ihren eigenen Kräften hervorzubringen vermag. Affectation ist aber das Kennzeichen nicht nur jenes äußerlichen Kunstlebens; ihr verfällt die gesammte Production, wenn sie nicht von allgemeinen, sich von selbst darbietenden Aufgaben zusammengehalten und getragen wird. Denn nun sind die Künstler in die Nothwendigkeit versetzt, zu suchen, und wer suchen muß, der zeigt dadurch von vornherein, daß er das einfach Natürliche, Selbstverständliche, was nicht gesucht zu werden braucht, entbehrt und nur das Entlegene, das Außergewöhnliche finden kann. Es hat etwas Verzweifeltes, zu sehen, wie die künstlerischen Triebe und Kräfte, in Ermangelung eines ihnen durch Zeit und Umstände gegebenen Gebietes, rathlos nach irgend einem Boden suchen, auf dem sie sich entwickeln können. Das Suchen nach Stoffen ist eine der verhängnißvollsten Nothwendigkeiten, in welche ein werbeslustiges künstlerisches Streben sich versetzt finden kann. Unausbleiblich ist es, daß dem Stoffe eine affectirte Wichtigkeit und Bedeutung zu Theil wird, und wenn das der unbedeutenden und unlauteren künstlerischen Kraft willkommenen Vorschub leistet, so ist es für den hervorragenden Künstler das leidige Hinderniß, welches ihm die Möglichkeit einer rein künstlerischen Wirkung verkümmert.

Was wird dem Publicum in Poesie und bildender Kunst Alles vorgeführt, wie wird seine Wißbegierde, seine Neugierde, ein eingebildetes geschichtliches und culturgeschichtliches Interesse, seine archäologischen Neigungen und Anderes mehr

ausgebeutet! Es ist ein Wetteifern, wer ein neues Stoffgebiet entdeckt, auf welches er das Interesse möglichst weiter Kreise concentriren kann. So entstehen alle die Moderichtungen in der heutigen Production, die wechseln und sich ablösen gemäß dem ebenso schnell erschöpften wie leicht erregten Antheil der großen Masse.

Derselbe Umstand, der in den unteren und mittleren Sphären diese ganze Welt des künstlerischen Scheines und Truges hervorruft, wird aber unwillkürlich und unaufhaltsam auch den höchsten und ernstesten Begabungen verderblich. Was sich ihnen in ihrer Zeit und in der sie umgebenden Welt nicht von selbst darbietet, das müssen sie anderswo suchen und in dieser nothgedrungenen Entfernung von dem Bewußtsein der Welt, der sie angehören, in der Entfremdung von dem großen geistigen Besitz, der das Gemeingut ihrer Zeitgenossen ist, liegt die unverschuldete Affectation, die oft unbewußte Unwahrheit ihrer Leistungen. Sie flüchten zu den großen Vorbildern der Vergangenheit und machen sich zu Schülern einer Zeit, der man hätte angehören mögen, die man aber nicht zurückrufen kann. Sie retten sich in Vorstellungskreise, die keine Macht mehr über den Menschen besitzen, sie fühlen sich vereinsamt und unverstanden und anstatt der Welt anzugehören, suchen sie sich eine kleine Welt zu bilden, die ihnen angehört. Sie stehen nicht an der Spitze ihrer Zeit, sondern außerhalb derselben.

Es ist sehr bezeichnend, daß heutzutage vorzügliche Leistungen, namentlich auf poetischem Gebiete, solchen gelungen sind, die, einem beschränkten Kreise angehörend, sich in diesem ausgelebt haben. Man denke an Erscheinungen, wie Reuter *und* Keller. Ihre Leistungen ruhen auf einem positiven Boden, sind natürlich und gesund emporgewachsen, ihnen gleichsam zugewachsen, sind durchaus wahr und, wenn ihre Bedeutung auch eine beschränkte ist, so sind sie doch innerhalb dieser Beschränkung unmittelbar verständlich. Sobald sich aber die künstlerische Kraft auf dem großen Schauplatz der Welt befindet, sobald sie es versucht, theilzunehmen an dem Kämpfen und Streben der großen Zeitmächte, sobald sie das Leben der Zeit mitleben will, um aus ihm die Kräfte zu dem eigenen Dasein zu gewinnen, fühlt sie keinen Boden mehr unter sich und muß sich erst künstlich einen Boden suchen, auf dem sie Fuß fassen kann. Man kann darum das *Unternehmen jener Naturalisten* nicht unerklärlich, ja sogar *nicht ungerechtfertigt* finden. Sie wollen auf eigenen Füßen stehen und sie sind zugleich entschlossen, mit ihrem Wollen und Denken der Zeit anzugehören, in der sie leben. Sie zerstören rücksichtslos jene ganze Welt eines innerlich unwahren Schaffens und behandeln die idealen Stätten, die sich ein höheres künstlerisches Bedürfniß gegenüber einer feindlichen realen Welt bewahrt hat, als eine Zuflucht für überwundene Irrthümer und veraltete Vorurtheile. Sie stellen den Künstler wieder auf den Boden der ihn umgebenden Welt und mitten in seine Zeit hinein. Sie zeigen ihm das Leben, wie es ist und verlangen von ihm nichts anderes, als dessen getreue Darstellung. Sie sehen das Leben vor sich und diese Thatsache ist ihnen genügend, sie fragen nicht und urtheilen nicht, wie es anders und besser sein könnte und sollte, sie versenken sich in seine Betrachtung und sein Studium und haben so den großen unerschöpflichen und zugleich einzigen Stoff gefunden, der niemals veraltet, der das Gemeingut des allgemeinsten Verständnisses ist, der, sobald er nur einmal entdeckt ist, sich als der naturgemäße und selbstverständliche darbietet und nicht gesucht zu werden braucht.

Aber das naturalistische Princip wendet sich nicht nur gegen eine Production, die auf ihm ganz entgegengesetzten Anschauungen ruht; es dringt auch da auf seine volle Durchführung, wo es zwar anerkannt wird, aber doch nur zu einer bedingten Anwendung gelangt. Hier nun erscheint es doppelt im Recht. Es giebt einen uneingestandenen halben Naturalismus, der aller Berechtigung entbehrt. Es ist nur Zaghaftigkeit, Schwäche, falsche Scham, was jene verstohlenen Naturalisten hindert, das mit Bewußtsein und Offenheit zu thun, wozu sie sich doch getrieben sehen. Es ist ein Verdienst, das künstlerische Bestreben aus dem Banne von Rücksichten zu befreien, die eines inneren künstlerischen Grundes entbehren. Hat sich aber der Naturalismus erst von aller Rücksicht emancipirt, so sieht er sich durch sein eigenes Princip unaufhaltsam vorwärts gedrängt. Jeder Folgende wird den Vorhergehenden zu überbieten suchen, indem er immer mehr und mehr der natürlichen Lebensvorgänge in den Kreis der Darstellung zieht, indem er seine Darstellung immer treuer, immer unverblümter zu machen bestrebt ist.

Es ist die Zuversicht der jungen Schule, daß sie, die ihre steigende Entwicklung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gefunden hat, das zwanzigste und wol noch einige folgende Jahrhunderte beherrschen werde. Wenn sie auf die Stellung und auf die Ausbreitung sieht, die sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit den älteren Richtungen der Production gegenüber erlangt hat, so mag sie in ihrer Zuversicht wol bestärkt werden. Neben der Production steht aber noch eine andere Macht, mit der sich jede neue Erscheinung auseinanderzusetzen hat. Die naturalistische Bewegung mußte erst zu einer gewissen Bedeutung heranwachsen, ehe es deutlich zu Tage treten konnte, welche Schranken ihr in der gesammten geistigen Verfassung der Gesellschaft entgegenstehen, was sie zu überwinden hat, um an die Stelle des flüchtigen Beifalls einer urtheilslosen Menge den dauernden Besitz einer unbestrittenen Anerkennung zu setzen. Wir haben uns sagen müssen, daß ihr in ihrem Widerspruche gegen die herrschenden Zustände auf dem Gebiete des künstlerischen Schaffens die Berechtigung nicht abzusprechen sei; wir müssen sie in diesem zweiten Kampfe beobachten und zusehen, ob dem herkömmlichen Verhältniß, in dem die Welt zur Kunst steht, mehr berechtigte Widerstandskraft gegen ihre radicalen Ansprüche innewohnt, als den bisher herrschenden Kunstrichtungen selbst.

Wenn man sich der Wahrnehmung nicht verschließen kann, daß sich die künstlerische Production in tausend Nebenwege vereinzelt, so wird man auch der anderen Wahrnehmung beipflichten, daß der Antheil des Publicums an den künstlerischen Leistungen nicht von einheitlichen großen Impulsen belebt wird. Die Kunst ist dem Schicksal verfallen, ein Gegenstand des Genusses, nicht des Bedürfnisses zu sein. Und welcher Art des Genusses! Es herrscht in denjenigen Sphären, in denen einiges künstlerische Interesse zu den Requisiten eines verfeinerten Daseins gehört, eine gewisse geistige Blasirtheit; die bestigeren, tiefer gehenden Erregungen bleiben meist den Fragen des materiellen Interesses vorbehalten. Daher ein gewisses Verhalten den künstlerischen Leistungen gegenüber, welches bei allem scheinbaren Antheil, bei aller wirklichen Bereitwilligkeit zu materiellen Opfern doch denjenigen zur Verzweiflung treiben kann, der seine ganze Existenz für sein Streben einsetzt. Denn es ist kein Miterleben des künstlerischen Thuns, aus dem allein Verständniß und mit dem Verständniß Interesse erwachsen kann, sondern nur ein Entgegennehmen der fertigen Leistung. Die Begeisterung, die den Menschen concentrirt und in einer bestimmten Richtung fortreißt, erscheint ersetzt durch eine behagliche Genußsucht, die Allem etwas abzugewinnen weiß. An Stelle der Ueberzeugung ist es die Laune, welche die Wahl bestimmt. Eine beständig wechselnde Vorliebe kann in jeder neuen Erscheinung immer nur wieder eine neue Mode erkennen, die eine Zeitlang die künstlerische Genußfähigkeit befriedigen, sie dann übersättigen und einer neuen Mode den Platz einräumen wird. Wol mögen ernsthafte Begabungen jede Berührung mit diesen Sphären zu vermeiden suchen, die Ausbeutung derselben denen überlassend, die im Grunde keinen höheren Anspruch machen, als einer Liebhaberei zu genügen; nur zu häufig aber müssen sie die Erfahrung machen, daß in der geistigen Verfassung derjenigen Classen, die nun einmal das große Publicum für die Er-

zeugnisse der künstlerischen Thätigkeit bilden, ein unüberwindliches Hinderniß für jeden dauernden und allgemeinen Aufschwung liegt. Wer nicht verborgen und gänzlich vereinsamt bleiben will, der sieht sich auf jenes Publicum angewiesen und, indem er der Gefahr zu entgehen sucht, seine Kraft und Schaffenslust durch den Mangel an Theilnahme versiegen zu sehen, geräth er in die nicht geringere Gefahr, das Werk, an dem der ganze Ernst und der ganze Werth seiner Natur Theil hat, der Seichtigkeit, Oberflächlichkeit, Frivolität preisgegeben zu sehen.

Vergegenwärtigt man sich das, so kann man einer Bewegung die innere Berechtigung nicht absprechen, die sich mit Entschiedenheit und Muth gegen solche Zustände auflehnt. Der Versuch wenigstens ist gemacht, die Kunst aus den Händen anspruchsvoller und im Grunde gleichgiltiger Liebhaberei zu erlösen, sie auf den großen Schauplatz des Lebens zurückzuführen. Ist es doch die ausgesprochene Absicht jener Neuerer, nicht der Unterhaltung, nicht dem Vergnügen dienen zu wollen; vielmehr indem sie die Wahrheit und nur die Wahrheit als ihr Ziel hinstellen, versuchen sie, ihrer Aufgabe den höchsten Ernst zu verleihen, den nur überhaupt ein menschliches Unternehmen haben kann. Sie wenden sich nicht an jene überfeinerten Classen, die nur vorübergehender Aufregungen fähig sind, sie wollen ein Werk schaffen, welches sich an das allgemeinste Interesse wendet und durch die Leidenschaft und die Begeisterung, aus denen es hervorgegangen ist, die Masse derer fortreißt, die der Leidenschaft und der Begeisterung noch fähig sind.

Kämpft die emporstrebende Richtung gegen die innere Theilnamlosigkeit des breiten Kunstpublicums, so befindet sie sich auch in entschiedenem Widerspruch gegen die Formen, die das Verhältniß zur Kunst in dem engeren Kreise derer angenommen hat, die aus der Kunst den besondern Gegenstand ihres Interesses machen. Hier begegnet sie entweder einer vornehm resignirten Abwendung von allen modernen künstlerischen Bemühungen oder der Anmaßung, die Production einer fremden Autorität unterwerfen zu wollen.

Freilich ist es nur durch das Einleben in jene vorzüglichsten, aus früheren Zeiten auf uns gekommenen Werke möglich, sich das höchste Verständniß für die Leistungen der künstlerischen Fähigkeit zu erwerben. Und kann man dann denen, die dies erreicht haben, einen Vorwurf machen, wenn es ihnen unmöglich erscheint, das überhaupt als eine Welt der Kunst anzuerkennen, was durch einen so weiten Abstand von derjenigen Welt der Kunst getrennt ist, zu der sie den Zugang gewonnen haben? Aber das Studium der Kunstwerke soll mehr geben als Urtheil, mehr als eine gesteigerte Empfindung für die bewundernswerthen Leistungen der höchsten künstlerischen Kraft; es soll hinter den Kunstwerken jene Kraft selbst erkennen lehren. Höher als alle Leistungen, die vergänglich sind und veralten, steht die menschliche Natur, die in jeder Generation wieder jung wird. Sie ist es, die sich zu allen Zeiten nach allen Seiten ausleben muß, wenn auch in ihrem reichen und wechselvollen Leben bald die eine, bald die andere Seite sich kräftiger und glänzender hervorthut. Dann aber begreift man, daß die Kraft sich als Kraft fühlt und nicht vergleicht, daß sie leben will, weil sie da ist, und sich auflehnt gegen Jene, die Alles vornehm ignoriren, was nicht den höchsten Begriffen der Kunst entspricht. Man begreift, daß die Kraft, die vorwärts strebt, die Raum haben will für ihre eigene Entwicklung, sich rücksichtslos gegen das Alte in Geltung zu setzen sucht, daß sie sich bis zur Geringschätzung, bis zur Verachtung des Alten getrieben sieht, da dieses ihr als Hemmniß ihrer eigenen Entfaltung entgegentritt.

Ist es die radicale naturalistische Schule, welche die Berechtigung des künstlerischen Schaffens Jenen gegenüber wahrt, welche der Gegenwart diese Berechtigung bestreiten, so ist sie es auch, welche aller unberechtigten Kritik am rücksichtslosesten spottet und für die Freiheit und die Selbständigkeit der Kunst eintritt.

Der gewöhnlichen Tageskritik gegenüber bedarf es freilich kaum einer ausdrücklichen Auflehnung; gewohnt nur an dem Hergebrachten sich zu erproben, die vorkommenden Erscheinungen in ihre Rubriken einzuordnen, ist sie durch das Auftreten einer so radicalen Neuerung desorientirt. Ihr gegenüber wird eine Production, der nur einige Kraft innewohnt, auf die Dauer immer im Recht bleiben. Einer nachdrücklicheren Verwahrung bedarf die productive Kraft gegenüber der Autorität, die ihr im Namen des guten Geschmacks entgegentritt. Mit keinem Ausdruck kann mehr Mißbrauch getrieben werden, als mit diesem. Das, was man anspruchsvoll so zu nennen pflegt, ist in der Regel doch nur ein unklares Gemisch von Gewohnheiten und hergebrachten Meinungen. Es beruht auf der Autorität dessen, was durch eine bereits erworbene Anerkennung geheiligt ist, sich Anerkennung nicht erst zu erwerben braucht. Es kennzeichnet sich durch eine übermäßige, unfruchtbare Pietät für das Vorhandene, die allen Unproductiven eigen ist und versagt jeder Erscheinung den Beifall, die sich nicht durch ein überliefertes Vorbild zu rechtfertigen vermag. Dieser gute Geschmack ist der Tod für alle Production; ihr ist Freiheit und Spielraum vor Allem nöthig. Es ist ein Beweis von Ursprünglichkeit und Kraft, wenn Künstler auftreten, die alle jene Fesseln sprengen. Wenn man vor die Alternative gestellt ist, denen beizupflichten, die, jeder productiven Fähigkeit ermangelnd, nur ängstlich besorgt sind, daß das unangetastet gewahrt bleibe, was sie als eine geistige Errungenschaft, als einen geistigen Besitz ansehen, oder denen, die im Gefühl ihrer productiven Kraft den Besitz geringachten, wenn er nicht zu neuem Besitze führt, die jeder Zeit bereit sind, die Vergangenheit preiszugeben, weil sie in sich selbst die Gewähr einer Zukunft haben: auf welche Seite möchte man sich wol wenden? Auch ist es im Grunde nur eine Frage der Zeit, ob jener gute Geschmack einer künstlerischen Erscheinung, welche ihm Hohn spricht, Widerstand leisten kann. Das Leben hat eine unwiderstehliche Macht, und während Alle, die schaffen, wenn sie auch zugleich zerstören, dem Leben angehören und mit ihm vorwärts schreiten, treten Diejenigen, die an dem Bestehenden festzuhalten suchen, allmälig aus dem unaufhaltsam sich erneuernden Leben heraus, bleiben zurück, vereinsamen, um endlich ganz zu verschwinden. Jede Zeit hat solche Reste ihrer eigenen Vergangenheit, sie gehören den oberen Schichten der Bildung, niemals aber den treibenden entwicklungsfähigen Elementen an, sie vermögen den Gang der Zeit weder aufzuhalten noch zu lenken. (Fortsetzung folgt.)

Alte Hochzeitsgebräuche im Gröderthal.

Von **Anna Lützn-Siegel.**

Dies von der Schienenstraße der Neuzeit entfernt liegende Tirolerthal hat sich noch manches Alterthümliche bewahrt, was andere, minder verborgene Thäler desselben Landes schon abgestreift haben. Zwar sollen auch im „Gröden", wie die Bewohner ihre Heimath nennen, jene alten Hochzeitsgebräuche, von denen ich erzählen will, immer mehr verschwinden und die „deutsche Sitte": eine Hochzeitsreise zu machen, wär's auch nur bis Innsbruck, soll oft an die Stelle heimischen Brauches treten, allein es giebt der zäh am „heiligen Herkommen" Haftenden doch noch Viele, und diese Zähigkeit ist ein Hauptcharakterzug des Tirolers und schützt ihn vor der Neuerungssucht. Der alte emeritirte Curat des vornehmlichsten Ortes im

Gródnerthal, des Dorfes St. Ulrich, sagte, indem er mir die nachfolgenden Notizen über die Gródner Hochzeitsgebräuche gab:

„Die Moderngesinnten feiern nach, denn eine Hochzeitsreise ist eine Nachfeier, die Altgesinnten feiern vor, und wie peinlich sie das thun, hab' ich hier aufgeschrieben."

Er überreichte mir eine von ihm verfaßte Schrift, aus der ich das Nachfolgende entlehne. Vorher einige Worte zur Orientirung über Land und Leute.

Das durch seine Holzschnitz-Industrie bekannte Gródnerthal (in der Gródnersprache: val Gherdeina) steigt südöstlich von der Station Waidbruck im Eisackthale in die Porphyrberge empor und wird vom Gródner- oder Dirschingerbach, der im Seceda mündet, durchströmt. Bis vor etlichen zwanzig Jahren führte nicht einmal eine Fahrstraße in dieses entlegene Hochthal, dessen vier Gemeinden und etwa viertausend Bewohner noch immer die rhäto-ladinische Sprache, ein romanisches Idiom (verderbtes Latein), reden. Diese Sprache einer vor mehr als dreizehnhundert Jahren eingewanderten, vor dem Hunnenkönig Attila geflohenen romanischen Völkerschaft konnte sich eben nur in diesem abgeschlossenen Erdenwinkel so lange unverhüllt erhalten, und sowol Abgeschlossenheit als Sprache waren Ursache, daß auch alte Sitten und Gebräuche hier länger im Volke hafteten als anderswo. Eine Stunde über sein Thal hinaus versteht den Gródner Niemand mehr, besser aber immer die italienischen Grenznachbarn, als die Deutschen.

Der frühere Zugang zu diesem schönen und romantischen Hochthal war auf einem furchtbar steilen, rauhen Wege von der gegenwärtigen Eisenbahnstation Klausen aber Lajen und St. Peter, aber auf dem kaum minder beschwerlichen durch Kastelruth (castellum ruptum) und St. Michael. Beide Gebirgswege konnten nur mit großer Anstrengung zu Fuß, oder, nicht ohne Gefahr, reitend, zurückgelegt werden, und mancher Wanderer erinnert sich noch, wie er im Schweiße seines Angesichts den schauerlichen Puniscberkofel überkletterte, oder auf dem steinichten, kerzengerade aufsteigenden Pfade von Klausen nach Lajen bei unerträglicher Sonnengluth fast verschmachtete.

Doch die Macht der Industrie öffnete endlich auch diese Thalpforten, indem einer der bedeutendsten Verleger von Holzschnitzwaaren im Hauptorte St. Ulrich (in der Gródnersprache: Urtiset) es unternahm, eine Fahrstraße hinab ins Eisackthal bauen zu lassen, wo sie sich mit der alten Brennerstraße verband und seit fast 15 Jahren an die Eisenbahn anschließt. Dieser Treffliche war J. B. Burger (im Thal: Purger genannt), dessen Schnitzwaarenhandlung noch heute als die großartigste im ganzen Gródnen besteht, und als eine im Weltbandel renommirte anerkannt wird.

Seit fast einem Vierteljahrhundert ertönt das Posthorn in diesen Einöden, und die rothen Porphyrwände des Thales geben das Geschmetter zurück, das weithin durch die Stille schallt, wenn es der tobende Gródnerbach nicht überdonnert. Doch bis zu den riesigen Dolomiten, dem Langkofel und seinen majestätischen Genossen, die gleich hinter St. Ulrich an die Stelle des Porphyrs treten, erstreckt sich die Postverbindung nicht.

Die Dörfer St. Christina, St. Maria und Plon bilden in tiefer Einsamkeit ihre „ländlichen Krippen", wie man hier sagt, und haben nur einen Communicationsweg, der durch seinen Steinreichthum nicht einladet, ihn zu besahren. Und dies geschieht auch nur von denjenigen Touristen, welche das Langthal und den col de Rodella am äußersten Ende Gródens besuchen wollen.

Die Gródner selbst sind von Natur ein gutmüthiges, arbeitsames und sparsames Völkchen. Sie sagen, sie seien, obgleich romanischen Ursprungs, aufrichtig wie die Deutschen. Italienische List sei ihnen fern. Der Gródner hat viel Talent für Mechanik und eine ausgesprochene Neigung zum Handel. Ersteres macht sich in der Holzschnitzkunst geltend, die jetzt gleich eifrig von Mann und Weib betrieben wird, und in welcher sogar das größte Geschick und der beste Geschmack auf Seiten der Frauen zu finden sind. Früher klöppelten die Gródnerinnen nur jene starken Leinenspitzen, welche wir unter dem Namen Frauleer- oder Venetianerspitzen kennen. Seitdem aber die gewebten Spitzen auch hier Eingang gefunden haben, ist „'l Punti", der Klöppelsack, sehr rar geworden und mit ihm auch manches alte Spitzenbesatz verschwunden, den die Gródnerin am Ellbogenärmel des Hemdes, am Mieder und Coller trug.

Zum Handel haben sie alle gleiches Geschick und gleiche Lust. Gegen siebenzig junge Mädchen sind beständig in verschiedenen Gegenden Tirols und darüber hinaus mit dem Hausirhandel beschäftigt, aber, wie mir der alte Curat von St. Ulrich versicherte, „seit Mannesgedenken ist noch keine unglücklich geworden". Sie halten sich alle brav und bringen nicht selten ein hübsches Stück Geld mit in die Ehe, denn sie sind eben so glücklich im Handel, als sie sich geschickt und fleißig am „Pontic" zeigen, des ist der große starke Arbeitstisch, an welchem die Schnitzler sitzen. Auch in der äußern Erscheinung zeichnen sie sich vor dem männlichen Geschlechte vortheilhaft aus. Sie haben einen schlanken Wuchs und ein blühendes Aussehen. Hübsche Mädchen und Frauen sind in Gródnen keine Seltenheit. Ihre kleinen Hände und Füße verrathen die romanische Abkunft. Die blühenden Farben des Gesichts vermischt leider bald die sitzende Lebensart der Schnitzlerin. Auch das beständige Hantieren mit Bleifarben wirkt nachtheilig ein.

Aber die Noth zwang ihr den Meißel in die Hand, denn das Hochthal ist arm, und die äußerst beschwerliche Vieh- und Alpenwirtschaft würde nicht im Stande sein, die Bewohner zu ernähren.

Seitdem die früher erwähnte Fahrstraße das einsame Thal mit dem regen Verkehre im Eisackthale in Verbindung gebracht hat, und seitdem letzteres durch die Eisenbahn zu einer Schlagader des Handels geworden ist, sind auch die alten Sitten und Gebräuche der Gródener mehr und mehr verschwunden. Am längsten erhielten sich die Hochzeitsgebräuche, und es ist immerhin der Mühe werth, sie dem Vergessenwerden zu entreißen, denn sie sind der, wenn auch naive Ausdruck eines Volksstammes für die hohe Bedeutung des Ehebundes. Die einfachen Kinder der Natur kannten gleich dem Höchsten und Mächtigsten der Erde kein anderes Mittel, um die Wichtigkeit einer Handlung zu bezeichnen, als die Handelnden mit einem gewissen Ceremoniell zu umgeben und ihnen zu diesem Zwecke Formen vorzuschreiben, die pünktlich erfüllt werden mußten.

Mein Gewährsmann, der alte Curat, sprach ein schwerwiegendes Wort, als er mir sein Manuscript übergab. Er sagte: „Die heutige Welt will nichts mehr von Formen wissen. Sie meint hochmüthig: sie lege den größeren Werth auf den Kern der Sache oder Person. Das ist falsch und führt auf Abwege. Die äußere Form muß dem innern Werth entsprechen, dann erst wird das Ganze der Vollkommenheit zustreben, die der Mensch als Ebenbild Gottes erreichen soll. Ich sage meinen Bauern immer: Auch Reinlichkeit und Ordnung sind Formen, und wenn einer entgegnet: „ich bin ein ordentlicher Mann, ich habe keine Schulden", und in seinem Hofe sieht es liederlich aus, so sage ich: die Liederlichkeit im Hofe wird endlich auch in die Casse eindringen. Das Aeußere steht mit dem Innern stets in Verbindung."

Die Ausdrücke des Curaten in der erwähnten Schrift, wenn sie auch alterthümlich und fremd klingen, habe ich zum Theil beibehalten, weil sie für das ländliche Sittenbild charakteristisch sind.

„Sobald die Brautleute zum Einverständniß gelangt sind, wird vor allererst der Gang nach Bozen zum Einkaufe bestimmt. Dorthin begeben sich die Brautleute allein, ohne freundschaftliche Begleitung. Nicht als ob sie im Orte das

Erforderliche nicht auch bekommen könnten, aber weil sie die Sachen dort wohlfeiler glauben und an Geld-Agio etwas verdienen, wenn sie mit ihren alten silbernen Spargulden kommen. Aber die geldgierigen Boxner sind auch schlau und wissen sich zu entschädigen, indem sie Nichtkennern der Waare die Augen derb auswischen. Dort muß angekauft werden für den Bräutigam ein Hut, Zeug zu einem Gilu (Weste), Leinwand zu einem Hemd und ein Amulet sammt Band, wie auch zwei niedliche Buschen (Sträuße von gemachten Blumen). Für die Braut: Ein langer sogenannter Schlieser (Muff) von Fuchshaut, zwei kleine silberne Schnallen für die Schuhe, Finger- und Ohrringe, wie auch ein Halsgeschmeid. Alles dieses richtet sich nach Vermögen und Stand. Nur darf der Bräutigam, auch wenn er eine Aermere zu seiner Lebensgefährtin gewählt hat, sobald er der bessern Classe angehört, seines Beutels nicht schonen.

Aermere begnügen sich mit falschem Schmucke. Dann hat die Braut noch anzukaufen: für etwaige Schwägerinnen ein Fürtuch (Schürze), wofür sie als Gegengeschenk „la Schlapa" bekommt, d. i. eine weibliche Haarbekleidung für Verehelichte. Ferner für jeden Tauf- oder Firmpathing ein Kleidungsstück, auch ein Regalstücklein für etwaige Gevatterin und mehrere „Tücheln" für die zur Hochzeit zu ladenden Gäste, wobei der trauende Priester, der Organist und der Meßner nicht zu vergessen sind. Endlich werden andere Einrichtungsstücke nach Bedürfniß und Vermögen ausgesucht.

Die nothwendigen altherkömmlichen Gegengeschenke sind: für die Braut „'l Boſt'", eine kleine Schatulle mit Silber- und Goldmünzen, wozu auch die Finger- und Ohrringe und das Halsgeschmeid kommen, welcher letztere Schmuck schon früher geschenkt wird und bei einem unglücklichen Werber oft mehrere redliche Zurücksetzungen erlebt hat. Zuletzt werden geschenkt ein Paar Schuhe mit kleinen Silberschnallen und der Schliesermuff, im Gröbnerischen „la manetscha" genannt. Dem Bräutigam wird das Hemd zuerst geschenkt, dann folgt Hut, Gilu sammt den zwei niedlichen Buschen, „'l tschoſ", d. i. Blume, und ein feines Amulet, um während des Brautstandes alles Unglück von sich zu verscheuchen.

Der Handschlag geschieht gewöhnlich am Samstag oder an einem Feierabend-Vormittag, wobei der Bräutigam in gewöhnlicher besserer Kleidung, die Braut aber mit dem „carſettl colla pinta" (weiblliches Oberkleid mit Aermeln) zu erscheinen hat. Die zwei Väter oder nächsten Anverwandten werden als Zeugen mitgenommen, welche den Verwandtschaftsgrad oder ein anderes etwaiges Ehehinderniß anzugeben haben. Nach dem Handschlage wird nur ein Glas Wein in jenem Wirthshause getrunken, wo die Hochzeit gehalten werden wird, während im Hause der Braut „Strauden" gebacken werden (fanedes), die dann in Gesellschaft der Hauslente verzehrt werden. Ein Paar solcher Strauden auf einem reinlichen Teller erhalten die Nachbarn und nächsten Verwandten durch die Hausmagd, und einen andern Teller voll tragen die Zeugen mit nach Hause. Daher rührt es, daß die Mädchen recht gern von „sanedes" reden und sich untereinander mit dem Gebäck necken: „Gerathen sie Dir gut?" — „Die wird bald sanedes backen?" — „Die hat schon einmal welche gegessen und sie sind ihr im Halse stecken geblieben" u. s. w.

Am Sonn- und Feiertage, an welchem die Hochzeit zum ersten Male von der Kanzel verkündet wird, dürfen die Brautleute nicht gegenwärtig sein, sondern müssen während des Hauptgottesdienstes entweder zu Hause bleiben, oder in einem andern Dorfe zum Gottesdienste gehen, von wo sie erst Abends zurückkehren. Bei der zweiten Verkündigung der Hochzeit erscheinen Braut und Bräutigam in ihrem ganzen Ornat. Der Bräutigam zeichnet sich durch seinen Feiertagsrock mit seinen zwei Buschen aus, den einen auf dem Hut, den andern an der rechten Seite des Rockes angesteckt, und durch sein Amulet, das er an einem schönen Bande auf der rechten Schulter unter der linken herunterhängend, wie der Soldat den Riemen seines Seitengewehrs trägt. Er wird von dem „prim donſöll", seinem Bruder oder nächsten Anverwandten, der seinen Hut gleichfalls mit einem niedlichen Buschen geziert hat, begleitet.

Die Braut erscheint in der ganzen Nationaltracht, welche die uralte der Gröbnerinnen ist, und außer einer Hochzeit nie mehr getragen wird. Sie wird von der Kranzeljungfrau (prima donſolla), auch in der Originaltracht, begleitet. Die außerordentliche Tracht besteht in einem grünen Hute, einem scharlachrothen Carſett'l und einem dunkeln Wollrocke.

Kaum ist die Braut in die Kirche getreten, so heften sich Aller Augen auf sie. Denn aus ihrer Kleidung erkennt man sogleich, ob wenige oder mehrere das Glück haben, zur Hochzeit geladen zu werden. Ziert den breitkrämpigen Hut derselben ein wollener, rothgrüner Buschen (tschoſ), dann werden die Gäste zahlreich sein, mangelt aber dieser, dann wissen die Verwandten des zweiten und dritten Grades, wie auch entfernetere Nachbarn, daß sie nicht geladen werden. Dies erkennt man auch am Oberkleide. Cameschott soſchl (dunkle Jacke) hat große Hochzeit, Cameschott vàrd (grüne Jacke) dagegen kleine Hochzeit nach sich. Dies Gewandstück hängt lose über den Schultern und wird in der Kirche bei Seite gelegt.

Die Zöpfe der Braut werden am hinteren Theil des Kopfes zusammengebunden und unter dem „latſch vàrd" (grünes Band) verborgen. Am Hochzeittage aber kommt „la schlapa metſchena" (weibliche Haarbekleidung für Verehelichte) über die Zöpfe. Um die Stirn bis zu den Zöpfen läuft ein schwarzes Sammtband (schrſ), um die Lenden ein großer Riemen mit vielen Zierrathen aus Zinn oder Kupfer und verſilbert, „la tschenta" genannt, woran ein Messerbesteck auf der linken Seite über das seidene Fürtuch hinunterhängt, und an beiden Seiten rothe und grüne Bänder ('l latſch d'la tschenta). Ein Schlüſſel darf unter den Zierrathen nicht fehlen, denn er deutet das Hausfrauenamt an, und diese Sitte bezeichnet die romanische Abkunft des Volkes, indem auch bei den alten Römern die Braut den Schlüssel als Abzeichen ihrer Hausfrauenwürde zu tragen bekam.

Alles muß ganz genau geordnet sein, kein Bändchen, keine Farbe desselben darf verwechselt werden, jedes Stück muß seinen bestimmten Platz einnehmen. Deswegen muß bei Ankleidung der Braut immer eine Näherin oder eine andere, der Sache kundige Person zu Rathe gezogen werden. Denn sollte nur ein Stück fehlen oder dasselbe nicht am rechten Platze angebracht sein, so wird dies von der weiblichen Welt als ein kleines Ehehinderniß angesehen. Und dann wird die Angst groß, denn der Aberglaube ist stark.

Während des ganzen Brautstandes, wo immer die Braut öffentlich auftritt, besonders aber am Tage der Hochzeit, muß sie einen langsamen, majestätischen Gang annehmen, und doch ganz demüthig erscheinen, als wenn sie eine bußfertige Andacht zu verrichten hätte, geneigten Hauptes einhergehen. Zu vieles Lachen, ja selbst schon zu vieles Sprechen wird ihr sehr übel genommen; sie muß ihre Freude durch eine erkünstelte Unständigkeit verbergen.

Sind die Brautleute von verschiedenen Orten, so muß der Bräutigam mit seinen Begleitern bei den letzten zwei Verkündigungen der Hochzeit wenigstens Nachmittags in jenem Orte zum Gottesdienste gehen, wo die Braut wohnt, und sie nach dem nachmittägigen Gottesdienste sammt der „prima donſolla" ins Wirthshaus führen und nach Hause begleiten. Am dritten Sonntage, nämlich bei der dritten Verkündigung der Hochzeit, erscheint die Braut zwar in ihrer Nationaltracht, aber nur einfach in dunkeln Kleidern, denn es ist Beicht- oder Bußtag für sie. Nachmittags können aber wieder „latſch vàrd", „latſch metſchen", „schibes", „bätta" und alle andern grellen Farben getragen werden.

Am achten Tage vor der Hochzeit, gewöhnlich am Dienstage, werden die Einladungen besorgt, welches Geschäft die

Brautleute selbst übernehmen müssen. Im Winter wird von einem Verwandten zum andern mit Schlitten gefahren, im Sommer zu Fuß gegangen. Die Nachbarn sind die zuerst Geladenen, dann Gevatterslеute und endlich die Verwandten des einen und andern Theiles. Nur Vater und Mutter werden nicht geladen, ja diesen ist es sogar verboten, bei der Hochzeit zu erscheinen. Nur Abends können sie den Brautleuten einen Besuch abstatten, wo sie dann auch zur Tafel kommen dürfen. Unter den Geladenen darf ein Ortsgeistlicher nicht fehlen, und es würde den Brautleuten zur großen Unehre gereichen, wenn keiner bei der Hochzeit erscheinen sollte. Doch dies wird leider in neuester Zeit nicht mehr so streng genommen, wie denn auch die unheimische Sitte immer mehr überhand nimmt, nach der Trauung sogleich eine Hochzeitsreise anzutreten, wär's auch nur bis ins Eisack- oder Innthal.

In jedem Hause, wohin die Brautleute gelangen, wird aufgetischt. Sie werden mit verschiedenen Speisen bedient, wobei Kaffee immer den Schluß bildet. Dann erhält die Braut ein klein' Geschenk an Geld, als Remuneration für das Hochzeitmahl. Jedem, dem die Neuvermählten an diesem Tage begegnen, müssen sie die Hand reichen, und Alle werden wenigstens auf Besuch eingeladen.

Am Tage vor der Hochzeit erscheint „la prima donsölla" im Hause des Bräutigams mit dem neuen Hemde, worin eine kleine Puppe eingenäht ist, als Erinnerung, daß er die Näherin, welche seine Braut bedient, mit einem Trinkgelde nicht vergessen darf. Sie wird mit Böllerschüssen empfangen und, nachdem sie Kaffee getrunken, zurückbegleitet. Am nämlichen Tage bringt die „prima donsölla" den Schwägerinnen ein Fürtüchlein, das sie am Hochzeittage anlegen müssen. An letzterem muß die bestellte Näherin oder eine andere kundige Person sich ganz früh nach dem Hause der Braut begeben, um diese anzukleiden, wobei natürlich die größte Aufmerksamkeit angewendet werden muß, damit Alles am rechten Platze nach alter Sitte und Brauch hafte. Da muß sich nun das arme Ding, die Braut, allen Anordnungen und Wendungen und Behandlungen schweigsam fügen, während die übliche Litanei in altherkömmlichen Gesängen von einem alten Mütterchen (l'oma) vorgesungen und von der geschäftigen Näherin mit einem „Bitt' für uns", das sie dem Gesange anhängt, wiederholt wird. Endlich steht die vielgemendete und gedrehte Braut ganz angekleidet und fertig da und betrachtet sich mit Wohlgefallen im Spiegelein, darf aber nicht rücken und schieben an den Bändern und Schleifen und darf nicht zupfen, wo ihr etwas nicht recht erscheint, denn es ist Alles nach altem Brauch befestigt. Doch aus dem Spieglein, worin sich wol schon ihre Ahne als Braut betrachtet hat, blickt eine befriedigte Miene sie an.

Unterdessen erscheinen die Geladenen in ihren Festtagskleidern, die Frauen in ihrer Nationaltracht, die Ledigen mit einem grünen, die Verheiratheten mit dem schwarzen Knödl-Hut, alle aber, auch bei der rauhesten Jahreszeit, die meist schon mit dem September im Hochthal beginnt: in Hemdärmeln, wie man sagt, doch im Winter mit dem langen gelben Fuchs-Pelz-Schlieser (Muff).

Die Verwandten der Braut versammeln sich bei dieser und die Verwandten des Bräutigams in dessen Haus. Nach ihrer Bewillkommnung, die sehr umständlich sein muß, werden sie in dem einen und dem anderen Hause mit Kaffee und Wein bedient.

Endlich kommt zur Braut der erste Nachbar des Bräutigams ('i pòre de la novitscha) und verlangt mit gewissen Formeln und Ceremonien von den Aeltern die Braut, wobei es oft an komischen Auftritten nicht mangelt, je nach der Fähigkeit des Verlangenden, die Sache feierlich oder lächerlich zu machen. Ist das Jawort gegeben, so küßt die Braut ihren Aeltern die Hand, dankt für alles Gute und geht unter Weinen und Schluchzen Beider aus dem Vaterhause hinaus. Alle Geladenen folgen, und der Zug zur Kirche auf Schlitten oder zu Fuße setzt sich unter dem Geläute der großen Dorfglocke in Bewegung. Das Geläute dieser Glocke ist auch für den Bräutigam und seine Verwandten das Zeichen zum Aufbruch. Die Ankunft in der Kirche muß vor 10 Uhr Vormittags geschehen, widrigenfalls ein Thaler Strafe gezahlt werden muß, der dem Orts-Seelsorger gehört.

In der Kirche erfolgt die geistliche Einsegnung mit aller Feierlichkeit des Ritus. Nach derselben begleiten alle Hochzeitgäste die Neuvermählten ins Wirthshaus, wo dann endlich der letzte Abschied unter Anwünschung alles Glückes und Segens genommen wird.

Hier muß aber auch eines sträflichen Mißbrauches erwähnt werden. Heirathscontracte sind in Gröden nicht üblich. Das Heirathsgut (la dota) wird am Tage nach der Hochzeit ohne Schrift und Zeugen dem Bräutigam meistentheils in baarem Gelde ausgezahlt und übergeben. Daher geschieht es nicht selten, daß bei einem Concurse ein mit mehreren Kindern belastetes Weib, nachdem sie bittere Zeiten im Ehestande verlebt hat, ihr väterliches Gut oder ihre im Schweiße ersparten Kreuzer ganz verloren gehen sehen muß, und ihren hungrigen Kindern nicht einmal mehr ein Stücklein Brod kaufen kann.

Die in anderen Ländern ansäßig gewordenen Gröbener, die die Holzschnitzkunst auswärts trugen und fortsetzten, heirathen zumeist Töchter ihres kleinen Vaterlandes. So that auch ein gewisser Mahlknecht vor einigen Jahren, welcher sich vom Gröbner Bildschnitzer in Paris zum angesehenen Bildhauer emporgeschwungen hat. Er ließ seine Hochzeit mit der lieben Landsmännin, die in St. Ulrich gefeiert wurde, mit allen alten Gebräuchen vollziehen und scheute keine Kosten, um auch alle Gäste in den alten, selten gewordenen Costümen zu sehen. Da fehlte weder der breite, runde Brauthut von grünem Filz, noch das rothe Carfett'l und Cameschott und Tschenta. Und der Bräutigam aus Paris, mit Buschen und Amulet geschmückt, sprach das schöne Wort: „Ehret mir und erhaltet Euch die alten Bräuche und mit ihnen die alte Herzlichkeit und vaterländische Tugend."

—ψ—. Zur deutschen Urgeschichts-Forschung. Es ist noch nicht allzulange her, daß auch jene Zeiten der Existenz unseres Geschlechtes mit in den Bereich wissenschaftlicher Forschungen gezogen worden sind, welche noch vor der durch schriftliche Ueberlieferungen beglaubigten Geschichte liegen. Vornehmlich waren es und sind es auch noch gegenwärtig Anthropologen und Archäologen, welche bisher das Feld der sogenannten Prähistorie, das wol richtiger Urgeschichte zu nennen ist, bebaut haben, jene, indem sie die somatischen Ueberreste der Menschen und Thiere jener entlegenen Zeiten, diese, indem sie die Erzeugnisse der ersten und primitivsten Culturbestrebungen, die Steinwerkzeuge, Holz-, Knochen-, Zahn- und Hornartefacte, die Schmuckgegenstände, die Wohnungen, Gräber und Grabdenkmäler, Befestigungen, die Anfänge der Metallbearbeitung und dergleichen mehr in das Bereich ihrer Forschungen gezogen haben. Während die Anthropologen die physischen Merkmale und Eigenthümlichkeiten der frühesten Menschenracen zu ergründen bestrebt sind, haben die Archäologen ihr Augenmerk vorzugsweise auf die Objecte der Menschenhand aus jener Urzeit gerichtet und dieselben ganz besonders nach Material und Technik untersucht. Die eigentlich historische Betrachtung fand erst in zweiter Linie Berücksichtigung und wurde meist, da die nicht den Fachleuten angehörenden Forscher der strengen historischen Methode ermangelten, dilettantisch, nicht mit den nöthigen wissenschaftlichen Cautelen, oft sogar mit allzugroßen Concessionen an die Phantasie ausgeführt, so daß manche Mißgeburten zu Tage gekommen sind, die den ernsthaften und besonnenen Gelehrten etwas über die neue Wissenschaft stutzig gemacht haben. Will die Prähistorie zu richtigen und zuverlässigen

Resultaten gelangen, so darf nicht einseitig, am wenigsten kritiklos vorgegangen werden, sondern Anthropologen, Alterthumsforscher und Historiker sowie auch die Linguisten müssen zum gemeinschaftlichen Werke sich die Hände reichen, Einer muß den Anderen bei der Arbeit unterstützen, Einer die Leistungen des Anderen controliren. Leider sind die Herren Geschichtsforscher bisher zu stolz gewesen und haben es unter ihrer Würde gehalten, sich zu der noch jugendlich unreifen und der altehrwürdigen durch wohlverbriefte Urkunden geadelten Geschichte unebenbürtigen Präsistorie, die mit soviel Anmaßung gleichsam wie ein Parvenu sich in den Kreis der wohlaccreditirten Zunft-Wissenschaften einzudringen bemüht ist, herabzulassen. Bei dieser Antipathie der Herren Historiker, die adelsmend stolz auf Alles herabblicken, was nicht urkundlich verbrieft und versiegelt ist, muß es doppelt angenehm und wohlthuend berühren, wenn wirkliche Gelehrte sich über die bisher allgemeine Geringschätzung hinwegsetzen und alte Vorurtheile mit kräftiger Hand zu beseitigen bestrebt sind. Zu dieser kleinen Zahl Bekehrter, welche die Nothwendigkeit einer Reformation der Geschichte in dieser Beziehung erkannt und angehahnt haben, gehört Felix Dahn in Königsberg, der geistvolle Gelehrte und gedankenreiche Dichter. Wie Müllenhoff, Usinger, Arnold und einige Andere ist ganz besonders er bemüht gewesen, den Faden der Geschichte an den der Urgeschichte anzuknüpfen und die eine auf der anderen zu entwickeln. So sagt er in einer Arbeit „Die Kenntniß der Alten von Land und Leuten der Germanen“: „Die Forschungen auf dem Gebiete der germanischen Urgeschichte haben eine wichtige Aufgabe hart am Eingange an der Schwelle zu lösen. Es gilt die Berichte der alten Culturvölker, der Hellenen und Römer, über die Germanen noch dem Grade ihrer Glaubwürdigkeit zu prüfen, dabei vor Allem festzustellen, wie weit überhaupt die Kenntniß der Alten von den Ländern reichte, in welchen seit der Einwanderung in Europa die Germanen zuerst auftauchen. Denn über die Geschichte der asiatischen Präexistens der Germanen, sowol während ihres Zusammenseins mit den übrigen Völkern der arischen Race, als nach ihrer Trennung von denselben, werden wir aus Berichten niemals etwas, das nur entfernt wissenschaftliche Sicherheit böte, erfahren. Weder die Budinen des Herodot noch die persischen Germanii lassen sich heranziehen; was man von germanischen Völkernamen in chinesischen Quellen gefunden haben wollte, hat schon Lassen als unhaltbar dargethan. Wir werden uns mit den so reichen dankeswürdigen Aufstellungen begnügen müssen, welche die vergleichende Sprachforschung über Sprachbau, Wortschatz, Mythologie, Recht, Wirthschaft und allgemeinen Culturgrad der Germanen, wie der übrigen Arier, schimmerwoll verbreitet hat.“ Seit Dahn dies im Jahre 1878 schrieb, ist er unausgesetzt auf dem Gebiete der germanischen Urgeschichte thätig und bemüht gewesen, den „Eingang“ bloszulegen und die Schwelle, den Uebergang von der präsistorischen zur historischen Zeit, fest und sicher zu gründen. Eine neue Arbeit des verdienstvollen Gelehrten legt Dahn bereits Zeugniß ab, es sind die im Verlage von Otto Janke in Berlin erschienenen „Bausteine“. Es sind dies Aufsätze, in welchen sich der Historiker mit dem Alterthumsforscher, dem Linguisten und dem Völkerpsychologen, der aus den Sagen und Mythen, den Sitten und Gebräuchen, den socialen und Rechtsverhältnissen schöpft, verbindet und uns Bilder aus unserer Urzeit vorführt, die bei aller künstlerischen Vollendung doch den strengsten Maßstab wissenschaftlicher Kritik aushalten. Es ist eine Fülle von Stoff, wohl gestaltet, die uns in der „ersten Reihe“ vorgeführt wird, so daß wir uns leider versagen müssen, im Einzelnen hier näher darauf einzugehen. In den Briefen aus Thule behandelt der Verfasser die Frage nach dem Bernsteinlande der Alten, wobei er der Müllenhoff'schen Ansicht durchaus beipflichtet, „daß hinfort im Ernst unter einigermaßen verständigen Leuten nicht mehr die Rede davon sein kann, ob die Phönicier oder Griechen den Bernstein aus der Ostsee geholt haben, oder daß seinethalb ein stetiger directer Verkehr von Pontus oder Adria aus dahin vor dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestand, er darf mit Recht meinen, diesen glänzenden Zopf und Kometenschweif, der schon so lange dem preußischen Namen anhängt, für immer abgeschnitten zu haben. Das Bernsteinland der Alten seit den Tagen des Pytheas, der ein Zeitgenosse Alexander's des Großen, von Marseille aussahrend die britannischen Inseln umschiffte und bis nach der „Insel Thule“ gelangte, waren die friesischen Inseln und die schleswig-holsteinischen Gestade der Nordsee.“ Ohne, wie gesagt, hier näher auf den Inhalt eingehen zu können, begnügen wir uns, denselben nur noch kurz anzuführen, es wird dies hinreichend sein, um die Aufmerksamkeit auf das interessante und anregende Buch zu lenken. Außer den Briefen aus Thule enthält dasselbe folgende Aufsätze: Die Symbolik in der deutschen Mythologie. — Die Feuerzipfel auf dem Kesselberg bei Kochel. Ein Beitrag zur Lehre vom Feuer in der deutschen Mythologie. — Das Tragische in der germanischen Mythologie. — Skepticismus und Götterleugnung im nordgermanischen Heidenthum. — Wodan und Donar als Ausdruck des deutschen Volksgeistes. — Der Aberglaube des Mittelalters. — Wald- und Feld-Culte. — Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. — Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart. — Altgermanisches Heidenthum in der christlichen Teufelssage. — Ursachen, Wesen und Wirkung der sogenannten Völkerwanderung. — Die älteste Rechtsverfassung der Bajuvaren. — Ueber Pfahlbautheorien. — Die deutsche Sage. — Die Argovia von 1866 und der Fund von Backhofen. — Westgothische Inschriften. — Bedaium (Seebrück am Chiemsee). — Die Germanen vor der sogenannten Völkerwanderung. — Gesellschaft und Staat in den germanischen Reichen der Völkerwanderung. — Geschichten aus der Gothenzeit. Der deutschen Jugend erzählt. — Zur Geschichte des Staatsbegriffs der Germanen.

—r. Im Verlage von Friedrich Frommann in Jena erscheinen seit nunmehr 26 Jahren die Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. Nachdem der Geheime Staatsrath Dr. Bollert in Gera und Professor Dr. Schulz, ersterer aus Anlaß seiner Ernennung zum Director einer Ministerialabtheilung, letzterer infolge seiner Anstellung als Bibliothekar am Reichsgerichte, von der Redaction zurückgetreten sind, hat der Senatspräsident am Thüringischen Oberlandesgericht zu Jena O. Breitschneider die Herausgabe übernommen. Die Fortsetzung der Zeitschrift ist in Aussicht genommen, obwol durch das Inslebentreten der deutschen Justizgesetze die Besprechung und Erörterung über Fragen des bisherigen particularen Civilprocesses, Konkursverfahrens, und der sogen. Thüringischen Strafproceßordnung für die Zukunft außer Betracht bleiben müssen, auch das Ausscheiden der Anhaltischen und Sondershäuser Lande aus der Gemeinschaft bezüglich des obersten und oberen Landesgerichtshofs auf den Absatz der Zeitschrift nicht ohne Einwirkung bleiben können. Dagegen wird nach wie vor in der letzteren die Reichsgesetzgebung und die juristische Literatur Berücksichtigung erfahren. Die uns vorliegenden vier Hefte des 27. Jahrganges — der neuen Folge VII. Band — enthalten u. A. selbständige Abhandlungen über Meiningensches Particularrecht, über die nothwendige Streitgenossenschaft, Erörterung praktischer civilprocessualer Fragen unter besonderer Berücksichtigung des amtsgerichtlichen Verfahrens, Besprechung interessanter Rechtsfälle, Entscheidungen des gemeinschaftlichen Thüringischen Oberlandesgerichts zu Jena und Besprechungen von neuen Publicationen aus der juristischen Literatur. Das erste Heft wird eingeleitet mit einer Uebersicht der Thüringischen Gerichte, soweit sie dem gemeinschaftlichen Oberlandesgerichte unterstellt sind, mit Angabe der bei ihnen und dem Oberlandesgerichte angestellten Richter, Gerichtsschreiber und staatsanwaltschaftlichen Beamten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Donnerstag und Sonntag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandsrecaur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 2. Donnerstag, den 6. Januar. 1881.

Inhalt: Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit (Fortsetzung), von Conrad Fiedler. — Ein deutsches Culturgeschichtswerk. — Gicht und Rheumatismus. Von Dr. Arnold Pagenstecher. — Praktisches Lehrbuch für deutsche Mädchen und Frauen. Von Dr. Hermann Klencke.

Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit.

Von **Conrad Fiedler.**

(Fortsetzung.)

Das Auftreten jener naturalistischen Bestrebungen enthüllt aber noch ganz andere Gegensätze, als jene mehr der Oberfläche der Bildung angehörenden. Der geistige Zustand einer Zeit ruht auf tieferen und festeren Grundlagen. Indessen wenn es altgeheiligte Bildungsmächte sind, die sich dem Vordringen jener jungen radicalen Schaaren entgegenstellen, so sind doch auch die Triebfedern dieser nicht blos individuelle Willkür und Uebermuth; vielmehr sind es auch hier Ueberzeugungen; es sind neue geistige Mächte, in deren Namen der Kampf geführt wird. Das ist bei dem ganzen Streit der eigentlich wichtige und wesentliche Punkt; denn hier erscheint er nicht als ein müßiger Schulstreit, sondern als das Zeichen eines Gegensatzes, der nicht nur Generationen, sondern Zeitalter zu trennen geeignet ist.

Würde von der neuen Schule die Forderung der Naturwahrheit als eine Forderung neben oder über jenen mannigfaltigen Forderungen geltend gemacht, welche von jeher an die Kunst gestellt worden sind, so würde damit weder etwas Neues geschehen, noch würde der uralte Streit der Aesthetiker dadurch um einen Schritt dem Austrage näher gebracht. Das Neue in der Doctrin des modernen Naturalismus, das, was dieselbe von allen früheren Theorien unterscheidet, besteht darin, daß sich durch sie der Streit um das Wesen der Kunst auf einen neuen höheren Standpunkt verlegt findet. Denn der Widerspruch jener Neuerer richtet sich nicht gegen bestimmte Forderungen der bisherigen Aesthetik, sondern gegen die Voraussetzung selbst, unter der es überhaupt möglich geworden ist, die künstlerische Thätigkeit bestimmten Forderungen zu unterwerfen. Diese Voraussetzung aber findet sich in einer Weltanschauung, die, so alt sie sein mag, doch immer nur eine menschliche Anschauung und als solche dem Wechsel, der Vergänglichkeit ausgesetzt ist. Es ist die im naiven Volksbewußtsein erzeugte, in Mythologie und Religion großgezogene, in der philosophischen Speculation zu ihrer höchsten Form ausgebildete Anschauung von dem Absall der Welt von einem Ideale und von der ihr in allmäligem Fortschritte bestimmten Rückkehr zu demselben. Es ist das synthetische Bedürfniß des Menschen, welches ihn anleitet, die Welt, das Leben des Menschengeschlechtes als ein Ganzes, Planmäßiges, nach einer Bestimmung sich Entwickelndes aufzufassen. Es kennzeichnet sich dadurch eine Denkweise, die eine überaus große Rolle in der Geschichte des menschlichen Geistes gespielt, Völker und Zeitalter beherrscht hat.

Es kann sich hier nicht darum handeln, die unendlichen Formulirungen, in die jene Anschauung eingegangen ist, den umfassenden Kreis von geistigen Fragen, in denen sie ihre Wirkung bewiesen hat, auch nur anzudeuten. Es handelt sich hier nur um ihren Einfluß auf die Auffassung der künstlerischen Thätigkeit. Hier hat sie sich in sehr früher Zeit wirksam erwiesen, um der künstlerischen Fähigkeit die Bedeutung eines Mittels, eines Werkzeugs zu geben. Es hat sich die Ansicht herausgebildet, daß die Kunst einen ganz bestimmten Theil der dem menschlichen Geschlecht gestellten Aufgabe zu lösen habe. Die Kunst erschien an dem großen Erlösungswerke betheiligt, welches den eigentlichen Inhalt des Lebens der Menschheit ausmachen und sich mit Hilfe der großen Mächte, von denen eben die Kunst die eine sei, in einer allmälig aufsteigenden Entwicklung vollziehen solle.

Da das der Menschheit gesteckte Ziel nirgends gegeben war als im menschlichen Geiste, so war es kein ein für allemal feststehendes Ziel, sondern dem Wechsel der Annahmen und Auffassungen unterworfen. Je nachdem es sich in der Meinung der Menschen gestaltete, mußte auch die specielle Aufgabe der Kunst eine andere werden. Soweit haben gerade in jüngster Zeit die Meinungen über diese Aufgabe auseinandergehen können, daß den Einen zufolge die Kunst den ihr zufallenden Antheil an dem großen Werke des menschlichen Geistes bereits gelöst habe und verschwinden könne, während die Anderen in der Kunst gerade eine von den Mächten erblicken, die das Menschengeschlecht, welches seiner Aufgabe nur zu leicht untreugeworden werde, zu dieser zurückzuführen und bei ihr zu erhalten geeignet sei. Trotz ihres schroffen Gegensatzes kommen diese Ansichten doch eben darin überein, daß die künstlerische Thätigkeit durch einen Zweck bestimmt sei, welcher nicht von ihr abhänge, daß sie gleichsam der Controle einer Macht unterworfen sei, welcher es obliege, dafür zu sorgen, daß sie ihrer Pflicht genüge.

Die Wissenschaft hat einen langen Kampf um ihre Befreiung geführt. Wie ein Bann haben auch auf ihr die Nachwirkungen jener Weltanschauung gelegen. Wol mögen sie sich auch heute noch hier und da fühlbar machen; aber auf dem Gebiete wissenschaftlicher Erkenntniß ist doch der künstliche Bau, den eine vielleicht allzu kühne Philosophie aufgeführt hatte, allmälig in Trümmer gegangen. Die Weisheit des Menschen ist heutzutage die, weniger nach einer Bestimmung und einem Plane zu fragen, die außerhalb seiner Erfahrungssphäre liegen, als vielmehr die Aufgaben zu erfassen, die um ihn liegen, an ihnen seine Fähigkeiten zu erproben und zu entwickeln. Denn er weiß, daß er dadurch eben seine Bestimmung erfüllt und daß das, was er einen Plan nennen könnte, doch immer erst hinterher in das vergangene Leben gelegt werden könne.

Während in Wissenschaft und Leben dieser realistische Sinn sich immer weiter verbreitet, immer mehr erstarkt, meint man, die sogenannten idealen Güter um so eifriger vor ihm bewahren zu müssen. Unter ihnen steht die Kunst obenan. Hierher hat sich jene ältere Sinnesart geflüchtet, nachdem sie sich nach und nach aus allen Positionen im Leben und im Wissen vertrieben gesehen hat. Mit Eifer und Hartnäckigkeit vertheidigt sie die Kunst gegen jeden Angriff, der

auf ihre bisherige Stellung unternommen wird; und es gelingt ihr in der That inmitten einer großen Bewegung des geistigen Lebens, in der die Befreiung der geistigen Arbeit errungen wird, ein ganzes großes Gebiet dieser geistigen Arbeit unter ihrem Banne zu halten. Wird doch noch heute dem Reiche der Wirklichkeit das Reich der Kunst gegenübergestellt, als ein solches, in dem der Mensch einem Ideale sich zu nähern suche, ein Ideal zu erreichen strebe, welches über der Wirklichkeit sei. Daher noch heute der Streit der Meinungen über die eigentliche Natur dieses vorausgesetzten Ideales, die Verschiedenartigkeit der Forderungen an die künstlerische Thätigkeit, der Gesetze für dieselbe, welche aus den Ansichten über ihre Aufgabe abgeleitet werden, kurz, der ganze Apparat einer anspruchsvollen und engherzigen Aesthetik.

Hier zeigt sich nun die eigentliche Bedeutung der naturalistischen Bewegung. In ihr vollzieht sich die Emancipation der Kunst aus der Bevormundung durch eine fremde Autorität. Indem sie rücksichtslos mit den alten idealistischen Anschauungen bricht, macht sie allen Streit der Aesthetik müßig, alle Forderungen der Aesthetik gegenstandslos. Während die Mächte, die das sogenannte ästhetische Leben bisher beherrschten, sie gering achten oder verdammen als in ihre Welt nicht gehörig, hat sie dieje zusammenbrechende Welt bereits verlassen und sich selbst zu einer Macht in einer Welt gemacht, die auf ganz neuen geistigen Grundlagen ruht. In der radicalen naturalistischen Richtung tritt die künstlerische Thätigkeit in die große geistige Bewegung ein, die eine neue Welt von einer alten auf immer trennen zu wollen scheint. In dieser verläßt sie das Reich der Einbildungen und Träume und sordert ihren Platz auf dem festen Boden der Wirklichkeit. Sie will nicht mehr Mittel sein für fremde Zwecke, sie will von jedem Zwange befreit sein; ihre ganze Vergangenheit erscheint ihr wie mit Fesseln belastet und von allerhand Schranken eingeengt. Nun erst erscheint sie sich frei. Nicht mehr geblendet von Vorurtheilen, nicht mehr irre geleitet von falschen Zielen, meint sie zum ersten Male die Welt, die wirkliche Welt zu erblicken und sieht in ihr eine unendliche Aufgabe vor sich.

So scheint die naturalistische Richtung in der Kunst gegen Alles im Rechte bleiben zu wollen, was ihr entgegengesetzt werden könnte. Es sind verbrauchte Waffen, deren man sich gegen sie bedient. Entschlossenheit, Kraft und Vorwärtsstreben sind auf ihrer Seite. Der Geist der neuen Zeit selbst ist es, der sie beseelt und in dessen Namen sie streitet. Und doch ist noch eine Frage übrig. Mag man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß die modernen Naturalisten" in ihrer Auflehnung gegen die auf dem Gebiete der Kunst noch herrschenden Anschauungen und Zustände im Recht sind, so darf man darüber doch nicht vergessen, das von Jenen ausgesprochene Princip selbst und die Art seiner Bethätigung in der künstlerischen Production der Prüfung zu unterwerfen. Hier allein ist der Punkt getroffen, auf den es ankommt. Die Frage, ob das naturalistische Prineip in der Kunst überhaupt berechtigt und zu dulden sei, kann nur für diejenigen noch offen stehen, welche sich von einer rückläufigen Bewegung des geistigen Lebens einigen Erfolg versprechen, welche die letzten Reste einer in Trümmer gegangenen Weltanschauung auf das Gebiet der Kunst retten und dort für alle Zeiten in Sicherheit bringen möchten, welche davon träumen, daß es eben doch ein märchenhaftes Reich der Schönheit, des Ideals gebe, welches jenseits dieser schönden Wirklichkeit stehe und von dem uns die Kunst ab und zu Kunde zukommen lasse. Für diejenigen aber, welche der modernen geistigen Bewegung sich anschließen und vor der nothwendigen Consequenz nicht zurückschrecken, daß von ihr alle Seiten des geistigen Lebens ergriffen werden müssen, kann die Frage nur die sein, ob die modernen Naturalisten dieser Consequenz in ihrem Principe den richtigen Ausdruck geben und ob sie in ihren eigenen Werken das erfüllen, was sie fordern. Nicht ob Wahrheit das ausschließliche Princip der Kunst sei, sondern was Wahrheit im künstlerischen Sinne sei, ist die Frage, die der Lösung bedarf. Dies ist der einzige Weg, auf dem man zur Klarheit über Werth und Unwerth der modernen naturalistischen Bestrebungen gelangen kann. Und wenn es sich dann zeigen sollte, daß jene tief eingewurzelte Abneigung gegen diese Production, jene durch keine Argumentation zu widerlegende Ueberzeugung von ihrem künstlerischen Unwerthe doch im Recht wäre, so würde sie sich nunmehr auf Gründe stützen, die vom Standpunkte der Naturalisten selbst zugegeben werden müßten. (Schluß folgt.)

Ein deutsches Culturgeschichtswerk.

Unter der obigen Ueberschrift haben wir im Jahrgange 1875 dieses Blattes (vergl. Nr. 97 der Wissensch. Beil. der Leipziger Zeitung, Jahrg. 1875) eine ausführliche Besprechung des bereits im Jahre 1854 begonnenen Werkes: „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert von Dr. Karl Biedermann, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig" (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber), gebracht, nachdem die zweite Abtheilung des zweiten Baudes die Presse verlassen hatte. Gegenwärtig ist die dritte Abtheilung dieses Bandes — zugleich des ganzen Werkes vierter (Schluß-) Band — erschienen und damit mehr als fünfundzwanzig Jahre nach dem Beginn des Unternehmens das bedeutsame Werk zum Abschlusse gebracht.

Ueber die Ursachen, welche so lange Pausen in der Herausgabe der einzelnen Bände nothwendig gemacht haben, hat sich der Verf. im Vorwort zum dritten Bande der 1871 erschienenen zweiten Abtheilung des zweiten Bandes ausgesprochen. Wir wollen hierauf nicht nochmals zurückkommen, möchten aber wenigstens die Bemerkung nicht unwiederholt lassen, daß durch dieses Nonum prematur in annum, das heutzutage auch wissenschaftlichen Schriftstellern großentheils als ein antiquirter Standpunkt gilt, die einheitliche Gestaltung des Biedermann'schen Culturgeschichtswerks in keiner Weise beeinträchtigt worden ist, und daß sich dasselbe nicht allein auf der wissenschaftlichen Höhe, welche es bereits im ersten Bande einnimmt, erhalten hat, sondern auch nach dieser Seite hin mit jedem weiter erschienenen Bande weitere bemerkenswerthe Fortschritte bekundet.

Auch der gegenwärtig erschienene Schlußband ist dessen Zeugniß. Derselbe behandelt die Zeit unserer classischen Literatur und ihre Verkörperung in Goethe, Schiller und dem Geistesbunde Beider; die wissenschaftliche Bewegung nach allen ihren Richtungen, vorzugsweise aber in Bezug auf die im Vordergrunde stehenden großen speculativen Fragen des Menschenlebens, auf Theologie und Philosophie, die gewaltigen Kämpfe auf diesem Gebiete und die mannigfachen Führer und Fahnenträger in diesen Kämpfen, Lessing, Herder, Jacobi, Kant. Dann die allgemeinen Bildungszustände des deutschen Volkes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ein fast unerschöpflicher Stoff, der wieder in sich eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen besaßt: zuerst die gegen den vorigen Zeitraum wesentlich veränderte Stellung des Bürgerthums zum Adel, und insbesondere der Aristokratie des Geistes zur Aristokratie der Geburt; sodann die allgemeine geistige Bildung mit ihren ästhetischen, sittlichen, religiösen Elementen und, im Zusammenhange mit letzteren, die eigenthümlichen Gestaltungen und Wandlungen sowol der verschiedenen christlichen Kirchengesellschaften, als auch der Judenheit, weiterhin sodann die Entwickelung des Kunstgeschmacks, die öffentliche und häusliche Erziehung, die ge-

sellige Sitte, endlich auch die Sittlichkeit insbesondere nach der Seite des Familienlebens. Zum Schluß des Ganzen hat der Verf. die Einwirkungen der großen französischen Revolution von 1789 auf Deutschland geschildert und damit eine abschließende Charakteristik des ganzen dargestellten Zeitraumes verbunden.

Ueber die leitenden Grundsätze seiner Arbeit hat sich der Verf. bereits in der Vorrede zum zweiten Bande mit erschöpfender Deutlichkeit ausgesprochen. Als die wahre Aufgabe einer culturgeschichtlichen Darstellung bezeichnet er daselbst, „daß sie der Mannigfaltigkeit der vielen, innerhalb einer und derselben Zeit sich theils kreuzenden, theils verbindenden Lebensrichtungen ebensowol in ihrem organischen Zusammenhange, wie nach der besondern Eigenthümlichkeit jeder einzelnen, ebensowol nach ihrem Hervortreten und ihrem beherrschenden Einflusse in einem bestimmten Zeitpunkte, wie in ihrem Fortwirken und gleichsam Mittönen neben anderen her auch in den übrigen Abschnitten der ganzen Periode, zu erfassen wie anschaulich zu schildern wisse, — so ungefähr, wie das geübte Auge des Schiffers auf dem Rheine die einzelnen Nebenflüsse, die sich in den großen Hauptstrom ergießen und darin verschmelzen, noch eine Zeitlang jeden in seiner eigenthümlichen Färbung und Strömung zu erkennen glaubt, oder wie in einem Musikstücke die verschiedenen Stimmen und Tonweisen eine nach der anderen ein- und hervortreten, alle aber mit einander zu einer großen Harmonie zusammenklingen". Diesem leitenden Gesichtspunkte entspricht auch der Verf., wie bereits in der, im Jahre 1875 gegebenen Besprechung hervorhoben, den Grundgedanken seines Werkes behandelt, als welchen er für das achtzehnte Jahrhundert das Wiederaufstreben des deutschen Geistes aus dem Zustande der Unselbständigkeit, Unnatur und Verkümmerung, worin er durch ein einseitiges Kirchen- und Gelehrtenthum lange Zeit gehalten worden war, zu neuer Frische, Thätigkeit und freier Bewegung und die Wiedererhebung des bürgerlichen Elementes zu selbständigem Dasein und Bewußtsein bezeichnet.

Dieser leitende Grundgedanke zieht sich wie der rothe Faden der englischen Kriegsmarine auch durch den gegenwärtig vorliegenden Schlußband und verleiht diesen Inhalt seine ebenso charakteristische, als eigenartige Signatur. Daß infolge dessen bei der Auffassung mancher Erscheinungen unserer classischen Literatur der Verf. hier und da mit landläufigen oder herrschenden Anschauungen in Widerspruch geräth, hat er sich selbst nicht verhehlt, sich dadurch aber, und wie uns dünkt mit Recht, nicht abhalten lassen, Ansichten, welche er von seinem culturhistorischen Standpunkte aus nach wohlerwogener Ueberzeugung als begründet zu erkennen glaubte, rückhaltlos auszusprechen; denn die Berechtigung des culturgeschichtlichen Standpunktes auch im Gebiete der schönen Literatur steht heutzutage wol außer Zweifel.

Ein näheres Eingehen auf den Inhalt des Werkes nach dieser Seite hin würde uns an gegenwärtiger Stelle zu weit führen, auch wol über den Rahmen einer, auf objectivem Boden sich haltenden Besprechung hinausgehen. Zur Kennzeichnung desselben, was sich der Verf. dabei gedacht hat, wenn er die Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung ins Auge zu fassen als Ziel sich setzte, lassen wir ihn selber das Wort ergreifen, indem wir seinen Vergleich zwischen Schiller und Goethe hier zum Abdruck bringen:

„Lange Zeit hindurch war es eine beinahe feststehende Sitte, die beiden Dichterheroen als die Repräsentanten zweier gegensätzlichen Richtungen in unserer Poesie, einer idealistischen oder subjectiven und einer realistischen oder objectiven, zu bezeichnen, Schiller als Idealisten, Goethe als Realisten im höchsten Sinne des Wortes zu proclamiren. Mit solchen etikettehaften Bezeichnungen und solchen Schlagwörtern ist es indessen ein eigenes Ding; sie führen leicht irre, weil sie nur theilweise zutreffen, und sie verengern den Gesichtskreis der Betrachtung, indem sie den Blick nur auf eine einzelne Seite des Gegenstandes hinlenken.

„Man thut recht, Goethe einen Realisten, Schiller einen Idealisten zu nennen, sofern man lediglich auf die Form und Art der Darstellung achtet. Denn wie kein Anderer verstand es Goethe, jedem Erlebniß oder Ereigniß, das er zur Anschauung bringen wollte, den einfachsten, naivsten Ausdruck zu geben, den Ausdruck, welcher jedesmal am meisten dem Eindruck entsprach, den derselbe auf jeden natürlich Empfindenden und unbefangen Beobachtenden machen mußte. Dagegen vermochte Schiller nicht leicht einen Vorgang, auch einen außer ihm, anders zu schildern, als indem er von dem Seinigen etwas hinzuthat, und so demselben einen mehr oder weniger subjectiven, idealistischen Beigeschmack verlieh. Selbst bei einem Gegenstande von so großartig objectiver, historischer Natur, wie der Wallenstein, konnte er sich nicht enthalten, ein ideales Beiwerk, die Liebesepisode von Max und Thekla, anzubringen.

„Anders dagegen stellt sich das Verhältniß der beiden Dichter zu einander, wenn wir den Accent auf das stoffliche Element ihrer Dichtungen legen. Dann ist Schiller der Realist, Goethe der Idealist, oder, vielleicht besser gesagt, Schiller der mehr objective, Goethe der mehr subjective Dichter. Das letztere bekennt Goethe selbst ganz offen, wenn er in „Dichtung und Wahrheit" sagt: er habe sich früh gewöhnt, bei all' seinem Dichten „in seinen eigenen Busen zu greifen", wenn er seine Dichtungen „Selbstbekenntnisse" nennt, Ergänzungen zu seiner eigenen Lebensgeschichte, wenn er speciell von einzelnen derselben wie von „Werther" und von „Tasso" aussprich: er habe sie mit dem eigenen Herzblut, wie der Pelikan seine Jungen, genährt. In der That war Goethe vor Allem ein sogenannter „pathologischer" Dichter, Dichter und Held in Einer Person. Seine unvergleichlichsten und unvergänglichsten Erfolge liegen hier, und den Höhepunkt seiner Dichterkraft und seines Dichterruhms wird immerfort nicht „Götz" und nicht „Egmont" (obwol auch sie selber Selbstdarstellungen des Dichters sind), ja nicht einmal „Iphigenie", sondern „Faust" bilden! Schiller nahm zwar auch einen Anlauf zum pathologischen Dichter, als er die „Räuber" aus sich heraus „stampfte und prustete"; allein sein Naturell und die frühen Eindrücke seiner Jugend rissen ihn über diesen blos subjectiven Standpunkt hinaus auf einen weiteren, allgemeineren, wo das einzelne Subject verschwindet in der Betrachtung eines größeren Ganzen; er ward alsbald historischer, politischer, socialer Dichter; ihm war es nicht so sehr darum zu thun, sich, wie Goethe, von seinen eigenen inneren Erlebnissen zu „befreien", indem er solche in poetischen Gebilden außer sich hinstellte (objectivirte), als darin, ein Stück Welt- und Menschengeschichte in ein dichterisches Bild zusammenzudrängen. In seinen ersten Dramen (bis mit dem „Carlos") kämpft noch dieses allgemeine mit jenem individuellen Interesse; in der zweiten, mit dem „Wallenstein" beginnenden Periode erringt das erstere einen vollständigen Sieg. Und kein Zweifel, daß bei Schiller diese Periode der Mannheit, die Zeit seines Ueberganges zur strenghistorischen Dichtung in eben dem Maße eine Zeit größerer Reife darstellt, wie bei Goethe die Periode seines jugendlichen „Sturmes und Dranges" reicher ist, als irgend eine seiner späteren, an den tiefsten Erregungen und den gewaltigsten Ausgeburten seines dichterischen Genius bei gleichzeitig schon vorhandener größter Sicherheit der Form.

„Die wunderbare Leichtflüssigkeit und Erregbarkeit seines inneren Empfindungslebens machte Goethe vorzugsweise geeignet zum Lyriker, während die ebenso wunderbare Fertigkeit naturwahrer und anschaulicher Schilderung ihn zum Epiker befähigte. Auf diesen beiden Gebieten hat er daher auch seine größte, unbestrittenste Meisterschaft bewährt, auf dem dramatischen aber mehr da, wo es galt, das Einzelne entweder anmuthig lyrisch oder anschaulich episch zu gestalten, weniger da, wo das eigentliche dramatische Moment, die Zu-

sammendrängung und Zuspitzung der Handlung zu einem bestimmten tragischen Schlusse, in Frage kommt. Goethe selbst gestand ein, daß seine, mehr zur Ausgleichung der Gegensätze hinneigende Natur für den scharfen, tragischen Conflict weniger tauge. Er hatte den Kampf im Leben und mit dem Leben niemals recht kennen gelernt, und so fehlte ihm auch der ausgebildete Sinn für dessen poetische Wiedergabe. (?)

„Schiller im Gegentheil war durch und durch Dramatiker. Er besaß in hohem Grade jene Energie des sittlichen Willens, ohne welche kein großer Dichter denkbar ist, jene Kraft des Hasses und der Liebe, welche Verbrecher und Helden schafft, endlich jene Hingabe an ein Allgemeines, welches auch den größten Helden und auch den mächtigsten Bösewicht widerstandslos unter das Gesetz dieser Allgemeinheit beugt. Als Lyriker ermangelte er der Leichtigkeit und Durchsichtigkeit des Ausdrucks, deren Goethe so sehr Meister war; in den meisten und bedeutendsten seiner Gedichte ist er mehr philosophischer Denker als lyrischer Dichter. Als Epiker hat er sich kaum recht versucht; sein einziger Roman, der „Geisterseher", blieb unvollendet, seine Balladen sind mehr kleine Dramen als epische Erzählungen.

„Und welcher von Beiden ist nun der größere Dichter? Es gab eine Zeit, wo man auch diese Frage häufig genug lebhaft, ja hitzig discutiren hörte. Glücklicherweise hat darauf Goethe selbst die beste Antwort gegeben, indem er ausrief: „Die thörichten Deutschen! Da streiten sie sich nun herum, wer größer sei, ob Schiller oder ich; sie sollten doch froh sein, daß sie zwei solche Kerle haben wie wir"."

Unsere Besprechung des Biedermann'schen Culturgeschichtswerks im Jahre 1875 haben wir mit den Worten geschlossen, daß es wol verdiene, als ein Volksbuch in des Wortes edelster Bedeutung Platz zu finden in jedem deutschen Hause, wo Verständniß und Interesse für die großen Motoren und Impulse unseres geistigen nationalen Lebens vorhanden ist. Heute, wo das ganze großartige literarische Unternehmen abgeschlossen vor uns liegt, wüßten wir Besseres zu seiner Empfehlung nicht sagen zu können, als daß wir das vor fünf Jahren gesprochene Wort einfach wiederholen. Wir haben es bei dem gegenwärtig vorliegenden mit einem Meisterwerke ersten Ranges zu thun, das zugleich als erstes Unternehmen, das reiche Culturleben des achtzehnten Jahrhunderts in großen Zügen der Gegenwart und Zukunft darzulegen, eine bisher schwer empfundene Lücke in der deutschen Literatur in einer seines Gegenstandes in hohem Grade würdigen Gründlichkeit, Wissenschaftlichkeit und Anschaulichkeit ausfüllt.

—*—. Gicht und Rheumatismus. Von Dr. Arnold Pagenstecher, königlichem Sanitätsrathe und praktischem Arzte in Wiesbaden. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit 12 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1880. (S. XII, 126; 8°.) — Bereits früher, beim Erscheinen der ersten Auflage, haben wir in diesen Blättern des vorstehend genannten Werkchens Erwähnung gethan, so daß wir uns jetzt, da eine zweite, umgearbeitete Auflage vorliegt, kurz fassen können. Das Prognostikon, das wir damals der tüchtigen Arbeit ausstellen zu dürfen in zuversichtlichster Weise glauben konnten, ist, wie nicht anders zu erwarten war, in Erfüllung gegangen. Aber nicht nur innerhalb Deutschlands hat die Schrift Anklang und Verbreitung gefunden, so daß bald eine neue Auflage nothwendig geworden ist, sondern auch über die Grenzen unseres weiteren Vaterlandes hinaus, was die in holländischer und schwedischer Sprache erschienenen Uebersetzungen bekunden. Zwar giebt der Verfasser keine neuen, selbständigen Forschungen, was auch gegen den Charakter der „illustrirten Gesundheitsbücher" verstoßen haben würde, er hat nur bereits Bekanntes und schon in anderen Schriften Niedergelegtes mit den Resultaten seiner eigenen Erfahrungen, die sich auf eine mehrjährige Thätigkeit in einem von Gichtischen und Rheumatischen viel besuchten Badeorte, nämlich in Wiesbaden, stützen, in Einklang zu bringen versucht, aber in einer solchen Form, die gerade den Zwecken des Buches, in erster Linie den Bedürfnissen des größeren Publicums gerecht zu werden, vollkommen entsprechen. So ist der Verfasser bemüht gewesen, dem Laien eine Reihe von Anhaltspunkten zu bieten, welche demselben die Erkenntniß von qualvollen und gefürchteten Zuständen erleichtern und ihm die Mittel an die Hand geben, dieselben zu verhüten und zu bekämpfen. Wesentliche Fortschritte sind seit dem Erscheinen der ersten Auflage auch auf diesem Gebiete der Heilkunde gemacht worden, so daß vielfache Umgestaltungen der einzelnen Capitel des Werkchens nothwendig gewesen sind. Der Verfasser hat dabei alle neueren Erscheinungen auf dem betreffenden Gebiete gewissenhaft benutzt, namentlich hat er der Lehre vom acuten Gelenkrheumatismus, gegründet auf die neueren theoretischen Anschauungen und die erfolgreiche moderne Therapie, eine modificirte Darstellung gegeben. Nach einer Einleitung, in welcher die allgemeinen Gesichtspunkte dargelegt werden, zerfällt das Werkchen in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Gicht, die zweite den Rheumatismus behandelt. In Bezug auf die zuerst genannte Krankheit werden wir zunächst mit der Geschichte und Verbreitung derselben, sowie mit deren Heimath und deren Verhältniß zu Race und Nationalität bekannt gemacht. Darauf bespricht der Verfasser die Formen, die Ursachen und das Wesen der Gicht, um dann zur Verhütung und Behandlung der Krankheit überzugehen und diese eingehender zu betrachten. In Bezug auf die rheumatischen Krankheiten erörtert er zunächst die Entstehungsweise und das Wesen des Rheumatismus, behandelt dann die rheumatischen Krankheiten und deren Behandlung im Allgemeinen, um schließlich die einzelnen rheumatischen Erkrankungen, wie den Muskelrheumatismus, die rheumatischen Neuralgien, Lähmungen und Krämpfe, den rheumatischen Tetanus, die rheumatische Knochenhaut- und rheumatische Gelenkentzündung, sowie den acuten und chronischen Gelenkrheumatismus, die lästigen, auch oft gefährlichen Plagen der Menschheit, und noch verschiedene andere Specialformen der rheumatischen Erkrankungen zu betrachten. Nach dieser kurzen Uebersicht wird man inne werden, wie viel der Belehrung des Büchlein gewährt, das aber nicht allein durch seine Stofffülle, sondern auch durch die Behandlung des Gegenstandes sich bestens empfiehlt, und durch seine vernünftige Unterweisung gewiß vielen Hilfe bringen und so segensreich wirken wird.

—r. Von Dr. Hermann Klencke's praktischem Lehrbuche für deutsche Mädchen und Frauen über die Kenntnisse und Verwaltungsregeln des wirthschaftlichen, bürgerlichen Hauswesens auf Grundlage der neueren Realwissenschaften, der Gesundheitslehre, Waarenkunde, Oekonomie und guten Sitte „Die Hausfrau" (Leipzig, Verlag von Eduard Kummer 1880) ist die dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage erschienen. Das Buch ist vortrefflich, sein Inhalt ist geeignet, auf die richtige praktische Erziehung des weiblichen Geschlechts einen günstigen Einfluß auszuüben, — wir glauben, der Verfasser hätte es nicht nöthig gehabt, auf dem Titelblatte seinem Namen das auch enge Zeilen umfassende Verzeichniß derjenigen medicinischen und naturhistorischen Gesellschaften beizufügen, denen er als Mitglied oder Ehrenmitglied angehört, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf die neueste Auflage seines gemeinnützigen Werkes zu lenken.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Donnerstag und Sonntag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandconvention) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 3. Sonntag, den 9. Januar. 1881.

Inhalt: Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit (Schluß), von Conrad Fiedler. — Leipziger Stadttheater, von Rud. v. Gottschall. — Musikbericht, aus Dresden, von Emil Naumann. — Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche, gesammelt und nacherzählt von Edmund Beckenstedt.

Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit.

Von **Conrad Fiedler.**

(Schluß.)

Es ist oft betont worden, daß die der naturalistischen Richtung angehörenden Künstler nicht die Wahrheit, sondern nur die Wirklichkeit darstellen. Die naturalistischen Künstler sagen dagegen mit Recht, daß nur die Wirklichkeit wahr sei, daß es außerhalb der Wirklichkeit keine Wahrheit geben könne, und daß nur der die Freiheit und die natürlichen Rechte der Kunst vertrete, der die unbeschränkte Darstellung der Wirklichkeit zu ihrer ausschließlichen Aufgabe mache. Hier zeigt es sich nun, daß es leichter ist, sich frei zu machen, als frei zu sein. Einfach, klar und unwidersprechlich klingt jenes Dogma. Aber die geistige Kraft, die so kühn in der Bekämpfung dessen war, was ihr Widerstand leistete, bescheidet sich schnell, wo es sich darum handelt, die errungene Freiheit weiter zu entwickeln. Denn der Begriff der Wirklichkeit, bei dem jene Neuerer sich beruhigen, ist ein sehr unentwickelter und bildet in seinem unentwickelten Zustande gerade die Fessel, die sich der moderne Naturalismus selbst anlegt, nachdem er sich von allen anderen Fesseln glücklich befreit hat.

Der moderne Naturalist wirft die Frage, was nun eigentlich die Wirklichkeit sei, ebenso wenig auf, wie der naive, jeglichen philosophischen Sinnes entbehrende Mensch. Jenem so gut wie diesem erscheint die Frage vollkommen überflüssig. Sieht er nicht Natur und Leben um sich her, unabhängig von ihm und außer ihm, unendliche Formen und ewig wechselnde Vorgänge, und doch jede Form, jeden Vorgang fest und in ihrem Bestande gegeben? Das gerade ist der Ruhm des Naturalisten, daß er die Kunst auf die Erde zurückgeführt hat. Wo Geist und Phantasie immer geneigt sind, ihren eigenen Lustgebilden nachzugehen, da weiß er immer festeren Grund unter sich, je mehr er auf dem Boden der gegebenen Wirklichkeit Fuß zu fassen sucht. Wenn aus der Ferne die Dinge der Welt undeutlich und schwankend erscheinen, manche Täuschungen, manche Irrungen zulassen, so weiß er, daß sie doch eine feste Gestalt haben und daß es kein anderes Mittel giebt, sich vor Irrthum und Täuschung zu schützen, als sich den Dingen der Welt zu nähern, sie immer energischer mit den Sinnesorganen zu ergreifen, sie bis in ihre kleinsten Bestandtheile zu verfolgen. So steht er, das Individuum, mit ganz freiem, aufgeklärtem, jeder bindenden Tradition, aller drückenden Vorurtheile ledigem Geiste zum allererstenmale der Welt gegenüber. Wenn der wissenschaftliche Forscher auf seine Weise, durch keine Rücksicht geleitet außer derjenigen der Erkenntniß in die vor ihm und um ihn liegende Welt eindringt, sie nach allen Seiten hin rastlos durchforscht und bis zu ihren äußersten Grenzen der Erkenntniß zu unterwerfen sucht, so sieht auch der Künstler die neue unendliche Aufgabe vor sich, auf seine Weise die Welt immer mehr und mehr in der unerbittlichen Positivität ihrer Formen und ihrer Vorgänge zu erfassen, immer weiter in alle noch so verborgenen Schlupfwinkel des Lebens vorzudringen und der Welt zu ihrem eigenen Erstaunen durch seine Darstellungen zu zeigen, wie sie nun eigentlich in ihrer unbeschönigten Wahrheit, in ihrer unverhüllten Nacktheit aussieht.

So natürlich, so selbstverständlich erscheint diese Auffassung von der Stellung des künstlerischen Individuums der gegebenen Wirklichkeit gegenüber, daß sie, ohne nur irgendwie Gegenstand des Zweifels zu werden, jenen aufgeklärten Künstlern die gegebene Voraussetzung ihrer Thätigkeit ist. Was aber sind die Consequenzen dieser Auffassung, dieser Voraussetzung? Die künstlerische Thätigkeit, mag sie dichtend, mag sie gestaltend die Welt zu zeigen unternehmen wie sie ist, muß sich unter den Zwang der Dinge begeben, sie muß sich zur Sclavin der Wirklichkeit machen. Aus dieser wesentlichen Consequenz ergeben sich alle übrigen von selbst. Auf der einen Seite die Gleichgiltigkeit für die Beschaffenheit des darzustellenden Stoffes — denn seine Wirklichkeit ist im Grunde sein einziger Werth —, ein sich immer steigerndes Suchen nach Gebieten, die der Darstellung noch nicht erschlossen sind; auf der anderen Seite der Wetteifer, wer nur immer seinen Vorgänger an rücksichtsloser Offenheit, an gesuchter Ausführlichkeit der Darstellung überbietet. In jeder Hinsicht bietet die naturalistische Literatur die ausgiebigsten Beispiele; sie hat sich bis zu der Schilderung selbst der verborgensten Lebens- und Gesellschaftszustände gesteigert; sie ist in der Darstellung von der Aufdeckung des psychologischen Zusammenhanges zu den Versuchen physiologischer Begründung fortgeschritten. Und was hat nicht Alles die bildende Kunst zum Stoffe ihrer Darstellung gemacht! Wie ist sie bei ihrer Darstellung zu Werke gegangen, um, sei es in minutiösester Ausführung, sei es in grob frappanter Wiedergabe gewisser hervortretender Bestandtheile der Erscheinungen, ihren Zweck, die Enthüllung der wahren Gestalt der Dinge, zu erreichen.

Das Ziel, dem die naturalistische Richtung zugetrieben wird, besteht so auf Seiten der künstlerischen Individualität in einer Neutralisirung derselben, auf Seiten der Production in einer auf dem Wege der Schilderung oder Darstellung zu erreichenden Inventarisirung der Welt. Je mehr nun die künstlerische Individualität auf ihre besondere Bedeutung verzichtet und sich zum bloßen Werkzeuge zu machen sucht, desto mehr concentrirt sich aller Werth, alle Wichtigkeit auf das Werk, zu dessen Hervorbringung sie dient. Dieses Werk aber erscheint als ein allmälig sich vervollständigendes. Indem die künstlerische Darstellung Schritt für Schritt sich der Wirklichkeit bemächtigt, fügt sie Besitz zu Besitz, und wenn die Aufgabe ungeheuer ist, so erscheint es doch nicht unmöglich, daß in endlicher Zeit das ganze Gebiet des Seienden in seiner wahren und wirklichen Gestalt zum Ausdruck gebracht

werde. Betrachtet man das Ziel genauer, dem die naturalistische Kunst zustrebt, so ist dasselbe im Grunde ein nützlich-lehrhaftes. Es handelt sich um ein Feststellen dessen, was wirklich ist, damit die Menschen vor Irrthum und Täuschung bewahrt werden. Darauf läuft schließlich die ganze Kunst hinaus; freilich eine arge Ernüchterung nach allen den erhabenen Zwecken, die eine frühere Zeit der Kunst beilegte.

Aber die Consequenz, die aus jener Voraussetzung für die Thätigkeit des Künstlers sowol, wie für die Natur seines Werkes sich ergiebt, macht sich nun auch schließlich in den Wirkungen geltend, die eine so gestaltete Kunst auf die Menschen ausübt. Der Umstand, daß in der künstlerischen Darstellung nichts anderes zur Erscheinung kommen soll, als das thatsächlich Wirkliche, kann nur ein Wiedererkennen des in der Wirklichkeit Gekannten oder eine Neugier nach dem noch nicht Gekannten erzeugen. Rechnet man dazu ein gewisses harmloses Vergnügen, bestimmten Dingen in der Darstellung wieder zu begegnen, die man in der Wirklichkeit kennt, und eine weniger harmlose Freude, Dinge an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen zu sehen, die sonst unter einem gewissen Schleier verborgen zu sein pflegen, so sind so ziemlich alle die bemerkenswerthen Wirkungen genannt, die eine naturalistische Kunst auf ihr Publicum ausüben kann.

Man sieht, in welches Gewebe von unentrinnbaren Consequenzen sich die Kunst verstrickt sieht, wenn ein Princip seine Durchführung findet, welches vorgiebt, die Kunst frei zu machen, indem es sie zur Wahrheit zurückführt. Das, was die neue Schule verspricht, ist in keiner Weise geleistet. Abgesehen davon, daß sie die Kunst unter ein neues Joch beugt, gelingt es ihr nicht einmal, sie der alten Fesseln zu entledigen. Die unveränderliche Grundlage der gesammten Entwicklung, welche die Auffassung der künstlerischen Thätigkeit durchlaufen hat, ist jener Dualismus, in dem sich der künstlerisch begabte Mensch und die gegebene Wirklichkeit gegenüber gestellt werden. Alle die Ansichten, die sich über das Wesen der künstlerischen Thätigkeit im Laufe der Zeit und im Anschluß an die großen Wandlungen der menschlichen Denkungsart gebildet haben, ruhen auf jener Voraussetzung. So mannigfaltig sie sein mögen, so lassen sie sich unter die beiden großen Gesichtspunkte der nachahmenden Darstellung und der Umgestaltung der Wirklichkeit bringen. Die Bedeutung der Kunst liegt dann ganz folgerichtig in einem Zwecke und ihre Entwicklung ist nichts anderes als die allmälige Verwirklichung einer gegebenen Aufgabe. Jene jüngere Schule, die sich ein so weltstürmendes Ansehen giebt, richtet ihren Widerspruch doch nicht gegen jene wesentliche Voraussetzung; sie acceptirt die Gegenüberstellung von Künstler und Wirklichkeit, sie tritt auf die Seite derer, die in der Darstellung der Wirklichkeit, nicht in der Umgestaltung derselben das Wesen der künstlerischen Thätigkeit sehen, sie verlegt die Bedeutung der Kunst in einen Zweck und erwartet von ihr die Lösung einer Aufgabe. So erscheint die ganze Neuerung doch nur als eine Variation über das alte Thema. Stand die Kunst sonst im Dienste der Schönheit und des Ideals, so steht sie nun unter der viel härteren Botmäßigkeit der Wirklichkeit. So kann es nicht anders kommen, als daß ihre Leistungen peinlich und ängstlich werden und zugleich peinigend für diejenigen, die sie sich anzueignen suchen. Muß es nicht Jeder fühlen, der jenen modernen naturalistischen Leistungen einige Aufmerksamkeit zuwendet, daß die prätendirte Erlösung der Kunst in die Freiheit von Natur und Leben nur ein falsches Vorgeben ist, und daß jene Leistungen, wie sie unter dem Druck und in der Enge der Wirklichkeit entstanden sind, nun diesen Druck und diese Enge dem Menschen erst recht fühlbar machen? Hat man nicht den Eindruck, als ob in solcher Kunst die Wirklichkeit, die zwar dem Wollen und Thun der Menschen feste Schranken setzt, der Betrachtung aber ein ewig wechselndes und flüchtiges Spiel bleibt, nun auch für die Betrachtung zu unveränderlichen Formen erstarrte und sich wie ein lastender Alp auf Sinn und Geist legte? Wird nicht das Leben gleichsam erst getödtet, damit es ja dem untersuchenden Auge, der secirenden Hand nicht entfliehe, und starrt uns nicht aus diesen Kunstgebilden eine Wirklichkeit an, die eben doch keine Wirklichkeit, sondern nur eine Maske, gleichsam ein Gespenst der Wirklichkeit ist? Und das ist der letzte und höchste Punkt des Mißlingens, zu dem der moderne Naturalismus auf seinem Wege gelangt. Sein gewaltiger Eifer gegen Alles, was er in der Kunst der Vergangenheit als Lüge, als Verhüllung, als Beschönigung der Wahrheit brandmarkt, schützt ihn nicht davor, selbst etwas als das Bild der Wirklichkeit auszugeben, was doch nur eine Verfälschung der Wirklichkeit ist.

Wie aber steht es endlich mit dem großen Zwecke, der endgiltigen Aufklärung des menschlichen Geistes, an dem die Kunst, nachdem sie im Naturalismus ihre Reife erlangt habe, mit zu arbeiten berufen sei? Man stelle sich vor, daß die Kunst auf den Bahnen des Naturalismus weiter und weiter fortschreite, daß sie allmälig den Thatbestand der Welt und des Lebens in immer ausführlicheren und getreueren Schilderungen feststelle, daß sie gleichsam die wahre Gestalt der Dinge und der Vorgänge in unvergänglichen und unveränderlichen, mit aller ihr zu Gebote stehenden Positivität ausgestatteten Bildern ein für alle Mal niederlege: wird dieser der Menschheit geschenkte Schatz scheinbarer Wahrheit nicht viel mehr ein Hinderniß als ein Hilfsmittel der Aufklärung sein? Denn niemals sind Irrthum und Täuschung gefährlicher und mächtiger, als wenn sie mit dem Anspruch auftreten, die endlich gefundene definitive Wahrheit darzustellen.

Hätte die moderne naturalistische Schule in ihrem der Berechtigung nicht entbehrenden Kampfe gegen Mißbrauch, Vorurtheil, Irrthum sich zugleich den Ruhm erworben wollen, einen wahrhaften Fortschritt einzuleiten, so hätte sie, anstatt der vorlauten Anmaßung, mit der sie das wahre Kunstprincip als bereits gefunden ankündigte, ein etwas bescheideneres aber tiefer eindringendes Bemühen, die gesuchte Wahrheit allererst zu finden, beweisen müssen. Nachdem alle bisherigen Auffassungen von dem Wesen der künstlerischen Thätigkeit Antworten auf die Frage gewesen waren, was mit der Wirklichkeit zu geschehen hätte, um sie zur Kunst zu erheben, hätte der Widerspruch gegen diese Auffassungen von der neuen Frage ausgehen müssen, ob man überhaupt berechtigt sei, von einer Wirklichkeit zu sprechen, die dem Künstler als Gegenstand seiner Thätigkeit gegeben sei.

Die modernen Naturalisten brüsten sich gern damit, auf dem Gebiete der Kunst die Vertreter desselben Geistes zu sein, der auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Denkens zur Herrschaft gelangt ist. Und doch ist dieser moderne künstlerische Naturalismus nicht viel mehr, als die Carricatur des modernen wissenschaftlichen Geistes. Sein Kunstprincip ist ein fast kindlicher Standpunkt, der nur durch die maßlose Ueberhebung seiner Vertreter und durch die Urtheilslosigkeit des Publicums zu seiner gegenwärtigen Bedeutung hat gelangen können. Er beruht auf einer Anschauung, die wol hinreichen mag, wo es sich um das gewöhnliche Bewußtsein des alltäglichen Lebens handelt, die sich aber als ganz ungenügend und ganz unhaltbar erweist, wo der Mensch von der Oberfläche des Lebens sich in die Tiefen der Betrachtung und der Forschung zu versenken unternimmt.

Nichts anderes als ein ganz naiver Realismus ist es, der zum Angelpunkte der künstlerischen Thätigkeit gemacht werden soll. Indem man vorgiebt, die Kunst auf die Höhe zu erheben, auf der der wissenschaftliche Geist steht, gründet man sie auf eine Anschauung, die von dem wissenschaftlichen Geiste längst hat überwunden werden müssen, damit nur überhaupt ein Fortschritt in der Erkenntniß möglich werde. Das ist der Punkt, aus dem allein der moderne Naturalismus zugleich zu erklären und zu widerlegen ist. Was nützt es, wenn er

es unternimmt, die Kunst aus dem dogmatischen Schlummer zu erwecken, in dem sie unter der Herrschaft älterer ästhetischer Theorieen gehalten worden ist, um sie sofort in einen neuen dogmatischen Schlummer zu versenken?

Der entscheidende Wendepunkt für den nach Erkenntniß strebenden Geist tritt in dem Augenblicke ein, wo sich dem tieferen Nachdenken die anscheinend mit absoluter Realität ausgestattete Wirklichkeit als ein trügerischer Schein enthüllt, wo sich die Einsicht aufthut, daß das menschliche Erkenntnißvermögen nicht so einer von ihm unabhängigen Außenwelt gegenüberstehe, wie ein Spiegel dem Gegenstande, dessen Bild in ihm erscheint, sondern daß das, was man Außenwelt nennt, das ewig wechselnde und ununterbrochen von Neuem sich erzeugende Resultat eines geistigen Vorganges ist. So folgenreich diese Einsicht für die Entwicklung der menschlichen Erkenntniß gewesen ist, so ist sie doch insofge einer eigenthümlichen Beschränktheit von jeher für die Untersuchungen über das Wesen der künstlerischen Thätigkeit ungenützt geblieben. Dies mochte so lange erklärlich sein, als die künstlerische Thätigkeit überhaupt nicht als mit der wissenschaftlichen Thätigkeit an einer und derselben großen Aufgabe arbeitend angesehen wurde, als man Alles, was Erkenntniß genannt werden konnte, so ausschließlich als die Aufgabe des denkenden Menschen betrachtete, daß man für den künstlerisch bildenden Menschen nach einer durchaus anderen Aufgabe suchen mußte. Nun aber eine Schuls austritt, welche den großen Schritt zu thun vorgiebt, die künstlerische Thätigkeit als in dem Dienste derselben Aufgabe stehend darzustellen, an der die forschenden Kräfte des Menschen unablässig arbeiten, wie ist es möglich, daß die Aufgabe so durchaus oberflächlich aufgefaßt wird, wie dies von jenen modernen Naturalisten thatsächlich geschieht?

Die Frage, was Wahrheit ist, gilt nicht nur für das Gebiet philosophischer Erkenntniß, auf dem sie allein gestellt zu werden pflegt, sie gilt ebenso auch für das Gebiet künstlerischer Gestaltung. Nicht nur dem denkenden Menschen wird sich die uralte Weisheit immer von Neuem aufdrängen, daß das Seiende eigentlich das Nichtseiende ist, nicht nur der Philosoph wird sich in dem Streben, den realen Grund der Dinge zu erfassen, von Zuflucht zu Zuflucht vertrieben sehen, um schließlich sich mit der Ueberzeugung zu bescheiden, daß der Mensch einen anderen festen Boden nicht unter sich hat, als seine eigene nicht ermattende geistige Thätigkeit; auch der künstlerisch bildende Mensch, wenn er nach nichts anderem strebt, als in seinem Gebilde die Wahrheit von Natur und Leben zu erfassen, wird, sofern er überhaupt befähigt ist, durch die Oberfläche hindurchzudringen, zwar begreifen, daß ihm Wahrheit nur aus dem Boden der seiner Erfahrung zugänglichen Wirklichkeit erwachsen könne, zugleich aber wird er einsehen, daß seine Thätigkeit sich auf keine andere Wirklichkeit berufen kann, als auf diejenige, die sie selbst in ihren Gebilden hervorbringt. Man darf sich nicht scheuen, nach dem Verständniß der Thätigkeit des Künstlers auf Grund von Einsichten zu suchen, nach denen man nur die erkennende Thätigkeit des Menschen zu beurtheilen gewohnt ist. Es ist sehr ungerechtfertigt, wenn man zwar zugiebt, daß das, was im philosophischen, im wissenschaftlichen Sinne Wahrheit zu nennen sei, dem menschlichen Geiste nicht gefunden, sondern erzeugt werde, und zugleich den Künstler auf ein ihm fertig entgegentretendes Erfahrungsgebiet einschränken will, welches alle Wahrheit enthalte, die für ihn in Frage kommen könne. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum, zu meinen, der Künstler verlasse die Wahrheit, überschreite dieselbe, wenn er sich nicht darauf beschränkt, der kühle Beobachter und Schilderer dessen zu sein, was dem gewöhnlichen Bewußtsein als wahr und wirklich erscheint. So wenig der wissenschaftliche Geist vorhandene Wahrheit findet, so wenig darf der künstlerische Geist sich damit befassen, Gegebenes darzustellen. So oft aber freilich bloßes Gelehrtenthum, welches der Aufbewahrung dessen dient, was der vordringende Geist sich errungen hat, mit wahrer Wissenschaftlichkeit verwechselt wird, so oft wird auch für künstlerisches Bemühen gehalten, wo doch nur die Mittel der Kunst in äußerlicher Weise verwendet werden, um etwas im Bilde vorzuführen, was im allgemeinen Bewußtsein längst fertige Gestalt gewonnen hat.

Will man sich den Unterschied zu lebendigem Bewußtsein bringen, der jenen vorgeblichen Realismus von dem wahren künstlerischen Realismus trennt, so muß man sich gegenwärtig halten, daß alle Wirklichkeit nichts anderes ist, als das jeweilige Resultat eines sinnlich-geistigen Vorgangs, dessen Anfänge in dem dunklen Gebiet der sinnlichen Empfindung verschwinden und der sich aus diesen dem Lichte des Bewußtseins entzogenen Anfängen zu der mannigfaltig wechselnden Bestimmtheit und Fülle der Erscheinungen entwickelt und ausbreitet. Wie wunderbar nun auch die Welt den Menschen umgeben mag, so herrscht doch eine gewisse beschränkte Uebereinstimmung unter dem, was die Menschen als Wirklichkeit besitzen. Es ist als ob sich jener Proceß in einer gewissen Gleichmäßigkeit vollziehe, als ob er, von denselben Anfängen beginnend, in denselben Bahnen ablaufe, zu denselben Resultaten führe. Es hat sich gleichsam ein bestimmtes Capital von Vorstellungen gebildet, an dem Alle Theil haben, mit dem Alle gleichmäßig schalten, von dem jedes Stück dasselbe Gepräge hat und von Jedem wiedererkannt und anerkannt wird. Wie erstarrt erscheint der Vorgang, in dem die Außenwelt vor dem menschlichen Bewußtsein aufsteigt. Die Gebilde, die in und durch den Menschen entstehen, treten ihm als von ihm unabhängige, unveränderliche gegenüber und üben einen Zwang auf ihn aus, aus dem er sich um so weniger befreit, als er ihm als Zwang nicht zum Bewußtsein kommt.

Das ist die Welt, auf die sich jener moderne Naturalismus angewiesen sieht. Nach ihm steht der Künstler von vornherein der Welt gegenüber. Von diesem Standpunkte aus geht er an die Betrachtung und Wiedergabe der Wirklichkeit. Seine Thätigkeit ist ein Beschreiben und Darstellen von Dingen und Vorgängen, die Jedermann zu Gebote stehen, der Freude daran hat, sie aufzusuchen und den Muth, sie auszusprechen. Seine Entwicklung beschränkt sich darauf, daß sein Blick sich schärfen, seine Geschicklichkeit sich vervollkommnen kann. Die äußerliche Nähe, in die er die Dinge zu sich heranzubringen sucht, kann die innerliche Entfernung nicht aufheben, durch die er sich von der Welt geschieden fühlt.

Der wahrhaft künstlerisch begabten Natur aber ist die Welt nicht jenes Bilderbuch, als welches sie dem gemeinen Bewußtsein erscheint, welches genauer oder weniger genau zu kennen bei vielen Menschen den ganzen Unterschied der Begabung ausmacht. Sie empfindet den Zwang, der ihr auferlegt ist, wenn sie sich innerhalb der Wirklichkeit des gemeinen, in Gewohnheit und Erstarrung verfallenen Bewußtseins eingeschlossen findet. Sie unterliegt aber diesem Zwange nicht, sondern stellt in sich selbst gleichsam den zu neuer Freiheit gelangten Proceß dar, in dem die Wirklichkeit sich für den Menschen bildet. Was sie umgiebt, erscheint ihr wie leblose, unverständene Larven, so lange sie damit kein anderes Bewußtsein verbindet, als ihr überliefert ist. Sie verläßt den Standpunkt der Welt gegenüber, sie fühlt sich selbst als einen Bestandtheil der Welt. Mit allen ihren Fähigkeiten drängt sie sich an die Welt, sie möchte sie erfassen, eins mit ihr werden. Da fühlt sie in leidenschaftlicher Erregung die ununterbrochen sich wiederholenden, tausend und abertausend Eindrücke, denen ihre Sinnesorgane offen stehen, sie geht gleichsam in der Welt auf, indem sie sich nur wie der Punkt vorkommt, in welchem die chaotisch durcheinanderwogenden getrennten Elemente sich treffen, sich vereinigen, sich ordnen, sich gestalten. Nun erscheint ihr die Trennung aufgehoben, die Scheidewand gefallen, die sie von der Welt als etwas

Fremdem schied. Sie weiß es nicht als eine Wahrheit, die ihrem Verstande sich aufnöthigt, es ist ihr ein inneres Erlebniß, daß jene Trennung von Welt und Individuum nur ein trügerischer Schein ist, und daß die Welt im Individuum ihre immer sich erneuernde Entstehung vollzieht.

Das Wort ist unvermögend, diesen Vorgang zu schildern, es kann ihn nur andeuten. Wer ihn aber einmal begriffen hat, der vermag den unermeßlichen Unterschied zu erkennen, der die geistige Thätigkeit desjenigen, der die Welt als ein ihm gegenüberstehendes Object der Erkenntniß und der Darstellung betrachtet, von der geistigen Thätigkeit desjenigen trennt, der sich selbst als die nothwendige Bedingung für das Dasein der Welt empfindet. Dieser Unterschied besteht in der wissenschaftlichen Thätigkeit so gut, wie in der künstlerischen, hier scheidet sich die wahrhaft bedeutende geistige Thätigkeit von der gewöhnlichen geistigen Arbeit des alltäglichen Bedürfnisses.

So haben diejenigen ebenso Unrecht, welche behaupten, daß der Künstler nur dann in den Grenzen der Wirklichkeit und Wahrheit bleibe, wenn seine Gebilde in sclavischer Treue das ausdrücken, was in dem Durchschnittsbewußtsein der Menge die Wirklichkeit ist, wie auch diejenigen, welche den Künstler aus den Grenzen der Wirklichkeit hinausweisen und ihm, indem sie ihn zu befreien meinen, neue Fesseln anlegen. Wo enge und beschränkte Köpfe sich aus dumpfer Gewohnheit nicht zu erheben vermögen, da treten empfängliche, reiche und kräftige Naturen mit neuen Fähigkeiten und neuen Forderungen auf; sie meinen nicht die Welt der Wirklichkeit verlassen zu müssen, um ihrem Bedürfniß nach Wachsthum und Freiheit genügen zu können; wenn sie die Enge der Wirklichkeit sprengen, in der sie von Gewohnheit und Ueberlieferung festgehalten werden, so thun sie dies aus der innersten Ueberzeugung, daß dies eben die Wirklichkeit nicht sei, die ihnen von Anderen gezeigt wird; sie thun es im Bewußtsein der Kraft, die ihrem Blick und ihrem Geiste die Welt in ganz anderer und neuer Fülle, Klarheit und Bestimmtheit erstehen läßt. Sie werden inne, daß sie die Wirklichkeit, die vor ihren Blicken schwindet, nicht anders bannen, zur Bestimmtheit und zur Dauer zwingen können, als in ihrer eigenen zu immer entwickelterem Ausdruck sich steigernden geistigen Thätigkeit.

Eine ältere philosophische Ueberzeugung betrachtete die Denkthätigkeit allein als diejenige Erkenntnißquelle, die Gewißheit geben könne. Allmälig trat die Sinnlichkeit als erst untergeordnete, dann gleichberechtigte Erkenntnißquelle an ihre Seite. Wenn man jetzt der Ansicht ist, daß keinerlei Denkthätigkeit Erkenntniß geben könne ohne sinnliche Anschauung, so ist man auf der anderen Seite auch zu der Ueberzeugung fortgeschritten, daß in jeder sinnlichen Anschauung schon eine geistige Thätigkeit enthalten sei. Man weiß, daß nicht nur die höchsten Formen der Gewißheit, in denen sich die Wirklichkeit recht eigentlich in ihrem innersten Wesen zu enthüllen scheint, wie die Kräfte und die Gesetze, weitgetriebene Abstractionen des Verstandes sind, sondern daß schon die einfachste Anschauung, in der man meinen könnte, nur erst den Stoff für die Operationen der Denkthätigkeit zu empfangen, bereits ein geistiges Gebilde ist. Nicht anders aber verhält es sich mit der Thätigkeit des Künstlers. Der erste Versuch, sich der Wirklichkeit in ihren einfachsten Formen und Vorgängen zu bemächtigen, führt zu einem geistigen Resultat, in dem sich die gesundene, die erfaßte Wirklichkeit darstellt. Aller Fortschritt, alle weitere Entwicklung der künstlerischen Thätigkeit beruht auf der in ihren künstlerischen Gestaltungen sich aussprechenden Weiterentwicklung jener ersten geistigen Gebilde, in denen sich der künstlerische Geist zuerst der Wirklichkeit vergewisserte. Auch der Künstler erhebt sich von Abstraction zu Abstraction und je höher die geistigen Formen sind, zu denen sich der sinnliche Stoff emporgestaltet, desto mehr und mehr erhebt sich der Künstler aus der Verworrenheit, Unbestimmtheit, Flüchtigkeit der Anschauung in eine klare, bestimmte dauernde Wirklichkeit empor.

In dieser Wirklichkeit tritt uns nicht mehr der einzelne Fall, der vorübergehende Vorgang, die vereinzelte Gestalt entgegen; wenn in ihr das niedere, unentwickelte Bewußtsein eine Welt der Erfindung zu sehen meint, so ist sie doch für den künstlerischen Geist selbst die nothwendige Form, in der sich ihm das ganze ungeheure Gebiet von Leben und Natur zusammenfaßt, in der er die Wirklichkeit, die sich nach allen Seiten vereinzelt und verflüchtigt, sammelt, festhält und zur Dauer zwingt.

Wenn nun das, was der Dichter schildert, was der bildende Künstler darstellt, keinem Vorgange, keiner Erscheinung gleich ist, mit denen man es vergleichen kann, so darf man sich darum doch nicht das Recht anmaßen, den Künstler des Verlassens der Wirklichkeit, der Unwahrheit zu beschuldigen. Wo hat man den Maßstab, mit dem man den Künstler messen könnte? Darf man den geringen Grad von Klarheit, den geringen Umfang, bis zu dem man die eigene Anschauung von Natur und Leben entwickelt hat, zum Vorbilde nehmen, um darnach die Wahrhaftigkeit jenes erweiterten und entwickelten Weltbildes zu beurtheilen? Im Gegentheil, man muß an der Hand des Künstlers die drückende und trübe Enge des eigenen Bewußtseins zu verlassen suchen, man muß sein eigenes Bewußtsein zu dem Weltbewußtsein erweitern und steigern, welches in den großen Werken der Dichter, in den Gebilden der Maler und Bildhauer niedergelegt ist. So wird man inne werden, daß man die Wirklichkeit nicht zu verlassen braucht, wenn man den wahren Künstlern auf ihren Wegen folgen will, sondern daß man überhaupt nur dann Anspruch auf ihr Verständniß hat, wenn man in ihren Werken und durch dieselben die Wirklichkeit und nichts anderes als die Wirklichkeit erst kennen und verstehen lernt. Denn alle wahre Kunst — und das allein ist das Wesentliche an ihr — faßt in einer höchsten geistigen Verarbeitung eine ungeheure Fülle von Erfahrungen zusammen, und wenn ihre Gebilde typisch genannt werden, so hat dies keinen anderen Sinn als den, daß in ihnen ganze unendliche Reihen von Lebensformen und Lebensvorgängen zum Lichte der Verständlichkeit und Klarheit erhoben erscheinen.

Nur so aufgefaßt, ist die künstlerische Thätigkeit eine wahrhaft freie; nur so erscheint sie erlöst sowol von dem Drucke, den die kurzsichtige Annahme eines ihr gegenüberstehenden Wirklichkeitsvorbildes auf sie ausübt, als auch von dem Dienste aller fremdartigen, ihr willkürlich aufgenöthigten Aufgaben. Nur so folgt die Kunst keinem anderen Gesetze, als dem ihrer innersten eigensten Natur. Folgt man diesem freien Spiel der künstlerischen Kräfte, so erkennt man, daß die Kunst nicht verurtheilt ist, in den Niederungen einer Wirklichkeit hinzuschleichen, die die Wirklichkeit aller Menschen ist, daß sie aber auch nicht den zweifelhaften Beruf hat, aus einem fabelhaften Reiche herabzusteigen, um den Menschen aus der Wirklichkeit zu erlösen. Wenn von Alters her zwei große Principien, das der Nachahmung und das der Umwandlung der Wirklichkeit, um das Recht gestritten haben, der wahre Ausdruck des Wesens der künstlerischen Thätigkeit zu sein, so scheint eine Schlichtung des Streites nur dadurch möglich, daß an die Stelle dieser beiden Principien ein drittes gesetzt wird, das Princip der Production der Wirklichkeit. Denn nichts anderes ist die Kunst, als eins der Mittel, durch die der Mensch allererst die Wirklichkeit gewinnt.

So beruht aller Fortschritt in der Erkenntniß des Wesens der Kunst auf der Entwicklung des Begriffes der künstlerischen Wahrheit. Man mußte auf der Seite der modernen Naturalisten stehen in ihrem Kampfe gegen diejenigen, die der künstlerischen Thätigkeit ein willkürliches Joch aufzwingen wollen; man mußte ihnen entgegentreten, sobald man die Einsicht gewinnt, daß das große Wort der Wahrheit für sie nur einen unentwickelten und falschen Sinn hat.

Erweist es sich aber, daß jene junge Schule einer irrigen Anschauung folgt, so wird damit auch der Werth ihrer Leistungen gerichtet. Auch zeigt es schon die Entstehung dieser modernsten Kunstwerke, daß sich in ihnen nicht ein neuer, zu großer Laufbahn berufener Geist ankündigt. Kein jugendkräftiger Drang ist es, der, unbekümmert um alle Theorie, nach freiem Ausdruck seiner selbst strebt. Es ist eine altklinge Production; sie bringt die Lehre, der sie folgt, mit sich und die Werke sind im Grunde nur die Beispiele für die aufgestellte Theorie.

Steht es so um Grundsätze und Leistungen des modernen Naturalismus, so sind schließlich auch seine Ansprüche leicht auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Mit ihm soll ja eine ganz neue Zeit für die Kunst beginnen, in ihm und durch ihn soll die Kunst zum ersten Male, aber nun für alle Zeiten ihre eigentliche Aufgabe gefunden haben. Nur der Unverstand eines jungen unreifen Geschlechts kann eine solche Ueberhebung über die Bestrebungen, über die Leistungen der Vergangenheit erklären. Die Kunst ist alt und hat eine lange Geschichte. In ihr wie auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit kommen Zeiten, in denen hervorragende Individuen sich aus den niederen Sphären beschränkten und irregeleiteten Bemühens zur Freiheit des Gelingens emporschwingen. Nur der Kraft aber ist die Freiheit eigen. Fehlt diese Kraft, so fällt die künstlerische Thätigkeit in alle die Irrungen zurück, die so wenig auf immer zu überwinden sind, als es jemals möglich ist, die Kraft des Geistes zu einem dauernden und allgemeinen Besitz des menschlichen Geschlechts zu machen. Auch für die Kunst werden Zeiten, wie sie dagewesen sind, wiederkehren. Es werden große Künstler wiedererstehen und dann wird man von diesem neuesten Naturalismus, der so anspruchsvoll auftritt und sich als so epochemachend brüstet, nur als von einer der vielen Irrungen sprechen, die entstehen und vergehen, so lange es Menschen giebt.

Leipziger Stadttheater.

Unsere Bühne eröffnete das neue Jahr mit der Aufführung des Lustspiels von L'Arronge: „Haus Lonei", welches schon am Wiener Burgtheater gegeben worden ist. Dies Theater annectirt in neuester Zeit mit raschem Zugreifen alle Novitäten des Berliner Wallnertheaters für seine klassische Bühne. Es will den zweiten Bühnen von Wien nichts von dem übrig lassen, was irgend Cassenerfolge verspricht: und so sind Moser und L'Arronge jetzt die tonangebenden Autoren der Wiener Hofbühne geworden.

L'Arronge hat trotz seines französischen Namens mit der französischen Dramatik nichts gemein; seine Muse ist von jeder Frivolität frei und verschmäht es, irgend ein gewagtes Liebesverhältniß auf die Bühne zu bringen; sie ist von deutscher Art und unerschütterlicher Solidität und hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Vorzugsweise hat sie dabei bisher das Verhältniß zwischen Ascendenten und Descendenten ins Auge gefaßt und in den verschiedensten Variansen auf der Bühne illustrirt. Man hört die Melodie: „Mein Leopold" aus allen Variationen heraus: von diesen pädagogischen Stücken erscheint uns übrigens „Mein Leopold" als das beste und „Haus Lonei", wie wir gleich hinzufügen wollen, als das schwächste, während „Doctor Klaus", ein Stück, in welchem die pädagogische Frage in zweiter Linie steht, als geschlossenes und einheitliches Lustspiel jedenfalls die gelungenste Arbeit von L'Arronge ist.

Niemand wird bestreiten, daß es die Aufgabe der Bühne ist, uns Sittenbilder vorzuführen und durch diese auf die Moral in förderlicher Weise einzuwirken. Was diese Tendenz betrifft, so verdienen alle Stücke von L'Arronge das gleiche Lob. Etwas anders stellt sich die Sache vom künstlerischen Standpunkte aus: da muß man gegen die Dramen von L'Arronge dieselben Einwendungen machen, die man seinerzeit gegen die Stücke eines weit bedeutenderen Dramatikers, nämlich gegen diejenigen Iffland's machte und die sich auch gegen einzelne Scenen in den Lustspielen von Benedix richten. Aus dem Ganzen des Kunstwerkes soll uns seine Bedeutung entgegentreten; ungezwungen soll sich aus den heiteren Verwickelungen des Lustspiels, aus den satyrischen Wiederspiegelungen unserer Sitten die Moral und die Nutzanwendung ergeben; sie soll aber nicht in selbständigen Moralpredigten dem künstlerischen Erzeugniß wie eine Etikette angeheftet werden. Die Ausdringlichkeit der Moral im Drama trübt den Eindruck des Kunstwerkes; man merkt die Absicht und man „wird verstimmt". Diese Gefahr hat L'Arronge nicht immer vermieden, am wenigsten in seinem neuen Stück.

„Haus Lonei" ist im Grunde ein insecurtes Capitel aus einer Pädagogik, ein Spiegel für Väter und solche, die es werden wollen. Habt ihr einen Sohn, der das Gymnasium besucht, so behandelt ihn nicht zu streng, wenn er gelegentlich über die Schnur schlägt und seine Schularbeiten nicht fleißig genug macht; auch dann nicht, wenn er euer väterliches Herz dadurch betrübt, daß er durchs Examen fällt. Wenn ihr mildere Saiten aufzieht, so wird er sich bessern, fleißiger werden, das nächste Mal das Examen gut bestehen. Eure Strenge aber kann zur Folge haben, daß er sich ins Wasser stürzt, und bedenkt wohl, ihr sürsorglichen Väter, es wird nicht immer Jemand zur Hand sein, der ihn rasch genug dem nassen Grabe entreißt und ihm so die Möglichkeit verschafft, bei dem nächsten Examen sich auszuzeichnen.

Das ist die Hauptmoral des Stückes und wenn einer ein strenger Vater ist, so mag er sich bessern, soweit ihm das möglich ist, ohne aus dem Charakter zu fallen, ein Unglück, das Papa Lonei allerdings paßirt.

Die Tochter des strengen Vaters stürzt sich zwar nicht ins Wasser, aber doch einem Schauspieler an den Hals, was der Commerzienrath anfangs für ein nicht geringeres Unheil zu halten geneigt ist. Doch der Dichter bessert die Einsicht desselben. Die pädagogische Tendenz tritt hier mehr zurück: dafür bekommt das Stück ein zweites Etikette und bekämpft das Vorurtheil, das sich gegen den Schauspielerstand richtet. Was? ruft uns der Autor zu, ihr haltet die darstellenden Künstler nicht für ebenbürtig, nicht für berechtigt, in eure patricischen Familien zu heirathen, und doch seht ihr hier einen Künstler, der nicht nur den Muth hat, ins Wasser zu springen, um ein Menschenleben zu retten, der nicht nur aufrichtig genug ist, einem jungen, talentlosen Menschen von der schauspielerischen Carrière abzurathen; nein, der auch Latein und Griechisch genug versteht, um diesen Jüngling zum Abiturientenexamen vorzubereiten. Ein solcher Schauspieler verdient ein Mädchen aus angesehener, reicher Familie, und da der Papa auf einmal auch diese Ueberzeugung gewinnt und seine Einwilligung giebt, so scheint damit das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand siegreich widerlegt.

Der Autor hat sichs damit aber leicht gemacht: seine Helden sind wie weiches Wachs in seinen Händen. Andere Commerzienräthe werden fester sein in ihren Ueberzeugungen und was die dramatische Logik betrifft, so können wir sie durchaus nicht beweisträftig finden. Ein sociales Vorurtheil gegen einen bestimmten Stand kann nur durch specifische Eigenschaften dieses Standes selbst aus dem Felde geschlagen werden, nicht dadurch, daß ein Mitglied desselben Muth hat, schwimmen kann und Latein und Griechisch versteht. Hundert andere, darunter vielleicht die ersten Künstler, verstehen nicht Latein und Griechisch und viele können nur auf der Bühne „schwimmen", nicht im Wasser. Es ist sehr hübsch von dem Papa Commerzien-

rath, daß er der Liebe seiner Tochter kein Hinderniß mehr in den Weg legt; überhaupt wird der Mann im letzten Act in erfreulicher Weise vernünftig; doch eine allgemeingultige Moral zu Gunsten des Schauspielerstandes können wir aus allen diesen Vorgängen nicht ziehen.

Die künstlerische Einheit des Ganzen wird schon durch diesen Seitenpas der Muse von L'Arronge wesentlich gelockert. Ein anderer Seitenzweig der Handlung hat aber gar nichts mehr mit der Hauptendenz zu thun: die Liebe des Mündels, das im Hause des Commerzienraths lebt, zu einem jungen adeligen Rechtsanwalt und die breit sich vordrängende unangenehme Tante desselben mit ihrem Adelsstolz. Dergleichen hat schon Kotzebue vor hundert Jahren in seinem „Don Ranudo" auf der Bühne verspottet. Sollte man indeß unsern neuen dramatischen Autoren glauben, welche uns doch ein getreues Bild des socialen Lebens vor Augen führen wollen, so müßte der Stand der Rechtsanwälte mit Vorliebe vom Reichsfreiherrn gewählt werden und ein Adreßbuch der deutschen Rechtsanwälte einem Adelslexikon zum Verwechseln ähnlich sehen: man denke nur an den Rechtsanwalt in „Gräfin Lea", der ein Reichsfreiherr ist und für die Frankfurter Judengasse schwärmt; jetzt hat auch L'Arronge einen Collegen des Hrn. v. Deckers in seinem Rechtsanwalt Freiherrn v. Seewald auf die Bühne gebracht. Die Gelehrten der Nachwelt, die ohne Frage die Sitten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aus den Palimpsesten unserer neuen attischen Komödhie entzifferen werden, könnten dadurch sich irre führen lassen und in ihren Culturstudien die Meinung verbreiten, daß der Adel zu dieser Zeit den Ritterhelm am liebsten mit dem Barett des Rechtsanwalts vertauscht habe; es wäre zwar nicht das erste Mal, daß Gelehrte sich geirrt haben; doch wenn zwei tonangebende Dramatiker realistischer Richtung den „adeligen Rechtsanwalt" in ihrem Personenregister aufführen, so ist es den Culturhistorikern der Zukunft nicht übel zu nehmen, wenn sie diese Figur für eine typische halten.

Das Verhältniß des Rechtsanwaltes zu der liebenswürdigen Mündel, welches sich ebenfalls unter dem Dache des Hauses Lonei abspielt, womit wenigstens die Einheit des Ortes, wenn auch nicht die Einheit der Handlung gerettet ist, führt zuletzt zu einigen possenhaften Scenen: on revient toujours à ses premiers amours, kann man auch von L'Arronge sagen. Der Schauspieler, der ein Tausendkünstler ist, kennt auch ein Recept für geheime Schrift: man schreibt mit Milch und wenn diese Schrift verlöschen ist, so werden die Schriftzüge durch Cigarrenasche, die man darüber reibt, wieder hervortreten. „Wozu dies Experiment, das sich in Hand- und Hausbüchern der Zauberei findet?" frägt man sich verwundert; doch der Autor macht diesen Hokuspokus nicht ohne Zweck und Ziel. Der Rechtsanwalt schreibt mit Milch die Versicherungen seiner glühenden Liebe zu der Mündel des Commerzienrathes: diese Schrift wird ihre Schuldigkeit thun. Das Mündel ist inzwischen reich geworden durch die Erbschaft, die ein Onkel ihm hinterlassen; des Rechtsanwaltes eigene Tante verdächtigt ihn, daß er vorhergewußt, die Geliebte werde durch diese Erbschaft zu einer glänzenden Partie werden, indem er dem Onkel das Testament gemacht habe; er erfährt von dieser Verdächtigung, die sein Zartgefühl verletzt und ist willens, deshalb auf seine Liebe zu verzichten: da kommt zu rechter Zeit jene mit Hilfe der Cigarrenasche neu ins Leben gerufene Milchschrift wieder zum Vorscheln; dies Geständniß ist älter als das Testament, das er für den Onkel abgefaßt hat, und nun löst sich Alles in Harmonie auf.

Soweit fällt das Motiv nicht aus dem Lustspielton heraus; es ist absonderlich, es ist neu und ein wenig herausspintisirt; doch man kann es sich gefallen lassen. Nun aber flüstert der alte Adam dem Autor ins Ohr: das giebt eine recht amusante Scene, wenn alle zusammen das Experiment machen, um sich davon zu überzeugen, ob es seine Richtigkeit damit hat. Und nun wird mit Milch geschrieben, mit Cigarrenasche gerieben, dann werden wieder die Hände abgetrocknet: wir befinden uns auf einmal mitten in der Berliner Posse und das Waschbecken, das bereits bei einem Act-schluß der „Wohlthätigen Frauen" als komisches Requisit seine Rolle spielt, darf auch hier in diesem überaus häuslichen Drama nicht fehlen.

Dem Stücke fehlt die künstlerische Einheit, und vor Allem auch die gleichmäßige Behandlungsweise: der Ton springt aus dem Possenhaften ins Tragische über; denn so große Mühe sich auch der Autor giebt, den Selbstmordversuch des jungen Mannes leicht zu nehmen, als eine rasch wieder aufgelöste Dissonanz: die vorausgehende Scene zwischen Vater und Sohn hat durchaus jene schwüle Stimmung, welche den ernstesten Ereignissen der Schaubühne vorauszugehen pflegt. Der Dialog ist oft sehr hausbacken, und es giebt Scenen, die langweilen und ermüden: dies Zeugniß muß man dem ganzen ersten Acte ausstellen; der zweite zeugt dagegen für das Talent des Autors; einzelne Scenen und Figuren des Stückes sind überhaupt ganz ergötzlich, z. B. die Liebesscene zwischen dem Schauspieler und der Commerzienrathstochter in Gegenwart der berechnenden Mutter; alle Scenen, in denen der Photograph und Kunsthändler die Hauptrolle spielt, der als unverwüstlicher Sanguiniker mit seiner fortwährend in Rosa schimmernden Stimmung über die tiefschwarzen Scenen der Haupthandlung ein hoffnungsvoll tröstliches Licht verbreitet.

Gespielt wurde das Stück mit tüchtigem Zusammenspiel: namentlich fand der Commerzienrath Lonei in Hrn. Dr. August Förster einen Darsteller, der die Widersprüche des Charakters nach besten Kräften zu vermitteln suchte und unter dem strengen Vater der drei ersten Acte schon den milderen des letzteren hervorschimmern ließ; auch die leidenschaftlichen Scenen brachte er zu voller Geltung. Christian Hummel, der geldbedürftige Schwager des Commerzienrathes, wurde mit seiner ganzen Natürlichkeit und seinem Humor im Hemdärmeln von Hrn. Eichenwald uns in glaubwürdigster Weise vorgeführt. Der Schauspieler Bertholh Reinhard ist von dem Autor als ein künstlerisches Genie hingestellt, in welchem eine leichte, dem Schauspielerstand oft anhaftende Lebensauffassung die Gediegenheit des Charakters nicht beeinträchtigt. Hr. Mylius brachte gerade diese Gediegenheit und Tüchtigkeit gut zur Anschauung; doch eigentlich hat der Darsteller nicht den jovialen Ton, den die Rolle verlangt, wenn er auch das leichte Wesen verständnißvoll wiedergegeben suchte. Der Kurt des Hrn. Ellmenreich machte nicht ganz den Eindruck eines Abiturienten; der Darsteller hat etwas Männliches in seinem Wesen, das sich schwer verleugnen läßt. Frau Senger darf die bürgerlichen Mütter zu ihrer jetzigen Specialität zählen; sie spielt dieselben mit durchaus entsprechender Haltung. Mit dem Rechtsanwalt Bruno v. Seewald und der Pauline Freysing kann die darstellende Kunst nicht glänzen: es sind zwei edle Dutzendcharaktere, erster Liebhaber und erste Liebhaberin, wie sie im Buche stehen. Hr. Ottbert und Frl. Friedhoff stellten sie angemessen dar. Das Freifräulein Theodora v. Seewald, das in die Kategorie der „unangenehmen Prisen" gehört, ist ebenfalls der Nachbruck anderer derartiger Gestalten, selbst aus des Autors eigenen Stücken. Am meisten wirkt noch die Munterkeit der Marie Lonei und Frl. Tullinger war hinlänglich bei guter Laune, um die bewegliche Kunstfreundin, die ihr Herz dem „großen Künstler" zuwendet, mit einigen jovialen Accenten auszustatten.

Rud. von Gottschall.

Musikbericht aus Dresden.

Der königl. Oper verdanken wir in den letzten drei Monaten des alten Jahres die Inscenirung dreier Werke, darunter eine Novität und zwei neu wieder einstudirte ältere Opern. — Der 19. October brachte uns die romantische Oper „Heinrich der Löwe" von dem hiesigen königl. Hofsorganisten Edmund Kretschmer, dem Componisten der rühmlichst bekannten „Folkunger". Das neue Werk steht im Allgemeinen hinter der hoch genannten älteren Oper unseres Tondichters in seiner Weise zurück. Denn zeigen die Folkunger durchschnittlich eine größere Frische der Erfindung und sind sie reicher an packenden dramatischen Wirkungen, so begegnet uns in Heinrich dem Löwen ein gleichmäßiger, durchgebildeter musikalischer Stil und eine fast noch geschicktere musikalische Hand; und imponiren die Folkunger durch eine größere Anzahl gelungener musikalischer Ensembles, so erfreut uns im Heinrich eine größere Zahl wirksamer Lieder und eine noch feiner abgewogene und delicatere Instrumentirung. Die Aufnahme des neuen Werkes war eine vortreffliche, die Vertretung der Hauptpartien durch Frl. Malten und die Herren Rieſe und Sommer eine sehr befriedigende, und am Schlusse lohnte das Publicum dem Dichter-Componisten (denn auch der geschickt behandelte Text des Buches rührt von Kretschmer her) durch lauten Hervorruf. — Am 28. October ging nach einer dreijährigen Ruhepause Gluck's „Orpheus" wieder in Scene. Das letzte Mal war die Oper in dem jetzt schon eingerissenen interimistischen Theater hinter dem, damals noch in den Gerüsten stehenden Neubau unseres Hoftheaters über die Bühne gegangen; diesmal war es daher erst gestattet, das unsterbliche Werk auch in Beziehung auf seine äußere Ausstattung in würdiger Weise zur Darstellung zu bringen und verdient in dieser Beziehung Hr. Regisseur Teßlow eine besondere Anerkennung, der die Oper mit gediegenem Geschmack und einem feinen Verständniß der Hoheit des antiken Stoffes, das namentlich auch in der Haltung und im Costüm der Ballets hervortrat, inscinirt hatte. Frl. Nanitz verdient ein uneingeschränktes Lob bezüglich ihrer Wiedergabe der Partie des Orpheus, in welcher sie sich selbst übertraf. Würdig stand ihr Frl. Malten als Eurydice zur Seite, namentlich in den letzten Aufführungen, die eine innigere Befreundung mit dem Stil und dem Ausdruck Gluck's gewahren ließen, als bei der ersten Darstellung. Auch der Eros der Frau Schuch gewährte, neben der reizenden Erscheinung, vielfache künstlerische Befriedigung. Man hat der hiesigen Aufführung des Gluck'schen Werkes des Meisters italienischen Orpheus zu Grunde gelegt, jedoch zugleich mit Benutzung der besten Varianten der französischen Originalausgabe, aus welcher einige Stücke des Eros, ein paar Balletnummern, sowie mehrere dramatisch wirksame Recitative herübergenommen worden sind. — Cherubini's Wasserträger, der ebenfalls vier bis fünf Jahre nicht gegeben worden war, kam am 9. November zu einer ersten Wiederaufführung. Fischer excellirte sowol als Sänger wie als Darsteller der Titelrolle. Weniger befriedigend war Frl. Brethol als Constanze; dagegen wieder sehr brav Hr. Gudehus als Armand. Auch die durch Frl. Sigler und Hrn. Götze besetzten Nebenrollen der Marcelline und ihres Bruders wirkten erfreulich. Die Oper ging recht flott und bewährte abermals ihren musikalisch-romantischen Reiz und unverwüstliche Lebenskraft.

Die Sinfonie-Soireen unserer trefflichen königl. Capelle erfreuten uns durch verschiedene Novitäten. Die erste derselben, ein Scherzo von Riccdé, ist ein von Talent zeugendes und brillant instrumentirtes Werk, wenn auch hier und da noch etwas zu jugendlich überschwenglich, besonders in der Modulation. In der neuen Sinfonie von Grammann traten namentlich der 1. und 3. Satz erfreulich hervor; der 2. Satz wirkte schwächer. Das Finale besitzt sehr hübsche Motive, gelangte aber formell noch nicht zu der wünschenswerthen völligen Abrundung. In der Instrumentirung der Sinfonie sind zwar die Mittel nicht gespart; eine gewisse Frische und Natürlichkeit in der Erfindung und ein im Uebrigen anspruchsloses Auftreten gleicht jedoch ein solches Zuviel nach einer anderen Seite hin wieder aus. — Die Orchestersuite von Tschaikowsky erschien unter den angeführten Novitäten als die selbständigste und darum bedeutendste. Sehr anregend und gediegen ist gleich im Anfang das Präludium mit Fuge, letztere nicht blos tüchtig in der Form, sondern dabei schwungvoll und kräftig. Die folgenden Sätze, namentlich der 2., 4. und 6., lassen (übrigens ganz der Suite entsprechend) den Charakter von Tanzformen vorwalten. Im Ganzen wirkt das Tschaikowsky'sche Werk fast wie eins ins Slavische übersetzte Lachner'sche Suite; in der Erfindung jedoch noch frischer, als eine solche. Der „Miniaturmarsch" erscheint als ein musikalischer Scherz; er ist, dem entsprechend, mit lauter hochliegenden Instrumenten besetzt, unter denen die Geigen die am tiefsten liegenden sind. Ganz besonderes Lob verdienen das Divertimento und das Intermezzo.

Zu Ehren der durch ein grosses Concert eröffneten Gutzkow-Feier gastirte am 13. December Joachim bei uns, der seine unvergleichliche Meisterschaft in Beethoven's Violin-Concert und in dem Adagio aus Spohr's neuntem Concert in gewohnter Weise behauptete. Am 6. und 8. Januar wird an unserer königl. Oper Frau Schrötter aus Darmstadt als Valentine und Gräfin gastiren. Die Quartett-Soiréen Lauterbach's brachten als Novität ein Clavier-Quartett von Hofmann, dem Componisten Nennchen's von Tharau. Das Repertoire der Soiréen Rappoldi's beschränkt sich diesmal auf Solostücke für die Geige. — Das 25jährige Jubiläum unseres hiesigen Conservatoriums der Musik wird am 26. Januar durch ein Stiftungsfest gefeiert werden, dessen musikalischer Theil in der Aufführung von Seb. Bach's H-moll-Messe unter der Direction von Wüllner bestehen wird.

Eine große Umwandlung erfuhr während der letzten Monate die Anordnung der den Gottesdienst celebrirenden Aufführungen in unserer berühmten katholischen Hofkirche. Dieselben sind seit dem Tode von Carl Krebs in die Hände unserer beiden Hofcapellmeister Wüllner und Schuch gelegt und nach dem Principe gestaltet worden, das hier einschlägige musikalische Repertoire, ohne dessen altehrwürdigen Traditionen, soweit sie noch eine innere Berechtigung haben, zu nahe zu treten, zu erweitern und zu bereichern. Wir werden daher auch fernerhin die besseren und künstlerisch noch lebenskräftig gebliebenen Messen von Hasse, Naumann Schuster und Reissiger nicht entbehren; andererseits aber auch nicht auf dieselben und den Kreis der Zeitgenossen und Geistesverwandten dieser Meister beschränkt bleiben, wie dies, mit seltenen Ausnahmen, früher geschehen. Das Repertoire der hiesigen katholischen Hofkirche wird daher künftighin nicht blos ein locales Gepräge tragen. Dies bewiesen schon die letzten Wochen, in denen die lange nicht mehr gehörte C-dur-Messe von Beethoven zur Aufführung gelangte, der sich morgen, als am Dreikönigstag, eine noch nicht hier gehörte B-dur-Messe von Mozart anschließen wird. Wichtiger aber noch ist, daß neben den instrumentirten Messen künftighin auch Vocal-Messen, von denen früher hier ganz abgesehen wurde, zur Aufführung gelangen werden. Selbstverständlich werden dieselben der Advent- und Fastenzeit angehören und wird dadurch unserem kunstsinnigen Publicum Gelegenheit gegeben sein, sich künftighin auch an dem Schatze der a capella componirten Messen der niederländischen, deutschen und italienischen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts an rechter Stelle zu erbauen. Es werden in Zukunft neben etwa 50 in-

strumentirten Messen ungefähr 20 Vocalmessen durchschnittlich im Jahre zur Aufführung gelangen und dürfte der musikalische Theil des Gottesdienstes in hiesiger katholischer Hofkirche hierdurch auf eine, den außerordentlichsten künstlerischen Ansprüchen entsprechende Höhe gehoben werden.

Emil Naumann.

—ψ—. In seinen „Wendischen Wanderstudien" hat uns Richard Andree unter anderen auch ein mit lebendigen Farben gemaltes Bild der Niederlausitz gegeben. Anziehend schildert er da Land und Leute, die Spreewasserläufe, die Städte und Dörfer, die Menschen, deren Sprache, Sitten und Gebräuche, deren Thun und Treiben; wie wir sie jüngst auf der für die deutschen Anthropologen veranstalteten Fahrt durch den Spreewald von Vetschau nach Burg und dem „Schloßberg" und dann auf Wasserkähnen der Spree an dem stimmungsvoll gelegenen Dörfchen Lehde vorüber nach Lübbenau vielfach haben beobachten können. „Beim Niederschreiben dieses Buches — der „Wendischen Wanderstudien" —, sagt Richard Andree, ist es mir immer vorgekommen, als ob ich einen Nekrolog verfaßte. Schildert es doch im Wesentlichen den Untergang der letzten Reste eines einst mächtigen Volkes, die nun eine ethnographische Curiosität geworden, in unseren Tagen allmälig ihre Muttersprache ausgeben und in der großen Fluth des Deutschthums aufgehen, mit dem sie seit Jahrhunderten in den engsten Beziehungen stehen. Es handelt sich beim Untergange der wendischen Sprache in der Lausitz um keinen Kampf, dieser ist schon lange entschieden, und nur vom friedlichen Einschlafen kann die Rede sein." Ueberall, wohin wir blicken, macht die Germanisirung der Wenden rasche Fortschritte, eine Folge des Culturreinflusses, den das Deutschthum auf den kleinen Slavenrest ausübt, der zusehens, vor unseren Augen, immer mehr und mehr zusammenschrumpft. Es muß dies Grund genug für den Forscher sein, von den Ueberresten aus einer früheren Zeit zu retten, was noch zu retten ist, denn in Bezug auf die Wenden dürfte die Zeit nicht mehr allzufern sein, in welcher dies ganz unmöglich sein wird. Ganz besonders gilt dies von den Traditionen aus heidnischer Vorzeit, von den Märchen und Sagen, der Mythologie, dem Aberglauben, den Sitten und Gebräuchen. Ein wesentliches Verdienst hierum hat sich nun Hr. Dr. phil. Edmund Beckenstedt, früher Gymnasialoberlehrer in Cottbus, gegenwärtig Oberlehrer der alten Sprachen am Nicolai-Gymnasium zu Libau in Kurland, erworben, der die in seiner früheren Stellung ihm gebotene Gelegenheit mit großem Fleiß; Umsicht und Verständniß zu nützen sich hat angelegen sein lassen. Zeugniß legt davon das kürzlich im Verlage von Leuschner und Lubensky in Graz erschienene Werk: „Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Gesammelt und nacherzählt von Edmund Beckenstedt" ab. Von besonderem Werthe an der Sammlung ist, daß sie mit nur geringen Ausnahmen nach den Mittheilungen aus dem Munde der Wenden zusammengebracht worden ist, dabei hat es der Verfasser nicht unterlassen, jeder Sage und jedem Märchen den Ort beizufügen, aus dem sie stammen. Ganz besonders zeichnet sich aber das Werk dadurch aus, daß es eine ansehnliche Fülle von neuen Sagengestalten und mythischen Namen in die Wissenschaft eingeführt hat. „Alle die Gestalten, welche für die Forschung neu gewonnen," sagt Beckenstedt, „oder die in meiner Sammlung zu neuem Leben erweckt sind, erregen mir ebenso oft das Gefühl der vollsten Befriedigung, wie doch auch dasjenige das tiefsten Bedauerns, wenn ich daran dachte, wie wenig bis jetzt für die Wendenforschung gethan ist. Nach solchen Resultaten fühlt man sich veranlaßt, zu fragen: welche Gestalt und welcher Name birgt sich noch, was ist von Sorbentraditionen bereits verschollen?" Manches Licht wird auch auf die deutschen Sagengestalten geworfen. So glaubt die deutsche Sagenforschung die Lorelei als Schöpfung von Clemens Brentano und Heine erwiesen, deren eigentlichen mythischen Gehalt vernichtet zu haben. Daß aber die Frage nach der Existenz der Rheinnixe auf dem Felsen zu Sanct Goar aufs Neue zu stellen sei, ergeben die Wendensagen; birgt doch die boza loss sämmtliche Elemente, welche der Lorelei und den Sirenen zu eigen sind. Ebenso sind die arischen Urmythen in den Wendensagen vielfach lebendig und darin, wie in den meisten Sorbenüberlieferungen, ungewöhnlich deutlich erkennbar. War man bis jetzt geneigt, bemerkt Beckenstedt, die Sagen, in welchen der dumme Hans auftritt, nach dem Vorgange der Gebrüder Grimm auf den Sigfridmythus zurückzuführen, so wird nunmehr der arische Held, dessen Gestaltung in den Weben die früheste Fixirung gefunden, als der Herakles der arischen Völker sich deutlicher, als bisher möglich war, erweisen lassen. Ob die Schatzsagen mit den in der Niederlausitz gemachten Bronzefunden in Verbindung zu bringen sind, muß wol vorläufig noch dahingestellt bleiben, bestimmte Thatsachen sprechen auch nicht für die Annahme, die lediglich eine Vermuthung ist, wie es auch eine durch nichts begründete Conjectur ist, daß die Sage von den versunkenen Kutschen mit dem in der Niederlausitz gefundenen Bronzewagen in Beziehung stehen soll. Die slavische Thiersage ist sehr reich, so reich, daß der Verfasser nur Proben davon hat geben können. Unverkennbar ist zugleich in der Sammlung die Absicht des Verfassers, indirect eine Art wendischer Mythologie zu geben, weshalb er jede Sagengestalt biographisch in den Sagen hat auftreten lassen oder die Sagen, welche sich um einen klar erkennlichen Kern gruppiren, so geordnet hat, daß der rothe Faden, welcher die verschiedenen Manifestationen des Volksgeistes verbindet, zu Tage tritt. Zur Ergänzung des Materiales einer jeden Gestalt sind dann die dahin gehörenden Märchen und selbst abergläubische Gebräuche, welche das Zeichen des gestürzten Glaubens klar an der Stirn tragen, herangezogen worden. Besondere Aufmerksamkeit hat der Verfasser dem Aberglauben geschenkt und in der Anordnung der hierher gehörigen Nummern den Grundsatz befolgt, ein Spiegelbild dessen zu geben, was der wahnbefangene Mensch, dem der alte Glaube alle Fasern seines Wesens durchdringt, zu thun oder zu lassen gezwungen ist, will er unholden Mächten den Eingang versagen, oder, sind dieselben bei ihm eingezogen, wie er ihren Bann löst. Sehr viel Mühe ist auch auf die Auffindung und Zusammenstellung des abergläubischen Kalenders verwandt worden, welcher sich auf die mjas god Zeit, welche vom 25. December bis zum 1. Januar währt, bezieht. Was das Verfahren Beckenstedt's beim Sammeln und Aufzeichnen der Sagen, Märchen und abergläubischen Gebräuche betrifft, so hat er sich dabei treu an die Worte der Gebrüder Grimm gehalten: „Was die Weise betrifft, in der wir gesammelt, so ist es uns zuerst auf Treue und Glauben angekommen. Wir haben nämlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugesetzt, keinen Umstand und Zug der Sage selbst verschönert." Ja der Verfasser hat sogar gesucht, die Sprache noch einfacher und volksthümlicher zu gestalten, als sie sonst die Grimm'schen Märchen reden. Aus alle dem hier Angeführten wird man ersehen haben, daß wir es in dem vorliegenden Werke mit einem interessanten und werthvollen Beitrage zur Völkerpsychologie speciell der Wenden und namentlich der Wenden der Niederlausitz, zu thun haben. Hoffentlich läßt Hr. Beckenstedt auf die versprochene Ergänzung des Werkes, welche eine Zusammenstellung der wendischen Ernte-, Hochzeits- und Beerdigungsgebräuche sowie anderer Gewohnheiten aus heidnischer Vorzeit darbieten soll, nicht allzulange warten, da erst dann das Bild des volksthümlichen Wesens der Wenden vollendet sein wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Donnerstag und Sonntag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr H. Marbach in Leipzig.

№ 4. Donnerstag, den 13. Januar. 1881.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Paul Lindenau. Von Dr. Georg Müller. — Kaumer's „Historisches Taschenbuch". — Zeitschriften.

Briefe aus Paris.

(Die Journale und das Zeitungswesen. — „Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts" von Caro, Mitglied der französischen Akademie und Professor am Collège de France. — Die gegenwärtigen und die ehemaligen „Salons" von Paris.)

* * **Paris,** December.

Morgens in früher Stunde, wenn halb Paris noch schläft und sich von den Zerstreuungen des vergangenen Tages ausruht und für die Vergnügungen des kommenden Kräfte sammelt, sind die Boulevards noch einsam und verhältnißmäßig still; sie bieten gerade in diesem Moment des Tages ein seltsames Schauspiel, das immer wieder von Neuem meine Verwunderung wach ruft. Die Zeitungsträger werfen um diese Zeit die zahllosen noch feuchten Morgenblätter in die kleinen Zeitungs-Kiosks, die sich in endloser Reihe längs der Boulevards hinziehen. Beim Anblick dieser Berge von Journalen, in allen Formen und Farben, fragt man sich unwillkürlich, ob das Alles wirklich Leser findet? Und man ist versucht, diese Frage beinahe absolut zu bejahen, da noch mit jedem Tage neue Journale gegründet werden. Die Zahl der täglich erscheinenden großen Zeitungen — von den kleinen Blättern will ich gar nicht reden — ist in fortwährendem Zunehmen begriffen; man zählt deren gegenwärtig 61; diese Zahl wird in kurzer Zeit überschritten sein. Das Bedürfniß der Zeitungslectüre verallgemeinert sich mit jedem Jahre. Alle Welt liest Zeitungen, kümmert sich um Politik und bildet sich seine mehr oder minder feste Meinung: der Fiacre-Kutscher auf seinem erhabenen Sitze studirt sein Journal, während er auf Clienten wartet; der kleine Küchenjunge, der auf seinem Kopfe, in einem Korbe sorgfältig verpackt, ein luculliſches Diner zu irgend einem vornehmen Kunden trägt, liest im Gehen mit großer Emsigkeit seine Zeitung und verschüttet bei dieser Gelegenheit Braten- oder Frucht-Saucen auf die Kleider der Vorüberwandelnden, die unvorsichtigerweise in seine gefährliche Nähe kommen. Die Manie des Politisirens ist ansteckend; sogar die Lumpensammler lesen die alten Zeitungsreste, die sie in den Straßen finden, bevor sie dieselben zu den übrigen in ihren Butten angehäuften Lumpen werfen . . . und dabei wagt man es noch immer, die Franzosen für ein politisch unreifes Volk zu erklären. Diese Ungerechtigkeit schreit zum Himmel.

Das Geheimniß der leidenschaftlichen Zeitungslesewuth der Pariser ist vielleicht theilweise durch den Umstand zu erklären, daß die Journale im Allgemeinen sehr gut redigirt sind — es wird in dieser Beziehung hier täglich eine ganz enorme Summe von Witz und Verstand verausgabt — und daß sie wenig kosten. Man kann für zwei, ja für einen Sou sehr lesbare und lesenswerthe Journale kaufen; die Gelegenheit dazu bietet sich an allen Straßenecken und auf den Boulevards von zehn zu zehn Schritt; es fehlt demnach den Zeitungsliebhabern nicht an Verführung. Ich glaube indessen, daß es selbst einem ganz methodischen Verstande schwer fallen würde, eine genaue Classificirung aller dieser verschiedenen Preßorgane zu bewerkstelligen, die einen annähernden Begriff von der Verwirrung der Sprachen geben. Eine allgemeine Eintheilung dieses chaotischen Zeitungsgewirres läßt sich indessen allenfalls und annähernd aufstellen. Die Journale zerfallen in drei große Classen: Zeitungen, die eine bestimmte Meinung vertreten und sich zu Wortträgern einer bestimmten Partei machen; dann Zeitungen, die sich auf der ewigen Jagd nach etwas Neuem und Besonderem befinden und deren ganzes Streben auf Sensations-Mittheilungen gerichtet ist; endlich Zeitungen, die auf Personalien ausgehen und denen die hervorragenden politischen Persönlichkeiten sowie die tausend mehr oder minder pikanten Ereignisse des Pariser Lebens hinlänglichen Stoff bieten, um ihre Spalten täglich zu füllen. Im Gefolge dieser Prototypen befinden sich die Nachahmungen, die Surrogate; nach den Farben kommen die Nüancen. Einzelne naive Seelen, geblendet von den Erfolgen bedeutender Journalisten, bilden sich ein, daß es genügt, einige Bogen Papier zu schwärzen und sie in die Zeitungs-Kiosks zu schicken, um dadurch die Gründung eines Journals bewirkt zu haben. Diese Gründungen sind Eintagsfliegen; kaum aufgetaucht, verschwinden sie wieder. Wie allenthalben, hält es auch in Paris schwer, eine Zeitung fest zu gründen, so es hält vielleicht hier schwerer wie anderswo, weil eben die Concurrenz so enorm ist. Am festesten neben den alten weltbekannten Pariser Blättern, wie der „Temps", die „Débats" u. s. w., stehen die periodischen Zeitschriften, die sogenannten „Revuen" und an ihrer Spitze die alte „Revue des deux Mondes", die noch Mensch lieft, weil sie für langweilig gilt, die aber alle Welt kauft und die man in ihrem ewigen lachsfarbenen Einbande, der noch aus den glücklichen und geruhigen Zeiten Ludwig Philipp's datirt, in allen Salons und in allen Boudoirs liegen sieht. In der Regel blieb diese gute Revue unbeachtet und unaufgeschnitten; es genügte, daß sie auf dem Tische lag, man ließ sie ruhig liegen; seit einiger Zeit ist die Revue aber sehr in Aufnahme gekommen, was man für unmöglich hielt, geschieht, sie wird gelesen, und zwar sehr eifrig gelesen, weil sie das Glück hat, unter ihren Mitarbeitern einen Mann zu zählen, der für eine interessante Pariser Persönlichkeit gilt und der namentlich die vornehme Damenwelt ganz auf seiner Seite hat: Hrn. Caro, Mitglied der französischen Akademie und Professor am Collège de France. Hr. Caro ist absolut in Mode, à la mode, wie man hier sagt; seine Vorlesungen im Collège de France werden von den eleganteſten Damen frequentirt, der Zudrang ist so groß, daß viele von diesen schönen Wißbegierigen oft aus Mangel an Platz abgewiesen werden müſſen. Also ein Professor der Philosophie ist gegenwärtig in Paris ganz und gar Mann in der Mode! Das ist gewiß eines der pikantesten Ereignisse des Moments, besonders wenn ich noch hinzufüge, daß es sich um einen spiritualistischen Philosophen handelt, so um einen spiri-tualistischen Philosophen! Die Anomalie ist kaum erklärlich. Indessen die Politik ist diesem Ereigniſſe nicht ganz fremd. Das erklärt Manches. Ehe der gegenwärtig in Frankreich herrschende kirch-

liche Conflict zum Ausbruch gekommen war, kümmerte sich die vornehme und elegante Damenwelt wenig oder wol gar nicht um Spiritualismus; seitdem ist aber plötzlich der Geist der Philosophie in sie gefahren; diese Erhitzung wird indessen vermuthlich nicht lange dauern, sie wird namentlich diejenigen, die davon befallen sind, kaum zur eingehenden Lectüre philosophischer Werke bewegen. Bei Hachette, wo das neue Buch des Hrn. Caro: „Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts“ verlegt wird, wurde neulich behauptet, daß die Werke der spiritualistischen Philosophen keine Käufer mehr fänden; Cousin bleibt unberücksichtigt und Jouffroy ungelesen; die Damen der vornehmen Welt werden diesen alten Büchern schwerlich einen neuen Leserkreis verschaffen, sie begnügen sich bei ihrer kleinen Demonstration mit Hrn. Caro, der selbst ein Mann von Welt ist und dem es nebenbei gelungen ist, ihre Neugierde wach zu rufen. Belehrende Bücher werden selten gelesen, tröstliche zuweilen, aber Bücher, welche die Neugierde anregen, finden immer Leser. Das ist das Talent des Hrn. Caro. Er macht neugierig. Dabei ist er eine sehr einnehmende Erscheinung, un bel homme, wie man hier sagt, ein witziger Erzähler und ein ganz vortrefflicher Redner; diese Eigenschaften trägt er auch auf seine Werke über, die witzig und so akademisch correct als möglich geschrieben sind. So auch sein neues Buch: „Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts“. Der Titel schon ist pikant und bekundet das specielle Talent des Hrn. Caro, er macht neugierig.

Man kann dem achtzehnten Jahrhundert nicht nachsagen, daß es ein glückliches Ende gehabt habe; es ist nicht ruhig in seinem Bett gestorben; es hatte wie unser Jahrhundert eine Menge moralischer und geistiger Gebrechen; in dem Vergleiche unserer Schwächen und unserer vielartigen Verkehrtheiten mit denen unserer Vorfahren ruht das hauptsächliche Interesse des Buches. Es enthält unter Anderen ein Capitel über Rousseau, in welchem die Manie der damaligen Zeit, „die Empfindsamkeit“, scharf mitgenommen wird. Von 1760 bis 1800 war in Frankreich alle Welt „empfindsam“; diese Manie dauerte sogar in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts trotz des napoleonischen Kanonendonners und Säbelgerassels noch fort. Rousseau war der Gründer einer Schule, welche die Empfindsamkeit als einzige Lebensregel aufstellte. Vielleicht war der Ursprung dieser Regel nicht ganz lauter, denn Rousseau begriff unter „Empfindsamkeit“ nicht blos die Zärtlichkeit der Seelen, sondern auch die Herrschaft der Sinne. Seine Theorie hatte etwas Verführerisches, sie war‘ einen bequemen Schleier auf alle Gewissens-Compromisse; Rousseau beherrschte alle Gemüther und alle Herzen; die Männer durch seinen „Contrat social“ und die Frauen durch seine „Neue Heloïse“. Die „Empfindsamkeit“, die sich damals der Franzosen bemächtigt hatte, verließ sie selbst nicht an den Stufen des Schaffots, auch da noch machte sie ihr Recht geltend und äußerte sich in oft rührenden Zügen edelster Freundschaft und selbstloser Aufopferung. Diese Empfindsamkeit trug sich sogar auf das politische Leben über. Saint-Just, der grausame, blutdürstige, entsetzliche Saint-Just sogar arbeitete an dem Entwurfe zu einer neuen, idealen Verfassung; unter der Herrschaft der von ihm geträumten neuen Gesetze war es nicht mehr der Verbrecher, der bestraft werden sollte, sondern sein Freund, sein bester Freund sollte die Strafe statt seiner erhalten und für ihn büßen; also selbst die hartgesottensten Sünder sollten in ihrer Empfindsamkeit getroffen werden. Diese seltsamen Verschrobenheiten krankhafter Phantasien zwingen uns unwillkürlich ein mitleidiges Lächeln ab. Die am Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts lebende Generation hat sich allerdings nicht den Vorwurf übertriebener Empfindsamkeit zu machen. Eher das Gegentheil. Aber eben in diesem Gegentheil liegt ebenfalls eine nicht zu verkennende Gefahr.

Die Frauen am Schluß des vorigen Jahrhunderts waren wohl unterrichtet und belesen; aber bei näherer Prüfung entdeckte man in dem Wesen unserer liebenswürdigen Großmütter mancherlei Oberflächlichkeiten und vieles Künstliche. Sie mochten dies selbst fühlen, denn sie nahmen mit einem Male: „die Rückkehr zur Natur“ als Devise. Bei dieser Rückkehr schossen sie indessen zuweilen über das Ziel hinaus und verfehlten ihren Zweck, ohne es zu merken. Die „Neue Heloïse“ war ihr philosophisches Brevier; die Briefe Julien‘s an Saint-Preux galten ihnen als Muster. Das Beispiel dieser verkehrten und übertriebenen Sentimentalitäten kann bei den gegenwärtig beabsichtigten Reformen im Mädchenunterricht hier in Frankreich gewissermaßen zur Warnung dienen. Insofern hat das Buch eine gewisse Actualität und jedenfalls ein praktisches Interesse; es wird auch in den Salons der Republik sehr gewürdigt und viel gelesen.

In den Salons der Republik ..... das klingt beinahe wie eine Ironie; es ist indessen durchaus kein Spott; die Republik hat auch ihre Salons und zwar ihre sehr eleganten und von geistreichen und interessanten Menschen bevölkerten Salons. Man darf dieses Factum freilich als etwas sehr Merkwürdiges bezeichnen; denn jede Revolution bringt in den französischen Sitten derartige Umwälzungen und Veränderungen hervor, daß man es als ein wahres Wunder betrachten darf, wie es in Frankreich überhaupt noch eine Gesellschaft geben kann. Da in diesen schönen Lande die Revolutionen in der Regel im Namen neuer Ideen gemacht werden, so übt die Politik einen unmittelbaren Einfluß nicht nur auf die Gebräuche, sondern auch auf die Moden aus. Ein Salon ist im Grunde ja nur die Decoration, in welcher das Stück aufgeführt wird; mit den neuen Schauspielern gelangen auch neue Interessen und neue Leidenschaften zum Ausdruck. Es wäre interessant, die Geschichte dieses Jahrhunderts in den Coulissen zu verfolgen, indem man die Salons unter der Restauration, unter Ludwig Philipp, unter Napoleon III. und unter der gegenwärtigen Republik studirte. Unter der Restauration bildeten die Salons einen intimen Vereinigungspunkt hervorragender Menschen. Chateaubriand, Lamennais, de Maistre standen in ihrem vollen Ruhme, der Stern Victor Hugo‘s, Lamartine‘s und Bigny‘s war aufgegangen; hervorragende Forscher und Gelehrte, wie Cuvier und Laplace schmückten diesen auserlesenen Kreis, der sich bei dem kunstsinnigen Präfecten von Paris, dem Grafen Chabral, zu vereinigen pflegte. Die Herzogin von Ducos, Verfasserin mehrerer Romane, war die erste große Dame, welche den Versuch wagte, die beiden Aristokratien, die der Geburt und die des Talentes, in ihrem Salon zusammenzubringen. Die Künstler hatten ihre Zelte bei dem berühmten Maler Gérard und bei der nicht minder berühmten Miniatur-Malerin Lebrun aufgeschlagen; dieser Künstler-Salon wurde mit besonderer Vorliebe von den grand-seigneurs des ancien régime, den Herren v. Boufflers, v. Sabran, v. Langeron, v. Saint-Priest u. s. w. frequentirt. Das Jahr 1830 mit seiner Revolution zerstreute indessen alle diese Salons wieder und brachte andere Sitten und einen anderen geselligen Ton zum Vorschein, der gewaltig abstach gegen den Ton der gepuderten und parfümirten Unterhaltungsweise, die sich bis dahin in einzelnen Salons noch erhalten hatte. Die Herzogin von Abrantès, die viele Berühmtheiten um sich versammelt hatte, mußte ihren Salon schließen; sie starb im Elend in einer Dachkammer; die königliche Huld bezahlte den Sarg für diese einstige Celebrität des ersten Kaiserreiches; dieser Sarg fand einen einzigen Begleiter bis zum Friedhofe, aber dieser Begleiter zählte für Viele — es war Chateaubriand! — Unter der Juli-Monarchie tauchten wieder neue Salons auf. Vor allen anderen der Salon der Madame Récamier, die sich geistig frisch erhalten hatte und jung — wie eine Mumie aus alter, lang verklungener Zeit. Sie ließ in ihrem Salon eine Oper aufführen, zu welcher das Sujet aus Chateaubriand‘s „Märtyrern“ entnommen war. Die damals jungen, nachmals be-

rühmten Kritiker Jules Janin, Leo Gozlan, Theophil Gautier versuchten an dieser Oper die Schärfe ihrer Federn. Die gesammte Literatur der damaligen Zeit, vertreten durch Sainte-Beuve, Stendahl, Loménie, Salvandy, Tocqueville, Montalembert, Falloux wurde von Madame Récamier mit offenen Armen aufgenommen, die an der Seite Chateaubriand's ein strenges Schiedsrichteramt zwischen den ewig streitenden Parteien übte. Die Februar-Revolution von 1848 schloß auch diesen Salon wieder. Mit der Beschreibung der Salons, die sich unter Napoleon III. bildeten, könnte man ganze Bände füllen. Damals wollte Jedermann etwas sein oder doch etwas scheinen; das Bedürfniß, sich breit zu machen, schien sich Aller bemächtigt zu haben; daher der ungemessene Luxus, der von allen Seiten entfaltet wurde; man wollte die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; die Salons hatten ihre officiellen Berichterstatter; Alles wurde öffentlich besprochen; eine vornehme Dame wurde berühmt durch den Reichthum und den Wechsel ihrer Toiletten, die in allen Zeitungen detaillirt beschrieben wurden; die Pariser Gesellschaft war damals im recht eigentlichen Sinne ein Theater; das Bild hatte sich zur Wirklichkeit gestaltet. Was ist jetzt aus all diesem Staube geworden?

Die gegenwärtige Republik will nun, was die Salons betrifft, hinter den früheren Zeiten nicht zurückstehen; sie besitzt bereits ihre Salons sui generis und man ist vielleicht bestrebt, deren neue zu bilden, da es der Republik bis jetzt Gott sei Dank noch nicht gelungen ist, den französischen „Esprit" ganz und gar todt zu schlagen, und da es in Paris noch immer eine ganz respectable Menge geistreicher und bedeutender Menschen giebt, so sind diese Bestrebungen zumeist mit Erfolg gekrönt.

Die Manie, neue Salons zu gründen, verleiht einem soeben von Hrn. v. Lescure unter dem Titel: „Die Salons des vorigen Jahrhunderts" veröffentlichten Werke ein besonderes Interesse. Hr. v. Lescure stellt in seinem Buche eine förmliche und sehr pikante Galerie interessanter Frauen zusammen, der Damen: Du Deffand, Du Chatelet, Tencin, Stael, die nicht zu verwechseln ist mit der Verfasserin der „Corinna", der Tochter Necker's, Choiseul, Houdetot, deren anmuthige Portraits dieses lesenswerthe und sorgfältig geschriebene Buch uns bringt. Eine der interessantesten aller dieser verschiedenen Frauengestalten ist unstreitig Madame Geoffrin. Diese treffliche Dame gehörte der Bourgeoisie an, dem tiers-état, wie man damals sagte; der weibliche tiers-état beherrschte bereits die Philosophen, noch ehe der männliche tiers-état sich zu der politischen Rolle erhoben hatte, die ihm später beschieden war. Wenn die herzensgute und praktische Madame Geoffrin indessen eine Ahnung davon hätte haben können, daß die Geschichte sie dereinst als eine der „Mütter" der Revolution bezeichnen werde, so würde sie vor ihren Söhnen erschroken sein. Nichtsdestoweniger war es ihr beschieden, den ersten revolutionären Salon zu eröffnen, wie Madame Roland den letzten dieser Salons geschlossen hat.

Madame Geoffrin war die Tochter eines Kammerdieners der Dauphine, nachmaligen Königin Marie Antoinette; noch fast ein Kind, kaum fünfzehn Jahre alt, hatte man sie mit einem reichen Glasfabrikanten verheirathet; ihr Mann hat indessen keine große Rolle in ihrem Leben gespielt; er hatte ihr ein bedeutendes Vermögen zu Füßen gelegt und war bald nachher gestorben; den Salon aber, den seine Frau gegründet hatte, erlebte er noch; er freute sich dieser interessanten Gesellschaft, in welcher er eine ganz untergeordnete und absolut stumme Rolle spielte. Als einer der eifrigen Besucher dieser Salons, nach einer längeren Abwesenheit von einer Reise zurückkehrend, diesen stummen Gast nicht mehr fand, fragte er Madame Geoffrin, was denn aus dem ältlichen Herrn geworden sei, der immer am unteren Ende des Tisches gesessen und den Mund nie aufgethan habe? „Ich weiß, wen Sie meinen," antwortete Madame Geoffrin, „er ist todt . . es war mein Mann!" Eine charakteristische Antwort für die Sitten der damaligen Zeit. Nichtsdestoweniger war Madame Geoffrin „la bonne femme Geoffrin", wie sie von den Grandseigneurs oft spöttisch genannt wurde, eine sehr ehrenwerthe Frau. Sie hat ein einziges Mal in ihrem Leben eine zärtliche Neigung empfunden, und zwar für den Grafen Stanislaus Poniatowski, der zehn Jahre später der Günstling der Kaiserin Katharina II. wurde. Damals stand der Salon der Madame Geoffrin in seiner höchsten Blüthe; sie hatte ihre Montage und ihre Mittwoche; die Montage waren für die Künstler, die Mittwoche für die Philosophen bestimmt; dieser Salon hat sich fünfundzwanzig Jahre hindurch erhalten; unter den hervorragendsten Gästen der Madame Geoffrin sind: Vanloo, Boucher, der Architekt Soufflot, der Marinemaler Bernet, Fontenelle, Diderot, Holbach, Helvetius, Marivaux, Raynal und Alembert, Grimm, Maupertuis, Gibbon, Hume und der Fürst Kaunitz, der spätere Minister der Kaiserin Maria Theresia, zu nennen. Madame Geoffrin litt in ihrem Salon keine philosophischen Dissertationen; einmal wurde sie sehr bös auf Diderot und Holbach, die in ihrer Gegenwart atheistische und materialistische Theorien aufgestellt hatten; sie gerieth in hellen Zorn und bat diese Herren, „ihren Hexen-Sabbath anderswo zu feiern". Merkwürdig ist, daß diese streng bürgerliche, gutmüthige und einfache Frau durch ihren Einfluß und namentlich auch durch ihre Börse zum Zustandekommen der Encyclopädie, dieser gefährlichen Waffe gegen Alles, was ihr theuer war, gegen die alte Welt und gegen die Religion, vielleicht theilweise unbewußt, so wesentlich beigetragen hat. Sie unterstützte die Philosophen, ohne sich jedoch für ihre Grundsätze gewinnen zu lassen; sie ging heimlich in die Messe und beichtete regelmäßig alle Sonnabende bei einem Kapuzinermönch, den sie in hohen Ehren hielt. Damen hatten keinen Zutritt zu dem Salon der Madame Geoffrin; nur für Fräulein v. Lespinasse, einen der bekannten Blaustrümpfe des vorigen Jahrhunderts, und für die berühmte Schauspielerin Sophie Arnould wurde eine Ausnahme gemacht. Eines Abends erzählte diese Künstlerin im Salon der Madame Geoffrin mit komischer Verzweiflung, daß das neue Haus, welches sie sich vor Kurzem hatte bauen lassen, unbewohnbar sei — sämmtliche Kamine rauchten, es könne demnach kein Feuer angemacht und nicht gekocht werden; sie habe deßhalb schon Klage geführt, sei aber mit ihrer Klage abgewiesen worden. Holbach erbot sich, die Sache beim Gericht zu vermitteln. Einige Tage später fragte ihn Sophie Arnould: ob er mit dem Gerichtspräsidenten Rücksprache genommen habe? „Ja wohl," antwortete Holbach, „ich habe zunächst als Mann und dann als Philosoph zu ihm gesprochen!" „O weh!" entgegnete die Künstlerin, „Sie würden weit besser gethan haben, wenn Sie als Essenkehrer zu ihm gesprochen hätten!" Das sehr lesenswerthe Buch bietet eine Fülle derartiger amüsanter und pikanter Anekdoten und ist gleichzeitig als ein interessanter Beitrag zur Geschichte jener Zeit zu bezeichnen.

□ Paul Lindenau, der erste evangelische Hofprediger in Dresden. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Sachsens von Dr. Georg Müller, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Dresden-Neustadt. Leipzig, Hinrichs 1880. P. Lindenau zählt nicht gerade zu den hervorragenden Theologen der Reformationszeit, weder als Gelehrter, noch als Prediger. Er ist aber immerhin eine für die sächsische Kirchengeschichte interessante Persönlichkeit, die in die erste evangelische Geschichte Zwickaus, Freibergs und Dresdens mitverflochten ist. In letzterer Stadt hat er am 23. April 1539 die erste evangelische Predigt in der Schloßcapelle gehalten und sodann als erster evangelischer Hofprediger fungirt, ist auch bei der Einführung der Reformation in

Sachsen, speciell in Leipzig, mehrfach mit thätig gewesen. Ueber seiner Geschichte hat bis auf die neueste Zeit ein eigenthümlicher Unstern geschwebt. Schon frühzeitig sind durch Schuld unvollständigen Quellenmaterials falsche und confuse Nachrichten über ihn verbreitet worden. Und gerade Diejenigen, welche an der Quelle saßen, wie namentlich ein Geistlicher Zwickaus, der seine eigenen, höchst willkürlichen Conjecturen für Ergebnisse von Quellenstudien ausgab, steigerten die Unklarheit und Verwirrung, die über den Mann herrschte, aus dem man sogar zwei Männer machte, indem man die Geschichte eines seiner zeitweiligen Amtsgenossen Johann Lindemann mit der seinigen confundirte. Auch dem Hofprediger Küsster, der sich auf die angeblichen Quellenforschungen jenes Zwickauer Geistlichen als zuverlässige Angaben stützte, konnte es nicht gelingen, in diese Verwirrung Klarheit zu bringen. Das Verdienst, zuerst aus dieser Verwirrung heraus auf die rechte Fährte geführt zu haben, gebührt einem Manne, der um die specielle Reformationsgeschichte namentlich auch Sachsens sich große bleibende Verdienste erworben hat, dem inzwischen heimgegangenen Dr. theol. Seidemann. Diesem bewährten Führer folgend hat nun der Verf. vorliegender Biographie auf Grund genauester und sorgfältigster Durchforschung des zerstreuten Quellenmaterials eine sehr klare und lichtvolle Biographie des Mannes geliefert, indem er das dichte mythologische Dunkel, das seinen Namen nachgerade umgeben hatte, durch überzeugende Nachweise der Irrthümer gelichtet, und zugleich die Ehre des vielverkannten, zwar zu Heftigkeit geneigten, aber tüchtigen und ernsten, schlichten und treuen Mannes gegenüber schweren Beschuldigungen, die man auf ihn gehäuft, gerettet hat. Die Quellen, welche der Verf. benutzt, sind hauptsächlich das für die Reformationsgeschichte so überaus ergiebige Ernestinische Gesammtarchiv in Weimar, das königl. sächs. Hauptstaatsarchiv in Dresden und das Rathsarchiv, sowie die Rathsschulbibliothek zu Zwickau. Der dem Zwickauer Rath gehörige Manuscriptenschatz bietet namentlich in dem Briefwechsel des Stadtschreibers Stephan Roth ein reiches Quellenmaterial für die Specialgeschichte des evangelischen Sachsen. Der verdienstvolle Herausgeber der Chronik Zwickaus, Herzog, hat diesen Schatz viel benutzt, aber noch ist gewiß viel aus ihm zu schöpfen.

— Von Raumer's „Historischem Taschenbuch", das seit dem Ableben des berühmten Geschichtsschreibers der Hohenstaufenzeit von dem Culturhistoriker W. H. Riehl herausgegeben wird (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist unlängst der zehnte Jahrgang der fünften Folge zur Ausgabe gelangt. Mit diesem Bande vollendet das „Historische Taschenbuch" zugleich seinen fünfzigsten Jahrgang, ein in der Geschichte der deutschen Publicistik und des deutschen Buchhandels nahezu einzig dastehender Erfolg, der nur dadurch einen fast elegischen Anstrich erhält, daß mit diesem Bande, wie wir einer Notiz des „Vorworts" entnehmen, der treffliche derzeitige Leiter des Unternehmens, welchem dasselbe es wesentlich verdankt, wenn es sich auch nach dem Tode seines berühmten Begründers jederzeit auf dem Höhenpunkt wissenschaftlicher Forschung erhalten hat, von der Herausgabe zurücktritt. Das Uebermaß der Arbeiten, die ihm obliegen, hat ihn zu diesem von den zahlreichen Freunden des Unternehmens gewiß allseitig und aufs Tiefste bedauerten Entschluß bestimmt. Der gegenwärtig vorliegende Band enthält biographisch-kritische Essays über den im sechszehnten Jahrhundert lebenden Gelehrten Isaak Casaubon von Fridolin Hofmann und über den, der Neuzeit angehörigen Maler Gustav Wappers von Hermann Billung, ferner als Früchte historischer Specialforschung Arbeiten über „den Reichstag von Augsburg" im Jahre 1530, den „Reformationsreichstag", von Henri Tollin, über die „Anfänge Wilhelm's von Oranien" von Heinrich Welzhofer, „Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina" von A. Brückner. Unter der Ueberschrift: „Ein neues Fürstenthum in alter Zeit" hat A. Forstenheim einen historischen Essay über das durch den Berliner Frieden ins Leben gerufene neue Fürstenthum Bulgarien, unter der Ueberschrift: „Der Dichter der Insel Felsenburg" Adolf Stern die Ausbeute literarischer Studien über den Verfasser eines der gelesensten und bekanntesten Werke der Romanliteratur des achtzehnten Jahrhunderts gegeben. Mitten hinein in die Bewegung der Gegenwart greift mit gewohnter Schneidigkeit und geistvoller Schärfe W. H. Riehl mit seinem Beitrage: „Zur inneren Geschichte des Socialismus".

—* Die „Auswanderungs- und Deutsch-Amerikanische Zeitung", die unter der Redaction und im Verlage von Gustav Weigel in Leipzig wöchentlich erscheint, tritt in das 2. Jahr ihres Bestehens. Von dem, was sie selbst über ihr Programm sagt, sei Folgendes hervorgehoben: Für Deutschland und die Schweiz ist bei der rapid zunehmenden Bevölkerung resp. Uebervölkerung eine regelmäßige Auswanderung nach unserer innersten Ueberzeugung eine absolute Nothwendigkeit, trotzdem wollen wir Niemand zur Auswanderung überreden. — Unser Bestreben wird lediglich sein, denjenigen Landsleuten, die fest entschlossen sind, früh, bald oder später eine neue Heimath zu suchen, zuverlässige Nachrichten über die Länder, die sich für Deutsche zur Ansiedelung eignen, zu geben, damit die Scheidenden im Stande sind, ihre Wahl gut zu treffen —, damit sie thatsächlich eine zweite Heimath finden. — Für uns ist vorerst die Frage, ob Deutschland Colonien gründen solle, ob die Auswanderung nach Nord-Amerika oder aber im Interesse des Deutschen Reiches und Handels nach Central- oder Süd-Amerika zu lenken sei, vollkommen gleichgiltig. Wir stellen uns lediglich auf den rein menschlichen Standpunkt und werden ohne irgendwelche Voreingenommenheit grundsätzlich nur die Länder empfehlen, von denen wir die Ueberzeugung und den Beweis haben, oder von denen von dort Angesiedelten überzeugend nachgewiesen wird, daß unsere scheidenden Landsleute und Mitmenschen — durch deutschen Fleiß und ihre Ordnungsliebe sich unschwer eine sorgenfreie Existenz mit wenig Mitteln gründen können, bei vollkommener Gleichberechtigung in politischer und religiöser Beziehung mit den Landes-Eingeborenen.

Die „Deutsche Revue", herausgegeben von Richard Fleischer (Berlin, Verlag von Otto Janke), bringt in ihrem Heft 1 vom Januar 1881 folgenden Inhalt: Aus dem badischen Feldzug 1849. Majorescu: Zur politischen Lage Rumäniens. Aus dem Leben Ratazzi's und seiner Zeit. (Schluß.) Hermann Lingg: Die Lateiner, byzantinische Novelle. Die vulkanischen Erhebungen auf Santorin. Robert Hamerling: Dichter und Kritiker. v. Colomb: Wie soll die Jugend zum Militärdienst vorbereitet werden? Otto Pfleiderer: Politik und Religion. E. Laspeyres: Beiträge zur Lage der deutschen Industrie und insbesondere zum angeblichen wirthschaftlichen Rückgang Deutschlands in der angeblichen Aera des Freihandels. I. v. Sigmund: Was vermögen wir gegen die Syphilis als Volkskrankheit jetzt zu thun? A. v. Lasaulx: Nordbeutsche Flachlandsgeologie. Literarisches.

Das erste Heft Jahrgang 1881 der deutschen Revue der Gegenwart „Unsere Zeit" von R. v. Gottschall enthält: Hart am Rande, Novelle von Levin Schücking I.—III. — König Georg von Hannover und seine Umgebung. Von Oscar Meding (Gregor Samarow). — Aus der Landschaft Athens. Eine Skizze von Ferdinand Gregorovius. — Der poetische Naturalismus in Frankreich. Von Rudolf v. Gottschall. — Der große Altar zu Pergamon. Von Adolf Trendelenburg. — Oberalbanien und die Geyen. Von Spiridion Gopčevič. I. — Der Pariser Chiffonnier. Von Wilhelm Ritter v. Hamm. — Meerfahrt. Von Friedrich Bodenstedt. — Chronik der Gegenwart: Literarische und politische Revue.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandstrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 5. Sonntag, den 16. Januar. 1881.

Inhalt: Der Heine der Neuen Welt, von Elisabeth Klee. — Die Ueberbürdung der Schülerinnen höherer Mädchenschulen, von Pf. Dr. Kühn. — K. Sächsischer Alterthumsverein zu Dresden. — Wie man vor 400 Jahren nach dem heiligen Lande reiste, von Dr. Georg Müller-Frauenstein.

Der Heine der Neuen Welt.

Skizze von **Elisabeth Klee.**

Im Jahre 1876 hat die Neue Welt das Säculum ihres Bestehens als selbständiger Staat gefeiert. Immer vielseitiger und eingreifender werden die Beziehungen, die uns mit ihr verknüpfen, immer reger und reicher wird das Interesse an ihrer Entwickelung und Ausgestaltung. Von den Observatorien der Geisteswelt Europas folgt man den an Bedeutung und Tragweite wechselnden Erscheinungen dieser Entwickelung, findet Parallelen mit den unsrigen und beobachtet das Verhältniß der verschiedenen Systeme und Bahnen zu denen der alten Welt. Wol noch am wenigsten bekannt ist die Literatur der Neuen Welt. Und doch vermag sich das innerste Wesen wie das Wachsen eines Geistes, bei dem Einzelnen wie bei einem Volk, nirgends so zu offenbaren, wie auf dem Gebiet seiner Geistesschöpfungen, in dem der Literatur. Verdienstvoll für das Erkennen des Geistes unserer Brüder jenseits des Oceans ist daher ein solches Werk, wie das aus der Feder eines langjährigen Kenners jüngst veröffentlichte: „Der amerikanische Dichterwald".

Da indeß die Leser dieser Blätter ihn wol nur theilweise betreten werden, da auch nicht jeder Dichter dieses Waldes seine Wurzeln und Zweige gleich weit in deutsches Gebiet hineinstreckt, wie es Edgar Allan Poe gethan, so darf es wol berechtigt erscheinen, diesen Dichter besonders ins Auge zu fassen. Er ist ihr „Heine der Neuen Welt", ist eine neue bahnbrechende Erscheinung, eine herrschende Macht im Reich der Poesie dort gewesen, wie der Sänger der Loreley es für uns war. Am 17. Februar 1881 sind es 25 Jahre her, daß des letzteren Mund sich für immer geschlossen hat. Bis heute hat außer Goethe kein Dichter unseres Vaterlandes in den Tönen seiner Lyrik solche Vollendung und solche Verbreitung erreicht, wie er. Sie klingen fort im deutschen Dichterwald, im Garten poetischer Gemüther, und sichern ihm darum ein Denkmal, lebensvoller und lebenskräftiger noch als das, welches ihm die Nachwelt jetzt errichtet.

Doch, wir vernehmen in diesen holden poesiereichen Klängen auch viel schrille, schreiende Dissonanzen. Nicht ohne Berechtigung ist darum jenes streng richtende Dichterwort über ihn:

O Heine, arger Heine,
Es gleicht dem Besuv Dein Lied,
Wo unter der Freid' und dem Weine
Verheerende Lava erglüht.

O Heine, arger Heine,
Dem Friedhof gleicht Dein Lied,
Wo über todtem Gebeine,
Die lieblichste Rose erblüht.

O Heine, arger Heine,
Der Giftbeer gleicht Dein Lied,
Die mit verlockendem Scheine
Ins Reich der Schatten zieht.

Spricht Heine doch selbst es aus: „Vergiftet sind meine Lieder, wie könnt' es anders sein?"

Ein Landsmann Poe's schrieb unter dessen Bild: „Der Mensch giebt sich nur dann völlig den Engeln oder völlig dem Tode, wenn sein Eigenwille sich drangiebt," ein Wort, das Poe in einem seiner Werke selbst citirte, aber nicht auf sich anwendete. Heine wie Poe vermochten ihren Willen nicht zu zügeln, und ihr Ich drangzugeben. Sie verstanden nicht des alten Seb. Bach tiefsinniges Wort: „Wem die Kunst das Leben ist, deß Leben ist eine große Kunst." Es giebt Viele, denen das Leben Poe's nur verurtheilenswerth erscheint, seine Werke unlauter und unwahr, sein Urtheil unzuverlässig, sein Genius düster und dämonisch. Andere wieder bewundern ihn ungetheilt und beklagen ihn als einen hochbegabten, fein und edel angelegten Dichter, dem das Geschick allzuarg mitgespielt und dadurch die zartbesaitete Claviatur seiner Innenwelt geschädigt habe, deren Klänge jedoch, so kurze Zeit sie auch durch den amerikanischen Dichterwald gerauscht, eine für alle Zeiten vollönende Resonnanz im Menschenherzen finden werden. — Betrachtet man die beiden Portraits, das Poe's Jugendzeit das eine, und aus der Zeit kurz vor seinem Ende das zweite, so sieht man, wohin ihn die „unverstandene Kunst des Lebens" gebracht hat. Das eine zeigt ihn als echt männliche, edle Erscheinung, die das Gepräge des Ideals, zugleich die Liebe zum Schönen in Antlitz und Haltung trägt, und gerade diese, wie der ihm verliehene Besitz der Schönheit selbst, wurde für ihn verhängnißvoll. Sieht man das andere Bild an, so ruft uns daraus ein ruhe- und haltloser Geist seine Klagen entgegen, trotzige Bitterkeit, Spott und Sarkasmus haben hier ihre scharfen Furchen in das schwankende Feld natürlicher Herzensweichheit eingegraben. Zugleich redet es von Kämpfen, die Poe mit äußeren Feinden bestand, und von Niederlagen, die er an sich selbst erlebt.

Eigenthümliche Umstände walteten schon über ihm bei der Geburt. Ein junger Mann aus guter Familie, der längst sich mit Passionen für die Bühne getragen, lernt eine Schauspielerin kennen, verheirathet sich mit ihr und betritt nun gleichfalls die Bühne. In dem buntbewegten, gefahr- und wechselvollen Treiben, wie es damals die meisten Jünger Thalia's durchlebten, wurden ihnen drei Kinder beschert, deren zweites unser Dichter war, geboren am 19. Januar 1809 zu Boston. Vom Vater erbte er die Mischung französischen, irischen und italienischen Blutes, den hochfahrenden Sinn und zugleich so mancherlei Schwächen des keltischen Charakters. Seine Mutter war echt englisch, nach jeder Richtung hin. Als er zwei Jahre alt war, starben beide Aeltern, müde und erschöpft von ihres Lebens sturm- und drangfalsvoller Fahrt. Die Kinder wurden gut untergebracht, Edgar kam in das

Haus eines wohlhabenden und wohlwollenden Mannes, Namens Allan. Dieser, verheirathet, aber kinderlos, gewann den Knaben bis zum Uebermaß der Verwöhnung lieb. Derselbe mußte sowol den Namen seines Pflegevaters annehmen, als sich mit einer Menge nur dem verzärtelsten Mutterföhnchen zu Gebote stehender Dinge überschütten lassen. Als er acht Jahre alt war, ging sein Pflegevater mit ihm nach England, wo er seine beiden ersten Schulsahre absolvirte. Dann kam er nach Richmond, Mr. Allan's Heimath, zurück, wurde dort der Liebling von Lehrern wie Schülern durch sein ebenso geistbelebtes, wie graziöses, gefälliges Wesen und Benehmen, und begann auch bereits, wie Jean Paul, auf dem Gebiete der Frauen-Huldigung die Erstlingsstriche seines Herzens zu entsalten. Mit 17 Jahren kam er auf die Universität von Virginia, machte indeß hier böse Spielschulden, zerfiel mit seinem Wohlthäter und flüchtete deshalb zu einer Tante in Baltimore. Ihr sechsjähriges Töchterchen, an dem der Jüngling seine ganze Bildungs- und Erziehungskunst versuchte, wurde später seine Gattin. Während der zwei Jahre seines Dortseins veröffentlichte er sein erstes Buch, eine Gedichtsammlung. Da hört er vom Tode der Mrs. Allan, die ihm so viel Liebe erwiesen und eilt zu dem Wittwer, ihn zu versöhnen und zu trösten. Dieser bestimmt ihn, zum Militär zu gehen. Doch — nicht angethan, sich in Zucht und Ordnung zu schicken — muß er bald den Abschied nehmen. Das vergiebt ihm sein Wohlthäter nicht. Poe jedoch tröstet sich durch eine neue Ausgabe seiner Gedichte und geht in die weite Welt, zunächst wieder nach Richmond. Eine neue Heirath des Pflegevaters verschließt ihm für immer dessen Haus. Nun ist er auf sich selbst angewiesen und steuert mit vollen Segeln ins Leben hinaus, ohne jede andere Stütze, als seine Feder, bald in Richmond, bald in Boston, bald in Neuyork, bald in Philadelphia lebend.

Poe wurde also Publicist und Journalist, zunächst durch den Zwang der Verhältnisse. Eine preisgekrönte Nebeit, „M. S. found in a bottle", führt ihm die Freund- und Gönnerschaft bedeutender Männer zu und verschafft ihm einstweilen hinreichende Subsistenzmittel. Damit begann seine 17 Jahre lang währende öffentliche Thätigkeit als Literat. Auch darin theilt er Heine's Geschick. Beide Dichter mußten oft in dem „barmherzigen Hause einkehren", wie Palleske den Journalismus genannt hat. An Beiden hat es seine Wohlthaten, aber auch seine Gefahren bewiesen. Es bot ihnen Beiden ein schützendes Dach und die nöthigen Mittel zur Existenz. Aber, wenn es auch nicht, wie der geistvolle Interpret Schiller's sagt, sie „von der Beschwerde erlöste, Dichter zu sein", so beeinträchtigte es doch mit seinen enggezogenen Schranken und Mauern die volle Entfaltung ihres Genius. Bei Heine sehen wir den Publicisten zum Politiker werden, er ist bestrebt, die großen Weltinteressen zu vertreten, und „mit dem theatralischen Pomp eines Freiheitshelden wartet er darauf, daß er ungeheuren Lärm hervorbringe". Ja er rühmt in erhobenen Stunden, daß er bereit sei, seine Existenz der großen Sache des Fortschritts unterzuordnen. Poe hingegen schrieb nie über Politik, nicht einmal Zeitgemäßes, Alltagsbilder und Alltagssituationen, keine irgendwelche Local- oder Zeitfarbe tragende Production floß aus seiner Feder, und doch besaß er großes dramatisches Talent. Er liebte es, im Reich des Wunderbaren und Uebernatürlichen zu weilen, in ferne Länder zu entrücken, die bunte Pracht von „Tausend und Eine Nacht" zu entfalten. Ueberall aber ist bei ihm dieser „Ritt ins alte romantische Land" flüchtiger Art, seine Schilderung fragmentarisch. Dazu kam sein launisches, in Unruhe und Unbefriedigtheit wechselndes Temperament, seine Scheu vor solider, die volle Kraft und Concentrirung seines Ich erfordernder Arbeit. Wäre er allein geblieben, so hätte sich dies Manco seines Wesens nur an ihm selbst gerächt. Da er sich aber mit jener indessen eben erst zur Jungfrau erblühten Cousine verheirathete, so brachen die Folgen doppelt unheilvoll über ihn herein.

Er war freilich auch dadurch gezwungen, jene Scheu zu überwinden, sich anzustrengen, sein Talent fruchtbar zu machen. Aber innerlich höhnte er über dieses Muß, ob er sich gleich, als Kritiker wie Novellist, bedeutende Einnahmen errang, und bald klagte er auch laut und bitter über sein hartes Geschick. Und dieses Klagen war sein Ruin!

Heine hatte gleiche Genußlust und Hinneigung zum „dolce far niente", aber sein eminenter Ehrgeiz und die Zähigkeit und Leistungsfähigkeit, die seinen Stamm kennzeichnet, überwog das „olympische Behagen" am Genuß. Er selbst auch darum viel mehr an seinen literarischen Producten als Poe. Er will der Welt zeigen, daß er etwas Anderes ist, als „unsere sonnettirenden Almanachs-Poeten". Nehmlich aber sind Poe und Heine einander wieder darin, daß, von sich selbst allzusehr eingenommen, sie auch nur stets an ihre eignen Interessen dachten und auf den Standpunkt Anderer wenig Rücksicht nahmen. Beide verlangten zu viel von den Leistungen der Anderen und schlugen die eignen zu hoch an. Daher sehen wir Beide vielfach mit ihren Redacteuren und Verlegern in Disput und Disharmonie, sehen sie beständig wechseln in der Wahl derselben und sehen sie die eben errungenen vortheilhaften Stellungen und Verhältnisse nur zu schnell wieder verlieren. Beide vermochten nicht, sich zu zügeln, Maß zu halten. Goethe hat es vermocht, so stark auch in ihm das Ich, der Drang, es zu befriedigen, flutete. Darum sagte er:

„Bergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

* * *

Poe besaß zum Unglück ein zu großes Theil keltischer, südländischer Eigenart: das schlaffe, schwach sich gehen lassende Naturell dieser Völker und sein vielfaches Mißgeschick fand ihn nicht als gewappneten Mann, zu Kampf und Sieg bereit, sondern es übermannte ihn. Mancher Dichter und Schriftsteller geht einen ähnlich schweren Lebensgang, erfährt Mißgeschick und Niederlagen mancher Art, aber jede Niederlage wird die Geburtsstätte neuen, wesenskräftigeren Lebens, aus den bittersten, schmerzlichsten Erfahrungen entfaltet sich, wie der Phönix aus der Asche, ihr besseres, veredeltes Sein. Wir sehen das bei Poe so wenig wie bei Heine, ihnen wurden dadurch nur die Flügel verlehnt, bei Poe noch mehr wie bei Heine. Doch niemals nahm Poe zu irgend welchen anderen Hilfsmitteln als zu seiner Feder Zuflucht. Er verschmähte jede Speculation, jedes Sorgen und Mühen um irgend welche andere Unterstützung seiner oft sehr schwankend basirten Existenz. Und bekanntlich fällt in dieser Beziehung so mancher Schatten auf Heine's Bild!

Aber wie dieser rächte sich Poe für die erfahrene Ungunst der Verhältnisse, für die bald in persönlicher Feindschaft, bald in literarischer Eifersucht hervortretenden Schwächen seiner Zeitgenossen durch unerbittlich scharfe Kritik. Beidenwar die Gabe des Humors versagt, der, wie Jean Paul sagt, „der gutmüthige kleine Kobold im Regenbogenkleide" ist. Um humoristisch zu sein, besaßen sie Beide zu wenig innere Freiheit, zu wenig wirkliches Gemüth. Mit den Waffen schneidenden Witzes, beißender Satyre kämpften sie schonungslos gegen den Geist der Zeit wie gegen seine Träger. Heine, der sein Vaterland verlassen und doch mit der ganzen, seinem Volke eigenen Hingabe an demselben hing, wurde dabei noch bitterer, noch schonungsloser, und verscherzte sich daher noch mehr als Poe die Gunst des Publicums, seiner Landsleute. Poe blieb bei aller Hinneigung zur Romantik, zum Farbenreichthum des Orients immer Amerikaner, Heine aber, der an der intellectuellen Grenze zweier Nationen lebte, mitteninne zwischen diesen beiden mächtigen Gedankenströmen, hat sich bemüht, dem französischen Wesen möglichst das deutsche

zu assimiliren, und gesucht auf literarischem Gebiet das zu erreichen, was 1000 Jahre früher von den deutschen Kaisern so eifrig angestrebt ward: eine Verschmelzung der gallischen und der germanischen Nation. Schöpferisch ist auch Heine nicht gewesen, er war ein Vermittler von Ideen, wie ein moderner Schriftsteller sagt, der große Stilist der Gedanken, die jene beiden mächtig intellectuell und social arbeitenden Nationen ihm darboten. Sein Buch über Deutschland widmete er dem damaligen Haupte der Simonisten, Pater Enfantin. Er versenkte sich bekanntlich lange Zeit in die Ideen dieser Geistesrichtung, doch in seinem ersten Band des Salon, den jener Autor das Gemeinste nennt, was europäische Literatur je hervorgebracht, spiegeln sich „die Gedanken der St. Simonisten wie die Sterne in einer Pfütze". Haß gegen das Christenthum, gegen die sociale Form Europas, Rehabilitation des Fleisches, das war die trübe, darin wogende Fluth der Gedanken. Das „Junge Deutschland" ließ wol lange Zeit sein von verschiedenartigster Mannschaft besetztes Schiffsein mit ihr kämpfen, es in manche gefahrvolle Region eindringen und an ihrem Gestade seinen Ballast entladen, aber das übrige Deutschland fand nicht Geschmack noch Gefallen an dieser Fluth und entfremdete sich von dem zum bedrohlichen Piraten gewordenen Sänger der Loreley. So büßte Heine mehr und mehr von der ihm in so ungewöhnlichem Maße verliehenen schöpferischen Dichtungskraft ein und sank, wie Gustav Frechner sagt, zu seinem eigenen Nachfolger herab. Denn im Grunde war er kein politischer Charakter, keine politische Capacität. Dazu war er viel zu subjectiv.

Diese große Subjectivität ist es auch gewesen, die Poe verhindert hat, sich völlig dichterisch normal zu entfalten. Bei Beiden sehen wir bei ihren lyrischen Productionen stets wie in einem Spiegel die augenblickliche Stimmung und Lebenslage. Sie besaßen Beide zu wenig männliches, objectives Wesen. Bei Poe entzündet und verzehrt sich die Phantasie in südlicher Gluth und Farbenfülle, bei Heine verflüchtigt sie sich zu einem bleichen luftigen Gespenst, das nordische Kälte, Lebenserstarrung mit sich führt. Beide sind Pessimisten, Beide hegen nur dürftre, geringschätzige Anschauungen von der Welt, finden nur schreiende Dissonanzen, unauflösliche Widersprüche zwischen der Welt und ihren Ideen. Deshalb erhalten auch ihre Dichtungen diese Färbung. Wenige sind es bei Poe, die davon eine Ausnahme machen. Das Gedicht, das Poe in Deutschland wie in Amerika am meisten einen Namen erwarb, „the raven", ist vor Allem von dieser Theorie des „Unabänderlichen", Unsühnbaren durchdrungen, dieser „Rabe" erscheint in der That „als Sendling der Nacht, aus Pluto's finsterm Reich" entstammend. Der Dichter ist offenbar in seinem Fahrwasser; wie in keinem andern tritt er uns hier als Meister des Effects, der Diction, des Pathos entgegen. Poetischer und lieblicher ist seine „Annabel Lee", daher dies auch mehrfach in Musik gesetzt wurde. Am meisten Gemüth und zärtlich liebendes Gefühl zeigt er in dem Nachruf an seine zwei Jahre vor ihm in die Ewigkeit gerufene Gattin: For Annie. Bewundernswerth und anziehend zugleich in weit höherem Grade als der „raven" ist „the City in the Sea".

Wird nun Heine uns stets am höchsten als Lyriker stehen und sein Schaffen auf dem Gebiet der Prosa immer einen untergeordneten Rang einnehmen, so müssen wir bei dem Heine der Neuen Welt sein Talent als Erzähler höher stellen als das des Lyrikers. Wir nennen unter seinen Erzählungen nur die drei bedeutendsten: The Murders in the Rue Morgue, die seine Meisterschaft in Schlußfolgerungen, „Hans Pfaall", das seine reiche Phantasie, und „the Tell-Tale Heart", das ganz besonders seine Vorliebe für das Schrecthafte und Düstre offenbart, und eine Menge von Skizzen aus dem Gebiet des Mesmerismus.

Beide, Heine wie Poe, rüttelten mächtig an den uns Allen gezogenen Schranken und Mauern, Heine an denen auf socialem und politischem Gebiet, Poe an denen des Denkens, der Vernunft. Er wollte überall das Band zwischen Geist und Körper, die geheime Werkstatt, die verborgensten Schlupfwinkel des Seelenlebens kennen lernen, er suchte mit Herrschbegier und Eroberungseifer nach dem Schlüssel der unsichtbaren Welt.

In diesem Eifer, der Dinge Grund, das Gesetz aller Erscheinungen zu erforschen und ihren innern Zusammenhang, haben Beide den Ruf großer Gelehrsamkeit, reicher Wissensschätze erlangt. Doch Beide besaßen kein gründliches, auf gediegenen Studien basirendes Wissen, das hinderte ebenso ihr vielfach wechselnder Bildungsgang wie ihre ruhelose, allzusehr von sich selbst erfüllte Natur. Beide besaßen das Talent, das Gelesene, Gefundene sich anzueignen und glücklich zu verwerthen, sich mit dem Nimbus der Gelehrsamkeit zu umgeben. Heine war indeß noch mehr über sich selbst in Täuschung und Verblendung, wie Poe, der nicht nur großen Ehrgeiz, sondern auch großen Stolz besaß und sich selbst viel weniger genügte. Doch finden wir, ob auch nur vereinzelt, auch bei dem Ersteren Aussprüche voller Klarheit der Erkenntniß über sich selbst. Ja, Beide haben in der letzten Zeit ihres Lebens den vollen Jammer ihres verfehlten Daseins, das selbstverschuldete Elend gefühlt. Beide wurden es sich bewußt, daß sie den Halt entbehrten, den die Religion allein dem Menschen giebt. Ihre Göttin war die Schönheit gewesen, doch sank Poe in ihrem Dienst nie so tief wie Heine. Poe hatte als echter Amerikaner eine viel höhere Auffassung vom weiblichen Geschlecht. Wie Heine hätte er vor der Venus von Milo niederknien können, aber ihm war sie zugleich eine hilfsbereite, rettende Madonna. Ist bei ihm wol auch hie und da eine Zeit gekommen, wo die Flügel seiner Psyche in den Staub gezogen wurden, wo er der Macht der Leidenschaften völlig erlag, so kann man doch von ihm sagen, daß ihn meist die Liebe zum Schönen vor gänzlichem Versinken bewahrte. Er starb daher nicht wie Heine mit frivolem Witz auf der Lippe: Dieu me pardonnera, c'est son métier, sondern im Gefühl seiner Unzulänglichkeit, nicht gethan zu haben, was er gesollt, nicht erreicht zu haben, was er gewollt. Er hielt sich für den Orestes seines Geschlechts und mit diesem Schmerzgefühl stieg er ins Grab!

Wir trauern um Beide, um verfehlte Existenzen, um den Untergang zweier so reicher Dichternaturen, aber Beide werden uns zum Segen, wenn wir von ihnen lernen: Wem die Kunst das Leben ist, daß Leben ist eine große Kunst!

Die Ueberbürdung der Schülerinnen höherer Mädchenschulen.

Die Klagen wegen Ueberbürdung der weiblichen Schuljugend, besonders derjenigen der höheren Stände, häufen sich je mehr und mehr. Es sind nicht blos einsichtsvolle Erzieher, welche sie beklagen, sondern vor Allem lassen die Aerzte, welche in den höheren Mädchenschulen einen hohen Procentsatz Kurzsichtiger finden, und denen dieselben ein Heer von bleichsüchtigen Clientinnen zuführen, ihre Warnungen erschallen. Der Augenschein zeigt in vielen Fällen, daß sie Recht haben; man ist's ja jetzt gewöhnt, junge, kaum confirmirte Mädchen Erholungskuren brauchen zu sehen, wie Männer, die Jahre lang mühselige und aufreibende Aemter bekleidet haben. Auch die Lehrer sind im Ganzen davon überzeugt, daß sie bei den hohen Anforderungen der Gegenwart viel verlangen müssen, um die ihnen gesteckten Ziele zu erreichen. — Warum steckt man sie nicht heraus? — Das ist nicht so leicht, als es aussieht. Wesentliche Beschränkung ist für den einzelnen Lehrer oder die einzelne Anstalt ebenso schwierig, als die von mancher Seite gewünschte Abrüstung

der europäischen Mächte für eine einzelne von ihnen unthunlich ist. Das höhere Mädchenschulwesen, wenigstens das öffentliche, ist ja noch jung, aber darum in den Jahren des besten Wachsthums; man könnte demselben möglicherweise nicht ohne ernste Schädigung seines Organismus Stillstand gebieten.

Die Schuld der Ueberbürdung unserer weiblichen Schuljugend — zugegeben, daß eine solche vielfach vorliegt, — trägt keineswegs die Schule allein, oder nur vorzugsweise. Sie liegt großentheils in der allgemein verbreiteten Unklarheit über die Ziele der weiblichen Bildung überhaupt, und oft sind es gerade die Eltern, welche die Arbeitslast ihres Kindes noch unnöthig vermehren und in der falschen Meinung, daß jede in einem Menschen hervortretende Anlage auch ausgebildet werden müsse, die bedeutendsten Anforderungen an den Privatfleiß des Kindes machen. Wenn nun erfahrungsmäßig wohlerzogene junge Mädchen theils aus Ehrgeiz, theils aus Pflichtgefühl ohnedies sehr treu zu arbeiten pflegen und in Aufsätzen und dergleichen das Maß sehr weit zu stecken lieben, so ist es kein Wunder, daß eine wöchentliche Arbeitslast zusammenkommt, welcher der zarte Körper nicht gewachsen ist.

Eins kann die Schule zunächst für die Entlastung ihrer Zöglinge thun, und die Ueberzeugung, daß dies geschehen muß, fängt an, sich Bahn zu brechen. Die höhere Mädchenschule darf nicht zugleich Fachschule, etwa Lehrerinnenbildungsanstalt sein. Sie darf auch nicht die unteren Classen dieser Anstalten ersetzen wollen, denn sie zwingt diejenigen, welche auf ein Seminar übergehen wollen, mancherlei mitzutreiben, was sie später gründlicher und eingehender lernen, zur Aufnahme ins Seminar aber nicht brauchen, und verhindert diejenigen, welche eine Fachvorbildung nicht suchen, manches zu lernen, was der allgemeinen weiblichen Bildung angehört. In richtiger Erkenntniß dieses Umstandes hat die sächsische Regierung eine vielclassige Organisation ihrer Lehrerinnenseminare veranlaßt, um den Töchterschulen zu ermöglichen, ihre Zöglinge möglichst früh an die Seminare abzugeben.

Denn der Zweck des weiblichen Unterrichts ist eine möglichst allgemeine Bildung, welche eben im Gegensatz zu der Fachbildung steht, die vorzugsweise Sache des Mannes ist. Die Frau soll ein Verständniß und einen offnen Sinn für alle Culturelemente, welche die Gegenwart bietet, haben, und die Bethätigung desselben soll dem Familienleben zu Gute kommen und einer einseitigen Richtung bessellen, welche durch den oft auf die Fachbildung beschränkten Vater zur Geltung kommen könnte, vorbeugen. So ist der weiblichen Bildung ein ungemein großes Gebiet des Wissens eröffnet, dafür kann aber von keinem Theil desselben eine eigentlich wissenschaftliche Beherrschung gefordert werden. Ich hör' es gern, wenn kluge Männer reden, sagt Leonore im Tasso so schön; sie redet nicht mit, aber daß sie es gern hört, ist ein Zeichen, daß sie ein Verständniß für das hat, was die Männer bewegt. Man muß aber von einer Sache etwas wissen, um überhaupt Sinn und Verständniß dafür haben zu können.

Da nun aber der Culturelemente in unserer Zeit so viel sind, so ist es leicht einzusehen, wie man gerade bei dem richtigen Verständniß der weiblichen Bildungsziele in die Gefahr kommen kann, zu weit zu gehen und das multum über den multis zu vergessen. Dies geschieht besonders da, wo man zu frühzeitig mit der massenhaften Stoffmittheilung aus allen möglichen Wissensfächern beginnt, und eine Hauptaufgabe der Schule, die Pflege und Schulung der Denkkraft, die durch tüchtiges Tractiren der Muttersprache am besten geschieht, verabsäumt. Auch die Mädchenschule soll ein Gymnasium, eine Ringschule des Geistes sein, nur sind die Classiker der Mädchen nicht die Schriften der Alten, sondern gute deutsche Lesestücke. Die richtige Behandlung derselben giebt die Grundlage für alle spätere Ausbildung des Geistes- und Gemüthslebens. Man hört von Gegnern der modernen Mädchenbildung sagen, daß unsere Großmütter einen größeren Gewinn von ihrer Schulzeit gehabt hätten, als ihre Enkelinnen. Dies Wort ist nur zum Theil wahr, aber das läßt sich nicht leugnen, daß die vielen, verschiedenartigen Fächer, welche die moderne Schule bietet, die Bildung allein nicht bewirken, wie ja anerkannt werden muß, daß durch die modernen Schulen die weibliche Bildung weniger vertieft, als auf größere Kreise ausgedehnt worden ist.

Einen Vorzug aber hatte der Unterricht unserer Großmütter, er war centralisirt und zwar um den Religionsunterricht. Der Religionslehrer unterrichtete auch in den anderen Fächern, die von diesem Unterricht aus ihr Licht erhielten. Das hatte von allem Andern abgesehen den Nutzen, daß die Kinder eine einheitliche Weltanschauung bekamen. Denn das Kind hat das Vermögen nicht, sich selbst eine zu bilden oder zu wählen. Darüber, daß das nicht mehr so ist, kann Niemand ein Vorwurf gemacht werden, aber daß dadurch ein Schaden erwachsen ist, erhellt am besten daraus, daß selbst wenig religiöse Familien für ihre Töchter den Unterricht in specifisch religiösen Anstalten suchen und schätzen. Denn wenn in der modernen Schule der Religionsunterricht von einem Lehrer gegeben wird, der sonst keinen Unterricht ertheilt, so behält der Lehrer keine Fühlung mit seinen Zöglingen, und wenn die anderen Lehrer seiner Thätigkeit mit noch so viel Schonung oder Achtung begegnen, so wird es ihnen nicht zu verdenken sein, wenn sie ihre Weltanschauung geltend machen, die möglicherweise sehr von der des Religionslehrers verschieden sein kann. Solch verschiedene Einflüsse verträgt der Jüngling, sie fördern sogar seine Reife; das Mädchen verträgt sie nicht und es leidet unter ihnen. So liegen in seinem Kopfe oft die Atome der verschiedensten Weltanschauungen in einem unbeschreiblichen Chaos neben einander; in der einen Stunde fundirt sie ihr Denken auf das christliche Bekenntniß, in der nächsten auf irgend welche ästhetische Grundanschauungen, in der dritten baut sie es auf naturwissenschaftlichen Dogmen auf, die in directem Gegensatz zu den Fundamenten der ersten und zweiten Stunde stehen. Und wenn sie dann auf sich selbst gestellt ist, bleibt als Resultat — die Unklarheit. Das sieht man am deutlichsten, wenn man schriftliche Prüfungen zu leiten hat, zu welchen Zöglinge der verschiedensten Schulen zusammenkommen. So lange die Einzelne ihren Aufsatz für ihren Lehrer zu schreiben hatte, pflegte sie sich nach dessen Anschauungen zu richten, wie das Mädchen immer thun; einem Fremden aber gegenüber ist sie unsicher und zeigt nun wol, um für jeden Fall etwas zu bieten, ihren ganzen Besitz, aber damit auch ihre ganze Unklarheit. Es sollen hier keine Reformvorschläge gemacht werden, und wenn es geschähe, so würden sie jedenfalls nicht darauf hinauslaufen, den ganzen Unterricht religiös zu gestalten, oder die fromme Redensart an Stelle des tüchtigen Lernens zu setzen; es soll nur auf einen Umstand aufmerksam gemacht werden, der gewiß dazu beiträgt, die Last schwerer zu machen, welche die höhere Töchterschule ihren Zöglingen auflegt. Und das darf wol noch gesagt werden, daß der Religionsunterricht ein entschiedenes klares Wissen zu geben hat, also auf keinen Fall nebenbei abgethan werden kann. Denn es handelt sich bei ihm durchaus nicht blos um die Forderungen der Kirche. Das Christenthum ist eins der wesentlichsten Culturelemente unserer Zeit und es gehört zur Bildung, etwas davon zu wissen. Gerade für die Frauen ist es nothwendig, damit von dem Boden der Familie aus die Macht der Phrase erschüttert werde, mit welcher der Mangel an gründlicher Kenntniß religiöser Dinge so oft verdeckt wird.

Ebenso schädlich wie der Mangel an Centralisation des Unterrichts wirkt das Nebeneinanderhergehen verschiedener verwandter Disciplinen, die sich vielfach berühren, für welche aber Berührungspunkte schon deshalb nicht gesucht werden

können, weil diese Disciplinen in verschiedenen Händen liegen. Das trifft besonders die historischen Fächer. Wir wüßten keine von den in den Oberclassen der höheren Mädchenschule behandelten historischen Disciplinen zu streichen, weil sicher jede geeignet ist, der Bildung zu dienen. Aber wir verlangen, daß sie nach einem einheitlichen Gesichtspunkt getrieben und daß die Querfäden, welche von den einzelnen parallel neben einander herlaufenden Reihen zu ziehen sind, geknüpft und verfolgt werden. Man denke sich folgenden Fall, der leicht vorkommen kann: die Zöglinge stehen in der Weltgeschichte bei der Reformation, in der Kunstgeschichte bei den Griechen, in der Kirchengeschichte bei den Kreuzzügen, in der Culturgeschichte bei den Germanen, in der deutschen Literaturgeschichte bei Goethe, in der französischen bei Molière u. s. w., man nehme an, daß jedes Fach von einem anderen Lehrer vertreten wird, also in keiner Stunde auf die andere Rücksicht genommen werden kann, und nun schließe man, welche enormen Ansprüche an die geistige Verdauungskraft (s. v. v.) der jungen Mädchen gemacht werden. Hier ist leicht Abhilfe zu schaffen, indem man einen Faden spannt, dadurch, daß man tüchtig Culturgeschichte treibt, welche über die interessantesten und wichtigsten Punkte aus den vorgenannten Disciplinen hinweggleitet. Denn auf volle Anschauung und klare Erfassung der einzelnen geschichtlichen Erscheinung kommt es an. Die Jugend vermag es nicht, die geschichtlichen Erscheinungen in ihrem Zusammenhang und als ein Ganzes zu erfassen; solches Erfassen ist bekanntlich der Abschluß, nicht der Anfang geschichtlicher Studien.

Wenn wir den Stundenplan einer höheren Mädchenschule überblicken, so dürfen wir noch eins nicht vergessen, wodurch die Anforderungen an die Kraft des Zöglings gesteigert werden. Die Schule der früheren Zeit hatte Stunden, welche zwar nicht zu Ruhestunden bestimmt waren, sich aber thatsächlich als solche erwiesen. Da legte man z. B. in der Zeichenstunde seine Vorlage vor sich hin und konnte, wenn man gerade Lust hatte, hinter derselben ein Viertelstündchen verträumen; in der Schreibstunde war es ähnlich und die Handarbeitsstunde gab vollends Gelegenheit zu freier Verfügung über die Zeit. Dazu gab es noch Stunden, in welchen anmuthig erzählt, aber weiter nichts verlangt wurde. Wie anders ist das jetzt geworden; aber eben deswegen stellen auch 32 wöchentliche Unterrichtsstunden ganz andere Anforderungen an die Schülerinnen als früher. Welche Fortschritte hat allein der Zeichenunterricht gemacht, aber dafür ist die Zeichenstunde auch keine Erholungsstunde mehr. Selbst die Handarbeit wird nach methodischen Grundsätzen betrieben; man stopft auch die Strümpfe wissenschaftlich.

Vielleicht kommt es mit der Zeit dahin, daß die Schule einen oder den anderen Lehrgegenstand als obligatorischen zu betrachten aufhört, um auch Zöglingen mit schwächerer Begabung und schwächerer Gesundheit eine freudige und von Erfolg begleitete Theilnahme an ihrem Unterricht möglich zu machen. Daß die Schule selbst ihre Ziele ohne Weiteres zurückstecken, gleichsam umkehren soll, kann man nicht von ihr verlangen. Wol aber kann sie gewisse Mängel abstellen, die mit ihrer Organisation nichts zu thun haben, sondern in der Individualität einzelner Lehrer begründet sind, Mängel, welche in vielen Fällen eben die Klagen arger Ueberbürdung hervorrufen. Ich erinnere an die unnöthige Belastung der Kinder durch überflüssige Memorirausgaben. Es macht bisweilen den Eindruck, als gäbe der Lehrer Memorirstoff auf, um nachher durch vieles und langes Hersagenlassen die Stunde hinbringen zu können. Man vergesse doch nicht, daß man nicht Dinge in der Schule lernen zu lassen braucht, die jeder Gebildete bei Bedarf nachzuschlagen pflegt. Ich erinnere ferner an das die Handschrift verderbende, zu schlechter Haltung verführende und das Verständniß des Vortrags beeinträchtigende Nachschreiben in den Stunden. Dies hat überhaupt nur dann einen Zweck, wenn das Nachgeschriebene zu Hause ausgearbeitet werden kann; aber welche Arbeitslast entsteht dadurch. Wie sehr endlich die Pedanterie eines Lehrers oder einer Lehrerin, gewisse Liebhabereien derselben die Arbeitslast der Jugend vermehren können, liegt auf der Hand.

Vergessen wir aber auch das nicht, was die Eltern aus eignem Antrieb thun, um die Arbeitslast ihrer Töchter zu vergrößern. Das junge Mädchen soll nach dem Austritt aus der Schule mancherlei „forttreiben". Was, darüber ist man sich oft sehr unklar, man folgt der Mode und kommt gewöhnlich auf neuere Sprachen und Musik. Bekanntlich kann man aber diese Dinge nicht erst mit dem fünfzehnten Lebensjahre anfangen, und so werden Privatstunden in denselben, oder wenn man den Sprachunterricht der Schule für genügend hält, wenigstens in der Musik genommen. Wie bei allen Modesachen ist kein zwingender Grund zu finden, warum man gerade zur Bildung einer zukünftigen deutschen Hausfrau fremde Sprachen wählt; andere Fächer hätten wenigstens dasselbe Recht, dazu gewählt zu werden. In der Vorrede einer alten französischen Schulgrammatik ist in der ernsthaftesten Weise als Zweck der Erlernung der französischen Sprache angegeben, „daß der Schüler mit einem Fremden aus Frankreich zu verkehren im Stande sei", als wenn nicht jeder gebildete Ausländer unsere Sprache zu lernen hätte, wenn er zu uns kommt. Auch das scheint nicht stichhaltig, daß man den jungen Mädchen Gelegenheit geben müsse, gute französische und englische Bücher lesen zu können. Denn sehr oft vergessen sie dann, gute deutsche Bücher zu lesen, und zur Bildung eines deutschen Mädchens ist dies doch vor Allem nothwendig. Wer aber einen Stil voll Anglicismen und Gallicismen schreibt, oder wer nicht im Stande ist, ein französisches oder englisches Buch wirklich deutsch zu übersetzen, hat von dem Studium der Sprachen keinen Nutzen gehabt.

Noch mehr Zeit aber absorbirt die Musik. Das junge Mädchen mit der Musikmappe ist eine stehende Figur in den Straßen der Städte. Wenn nur die Eltern nicht vergäßen, daß die Beschäftigung mit der Musik gewisse Anlagen voraussetzt und daß die Stunden des Unterrichts und der häuslichen Uebung wahre Marterstunden für Unbegabte sind. Aber auch die Herren Lehrer möchten doch bedenken, daß sie nicht Virtuosinnen zu bilden haben, sondern daß die Mädchen Clavierspielen lernen, um das Gelernte zu ihrer und der Ihrigen Erheiterung im Hause zu verwerthen. Unsere Töchter brauchen nicht schwierige Salon- und Concertstücke, die sie nach monatlangem, ihre eignen und die Nerven der Hausgenossen anstrengendem Ueben einlernen und dann virtuosenhaft vortragen; sie müssen vielmehr lernen ein Lied zu begleiten, ohne die Clavierbegleitung erst stundenlang einzuüben, und beispielsweise wenigstens eine Haydn'sche Symphonie prima vista vierhändig mitzuspielen. Statt dessen gleichen unsere jungen Mädchen vielfach Orchestrions, die mit großem Geräusch eine Anzahl von Stücken spielen, aber stumm sind, wenn die Walze abgelaufen ist.

Jedenfalls aber mögen die Eltern, ehe sie die Schule zur Verantwortung ziehen, prüfen, ob sie nicht selbst an der Ueberbürdung ihre Töchter schuld sind. Pf. Dr. Kühn.

K. Sächsischer Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 3. Januar unter Vorsitz S. K. H. des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachsen.

Der Verein beschloß ein in seinem Besitz befindliches Doppelexemplar der vom vormaligen Vereinssecretär Dr. Wilhelm Schäfer zusammengestellten Siegel- und Medaillen-Abgußsammlung mit Vorbehalt seines Eigenthumsrechtes dem K. Hauptstaatsarchiv zu übergeben.

Nach Erledigung einiger Registrandeneingänge und nach

Aufnahme von 8 Mitgliedern hielt Hr. Dr. Georg Müller, Oberlehrer am K. Gymnasium zu Dresden-Neustadt, den angekündigten Vortrag: Der Zwickauer Rathsherr Stephan Roth und seine Bedeutung für das geistige Leben des 16. Jahrhunderts. Stephan Roth*) wurde 1492 als Schuhmachers-Sohn zu Zwickau geboren zur Zeit des mächtigen Aufblühens dieser Stadt. Nach Vorbereitung auf der weithin berühmten vaterstädtischen Schule pflog Roth auf der Universität Leipzig das Studium der Philosophie und Theologie und erwarb durch eine Lobschrift auf Pico von Mirandola, welche er Caspar Kreuziger widmete, die Würde eines Magisters der Philosophie; 1517 schon übernahm er die Leitung der Lateinschule zu Zwickau, befestigte und erweiterte deren Verhältnisse in den verschiedensten Richtungen und errichtete zugleich eine Schule der griechischen Sprache, welche 1518 unter Führung des Georg Agricola eröffnet und 1520 mit der Lateinschule verbunden wurde. In demselben Jahre wurde er nach der böhmischen Bergstadt Joachimsthal berufen, dessen in hoher Blüthe stehende Lateinschule er bis 1523 in gleichem Sinne ausbaute. Nachdem Roth hierauf zu Wittenberg theils seine Studien nochmals aufgenommen, theils als Universitätslehrer und Prediger im Sinne eines ausgesprochenen Anhängers Luther's gewirkt, auch verschiedene Schriften Luther's aus dem Latein übersetzt und zum Druck befördert, ging er abermals nach Zwickau zurück, um das Amt eines Rathsschreibers zu übernehmen. Hiermit beginnt Roth's wichtigste Lebensthätigkeit. Von der gewissenhaften umsichtigen Erfüllung seiner Amtspflicht zeugen die noch erhaltenen Rathsprotokolle wie die Zusammenstellungen der städtischen Hauptrechnungen. Sich völlig dem Dienste seiner Vaterstadt widmet zu können, schlug Roth selbst Berufungen nach Zerbst und Coldiz aus. Sein Bestreben galt zu Zwickau wiederum dem Ausbau der Schulen, das energische Vertreten der Interessen des Magistrats im conservativen Sinne trat hinzu. Die von Roth den von ihm geführten Raths-Beschlußbüchern vorgesetzten Motti, für welche Redner eine Reihe charakteristischer Beispiele anführte, bestätigen dies. Insolge Roth's umsichtiger und kluger Amtsführung betraute ihn der Rath fortan mit den verschiedensten Missionen, nach Schneeberg, Altenburg, Torgau, Wittenberg ꝛc. Sein organisatorisches Geschick zeigte Roth bezüglich der Ordnung der städtischen Künste wie des städtischen Archivs. Die Folge war, daß Roth allmälig zum eigentlichen Mittelpunkt der gesammten städtischen Verwaltung wurde. Gleich entscheidend war sein Einfluß auf die zu Zwickau fortwährend zwischen Rath und Geistlichkeit herrschenden kirchlichen Streitigkeiten, welche ihn selbst auf einige Zeit mit Luther entzweiten. Diese Wirksamkeit Roth's steigerte sich noch in ihren Folgen, nachdem er 1543 hochehrenvoll in den städtischen Rath gewählt worden. Wenige Jahre aber schon darauf, am 8. Juni 1546, starb Roth. Noch auf dem Sterbebett verpflichtete er sich seine Vaterstadt durch das hochherzige Vermächtniß seiner kostbaren jetzt noch als Rathschulbibliothek bestehenden Bibliothek, und seines gesammten reichen, vom Redner auf gegen 1000 Stück angegebenen Briefwechsels. Dem von Roth selbst sorgfältig geführten Katalog der Bibliothek setzte er als Wahlspruch „Leter über alle Dieber" vor, den einzelnen Büchern seiner Bibliothek schrieb er das Motto ein „Legantur cum judicio". In dem von etwa 200 Briefstellern hergestellten Briefwechsel sind fast sämmtliche chur- und herzoglich sächsischen Städte vertreten, gleichfalls die verschiedensten Stände, vorwiegend die bekanntesten Buchhändler und Buchdrucker, mit welchen Roth in lebhaftem Verkehr stand, so Petreius von Nürnberg und Georg Rau, Roth's Schwager, von Wittenberg, eine Reihe sächsischer Adelsfamilien tritt hinzu, in ihr vorzugsweise die von Metzsch, von Feilitzsch und von der Planitz. Von Roth selbst fand Redner bisher leider nur einen einzigen Originalbrief und zwar ein sehr herzliches Schreiben an seine Ehefrau Ursula. Der Briefwechsel bezeugt Roth's vielverzweigtes Leben auf kirchlichem, politischem und socialem Gebiet. Die als „epistolae levioris momenti" bezeichneten Privatbriefe eröffnen einen interessanten Blick in das Leben eines Zwickauer Patrizierhauses des 16. Jahrhunderts. Eine große Reihe Details vaterländischer Culturgeschichte bietet sich zugleich und zwar beispielsweise in Roth's Commissionen für die Leipziger Messe und dessen Buchhandel, für die Bedeutung der Zwickauer Papierfabrication, seines Markt- und Bauwesens, für die Annaberger Modewaaren ꝛc. Klar hebt sich aus dem Briefwechsel ferner das Wesen des vom Kurfürsten geschätzten Joseph Levin von Metzsch auf Myla ab, von welchem allein 50 Briefe erhalten sind. Aus dem Roth'schen Briefwechsel, dieser wichtigen Fundgrube, schöpfte früher schon Flechsig für sein Leben des berühmten Juristen Haloander. Aus dem Vortrag ergab sich überzeugend, daß Stephan Roth in seiner gesammten Wirksamkeit unter jene hervorragenden Persönlichkeiten gehörte, in welchen sich die Bewegung des 16. Jahrhunderts wie in mächtigen Centren vereinigte.

Dem Vortrag schlossen sich folgende Mittheilungen des Hrn. Prof. Dr. Steche an. Die auf Veranlassung des Hrn. Kammerherrn v. Reitzenstein vorgenommene, in der Vereinssitzung vom April v. J. besprochene Restauration der bloßgelegten Deckengemälde im Chor der Kirche zu Schönberg bei Brambach i. Voigtlande ist durch Hrn. Historienmaler Anemüller-Dresden vortrefflich vollendet. Die bei dieser Gelegenheit vorgenommene Veränderung des Altarstisches brachte eine Urkunde ans Tageslicht, welche als Entstehungszeit des Altaraufbaues das Jahr 1707 ergiebt.

Die Stadt Oschatz beabsichtigt nach nunmehriger Vollendung des inneren Ausbaues ihres Rathhauses die Marktfaçade desselben mit ihrem reizvollen Freitreppchen aus der Zeit der Frührenaissance, welches im Lande wol einzig in seiner Art ist, in diesem Jahr stilgemäß zu restauriren. Am Haus Nr. 261 der Sporergasse daselbst vom Jahre 1532 ist durch sehr dankenswerthes und sehr nachahmungswürdiges Entfernen einer Firma das kunstvolle Bildwerk der unteren Erkerfensterbrüstung freigelegt worden. Auf die schöne geschnitzte Darstellung in der Predella des dortigen Begräbnißkirchenaltars wurde zugleich aufmerksam gemacht, ebenso darauf, daß in den „Bau- und Kunst-Denkmälern der Provinz Sachsen", 1. Heft (Kreis Zeitz) als Verfertiger des hohen leider nicht mehr vorhandenen Altars der Michaeliskirche in Zeitz urkundlich (1520) der Pancratius Grueber Maler „zum Hain" an der Elbe genannt wird. Es wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß das in gleiche Zeit fallende kunstreiche Altarwerk der Kirche zu Großkmehlen bei Ortrandt gleichen Ursprungs sein könne.

Die an der Marienfigur des in der Novembersitzung v. J. besprochenen Altarwerkes zu Flöha befindliche Inschrift ergiebt sich nach gefälliger Mittheilung des Hrn. Dr. Otte-Merseburg an den Referenten als Strophe eines im Breviarium monasticum Ord. Benedicti. Campidon. 1718 Pars vernalis, pag. 179 enthaltenen Marienhymnus und ist zu lesen:

Maria mater gratiae, Mater misericordiae
Tu nos ab hoste protege, Et hora mortis suscipe.

Dieser Wortlaut ist Hrn. Pastor Kummer zu Flöha mitgetheilt worden.

Der mit dem städtischen Hauptarchiv zu Dresden in Verbindung stehenden städtischen Sammlung wurden von Seiten der Verwaltung der Dreifönigskirche zu Dresden-Neustadt erstens zwei kunstreich gearbeitete, in ihren Theilen fast vollständig erhaltene Modelle genannter Kirche übergeben, von welchen das eine, reichere, mit Sicherheit als 1732 nach Angabe des Oberlandbaumeisters Pöppelmann, des berühmten Erbauers des Dresdner Zwingers, gefertigt zu bezeichnen ist, und zweitens das künstlerisch interessante Modell der aus-

*) Vergl. M. Stephan Roth von Dr. E. Herzog im 3. Band Neue Folge des Archivs für die Sächsische Geschichte, Leipzig 1877.

geführten Orgel derselben Kirche, welches dem Jahre 1752 angehören wird. Die gewissenhafte Restauration der drei für die Dresdner Baugeschichte sehr werthvollen Arbeiten ist beabsichtigt.

Während der Sitzung lagen eine Reihe Druckschriften sowie die photographischen Wiedergaben von zwei Portalarchitekturen sächsischer Renaissance und zwar des auf dem Burgsehn zu Meißen befindlichen sogenannten Löwenportals und desjenigen, welches sich zu Roßwein an dem ehemals dem Kloster Altenzelle zugehörigen Haus am Markte neben dem Rathhaus befindet. Die Photographie des letztgenannten Portals, welches dem Jahre 1537 entstammt und ebenso eigenthümlich wie kunstvoll in Entwurf wie plastischer Behandlung ist, wurde schon vor Jahren auf sehr dankenswerthe Veranlassung des Hrn. v. Schönberg, Präsidenten der K. Oberrechnungskammer, aufgenommen.

Wie man vor 400 Jahren nach dem heiligen Lande reiste.

Von Dr. **Georg Müller-Frauenstein.**

Wieder einmal enthalten die öffentlichen Blätter die Anzeige, daß vom Stangen'schen Reisebureau für das Jahr 1881 eine Vergnügungstour nach dem heiligen Lande ausgeführt werden soll, wieder steigen vor dem begeisterten Reuterleser die farbenreichen Bilder auf, welche die medlenbürgischen Montecchi und Capuletti auf ihrer Pickwickierfahrt nach Konstantinopel und der kleinasiatischen Küste der Erinnerung eingeprägt haben, Korfu, das ägäische Meer, Rhodus und Cypern grüßen aus blauer Ferne — und wir sitzen an dem zur diesmaligen Weihnachtszeit wirklich südlich kühlen Kamine und versenken uns in die Kunde vergangener Zeiten, wo die heiligen Stätten, die kahlen Berge von Ramlah und Jerusalem, noch eine viel größere, weil mehr religiöse Anziehungskraft ausübten.

Wol hatte mit dem Ende der Kreuzzüge eine neue Periode der Palästinafahrten begonnen, der Fall Akkons hatte den tapferen Rittern den letzten Punkt geraubt, von wo aus sie die noch zahlreich eintreffenden Pilger soweit möglich nach dem Kidron zu vorwärts begleiten konnten, aber Hunderte und Tausende nahmen doch noch immer nach 1300 das Kreuz auf sich, wenn auch nicht zur Befreiung, so doch zum Besuch des heiligen Landes. Alle Nationen Europas, voran sicherlich wie während der Zeit des Kampfes Franzosen und Italiener, haben zu diesen an Mühsalen und Demüthigungen überreichen Pilgerreisen Theilnehmer gesendet, und zwar, wie uns die genauere Forschung verräth, wol viel mehr, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist.

Uns beschäftigen heute nur die **deutschen** Pilgerreisen nach dem heiligen Lande. Herausgegeben und erläutert von Reinhold Röhricht und Heinrich Meisner. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1880. VII und 712 Seiten. 8°. Wie unsere Landsleute zwischen 1300 und 1600 sich rüsteten und hinüberfuhren über das blaue Meer gen Osten, wie sie landeten und büßten in frommer Procession, wie sie heimkehrten und ihre Erlebnisse Kindern und Enkelkindern berichteten, das finden wir hier in einem auf der Höhe der jetzigen Wissenschaft stehenden, trefflichen Buche dargestellt.

Die mühseligste und sorgsamste Arbeit liegt natürlich in der Herausgabe der 23 Pilgerschriften (Seite 42—461), welche hier zum ersten Male entweder ganz oder in verständig gearbeitetem, erschöpfenden Auszuge geboten werden. Eine gehört dem 14., 14 dem 15. und 8 dem 16. Jahrhundert an. Die Handschriften sind mit bedeutendem Aufwande an Mühe und Zeit copirt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen; ein Glossar, zu welchem Professor F. Bech beisteuerte, erleichtert das Ueberlesen des oft recht kraus dreinschauenden mittelhochdeutschen Textes.

Wir greifen die größten und interessantesten heraus, wenn wir auf „Dieterici von Schachten Beschreibung der Reise ins heilige landt, welche Herr landgraff Wilhelm, der ältere [von Hessen], anno 1491 Sontags nach Ostern vorgenommen" (Seite 162—245) und ganz besonders auf die eigenhändige Niederschrift des Pfalzgrafen Otto Heinrich bei Rhein von seiner 1521 unternommenen Fahrt (Seite 349—401) verweisen. Die letztere, durch Scheffel's Studentenlied „der Enderle von Ketsch" wol die bekannteste aller Pilgerreisen geworden, bietet die für die Culturgeschichte wichtigsten Notizen. Es ist deshalb um so mehr zu bedauern, daß sie den Herausgebern erst so spät zugänglich wurde, daß diese sie nicht mehr für die historische Einleitung benutzen konnten.

Wir haben nämlich bis jetzt nur das absolut Neue an dem Buche erwähnt, dieses enthält aber nun noch drei Abtheilungen, von denen die erste die kürzeste und allgemein interessanteste des Ganzen ist und von uns zuletzt besprochen werden soll, während die zwei letzten vor allem die erstaunliche Beherrschung der ganzen palästinologischen und Pilgerreiseniteratur seiten der beiden Herausgeber beweisen. Seite 463—546 enthält nämlich einen Pilgerkatalog, in dem alle wichtigeren deutschen Wallfahrer genannt werden, welche zwischen 1300 und 1600 sicher oder wahrscheinlich das heilige Grab besucht haben, und der gegen 1400 Namen mit einer gedrängten Uebersicht einer jeden dieser Reisen aufweist.

Für Sachsen von erhöhter Bedeutung sind in dieser Abtheilung die zusammengestellten Notizen über die Fahrten des Herzogs Georg Wilhelm des Tapfern von Thüringen 1461 (Seite 481—483), des Herzogs Albrecht des Beherzten von Sachsen 1476 (Seite 488—498), des Kurfürsten Friedrich des Weisen 1493 (Seite 507—510, vergl. dazu das Pilgergedicht Hans Schneider's Seite 297—307) und des Herzogs Heinrich des Frommen von Sachsen 1498 (Seite 518—521), zu deren Behandlung in unserm Buche auch das sächsische Hauptstaatsarchiv zu Dresden wesentliche Beiträge geliefert hat.

Die folgenden 100 Seiten sind lediglich für Palästinologen, für diese aber von dem höchsten Werth, sie bieten in mehr als 1000 Nummern Ergänzungen und Nachträge zu Tobler's unschätzbarer bibliographia geographica Palaestinae; am vollständigsten dürfte hier die jüdische und russische Palästinaliteratur verzeichnet sein.

Für alle diese Abschnitte wird die wissenschaftliche Anerkennung den Herren Meisner und Röhricht nicht fehlen, für die ersten 42 Seiten ihres Buches gebührt ihnen aber ein allgemeinerer Dank. Wir möchten fast einen Separatabdruck derselben (mit breiterer Ausnutzung des Notenapparats) befürworten, um denselben allen heutigen Orientreisenden zur gefälligen Benutzung oder wenigstens Vergleichung mit auf den Weg geben zu können. Da wird der Pilger von dem ersten Aufkeimen des Gedankens der Fahrt begleitet bis zu dem Momente, wo er glücklich die ersehnte Heimath wieder erreicht, „wo ihn die Seinen mit Thränen der Freude wieder empfingen, und er Gott an geweihter Stätte, sowie durch fromme Stiftungen von Kirchen, Kapellen und Klöstern seinem Danke noch besonderen Ausdruck zu geben suchte, zuweilen auch das Andenken an die fromme Fahrt für seine Nachkommen durch Aufzeichnungen befestigte".

Zuerst wird die geistliche Erlaubniß eingeholt, deren Mangel dem Reisenden die Excommunication zuzog und die z. B. Frauen stets sehr ungern, schließlich absolut nicht mehr gewährt wurde. Dann sorgt man für die pecuniären Mittel,

und gerade die Notizen über die damaligen Geldverhältnisse sind von höchstem Interesse, ebenso wie andere umfangreiche Anmerkungen über die venetianischen Rheder oder über den Orden des heiligen Grabes, um dessen Ritterwürde willen so Mancher ganz allein den Gefahren der weiten Reise trotzte.

Um nur einige Einzelheiten zu berühren, so brauchte z. B. der obengenannte Herzog Wilhelm von Thüringen gegen 600 000 *M.* unseres Geldes; die meisten Pilger besorgten sich Wechsel auf Nürnberg, Venedig, Ancona und von da wieder auf Alexandria, Aleppo oder Konstantinopel. Baares Geld verstecke man gern, um es vor den Mohammedanern zu sichern, zwischen die mitgenommenen Vorräthe von Schweinefleisch. Pilgerbüchlein, d. h. Instructionen für die Fahrt, Reisebeschreibungen oder mündliche Berichte unterwiesen über das, was sonst auf der Fahrt nöthig war. Der Habitus des Pilgers sah folgendermaßen aus: „Er ließ den Bart wachsen, steckte an seine Kutte ein rothes Kreuz, ein anderes über die Stirn an den Hut und nahm einen Sack mit Lebensmitteln in die Hand. Bekannte, Freunde und Verwandte gaben ihm Ringe, Steine zu Paternostern, auch Paternoster selbst mit, um sie durch Berührung mit Reliquien werthvoller zu machen." Dann folgte das Abendmahl, man gab dem Reisenden das Geleit, auch den Johanniterorden mit auf den Weg, und fort ging es, zunächst den Alpen und Venedig zu.

Seite 11 hätte in jedem Bädeker jener Zeiten unter dem Titel: Gasthöfe in Venedig stehen können, während die folgenden 3 die Rubrik: Ueberfahrtscontract ausfüllen würden. Der letzteren, Naula genannt, sind uns viele erhalten, sie sind meist reglementmäßig übereinstimmend und bieten für die Anschauungen, wie für die Geldverhältnisse der Zeit viel Werthvolles. Herzog Albrecht von Sachsen zahlte z. B. 4000 Ducaten Fahrlohn (nach unserem Gelde vielleicht dreimal mehr), für niedere Pilger schwankte die Höhe des Fahrgeldes inclusive Verpflegung à Person zwischen 38 und 80 Ducaten, ohne dieselbe um ½—½ weniger. Bezeichnend ist, daß mehrfach von deutschen Pilgern die Selbstbeköstigung vorgezogen wurde, weil sie sonst nicht satt wurden, trotzdem ein hier mitgetheilter Contract (von Fabri, der 1480 und 1483 im heiligen Lande war) ausdrücklich in Betreff der Kost besagt: jeder Pilger erhält täglich zweimal zu essen und zu trinken, und zwar von guter Kost, außerdem soll jeder vor der Mahlzeit ein Glas Malvasier erhalten. Obwol nämlich die Contracte in der Dogenkanzlei von den Protonotarien ratificirt und als Commissare des Dogen zum Schutze der Pilger jedem Schiffe noch 2 venetianische Nobili mitgegeben wurden, sind doch die Klagen über mangelhafte Beobachtung der Contracte ziemlich allgemein. Die Schiffe waren oft schlecht armirt, wie es selbst der Herzog Bogislaus X. von Pommern 1497 erfuhr, der von türkischen Korsaren angegriffen, persönlich mit einem Bratspieß sich seiner Haut wehren mußte und selbst Schiff in Brand geschossen und stark beschädigt wurde.

Der Aufenthalt in Venedig, der sich gewöhnlich 2, manchmal 6—8 Wochen noch nach dem Abschlusse des Contractes hinzog, wurde zum bewundernden Durchstreifen der Lagunenstadt, zum Besorgen der Dolmetscher, der Wechsel und der letzten Ausrüstung, vielleicht auch werthvoller Empfehlungsschreiben verwendet, und dann begann die sechs- bis achtwöchentliche Meerfahrt. Der Moment des Ausfegelns wird folgendermaßen geschildert: „Die Pilgerfahne, weiß mit rothem Kreuze, die Fahne des heiligen Markus, das päpstliche Banner und das des Patrons wurde aufgehißt; man trank Johannesminne und sang fromme Weisen, wenn das Schiff in See ging, und dann sank die ganze Mannschaft auf die Kniee; eine feierliche Messe ward gelesen und der Nochiere flehte Gott im Namen der Reisenden um glückliche Fahrt an, worauf Jeder mit dem Amen schloß." Die Gefahren der Seereise, die abergläubischen Mittel gegen Stürme, die Krankheiten und Streitigkeiten übergehen wir und landen vor den beiden Wartthürmen Jaffas.

Hier übernahmen mohammedanische Beamte, die Statthalter von Ramlah und Jazur, der Sandjak und der christliche Guardian mit ihren Schreibern und ihrem Gefolge die nach einwöchentlichem Harren endlich ans Land gesetzten Christen, welche auf dem Schiffe mit allen Waffen auch allen äußern Prunk ließen und — Fürsten und Herzöge ganz besonders — das strengste Incognito annahmen, sich nur noch Bruder Fridericus oder Willehalmus anreden ließen, um den Erpressungen möglichst aus dem Wege zu gehen. „Die Pilger wurden in einen elenden, stinkenden Chan, unter dem Namen cellaria S. Petri bekannt, eingesperrt und mußten hier so lange warten, bis der (Schiffs-) Patron mit der türkischen Behörde über die Höhe des Zolles einig geworden. Alsbald erschienen Kaufleute und boten den Pilgern Decken, Rosenwasser, Balsam, echte oder nachgemachte Edelsteine, oder Eier, Brot, Fleisch, Wasser, Paternoster zum Verkauf, während allerlei Gesindel an den Pilgern Muthwillen übte und Erpressungen versuchte, auch deutsche Juden sie mit Fragen über die Verhältnisse in der Heimath belästigten."

Nachdem jeder einzelne Pilger controlirt, von jedem Namen und Stand, auch der Aeltern, aufgeschrieben und jedem ein Passirschein eingehändigt worden war, zog man bis Ramlah, um hier neue Bakschische auszutheilen und von dem Guardian Verhaltungsmaßregeln für den Aufenthalt in Jerusalem zu empfangen.

Wie demüthigend und speciell diese waren, verrathen z. B. folgende Bestimmungen: Es ist streng verboten, sich für Unbilden zu rächen, zu lachen oder Freude laut werden zu lassen, Türken anzureden, anzulachen oder mit ihnen zu scherzen, namentlich ein Weib anzusehen. Andere lauten dahin, daß man nicht Stücke vom heiligen Grabe abschlagen, keinem Türken trauen und sich und Andere nicht auf Ablunft und Würde verrathen dürfe.

Der Glanzpunkt des Aufenthaltes in Jerusalem selbst war natürlich die große Procession, welche die mit Wachskerzen versehenen Pilger an die meisten heiligen Orte von Zion aus unter Führung des Guardian unternahmen. Auch hierbei aber war, wenigstens seit ohngefähr 1450, des Zahlens kein Ende, der Zutritt zum heiligen Grabe mußte mit 140—270 Mark unseres Geldes erkauft werden, arme Pilger wurden einfach abgewiesen. Ja, Stockar berichtet sogar aus dem Jahre 1519, daß die Pilger beim Eintritt in die Grabeskirche einen Backenstreich empfingen. Trotz all dieser Unbilden und Hemmnisse scheint doch die Freude ob des gelungenen heiligen Werkes sehr oft geradezu in Ausgelassenheit ausgeartet zu sein; Seite 31 und 32 werden Roheiten recht schlimmer Art aufgezählt.

Der größte Ausflug, den man von Jerusalem unternahm, führte zu einem Bade im Jordan und zu der Palme von Jericho; gewöhnlich nach 14tägigem Aufenthalte wurde die Rückreise angetreten, meist über das nördliche Palästina, Nazareth, Damaskus und Aleppo, oder auch über den Sinai mit seinem Katharinenkloster und Aegypten. Für die letztere Tour bedurfte es wieder eines Contractes mit dem officiellen Dolmetscher von Jerusalem, die Kosten beliefen sich à Person auf gegen 6 — 700 *M.* unserer Währung. Auch über die Eindrücke auf der Rückreise, besonders in Kairo und in Konstantinopel, geben Text und Anmerkungen unseres Werkes interessante Andeutungen und Literaturnachweise.

Kurz, dieses 1. Capitel, das die Verfasser leicht auf das Doppelte seines Umfanges hätten ausdehnen können, ist eine Fundgrube für Jedermann; wir sehen voraus, daß es ausgebeutet werden wird zu culturhistorischen Romanen und Jugendschriften, ebenso wie zu Doctordissertationen und historischen Vorträgen. Wir wollen nur wünschen, daß der verdienten Verfasser dabei auch stets mit gebührender Anerkennung gedacht werde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Hierzu Titel und Haupt-Inhalt des Jahrg. 1880.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 6. Donnerstag, den 20. Januar. 1881.

Inhalt: Das Princip der Nationalität und die geographischen Verhältnisse, von Conrad Hermann. — Geschichte des Alterthums. Von Max Duncker. — Aus Mecklenburgs Vergangenheit. Historische Skizzen von Bernhard Lesker. — Geschichte Baierns. Von Sigmund Riezler. — Zur Geschichte der Hohenzollern. Von Mathias Warnap. — Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation. Von Theodor Lindner. — Zeitschriften.

Das Princip der Nationalität und die geographischen Verhältnisse.

Von **Conrad Hermann.**

Die Weltgeschichte ist eine Reihe von Kämpfen der Völker auf dem Schauplatze der Erde. Die Völker selbst kommen und gehen, aber die Verhältnisse der Erdoberfläche sind im Allgemeinen das Feststehende und Bleibende in allen Veränderungen des menschlichen Lebens in der Geschichte. Diese Verhältnisse sind zuletzt auch das Mächtigere gegenüber der Willkür der Menschen und der bloßen Particularität des Geistes oder der Anlage der Völker. Die Erdoberfläche ist mehr als das glatte Parkett der Bühne eines Theaters für das wechselnde Auftreten und Abtreten der handelnden Personen. Sie enthält selbst einem wesentlichen Theile nach den Schlüssel für das ganze Verständniß der Geschichte in sich und es ist die ethnographische Disposition oder das Racenelement keineswegs der einzige Factor, von welchem die richtige Beurtheilung der ganzen Verhältnisse und des Fortganges der Geschichte abhängig ist.

In der ganzen Geschichte des Alterthums hatte zunächst das bloße Racenelement als solches noch eine weit höhere Macht und Bedeutung für das Leben der Völker als dieses unter uns oder in der neueren Geschichte der Fall ist. Diese antiken Völker waren durch Racenanlage, sociale Einrichtungen und Culturleben im Allgemeinen weit bestimmter von einander verschieden als diejenigen unserer neueren europäischen Welt. Eine Nation der neueren Zeit, wie etwa die englische oder die spanische, ist ein erst innerhalb der Geschichte aus verschiedenen ethnographischen Elementen unter dem bedingenden Einfluß einer bestimmten geographischen Localität entstandenes und großgezogenes Product. Es hat gleich von Anfang an oder ursprünglich in der Geschichte Griechen, Punier, Etrusker u. s. w. gegeben, aber was wir einen Engländer, Spanier u. s. w. nennen, ist ein erst aus dem Zusammenfließen verschiedener Elemente, Ursachen und Umstände hervorgegangener menschlich-nationaler Typus. Die Begriffe Race und Nation also sind an sich immer bestimmt von einander zu unterscheiden. Race ist ein rein ethnographischer Begriff, während eine Nation wesentlich zugleich durch bestimmte natürliche, geographische und culturhistorische Bedingungen ihren eigenthümlichen Charakter empfängt.

Die Verschiedenheit der Racenanlage ist ein an sich nicht zu bestreitender Factor im Leben der Völker. Selbst zwischen den einzelnen Volksstämmen der arischen oder indogermanischen Race macht sich dieser Unterschied in einer deutlichen und mächtig hervorspringenden Weise geltend. Drei dieser Volksstämme, der indische im Orient, der griechisch-lateinische im Alterthum und der germanische in der neueren Zeit, sind die Träger und Schöpfer einer reichhaltigen und großartigen, vom reinsten menschlichen Idealismus erfüllten Culturwelt geworden. Diese drei Volksstämme stehen entschieden im Vordergrunde des ganzen allgemeinen historischen Lebens. Die Verschiedenheit ihrer Lebenserscheinungen und ihrer Culturgestaltung aber ist neben der Eigenthümlichkeit der Anlage auch überall durch äußere natürliche oder locale Verhältnisse bedingt worden. Das ihnen allen gemeinsame, sich namentlich in Kunst, Mythologie, Poesie und Philosophie ausprägende idealistische Streben hat nothwendig in allen diesen verschiedenen natürlichen Umgebungen andere Gestalten und Formen annehmen müssen. Die drei anderen Hauptstämme dieser Race aber, der persische in Asien, der celtische im Westen Europas und endlich der slavische im Osten unseres Welttheiles, haben keineswegs eine gleiche schöpferisch idealistische Anlage oder Begabung gezeigt. Auch hier mag der Grund wol keineswegs allein im angeborenen Racenelement, sondern zugleich in geographischen und anderweiten bedingenden und mitwirkenden historischen Umständen und Verhältnissen erblickt werden. Immer aber ist doch auch an sich das eine Volksnaturell fruchtbringender angelegt für die allgemeine Culturentwickelung als das andere. Jeder der sechs indogermanischen Hauptstämme hat an sich einen anderen Typus oder Charakter, der unter bestimmten äußeren Umgebungen zu einer eigenthümlichen und im Allgemeinen mehr oder weniger glücklichen und vollkommenen Entwickelung gelangt ist.

Ein auffallender Gegensatz findet in der Geschichte statt zwischen dem doppelten Volkselement der arischen oder indogermanischen und der semitischen Race. Die ganze Begabung und Geistesrichtung der Semiten ist überall eine andere als diejenige der Arier. Die Weltgeschichte hat den Semiten insbesondere die Ausbildung des monotheistischen Religionsgedankens in seiner dreifachen Hauptform, dem Judenthum, dem Christenthum und dem Islam, zu verdanken gehabt. Das ganze Culturleben der Semiten hat wesentlich in der Ausbildung dieses Gedankens culminirt. Das jüdische Volk aber ist überall der Mittelpunkt und Hauptrepräsentant des ganzen semitischen Culturlebens in der Geschichte gewesen. Bei keinem der semitischen Völker aber findet sich eine solche reichhaltige, schöne und phantasievolle Mythologie oder Vorstellung von einer Götterwelt vor als bei den Ariern. In Verbindung hiermit aber ist auch den semitischen Völkern die großartig und gewaltig schaffende Kraft der poetischen und plastisch-künstlerischen Phantasie, sowie die Strenge und geordnete Klarheit der Philosophie und des wissenschaftlichen Denkens bei den Ariern fremd. Alles dieses geht an sich überall aus der Wurzel eines reichen polytheistischen Vorstellungskreises im Leben der Völker hervor. Eine andere culturhistorische Neigung oder Specialität der Semiten aber ist die Richtung auf das Gebiet des Handels. Dieses Gebiet wurde im Alterthum namentlich vertreten durch die nächsten Stammverwandten der Juden, die Punier, während den arischen Völkern dieser Zeit, den Griechen und Römern, die Beschäftigung mit dem Handel mehr als unwürdig und illiberal erschien. Auch der in aus-

gepräagtem Grade kriegerische und staatenbildende Geist der Arier ist den Semiten fremd gewesen. Die Punier, ein sonst ungemein kraftvolles Volk, wurden doch zunächst nur durch ihre Handelsinteressen zu kriegerischen Unternehmungen bestimmt. Das mercantile Element war bei ihnen ebenso vorherrschend, als das rein militärische und politische bei den Römern. Durchaus unvollkommen und mangelhaft war das Staats- und Kriegswesen der Juden. Auch in Carthago ist der politisch-republicanische Gedanke des Alterthums durchaus nicht mit der gleichen Reinheit und Strenge durchgeführt worden, als in Rom und in Griechenland. Einzelne Familien und Personen dirigirten hier das Ganze des Staates, während die Unterordnung alles Persönlichen unter den reinen Begriff oder Zweck des Staates das allgemeine Lebensgesetz aller arischen Völker des classischen Alterthums war. Das Vorwiegen des Bandes der Familie über das des Staates ist ebenso charakteristisch für die semitischen Völker in der Geschichte. Die Armee, welche Hannibal gegen Rom führte, hatte eine Aehnlichkeit mit derjenigen Wallenstein's. Sie war ein Geschöpf aus der Hand eines einzigen Geistes aus den verschiedensten nationalen Elementen und durchaus an die Person des Feldherrn gebunden. Die größere Solidität der politisch-militärischen Einrichtungen aber war zuletzt auf der Seite Roms und überhaupt der arischen Völker des Alterthums. In der neuen Zeit aber wiederholt sich ein ähnliches Gegenüberstehen beider Volkselemente zwischen den Arabern und den Germanen, wo auch die frühzeitige Blüthe des Semitismus in Spanien doch der nachhaltigeren Kraft des arischen Stammes erlegen ist.

Ein drittes wichtiges Volkselement ist das sogenannte hamitische, welchem das Culturleben des alten Aegyptens angehört hat. Auch dieses zeigt wiederum einen besonderen Typus oder Charakter. Auch bei den Hamiten ist ähnlich wie bei den Ariern eine reichhaltige und sinnvolle Mythologie entstanden, auf deren Basis sich eine großartige und tiefsinnige, vom religiösen und künstlerischen Geiste getragene Culturschöpfung entwickelt hat. Bezeichnend aber ist für diese Hamiten namentlich der streng conservative Sinn, vermöge dessen sich die Cultur und die Einrichtungen des alten Aegyptens durch eine Reihe von Jahrtausenden in unveränderter Starrheit erhalten haben. Die durchaus eigenartigen Verhältnisse und Naturbedingungen Aegyptens mögen hierzu wesentlich mit beigetragen haben. Im Allgemeinen aber ist wol anzunehmen, daß jedes Volk vorzugsweise gern diejenigen Wohnsitze aufsucht, welche seinen Neigungen und Bedürfnissen am meisten entsprechen. So haben die Semiten mit besonderer Vorliebe die Küsten des Meeres und die Ränder der Wüste aufgesucht und es geht überhaupt durch das ganze Leben derselben ein auf das unruhige Umherschweifen gerichteter oder nomadischer Zug hindurch. Alle diese drei Elemente aber ergänzen sich in der Geschichte unter einander. Vom alten Aegypten aber von den Hamiten aus hat die ganze weitere allgemeine historische Culturentwickelung ihren ersten Ausgang genommen. Die arischen Völker aber stehen später wesentlich im Vordergrunde der allgemeinen Geschichte, während zugleich von den Semiten überall bestimmte wichtige und entscheidende Anregungen auf dieselben übergegangen sind.

Es ist vielleicht erlaubt, alle diese drei bedeutungsvollen Volkselemente zu einer einzigen Hauptrace oder ethnographischen Gesammtabtheilung unter der conventionellen Bezeichnung der iranischen oder der kaukasischen zusammenzufassen. Neben derselben aber tritt noch ein anderer Complex von Völkerschaften in der Geschichte auf, die ebenso vielleicht zu einer zweiten Hauptrace unter der conventionellen Bezeichnung der turanischen oder auch der mongolischen zusammengefaßt werden dürften. Zu dieser gehören namentlich die chinesischen, japanesischen, malaiischen, türkisch-tatarischen, finnisch-uralischen u. a. Völker, wol auch die einen Rest des alten iberischen Volkselementes in Spanien bildenden Basken, möglicherweise selbst die alten Etrusker und andere untergegangene Volksbestandtheile im westlichen Europa. Alle diese Völker aber sind durch Sprache und sonstige Merkmale bestimmt von den Völkern der anderen iranischen Hauptrace verschieden. Die frühere Annahme aber, daß auch die Urbevölkerung des westlichen Continents eine selbständige Hauptrace, die sogenannte rothe, gebildet habe, ist gegenwärtig wol kaum mehr haltbar, da einmal der Typus aller dieser Völker sehr an denjenigen der angrenzenden Völker des nordöstlichen Asiens erinnert und andererseits die Einwanderungen derselben unverkennbar in der Richtung von Norden nach Süden in Amerika erfolgt sind, so daß also wol auch diese mit in die Gesammtabtheilung der Turanier eingeschlossen werden dürften. Die wichtigsten Culturvölker dieser Race aber sind überall die Chinesen und Japanesen. Bei aller Anerkennung aber der relativen Vorzüge dieses ganzen ostasiatischen oder turanischen Culturlebens und insbesondere des industriösen Fleißes und nüchternen Scharfsinnes der dortigen Einrichtungen, Erfindungen und Sitten wird doch im Allgemeinen der höhere und reinere idealistische Schwung der Lebensauffassung vermißt, wie er den Völkern der iranischen oder die westlicheren Gegenden des Continentes einnehmenden Race eigenthümlich ist, so daß die Begabung der iranischen Race wol im Ganzen als eine höhere anzusehen ist, als die der turanischen. Eine dritte unbedingt am niedrigsten stehende Hauptrace aber ist die dunkelfarbige oder sogenannte äthiopische, welche in selbständiger Weise sich am historischen Culturleben überhaupt nicht betheiligt hat und die nur von Außen her oder gewaltsam mit in die Bewegung der allgemeinen Geschichte hereingezogen zu werden bestimmt zu sein scheint.

Die Völker in der Zeit des classischen Alterthums können im Allgemeinen noch nicht als Nationen im neueren Sinne des Wortes angesehen werden. Das griechische Volk war noch gespalten in eine Anzahl einzelner Stämme und hatte sich außer dem eigentlichen Griechenland noch in andere angrenzende Gebiete verbreitet. Italien aber bildete von Anfang an noch gar keine volksthümliche oder nationale Einheit, sondern ist erst zuletzt durch die römische Eroberung in eine solche umgewandelt worden. Ebenso lebten auch die Punier in einzelnen Colonien und Ansiedelungen längs des mittelländischen Meeres zerstreut. Am leichtesten würde noch das ägyptische Volksleben mit dem Begriff und Charakter einer neueren Nation verglichen werden können. Hier hatten sich in der That Land und Volk zu einer untrennbaren Einheit verbunden und es besaß auch Aegypten umgefähr den Umfang oder die Größe eines der neueren europäischen Länder. Die Vereinigung einer Mehrheit von Volksstämmen aber zu einem politischen Ganzen wurde hier nur ermöglicht durch die kastenartige Absonderung oder Begrenzung derselben gegen einander. Das ganze ägyptische Kastensystem hatte überall ethnographische oder Stammesunterschiede zu seiner Basis. Auch die Juden sind während ihres Aufenthaltes in Aegypten eine solche Kaste gewesen. Es war dieses die einzige Form, in welcher damals die Conflicte und Reibungen verschiedener zusammenwohnender Stämme vermieden und beseitigt werden konnten. Die durchaus ebene und gleichförmige Natur des ägyptischen Landes aber begünstigte und veranlaßte auch das frühzeitige Entstehen einer solchen einheitlich geschlossenen politischen und socialen Organisation. Ganz anders aber waren die geographischen Bedingungen und Verhältnisse in Italien und in Griechenland. Diese beiden Halbinseln sind ebenso wie die dritte westlichere südeuropäische Halbinsel, die pyrenäische, durchzogen von Gebirgen, welche die einzelnen Landschaften derselben bestimmt gegen einander absondern und begrenzen. Es ist daher hier von Anfang an überall ein reiches und mannigfaltiges Bild der Gestaltung des Völkerlebens entstanden. Alle diese drei Halbinseln sind durch ihre natürliche Gestaltung auf eine starke Ausprägung des provinziellen Elementes angelegt oder hingewiesen und es ist dieser Umstand auch jetzt noch für das Völkerleben in denselben bezeichnend. Hier ist alles Staatsleben zuerst in

einzelnen kleineren Landschaften oder Gebieten entstanden. Die Gesetzgeber des Alterthums, Lykurg, Solon u. s. w. hatten auch hier die Aufgabe, die einzelnen verschiedenen und sich unter einander reibenden Elemente der Gesellschaft zu einem geordneten Ganzen zu vereinigen. Die Kunst dieser antiken Gesetzgeber war eine weit höhere und ihre Stellung zum Leben überhaupt eine viel wahrhaftere und vollkommenere als diejenige unserer modernen politischen Theoretiker und Staatskünstler, weil ihre Verfassungen überall genau den besonderen Bedürfnissen und Verhältnissen ihrer Völker angepaßt waren. Alle diese Verfassungen beruhten auf einer weisen und richtigen Erwägung der natürlichen Rechte und Stellungen der einzelnen Volksclassen, während man bei uns mit dem ganz abstracten Princip der natürlichen Gleichberechtigung aller Individuen zu operiren gewohnt ist. Hier ist von kleinen Anfängen aus und in kleinen Gebieten zuerst der wahrhafte Staat in der Geschichte entstanden. Der Umfang der Staaten der neueren Zeit ist im Allgemeinen allerdings ein größerer geworden und es erinnern nur noch etwa die Cantone der Schweiz an den Typus der Größe der Staaten des Alterthums. Die politische Aufgabe ist für uns vielfach eine schwierigere, aber in der Art ihrer Erledigung können immer noch gegenüber der modernen Leichtfertigkeit jene antiken Gesetzgebungen als Muster für uns erscheinen.

Die kleinen Staatskörper des Alterthums bewährten ihre Kraft im Kampfe gegen den persischen Großkönig und die afrikanische Seemacht Carthagos. Auch in diesen Gebieten hatte überall nur eine lockere Zusammenfassung und Agglomeration einzelner Volksstämme zu einem politischen Ganzen stattgefunden. Die Abwesenheit bestimmter geographischer Grenzen hat auch hier die Ausbildung eigentlicher in sich geschlossener Nationalitäten verhindert. Persien und Carthago waren Weltreiche mit einer an sich unbegrenzten Tendenz ihrer weiteren Ausdehnung über die Erde. Alle antiken Länder und Staaten aber wurden zuletzt vereinigt in der umfassenden Herrschaft des Weltreiches der Römer. Als moderne Weltreiche in ähnlichem Stil aber können jetzt nur noch etwa bezeichnet werden die russische und die englische Macht, deren Kämpfe und Beziehungen in Asien zum Theil an den ähnlichen Gegensatz von Rom und Carthago im Alterthum erinnern. Ein so ausgedehntes und die ganze gebildete Welt umfassendes einheitliches Reich als das römische aber ist in der neueren Zeit zu einer Unmöglichkeit geworden. Die Begrenzungen der Völker schließen sich in der neueren Zeit mehr und mehr an die natürlichen oder geographischen Begrenzungen der einzelnen europäischen Länder selbst. Es ist ein System von Nationen entstanden, deren jede ein eigenthümlich geartetes Volkselement in einem bestimmten natürlich abgegrenzten Landesgebiet umschließt. Nur in den östlichen Ländern Europas spielt das reine oder unmittelbare ethnographische Racenelement noch eine Rolle. Deswegen tragen hier die ganzen Völkerverhältnisse einen noch so ungeordneten, wüsten und chaotischen Charakter an sich. Auch hier aber werden zuletzt die geographischen Verhältnisse die Entscheidung geben für eine neue und höhere einheitlich geordnete Gestaltung aller menschlichen Einrichtungen und Dinge. Das bloße Racenelement ist an sich überall ein niedriger, roher und barbarischer Factor, aus dessen Aufhebung allein alle höhere und vollkommenere menschliche Cultur oder Gesittung entspringt.

(Schluß folgt.)

—m— Von Max Duncker's Geschichte des Alterthums liegen uns nunmehr auch der 3. und 4. Band in fünfter Auflage vor (Leipzig, Duncker & Humblot 1879, 1880. 8°). Behandeln die ersten beiden Bände die semitischen Völker, so beschäftigen sich diese mit den Ariern; der 3. Band giebt die Geschichte Indiens, der vierte die Ostirans und der Reiche der Meder und Perser. Daß die seit der letzten Auflage neu erschienene Literatur sleißig benutzt worden ist, bedarf kaum der Erwähnung. Im Uebrigen ist der Charakter des rühmlich bekannten Werkes derselbe geblieben; auch in der neuen Auflage ist auf die culturellen, insbesondere die religionsgeschichtlichen Gesichtspunkte ganz besondere Sorgfalt verwandt.

⁂ Aus Mecklenburgs Vergangenheit. Historische Skizzen von Bernhard Lesker, Pfarrer von Zellhausen. (Separat-Abdruck aus Dr. M. J. Scheeben's „Periodischen Blättern".) Regensburg, Neuyork und Cincinnati, 1880. Druck und Verlag von Friedrich Pustet. VI und 159 S. 8. — Richtiger wäre es gewesen, den über dem Inhaltsverzeichnisse erscheinenden Nebentitel: „Bilder aus der Kirchengeschichte Mecklenburgs" zum Haupttitel des Buches zu machen; denn kirchengeschichtliche Themata sind es, die der Hr. Verfasser, und zwar mit einer hier bestimmten, stark ausgesprochenen Tendenz, behandelt. Welcher Art diese Tendenz ist, erläutert sich aus dem Lebensgange des Hrn. Verfassers. Geborner Protestant, ist er in jungen Jahren zum Katholicismus übergetreten, hat in katholischen Priesterseminaren in Deutschland und in Amerika seine Ausbildung gefunden und ist seit einer Reihe von Jahren katholischer Pfarrer zu Zellhausen im Eichsfelde. Aus Mecklenburg gebürtig, richtet er auf die kirchliche Entwicklungsgeschichte seines Heimathlandes Blicke, in welchen nicht blos die krankene Liebe, sondern auch der thatendurstige Eifer des Neophyten glüht. Die Skizzen, die er zeichnet, sind Klagelied und Strafpredigt zugleich, gerichtet an Mecklenburg deshalb, weil es im sechzehnten Jahrhunderte vom Papstthum abgefallen ist und sich noch immer nicht bereit, zurückzukehren. Dabei ist zuzugestehen, daß der Hr. Verfasser sich gemäßigter Formen befleißigt und durchaus nicht darnach trachtet, crasse persönliche Spitzen herauszukehren. Seine Polemik ist sachlich, nicht persönlich. Drei Bilder aus der mecklenburgischen Geschichte will der Hr. Verfasser vorführen: Die Germanisirung und Christianisirung des Landes, die Trennung desselben von der Mutterkirche, die gegenwärtige Lage der Katholiken in Mecklenburg. Da das Buch nicht eigentlich für mecklenburgische oder mit den mecklenburgischen Verhältnissen und der Geschichte des Landes vertraute Leser geschrieben ist, vielmehr für „viele Bewohner des Reiches, denen Mecklenburg unbekannter ist als manches fremde Land", so wäre es unbillig, dem Verfasser daraus einen Vorwurf zu machen, daß in dem ersten kirchengeschichtlichen Bilde Vieles vorkommt, was nur für den von ihm gewählten Standpunkt als nöthig erscheinen kann. Am ergiebigsten an polemischen Zügen ist natürlich die zweite Abtheilung. Am Eingange derselben wird ziemlich ausführlich auf die Kalandsvereine eingegangen, die in Mecklenburg eine ausgebreitete Wirksamkeit hatten. Der Verfasser vindicirt dieselben, soweit sie resprißlich waren, dem Katholicismus und macht die Reformation verantwortlich für ihre Ausartung und ihre Unterdrückung. Er sucht den Nachweis zu führen, daß die Reformation in Mecklenburg nicht durch grobe Gebrechen und Uebelstände des geistlichen Wesens als nothwendige Folge hervorgerufen sei, daß sie vielmehr nur weltlichen Nebenabsichten der Fürsten und eines Theiles des Adels ihre Entstehung verdanke. „Herrliche Männer waren es, welche kurz vor der Reformation den bischöflichen Stuhl von Schwerin zierten" 2c. Von den Fürsten sind es besonders Heinrich der Friedfertige und Johann Albrecht, die ein hartes Urtheil erfahren. Am meisten Neues und Eigenes findet man in dem dritten und letzten Abschnitte der Skizzen: Mecklenburg als Diaspora. Hier behandelt er auch die Geschichte der Convertiten, die aus den Reihen des mecklenburgischen Adels im 17. Jahrhunderte sich der römisch-katholischen Kirche zuwandten. Der Verfasser hat hier theilweise aus bisher unbenutzten, nicht allgemein zugänglichen Quellen schöpfen können, so daß seine Arbeit nicht ohne Werth für die Zeitgeschichte ist.

—m— Der zweite Band von Sigmund Riezler's Geschichte Baierns (Gotha, F. A. Perthes 1880. 10 ℳ),

der gelegentlich des Wittelsbacher Jubiläums zur Ausgabe gelangt ist, schließt sich in durchaus würdiger Weise dem ersten s. Z. von uns an dieser Stelle besprochenen an. Er führt die Darstellung vom Sturze Heinrich's des Löwen bis zum Tode Kaiser Ludwig's IV. (1347) und behandelt einen für die bairische Geschichte insofern sehr wichtigen Abschnitt, als die eigentliche Ausbildung der herzoglichen Landeshoheit in denselben fällt. Nach oben verschwand der kräftige Einfluß der Kaisermacht, nach unten gelang es den Landesherren, die kleinen bis dahin im Wesentlichen unabhängigen Gewalten im Lande, insbesondere die gräflichen Häuser, allmälig zu absorbiren. Anderes freilich wirkte dieser Erstarkung der Fürstenmacht entgegen; so die aus derselben Machtvermindernng der kaiserlichen Centralgewalt Gewinn ziehenden Bischöfe, noch mehr aber die auf einer verkehrten, jedoch tief in den politischen Begriffen der mittelalterlichen Deutschen begründeten privatrechtlichen Auffassung des Staates beruhenden fortwährenden Theilungen, die seit 1255 das Land ohne Unterlaß in kleine Territorien und das Haus in meist sich blutig befehdende Linien spalteten und eine verhängnißvolle Eigenthümlichkeit der bairischen Geschichte bilden. — Die Reichsgeschichte ist auch in diesem Bande der leitende Gesichtspunkt; wenn sie in der ersten Hälfte weniger hervortritt, so ist dies um so mehr in der zweiten der Fall, welche die Regierung Ludwig's IV., des einzigen Kaisers aus dem Hause der Wittelsbacher, behandelt. Der Verfasser, der sich als Kenner dieser Zeit schon früher bewährt hat, hat uns ein treffendes und in lobenswerther Weise objectiv gehaltenes Bild Ludwig's gezeichnet, ist dem freilich der Glanz, mit dem bairische Historiker ihn zuweilen haben umgeben wollen, wenig passt. „Sieht man die Summe seines Wirkens, so findet sich, daß er für seine Familie das beste, vieles auch für sein Land, für das Reich aber am wenigsten geleistet hat." Dies ist, trotz der Anerkennung, die der Verfasser den Bemühungen Ludwig's um den Landfrieden, um Hebung des Bürgerthums u. s. w. zollt, das Endurtheil über des Kaisers Thätigkeit. — Ganz besonders gelungen sind auch in diesem Bande die Abschnitte, welche die Rechts- und Verfassungs-, Wirthschafts- und Kirchen-, Literatur- und Kunstgeschichte behandeln; in einem Lande, das sich einer so alten Cultur erfreut wie Baiern, waren die Aufgaben, welche hier zu lösen waren, allerdings sehr dankbare.

—m— Zur Geschichte der Hohenzollern. Eine historische Studie von Mathias Warnag. Coburg, G. Sendelbach 1880. 8°. — Das kleine Schriftchen will die Geschichte der schwäbischen und fränkischen Hohenzollern bis ins 16. Jahrh. hinein für einen größeren Leserkreis darstellen, weil die wissenschaftlichen Werke, aus denen es geschöpft ist, verhältnißmäßig wenig allgemein bekannt seien. Gut gemeint ist es ja ohne Frage und für manchen Geschmack vielleicht auch schön geschrieben. So gern wir aber Popularisirungen der Geschichtswissenschaft das Wort reden, so können wir doch Werke wie das vorliegende nicht als populär im guten Sinne des Wortes bezeichnen. Der Verfasser hat seine (noch dazu hier und da nachlässig gemachten) Excerpte in unbefangenster Weise mit Erfindungen seiner Phantasie vermischt und mit Phrasenwerk verbrämt, bis einzelne Partien völlig aussehen, als stammten sie aus der Feder einer Louise Mühlbach. So soll man auch für das große Publicum nicht schreiben. Ganz irreführend ist die Bezeichnung „historische Studie"; wissenschaftlichen Werth hat die Schrift schlechterdings nicht.

—m— Von Theodor Lindner's Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation ist vor Kurzem die zweite Hälfte des zweiten Bandes erschienen, und damit hat die erste Abtheilung, die auch den Titel Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel (2 Bde. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1876. 1880) führt, ihren Abschluß erreicht. Da wir bereits in Nr. 68 des Jahrgangs 1877 der Wissenschaftlichen Beilage eingehender des groß angelegten Werkes gedacht und den Verdiensten des Verfassers gerecht zu werden versucht haben, so können wir uns hier auf eine kürzere Erwähnung beschränken. Auch die vorliegenden Abschnitte des zweiten Bandes zeigen die Vorzüge der früheren Theile; die archivalische Quellenforschung ist in ausgedehnterem Maße in ihr Recht getreten, wie namentlich ein Blick auf die 27 Beilagen, welche ausführlichere Begründungen einzelner Abschnitte der Darstellung geben, lehrt. Da sei Pelzel's Biographie Wenzel's (1788—1790) kein umfassenderes Werk über ihn und seine Zeit erschienen ist, so durfte man viel neue Resultate erwarten und sieht sich in der That nicht getäuscht; mehrfach weichen diese Ergebnisse von denen Weizsäcker's (in den Einleitungen und Erläuterungen zu seiner Ausgabe der Reichstagsacten) ab. Der Versuchung, eine der jetzt wieder mehr aus der Mode kommenden „Rettungen" einer übel beleumundeten historischen Persönlichkeit zu liefern, hat Lindner glücklich Widerstand geleistet; wenn er auch im Einzelnen ausführt, wie manches, was dem unglücklichen Könige zum Vorwurf gemacht wird, mehr den allgemeinen Verhältnissen und insbesondere seinen Verwandten anzurechnen ist, so bleibt doch im Wesentlichen Wenzel's Bild dasselbe wie bisher, ja vielleicht tritt seine politische Unfähigkeit und die Haltlosigkeit seines Charakters noch schärfer hervor als in irgend einer der früheren Darstellungen. Das Hauptgewicht legt der Verfasser, getreu dem Titel, nicht auf das biographische Moment, sondern auf die Reichsgeschichte. Wir haben bereits früher hervor, wie außerordentlich schwierig es ist, gerade von der politischen Geschichte dieser Zeit ein irgend einheitliches Bild zu entwerfen; um so schwieriger, als auch die auswärtigen Verhältnisse schon einen sehr gewichtigen Factor bilden und überall zu berücksichtigen sind. In der Beherrschung dieser Schwierigkeit hat der Verfasser im Laufe der Arbeit, wie uns dünkt, bedeutende Fortschritte gemacht; der zweite Band liest sich bei Weitem einheitlicher als der erste. — Mit Spannung sehen wir den weiteren Abschnitten des verdienstvollen Werkes entgegen; sie werden hoffentlich nicht so lange auf sich warten lassen, als der vorliegende Halbband, der, übrigens infolge äußerer Verhältnisse und ohne Schuld des Verfassers, ziemlich drei Jahre nach der Herausgabe der ersten Hälfte des zweiten Bandes erschienen ist.

— Die „Allgemeine Literarische Correspondenz", Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes (herausgegeben von Johannes Proelß und Julius Rodenberg, Verlag von Carl Reißner in Leipzig), bringt in ihrer Nr. 81 folgenden Inhalt: Ueber den Zusammenhang von Poesie und Malerei. Von Wolfgang Kirchbach. — Arnold Ruge †. Ein Nachruf. — Kritische Umschau. — Zeitgeschichtliche Mittheilungen. — Fragen und Antworten. — Allgemeiner Deutscher Schriftsteller-Verband. — Freies deutsches Hochstift zu Frankfurt a. M. — Anzeigen.

— „Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" (50. Jahrgang 1881. Herausgeber Eduard Engel in Berlin, Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig) enthält in seiner neuesten Nummer: Deutschland: Julius Wolff, Tannhäuser. Ein Minnesang (Felix Dahn). — Arnold Ruge † (Eugen Oswald). — Deutschland und das Ausland: Volkslieder aus Oberschlesien (August Scholz). — Frankreich: „Divorçons". Comédie de MM. Sardou et Najac (Th. Hoepner). — Schweden: Ein noch unübersetztes Gedicht von Esaias Tegnér. (Deutsch von Gottfried v. Leinburg.) — Spanien: Emilio Castelar: Die Geschichte eines Herzens (Eduard Engel). — Ungarn: „Liebesperlen" von A. Pelöfi (L. Freytag). — Kleine Rundschau: Aus Tirol. Von Ludwig Steub. — „Diphaine", mit einer Vorrede von Alexandre Dumas. — Ein makedonisches Märchen. — R. B. Anderson: Norse Mythology. — Literarische Neuigkeiten. — Aus Zeitschriften. — Bibliographie der neuesten Erscheinungen. — Glückwunschschreiben der Deutschen Kaiserin an das „Magazin".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 2.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 7. Sonntag, den 23. Januar. 1881.

Inhalt: Das Princip der Nationalität und die geographischen Verhältnisse, von Conrad Hermann. (Schluß.) — Die Meißner Porzellanmanufactur. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Rechts- und Staatswissenschaftliche Literatur. — Neue Romane, Novellen und Erzählungen. — „Nord und Süd."

Das Princip der Nationalität und die geographischen Verhältnisse.

Von **Conrad Hermann.**

(Schluß.)

Die einzelnen Länder des westlichen Europa stehen in Ansehung ihrer Größe im Allgemeinen in der Mitte zwischen den kleineren provinziellen Staats- und Landschaftsgebieten des classischen Alterthums und den größeren und ausgedehnteren Reichen und Landstrecken des asiatischen und afrikanischen Orientes. Jedes einzelne der großen asiatischen Culturländer, Persien, Indien, China u. s. w., erreicht mindestens etwa den Umfang der Hälfte Europas und steht insofern in Rücksicht seiner Größe etwa nur mit dem europäischen Rußland auf einer Linie. Es scheint aber nicht, daß eine derartige Größe eines Landes der Ausbildung eines gesunden und einheitlich geschlossenen nationalen Lebens besonders günstige Bedingungen darbiete. Auch die nordamerikanische Union, welche einen ähnlichen Umfang besitzt, trägt zur Zeit einen noch unfertigen Charakter und es steht im östlichen Asien das kleinere Japan dem Typus und den Lebensbedingungen der neueren europäischen Nationen immerhin näher als das weit größere und volkreichere China. Die drei südeuropäischen Halbinseln aber, die pyrenäische, die apenninische und die balkanische, zeigen im Allgemeinen einen ähnlichen Typus oder Charakter ihrer geographischen Gestaltung. In den beiden ersten derselben aber ist in der spanisch-portugiesischen und der italienischen Nationalität ein bestimmtes und eigenthümlich gearbeitetes Volksleben entstanden, während die Gestaltung des Völkerlebens auf der dritten unter ihnen zur Zeit noch die Eigenschaft eines unbeantworteten oder ungelösten Problems der Geschichte besitzt. Es culminirt auch hierin wesentlich die ganze sogenannte orientalische Frage der neueren europäischen Politik. Es ist dieses gleichsam ein kranker Theil des ganzen neueren europäischen Lebens, dessen Unfertigkeit und dessen innere Zuckungen auch den übrigen Organismus des letzteren fortwährend beunruhigen und in Mitleidenheit setzen. Von dieser Halbinsel hat früher im Alterthum die ganze weitere Entwickelung des abendländischen Culturlebens ihren ersten Ausgang genommen. Sie ist jetzt der am niedrigsten stehende und unfertigste Theil desselben, die weitere Zukunft des Welttheiles aber ist wesentlich mit an die Erledigung der hier hervortretenden ethnographischen und culturhistorischen Fragen oder Probleme gebunden.

In der ganzen Gestaltung des westlichen Europa zeigt sich insofern eine gewisse Regelmäßigkeit, als der Reihe der drei südlichen Halbinseln im Norden eine ähnliche Reihe von drei abgesonderten und vorgeschobenen maritimen Ländergebieten gegenübersteht. Dieses sind einmal die britische Inselgruppe, sodann die dänische oder cimbrische und endlich die schwedisch-norwegische oder skandinavische Halbinsel. Auch diese aber hat dem westeuropäischen Festland gegenüber insofern die Eigenschaft einer Insel, als der Verkehr mit ihr ein ausschließend maritimer ist, da sie nur im äußersten Norden mit dem osteuropäischen Hinterlande zusammenhängt. Diese drei nördlichen Gebiete aber sind im Allgemeinen anders und eigenthümlicher gestaltet als die ihnen entsprechenden südlichen. Es ist auch hier im Ganzen eine doppelte Nationalität oder Volkseigenthümlichkeit entstanden, die englische und die normännische oder nordgermanische, von denen die letztere wenig zahlreiche in ihrem Culturleben wesentlich mit durch die Einflüsse des eigentlich deutschen Lebens bestimmt worden ist. Das mittlere oder centrale Westeuropa aber spaltet sich ebenso wieder in eine doppelte große Nationalität, die französische und die deutsche, zwischen denen als kleinere abgesonderte Gebiete nur das Bergland der Schweiz und das Küstengebiet der Niederlande in der Mitte liegen. Es sind insofern wesentlich sechs Nationen, aus denen das ganze neuere westeuropäische Länder- und Völkersystem besteht, von welchen drei der romanischen und drei der germanischen Race oder Gesammtabtheilung angehören. Der ganze geographische Begriff Deutschlands aber ist von Anfang an ein weniger fest bestimmter und begrenzter gewesen als derjenige der übrigen westeuropäischen Nationen und Länder. In früherer Zeit oder im Mittelalter dehnte sich das deutsche Lebensgebiet weiter nach Westen hin aus und hat hier vorzugsweise im Rheinthal seinen Mittelpunkt gehabt. Es ist später weiter nach Osten hin vorgerückt und hat erst in der neuesten Zeit wieder seine richtige natürliche Grenze gegen Westen oder zu Frankreich gewonnen. Die ganze innere Geschichte Deutschlands aber wird wesentlich mit durch seine centrale Lage und seine ganzen natürlichen oder geographischen Verhältnisse bedingt und erklärt.

Die natürliche Bodengestaltung Deutschlands ist zumässt eine ungleich reichhaltigere und mannigfaltigere als diejenige Frankreichs. Frankreich ist fast seinem ganzen Umfange nach Hügel- oder Bergland, während der Norden Deutschlands im Allgemeinen eben, der Süden dagegen gebirgig ist. Das Verhältniß des eigentlichen oder nordfranzösischen Volkselementes in Frankreich zu dem südfranzösischen oder provenzalischen hat eine gewisse Aehnlichkeit mit demjenigen des nördlichen oder niederdeutschen zu dem südlichen oder oberdeutschen Volkselement in Deutschland. In Frankreich aber ist gleich von Anfang an der entscheidende Schwerpunkt des nationalen Lebens auf den Norden übergegangen, während in Deutschland beide Elemente sich mehr die Waage gehalten haben und im Gegentheil der Norden erst später zu einer selbständigen Entwickelung gelangt ist. Frankreich ist ferner seinem ganzen Umfange nach Weinland, während in Deutschland immer der Unterschied zwischen den wein- und den bier-

trinkenden Gegenden eine bedeutungsvolle Verschiedenheit in der volksthümlichen Gemüthsstimmung aus sich bedingt. Von den französischen Flüssen aber hat keiner eine ähnliche Macht und Bedeutung als eine große nationale Verkehrsader wie in Deutschland der Rhein und nächstdem die Donau. Für die innere Gliederung des deutschen Nationallebens aber hat auch der Gegensatz zwischen Westen und Osten eine nicht geringere Bedeutung als der zwischen Süden und Norden. Die romantischen Erinnerungen des Mittelalters werden im Allgemeinen noch jetzt mehr von dem Westen Deutschlands vertreten, während dagegen die moderne Staatsbildung der neueren Zeit vielmehr überall vom Osten ihren Ausgang genommen hat. Der Westen ist durch die große Wasserader des Rheines mehr zu einem einheitlichen Gesammtbilde verbunden, während der Osten durch Gebirgszüge weit bestimmter in eine nördliche und eine südliche Hälfte gegliedert ist. Die politische Zersplitterung ist im Westen eine größere und länger dauernde gewesen als im Osten. Eine einheitliche Hauptstadt so wie Frankreich in Paris hat Deutschland niemals gehabt. Früher schien eine Zeit lang vielleicht Prag auf diese Stellung aspiriren zu wollen. Böhmen überhaupt nimmt eine eigenthümliche Stellung ein in der Gestaltung des nationalen Lebens Deutschlands. So wie hier, so sind in den drei südlichen europäischen Halbinseln fast alle einzelnen Landschaften durch Gebirgszüge bestimmt gegen einander begrenzt. Es hat sich daher auch hier allein innerhalb der böhmischen Berge ein fremdes Volkselement in compacter Masse zu erhalten vermocht. Dieses Volkselement hat früher in der Hussitenbewegung selbst eine wichtige Rolle in der deutschen Geschichte gespielt. Die Grenze Deutschlands gegen Osten hin aber ist im Allgemeinen eine noch weniger durch die Natur fest bestimmte gewesen als die gegen Westen. Hier hat sich namentlich auf der südlichen Seite und längs des Laufes der Donau das deutsche Cultur- und Machtgebiet bis weit nach Osten hin ausgedehnt. Die geographischen Verhältnisse haben hier ein neues europäisches Hauptgebiet oder eine weitere einheitliche politische Individualität entstehen lassen, deren natürliche und conventionell-historische Bezeichnung keine andere sein kann als Oesterreich. An dem bloßen Bestehen dieser Individualität leidet das ganze Schema der gewöhnlichen Nationalitäts- oder Racenpolitik den entschiedensten Schiffbruch. Gerade hier tritt in der deutlichsten Weise das Ueberwiegen der einmal feststehenden natürlichen oder geographischen Verhältnisse über den Wechsel und das Zufällige des ethnographischen Factors in unserer Zeit hervor. Es ist eine falsche Sentimentalität und Zärtlichkeit, jedem rohen Volks- oder Racenelement die Eigenschaft eines berechtigten Gliedes in einem größeren politischen Lebensganzen zusprechen zu wollen. Es mag diese Theorie leicht von England herüber gepredigt werden können, obgleich sie gerade dort oft am wenigsten praktisch befolgt worden ist. Nationalität oder Race ist in vielen Fällen und namentlich dort in unserer Nähe einfach identisch mit Rohheit und Barbarei. Die Völkerverhältnisse sind dort noch zum Theil ähnliche wie sie früher auch in anderen Ländern, etwa in Spanien oder in England, waren. Es erinnert selbst Manches an das ägyptische Kastenwesen, indem sich häufig mit der Race oder Nationalität, wie bei Juden, Armeniern, Zigeunern u. s. w., auch das Betreiben irgend einer bestimmten Beschäftigung verbindet. Alle diese verschiedenen Volkselemente aber sich selbst zu überlassen, würde zu einem bloßen barbarischen Racenkampfe hinführen. Hier kann allein die Autorität des Staats und die Macht der höheren deutschen Cultur das ausgleichende, verbindende und fortbildende Element sein. Die österreichische Monarchie ist in gewissem Sinne das jüngste Glied des neueren europäischen Staatslebens, indem ihre ganzen Völkerverhältnisse einer durchaus anfänglichen und ursprünglichen Entwickelungsstufe des historischen Daseins angehören. So paradox das ganze Bestehen dieser Monarchie vom ethnographischen Standpunkte aus ist, so trägt sie doch überall den Charakter einer historischen und geographischen Nothwendigkeit an sich. Auch die Verhältnisse der Balkanhalbinsel aber stehen zuletzt nur unter dem naturgemäßen Einfluß der Cultur- und Machtstellung Oesterreichs. Dieses ganze Gebiet aber ist immer ein integrirender Theil und ein vorgeschobener Posten des Gesammtlebens der deutschen Nation. Das abstracte Nationalitätsprincip, wie es in der Regel von dem englischen, dem französischen und auch dem deutschen Liberalismus an die Spitze aller praktischen Politik gestellt wird, hat in der Wirklichkeit überall nur eine höchst beschränkte und relative Wahrheit oder Berechtigung. Wie der Werth der Individuen im Leben ein verschiedener ist nach dem Grade ihrer Bildung und des von ihnen erworbenen mannigfachen geistigen oder materiellen Besitzes, so gilt dieses auch von den Völkern in der Geschichte. Nur ein eigenthümliches Culturleben aber giebt einem Volke einen höheren Werth oder schließt die Bedingung und die Betechtigung einer weiteren Fortdauer desselben in sich ein. Das ganze deutsche Nationalleben aber hat sich von Anfang an nicht in so bestimmten und geschlossenen geographischen Grenzen bewegt, als jenes der anderen westeuropäischen Völker. Wir sind darum keineswegs ein eroberndes oder nach Weltherrschaft strebendes Volk; aber immerhin liegt uns die Aufgabe der Vertretung der allgemeinen menschlichen Culturinteressen gegenüber den östlichen Gegenden des Welttheiles ob.

Die Meißner Porzellanmanufactur

hat durch Dr. Bict. Böhmert im neuesten Doppelhefte (1880 I, II) der Zeitschrift des Königl. Sächsischen statistischen Bureaus eine „urkundliche Geschichte und Statistik von 1710 bis 1880“ erhalten, welche neben der „besonderen Rücksicht auf die Betriebs-, Lohn- und Cassenverhältnisse“ zugleich eine bisher noch vermißte chronikalische Darstellung unserer berühmten Porzellanmanufactur*) gewährt. Als werthvolle Quelle hierzu fand sich außer anderen Acten im Königl. Finanzministerium für die ältere Zeit ein noch unbenutztes umfangreiches Manuscript, welches im Jahre 1828 Inspector (späterer Director) Heinr. Glob. Kühn († 1870) auf Grund sämmtlicher Acten der Porzellanmanufactur bearbeitet hatte; für die späteren Jahre erfreute sich die vorliegende Darstellung der Mitwirkung des jetzigen Directors Mor. Oec. Raithel.

Die erste der neun Perioden, in welchen der Verfasser das gesammte reiche Material zur Uebersicht bringt, beginnt mit dem Jahre 1710, wo die Albrechtsburg am 6. Juni feierlichst zur Anlegung einer Porzellanmanufactur auf kurfürstliche Kosten übergeben und neben dem Director derselben, Bergrath Nehmitz, dem Erfinder Joh. Friedr. Böttger die Administration übertragen wurde, wobei Letzterem noch sein Schwager Steinbrück als Inspector zur Seite stand. Schon am 10. August wurde durch eine Instruction für das Arbeiterpersonal die strengste Geheimhaltung des sogenannten „Arcanums“ zur Pflicht gemacht. Der Verkauf der Waaren, die noch keine bestimmten, sondern nur möglichst theure Preise hatten, erfolgte hauptsächlich auf den Leipziger Messen, aber auch durch Versendungen, welche auf gut Glück nach Orten,

*) Ein kürzerer Auszug aus diesem Aufsatze ist schon in Nr. 105 unserer Beilage, Jahrgang 1880, gegeben worden. Bei der hervorragenden Bedeutung dieses Zweiges unserer vaterländischen Industrie glauben wir jedoch unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir noch einen längeren Artikel, welchem jene historische Arbeit zu Grunde liegt, zum Abdrucke bringen. D. R.

wie Naumburg, Berlin, Karlsbad gemacht wurden; schon 1714 errichtete man ein besonderes Lager in Dresden. Am Schlusse der Böttger'schen Administration, im Monate März 1719, bestand das ganze Manufacturpersonal aus 26 Personen, deren Besoldungen meist auf die Generalacciſe überwiesen werden mußten. Unordnungen und Mißhelligkeiten bezeichnen den Verlauf dieser ersten Periode; auch ward das Arcanum bereits theilweiſe verrathen, so daß z. B. 1720 durch den flüchtig gewordenen Obermeister Stölzel eine Porzellanmanufactur zu Wien entstehen konnte (die allerdings 1867 wieder aufgelöst wurde).

Günstiger gestaltete sich die bis 1756 reichende zweite Periode. Es ward nach Böttger's Tode eine commiſſariſche Verwaltung von vier Personen ohne eigentlichen Director eingesetzt und von 1730 an scheint Geheimerath v. Nimptsch einen gedeihlichen Fortgang beeinflußt zu haben. Das in genanntem Jahre 49 zählende Personal stieg schon 1740 auf 218, den technischen Betrieb erweiterten eine Menge neuer Anlagen und immermehr wurde die schon 1709 bei Aue gefundene weiße Masse der anfänglich beliebten rothen aus Ockrilla vorgezogen. Auch die künſtleriſche Richtung fand wesentliche Fortbildung. Der Anstellung des ersten Porzellanmalers Joh. Gg. Herold (nachmaligen Bergraths) 1720 folgte 1731 die eines Bildhauers, des berühmten Joh. Joach. Kändler, deſſen Modelle noch jetzt viel bestellt werden; Beide wirkten auch durch Unterricht. Ferner wurden 1740 Prämien für Auszeichnung im Formen ausgesetzt und 1743 eine wirkliche Zeichenschule begründet. Beim Einmarsche der Preußen 1745 wurden die Arbeiter einstweilen entlassen; aber obgleich die Betriebsbirgenten zur Sicherung des Geheimniſſes nach Dresden berufen wurden, gelang es doch dem Könige Friedrich II., Arbeiter aus Sachsen und weiße Erde für eine eigene Manufactur zu gewinnen, der bald noch andere in Deutschland folgten. Doch nahm die Meißner bald einen frischen Aufschwung, so daß 1750 sich das Personal auf 378 und die Einnahme, welche 1720 nur 9694 Thaler betrug, 1752 auf 222 560 Thaler steigerte. Von Bedeutung iſt diese Periode noch durch die von dem Manufacturpersonale 1736 errichtete Allgemeine Sterbecaſſe und durch die Malerwittwencaſſe 1756, welche beide noch heute bestehen.

Der siebenjährige Krieg, welcher bis 1763 die dritte Periode erfüllt, hätte fast die Meißner Manufactur dem Untergange zugeführt, denn von der preußiſchen Regierung wurden sämmtliche Porzellanvorräthe in Beschlag genommen und an Geheimerath Schimmelmann für 120 000 Thaler verkauft, zugleich auch diese Arbeiter zu der von dem Kaufmann Wegely 1751 in Berlin gegründeten Manufactur versetzt. Es iſt das Verdienst des Commerzienraths Helbig, die Meißner erhalten zu haben, indem derſelbe theils aus eigenen, theils mit geliehenen Mitteln jene Vorräthe für 160 000 Thaler zurückerwarb und sodann den Betrieb der Manufactur vom Könige von Preußen gegen ein jährliches Pachtgeld von 60 000 Thalern auf eigenes Risico übernahm, wobei jedoch noch bedeutende Quantitäten Porzellanwaaren unentgeldlich geliefert werden mußten. Nach Beendigung des Kriegs wurden durch ein Verſicherungsdecret die Rückzahlungen an Helbig geordnet.

Die vierte Periode von 1763 bis 1774 ſchließt eine Zeit größter Blüthe in ſich, indem das Personal 1765 bis auf 731 angewachsen war und die Einnahme 1766 den Höhepunkt von 221 500 Thalern erreichte. Hierzu trug vor Allem die Errichtung einer Kunſtſchule zu Meißen bei, welche unter die Generaldirection der Akademie zu Dresden gestellt und zu der der Hofmaler Professor Dietrich berufen wurde, welcher auch Prämien zur Aufmunterung einheimiſcher Künſtler und zur Heranziehung fremder Bildhauer zur Verfügung erhielt. Die Anstellungen mehrerer geſchickter Maler und Modelleurs, unter anderen des Malers Breckeiſen aus Wien und des Bildhauers Acier aus Paris 1765, zum Theil mit sehr hohen Gehalten, waren Folge davon, ebenſo die Absendung mehrerer Künſtler, um die Geſchmacksrichtung an auswärtigen Orten kennen zu lernen, auch die Genehmigung zu Entlehnungen von Vorbildern aus der Königl. Kupferſtichſammlung und Gemäldegalerie. Die noch jetzt bekannten Figuren und Gruppen nach antiken Mustern ſind unter Dietrich's Einfluſſe entſtanden.

Gleichzeitig wurden 1764 zwei kaufmänniſche Beamtete, der nachmalige Buchhalter Hummitzſch und der nachmalige Vorſteher Elſäſſer, der günſtigen Erfolge wegen ſpäter auch noch Andere zu faſt allen Staaten Europas entſendet; beſonders die Reiſen des Malers und Auctionators Otto in den Jahren 1765 bis 1770 brachten der Porzellanmanufactur ſo großen Gewinn, daß in letzterem Jahre auch die Errichtung von Commiſſionslagern in europäiſchen Hauptſtädten Bewilligung fand. Im Jahre 1764 begann auch das Verauctionieren, das ſich anfangs auf Brack beſchränkte, noch in demſelben Jahre aber auch auf Mittelgut und ungangbar gewordene Artikel erſtreckte. Der gewonnene Höhepunkt ſank jedoch wieder, ſo daß 1774 das Perſonal um 95 abgenommen hatte und die Einnahme nur noch 147 344 Thaler betrug, obgleich die Manufactur in dieſem Jahre mit 105 auswärtigen Handlungshäuſern, worunter 25 Commiſſionäre, in Verbindung ſtand.

In den folgenden fünf Jahren ging das Geſchäft noch weiter herab, ſo daß am Schluſſe der fünften Periode, 1807, nur 515 Arbeiter beſchäftigt waren und 1795 die Einnahme nicht mehr als 90 709 Thaler betrug; das günſtigſte dieſer Jahre, 1805, lieferte 155 964 Thaler. Nach dem Urtheile des Inſpectors Kühn muß dem Beharrungsſyſteme der Meißner Manufactur, das ſich auch auf den artiſtiſchen Betrieb in hohem Grade erſtreckte, die Schuld an ſolchen Zuſtänden beigemeſſen werden. Auch fehlte es an handelskundiger Leitung und der Auctionsbetrieb nahm immer größeren Umfang an, um nur die Waarenvorräthe zu verwerthen. In den Jahren 1790, 91, 93 wurden ſogar dem Commiſſarius, Bergrath Pörner, Porzellanlotterien für dieſen Zweck genehmigt. Der lebhafteſte Handelsverkehr in dieſer Zeit richtete ſich nach Rußland und der Türkei. Allein durch kriegeriſche Verhältniſſe in den Jahren 1787 bis 1794 fielen die türkiſchen Beſtellungen aus und als 1806 in Rußland gegen den Eingang aller fremden Porzellane ein Verbot erging, wurden die Zuſtände in der ſechsten Periode noch troſtloſer. Die Zahl der Arbeiter war 1813 auf 395 herabgegangen, die Einnahme auf 24 378 Thaler; vom September an gebot der Krieg einen zweimonatlichen Stillſtand des ganzen Betriebs und für die Jahre 1807 bis 1813 hatte die Manufactur 410 000 Thaler an Vor- und Zuſchüſſen erfordert. Große Summen hatte man noch immer auf nur in Rußland gangbare Porzellane verwendet, den Wiederbeginn des dortigen Abſatzes hoffend. Dazu hatten die verpflichteten Arcaniſten in den Jahren 1812 und 1813 dennoch überſehen, daß von der Zeche zu Aue geringhaltige Erde geliefert worden war — genug, zu Anfang des Jahres 1814 waren Debit und Ruf der Meißner Manufactur in bedenklichſter Lage. Eine beſondere Commiſſion ordnete daher eine allgemeine Preisherabſetzung, gleiche Rabattprocente und eine große Auction zur Leipziger Meſſe an und den Einkäufen auf Anlaß ruſſiſcher Durchzüge ferner begünſtigt, wurde wirklich eine Einnahme von 106 713 Thalern erreicht.

Noch in demſelben Jahre 1814 aber leitete eine durchgreifende Umgeſtaltung der Verwaltung eine ſiebente Periode ein. Als neuernannte „Localadminiſtration" wurden den Inſpector Kühn für das Techniſche, Kaufmann Martini für den Handel als Vorſteher eingeſetzt, 1816 wurden Köttig und Selbmann als ſachgemäß gebildete Arcaniſten und Kersting als Malervorſteher berufen; von den früheren Arcaniſten wurde Holzwig zum Vorſteher des chemiſchen Laboratoriums und der Farbenbereitung ernannt. Die Wirkſamkeit dieſer Männer, von erweiterten und verbeſſerten Einrichtungen

unterstützt, zeigte sich als eine sehr verdienstliche. Kühn führte ein übersichtlicheres Rechnungsweien ein, gegen 700 Centner Vorrath an unreinen Erden wurden beseitigt; selbst die bis 1824 noch fortgesetzten Versuche, zweite und dritte Erdsorten für untergeordnete Geräthschaften zu verwenden, konnten aufgegeben werden, da sich auch zu Sornzig bei Mügeln ein vorzügliches Ersatzmittel für etwa ausgehende Aue'sches Material fand, auch von Frauenstein und aus Böhmen Quarz und Feldspat wohlfeiler bezogen werden konnten.

Eine Gouvernements-Verordnung hatte 1814 die Vereinigung der Hubertusburger Steingutmanufactur und der Döhlener Porzellanstalt mit dem Meißner Etablissement bewirkt, aber schon 1816 wurde solche wieder aufgegeben. Vielmehr strebte die neue Verwaltung nach selbständiger Hebung in jeder Richtung. So ward es für den artistischen Betrieb geltend, fortan alle verlangten und ausführbaren Formen und Malereien gegen angemessene Bezahlung anzufertigen und durch Aufstellung einiger fremder ausgezeichneter Porzellanmaler wurde der große Nutzen erreicht, auch die älteren zu einer leichteren Behandlung der Malereien anzuregen. Größere Mannigfaltigkeit der Muster in neuerem Geschmacke, dazu eine Hauptpreisermäßigung für weißes Porzellan (1828 meist um die Hälfte niedriger als 1765) trugen ferner bei, der Meißner Anstalt ihren alten Ruf zu sichern. Fortschrittliche technische Einrichtungen, z. B. große Etagen-Brennöfen, Schablonen- und Doaldrehmaschinen hatten ansehnliche Ersparnisse auch an Arbeitskräften und Löhnen zur Folge; das Gesammtpersonal konnte sich auf 354 vermindern, obgleich die inhegriffene Anzahl der Gestaltungsarbeiter von 57 auf 71, die der Maler von 110 auf 121 sich vermehrt hatte. Dennoch war die durchzuführende Reform noch mit Opfern verbunden, welche erst der Zukunft zu Gute kommen sollten.

Der Beginn der achten Periode gab noch kein Zeugniß davon; in den Jahren 1829 bis 1832 waren noch 20 000 bis herab zu 10 000 Thalern zuzuschießen. Da gab der Hinblick auf den 1834 ins Leben getretenen deutschen Zollverein dem Finanzminister v. Zeschau die Zuversicht, auf dem ersten constitutionellen Landtage 1833, anstatt den anfangs ins Budget gestellten Zuschuß von 9000 Thalern zu beanspruchen, vielmehr künftig reinen Gewinn vorauszusagen. Fing solcher auch 1834 erst mit 1500 Thalern an, so ergab doch 1837 deren 30 000 und von 1840 bis 1847 wurden jährlich 13 500 eingeliefert. Die Erfindung der Glanzvergoldung durch Director Kühn, wenn sich solche auch nicht als dauerhaft bewährte, trug nicht wenig dazu bei, die Manufactur aus so langen finanziellen Bedrängnissen zu befreien. Ebenso eingreifend wirken die Ersparnisse durch die seit 1839 eingeführte Kohlenfeuerung. Unter den politischen Zuständen der Jahre 1848 bis 1851 konnte nur äußerste Beschränkung im Betriebe die Manufactur so aufrecht erhalten, daß Zuschüsse unterbleiben durften. Doch schon 1852 und 53 erfolgten Geldablieferungen in Höhe von 10 900 Thalern, während der Jahre 1854 bis 63 von durchschnittlich 17 800 Thalern. Von Bedeutung für letztere Ergebnisse wurden seit 1853 die dem Einbrennen der Malereien dienenden Emaillir-Etagenöfen und die in demselben Jahre aufgestellte Dampfmaschine. Vom Jahre 1829 an bildet einen Theil der Einnahmen (als höchster 1850: 10 548 Thaler) die von Köttig erfundene Lasurblausteinfabrikation (künstliches Ultramarin).

Mit dem Jahre 1850 war der Geschmack für Rococo wieder in Aufnahme gekommen und wenn hierzu auch auf alte Modelle zurückgegriffen werden konnte, so waren doch auch für neue Gestaltungen talentvolle Künstler thätig. Weniger fortschreitend verhielt sich die Malerei, so daß auf den Weltausstellungen zu London 1851 und zu München 1854 das Urtheil über die Meißner Porzellanmanufactur ungünstig ausfiel. Aber schon auf der zweiten Londoner Ausstellung erwarb dieselbe den ersten Preis. Hatten doch namhafteste Künstler der Dresdner Akademie sich an den Vorbereitungen dazu betheiligt.

In der laufenden Periode änderte sich auch die Verwaltungsform für die Porzellanmanufactur. Mit der Verfassung von 1830 war dieselbe aus dem Hofhaushaltsetat auf das Finanzministerium übergegangen und nachdem der seit 1814 wirksame Director v. Oppel 1833 verstorben, ward 1849 Commissionsrath Kühn als „Bergrath" zum Director mit erweiterten Befugnissen ernannt. Die technischen und chemischen Betriebsbeamten, seither Arcanisten genannt, erhielten 1854 die Dienstbezeichnung „Betriebsinspector", und nachdem der erste derselben, der seit 1816 hochverdiente Köttig, 1863 in Ruhestand getreten, ward seine Stellung dem bisher zweiten, Crasso, übertragen; gleichzeitig mit dem Oberinspector und stellvertretenden Director Raithel trat dieser in die „Administration".

Die neunte Periode, 1863 bis 1880, beginnt mit dem wichtigen Ereignisse der Uebersiedelung der Manufactur in die während der Jahre 1859 bis 1863 eigens für deren Zwecke errichteten neuen Gebäude im nahen Triebischthale. Nachdem bereits 1853 der Administration vom Königl. Finanzministerium aufgegeben worden war, Erörterungen wegen Erbauung eines solchen anzustellen, trat 1854 der Königl. Sächsische Alterthumsverein im Interesse der Erhaltung der Albrechtsburg sehr anregend für Verlegung der Manufactur ein; manchen andersartigen Plänen gegenüber bewirkte aber besonders König Johann vom Landtage 1858 zu einem dem Bedürfnisse des Betriebes entsprechenden Neubaue die Bewilligung von 300 000 Thalern. Und in der That ist erst hierdurch die Meißner Porzellanmanufactur zu sicherem Bestehen gelangt. Wurden auch in den Jahren 1864 und 1865 nur je 26 000 Thaler Ueberschuß geliefert, im Kriegsjahre 1866 nur 4629, so begann doch mit dem Jahre 1867, welches 40 000 Thaler Ueberschuß ertrug, eine Steigerung des Absatzes, welche im Jahre 1874 der Staatscasse sogar 139 873 Thaler zuführte.

Die erhöhte Nachfrage nach Gebrauchsgegenständen, darunter reichlich zu einem Drittel die mit Blaumalerei, unterstützte diese Ergebnisse, ebenso die Hebung eines 1865 in Wien errichteten Commissionslagers und des Verkehrs mit England und Frankreich, so daß jene Baukosten, wenn auch ohne Zinsen, durch die Einlieferungen der 17 Jahre sich reichlich deckten; die Kosten der Erweiterungsbauten wurden von den laufenden Einnahmen bestritten. Wenn nämlich auch die Anlagen des Neubaues eine Erweiterung des Betriebes schon im Voraus berücksichtigten, so machten sich doch von 1870 an fernere Vergrößerungen der Anstalt erforderlich. Außer zweien Dampfmaschinen und anderen fortschrittlichen inneren Einrichtungen wurde 1869 (gewarnt durch den Brand des Hoftheaters) ein Wasserdruckwerk gegen Feuersgefahr ausgeführt.

Ein immer regerer Verkehr auch mit auswärtigen Künstlern fördert die Vervollkommnung und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse nach Form und malerischer Ausstattung; neben dem besonders gesuchten Rococo, „dem Stile der Aristokratie", finden auch andere Stilarten, namentlich die Renaissance, Berücksichtigung, so daß bei den Ausstellungen zu Paris 1867, zu Wien 1873 und zu Leipzig 1879 es an lobenden Urtheilen nicht fehlte. Gegenwärtig sind außer den drei eigenen Verkaufsniederlagen zu Meißen, Dresden und Leipzig acht Commissionslager und zwar neben den bedeutendsten zu Berlin, Frankfurt und Wien noch zu Aachen, Brüssel, Ems, Bautzen und Meißen; die Auctionen dagegen haben seit 1876 aufgehört.

Im Jahre 1870 vollendete Geheimer Bergrath Kühn seine fast 56jährige Wirksamkeit und die Administration besteht jetzt aus dem Director Raithel und dem 1876 an Crasso's Stelle ernannten Oberbetriebsinspector Brunne-

mann. Das 1863: 329 zählende Personal bezifferte sich 1880 mit 655.

Ein Rückblick auf die gesammte Betriebsgeschichte der Meißner Porzellanmanufactur läßt recht deutlich die Schwierigkeiten erkennen, mit welchen große gewerbliche Unternehmungen während des vorigen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts zu ringen hatten. Als ein Kleinod des Landes haben Sachsens Fürsten und Stände die Meißner Porzellanmanufactur aufrecht erhalten, ihre Fortschritte und die Arbeiterverhältnisse entwickelt. „Es hat sich", schließt Dr. Bict. Böhmert seine geschichtliche Darstellung, „bei dem idealen Entschlusse, den Sachsens König und Volk im Jahre 1858 faßten, das schöne Baudenkmal der Albrechtsburg nicht im Interesse der Gegenwart aufzuopfern, wieder einmal die vielgeschmähte Harmonie der Interessen bestätigt. Man hat mit der Entfernung der Porzellanmanufactur aus der Albrechtsburg große materielle Erfolge in dem nothwendig gewordenen Neubaue erzielt und gleichzeitig durch die Restauration der Albrechtsburg auch eine dringende ideale Aufgabe der in Sachsen so heimischen Kunstpflege gelöst."

Musikbericht aus Dresden.

Das 4. Sinfonie-Concert der kgl. sächs. Kapelle brachte die selten gehörte Sinfonie fantastique von Hector Berlioz, die darum auch, dem großen Publicum gegenüber, fast die Bedeutung einer Novität besitzt, zur Aufführung. Referent hörte dies, auch kunstgeschichtlich sehr merkwürdige Werk schon im Jahre 1851 zu Paris, und zwar unter der Direction seines Componisten, und empfing damals schon denselben Eindruck davon, wie in der Gegenwart. Wir haben es in dieser Tondichtung mit einem wahrhaft genialen Kopf in Behandlung der Tonfarben zu thun; auch an geistreichen Motiven ist kein Mangel, und das Leitmotiv, welches in dieser sinfonischen Dichtung dem Componisten die Geliebte personificirt, erhebt sich selbst zum träumerisch Anmuthvollen. Die Sinfonie fantastique gehört überdies zu den Werken, welche die Aera der heute Mode gewordenen „Programmmusik" schon vor mehr als einem Menschenalter eröffneten, wie denn überhaupt Berlioz als der Vater dieser ganzen Gattung bezeichnet werden kann. Hinsichtlich jedoch seiner harmonischen Durchbildung und einer edlen Einfachheit: diesen Attributen sublimster und reinster Kunstschöpfung, erfüllt das Werk nur wenig die Ansprüche eines geläuterten und dem Tendenziösen fern bleibenden Kunstgeschmacks. Man wird uns zugeben, daß die tonale Wiedergabe von Programmstellen wie: „Er vergiftet sich mit Opium. Das Gift wirkt nicht tödlich, sondern wirft ihn in einen Fieberschlaf mit grauenvollen Gesichtern" oder „Dies irae, une burlesque" (so lautete die letztere Programmstelle wenigstens in Paris) eine ebenso bizarre und barocke, zugleich aber auch eine ebenso geniale Phantasie, wie die unseres deutschen Dichters T. A. Hoffmann voraussetzt, welchem Berlioz als Tondichter überhaupt auf das Entschiedenste gleicht. — Das Programm des Abends enthielt im Uebrigen Mendelssohn's Ouverture zu „Ruy Blas" und Mozart's große C-dur-Sinfonie mit der Schlußfuge.

Am 17. Januar fand die letzte Soirée des Lauterbach'schen Quartettes in diesem Winter statt, welche zugleich als die Jubiläumsfeier seines 20jährigen Bestehens gelten konnte. Das Publicum faßte sie jedenfalls so auf und empfing die Künstler, die ihre Pulte mit Lorbeern bekränzt fanden, mit verdientem rauschenden Beifall. Die festliche Stimmung des Abends ward durch die Gegenwart Sr. Majestät des Königs noch erhöht. Das Programm war dasselbe wie vor 20 Jahren: G-dur-Quartett Nr. 48 von Haydn, Es dur-Quartett von Cherubini Nr. 1 und C-dur-Quintett von Beethoven op. 29.

Das Gastspiel des Frl. Schröttter als Valentine und Gräfin in der kgl. Oper führte zu keinem Engagement, da die Leistungen der zwar nicht unbegabten Künstlerin doch zu weit hinter den Ansprüchen zurückblieben, die man an einer Hofbühne ersten Ranges zu machen berechtigt ist. Seit einiger Zeit ist ein theilweiser Wechsel in der Besetzung von Mozart's „Don Juan" eingetreten, indem Fischer den Leporello und Bulß den Don Juan erhielt. Beide Künstler erfreuten durch Leistungen, die denen ihrer tüchtigen Vorgänger ebenbürtig sind.

Emil Naumann.

Rechts- und staatswissenschaftliche Literatur. Den Verehrern des unvergeßlichen Lehrers an unserer Hochschule Carl Georg v. Wächter, der durch sein vielseitiges, ausgezeichnetes Wissen, durch sein hervorragendes Lehrtalent, sowie die trefflichen Eigenschaften seines Herzens dergestalt vor allen Anderen sich hervorhob, daß das ihm gespendete Epitheton „primus inter pares" seinen Werth nicht ausreichend zu charakterisiren vermag, ist durch Herausgabe der von dem Verewigten lange Jahre hindurch gehaltenen Vorlesungen über Pandekten — Pandekten von Carl Georg v. Wächter, herausgegeben von O. v. Wächter. I. Allgemeiner Theil. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1880 — eine große Freude bereitet worden. Wie den Schülern Wächter's bekannt ist, folgte derselbe in seinem Vortrage der Ordnung des Lehrbuchs der Pandekten von Arndts, außer dem erläuternden Dictate pflegte er seinen Zuhörern noch in den sogenannten Beilagen zusammenhängende Darstellungen und Abhandlungen über wichtigere Themata zu geben, die vielfach verbreitet und im buchhändlerischen Verkehre theuer bezahlt worden sind. Der Inhalt dieser Beilagen ist in der vorliegenden, von dem als Schriftsteller und Gelehrter ebenfalls in weiteren Kreisen bekannten Sohne des Verfassers besorgten Ausgabe mit aufgenommen, theils ist derselbe den betreffenden Paragraphen angehängt, theils dem Context der Vorlesung in kleinerer Schrift einverleibt. Wir behalten uns vor, nach Erscheinen des „besonderen" Theils, dem ein alphabetisches Gesammtregister angehängt werden soll, auf das Wächter'sche Pandekten-Lehrbuch nochmals speciell zurückzukommen. Schon das Studium des bisher erschienenen allgemeinen Theiles wird aber auch bei Denen, die nicht das Glück hatten, zu den Füßen des unersetzlichen Lehrers sitzen zu können, die Ueberzeugung wachrufen, daß in Bezug auf Klarheit und Einfachheit die Wächter'schen Darlegungen unerreicht dastehen dürften.

Das deutsche Strafproceßrecht mit Rücksicht auf die Justizgesetze des Deutschen Reichs in den Grundzügen systematisch dargestellt. Zugleich ein Supplement zur 3. Auflage der v. Holtzendorff'schen Encyclopädie der Rechtswissenschaft von Dr. Richard Ed. John, Professor der Rechte in Göttingen. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1880. — Ziel und Aufgabe dieser Arbeit ist in der Ueberschrift zum Ausdruck gebracht. Die Schrift wendet sich, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, an die Studirenden der Rechtswissenschaft unter der Voraussetzung, daß der Vortrag des Lehrers erläuternd, ergänzend und wo nöthig verbessernd hinzutritt. Sie wendet sich auch an die gewiß nicht kleine Zahl von Praktikern, die für das Verständniß der Strafproceßordnung den Ueberblick über den systematischen Zusammenhang und die theoretische Begründung der einzelnen gesetzlichen Bestimmungen selbst dann für erforderlich erachten, wenn das eine oder das andere ohne kritische Betrachtung des Gesetzes nicht möglich sein sollte. Nach beiden Richtungen wird die John'sche „Darstellung des Strafproceßrechtes in

dem durch die Anlage der v. Holtzdorff'schen Encyclopädie bedingten Umfange" als eine treffliche Arbeit sich erweisen.

Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg von Dr. Ernst Meier, Professor der Rechte zu Halle. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1881. — Eine ausführliche kritische Beleuchtung dieser gründlichen Geschichte der preußischen eben ihren letzten Abschluß erhaltenden Verwaltungsreform ist in dem Hauptblatte von Nr. 300 der Leipziger Zeitung v. J. gegeben. Wir können auf den betreffenden Artikel an dieser Stelle um so eher verweisen, als wir uns den bezüglichen Darlegungen nur anzuschließen vermögen und denselben insbesondere auch soweit beipflichten, als darin dem Verfasser das Verdienst beigemessen wird, zuerst die Individualitäten derjenigen Persönlichkeiten, welche die Verwaltungsreform in Preußen leitet oder doch wesentlich an derselben mitgearbeitet haben, sowie ihrer Schöpfungen in scharfen Umrissen gezeichnet und erkennbar gemacht zu haben.

Die neueren Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsgesetze betreffend das Staatskirchenrecht. Berlin, W. Moeser, Hofbuchdruckerei 1880. — Ein einfacher Abdruck der Reichsgesetze betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu und die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, sowie der siebzehn preußischen Gesetze über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, die kirchliche Disciplinargewalt, die Verwaltung erledigter katholischer Bisthümer u. s. w. bis zu dem Gesetze über Abänderungen der kirchen-politischen Gesetze vom 14. Juli 1880, welcher zur Einführung und besseren Orientirung in der schwierigen Materie des neuesten Staatskirchenrechtes recht geeignet sein wird.

Die Gesetze der Handels- und Socialpolitik. Erster Band. Die Gesetze der Handelspolitik. 1. Heft. Von Dr. Theodor Hertzka. Leipzig 1880, Verlag von Duncker & Humblot. — Der Verfasser geht von der Ansicht aus und sucht den Nachweis zu führen, daß die nationalökonomische Wissenschaft überall dort, wo es sich um Gütererzeugung handelt, ausnahmslos giltige Gesetze aufstellen kann, während dies bei den Fragen der Gütervertheilung zum mindesten derzeit unmöglich sei, er sucht also eine Abgrenzung der exacten von den noch schwankenden Gebieten der Volkswirthschaftslehre zu geben und zwar in dem 1. Hefte die Gesetze der Handelspolitik nachzuweisen, ein Gebiet, auf welchem nach seiner Ansicht von Freihändlern und Schutzzöllnern gleichmäßig der Fehler begangen wird, daß bloße Regeln für Gesetze ausgegeben und die wirklichen Grundgesetze entweder übersehen oder verleugnet werden, mit dem bedeutsamen Unterschiede allerdings, daß die Ersteren an die Existenz von, den internationalen Verkehr regelnden, ausnahmslos giltigen Gesetzen glauben, dieselben aber bisher nur höchst unvollständig bewiesen haben, die Letzteren dagegen solche Gesetze leugnen und überall im besten Falle bloß Regeln setzen wollen. Mit besonderem Nachdruck wendet sich der Verfasser gegen die dem Mercantilismus zu Grunde liegende Irrlehre von dem Einflusse der „Handelsbilanz" auf die Geldströmungen, gegen die Furcht vor der internationalen Verschuldung als Folge ungünstiger Handelsbilanzen, sowie gegen die Ansicht, daß Schutzzölle den Consumenten jener Länder nützen, gegen welche sie gerichtet sind, endlich gegen die Construction eines Gegensatzes zwischen dem Interesse der Producenten und Consumenten eines Landes. In einer zweiten Abtheilung soll das sociale Problem behandelt und nachgewiesen werden, daß es ebenso unerwiesen ist, wenn die Anhänger des unbedingten laisser faire behaupten, es sei immer und überall das Beste, die Gütervertheilung unter dem ungestörten Einflusse der freien Concurrenz vor sich gehen zu lassen, als der Anspruch der Social-Schriftsteller unerwiesen sei, es sei möglich, die beim Walten schrankenloser Concurrenz ungweifelhaft zu Tage tretenden Uebelstände durch staatliche Eingriffe dauernd zu beseitigen. — Weiter gedenken wir kurz zweier Bände der Weber'schen illustrirten Katechismen, die zwar, da Illustrationen denselben naturgemäß nicht haben beigegeben werden können, nicht wol unter die „illustrirten" Katechismen gezählt werden können, deren Inhalt aber ihre Aufnahme unter der Rubrik „Staatswissenschaftliche Literatur" rechtfertigt. Es sind dies der Katechismus des Deutschen Reiches. Ein Unterrichtsbuch in den Grundsätzen des deutschen Staatsrechts, der Verfassung und Gesetzgebung des Deutschen Reiches von Dr. Wilhelm Zeller, großherzoglich hessischer Kreis-Assessor, welches in zweiter, vielfach umgearbeiteter und erweiterter Auflage vorliegt, und die dritte Auflage des Katechismus der Finanzwissenschaft von Alois Bischof, in welchem unter fortgesetzter Verweisung auf die Wagner'sche und Steinsche Finanzwissenschaft die Grundbegriffe und Hauptlehren der gedachten Wissenschaft in einer auch für den Nichtfachmann verständlichen Weise zur Darstellung gelangt sind.

Auch ein im Verlage von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig erschienener Katechismus verdient Beachtung. Es ist dies der Katechismus der Geographie und Statistik der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ein alphabetisch geordnetes Nachschlagebuch über die Grenzen, Beschaffenheit von Land und Leuten, Land- und Forstwirthschaft, Berg- und Hüttenwesen, Handel und Industrie, Verkehrs- und Unterrichtswesen der österreichisch-ungarischen Monarchie, zusammengestellt von Eduard Richard. Der Werth dieses Katechismus liegt allerdings lediglich darin, daß der schon vorhandene Stoff geschickt zusammengestellt und in eine als Nachschlagebuch geeignete Form gebracht worden ist, so daß der eine Auskunft über den Flächeninhalt, das Klima, die Probuete u. s. w. eines Landes der vielgestaltigen österreichisch-ungarischen Monarchie Suchende ohne Schwierigkeit das Gesuchte zu finden vermag.

Zunächst für die mecklenburg'schen Juristen und Verwaltungsbeamte von praktischem Interesse ist das im Verlage der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung in Wismar erscheinende Register zum Regierungsblatte für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Jahrgang 1857—1879, zum Bundes- bez. Reichsgesetzblatt, Jahrgang 1867—1879 und zum Centralblatte für das Deutsche Reich, Jahrgang 1873—1879, herausgegeben von Chr. Düberg. Die erste Abtheilung enthält ein chronologisches Verzeichniß sämmtlicher mecklenburg'scher beziehentlich deutscher Gesetze und Verordnungen, unter demjenigen Titel und Datum aufgeführt, unter dem sie von der publicirenden Stelle in dem betr. Blatte veröffentlicht sind, die zweite ein alphabetisches Sachregister, welches in möglichster Vollständigkeit alle in den gedachten Gesetzblättern geregelten Materien, sowie diejenigen Bekanntmachungen nachweisen wird, welche von dauerndem Interesse sein werden, und in denen die betr. Gesetze und Verordnungen in der Regel nicht nur unter den im Titel vorkommenden Hauptschlagwörtern aufgeführt, sondern bis ins Einzelne zerlegt und alle Details, meist unter verschiedenen Buchstaben, berücksichtigt worden. Das Düberg'sche Register erscheint in 6 Lieferungen à 7 Bogen, der Ladenpreis der Lieferung beträgt 2 ℳ. Drei Lieferungen sind bisher erschienen.

Der Inhalt der beiden neuesten Hefte der von Dr. R. F. Seyfferth herausgegebenen Staatswirthschaftlichen Abhandlungen (Leipzig, Erich Koschny 1880), mit denen die zweite Serie eröffnet ist, bestätigt von Neuem unser schon wiederholt über die radicale Tendenz dieser periodischen Druckschrift geäußertes Urtheil. Selbstverständlich wird durch diese Tendenz nicht ausgeschlossen, daß die Mehrzahl der in derselben veröffentlichten Abhandlungen von entschiedenem wissenschaftlichen Werthe sind, und daß die betreffenden Ausführungen nach gewisser Richtung Beachtung verdienen. Dies gilt insbesondere von den Abhandlungen über das Tabaksmonopol, die Verstaatlichung des Versicherungswesens und die Verlegung der Industrie auf das flache Land, die in den

vorliegenden beiden Heften neben einer Mehrzahl sehr eingehender und scharfer Recensionen staatswirthschaftlicher Werke enthalten sind.

Zum Schlusse sei noch auf zwei Textausgaben deutscher Reichsgesetze mit Anmerkungen hingewiesen, wie sie im Verlage von J. Guttentag (D. Collin), Berlin und Leipzig, erscheinen. Die eine betrifft die Vorschriften der Reichsgesetze über die Anmeldungen zum Handels-, Genossenschafts-, Zeichen- und Muster-Register, zum Gebrauche für Geschäftsleute und Gerichtsbeamte zusammengestellt von Dr. M. Funk, der andere Band enthält die allgemeine deutsche Wechselordnung, mit Anmerkungen von Dr. S. Borchardt, Geh. Justizrath, in Verbindung mit dem deutschen Reichsgesetze über die Wechselstempelsteuer, herausgegeben von dem Stempelfiscal Geh. Regierungsrath Hoyer, dritte vermehrte und veränderte Auflage, bearbeitet von Regierungsrath Gaupp. Beide Ausgaben sind sehr handlich, die Anmerkungen zum Texte sachgemäß und das bessere Verständniß der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen erleichternd. Das beigegebene Sachregister ist vollständig und zuverlässig.

Neue Romane, Novellen und Erzählungen.

Sesam. Roman von Robert Byr. 3 Bände. Stuttgart und Leipzig, Druck und Verlag von Eduard Hallberger 1881. Eine kunstvoll componirte und mit Gewandtheit erzählte Geschichte von dem Lieben, den Leiden und den Freuden eines nach dem Urtheile der Welt sehr ungleichen Paares, einer Fürstin und eines deutschen Professors. Die der Vereinigung der Liebenden sich entgegenstellenden Standesvorurtheile werden anfangs zwar durch die Macht der Liebe überwunden, sie brechen aber, kaum daß sich die Beiden gefunden, wieder hervor und zerstören das kaum gewonnene Glück. Noch einmal geht die Liebe als Siegerin aus dem Kampfe mit diesem ihrer heftigsten Gegner hervor, allein das Standesvorurtheil in dem Herzen der Fürstin weicht nur dem Ehrgeize, dem Stolze auf den geliebten Mann, der nach ihrer Meinung dazu berufen ist, als Gelehrter alle seine Mitkämpfer auf dem Gebiete der Wissenschaft, das er sich erkoren, zu überragen. Die Liebe des Gelehrten droht sein Verhängniß zu werden, die geliebte Frau, die ihn zu erheben, zu stützen, hinwegzutragen sich bemüht über der Menschheit Tiefen, die nur Sinn für seinen Ruhm als Gelehrter hat, wird ihm zum blutigen Sporne, der ihn antreibt zum Schaffen und Arbeiten, bis ihm die Kräfte versagen und die eintretende Katastrophe der liebenden Gattin die Augen öffnet, sie zum liebenden, hingebenden Weibe werden läßt, das ihren stolzen Willen, wie ehedem ihr Fürstendiadem, rückhaltlos niederlegt zu den Füßen ihres Herrn. — Besonders gelungen ist dem Verfasser die Schilderung des Professorenlebens in einer kleinen deutschen Universitätsstadt, in das er seine Helden einziehen läßt frisch und fröhlich Arm in Arm, als wären sie selber ein paar Studenten, die das Leben noch von der hellsten, leichtesten Seite nehmen. Nur zu bald lernen sie die zahlreichen Schattenseiten desselben, den gegenseitigen Neid, die Mißgunst und die Intriguen kennen, die in diesen Kreisen herrschen, in denen Jeder der Erste sein möchte und die „Förderung der Wissenschaft" zum Deckmantel für unlautere ehrgeizige Bestrebungen gemacht wird.

Seraphine. Eine Erzählung von A. Z. v. M. 2 Bände. Leipzig, Verlag von Georg Böhme 1881. Mag der strenge Kritiker an dem Aufbaue der Handlung und der Zeichnung der Charaktere vielleicht auch hier und da Etwas auszusetzen haben, das Verdienst wird dem Verfasser nicht streitig gemacht werden können, er versteht das Interesse des Lesers von Anfang bis zum Schlusse rege zu halten, er weiß ebenso geschickt den Knoten zu knüpfen als zu lösen. Ungetheilte Sympathie wird der Heldin der Erzählung, die derselben ihren Namen gegeben, entgegengebracht werden. Bei der Kunde von dem Unrecht, das ihren Eltern, denen das rechtmäßige Erbe entrissen worden, geschehen ist, eilt sie, ein neunjähriges Kind, auf unbekannten Wegen vorwärts nach dem Schlosse, von dem sie vertrieben worden sind, um dessen jetzige Besitzer zu bitten, ihrem Vater Alles wieder zu geben, was er verloren — sie wird in das Vaterhaus als eine geknickte Lilie zurückgebracht: zwei Jahrzehnte fast ist sie an das Krankenlager gefesselt, durch ihr Siechthum gebeugt, aber nicht gebrochen, durch ihre Schönheit und Sanftmuth Alles bezaubernd, die Irrenden zurechtweisend, die Zagenden ermunternd, die Traurigen tröstend, — ein guter Engel für die, welche ihr nahe stehen oder sich nähern. In der Originalität der Erfindung und Darstellung hat uns der Verfasser zuweilen an Spielhagen erinnert, wie dieser liebt und versteht er es, „problematische" Naturen vorzuführen und zu schildern, in denen es gährt und braust, bis die Schule des Lebens den trüben Most zum klaren Weine gestaltet, wenn anders dieselbe es vom Processe der Gährung überhaupt zu dem der Läuterung gelangen läßt.

Lebensführungen. Novellen von Victor v. Strauß. 2 Bände. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1881. Der Verfasser ist der bekannte Sinologe, der als Uebersetzer des Schi-king, des canonischen Lehrbuchs der Chinesen, den Deutschen den Wundergarten chinesischer Poesie zuerst wahrhaft erschlossen hat. Sein vollständiger Name ist unseres Wissens Victor v. Strauß und Torney, sein Geburtsjahr 1809, sein derzeitiger Wohnort Dresden. Auch seine hier vorliegenden neuesten Novellen, mit denen er nach längerem Schweigen seine Freunde beschenkt, werden lebhaften Beifall finden. Aus jeder derselben athmet ein so klarer Geist, ein so tiefer, sittlicher Ernst, eine so gesunde Lebensphilosophie, daß man seine wahre Freude daran haben muß. Wer freilich Erzeugnisse einer übersprudelnden Phantasie liebt, den wird die Lectüre nicht besonders begeistern, um so mehr werden sich diejenigen dadurch angezogen fühlen, denen es ein Vorzug erscheint, wenn der Erzähler und Dichter seine Phantasie durch die Kraft des Willens mit Besonnenheit regelt und leitet und fortwährend im Dienste der Idee hält. Victor v. Strauß ist keiner von den modernen Novellisten, welche mit unbedingter Willkür von ihrer Phantasie Gebrauch machend die Leser aufregen, ohne sie zu befriedigen, — mit wenigen Strichen zeichnet er anschaulich und lebendig die Begebenheiten und sucht durch die daran geknüpften Betrachtungen den Sinn seiner Leser für das Edle und Gute zu wecken und zu kräftigen. Von den vier Novellen, welche der erste Band enthält, hat uns die letzte, „Verhängnißvolle Täuschung", von den drei des zweiten Bandes die erste, „Eine Ehe", ganz besonders angesprochen. In der letzteren werden die Kämpfe eines begabten Staatsbeamten geschildert, dessen angenehme Erscheinung, reichgebildeter Geist, dessen herzliches und doch frisches Wesen, artiges und gewandtes Benehmen ihn überall willkommen machten, der aber bald nach seiner Verheirathung mit einer in jeder Beziehung seiner würdigen Dame alle Lust an der Erledigung der ihm obliegenden Geschäfte verliert, an deren Stelle es vorzieht, mit der Ton- und Dichtkunst sich zu beschäftigen und dadurch nicht nur die Achtung seiner Vorgesetzten, sondern auch die Liebe seiner Gattin auf das Spiel setzt, bis ihn die Sorge, die letztere ganz zu verlieren, von seinen Verirrungen heilt und stark und fest macht. Der Verfasser leitet diese Novelle mit den schlichten Worten ein: „Wenn vorzügliche Begabung und leidenschaftliches Naturell in glücklicher Verbindung zusammenwirken, so vermögen sie wol das Bedeutendste zu leisten. Damit aber solche Anlagen sich in erfolgreichem Einklang entwickeln und lebendig erhalten, bedarf es vieler günstiger Umstände, welche nur zu fehlen brauchen, um eine Natur dieser Art in ein bedenkliches Schwanken zu bringen."

Fluch der Liebe! Novellen von George Allan. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1881. „Das Lied von der Süßigkeit und Seligkeit der Liebe ist so oft gesungen worden, daß es sich einmal verlohnen dürfte, auch die Kehrseite der Medaille zu betrachten — und zu zeigen, welches Unheil die Liebe zu verbreiten vermag da, wo sie auftritt" — das scheint der Gedankengang des Verfassers gewesen zu sein, als er die vorliegenden fünf Novellen erfand, in einem Buche zusammenstellte und diesem den bezeichnenden Titel „Fluch der Liebe!" gab. Es sind diese Erzählungen Variationen über das Heine'sche Thema:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat' einen andern erwählt, u. s. w.,

Schilderungen von unseligen Irrungen und Täuschungen, die Liebenden begegnen, von Ehebündnissen, die in höchster Glückseligkeit geschlossen und nach kurzer Zeit dem einen oder dem anderen oder auch beiden Ehegatten zur Hölle werden. — Der Eindruck, den der Leser empfängt, wird ohngefähr dem gleichen, den ein Gemälde auf den Beschauer hervorrufen muß, in dessen Vordergrunde körperlich und geistig verkommene Menschen uns entgegentreten, wie sie zwar in der Wirklichkeit existiren können, von denen man aber das Auge abwenden würde, so lange man dies zu thun in der Lage wäre. — Unparteiisch ist übrigens der Verfasser; trotzdem, daß er eine seiner Erzählungen mit den Worten einleitet: „Wer trug die Schuld? Natürlich sie, fraglos sie, seit Eva das Menschengeschlecht um sein Eden brachte, ist es stets eine Sie, welche die Schuld trägt", zeigt er an anderer Stelle, daß die Erbärmlichkeit ebensowol auf dieser als auf jener Seite existirt, die für sich den stolzen Namen „Herr der Schöpfung" in Anspruch nimmt.

Die Würger von Paris. Eine Geschichte von neulich. Nach Adolphe Belot von Emile Bacano. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig, Verlag von Eduard Hallberger 1881. Eine Criminalgeschichte, wie sie als solche nicht schöner sein kann. Ob es sich freilich verlohnte, in Bezug auf dieselbe der Uebersetzungsseuche oder der „Nachbildung" — wie die Uebersetzer ihre Thätigkeit mit Vorliebe bezeichnen — sich hinzugeben, lassen wir dahingestellt sein. Dem Verfasser möchten wir übrigens rathen, auf seinen Stil größere Aufmerksamkeit zu verwenden. Einen wahren Mißbrauch treibt derselbe beispielsweise mit dem Worte „machen". Der Deutsche „macht" zwar sehr viel und in Vielem, daß er aber auch „macht" statt „entgegnet, trägt" u. s. w., ist uns eine bis dahin unbekannt gewesene sprachliche Feinheit.

Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit von H. Steinhausen. Mit Titelbild von W. Steinhausen. Leipzig, Verlag von Georg Böhme 1881. Der Anerkennung, die diese im 14. Jahrhundert spielende Geschichte bei der Kritik gefunden hat, schließen wir uns unbedenklich an. Victor v. Scheffel's „Ekkehard" dürfte sich der Verfasser mit Erfolg zum Vorbilde genommen haben.

Rafaella. Novelle von Gustav zu Putlitz. Stuttgart, Verlag von Richter u. Kappler 1881. Auch in seiner neuesten Novelle documentirt der Herr Generalintendant des Hoftheaters in Karlsruhe sein nicht gewöhnliches Erzählertalent. Italienische Luft weht uns daraus entgegen. Der Gedanke, eine heitere, lebensfrische, anmuthige Bewohnerin dieses Landes und einen hypochondrischen Sohn Albions durch die Liebe zusammenzuführen, ist originell, dessen Durchführung in hohem Grade ansprechend.

Der Geist der Königin Katharine. Eine Erzählung aus London von Roland Rolandin. Verlag von Eduard Baldamus in Leipzig und A. Siegle, London. Ein reicher Engländer oder doch mit einer Engländerin verheiratheter Bewohner Londons, der außer seinem Glauben an Geistererscheinungen nur noch eine schwache Seite, den Glauben an sein Compositionstalent hat, wird von einigen Freunden, die ihm den Geist der Katharine Howard erscheinen lassen, zu deren Rechtfertigung der Betrogene die Laute ergriffen und eine nach seiner Ansicht unsterbliche Oper componirt hat, und nebenbei den Schwindel der in seinem Hause operirenden Medien entlarven, von seinen spiritualistischen Neigungen geheilt. Eine kurze, anspruchslose Erzählung, deren Aufgabe es offenbar ist, jenen neuen Glauben, dessen Anhänger in England bereits über sieben, in den Vereinigten Staaten und in Belgien über je vier, in Spanien und selbst in unserem aufgeklärten Leipzig — über eine Zeitschrift gebieten, und zu dem neuerdings selbst deutsche Professoren in langen gelehrten Abhandlungen sich bekannt haben, lächerlich zu machen.

Biechen. Eine Erzählung von A. v. W.

An der Waldecke. Eine Erzählung von A. v. W. Zum Besten des Brüderhauses zu Neinstedt. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1881. Stoffliche Spannung und Aufregung bieten diese beiden einfachen und doch nichts weniger als langweiligen Erzählungen nicht, die das Familienleben des deutschen Landadels schildern, wie es ist und — sein sollte. Und doch werden dieselben mehr Segen bringen als die aufregendsten Romane, die vorübergehend die Sinne gefangen nehmen, aber das Herz kalt und leer lassen. Eine tiefe Religiosität spricht aus den beiden Erzählungen, deren zweite uns die frischer erfundene scheint. Zahlreiche treffende Bemerkungen finden sich in beiden eingestreut. Einmal spricht der Verfasser — oder die Verfasserin? — von einer Gruppe von Persönlichkeiten, die nicht sowol das Ebenmaß der Züge und Gestalten, als der unverkennbare Stempel von Vornehmheit anziehend erscheinen lasse, der ihr aufgedrückt sei. „Wie soll man Vornehmheit beschreiben?" fragt er und antwortet: „Sie ist wie ein feines Aroma, das einen Menschen umgiebt, Alles, was er an sich hat, durchdringt und besonders erscheinen läßt. Sie ist eine ungekünstelte Hoheit, die nicht erlernt wird und Nichts verliert, auch wo sie sich mit größter Einfachheit verbindet. Nur feine Seelen verstehen die große Schlichtheit wahrer Vornehmheit."

Ein Vermächtniß. Original-Erzählung von Elisabeth Klee. Leipzig, Dörffling & Franke 1880.

Durch. Eine wahre Geschichte von Elisabeth Klee. Ihehoe, Verlag von Ad. Nusser 1880.

Auch die Erzählungen dieser den Lesern unserer Zeitung nicht unbekannten Verfasserin zeichnen sich durch schlichte Einfachheit und eine echt christliche Lebens- und Weltanschauung aus, und werden insbesondere von der reiferen weiblichen Jugend gern und dann nicht ohne Segen gelesen werden, wenn die Leserinnen sich die ihnen darin vorgeführten, von wahrer, demüthiger Weiblichkeit durchdrungenen Schwestern zum Vorbilde nehmen. Die Erzählung „Ein Vermächtniß" ist die weiter angelegte und daher auch umfangreichere: in ihr werden mancherlei Fragen der weiblichen Erziehung und des weiblichen Berufes — wenn auch nicht von den sogenannten „modernen" Standpunkte aus — behandelt. „Durch" behandelt die Leidensgeschichte eines jungen Mädchens, der Gott harte Prüfungen auferlegte und auf die das Bibelwort Anwendung gefunden hat: „und müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen".

— Das Januarheft, Jahrgang 1881, von „Nord und Süd" (herausgegeben von Paul Lindau) enthält eine Novelle von Paul Heyse in München: Der lahme Engel. Ferner: Moltke und seine Kriegführung, von Fedor v. Köppen in Leipzig. Straßburg nach der Uebergabe an Frankreich 1681—1698, von A. Schneegans in Messina. Die Muschel, von Otto Roquette in Darmstadt. Die älteste Literatur des indischen Volkes, von Wilhelm Geiger in Erlangen. Sir Isaac Newton, von Moritz Cantor in Heidelberg. Das deutsch-österreichische Präventivbündniß, von Rhenanus. Bibliographie mit Illustrationen. Endlich schmückt den Band ein treffliches Portrait des Feldmarschalls v. Moltke, Radirung von Paul Hahn in München.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 8. Donnerstag, den 27. Januar. 1881.

Inhalt: Die Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig und die Kramer-Innung daselbst. I. — Königliche Gemäldegalerie. — Neue Romane, Novellen und Erzählungen. — Geographische und Statistische Werke.

Die Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig und die Kramer-Innung daselbst.

I.

Am 23. Januar d. J. waren fünfzig Jahre verflossen, seitdem die Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig mit dem Zwecke und Ziele, allen Leipziger Handlungs-Lehrlingen Gelegenheit zu gewähren, die wissenschaftliche Ausbildung, welche nach den Erfordernissen der Zeit dem Kaufmann nöthig sei, insoweit als es ihre Verhältnisse gestatten, zu erlangen, und Jünglingen, welche sich später dem Kaufmannsstande oder einem anderen verwandten Gewerbe des bürgerlichen Lebens widmen wollen, die Vorbildung in den dazu erforderlichen Wissenschaften, Kenntnissen und Künsten zu geben, feierlich eröffnet worden war. Dem damaligen Chef des Bankhauses Hammer & Schmidt, Carl Lebrecht Hammer, gebührt das Verdienst, den ersten Gedanken der Gründung einer Handelsschule in Leipzig, dem Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, dem weithin bekannten Meß- und Handelsplätze, angeregt und für dessen Ausführung die Leipziger Kramer-Innung gewonnen zu haben, welche bis zum heutigen Tage die gedachte Anstalt mit ihren Einkünften und ihrem Vermögen vertreten und um deren Fortbestehen und Forterhaltung wesentliche Verdienste sich erworben hat. Die Oeffentliche Handelslehranstalt hat diesen Erinnerungstag nicht vorübergehen lassen wollen, ohne eine Rückschau auf die Zeit ihrer Entstehung und auf ihre allmälige Entwickelung zu halten. Unter dem Titel: „Die Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig in den Jahren 1831—1881. Zur Jubelfeier am 23. Januar 1881 verfaßt von Carl Wolfrum, Director der Anstalt. Herausgegeben von der Kramer-Innung zu Leipzig“ liegt diese aus den Acten der Handelslehranstalt und der Kramer-Innung, aus schriftlichen und mündlichen Berichten zuverlässiger Personen geschöpfte Geschichte der Anstalt vor, die nicht nur den ehemaligen Schülern der Anstalt eine willkommene Gabe sein, sondern auch den Fachmännern, sowie Allen, denen die Erziehung und Ausbildung der kaufmännischen Jugend am Herzen liegt, lebhaftes Interesse gewähren wird.

Mit einer kurzen Darstellung des Zustandes des Unterrichtswesens in Deutschland im Allgemeinen und speciell der Berufsbildung des Handelsstandes im Anfange der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts und einer Schilderung der Einrichtungen und Bestrebungen der kaufmännischen Innungen, deren eine die Mutter der Oeffentlichen Handelslehranstalt zu werden bestimmt war, wird die Gedenkschrift eingeleitet und sodann zur Entstehungsgeschichte der gedachten gemeinnützigen Anstalt übergegangen. Mit Dank wird sowol hier als an anderen Stellen der Schrift der Unterstützung, welche der letzteren aus Staatsmitteln zugeflossen ist und der wohlwollenden Fürsorge der königlichen Behörden für dieselbe gedacht. Im Anschlusse an die Allerhöchste Genehmigung der Statuten der Anstalt wurde eine Geldbeihilfe von 200 Thlr. für die nächsten drei Jahre verwilligt — vom Jahre 1835 ab bis zum heutigen Tage ist aus Staatsmitteln ein Beitrag von 1500 Thalern jährlich zu den Unterhaltungskosten der Schule geleistet worden — und die Erlaubniß ertheilt, die physikalischen und chemischen Apparate der Leipziger Universität bei dem Unterrichte in der Physik und Chemie benutzen zu dürfen. Ausdrücklich wird weiter von dem Berichterstatter constatirt, daß von Seiten der königlichen Staatsregierung das Recht der Oberaufsicht niemals mehr als nothwendig betont worden sei und als Beweis des unerschütterten und ehrenden Vertrauens derselben zu der Leitung der Anstalt darauf hingewiesen, daß trotz der von den sächsischen Realschulen gegen die günstigen Bedingungen, unter denen nach Inkrafttreten des Militärgesetzes für das Königreich Sachsen vom 24. December 1866 den öffentlichen Handelslehranstalten zu Leipzig, Dresden und Chemnitz die Befugniß ertheilt worden war, zum Eintritt in den einjährigen Freiwilligendienst berechtigende Zeugnisse auszustellen, erhobenen Vorstellungen die Abhaltung der Abiturientenprüfungen an den genannten Anstalten in den Jahren 1867 und 1868 und bis zur vollständigen Regelung der einschlagenden Verhältnisse durch die Directoren der Handelslehranstalten selbst gestattet und nachgelassen worden sei.

Der erste Director der neuerrichteten „Oeffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig“ — welche Bezeichnung derselben nach den schließlich genehmigten Statuten — anstatt des früher in Aussicht genommenen Namens „Handelsakademie“ — beigelegt wurde, war August Schiebe in Straßburg, auf welchen die Kramer-Innung durch Professor Mittermaier in Heidelberg aufmerksam gemacht worden war. Ihm wird in der Jubiläumsschrift mit warmen Worten das Verdienst zuerkannt, mit richtig pädagogischem Takte frisch und freudig die Verhältnisse zu beherrschen verstanden und das Unvollkommene zum Guten zu gestalten gewußt zu haben. Unter seiner Leitung eigneten sich die Schüler der Anstalt nicht allein das Wissen, sondern auch das Wesen eines Kaufmannes an. Die Strebsamen — schreibt der Verfasser — folgten seinen Lehren mit Freude, und auf die Gleichgiltigen stürmte er in seiner derben Art unerbittlich ein, bis sie zuletzt, sie mochten wollen oder nicht, sich zu Fleiß und Pünktlichkeit entschließen mußten. Bis zum Jahre 1850 hat derselbe der Anstalt, durch deren günstige Erfolge angeregt bald ähnliche Anstalten in deutschen Städten sich aufthaten, vorgestanden. Mit der Genugthuung, die Schule sichergestellt und sein Streben sowol in Leipzig selbst, als auch über die Grenzen Deutschlands hinaus glänzend anerkannt zu sehen, konnte er seine Thätigkeit beschließen. Zu seinem Nachfolger wurde Alexander Steinhaus in Moskau ernannt, welcher bis zum Jahre 1862 die Anstalt leitete. Dr. Gustav Odermann ersetzte denselben von da bis zum Jahre 1878, in welchem der Verfasser der Festschrift mit der Leitung der Anstalt betraut wurde. Unter den in einem Anhange genannten Lehrern der letzteren be-

finden sich einige Namen, die in weiten Kreisen guten Klang haben. Haben doch sogar Jul. Ambr. Hülße, der Chemiker Carl Erdmann und der spätere Geheime Rath Dr. Weinlig einige Jahre an derselben gewirkt. Die Anstalt war von Anfang an in zwei Abtheilungen getheilt worden, eine Lehrlings- und eine höhere Abtheilung. Im Jahre 1863 konnte Director Dr. Obermann berichten, daß in Sachsen bereits 13 Handlungslehrlingsanstalten, ganz übereinstimmend in ihren Einrichtungen mit der Lehrlingsabtheilung der hiesigen Handelslehranstalt, bestanden. Das an der Leipziger Oeffentlichen Handelslehranstalt eingeführte Unterrichtsverfahren ist fast von allen im Laufe der Zeit in Deutschland und im Auslande entstandenen Handelsschulen nachgeahmt worden, und so darf sich wol die erstere mit Fug und Recht das Verdienst zuschreiben, durch ihre Einrichtungen, sowie durch die von ihren Lehrern gelieferten Beiträge zur kaufmännischen Fachliteratur für die Sache der kaufmännischen Berufserziehung anregend gewirkt zu haben.

Die höhere Abtheilung der Anstalt ist von Ausländern von jeher zahlreicher besucht gewesen, als von Inländern, während die Schüler der Lehrlingsabtheilung fast nur aus Inländern und zwar besonders aus Sachsen und Preußen bestanden haben. Die Leitung der Anstalt lag nach dem Gründungsstatute einem aus den Kramermeistern, drei Deputirten des Leipziger Handelsstandes außer der Kramer-Innung, welche die Handlungs-Deputirten aus ihrer Mitte zu wählen hatten, und dem Director der Anstalt gebildeten Vorstande ob. Derselbe hatte die Befugniß, die Anstalt allenthalben zu vertreten, den Director und die übrigen Lehrer zu wählen, Einnahmen und Ausgaben festzusetzen, Regulative für Lehrer und Zöglinge, sowie den Lehrplan zu entwerfen und die sonstige Verfügung zu stets zeitgemäßer Erreichung des Zweckes der Anstalt zu treffen. Nach der in den sechziger Jahren erfolgten Umgestaltung der beiden Handelscorporationen traten an die Stelle der drei Mitglieder aus der Zahl der Handlungsdeputirten drei Abgeordnete der neugebildeten „Handelsgenossenschaft" und nach deren Auflösung drei Abgeordnete der Leipziger Handelskammer. Nach deren Eintritt machte sich alsbald das Bedürfniß der Umarbeitung des Schulstatuts geltend. Zur Vornahme dieses Geschäftes wurde eine Commission, bestehend aus den Mitgliedern Prell-Erckens, Reinecke, Mackenthun, Scharf und Director Dr. Obermann, gewählt und nach mannigfachen Kämpfen im Jahre 1871 die Arbeit beendet und von dem k. Ministerium das revidirte Statut bestätigt, welches noch heute zu Kraft besteht. Der Verfasser beklagt allerdings, daß die klaren Bestimmungen, welche das Statut vom Jahre 1830 und das 1835er Regulativ unter der sorgfältigen Redaction des Kramerconsulenten Dr. Mothes seiner Zeit enthalten gehabt haben, in dem gegenwärtigen Statut sich sehr vermissen ließen. Wo früher zweifellose Sicherheit geboten gewesen sei, sei jetzt der willkürlichen Deutung weiter Spielraum gegeben. Es scheint dies ein neuer Beleg dafür zu sein, daß der Beruf zur Gesetzgebung dem letzten Jahrzehnte in viel geringerem Grade eigen gewesen ist, als der Zeit vor 50 Jahren. Es steht aber zu hoffen, daß dem guten Geiste, der in und über der Anstalt bisher gewaltet hat, dadurch kein Abbruch geschehen, daß dieselbe vielmehr auch ferner dem Handelsstande der Stadt Leipzig und des Königreichs Sachsen dauernde Dienste leisten und ihre Zöglinge mit tüchtigem Wissen ausrüsten werde, wennschon, wie am Schlusse der Festschrift mit Recht bemerkt ist, die Verhältnisse für die Anstalt heute nicht mehr so bequem liegen wie zur Zeit, da sie noch die einzige Anstalt ihrer Art in Deutschland war, und da der Wirkungskreis des Kaufmanns engere Grenzen umfaßte, als heute. Wir schließen uns freudig dem Wunsche des Verfassers an: „Möge die Anstalt — welche, wie wir zum Schlusse bemerken wollen, im 50. Jahre ihres Bestehens 361 Schüler zählt gegen 131 im ersten Jahre und in welcher während des Zeitraumes von 50 Jahren 9140 Schüler Unterricht genossen haben — erstarken und nützlich schaffen immerdar!"

Gleichzeitig mit dieser mit photographischen Abbildungen des Lehranstalts-Gebäudes Königsplatz Nr. 10, sowie des darin befindlichen Prüfungssaales geschmückten Festschrift ist eine andere Denkschrift veröffentlicht worden: „Die Geschichte der Leipziger Kramer-Innung 1477—1880. Ein urkundlicher Beitrag zur Handelsgeschichte Leipzigs und Sachsens. Im Auftrage der Kramer-Innung verfaßt von Dr. Karl Biedermann, ord. Honorarprofessor an der Universität." In dem Vorworte derselben wird darauf hingewiesen, wie das 50jährige Jubiläum der hiesigen Handelslehranstalt, als deren Mutter wir oben die Kramer-Innung bezeichneten, die Aufmerksamkeit naturgemäß auch auf das Bestehen und Entstehen dieser letztgedachten Körperschaft selbst gelenkt habe und daß, da wenn auch nur durch mündliche Ueberlieferung beglaubigt erschienen sei, daß die Leipziger Kramer-Innung um die jetzige Zeit ebenfalls ihr Jubiläum begehen könne, und zwar ein vierhundertjähriges, Vorstand und Ausschuß der Innung es für angemessen erachtet habe, diese Jubelfeier einer so altehrwürdigen Körperschaft nicht unbemerkt und stillschweigend vorübergehen zu lassen. So sei der Gedanke einer Denkschrift über die Geschichte der Kramer-Innung entstanden, mit dessen Abfassung der Verfasser beauftragt worden sei, der sich auch diesem Auftrage gern unterzogen habe, nachdem er durch Einsicht in das Archiv der Kramer-Innung sich überzeugt habe, daß aus dem darin befindlichen Material sich ein nicht uninteressanter urkundlicher Beitrag liefern lassen werde nicht blos zur Geschichte der Kramer-Innung selbst, sondern zugleich zur Geschichte des Leipziger, des sächsischen, ja des allgemeinen deutschen Handels!

Wir behalten uns vor, in einem zweiten Artikel auf den Inhalt dieser Gedenkschrift näher einzugehen und werden dabei Gelegenheit haben, auch der Frage näher zu treten, was es mit diesem angeblich 400jährigen Jubiläum der Leipziger Kramer-Innung für eine Bewandtniß habe, beziehentlich ob nicht mit gutem Grunde schon der Titel dieser Gedenkschrift allgemeiner gehalten sei, als es sonst bei derartigen Fest- und Gedenkschriften der Fall zu sein pflegt.

Königliche Gemäldegalerie.

Dresden, 21. Jan. Wir haben die Freude, über zwei für die K. Gemäldegalerie gemachte Erwerbungen von höchstem Werthe zu berichten. Die eine derselben hat einen der bedeutendsten deutschen Maler der Neuzeit, Anselm Feuerbach, in die neuerdings auch der zeitgenössischen Kunst geöffnete Sammlung eingeführt; die andere verstärkt die Vertretung des größesten spanischen Coloristen, des Velasquez, in unerwartet glücklicher Weise. Das Gemälde Feuerbach's, während seines römischen Aufenthalts im Jahre 1860 entstanden, hat die Madonna mit dem Kinde, umgeben von drei musicirenden Kindern, zum Gegenstande und zeichnet sich ebenso durch tiefsinnige Auffassung wie feingefühlte Zeichnung und leuchtende vornehme Farbe aus. In der jugendlichen Mutter, die sinnend zu dem auf ihrem Schooße sitzenden und zu ihr geschmiegten Christuskinde niederblickt, ist bereits die Mater dolorosa der Zukunft angedeutet, und das Kind selbst scheint vor der Berührung mit der ihm feindlichen Welt zurückzuweichen; aber zugleich horcht es auf den Gesang der lieblichen Kinder, die es in ihrer Mitte begrüßen. Diese ungesuchte und deutlich sich aussprechende Symbolik mit ihrem Schmerz und ihrer Tröstung zwingt uns immer von Neuem vor das herrliche, tief empfundene Bild. — Das Werk des

Belvedere gehört der besten Zeit und der reifsten Kunst des Meisters, dem Anfange der fünfziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts an. Wahrscheinlich (mit einigen andern Bildern) für das in dem Revier von Pardo gelegene Jagdschloß Torre de la Parada gemalt, dessen Schmuck im Uebrigen Rubens und seine Schüler in zahlreichen mythologischen Darstellungen geliefert hatten, stellt es die Diana mit einigen Nymphen in modificirtem spanischem Kostüm am Schlusse einer Jagd dar. Der mythologische Vorgang bietet aber nur das Motiv für die Anordnung einer Porträtgruppe; denn die Züge der Diana sind denjenigen der schönen Maria Anna von Oesterreich, der zweiten Gemahlin Philipp's IV. von Spanien, ähnlich, und in einer noch sehr jugendlichen Nymphe ist höchst wahrscheinlich die Tochter erster Ehe dieses Königs, in einem Kinde die damals erst zwei bis vier Jahre alte Infantin Margaretha Theresa, in einer der übrigen Nymphen eine der Hofdamen der Königin dargestellt. Das Gemälde, prima genalt und mit leichtestem Pinsel hingeworfen, gehört zu den coloristisch vollendetsten Schöpfungen des großen Meisters der Farbe und ist als eine der kostbarsten Erwerbungen der letzten Jahre zu begrüßen.

Neue Romane, Novellen und Erzählungen.

Das Dampfhaus. Roman von Julius Verne. 2 Bände. Der Triumph des 19. Jahrhunderts. Von Julius Verne. 2 Bände. Autorisirte Ausgaben. Band 35—38 der Verne'schen Schriften. Wien, A. Hartleben's Verlag. Während der unermüdliche, aber immer originelle Phantast in seinem neuesten Romane eine in zwei fahrbaren Häusern wohnende Familie mittels eines sonderbaren Gefährts, das äußerlich einem Elephanten gleicht und im Innern eine Dampfmaschine birgt, eine Reise durch Hindostan bis in das Gebiet des Himalaya unternehmen läßt, giebt er in der an zweiter Stelle genannten Schrift im Anschlusse an seine früher erschienenen Werke „Entdeckung der Erde" und „Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts" eine lebendige Darstellung der im Laufe des jetzigen Jahrhunderts von Vertretern verschiedener Nationen nach den verschiedensten Richtungen unternommenen Entdeckungsreisen und Expeditionen und deren wissenschaftlicher Ausbeute. Als unsere Ausgabe bezeichnet er es schließlich, die von unseren Vätern um den Preis so unendlicher Mühen und Gefahren eroberte Erdtugel nun auszunützen, ihr erst den vollen Werth zu geben. „An uns ist es, mit allen, durch die vorgeschrittenen Wissenschaften gebotenen Hilfsmitteln zu studiren, urbar zu machen und auszunützen! Jetzt darf es keine brachliegenden Wüsten, keine unbenützten Flüsse, keine unergründlichen Meere, keine unerstiegbaren Höhen mehr geben. Wir überwinden alle Hindernisse, welche die Natur noch bietet. Die Landengen von Suez und Panama sperren uns die Wege: wir durchschneiden sie. Die Sahara erschwert den Verkehr zwischen Algier und dem Senegal: wir legen eine Eisenbahn durch dieselbe. Der Canal zwischen England und Frankreich hindert zwei befreundete Völker, sich die Hand zu drücken: wir treiben einen Schienenweg unter demselben hin!"

Im Hörselberge. Novelle von Gerhard v. Amyntor.

Kulturgeschichtliche Novellen. (Die Archimandrit-Generalbeichte eines westfälischen Edelmanns.) Von Karl Braun-Wiesbaden.

Dr. Sackauer. Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun-Wiesbaden.

Der Weg zum Herzen. Erzählung von Robert Byr.

Französische Charakterköpfe. Studien nach der Natur. Von M. G. Conrad.

Die Liebe. Lustige Bilder von Friedrich Friedrich.

Frau Musica. Vier Erzählungen aus den Lehr- und Wanderjahren berühmter Musiker. Von Ernst Pasqué.

Rauschen. Ein Strand-Idyll von Ernst Wichert.

Die vorliegenden Bücher stellen wir zusammen nicht etwa wegen der Verwandtschaft ihres Inhaltes und Stoffes, sondern lediglich, weil dieselben in gleicher Ausstattung und zu demselben Preise — 1½ *M.* für ein geheftetes, 2 *M.* für ein gebundenes Exemplar — in demselben Verlag (Carl Reißner in Leipzig) erschienen sind. Es sind dies einige nicht allzu umfangreiche Werke moderner Autoren, die unseres Wissens sämmtlich bereits anderwärts erschienen sind und wol nur deshalb hier zu einem so ungewöhnlich billigen Preise dargeboten werden können. Die Byr'sche Erzählung „Der Weg zum Herzen" und das Wichert'sche Strand-Idyll „Rauschen" hat die Gartenlaube früher veröffentlicht. Dem letzteren sind in der vorliegenden Ausgabe noch einige Strand-Gedichte des Verfassers „Sommerfrische am Baltischen Strande", „Ostseemärchen" und „Rusche" (in samländischem Platt) beigefügt. Die kulturgeschichtlichen Novellen Karl Braun's werden ebenfalls vielen unserer Leser bereits bekannt sein. Der wesentliche Theil von „Dr. Sackauer", einem Werke, in welchem der Verfasser von Neuem seiner tiefen Abneigung gegen das vormals nassauische Land und dessen Bewohner Ausdruck giebt, ist zuerst in „Nord und Süd" veröffentlicht worden. Es würde nach unserer Ansicht Nichts schaden, wenn Hr. Braun seine gewandte Feder zur Abwechslung auch einmal wieder einem anderen Stoffe dienstbar machte, als diesen einseitig gefärbten Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei. Neu war uns bisher die Amyntor'sche Novelle „Im Hörselberge". Wir hätten kaum geglaubt, daß der Dichter des „neuen Romanzero" auf ein solches bedenkliches Gebiet sich wagen würde, wie er es hier betritt. Die eine Scene, in welcher die moderne Venus, eine schöne junge Wittwe, ihrem Tanhäuser gegenüber den letzten Trumpf ausspielt, um ihn für sich zu gewinnen und an sich zu fesseln, ist kühn erfunden und bestrickend dargestellt. In den „Französischen Charakterköpfen" schildert der Verfasser, über dessen radicalen politischen Ansichten schon seine früheren Schriften keinen Zweifel aufkommen ließen, die Politiker Grévy und Gambetta, Freycinet und Consi, sowie den Mann, der heute vielleicht bereits populärer ist als Gambetta, und der nach Aller Ansicht in seinem Vaterlande einmal eine große Rolle zu spielen bestimmt sein dürfte — den Arzt George Clémenceau — nicht, wie im Inhaltsverzeichnisse zu lesen ist, Clémeneau — ferner die Federhelden Alphonse Daudet, Alexandre Dumas fils und Victorien Sardou. — Daß die harmlosen lustigen Bilder F. Friedrich's von den verschiedenen Arten der Liebe, nach deren Subjecten als Kaufmanns-, Candidaten-, Soldaten-, Bauern-, Künstler-, Schuster- u. s. w. Liebe classificirt, bereits die zweite Auflage erlebt haben, scheint dafür zu sprechen, daß das Publicum an solcher leichter, gefälliger Kost Gefallen findet. Die Friedrich'sche Charakteristik der Liebe verhält sich zu dem Inhalte des oben erwähnten Allan'schen Buches „Fluch der Liebe" ohngefähr wie Zuckerwasser zu Gift. Das Pasqué'sche Buch endlich enthält vier Erzählungen aus dem Leben bekannter Musiker, C. M. v. Weber's, Adolf Adam's, Johann Joachim Quantz's und Monsigny's, des Componisten des lyrischen Dramas „Der Deserteur", welches heute noch, trotzdem daß seit dessen Composition mehr als hundert Jahre vergangen sind, von Adolf Adam neu instrumentirt, auf französischen Bühnen aufgeführt und gern gehört wird.

Zum Schlusse registriren wir noch, daß Felix Dahn's nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert „Odhin's Trost" (Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel) soeben in zweiter Auflage, sowie daß im Verlage von Eduard Trewendt eine mit dem Bilde des Dichters gezierte Stereotypausgabe des liebenswürdigen Karl v. Holtei'schen Romans „Die Vagabonden" — die sechste Auflage — erschienen ist. Der Preis der letzteren beträgt nur 4 *M.*, allerdings muß

man dafür eine nicht geringe Anzahl von Druckfehlern in den Kauf nehmen.

Geographische und statistische Werke.

\# \# Naturwissenschaftlich-geographischer Handatlas für Schule und Haus. Unter künstlerischer Mitwirkung von W. Claudius, H. Leutemann, G. Mützel und C. F. Seidel herausgegeben von Dr. Oskar Schneider, Oberlehrer an der Annen-Realschule zu Dresden. Dresden 1881. Preis 2,40 *M* — Der erste Versuch, die enge Verbindung von Geographie und Naturgeschichte auch graphisch, gleichsam dem Auge sichtbar darzustellen, rührt unseres Wissens von dem verstorbenen Director der vereinigten Real- und Bürgerschulen zu Leipzig, Dr. C. Vogel, her. In seinem Schulatlas der Erdkunde mit Randzeichnungen verwirklichte er seine Idee praktisch, nachdem er dieselbe in ihrer Möglichkeit und Nothwendigkeit für höhere und niedere Schulen theoretisch nachgewiesen und die Herausbildung einer rationellen, dem Geiste der Schüler wie der genannten Disciplinen angemessenen Methode selbst wesentlich gefördert hatte. Dem Atlas fügte Vogel bald seine Naturbilder hinzu, in denen er sich die Aufgabe stellte, das Naturleben, wie es in den verschiedenen Zonen und Erdtheilen gestaltet ist, lebendig und wahr zu schildern. Die Bemühungen und Ausführungen Vogel's fanden damals den Beifall aller trefflichen Fachgenossen und es ist wesentlich sein Verdienst, daß die heutige rationelle geographische Methode nach der Behandlung der Topographie und nach Einprägung des Kartenbildes die behandelten Räume auch mit ihren grünenden und blühenden Erscheinungen, als belebt von Thieren und bewohnt von Menschen schauen, die bemerkenswerthesten Thatsachen auf dem Gebiete der Völkerkunde, Thier- und Pflanzengeographie in den ersten Umrissen, in gedrängter und klarer Form mittheilen läßt. In diesem Sinne muß auch dem Herausgeber des vorgenannten Werkes und seinen Mitarbeitern das Verdienst zuerkannt werden, auf den 15 Folioblättern, welche der Atlas enthält, ein Werk geschaffen zu haben, das zu einem überaus belebenden und befruchtenden Lehrmittel werden kann. Völker-, Thier- und Pflanzentypen aller Erdtheile werden uns in einer Vollständigkeit und feinen Auswahl vorgeführt, daß dabei auch die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Völkerkunde, besonders auch der durch Wallace und Schmarda wesentlich geförderten Thiergeographie gewissenhafte Berücksichtigung gefunden haben. Für die zuverlässige Wiedergabe des Racentypus in der Völkerkunde bürgt der Umstand, daß die meisten Köpfe nach Photographien hergestellt sind. Die Thierzeichnungen sind entweder nach den in zoologischen Gärten lebenden Originalen gearbeitet oder nach den anerkannt besten Abbildungen mit Sorgfalt und künstlerischer Vollendung reproducirt. Die Thiergruppen sind besonders lebenswahr. In gleich vollendeter Weise sind die Charakterpflanzen aller Zonen hergestellt. An der Hand dieses Werkes wird man viele der neueren naturgeschichtlichen Werke, Leunis, Bänig, Thomé u. a., aber auch Peschel's unübertreffliche Völkerkunde mit weit mehr Nutzen zur Hand nehmen können als bisher. Wir empfehlen das Werk in der Ueberzeugung, es werde Jedermann, der es gebrauchen will, reiche Anregung und Belehrung gewähren.

—*ψ*—. Katechismus der Auswanderung. Kompaß für Auswanderer nach Ungarn, Rumänien, Serbien, Bosnien, Polen, Rußland, Algerien, der Capcolonie, nach Australien, den Samoa-Inseln, den süd- und mittelamerikanischen Staaten, den Westindischen Inseln, Mexiko, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Canada. Von Eduard Pelz. Sechste völlig umgearbeitete Auflage. Mit vier Karten und einer Abbildung. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1881. (S. VIII, 135; kl. 8.) — Die Auswanderungs- und Colonisationsfrage ist bei uns in Deutschland gegenwärtig in Fluß gekommen und beschäftigt mehr denn je die öffentliche Meinung. Ausdruck erhält dieselbe ganz besonders durch den seit ungefähr zwei Jahren bestehenden „Central-Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande", in dem sie zugleich eine feste Stütze und den besten Halt gefunden hat, wie der jüngste in Berlin abgehaltene handelsgeographische Congreß, auf dem die Auswanderungs- und Colonisationsfrage das Hauptthema gebildet haben und auf den wir noch zurückzukommen gedenken, zur Genüge dargethan hat. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß wir an einer relativen Uebervölkerung leiden, wie am besten der von Monat zu Monat wachsende Strom der deutschen Auswanderung beweist. So betrug nach den Ausweisen des kaiserlich statistischen Reichsamtes die Zahl der im ersten Halbjahre 1880 über die deutschen Häfen und über Antwerpen nach überseeischen Ländern beförderten Auswanderer bereits 50 442 Personen, eine Zahl, die die der Vorjahre weit hinter sich zurücklägt. Es ist dies nicht zu beklagen, ja wir haben unter den obwaltenden volkswirthschaftlichen Zuständen unseres Vaterlandes sogar die Pflicht, diese Auswanderung zu fördern, nur darf das auswandernde Capital an Geld und Menschenkraft dem Heimathlande nicht verloren gehen, sondern muß für dieses in der Ferne wuchern. Das oben erwähnte Schriftchen, das in sechster Auflage jetzt völlig umgearbeitet vor uns hintritt, stellt sich nun die Aufgabe, den Fortziehenden über das Wohin Aufschluß zu geben und denselben über ihr neues Heimathland zu unterrichten. Auf die besten, neuesten und zuverlässigsten Quellen gestützt, ist der Verfasser bestrebt gewesen, in der gewissenhaftesten Weise dem deutschen Auswanderer ein aufrichtiger und umsichtiger Rathgeber und Wegweiser zu sein. So können wir das Schriftchen als ein unparteiisches, wahrhaftiges, dem persönliche Interessen durchaus fern liegen, bestens empfehlen, wenn es auch nicht von manchen Irrthümern ganz frei zu sprechen ist. So ist es durchaus nicht begründet, wenn der Verfasser meint, daß der nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas ausgewanderte Deutsche dem Heimathlande noch direct oder indirect von Nutzen sei, und sagt: „In Amerika fühlt sich der Deutsche dem Vaterlande nie ganz entfremdet, überall findet er Landsleute, überall trifft er deutsches Leben, deutsche Sprache, deutsche Sitten, deutsche Cultur." Allerdings, aber trotzdem ist der nach Amerika ausgewanderte Deutsche dem Vaterlande fast gänzlich verloren gegangen. Für ungefähr 85 bis 90 Procent der jährlich Auswandernden haben wir die Kosten der Erhaltung und Erziehung getragen, ohne daß von Nutzen zu ziehen, während der Vortheil des ausgewandten Capitals fast ausschließlich den Vereinigten Staaten zu Gute kommt. Wenn der Verfasser dann weiter sagt: „je mehr sich das deutsch-amerikanische Element durch neuen Zuwachs verstärkt, desto mehr hebt sich auch der deutsche Einfluß in politischer und socialer Hinsicht, so daß das Deutschthum alle Aussicht hat, mit der Zeit eine bedeutende Macht in Nordamerika zu werden, was auch auf Deutschland selbst vielfache günstige Rückwirkungen äußern muß. Je mehr sich die deutsche Auswanderung in den Vereinigten Staaten consolidirt, um so mehr wird auch verhindert, daß das Mutterland Verlust dadurch erleidet, denn um so größer ist andererseits der Vortheil, den Deutschlands Handel, Industrie und Verkehr mit dieser deutsch-amerikanischen Colonie ziehen;" so mag als Traum der Zukunft alles dieses recht schön und verlockend sein, wir aber, die wir nur mit Thatsachen zu rechnen haben, müssen dem widersprechen und gestehen, daß die bisherigen Erfahrungen gerade das Gegentheil beweisen, weshalb dringend vor einer Auswanderung nach Nordamerika abzumahnen ist, da das aufgewandte Capital, die aufgewandte Arbeitskraft nicht uns, sondern lediglich den Vereinigten Staaten Nutzen bringen würde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspesencatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 9. Sonntag, den 30. Januar. 1881.

Inhalt: Ein Gedenkblatt für Adelbert von Chamisso, von Elisabeth Klee. — Die Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig und die Kramer-Innung daselbst. II. — Leipziger Stadttheater, von Rudolf v. Gottschall. — Bücherbesprechungen. — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Ein Gedenkblatt für Adelbert von Chamisso.

Von Elisabeth Klee.

Deutschland hat in diesen Tagen den Abschluß eines denkwürdigen Decenniums gefeiert, den zehnjährigen Geburtstag seines neuen Kaiserreichs. Eine wunderbare Fügung ließ es an der Stätte erstehen, wo tausend und etliche Jahre früher der große Karl sein Reich aufrichtete, dessen schwererrungene Macht Franken wie Deutschland umfaßte. Seines ganzen Lebens Ziel und Arbeit ging dahin, beide Stämme zu verschmelzen, Franken wie Germanen unter der Sonne des Christenthums gemeinsam zur Blüthe, zur Harmonie und Ausgestaltung ihres an sich so verschiedenen Wesens und Lebens zu führen.

Die Macht seines Schwertes, seiner Persönlichkeit allein hielt die Macht über diesem blutgetauften, neuen Reich. Als seine Augen sich geschlossen, erhob die Schlange der Zwietracht ihr Haupt, innere und äußere Kämpfe zerstörten die verheißungsvolle junge Schöpfung. Weiter denn je wurde die Kluft zwischen beiden Nationen in den Wintertagen von 1871 — und heute noch gähnt sie erschreckend und entgegen.

Was das Schwert nicht vermochte, was keine Heldenthat erreichte, es vollzog sich, wenn auch nur in einer einzelnen Individualität, auf geistigem Gebiete. Auf dem Gebiet der Literatur begegnen wir einer Erscheinung, in welcher echt deutsches und echt fränkisches Wesen sich verschmolz. Tausend Jahre nachdem der große Karl solche Verschmelzung mit dem Schwerte angestrebt hatte, erstand aus dem schon damals von ihm als palatium regis werthgehaltenen, weithin angesehenen Edelsitz Cambisonum oder Charmisson sur Seine ein Edler, der jenen Traum verwirklichte und die Harmonie zweier wesensverschiedenen Elemente zur Offenbarung brachte.

Am 30. Januar 1881, — wie neueste Forschungen ergeben, — nach Andern am 27. Januar sollte ganz Deutschland einen Gedenktag feiern. Hundert Jahre sind es dann her, daß im stillen, poesiewobenen Schloß Boncourt uns ein Dichter geboren ward, der, obwol seine Heimathsstätte dort, — im Frankenlande, — sich mit frohem Stolze also rühmte: Ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen und bleibe ich immerdar.

Von Chamisso gilt, was Emanuel Geibel von dem König-Dichter singt in seinem Lied, wo er diesen hinstellt als einen hehren König, der mit dem Zauberstab — von wolkigem Bergesthrone — auf Land und Meer in jede Zone blickt, — über alle Schätze von Ost und West, ja über Sonne, Mond und Sternenheer gebietet. Ja, er ist „ein Phänomen, das, wie es früher nicht dagewesen, in dieser Weise auch kaum wiederkehren wird." — Dingelstedt nennt ihn ein „Salas y Gomez selbst, — einen Fels mit scheitelrechten Wänden, der aus der Fluth emporragt, — von allen Enden vom Wellendrang umbrauft". — Seine Zeit hat ihn erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens recht zu würdigen gelernt, und erst nach seinem Tode ging ihr das volle Verständniß von dem auf, was sie in ihm besessen.

Sahen wir vor Kurzem in Heine den größten Lyriker nächst Goethe, hörten aber durch seine holdesten, schönsten Poesien hindurch schrille Dissonanzen zittern, in Chamisso sehen wir den echten Dichter von Gottes Gnaden, sich Gott weihend und von ihm geweiht, einen Zeugen der ewigen Wahrheit, einen Tröster der Menschheit, welcher er in silbernen Schalen die goldenen Aepfel seiner Poesien darreichte. Darum hören wir ihn „singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt, singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt". Keine Dissonanzen und bedrohliche Schatten zittern in seinen Liedern, kein klaffender Zwiespalt gähnt zwischen Leben und Dichtung, kein trügerischer Boden läßt unsern Fuß erbeben, wenn wir ihn in das Reich seiner mächtigen Phantasie, seiner vielgestaltigen Geistesblüthen folgen.

Er war auch eine durch und durch edle, gesunde Persönlichkeit, ein ganzer Charakter. Betrachten wir diesen zunächst und schauen dann den Dichter in ihm an.

Jene Verschmelzung romanischen und germanischen Wesens vollzog sich in Chamisso so, daß wir das deutsche Element als das hervorleuchtende sehen. Hat er doch auch seine Heimath bereits als neunjähriger Knabe verlassen, und — mit kurzen Intervallen — sein ganzes späteres Leben auf deutschem Boden zugebracht. — Staunenswerth im höchsten Grade ist es, wie schnell und wie tief er in das deutsche Wesen, dieses in ihn eindrang. Die Zeit freilich, in der sich dieser Proceß vollzog, war besonders angethan, ihn zu erleichtern. Der Stamm, dem Chamisso angehörte, war krank, im deutschen Volksstamme pulsirten, trotz momentaner Stockung, noch junge, gesunde, zukunftverheißende Lebenssäfte. Des Dichters urgesunde Natur wandte sich diesen Lebenssäften zu und durchdrang damit die angeerbte, überkommene „Wesenheit", ein von ihm selbst öfter gebrauchter Ausdruck. Er mußte sein Vaterland verlassen, um die ihm gewordene Aufgabe, wie das in seiner Natur liegende Verlangen zu erfüllen. Wäre er in Frankreich geblieben, wir hätten ihn nie den Unsern nennen können. Er mußte heraus aus seinen trotz alles Glanzes einer tausendjährigen Tradition doch beschränkten Verhältnissen, mußte auf den verschiedenen Stationen seiner Pilgerfahrt die verschiedenen Blätter im Lebensbuch der Menschheit kennen lernen, um dereinst seine ewig giltigen, ewig schönen, geist- und gemüth-geborenen Worte darauf niederschreiben zu können. Wir sehen ihn also im zehnten Jahre, wie er, von treuer Elternhand geleitet, aus Schloß Boncourt in die Niederlande, nach Belgien, von dort nach Bayern zieht, erst nach Würzburg, dann nach Bayreuth, allenthalben treulich und eifrig Wissen einsammelnd, doch ohne eine Schule

zu besuchen, ohne ernstlichen geregelten Unterricht, stets nur für sich und mit sich allein. In Würzburg beschäftigt er sich viel mit Zeichnen, was ihm später beim Aufbewahren seiner botanischen Errungenschaften zu Gute kommt. Gegen den Bruder scherzt er über seines Lehens Wechsel, wie er, der geborene Graf von Chamisso, in Würzburg zum Tischler gemacht werden soll, wie man in Bayreuth ihm durch Blumenverfertigen und Verkaufen einen Erwerb zuweist, wie er dann als Porzellanmaler nach Berlin geht, wo er Page der Königin, dann Officier wird. Er fragt sich: „Ob ich nicht doch noch zur Classe der guten schlichten Bürger zurückkehre, die der Welt und ihrem Vaterlande nützen, Kinder zu Tugend und Glück erziehen, die einander lieben und selbst das Glück von einer Frau empfangen, die dem Manne das ihrige verdankt?"

Nur die ihm eigne innere Treue, die Tiefe und Stetigkeit seines Arbeitens, seiner Interessen konnte ihn vor den so Manchem schon nachtheilig gewordenen Folgen solches häufigen Wechsels, wie des Mangels gründlicher Schulbildung schützen.

Wir sehen ihn also, 15 Jahre alt, als Pagen bei der Gemahlin König Friedrich Wilhelm II. Zum Pagendienst war Adelbert erzogen. Seine älteren Brüder hatten ihn am Throne Frankreichs verrichtet, dem einen gab der unglückliche König Louis XVI. zum Lohn für seine Treue seinen Degen und empfahl ihn in eigenhändigem Schreiben seinen Brüdern, da er mehrfach ihm das Leben gerettet. — Ein wunderbares Verhängniß, daß Adelbert dem Throne Preußens dienen mußte! — Treu erwies auch er sich hier, ebenso wie später als Officier. Jede Anerkennung und Auszeichnung seines Herrn hat ihn hoch erfreut, wie auch zwei Jahre vor seinem Tode das Wort des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV. Dieser schrieb an ihn am 18. März: „Ich hatte ein gutes Theil Ihrer Gedichte, die einmal wirklich Gedichte und nicht Versereien sind, gelesen, ehe Sie mir solche gesandt. Ihre Strophen von Boncourt möchte ich singen hören. Schon beim Lesen gehen einem die Augen über und man giebt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Ackerer auf der theuren Stelle zurufen." — Friedrich Wilhelm III. schreibt den Eltern, die ihn um die Erlaubniß der Uebersiedlung nach Berlin bitten, „daß, wenn sich ein Sohn so auszeichne, wie Adelbert, diese Bitte eine Freude sei, die man gern erfülle".

Dennoch, trotz dieser und anderer Lorbeerblätter aus königlicher Hand, verlor sich bei Chamisso nie das Weh der Vaterlandslosigkeit, das Sehnsuchtsleid um Frankreich. Es ist ihm ein Hochgenuß, daß er auf einer seiner Reisen Frau v. Stael kennen lernt und in Coppet „mit der großartig wunderbaren Frau unvergeßliche Tage verleben darf". War doch auch sie mit bewundernswürdigem Scharfblick und Feingefühl in die Tiefe des deutschen Wesens eingedrungen und vermochte seine Sympathie für Deutschland völlig zu theilen, ohne die französische Auffassung zu verleugnen.

Varnhagen v. Ense sagt und nach seiner ersten Begegnung mit Chamisso in Charlottenburg, daß dieser „in Wesen und Erscheinung bei aller Deutschheit seines Denkens und Fühlens den Franzosen nie verleugnete. Sprache, Bewußtsein, Sinnesart, Manieren, Wendungen, Alles erinnerte an seine Herkunft, — nur war sein ganzes Wesen mit einer besondern, seinen Landsleuten sonst nicht eigenen Ungeschicklichkeit behaftet, die doch viele Gewandtheiten und Fertigkeiten nicht ausschloß, sondern nur etwas Wunderliches ihm zugesellte, — woraus denn allerlei hervorging, was er selbst als Unfall oder Uebelstand zu tragen hatte."

Trat dieser Mangel auch in seiner äußern Erscheinung hervor, in seiner ganzen Persönlichkeit sehen wir in ihm eine Vereinigung von deutscher Klarheit und Schärfe des Gedankens, deutscher gemüthvoller Innigkeit und deutschem Ernst mit französischer Feinheit und Eleganz, französischem Witz und französischer Heiterkeit, sehen die Leichtigkeit des Hervorbringens seiner Geistesblüthen, die spielende Gewandtheit der Form mit deutscher Gedankenfülle und deutschem Gedankenreichthum vereint. Diese Vereinigung eben giebt ihm solch bedeutsamen einzigen Platz in der Literatur.

Als die Stürme des Krieges immer gewaltiger tobten, der Schlachtendonner immer lauter sich erhob, als er über der alten theuren Heimath nur Irrlichter und glänzendes Feuerwerk aus der Nacht aufsteigen, die neue aber noch im Kampf des Morgenlichts, des jungen Tages sah, da klagt er: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, — nur für mich keines", — und „Frankreich hasse ich und Deutschland habe ich noch nicht." — Um diese tiefe Verstimmung, das Weh der Vaterlandslosigkeit ausheilen zu lassen, begiebt er sich im Jahre 1815 auf die große, drei Jahre währende Weltreise. Die Verschmelzung der beiden widerstrebenden Elemente in ihm mußte sich vollenden außerhalb ihrer Gebiete. Er mußte seinem besondern Beruf nicht nur dadurch gerecht werden, daß er seinen Geistesschöpfungen einen großartigeren Hintergrund und Gesichtskreis, reicheres, weitere Auffassung gab, er mußte den Dichter in ihm zur vollen Ausgestaltung bringen, der über den Parteien steht, dessen Heimath das Menschenherz, dessen Seele wahre, an keine Nation sich fesselnde Kunst ist.

Als der fertige Mann, die ausgestaltete Persönlichkeit kehrte er wieder heim. Nun erschloß sich ihm der Hafen eines festen Amtes, einer bestimmten Thätigkeit, der die Errungenschaften seiner Weltreise zu Ruhm und Ansehn halfen. Nun erschloß sich ihm auch die Blüthe menschlichen Seins, — die Liebe, — das Glück der Ehe, das ihm sein Leben fortan mit Himmelsduft und Licht erfüllte.

Der Liebestraum seiner Jugendzeit war gewissermaßen nur „eine Klage um Ceres", sein edles, so tief wie zart empfindendes Werben um Ceres Duvernoy konnte von dieser nicht verstanden und geschätzt werden, mußte ihm den Schmerz einer Täuschung bereiten.

Unser Chamisso sollte des Lebens höchstes Glück wie seine Heimath in deutschem Wesen finden. Wol stammte das edle schöne Mädchen, das er als sein Weib heimführte, — Antonie Piaste, — aus altem erlauchten polnischen Geschlecht, doch Jahrhunderte deutschen Lebens hatten diesem bereits ihr Gepräge gegeben, es in ein deutsches Geschlecht gewandelt. Ein echtes deutsches Weib war es, das mit innigster Liebe und hingebender Treue den Sänger von „Frauen-Lieb und Leben" zu dieser Schöpfung begeisterte, das ihm die reine Flamme heimischen Heerdes entzündete und sein Haus nicht nur zu trauter Heimath für sich und die Seinen, sondern für einen weiten Kreis von Freunden machte.

Thun wir nur einen flüchtigen Blick in diesen Kreis hinein. Chamisso hat es verstanden, was Klopstock's schöne Ode rühmt, „in den Armen des Freundes wissen ein Freund zu sein". Schon vor der Verheirathung sehen wir ihn in Verkehr und Verbindung mit den bedeutendsten Männern, auch Frauen seiner Zeit. Nächst Hitzig, dem vertrautesten — „Vater Ede" —, finden wir ihn in enger Gemeinschaft oder in regem schriftlichen, wie mündlichen Austausch mit Varnhagen, Fouqué, Freiligrath, de la Foye, Gebrüder Schlegel, Johannes v. Müller, Tiruius, Neander, Mendelssohn, Wackernagel und anderen großen Geistern; wir reden später auch von der „Mittwoch-Gesellschaft"; Rosa Maria, Varnhagen's Schwester, Henriette Herz, eine Chézy und Diotima u. a. treten mit ihm in Correspondenz.

Dennoch verhält er sich bei geselligen Zusammenkünften wie überhaupt im Verkehr mit der Welt mehr schweigend, beobachtend als mittheilend. Jene Fähigkeit, sich Allen mit freundlichem Gesicht zu accommodiren, besaß er nicht. Deutlich zeigte er sein Mißfallen, seine Antipathie, mehr noch durch Gesten als durch Worte. Trat Jemand selbstbewußt auf, sein Ich und seine Weisheit betonend, so reizte ihn das zum Widerspruch. Viele fanden ihn darum nicht

liebenswürdig, sogar abstoßend. Er war kein Mann des Salons, der Gesellschaft.

Dafür aber ein Mann, ein Freund der Natur, wie Wenige. Er liebte sie allenthalben, im Außenleben, wie im Innenleben, in der physischen Schöpfung, wie in der psychischen. Er verstand ihre Sprache, die große Consonantenschrift, deren Vocale man in sich tragen muß, um sie lesen zu können. Diese Vocale, sie waren bei ihm Liebe und Lauterkeit des Herzens. Der Kern seines Wesens und Lebens war Liebe. Warm und innig schlug sein Herz für sein Weib, seine Kinder, seine Freunde, für Alle, die er werthschätzen und hochhalten gelernt. Was war es anders als Liebe, die ihn zum treuen Deutschen machte, die ihm, dem Kinde anderer Muttersprache, die Zunge löste und ihn zum Sänger des Heiligthums im Herzen der Menschheit machte! — Und rein und lauter war sein Lieb, wie das Herz, das da sang, soweit das je bei Menschen möglich ist. Das war es, was Alle, die in seinem Hause ein- und ausgingen, so beglückte, was Viele, die nur einmal einen Blick hinein gethan, so mächtig zu ihm zog. Das war es, was einen Schultes schreiben läßt: „So lange ich lebe, werden mir die Stunden in jenem Hause in Schönberg,*) wo Außen und Innen Engel sind, unvergeßlich sein. Daß wir uns begegnet sind, gehört zu dem Glück meines Lebens, das nicht freigiebig mit seinen Spenden gegen mich war. Ein Bürgerrecht in Ihrem Hause ist mir werther als ein Sitz in der Pairskammer oder im Parlament." — Und Treinius: „Ihr Haus, diese Philemon- und Baucis-Hütte, wo eine Götterherberge ist." Und als Andersen, der ja mit Gaudy Chamisso's treuester Jünger in der Romantik war, 27 Jahre nach des Dichters Tode dessen Nichte begegnet, da verklärt heller Freudenschein sein Antlitz, seine Seele bewegt noch immer jene ergreifende Todtenklage: „Du Herrlicher, so hab' ich Dich verloren." — Und was war jener Liebe und Reinheit Quell, die Weihe seiner Dichtung? — Eine tiefinnige Verehrung des Göttlichen, ein Christenthum des Herzens, nicht der Worte — denn er liebte es nicht, über das ihm Heiligste sich auszusprechen. Aber was ist es anders als ein großes Bekenntniß, wenn wir, wie die nun auch schon heimgegangene jüngste Schwester seiner Frau, — die Jahre lang das Glück jener „Götterherberge" genoß, — uns berichtet hat, wenn wir eintreten in das schlichte Zimmer des gefeierten Dichters, des bewunderten Gelehrten, des hochgeschätzten Naturforschers, in das stille Tabu, wie er es nannte, und finden auf dem Schreibtisch eine große, allzeit offene Bibel? — Wie hätte er auch das Bild von der Kreuzesschau singen können, wenn in seinem Herzen nicht ein Altar stand, wo das Kreuz aufgerichtet und von der ewigen Lampe wahrer Anbetung umstrahlt war!

Sehen wir nun die dichterische Wirksamkeit Chamisso's noch ein wenig an. Fünfundzwanzig Jahre umfaßt dieselbe. Im Jahre 1813, — nach einigen von ihm selbst gering geschätzten Jugendversuchen, — führt ihn „Peter Schlemihl" in das durchaus nicht schattenlose Reich dichterischen Ruhmes, eines weithin wohlklingenden Namens ein. Erwiesen ist indeß, daß er in dieser Dichtung, die in alle Sprachen Europas übersetzt, in England geradezu volksthümlich geworden ist, keine Tendenz verfolgen, sondern nur sich — zerstreuen, die Kinder seines Witzig ergötzen wollte. Als Dichter im eigentlichen Sinne des Worts hat Mit- und Nachwelt ihn gefeiert, seit er 1829 das tief ergreifende Seelengemälde von Salas y Gomez ihr ausgerollt. Von da an umgab man ihn als die edelste Blüthe der Romantik mit Lorbeerblättern, darauf der Thau so mancher dankbaren, in ihrem Innersten bewegten Seele zitterte.

Das Herz der Frauenwelt hat er sich für alle Zeit durch das im Jahre darauf gedichtete „Frauen-Lieb und Leben" erobert. So lange es noch deutsche Frauen giebt, werden sie das Hohelied der Liebe, diesen Hochgesang ihres eigensten Lebens, voll Dank und Freude ihm nachsingen, der dadurch recht eigentlich der Priester des Frauenherzens wurde. Auf der reichbesaiteten Seelenharfe eines Schumann mußte dies Lied den tiefsten, schönsten Widerhall, eine Fülle edler Töne wecken. Eine andere feinsinnige Künstlerseele begeisterte es, die wunderlieblichen Gestalten, die dieser Tonfluth entsteigen, im Bilde festzuhalten. Auch seinem späteren Lieder-Cyclus „Lebens-Lieder und Bilder" hat Kennerhand bereits den Schmuck der Illustration verliehen.

Viele Jahre hindurch sehen wir Chamisso an der Spitze eines journalistischen Unternehmens thätig. Die Herausgabe des „Deutschen Musenalmanach" wird als ein segensreicher Wendepunkt seines Lebens verzeichnet. Sie zog zuerst die Aufmerksamkeit bedeutender Männer auf ihn, besonders Fichte's, der ihn mit Rath und That unterstützt. Sodann wurde sie ein Sporn, das versäumte Werk der Bildung nachzuholen. Bei der Beurtheilung der für den Almanach eingesandten Gedichte ging er stets von der Frage aus, ob etwas im Ganzen anspräche? — Einzelne schöne Stellen konnten ihn nicht bestimmen. Fand er es ansprechend, so schrieb er sofort ermunternd an den Einsender und freute sich, einem Talente aufhelfen zu können. So hat es ihn besonders über die viele Last, die der Almanach brachte, getröstet, daß doch „Freiligrath dadurch bekannt worden sei". Gewissenhaft wie er selbst dabei verfuhr, z. B. in Angabe der Quellen bei Uebersetzungen, mußten es auch Andere sein. — Ein anderer Segen des Almanach war es für ihn, daß also die Früchte seiner eigenen Muse auf den Markt des öffentlichen Lebens kamen. Zum Vollbewußtsein seines dichterischen Berufes, an dem er lange gezweifelt, wurde er geführt durch die von Hitzig gestiftete literarische Gesellschaft, die ihn in Verbindung mit den Edelsten im Reiche der Dichtung und Wissenschaft brachte; Namen wie Fouqué, Immermann, Eichendorff, Wilhelm Müller, Houwald, Hegel, Holtei, Simrock, Varnhagen, v. Uechtritz, Raupach und Hitzig genügen, um diese Mittwochsgesellschaft als eine Elite des Genie, als ein Zusammenfluß der verschiedensten Geistesströmungen darzustellen.

All dies am Morgenhimmel unseres Jahrhunderts erstandene, ihn reich umfluthende Licht weckte in dem edlen hoch und hehr aufstrebenden Felsen der Dichternatur Chamisso's eine Fülle wundersamer Töne, wandelte sie zu einer zauberumwohnen Memnonssäule auf germanischem Boden!

Bald führen uns diese Klänge hinein ins Reich der Tropen, in die Farbenpracht des Orients, in die düstere Einsamkeit der Wüste wie der Felseninsel, bald in den Wald der Sagen und Legenden, in den Blüthengarten zarter Poesie und Elegie, wie auf den lachenden Anger, wo Scherz, Witz und Humor ihre munteren Reigen tanzen.

Wir bewundern ihn auch als Meister der poetischen Erzählung, die er nach langem Schlummer ins Leben rief. — Hat er nun auch hierbei in der Hinneigung zum Grellen, schauervoll Düstern und Effectvollen, die durch seine Nationalität bedingt war, das Maß hier und da überschritten, so ist er über diese angeflammte und durch eigenen Hang zur Melancholie vermehrte Schwäche durchaus nicht blind. „Hüte dich", schreibt er an Freiligrath, „vor der Klippe, die Poesie im Gräßlichen zu suchen."

Ein Besuch seines Vaterlands im Jahre 1825 gab ihm die Freude, auch dort allgemeine Anerkennung und Hochschätzung zu erfahren. Dennoch fühlt er: „ich gehöre ihnen nicht mehr an." Er ist echt deutsch geworden und sehnt sich heim zu Weib und Kind, zu dem schlichten Behagen am eignen Herd. — Ein tiefer Schmerz war es für ihn, daß seine Gattin ihm voranging in die Ewigkeit. Mit ihr schied seines Lebens Kraft, seine Freude am Schaffen wie am Dasein. An Schwab schreibt er: Ich warte in Geduld meine Zeit

*) Bekanntlich lange Zeit des Dichters Heim.

ab und trage in Geduld mein Kreuz, das mir am Ende gerecht und pünktlich erscheint und bete: Herr, Dein Wille geschehe! —

Am 21. August 1838 kam „seine Zeit", ging der edle Dichter ein in das himmlische Vaterland. Legen wir ihm mit den Kränzen dankbarsten Gedenkens den Palmenzweig auf das Grab, daß wir ihm, den wir den Unsern nennen, sein eignes Dichterwort zurufen:

„Im Schmerze wird die neue Zeit geboren,
Sie wird nach Männern so wie du begehren."

Die Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig und die Kramer-Innung daselbst.

II.

Daß die ersten Anfänge der Kramer-Innung nach urkundlichen Anzeichen viel weiter zurückreichen, als vierhundert Jahre, wird von dem Verfasser der Festschrift unter Berufung darauf ausdrücklich anerkannt, daß die Kramermeister in einer Vorstellung vom 12. December 1630 betont haben, ihre Vorfahren seien von anno 1477 — 1543 im unangefochtenen Besitze eines von ihnen in Anspruch genommenen Rechtes gewesen, sowie daß in der Einleitung zu einem im Archive der Kramer-Innung befindlichen, die Namen sämmtlicher Kramer vom Jahre 1477 enthaltenden Verzeichnisse constatirt sei, daß die ersten 6 Blätter desselben herausgerissen und verloren gegangen seien und daß die Kramer-Innung „vor Anno 1477 noch eine viel längere Zeit hinaus müsse bestanden haben". Der Verfasser schließt daraus, daß die Anfänge der Kramer-Innung im Dunkeln liegen und auch wahrscheinlich darin verbleiben werden. Es scheint hiernach demselben entgangen zu sein, daß in dem Codex diplomaticus Saxoniae regiae II. Hauptth. Band VIII, S. XXVII der Nachweis enthalten ist, daß die Leipziger Kramer bereits im Jahre 1349 Innungsrechte erlangt gehabt haben, so daß dieselben nicht auf eine vierhundertjährige, sondern auf eine mindestens fünfhundert und dreißigjährige Vergangenheit zurückzudicken vermögen. Die auch vom Professor Biedermann erwähnte älteste bekannte Kramerordnung datirt vom 4. März 1484 und ist am angegebenen Orte S. 436 abgedruckt. Hiernach dürfte die von uns aufgeworfene Frage, ob für die Leipziger Kramer-Innung Veranlassung dazu bezieheutlich eine Berechtigung zur Feier gerade eines 400jährigen Jubiläums vorliege, sich von selbst beantworten. Wollte man die nachweislichen ersten Anfänge dieser Innung zum Anhalte nehmen, so hätte das gedachte Jubiläum bereits im Jahre 1749 gefeiert werden müssen, während, wenn man den legalen Bestand derselben von dem Tage datiren wollte, an welchem nachweislich das erste Mal die Innungs-Artikel der Kramer bestätigt worden sind, erst in drei Jahren zu einer derartigen Feier Veranlassung vorliegen würde. Doch, sei dem wie ihm wolle, jedenfalls hat die Leipziger Kramer-Innung eine langjährige Vergangenheit hinter sich und es ist dankenswerth, daß dieselbe dadurch, daß sie die Abfassung der vorliegenden Gedenkschrift veranlaßte, weiteren Kreisen einen Einblick in die interessante Geschichte einer schon durch ihr Alter ehrwürdigen Corporation eröffnet hat.

Nach der oben gedachten Confirmation der Kramer-Innungs-Artikel hatten nur die Leipziger Kramer das Recht, „stück- und pfennigweise" gewisse Waaren verkaufen zu dürfen, und den Kramermeistern wurde das Befugniß eingeräumt, mit Hilfe des Gerichts die von Nichtinnungsgenossen widerrechtlich zum Verkauf gestellten Waaren zu confisciren. Nur zwei Ausnahmen von diesem Ausschließungsrechte werden gemacht, die erste hinsichtlich der Handwerker, die sowol auf Bestellung, als auch auf Vorrath ihre Handwerkerwaaren fertigen und in ihren Ladenfenstern aushängen dürfen, die zweite zu Gunsten der drei Messen, wo Jedermann auch im Einzelnen soll verkaufen dürfen. Die Kramer haben eifersüchtig über dieses ihnen eingeräumte Ausschließungsrecht gewacht. Im Jahre 1524 beschweren sie sich bei dem Rathe wegen Verletzung ihrer Rechte durch die Schneider, Tuchmacher, fremde Handelsleute u. s. w. und bitten um neue Confirmation der Kramer-Artikel. Erst im Jahre 1543 scheint diesem Verlangen in einer von Bürgermeister und Rath feierlich confirmirten „Kramer-Ordnung" entsprochen worden zu sein. Eine neue Bestätigung und Einschärfung derselben erfolgte im Jahre 1590, ferner im Jahre 1604. Einige Jahre später erlangten die Kramer das, worum sie schon lange und wiederholt supplicirt hatten, die landesherrliche Bestätigung ihrer Gerechtsame. Im Eingange der ersten vom Kurfürsten Christian II. ertheilten Confirmation ist die Hoffnung ausgesprochen worden, daß diese neue Kramerordnung „dem bono publico und Commercien nicht nachtheilig, vielmehr nütze und fürträglich sein werde. Die Kramermeister und Consorten hätten denn auch nicht gemeint, dadurch ein sonderlich Monopolium umb ihres eigenen Privatnutzens willen aufzurichten und ihren andern Mitbürgern und Nachbarn an ihrer Nahrung und Handlung einigen verbotenen Einhalt zu thun, sondern sie hätten bisher allein dahin getrachtet, wie dieses ihr uraltes Collegium der gemeinen Stadt und Bürgerschaft so wie den fremden und auswärtigen Kauf- und Handelsleuten zu Gut und Frommen erhalten, ihre hergebrachten Leges und Statuta möglichst verbessert und also dem gemeinen Nutzen auch ihres geringen Theils und Ortes möchte gefrommt und gedient werden." Nicht so glatt sollte es mit der Bestätigung der im Jahre 1661 aufgestellten neuen Kramerordnung abgehen. Mit allen Kräften suchten die Gegner der Kramer-Innung, insbesondere die Künste und die auswärtigen die Leipziger Messe besuchenden Kaufleute und Fabrikanten, die Anerkennung und Bestätigung der den Kramern in den neuen Artikeln eingeräumten Verbietungsrechte zu hintertreiben. Doch gelang es schließlich den Kramern zunächst unter dem 11. Nov. 1672 sowie später wiederholt, die kurfürstliche Bestätigung ihrer erneuerten und verschärften Artikel zu erlangen. Neu bekannt gegeben worden sind dieselben unter dem Titel: „Leipzigische von hoher kurfürstlicher Landesobrigkeit gnädigst confirmirte und privilegirte Crahmer-Innung, zu jedermännlichen Nachricht und Wissenschaft nochmals in Druck befördert im Jahre Christi 1819." S. 16 — 26 der Gedenkschrift ist dieselbe wörtlich abgedruckt.

Die Vorstände und Vertreter der Kramer-Innung haben von Alters her den Titel „Kramermeister" geführt. Die denselben verliehenen großen Machtbefugnisse scheinen dieselben nicht selten zu Ueberschreitungen und Willkürlichkeiten verleitet zu haben, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu argen Mißhelligkeiten innerhalb der Innung führten. Ein unter Vermittelung des Raths zu Stande gekommener und mit landesherrlicher Bestätigung versehener Receß aus dem Jahre 1744 schlichtet die entstandenen Differenzen und bestimmt u. A., daß hinfort Gutachten im Namen der Kramer-Innung nicht anders als unter Zuziehung zweier Kramer „von jedem Tisch" erstattet werden, welche die Innung zu dergleichen Angelegenheiten auf immer zu ernennen habe — auch sollen solche Gutachten der ganzen Innung bei der nächsten Quartalversammlung mitgetheilt werden. Dieser Receß wurde bald darauf hinsichtlich der Rechnungslegung und einiger anderer Punkte abgeändert und in dieser Gestalt anderweit landesherrlich bestätigt.

Wir erwähnten bereits, daß die Kramer-Innung von jeher eifrig darauf bedacht war, sich die ihr verliehenen Sonderrechte zu wahren. Von den über 700 Actenstücken,

welche im Kramerarchiv aufbewahrt werden — heißt es in der Biedermann'schen Schrift — mögen nahezu $^{6}/_{7}$ sich mit Händeln wegen wirklicher oder vermeintlicher Beeinträchtigungen der Verbietungsrechte der Kramer-Innung beschäftigen, zu deren Ausspürung ein besonderer „Kramerfiscal" angestellt und bezahlt wurde. Der Verkauf einer Waare, die zu führen nur einem Kramer zustand, seien eines Handwerkers, eines „Italieners" oder fremden Kaufmanns gab der Innung sofort Veranlassung, gegen den Uebelthäter einzuschreiten und zu processiren. Wie lange dergleichen Processe dauerten und wie viel deren Kosten betrugen, kümmerte die Innung, welche unter Umständen mit derselben Strenge gegen die eigenen Innungsverwandten wegen Verletzung der Innungsgesetze klagend vorging, nicht das Geringste. In der Gedenkschrift werden einige drastische Beispiele des starren Ankämpfens der Kramer-Innung gegen jede fremde Concurrenz — die Juden werden in dieser Beziehung insbesondere als „gemeinschädlich" dargestellt und die strengsten Maßregeln gegen dieselben erbeten — angeführt.

In dem letzten Abschnitte giebt der Verfasser unter der Ueberschrift „Die Kramer-Innung in den letzten fünfzig Jahren" eine chronologische fortlaufende Darstellung der Entwickelung und Wirksamkeit der Kramer-Innung. Daß dieselbe schon in früherer Zeit mitten und neben dem Kampfe für ihre Sonderrechte nicht unterlassen hatte, für allgemeine Interessen der Stadt, des Landes und des ganzen Handels nach vielen Seiten hin einzutreten, hat derselbe bereits vorher nachgewiesen. Nicht nur daß sie für die Schaffung einer eigenen Börse bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich interessirte und später zu dem Umbaue des Börsengebäudes einen Kostenbeitrag gewährte, war sie auch stets auf ihrem Platze, wenn es sich um den Schutz und die Förderung des Leipziger Handels handelte. Mit allen Kräften suchte sie das der Stadt Leipzig zugleich mit dem derselben im Jahre 1458 vom Kaiser Friedrich III. verliehenen, 1469 von demselben Kaiser, 1497 vom Kaiser Maximilian I. bestätigten Meßprivilegium eingeräumte Stapelrecht zu erhalten und zu vertheidigen und trat, nachdem dasselbe unter den veränderten Zeitverhältnissen nicht mehr aufrecht zu erhalten war, mit demselben Eifer für den freien Elbhandel ein, von dem sie nunmehr glaubt, daß er „in allem Betracht für die sächsischen Lande vortheilhaft sei und für die Stadt Leipzig in Zukunft die wohlthätigsten Folgen bewirken werde". An dem Zollkriege Sachsens mit den Nachbarstaaten Oesterreich und Preußen nimmt sie lebhaften Antheil und erhält wiederholt Gelegenheit, über einschlagende Fragen der Regierung gegenüber sich gutachtlich zu äußern. Gegen die den Handel schwer belastende Erhebung der Accise und die sich dabei ergebenden Mißstände und Mißbräuche in Leipzig erhebt die Kramer-Innung im Bunde mit den Deputirten des Handels wiederholt ihre Stimme und ist auch für die „Landesmanufacturen", d. h. die verschiedenen Industriezweige im übrigen Lande, deren Interessen freilich mit dem Interesse Leipzigs und seines Handels identisch war, vielfach eifrig besorgt. Der Mitwirkung der Kramer-Innung bei der Handelsgesetzgebung und bei der Verbesserung der Verkehrsanstalten ist ein eigenes Capitel gewidmet, in welchem u. A. nachgewiesen wird, daß schon im J. 1717 Kramermeister und Deputirte den Erlaß einer Concurs- oder Falliten-Ordnung angeregt und später für Fortbildung der Wechselordnung wesentlich sich bemüht haben.

Die hervorragendste und in ihrem Erfolge nachhaltigste gemeinnützige Thätigkeit hat aber die Kramer-Innung zweifellos am Beginne der in der Denkschrift besonders behandelten Periode der letzten 50 Jahre durch Errichtung der Oeffentlichen Handelslehranstalt entwickelt, über welche von uns im ersten Artikel specieller berichtet worden ist. In dieselbe Zeit fällt eine wichtige Veränderung in der innern Organisation der Kramer-Innung. Während nach dem Recesse vom Jahre 1747 es verfassungsmäßiger Brauch gewesen war, daß zwei aus den Aeltesten der Innung gewählten Deputirten die Einnahmen und Ausgaben nach dem Gesammtbetrag der verschiedenen Capitel außer der Bilanz und dem Hauptbuche von jeder Jahresrechnung vorgezeigt wurden, daß die Deputirten darauf Decharge ertheilten, dagegen alles Descetirens sich zu enthalten, auch keine specielle Rechnungslegung zu verlangen hatten, wurde unter dem 28. Juni ein Statut errichtet, wonach acht sog. Verordnete zur jährlichen Abnahme, Durchsicht und Justification der Rechnung über Administration des Vermögens der Kramer-Innung von sämmtlichen Kramern aus ihrer Mitte frei zu wählen waren, denen die sämmtlichen Bücher und die Bilanz vorzulegen sein sollten und deren Genehmigung auch bei allen Ausgaben, welche nicht zu den laufenden, gewöhnlichen oder ganz geringfügigen gehören, von den Kramermeistern einzuholen war. Trotzdem sollte dreißig Jahre später gerade der Punkt der Vermögensverwaltung der Innung Veranlassung zu sehr unerquicklichen Streitigkeiten innerhalb der Innung werden. Wer im Anfange der sechziger Jahre in Leipzig gelebt hat, wird sich noch der zum Theile in der Tagespresse zum Austrage gebrachten und daher die allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Differenzen erinnern, welche im Schooße der Innung entstanden waren. Von einer Seite wurde behauptet, das zur gedachten Zeit ca. 156 000 Thlr. betragende Innungsvermögen müsse, wenn es richtig behandelt und verwaltet worden wäre, gegen 2 Mill. Thaler betragen. Gegen den mit Rücksicht auf das in Kraft getretene Gewerbegesetz von den Kramermeistern gemachten Vorschlag einer Vereinigung der Kramer mit den Mitgliedern der übrigen Kaufmannschaft zu einer freien Genossenschaft, welcher die Kramer-Innung ihr Vermögen zubringen sollte, wurde von zahlreichen Mitgliedern der letzteren protestirt und erst nach Jahre langen Verhandlungen kam ein von der Regierungsbehörde unter dem 20. October 1867 genehmigtes Statut zu Stande, nach welchem die Kramer-Innung zwar als „Innung" bestehen blieb, deren früherer in der Bevorrechtung und Ausschließung bestehender Charakter aber völlig verschwand und in den einer bloßen gemeinnützigen Genossenschaft mit dem Zwecke „Regelung ihrer Vermögensverhältnisse, Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder aus den zu diesem Zweck bei der Innung bestehenden Stiftungen oder zu begründenden Cassen, Förderung des Handels im Allgemeinen, Verwaltung und Förderung von Fachschulen, Gründung von Cassen und ähnlichen gemeinnützigen Anstalten unter besonderer Berücksichtigung der Gründung einer der Stadt Leipzig würdigen Börse, endlich Wahrung aller Rechte, welche der Kramer-Innung beigelegt sind oder künftig beigelegt werden", verwandelt wurde. An Stelle der lebenslänglichen Kramermeister ward die Verwaltung und Vertretung der Innung einem Vorstande von drei Kramermeistern und einem Ausschusse von neun Innungsmitgliedern übertragen, die sämmtlich ihr Amt sechs Jahre lang zu bekleiden haben sollten. Dem Ausschusse und der Generalversammlung wurde ein wirksamer Antheil an der Verfügung über das Vermögen, an der Feststellung des Budgets und der Beiträge sowie an der Controle der vom Vorstande geführten Finanzverwaltung gesichert.

Mit Recht sagt der Verfasser der Denkschrift, daß hier die Geschichte der alten, ursprünglichen Leipziger Kramer-Innung ende. Nicht einmal die Stellung und Autorität einer förmlich anerkannten „Vertreterin des Leipziger Handelsstandes" ist ihr geblieben, beziehentlich zu Theil geworden, nachdem hierfür in den Handels- und Gewerbekammern besondere Organe geschaffen und in das Leben getreten sind. Die jetzt bestehende Kramer-Innung ist lediglich eine im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens sich befindende Genossenschaft, deren Hauptaufgabe, wie wir oben gesehen, in der Verwaltung ihres Vermögens, der Fortführung und Leitung der Handelslehranstalt und der Förderung sonstiger gemeinnütziger Zwecke besteht. Doch auch innerhalb dieser enger gezogenen Grenzen kann und — das hoffen wir — wird die

Leipziger Kramer-Innung wohlthätig und segensreich wirken! Vor Allem danken wir ihr aber für die Veröffentlichung ihrer Geschichte, die in der That des Interessanten und auch allgemein Wichtigen so viel enthält, daß wir über dieselbe in Vorstehendem einen kurzen Ueberblick geben zu sollen geglaubt haben.

Leipziger Stadttheater.

Auf unserer Bühne wurde in dieser Woche ein kleiner Benedixcyklus zur Aufführung gebracht. Der 21. Jan. war der Geburtstag des verstorbenen Dichters und um diesen Geburtstag gruppirte die Direction drei Lustspiele des wackern Dichters, nachdem jetzt ein Jahrzehnt seit dem Tode desselben verflossen ist.

Dieser Benedixcyklus war in vieler Hinsicht lehrreich. Obschon einzelne Stücke des Dichters sich auf dem Repertoire aller deutschen Bühnen, auch auf dem unsrigen erhalten haben, so weist doch eine vorgeführte Folge derselben uns mehr auf die charakteristischen Eigenschaften des Autors, auf den Ton und Geist seiner Werke hin. Und da bemerken wir alsbald, daß die neueste Lustspieldichtung, obgleich sie sich in denselben bürgerlichen Kreisen bewegt, doch aus den Bahnen der Benedix'schen Dichtermuse hinausgelenkt ist und etwas jählings den schrägen Hang der Posse herabgleitet; ja die komischen Purzelbäume der neuen Lieblingsstücke haben mehr oder weniger bereits den Geschmad an einer einfachen Entwicklung verdorben und vor allem wird die Lebenswahrheit der Charaktere sehr oft den Bedürfnissen einer Zerstreuungslust geopfert, welcher die Caricatur besser dient als der Charakter.

Die Muse von Benedix bezeichnet keinen absoluten Höhenpunkt der Lustspieldichtung; sie bewegt sich innerhalb bestimmter Schranken und kommt nicht über die vier Pfähle des Familienlebens hinaus; doch in diesem Kreise verfolgt sie künstlerische Intentionen, bewährt meistens eine solide Tüchtigkeit in der Charakterzeichnung und in der Verwickelung der Fäden und zeichnet sich durch einen Situationswitz aus, dessen Verdienste um so höher anzuschlagen sind, als er nicht aus einer Vergeudung burlesker Hilfsmittel hervorgeht.

Irgend eine neue bedeutsame Entwicklung, die man von unserm Lustspiel erwarten durfte, hat die Chronik des Theaters leider! nicht zu verzeichnen; die Anläufe zu einem Salonstück mit größeren geistigen Perspectiven, die man anfangs mit Freuden begrüßte, sind allzufrüh erlahmt, ohne auch nur ein nicht weitgestecktes Ziel erreicht zu haben und nur die größere Eleganz eines espritvollen Dialogs ist für sie eine nachhaltige Empfehlung geblieben, welche ihnen indeß auf der Bühne, bei der Schwächlichkeit der Charakteristik und der Geringfügigkeit der Conflicte, nicht Dauer sichern kann. Eine geniale aristophanische Dichtung läßt sich der deutschen Bühne aber nicht octroyiren, obschon sie durch ihre glänzenden scenischen Mittel in den Stand gesetzt wäre, auch die genialen Flüge humoristischer Phantasie zu entsprechender und glänzender Anschauung zu bringen; doch die bequeme Bühnenpraxis sträubt sich gegen alles Neue und Ungewohnte und auch das Publicum bewegt sich am liebsten in den ausgefahrenen Gleisen.

So ist das deutsche Lustspiel über die Komödie des Bürgerthums, des tiers-état, wie sie Benedix vertritt, nicht hinausgekommen; aber dieselbe ist weitergebildet worden im Sinne einer sich überstürzenden Komik, und wenn nicht gleich im ersten Acte eines Lustspiels die burlesksten Sprünge in eine wahre Carnevalsstimmung versetzen, so fühlen sich die durch den haut-gout der modernen Komik verwöhnten Hörer enttäuscht und dem Stücke wird ein sogenannter succès d'estime zu Theil, ein Wort, dessen schielende Bedeutung man allmälig auslöschen sollte; denn ein Achtungserfolg müßte hoch im Preise stehen in einer Zeit, in welcher die meisten Bühnenerfolge mit der Achtung vor den Dichtern und ihren Werken nichts zu thun haben, sondern nur einem Amüsement zuzuschreiben sind, das man sich ebenso gut im Circus, bei einer Carnevalsaufführung und bei jeder Art von Possenreißereien verschaffen kann.

Bei den Letzteren von Benedix hat man über das Philisterhafte seiner Muse, über eine gewisse Einförmigkeit seiner Verwickelungen oft genug geklagt; jetzt könnte man die Lustspieldichtung von Benedix als die normale betrachten und eine Rückbildung der modernen Auswüchse der scenischen Komik auf jene Norm als sehr wünschenswerth begrüßen.

Von den drei Benedixabenden unserer Bühne brachte der erste das Lustspiel: „Der Sohn der Gärtnerin," eines der letzten Stücke des Autors, welches hier noch gar nicht gegeben worden ist, am Wiener Burgtheater aber einen succès d'estime davongetragen hat. Gleichzeitig kam am Stadttheater in Wien Paul Lindau's „Maria und Magdalena" zur ersten Aufführung; die Wiener Kritik begrüßte hier das aufsteigende Gestirn, während sie die Dichtung von Benedix etwas altbacken fand; sie war überhaupt stets geneigt, den Leipziger Lustspieldichter in die Rumpelkammer zu werfen, dessen Dichtweise allerdings für den Wiener Feuilletonespirit nichts Sympathisches haben konnte.

„Der Sohn der Gärtnerin" ist ein anspruchsloses Stück, das wol eher die Bezeichnung Schauspiel als Lustspiel verdiente und diese ernstere Richtung auch darin documentirt, daß die Wirkung der meisten Actschlüsse nicht auf einem Höhenpunkt komischer Verwickelungen, überhaupt nicht auf komischen Motiven beruht, sondern auf mehr psychologischen Wendungen. Wohlthuend aber berührt das Stück in jeder Weise; denn es ist aus einem reichen Fonds von Gemüth herausgedichtet und zeigt uns gerade den Sieg des echten Gefühls über gesellschaftliches Scheinwesen.

Der Sohn der Gärtnerin ist ein angesehener Professor, der ein reiches Mädchen liebt; er ist lange in der Fremde gewesen, jetzt in seine Vaterstadt zurückgekehrt und seine Herkunft ist unbekannt. Seine vornehmen Rivalen finden indeß heraus, daß das auf dem Markt sitzende alte Blumenweib seine Mutter ist und suchen ihn zu compromittiren, indem sie durch eine Intrigue dieselbe in einen seinen Salon schmuggeln, in welchem ihr Sohn und seine Geliebte anwesend sind. Dieser Plan aber scheitert vollkommen; der Professor verleugnet seine Mutter nicht und gerade dadurch gewinnt er Herz und Hand des edeldenkenden Mädchens und schlägt die ränkespinnenden Nebenbuhler aus dem Felde.

Daneben geht eine zweite Verwickelung: die Schwester des Professors liebt einen jungen Musiker, läßt sich aber durch eine Anwandlung von Lebenslust von einem jener Salonheroen, der unter falschem Namen bei ihr erscheint, dazu verführen, einen Ball in einem Volksetablissement zu besuchen; doch schon während der Fahrt in der Droschke bemerkt sie die bösen Absichten ihres Beschützers, springt aus derselben heraus, während dieser das Fahrgeld berichtigt, und eilt wieder nach Hause. Das kleine Abenteuer wird von dem jungen Freunde rasch verziehen und dieser, von einem alten Musiker protegirt, dem bestgezeichneten Charakter des Stückes, sieht auf einmal eine glänzende Laufbahn vor sich und kann sein Liebchen heirathen.

Die ersten Acte des Stückes enthalten viel Ansprechendes, gemüthvoll Anregendes, auch naiv muntere und satyrisch beleuchtete Scenen; aber die Katastrophe und besonders ihre Folgen treten mit einer Plötzlichkeit ein, die nicht von Uebereilung freizusprechen ist; es fehlt hier an einigen wohlangebrachten Hemmungen und gerade hierin zeigte die alternde Muse von Benedix einen gewissen Mangel an der früheren Frische der Erfindung.

Eins der bekanntesten Stücke von Benedix, „Der Störenfried", war das zweite des Cyklus; in der Titelrolle ist bekanntlich eine Schauspielerin ersten Ranges, Frau Friedmann-Blumauer in Berlin, bei ihren Gastspielen häufig aufgetreten; diese Rolle gehört zu ihren Glanzpartien.

Das Thema dieses Stückes ist aus dem allernächsten bürgerlichen Leben herausgegriffen; denn zu einer in den Familienkreisen am weitesten verbreiteten Sorte gehören jedenfalls die unangenehmen Schwiegermütter. Auch ist der Plan des Stückes ja so einfach, daß jeder Dilettant glauben würde, mit einem photographischen Apparat, den er im nächsten Zimmer oder im nächsten Stockwerk anbringt, solche Lebensbilder auffangen zu können. Was liegt näher, als die Copie eines solchen Störenfried, der zwischen Mann und Frau Unfrieden säet, der jungen Gattin ihre Wahl in einem ungünstigen Lichte zeigt, einen Haushalt verwirrt mit allerlei modischen Prätentionen und ihm zuletzt ausschließlich den eigenen Willen als Gesetz zu dictiren sucht? Diese Scenen scheinen sich alle von selbst darzubieten zu bequemer Benutzung für Situationen, die sich von einem sichern Sitz im Publicum aus behaglich genießen lassen, wie am Ufer das Schauspiel der stürmisch erregten See, während es sehr unangenehm ist, wenn die Welle selbst einem den Kopf wäscht.

So leicht indeß, wie es auf den ersten Anblick scheint, ist es keinesfalls, auch nur das Leben so abzuschreiben für die Bühne; man würde durch solche Copie nur eine Folge einzelner Scenen erhalten. Gerade in diesem Stück aber ist es Benedix gelungen, eine echt dramatische Wendung anzubringen, echt dramatisch, weil sie aus der Eigenart eines Charakters und den innern Contrasten desselben hervorgeht. Daß in dem harmlosen, unscheinbaren Hausfreund dem „Störenfried" ein so unerwarteter und so siegreicher Gegner erwächst: das ist die glückliche dramatische Pointe des Stückes.

Von geringerem Werth ist das Lustspiel „Die Pflegetöchter", welches als das dritte Stück des Benedixcyklus zugleich mit der beliebten Bluette „Eigensinn", diesem auf allen Liebhaberbühnen gepflegten Einacter, zur Aufführung kam. In „Die Pflegetöchter" herrscht ein flotter Vagabundenhumor, der nicht ganz von französischem haut-goût freizusprechen ist, wenigstens nicht von einem Mangel an Delicatesse. Schon die erste Straßenscene hat einen etwas bedenklichen Beigeschmack, den der Autor selbst durch allerlei Anspielungen mit einem gewissen Behagen hervorhebt. Das Wiedersehen zwischen dem Gatten und der Gattin nach jahrelanger Trennung spielt sich in einer Weise ab, welche eine sehr ironische Apotheose der Ehe ist. Was die Erfindung selbst betrifft, so ist sie novellistischer Art, was bei Benedix eine Seltenheit ist; das im Drama immer tadelnswerthe Versteckspiel vor dem Publicum bringt er hier zur Anwendung; dem Wiederfinden der Gatten folgt die Wiedererkennung der längst verloren geglaubten Tochter auf dem Fuße. Es sind dies bekanntlich die Lieblingsmotive eines Menander und Philemon, aus deren Werken sie in die altrömische Komödie übergingen; auch bei Shakespeare und in der ganzen altbritischen Dramatik spielen die Perdita's eine große Rolle; doch in einem Lustspiele von etwas spießbürgerlicher Atmosphäre muthet diese Romantik fremdartig an, um so mehr, als sie zu plötzlichen, mehr romanhaften Enthüllungen führt, welche im Drama selbst nicht genugsam vorbereitet werden können.

Immerhin haben auch die „Pflegetöchter" einen frischen Zug und der Charakter des Sprachlehrers Müller, eines gemüthlichen Vagabunden, welcher der sittlichen Welt sehr phlegmatisch, die Hände gleichsam in den Hosentaschen, gegenübersteht, ist mit seinem Pantoffelhumor trefflich geschildert. Hr. Dr. Förster, der in diesem Benedixcyklus drei Aufgaben fand, die seiner Begabung und seinem Naturell durchaus entsprachen, führte den Sprachlehrer Müller mit einem ergötzlichen jovialen Phlegma durch. Im „Sohn der Gärtnerin" spielte er den Capellmeister Darnau; jedenfalls ist dies der gelungenste Charakter des Stückes. Dieser begeisterte Maesiro, der glücklich ist, wenn er junge Talente entdeckt, die er protegiren kann, ist eine jener echten Künstlernaturen mit ihrer uneigennützigen Hingebung an das Schöne und dabei mit einer äußeren trotzigen Ungeschlissenheit und Grobheit, wie sie vielleicht nur in Deutschland gefunden werden. Der dritte im Bunde war Lebrecht Müller, der alte, schüchterne Hausfreund im „Störenfried", der sich auf einmal zu einem energischen Eingreifen in die Geschicke des Hauses aufrafft und die aus den Fugen gegangene Welt wieder einrichtet. In diesen drei Rollen zeigte Hr. Dr. Förster von neuem, daß er scharf zu individualisiren weiß; denn alle drei Gestalten, der vagabundirende Sprachlehrer, der ungeniirte Musiker, der harmlose Hausfreund, waren wesentlich von einander verschieden.

Nächst Hrn. Dr. Förster hatte in erster Linie Frau Spitzeder die Lasten und Ehren des Benedixcyklus zu tragen, obwol es dieser Darstellerin schwer fällt, die Identität ihrer Person künstlerisch zu verstecken; es wäre gewiß vortheilhaft, wenn in diesen Rollen mehr Abwechselung möglich wäre und eine andere Darstellerin mit Fr. Spitzeder alterniren könnte. Wir wollen dieser tüchtigen Schauspielerin damit nicht zu nahe treten; für kleinbürgerliche Rollen ist sie sehr geeignet, besonders wo sie humoristische Färbung haben. Ihre Frau Schulze war sehr ergötzlich; ihr Störenfried hatte durchaus den richtigen Ton vornehmer Ueberhebung und mit Schlichtheit und Gemüthseinfalt führte sie die Mutter des Professors, die alte Gärtnerin Fr. Holbach vor; doch einige Abwechslung, wir möchten fagen im Format der Erscheinung, würde dem Publicum gewiß willkommen sein.

Frl. Friedhoff spielte die Gisela Fessen, und die Thekla im „Störenfried" in anmuthender Weise; sie zeigte, daß sie für den Ausdruck zarter Empfindungen den rechten Ton trifft. Ihr Talent für Charakteristik konnte Frl. Butze in diesen Benedixstücken von neuem bewähren; ihre launenhafte Dilettantin Hulda Wilden, ihre derbe, kecke Babette mit ihrem Mutterwitz und die sanfte „Pflegetochter": es waren drei vortreffliche individualisirte Gestalten. Nächstdem hatte Frl. Tullinger drei ingenues zu spielen, die sich allerdings etwas ähnlich sehen, doch das ist ja das Loos der Backfische, die Gärtnerstochter Gertrud, Alwine Weiß und die Pflegetochter der Frau Schulze. Diese Darstellerin hat stets etwas Anmuthendes, ist auch nicht ohne einen gewissen putzigen Humor, doch die Spitzenklöppelei ihres Organs macht einen zu zarten, feinen Eindruck. Außerdem erwarben sich die Herren Stöckel, Johannes, Broda, Mylius, Hübner, Konrad und Frau Schubert Verdienste um das Ensemble dieser Stücke.

Freilich, kein Stück sitzt auch unseren deutschen Schauspielern so bequem wie ein Stück von Benedix!

Rudolf v. Gottschall.

Bücher-Besprechungen.

—r. **Bilder aus dem englischen Leben.** Studien und Skizzen von Leopold Katscher. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1881. — Sehr lebendig und anziehend geschriebene Aufsätze über die englischen Universitäten, das dortige Post- und Telegraphenwesen, die Sonntagsfeier, das Clubwesen, über die städtische Verwaltung und einige der Musteranstalten Londons, sowie einige merkwürdige Persönlichkeiten, die in England die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Es dürfte noch nicht allgemein bekannt sein, was der Verfasser über die Gemeindeverwaltung Londons mittheilt, daß diese Stadt von 4 Millionen Einwohner nur in ihrem $^1/_{120}$ Theile — der sogen. City — von einem Bürgermeister und einem Municipalrath geleitet, die übrigen $^{119}/_{120}$ der Stadt aber von 3 — 4 Dutzend patriarchalischen, leitungs-

losen Sprengelvertretungen verwaltet werden, deren jede ganz autonom (sogar in Sachen der Besteuerung) ist, und ein eigenes Rathhaus, einen eigenen Beamtenstand besitzt. Nur für einzelne Angelegenheiten, wie das Cloakenwesen, Pferdebahnen-, Feuerwehr-, Straßen-, Gas- und Wasserleitungswesen ist seit 1855 eine besondere Behörde für das ganze Nichtcity-London eingesetzt — die Metropolitan board of works (hauptstädtische Bautenbehörde).

—r. Das Wesen der Burschenschaft auf geschichtlichem Grunde und mit Hilfe vieler Originalbeiträge für alle Gebildeten, insonderheit Eltern, Erzieher und Studenten dargestellt von Ulrich Rudolf Schmidt, emer. Pastor, Jenaischem Burschenschaftler von 1827 bis 1832, Comitémitglied und Festredner beim Wartburgfeste 1867 und bei der Feier des 60jährigen Jubiläums der Burschenschaft 1880. Zweite vermehrte Ausgabe. München, Theodor Ackermann 1880. — Ein sonderbares Buch, in dem außer einer dankenswerthen Darstellung der Geschichte und Bestrebungen der Burschenschaft nebst einiger geistesverwandter Erscheinungen und Vorbereitungen derselben, vorzüglich im Jenaischen Studentenleben, Reflexionen gegeben werden, die sich nicht nur auf das Wesen der Burschenschaft, sondern auch auf die Gebiete der Pädagogik, Ethik, Politik, Philosophie beziehen. In den Beilagen werden außerdem Ansprachen mitgetheilt, die auf Stiftungscommersen der Burschenschaft und bei anderen festlichen Gelegenheiten gehalten worden sind, die Festtage der deutschen Burschenschaften ausführlich geschildert, die Statuten der freien studentischen Vereinigung zu Jena mitgetheilt. Um aber das Most völlig wahr zu machen, „von allen Dingen und noch einigen anderen dazu sprechen", fühlt sich der Verfasser veranlaßt, außerdem noch in einem Anhange einige seiner „patriotischen Gedichte aus der neuesten Zeit" sowie eine Anzeige seiner Schriften nebst Inhaltsangaben und Auszügen aus Recensionen derselben wenn dieselben ungünstig lauten, zieht der Verfasser dagegen zu Felde — Erläuterungen und Ergänzungen dazu mit besonderer (?) Beziehung auf die Burschenschaft zum Besten zu geben. Was die „Bemerkungen über die Rechtschreibung", mit denen das Buch schließt, — von einer nachträglichen Beilage abgerechnet — an dieser Stelle bedeuten und in welcher besonderen Beziehung dieselben zur deutschen Burschenschaft stehen sollen, ist uns unerfindlich gewesen. Der Verfasser hätte vor Herausgabe des Buches, besonders aber der zweiten Auflage desselben, die Mahnung „nonum prematur in annum" beherzigen, vor Allem aber das zum Thema Gehörige besser zusammenstellen und ordnen sollen. So wie es vorliegt, macht das Buch einen geradezu unerquicklichen Eindruck.

Leipzig, 30. Jan. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Albrecht, Die Leipziger Mundart. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung.
Andree's allgemeiner Handatlas in 86 Karten und 10 Lfg. 3. bis 8. Lfg. Leipzig, Velhagen & Klasing. à 2 ℳ.
Arendt's Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 3. Jahrg. 4. Heft. Jan. 1881. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰, jährl. 8 ℳ.
Arioſt's Rasender Roland. Von Doré und P. Heyse. 7. u. 8. Lfg. Breslau, S. Schottländer. à 1,20 ℳ.
Biedermann, Geschichte der Leipziger Kramer-Innung 1477—1880. Frauenbrevier. 2. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. Geb. 8 ℳ.
Bier-Regeln für Wirthe und Solche, die es werden wollen. Nürnberg, Allgemeine Hopfen-Zeitung. 50 ₰.
Boock-Krafft, Lehrbuch der französischen Sprache II. Cursus, und Supplement. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Bruhns' Neues logarithmisch-trigonometrisches Handbuch. 2. Ausg. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 4,20 ℳ.
Conrad, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Neue Folge, 2. Bd. 1. u. 2. Heft. Jena, Gustav Fischer.
Conservative Monatsschrift, Allgemeine, von M. v. Nathusius. Jan. 1881. Leipzig, Hinrichs. Vierteljährl. 2 ℳ.
v. Corvin, Erinnerungen aus meinem Leben. 3. Aufl. 4 Bde. Leipzig, Fr. Thiel.
Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von Rich. Fleischer. 1. (Jan.) Heft 1881. Berlin, Otto Janke.
v. Eberstein, Urkundliche Nachträge zu den geschichtlichen Nachrichten von dem reichsritterl. Geschlecht Eberstein vom Eberstein auf der Rhön. 3. Folge. Dresden, Lehmann's Druckerei.
Eckardt, Chronik von Glauchau. 7. u. 8. Lfg. Glauchau, Arno Peschke.
Encyklopädie der Naturwissenschaften. 1. Abthlg. 15. Lfg.: Handbuch der Botanik, 6. Lfg.; 16. Lfg.: Handbuch der Mathematik, 3. Lfg.; 17. Lfg.: Handwörterbuch der Zoologie u., 5. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.
Fessler, Geschichte von Ungarn. 2. Aufl. Von E. Klein. 22. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Gisthaume, Die sechs, im deutschen Felde und der Lebensbaum. Gütersloh, C. Bertelsmann. 4 ℳ.
v. Gottschall's Roman: Das Fräulein von St. Amaranthe. 1. bis 3. Bd. Berlin, Otto Janke.
Healy, Why there is an irish Land Question and an irish Land League. Dublin, M. H. Gill & Son. 1 Schilling.
Heilige Schrift, Die, alten und neuen Testaments mit der Auslegung älterer evangel. Schriftforscher. Neues Testament II. Bd. Gütersloh, C. Bertelsmann. 4 ℳ.
Hoberg, Buch der Hymnen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2,25 ℳ.
Hof-Silberkammer, Die, und die Hof-Kellerei zu Dresden. Dresden, Wilhelm Baensch.
v. Hüber, Ein Spaziergang um die Welt. 6. u. 7. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & C. Günther.
Instrumentenkunde, Zeitschrift für. 1. (Jan.) Heft. Berlin, Julius Springer. Jährl. 12 Hefte 15 ℳ.
Kübler, Was ist kraftbarer Bucher. Leipzig, Karl Scholze. 60 ₰.
Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben. 32. bis 36. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 50 ₰.
Kretschmer & Rohrbach, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 8. Lfg. Leipzig, J. G. Bach. à 4 ℳ.
Lessing, G. E., als Reformator der deutschen Literatur. Von Kuno Fischer. 1. u. 2. Theil. Stuttgart, J. G. Cotta. Geh. 10 ℳ.
Nastasi, Kurzer Bericht von dem Unterschied der wahren evangel. Luther. und der reformirten Lehre. Neuer Abdruck. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1,60 ℳ.
Neudrucke deutscher Litteraturdenkmale des 18. Jahrh. 1. Klinger's Trauerspiel: Otto. Heilbronn, Gebr. Henninger. 90 ₰.
Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Jan. 1881. Breslau, S. Schottländer. Vierteljährl. 6 ℳ.
Oberdieck, Deutschlands beste Obstsorten. 5.—7. Lfg. Leipzig, Hugo Voigt.
Oswald, Inge von Kantum. Eine Syltet Novelle. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 3,50 ℳ.
Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. 3. Aufl. 2. Halbband. Leipzig, J. C. Hinrichs. 8 ℳ.
Palästina-Vereins, Zeitschrift des deutschen, von H. Guthe. 1. bis 3. Bd. Leipzig, K. Baedeker.
Poland, Udo's Tristien, Elegien eines Verbannten. Leipzig, Serbe's Verlag.
Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. Blätter für, Neue Folge VIII. Bd. 1. Heft. Jena, Frdr. Frommann. 4 Hefte 10 ℳ.
Reymond, Neuer Zeit- und Streit-Struwwelpeter. Ein Bilderbuch für junge Retter der Gesellschaft. Zürich, Trüb's Verlag. 2 Frs.
Rotgeber in ausgewählte Schriften. 3. bis 6. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 ₰.
Rohmäßer, Der Wald. 3. Aufl. von Prof. Wilkomm. 3. Lfg. Leipzig, C. F. Winter. à 1 ℳ.
Sanders' Neugriechische Grammatik. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Scherr's Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. 3. Aufl. 24. bis 30. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 40 ₰.
Schlagintweit, Indien in Wort und Bild. 21. u. 22. Lfg. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.
Schmölle, Die Verbesserung unserer Wohnungen nach der Gesundheitslehre. Mit Vorwort von Dr. Niemeyer. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 2 ℳ.
Siegmund, Aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus. 3. bis 6. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.
Sittard, Compendium der Geschichte der Kirchenmusik. Stuttgart, Levin & Müller. Br. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.
Spitta, Paul, Schlaf und Tod oder die Nachtseite des Seelenlebens. 2. Aufl. 2. u. 3. Lfg. Halle, Jul. Fricke. à 1,50 ℳ.
Steiermärkische Geschichtsblätter von Dr. v. Zahn. 4. Heft. Graz, Leykam-Josefsthal. à 4 ℳ.
v. Wächter, Carl Georg, Leben eines deutschen Juristen, dargestellt von O. v. Wächter. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Wolfrum, Die öffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig 1831—1881. Zur Jubelfeier am 23. Jan. 1881.
Württembergischen Versekensanstalten. Verwaltungsbericht der königl., im Rechnungsjahre 1879—80. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Jahnärzten und Zahnkünstlern. Denkschrift über das Verhältniß zwischen, in Deutschland. Berlin, R. Gerisch.
Zeglin, Pädagogische Aphorismen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2,40 ℳ.
Zeitschrift für Orthographie. Von Dr. W. Victor. Nr. 1—3, Oct. bis Dec. 1880. Rostock, Wilh. Werther. Vierteljährl. 1,50 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 10. Donnerstag, den 3. Februar. 1881.

Inhalt: Unter schwarzgelber Fahne. Erinnerungen eines deutschen Officiers. Marsch- und Standquartiere in Illyrien und Italien 1859. III. — Marktbericht aus Gera. — Bücherbesprechung. — Zeitschrift.

Unter schwarzgelber Fahne.

Erinnerungen eines deutschen Officiers.

Marsch- und Standquartiere in Illyrien und Italien 1859.

III.*)

Bei unserem Eintreffen in Ostiglia fanden wir das schon seit längerer Zeit sehnsüchtig erwartete Befehlsschreiben des Regiments-Inhabers vor, welches die durch die Neuformation des 5. Feld-Bataillons**) veranlaßten Avancements brachte. Auch meine Wenigkeit rückte bei dieser Gelegenheit zum Oberlieutenant auf. Von den, uns Linien-Officieren an Lebensalter weit vorausstehenden, Kameraden des Grenzer-Bataillons wurde uns dies „unverdiente Glück" förmlich übelgenommen. Hatten dieselben schon früher unser freundliches Entgegenkommen ziemlich kühl erwidert, so wichen sie uns von nun an, wie es schien gestissentlich, aus, und selbst die längere Dauer unseres dienstlichen Verbandes vermochte eine Aenderung dieser bedauerlichen Spannung leider nicht herbeizuführen.

Gleichzeitig mit dem großen Regiments-Avancement war auch die kaiserliche Ordre eingetroffen, welche unseren Obersten v. W. zum Generalmajor und Brigade-Commandanten beim II. Armeecorps und den bisherigen Commandanten des 1. Feld-Bataillons, Oberstlieutenant P., zum Obersten und Regiments-Commandanten ernannte. General v. W. erwahnte uns beim Abschiede, im Punkte des militärischen Gehorsams und der treuen Pflichterfüllung uns unseren neuen Regiments-Commandanten zum Muster zu nehmen, welcher während seiner langen Dienstzeit den Vorgesetzten noch niemals auch nur zur kleinsten Rüge Veranlassung gegeben habe. Daß dies sich thatsächlich so verhielt, daran konnten Diejenigen am wenigsten zweifeln, welche, wie meine Wenigkeit, Jahre hindurch das Glück gehabt hatten, mit dem Oberstlieutenant P. in näherem dienstlichen Verkehr zu stehen. Der neue Regiments-Commandant zog allerdings die Zügel der Befehlsführung etwas weniger straff an als sein schneidiger Vorgänger, doch that nichtsdestoweniger ein Jeder von uns willig und gerne seine Schuldigkeit, um sich nicht das Wohlwollen eines Vorgesetzten zu verscherzen, zu dessen Herzensgüte und Charakterreinheit wir Alle mit aufrichtiger Verehrung emporblickten.

Unsers Bleibens in Ostiglia war nicht lange, schon nach wenig Tagen wurde der größte Theil der Brigade, einschließlich der Batterie, fünf bis zehn Kilometer weit vom Po zurückgezogen, und am Strome verblieb nur ein Vorposten-Bataillon, welchem die beiden der Brigade seit einigen Tagen unterstellten Ulanen-Escadronen zugetheilt wurden. Die Batterie kam mit dem 1. Feld-Bataillone meines Regiments nach Correzzo, einem Dorfe zwischen Ostiglia und Sanguinetto, zu liegen. Unsere Quartiere daselbst ließen Einiges zu wünschen übrig; das mir angewiesene Zimmer enthielt nur ein landesübliches Bett nebst einem Stuhle und schien bis vor Kurzem gerichtlich gesperrt gewesen zu sein, denn am Thürschlosse klebten noch zwei große Amtssiegel. Um nicht neugierig zu erscheinen, unterließ ich es, mich nach dem Grunde der stattgehabten Sperre zu erkundigen, fand aber dazu Veranlassung, als einige Tage später die Damen im Hause des Bezirksarztes, woselbst ich zuweilen verkehrte, mich lachend fragten, ob mir denn noch kein Gespenst in meinem Quartiere erschienen sei. Ich erfuhr nunmehr, daß in dem von mir benützten Bette ganz kurze Zeit vor unserem Einrücken eine alte Frau das Zeitliche gesegnet habe. So wenig angenehm mir diese Aufklärung war, hütete ich mich doch sorgfältig, auch nur das leiseste Grauen bemerken zu lassen, und schlief in dem Sterbebette der seligen Wittwe unbekümmert weiter bis zum Tage der Ablösung meines Detachements, welche, laut Brigadebefehl, am 20. Juni erfolgen sollte. Gerade an diesem Tage fand jedoch, uns Allen völlig unerwartet, eine Allarmirung der Brigade statt, infolge wovon sich meine Ablösung bis zum 22. Juni verzögerte. Die Veranlassung des Allarms war aber folgende. Am 20. Juni, einem Sonntage, feierte man in Revere, welches Städtchen, wie schon früher erwähnt, gerade gegenüber von Ostiglia, am rechten Po-Ufer, liegt, das Kirchweihfest, und nach beendigtem Gottesdienste hielt daselbst ein uniformirtes Musikchor, unter Pauken- und Trompetenschall, seinen ortsüblichen Umzug. Die Luftströmung trug diese kriegerischen Töne, untermischt mit den Jubelrufen der Schuljugend von Revere, über den Po herüber nach dem Dorfe Melara, woselbst Hauptmann E., vom 3. Feld-Bataillone meines Regiments, die Vorposten befehligte. Dieser Herr hatte eine etwas lebhafte Phantasie und ließ nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen, welche geeignet erschien, um die höheren Vorgesetzten auf seinen ganz besonderen Diensteifer — Hauptmann E. stand nämlich schon ziemlich hoch zum Major — aufmerksam zu machen. Er beeilte sich demnach, schriftlich an das Brigade-Commando zu melden, „daß der Feind in Revere, unter dem Jubel der Bevölkerung, eingerückt sei und Anstalten träfe, den Strom zu überschreiten". Eine Stunde später ertönte in allen Cantonnements unserer Brigade das Allarmsignal, und nach einer weiteren Viertelstunde stand die Batterie vollständig marschbereit auf ihrem Parkplatze. Unser Hauptmann hatte inzwischen schon den Befehl zum sofortigen Vorrücken nach Ostiglia erhalten, und ließ deswegen, nachdem ein Theil des Bedeckungs-Detachements auf den Munitionswägen Platz gefunden hatte, unverzüglich antraben. Unterwegs begegneten uns die Marketender-Fuhrwerke der beiden — auf Vorposten stehenden — Ulanen-Escadronen in vollster Flucht, behauptend, daß ihnen der Feind unmittelbar auf dem Fuße

*) Siehe Nr. 80, Jahrg. 1880.

**) Eine Allerhöchste Ordre vom 13. Mai 1859 ordnete die Aufstellung fünfter Feld-Bataillone bei allen Linien-Infanterie-Regimentern an.

folge. Diese Leute waren von einer vollständigen Panique ergriffen und es fehlte wenig daran, daß sie dieselbe weiter verbreiteten. Hauptmann B. ließ die Batterie einen Augenblick halten, um zu hören, ob unsere Vorposten vielleicht schon im Gefechte ständen; da indeß kein Infanterie-Feuer zu vernehmen war, so wurde unser Vormarsch sogleich wieder aufgenommen. In Ostiglia angekommen, durchrasselten wir die Straßen des Städtchens, und protzten dann auf dem linken Uferdamme des Stromes, dicht am Landungsplatze der zerstörten „fliegenden Brücke", ab. Aber friedlich blickte das Städtchen Revere zu uns herüber, vom Feinde war Nichts zu sehen und zu hören, nur einzelne Neugierige in bürgerlicher Kleidung standen am jenseitigen Po-Ufer und betrachteten wahrscheinlich mit Erstaunen unser auffallendes Beginnen.

Während unseres Vormarsches nach Ostiglia hörte ich die jüngeren Officiere der Batterie die Möglichkeiten des bevorstehenden Gefechtes besprechen, und war nicht wenig frappirt durch eine ihrer Aeußerungen, welche sich auf den geringen Munitionsvorrath der Batterie bezog. Dieser Umstand war bisher, zum mindesten in meiner Gegenwart, noch niemals zur Sprache gebracht, also wol als eine Art von Dienstgeheimniß unter den Batterie-Officieren bewahrt worden. Jetzt, angesichts der verhängnißvollen Folgen, welche ein frühzeitig eintretender Munitionsmangel für die Batterie haben konnte, vermochten die jungen Herren ihre Aufregung nicht mehr zu bemeistern, und so erfuhr denn auch ich, daß die Batterie, trotz aller diesbezüglichen Rapporte und Bitten ihres Commandanten, noch immer nicht ihre Kriegschargirung erhalten habe. Nur die Protzkästen der Geschütze waren mit scharfer Munition gefüllt, die Munitionsfuhrwerke aber leer. Mit welch niederdrückendem Bewußtsein mag der alte Hauptmann B. seine Geschütze auf dem Stromuferdamme bei Ostiglia zum Gefecht placirt haben; er ließ sich aber nicht das Mindeste anmerken, und verzog ebenso wenig eine Miene, als, nach einigen Stunden ruhigen Abwartens, der von Nogara herbeigeeilte commandirende General des 10. Armeecorps, Feldmarschall-Lieutenant Baron Wernhardt, persönlich bei der Batterie erschien, um derselben den Befehl zum Wiederabrücken nach Correzzo zu ertheilen. Auch die Infanterie-Bataillone der Brigade wurden in ihre Cantonnements entlassen, und Hauptmann E. von „höherer Commandostelle" bedeutet, mit seinen Meldungen künftig etwas vorsichtiger zu sein. Der arme Mann war völlig außer sich darüber; es mag auch wol zu den Enttäuschungen empfindlichster Art gehören, statt des erhofften Ordens eine Rüge zu erhalten. Um ihn wenigstens einigermaßen schadlos zu halten, bedicirten ihm seine zahlreichen Widersacher unter den Regiments-Kameraden den Titel eines „Herzogs von Melara", welcher ihm auch, trotz aller dagegen angewendeten Maßnahmen, bis zu seinem Uebertritte in die Militär-Verwaltungs-Carrière verblieben ist.

Nach meiner Ablösung, am 22. Juni, rückte ich, zum 2. Feld-Bataillone des Regiments, nach Roncanuova ein. Als Quartier bezog ich einen großen Gartensaal, welchen ich mit noch fünf jüngeren Kameraden zu theilen hatte. Von Betten für jeden Einzelnen von uns war hier natürlich keine Rede, man hatte für uns sechs ein großes Strohlager auf dem Fußboden des Saales hergerichtet, und es blieb unserem eigenen Scharfsinne überlassen, die uns zu gemeinsamer Benützung überwiesenen 2 Stück Wattdecken und 4 Stück Kopfkissen zweckmäßig zu verwerthen.

Als Haupt-Dienstbeschäftigung wurde beim 2. Bataillone das Scheibenschießen betrieben, welche Uebung allerdings dringend geboten erschien, da unsere, im Frühjahre eingestellten, Recruten auch noch nicht einen scharfen Schuß aus ihren Gewehren gethan hatten.

Auch am Vormittage des 24. Juni sollte nach der Scheibe geschossen werden; als jedoch die Zeit des Aufstehens gekommen war, hörten wir es deutlich donnern, glaubten ein Gewitter im Anzuge und beducirten uns aus diesem Umstande das Recht, noch ein Weilchen liegen zu bleiben, da nunmehr aus dem Scheibenschießen doch wol nichts werden würde. Im nämlichen Augenblicke ging aber der Bataillons-Commandant, welcher in demselben Hause bequartiert war, an der Glasthüre unseres Saales vorüber, und da er uns noch im Bette liegen sah, trat er ein und richtete halb scherzend und halb im Ernste an uns die Frage, „ob wir denn heute keinen Dienst hätten". Es wurde ihm erwidert, daß, wegen des heraufziehenden Gewitters, das befohlene Scheibenschießen wol werde unterbleiben müssen. „Ihr meint wol", versetzte er darauf, „weil es donnert, müsse ein Gewitter kommen; Ihr irrt Euch, dieses Donnern besorgen die Kanonen, und ich denke, wir werden bald Gelegenheit bekommen, uns davon des Näheren zu überzeugen." Nun war es allerdings mit unserer Morgenruhe zu Ende, so schnell er konnte, rafft sich ein Jeder vom Lager empor, und stürzte sich in die Kleider. Eilends packten wir dann unsere wenigen Habseligkeiten zusammen, und es mochte wol kaum erst eine Viertelstunde verstrichen sein, als wir, völlig gerüstet zum Abmarsche, auf die Dorfstraße hinaus traten, woselbst sich, ohne daß es befohlen war, binnen Kurzem das ganze Bataillon versammelte, um, mit gespanntester Aufmerksamkeit, auf den immer heftiger von Westen herüberschallenden Kanonendonner zu lauschen. Nach einigen Stunden ruhigen Abwartens befahl indeß der Bataillons-Commandant, daß wir den angesetzten Dienst beginnen sollten, und wirklich schossen wir dann, wie im tiefsten Frieden, ruhig nach der Scheibe, während in der Entfernung eines Tagemarsches von uns — bei Solferino — zwei große Armeen in blutiger Schlacht um den Siegeslorbeer rangen.

Am Nachmittage traf die Nachricht bei uns ein, daß die beiden — bei Nogara — in zweiter Linie stehenden Brigaden unseres Armeecorps Befehl erhalten hätten, nach Goito am Mincio vorzurücken, und wir schöpften daraus neue Hoffnung, daß man auch uns, trotz der vorgerückten Tageszeit, schließlich noch herbeiholen werde. Bald nach 5 Uhr erbrauste ein gewaltiger Gewittersturm über das Land und unterbrach die Schlacht für eine volle Stunde; sobald sich aber die Elemente wieder beruhigt hatten, begann von Neuem der Donner der Geschütze, und verstummte erst, als völlige Dunkelheit die Gefilde bedeckte.

Was der Mensch wünscht, das glaubt er gern; auch wir erwarteten mit aller Zuversicht, daß spätestens der nächste Vormittag uns die Ordre zum Vorrücken nach dem Schlachtfelde bringen werde; unsere Hoffnungen erwiesen sich jedoch als eitel, anstatt des Marschbefehls trafen endlose Wagenzüge voll Verwundeter bei uns ein, welche nach Legnago transportirt wurden und durch ihr lautes Wehklagen auf unsere neugierig herandrängenden Mannschaften einen bemerkbar deprimirenden Eindruck machten.

Auch der 26. Juni beendigte noch nicht unsere peinigende Ungewißheit über den Ausgang der großen Schlacht, nur Gerüchte, eines unwahrscheinlicher und widersprucksvoller als das andere, flogen von Mund zu Mund, und steigerten nur noch die allgemeine Aufregung, welche uns keinen Augenblick der Ruhe mehr finden ließ.

Am 27. Juni endlich erhielt die Brigade den Befehl, sich sofort zu concentriren, aber nicht nach vorwärts, sondern nach rückwärts, bei Sanguinetto, und wir wußten nun, woran wir waren.

In Sanguinetto wurden unseren Mannschaften auf Allerhöchste Anordnung die Tornister abgenommen und auf requirirten Landesfuhrwerken nach Legnago geschafft, um daselbst für die noch übrige Zeitdauer des Feldzuges deponirt zu werden. Diese Maßregel, welche die, während des Rückzuges der bei Magenta geschlagenen Armee, leider vielfach vorgekommenen Acte von Indisciplin — ganze Truppentheile hatten nämlich, ohne Befehl dazu zu haben, ihre Tornister weggeworfen — gleichsam guthieß, wurde von den Mannschaften meines Regiments mit Jubel aufgenommen, doch

zeigten sich die üblen Folgen des „Zugeständnisses“ schon nach wenig Tagen. Viele von unseren Leuten, namentlich die trägen und unsauberen Subjecte, hatten zu den entbehrlichen Dingen vor Allem auch ihre Reinigungsutensilien gezählt und diese in den abgegebenen Tornister verpackt. Sie schienen der Meinung zu sein, daß wir uns mit dem Tornister auch aller lästigen Disciplinarbestimmungen bezüglich der Reinlichkeit und militärischen Ordnung entledigt hätten. Der Korporalstock besehrte sie bald eines Besseren, trieb sie aber leider auch dazu, das ihnen fehlende Putzzeug sich auf unerlaubte Weise — durch Kameraden-Diebstahl — zu verschaffen, wodurch das Uebel nur noch verschlimmert wurde.

Am 28. Juni vollführte unsere Brigade abermals einen kleinen Tagemarsch nach rückwärts, die Stäbe wurden in Bangadizza, einem 2 Kilometer südwestlich von Legnago gelegenen Dorfe, bequartiert, während die Truppen auf den nahe liegenden Wiesen Bivouats bezogen. Hier zeigten sich die ersten greifbaren Wirkungen des Eindrucks unserer bisherigen Niederlagen auf die italienische Bevölkerung, indem böswillige Hände während der Nacht die Berieselungsschleußen der von uns benützten Wiesen öffneten, infolge wovon die Letzteren binnen kurzer Zeit derart durchnäßt wurden, daß wir um 2 Uhr nach Mitternacht uns genöthigt sahen, das Freilager aufzuheben und stehend den Anbruch des Tages zu erwarten. Unser General nahm von dieser Bebelligung seiner Truppen durch die Landesbevölkerung keine Notiz, und schädigte dadurch abermals sein, in unseren Augen ohnehin schon erschüttertes, Ansehen in empfindlichster Weise.

Am 29. Juni wurde ich zum 1. Bataillon des Regiments zurückversetzt, um die Führung der Compagnie zu übernehmen, bei welcher ich, fünf Jahre lang, als Unterlieutenant gedient hatte. Mein alter Hauptmann H. hatte nämlich eine vacant gewordene Compagnie des Grenadier-Bataillons bekommen, und sein neuernannter Nachfolger befand sich bis auf Weiteres noch in Wien, woselbst er bei der Anwerbung Freiwilliger beschäftigt war.

Der ziemlich starke Marsch dieses Tages führte uns Etsch abwärts nach Bagnolo, einem großen Dorfe, welches ungefähr im Halbirungspunkte einer geraden Linie liegt, die man sich zwischen den Städten Legnago und Ferrara gezogen denkt.

Meine und noch eine andere Compagnie des 1. Bataillons kamen in Bagnolo auf eine Art von Rittergut zu liegen, dessen Besitzer, von seiner Gemahlin begleitet, uns am Hofthore freundlich willkommen hieß. Die nicht mehr ganz junge Dame des Hauses machte den Eindruck einer sehr entschlossenen Persönlichkeit, sie trug einen Herrenhut auf dem vollen, blauschwarzen Haare, und musterte namentlich uns jüngeren Officiere bei der gegenseitigen Vorstellung mit ziemlich dreistem Blicke. Da ihr meine Wenigkeit möglicher Weise den Eindruck des Jugendlichsten unter den Anwesenden machte, so ergriff sie ohne Weiteres meinen Arm und führte mich, als wäre ich ein schüchternes Mädchen, unter dem schallenden Gelächter ihres Gatten und meiner Kameraden, in die erste Etage des Wohnhauses, woselbst auf dem mosaikgepflasterten Vorsaale eine reich besetzte Mittagstafel unserer schon seit mehreren Stunden — denn wir waren, der großen Hitze wegen, ziemlich langsam marschirt — harrte.

Die militärische Aufgabe unserer Brigade war durch deren Verschiebung, Po abwärts, nicht alterirt worden, unsere neue Aufstellung sollte lediglich den veränderten Verhältnissen bei der österreichischen Hauptarmee Rechnung tragen, welche nach ihrer Niederlage bei Solferino im Begriff stand, sich bis hinter die Etsch zurückzuziehen.

Die durch die letzten Märsche unterbrochenen Schießübungen unserer jungen Mannschaften wurden in Bagnolo wieder aufgenommen, auch exercirten wir einigemale im Bataillon, welchen Dienst unser neu eingetroffener Bataillons-Commandant allerdings wol hauptsächlich zu seiner eigenen Einübung angesetzt haben mochte, da derselbe, während einer mehrjährigen Verwendung als Ergänzungs-Bezirks-Commandant in K., keine Gelegenheit gehabt hatte, sich mit dem inzwischen neu erschienenen Exercir-Reglement für die k. k. Fußtruppen praktisch vertraut zu machen.

Unsere dienstfreien Stunden verlebten wir zumeist in Gesellschaft unserer liebenswürdigen Wirthsleute, welche Alles aufboten, um uns den Aufenthalt unter ihrem gastlichen Dache angenehm zu machen. Der Hausherr, ein im Vergleich mit seiner Gattin noch ziemlich jugendlich erscheinender — die Italienerinnen verblühen bekanntlich sehr rasch — und immer noch schöner Mann, besaß einen prachtvollen Baryton und entzückte uns zu wiederholten Malen mit seinen herrlichen Liedern und Opern-Arien, welche, namentlich in der Stille der Nacht, wunderbar ergreifend klangen. Das Einzige, was in Bagnolo zu wünschen übrig ließ, war die Schönheit der Landschaft, denn nur der einzige Ausblick nach Nordosten, wo fern am Horizonte die Colli Euganei sich erhoben, konnte als ein einigermaßen lohnender bezeichnet werden.

Am 3. Juli machte unsere Brigade abermals einen Marsch Po abwärts und besetzte Rovigo, eine ziemlich ansehnliche Stadt — zwischen Etsch und Po — an der von Padua nach dem Kirchenstaate führenden Hauptstraße. Die Wegstrecke von Bagnolo nach Rovigo beträgt zwar nur 28 Kilometer, allein die Julihitze war an diesem Tage eine so außerordentliche, daß ich diesen Marsch zu den größesten Strapazen zähle, die ich in meinem dienstlichen Leben bis jetzt überstanden habe. Der Umstand, daß unsere Mannschaften ohne Tornister marschirten, kam gar nicht zur Geltung, denn die furchtbare Sonnengluth erschöpfte binnen Kurzem auch die Kräfte derjenigen, welche, wie wir Officiere, so gut wie Nichts zu tragen hatten. Die letzte Hälfte des Weges führte unmittelbar entlang des Canals Adigetto, und auf dieser hatten wir Officiere vollauf zu thun, um diejenigen Leute, welche durch die gänzliche Erschöpfung ihrer Kräfte in eine förmlich verzweifelte Gemüthsstimmung gerathen waren, gehörig im Auge zu behalten, um die nur noch halb Zurechnungsfähigen zu verhindern, sich in's Wasser hinab zu stürzen. Um den Muth unserer Mannschaften zu heben, reichten wir jüngeren Officiere den sich am mühsamsten fortschleppenden Leuten, nachdem wir ihnen das Gewehr abgenommen hatten, den Arm, und zogen dieselben, weite Strecken lang, mit uns vorwärts. Darüber brach dann immer ein förmlicher Jubel unter den übrigen Soldaten aus, und Alle rafften sich auf zu erneuter Anstrengung. Wirklich erreichten wir auf diese Weise unser Marschziel ohne nennenswerthen Verlust, und defilirten sogar noch in ziemlich strammer Haltung vor dem commandirenden General unseres Armeecorps, welcher uns mit seinem Stabe entgegen geritten war, und die Brigade auf dem holperigen Pflaster der Piazza grande in Rovigo an sich vorbei marschiren ließ. Nicht ganz so glücklich hatten unsere Grenzer den Tagemarsch bestanden, mehr als zwei Drittheile des Bataillons, darunter sogar Officiere, waren unterwegs liegen geblieben, worüber der Bataillons-Commandant vom commandirenden General nicht gerade Schmeichelhaftes zu hören bekam.

Rovigo glich nach unseren Einrücken einem Feldlager, denn in der kaum 12 000 Seelen zählenden Stadt war nicht nur unsere ganze — circa 6000 Mann starke — Brigade einquartiert, sondern es befanden sich daselbst auch der Stab des 10. Armeecorps mit allen Bureaux und Anstalten, sowie der Stab unserer Division und nebstdem das Commando der soeben aus den päpstlichen Legationen zurückgekehrten k. k. Besatzungs-Brigade. Den Hauptbestandtheil der letzteren bildete das 33. Linien-Infanterie-Regiment „Graf Gyulai“, welches in der nächsten Umgebung der Stadt cantonnirte. Die Officiere dieses Regiments verkehrten natürlich viel in Rovigo, und eines Tages erschien mit ihnen, zu unserer nicht geringen Ueberraschung, auch der Inhaber des Regiments, Feldzeugmeister Graf Gyulai, in hocheigener Person. Wir erfuhren nunmehr, daß der unglückliche Feldherr, nachdem er

sein mehrfach besiegtes Heer bis zum Mincio zurückgeführt, das Armeecommando, auf Allerhöchsten Befehl, dem General der Cavallerie Grafen Schlick habe übergeben müssen. Dem tief Gedemüthigten sei jedoch auf seine Bitte die kaiserliche Genehmigung ertheilt worden, den Rest des Feldzuges bei seinem Regimente als Freiwilliger — das ist, ohne das Commando des Regiments zu führen — mitzumachen.

Die Anwesenheit des Feldzeugmeisters erregte auch unter der Civilbevölkerung von Rovigo großes Aufsehen, und eine dichtgedrängte Schaar von Neugierigen umstand in der Regel, lebhaft conversirend und gesticulirend, den Vorplatz des Cafés, sobald der frühere „Machthaber im lombardisch-venetianischen Königreiche" unter den daselbst versammelten Officieren Platz nahm. Als der Feldzeugmeister Graf Gyulai noch in Amt und Würden stand, hatte sein, namentlich außerdienstliches, Auftreten viel Paschamäßiges, weshalb er denn auch von seinen Untergebenen keineswegs verehrt wurde. Jetzt aber, wo er, der Macht entkleidet, selbst mit uns jungen Officieren ohne alle Prätension verkehrte, gewannen ihm sein freundliches Wesen und insbesondere die ruhige Würde, mit welcher er sein Unglück ertrug, im Sturme unsere Herzen. Wie gern hätten wir uns von ihm zu Kampf und — daran zweifelte Niemand — Sieg führen lassen, während wir, merkwürdigerweise, zu der Feldherrenkunst unserer eigenen Generale, selbst den „commandirenden" nicht ausgenommen, noch immer kein rechtes Vertrauen fassen konnten. Leicht möglicherweise war hieran zumeist der Umstand Schuld, daß diese alten Herren das Gefühl der Beschämung und des tiefen Schmerzes über unser fortwährendes Zurückweichen ohne Kampf, welches uns jungen Officiere unablässig peinigte, nicht zu theilen schienen. Unser beständiges Gesprächsthema war der hoffentlich baldige Kampf; den Unterhaltungsstoff der Generale bildeten, so weit derselbe wenigstens von unseren Ohren vernommen wurde, nur Dinge, welche mit dem Kriege nichts zu thun hatten. Ein einziges Mal nur schienen die Herren sich zu ereifern über die, bei Tisch gemachte, laute Bemerkung eines jungen Officiers von meinem Regimente, „daß nun wol bald die „Lerchenfelder Linie"*) an die Reihe kommen werde, wenn wir in der bisherigen flotten Weise fortführen, unsere vielgerühmten italienischen Vertheidigungslinien eine nach der anderen aufzugeben", — aber eine Zurechtweisung des kecken Sprechers erfolgte dennoch nicht, man kehrte über den kleinen Aerger rasch wieder zur gewöhnlichen Tagesordnung zurück.

*) Die Lerchenfelder Linie ist ein Wiener Vorstadt-Thor.

Musikbericht aus Gera.

⊙ **Gera**, 27. Jan. Der „Musik. Verein für Gera" hielt gestern Abend sein drittes Concert der laufenden Saison ab (im Ganzen nunmehr das 143.). Das Programm bot diesmal drei große Orchesterwerke, drei große Soli, davon zwei mit Orchesterbegleitung, und drei Lieder am Clavier. Den Anfang bildete die Lenoren-Symphonie von J. Raff. Die erste Abtheilung dieses Werkes stellt in einem Allegro- und einem Andante-Satze das Liebesglück dar und bringt dies in einer Fülle anmuthig weicher Melodiengewebe zu recht sympathischem Ausdruck. Die zweite Abtheilung ist ungleich weniger ansprechend; sie ist im Marschtempo gehalten und soll die Trennung darstellen. Der Marsch beginnt leise in der Ferne, hebt und entwickelt sich zur Nähe heran und verschwindet dann, gleich der Schaarwache, in der Ferne wieder. Ein Zusammenhang mit dem Lenoren-Märchen ist dabei nirgends erkennbar. Als Motive der dritten Abtheilung sind der Todtenritt, das Grauen Liebchens vor den Todten und die Wiedervereinigung im Tode genannt. Es enthält diese Nummer manches Anziehende und viel Charakteristisches; so ungesucht im Ausdruck der Empfindung wie der erste Satz ist indeß auch sie nicht. — Es folgte das große D-moll-Concert in drei Sätzen für Violine von L. Spohr. Hr. Otto Hohlfeld, großherzogl. Concertmeister aus Darmstadt, trug dasselbe mit genialer Begabung vor. Ebenso im zweiten Theile die Fantasie Caprice von Vieuxtemps. Der noch junge Künstler wirkt namentlich in der herrlichen Behandlung des Piano, sowie durch die wohlthuende Sicherheit in der Bogenführung und die Reinheit in seinen Doppel- und Terzgriffen. — Frln. Magda Bötticher, Concertsängerin aus Leipzig, sang im ersten Programmtheile die bekannte Arie aus „Titus", sowie im zweiten die Lieder: „Leb' wohl, liebes Gretchen" von N. Gade, „Schön Rothtraut" von Schlottmann und „Schlafe mein Prinzchen" von Mozart. Die Künstlerin verfügt über schöne Stimmmittel, an deren Ausbildung man deutlich die gute Schule des Leipziger Conservatoriums erkennt. Sie erscheint namentlich als Liedersängerin bedeutend, durch den von allem Tremulo freien geraden Klang der Stimme, den sicheren Anschlag des Tones und den seelenvollen Vortrag. Beide Gäste wurden wiederholt vom Publicum gerufen. An Orchesterwerken folgten noch: Variationen und Scherzo aus dem Septett von Beethoven und zum Schluß: Wagner's „Tannhäuser"-Ouverture. Sämmtliche Nummern des Programms erfreuten sich unter W. Tschirch's bewährter Direction tadelloser Durchführung.

Bücherbesprechung.

—r. Was ist strafbarer Wucher? Für das Volk nach dem Deutschen Wuchergesetze gemeinverständlich beantwortet und an Beispielen erläutert von Dr. jur. J. Käubler. Leipzig, Karl Scholtze, 1881. — Die Unklarheit des größeren Publicums über das unter dem 24. Mai 1880 publicirte Wuchergesetz und insbesondere den Begriff „strafbarer Wucher" hat den Verfasser — welcher unseres Wissens zur Zeit als Assessor bei der hiesigen Staatsanwaltschaft fungirt — veranlaßt, in dem vorliegenden Schriftchen einen Beitrag zur Klärung der betreffenden Ansichten zu liefern. Zu diesem Behufe stellt er zunächst fest, was zum Thatbestande des „Wuchers" im Sinne des §. 302a. des Reichsstrafgesetzbuches gehört und erläutert hierauf seine Ausführungen an der Hand einiger aus dem praktischen Leben gegriffenen Beispiele. Da das Schriftchen für das Laienpublicum berechnet ist, kann selbstverständlich an dasselbe nicht der Anspruch erhoben werden, daß es dem Fachgelehrten wesentlich Neues bringe. Dem in einer Anmerkung von dem Verfasser ausgedrückten Bedauern darüber, daß die einzelnen Bundesstaaten bisher von dem ihnen gesetzlich eingeräumten Befugnisse, für die Pfandleiher und Rückkaufshändler einen bestimmten (Maximal-) Zinsfuß festzusetzen, noch keinen Gebrauch gemacht haben, vermögen wir uns ohne Weiteres nicht anzuschließen. Wie wir wissen, sind übrigens zur Zeit im ganzen Deutschen Reiche Erörterungen darüber im Gange, ob nach den bisher gemachten Erfahrungen zur Festsetzung eines derartigen Zinsfuß-Maximums für die genannten Kategorien von Gewerbetreibenden ein Bedürfniß vorliege.

M. „Das Diöcesanblatt", herausgegeben vom Pastor Biewe g in Kloschwitz bei Plauen, welches jährlich in 12 Nummern erscheint, hat seinen fünften Jahrgang begonnen und auch in diesem wieder die Aufgabe, welche es sich gestellt, die kirchlichen Angelegenheiten und Vorkommnisse, sowie andere auf theologischem Gebiete wurzelnde Ereignisse zusammen zu bringen und namentlich den Fachkreisen vorzuführen, in bester Art bethätigt. Da das „Diöcesanblatt" zugleich Hinblicke auf Zustände und Erscheinungen bei anderen Confessionen enthält, wird hierdurch ein Gesammtbild erstrebt, das die Leser von Allem, was das kirchliche Leben überhaupt berührt, unterrichtet.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 11. Sonntag, den 6. Februar. 1881.

Inhalt: Das Münster in Ulm, von H. Altendorff. — Briefe aus Paris. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen.

Das Münster in Ulm.

Von H. Altendorff.

Nachdem der Dom zu Köln vollendet und im vorigen Jahre seine Weihe erhielt, regte sich allgemein der Wunsch, es möchte doch die Dombauhütte nicht außer Thätigkeit kommen, sondern zum Weiterbau der beiden anderen noch unvollständigen Baudenkmäler Deutschlands, des Münster in Straßburg und Ulm verwendet werden. [illegible] nun besonders in den betreffenden Fachkreisen [illegible] über die Ansicht geltend gemacht, daß von einem Fortbau des Straßburger Münsters vorläufig abgesehen, dagegen der des Ulmer Münsters, namentlich seines Hauptthurm[illegible] nun mit allen Kräften gefördert werden möchte, wird es wohl auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein, dieses großartige Bauwerk der deutschen Vorzeit einer näheren Betrachtung zu unterwerfen und seiner Kunstschätze zu gedenken. Bevor wir aber dies thun, wollen wir der Geschichte der Stadt Ulm und ihres Münsterbaues in Kürze einige Worte widmen.

Auf der Stelle, wo jetzt die Stadt Ulm sich erhebt, hatten schon die Römer bei ihrem Vordringen über die Alpen eine Niederlassung gegründet, die sich für sie zu einem ganz besonders wichtigen Punkt gestaltete, da hier die Donau zuerst schiffbar wird. Nach der Vertreibung der Römer wurden die Alemannen hier die alleinigen Herrscher und Besitzer dieses Landstriches. Im Jahre 854 nach Chr. Geb. wird Ulm zum ersten Male urkundlich erwähnt, es war eine Königspfalz geworden, die häufig von Königen und Kaisern besucht und als längerer Aufenthalt erwählt ward, ja unter den Hohenstaufen ist Ulm die Hauptstadt des Königreichs Schwaben, der bevorzugte Lieblingsort dieses gewaltigen Herrschergeschlechtes, welchem überhaupt diese Stadt viel zu verdanken hatte. Unter solchen Umständen hob sich Ulm mehr und mehr, es ward auch Sitz von Reichs- und Hoftagen, zugleich der Sammelplatz und Ausgangspunkt der Kreuzzüge ꝛc. Rechnen wir hinzu die günstige Lage der Stadt an der hier schiffbar werdenden Donau, wodurch ihr Handel wesentliche Entwickelung erfuhr und ihr Wohlstand vermehrt wurde, so können wir nicht daran zweifeln, daß an einem so bedeutenden Mittelpunkte, wie es Ulm damals war, die reichste Entfaltung nach den verschiedenen Richtungen hin und besonders auch der Kunst möglich war. Mit dem Anfange des 14. Jahrh. aber beginnt die jetzt kaum in der Erinnerung wieder zu erzeugende Blüthezeit der Stadt, jene Periode, auf welche der bekannte Spruch anspielt: „Venediger Macht, Augsburger Pracht, Straßburger Geschütz, Nürnberger Witz und Ulmer Geld regiert die Welt.“ Zugleich war die Zahl der Einwohner auf 60—70 000 gestiegen und das Geld, der Wohlstand der Bürger war es auch, wodurch der künstlerischen Thätigkeit eine Stätte der reichsten und großartigsten Entwickelung bereitet wurde. Das war nun eben die Zeit, welche im stolzen Selbstgefühl die Ulmer den Gedanken fassen ließ, ein Werk zu unternehmen und auszuführen, das die meisten ähnlichen innerhalb der Grenzen Deutschlands an Größe und Pracht übertreffen und von keinem erreicht werden sollte. Ihre bisherige Pfarrkirche vor dem Frauenthor, also außerhalb der festen Mauern gelegen, wurde verlassen, um im Mittelpunkte der Stadt, weithin sichtbar in der gegegneten Donauebene, gekrönt vom kolossalen Standbilde der Himmelskönigin, ein Gotteshaus zu erbauen, welches als das Münster zu Ulm bezeichnet und als das dritte große, aber unvollendete Kirchenbauwerk in Deutschland noch heute bewundert wird.

Nachdem sich die Ulmer über den Bauplatz für das neu zu erbauende Gotteshaus geeinigt hatten, erkauften sie die daselbst stehenden Häuser, um sie sodann abzutragen. Zugleich brachen sie die schon erwähnte Pfarrkirche außerhalb der Stadt ab und Alte und Junge, Männer und Weiber, Reiche und Arme, Geistliche und Weltliche arbeiteten hieran mit großem Eifer, sie trugen auch die Steine, das Holz, die Bildwerke auf ihren Schultern selbst nach der Stadt herein zur Wiederverwendung beim Bau der Münsters. Gleichzeitig errichteten sie aber inmitten des Bauplatzes ein hölzernes Kirchlein, in welchem sie den Gottesdienst abhalten konnten, welches sodann, nach Vollendung des großen Kirchenbaues, wieder abgebrochen wurde. Nach solchen Vorarbeiten, namentlich nach Herstellung eines tiefen und breiten Fundamentes, wurde denn am letzten Juni des Jahres 1377 Morgens 7 Uhr unter großer Feierlichkeit durch den Bürgermeister Ludwig Kraft im Auftrage des Rathes der Grundstein des Baues gelegt. Nachdem derselbe an Ort und Stelle gebracht war, griff der Bürgermeister in seine Tasche und holte 100 Goldgulden heraus, die er als seine Gabe auf den Stein niederlegte. Seinem Beispiele folgten Patricier und Zunftangehörige, Hohe und Niedere mit reichlichen Gaben und dieses Beispiel hat nicht aufgehört ein volles Jahrhundert hindurch fortzuwirken. Ja nicht blos Stiftungen an großen und kleinen Geldsummen oder Schenkungen an Gütern, unentgeltliche Beifuhr von Material waren die Mittel des Baues, sondern auch Geschenke, wie Kleidungsstücke, alte und neue, Möbel, Kleinigkeiten aller Art, selbst Karten sammt Würfeln und dergl. wurden von den Kirchenpflegern in Empfang genommen und zum Besten des Baues verwerthet. Es ist rührend zu lesen, mit welchem Eifer jeder der Ulmer Einwohner für das große Werk beizusteuern suchte. Dieser fromme Sinn war es denn auch, der den Riesenbau überhaupt möglich machte und es ist ganz richtig, wenn gesagt wird, daß die Ulmer aus eigenen Mitteln ihr Münster erbaut haben; dessenungeachtet sind aber auch Gaben von auswärts geschenkt und angenommen worden, in der Hauptsache jedoch wurde das Gotteshaus von Ulm und seinen Bürgern allein aufgeführt.

Der Münsterbau wurde seit seiner Grundsteinlegung ohne Unterbrechung bis zum Anfange des 16. Jahrh. fortgeführt. Die Namen der ausführenden Baumeister sind uns

überliefert worden, was sonst bei den mittelalterlichen Bauten nur selten der Fall ist. Der erste war Heinrich der Keltere, von dem auch wahrscheinlich der Plan herrührt, sodann bis zum Jahre 1390 Meister Michael und Meister Heinrich der Jüngere. Von 1390—1429 leitete den Münsterbau als Kirchenmeister Ulrich Ensinger, hierauf Caspar Ensinger bis 1431, Caspar Kun bis 1446, Matthäus Ensinger bis 1463, Moritz Ensinger bis 1480 und Mathäus Böblinger bis 1494. Dieser ging an den Aufbau des Hauptthurmes, mußte aber, weil dieser zu sinken begann, vor der Wuth des aufgebrachten Volkes flüchten. Die Chronik berichtet uns darüber: „Daß aber die Ulmer nachgelassen, den Thurm höher zu führen, hat ein beschwerlicher Zufall verursacht, indem der Thurm um etwas zu sinken begunte, daß man besorgte, er möchte einfallen, wie dann einsten an einem Sonntage zu Mittag unter der Predigt zwei Steine aus dem Gewölbe herab gefallen, worüber großer Schrecken, wie jeder leicht erachten kann, entstanden, daß die Leute aus der Kirche gelaufen, indem sie besorgt, der Thurm möchte einfallen, obschon Niemand Schaden geschehen. Bei diesem Zufall ist der Baumeister aus Furcht durchgegangen und hat man Processionen und Umgänge nach damaliger Zeiten Art gehalten, fernern Schaden abzubitten, doch konnte man aus selbigen so viel Zuversicht nicht schöpfen, daß solche den Thurm stützen würden, darum wurden aus 28 Orten Baumeister beschrieben, Rath und Hilfe zu leisten, unter welchen doch keiner der Sache zu helfen sich getraut, außer Burkhardt Engelberger, Steinmetz aus Augsburg, der die Kirchen des heiligen Ulrich und Afra dortselbst gebaut hatte." Er unterstützt und verstärkte die Grundmauern des Thurmes und gab jedem Seitenschiffe eine Vorhalle. Sein Polier Lienhart Aeltin von Kelheim unterstützte die Gewölbe der Seitenschiffe, die gleichfalls zu wanken begannen, mit neuen Gewölben und Pfeilern derart, daß aus der ursprünglich dreischiffigen Kirche eine fünfschiffige wurde, was von 1502—1507 zu Stande kam. Nach Engelberger's Tode 1512 ward Bernhard Winkler von Rosenheim Kirchenmeister und reicht seine Thätigkeit bis 1542. Mit diesem Jahre hört überhaupt die Bauthätigkeit am Münster auf und der unterbrochene Bau erfuhr im Laufe der sich schwere Beschädigungen und drohte zuletzt, da die Gewölbe des Mittelschiffes der Widerlager noch entbehren, mit völligem Einsturz. Da entschloß man sich im Jahre 1844 zur Rettung nicht allein des großen und prächtigen Baudenkmals, sondern auch der Bevölkerung, die ja leicht während des Gottesdienstes unter den Trümmern hätte begraben werden können. Man begann eine Erneuerung des Baues, es wurde der Stadtbaumeister Ferdinand Thrän als Münsterbaumeister eingesetzt und die Restaurationsarbeit bis heute ununterbrochen fortgeführt. Die Gelder hierzu werden zum Theil durch freiwillige Beiträge aus ganz Deutschland, durch Lotterien, durch Geschenke ꝛc. aufgebracht. Die Ausbesserungen begannen zuerst oben am unvollendeten Thurm, wo das Verderben am größten und bedrohlichsten, wo das Mauerwerk durch Einsickerung von Schnee und Regen verwittert, alle Ornamente aber bis herab halb oder ganz zerbröckelt waren, wo nun aber durch gehörige Wasserableitung alles Nöthige geschehen ist. Darnach unternahm man die zwölf Paar Strebebogen sammt den vierundzwanzig Belastungsfialen der Strebepfeiler des Langhauses aufzuführen, zu deren Aufrichtung die Vorzeit nicht mehr gekommen, die aber erfolgen mußte, wenn nicht die Gewölbe des Mittelschiffes einstürzen und die Seitenwände, die sich bereits an einigen Stellen von den Gewölben gelöst hatten, in den Sturz nachziehen sollten. Gegenwärtig sind die Restaurationsarbeiten im Allgemeinen als vollendet zu betrachten, aber noch steht der umfassendste und schwierigste Theil der Erneuerung: der Ausbau des großen westlichen Hauptthurmes und Wiederherstellung des Innern bevor. Nicht nur Ulm, sondern das gesammte Süddeutschland würden es mit großer Freude empfinden, wenn nunmehr die ganze Nation sich an diesem Werk betheiligen wollte und die Steinmetzen der Kölner Dombauhütte würden dort gewiß als bewährte Arbeiter für solche Schöpfungen mit offenen Armen aufgenommen werden!

Wenn wir nun das Münster zu Ulm seiner baulichen Gestaltung nach näher betrachten wollen, so sei zunächst erwähnt, daß wir hier nicht, wie bei den Domen zu Köln und Straßburg, eine kreuzförmige Kirche vor uns haben, sondern einen dreischiffigen, jetzt fünfschiffigen Langhausbau. Der hohe Chor oder Altarplatz bildet die Fortsetzung des Mittelschiffes und ist fünfseitig geschlossen, zu beiden Seiten desselben erheben sich die sogen. Chorthürme. Das ganze Gebäude ist innerlich mit schönen Rippengewölben überdeckt, welche von viereckigen und runden Pfeilern getragen werden, die mit Sculpturen, Laubwerk und ähnlichem seinen Zierrath reichlich versehen sind. An beiden Langseiten des Münsters sind je zwei Eingänge mit überwölbten Vorhallen; der Haupteingang liegt aber an der Westseite, wolchst er mit einer prächtigen, dreitheiligen Vorhalle umgeben ist, wie sie in solcher Großartigkeit nicht wieder in der kirchlichen Baukunst des Mittelalters vorkommt. Ueber ihr erhebt sich der Hauptthurm, der seiner Anlage nach eine der ersten Stellen unter den Weltwunderwerken einnehmen sollte. Der Plan zu demselben rühret von dem schon genannten Baumeister Böblinger her und hat sich in einer kolossalen Zeichnung auf Pergament in Straßburg s. Z. vorgefunden. Dieser Entwurf, jetzt 77 m hoch bis zur Galerie des zweiten Stockwerks ausgeführt, ist der höchste Triumph der Baukunst, zugleich aber auch eine Niederlage der Gothik, denn er ist der Sieg über die Thurmbauten zu Köln, Freiburg, Straßburg und Wien, jedoch mit Preisgebung der Reinheit des Stils, indem sich an ihm schon die Formen der Verfallzeit allenthalben geltend machen. Im Uebrigen sind aber die Proportionen des ganzen Aufbaues als sehr glückliche zu bezeichnen, namentlich ist die Verjüngung nach oben sehr fließend, ohne alle Ecken und sprungweisen Uebergang. Die durchbrochene Steinpyramide, welche den Thurm einstens krönen soll, ist nach diesem Plane ein Meisterwerk phantasiereicher Baukunst und wird in der einstigen Ausführung einen überwältigenden Zauber ausüben; auf ihrer Spitze soll nicht, wie sonst üblich, eine Kreuzblume, sondern die Statue der heiligen Jungfrau aufgesetzt werden. Die Gesammthöhe des Thurmes wird 151 m betragen, er wird deßhalb der höchste aller Thurmbauten sein. Aber auch alle übrigen Maße des Ulmer Münsters sind bewundernswerth, wie sich ja die Ulmer bei Gründung desselben in stolzem Uebermuth vermaßen, „sie wollten ein Futteral über das Straßburger Münster erbauen!" So besitzt es z. B. eine viel größere Grundfläche als die Dome zu Köln und zu Straßburg und wird hierin nur von St. Peter in Rom und dem Mailänder Dom übertroffen, es überdeckt eine Fläche von ca. 7000 qm und können in seinem Innern ca. 28 000 Menschen neben einander stehen.

Entsprechend seiner Größe war der Schmuck des Innern, denn mit vielen herrlichen Kunstwerken war dasselbe ausgestattet, von denen jetzt freilich nur noch wenige Ueberreste auf uns gekommen sind, da der Bildersturm das meiste von ihnen vernichtet hat. Es ist dies ein unersetzlicher Verlust, wenn wir bedenken, daß Ulm der Mittelpunkt der schwäbischen Kunstbestrebungen und das Münster die größte Kirche Deutschlands war. Aus alten Beschreibungen können wir jedoch noch ersahren, wie es im Innern vor der Reformation aussah: die Wände waren theilweise bemalt, ebenso die Gewölbe, an den zahlreichen Pfeilern lehnten sich ebenso viel Heiligenbilder, 59 Altäre erhoben sich mit ihren Schnitzereien bis an die Gewölbe. Die hohen Chorfenster waren mit farbenprangenden Glasgemälden geschmückt, ebenso die des Kirchhauses. Im Jahre 1531 aber, wo das Münster protestantisch ward, sind fast alle diese werthvollen Kunstschöpfungen zerstört worden, Altäre und Statuen fielen unter Aexthieben in Trümmern, desgleichen die Stühle und Orgeln, und die Prachtfenster klirrten in Scherben herunter. Die

Chronik berichtet uns hierüber wörtlich: „A. 1531 ward dieses Münster eines Theiles seiner Zierde beraubt, weshalb man in besagtem Jahre alle Altäre aus der Kirche miteinander weggethan, die beiden Orgeln abgehoben und hinausgeschafft, als es aber schwer hergehen wollte, die große Orgel mit allem herunter zu bringen, bunde man Seile und Ketten darum, spannte sodann Pferde an diese und riß vermittelst derselben mit größter Gewalt alles herunter. Alle Heiligenbilder an Säulen und Wänden, dem Kanzeldeckel und der Kanzel selbst, um den Taufstein und zwei vom Sacramentshäuslein und die obersten im Chor wurden ebenfalls von ihnen hinweg und zur Kirche hinaus geschafft, daher man nachher die Kanzel mit Tuch behänget. Die Bilder, welche man stehen ließ, als die am Taufstein, am Sacramentshäuslein und am Chorgestühl wurden übel zerstümmelt, ein gleiches wiederfuhr den Bildern an den Portalen, das große Portal unter dem Thurm ausgenommen." Die vielen silbernen Bilder, Monstranzen und heiligen Gefäße von Gold wurden damals entweder ihren Stiftern zurückgegeben oder sie wanderten ins Steuerhaus. Was das Jahr 1531 an Zerstörbarem noch übrig gelassen, vernichtete das Jahr 1817, dem Reformationsfest zu Ehren. Es wurden u. A. „die alten," wie man sagte, „oft Aberglauben nährenden Gemälde" an den Wänden und Gewölben beseitigt, indem man sie mit einer „angenehmen alterthümlichen grauen Farbe" übertünchte.

Zwei bedeutende Kunstwerke sind jedoch noch ziemlich wohlerhalten auf uns gekommen, die deshalb nicht unerwähnt bleiben mögen, es sind dies das am Eingange zum hohen Chor sich erhebende Sacramentshäuschen und das Chorgestühl. Ersteres ist eine der hervorragendsten Schöpfungen der Steinbildnerei des Mittelalters, sowol in architektonischer als plastischer Beziehung, es hat eine Höhe von 25 m und ist daher bedeutend höher, als das berühmte Sacramentshäuschen des Adam Kraft in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg, wie es denn auch älter ist und in Betreff der Reinheit der Formen den Vorzug verdient. Als Bersertiger desselben wird ein Meister von Wingarten genannt, der es in den Jahren 1461—1470 ausgeführt hat. So vortrefflich ist an diesem Werke die aus Sübsmasserkalk wahrhaft filigranartige Arbeit, daß früher der Glaube herrschte, es sei gegossener Stein, „eine Kunstfertigkeit, die heut zu Tage unter die verlorenen gezählt wird". Das Chorgestühl, in Eichenholz geschnitzt, ist eine Schöpfung des Meisters Jörg Sürlin, während der Jahre 1469 — 1475; es nimmt die beiden Langleiten des hohen Chores gegen Norden und Süden ein und besteht aus je zwei Sitzreihen und je einer Pultreihe, auf der einen Seite sind 46 und auf der anderen 43 Sitze. Dieses weltberühmte Chorgestühl des Ulmer Münsters ist anerkanntermaßen das größte in seiner Art, welches die Kunst des deutschen Mittelalters hervorgebracht hat, es ist eine von Architektur und Sculptur in Verbindung mit einander in Holz dargestellte Philosophie der Natur, der Geschichte und der Offenbarung, und wissen wir nicht, ob wir mehr den Ideengang des Meisters oder die künstlerische Vollendung seiner Formen bewundern sollen.

Wenn wir schließlich noch der im Münster vorhandenen alten Glasgemälde gedenken wollen, so sind, wie schon erwähnt, dieselben sehr beschädigt, sast nur als Bruchstücke auf uns gekommen, jetzt sind sie aber restaurirt und soviel als möglich in alter Weise wieder hergestellt worden. Wie ehemals, so soll auch gegenwärtig eine planmäßige Bemalung der Langhaus-Fenster durchgeführt werden und man hat durch Stiftung solcher Glasgemälde bereits einen hübschen Anfang hierzu gemacht; hoffen wir, daß auch alle übrigen Kirchenfenster nach und nach den ihnen entsprechenden Farbenschmuck erhalten, daß somit das Münster zu Ulm, dieses herrliche Denkmal deutscher Kraft und deutscher Kunst, auch in seinem Innern in würdiger Form erneuert werde!

Briefe aus Paris.

(Eine Jagd auf historischem Revier. — Die „Mascotte". — Ein Zug aus dem Leben Blanqui's. — Verse von Victor Hugo zu Gunsten des Revolutionärs Barbès. — George Sand's nachgelassener Briefwechsel. — „Erinnerungen" von Madame Zaubert.)

* * **Paris,** im Januar. Eine Jagd, der ich in diesen Tagen beigewohnt habe, es war eine der letzten Jagden der Saison, hat mir einen interessanten Nachmittag bereitet. Obgleich ich kein Jäger, nicht einmal ein Freund des Schüsseltreibens bin, nahm ich die Einladung dennoch an; das Revier verführte mich; die Jagd fand in der Nähe des ehemals napoleonischen Schlosses „Malmaison" statt. Ich überließ die Jagdgesellschaft ihrem edlen Waidmannsvergnügen und trat in das historische Schloß.

Malmaison, das im Anfang dieses Jahrhunderts ein Symbol des consularischen Frankreich war, das noch ganz erfüllt ist von den Riesenplänen und den stolzen Träumen des Mannes von Marengo, steht zwar noch aufrecht, aber es ist öde und leer; zwei Kriege sind über dieses Schloß hinweggezogen — 1815 und 1870 — und haben ihre verwüstenden Spuren zurückgelassen; stumm und einsam gleicht Malmaison gegenwärtig einem Mausoleum; seine kahlen Wände machen einen noch traurigeren Eindruck als Ruinen; aber selbst diese Kahlheit hat etwas Imposantes; die Steine dieses Schlosses sprechen eine geheimnißvolle Sprache, die man in dem tiefen Schweigen, das ringsum herrscht, deutlich vernimmt. Wer sich Gefühl für Poesie und Interesse für die Weltgeschichte bewahrt hat, wird sich vom Anblick dieses Schlosses ergriffen fühlen. Man spricht leise, man tritt behutsam auf, als fürchte man den Schlaf der einstigen Bewohner des Hauses zu stören; man meint über die Steinplatten des Fußbodens Gespenster schweben zu sehen ... um die Dämmerstunde werden diese Schatten sichtbarer ... und welche Schatten! Die Geschichte Frankreichs seit den letzten hundert Jahren zieht an unserem inneren Auge vorüber. Welche Stürme hat dieses Land in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeitspanne erlebt! Die Sense des Krieges und der Revolutionen hat mehr Unheil angestiftet, als die der Zeit. Was bleibt noch übrig von den verschiedenen Gebäuden, welche die Schauplätze der letzten Leidenstage Ludwig XVI. und Marie Antoinettens waren? Die Tuilerien sind von Bubenhänden niedergebrannt, von dem Reitbahn-Saal, in welchem Ludwig XVI. verurtheilt wurde und von dem Thurm des Tempels, in welchem der unglückliche Monarch mit seiner Familie gefangen saß, ist nicht ein Stein mehr vorhanden; das in eine Capelle verwandelte düstere Gefängniß der Königin in der Conciergerie existirt allein noch und legt Zeugniß ab für ihr Martyrium.

Mit den Gebäuden aus der consularischen Epoche, die man die Decoration jener Zeit nennen könnte, ergeht es ähnlich. Die Schlösser von Saint-Cloud und Meudon sind nur noch Ruinen . . .

In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein! . . .

Malmaison allein steht noch aufrecht, aber es ist öde, verlassen, unbewohnt, ein trostloser Anblick. Was würde die Kaiserin Josephine sagen, wenn sie diese von ihr so geliebten Schlösser in ihrem gegenwärtigen Zustande sehen könnte . . . Malmaison namentlich war ihr Lieblingsaufenthalt; wie unglücklich würde die „gute Kaiserin", wie sie der Volksmund

nannte, über den gegenwärtigen Anblick dieses Schlosses sein. Das Bild dieser liebenswürdigen Fürstin steigt hier recht lebhaft vor uns auf. Was die Kriege und die Revolutionen zerstören, stellt die Geschichte wieder her; sie gestattet uns mit geistigem Auge zu sehen, was wir mit körperlichen Augen nicht wahrnehmen konnten, die Ruinen wieder aufzurichten, die verödeten Räume wieder zu bevölkern. Der Ton von Josephinens Stimme dringt an unser Ohr, dieser sanfte Ton, den Napoleon dem begeisterten Zujauchzen des Volkes und der Armee vorzog. Zwischen den großen hundertjährigen Bäumen des Gartens schwebt Josephinens Schatten, die Natur war ihr hier oft eine Freundin und eine Trösterin; sie ist umgeben von ihren Damen, der Herzogin von Abrantès und der Gräfin Rémusat, deren Memoiren uns mit jener Zeit so vertraut gemacht haben; Napoleon, damals nur noch Bonaparte, tritt zu ihnen, sein Auge leuchtet, er lebt in den Tagen seines höchsten Ruhmes, denn meiner Meinung nach war er als Consul am größten; sein Niedergang beginnt mit der Ermordung des Herzogs von Enghien; von da ab verdüstert sich sein Stern, er ist umhüllt von einer Wolke, die anfangs nur ein schwarzer Punkt ist, die aber mit jedem Jahre wächst und sich endlich in die ungeheure Finsterniß der Schluß-Katastrophe verwandelt. Auch an diese Schluß-Katastrophe werden wir hier lebhaft erinnert. Napoleon hat die letzten Stunden, ehe er sich der englischen Gefangenschaft überlieferte, in Malmaison zugebracht. Zur Erinnerung an diesen schmerzlichen Aufenthalt hatte Napoleon III. an der Stelle, wo der große Kaiser von seinen Getreuen Abschied genommen, einen Adler mit gesenktem Haupte anbringen lassen; auf dem Sockel stand die melancholische Unterschrift: „C'est ici que l'Empereur Napoleon I. fit ses derniers pas en France!“ Die jetzige Republik, die alle napoleonischen Erinnerungen mit glühendem Haß verfolgt, der um so kindischer erscheint, als historische Facta doch unmöglich ungeschehen gemacht werden können, hat auch diesen Adler mit seiner Unterschrift entfernen lassen. Seine letzten Stunden in Malmaison hat Napoleon im Sterbezimmer Josephinens zugebracht. Nach ihrer Scheidung hatte sich Josephine bekanntlich nach Malmaison zurückgezogen; hier ist sie auch kurz nach Napoleon's Verbannung auf die Insel Elba an gebrochenem Herzen gestorben; sie hat die glücklichsten und die trostlosesten Stunden ihres Lebens in diesem Schlosse zugebracht. Das Sterbezimmer liegt im ersten Stock; es ist, wie alle übrigen Zimmer des Schlosses, ganz kahl und verwüstet; in den von den Wänden herabhängenden rothen Atlasstapeten haben sich die eingewebten goldenen Adler ganz gut erhalten. In diesem Zimmer hat Napoleon vor seinem Weggange mehrere Stunden allein zugebracht, er hatte sogar die Königin Hortense, die ihn in diesen schmerzlichen Augenblicken nicht verlassen wollte, entfernt. Als er das Gemach verließ, weinte er bitterlich. Der General Rapp, Napoleon's langjähriger Adjutant, einer der wenigen Getreuen im Unglück, hebt in seinen Memoiren hervor, daß dies das einzige Mal gewesen sei, wo er den Kaiser habe weinen sehen. „Thränen sind die Beglaubigung der Menschheit!“ sagt Schiller. Auch Napoleon, der selbst der Urheber so vieler Thränen war, hat also seinen Tribut zu dieser Beglaubigung beitragen müssen!

Lustiger Hörnerklang, der mir die Rückkehr der Jäger verkündete, rüttelte mich aus den düstern Betrachtungen auf, die mich unwillkürlich in dem alten verwüsteten Schlosse festgehalten hatten. Ich schloß mich der Jagdgesellschaft wieder an und kam gerade dazu, wie einer der Jäger einem hübschen jungen Mädchen die Nadel zurückgab, die er am Morgen von ihr erborgt hatte, unter dem Vorwande, daß sie ihm Glück bringen solle. Dieser Aberglaube, der offenbar aus den Zeiten datirt, wo die Jagdwaffen noch nicht so vervollkommnet waren wie heut zu Tage und wo man zuweilen einem renitenten Ländloche mit einer Nadel nachhelfen mußte, hat jetzt absolut keinen Sinn mehr. Welcher Aberglaube hätte überhaupt Sinn? Nichtsdestoweniger gilt hier zu Lande die Nadel eines hübschen Mädchens — hübsch muß das Mädchen freilich vor allen Dingen sein — als Glücksbringerin auf der Jagd.

Es wird gegenwärtig hier im Theater der Bouffes Parisiens gerade eine komische Oper aufgeführt, in welcher es sich um eine solche Glücksbringerin handelt. In dieser kleinen, recht amüsanten und angenehm melodiösen Oper beschäftigt man sich übrigens weniger mit der glückbringenden Nadel als mit dem hübschen jungen Mädchen, von dem die Nadel stammt. Das Mädchen heißt: la Mascotte, sie bringt Glück, Alles, was sie unternimmt, gelingt. Ein Bauer, ein Prinz und ein König empfinden wechselsweise die Wohlthaten ihres geheimnißvollen und immer glücklichen Einflusses. Das ist in seiner Essenz das Sujet dieser allerliebsten kleinen Oper, die nebenbei der gegenwärtig hier herrschenden Meinungsströmung, die sich dem Aberglauben in fast lächerlicher Weise zuneigt, angenehm schmeichelt. Wenn man an Nichts mehr glauben will, ist man nahe daran, an Alles zu glauben. Der absolute Skepticismus liegt nicht in unserer Natur. Die Negation der großen metaphysischen Wahrheiten hat noch keineswegs den Unglauben zur Folge. Wenn die Gottesfurcht verpönt ist, tritt die Furcht vor der „Gettatura“ ein, die man in Frankreich: le mauvais oeil — das böse Auge — nennt. Ich will indessen die Principienfragen bei Seite lassen und nur constatiren, daß der Mensch dermaßen glücksbedürftig, ich möchte sagen glücksdurstig ist, daß er allen Vorspiegelungen, allen oft geradezu unerfüllbaren Hoffnungen nachläuft und sich von keiner Enttäuschung zurückhalten läßt.

Das Wort Mascotte findet sich in keinem Wörterbuche. Die Autoren des Stückes haben es entweder erfunden, oder sie haben es der ländlichen Sprache irgend eines entlegenen Dorfes der Bretagne entlehnt, wo die Provinzialismen herrschen. Nehmen wir indessen das Wort wie es ist. Es bedeutet „Glücksbringerin“ und läßt sich demnach auf Alles anwenden, was unseren Hoffnungen oder unseren Illusionen und namentlich unserer Leichtgläubigkeit schmeichelt. In dieser großen Stadt Paris giebt es sehr viele Leute, die an die Idee der Mascotte glauben, sie meinen das Schicksal damit beschwören zu können; sie sind fest überzeugt, daß es gute und böse Einflüsse giebt, die von einzelnen Personen ausgehen. Man darf sich über die Manie dieser guten Leute nicht allzu sehr lustig machen; sie gehören unter die Zahl Derer, die einen Tisch verlassen, an dem sich dreizehn Personen befinden, die zittern, wenn ein Salzfaß umgeworfen wird und die sich im Keller verstecken, wenn ein Gewitter aufzieht. Diese impressionability, wie die Engländer sagen, ist bis zu einem gewissen Punkte zu entschuldigen; sie ist in der Regel besonders stark ausgeprägt bei Leuten, deren Existenz mancherlei Schwankungen unterworfen ist. Banquiers und Börsenspeculanten sind zumeist sehr impressionable, auch Seeleute und Soldaten sind dieser Schwäche oft unterworfen — sie glauben an die Mascotte. Ja, wir Alle glauben an eine Glücksbringerin und haben sie zumeist ganz in unserer Nähe, in der Gestalt einer geliebten Frau, einer Mutter, einer Braut!

Selbst Blanqui, der berüchtigte Revolutionär, der kürzlich hier zu Grabe getragen worden ist, hatte seine Mascotte. So oft der unverbesserliche Agitator hinter Schloß und Riegel gebracht wurde — dies geschah ziemlich oft, denn er hat zwei und vierzig Jahre seines Daseins in verschiedenen Gefängnissen verlebt —, meldete sich an der Kerkerpforte eine Frau mit der demüthigen Bitte: ihren Bruder im Gefängniß pflegen zu dürfen. Diese Vergünstigung wurde ihr denn auch fast regelmäßig gewährt und Blanqui hatte die Verlängerung seiner Tage — er ist sehr alt geworden, nahe an achtzig Jahre — der bewundernswürdig aufopfernden Hingebung seiner Schwester zu verdanken. Während er im Gefängniß neue Verschwörungspläne entwarf, saß die Schwester an dem

Lager des fast immer kranken Mannes und sorgte, daß es ihm an nichts gebrach, was zu seiner Pflege nöthig war. Welch ein ergreifender Contrast in dieser düstern Gefängnißzelle: auf der einen Seite der Dämon des Aufruhrs und der Empörung, auf der anderen der Engel der schwesterlichen Liebe! . . . Blanqui, dieser eingefleischte Gottesleugner, dieser cynische Verächter alles Bestehenden, ist dennoch den Regungen der menschlichen Natur nicht fremd geblieben, er hat geliebt und, was noch erstaunlicher ist, er ist geliebt worden . . . und zwar von der Tochter eines reichen Banquiers. Sechs Jahre hat er seine Neigung verborgen; das Mädchen aber theilte diese Neigung; sie liebten sich lange, stumm . . . Porcia und Brutus! . . . bis sie endlich seine Frau wurde. Sie hat sieben Jahre lang seinen Namen getragen. Eines Tages, als Blanqui zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden war und sie sich auf ewig von ihm getrennt glaubte, starb sie an gebrochenem Herzen. Blanqui wurde später begnadigt. Er erhielt die Nachricht vom Tode seiner Frau im Gefängniß und hat den tiefen Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust vier Jahre allein in einer einsamen Kerkerzelle ertragen müssen, die für ihn zu einer Dante'schen Hölle geworden war!

Der Tod Blanqui's ruft unwillkürlich die Erinnerung an Barbès wach, an diesen ebenfalls unverbesserlichen Revolutionär und ewigen Mitverschworenen Blanqui's, der mit ihm zugleich zu diesen Gefängnißstrafen, zu drei oder vier Mal sogar zum Tode verurtheilt und immer wieder begnadigt worden war. Einmal verdankte Barbès seine Begnadigung der unmittelbaren Dazwischenkunft Victor Hugo's. Es handelte sich um eine der verschiedenen Verschwörungen gegen das Leben Ludwig Philipp's; Barbès, der sich sehr compromittirend daran betheiligt hatte, war zum Tode verurtheilt worden; das Urtheil sollte vollstreckt werden; aber noch am Abend vor dem dazu anberaumten Tage begab sich Victor Hugo, der damals in den Tuilerien persona grata war, direct zum König, um die Begnadigung des Verurtheilten zu erwirken. Ludwig Philipp hatte sich bereits zur Ruhe begeben. Victor Hugo konnte demnach nicht vorgelassen werden. Trotzdem über dieses unerwartete Hinderniß, nahm der Dichter Zuflucht zu seiner Muse. Ludwig Philipp hatte vor Kurzem den Schmerz gehabt, seine Tochter, die talentvolle Prinzessin Marie von Orleans, zu verlieren; beinahe um dieselbe Zeit war der Graf von Paris geboren worden. Auf dieses doppelte, schmerzliche und freudige Familienereigniß anspielend, schrieb Victor Hugo die nachstehenden Verse nieder und legte sie auf den Schreibtisch des Königs:

Par votre ange envolée ainsi qu'une colombe,
Par ce royal enfant, doux et frêle roseau,
Grâce encore une fois, grâce au nom de la tombe,
Grâce au nom du berceau!

Bei seinem Erwachen fand der König diese Verse; sein Herz ward gerührt und Barbès begnadigt. Die schönen Verse des Dichters, sowie der Umstand, daß Ludwig Philipp immer sehr zeitig aufzustehen pflegte, hatten dem Verschwörer das Leben gerettet. Hätte der König die löbliche Gewohnheit des Frühaufstehens nicht gehabt, würde er die Verse vermuthlich erst nach Vollstreckung des von ihm bereits unterzeichneten Todesurtheils gelesen haben und sie wären nothwendig wirkungslos geblieben. Barbès hat sich der ihm erwiesenen Gnade übrigens wenig würdig gezeigt, er hat sich dadurch von seiner Verschwörungssucht nicht bessern lassen.

Der für Frankreich namentlich in Bezug auf Kunst und Literatur so glückliche Zeitabschnitt der Regierung Ludwig Philipp's wird gegenwärtig wieder recht lebhaft in uns wach gerufen durch zwei glänzende und berühmte Namen aus jener Zeit: Alfred de Musset und George Sand. George Sand's Sohn, Moriz Sand, giebt gegenwärtig den nachgelassenen Briefwechsel seiner Mutter heraus. In diesem Briefwechsel, der zunächst in der „Revue des deux Mondes" erscheint, findet sich auch die Correspondenz zwischen Alfred de Musset und George Sand, die bekanntlich eine Zeit lang in einem sehr intimen und zarten Verhältniß zu einander gestanden haben. Dieses Verhältniß hat, wie mehr oder weniger alle derartigen Verhältnisse, keine lange Dauer gehabt. Die beiden Liebenden haben indessen den Schmerz der Trennung niemals recht überwinden können und haben sich die Schuld daran gegenseitig vorgeworfen. Die Veröffentlichung ihrer Correspondenz würde demnach eine schlimme Indiscretion sein, gegen welche bereits hier von vielen Seiten, namentlich von den Freunden und Verehrern der beiden abgesichiedenen aber unvergessenen großen Schriftstellertalente, lebhafte Opposition erhoben wurde. Dieser Opposition ist es denn auch mit Einwilligung des Hrn. Moriz Sand, der in dieser Sache ja am directesten betheiligt ist, gelungen, die Veröffentlichung der Correspondenz zwischen George Sand und Alfred de Musset zu verhindern. Der Briefwechsel der berühmten Schriftstellerin erscheint mit Weglassung dieser Correspondenz. Das ist sehr wohlgethan. Die Correspondenz existirt aber immer noch; um der Gefahr einer späteren Veröffentlichung vorzubeugen, die keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, wäre es am Gerathensten, sie würde verbrannt. Dagegen erheben sich aber viele Stimmen und bezeichnen dieses in Vorschlag gebrachte Autodafé als einen Vandalismus. Das ist indessen gar nicht meine Meinung. Weder Musset noch Madame Sand haben diese Briefe, die zu ihrem beiderseitigen Ruhme nicht sonderlich beitragen würden, keineswegs für die Oeffentlichkeit oder gar für die Nachwelt geschrieben; die Vernichtung dieser leidenschaftlichen Ergüsse würde nur einem offenbaren Vergessen der beiden Schriftsteller nachstehen; das Opfer wäre nicht groß und auch nicht sonderlich beklagenswerth.

Gerade im Moment, wo das so viel besprochene und so oft beschriebene Verhältniß zwischen Musset und Madame Sand wieder so viel von sich reden macht, erscheint ein Buch voll intimer Erinnerungen an Alfred v. Musset selbst, den liebenswürdigen Dichter, den Frankreich nunmehr unter die Zahl seiner Classiker aufgenommen hat. Das Buch, das den einfachen Titel: „Souvenirs" — „Erinnerungen" — trägt, ist von Madame Jaubert, einer treuen und langjährigen Freundin Musset's, verfaßt, welcher der Dichter in seinen Werken häufig erwähnt, und der er den vertraulichen Beinamen „ma marraine" zu geben pflegte, obgleich sie ihm an Jahren nachstand. In diesem recht interessanten und lesenswerthen Buche ist natürlich wieder viel die Rede von dem Verhältniß zwischen Musset und Madame Sand, aber doch nicht ausschließlich, sondern nur im Vorübergehen und ganz discret; es werden dagegen viele andere interessante Persönlichkeiten citirt, mit denen Musset in nahen Beziehungen stand: die Prinzessin Belgiojoso, die der Dichter mit Inbrunst verehrte, Berryer, Picard, Lanfrey und namentlich auch Heinrich Heine. Ueber unseren berühmten Lyriker erzählt Madame Jaubert eine Anekdote, die ich noch nicht kannte und die, wie ich meine, wol auch in Deutschland noch wenig bekannt ist; ich theile sie mit, weil sie mir charakteristisch erscheint; sie datirt aus Heine's spätteren Jahren, aus seiner Leidenszeit. Heine hatte sich bekanntlich in Paris mit einer Französin verheirathet; seine Wahl war nicht glücklich, die Ehe keineswegs musterzgiltig; nichtsdestoweniger hat Heine doch bis an sein Ende seiner Frau, obgleich dieselbe durchaus nicht vorwurfsfrei war, eine aufrichtige Zuneigung bewahrt; ich weiß dies von seinem langjährigen Secretär und Vorleser, einem geborenen Sachsen, mit dem ich näher bekannt war; er ist leider gestorben. Nun zur Anekdote: Eines Abends fühlte sich Heine besonders krank, eine Krisis war ausgebrochen und er glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen. Seine Frau, von diesem bedenklichen Zustande in Kenntniß gesetzt, eilte an sein Lager, ergriff seine Hände, warf sich verzweiflungsvoll über ihn und rief ihm weinend

und schluchzend zu: „Nein, Heinrich, das wirst Du mir nicht anthun, Du darfst nicht sterben! Hörst Du, Du darfst nicht! . . . Diesen Morgen erst habe ich meinen Papagei verloren, wenn Du nun auch stürbest, würde ich ja ganz verlassen und unglücklich sein!“ Heine hat diese Anekdote später selbst erzählt, mit der sarkastischen Hinzufügung: „Unter diesen Umständen war ich freilich gezwungen, mich den triftigen Gründen meiner Frau zu fügen und — fortzuleben!“

Musikbericht aus Dresden.

Als das bei Weitem interessanteste musikalische Ereigniß der vergangenen Woche ist die Feier des 25jährigen Bestehens des hiesigen Conservatoriums der Musik hervorzuheben. Dresden besaß bis in die Mitte unseres Jahrhunderts keine Hochschule der Tonkunst — ein Factum, das um so mehr überraschen muß, als das schöne Elbflorenz sich im 17. und 18. Jahrhundert, Dank der Vorliebe der Regenten Sachsens für die Künste überhaupt, auch eines besonders regen und selbst kunstgeschichtlich bedeutsam gewordenen Musiklebens zu erfreuen hatte. Zwar machte im Jahre 1814 ein Italiener, der königl. sächsische Hofkapellmeister Morlachi, den Versuch, mit der Neuorganisation des Hoftheaters und der königl. Kapelle, die von dem damaligen russischen Gouvernement ins Auge gefaßt worden war, zugleich die Errichtung eines Conservatoriums der Musik zu verbinden. Dieser Plan gelangte jedoch nicht zur Realisirung, wozu wol einerseits der Umstand, daß man Morlachi, als einem Ausländer, nicht überall gleiches Vertrauen im Publicum entgegenbrachte, sowie andererseits die Gleichgiltigkeit, welche das Project seiten der beiden deutschen Kapellmeister C. M. v. Weber und Reissiger fand, mit beigetragen haben mögen. Auch Richard Wagner, der sich für Errichtung einer Musikschule hierorts interessirte, gelangte damit zu keinem Abschluß. So geschah's, daß es einem weit weniger namhaften Manne, als die Genannten, daß es dem schlichten, aber von regem Eifer für sein Unternehmen erfüllten Kammermusikus Tröster gelang, die Gründung eines Conservatoriums der Musik für Dresden herbeizuführen. Dieselbe erfolgte im Jahre 1856, und zwar unter einem Directorium, das sich aus Reissiger, dem Hoforganisten Schneider, dem Concertmeister Schubert und dem Cantor Otto zusammensetzte. Im Februar 1859 erhielt dasselbe seine Ergänzung durch den Beitritt des Hrn. Friedrich Pudor, der an die Spitze der technischen Leitung des Institutes trat und dessen finanzielle Verwaltung und Sicherstellung vom Jahre 1860 an ausschließlich übernahm. Reissiger ward nach seinem Tode auf kurze Zeit durch Karl Krebs, und dieser, nach seinem Ausscheiden aus der Anstalt, am 1. October 1860 durch Julius Rietz ersetzt. Unter der artistischen Leitung dieses hervorragenden Meisters und nahen Freundes Felix Mendelssohn's, der, schon lange vor Antritt seines Wirkungskreises als königl. Hofkapellmeister in Dresden, reiche Lorbeeren in Düsseldorf und bei Ihnen in Leipzig, als Dirigent des Theaters und der Gewandhausconcerte gepflückt, nahm das Institut anfänglich einen hohen Aufschwung. Derselbe erlahmte jedoch wieder mit dem zunehmenden Alter des hochverdienten Mannes und nach manchen schweren Schicksalsschlägen, die Rietz in seinem Privatleben getroffen. So befand sich das Conservatorium, als Hofkapellmeister Franz Wüllner dessen künstlerische Leitung am 1. Nov. 1877 übernahm, nach mancher Richtung hin in einem Zustande der Decadence. Es kann daher nicht freudig genug anerkannt und gerühmt werden, daß es Wüllner in kurzen drei Jahren gelang, diesen Zustand in sein Gegentheil zu wandeln, da Dresden heute Ursache hat, auf sein Conservatorium mit berechtigtem Stolze als auf eines der blühendsten Institute dieser Gattung in Deutschland zu blicken. Wüllner hat sich namentlich um die Hebung des Chorgesanges, dessen a capella-Vorträge heute schon den gleichen, und gerade Ihrem Referenten gründlich bekannten Leistungen des berühmten Königl. Domchores in Berlin an die Seite zu stellen sind, die größten Verdienste erworben, sowie nicht weniger um die eclatanten Fortschritte der Orchester- und Compositionsclasse. Es giebt hierfür keine glänzenderen Beweise, als sie soeben wieder durch die beiden, am 26. und 28. Januar gegebenen Concerte des Institutes zur Feier seines 25jährigen Bestehens geliefert wurden. Das erste dieser Concerte brachte Sebastian Bach's hohe Messe in H-moll zu einer äußerst correcten und schwungvollen Aufführung und dieses bekanntlich eben so großartige als schwierige Meisterwerk ward allein durch den Chor und das Orchester des Conservatoriums, sowie durch Solisten, die an dem Institute ihre Ausbildung erhalten und unter denen Frau Otto-Alvsleben und die Herren Götze und Gutschbach (sämmtlich Mitglieder der königl. Oper) besonders glänzend hervortraten, dem Publicum hiesiger Residenz vorgeführt. Der zweite Concertabend, welchem auch die königl. Familie ihre hohe Gegenwart schenkte, machte uns vorwaltend mit meist sehr erfreulichen Leistungen talentvoller Schüler und Schülerinnen des Conservatoriums in der Composition und musikalischen Virtuosität bekannt. Ich erwähne darunter besonders die Orchesterouverture und 3 Lieder von Alban Förster, ein paar wirkungsvolle vierstimmige Chorlieder von Buchmayer und den trefflichen Vortrag der Clavierpartie in Beethoven's bekannter Fantasie op. 80 für Pianoforte, Soli, Chor und Orchester durch Fräul. Kluit. — Die durch das Institut erreichten Resultate erhielten eine besondere allerhöchste Anerkennung dadurch, daß König Albert demselben das Prädicat eines königlichen Conservatoriums, sowie dem technischen Director Hrn. Pudor den Titel eines Hofraths und dem, seit 1859, als Lehrer um das Institut verdienten Hrn. Moritz Fürstenau das Prädicat eines Professors der Musik verlieh. Es ist bei dieser Gelegenheit noch zu bemerken, daß (von anderen Stiftungen ganz abgesehen, zu deren Erwähnung hier der Raum fehlt) König Johann 1857 drei Freistellen für begabte Inländer und Rath und Stadtverordnete Dresdens deren zwei für unbemittelte Dresdner Kinder stifteten. Die genannten städtischen Corporationen erweiterten diese ihre frühere Stiftung gelegentlich des soeben stattgefundenen Jubiläums durch Begründung dreier neuer Freistellen, d. h. zu einem künftigen jährlichen Beitrag von 1500 ℳ, und gaben hierdurch auch ihrerseits dem Institute ein öffentliches Zeugniß der Anerkennung für das, was es seit seinem Bestehen geleistet.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

□ Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. Erster Theil: Präliminarien. Gotha, F. A. Perthes 1880. — Die vorliegende Schrift ist von verschiedenen Richtungen mit großem Beifall begrüßt worden und hat bereits die zweite Auflage erlebt. Diesen Erfolg hat sie nicht blos der großen Parthesie und Ueberzeugungsgewißheit des anonymen Verfassers, schwerlich eines Theologen, aber jedenfalls eines hochgebildeten, insbesondere mit der neueren Theologie und Philosophie genau vertrauten Mannes, nicht blos der klaren und lichtvollen Disposition des Ganzen oder der anziehenden und gewandten Darstellung

und den interessanten Ausführungen im Einzelnen, sondern offenbar dem Hauptgesichtspunkt zu danken, von dem dieses groß angelegte und für weite Kreise berechnete apologetische Werk ausgeht. An welche Kreise der Verf. bei seiner Schrift gedacht, geht ebenso wie aus dem Hauch eines kräftigen, gesunden Patriotismus, der die ganze Schrift wohlthuend durchweht, namentlich auch aus dem Vorwort hervor, das an Hrn. v. Bennigsen gerichtet ist, mit dem den Verf. „der Pionierdienst für die Sache der nationalen Einheit" i. J. zusammengeführt. In diesem Vorwort zeigt der Verf. in beredtester Weise die tieferen geistigen Nöthe unseres Vaterlandes bei äußerer politischer Einigung, den beklagenswerthen Mangel religiöser Begründung bei der liberalen Partei und das dringende Bedürfniß einer Verständigung und Versöhnung zwischen unserm allgemeinen nationalen Geistesleben und zwischen dem Christenthum. Diese Versöhnung aber strebt der Verf. nicht, wie der negative Protestantismus, auf Kosten des positiven Christenthums an, er bekennt sich vielmehr zu dem positiven und urkundlichen Christenthum, dem Christenthum der Thatsachen. Er setzt in derzeitigen Instanz ein, die nicht nur der geistigen Gesammtrichtung unserer Zeit am meisten sympathisch und verständlich ist, sondern auch der Natur des Gegenstandes entspricht: er unternimmt den Beweis des Glaubens vom ethischen Gesichtspunkte, von der sittlichen Idee aus. Die Welt des Sittlichen aber bewegt sich auf dem Boden der Freiheit.

„Für das Räthsel unserer Unvollendeheit und Ungewißheit (über die göttlichen Dinge) und das Räthsel des Bösen und des Uebels sammt den zahllosen Einzelfragen, die aus diesen beiden Hauptquellen des Zweifels an Gott und göttlicher Offenbarung sich ableiten, giebt es ein und dasselbe Wort der Lösung, und das Wort heißt Freiheit." Die Aufgabe der Apologetik kann nämlich nicht sein, wie es in durchaus irrthümlicher Weise mehrfach angesehen worden ist, die Glaubenswahrheiten auf verstandesmäßigem Wege so zu beweisen, daß es zu einer mathematischen Gewißheit darüber käme — das würde ebenso der Natur des Glaubens widersprechen, als der freien Stellung des Menschen zu Gott, auf deren Basis allein ein wirklicher Glaube denkbar ist. Die psychologische Freiheit — so führt der Verf. unter Berufung auf Kant in demjenigen Capitel seiner Schrift aus, welches, entsprechend ihrem Titel, die Hauptpointe des Ganzen enthält: „die psychologische Freiheit als Bedingung aller Moralität" — würden wir nicht besitzen und könnten eine freie Liebe zum Guten nicht gewinnen, wenn die ewigen Güter uns mathematisch gewiß wären. Der Glaube auch in seiner elementarsten Stufe, in der Hoffnung auf Gott und auf die Ewigkeit ist moralisch bedingt, nur erkennbar bei einer irgenwie schon vorhandenen Richtung des Herzens auf das Gute. „Die intellectuelle Ungewißheit allein ist es, welche eine freie Moralität möglich macht; ähnlich wie ohne die trübe und dunstige Atmosphäre das schöne Blau des Himmels nicht existirte." „Wol offenbart sich Gott, aber nicht der bloßen Wißbegier, sondern nur den empfänglichen, vertrauenden, demüthigen Herzen; denn die edle Pflanze der Liebe kann, einem höheren und mächtigeren Wesen gegenüber, nur auf dem Boden des Vertrauens erwachsen. Wol existirt eine persönliche Weltregierung Gottes; aber sie ist so zu sagen eine geheime Regierung, den profanen Blicken verborgen. Allen sichtbar herrscht lediglich das eherne Gesetz des natürlichen Causalnexus, dessen Wirbel ohne Wahl und Erbarmen vorwärts fluthet." „Wäre die Wahrheit des Evangeliums allen, auch die ihr im Herzen feind sind, offenbar und gewiß, wäre sie etwa mit Sternenschrift an den Himmel geschrieben, dann könnte sie nicht die Wahrheit, nicht die Wahrheit der freien und freimachenden, der demüthigen und selbstverleugnenden Liebe sein. Das tiefe Incognito Christi, die Anfechtbarkeit und Festbarkeit der Schrift, die Zweifelhaftigkeit der wesentlichen Thatsachen ꝛc., dies Alles gehört, theils seinem Grunde, theils seinem Zwecke nach, zur Oekonomie der Offenbarung eines Gottes, der sich nicht Höflinge, sondern Bürger, ja Söhne und Könige in uns heranziehen will, denen die völlige Liebe nicht blos die Furcht, sondern vor Allem den Hochmuth, die superbia animae, ausgetrieben hat." Das Maß der Deutlichkeit der Wahrheit, beziehungsweise ihrer Wirksamkeit auf unsern Willen, hängt ab von dem Maße, in welchem wir aus freiem Antrieb uns selbst zu verleugnen, unseren Stolz oder unsere Sinnlichkeit dem Guten unterzuordnen fähig sind.

In diesen Sätzen faßt sich das Resultat der „Präliminarien" zusammen, in welchen der Verf. den Grundriß seiner Apologetik zeichnet, deren weiterer Ausführung man nur mit lebhafter Spannung entgegensehen kann. In den vorhergehenden, zum Theil ziemlich complicirten, aber durchweg feinen und scharfsinnigen Erörterungen, mit welchen sich der Verf. den Weg zu diesem Resultate bahnt, zeigt er zunächst in geistvoller Kritik die gleichmäßige Unfähigkeit aller der verschiedenen modernen Weltanschauungen, „eine wissenschaftlich haltbare, gegen Zweifel und Einwände gesicherte, lücken- und widerspruchsfreie Deutung des Welträthsels zu geben", um sodann auf das Gebiet zu recurriren, das einen gemeinsamen neutralen Boden bildet, auf das Gebiet des Moralischen, und dieses als den Ausgangspunkt für weitere Verständigung zu benutzen. Zu diesem Zweck weist er in höchst überzeugender, schlagender Weise nach, wie sowol die sittliche Erkenntniß (die Sittenlehre), als die sittliche Gesinnung und das sittliche Handeln von der Weltanschauung des Einzelnen, sei sie christlich oder unchristlich, abhängig ist, und ebenso, daß die Entscheidung für oder gegen den christlichen Glauben, auch schon als historischen, moralisch bedingt ist, bedingt durch die Entscheidung des Willens für oder gegen das Gute. Diese letztere Ausführung, den Nachweis von dem Einflusse des Willens auf unsere Ueberzeugungen, halten wir für ganz besonders gelungen.

Die Gesichtspunkte, die der Verf. aufstellt, sind nicht völlig neu. Den Einfluß des Willens auf unsere Ueberzeugungen, die sittliche Bedingtheit des Glaubens und die moralische Pädagogik der Ungewißheit der religiösen Wahrheiten hat außer Anderen namentlich der unseres Erachtens bedeutendste Apologet der Neuzeit, der zugleich als Mathematiker berühmte Pascal, in seinen Pensées mit schlagendster Dialektik und mit der Berebtsamkeit eines für Christum glühenden Herzens aufgedeckt. Der Verf. selbst citirt ihn wiederholt und erwähnt als einen Pascal gesinnungsverwandten Fachgenossen den großen Mathematiker Euler, der ebensfalls zu den christlichen Apologeten zu zählen sei. Aber in dem Zusammenhang, in welchen der Verf. diese Gesichtspunkte gestellt, und mit der Energie und Consequenz, und zugleich mit der überwindenden Kritik, mit welcher er dieselben geltend gemacht und durchgeführt hat, sind sie bisher noch nicht zur Apologie des christlichen Glaubens benutzt worden. Was den Verf. insonderheit befähigt, als Apologet zu den „Modernen" zu reden, ist der Umstand, daß er selber geraume Zeit in den Schulen der modernen Weltanschauung gelaufen ist, und daß er von den Schwierigkeiten und Hindernissen, mit denen der moderne Mensch zu ringen hat, um zum Glauben zu kommen, von denen auch wohlgesinnte „Gläubige" einen viel zu geringen Begriff haben, ein klares Bewußtsein hat, und die allgemeinen Voraussetzungen und Motive des modernen Denkens unbefangener würdigt, als es in der apologetischen Literatur meist zu geschehen pflegt. Dazu hat der Verf. die ganz besondere Gabe, wissenschaftliche Erörterungen mit den concretesten, anziehendsten Wendungen zu verbinden, und durch das Ganze geht ein überaus frischer, herzhafter, echt-protestantischer Ton, eine bei aller Würdigung unserer tiefen religiösen und sittlichen Noth doch getrost Hoffnung, „daß die langsam aber nachhaltig wirkenden Mittel der freiwilligen Besinnung und Umstimmung die Kruste um die deutschen Köpfe und

Herzen endlich doch zum Schmelzen bringen werde". Nach alledem können wir nicht dringend und angelegentlich genug alle Diejenigen unter unsern „Modernen", denen es einiger Ernst um die religiösen Wahrheiten und um einen festen Grund in den höchsten Ueberzeugungen ist, zur Lectüre dieses vortrefflichen, stellenweise auch mit vielem Humor geschriebenen Buches einladen; aber nicht minder empfehlen wir es den Theologen zu eingehendem Studium, um daraus für ihre Predigt und Seelsorge gewinnreiche Winke zu entnehmen.

□ Niclas Storch, der Anfänger der Zwickauer Wiedertäufer. Ein Lebensbild aus dem Reformationszeitalter von Richard Bachmann. Zwickau, E. Ultner 1880. — Der Tuchmacher Niclas Storch, der unter den Schwarmgeistern und Wiedertäufern der Reformationszeit eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, ist in mancher Beziehung eine interessante Persönlichkeit. Sein Treiben und das seiner Parteigenossen, das die Reformation in eine Revolution zu verwandeln und ihr hohes geistiges Princip in wüsten Dienst fleischlicher Parteileidenschaften zu verkehren drohte, verdient noch mehr, als bisher, durch Detailbilder aufgehellt zu werden. Ein Beitrag dazu ist auch vorliegendes Schriftchen. Freilich, was der Verf. bietet, sind mehr einzelne Züge, als ein wirkliches „Lebensbild", und das Allermeiste, was er erzählt, ist bereits bekannt. Eine sorgfältigere Durchforschung des allerdings sehr zerstreuten Quellenmaterials und eine mehr auf einheitliche Darstellung berechnete Verarbeitung desselben würde der wünschenswerthen weiteren Aufklärung über jene trübe, fectirerische Gährung, die in mancher Beziehung lehrhaft an das Treiben der Socialdemokratie erinnert, größere Dienste geleistet haben.

□ Dr. Mohrmann, Jacobus Sackmann, Pastor zu Limmer bei Hannover. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1880. — In einer Geschichte des Humors, die wir noch nicht besitzen, müßte auch der Humor auf der Kanzel seine Stelle finden. Er hat seine Vertreter nicht blos, wie man nach einem landläufigen Vorurtheil annimmt, in der römischen Kirche. Derjenige Prediger, an den man dabei zumeist denkt, ist Abraham a St. Clara, oder, wie er nach seinem eigentlichen Namen heißt, Ulrich Megerle († 1709), der, ein ächter Repräsentant des Wiener Volkshumors, mit der Geißel frischer und kecker volksthümlicher Beredsamkeit die Sünden und Thorheiten seiner Umgebung straft, und den bekanntlich Schiller bei seinem Kapuziner im Wallensteinstein benutzt hat. Aber Abraham a St. Clara steht nicht vereinzelt da, er hat große Vorgänger im Mittelalter, — wir erinnern nur an Berthold von Regensburg und an Gailer von Kaisersberg, — und auch in der lutherischen Kirche begegnen wir verwandten Erscheinungen, bei denen der Humor noch reiner vertreten ist, nicht so ans Burleske streift, wie bei Jenem, und noch einen tieferen Ernst zum Hintergrunde hat. Und es liegt Dies ganz im Wesen der lutherischen Kirche, in der sich die Einfalt und Treuherzigkeit des deutschen Gemüths nach ihrem persönlichen Typus in Luther so schön vereinigt mit einer im Herrn fröhlichen und seligen Glaubensgewißheit. Ein Mann, der neben Andern — wir erinnern z. B. an den höchst originellen hamburgischen Volksprediger Balth. Schuppius — hier zu nennen ist, hat in vorliegender Schrift einen seiner würdigen Biographen gefunden; es ist der kernhafte, charaktervolle Prediger Sackmann, dessen Andenken noch heute im Volke fortlebt. Man erwähnt ihn manchmal als einen scurrilen Sonderling; aber er ist viel mehr; mit einer Ader frischen, gesunden Witzes, der mit derber schlagender Volksthümlichkeit die Dinge beim rechten Namen nennt und das Volk zu packen versteht, verbindet er einen großen seelsorgerlichen Ernst und strenge Zucht. In Hannover geboren am 16. Februar 1643, hat er in Limmer 35 Jahre gewirkt von 1680—1715, und dann als pastor emeritus und „languidus" bis zum Jahre 1718 gelebt. Seine Predigten sind höchst originell, voll drastischer Wendungen, die mit ergreifend ernsten Ansprachen ans Herz und Gewissen wechseln, und besonders eigenthümlich ist ihnen eine dialogisch-dramatische Darstellungsweise. Sehr häufig hat sich Sackmann des Plattdeutschen bei seinen Predigten bedient. Charakteristisch ist, wie das damalige hannoversche Kirchenregiment, „befangen in engherziger Steifheit und geistloser Manierirtheit", an der Originalität Sackmann's sich geärgert, und ihn, jedoch vergebens, versucht hat „ad regulam et ad saniorem methodum concionandi" zu bringen. Die Schrift ist die erste Biographie Sackmann's aus den Quellen bearbeitet, und mit eigenhändigen Schriftstücken, sowie mit vier geistlichen Reden desselben versehen. Sie ist ebenso gründlich und sorgfältig, als frisch, gewandt und anziehend geschrieben.

* Buch der Hymnen. Neue Sammlung alter Kirchenlieder mit den lateinischen Originalen, deutsch von Eduard Hobein. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1881. XVI und 200 S. 8. — Das „Neue Sammlung" im Titel deutet darauf hin, daß das vorliegende Buch der Hymnen schon einen Vorgänger gehabt hat. In der That ließ der Uebersetzer, Rechtsanwalt Hofrath Hobein in Schwerin, schon 1864 eine Sammlung von ihm verdeutschter alter Kirchenlieder unter gleichem Titel erscheinen, die bei der Kritik eine sehr günstige Aufnahme und Anerkennung fanden. Die zweite Sammlung ist im Besitze der gleichen Vorzüge, so weit die Kunst des Uebersetzers in Betracht kommt; doch hat sie es insofern schwerer, als ihr nicht mehr, wie der ersten Sammlung, die eigentlichen Perlen der Hymnen-Poesie zu Gebote und zur Wahl stehen. Nur das berühmte Dies irae, dies illa erscheint auch hier, gleichsam in zweiter verbesserter Auflage. Freunde der Hymnendichtung finden indessen auch in dieser Sammlung viele Dichtungen, die ihr regstes Interesse in Anspruch nehmen werden, so namentlich sieben Hymnen von Ambrosius, dem Reformator des Kirchengesanges im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, nämlich: Aurora jam spargit polum — Jam lucis splendor rutilat — Diei luce reddita — Hic est dies verus dei — Mediae noctis tempus est — Aeterne rex altissime — und Jam Christus astra ascenderat. Die Sammlung erstreckt sich bis in das sechzehnte Jahrhundert. Thomas a Kempis und Johannes Mauburnus sind die letzten genannten Dichter. Die Uebersetzung zeichnet sich durch verständnißvolle Sinntreue und durch eine von Uebersetzern nicht oft erreichte elegante Sicherheit in der Behandlung der Sprache höchst vortheilhaft aus. Die Ausstattung des Büchleins von Seiten der Verlagshandlung läßt nichts zu wünschen.

+ Die Waldenser in Italien. Von Fredrik Nielsen, Dr. und Professor der Theologie zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. Zur Förderung des hoffnungsreichen Evangelisationswerkes der Waldenser in Italien, aus sichlichten einfältigen Christen bestehenden Gemeinden, die mit ganzem Ernst für den Glauben und die Erkenntniß einstehen, welche sie, im Gegensatz gegen die römische Lehre, aus dem Born der heiligen Schrift geschöpft haben, hat sich in Dänemark ein aus angesehenen Männern bestehendes Comité gebildet, und Prof. Nielsen einen öffentlichen Vortrag über die Geschichte der Waldenser — so genannt nach einem frommen Bürger zu Lyon, Waldez, welcher zu der ganzen Bewegung im 12. Jahrhunderte den ersten Anstoß gegeben haben soll — gehalten. Derselbe wird hier in deutscher Uebersetzung veröffentlicht, um auch in Deutschland Theilnahme hervorzurufen für diese Gemeinden, deren Mitglieder ihre Bemühungen dahin richten, ohne unfruchtbare Polemik gegen Rom gerade unter dem Volke die Saat des Evangeliums auszustreuen, die aber opferwilliger Unterstützung bedürfen, um die von ihnen schon besetzten Plätze behaupten, sowie um neue Stationen und Gemeinden bilden zu können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 12. Donnerstag, den 10. Februar. 1881.

Inhalt: Ein englisches Urtheil über Schiller's Maria Stuart. — Bücherbesprechung.

Ein englisches Urtheil über Schiller's Maria Stuart.

Im October vorigen Jahres ist bekanntlich Schiller's Maria Stuart auf dem Londoner Court Theatre wiederholt zur Aufführung gelangt, aber leider in einer so verstümmelten und verballhornten Form, daß man eher von einer Entweihung des deutschen Genius, als von einer demselben dargebrachten Huldigung sprechen könnte. Und was eigentlich noch schlimmer ist — die Londoner Zeitschriften, weit entfernt, eine so pietät- und geschmacklose Verunstaltung eines classischen Meisterwerks, wie es sich gebührte, an den Pranger zu stellen, haben sich vielmehr mit befriedigendem Einmüthigkeit dahin ausgesprochen, daß durch die besagten Aenderungen das Schiller'sche Stück erst genießbar gemacht worden sei. Wie viele von den „Kritikern", die dieses große Wort gelassen auszusprechen gewagt haben, mögen wol das Original mit gebührender Sorgfalt studirt haben? Je mehr man nun aber über diese Behandlung eines der schönsten Werke unseres großen Dichters entrüstet zu sein berechtigt ist, um so größere Befriedigung muß es jedem guten Deutschen und somit gewiß auch jedem unserer Leser gewähren, zu hören, daß sich in England wenigstens Eine Stimme in entgegengesetztem Sinne hat vernehmen lassen, und daß dies gerade die Stimme eines Mannes ist, welcher durch sein feines ästhetisches Gefühl und seine gründliche Kenntniß der deutschen Literatur ganz besonders befähigt war, ein competentes Urtheil in dieser Sache zu fällen. Wir glauben daher unseren Lesern eine nicht unwillkommene Gabe darzubieten, wenn wir ihnen in Folgendem den betreffenden Artikel in deutscher Uebersetzung mittheilen. Verfasser desselben ist Mr. Lionel Tennyson, ein Sohn des berühmten Dichters Alfred Tennyson und selbst ein Kritiker und Mitarbeiter an der geschätzten Zeitschrift „The Nineteenth Century".

„Maria Stuart" in London.

Ein Theaterstück von einem deutschen Dichter über Maria Stuart, Königin von Schottland — die Titelrolle von einer Tochter Polens dargestellt!

Es war kaum vorauszusetzen, daß aus so verschiedenartigen Elementen etwas Englisches hervorgehen würde, allein eine Vereinigung so glänzender Namen, wie Schiller, Maria Stuart und Helene Modjeska ließ jedenfalls etwas Hochinteressantes erwarten. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß die erste Aufführung der Uebersetzung von Maria Stuart durch den Ehrenwerthen Lewis Wingfield am 9. October eine glänzende Gesellschaft zusammengeführt hatte, unter der wir den Ministerpräsidenten und seinen Sohn, das Parlamentsmitglied für Leeds, bemerkten.

Die Wahl des Stückes wurde jedoch allgemein als eine mit einem Risico verknüpfte betrachtet. Der patriotischste Brite kann sich nicht rühmen, daß das englische theaterbesuchende Publicum, dasjenige natürlich ausgenommen, welches den ersten Aufführungen eines Stückes beiwohnt, viel allgemeine Geschichtskenntnisse besitzt, und die Thatsache, daß Mr. Will's „Karl I.", obgleich man in literarischen Kreisen viel daran auszusetzen hat, sich dennoch auf der Bühne hält, scheint zu beweisen, daß die Londoner es mit der historischen Genauigkeit nicht gerade sehr genau nehmen. Der Kritiker aber, welcher Gelegenheit findet, zu zeigen, daß er in der Geschichte besser bewandert ist, als der von ihm zu beurtheilende dramatische Schriftsteller, läßt sich eine solche Gelegenheit, selbst einem ausländischen Classiker gegenüber, nicht so leicht entgehen. Daher wurden hinsichtlich der günstigen Aufnahme von „Maria Stuart" mannigfache Befürchtungen laut. Ein dramatischer Schriftsteller, der auf der Bühne zu Hause ist, nimmt sich je nach der geistigen Fähigkeit seiner Zuhörer Freiheiten heraus (daher die Anachronismen Shakespeare's, die nicht aus Unwissenheit seinerseits hervorgegangen sind), und wenn er seinen Stoff aus der ausländischen Geschichte schöpft, so erlaubt er sich natürlich noch viel größere Freiheiten, als wenn er ihn der Geschichte seines eigenen Vaterlandes entlehnt. Es war bekanntlich Schiller's Gewohnheit, hinsichtlich der Charaktere, welche er uns vorführt, hinsichtlich der Lage, in welche er sie versetzt, und hinsichtlich der Zeit, in welcher er sie auftreten läßt, sich streng an die Geschichte zu halten, bei der Schürzung des Knotens dagegen seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Wenn wir daher über Maria Stuart ein Urtheil fällen wollen, müssen wir zu vergessen suchen, daß Maria zur Zeit der Handlung bereits eine gereifte Frau von 45 Jahren war, daß ihre Schuld unwiderleglich bewiesen war, wenn auch nicht gerade hinsichtlich der Ermordung Darnley's, so doch wenigstens in Bezug auf ihr Trachten nach dem Leben und dem Throne der Elisabeth; ferner, daß Fotheringhay nicht in unmittelbarer Nähe von London liegt, daß Leicester die verwittwete Lady Essex geheirathet hatte, welche ihn viele Jahre überlebte, daß der Hauptvorzug von Burleigh's Amtsführung und zugleich die Hauptursache seines Erfolges in der religiösen Duldsamkeit bestand, die er den Disidenten und Katholiken gegenüber an den Tag legte, endlich, daß die Ereignisse von Jahren in wenige Monate zusammengedrängt sind.

Außerdem enthält das Stück noch einige Fehler, welche sich aus der Unkenntniß der Verhältnisse und Zustände jener Zeit erklären lassen. Daß z. B. Burleigh Mortimer's wahren Charakter nicht kennen, daß er nicht wissen sollte, was derselbe im Schilde führt, streitet gegen alle Wahrscheinlichkeit. Wenn wir also die Vorzüge des Stückes ausfindig machen wollen, müssen wir es nicht vom historischen, sondern vom rein dramatischen Gesichtspunkte aus betrachten, d. h. wir müssen untersuchen, ob es schauspielerischen Kräften Gelegenheit bietet, ihre Talente zu entfalten und ob uns in demselben Charaktere vorgeführt werden, welche in geistiger und sittlicher Beziehung unser Interesse erwecken. Von diesem Standpunkte aus betrachtet wird, wenigstens in Deutschland, allgemein anerkannt werden, daß Maria Stuart einen hohen Rang in der dramatischen Literatur einnimmt. Selbst wenn wir Schiller's edlere Eigenschaften als Dichter nicht in Anschlag bringen wollen, so würden schon sein Geschick in der

kunstvollen Gegenüberstellung der Charaktere und die Art und Weise, wie er das Publicum auf die Schlußkatastrophe vorbereitet, allein genügen, ihm einen hervorragenden Platz unter den Dramatikern zu sichern. In „Maria Stuart" finden wir die Charaktere in folgender Weise einander gegenübergestellt. Die religiöse Unduldsamkeit Burleigh's ist mit dem menschlichen Mitgefühl contrastirt, welches Lord Shrewsbury für Maria an den Tag legt, und das zum Theil in seiner persönlichen Bekanntschaft mit der schönen Dulderin seine natürliche Erklärung findet; der kaltblütige Egoismus von Leicester's Liebe steht im Gegensatz zu der ungestümen Unbesonnenheit von Mortimer's Leidenschaft; endlich werden die Ansprüche einander gegenübergestellt, welche sowol Maria als Elisabeth darauf erheben, Königinnen von England und die ersten der Frauen zu sein. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich auf Einzelheiten eingehe, mit denen der Leser bereits vertraut sein muß; doch da es meine Absicht ist, zu zeigen, wie der ganze Plan des Stückes und das Verhältniß der Charaktere zu einander in Mr. Wingfield's Uebersetzung geändert worden sind, so ist ein näheres Eingehen auf Einzelheiten unvermeidlich. Daher sei es gestattet, noch einige Worte über den dramatischen Contrast zwischen Maria und Elisabeth hinzuzufügen. Wie Hr. Goedeke mit Recht bemerkt, ist es nicht sowol Schiller's Absicht, den Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus zu schildern, als vielmehr den Streit zweier Frauen um die englische Königskrone und um die Oberherrschaft, und in Hinblick auf diesen Zweck hat der Dichter die beiden Charaktere bis aufs Kleinste zu einander in Gegensatz gebracht. Der Elisabeth giebt Schiller die ihr von der geschichtlichen Ueberlieferung beigelegten Eigenschaften: Doppelzüngigkeit, Schlauheit, Launenhaftigkeit und Eitelkeit und läßt sie in den verschiedenen Scenen zu Tage treten. Das hohe Ansehen, welches sie in Europa genießt, wird dadurch gekennzeichnet, daß der französische Gesandte für Franz von Anjou um ihre Hand anhält; ihre Unbeständigkeit und ihre Schlauheit durch die Behandlung, welche sie demselben zu Theil werden läßt, durch das leichtfertige Spiel, das sie mit Leicester treibt, durch ihr Weinen über Maria's Brief und durch den Vorschlag, welchen sie Mortimer macht, die unglückliche Königin zu ermorden. Von ihrer Eitelkeit giebt sie einen Beweis, indem sie Leicester's Schmeichleien Gehör leiht und ihre Einwilligung dazu giebt, mit Maria zusammenzutreffen. Die Zusammenkunft der beiden Königinnen ist so eingerichtet, daß im Verlaufe derselben Elisabeth's Schwäche und Maria's Stärke an den Tag tritt. Die englische Königin spielt die Rolle einer eitlen Frau: sie wünscht Leicester, den sie wirklich liebt, zu zeigen, daß sie auch als Frau der Maria ebenbürtig ist. Maria schlägt sie mit ihren eigenen Waffen und trägt in Leicester's Augen, den sie ebenfalls liebt, den Sieg davon.

Elisabeth's Verdruß über Maria's Erfolg und Leicester's Benehmen, die Entdeckung der Verschwörung gegen ihr eigenes Leben, von welcher der Zuhörer durch das halbe Zugeständniß Mortimer's und durch das Gerücht, daß die Königin ermordet worden sei, in Kenntniß gesetzt wird, und die Furcht, das Volk könnte das Gesetz selbst in die Hände nehmen, bestimmen sie, das Urtheil zur Hinrichtung Maria's zu unterzeichnen. Dann folgen die geschickt angelegten Scenen, in denen sie, während sie das Todesurtheil unterzeichnet, sich doch die Möglichkeit vorbehält, die That zu leugnen.

Nachdem die Hinrichtung vorüber ist, triumphirt sie, aber ihre Strafe wird in den zwei letzten Zeilen des Stückes angedeutet. Elisabeth: „Graf Lester komme her!" Kent: „Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich." Der Charakter Maria's bildet in jeder Beziehung einen Gegensatz zu dem Elisabeth's. Sie hat gesündigt (sie erkennt ihre Mitschuld an Darnley's Tode an), aber ihre Sünden sind nur Jugendfehler. Sie hat ein Recht darauf, Königin zu sein, aber sie erträgt es mit Geduld, daß man sie dieses Rechtes beraubt hat. Sie ist eine eifrige Katholikin, aber sie ist an die Ausübung ihrer Religion verhindert. (Elisabeth's Protestantismus war der Art, daß er die Ungläubigkeit des päpstlichen Sendlings erregte.) Sie liebt Leicester ebenfalls und trägt den Sieg davon. Das sind die Angelpunkte, um die sich ihr Schicksal dreht: ihre Königskrone, ihre Religion, ihre Liebe. Dem Glanze der Königskrone muß sie entsagen: das ist ihre Strafe. Für ihr treues Festhalten an ihrem Glauben wird sie belohnt, indem ihr alter Haushofmeister sich als ein Priester entpuppt und ihr zuletzt das heilige Abendmahl spendet. Diese Beichtscene ist dramatisch nothwendig, sagt Goedeke, als Demüthigung nach ihrem Sieg im dritten Act, aber sie ist darum nicht weniger eine Entschädigung für ihr Unglück. Ihre Liebe ist kaum eine weltliche zu nennen: wie Goethe's Helena beklagt sie die Leidenschaft, welche sie einflößt: ihre Liebe zu Leicester wird dargestellt als eine stille, seit vielen Jahren gehegte Zuneigung, und für diese empfängt sie die einzig mögliche Belohnung: Leicester, nach vielem Hin- und Herschwanken, verläßt Elisabeth und erklärt im letzten Augenblicke seine Liebe zu Maria. So groß ist der Gegensatz zwischen den beiden Charakteren, deren Widerstreit das ganze Spiel von Leidenschaft und Berechnung hervorruft, das sie zur Darstellung durch große Künstler geeignet macht.

Leider ist jedoch die „Maria Stuart" des Mr. Wingfield sehr verschieden von der deutschen. Dem armen Schiller sind die Flügel beschnitten, seine Tragödie ist durch Verstümmelung in ein Melodrama verwandelt worden. Das englische Theater leidet unter vielen Uebelständen. Einer derselben ist die Unsitte des späten Essens. Es ist nicht zu erwarten, daß derjenige in der richtigen Stimmung das Theater betritt, welcher innerlich darüber unzufrieden ist, daß er sein Glas Wein nicht hat trinken oder seine Cigarre nicht hat rauchen können. Selbst um ein Meisterwerk der Literatur richtig genießen zu können, ist es, wie Alfred de Musset mit Recht bemerkt, vor Allem nothwendig, daß wir uns in einem Zustand körperlichen Wohlbehagens befinden. Ferner fehlt es dem englischen Theater an Schauspielern zweiten Ranges, welche das Englische mit richtiger Aussprache und angemessener Betonung zu sprechen verstehen. Ein dritter Uebelstand ist die Armuth der englischen Theaterdirectoren, welche es ihnen unmöglich macht, für eine würdige Ausstattung der von ihnen zu gebenden Stücke Sorge zu tragen. Und zu all diesen Nachtheilen tritt noch eine abgeschmackte Aengstlichkeit des Publicums, wenn von gewissen Dingen, wie z. B. von Religion die Rede ist. Der Lord-Kämmerer*) würde in Ohnmacht fallen, wenn ihm der Vorschlag gemacht würde, den zweiten Theil des „Faust" in England aufführen zu lassen. Und das Court Theatre hat überdies noch den Nachtheil, daß es eines der kleinsten Theater Londons ist. Das Trauerspiel hat daher bei uns mit Schwierigkeiten zu kämpfen, Schwierigkeiten, welche nur Mr. Irving im Lyceum Theatre im Stande gewesen ist, gänzlich zu überwinden. Aber Schiller's „Maria Stuart" ist mehr als nothwendig gemißhandelt worden. Es würde natürlich abgeschmackt sein, eine californische Fichte in einen Gurkenkasten pflanzen zu wollen. Schiller's Stück ist viel zu kolossal für das Court Theatre; doch ist nicht einzusehen, warum es nicht wenigstens möglich gewesen sein würde, eine Stunde Zeit mehr auf die Aufführung zu verwenden, da dieselbe jetzt, die Pausen zwischen den Acten abgerechnet, nicht viel mehr als zwei Stunden in Anspruch nehmen kann.

Was nun die Wingfield'sche Uebersetzung betrifft, so schäme ich mich, sagen zu müssen, daß sie vollkommen unzulänglich ist und daß sie sich unverantwortliche Freiheiten mit dem

*) Welcher eine Censur über die aufzuführenden Stücke ausübt. Anmerkung des Uebersetzers.

Original herausgenommen hat. Aber das ist noch nichts, verglichen mit der Verunstaltung, welche der „Bearbeiter“ (ein grenzliches Wort!) mit dem Stück vorgenommen hat. Abgesehen davon, daß er es verstanden hat, das Schiller'sche Werk seines poetischen Gehalts zu entkleiden, hat er auch verschiedene höchst wichtige Theile desselben ganz weggelassen; so z. B. den ganzen Schluß des dritten Actes, nachdem Elisabeth die Bühne verlassen hat, so daß nun das Motiv für die beiden letzten Acte fehlt; ferner die Scenen mit dem französischen Gesandten: die Scene, in welcher Elisabeth durch ein unwürdiges Doppelspiel dem Davison die Schuld an Maria's Tod aufzubürden sucht, und die ganze zweite Hälfte des letzten Actes, so daß die Geschichte nicht nur der ihr zu Grunde liegenden Moral, sondern auch ihres natürlichen Schlusses beraubt ist und das Publicum von Allem, was nach Maria's Tode geschieht, in Unkenntniß bleibt und dieses Ereigniß der Eitelkeit Elisabeth's zuschreiben muß, es sei denn, daß der Volksaufstand (für den gar kein Grund angegeben wird) sie dazu bestimmt habe. — Zu diesen Weglassungen treten nun noch die Aenderungen aller derjenigen Scenen hinzu, in welchen Maria's Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche zum Ausdruck kommt. Die herrlichen Verse, in denen Mortimer in seiner ersten Unterredung mit ihr die gottesdienstlichen Gebräuche der römischen Kirche schildert, werden durch wenige Zeilen ersetzt, und die Scene, in welcher Maria ihrem alten Haushofmeister, welcher zum Priester geweiht worden ist, die Sünden ihres Lebens beichtet, ist ebenfalls ausgelassen und durch eine fade Verlängerung der Scene mit Leicester ersetzt, in welcher er Maria um Vergebung fleht, während die Frauen, denen sie Lebewohl gesagt hat, schluchzend herumstehen. Es ist nicht leicht auf natürliche Weise zu schluchzen, und die acht oder neun Frauen, denen diese Aufgabe zuertheilt worden war, entledigten sich derselben durchaus nicht auf eine sehr erfolgreiche Weise. Ich darf übrigens nicht unerwähnt lassen, daß der „Bearbeiter“ aus Schiller's Zeichnung von Elisabeth's Charakter alle edleren Züge ausgelassen hat, so daß die Königin Englands auf den Standpunkt der bösen Frau im Melodrama herabgesetzt worden ist.

Was soll ich nun von Schauspielerinnen sagen, welche trotz solcher Schwierigkeiten einen Triumph zu erringen verstanden? Ich bin selten Zeuge eines so begeisterten Beifalls gewesen, wie derjenige war, welcher Frau Modjeska und Miß Moodie nach dem dritten Acte zu Theil wurde; aber freilich wird mancher dramatische Kritiker einwenden, daß der durch eine erste Vorstellung hervorgerufene Enthusiasmus nicht viel zu bedeuten habe. Miß Louise Moodie hat ihren Ruf, so viel ich weiß, zuerst vor ungefähr zwei Jahren in einer Bearbeitung des Stücks: „Das Haus Fourchambault“ begründet. Sie ist eine ziemlich begabte Schauspielerin, der es aber noch an Gewandtheit fehlt. Sie giebt die Rolle der Elisabeth oder vielmehr des Skeletts der Elisabeth — denn das ist Alles, was davon übrig geblieben ist — mit viel Würde, und die Art und Weise, wie sie die Eitelkeit der Königin zur Anschauung bringt, ist bewunderungswürdig. Das Spiel von Helena Modjeska trägt jedoch ein weit edleres Gepräge und dies ist es, was dem Stück von Seiten der „Kunstverständigen“, welche bei ersten Aufführungen den Gerichtshof des Geschmackes bilden, eine so günstige Aufnahme zu Theil werden ließ; und wenn man später darüber nachdenkt, so erscheint es einem wunderbar, wie sie es fertig bringen konnte, den Geist Schiller's selbst durch das unvollkommene Medium dieser Uebersetzung so treu wiederzugeben.

Frau Modjeska ist bekanntlich eine Schauspielerin von Erfahrung, welche schon zwei Völkern den Kopf verdreht hat (den Polen und den Amerikanern), ehe sie nach London kam, wo sie letzten Sommer in einer Bearbeitung der „Camelien-dame“ Furore machte. Letztgenanntes Stück ist ebenfalls ein elendes, schwaches und confuses Machwerk, das einzig und allein durch ihr sympathisches Spiel genießbar gemacht wurde. Dasselbe war in der That eine ebenso vollkommene Kunstleistung, wie Jefferson's „Rip van Winkel“, nur ein wenig beeinträchtigt durch die völlige Werthlosigkeit des Stückes; allein durch ihr Auftreten als Maria Stuart wurde, wie Jedermann fühlte, ihre Begabung als tragische Künstlerin zum ersten Male auf die Probe gestellt. Und der Erfolg war ein durchschlagender. Entzückend war ihr würdevolles und zugleich sanftes Wesen im ersten Act, bis zur Ankunft Burleigh's, der ihr die Nachricht ihrer Verurtheilung durch die königliche Gerichtscommission überbringt, und auch dann wußte sie durch ihre ruhige, dabei aber schneidige Sprache den Einwendungen Maria's gegen die Art und Weise ihrer Aburtheilung doppeltes Gewicht zu verleihen. Hauptsächlich aber war es im dritten Acte, wo sie die unschätzbaren Eigenschaften einer echten Tragödin entfaltete. Als sie auf die Bühne trat, welche einen hübschen, mit Wasser umgebenen Garten darstellte, schien es, wie Hannah Kennedy sagt, als ob sie Flügel hätte: das traurige Gefatter der Taube, welche aus dem Käfig entlassen worden ist, aber nur, um in ein Vogelhaus gesperrt zu werden, wo sie noch immer von Eisenstäben umschlossen ist. Frau Modjeska ist, soweit unsere Kenntniß reicht, eine von den wenigen Schauspielerinnen, welche es verstehen, Gemüthsbewegung (nicht Leidenschaft, denn letztere findet ihren natürlichen Ausdruck in Bewegung) bei ruhiger Körperhaltung ebenjowol wie durch lebhaftestes Geberdenspiel auszudrücken. Auch später, in der hitzigen Scene zwischen den beiden Königinnen, welche englischen Ohren ein wenig sonderbar vorkommt, brachte sie den Kampf zwischen ihrem sehnlichen Wunsche nach Freiheit und ihrem Widerstreben, vor Elisabeth als eine Bittende zu erscheinen, auf bewundernswerthe Weise zur Anschauung; nur an der Stelle, wo Maria's Zorn alle Schranken durchbricht, befriedigte ihr Spiel nicht ganz; sie war nicht leidenschaftlich genug; sie bewahrte noch immer einen Rest von Sanftmuth. Leider waren wir des Genusses beraubt worden, sie in der letzten Scene mit Mortimer zu sehen, und doch ist gerade diese Scene, in welcher Maria's Sehnsucht nach Freiheit mit ihrem Abscheu vor Mortimer's ungestümer Leidenschaft kämpft, der beste Prüfstein für eine tragische Künstlerin. Im letzten Act dagegen hatten wir wiederum Gelegenheit, zu bewundern, wie meisterhaft sie eine der schwierigsten Aufgabe löste, die einer Schauspielerin gestellt werden können, nämlich die Darstellung einer starken Gemüthsbewegung, welche durch noch stärkere Willenskraft zurückgedrängt wird. Auch der Ausdruck religiöser Verzückung, mit welchem sie dem Crucifix folgte, das der vor ihr herschreitende Melvil emporhält, um ihr Muth einzuflößen, war von wunderbarer Wirkung, die nur dadurch in hohem Grade beeinträchtigt wurde, daß sie genöthigt war, sich nach Leicester umzuwenden, um ihm zu vergeben. Maria's Ende wird dem Zuhörer geschickt angedeutet. Man hört sie die lateinischen Gebetformeln nachsprechen und das unvollendete Wort verkündet den Augenblick ihres Todes.

Bücherbesprechung.

— Das heilige Land. Tagebuchblätter von Prof. Dr. C. v. Orelli. Zweite Auflage. Mit einer Karte von Palästina. Basel, Verlag von C. F. Spittler 1879. — Von den zahlreichen Reisebeschreibungen, welche Palästina zum Gegenstande haben, ist die vorliegende nach jeder Richtung hin eine der besten. In Anlage und Form durchaus eigenartig gehalten, kann dieselbe mit den Arbeiten gewöhnlicher Touristen, die meist ohne jegliche Vorbereitung ihr Reiseziel möglich rasch zu erreichen suchen und auch nach

dessen Erreichung, statt Land und Leute einigermaßen gründlich kennen zu lernen, nach dem englischen Grundsatze: Time is money das den Gegenstand ihrer Reisebeschreibung bildende Land im Fluge zu durcheilen pflegen, in keiner Weise auf gleiches Niveau gestellt werden. Hr. v. Orelli, ein an der Universität Basel wirkender, noch in jugendlichem Mannesalter stehender Professor der Theologie, von welchem die Wissenschaft noch Bedeutendes erwarten darf, hat sich, wie jedes Blatt seiner Reisebeschreibung deutlich erkennen läßt, auf seine Reise durch jahrelange Studien vorbereitet und die Reise selbst, wie es jeder christliche Besucher des heiligen Landes thun sollte, die Bibel in der Hand angetreten. An zahlreichen Stellen des Buches finden sich die Schriftstellen angeführt, deren zutreffende Richtigkeit und Correctheit er durch seine Beobachtungen und Wahrnehmungen zu erhärten in der Lage gewesen ist. Den Gesammteindruck, welchen hierbei das heilige Land in ihm zurückgelassen, hat er selbst in trefflichen Worten wiedergegeben, die wir an gegenwärtiger Stelle einzuschalten uns um so weniger versagen können, weil dieselben besser als wir es in eingehender Besprechung vermöchten, unsern Lesern klar stellen werden, in welchem Geiste das Orelli'sche Buch gehalten ist und was sie gegenständlich von demselben zu erwarten haben. Er sagt in dieser Beziehung (S. 308 flg.): „Ich versuche den Gesammteindruck zu gewinnen, den es (das heilige Land) in mir zurückgelassen. Da tritt mir vor Allem die Realität der biblischen Geschichte aus seiner Physiognomie entgegen. Kaum kann es bei einem Besucher des heiligen Landes anders sein. Wie ist dort Alles leibhaftig, was im Buch der Bücher nur Bild schien, wie ist Alles naturgetreues, lebendiges Bild, was der Abendländer für bloße Redefigur zu nehmen gewöhnt war! Wol stammt der Glaube seinem tiefsten Wesen nach nicht aus dem Schauen. Auch der Anblick Jesu nach dem Fleisch hat die Wenigsten dazu geführt, aber wenn uns etwas dieses Schauen des Menschensohnes ersetzen kann, so ist's der Anblick seiner Heimath. Mit erhöhtem Vertrauen nimmt man hernach die heiligen Blätter zur Hand als wirkliche geschichtliche Urkunden. Selbst ein Renan ist Zeuge dafür. Ohne seinen Aufenthalt in Palästina hätte er es gar nicht der Mühe werth gehalten, eine Lebensgeschichte Jesu zu schreiben, dessen Person ihm ein gewinnendes Phantom war. Aber in jener Umgebung wurde er von einer Realität überrascht, mit welcher als Geschichtschreiber sich auseinanderzusetzen er nicht umhin konnte: „Diese ganze Geschichte (der Evangelien)" — sagt er —, „welche von weitem in den Wolken einer Welt ohne Wirklichkeit zu schweben scheint, nahm für mich — beim Anblick ihres Schauplatzes — eine Gestalt und eine Festigkeit an, welche mich in Staunen setzten. Die frappante Uebereinstimmung der Texte und der Oertlichkeiten, die wunderbare Harmonie des Ideals mit der Landschaft, die ihm zum Rahmen diente, waren mir wie eine Offenbarung. Ich hatte ein fünftes Evangelium vor Augen, zerrissen aber noch lesbar, und von da an sah ich durch die Erzählungen des Matthäus und Markus hindurch statt eines abstracten Wesens, dem man die Existenz absprechen möchte, eine wunderbare Menschengestalt leben, sich bewegen." — Aber auch wenn diese Gestalt wie ein solcher verschwommener Schemen war, auch wer die ganze heilige Historie als die Quintessenz der Geschichte anzusehen pflegte, auch dem ist sie viel vertrauter, heimathlicher, thatsächlicher geworden, nachdem er den Boden, der sie trug, betreten hat. Nicht nur ist ihm im Großen wie im Kleinen Manches verständlicher und zuverlässiger geworden; ihm ist, als hätte er Vieles davon mit erlebt. Leidet aber nicht unter dieser Realität die Idealität der Vorstellung? Ich denke nicht daran, daß mit optischer Offenheit schon gewonnen worden ist, es gereiche einer Religion nicht zum Gewinn, wenn man ihren Ursprung zu genau kenne, wiewol auch darauf dem eine Antwort nicht schwer fallen sollte, der dieses Land und seine Bewohner etwas näher kennen gelernt hat. Weiß er doch, wie wenig aus blos natürlichen Ursachen, aus morgenländischer Naturschönheit und semitischer Phantasie eine Geschichte entsteht gleich der der Bibel, der Evangelien! Aber erscheint nicht umgekehrt dieses gelobte Land — zumal in seinem jetzigen verwahrlosten Zustande — zu gering, um unseren von Jugend auf angewöhnten Vorstellungen zu genügen, die aus prophetisch gehobenen Schilderungen und künstlerischen Darstellungen stammen? Nicht selten befürchtet man, die biblischen Bilder möchten von ihrer Anmuth und Erhabenheit etwas einbüßen beim Anblick der nackten Wirklichkeit. Mehr als ich nach der Lectüre von Reisebeschreibungen erwartete, ist auch in dieser Hinsicht mein Eindruck von Palästina günstig ausgefallen. Trotz aller Verwüstung und Verödung hat das kleine bescheidene Land seine unbeschreiblichen Reize. Es hat einen schönen Himmel und ist ein schön Stück Erde. Seine Berge sind großartiger, seine Städte ehrwürdiger, seine Fluren freundlicher, als ich zu hoffen wagte. Und wie oft begegneten uns in idyllischer Landschaft von dem warmen Farbenglanze des Ostens beschienene Gruppen, die kein Künstler edler hätte darstellen können! Waren es die Emausjünger mit dem Wanderstab, war es die Samariterin mit dem Wasserkrug — welche Würde der Haltung und Kleidung auch in der Armuth! Welche Feinheit des Anstandes auch ohne das, was wir Bildung nennen! Kurz, das Ganze ist noch die äußere Leiblichkeit, zu welcher das biblische Wort wie die Seele gehört. — Wenn so das Land in seiner Gegenwart ein beredter Zeuge ist seiner größeren Vergangenheit, was wird seine Zukunft sein? Wir wissen es nicht. Am ähnlichsten aber dünkt mich dieses Kanaan jener „Jerichorose", welche die Botaniker anastica nennen, Auferstehungsblume, weil sie, ob noch so dürr und eingeschrumpft, im Wasser wieder aufblüht und lebendig wird. Es ist einer wundersamen Verwandlung fähig, wenn erst dieser lang entzogene Segen von oben wieder reichlich darauf herabströmt." Wer etwa nach den eben gegebenen Sätzen der Unterstellung Raum geben wollte, daß er es in dem Orelli'schen Buche mit einer vorwiegend für sachmännische Gelehrtenkreise bestimmten Arbeit zu thun habe, der würde sich in einem großen Irrthum befinden. Das Werk ist im Gegentheile seinem ganzen Ton nach für weiteste Kreise des gebildeten Publicums geschrieben, und wir wüßten für ein christliches Haus insbesondere kaum eine gediegenere und genußreichere Unterhaltungslectüre für die langen Winterabende, als welche das Buch sich besonders vortrefflich zum Vorlesen im häuslichen Familienkreise eignet. Die rasche Vergriffenheit der ersten Auflage, welcher kaum nach einem Jahre eine zweite folgen mußte, ist ein vollgiltig Zeugniß, wie bald sich das treffliche Buch Boden zu gewinnen vermocht hat. Der Verf. trat seine Reise im Verein mit dem inmittelst nach Tübingen berufenen Prof. Dr. Kaulich im Februar 1876 von Basel aus an, durcheilte die Schweiz und Italien auf dem kürzesten Wege über Genf, Turin, Bologna, Brindisi, stieg dort zu Schiff und landete in Alexandrien, welchem der erste längere Aufenthalt galt. Von da ging es nach Kairo, von wo aus den Pyramiden von Gizeh ein Besuch abgestattet wurde, und über Joppe (Jaffa), Lydda, Ramle nach Jerusalem, woselbst ein Aufenthalt von mehreren Wochen genommen ward, während dessen auch dem Verf. in der heiligen Stadt zu predigen beschieden war. Während dieser Zeit wurden Seitenausflüge nach Jericho, dem Jordan und todten Meere unternommen, Ende März aber die Weiterreise nach Samarien und Galiläa fortgesetzt und dabei Sichem, Nazareth und dem Karmel, dem See Genezareth und dem Berge Tabor Besuche abgestattet. Ueber Damaskus, woselbst die Reisenden auch Abdellader besuchten, Balbek und den Libanon ward in Beirut das Meer wieder erreicht und nach Aufenthalten in Konstantinopel und Athen über Italien die Heimreise unternommen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandtraneatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 13. Sonntag, den 13. Februar. 1881.

Inhalt: Unter schwarzgelber Fahne. Erinnerungen eines deutschen Officiers. Marsch- und Standquartiere in Illyrien und Italien 1859. IV. — Musikalische Zustände in Leipzig, von Hofrat Paul. — Leipziger Stadttheater, von Rudolf v. Gottschall. — Bücherbesprechungen. — Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde. — „Unsere Zeit". — Redactionsbemerkung.

Unter schwarzgelber Fahne.

Erinnerungen eines deutschen Officiers.

Marsch- und Standquartiere in Illyrien und Italien 1859.

IV.*)

Am 6. Juli wurde ich vom General-Commando des 10. Armeecorps als Courier nach Monselice entsendet, um bei dem daselbst etablirten Armee-Nachschubs-Magazin Nr. 4 einen dreitägigen Brodbedarf für das Armeecorps sicher zu stellen. Der Magazins-Vorsteher versuchte Einwendungen gegen die Höhe dieser Forderung zu erheben, indem er mir durch Vorlegung des bezüglichen Protokolls nachwies, daß er gerade am Tage zuvor 20 000 Brodportionen, welche ungenießbar geworden wären, habe vernichten lassen müssen, und behauptete, daß es ihm unmöglich sei, diesen unerwarteten Ausfall sofort und ganz zu decken. Ich erklärte ihm jedoch, daß dies Alles mich gar nicht weiter berühre, ich wäre lediglich der Ueberbringer eines Dienstbefehles, dessen, wenn auch nur theilweise, Nichtbefolgung auf seine alleinige Gefahr geschähe. Hierüber wurde er denn doch stutzig, berief sofort seine Unterbeamten und Bäckermeister zusammen und theilte mir nach einiger Zeit das Resultat der Berathung mit, welches dahin lautete, daß das vom 10. Armeecorps geforderte Brodquantum voll und zur bestimmten Frist geliefert werden solle.

Da ich noch einige Zeit zu warten hatte, ehe mein Wagen zur Rückfahrt nach Rovigo bereit war, so benützte der, mir freundlicher Weise Gesellschaft leistende, Magazins-Vorsteher die Gelegenheit, um mir die Schwierigkeiten seiner dienstlichen Stellung eingehend klar zu legen. Seiner Versicherung zufolge hatte er es mit lauter, wenn auch nicht gerade unzuverlässigen, so doch in hohem Grade unerfahrenen Untergebenen, und mit Lieferanten zu thun, deren Betrügereien gegenüber auch die allergrößerte Vorsicht nicht immer zureichend sei. Am schlechtesten aber war der alte Herr auf die italienischen Gendarmen zu sprechen. Als bewaffnete Begleiter der Frachtschiffe, welche die für das Nachschubs-Magazin bestimmten Vorräthe auf dem Canale von Padua nach Monselice schafften, sollten diese pflichtvergessenen Leute gemeinsame Sache mit den Schiffern gemacht haben, um die Weinfässer anzubohren und die für die Armee bestimmten anderweitigen Vorräthe, namentlich Cigarren und dergleichen, zu bestehlen. Ich vermag nicht zu beurtheilen, ob und in wie weit diese schwere Beschuldigung gerechtfertigt war, kann jedoch versichern, daß mir damals ähnliche Aeußerungen über die italienische Gendarmerie mehrfach, und zwar von den verschiedensten Seiten, zu Ohren gekommen sind.

Am 7. Juli erhielten wir, völlig unerwartet, die Ordre zum Vormarsche nach Albaredo an der Etsch. Unsere Division sollte den Brückenkopf daselbst besetzen, um demnächst, bei der deshalbigen Vertheidigung der Etsch-Linie, als äußerster linker Flügel der I. Armee mitzuwirken. Nun war mit einem Male Alles wieder voll Jubels, und die Aufregung wegen des bevorstehenden Kampfes ließ uns die Strapazen des am 8. Juli hinterlegten, sehr starken Marsches von Rovigo nach Montagnana kaum bemerken. Von dort aus sollten wir am nächsten Tage in unsere Gefechtsstellung an der Etsch einrücken. Allein schon am Nachmittage des 8. Juli, als wir, die kommenden Ereignisse lebhaft discutirend, vor dem Cafégrande beisammen saßen, durchschwirrte das dunkle Gerücht vom Abschlusse eines fünfwöchentlichen Waffenstillstandes die Stadt; wir glaubten aber nicht daran, bis endlich spät am Abend der eingetroffene Halbefehl unsere Zweifel in unerwünschter Weise löste.

Mit dem Feldzuge war es nunmehr zweifellos zu Ende, denn ein Waffenstillstand von so langer Dauer wird unter Kriegführenden nimmermehr abgeschlossen, wenn nicht die begründetsten Aussichten zu vollkommener friedlicher Verständigung vorhanden sind. Vernichtet waren unsere ehrgeizigen Hoffnungen auf kriegerischen Ruhm, und in sehr gedrückter Stimmung traten wir den Marsch an zu den weitläufigen Cantonnements, welche uns für die Dauer des Waffenstillstandes überwiesen wurden.

Wir erreichten am 12. Juli Este und am folgenden Tage Monselice, von wo aus 4 Compagnien des 1. Bataillons, mit dem Stabe, nach Tribano, die beiden anderen Compagnien, darunter die meinige, noch weiter südöstlich nach Bagnoli detachirt wurden.

Es folgten nun einige Wochen der tiefsten Ruhe, denn unsere Mannschaften sollten sich, Befehls gemäß, so gut als irgend thunlich, von ihren bisherigen Strapazen erholen. Um in Ermangelung dienstlicher Beschäftigung wenigstens einigen Zeitvertreib zu haben, machte ich den Versuch, die italienische Sprache zu erlernen, kam damit aber, trotz aller Mühe, nur sehr wenig vorwärts, da mir alle und jede grammatikalischen Vorkenntnisse abgingen, und das bloße Vorsprechen der im täglichen Verkehr am häufigsten vorkommenden Worte und Phrasen, von Seite meiner freundlichen Wirthsleute, selbstverständlich nicht genügte, um mich in dieser schönen und auch nicht allzu schwierigen Sprache festen Grund fassen zu lassen.

Mein Quartierwirth war ein liebenswürdiger alter Herr, welcher, außer seiner hübschen Villa in Bagnoli, auch noch ein kleines Landgut in der nächsten Nachbarschaft besaß, welches er persönlich bewirthschaftete. Mein lebhaftes Interesse für den Ackerbau bemerkend, lud er mich häufig ein, ihn auf seinen Revisionstouren, die er zu Wagen ausführte, zu begleiten, wodurch ich in Erfahrung brachte, daß der fruchtbare Ackerboden Oberitaliens Dank der bis ins Kleinste durchgeführten, künstlichen Bewässerung jährlich zwei volle Ernten liefert, und daß die Wiesen daselbst sogar drei- bis viermal gemäht werden können. Im Garten meines Wirthes

*) Siehe Nr. 10.

gab es viel reifes Obst, grasgrüne Feigen, blaßrothe Pfirsiche, rosenrothe Aprikosen, hochrothe Granatäpfel und milchweiße Citronen; — die letzteren allerdings an Bäumen hängend, die in großen Holzkübeln standen und im Winter unter Dach gebracht wurden —; es wollte mir jedoch scheinen, als ob der Geschmack dieser Früchte nicht ganz das hielt, was das wunderbar schöne Aussehen derselben versprach. Feigen gab es in wahrem Ueberflusse, und meine Hausgenossen consumirten von dieser Lieblingsfrucht des Italieners eine unglaubliche Menge. Auch mir wurde an jedem Morgen ein ganzes Körbchen voll derselben ins Zimmer gestellt, da mir aber die Süßigkeit der frischen Feigen widerwärtig ist, so mußte jedesmal mein Diener die mir zugedachte Portion verzehren, wozu er, glücklicherweise, sich auch gern bereit finden ließ.

Die erste Rolle im Dorfe spielte unbestritten der „geistliche Herr". Ungemein rührig, wie alle katholischen Priester, war er schon von der Frühmette an auf den Beinen, um die Mitglieder seiner frommen Gemeinde, zum wenigsten die vornehmeren, der Reihe nach täglich zu besuchen. Da er meine Wenigkeit einige Male in der Kirche bemerkt hatte, so nahm er vermuthlich an, daß ich seines Glaubens sei, und behandelte mich mit ausgesprochenem Wohlwollen, welchem Umstande ich es dann wieder zu verdanken hatte, daß auch die Töchter meines Wirthes mir mit großer Liebenswürdigkeit begegneten, denn für diese Damen war der „geistliche Herr" zweifelsohne der Inbegriff aller männlichen Weisheit, Tugend und Schönheit. Auf die letzte dieser drei Eigenschaften konnten sie selber allerdings einen Anspruch wol nicht erheben, denn die ältere der beiden Schwestern erfreute sich einer Körperfülle, die über das Maß einer dem Auge wohlthuenden Abrundung weit hinausging, während die jüngere, in ihrer übertriebenen Magerkeit, neben ihrer Schwester wie halb verhungert aussah, was jedoch keineswegs der Fall war, denn sie übertraf in ihren Leistungen bei Tische alle übrigen Mitglieder der Familie, selbst den mit gutem Appetite gesegneten Vater nicht ausgenommen. Da die Damen des Hauses, der enormen Hitze wegen, kurzärmlige Kleider trugen, so konnte ich nicht umhin, gelegentlich zu bemerken, daß ihr Arme in der Nähe des Ellenbogens mit einer großen Anzahl von Narben bedeckt waren. Auf meine diesbezügliche Erkundigung erklärte mir der Pfarrer, daß dies von den Aderlässen herrühre, denen sich, nach italienischer Sitte, jeder Erwachsene alljährlich einmal zu unterziehen pflege. Die Kenntniß dieser widerlichen Gewohnheit setzte den Liebreiz der Italienerinnen in meinen Augen wieder um einige Grade herunter, und speciell bei den Töchtern meines Wirthes diente sie mir als ziemlich sicherer Anhalt zur Abschätzung ihrer Lebens-Frühlinge, deren sie nach Angabe der Aderlaß-Narben schon so viele zählten, daß dadurch ihre „Ehrwürdigkeit" für mich außer Zweifel gestellt wurde.

Bei meinen Kirchenbesuchen fiel es mir immer von neuem wieder auf, daß die anwesende Gemeinde lebhaft aus Frauen und Mädchen bestand. Diese wedelten sich unablässig mit dem Fächer Kühlung zu, wodurch dem Gottesdienste eine, wenn auch unhörbare, Unruhe beigemengt wurde, welche in hohem Grade störend auf die Feierlichkeit der heiligen Handlung einwirkte. Bänke gab es in der Kirche nicht, wer sich setzen wollte, mußte sich beim Meßner einen Stuhl ermiethen. Dies mochte vielleicht nicht ganz billig sein, denn die weit überwiegende Mehrzahl der Anwesenden zog es vor, dem Gottesdienste stehend oder kniend beizuwohnen. Die Beziehungen der männlichen Gemeindemitglieder zur Kirche sah ich erst hervortreten bei den Processionen außerhalb derselben, welche während unserer Anwesenheit drei- oder viermal zu dem Zwecke unternommen wurden, um das Ende der, schon seit mehreren Wochen andauernden, Dürre vom Himmel zu erbitten. Bei diesen Gelegenheiten wurde von vier Männern eine große, mit kostbaren Gewändern bekleidete, Holzfigur umhergetragen, welche die Mutter Gottes vorstellen sollte, und bei deren Anblick alle Begegnenden sich auf die Kniee niederwarfen.

Der Italiener geht bekanntlich im Bilderdienste etwas weit, und läßt auch sonst noch in religiösen Dingen seiner Phantasie nur allzu gern die Zügel schießen. So galt es z. B. damals in den unteren Volksclassen Venetiens für eine unbezweifelbare Thatsache, daß der Feldzeugmeister Graf Gyulai ein leibhaftiger Sohn des Satans sei, und auch bezüglich des Kaisers Franz Joseph circulirten allerlei merkwürdige Behauptungen, deren innerster Kern gleichfalls darauf hindeutete, daß unser allverehrter Kriegsherr die sichere Anwartschaft habe, seinen Platz dermaleinst in der Hölle angewiesen zu erhalten. Ich interpellirte einmal den Pfarrer von Bagnoli wegen dieses Unsinns; er zuckte die Achseln dazu und meinte, „gegen den politischen Aberglauben der Italiener würde selbst die Kirche vergebens ankämpfen, weshalb dieselbe sich lieber gar nicht damit befasse".

In Bagnoli waren auch einige Edelleute ansässig, darunter zwei, die den Titel „conte", d. i. Graf, führten. Diese Beiden hatten schon kurz vor Ausbruch des Krieges den Ort verlassen — man nahm allgemein an, daß sie sich nach Piemont begeben hätten —, was jedoch nicht verhinderte, daß das Besitzthum eines Jeden von ihnen die volle Einquartierung erhielt. Auf den Meierhof des einen kamen 100 Mann von meiner Compagnie zu liegen, deren vorzüglichster Zeitvertreib in der Jagd auf Scorpione bestand, von welchen Insecten es in den alten Mauern des Gehöftes förmlich wimmelte. Die getödteten Scorpione wurden dann in Fläschchen mit Oel gethan, welches, ob mit Recht weiß ich allerdings nicht, bei unseren Soldaten als das beste Präservativ gegen die keineswegs ungefährlichen Folgen eines Scorpionstiches galt.

Dem Waffenstillstands-Abschlusse war am 11. Juli der Präliminar-Friede von Villafranca gefolgt. Die Demobilmachung des österreichischen Heeres begann und es traten zunächst die Grenzer- und 4. Feld-Bataillone der Linien-Infanterie-Regimenter den Rückmarsch nach den heimathlichen Ergänzungsbezirken an. Bezüglich der übrigen, in das Innere des Reiches zu dislocirenden, Truppen wurde angeordnet, daß ihr allmäliges Abrücken nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit der damals einzigen Eisenbahn im Nordosten Venetiens — welche noch dazu auf der 67 Kilometer langen Strecke von Casarsa bis Nabresina unvollendet war — zu erfolgen habe.

Da das 10. Armeecorps nach Ungarn zurückverlegt werden sollte, so war unseres Bleibens auf italienischem Boden voraussichtlich nur noch kurze Zeit, welche ich mit zwei älteren Regiments-Kameraden zu einem gemeinsamen Ausfluge nach der altberühmten Lagunenstadt Venedig zu benützen beschloß. Nach erlangter Urlaubsbewilligung fuhren wir am 20. Juli mit einem Miethwagen nach Padua, von wo aus wir den Rest des Weges mittels Eisenbahn zurücklegten. Der Eindruck, welchen die einstige Beherrscherin des Adriatischen Meeres auf uns machte, als sie mit ihren von Thürmen und Kuppeln überragten Häusermassen, wie ein Wunder der Märchenwelt, aus den Fluthen der Lagunen emporstieg, war ein wahrhaft überwältigender, ich glaubte von einem Traume befangen zu sein, wurde aber schnell ernüchtert, als wir den Bahnhof der Meereskönigin erreicht hatten. Kaum ließen wir uns nämlich mit den übrigen Reisenden außerhalb der Bahnhofshalle sehen, als ein hundertstimmiges wildes Durcheinanderschreien derjenigen Eingebornen uns empfing, welche uns ihre Dienste offerirten. Da wir indeß beschlossen hatten, uns einer Gondel*) zur Fahrt nach dem uns

*) Man kann nämlich vom Bahnhofe in Venedig auch zu Fuße bis auf den Markus-Platz gelangen, wenn man dem weißen Marmorstreifen folgt, welcher auf der ganzen Strecke des eingeschlagenen Weges zwischen den Granitplatten des Trottoirs eingefügt ist.

empfahlenen Hôtel Luna zu bedienen, so wehrten wir standhaft den allgemeinen Sturm auf unser Handgepäck ab, indem wir, dasselbe zwischen uns nehmend, uns möglichst eng zusammen hielten, bis wir, in dem Gedränge allmälig vorwärts geschoben, das Ufer des Canals und mit diesem eine der daselbst zu Dutzenden vorhandenen Gondeln erreichten. Einmal glücklich im Schiffe, gelangten wir dann auch ohne alle weitere Behelligung bis in unser Hôtel. Der ziemlich weite Weg dahin führte durch ein förmliches Labyrinth von breiteren und engeren Canälen. Wir fuhren mit großer Geschwindigkeit und konnten nicht genug die Gewandtheit bewundern, mit welcher unserer Gondelier, einen langgezogenen Warnungsruf ausstoßend, um die schärfsten Ecken lenkte, oder uns begegnenden Fahrzeugen, bisweilen nur um Fingers Breite, auswich. Die Häuser an den von uns passirten Canälen hatten sämmtlich ein verwittertes und verwahrlostes Ansehen, alle Fenster waren, der Hitze wegen, durch Läden — denn Jalousien konnte man diese unangestrichenen Brettwände wol nicht nennen — geschlossen, welche größtentheils sehr defect waren und bisweilen nur noch an einer Angel hingen. An manchen Fenstern hatte man Stricke befestigt, auf welchen Wäsche trocknete. Der Zustand der Letzteren machte den Besitzern wenig Ehre und ihr Anblick den Vorüberfahrenden jedenfalls kein Vergnügen. Wir hatten zum Besuche Venedigs leider eine ungünstige Saison getroffen, denn das schmutziggraue Wasser der Canäle hauchte einen unausstehlichen Schlammgeruch aus, an welchen sich unsere Geruchs-Organe schlechterdings nicht gewöhnen wollten. Unser Hôtel war, nach italienischen Begriffen, ein ganz vorzügliches, meiner Wenigkeit erschienen jedoch nur die in demselben uns abverlangten Preise vorzüglich, denn die Sauberkeit ließ auch hier viel zu wünschen übrig.

Da wir fünf Tage in Venedig blieben, so hatten wir vollauf Zeit, um sämmtliche Merkwürdigkeiten der Stadt, der Reihe nach, zu bewundern. Von allem daselbst Gesehenen habe ich den Gesammteindruck empfangen, daß Venedig ohne Zweifel einstmals an der Spitze der europäischen Cultur stand, daß aber diese glänzenden Zeiten nunmehr längst vorüber sind, und daß uns in der Lagunenstadt heute nur noch die durch die Lotterwirthschaft der jetzigen Generation halb zu Grunde gerichteten Ueberreste der ehemaligen Pracht gezeigt werden. Der Glanzpunkt des modernen Venedig ist der Markus-Platz mit seinen unmittelbaren und nahe angrenzenden Umgebungen: den Procuratien, dem Markus-Thurme, der Markus-Kirche, dem Dogenpalaste und dem — 1859 — kaiserlichen Palais.

Nimmt man, in der schönen Jahreszeit, des Abends vor einem der glänzend ausgeschmückten Cafés unter den Arcaden der Procuratien Platz, so macht der taghell erleuchtete Markus-Platz, mit dem über ihm ausgespannten Sternhimmel, den Eindruck eines riesigen Ballsaales, auf dessen blankgeschliffenen Granitplatten die feine Welt Venedigs plaudernd und coquettirend auf und ab lustwandelt. Dazu ertönt aus allen umliegenden Cafés Gesang und Instrumental-Musik, untermischt mit dem Geklätscher eines dankbaren Publicums über die allerdings oft drolligen Productionen von Gaukelkünstlern zweiten Ranges, an welchen Italien so überreich ist. Eines Abends erschien eine österreichische Militär-Musik auf dem Markus-Platze, um daselbst einige Tonstücke vorzutragen; nach wenigen Minuten war das gesammte, italienisch redende, Publicum verschwunden, um erst wieder zu erscheinen, nachdem die Soldaten abmarschirt waren. Die Präcision, mit welcher diese öffentliche Kundgebung in Scene gesetzt wurde, imponirte uns in hohem Grade, bestärkte uns aber auch andererseits in unserer geringschätzenden Meinung von dem Mannesmuthe dieses Volkes, welcher sich, mit ausgesprochener Vorliebe, nur bei solchen Gelegenheiten bethätigt, wo eine Gefahr für Leib und Leben nicht zu befürchten ist.

Für Fremde muß ein längerer Aufenthalt in Venedig übrigens schon wegen des gänzlichen Mangels an frischem Trinkwasser viel Unerquickliches haben. Alles Süßwasser wird, in besonders dazu construirten Schiffen, aus dem Brenta-Flusse, welcher in die Lagunen mündet, herbeigeholt, und ist in den Sommermonaten natürlich lauwarm. Dieselbe Temperatur nehmen, in dieser Jahreszeit, da es Keller in der Stadt nicht giebt, auch alle in den Gasthöfen und Restaurants verkäuflichen geistigen Getränke an, wodurch der Reiz dieser Genußmittel keineswegs erhöht wird.

Viel Vergnügen hatten wir uns von einem Bade im Adriatischen Meere versprochen, doch mußten wir leider darauf verzichten, da, wie wir uns persönlich überzeugten, alle diesbezüglichen Vorrichtungen an der Westküste der langgestreckten Insel Lido, wegen des augenblicklichen Kriegszustandes der Seefestung Venedig, beseitigt worden waren. Am Mittage des 25. Juli traten wir unsere Rückreise nach Padua an, woselbst wir unseren Miethwagen aus Bagnoli vorfanden, welcher uns noch an demselben Tage in unser Cantonnement zurückbrachte.

Die Tage unseres Aufenthaltes in dem letzteren waren aber schon gezählt, am 28. Juli fand ein allgemeines Zurücken unserer Brigade in der Richtung gegen die große Straße Este-Padua statt, und meine Compagnie wurde infolge dessen nach Monselice verlegt. Diese kleine Stadt liegt höchst malerisch am Fuße der Colli Euganei, deren letzte, steil aufragende, Anhöhe mit den wohlerhaltenen Ruinen einer mittelalterlichen Ritterburg gekrönt ist, von deren Zinnen man einen herrlichen Ausblick hat über die nach Osten, Süden und Westen sich unabsehbar erstreckende Ebene.

Da uns der Dienst auch im Monselice viel freie Zeit übrig ließ, so benutzten wir jüngeren Officiere dieselbe zu häufigen Ausflügen in die nächsten Umgebungen der Stadt. Die mir persönlich interessantesten derselben waren diejenigen nach dem schon früher einmal erwähnten Badeflädchen Battaglia und nach Arquà, dem Sterbeorte des Dichters Petrarca.

In Battaglia, welches, der kriegerischen Zeitverhältnisse wegen, von Curgästen fast entblößt war, besichtigten wir das mit wahrhaft verschwenderischer Pracht eingerichtete Curhaus, und badeten, trotz der Juli-Hitze, aus purem Uebermuthe in dem heißen Schwefelwasser. Dann lenkten wir unsere Schritte nach dem nahe gelegenen Schlosse Cattajo. Ich habe der feenhaft schönen Lage dieses Palastes schon früher gedacht, und beschränke mich deshalb hier auf die Bemerkung, daß die innere Einrichtung des Schlosses, seine werthvolle Bildergallerie, seine kostbare Waffensammlung und seine sonstigen Kunstschätze vollkommen den hohen Erwartungen entsprechen, welche durch das äußere Aussehen dieses stolzen Fürstensitzes in dem Beschauer erweckt werden. Die schönste von allen Herrlichkeiten Cattajos war aber doch der Schloßpark, welcher mir wie ein einziges, wunderbar duftendes Blumenbouquet erschien. Mit welchem Entzücken lustwandelten wir jungen Schwärmer zwischen der sonnigen Farbenpracht der kunstvoll geformten Beete und in der Halbdämmerung der schattenreichen Laubgänge, immer wieder der reizenden Gräfin Hortensie, aus Fschokke's Verklärungen, gedenkend, welche ihren Faustino hier mit dem ersten Geständnisse ihrer Liebe beglückt hatte.

Das Ziel unseres Ausfluges nach Arquà war das Haus, in welchem Petrarca seine letzten Lebenstage vertrauert hat. Voll Andacht betrachteten wir die schmucklosen Möbel und das sonstige Geräthe, deren sich dieser unsterbliche Sänger der Liebe vor circa 500 Jahren — Petrarca starb im Jahre 1374 — bedient haben soll. Der Aufseher des Dichterhauses legte uns ein dickes Buch vor, in welches Tausende von früheren Besuchern ihre Namen und irgend eine pietätvolle Bemerkung eingetragen hatten, und forderte uns auf, desgleichen zu thun. Beim Durchblättern des

Buches fanden wir unter den zahlreichen poetischen Ergüssen auch den folgenden:

Landsleute, die Ihr hier gewesen,
Laßt doch das Verlemachen geh'n,
Denn, müßte sie Petrarca lesen,
Er ward' im Grabe um sich dreh'n.

Dieser Wink blieb nicht ohne Eindruck auf uns, wir begnügten uns mit der bloßen Eintragung unserer Namen.

Das im Jahre 1843 restaurirte Grabmal Petrarca's vor der Kirche von Arquà ist ein plumpes Machwerk; die in der Vorderwand desselben eingemeißelten lateinischen Verse geben dem Beschauer davon Kunde, daß an dieser Stätte die Gebeine des großen Dichters zu Staub verwandelt worden sind.

In der Nähe von Monselice cantonnirte auch die „Estensische Brigade", mit welchem Namen die herzoglich modenesischen Truppen bezeichnet wurden, welche ihrem Souverain auf österreichisches Gebiet gefolgt waren. Wir lernten unter den jüngeren Officieren dieser Bundesgenossen mehrere kennen, welche sich, durch ihr ächt ritterliches Auftreten, gleich vom ersten Augenblicke an, unsere vollste Sympathie erwarben, und deren späterer Uebertritt in die österreichische Armee von uns mit aufrichtiger Freude begrüßt wurde.

Am 6. August traf endlich die, seit Langem, Tag für Tag erwartete Rückmarsch-Ordre für uns ein. Wir verließen, in Befolgung derselben, schon am nächsten Tage Monselice und erreichten in den ersten Nachmittagsstunden Padua, in welcher Stadt wir indeß nur für einige Stunden einquartiert wurden, da unsere Weiterbeförderung mittels Eisenbahn noch am Abend desselben Tages vor sich gehen sollte. Kurz vor Eintruch der Dunkelheit einwaggonirt, erreichten wir nach achtstündiger Fahrt die damalige Endstation der venetianischen Nordbahn, Casarsa, von wo aus wir dann noch einen kleinen Tagemarsch in der Richtung auf Palmanuova zurücklegten. Am 9. August trafen wir in Monfalcone, einer kleinen Seestadt am nördlichsten Busen des Adriatischen Meeres, ein, und benützten hier die letzte, sich darbietende Gelegenheit zu einem Bade im Meere, welches mir, der ich dieses Genusses zum ersten Male in meinem Leben theilhaftig wurde, ein außerordentliches Vergnügen und, nach dem anstrengenden Tagemarsche, auch eine große Erquickung gewährte.

Am folgenden Morgen brachen wir sehr frühe von Monfalcone auf, marschirten entlang der Meeresküste über Duino, welches auf steil abstürzendem Vorgebirge liegende Dorf weit hinausblickt in die Adria, und erreichten schon um 6 Uhr Vormittags, in der Station Nabresina der österreichischen Südbahn, das Endziel unseres letzten Fußmarsches im Jahre 1859. Nach einstündiger Rast einwaggonirt, fuhren wir um 8 Uhr Vormittags von Nabresina ab und bebarquirten am übernächsten Tage — dem 12. August — fast um dieselbe Stunde, auf dem Nagleinsdorfer Bahnhofe vor Wien, von welchem wir, vor noch nicht ganz drei Monaten, die Brust voll froher Siegeshoffnungen, abgefahren waren.

In Wien wurden die in ihre Heimath zu entlassenden Soldaten des Regiments compagnieweise in Marschcolonnen zusammengestellt, welche durch Subaltern-Officiere in die Ergänzungs-Bezirks-Station K. zu führen waren. Auch meine Wenigkeit wurde zu diesem Dienste befehligt, infolge wovon ich zwei Tage später als das Regiment in unserer neuen Friedens-Garnison Preßburg anlangte.

Musikalische Zustände in Leipzig.

Besprochen von **Oscar Paul.**

Unter den Gründen gegen die Verpachtung, welche von Seiten des Rathes im Anschluß an die Gutachten der Sachverständigen geltend gemacht worden sind, findet man auch ein die Kunstausübung direct berührendes Motiv. Dieses betrifft den mit dem Directionswechsel in der Regel verbundenen Abgang bewährter Kräfte, welche als Stützen des Ensembles zur Erzielung abgerundeter Darstellungen wesentlich beigetragen haben. Durch ihren Weggang wird das Ensemble zerrissen und die sechsjährige Arbeit ist verloren. Billige Truppen mit jugendlichem Muthe helfen dem neuen Director vielleicht nach und nach die zugleich verlorene Gunst des Publicums wieder zu erobern und das Ziel zu erreichen, das er sich gesteckt hat: durch das Leipziger Stadttheater ein vermögender Mann zu werden. Der künstlerischen Entwickelung unseres Theaters ist damit freilich nicht gedient. Haben sich unter der Leitung eines Directors, falls derselben künstlerische Kraft innewohnte, jüngere Talente entwickelt oder sind von ihm durch glückliche Verbindungen einzelne hervorragende Persönlichkeiten gewonnen worden, nach Ablauf seines Contractes sind sie vielleicht für Leipzig ganz verloren.

In diesem Falle befinden wir uns jetzt. Hrn. Operndirector Neumann ist es in letzter Zeit in der That gelungen, Kräfte für die Oper zu gewinnen, welche man nicht gern weiterziehen sehen möchte. Vor Allem nenne ich Frau Reicher-Kindermann, deren hohe Begabung und tiefes, geistiges Wesen zu dem günstigen Umschwung in unseren Opernverhältnissen wesentlich beigetragen haben. Die künstlerische Wirksamkeit der hochbedeutenden Sängerin ist für die Leipziger Oper ein außerordentlicher Gewinn, der Verlust dieser genialen Kraft würde wahrscheinlich auf längere Zeit hinaus gar nicht ersetzbar sein. Es ist daher mit allem Ernst darauf hinzuweisen, daß der Rath bei dem Abschluß eines neuen Contractes die verdienstvollen Kräfte des Theaters nicht vergesse und zur Erhaltung derselben mit dem neuen Director eine den Leipziger Opernverhältnissen nützliche Vereinbarung treffe.

Die genannte geniale Künstlerin war auch für den von der Operndirection veranstalteten Gluck-Cyclus die Hauptstütze. Orpheus und Alceste gaben derselben Gelegenheit, ihre reiche Begabung in herrlichster Weise zu entfalten. Frau Reicher-Kindermann hat als Vertreterin jener Gluck'schen Partien aufs Neue gezeigt, daß sie über ein wundervolles Stimmmaterial gebietet, welchem besonders in den tieferen Stimmregistern eine bezaubernde Klangfarbe eigen ist. In der Verwendung dieses ihr von der Natur verliehenen kostbaren Geschenkes entwickelt die Sängerin in den meisten Fällen eine weise Mäßigung und sichere Herrschaft über den ihr zu Gebote stehenden Apparat. Wenn sie aber vom Genius der Kunst ersaßt und über das Materielle hoch emporgehoben wird, dann kargt sie auch nicht mit ihrem reichen Vermögen. Alle, die erschienen sind im Tempel der Kunst, beschenkt sie dann verschwenderisch mit ihren Tönen, die aus innerster Seele hervorquellen und wiederum bis in das innerste Herz hineindringen. Die bedeutsame musikalische Kraft der Künstlerin wird wesentlich gehoben durch ihre eminente dramatische Begabung, welche während der Aufführungen jener Gluck'schen Werke die höchste Bewunderung erregte. Gluck verlangt von der Darstellerin des Orpheus und der Alceste unendlich viel. In beiden Schöpfungen ist der Hauptcharakter fast alleiniger Träger der ganzen Handlung. Die übrigen Charaktere haben nur secundäre Bedeutung; sie dienen dazu, der Vertreterin der Titelpartie zur Action Gelegenheit zu geben. Eine musikalische Macht vereint sich noch mit Orpheus und mit Alceste, nämlich der Chor, welchen Gluck in so meisterhafter Weise behandelt hat, daß er für die nachfolgenden Tondichter Muster geblieben ist. Der Meister strebte mit allen Kräften nach der Einführung eines Chores, welcher den Fortgang der dramatischen Handlung nicht aufhalten, sondern ihn unterstützen sollte. In den

meisten Fällen hat er sein Ziel erreicht, dabei hat er aber auch dem Hauptcharakter in seiner Stellung zum Chor oft ungemein schwere Aufgaben gestellt, deren Lösung der hochbegabten Künstlerin in vorzüglicher Weise gelungen ist.

Auch Frau Sachse-Hofmeister, welche in Beethoven's Fidelio mit Frau Reicher-Kindermann als Leonore alternirt, hat durch ihre Iphigenien in Aulis und auf Tauris bewiesen, daß sie ihr prächtiges Organ im Dienste der echten Kunst verwendet und daß sie in dem ihrer Begabung angemessenen Rollenfache Ausgezeichnetes leistet. In den Gewandhausconcerten als willkommener Gast und auf der Bühne als Darstellerin der echten Weiblichkeit hat die Genannte in Leipzig schon manche Triumphe gefeiert, welche hinreichend beweisen, daß unser Publicum auch diese Künstlerin in hohem Maße schätzt und ehrt. Möchte dieselbe auch von der neuen Direction für das Leipziger Theater erhalten werden. Nicht minder zu schätzen ist die Altistin Frl. Riegler, deren Klytemnestra ebenso wie andere Partien bekundeten, daß diese Sängerin ihr ausgiebiges Organ trefflich geschult hat und das dramatische Wesen der darzustellenden Charaktere vorzüglich zu interpretiren weiß. Ebenso sind bekanntlich der Baritonist Hr. Schelper und der Bassist Hr. Reß excellente Bühnenkräfte, zu welchen sich auch der Tenorist Hr. Lederer ebenbürtig gesellen könnte, wenn er das in letzterer Zeit bemerkbare Zutiefsingen verbannen und sich aus der Mattigkeit in der Action herausarbeiten möchte. Die übrigen Kräfte sind zum Theil recht verwendbare, zum Theil aber auch solche, welche besser durch andere ersetzt würden. Der Chor steht bei Weitem höher als früher; er hielt sich in den Gluck-Aufführungen durchweg so tüchtig, daß ihm die Kenner großes Lob nicht vorenthalten konnten. Auch der in Leipzig anwesende Componist des rasenden Ajax, Markull aus Danzig, bekanntlich ein sehr scharfer und gediegener Kritiker, zollte dem Chor die ehrendste Anerkennung, welche Thatsache den so viel angestrengten Mitgliedern des Chors nicht verschwiegen werden soll. Das weltberühmte Orchester hat unter den Capellmeistern, den Herren Seidel, Rickisch und Mühldorffer, seine Aufgaben glänzend gelöst; auch die Arrangements des Hrn. Opernbirector Neumann entsprachen fast durchgehends dem Wesen der Sache.

Unbedingt ist es ein Verdienst, die Hauptwerke Gluck's zur Darstellung gebracht zu haben; denn Gluck hat für Deutschland die Palme in der dramatischen Musik in Frankreichs Hauptstadt erobert. Mit seiner geistigen Kraft ward er die Anhänger der national-französischen Richtung und die Vertheidiger des italienischen Styls siegreich zurück. Das Gute in beiden Stylarten erkennend und principiell verwerthend, durchdrang er es zugleich mit seinem in der deutschen Denk- und Gefühlsweise wurzelnden Geiste. Aus seiner geklärten Individualität entstanden neue dramatische Thaten, deren inneres Wesen die deutsche Oper begründete. Sogar Ulibischeff, dessen Biographie Mozart's hauptsächlich den Schöpfer des Don Juan preist und ihn hoch über alle Meister emporhebt, kann nicht umhin, von dem Vorläufer Mozart's zu sagen: „Gluck ist der Gründer der erhabenen Theatermusik und der Erste, der uns Denkmale der wahrhaft dramatischen Oper in seinen Partituren hinterließ. Alle Formen der Declamation und der Begleitung, die er geschaffen hat, schimmern noch in den gediegensten Opern unseres Zeitalters durch, und die Zeit hat die seinigen so geachtet, daß man ihn mitten unter seinen Schülern des 19. Jahrhunderts nur für den älteren unter seinen Brüdern halten würde."

Richard Wagner hat durch die kunstsinnige, äußerst pietätvolle Einrichtung der Partituren Alceste, Armida und Iphigenia in Aulis für das Dresdener Hoftheater, für diesen Hort und Schirm der deutschen Oper, ein Beispiel geliefert, wie Gluck für die gebildete Welt der Neuzeit und für die Kunst überhaupt zu erhalten sei.

Die Leipziger Opernbirection hat die Arbeiten R. Wagner's nicht ignorirt, sondern sie hat bei der Aufnahme des Gluck-Cyclus, welcher aus den Opern Orpheus, Iphigenia in Aulis, Iphigenia auf Tauris, Alceste und Armida bestand, die Intentionen Wagner's zum großen Theile befolgt, ein Verfahren, dessen Berechtigung von jedem Vorurtheilsfreien sicherlich gebilligt wird.

Möchte auch der projectirte Mozart-Cyclus in der rechten Weise gelingen; die heutige Zeit verlangt die Darstellung von Mustern aus der Vergangenheit, damit die Gegenwart gerechte Beurtheilung finde.

Leipziger Stadttheater.

Das theatralische Ereigniß der letzten Woche war Victorien Sardou's Drama: „Daniel Rochat". Mit diesem Stück ist Sardou, das Mitglied der Pariser Akademie, erst zum zweiten Male auf die Bretter des Théâtre français gedrungen; er hat schon früher mit einem Stück: „La Papillonne" dem Theater der Rue Richelieu einen flüchtigen Besuch gemacht, ohne eine freundliche Aufnahme zu finden. Das Stück erschien für das vornehme Theater zu sehr im Styl der heitern Boulevardsdramatik gehalten. Inzwischen erntete Sardou seine großen Bühnenerfolge, die für einzelne Stücke in Serien von zweihundert Aufführungen gipfelten, an dem Gymnase- und Vaudeviletheater, in den beiden Schauspielhäusern der Boulevards und erst mit „Daniel Rochat" betrat er wieder die Bühne des Théâtre français, freilich nicht mit einem ungetheilten, sondern mit einem stürmisch bestrittenen Erfolg. Diesmal galt der Widerspruch nicht dem Genre, nicht der allzuleichten Waare, die auf dem Theater Molière's zur Schau gestellt war; denn an den obligatorischen großen Effect- und Rührscenen fehlte es nicht; es waren sogar zwei derselben vorhanden, im dritten und vierten Act, obgleich das ästhetische Reglement der neuen comédie nur eine verlangt; aber der Stoff selbst erschien in vieler Hinsicht unannehmbar; denn es war im Grunde eine Polemik zwischen Glauben und Unglauben, die auf die Bühne gebracht war, wenn sich auch die Debatte in erster Instanz um Civilehe und kirchliche Trauung drehte; dann aber hatte Sardou die Civiltrauung, die doch zu den gesetzlichen Acten und bürgerlichen Feierlichkeiten des neuen Frankreich seit fast einem Jahrhundert gehört, in einer wahrhaft frivolen Weise in dem Stück verspottet; und das widerstrebte doch dem Gefühl der Menge; dem feineren Geschmack aber mochte die innere Unwahrheit der Verhältnisse allzu sehr einleuchten; denn so treffend wahr die sathrischen Charakterbilder Sardou's in mehr genrebildlichem Rahmen sind, so wenig weiß er den „großen Scenen" die nöthige psychologische Glaubwürdigkeit zu geben. Hierin sind ihm Augier und selbst der jüngere Dumas trotz der gelegentlichen wilden Tigersprünge seiner kreolischen Muse überlegen. Sardou sucht das Deficit an innerer Wahrheit durch geschickte Bühnenmache und eine gewisse leidenschaftliche Beweglichkeit zu ersetzen; er hat eine Art von Sturm und Drang, die mit fortreißt, und weiß außerdem immer neue Motive zu finden, um den abreißenden Faden weiter fortzuspinnen, ja neue Knoten in denselben zu knüpfen. Diese Knotenknüpfung geschieht indeß nicht durch Geisterhände aus der vierten Dimension, wir meinen nicht durch die Zauberkraft dichterischer Inspiration, sondern Sardou, bekanntlich

ein Anhänger des Spiritismus, nimmt für den dramatischen Aufbau nur den Verstand zu Hilfe und den Calcul einer bühnengewandten Technik.

Läßt sich die Frage der Civilehe und kirchlichen Ehe überhaupt als dramatisches Thema behandeln? Es ist dies eine brennende Tagesfrage, in Deutschland eigentlich noch mehr als in Frankreich, wo sie in der Hauptsache längst entschieden ist, und an solchen Fragen kann sich auch die poetische Muse leicht ein wenig die Finger verbrennen... sie ruft zu sehr der Parteien Haß und Gunst hervor und die theatralische Debatte wird dann leicht wie die parlamentarische je nach dem Standpunkt der Hörer eine beifällige oder ablehnende Aufnahme finden. Nicht das künstlerische Werk, sondern die tendenziöse Declamation übt dann die eigentliche Wirkung aus. Wird aber jene Frage einmal als dramatisches Thema festgehalten, so ist die Behandlung schwierig, denn in gewöhnlichen Lebensverhältnissen werden Braut und Bräutigam ihre Anschauungen über diese Frage längst ausgetauscht haben, ja sie werden sich überhaupt in der Regel nur auf Grund gemeinsamer Weltanschauung zusammenfinden. Soll ein dramatischer Conflict entstehen, so muß er in sehr künstlicher Weise vorbereitet werden, es muß ein entschuldbarer, d. h. dramatisch erklärlicher Irrthum vorliegen betreffs dieser Weltanschauungen, dessen Aufklärung erst dann eintritt, als schon von beiden Seiten Verpflichtungen eingegangen worden sind. Dies allein genügt aber nicht: es müssen die beiden Charaktere von einer so fanatischen Ueberzeugungstreue sein, daß bei ihnen von irgend welchen formellen Zugeständnissen nicht die Rede sein kann. Diese beiden Bedingungen schließen sich aber gegenseitig aus; denn solcher Fanatismus, der den ganzen Menschen erfüllt, wird schon bei der ersten Begegnung und in der allerkürzesten Zeit zu Tage treten.

Ueber diese Schwierigkeiten ist nun Sardou nicht hinweggekommen: es ist das πρῶτον ψευδος des Dramas, daß Daniel Rochat und Lea, der französische Freigeist und die kirchlich gesinnte Amerikanerin, sich lieben und heirathen, ohne eine Ahnung zu haben von dem schroffen Gegensatz der Weltanschauungen, und daß dieser Gegensatz erst plötzlich zu Tage tritt, als nach der Civiltrauung von der kirchlichen Einsegnung die Rede ist. Nun hat der Dichter des falschen Contrastes wegen zwar alles Mögliche gethan, um diesen Gegensatz anfangs auch dem Publicum zu verstecken und dann um so mehr mit einer pikanten Wendung zu überraschen. Nicht nur daß Daniel Rochat mit dieser Anglikanerin, die im Besitz einer für die kirchliche Propaganda unermüdlich eintretenden Tante ist, eine Reise durch die Schweiz macht, und uns zugemuthet wird zu glauben, daß bei dieser ganzen Tour niemals das Gespräch auf religiöse Gegenstände gekommen ist: nein, auch im Stücke selbst sollen wir anfangs glauben, daß Lea eine Glaubensgenossin von Daniel Rochat ist. Sie wohnt dem Voltairefest bei, hört seine Festrede zur Feier Voltaire's an und... macht ihm dann ihr Compliment über diese Rede. Wie ist das möglich? fragen wir. Hat Rochat in der ganzen Rede gar nichts gesagt, was das religiöse Gefühl Lea's verletzen konnte? Bei einem solchen Thema ist dies ja ganz unglaublich! Und wie, Lea sollte nicht wissen, daß Voltaire ein Gegner des Christenthums war? So mangelhaft konnte doch ihre Bildung nicht sein! Der Dichter wird aber durch diese Fragen nicht verlegen; er hat ja ein Auskunftsmittel zur Hand. Die Anglikaner hassen die katholische Kirche und ihr Priesterthum und alle Ausfälle gegen diese Kirche sind ihnen willkommen. Nur auf diese beziehen sie alles, was Voltaire, was Daniel Rochat sagt, und klatschen ihm Beifall. Und Rochat selbst merkt gar nicht, in welcher Atmosphäre er sich bewegt; er befindet sich offenbar in einem durch die Liebe gänzlich verschnupften Zustand; sonst müßte er doch die Odeurs des ausdringlichsten Proselitismus merken, mit denen Tante und Nichte und alles ringsum parfumirt ist. Nein, das ist alles Bühnenmache, das ist keine Lebenswahrheit, das ist nur für die papenen Coulissen und für die Prosceniumslampen zusammengestiftelt. Und so geht es fort: der Act der Civiltrauung findet auf der Bühne statt... Der flotte Beamte, ein tüchtiger Tänzer, converſirt mit einigen nicht minder flotten jungen Damen über Ball und Tanzvergnügen und sie spielen am Clavier sogar einige lustige Tänze. Dann hindet er sich die Schärpe um, als wenn das ein Cotillonzeichen wäre, hält eine kurze gemüthliche Anrede und läßt dann das Brautpaar unterschreiben. Nach diesem kurzen Intermezzo ist er wieder ganz Tänzer. Lea sagt sich diesen Formen, die sie als sehr gleichgiltig betrachtet. Diese Scene ist in ihrer Detailmalerei sehr amüsant und spricht für Sardou's Lustspieltalent: aber es ist eine Persiflage böswilliger Art, die eine Ausnahmesituation auf die Bühne bringt, um eine staatliche Institution zu verspotten; denn die Civiltrauungen finden doch auf der Mairie statt und eine solche Haustrauung, noch dazu unter solchen frivolen Umständen, wird stets nur eine Ausnahme sein.

Doch der hinkende Bote kommt nach: Lea und ihre Tante halten die kirchliche Einsegnung für ganz selbstverständlich und haben schon das Organ derselben, den Herrn Geistlichen, zur Hand. Daß sich der Voltairianer dagegen sträubt, finden sie ganz unbegreiflich. Im dritten Act kommt es nun zur ersten großen Scene zwischen Lea und Rochat, wo ihre Principien sich schroff gegenübertreten; es ist ein geistiges Duell, zwischen die gezückten Waffen werfen sich nur einige hin und her gaukelnde Amoretten; doch Rochat behauptet das Schlachtfeld als der verneinende Geist, der Jünger Voltaire's, der Atheist, und weist die Versuchung zurück, dem kirchlichen Glauben irgend welche Zugeständnisse zu machen.

In diesem Kampf zwischen den civilrechtlich Getrauten scheint nun keine Steigerung mehr möglich, und doch hat sie Sardou herausgestiftelt, weil er noch eine „große Scene" für den vierten Act brauchte, und zwar mit Hilfe eines scenischen Effectes, der aber von unserer Regie in sehr discreter Weise behandelt wurde. Rochat bringt zu später Stunde in Lea's Gemach. Die Situation ist pikant. Rochat ist der legitime Gatte, wird aber von Lea wie ein Einbrecher behandelt. Ihre Reize üben offenbar einen Zauber auf ihn aus, der seine Grundsätze zu erschüttern droht. Hier das schöne Weib voll Liebesglut, das Brautgemach... und draußen im Mondschein die kleine Kirche. Lea will es ihm ja so bequem wie möglich machen; ein kurzer Spaziergang in die kleine Kirche, der Geistliche segnet sie ein und wenn Pater Lorenzo ein paar Worte gesprochen, dann steht ja nichts mehr im Wege, daß Romeo bei seiner Julie bleibt, bis die Nachtigall von der Lerche abgelöst wird. Lea geht noch weiter: es kann ja eine ganz geheime Trauung sein; sie will nichts verrathen; wie aber, wenn die Trauzeugen plaudern? Daran denkt weder Sardou noch Rochat, dem in seiner Liebestrunkenheit jetzt jedes nächtliche Kirchenabenteuer nicht so unannehmbar erscheint. Er will... nun aber will sie wieder nicht; sie sieht ein, daß in diesem Zugeständniß ein Verrath gegen ihre Ueberzeugung liegt; sie widerruft, und die große Scene des vierten Actes schließt wie die des dritten mit einem beiderseitigen: Non possumus!

Im letzten Act tritt eine neue Wendung ein. Daniel Rochat läßt sich von einem Freund der Braut überzeugen, daß er von rechtlichem Standpunkte aus verpflichtet ist, ihr für ihre Verbindung mit ihm alle Garantien zu gewähren, welche sie selbst dafür als erforderlich ansieht... und dazu gehört die kirchliche Trauung. Hätte Hr. Charley Henderson zwei Acte früher den glücklichen Gedanken gehabt, dem eindrucksfähigen Voltairianer die ganze Sache von dieser Seite darzustellen, so wären Daniel Rochat und Lea längst getraut. Jetzt aber ist es zu spät; denn jetzt hat Lea es sich überlegt, daß sie Beide doch eigentlich gar nicht zusammenpassen. Sie hat ihr Wort gegeben, sie will es halten; aber sie ist durchaus abgekühlt in ihrer Liebesleidenschaft. Was bleibt nun übrig

als Scheidung? Nach einem eidgenössischen Gesetz, das Sardou entdeckt hat, geht das auch recht schnell: die letzte Tour in diesem dramatischen Contretanz ist, daß sich beide den Rücken wenden, zur großen Unbefriedigung des Publicums, welches gewöhnt ist, am Schluß einer comédie das Liebespaar getraut und nicht getrennt zu sehen.

Mit einem großen Aufgebot theatralischer Mittel und lauter kleiner Motive hat Sardou diese mehractige Quälerei zu Stande gebracht und doch eignete sich der Stoff nur für eine Novelle, welche Zeit gönnt zu psychologischen Entwickelungen, in denen auch das Widerspruchsvolle zur Geltung kommt. Die Bühnenuhr hat dafür einen viel zu raschen Gang. Zwischen dem vierten und fünften Act liegt doch gar nichts, was Lea bestimmen konnte, so plötzlich ihren Entschluß zu ändern, nur eine Nacht trennt diese Acte. Sie hat sich anders besonnen. Das ist kein dramatisches Motiv.

Die großen Hauptscenen wurden von Frl. Satran (Lea) und Hrn. Mylius (Daniel Rochat) mit vielem Feuer gespielt; namentlich überraschte Fräul. Satran durch die Kraft, welche sie ihrem Organ abgewonnen, gewiß nur mittels vortrefflicher Behandlung und langer, fleißiger Studien; wir können der Darstellerin nur rathen, auf diesem Wege fortzufahren. In kleineren Rollen, die sie nicht so sorgsam einstudirt hat, fehlt ihrem Organ noch oft die Stärke. Daß sie mit geistiger Feinheit ihre Aufgaben erfaßt und sie mit Gefühlswärme durchführt, das bewies wiederum ihre Lea. Der Charakter Rochat's hat seinen Höhepunkt am Schluß des dritten Actes, nachher geräth er in ein Schwanken, das ihn in eine ungünstigere Beleuchtung rückt. Hr. Mylius brachte besonders die Energie der Ueberzeugung in jenem Actschluß zur Geltung. Daß der dritte und vierte Act lebhaften Beifall fanden, ist besonders dem Spiel der beiden Darsteller zu verdanken; am Schluß des Stückes und besonders nach dem zweiten Act mischte sich eine dem Autor geltende Opposition in diesen Beifall.

Sardou ist ein Meister des dramatischen Schnitzwerkes; das humoristische Detail in seinen Stücken ist vortrefflich; die eigentlichen zweiten, das heißt die Lustspielcharaktere, in „Daniel Rochat" sind trefflich durchgeführt. Die prosetytische Tante mit ihrer hochfirchlichen Grandezza wurde von Frau Schubert ergötzlich dargestellt. Das junge Liebespaar Casimir Fargis und Miß Esther Henderson wurde in seiner ungezwungenen Natürlichkeit von Hrn. Stödel und Frl. Tuflinger in ansprechender Weise vorgeführt. Die Unnatürlichkeit der Haupthandlung wird durch dies zweite Liebesverhältniß sehr scharf hervorgehoben. Sardou's satyrische Aber macht ihn unwillkürlich zu einem Kritiker seiner eigenen Schöpfung. Wenn dieser Casimir Fargis mit seiner naiven Liebenswürdigkeit sagt, er würde seiner Braut zu Liebe nicht blos in die Kirche, sondern sogar in die Synagoge und in die Moschee gehen, so ist diese kecke Freigeisterei eine scharfe Parodie auf Rochat's Principienreiterei. Ein trefflich gezeichneter Charakter, der Doctor Bhdale, wurde als nonchalanter Atheist von Hrn. Pohl mit vieler Bonhomie dargestellt. Noch erwähnen wir die beiden vermittelnden Rollen, Wilhelm Fargis und Charley Henderson, den muntern Lebemann Turler, die ausgelassenen Salondamen. Diese fanden in den Herren Johannes, Ditbert, Hübner, Frl. Butze, Frl. Stiasny entsprechende Vertretung und auch die anderen Rollen fügten sich alle dem gut zusammengehenden Ensemble ein. „Daniel Rochat" ist immerhin das Stück eines Autors von Geist und Bühnengewandtheit; aber es ist forcirter als die meisten anderen Stücke von Sardou und die Hohlheit der bloßen „Bühnenmache" tritt in ihm deutlich zu Tage.

Rud. v. Gottschall.

Bücherbesprechungen.

M. Urkundliche Nachträge zu den geschichtlichen Nachrichten von dem reichsritterlichen Geschlecht Eberstein, vom Eberstein auf der Rhön, herausgegeben von Louis Ferdinand Freiherrn v. Eberstein, königl. preuß. Ingenieur-Hauptmann a. D. — Es liegt uns hier eine neue Folge der mit einer reichen Sammlung von Porträts, Epitaphien und anderen Abbildungen ausgestatteten Gesammtgeschichte der Familie v. Eberstein vor, in welcher sich abermals ausdauernder Fleiß und Forscherge ist, gewissenhafte Prüfung des gewonnenen Materials und die verständnißvolle Sichtung und Verarbeitung desselben zur besten Geltung bringt. Die in drei Bänden erschienene Geschichte der Familie v. Eberstein und ihrer Besitzungen, welche bis zum 12. Jahrhundert zurückführt, enthält einen wahren Schatz von Urkunden, welche vom Herausgeber theils persönlich in den fürstlichen, städtischen und grundherrlichen Archiven aufgesucht wurden, theils sich in den Archiven der Eberstein'schen Rittersitze und im Privatbesitz von Familienangehörigen und verwandten Geschlechtern befinden. Ihnen schloß sich der in der Kriegsstube des Rathhauses zu Nürnberg gethane hochinteressante Fund einer reichen Zahl von Urkunden und Schriftstücken an, welche die Fehde Mangold's v. Eberstein, zum Brandenstein gesessen, mit der Reichsstadt Nürnberg während ihres ganzen Verlaufes von 1516 bis 1522 enthält. Nürnberger Unterthanen waren der Wittwe Agathe Ohdheimerin in ihr unfern der Stadt gelegenes Gut zu Farrenbach eingefallen, und hatten daselbst geplündert und einen Mann erschlagen. Darauf begab sich die Wittwe mit ihrer „schönen, geraden Tochter Helene" in den Schutz Mangold's v. Eberstein, welcher sie in sein, unfern der Stadt Schlüchtern und der Hutten'schen gangenossenschaftlichen Burg Steckelenberg gelegenes Schloß Brandenstein aufnahm. Des berühmten Ulrich's v. Hutten Mutter, Ottilie, war Mangold's v. Eberstein Schwester. So kam es, daß Mangold seinen Neffen und „reisigen Knaben", einen Bruder Ulrich's, mit dem Fehdebriefe nach Nürnberg reiten ließ. Gleichzeitig kündeten Mangold's Vetter, Georg v. Eberstein auf Ginolfs, seine Schwäger Kunz v. Rosenberg auf Uttenhofen und Lorenz v. Rosenberg, der Hutten zum Steckelenberg, die Brüder Wolf, Christoph und Reinhard v. Nisita, Wolf und Joachim v. d. Tann, Philipp „d. Rübigheim, Hector und Dietrich die Beheime, Nebukadnezar und Marsilius Voit von Salzburg, Lorenz v. Schauenburg auf Thundorf, Wilhelm Fuchs, Philipp Truchseß v. Usleben, Joachim, Reidhard und Bernhardt v. Thüngen, Marcel v. Weiler, Philipp Geyer der junge zu Offenheim, Georg und Fritz v. Deiningen und Andere den Nürnbergern Fehde an. Die in der Nähe von Erlangen, Bamberg, Coburg, Tann, Würzburg, Remlingen, Berging, Roth und anderen Ortschaften gefangen genommenen Nürnberger wurden hauptsächlich nach dem Schlosse Brandenstein geführt, wo sie sich auslösen mußten. Es sind eine Menge Briefe dieser Gefangenen an ihre Angehörigen mit aufgefunden worden, welche die Denkwürdigkeiten dieser Fehde in eigenartiger Darstellung wiedergeben. Nachdem das in Nürnberg seßhafte kaiserliche Regiment die Fehde für unbegründet erachtet hatte, wurden Mangold v. Eberstein und Agathe Ohdheimerin in die Acht erklärt und Ersterer aus seinem Schlosse vertrieben. Er zog sich auf den Steckelenberg zurück und begab sich von hier zu Franz v. Sickingen, der gegen den Erzbischof von Trier die Waffen ergriffen hatte. Beim Sturme auf Sanct Wendel wurde Mangold v. Eberstein erschossen. Mit der Ohdheimerin kam es zu einem Vertrag, worauf ihre „schöne gerade Tochter Helene" den Nürnberger Patricier Georg Dietzel heirathete. — Schon vorher, um 1460, war ein Zweig der Eberstein in das Thüringische übersiedelt, wo sie nach und nach bedeutende Besitzungen an sich brachten, die zum Theil der Familie noch jetzt gehören. Dieser Zweig erwarb auch das Rittergut Schönefeld bei Leipzig. Die vor uns liegende dritte Folge zu den geschichtlichen

Nachrichten der Eberstein'schen Familie enthält historische Nachrichten über die alten Familiengüter Leimungen und Morungen am Niederharz und die dortigen Berg- und Hüttenwerke; das Testament des am 9. Juni 1676 verstorbenen Generalfeldmarschalls Ernst Albrecht v. Eberstein, kurfürstlich sächsischen Geheimen Kriegsraths, Kammerherrns und Obristen zu Roß und Fuß, sowie Commandanten der Festung Pleißenburg in Leipzig, eines berühmten Kriegsmanns, der während seiner Bestallung in dänischen Diensten, am 14. November 1659 als Sieger in der Schlacht bei Myborg auf Fühnen, Dänemark rettete. Dann folgt die ausführliche Beschreibung der merkwürdigen Leichenbestattung des Feldmarschalls in Gehofen bei Artern, eines der ältesten Eberstein'schen Rittersitze in dieser Pflege, welcher Ort auch durch das von Gellert verewigte „Nonnengespenst", das hier einer Frau v. Eberstein erschien und so große Aufregung namentlich auch in der theologischen Welt und bei den Universitäten zu Jena, Wittenberg und Leipzig verursachte, bekannt worden ist. Ferner enthält der Nachtrag noch mancherlei andere, auf Familienereignisse bezügliche Schriftstücken und vervollständigt so ein vielseitiges Wechselbild der Sitten und Lebensweise der Adelsfamilien früherer Jahrhunderte. Wir glauben, daß bei dem fleißigen Forschergeiste des Hrn. Herausgebers das ebenso umfassende, als genealogisch-historisch werthvolle Werk mit der genannten dritten Folge noch nicht als abgeschlossen angesehen werden kann. Das Werk ist splendid ausgestattet und Druck der Lehmann'schen Buchdruckerei in Dresden.

—m— Wappen Buch | Darinen aller Geistlichen Prelaten Herrē vnd | Landleut auch der Stett des löblichen Fürstenthumbs Steyer Wappen vnd Ansignia, mit jhren | farben, nach ordnung, wie die im Landthauß zu Grätz angemahlt | zu finden. | Gedruckt zu Grätz Durch Zachariam | Bartsch Formschneider. (4°). — Soeben ist die auch an dieser Stelle (vgl. Nr. 84 der Wissenschaftlichen Beilage des vorigen Jahrgangs) angekündigte Neuauflage eines der ältesten und interessantesten Wappenwerke erschienen; der überaus thätige Director des steiermärkischen Landesarchivs, Hr. Dr. Jos. v. Zahn, hat sich durch die Besorgung desselben ein neues Verdienst und zwar nicht blos um die Geschichte seiner engern Heimath erworben. — Zacharias Bartsch, der in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in Graz als Buchdrucker und Holzschneider lebte, hatte im Jahre 1567, angeregt durch die um diese Zeit erfolgte Ausmalung der Landstube der steiermärkischen Stände mit Wappenschildern der betreffenden Geschlechter, die Herausgabe eines theils durch Holzschnitt theils durch Typendruck hergestellten Wappenwerkes unternommen, das neben einer Vorrede von 12 Seiten 161 Wappen von Ländern, Bisthümern, Klöstern, geistlichen Ritterorden und Städten brachte und im Wesentlichen, aber nicht ausschließlich steiermärkischen Charakter trug. Das Buch ist zwar keineswegs als eine hervorragende typographische Leistung jener Zeit aufzufassen, aber der Umstand, daß es eines der ersten Werke ähnlicher Art war, läßt es immerhin als sehr beachtenswerth erscheinen. Außerdem gehört es gegenwärtig zu den größten bibliographischen Seltenheiten; dem Herausgeber sind überhaupt nur 7 Exemplare bekannt geworden, von denen nur 2 vollständig, die andern mehr oder weniger lückenhaft sind. Glücklicher Weise haben sich im Archiv der steiermärkischen Landschaft die dazu verwandten Holzstöcke zum großen Theile und außer ihnen noch 7 Wappenstöcke, die Bartsch wol für eine spätere Ausgabe bestimmt hatte, erhalten. Bereits 1868 und 1872 waren diese (140) Originalholzplatten neu abgedruckt worden, und das Unternehmen hatte freundliche Aufnahme gefunden. Hauptsächlich auf Anregung des Grafen August Breuner in Wien faßte v. Zahn neuerdings eine Neuherausgabe des vollständigen Werkes ins Auge; das Fehlende — 12 Seiten Vorrede, 27 Wappen mit Unterschriften und für 134 Wappen die Unterschriften allein — sollte durch zinkographische Clichés nach autographischen Pausen von Originaldrucken ergänzt werden. Allein das Verfahren erwies sich als nicht anwendbar; die Proben, die von drei zinkographischen Anstalten geliefert wurden, fielen durchweg ungenügend aus. Man mußte sich zu dem gewöhnlichen autographisch-lithographischen Weg entschließen, übertrug die Autographien auf Stein unter Auslparung der Stellen, in welche die erhaltenen Holzstöcke kommen sollten, und ließ nunmehr Bogen für Bogen erst durch die Stein-, dann für die Wappenstöcke und die hinzugefügten Nummern sämmtlicher Wappen durch die Buchdruckerpresse laufen. Das Resultat, das man durch dies Verfahren erreichte, war in der That sehr befriedigend, und die Ausführung des vorliegenden Werkes macht der Firma Leykam-Josefsthal in Graz alle Ehre; auch dem Zeichner der Pausen, Johann Schratt in Wien, gebührt die vollste Anerkennung. Es gehört schon ein geübtes Auge dazu, um die ergänzten Theile von den Abdrücken der Originalholzstöcke zu unterscheiden. Das Werk enthält nunmehr außer der Vorrede 167 Wappen, dann ein Nachwort des Herausgebers, dem ein alphabetisches Verzeichniß der Wappen unter Hinzufügung genauer Beschreibung und Angabe der Farben (Blasonirung) angeschlossen ist. — Wir bemerken schließlich, daß das Werk nur in 97 Exemplaren abgezogen und durch das steiermärkische Landesarchiv zu beziehen ist.

△ Das dritte Heft des 1. Bandes des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben vom Archivar Dr. Ermisch (Dresden, Wilhelm Baensch), enthält einen sehr interessanten Aufsatz des Herausgebers: „Studien zur Geschichte der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464—1468", einer Zeit, von welcher der bekannte Geschichtsschreiber Palacky sagt, daß, obgleich in der Geschichte des deutschen Volkes das ganze 15. Jahrhundert in unglaublicher Weise vernachlässigt werde, dies dennoch von dem Jahrzehnte 1460—1470 vorzugsweise gelte: es sei, als hätten deutsche Schriftsteller die Geschichte dieser Zeit auch nur zu berühren sich gescheut. Außer Literaturnotizen und einer Uebersicht über neuerdings erschienene Schriften und Aufsätze zur sächsisch-thüringischen Geschichte und Alterthumskunde wird in diesem Hefte noch ein Gutachten Joh. Agricola's für Christoph v. Carlowitz über die Annahme des Augsburger Interims mitgetheilt (von G. Kawerau, Pfarrer zu Klemzig bei Zülichau) und über den Inhalt eines neuaufgefundenen Eilenburger Stadtbuchs referirt.

— Das zweite Heft Jahrgang 1881 der deutschen Revue der Gegenwart „Unsere Zeit" von R. v. Gottschall enthält: Hart am Rande, Novelle von Levin Schücking. IV—IX. (Schluß.) — Das geistige Leben Portugals. Von Gustav Diercks. — Die Erdbeben und deren Entstehung nach der Statistik von 1865 bis 1880. Von C. W. C. Fuchs. — Henry Thomas Buckle. Von Leopold Katscher. — Die Verfassung der Schweiz. Von Otto Henne-Am Rhyn. — Die nationale Stellung der siebenbürger Sachsen. Von Prof. Dr. S. H. Schwicker in Budapest. — Arnold Ruge. Ein Essay von Rudolf v. Gottschall. — Die ostasiatischen Studien und die Sprachwissenschaft. Von Georg von der Gabelentz. — Ueber Lassalle's Briefe an Sophie Solnzeff. Von Rudolf Heinze. — Deutschlands erste Naturforscherin. Von Prof. Dr. Karl Jessen. — Balladen von Albert Ranfen. 1. Columbus. 2. Wallenstein vor Stralsund. — Chronik der Gegenwart: Politische Revue.

☛ Infolge des uns von unseren Lesern mehrfach ausgesprochenen Wunsches ersuchen wir die Herren Verleger und Herausgeber der uns zur Besprechung zugehenden Bücher den Preis derselben gef. anzugeben. Die Redaction.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 14. Donnerstag, den 17. Februar. 1881.

Inhalt: Goethe's Faust als Bühnenwerk. I. — Bücherbesprechungen.

Goethe's Faust als Bühnenwerk.

I.

Am Schluß des dritten Bandes von „Dichtung und Wahrheit" erzählt Goethe, wie er durch die abfällige Beurtheilung, welche Merck seinem Clavigo habe zu Theil werden lassen, von der Beschäftigung mit eigentlichen Theater-Arbeiten abgeschreckt worden sei. „Es wäre mir", meint er, „damals bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen, ein Dutzend Stücke der Art zu schreiben, von denen sich vielleicht drei oder vier auf dem Theater erhalten hätten", und setzt hinzu: „Jede Direction, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre."

Es sind, seit der Altmeister dies geschrieben, mehr als sechzig Jahre verflossen. Wie viel ist seit jenen Tagen für unser Theater gedichtet, geschrieben, übersetzt und zugerichtet worden! Gleichwol sucht Fr. v. Dingelstedt seinen Plan, aus der gesammten Faust-Dichtung eine theatralische Trilogie zu bilden, mit demselben Grundgedanken zu rechtfertigen. „Wie arm unser classisches deutsches Repertoire ist," ruft er aus, „das weiß eigentlich nur der erfahrene Bühnenmensch. Aus zwanzig Stücken bestehend, die seit hundert (?) Jahren abgespielt werden, muß mit diesem kostbaren Pfunde schon weidlich gewuchert werden, wenn dasselbe die landesüblichen Zinsen noch abwerfen soll. Die alten Münzen umprägen, die blind gewordenen Steine durch neue Fassung oder untergelegte Folie, nicht an Werth, aber an Wirkung heben, — dergleichen Kunstgriffe machen sich, und nicht seit heute erst, nothwendig. Auf diesem sichern Erntefelde eine vollkommene Novität gewinnen, einen unerhobenen Schatz aus der Erde graben, das ist ein reeller Vortheil."

Man sieht schon aus diesen Worten, wie fest Dingelstedt an den Erfolg seines Projectes glaubt; wie er auf seinem Wege nicht nur, um mich eines Goethe'schen Ausdrucks zu bedienen, „eine Vorstellung zu erreichen hofft, welche unterhält und in Verwunderung setzt, aber sich wegen der gleichsam nur ein- oder einige Male zu erfüllenden Bedingungen nicht auf dem Repertoire halten kann", sondern daß er mit seiner geplanten Faust-Trilogie wirklich dem auf circa 20 Stücke veranschlagten classischen Grund- und Stamm-Repertoire der deutschen Schaubühne ein 21. Werk ebenbürtig einfügen zu können vertraut.

Soll dieses Ziel erreicht werden, so kann es sich meines Bedünkens nicht darum handeln, eine ein geistig gebildetes Elite-Publicum vorübergehend interessirende Vorstellung zu Stande zu bringen, sondern darum, ein Werk herzustellen, welches — außer daß es den Erfordernissen entspricht, die an jedes literarische Kunstwerk jeder Zeit zu stellen sind, — nach der unübertrefflichen Charakterisirung der eigentlichen Aufgabe des Dramatikers von Seiten Schiller's, „auch die Eigenschaft haben muß, allgemein und fortdauernd zu interessiren".

Auch der erste Theil des Faust ist nicht für unsere reale Bühne gedichtet. Goethe selbst sagt einmal — in den Tages- und Jahresheften von 1796 —, daß, wenn er auch durch den Verkehr mit Schiller und durch die entschiedene Lust, das Theater kräftig zu beleben, dazu angeregt worden, die Arbeit am Faust wieder aufzunehmen, gleichwol Alles, was er daran gethan, mehr dahin geführt habe, ihn vom Theater zu entfernen, als an dasselbe heranzubringen. Sehen wir auch zunächst noch von dem erst später beigefügten „Prolog im Himmel", — obgleich gerade dieser sich unmittelbar an die Handlung des Gedichtes anschließt, — sowie von dem blos formellen Umstand ab, daß es dem Dichter nicht beliebt hat, selbst eine Eintheilung in Acte vorzunehmen, so steht einer scenischen Wirkung schon der unverhältnißmäßige Umfang, welcher der monologischen Form eingeräumt ist, sowie die Zersplitterung der Handlung in einzelne kleine, räumlich unterschiedene und auf unserer Bühne auch decorativ zu unterscheidende Scenen, namentlich aber auch der Umstand entgegen, daß das Fragment nicht mit einer Katastrophe des Hauptheldes abschließt. Man könnte sich versucht fühlen, wegen der beiden zuletzt gedachten Mängel auf Shakespeare, als den ersten aller theatralischen Dramatiker, entschuldigend hinzuweisen. Abgesehen aber davon, daß, wenn der erste Theil Heinrich's IV. und der zweite Heinrich's VI. ebenfalls unbefriedigend abschließen, sich dies wol aus den besonderen Anforderungen, die das Publicum des Elisabeth'schen Zeitalters an die sogenannte Historie stellte, und bei der es ihm wol mehr auf historische Correctheit, als auf die künstlerische Form angekommen zu sein scheint, die häufige Scenenzersplitterung aber sich aus der Einrichtung der damaligen Bühne erklärt, kann nichts gewisser sein, als daß wir heut zu Tage nach unseren Begriffen vom Theaterwesen auch beim Shakespeare den mangelnden künstlerischen Abschluß eines Stückes ebenso, wie die Zerstreuung der Handlung in eine Unzahl einzelner, unselbständiger Scenen nur höchst widerwillig ertragen und selbst da als einen störenden Uebelstand empfinden, wo man sich von dem Fluche des nur dem faulsten Schlendrian und der leersten Comödianterie willkommenen Institute des sogenannten Zwischenvorhangs frei zu halten gewußt hat.

Schlimmer als bei Shakespeare ist es aber bei Goethe, ganz besonders auch im Faust. Denn während das vaterländische Publicum, wenn es auch nicht sehr zu dem lesenden gehört, doch wenigstens seinen Faust ziemlich genau, und jedenfalls näher, als — den Hamlet etwa ausgenommen — Shakespeare kennt, deshalb aber Abänderungen und Kürzungen dort weit schneller und schmerzlicher empfindet, als hier, ist auch wirklich, wie wir besonders beim zweiten Theile der Tragödie finden werden, bei Goethe Manches nicht theatralisch — und wenn auch theatralisch, doch nur opernmäßig gedacht und empfunden. Schon Schiller merkt dies in seiner berühmten Recension des Egmont in Betreff der Schlußerscheinung Klärchens an, und Jeder, der etwas vom Wesen der theatralischen Kunst versteht, muß ihm dabei unbedingt beipflichten,

Aehnliches findet man gleich beim Eingang des Faust. Denn diese, im Hauptwerke aus Monologen bestehenden Scenen knüpfen augenscheinlich an jene Melo- und Mono-Dramen an, die, wie schon Tieck bemerkt, eigentlich jeder dramatischen Figuration Hohn sprechen, die aber gleichwol, — wir erinnern nur an den vielfach überzeugten Pygmalion J. J. Rousseau's, an die Ariadne auf Naxos von J. Ch. Brandes, an Gotter's Medea, — in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland sehr beliebt waren und für die Goethe eine sonderbare Vorliebe hegte. Lieferte er doch in seiner Proserpina, die er zwar 1780, wie er selbst meint, „freventlich" in den Triumph der Empfindsamkeit einschaltete und „dadurch in ihrer Wirkung vernichtete", 1814 aber wieder als selbständiges Werk aufführen ließ, einen Beitrag zu dieser Literatur, und meinte er doch: Iffland's Darstellung des Pygmalion mache Anspruch an die höchste theatralische Würde und Fülle und habe ihm eine Anschauung vom Kothurn der Alten gegeben.

In der That ging auch sein Plan hinsichtlich einer Theatralisirung seines Faust zunächst dahin, aus diesem Eingang ein Melodram zu bilden und es sind auch auf anderen Bühnen, z. B. in Wien, ähnliche Versuche gemacht worden.

Auch hatten P. A. Wolff und Dr. Riemer bereits 1812 einen Plan zur Aufführung des Faust entworfen und es war ihnen gelungen, den Dichter selbst dafür zu interessiren. Zu einem praktischen Resultate führten jedoch diese Berebungen damals nicht. Näher trat man der Sache 1814, als Fürst Radziwill seine musikalische Composition einzelner Theile des Gedichts dem Altmeister vorzuführen Gelegenheit gefunden hatte. Und in der That war es dieser eifrige Freund des Gedichts, welcher, wenn auch erst, nachdem seit dem Februar 1816 daran probirt worden war, am 24. Februar 1820 die Darstellung umfänglicher Theile des Faust in einem größeren Privatkreise zur Aufführung brachte. Der Vorgang ist merkwürdig genug, um hier erwähnt zu werden. Denn wie Zelter, der selbst dabei den Schauspieldirector im Prolog auf dem Theater agirte, an den Freund berichtete, wirkten dabei ein Prinz (Karl von Mecklenburg) als Mephisto, der erste Berliner Schauspieler (P. A. Wolff) als Faust, die erste Schauspielerin (Frau Stich) als Gretchen, ein Fürst (Anton v. Radziwill) als Componist, eine der ersten (die Berliner) Capellen und ein aus ehrbaren Frauen, meistentheils schönen Mädchen, und Männern von hohem Range bestehender, mit den besten Stimmen ausgerüsteter Sängerchor mit, während Alles vom kgl. Generalintendanten aller Schauspiele der Residenz (Grafen Brühl) als Maschinenmeister, Dirigenten und Souffleur geleitet wurde, und der gesammte kgl preußische Hof sich unter den Zuschauern befand. Eine vollständige war die Vorstellung übrigens durchaus nicht. Einerseits hatte man den Dichter selbst um Aenderung so mancher anstößigen Stellen angegangen, und es hatte derselbe auch sich bereit finden lassen, den Dialog einiger Scenen ganz und gar opernmäßig umzuarbeiten; andererseits erfahren wir auch aus einem Briefe Zelter's aus dem Jahre 1830, daß Fürst Radziwill erst in dieser Zeit die Scene im Dom, den Spaziergang Faust's und Wagner's vor dem Thore, und den Spaziergang im Garten seiner Composition beigefügt hatte.

Es ist klar, daß es sich bei diesen Versuchen in erster Linie um die Aufführung der Musik des fürstlichen Dilettanten handelte und daß aus denselben für das größere Publicum und für das Theater als öffentliche Kunstanstalt wenig oder nichts resultirte. Doch war der Gedanke einmal in Berlin angeschlagen und C. v. Holtei, der damals für die dortige Königstädtische Bühne vielfach thätig und dem greisen Dichter, wie dessen Hause nahe befreundet war, machte zuerst einen praktischen Versuch, eine öffentliche Aufführung des Gedichtes zu bewerkstelligen. Da, so viel ich weiß, das Machwerk, welches er 1828 unter dem Titel: „Des weltberufenen Erz- und Schwarz-Künstlers Dr. Faust Pactum mit der Hölle, Melodrama in drei Acten und einem Vorspiele nach Goethe, mit des Dichters Bewilligung so für die Bühne eingerichtet" zusammengestellt und zu dem auch bereits K. Eberwein Musik geliefert hatte, nicht veröffentlicht, sondern von dem Verfasser nur häufig vorgelesen worden ist, so bin ich zu der näheren Darlegung desselben auf die eigene Erzählung Holtei's hingewiesen. „Ich begnügte mich nicht etwa," berichtet derselbe in seiner Selbstbiographie, „wie es später meine Nachfolger auf diesem Felde, Tieck und Goethe selbst nicht ausgenommen, gethan, zu streichen, sondern ich erfand eine wirkliche theatralische Form, fügte, was irgend möglich war, in ein Vorspiel und 3 Acte zusammen und nahm aus manchen nicht für die Bühne zu rettenden Scenen einzelne Reden und Stellen, ihrer psychologischen Bedeutung wegen, in andere Scenen herüber. So brachte ich z. B. sämmtliche Auftritte zwischen Faust und Gretchen, vom ersten Worte bis zum Schlaftrunke, den sie der Mutter (südtbar) reicht, in einen großen — den zweiten — Act, ohne daß in demselben verwandelt werden durfte, was ich durch eine scenische Vorkehrung von meiner Invention erreichte." „— — Denn", setzt er hinzu: „es giebt nichts Abscheulicheres, als das ewige Geklingel und Coulissengeschiebe, wie ich es überall, wo ich den Faust aufführen sah, bei diesen Auftritten gefunden!" Der Glückliche! Er hatte nicht erfahren, wie entsetzlich das Alles erst dann auseinander fällt, wenn das Gedicht durch ewiges Fallen des Zwischenvorhangs in lauter selbständige Acte zerlegt wird!

Zur öffentlichen Aufführung gelangte, wie gedacht, auch dieses Machwerk nicht. Die Intendanz der kgl. Schauspiele in Berlin, die Goethe's Faust 20 Jahre lang für unaufführbar angesehen, wenigstens keine Anstalt zu dessen Aufführung gemacht hatte, machte jetzt mit einem Male ihr damaliges Privilegium, Tragödien in Berlin allein zur Darstellung zu bringen, geltend und der greise Dichter ließ sich, um den Streit beizulegen, durch die Berliner Intendanz bestimmen, die Genehmigung, die er nach der Uebersendung des Scenariums in Aussicht gestellt hatte, wieder zurückzuziehen.

Trotz alledem zögerte das Berliner Hoftheater auch jetzt noch mit der Darstellung des Faust; in der That ist derselbe daselbst erst volle 10 Jahre später — am 12. April 1838 — zur Aufführung gelangt. Die erste öffentliche Repräsentation des so lange als unaufführbar erachteten Gedichts geschah vielmehr nach einer Bearbeitung A. Klingemann's am Hoftheater zu Braunschweig am 19. Januar 1829. Am 8. Juni desselben Jahres folgte sodann die Aufführung in Hannover, am 27. August — mit einem Prolog von Tieck — in Dresden, am folgenden Tag in Leipzig (mit Musik von Lindpaintner) und am darauf folgenden 29. August in Weimar, unter dem Beirath, wenn auch nicht in Gegenwart des Dichters, mit Musik von Eberwein. Dem folgte am 12. April 1830 München, am 29. Juni 1831 Hamburg. Wien brachte zwar bereits am 24. Mai 1832 einige Scenen mit Musik vom Fürsten Radziwill, das ganze Gedicht aber — so viel die Censur überhaupt davon übrig gelassen hatte — noch später als Berlin, am 29. Mai 1839 zur Darstellung.

Das ist in der Kürze die äußere Geschichte der ersten öffentlichen Aufführungen des Faust auf den hauptsächlichsten Bühnen Deutschlands. Daß zu jener ersten Vorstellung in Braunschweig im Grunde eine Neckerei des damals in Braunschweig regierenden Herzogs Carl: sein Intendant, A. Klingemann, unterdrücke Goethe's Faust nur im Interesse seines eigenen, den gleichen Stoff behandelnden Dramas, Veranlassung gegeben, ist so bekannt, daß ich die Thatsache hier nur der Vollständigkeit halber erwähne. Doch scheint auch diese äußere Veranlassung für die innere Geschichte des Vorganges keineswegs bedeutungslos. Nicht eine unabweisliche Forderung der Literatur, nicht ein Drängen der Kunstkritik, nicht ein kühner Handstreich der Theaterroutine, so nicht einmal eine Finanzspeculation waren es, welche dem großartigsten

und berühmtesten in dramatischer Form gedichteten Werke der vaterländischen Literatur die Pforten der vaterländischen Kunsttempel öffnete, sondern dem ganzen Experimente lag ein dilettantisches Gelüste, ein Spaß, ja ein bloßer Zufall zu Grunde. Literatur, Kunstkritik und Theaterpraxis standen sogar dem Unternehmen zweifelnd, ja feindlich gegenüber und handelten, soweit sie dabei thätig wurden, mit bösem Gewissen, die Meisten derselben nicht ohne sich, wie Klingemann, Tieck und Andere in Prologen und Zeitungen und besonderen Schriften gegen jede Uebernahme einer Verantwortung ernstlich zu verwahren. Selbst daß man häufig Goethe's Geburtsfest zu dem Versuche wählte, enthält eine captatio benevolentiae und zeigt, wie wenig Vertrauen man im Grunde zu der Sache mitbrachte, und wie ängstlich man bestrebt war, die Pietät für den großen Meister gleichsam als Schild über das Wagniß zu halten. Es war einmal in literarischen Kreisen feststehender allgemeiner Glaube, daß Goethe's Faust sich nur zum Lesen eigne und nicht auf die Bühne gehöre. Ja, man war in diesem Glauben so festgerannt, daß man noch bis an das Ende der vierziger Jahre, also zu einer Zeit, zu welcher Künstler, wie Marx, Pauli, Paulmann, La Roche, Wesermann, Seidelmann, Grunert, Döring und Andere ihren Mephistopheles geschaffen hatten, in den öffentlichen Blättern nur ausnahmsweise auf die Besprechung einer Faust-Aufführung trifft, in der nicht jenes Vorurtheil wieder und immer wieder zur Aussprache gelangte. Die Gründe, welche man für diese Meinung ins Feld zu führen pflegte, waren übrigens die verschiedenartigsten. Während die Einen die theatralische Bedeutung des Faust für so gering ansahen, daß sie die Aufführbarkeit desselben im Interesse der Bühnenkunst bekämpfen zu müssen glaubten, erachteten viele Andere das Theater mit seinem leeren Alltagstreiben nicht für geeignet, die hohen poetischen Schönheiten und die tiefen philosophischen Wahrheiten der Dichtung zur Erscheinung zu bringen. Noch im 4. im Jahre 1861 erschienenen Bande seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst bemerkt Ed. Devrient: Tieck's Einführung des Faust sei sicherlich nur als eine Concession an das große Publicum zu betrachten, da er bestimmt gewußt, wie sehr das wunderbare Gedicht durch die Realität der Bühne verlieren müsse. Und doch lag die Kehrseite der Medaille offen genug vor Aller Augen da und bestätigte, daß der Meister nicht geirrt, wenn er selbst an die Bühnenmöglichkeit seines Gedichtes geglaubt hatte. Zwar wollen wir darauf, daß die Faust-Vorstellungen gleich anfänglich Glück machten, fast überall mit Beifall aufgenommen und gut besucht wurden, für sich allein noch kein entscheidendes Gewicht legen. Jeder, der dem Theaterwesen und der Theatergeschichte einige Aufmerksamkeit gewidmet, weiß, wie oft und wie gründlich sich ein Theaterpublicum über den Werth der ihm gebotenen Gaben täuscht, und wie schnell in dieser Hinsicht Wandelungen der Gunst und des Geschmackes eintreten. Nur das Eine können und dürfen wir schon aus jener Thatsache folgern, daß es der Faustdichtung an der Eigenschaft, auch von der Bühne herab eine bedeutende Wirkung zu äußern, keineswegs gebricht. Von einigen Scenen, z. B. von denen, in welchen uns Valentin's Tod, oder Gretchen im Dome und im Kerker vorgeführt wird, mag dies allerdings schon vor der ersten Darstellung und bei der bloßen Lectüre kein Einsichtiger bezweifelt haben; der gewaltige Eindruck aber, den z. B. der Eintritt des Ostermorgens beim Selbstmordversuche Faust's, den Gretchen am Spinnrad, den die beiden Prosascenen und viele andere beim Sehen hervorbringen, mag selbst dem erfahrenen Bühnenpraktiker überraschend gewesen sein. Eine heut zu Tage von Niemand mehr bezweifelte Thatsache war es nach alledem, daß sich der erste Theil des Faust an jeder Bühne, wo er zur Aufführung gelangte, sofort einbürgerte und im Repertoire feststand.

Sehr wesentlich wirkte allerdings dabei mit, daß die Schauspielkunst bei diesem Experimente in reichem Maße ihre Rechnung fand. Zwar hat der Titelrolle streng genommen kein darstellender Künstler, so Viele selbige auch gespielt haben, seinen Namen aufgeprägt. Es liegt dies hauptsächlich wol an dem Umstande, daß es sich um eine Doppelrolle handelt, von welcher die meisten Darsteller in der Regel nur dem einen Theile gerecht zu werden vermögen. Der eigentliche Heldenspieler wird voraussetzlich mit dem zweiten, der für jugendliche Helden und Liebhaberrollen geübte Darsteller mit dem ersten Theile seiner Aufgabe wenig anzufangen wissen. Wilhelm Kunst's wunderbar für seinen Beruf ausgestattete, aber ungebildete Natur scheiterte namentlich am ersten Theile. Er zog sortan den Klingemann'schen Faust dem Goethe'schen vor. Emil Devrient, dessen Begabung ihn meines Bedünkens zu beiden Rollen vorzugsweise befähigt erscheinen ließ, hat, so viel ich weiß, die Rolle nur bei einem seiner Londoner Gastspiele übernommen und soll damit ebensalls einen vollen Erfolg nicht erreicht haben. Was aber die Titelrolle nicht darbot, das leisteten Mephistopheles und Gretchen in um so reicherem Maße. Ich habe in Obigem bereits eine lange Reihe von Darstellern der zuerst gedachten Rolle, die mit derselben sämmtlich Lorbeeren eingeerntet haben, namhaft gemacht und will denselben hier nur noch den Namen Bog. Dawison's beifügen, der den Ruhm seiner Darstellung über beide Hemisphären verbreitet hat. Die Controversen über Seidemann's Mephistoleistung bilden einen umfangreichen und überaus wichtigen Theil unserer Theaterliteratur. Die zahlreichen Gastspiele dieses Künstlers auf fast allen Hauptbühnen des Vaterlandes gaben immer und immer wieder Veranlassung, die Eigenthümlichkeit seiner Auffassung dieser Rolle zu besprechen.

Von den unzählbaren Künstlerinnen, welche ihre besten Kräfte daran gesetzt, Goethe's Gretchen zu verkörpern, will ich hier nur zwei namentlich anführen: Julie Rettig geb. Gley und Marie Niemann geb. Seebach. Die Erstere, welche diese Rolle unter Tieck's Leitung für Dresden creirt hatte, bin ich so glücklich gewesen, sowol dort, als auch bei einem späteren Leipziger Gastspiele in dieser Rolle zu bewundern und kann daher aus eigener Anschauung das Urtheil von H. Anschütz bestätigen, daß eine Margarethe, wie sie, die deutsche Bühne nicht wieder besessen hat. Von der Letzteren dagegen genügt es, an die Thatsache zu erinnern, daß die Darstellung dieser einzigen Rolle bei dem 1854 von Dingelstedt geleiteten Münchener Mustergastspiele die bis dahin fast gänzlich unbekannte Künstlerin wie mit einem Schlage unter die Koryphäen ihres Berufs stellte.

Heut zu Tage zählt sicherlich jeder ein erstes Fach bekleidender Charakter-Darsteller den Mephistopheles, jede tragische Liebhaberin das Gretchen zu den bevorzugtesten Rollen ihres Repertoires. Dadurch und durch die Gunst, die das Publicum nun schon ein halbes Jahrhundert hindurch diesen Darstellungen gewidmet, hat meiner Ueberzeugung nach der erste Theil des Faust bewiesen, daß ihm auch die Eigenschaft beiwohnt, von der Bühne herab allgemein und dauernd zu interessiren.

Nicht unbemerkt mag hierbei bleiben, daß auch verschiedene Theater hierbei sich dem literarischen Einfluß insofern zugänglich gezeigt haben, als nach und nach immer mehr von dem Texte des anfänglich mannigfach beschnittenen Gedichtes zur Aufnahme gelangte. Unternahmen doch einige derselben (z. B. das Bremer und Leipziger Stadttheater schon in den fünfziger Jahren) sogar die Hinzufügung des „Prologs im Himmel", obgleich ein solches Unternehmen, so lange man nicht zugleich zu der Darstellung des zweiten Theiles der Tragödie gelangt war, absolut keinen Sinn hatte. Denn — und das ist ein nicht zu bestreitendes, gegen die getrennte Darstellung des ersten Theiles sich richtendes Moment — immer hat man es bei einer solchen nur

mit einem Fragment, und zwar mit einem Bruchstücke zu thun, welches, wenn man es selbständig in Betracht zieht, seinen eigentlichen Charakter gänzlich verändert. Sicher ist die Liebestragödie von Faust und Gretchen für das Ganze der Faustdichtung, für deren Idee und Anlage nur eine, wenngleich ausführlich behandelte Episode, eine Scene, die für das Ganze nicht viel mehr Bedeutung hat, als die Scene in Auerbach's Keller, und kaum so viel, als die in der Hexenküche. Durch eine solche getrennte selbständige Behandlung wird dieselbe aber — schon ihres räumlichen Umfangs halber und weil die Vorstellung mit ihrem Ende abschließt — nothwendig und unabweislich zur Haupthandlung. Erinnert doch in der zweiten Hälfte des ersten Theiles, außer der bei allen oben erwähnten Vorstellungen weggelassenen Walpurgisnacht, nur der bekannte reimlose Monolog (Erhabner Geist, Du gabst mir Alles, warum ich bat . . . ꝛc.) direct daran, daß es sich bei allen diesen Vorgängen eigentlich um etwas ganz Anderes handelt, als darum, wie Einer:

Durch allerlei Brimborium
Ein Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welsche Geschicht'.

Um ein armes Kind, wie Gretchen, zu berücken, bemerkt Dingelstedt mit Recht, bedarf es nicht eines Mannes von Faust's Gaben, und sicherlich braucht dieser nicht Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen und seine Seele dem Teufel zu verschreiben, um zu diesem Ziele zu gelangen. Diese beschränkte Auffassung der Dichtung hat namentlich in der französischen Umarbeitung zum Text der Gounod'schen Oper: Faust und Margarethe Frucht getragen. Die Bearbeiter jenes Textbuchs stehen jedoch damit keineswegs allein. Wenn z. B. Julius Mosen den ersten Theil des Faust als einen Cyclus, wenn gleich dem Haupttheilstheile nach in dialogischer Form gehörtester Balladen, die eine Geschichte vor uns abspinnen, angesehen und deshalb den Schluß auf der Bühne so arrangirt wissen will, daß das Stück mit dem in das Verderben davon eilenden Faust nachgerufenen Worten: Heinrich! Heinrich! gleichsam im Volksballadenton ausklinge, so hat er offenbar nur eben die Liebestragödie im Sinne. Dann ist aber gar nicht abzusehen, warum er nicht die philosophischen Monologe und Gespräche, die Erscheinung des Erdgeistes, Auerbachs Keller und den Monolog in Wald und Höhle ganz ebenso wie den Prolog im Himmel und die Walpurgisnacht wegstreicht und überhaupt von der ersten Hälfte des ersten Theiles nur etwa so viel übrig läßt, um die Verbindung Faust's mit Mephistopheles zu erklären.

Bücherbesprechungen.

** Usancen und Paritäten des Getreidehandels im Weltverkehr. Von Dr. Rudolf Sonndorfer, Director der Wiener Handels-Akademie. Berlin 1880. Verlag von Julius Springer. Durch die großartige Organisation des Getreidehandels, die in dem letzten Jahrzehnte sich entwickelt hat, ist die Position des Getreidehändlers insofern eine schwierigere geworden, als er mit den Usancen und Notirungen der wichtigsten Getreideplätze der Welt sich vertraut machen muß. Ihm in dieser Beziehung zu helfen und beizustehen, ist der Zweck des vorliegenden Buches, welches zunächst die Hohlmaße und Gewichte im Getreidehandel in den Ländern mit regelmäßigem Exporte, ferner die verschiedenen Arten der Fixirung der Ernteerträgnisse in quantitativer und qualitativer Beziehung, die Qualitäts-Usancen bei den Termin- und Effectengeschäften in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, den unteren Donau-Ländern, Holland, Dänemark, Frankreich und der Schweiz, die Preisnotirungen im Getreidehandel in den Ländern mit regelmäßigem Export und Import — zu den ersteren gehören bekanntlich Rußland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Oesterreich-Ungarn, die unteren Donauländer, Britisch-Ostindien, Canada, Dänemark, Australien, Chile, Aegypten, zu den letzteren Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Belgien, die Schweiz, Holland, Italien, Norwegen und Schweden, Spanien — und die verschiedenen Frachtsätze im Getreidehandel behandelt und darstellt. Es folgen sodann, für den praktischen Gebrauch berechnet, sehr zweckmäßige Tabellen zur Vergleichung der Getreide-Quantitäten und Getreide-Qualitäten, also z. B. für Tschetwert und Hektoliter, amerikanische Bushels und Hektoliter, englische Centner und metrische Centner u. s. w., sowie Paritäts-Tabellen zur Vergleichung der Getreidenotirungen in Nordamerika-England, England, New-York, London, Rußland, Rumänien ꝛc. Eine Frachten-Paritäts-Tabelle und eine Frachten-Tabelle für den englischen Normaltarif bilden den Schluß des sehr zweckmäßigen Werkes, das zuerst in einer für Oesterreich-Ungarn bestimmten Ausgabe erschien, während die vorliegende Ausgabe, worin die Vergleichungen und Tabellen sämmtlich auf die Markwährung basirt und die Frachtsätze nach den neuesten Daten über die Verhältnisse Deutschlands zusammengestellt sind, für Deutschland berechnet ist.

—eh— Die Amerikanische Zeitung. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Club zu Wien von Otto Maaß. Wien 1881. Druck und Verlag von Otto Maaß. — Diese elegant ausgestattete Broschüre enthält eine sehr stilgewandte, sachkundige und geistvolle Charakteristik des amerikanischen Zeitungswesens, das sich bekanntlich in einer bei uns noch kaum geahnten Entwickelung befindet. Als Hauptgrund für dieselbe führt der Autor die absolute Freiheit und die fast gänzliche Steuerlosigkeit an, welche die Presse der Vereinigten Staaten genießt. „Aber nicht die Freiheit und die Steuerlosigkeit der amerikanischen Presse allein sind der Grund der großen Blüthe derselben, der Hauptgrund dürfte die Lernbegierde und die Neugierde des Volkes sein. Die amerikanische Zeitung, sagt Professor Gregory von der Illinois Staats-Universität, ist der beste Index amerikanischen Lebens. Sie ist der beste Repräsentant des amerikanischen Volkes. Wer sich vom Geiste, Genius und Leben desselben eine correcte Vorstellung machen will, muß die Zeitungen des Landes studiren. Die Tugenden und Laster, die Gedanken und Meinungen, das politische Treiben und der Handel, der Fortschritt und der Stolz, die Schwäche und die Energie, die Religion, die Gebräuche und Moden, die Civilisation, die Kunst und die Gewerbe des Landes und des Volkes sind alle porträtirt in den zahllosen periodischen Erzeugnissen der amerikanischen Presse.“ Dieser Macht und Bedeutung entsprechend rechnet die amerikanische Zeitungsstatistik mit fast ungeheuerlich klingenden Zahlen. „Wenn man die Tagesblätter und Wochenblätter zählt, so findet man, daß in der Union über 9000 Zeitungen erscheinen, wobei die sehr große Zahl der halbmonatlich, monatlich und vierteljährlich erscheinenden Blätter nicht mitgezählt ist. Es erschienen nämlich bei Beginn des letzten Jahres 1880: 899 Tagesblätter mit einer Auflage von 3 540 000 Exemplaren, 8428 Wochenblätter mit einer Auflage von 13 511 000 Exemplaren und außerdem 804 halbmonatlich und monatlich erscheinende Blätter mit einer Auflage von 3 626 000 Exemplaren. Zusammen also über 10 000 Blätter mit einer Auflage von nahezu 21 Millionen und einer Jahrescirculation von beinahe 2000 Millionen Exemplaren. — Welches Land der Erde kann sich auch nur annähernd mit den Vereinigten Staaten in dieser Production messen?“ Keines. Aber wir wollen uns darüber nicht betrüben. Eine solche enorme Entwickelung der Zeitungspresse hat auch ihre gewaltigen Schattenseiten. Auf diejenigen, die sie in Amerika hat, geht Hr. Maaß in seiner Broschüre nicht näher ein. Trotzdem ist dieselbe sehr lesenswerth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 15. Sonntag, den 20. Februar. 1881.

Inhalt: Goethe's Faust als Bühnenwerk. II. — Leipziger Stadttheater, von Rudolf v. Gottschall. — Musik-Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Personalien aus Rostock. — Bücherbesprechungen (Die Zeit Constantin's des Großen. Von Jacob Burckhardt. Bläminsches Tagebuch über Basco da Gama's zweite Reise. Erzählungen aus der neuesten Geschichte. Von Ludw. Stacke).

Goethe's Faust als Bühnenwerk.

II.

Das Fragmentarische einer gesonderten Darstellung des ersten Theiles der Tragödie hat nun auch zu dem Unternehmen geführt, derselben eine Vorstellung des zweiten Theiles folgen zu lassen.

Ich behaupte keineswegs, daß die klare Erkenntniß der eben geschilderten Trübung und Verschiebung des eigentlichen Grundgedankens der Faust-Dichtung die Theaterpraktiker zu der Erwägung geführt habe, es müsse etwas für die Wiederherstellung jener Grundidee geschehen; und eben so wenig will ich behaupten, daß in dem Publicum, welches sich seit 50 und mehr Jahren in zahlreichen Schaaren zu den Faustvorstellungen eingefunden, der Wunsch nach Reactivirung der eigentlichen Faustidee so laut hervorgetreten wäre, daß sich die reale Bühne eines Eingehens auf selbigen nicht wol länger habe entschlagen können. Wer diese Factoren unseres modernen Theaterwesens näher kennt, wird keinem derselben eine solche methodische Erwägung andichten.

Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch' ein Ragout, es muß euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilfts, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publicum wird es euch doch zerpflücken!

bekennt, aufrichtig genug, der Schauspieldirector im Prolog auf dem Theater, und hat bis auf den heutigen Tag sowol in Bezug auf seine Collegen als auch in Betreff des Publicums Recht.

Will ich nun auch weder den specifischen Goetheverehrern ihren Antheil an jenen Reintegrirungs-Versuchen verkümmern, noch auch den Männern, die, wie Eckermann, Gukkow, Wollheim, Ed. Devrient, v. Dingelstedt, in dieser Richtung thätig gewesen sind, ein höheres literarisches Bestreben absprechen, das Hauptinteresse, das sich in dieser Richtung geltend macht, ist zweifellos ein stoffliches, eine gewisse Neu- oder Wißbegier, die darauf beruht, daß uns der Schluß des ersten Theiles über den Ausgang der Sache, über die ferneren Schicksale und das Ende des Helden des Schauspiels, des berüchtigten Schwarzkünstlers Faust, ganz und gar im Dunkeln läßt. Diese Neugier wird aber namentlich durch zwei Momente erregt und wach erhalten: durch die Wette, die der Herr im Prolog mit Mephistopheles in Bezug auf Faust eingegangen und durch das Pactum des letzteren mit der Hölle. Hier ragen offenbar zwei unverzahnt dastehende Grund- und Eck-Steine aus dem Baue der Tragödie hervor, die durch das bloße: „Her zu mir!" des Mephistopheles nicht einmal überkleidet erscheinen und die deshalb einen Fortbau, eine abschließende Ergänzung dringend erheischen.

Schon bevor der, zum Theil den letzten Tagen des Dichters angehörende, erst aus dessen Nachlasse (1833) veröffentlichte zweite Theil des Faust auch nur dem lesenden Publicum bekannt wurde, waren denn auch bereits verschiedene Versuche gemacht worden, ein solches Ergänzungswerk zu vollbringen. Von dem vierbändigen Faust Ferd. Stolte's können wir hier, da selbiger erst einer späteren Zeit angehört, füglich absehen. Ausdrücklich als „Fortsetzung des Faust von Goethe", beziehentlich als „der Faust-Tragödie zweitem Theil" kündigen sich namentlich zwei, theils vor dem Erscheinen der Goethe'schen Fortsetzung, theils gleichzeitig mit selbiger veröffentlichte Werke von C. L. Schöne (1823) und J. D. Hoffmann (1833) an, ja der Erstere wagte sogar das Manuscript seines Werks dem Meister vorzulegen und vermeinte die darauf erhaltene höfliche Antwort: es sei ihm Veranlassung gewesen, dessen „Bemühen zu schätzen", als eine Aeußerung des Beifalls, als eine Billigung seines Unternehmens auslegen zu dürfen. Wie es in Wahrheit damit gemeint gewesen, erfahren wir dagegen aus dem: „Herr Schöne 1823" überschriebenen Epigramm und aus einem Briefe Goethe's an Zelter, worin derselbe bekennt, nur „hier und da in das Manuscript hineingesehen zu haben", und sein Urtheil dahin ausspricht: „Es sei wunderlich, daß ein sinniger Mensch das für Fortsetzung halten könne, was nur Wiederholung sei." Für uns hat, da keines dieser Ergänzungswerke die Bretter beschritten hat, nur die Frage Interesse, wie sich die beiden Bearbeiter mit der im ersten Theile angekündigten und eingeleiteten Katastrophe des Helden abgefunden haben.

Die Schwierigkeit einer solchen Ergänzungsarbeit besteht — von diesem Anderen einmal abgesehen — besonders auch darin, daß das Pact, welches Faust mit der Hölle eingegangen ist, nach dem Volksglauben mit der Erklärung des Herrn, daß ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sei, im Widerspruche steht. Denn nach ersterem enthält schon der Abschluß eines solchen Vertrags mit der Hölle eine sogenannte Todsünde, eine unsühnbare Abwendung vom Heile. In der Lösung dieses Widerspruchs lag daher unseres Bedünkens die Hauptaufgabe für die Ergänzung.

Von den beiden oben gedachten Fortsetzern knüpft Schöne an den orthodoxen Kirchenglauben an. Indem er Faust noch durch allerlei Brimborium führt, läßt er denselben mehr und mehr dazu gelangen, sich als „Mensch und Christ" zu bekennen —, und schließlich mit der Erklärung enden:

Ich fühl' auf's neue süßen Glauben; . . . .
Ich ahne eine bessre Welt.
Mich locken höhrer Sphären Töne,
Ich seh' des Himmels ew'ge Schöne.
Den Blick zu ihr gewendet
Voll Glauben und Vertrauen
Will ich auf Gott fest bauen,
Hier sei die Bahn brendet!

Damit ist der Augenblick gekommen, von dem er sagt: Verweile doch, du bist so schön! „Die Uhr, sie steht, der Zeiger fällt", sagt der Verfasser noch 10 Jahre vor Goethe, und Mephistopheles macht denn auch sofort von seinem pactirten

Rechte Gebrauch, „ergreift Faust und fährt mit ihm in den Abgrund; Flammen schlagen über ihnen zusammen". Es ist dies jedoch, wie sich zeigt, nur eine Art von Fegefeuer. Denn in einem, Goethe's Prolog nachgebildeten „Epilog im Himmel" erklärt der Herr:

Wer büßt und glaubt, der hat am Himmel Theil,
Dem wird durch meines Sohnes Tod das Heil!
Wer Jesum glaubt und seinen Lehren,
Der soll das Himmelreich vermehren.
Drum hole Faust mir aus der dunklen Erde,
Das ihm die lang' ersehnte Klarheit werde!

und Mephistopheles muß darauf mit bittersüßer Miene seine Errungenschaft wieder herausgeben.

Der moralisch-religiöse Sinn des Verfassers mag alle Anerkennung verdienen; von poetischen Verdiensten dürfte dagegen weder in diesen Versen, noch in dieser Erfindung viel zu finden sein. Goethisch ist diese Auffassung in alle Wege nicht.

Erscheint Schöne hiernach durchweg nüchtern und prosaisch-verständig, so versucht Hoffmann den Knoten in einer bisweilen bis zum Unverständlichen phantastisch-wirren Weise zu lösen. Gleichwol ist das Resultat, zu dem er gelangt, kein wesentlich anderes. Nachdem nämlich Faust und Mephistopheles noch allerlei Wunderliches und Ruchloses vorgenommen und erlebt, — sich und ihr Treiben z. B. unter Anderem auch auf dem Puppentheater haben darstellen sehen, — verlangt Faust, der allerdings wenig von Läuterung oder Besserung verspüren läßt, noch auf den Olymp, den Hauptsitz der alten Götter, auf den Sinai, den heiligen Berg der Juden, und endlich auf Golgatha geführt zu werden. Als Mephistopheles ihm Letzteres verweigert, erklärt Faust das Pactum für gebrochen. Doch ist es schließlich auch hier ein am Grabe des Erlösers gesprochenes Gebet, das ihm die Himmel — es sind deren drei — eröffnet und in welche er durch den Dichter, — der sich hierbei zugleich als Hanns Eulenspiegel zu erkennen giebt, — eingeführt wird.

Man sieht, die gegen Jean Paul schon 1810 ausgesprochene Ansicht: „Für den schweren Punkt, daß der Teufel Faust nur dann holen soll, wenn er einmal wahrhaft befriedigt und selig wäre, gäbe es keine Auflösung, als die, daß er sich bekehrte und sein hungriges Herz durch den Himmel stillte", war so ziemlich die allgemeine.

Die beiden vorerwähnten Ergänzungsversuche haben schon in der Literatur nur geringen Anklang gefunden, das Theater hat sich gar nicht um dieselben bekümmert; und es lag auch bald um so weniger Veranlassung dazu vor, als uns aus Goethe's Nachlaß „der Tragödie zweiter Theil" veröffentlicht wurde.

Bekanntlich war der erste Erfolg dieser Publication eine allgemeine Enttäuschung. Selbst die wärmsten Goethefreunde fanden, wenn sie das Werk nicht, wie z. B. Tieck, gänzlich fallen ließen, in selbigem weit mehr zu entschuldigen, als zu loben. „Wenn der erste Theil des Faust als ein an einem wunderschönen frischen Sommermorgen von einem blühenden kraftstrotzenden Jünglinge in glühendster Begeisterung gesungener Hymnus erscheint, so stellt sich diese Fortsetzung als ein von einem, wenngleich mit reicher Erfahrung ausgerüsteten alternden Manne an einem schwülen Nachmittage nach reichlich genossenem Mahle mit Mühe und Unlust gleichsam auf Bestellung gelieferte Werk dar", lautete noch eines der glimpflicheren Urtheile über die neue Erscheinung. Jedenfalls klingt es bitterer, wenn J. Mosen, von dem wir schon in Obigem sahen, daß er die Tragödie mit dem ersten Theile für abgeschlossen ansah, meint: „Goethe selbst habe in dem Wahne gestanden, daß seine Tragödie mit dem ersten Theile noch nicht zu Ende sei, um mit einem zweiten Theile zu beweisen, daß selbige entweder schon hier ihr Ende finde oder ein Fragment bleiben müsse." Und wenn diese Ansichten auch im Laufe der Zeit beträchtliche Einschränkungen zu erfahren gehabt haben, so ist es doch bis heute immer blos eine bald größere, bald geringere Anzahl von Einzelnheiten, die sich allgemeiner Gunst zu erfreuen haben. Noch immer fehlt es selbst in literarisch sehr gebildeten Kreisen nicht an Solchen, die offen bekennen, das Werk nicht, oder doch nur einmal durchgelesen zu haben, und bei denen die gegentheilige Versicherung, daß bei fortgesetztem Studium auch der künstlerische Genuß sich steigere, einem ungläubigen Lächeln begegnet.

Was Wunder, wenn unter diesen Umständen die Bühnenpraktiker das Werk anfänglich gänzlich ignorirten. Auch war es diesmal das Vorurtheil einer faulen Empirie, welches jedes dramatische Gedicht, das an irgend einen Factor des complicirten Theaterorganismus, an Regie, Maschinenwesen oder Decorationsmalerei ungewöhnliche Ansprüche zu stellen wagt, sofort als nicht bühnengerecht von der Schwelle des Theaters auszuschließen möchte, wenigstens nicht allein, welches dieses Ignoriren verschuldete. Im Gegentheile waren es hier zugleich literarische und Kunstrücksichten, welche gegen eine Inscenirung dieses zweiten Theiles geltend gemacht wurden. Am Schlusse seiner in Wien gehaltenen Vorlesungen über die projectirte Faust-Trilogie deutet Dingelstedt sehr deutlich darauf hin, daß sich unter den Gegnern seines Planes auch D. Laube befinde. Ich weiß nun allerdings nicht, ob, wie und wo sich derselbe in diesem Sinne ausgesprochen; aber seine wiederholt vertheidigte Ansicht, daß ein theatralisches Werk ein in sich künstlerisch abgeschlossenes Ganzes bilden müsse, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er jene Bestrebungen als unkünstlerische, ja dilettantische verurtheilt haben wird. Gewiß hat aber dieser Einwand seinen guten Grund. Andere wieder dürften dagegen, ebenfalls nicht ohne Grund, den Einwand erheben, daß das Opernmäßige der Dichtung und die bei der Darstellung unvermeidliche Hilfe der Musik und einer überreichen Ausstattung dem Gedeihen des recitirenden Schauspiels nachtheilig sein werde und einer Richtung Vorschub leiste, die zu bekämpfen recht eigentlich im Interesse der dramatischen Kunst und Literatur liege. Endlich dürften aber auch die specifischen Goethefreunde, die auf jedes Wort des großen Meisters schwören, schwerlich eine besondere Freude an einem Unternehmen haben, das überhaupt nur dann möglich und ausführbar erscheint, wenn mindestens eine Hälfte der Dichtung, und zwar darunter gar Vieles, das für den greisen Meister sicherlich von hervorragender Wichtigkeit gewesen, beseitigt und weggestrichen wird.

In der That zielten auch die ersten, aus Goethe's persönlicher Umgebung hervorgegebenen Bestrebungen, den zweiten Theil des Faust scenisch zu verwerthen, auf eine Darstellung der ganzen Tragödie ab. „Schon im Jahre 1834", erzählt der schon erwähnte weimarische Kapellmeister Eberwein, „unternahm es Hofrath Eckermann, den zweiten Theil des Faust für die Bühne einzurichten. Im Vorbericht seines Manuscriptes sagt derselbe: Der zweite Theil des Faust kann nur auf die Bühne gebracht werden, wenn man das umfangreiche Werk" — also den 2. Theil allein — „als Trilogie behandelt und es also in 3 große Hauptmassen trennt, wie sie dem Gegenstande gemäß sind. Die erste Abtheilung unter dem Titel: Faust am Hofe des Kaisers vollendete Eckermann am 14. September 1834 und gab sie mir zur Compostition und weiteren Verbreitung. Am 30. Juni 1845 hatte ich das Vergnügen, dem musikalischen Theile derselben das Fine beizufügen. Diese Abtheilung spielt 3 Stunden, obgleich sie nur den ersten Act des Goethe'schen Faust umfaßt. Der ganze zweite Theil desselben dürfte wol 9 Stunden spielen. Die Hoftheater zu Weimar, Dresden und Berlin haben auf ihr Verlangen unser Manuscript gesehen, ebenso das Stadttheater zu Hamburg. Sie schicken es mir mit dem Bemerken zurück: daß es sich nicht zur Darstellung eigne. Den 28. October 1852 habe ich den ersten Act nach dieser Einrichtung im großherzoglichen Hoftheater als Declamatorium gegeben, und werde in dieser Weise fortfahren, wo sich Zeit und Gelegenheit bietet, auch die beiden anderen Acte zum Gehör zu bringen" u. s. f.

Das ist, so viel ich weiß, Alles, was von der Sache in

die Oeffentlichkeit gelangt ist. Wenn es sich übrigens bei dem Projecte um den ganzen unverkürzten 2. Theil des Faust gehandelt haben sollte, und die Dichtung in so reichem Maße mit Musik ausgestattet war, daß es sich verlohnte, Theile des Werkes in einem Concert — denn was ist unter jenem von dem Componisten veranstalteten Declamatorium anders zu verstehen? — zur Aufführung zu bringen, so erscheint der Anschlag von 9 Stunden, die auf die gesammte Aufführung zu verwenden sein würden, sicherlich nicht zu hoch bemessen. Schon aus diesem Grunde kann es Niemand Wunder nehmen, wenn das Unternehmen nirgends Anklang fand und gleichsam in seinem eigenen Ueberflusse erstickte.

Einen ganz anderen Weg schlug Carl Gutzkow ein, als er beim großen Goethefeste, am 28. August 1849, Bruchstücke der Tragödie unter dem Titel: „Der Raub der Helena" im Dresdner Hoftheater zur Darstellung brachte. Schon die Wahl dieses, einer Aeußerung des Astrologen in der Schlußscene des ersten Actes entlehnten Titels hätte Dingelstedt belehren können, wie unrichtig seine Bemerkung ist, daß es sich hierbei um „Scenen aus der classischen Walpurgisnacht" behandelt habe. Vielmehr hatte Gutzkow aus einigen am Kaiserhofe spielenden Scenen des ersten Actes, namentlich aus denen, welche sich auf die Erscheinung des Paris und der Helena beziehen, aus den Eingangs-Scenen des zweiten Actes, welche in Faust's gothischem Zimmer und in Wagner's Laboratorium spielen, sowie endlich aus der den dritten Act bildenden, unter dem Titel: „Helena" bereits 1827 veröffentlichten „Klassisch-romantischen Phantasmagorie" ein besonderes in sich abgeschlossenes, zweiactiges Stück zu bilden versucht. Gutzkow selbst bezeichnet das Ganze als einen, „ohne besonderen Zwang entstandenen Versuch, theatralisch Brauchbares aus dem zweiten Theile des Faust festzuhalten und wiederzugeben" und beklagt, bescheiden genug, hauptsächlich der trefflichen von C. G. Reißiger dazu geschaffenen Musik halber, daß „die Sitte der großen Bühnen, nichts von einander anzunehmen, eine vollständige Nichtberücksichtigung seines Versuchs im Gefolge gehabt habe". Da ich einer der stattgehabten Vorstellungen beigewohnt, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen, daß auch die dichterische Bearbeitung bei dem gewählten Publicum, das sich auf Anlaß des hundertsten Geburtstags Goethe's versammelt hatte, allgemeinsten Anklang fand und daß sich das so gestaltete Werk zweifellos längere Zeit auf dem Repertoire erhalten haben würde, wäre nicht Gutzkow's Rücktritt von der dramaturgischen Thätigkeit an der Dresdner Bühne gerade mit der Leitung jener Geburtsfeier zusammengefallen. Um eine Lösung der eigentlichen Faustfrage, um den endlichen Abschluß der im ersten Theile der Tragödie eingeleiteten Handlung konnte und sollte es sich bei diesem Arrangement selbstverständlich nicht handeln, sondern die Vorstellung zweckte ausschließlich auf ein Goethefestspiel, auf eine Verherrlichung derjenigen allegorischen Darstellung ab, welche der Dichter selbst von einer Verschmelzung der classisch-antiken mit der romantisch-mittelalterlichen Poesie und Kunst, von der Verbindung des Hellenismus mit dem Germanismus gegeben hat. Zur Feier eines Goethe-Festes dürfte daher kaum etwas Zweckentsprechenderes, als eben diese Darstellung des „Raubes der Helena" gefunden und erdacht werden können, und es ist daher zu beklagen, daß zeither weder Gutzkow selbst, noch seine Nachfolger es für angezeigt erachtet haben, diese Dichtung zu veröffentlichen.

Ganz anders hatte sich Anton Evaristi Wollheim da Fonseca seine Aufgabe gestellt. Der Verfasser, nach Uhde — Franz Brümmer's: Deutsches Dichterlexikon giebt über denselben keinerlei Auskunft) — ein einer portugiesischen Judenfamilie entstammter, nach wechselnden Schicksalen nach Hamburg verschlagener Literat, der mehrere, nicht ganz ohne Erfolg über die Bretter geschrittene Schauspiele — einen Don Sebastian, einen Raphael Sanzio ꝛc. — verfaßt, eine Zeit lang auch das Hamburger Stadttheater mit wenig Glück und, wenn man dem vorgenannten neuesten Historiographen jener Kunstanstalt Glauben schenkt, auch mit wenig Geschick geleitet hat, verspracht nichts weniger, als den gesammten zweiten Theil des Faust, wenngleich in einigen Partien gekürzt, in einer Gestalt zu geben, welche die Grenzen eines gewöhnlichen Theaterabends nicht oder doch nicht wesentlich überschreiten sollte, und von welchem Freunde des Verfassers's rühmten, daß „es dem Bearbeiter gelungen sei, durch Weglassung vieler Scenen und durch Neudichtung einzelner, das Ganze verbindender Verse ein überaus interessantes, bühnenwirksames Ganzes zu liefern". Sehen wir denn

quid dignum feret hic promissor hiatu?

Das Werk, das reichlich mit Musik von H. H. Pierson ausgestattet am 25. März 1854 auf dem Hamburger Theater zum ersten Male gegeben, damals 8mal wiederholt und daselbst unter des Verfassers's Direction am 28. August 1860 wieder aufgenommen wurde, inzwischen mit wechselndem Erfolge über die Theater zu Breslau, Leipzig, Frankfurt a. M. und Riga geschritten, auch 1874 (Leipzig b. Kesler) in Druck erschienen ist, liegt auch der von dem Oberregisseur A. Marcks herrührenden Einrichtung zu Grunde, nach welcher der 2. Theil seit dem 29. August 1880 am kgl. Hoftheater zu Dresden mit wechselndem Erfolge gespielt wird. Abgesehen von einer Unmasse von Kürzungen, die sich jede Scene, jo sogt jede längere Rede hat gefallen lassen müssen, abgesehen ferner davon, daß andere Scenen, z. B. die zwischen Mephistopheles und dem Famulus im zweiten, die zwischen Baucis, Philemon und dem Wanderer im letzten Acte recht undramatisch im Monologe, dort des Mephistopheles, hier eines Einsiedlers umgewandelt worden sind, streicht Wollheim nichts weniger als den gesammten Mummenschanz, die Erfindung des Papiergeldes, die Scene zwischen Mephistopheles und den Hofchargen im ersten, die ganze in v. Löper's Ausgabe allein 65 Seiten (1482 Verse) umfassende classische Walpurgisnacht im zweiten, die Vertheilung der griechischen Gebiete unter die germanischen Heerführer im dritten, die Einsetzung der Reichsämter, die Erscheinung der 3 Gewaltigen im 4. Acte, wie denn schließlich Faust's Himmelfahrt auf ein Minimum reduciert erscheint. Was bleibt da noch von Goethe's Gedicht übrig? Gleichwol sind diese Kürzungen das Schlimmste nicht, was er gethan. Zum Zwecke einer, wie nicht zu leugnen, wünschenswerthen Anknüpfung sowol des zweiten Theils an den ersten, als auch einzelner, nur locker unter einander zusammenhängender Stellen des zweiten Theiles unter sich, zum Theil auch, wie er bekennt, im Interesse der theatralischen Oekonomie hat sich nämlich der Bearbeiter für berechtigt angesehen, beträchtliche Umgestaltungen der Dichtung vorzunehmen. In hohem Grade bedenklich ist es nun schon, daß Helena und Gretchen gewissermaßen zu einer Gestalt haben verschmolzen werden sollen. Jedenfalls dient wedet die Erklärung des Homunculus:

Wie er im Zauberspiegel
Einst Helena, — dann sie in Gretchen sah,
So ziehen wir nun fort der Vorwelt Riegel,
Und Gretchen seh' er jetzt in Helena!

und

Geschaut hat er sie einst und auch genossen,
Im Anschaun Wollust, im Genusse Pein —
Gestalten sind's und Zeiten, die verflossen;
Er soll voraussehn, so erinnert sein!

noch das in das Liebesgespräch zwischen Faust und Helena zwischen die Worte der letzteren:

Ich scheine mir verlebt und doch so neu,
In dich verweht dem Unbekannten treu,

und Faust's Antwort:

Durchgrüble nicht das einzigste Geschick.
Dasein ist Pflicht und wär's ein Augenblick

eingeschaltete Zwiegespräch:

Faust.

Was. Unbekannt? Wie Duft des Dämmerwebens
Erhebt sich's aus der Gruft verlebten Lebens.

Helena.

Wenn ich Dich seh', wie wird mir herzenslaut!
In Deiner Näh', ach, wie erinnrungstraut!
Ein Ahnen hier von schwundnem (sic!) Leid und Glück
Zieht mich zu Dir, stößt mich von Dir zurück.

Faust.

Wie Dir die Locken weh'n um Stirn und Wang'
Hab' ich Dich schon gesehn in Sinnendrang.

Helena.

Ist's Zauberbann? Ist's Wahrheit oder Schein?
Du blickst mich an — ein Name fällt mir ein.

noch endlich die zum Theil aus dem Munde des Mephistopheles entlehnte Schlußrede der Helena:

Du lebe weiter, unvergessend Deiner Todten,
Wir seh'n vielleicht uns wieder, weit — gar weit von hier

dazu, das Wie? einer solchen mystischen Seelenwanderung in irgend einer Weise aufzuklären oder den Thatsachen einen tieferen Sinn unterzulegen.

Und doch dürfte die Veränderung, die Wollheim mit den Gestalten des Homunculus und Euphorion vorgenommen, der offenkundigen Intention des Dichters gegenüber noch unverantwortlicher erscheinen.

Ich will mich keineswegs berühmen, die ganze Tiefe der Homunculus-Schöpfung ergründet zu haben und noch weniger will ich versuchen, den verschiedenen Versuchen einer Deutung derselben eine neue hinzuzufügen. Meines Bedünkens ist mit der Auslegung Kösklin's auszukommen, daß unter Homunculus, — seiner Abkunft von dem pedantischen Philologen Wagner gemäß, — der durch die Gelehrsamkeit erzeugte Geist der Liebe zu dem Classisch-Schönen zu verstehen sei; dies erklärt nicht nur dessen Entstehung, und wie derselbe Faust's vorleuchtender Führer durch die classische Walpurgisnacht werden konnte, sondern auch weshalb derselbe, der eben nur ein Durchgangsstadium repräsentirt, der Erscheinung der vollendeten Schönheit gegenüber seine Sendung vollbracht hat und sich wieder auszulösen gezwungen ist. Beim Euphorion hat bekanntlich Goethe selbst erklärt, daß er Lord Byron im Sinne gehabt habe. Meiner Ansicht nach ist aber auch das nur in dem Sinne zu verstehen, daß ihm dieser Dichter als der hervorragendste Repräsentant einer bestimmten Richtung in der modernen Poesie erschien. Prosaisch ausgedrückt ist hiernach der Sinn der die zweite und dritte Abtheilung des zweiten Theiles füllenden Phantasmagorie kürzlich der: das ernstliche Studium der Alten erzeugt die Liebe zu dem Classisch-Schönen und führt dadurch zur Erkenntniß des Schönen überhaupt; aus der auf diesem Wege erreichbaren Vereinigung der romantisch-mittelalterlichen mit der classisch-antiken Poesie wird eine neue Dichtkunst geboren, die den höchsten Flug zu wagen bestimmt ist, die aber auch, wenn sie sich nicht zu mäßigen vermag, leicht zur Ueberstürzung und zum schnellen Untergange führt.

Daß dieser wahre, in dem Entwickelungsgange, den es mit dem Aufblühen unserer vaterländischen Literatur und Kunst seit Haller, Winckelmann, Lessing u. s. w. bis auf Goethe gehabt, in Goethe's eigenem Bildungsgange, ja gewissermaßen auch in seinen Arbeiten am Faust bewahrheitete Grundgedanke ein hochpoetischer ist, wird Niemand bestreiten; ob derselbe aber auch dramatisch zu verwerthen und ob er namentlich im Faust in einer Weise verwerthet sei, die denselben der Anschauung des Zuschauers klar stellt, muß ich hier dahin gestellt sein lassen. Zweifellos aber erscheint mir, daß die Aufgabe, Goethe's bezügliche Dichtung darstellbar zu machen, nur darin gefunden werden kann, eben diesen Grundgedanken zu möglichst klarer Anschauung zu bringen. Ob Wollheim dies nicht erkannt oder ob er an dieser Möglichkeit verzweifelt, weiß ich nicht. Jedenfalls ist er diesen Weg nicht gegangen. Denn nicht nur, daß er aus Homunculus und Euphorion eine einzige Gestalt macht, hat er selbige zugleich mit dem von Faust gezeugten und von Gretchen geborenen, durch Mephistopheles wieder belebten Kinde identificirt und läßt dieselbe bei der Schlußerscheinung als Einen der seligen Knaben nochmals auftreten. Sollte es, wenn der Bearbeiter sich für ermächtigt ansah, die Goethe'sche Dichtung dergestalt auf den Kopf zu stellen, nicht gerathener gewesen sein, den zweiten und dritten Act des Goethe'schen Gedichtes ganz zu streichen oder den alten, der Volkssage angehörigen Mythus von der Teufelsinne, die dem Faust als Helena erschienen, an deren Stelle zu setzen?

Ich habe mich bei der Wollheim'schen Unternehmung länger, als es mein Wunsch war, aufhalten zu müssen gelaubt, theils weil es allerdings der älteste, wirklich zu Ende geführte Versuch einer vollständigen Theatralisirung des Goethe'schen Gedichts ist und die späteren Bearbeiter bei selbiger selbst da, wo sie deren Mängel vermieden, offenbar in die Schule gegangen sind, theils aber auch weil dadurch die beste Gelegenheit geboten wurde, die Hauptschwierigkeit aller derartigen Versuche, auf die ich später zurückkomme, deutlich darzulegen.

Kürzer können wir bei der Erwähnung der weiteren Versuche sein.

Die Einrichtung von A. Marcks scheidet allerdings fast Alles aus, was Wollheim in das Gedicht eigenmächtig eingeschaltet, stellt auch an den bezüglichen Stellen die in dessen Folge ausgelassenen oder verstümmelten Verse des Goethe'schen Gedichts wieder her. Im Uebrigen schließt sich selbige dagegen an die Wollheim'sche Bearbeitung aufs Engste an und hat insbesondere zur Klarstellung des Grundgedankens der Dichtung nichts gethan. Der Erfolg, den dieselbe am Dresdener Hoftheater gefunden, dürfte übrigens beweisen, daß Wollheim, indem er jene Aenderungen unternahm, damit nicht nur etwas, wie gezeigt, Widersinniges, sondern auch etwas gänzlich Ueberflüssiges angestrebt hat. Liegt doch, wie ich fürchte, der mehr oder minder günstige Erfolg aller derartigen Versuche in etwas ganz Anderem, als in der Dichtung selbst. Zur Ausführung gelangt ist außerdem zeither nur die von Otto Devrient herrührende Theaterbearbeitung. Seiten Dingelstedt's ist bis jetzt nur der Plan zu einer solchen veröffentlicht worden. Beide haben das miteinander gemein, daß die Einrichter für ihre Bearbeitung der Scene, dem Raume, auf dem die Darstellung erfolgen soll, eine im Interesse der Dichtung veränderte Gestalt zu geben versuchen, Devrient, indem er eine mehrtheilige Bühne construirt, die die gleichzeitige Darstellung verschiedener Handlungen gestattet und die er, dem allerdings nachweislich irrthümlichen Vorgange seines Vaters, Ed. Devrient's, folgend: die „Mysterien-Bühne" nennt, Dingelstedt, indem er ab und zu von der sogenannten Wandel-Decoration Gebrauch zu machen vorhat. Beide umfassen den ganzen Faust vom Prolog im Himmel an bis zur Apotheose. Das Werk des Ersteren ist auf die Darstellung an 2 Abenden, die er nach seinem Jargon: Tagewerke nennt, berechnet, dergestalt, daß der Tragödie erster Theil das erste, der zweite Theil das zweite Stück bildet. Dagegen beabsichtigt Dingelstedt nach dem (1876, Berlin bei Pätel) veröffentlichten Plane, aus der ganzen Dichtung — nicht, wie Eckermann vorhatte, aus dem zweiten Theil allein — eine Trilogie zu bilden, die, nach Art der Wallenstein-Trilogie, dem goldnen Vließ Grillparzer's, den Nibelungen Hebbel's und Björnson's König Sigurd, aus einem Vorspiele und zwei Tragödien bestehen soll, wobei er den Prolog im Himmel und den im Hauptwerke monologisch gehaltenen Anfang des Faust — bis zum Anbruche des Ostermorgens — in das Vorspiel verlegt, also die erste Tragödie mit der Volksscene vor dem Thore beginnt.

Die Devrient'sche Arbeit, die seit 1877 in erster und gegenwärtig (Karlsruhe bei Braun) bereits in zweiter Auflage vorliegt, ist bereits außer in Weimar bei der Feier der hundertsten Wiederkehr des Tages, an welchem Goethe dort eingezogen, in Köln, Hannover — (hier jedoch, wie ich mich zu erinnern glaube, als Trilogie) — und ganz neulich auch in Berlin, an einem zweiten Theater, mit Musik von Ed. Lassen,

zur Aufführung gelangt. Von eigenen Zuthaten hält sich dieselbe, wenigstens wie sie jetzt vorliegt, ziemlich frei. Den Rügen, welche P. Lindau in Nr. 50 der „Gegenwart" S. 387 ff. gegen einzelne kleinere Veränderungen in reichem Maße ausgeschüttet hat, ist dagegen auch in der zweiten Ausgabe noch keineswegs zur Genüge Rechnung getragen worden. Nicht unerwähnt mag dabei die sonderbare Vorliebe bleiben, die dieser Bearbeiter für die aus Goethe's Nachlaß erhaltenen, von demselben vorausschichtlich aus gutem Grunde ausgelassenen sogenannten Paralipomena an den Tag legt, eine Marotte, die um so verwunderlicher erscheint, als auch er natürlich nicht ohne sehr große Kürzungen ausgekommen ist. Nur daß er im 4. Acte die Verleihung der Ritterwürde an Faust aus dem Brockhaus-Manuscripte eingefügt, und eine Belehnung mit dem Meeresstrande hinzugesetzt, mag bei der Wichtigkeit, die dieser Umstand im letzten Act verlangt, zu billigen sein. Dagegen gehört des Mephistopheles Erwähnung der gewonnenen Wette bei Faust's Tode gewiß nicht in diejenige Bearbeitung der Schlußkatastrophe, die uns in dem abgeschlossenen Gedichte entgegentritt, vielmehr weist dieselbe mit Deutlichkeit auf einen, früher einmal wahrscheinlich beabsichtigten wesentlich anderen Schluß hin. Eine eingehende Schilderung der Berliner Darstellung giebt der schon benannte P. Lindau neuerlich im 14. Bande (Heft 42) der Zeitschrift: „Nord und Süd".

Bei der von Dingelstedt geplanten Einrichtung müssen wir dagegen auf sehr beträchtliche Aenderungen der Dichtung selbst gefaßt sein. Beide Bearbeiter unterscheiden sich übrigens von allen ihren Vorgängern dadurch, daß sie auch die Walpurgisnächte in den Kreis der Darstellung ziehen, während Dingelstedt sonst die allegorischen, oder, wenn man lieber will, symbolischen Gestalten des Homunculus und Euphorion, die beide von Devrient beibehalten worden, gänzlich aus dem Gedicht entfernen zu wollen erklärt.

Leipziger Stadttheater.

Das sociale Drama ist die Losung des Tages! Alle jüngeren Talente wenden sich ihm zu und die Fahnen der Tragödie wehen einsam über einem verlassenen Lager! Doch nein: es werden, wie der Meßkatalog beweist, noch genug Tragödien gedichtet; aber auch die ersten Theater bringen sie nicht mehr zur Aufführung. Dagegen finden Dramen, die in der modernen Gesellschaft spielen, auch wenn sie schwächlich sind in Gehalt und Form, immer noch eine theatralische Pflegeanstalt, die sie an- und aufnimmt.

Die Berechtigung des socialen Dramas, welches nur das bürgerliche Schauspiel in einer höheren Potenz ist, wollen wir durchaus nicht in Abrede stellen: nur wird dasselbe stets mit Lustspielelementen durchsetzt sein, welche die Einheit des Tons gefährden, und die Gefahr liegt nahe, daß es daneben in das larmoyante Genre verfällt und daß halbe und schwächliche Conflicte seinen Inhalt bilden. Es wird oft seinen Stoff der Novelle entnehmen, oft nur die dialogisirte Novelle sein. Die Thür zwischen beiden steht offen und doch weht hier und dort eine gänzlich andere Luft. Die Novelle liebt psychologische Entwicklungen, Wandlungen der Stimmung und Neigung; sie hat Zeit dazu, und solche Entwicklungen bedürfen der Zeit; solche Uebergänge vollziehen sich allmälig; der Novellist hat die dichterischen Mittel, sie darzustellen. Werden sie ohne Weiteres ins Drama übertragen, so verlieren sie an Glaubwürdigkeit. Wol bedarf auch das Drama der Seelenmalerei; doch es ist vorzugsweise auf die bestimmte dramatische Situation, in erster Linie auf die Darstellung des Affectes und der Leidenschaft angewiesen; es muß die Situation motiviren durch die Eigenthümlichkeit des Charakters und die Verwickelungen der äußeren Welt; aber es hat nicht die Claviatur für die ganze Scala seelischer Vorgänge mit ihren halben Tönen, mit ihren feinen Uebergängen aus einer Tonart in die andere. Die Novelle kann auch das Aparte, wir möchten sagen das Unberechenbare, darstellen, das hin- und hergehende Spiel der Empfindungen, das Launenhafte, das nicht Rechenschaft zu geben vermag von seinem Wandel und Wechsel; die Novelle darf einen gewissen haut gout haben für ästhetische Feinschmecker. Das Drama, welches einem großen Publicum Gestalten von Fleisch und Blut vorführt, muß nicht mit Perlschrift, sondern mit Fracturschrift schreiben; es bedarf des allgemein Verständlichen; die Motive dürfen nicht auf Ausnahmegebieten der Moral liegen oder in räthselhafter Weise verschleiert sein.

Damit hängt es zusammen, daß ein altes Gesetz der Dramaturgie verlangt, das Publicum müsse von Hause aus mit im Geheimniß sein. Die Exposition des Drama's muß keinen unaufgeklärten Rest übrig lassen. Mit welcher Naivetät haben schon die Göttinnen des Euripides in ihren Prologen das ganze dramatische Gewebe des folgenden Trauerspiels entfaltet und uns zurückgeführt bis an den Webstuhl, wo das Schicksal die Fäden desselben ineinander geschlungen hat. So romantisch und abenteuerlich zum Theil die von Shakespeare gewählten Stoffe sind; so oft er sie auch italienischen Novellen entlehnt hat: gegen dies Gesetz hat er nie gesündigt; ohne sich um irgend welche ästhetische Regeln zu kümmern, sagte ihm sein dramatischer Instinkt, daß Personen, die sich vor unseren Augen handelnd bewegen, mögen sie auch vor den andern noch so viele Geheimnisse haben, uns nur dann Antheil einflößen, wenn sie selbst in volles Licht gerückt, wenn uns die Motive ihres Handelns vollständig durchsichtig sind. Die Spannung des Dramas geht nach der Zukunft hin; wenn die Vergangenheit mit unerwarteten Schlägen in dasselbe eingreift, so kann sie es nur zu Fall bringen.

Daß einige unserer Modedramatiker diesem Gesetz mit voller Absichtlichkeit unter Hinweis auf ihre Erfolge zu trotzen suchen, kann ihren Dramen nicht zum Heil gereichen. Nichts ist auf die Dauer lebensfähig, was dauernden Kunstgesetzen widerspricht.

Das neuerdings aufgeführte Schauspiel von E. Weimar: „Magdalena", welches uns zu diesen Betrachtungen Veranlassung giebt, ist zugleich ein schlagender Beweis für die Richtigkeit derselben. Sein organischer Grundfehler besteht darin, daß wir in die Voraussetzungen der Handlung nicht eingeweiht sind, für die Quälereien, mit denen die Heldin sich selbst abmartert, kein Verständniß haben und in der Lage sind, uns fortwährend den Kopf darüber zu zerbrechen, was sie wol gesündigt haben, was wol an jenem schicksalschweren Datum vorgegangen sein mag, mit welchem die feindliche Baronin wie eine unheimliche Ahnfrau schon im ersten Act die Heldin zu Boden schmettert. Unserem ahnungsvollen Gemüth steht das ganze Strafgesetzbuch mit allen seinen Paragraphen zur Auswahl offen, und daß die Heldin Magdalena heißt, erscheint nicht zufällig; diese „Taufe" deutet doch auf eine Büßerin.

In der Novelle ist berechtigt, was im Drama unberechtigt ist: ein dunkler Punkt in der Vergangenheit, dessen allmälige Aufklärung die Spannung des Lesers wach hält. Doch daß der Autor des Dramas, oder vielmehr die Verfasserin, denn auf eine solche deuten alle Zeichen, diese novellistische Behandlung für das Drama einfach adoptirte, beruht auf einer Verkennung der Ungleichartigkeit der epischen und dramatischen Dichtgattung.

Die Heldin des Dramas ist eine Jane Eyre von adeliger Herkunft: bestreundet mit der früh verstorbenen Frau eines jungen Gelehrten, einer geborenen Baronesse, ist sie nachher als Erzieherin des Kindes im Hause geblieben, trotz eines geheimnißvollen Vorgangs, durch den sie in gesellschaftlichen

Kreisen compromittirt wurde. Man hat einen Officier aus ihrem Fenster springen sehen, man zeigt sie eines Liebesabenteuers, das zum Windbeiten ihr Talent als Gouvernante eines jungen Mädchens in Frage stellt. Doch der gelehrte Hausherr kümmert sich darum nicht; er liebt diese Magdalena und sie liebt ihn wieder. Wir sehen sie in larmoyanter oder elegischer Stimmung. Da kommt jener Graf, der aus dem Fenster sprang, aus Amerika zurück. Diese Rückkehr versetzt sie in die höchste Aufregung; wir vermuthen von der Vergangenheit das Schlimmste; sie giebt ihm ein heimliches Rendezvous, nachdem sie schon vorher bei einem einsamen Gespräch mit ihm im Dunkeln überrascht wird, wo sie ihm im Grunde schon Alles sagen konnte, was sie auf dem Herzen hat. Das sehen wir allerdings bald aus dem Benehmen des Grafen, daß es sich um keine Liebesaffaire handelt; aber um was in aller Welt handelt es sich denn?

Spät kommt die Aufklärung, nachdem wir mit unserer Diagnose für das psychische Leiden des Mädchens lange hin und her getappt haben: Magdalena hat sich für ihre Freundin, die junge Frau, geopfert, welche mit dem jungen Grafen ein Verhältniß hatte, allerdings nur platonischer Art, wie man uns glauben machen will; denn die Schuldige ist todt und de mortuis nil nisi bene; doch liegt auch hierin wieder eine Abschwächung, ein Zugeständniß an die Convenienzen der deutschen Bühne, welche die Ehebrüche nur dann acceptirt, wenn sie aus dem Französischen übersetzt werden.

Für eine Heldin, deren Seelenzustand aus gänzlich unaufgeklärten Motiven hervorgeht, können wir unmöglich Theilnahme empfinden; es könnte dies nur dann der Fall sein, wenn wir von Anfang an in ihr Geheimniß eingeweiht und ihre edle Handlungsweise zu bewundern im Stande wären.

Es ließe sich dies wol durch Einschiebungen im ersten Acte ändern; dann würde aber eine Schwierigkeit eintreten, die uns jetzt entgeht, weil wir überhaupt nicht in der Lage sind, den Zusammenhang des Stückes zu beurtheilen. Magdalena hat sich geopfert; ihr ganzes Märtyrerthum besteht aber nur darin, daß böse Zungen etwas über sie skandalisiren. In der Hauptsache hat sie keine schlimmen Folgen zu erdulden: ein reicher Baron hält um ihre Hand an; der junge Gelehrte hat an jenem Vorgang keinen Anstoß genommen, ist bereit, sich ebenfalls um sie zu bewerben. Wenn das nun Alles auch in der Novelle stand, so mußte doch der Dramatiker nach unserer Ansicht in ganz entgegengesetzter Weise zu Werke gehen. Magdalena hätte gerade infolge des vermeintlichen Abenteuers mit dem Grafen auf ihre schönsten Hoffnungen verzichten müssen: dann wäre der Revenant aus Amerika als ihr rettender Engel erschienen; dann hätte man einem Conflict Interesse abgewonnen, der darin bestand, daß sie sich gegen Enthüllungen wehrte, die ihren Geliebten schwer kränken mußten, während sie ihr an seiner Seite das jetzt versagte Lebensglück gesichert hätten. Wie aber die Sachen in dem Stück liegen, muß man bei ihr die Ausbrüche des Affectes übertrieben finden, und wenn man im Laufe des Stückes an eine größere Berechtigung derselben glaubt, so liegt das nur daran, daß man überhaupt nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt.

Wir wollen indeß der Verfasserin durchaus nicht das Talent absprechen, die Situationen wirksam auf der Bühne zu gestalten und in den episodischen Scenen jene komische Genremalerei zur Geltung zu bringen, durch welche ja die neue Komödie in Frankreich und Deutschland den Eindruck ihrer Rührscenen wieder auszugleichen sucht. Der zerstreute Professor, den Hr. Eichenwald recht ergötzlich gab, die adelsstolze Baronin, die allerdings schon einen bürgerlichen Schwiegersohn hat, von Frau Schubert mit vielem Fleiß, aber doch ohne feinere aristokratische Tournüre gegeben, der muntere Student Curt (Hr. Hübner), die Frau Regierungsräthin, der Ballmutter mit ihren Sprößlingen, eine Familiengruppe, die von Frau Spitzeder, Frl. Stiasny und Frl. Düring gestellt wurde, obschon Frau Spitzeder wenig für diese unruhige Dame paßte, der neidische Professor Galle, eine sehr charakteristische Leistung des Hrn. Conrad, der phlegmatische Regierungsrath des Hrn. Tietz: das sind die episodischen Figuren, welche das Publicum zum Theil in heitere Stimmung versetzten. Der Haupthandlung vermochte es offenbar nicht den Antheil zu schenken, der für sie in Anspruch genommen wird, und zwar aus den erwähnten Gründen. Gespielt wurden die großen Scenen von Frl. Friedhoff (Magdalena) und Hrn. Senger (Doctor Ernst Olfers) mit Wärme und nicht ohne den Affect zu angemessenem Ausdruck zu bringen. Hr. Johannes bewahrte als Hauptmann Graf Wildung eine männliche Haltung.

Der Dialog des Stückes ist nicht gerade espritvoll und in der Komik verfällt er bisweilen ins allzu Hausbackene; doch bewahrt die Conversation in den ernsteren Scenen einen annehmbaren Ton und erhebt sich in den Momenten des Affectes.

Die Wochenchronik des Theaters berichtet im Uebrigen noch von dem Gastspiel einer jungen Debutantin, des Frl. Kindermann, der Schwester unserer Primadonna Frau Reicher-Kindermann. Sie spielte die Jane Eyre, die „Waise von Lowood" der Frau Birch, die sich noch immer auf unserer deutschen Bühne behauptet. Jane Eyre und die Grille sind aber auch Rollen, wie sie die nachfolgende Generation von Bühnendichtern nicht geschaffen hat, den jungen Aspirantinnen der Bühnenkunst auf den Leib geschrieben, und zwar passend für die verschiedensten Taillen. Gleich im ersten Act hat Jane Eyre zu ihrem Abgang eine brillante Arie und der Brandscene im Schloß fehlt es nicht an opernhafter Wirkung. In diesen Scenen gewann auch Frl. Kindermann den Beifall des Publicums: sie hatte ein Feuer, das nicht hinter den Inspirationen der Frau Birch zurückblieb. Freilich, ihre etwas einförmigen Handbewegungen verriethen noch die Anfängerin und auch in den mehr psychologischen Scenen reichte ihre Darstellungskraft noch nicht aus.

Zur Lessingfeier am 15. Februar wurde „Minna von Barnhelm" gegeben, von allen classischen Stücken wol dasjenige, welches auf unserem Repertoire seit Jahrzehnten am meisten heimisch ist. Die Aufführung ging recht gut zusammen; die Bedeutung des Abends schien die Mitwirkenden zur gespanntesten Thätigkeit aufzufordern. Neu war uns Frl. Friedhoff in der Titelrolle, die sie mit Munterkeit und mit Verständniß durchführte; es war eine Leistung, welche von neuem bewies, daß der Schwerpunkt dieser Darstellerin in dem Conversationsstück zu suchen ist.

Der „Minna von Barnhelm" voraus ging das Zeitbild von Wilhelm Henzen „Studiosus Lessing", das einen recht lebendigen Eindruck machte und durch eine Verbesserung, die Beseitigung einer Unwahrscheinlichkeit, gegen früher nicht unwesentlich gewonnen hat. Am Schluß des Theaterabends sprach Frau Senger mit Verve einen von Julius Wolff gedichteten Epilog, an den sich eine Apotheose, ein lebendes Bild anreihte, in welchem alle Hauptcharaktere der Lessing'schen Dramen vertreten waren! Leider wurde man in dem Bestreben, sich über die einzelnen Helden und Heldinnen zu orientiren, alsbald wieder durch den fallenden Vorhang gestört; man konnte nur bemerken, daß einige Masken und Charakterköpfe wohl gelungen waren und daß auch die Opernmitglieder bei dieser Art schauspielerischer Repräsentation mitwirkten.

Rudolf von Gottschall.

Musik-Bericht aus Dresden.

Sonntag den 6. Febr. brachte das königl. Hoftheater als Novität: „Der Wärwolf", große romantische Oper in 3 Acten, Text von Frohberg, Musik von Bolko, Grafen v. Hochberg. — Kritik und Publicum pflegen fürstlichen und gräflichen Componisten gewöhnlich mit einem Vorurtheil entgegenzutreten, durch dessen negative Natur sich die genannten Herren, noch ehe der erste Ton ihrer Werke erklungen, schon in ein ungünstigeres Verhältniß zu ihrem Hörerkreise gesetzt sehen, als andere Tonsetzer, deren Visitenkarte die Grafen- oder Fürstenkrone fehlt. Dies Vorurtheil ist selbst nicht ganz unberechtigt, da sich einerseits in jenen höheren gesellschaftlichen Regionen vielfach der Dilettantismus breit macht und leider auch Männer vom Fach findet, die seinen unzureichenden Versuchen erst eine gewisse Form und Gestalt geben, andererseits aber die Geschichte der Musik nicht, wie diejenige der Poesie, eine große Anzahl von Namen aus der aristokratischen Gesellschaft aufzuzählen hat, mit denen sich wahrhaftes Talent verbindet. Denn begegnen uns in der Dichtung, wenn wir selbst nur in Deutschland stehen bleiben, ein Achim v. Arnim, Frhr. de la Motte Fouqué, v. Chamisso, Maximilian v. Schenkendorf, die beiden v. Kleist's, Graf Stolberg, Graf Auersperg (Anastasius Grün), v. Zedlitz, v. Redwitz, v. Eichendorff, v. Strehlenau (Nicolaus Lenau), Wolf, Graf Baudissin, Gans, Edler zu Putlitz und noch viele Andere, so hat die Musik einem solchen reichen Kreise höchstens Componisten wie den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, den begeisterten Verehrer Beethoven's, der sich als wirklich talentvoller Componist in der Kammermusik hervorthat, und den Fürsten Anton Radziwill, den bekannten Componisten von Goethe's Faust, als einigermaßen ebenbürtige Namen entgegenzustellen. — Bolko, Graf v. Hochberg scheint nun der Dritte in diesem Bunde werden zu wollen, namentlich wenn er so fortfährt, wie er mit der neuen Oper begonnen, die sich besonders dadurch sofort als die Arbeit keines Dilettanten, sondern als die eines wirklichen Musikers erweist, daß sie reich an polyphon sehr geschickt behandelten und dramatisch wirksamen Ensembles ist: diesen eigentlichen Probestücken musikalisch dramatischer Meisterschaft. Dabei ist die Oper reich an gefälliger melodischer Erfindung, jetzt an die Stelle der heute bei jüngeren Talenten so vielfach gesuchten Genialität und unerquicklichen Verworrenheit einen natürlichen und schlichten Ausdruck und klare übersichtliche Kunstformen. Auch die Behandlung der Singstimmen und des Orchesters zeigt eine gewandte Hand; die Instrumentirung ist wirkungsvoll, ohne überladen zu sein. Das verhältnißmäßig geringste musikalische Interesse bietet der erste Act; bei Weitem frischer und lebendiger gestaltet sich der zweite Act, namentlich in der Arie und der Romanze Oda's und in den polyphonen Stücken; ihm schließt sich der dritte Act als der dramatisch schwungvollste an. — Kapellmeister Schuch hatte die Oper äußerst gewissenhaft und sorgfältig einstudirt und viel zur Steigerung ihres Erfolges dadurch beigetragen, daß er dem Componisten darin beipflichtete, die Recitative, die in Hannover die Oper bei deren ersten Aufführung etwas in die Länge zogen, für Dresden zu streichen und durch einen raschen belebenden Dialog zu ersetzen. Möchte doch überhaupt das von unseren musikalischen Prinzipienreitern aufgestellte Dogma, daß der Dialog künftighin ganz in der Oper zu streichen sei, durch viele derartige Beweise aus der Praxis sich immer mehr in seiner ganzen Hohlheit erweisen. Das ununterbrochene Recitativ ist nicht einmal deutsch, sondern romanisch und aus Italien importirt; unsere deutsche Oper erwuchs aus dem Singspiel und aus dessen Wechsel von geschlossenen Kunstformen und Dialog; das Recitativ erschien darin nur als Einleitung zu dramatisch bewegten Arien. Beethoven hörte an der Seite Paer's dessen durchweg mit Recitativen ausgestattete italienische Oper „Leonora" und schrieb darauf demungeachtet seinen, denselben Stoff behandelnden Fidelio mit Dialog, d. h. er verfuhr auch in dieser Beziehung (wie schon vor ihm Mozart in der Zauberflöte und sein Zeitgenosse Weber im Freischütz und Oberon) ganz im Geiste der deutschen Oper und ihrer historischen Entwickelung.

Die Vertreter der Hauptpartien der Hochberg'schen Oper, die Damen Malten und Schuch und die Herren Riese, Bulß und A. Erl leisteten ganz Vorzügliches. Die Oper fand eine sehr warme Aufnahme und trug auch dem anwesenden Componisten einen zweimaligen Hervorruf ein. Auch in der seitdem stattgefundenen zweiten und dritten Aufführung blieb ihr die Sympathie des Publicums erhalten.

Unter den vielen Concerten, die hier in den letzten Tagen stattgefunden haben, ist besonders das am 7. Februar gegebene des genialen polnischen Geigers Stanisław Barcewitz, sowie das der bekannten Sängerin Aglaja Orgeni hervorzuheben; beide Abende boten Genüsse, die sich weit über das Durchschnittsniveau der meisten Concertleistungen erhoben. — Das 5. Sinfonieconcert der königl. Kapelle fand unter Hofkapellmeister Büllner's Leitung am 11. Februar statt und brachte als Novitäten die Ouverture zu „Fierrabras" von F. Schubert und die akademische Fest-Ouverture (Manuscript) von Joh. Brahms. Die letztere ist eine heitere, frische und übermüthige Tondichtung, die Brahms vor Kurzem zum Dank für den ihm von der Universität Breslau verliehenen Ehrendoctor componirte und in der sich die beliebtesten Studentenlieder auf eine bald humoristische, bald schwungvolle Weise mit den großen Formen und der Polyphonie des Orchesters verbinden. Die Ouverture wird überall, namentlich aber in den Universitätsstädten, das Publicum elektrisiren.

Emil Naumann.

Personalien aus Rostock.

(m) **Rostock**, 14. Febr. Durch die Berufung des Professors der classischen Philologie und Mitdirectors des philologischen Seminars Dr. Richard Förster nach Kiel steht unserer Universität zu Ende des Semesters ein bedeutender Verlust bevor. Professor Förster, aus Görlitz gebürtig, im Jahre 1875 aus Breslau hierher berufen, hat das philologische Studium hier mächtig gefördert. Kaum wird es möglich sein, ihn völlig zu ersetzen; denn diejenigen, welche gleich ihm sowol strenge Philologen wie Archäologen sind — und ihrer sind überhaupt nicht viele — befinden sich schon in so hervorragenden Stellungen, daß sie für Rostock nicht erreichbar sind. Soll daher das Fach der Archäologie auch ferner hier vertreten sein, so würde auch speciell hierfür eine Kraft gewonnen werden müssen neben einem Vertreter der exacten Philologie. Professor Förster wirkte nicht allein höchst anregend auf die studirende Jugend ein, sondern suchte auch das gebildete Publicum für die Kunst des Alterthums und die classisch-archäologischen Studien zu interessiren. So hielt er in diesem Winter einen Cyclus öffentlicher Vorträge zum Besten des Alexandrinenstiftes über hervorragende Schöpfungen der griechischen Plastik. — Auch noch andere Berufungen sind in letzter Zeit hierhergelangt, doch steht es noch nicht fest, ob ihnen auch Folge geleistet wird. — Ein Verlust, der nicht allein seiten der Universität, sondern auch in den weitesten Kreisen der Stadt schmerzlichst empfunden worden wäre, ist glücklich abgewendet worden. Zu Anfang dieses Wintersemesters erhielt unser akademischer Musiklehrer, Musikdirector Dr. Kretzschmar, einen sehr ehrenvollen

Ruf als fürstlicher Hofkapellmeister nach Sondershausen, und zwar wurde gewünscht, daß K. die neue Stelle schon zu Weihnachten antrete. Da sich bis zu diesem frühen Zeitpunkte kein genügender Ersatz hätte finden lassen, zumal in solchen Berufungssachen die Regierung nicht ohne vorausgegangene Vorschläge des akademischen Senats zu entscheiden pflegt, so hätten sich wol Schwierigkeiten in Betreff der Entlassung ergeben. Doch ehe es zu solchen Erwägungen kam, wurde Dr. Kretzschmar durch einen hochherzigen Entschluß des Rathes, dem die beiden Quartiere, die ständische Bürgervertretung (Zweikammersystem) zustimmten, an Rostock gefesselt und zur Ablehnung des Rufes bewogen. Er wurde zum städtischen Musikdirector mit entsprechendem Gehalt und gegen bestimmte Obliegenheiten ernannt, so daß seine Stellung in äußerer Hinsicht nunmehr eine wesentlich bessere geworden ist. Mit der Beförderung Dr. Kretzschmar's hat der Rath auch den Musikern, die durch den Brand des Theaters geschädigt worden sind, eine Summe ausgewiesen, damit mit dem Verluste der Oper nicht auch das Orchester decimirt und das ganze musikalische Leben geschädigt werde. Gebührt dem Rath für diese segensreichen Maßnahmen voller Dank, so haben sich auch die Vorstände der beiden musikalischen Vereine, der Singakademie und des Concertvereins, welche die Anregung hierzu gaben, aufs Neue verdient gemacht.

Bücherbesprechungen.

—m— Die Zeit Constantins des Großen. Von Jacob Burckhardt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 1880. 8°. — Das vorliegende Werk des berühmten Culturhistorikers ist in erster Auflage bereits 1853 erschienen und hat damals weniger allgemeine Beachtung gefunden, als es verdient; um so dankbarer wird man dem Verfasser für die zweite Auflage sein müssen, für die er eine sehr bedeutende Menge neuer Forschungen verwenden konnte. Das Buch darf ohne Frage auch über den Kreis der Fachgelehrten hinaus Interesse beanspruchen. Die Zeit, die es behandelt, in dieser Beziehung eine der unerquicklichsten Perioden der Weltgeschichte, gehört zu den Uebergangszeiten, die stets ganz besonders zur Erforschung des geistigen Lebens der Nationen auffordern werden; wirkt auch ihr unmittelbarer, materieller Inhalt eher abstoßend als anziehend, so gilt es doch durch diesen hindurch die Gründe des Verfalls und die Keime des Neuen zu erkennen. Der Verfasser aber versteht sich bekanntlich wie wenig andere auf Untersuchungen der Art und weiß selbst da, wo sein Quellenmaterial ein so lückenhaftes und fast ausschließlich tendenziös gefärbtes ist, wie in der von ihm behandelten Zeit, Bilder von meisterhafter Farbenfrische und doch großer Objectivität zu geben. Besonders gilt dies von den 6 letzten Abschnitten seiner Darstellung. Während er in den ersten einleitenden Capiteln, in denen er die äußere Geschichte und politische Lage des römischen Reiches im 3. Jahrhundert und namentlich unter Diocletian behandelt, vielleicht hier und da an die Vorkenntnisse des Lesers etwas zu hohe Anforderungen stellt, erhebt er sich dann rasch auf den Höhepunkt seiner Untersuchung, die sich in der Hauptsache um das Verhältniß der untergehenden antik-heidnischen Cultur zur modern-christlichen dreht. Die Mischung der bekanntlich fremden Einflüssen gegenüber sehr toleranten antiken Mythologie mit barbarischen, insbesondere orientalischen Elementen, das Eindringen einer wüsten Masse von Superstitionen aller Art, die Vorliebe für nekromantische und andere magische Gaukeleien, die mitunter lebhaft an ganz moderne Vorgänge erinnert, contrastiren in wunderlicher Weise mit einem tiefernsten Zuge, der durch die alternde heidnische Welt geht: der Unsterblichkeitsglaube, der wol nie so ganz dem classischen Alterthume gefehlt hat, bricht sich immer mächtiger Bahn, sucht Befriedigung in verschiedenen Geheimculten und wird schließlich, unterstützt durch jene Zersetzung des antiken Lebens, die sich auch auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft unleugbar kund thut, ein wichtiger Bahnbrecher für das Christenthum. Noch einmal soderte in der diocletianischen Christenverfolgung, deren Gründe B. mit aller Objectivität aufzudecken sucht, der Haß des Heidenthums auf. Dann bestieg Constantin den Thron; er erwarb sich das große Verdienst, „das Christenthum als Weltmacht begriffen und behandelt zu haben". Lediglich politische Gründe bestimmten ihn, demselben nicht allein nicht feindlich gegenüberzutreten, sondern es sogar zur Staatsreligion zu erheben; persönlich stand er ihm vollkommen kühl gegenüber. „In einem genialen Menschen, dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Christenthum und Heidenthum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein; ein solcher ist ganz wesentlich unreligiös, selbst wenn er sich einbilden sollte, mitten in einer kirchlichen Gemeinschaft zu stehen." So faßt B. sein Urtheil über Constantin zusammen; den Nimbus, den kirchliche Lobredner um das Haupt des Kaisers gewoben, läßt er durchaus nicht gelten. — Sehr beachtenswerth sind auch des Verfassers Ausführungen über die inneren Verhältnisse der christlichen Kirche in jener Zeit; was er über die Askese und ihre aus den Zeitverhältnissen sich ergebende innere Nothwendigkeit, über die Entstehung des Einsiedler- und Mönchswesens sagt, dürfte zu dem Besten gehören, was überhaupt darüber geschrieben worden ist.

+ Blämisches Tagebuch über Vasco da Gama's zweite Reise 1502—1503. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von H. C. G. Stier, Gymnasialdirector in Zerbst. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn, 1880. — Vor einiger Zeit ging die Mittheilung durch die Tagespresse, daß in der Zerbster Gymnasialbibliothek ein alter Druck aus dem 1. Jahrzehent des 16. Jahrhunderts aufgefunden worden sei, in welchem ein Flamänder, welcher an der zweiten Reise Gama's nach Indien theilgenommen, über seine bezüglichen Erlebnisse berichtet. In dem vorliegenden Heftchen wird dieser — sehr treuherzige und neben manchen Unklarheiten und Mißverständnissen einzelne recht bemerkenswerthe Mittheilungen enthaltende — Bericht mit beigegebener deutscher Uebersetzung und einer Reihe sachlicher Erläuterungen historischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Inhalts veröffentlicht.

—m— Erzählungen aus der neuesten Geschichte (1815—1871). Von Prof. Dr. Ludwig Stacke, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium zu Rinteln. Abriß der Geschichte der neuesten Zeit (1815—1871). 4. Auflage. Oldenburg, Gerh. Stalling. 1880. 8°. — Wie die früheren Theile von des Verfassers in den weitesten Kreisen bekannten „Erzählungen aus der mittleren, neueren und neuesten Geschichte", so verdient auch der vorliegende (III.) vollkommen die wiederholten Auflagen, die er erfahren hat. Ohne sich allzu tief in den Stoff einzulassen, versteht es der Verfasser, das Wesentliche klar und übersichtlich hervorzuheben und zu gruppiren und in stets ansprechender, niemals ermüdender Weise zu erzählen. Die gemäßigte politische Anschauung, die das Werk wohlthuend durchweht, ist ein ganz besonderer Vorzug desselben. Daß der Verfasser auch in dieser neuesten Auflage nicht über das Jahr 1871 hinausgegangen ist, wird man mit Rücksicht auf den Leserkreis, den er bei seinen „Erzählungen" vorzugsweise im Auge hat, nur billigen können. Das Bändchen gehört ohne Frage zu den passendsten Festgeschenken für die reifere Jugend und wird auch Erwachsenen genügen, die sich in knapper, leicht faßbarer Weise über den Gang der Geschichte unseres Jahrhunderts unterrichten wollen, und denen deshalb Oscar Jäger's treffliches Werk zu umfangreich ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 16. Donnerstag, den 24. Februar. 1881.

Inhalt: Goethe's Faust als Bühnenwerk. III. — Zwei Berge des Südens. I. Mont Roën. — Bücherbesprechung (Rud. Falb. Von den Umwälzungen im Weltall).

Goethe's Faust als Bühnenwerk.

III.

Die dramatische Behandlung der Faustsage hat in der Geschichte des deutschen Theaters eine so eigenthümliche Rolle gespielt, daß es unsichwer sein dürfte, den gesammten Gang der letzteren an den Wandlungen der ersteren zu entwickeln. Zweifellos enthält dieselbe einen ursprünglich deutschen Stoff, eine nationale Volkssage. Meines Bedünkens erscheint es nun schon charakteristisch, daß uns gleichwol deren dramatische Behandlung vom Auslande, und zwar von den Engländern, überkommen ist. Der Erste, der selbige in dieser Form gestaltete, war bekanntlich der Vorläufer und bez. Zeitgenosse Shakespeare's, Christopher Marlowe. Sein dramatisirter Faust zog bereits mit den englischen Komödianten in Deutschland ein. Auf diese merkwürdige, wenn auch noch keineswegs vollständig klar gestellte Erscheinung — und nicht etwa auf das geistliche Schauspiel und die Mysterien des Mittelalters — ist die Entwickelung unseres gesammten neueren Theaterwesens zurückzuführen. Der solchergestalt uns über den Canal zurückgebrachte dramatisirte Faust erhielt sich seitdem im deutschen Volksschauspiele und ward so zu einem integrirenden Theil der Hanswurstomödie. Als weiland Professor Gottsched gegen die letztere — und zwar leider nicht blos gegen deren grobe Ausschreitungen — in die Schranken trat und dies dadurch zu erreichen suchte, daß er die, gewiß kaum minder einseitige, uns aber jedenfalls weit fremder anmuthende französische Alexandriner-Tragödie an deren Stelle zu setzen versuchte, trat Lessing dem 1759 mit der im 17. Literaturbriefe enthaltenen Hinweisung auf das alte Volksstück vom Dr. Faust entgegen und brachte einige demselben nachgebildete Scenen. Während aber der große Reformator unseres Theaters das Project einer Faust-Tragödie, mit welchem er sich sowol schon damals als in späteren Perioden seines Lebens trug, nicht zur Ausführung brachte, setzte das alte Volksschauspiel seine Existenz wenigstens in den überaus beliebten Puppenspielen gleichen Namens fort. Das sogenannte regelmäßige Schauspiel wurde auch, so lange es sich in den Grenzen der französischen Alexandriner-Tragödie bewegte, bei uns niemals volksthümlich; es war und blieb ein exotisches Gewächs. Einen Faust in Alexandrinern hat es auch niemals gegeben. Als mit der Sturm- und Drangperiode eine neue Aera für unsere Literatur anbrach, wurden dagegen, um mit Blankenburg zu reden, aus allen Zipfeln Deutschlands „Fauste" angekündigt. Neben der in ihren ersten Anfängen bereits dieser Zeitperiode angehörigen Dichtung Goethe's ist davon namentlich der Faust-Roman Klinger's und der Anfang eines dramatischen Faust von Maler Müller bekannt geworden. Auf dem Theater zeigte sich jedoch der Einfluß, welchen die neue literarische Aera, der laute Ruf nach Natur in der Kunst und die dadurch bedingte Emancipation von dem französischen Einflusse ausübten, bekanntlich zunächst nur in dem anderen Extreme, daß das in England schon längst mit Vorliebe gepflegte, auch in Frankreich durch Diderot in Aufnahme gekommene bürgerliche Schauspiel — die weinerliche Komödie — zur fast ausschließlichen Herrschaft gelangte. Durch Schröder, Großmann, Engel und Genossen, die selbst Shakespeare dieser Richtung dienstbar machten, wurde für Iffland und Kotzebue die Bahn geebnet. Auch dieser, scheinbar weitab liegenden Richtung blieb unser Gegenstand nicht fremd. Mag es auch mit Lessing's Projecten, oder wenigstens mit demjenigen derselben, das Moses Mendelssohn als „bürgerliches Trauerspiel" bezeichnete, eine Bewandtniß gehabt haben, welche es wolle — und ich gestehe, daß mir die darüber erhaltenen, sich unter einander widersprechenden Zeugnisse nie haben als vollkommen beweiskräftig erscheinen wollen — jedenfalls hat bereits im Jahre 1775 ein Wiener Schriftsteller, Paul Weidmann, ein sogenanntes „allegorisches Drama: Johann Faust" veröffentlicht, dessen neuerliche Auffindung, weil eine sonderbare Kritik dasselbe für das verloren gegangene Lessing'sche Werk auszugeben versuchte, ein freilich unverdientes Aufsehen erregt hat, und das dem Wesen der Sache nach nichts anderes ist, als eine wunderliche Verbindung einer ganz der Sphäre des bürgerlichen Dramas angehörigen moralisch-doctrinären Behandlung der Faustsage mit der Zauberposse entlehnten Effecten. Erst durch Goethe erlangte der von seinen Jugendgenossen bereits in philosophischem Sinne ausgebeutete Stoff zugleich künstlerische und hohe literarische Bedeutung. Der Tragödie erster Theil, wie er uns seit 1808 vorliegt, aber bereits in derjenigen Zeitperiode ergänzt worden war, in welcher Goethe durch Schiller's Einfluß zur Ausübung der Dichtkunst zurückgeführt worden war, bildet vollkommen unbestreitbar die höchste Spitze unserer classischen Literatur. Der realen Bühne blieb dieses Gedicht jedoch, so große Fortschritte erstere auch inzwischen durch Schiller's große Theaterwerke gemacht hatte, zunächst noch immer fremd; so die Faust-Dichtung galt recht eigentlich als Prototyp desjenigen Literaturzweigs, den man als das „Lese- oder Buch-Drama" zu bezeichnen pflegt, und der namentlich in der Faust-Literatur — wir erinnern nur an Maler Müller's vorgenanntes Werk, an die obenerwähnten Versuche einer Fortsetzung der Goethe'schen Dichtung, an Grabbe's Don Juan und Faust, an Chamisso's und Nic. Lenau's Faust u. s. w. u. s. w. — zahlreiche, wenn auch oft taube Blüthen trug. Aber das Theater verzichtete deshalb keineswegs auf diesen Stoff und namentlich sind es, nächst dem Dr. Faust des Grafen Soden (1797), A. Klingemann's gleichnamiges, seit 1815 die deutsche Bühne mit seinem Geräusch erfüllendes Trauerspiel, und C. v. Holtei's — nicht mit dem oben erwähnten Versuch desselben Dichters, Goethe's Faust für das Theater einzurichten, zu verwechselndes — dreiactiges Melodrama: Dr. Faust (1831), in welchem uns die Volkssage, wenngleich in den dem damaligen Zeitgeschmacke entsprechenden grobsinnlichen Zügen, wieder entgegentritt. Daß das Klingemann'sche Werk, das sich bis um's Ende der 20er Jahre auf dem Repertoire erhielt, auch die zufällige Veranlassung zu der ersten Inscenirung der Faust-Tragödie wurde, ist bereits er-

wähnt. Die rasche Verbreitung und der allgemeine Beifall, welche dieses Wagniß fand, beweisen aber zugleich, daß man mit selbigem dem Zeitgeschmacke entgegengekommen war. Dabei ist nicht zu leugnen, daß auch das Opernmäßige mancher Situation des Gedichtes, daß insbesondere auch die fast überall beliebte und durch die Anlage der Dichtung selbst bedingte Ausstattung derselben mit Musik und der Eifer, den allerwärts die Componisten dafür zeigten, beträchtlichen Einfluß ausübten. Namentlich waren es die Compositionen des Fürsten Radziwill, C. Eberwein's und Lindpaintner's, die dabei in Frage kamen. Doch wissen wir, daß nicht nur Beethoven längere Zeit hindurch für den Gedanken, eine Musik zu Goethe's Faust zu schreiben, begeistert war, sondern daß auch C. M. v. Weber, als ihm der Auftrag wurde, für London eine Oper zu componiren, neben dem Sujet des Oberon auf das des Faust hinwies. In neuester Zeit hat namentlich R. Schumann's Composition einzelner Scenen aus Faust, und zwar auch aus dessen zweitem Theile, allgemeinen und gerechten Beifall gefunden, während, wie wir sahen, auch der bereits genannte C. Eberwein, C. G. Reißiger, H. G. Pierson und Ed. Lassen bemüht waren, den zweiten Theil des Faust musikalisch zu illustriren. Der erste uns bekannte, wirklich zur Ausführung gelangte Versuch einer ganzen Faust-Oper ist der von L. Spohr in Musik gesetzte Text von C. E. Bernard. Weicht derselbe aber von Goethe's Dichtung mehrfach ab, so haben sich dagegen J. Barbier und M. Carré in dem Text zu der Gounod'schen Oper: Faust und Margarethe an die Liebestragödie im Faust ziemlich eng angeschlossen.

Die vorstehende Zusammenstellung musikalischer Behandlungen der Faustsage macht auf Vollständigkeit nicht den entferntesten Anspruch; im Gegentheil weiß ich wohl, daß kaum ein, wenngleich nur mit localer Berühmtheit ausgestatteter Componist existiren dürfte, der nicht wenigstens eine oder die andere Scene in das Bereich seines Schöpfungs-Bedürfnisses gezogen. Haben wir doch von Berlioz (La damnation de Faust), von R. Wagner (Faust-Ouverture) und Liszt (Faust-Symphonie) absolute Musikwerke, die, ohne sich an Goethe's oder eines Anderen Text anzuschließen, die Faustidee musikalisch darzustellen beabsichtigen. Hier genügt die Bemerkung, daß man allseitig nicht nur das Bedürfniß, sondern sogar die Nothwendigkeit einer solchen musikalischen Beihilfe, namentlich und vor Allem bei der Inscenirung des zweiten Theiles der Tragödie anerkannt hat. „Im Uebrigen," ruft Düngelstedt, nachdem er für die Helena-Episode in directem Widerspruche mit Goethe's eigener Erklärung in den Gesprächen mit Eckermann (I, S. 219), daß Helena von zwei Darstellerinnen, erst von einer Schauspielerin, dann von einer Sängerin zu spielen sei, ausschließlich das gesprochene Wort gefordert, „im Uebrigen Musik, so viel man will; Musik beim Einzug der Heereshaufen, die ich mir ungefähr wie die ähnliche Scene im Lohengrin arrangirt denke, Musik zu dem Liebesidyll in Arkadien; Musik, und das eine erschütternde Trauermusik zu dem Versinken Helena's in die Unterwelt, aus der sie gekommen!" Wie Eckermann seine Bearbeitung dem ihm zur Seite stehenden Componisten gänzlich überließ, so erklären sich Gutzkow, Wollheim und Devrient für die ihnen von Reißiger, Pierson und Lassen zu Theil gewordene musikalische Unterstützung tief verpflichtet. Musik also, und eine reich mit Decorations- und Licht-Effecten ausgestattete Scenerie fordert selbst dieser ohne alle Frage bedeutendste Bearbeiter der Faust-Tragödie — und in der That würde dieser zweite Theil ohne diese Zugaben nun und nimmermehr einen Bühnenerfolg haben. Und so repräsentirt die Geschichte der Faust-Vorstellungen auch die neueste Phase, in die man mit dem deutschen Theater eingetreten ist und deren charakteristisches Merkmal in einer Befriedigung des Sinnenkitzels zu finden ist. Ohne Sang und Klang, ohne reiche, die Sinne noch mehr berauschende Scenerie kein Faust! Ja, je breiter sich erstere machen und je mehr sie das gesprochene Wort einschränken, desto größer muß der Erfolg sein. Und heißt das etwa anders, als: Je weniger Goethe, desto besser? Ich bin an sich durchaus kein Gegner einer musikalischen Behandlung und erkenne z. B. willig an, daß das Auftreten der vier grauen Weiber, Faust's Tod u. s. w. gesprochen wol nie und nimmer einen solchen Eindruck machen wird, als in Rob. Schumann's Composition. Wollte man aber den zweiten Theil der Tragödie dergestalt als Oper behandeln, so würden kaum fünf Theaterabende zu dessen Bewältigung hinreichen. Allerdings trägt der Dichter, der Zeit seines Lebens für Musik und decorative Künste auf dem Theater eine entschiedene Vorliebe hegte und dieselben nachweislich auch für die Repräsentation seines Faust verwerthet wissen wollte, einen nicht unbeträchtlichen Theil der Schuld. Man lese z. B. den Schluß der classischen Walpurgisnacht und vergegenwärtige sich dabei möglichst lebhaft die darzustellende Handlung, den Aufzug der von Nereiden, Psyllen und Marsen, von Doriden und Sirenen begleiteten Galatea, das Zerschellen des Homunculus am Throne der Göttin u. s. w. und man wird durchaus die Anlage eines überaus glänzenden und großartigen, mit Zaubereffecten aufs Reichlichste ausgestatteten Opernfinales nicht verkennen. Wozu aber dann zur Unterlage die tiefsinnigen Verse Goethe's, wenn sie, wie dies bei einem Operntexte nothwendig der Fall, Niemand verstehe? Und das soll die Darstellung einer Dichtung sein, die allgemein als schwer verständlich gilt und an deren Auslegung die geistreichsten Interpreten seit 50 Jahren oft vergeblich arbeiten!

(Schluß folgt.)

Zwei Berge des Südens.

I. Mont Roën.

So knüpfen ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang wir an. Als ich im vorigen Jahre, ausathmend von der etwas anstrengenden Tour nach unserer Leipziger Hütte am Mandrone (vergl. die Wissenschaftliche Beilage der L. Z. Nr. 26 vom 28. März v. J.), inmitten der lieblichen Berg- und Waldidylle des Mendolawirthshauses stand, und mich, geführt von dem gefälligen Wirth auf den ein Viertelstündchen oberhalb des Hauses gelegenen Aussichtspunkt, an dem einzig schönen Blick auf die Dolomitkette, das schöne Bozen, das reiche Eischthal, den unteren Montiggl- und den Kalterer See erfreute, sagte der Wirth, der biedere Joseph Tschimben: „Auf den Mont Roën sollten Sie erst steigen, da hätten Sie noch eine ganz andere Aussicht, könnten den Adamello und die Presanella und noch eine Menge anderer Schneeberge sehen." Sogleich beschloß ich, da es mir fürs Erste an Zeit gebrach, daß meiner nächstjährigen Alpenwanderung erstes Ziel kein anderes, als Mont Roën sein sollte. Inzwischen hatte ich Zeit genug, mich über den Berg mit seinem eigenthümlichen, selbst Klingenden Namen genauer zu unterrichten. Mont Roën (das Wort Roën, altromanischen Ursprungs, bedeutet vielleicht, wenn es nicht Eigenname ist, der Fließende, Wasserreiche) ist den Eingeborenen sehr wohl bekannt, dagegen in Deutschland sehr wenig, und wird von ihnen, seines wundervollen Panoramas wegen, häufig besiegen. Er ist die höchste Spitze der das sogenannte Ueberesch (die Berge des linken Eischufers) etwa mit Fondo oder Cles also Val di Non verbindenden Mendola oder zu Deutsch Mendel, von Bozen in gerader Richtung ungefähr 5 Stunden, mit dem nothwendigen Umweg über die Mendola aber bis zu seinem Gipfel 8 Stunden entfernt. Während die Mendel großentheils

aus rothem Porphyr besteht, gehört er der Kalkformation an. Er ist einer von denen, die wie z. B. der Schafberg im Salzkammergut, oder auch der Rigi, von der einen Seite sehr allmälig und sanft ansteigend, auf der anderen schroff abstürzen (woher z. B. auch ein Name des Schafbergs: Teufelsabbiß), nur daß er nicht, wie die genannten Berge, aus Nagelfluh, sondern eben aus Kalk besteht. Er erreicht die für seine Lage immerhin schon ansehnliche Höhe von 2112 m oder nach der Angabe der Meyer'schen Specialkarte 6495 F., ist also bedeutend höher als der nur 1789 m hohe Schafberg, oder der nur 1800 m hohe Rigi. Bädeker hat mit Recht den Berg mit einem * bezeichnet, und sagt von ihm: „Sehr lohnender Ausflug von hier (Mendelwirthshaus) auf den Monte Roen, die höchste Spitze des Mendelgebirges, mit herrlicher umfassender Aussicht über fast ganz Südtirol, östlich die Dolomiten bis zu den Tauern, südlich Brenta, Adamello, Presanella, westlich (nicht östlich, wie Bädeker hat, wol ein Druckfehler) Ortler, nördlich Stubaier Ferner ꝛc., zu Füßen weithin das herrliche Etschthal (vom Wirthshaus über die Romeno-Alp in 3 Stunden, mit Führer, im Wirthshaus zu finden)." Diese Angaben, in Verbindung mit der Aussage des Wirths, waren Grund genug für mich, diesen Berg zum Anfang einer Wanderung in den Südalpen zu machen.

So fuhr ich denn am 17. August v. J. wohlgemuth in bester Gesellschaft über den stets angenehmen und interessanten Brenner, und durch die Coulanz der Südbahn gegen Mitglieder des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins für einen sehr civilen Preis in einer Tour von Morgens 7 bis Nachmittags 4 Uhr von Kufstein bis Bozen, und setzte von hier, nach kurzer Rast zur Erfrischung durch einen guten Trunk im Kräutner'schen Bräu- und Gasthause am Markt, der schönen Pfarrkirche gegenüber, losgeschnellt wie der Pfeil vom Bogen, stracks meinen Lauf zu Fuß an dem herrlich gelegenen Sigmundskron, dann Hochyepan vorüber nach dem ansehnlichen Dorfe St. Pauls fort, wo ich wie das Jahr zuvor in dem behaglichen Gasthofe zum schwarzen Adler mit seiner schönen feinen Wirthin und dem treuherzigen Wirthe mein Nachtquartier aufschlug. St. Pauls besitzt eine der schönsten Dorfkirchen weit und breit, in einer Art romanisch-gothischem Uebergangsstile erbaut, mit einem himmelblauen sternbesäeten Kreuzgewölbe, seit vorigem Jahre noch überdies mit einem neuen Altar geschmückt, und mit einem sehr stattlichen hohen mit Kupfer gedeckten Glockenthurme, der die Lage des Orts schon aus weiter Ferne markirt. — Mich, den von der starken Tagespartie Ermüdeten und deshalb bald Entschlummerten, weckte nach wenigen Stunden ein starkes Gewitter, aber was Blitze und Donnerschläge nicht vermocht, nämlich mich ganz munter zu machen, das vollbrachte das gewaltige Läuten der drei Glocken vom Thurme, wirklich ein großartiges Fulgura Frango nach altem Stil. Der Wirth meinte sehr vernünftig am andern Morgen gegen mein Bedenken, ob diese starke Lufterschütterung nicht die Blitze gerade erst recht anziehen könne, es sei nur, um die Leute zum Gebet zu ermuntern, damit das Wetter keinen Schaden thun möchte, wogegen sich nichts einwenden ließ.

Nach dieser doppelten nächtlichen Ruhestörung erwachte ich natürlich etwas spät, und nahm mir, da ich nicht Lust hatte, in der warmen Morgensonne mein Gepäck, so wenig es immer war, die drei Stunden bis zum Mendelwirthshaus bergauf zu schleppen, einen Träger, der zugleich als Führer diente. Er fragte mich, ob er mich den neuen Steig führen solle, den kürzlich die Ingenieure gelegt, um die Richtung der neu anzulegenden Straße von St. Pauls auf das Mendelwirthshaus zu markiren. Er kürze den Weg bedeutend ab, nur müsse ich schwindelfrei sein. Ich war's zufrieden. Wir gingen nun zunächst an Schloß Freudenstein und dem Dörfchen St. Valentin vorüber nach dem Hofe Matschatsch. Dieser unglaublich klingende, aber wirkliche Name gehört einem netten geräumigen Bauernhaus, das der jetzige Besitzer, ein Hr. v. . . , mit artigen schattigen Anlagen umgeben hat. Kurz zuvor, ehe man den Hof erreicht, passirt man einen prächtigen, rings von Bäumen eingeschlossenen sammetgrünen Wiesenplan, vor dem eine Bank zur behaglichen Ruhe einladet. Nachdem mein Führer noch einmal einen dort befindlichen Knecht gefragt, ob der obengenannte Fußsteig wegen des vorhergegangenen Regens passirbar sei, was dieser bejahte, brachen wir auf. Der Weg ist allerdings schmal und führt einigemal an etwas steilen Abhängen hin, so daß man die Augen gut in die Hand nehmen muß, und sich durch die oft wunderschönen Seitenblicke tief unten ins Etschthal und die Berge gegenüber nicht verführen lassen darf, sonst aber völlig gefahrlos. In zwei Stunden waren wir von Matschatsch oben auf dem Mendelwirthshaus. Aber wie hatte sich da oben gegen vorm Jahre die Scene verwandelt! Es war high life. Lustig wehten vom Dache des Hauses unzählige Fähnlein in den Tiroler, österreichischen und italienischen Farben. Viel Volks war da versammelt, häufige Böllerschüsse krachten, Musik erscholl, das Wirthshaus war aber überfüllt in allen Räumen, nur mit knapper Noth ein Bett in einer höchst einfachen Kammer zu erhalten, und zwar dadurch, daß sich zwei Herren entschlossen, in derselben Kammer in Einem Bett zu schlafen, zwei hölzerne Schemel mit nur einem Waschbecken, außer den Bettstellen in der Kammer das einzige Geräth, also von dem geträumten, im vorigen Jahre so reichlich genossenen Behagen für mich keine Spur, mein früheres schönes geräumiges Zimmer mit einem Sopha von einer Sommerfrischlerfamilie besetzt. Woher auf einmal diese Fülle der Menschheit? Es war der 18. August, ein Doppelfest, Kaisers Geburtstag und die Feier des ersten Spatenstichs zu der neuen allerdings sehr wichtigen Straße, welche künftig Bozen direct mit Brescia, oder wenigstens mit den Val Camonica, mittels des Tonalepasses verbinden wird. Zu dieser Feier waren denn auch eine Menge Ingenieure und einige Behörden herausgekommen, welche für sich tafelten. Abgesehen aber von der dadurch verursachten Unbequemlichkeit sah sich das Treiben da oben in einer Höhe von über 4000 Fuß in der frischen Wald- und Bergluft sehr hübsch und lustig an. Nur das schöne Geschlecht war sehr spärlich vertreten, da es ein Wochentag war, und die bewohnten Orte von dieser Höhe doch etwas zu weit entfernt sind. Tanz gab es also nicht. Als aber einer der Herren in die Mitte des wirklich recht guten von Kaltern heraufgekommenen Musikchors trat, und das Hoch auf den Kaiser ausbrachte, in welches alle die kräftigen Männerkehlen jubelnd einstimmten, die Musik das „Gott erhalte Franz den Kaiser" spielte, und dazu die Böllerschüsse krachten, so war das wirklich ein erhebender Moment. Man sah, daß auch auf dieser äußersten Sprachscheide zwischen Deutsch- und Welschtirol das Volk seinen Franz Joseph von Herzen liebt.

Am nächsten Morgen, den 19. August, nach nicht sonderlich angenehm vollbrachter Nacht und gemäß den Umständen höchst einfacher Toilette nahm ich mir, da das Wetter recht leidlich schien, einen Führer aus dem Wirthshaus, einen recht angenehmen, in seiner Art gebildeten jungen Mann, und trat mit ihm meine Wallfahrt nach dem Gipfel des Mont Roen an. Man könnte diesen Weg zwar allenfalls auch ohne Führer finden, aber da man den Gipfel nicht früher erblickt, als nach zweistündiger Wanderung, so könnte man doch leicht gleich anfangs die Richtung verfehlen. Da man auf der Mendel schon über 4000 Fuß hoch ist, und zuerst nur wenig abwärts zu gehen hat, so ist die Mühe des Steigens in der That sehr gering, ein rechter Damenspaziergang. Indem kann, wer da will, auch per Maulthier vom Wirthshaus bis hinauf zum Gipfel reiten, doch dürfte für eine größere Gesellschaft diese Art von Fortkommen nicht immer zu finden sein. Nach zweistündiger Wanderung, die nur an einigen Stellen etwas feucht oder steil, häufig durch schönen schattigen Lärchenwald, zuweilen auch pfadlos über Wiesen führt, sieht man vor sich die Hütten der Romeno-Alp, und über diesen den nun zwar

ziemlich baumlosen aber mit schönem Weideland bedeckten Gipfel des Mont Roën.

Der Berg zeichnet sich, im Gegensatz zu den ihm gegenüberliegenden Höhen der Mendola, durch seinen Wasserreichthum aus. Das Dorf Romeno, auf dem Wege von der Mendola nach Cles, welches der Alp ihren Namen giebt, und dessen Vieh hier weidet, liegt von hier über zwei Stunden entfernt. Wir traten in die geräumigste der Alphütten ein, um eine kleine Erfrischung zu nehmen, und wurden von ihrem Inhaber, fast einer Art Signore, sehr freundlich aufgenommen. Die Hütte ist groß, obgleich von oben nicht ganz gegen das Wetter geschützt, denn durch den First des Daches lugt etwas der Himmel herein. Uebernachten kann hier freilich nicht wol Jemand, um dann am Morgen den Sonnenaufgang zu sehen, denn der Senne hat auf dem Boden nur eine harte Schütte von gebrauchtem Stroh, und zum ersten Male vermißte ich in einer Sennhütte gänzlich das Heu. Dagegen fehlt es nicht an einem guten Feuerherd, einem Tisch mit bequemen Sitzbänken, und einem Topfbret an der Wand mit allerlei blank gescheuerten Gläsern, Löffeln und sonstigen Gefäßen. Zwei Näpfe guter Milch, drei Gläschen Weinbranntwein mit etwas Enzian, außerdem noch ½ Liter Wein auf Verlangen des Führers, lieferte der brave Senne für den Spottpreis von 35 Kr., nach unserem Gelde höchstens 60 Pf.; ja als ich auf dem Rückwege wieder bei ihm einkehrte, und ihm die ernste Gewissensfrage vorlegte, ob er wol etwas Kasse besitze, sagte er bescheidentlich: ein wenig, machte sich sogleich daran, den erquickenden Nectar über offenem Feuer in einem Tiegel zu kochen und präsentirte uns alsbald zwei hölzerne Näpfe mit gutem Milchkaffee, wobei auch ein Klumpen Zucker nicht fehlte, und zwei zu uns gestoßene junge Studenten auch jeder noch ein Glas „Schwarzen" als Trollgäste erhielten. Als ich nach der Schuldigkeit fragte, wollte er für seinen Göttertrank nichts nehmen; nur mit Mühe drang ich ihm noch etwa 20 Kr. auf. Solchen Glauben hatte ich in Israel noch nicht gefunden. Denn gewöhnlich wird man, wie bekannt, gerade in den Sennhütten rechtschaffen geprellt. Ich notirte mir den Namen des Ehrenmannes (gentiluomo) im Sennerkittel. Er hieß Giovite (Jovi) Sucal, sprach übrigens ebensogut Deutsch wie Italienisch.

Die Entfernung von der Romeno-Alp bis zum Gipfel des Berges beträgt nur etwa eine gute Stunde. Gerade aufklimmend würde man sie vielleicht in noch kürzerer Zeit zurücklegen, aber der Weg ist sehr bequem erst etwas weit nach rechts, dann wieder nach links gelegt, auf der Spitze hört er ganz auf, und man muß sich den höchsten Gipfel selbst suchen. Dieser oberste Theil des Berges ist fast ganz mit Graswuchs bedeckt, nur weniges Geröll und ab und zu fogenannte Latschen (Zwergkiefern) und Strauchwerk finden sich. Hier begegnet man den weidenden schönen Kühen der Romeno-Alp mit ihrem lieblichen Geläute. Aber so zahm der Berg von der Westseite her, so wild ist er nach Osten zu. Von dem Vorsprung des höchsten Gipfels blickt man mit einigem Schauder die steilabfallenden Felsen und tiefen Schründe hinab; ein einziger kleiner Sprung und man wäre aller Erdenlust und alles Erdenwehs in einem Augenblicke quitt. Uns fiel es aber gar nicht bei, solche lästerliche Gedanken zu fassen, sondern, weideten sich die Kühe am Gras, so weideten wir uns an dem wirklich himmlisch schönen Panorama. Die Feder ist fast zu schwach, um all die Herrlichkeit auf einmal zu schildern. Von Ostnordost angefangen, treten vor allem die herrlichen Dolomitberge in Sicht, zuerst der gewaltige Schlern, dann der Rosengarten, dann ein blendend weißer Kalkberg, unter dem ein Paß hinführt, Joch Grimm, auch Weißhorn genannt, neben ihm ein dunkler bewaldeter Berg, das Schwarzhorn, über beiden thronend die gewaltige Marmolata mit ihrem prächtigen, zwischen den 10 000 Fuß hohen Felsgipfeln eingesattelten Gletscher (beiläufig gesagt der einzige Schneeberg, den man auf dieser östlichen Seite sieht), dann in langen Reihen die schöngipfligen Berge des Fassa- und Fleimser-Thals, fast bis in die Gegend Venedigs, endlich südlich die nicht ganz offenen Umrisse der Trientiner Berge; und in der Thalebene unten sehr deutlich die ganze Stadt Bozen mit ihren Umgebungen, ferner der Spiegel der Etsch, die sämmtlichen Eisenbahnstationen von Bozen bis S. Michele, auf einem bewaldeten Vorberge die beiden kleinen Montiggler Seen, sowol der obere als der untere, endlich auch ein Theil des Kalterer Sees, der von einem kleinen Vorberge verdeckt, nicht ganz sichtbar ist — das ungefähr ist der Reichthum der östlichen Seite. Und wendet man sich nun der westlichen zu, da stehen sie ja in langer Reihe, alle die prächtigen Alten, die Kaisergarde Tirols, mit ihren schneeweißen Häuptern, zuerst im Norden in weiter Ferne die Stubaier Ferner, die hier ihren Namen in der That führen, dann in Nordwest hart an sie angrenzend die Oetzthaler Ferner, dann mehr westlich die gewaltige Pyramide des Ortelес mit ihren Nachbarn Suldner Ferner, Cevedale, Königsspitz und wie sie alle heißen, hieran wieder sich schließend in Südwest die gewaltigen schneeigen Bergrieſen und Riesinnen Adamello, Presanella und Brenta, mit welcher letztern sich die Reihe nach Süden zu wieder zusammenschließt, und dazu nun noch unter all diesen gewaltigen Thurmwächtern im Vordergrunde das schöne weite Hochthal, aus welchem alle die freundlichen Orte, Fondo, Sarnonico, Romeno, S. Zeno herüberleuchten, bis hinauf zu der Hochebene, auf der Cles mit den davor liegenden Schloßberg, der Hauptort des val di Non sich zeigt, dies alles zusammen ist wahrlich ein Bild, das zu schauen fast allein schon die weite Reise über den Brenner bis Bozen lohnt. Ueber den höchsten Schneegipfeln lagerten freilich, als wir dort oben waren, zum Theil noch Wolken, ohne sie jedoch ganz zu verhüllen, aber entzücken muß der Anblick sein, wenn in den ersten Strahlen der Morgensonne alle diese Bergrieſen hinausragen in das reine wolkenlose Blau. Bei uns war es freilich schon Mittag, als wir den Gipfel erreicht hatten. Wir verzehrten oben in aller Gemüthlichkeit unser aus dem Mendelwirthshaus mitgenommenes Mahl, bestehend in kaltem Braten, Brod und Wein, und kehrten, nachdem wir noch in der Sennhütte das vorhin erwähnte Kaffeestündchen gefeiert, hochbefriedigt nach unserer Herberge, in der wir bereits 4 Uhr Nachmittags wieder ankamen, zurück. Ein heiteres Quartett kunstgeübter Sänger, die sich droben zusammengefunden hatten, beschloß bei einem vortrefflichen Glase Tiroler Specialweins meinen zweiten und letzten Abend auf der Mendola. Möge Niemand diesen Paß besuchen, ohne sich den so müheloſen und doch so reichen Genuß zu gönnen auf dem Gipfel des Mont Roën!

Bücherbesprechung.

[:] Von den Umwälzungen im Weltall. Von Rudolf Falb. Wien, Peſt und Leipzig, A. Hartleben. — In diesem mit 95 recht guten Abbildungen versehenen Bande hat der durch seine Erdbeben-Theorie rasch bekannt gewordene Verfasser sich nicht nur über diese vulkanischen Ereignisse auf das Gründlichste geäußert, indem er rein inductiv aus einem enormen Beobachtungsmaterial das Gesetzmäßige der Erdbeben und Eruptionen nachweist. Auch über andere kosmische Erscheinungen in den Regionen der Sterne wie im Reiche der Wolken, über die Sonne und Planeten, über den Einfluß des Mondes auf das Wetter, über die Ursachen der Eiszeiten und Sintfluthen erhalten wir mannigfache interessante und anregende Aufschlüsse. Während einer dreijährigen Reise in Amerika ist dieses Buch zuerst in Chili, 1877, spanisch erschienen. Die vorliegende deutsche Ausgabe verdient, wenn man auch über die Resultate und Gesetze, welche der Verfasser auf Grund seiner Beobachtungen aufstellt, sowie über seine philosophischen und philologischen Combinationen abweichender Meinung sein kann, doch die Beachtung aller Gebildeten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird entgegenden durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung (A. Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 17. Sonntag, den 27. Februar. 1881.

Inhalt: Goethe's Faust als Bühnenwerk. III. (Schluß.) — Heinrich Wuttke und seine Vorgeschichte der Bartholomäusnacht, von Dr. Georg Müller-Frauenstein. — Bücherbesprechungen (Alterreden, herausgeg. von G. Leonhardi. Tropfen des Lebens. Israel, Sammlung pädagogischer Schriften, 7. Bd.). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Goethe's Faust als Bühnenwerk.

III. (Schluß.)

Aber noch mehr! Faust, der Tragödie zweiter Theil ist wirklich kein gutes Stück, kein echtes Schauspiel.

Wenn ich nicht umhin kann, im Folgenden das Goethe'sche Gedicht zu tadeln, so bitte ich meine Leser, den Gesichtspunkt nicht zu verkennen, von dem ich ausgehe. Ich rede vom Faust nur als einem Bühnenwerke und bin weit entfernt, das Poetische desselben an sich in das Bereich meiner Beurtheilung zu ziehen.

Selbst diejenigen Kritiker, welche die dramatische Dichtkunst möglichst von willkürlichem Regelzwange frei zu machen bestrebt sind, halten doch an dem Erforderniße der Einheit der Handlung fest. Selbst die literarischen Kritiker der Faust-Dichtung, wie v. Löper, H. Grimm und Kuno Fischer, erkennen dieses Gesetz als maßgebend an, sie meinen aber, daß es in der Dichtung auch erfüllt werde und erblicken dessen Beobachtung in der legendarischen Behandlung des Stoffs. Richtig ist auch, daß der Dichter das Auftreten Faust's am Kaiserhofe, namentlich auch als Zauberer, die Thatsache, daß er durch Zauberkünste eine Schlacht gewonnen, nicht minder aber auch die Beschwörung des Schattens der griechischen Helena, seine Vermählung und die Erzeugung eines Nachkommen mit selbiger, ingleichen das Wiederverschwinden der beiden letzteren, wenngleich erst nach seiner Höllenfahrt, daß er endlich auch den Umstand, daß Faust zu großer Macht und Herrschaft gelangt sei, ebenso, wie das Pactum mit der Hölle, den höllischen Pudel, die Verführung eines einfachen Bürgermädchens, die Scene in Auerbach's Keller u. s. w. in der Sage vorfand. In der That geschieht auch in beiden Theilen der Tragödie nichts, das nicht auf Faust Bezug hätte und insbesondere mit dem Umstande, daß sich derselbe der Magie ergeben, in Verbindung stünde. Genügte diese Einheit des Helden, d. h. ein durch ihn vermittelter Zusammenhang der einzelnen Begebenheiten und eine gemeinsame Grundidee, um die Einheit eines dramatischen Gedichts herzustellen, so würde deshalb kein Streit bestehen. In Wirklichkeit ist aber eine solche Einheit bei jeder Historie, bei jedem sogenannten Schubladenstücke vorhanden; ja es dürfte schwer sein, irgend ein noch so mangelhaftes dramatisches Werk aufzufinden, das einem so laxen Anspruche nicht Genüge leistete. An die Einheit der Handlung in einem dramatischen Werke, — soll selbiges auf Kunstwerth Anspruch machen, und seinem Endzwecke, auch von der Bühne herab, ohne besondere äußere Zuthat, allgemeine und dauernde Wirkung zu erzeugen, entsprechen, — sind dagegen noch ganz andere Anforderungen zu stellen. Für die Einheit der Handlung in einem solchen genügt es nicht, wenn die einzelnen Thatumstände nur in einer solchen äußeren Verbindung neben einander gestellt erscheinen, sondern es ist schlechterdings erforderlich, nicht nur daß selbige innerlich verbunden sind, sondern auch, daß eben durch diese innere Verbindung aller einzelnen Theile die Katastrophe herbeigeführt wird. Nur eine organische, die einzelnen Bestandtheile des Dramas zu einem einheitlichen Ganzen verschmelzende, nicht schon eine so zu sagen blos mechanische Verbindung derselben kann dessen Erfordernissen Genüge leisten.

Ich wiederhole, daß ich ein solches Gesetz, so sehr es in der Natur der Sache begründet ist, für ein Gedicht, wie es Goethe's Faust ist, nicht schlechterdings als bindend anerkenne, daß ich vielmehr den Satz, den Schiller, — gewiß ein wahrer und echter Dramatiker, wie nur je die Erde einen solchen getragen, als ihm der erste Entwurf seines Don Carlos über alles theatralische Maß anzuschwellen drohte, — in der Thalia aussprach: „Die dramatische Einkleidung ist von weit allgemeinerem Umfange, als die theatralische Dichtkunst und man würde der Poesie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze der Schaubühne einschränken wollte", ganz und voll als richtig anerkenne. Auch meine ich, daß die gewöhnliche Theaterempirie viel zu weit geht, wenn sie ein dramatisches Dichtungswerk, weil es nicht dazu angethan erscheint, sofort den leidigen Cassenerfolg zu haben, für ein bloßes Buchdrama erklärt und von dem Repertoire ausschließt. Aber die in Vorstehendem geschilderte Einheit der Handlung ist ein wesentliches und unabweisliches Erforderniß des Dramas als solchen und, sobald selbst ein so universelles Gedicht, wie der Faust unstreitig ist, einmal von der Bühne dargeboten werden soll, halte ich mich auch für verpflichtet, nach dem Vorhandensein jener Einheit zu fragen. Und da steht es in der That unendlich schwach aus. Der zweite Theil des Faust besteht aus mindestens fünf gesonderten Handlungen, aus dem Auftreten Faust's als Magier, Zauberer, Goldmacher und Nekromant am Kaiserhofe, aus den Vorgängen in Faust's alter Zelle, aus den Begebenheiten in Griechenland (Walpurgisnacht und Helena), aus der Kaiserschlacht und aus der Schlußkatastrophe. Einige Theile dieser Handlung erscheinen allerdings einigermaßen unter einander verbunden. Wenn Faust den Kaiser in dem Kriege mit seinen aufständigen Anverwandten von Mephistopheles unterstützen läßt, so geschieht dies, einerseits weil ihn „der Kaiser, der gegen ihn so gut und offen gewesen, jammert", andererseits weil er dadurch zu der Erfüllung seines Wunsches: „Herrschaft und Eigenthum zu gewinnen", gelangen will und weil ihm Mephistopheles bemerklich macht:

> Erhalten wir dem Kaiser Thron und Lande,
> So kniet Du nieder und empfängst
> Die Lehn von grenzenlosem Strande.

So scheint allerdings nach vor- und rückwärts eine Art von Zusammenhang hergestellt, der, so schwach und dünn auch die verbindenden Fäden sind, einigermaßen genügen mag. Wenn dagegen gesagt worden ist, die Verbindung zwischen dem phantasmagorischen, in Hellas spielenden Theile und der die Katastrophe herbeiführenden praktischen Thätigkeit Faust's werde dadurch, daß derselbe im vorigen Acte eine „Fürstenrolle gespielt" und deshalb die „Seligkeit des Be-

fehlens" kennen gelernt habe, und somit namentlich durch die von Mephistopheles im Wahne, daß es Fausten um Ruhm zu thun sei, gemachte Bemerkung:

Man merkt's, Du kommst von Heroinen,

vermittelt, so weiß ich in der That nicht, ob das ernstlich gemeint ist. Weder der Leser, noch der Zuschauer wird übrigens von der Mitte des zweiten bis zum Schlusse des dritten Acts von einer heranwachsenden Thatkraft Faust's irgend etwas wahrnehmen. Ja, wollten wir selbst mit v. Löper annehmen, es sei irrthümlich, die Fiction einer Vermählung Faust's mit Helena, so breit und wichtig die Sache nach dieser Richtung hin behandelt ist, und trotz Homunculus und Euphorion als einen „ästhetischen Cursus" auffassen, sondern es stütze sich dieser Theil des Schauspiels im Hauptwerke auf die Annahme, daß ein deutscher grübelnder Idealist dadurch zur Thatkraft angeregt werde, daß er eine Griechin aus der Zeit der Thaten zum Leben erweckt und sich noch nach Theseus, Menelaos, Achill und Paris mit ihr vermählt habe, so handelt es sich doch nach dem, was von alledem sichtbar hingestellt ist, nur um ein einfaches Liebesverhältniß und um die dadurch bewirkte Erzeugung eines neuen Dichters, beziehentlich einer neuen Dichtungsart. Abgesehen von dem ästhetischen Cursus, deutet in dem geschilderten Verkehr zwischen Helena und Faust nichts auf eine besondere Natur dieses Verhältnisses hin. Nicht einmal an dem Kampfe mit Menelaos nimmt Faust persönlich Antheil und weiß auch unter diesen Kämpfen nur ein „arkadisch-freies Glück" zu preisen. Meiner Ueberzeugung nach sind die griechischen Dinge in der Faust-Tragödie vom Dichter selbst nur als eine, mit dem Hauptgegenstande fast außer Zusammenhang stehende, willkürlich eingeschaltete Episode hingestellt und, wenn sie mehr, wenn sie einen integrirenden Theil der Handlung, ein dramatisches Motiv für die Entwickelung derselben bilden sollen, nur um so gewisser in der dramatischen Ausführung verfehlt. Ebenso hängt dieser Theil der Tragödie mit dem vorausgehenden nur durch den Liebeswahnsinn, von welchem Faust bei dem Anblick der Erscheinung des blosen Schattenbildes der Helena im ersten Acte ergriffen wird, und dessen Fortdauer wir bei dem ohnmächtig daliegenden Faust im zweiten Acte auf die Versicherung des Mephistopheles:

Wen Helena paralysirt,
Der kommt so leicht nicht zu Verstande,

gläubig hinnehmen müssen, zusammen; wobei nicht unbemerkt bleiben mag, daß auch Devrient diese offenbare Lücke erkannt und durch von Faust im Traume gesprochene, einzelnen Reden desselben in der classischen Walpurgisnacht entnommene Worte auszufüllen versucht hat.

Die mangelnde Zugehörigkeit der in Faust's altem Studirzimmer spielenden Scenen ist bereits von Dingelstedt angemerkt und deren Weglassung in Vorschlag gebracht worden. Sicherlich sind auch die beiden ersten für den Gang der Handlung im zweiten Theile ganz ohne Einfluß. Leider aber knüpfen gerade sie, und zwar sie allein an den ersten Theil der Tragödie einigermaßen an.

Uebrigens hat, daß der zweite Theil des Faust statt einer folgerichtig in sich selbst fortschreitenden Handlung nur eine lose, durch spitzfindige Verstandesklügelei zusammengekünstelte Reihe gesonderter Bilder und Phantasmagorien, die wol auf einander wirken, aber doch im Grunde einander wenig angehen, schon Eckermann gegen Goethe selbst ausgesprochen, und dieser wenigstens nicht abgelehnt.

Noch wichtiger erscheint mir aber das mangelhafte Verhältniß, in welchem die einzelnen Theile des dramatischen Gedichtes zu der endlichen Katastrophe stehen.

Ueber nichts sind wol die Interpreten des Faust mehr einverstanden, als daß der Dichter die endliche Lösung des geschürzten Knotens in dem Gesange der Faustens Entelechie zum Himmel emportragenden Engel ausgesprochen habe:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Auch hat Goethe dies gegen Eckermann selbst erklärt. Urtheile ich da zu streng, wenn ich es als Haupterforderniß hinstelle, es müsse die Tragödie die Thatsache zur Erscheinung bringen, daß und wie sich der zu rettende Mensch auch wirklich immer, oder wenigstens vorherrschend „strebend bemüht" habe? Und habe ich Unrecht, wenn ich es nicht für gleichgiltig halte, um was sich der Mensch in seinem dunklen Drange bemüht, wenn ich, um zu beurtheilen, ob er sich des rechten Weges auch wirklich bewußt geblieben, darnach frage, wonach er gestrebt habe? In der That sind auch die Ausleger eifrig bemüht gewesen, dies an den einzelnen Theilen der Dichtung nachzuweisen. Schlimm wäre es nun meines Bedünkens schon, wenn es für die Klarstellung einer Thatsache, die für die Lösung des Knotens wesentlich ist und die, soll das Drama seine Aufgabe als Schauspiel irgendwie erfüllen, aus dessen Inhalte ohne Weiteres in die Augen springen muß, eines solchen besonderen Nachweises bedürfte. Daß nun der letzte Act dieses strebende Bemühen Faust's zur Erscheinung bringt, sei unbestritten; auch soll — wenngleich ich mir auch insoweit später ein Bedenken geltend zu machen vorbehalten muß, — das Verdienstliche seiner diesfallsigen Bestrebungen nicht bezweifelt werden; ja, ich will noch weiter gehen und zugeben, daß diese Richtung seiner Thätigkeit bereits von dem Zeitpunkt an datirt werden kann, zu welchem er — im 4. Act — dem Teufel erklärt, auf welchen Zweck er sein Bestreben richten wolle. Wenn, wie H. Grimm sagt, der Inhalt des Faustdramas das Evangelium der Erlösung des Menschen durch Thätigkeit ist, so gilt das aber schlechterdings nur von dem letzten Acte. Sehe ich von diesem Schlusse ab, so wird es mir entschieden leichter, im ersten als im zweiten Theile der Tragödie ein sich des rechten Weges, wenn auch nur im dunklen Drange, wohl bewußtes Streben zu erkennen. Denn man sieht doch in jenem ersten Theile Fausten, wenn er auch, durch des Teufels Verführungskünste verleitet, bis an den Hals in Sünde und Schuld watet, noch gegen den Einfluß des Bösen ankämpfen. Namentlich sind es die, nach der geistvollen Kritik neuester Interpreten wahrscheinlich schon der ersten Periode der Goethe'schen Faustdichtung angehörenden Theile, die große Prosascene (trüber Tag — Feld) und die Scene in Wald und Höhle, in denen sich das reine Element seines Wesens mächtig gegen den Versucher aufbäumt. Was wird uns dagegen in den bei Weitem umfangreichsten Partien des zweiten Theiles geboten? Wir sehen Fausten, nach seinem Eintritt in die große Welt, sich mit Hilfe des Mephistopheles am Kaiserhofe als Leiter der allerhöchsten Vergnügungen, als Zauberer und Nekromanten induciren, und dabei von einer Leidenschaft zu der Schönheit der Helena ergriffen werden. Weder in dem Bestreben, den Geist der Helena für ein Schauspiel am Hofe, noch in dem, diese selbst sodann für sich zu gewinnen, — so gefahrvoll auch beide Unternehmungen erscheinen mögen, — vermag ich ein das Sein und Wesen des Strebenden reinigendes höheres Streben zu erblicken und nur das finde ich erklärlich, daß ein Dichter, wie Goethe, in der Verschmelzung der mittelalterlichen mit der altgriechischen Kunst und Poesie — also in dem literarischen Cursus, den er übrigens auch wieder mehr die Helena, als Fausten durchmachen läßt, — ein läuterndes Wirken derselben wol erblickt haben mag. Leider aber fürchte ich, daß gerade für diesen Gesichtspunkt der heutige Zuschauer kein genügendes Verständniß mitbringt. Auch darf meines Bedünkens nicht unerwähnt bleiben, daß in der ganzen Helenadichtung Faust in einer Weise handelnd auftritt, daß man versucht ist, zu fragen, weshalb er nicht schon zu diesem glücklichen Augenblicke gesprochen:

Verweile doch, du bist so schön!

Daß Mephisto im zweiten Theile fast nichts von dem ursprünglichen Teufel des mittelalterlichen Volksglaubens an sich hat, wird auch von den Interpreten angemerkt und darauf hingewiesen, daß viele seiner meist vortrefflichen Aussprüche mehr als solche des Dichters oder als solche einer Art von Chorus sich darstellen. Auf dem Theater gestaltet sich die Rolle daher fast ganz zu einer satyrisch-komischen Partie, die, beiläufig bemerkt, auch solchen Darstellern gelingt, welche mit dem Teufel des ersten Theiles wenig oder nichts anzufangen wissen. Die fast immer treffenden, oft unübertrefflichen Kernsprüche, die diesem lustigen Teufel in den Mund gelegt sind, versagen eben — wenn nur leidlich vorgetragen — ihre durchschlagende Wirkung nicht. Wie man gleichwol hat meinen können, daß Mephisto im zweiten Theile mehr und mehr zum „dummen Teufel" herabsinke, was nach dem, daß er schließlich geprellt werde, ganz natürlich erscheine, mögen die verantworten, die solches behaupten. Abgesehen von der Partie des Mephistopheles enthält dagegen der ganze zweite Theil des Faust durchaus keine Rolle, die der Schauspielkunst eine interessante und ausgiebige Aufgabe zu stellen geeignet wäre. Sowol der Kaiser und seine Hofleute, als Helena und ihre Begleiterinnen haben zwar gar manche treffliche Rede in den Mund gelegt erhalten, die etwas Besseres verdient hätte, als dem Rothstifte des Regisseurs zum Opfer zu fallen. Da jedoch der Gang der Handlung im Großen und Ganzen nicht dazu angethan ist, lebhafte Affecte in den handelnden Personen zu erwecken, da überhaupt von einer eigentlichen dramatischen Action und am wenigsten von einer Steigerung derselben die Rede ist, so erscheinen die einzelnen Rollen nothwendig undankbar und schauspielerisch uninteressant. Leider gilt das namentlich auch von der des Faust, der, wie schon Hettner richtig angemerkt, in den ersten vier Acten des zweiten Theils fast ganz und gar in die untergeordnete Stellung eines Zuschauers herabgedrückt erscheint. Dies tritt auch namentlich in seinem Verhältniß zu Mephistopheles zu Tage. Während er sich in dem ersten Theile gegen den Einfluß des Gefährten, der ihn kalt und frech vor sich selbst erniedrige, männlich, wenngleich meist vergeblich wehrt, behandelt er den verhaßten Begleiter im zweiten Theil gleichsam als einen guten Cumpan, beansprucht fortwährend dessen Hilfe, wär's auch nur zur Belustigung des Hofes, und verkehrt überhaupt mit ihm ganz, wie mit einem seines Gleichen. Hiernach scheint trotz der größeren Welt, in der sie sich bewegen, Faust weit mehr als Mephistopheles herabgesunken. Daß er ihm endlich bei der letzten Schandthat flucht, kann daran wenig ändern.

Für die hierauf bezüglichen Scenen — Baucis und Philemon — erklären gewisse Goetheaner ihre besondere Vorliebe um deswillen, weil es nachweislich die letzten Verse sind, die der Meister gedichtet.

Wenn sie damit den Beweis führen wollen, daß Goethe bis ans äußerste Ende seiner Tage an poetischen Gedanken reich gewesen und diese in vortrefflichen Versen auszusprechen vermocht habe, so haben sie auch ganz recht. Für sich allein und als dialogisirte Ballade betrachtet, sind die beiden ersten Scenen dieses Actes gewiß vortrefflich. Dramatisch sind dieselben dagegen, da in ihnen nichts vorgeht, offenbar werthlos und als Theil der endlichen Entwickelung der Faust-Tragödie erscheint die ganze Einschaltung dieses von Mephistopheles mit seinen Gesellen geübten Greuels geradezu häßlich, um so häßlicher, je ergreifender die Poesie der ersten Scenen an sich ist. Es ist wahr, den Helden trifft dabei nur ein geringerer Vorwurf; er wollte in der That nur Tausch, nicht Raub; aber er wollte doch, und zwar vollkommen bewußt, eine himmelschreiende Ungerechtigkeit und selbige zwar mit Gewalt erzwingen. Und wenn derselbe in fast unmittelbarem Zusammenhange damit seines Lebens höchsten Augenblick empfindet und durch himmlische Gnade zum Himmel emporgetragen wird, so glaube ich mich des Verbrechens einer Anlehnung an ein, für den Dichter nicht bindendes, bestimmtes Moralsystem nicht schuldig zu machen, wenn ich erkläre, daß ich mich durch diese Zusammenstellung, und zwar namentlich bei der Vorführung auf dem Theater, schwer verletzt fühle.

Das Urtheil, das neulich P. Lindau über ein französisches Buchdrama fällte, daß die Handlung nicht zu einem einheitlichen dramatischen Bilde concentrirt sei, sondern sich nur in einer Aufeinanderfolge cykloramisch aneinander gereihter Bilder in Dialogform entwickele, paßt auf kein mir bekanntes, in dialogischer Form geschriebenes Werk mehr, als auf den zweiten Theil des Faust. Daß es sich aber auch nach der Anlage des Dichters nur um ein Lesedrama handelte, tritt noch besonders deutlich darin hervor, daß die Reden der handelnden Personen sehr häufig gar nichts anderes sind, als sehr ausführliche poetische Schilderungen der Scenerie oder gleichzeitiger scenischer Vorgänge. Dies kommt schon im ersten Theile, namentlich in der Walpurgisnacht z. B. in den Reden des Faust und Mephistopheles beim Erglühen des unterirdischen Mammons, vor. Im zweiten Theile wimmelt es aber geradezu von solchen Stellen. Was ist z. B. gleich Faust's von keinem der zeitherigen Bearbeiter gestrichene Schilderung des Sonnenaufgangs, was sind die meisten Ankündigungen des Herolds im Mummenschanz, namentlich beim Auftritte des Elephanten, beim Ausbruche des Flammengaukelspiels u. s. w., was ist des Kaisers erste Rede nach dem letzteren, was Wagner's Rede beim Entstehen des Homunculus, was sind unzählige Schilderungen in der classischen Walpurgisnacht, was der Gesang, welchen der Chor, während sich das Haus des Dynasteos in den inneren Hof einer gothischen Burg verwandelt, und sodann wieder, während Faust und sein Gefolge einziehen, anstimmt, was eine große Anzahl von Reden und Bemerkungen Faust's und Mephistopheles' im 4. und 5. Acte, z. B. bes letzteren Beschreibung des Höllenrachens, der sich, um Faust's Seele zu verschlingen, aufthut, dem Wesen der Sache nach Anderes, als Anweisungen an den Decorateur, Regisseur und Maschinisten darüber, was und wie die Scene dargestellt und hergerichtet werden solle? Sagt es doch der Astrolog im ersten Acte sogar ausdrücklich selbst an, daß er das Prosenium besteige! Wenn Goethe dergleichen nicht in die Anmerkungen verwies, sondern — und zwar in dichterischer Form — den Personen des Dramas in den Mund legte, so beweist das meines Bedünkens aufs Unzweideutigste, daß er, indem er dichtete, nicht ein Publicum von Zuschauern, sondern ein solches von Lesern im Auge hatte, daß er sich das Alles eben nicht als plastisch, bez. scenisch dargestellt, sondern sein Gedicht eben nur als Buch- oder Lesedrama gedacht hat. Bei einem geborenen Dramatiker, bei einem Shakespeare, Schiller, Kleist wäre Derartiges einfach undenkbar, und wenn die französischen Classiker und öfter noch die Spanier lange Schilderungen und poetische Erzählungen ihren Stücken einflechten, so handelt es sich wenigstens der Regel nach um Thatsachen und Begebenheiten, die nach der Anlage des Stücks außer der darzustellenden Handlung liegen, namentlich der letzteren vorausgegangen sind. Die ungemeine Häufung solcher nur auf das Scenische bezüglicher Schilderungen im zweiten Theile des Faust läßt aber auch erkennen, wie wichtig dem greisen Dichter solche Aeußerlichkeiten geworden waren. Es kann uns daher kaum Wunder nehmen, wenn bei den trotzdem unternommenen Versuchen einer scenischen Darstellung dieser Schöpfung der scenischen Ausstattung ein unverhältnißmäßiges, die schon an sich schwache und, offen gestanden, häufig recht uninteressante Action weit überwuchterndes Gewicht eingeräumt worden ist, dergestalt, daß das Ganze lediglich den Eindruck einer hauptsächlich auf die Schaulust und auf äußeren Sinnenreiz calculirten Ausstattungsoper oder eines für den jugendlichen Nachwuchs berechneten Weihnachtsmärchens macht.

Mit Vorstehendem sind die Bedenken, die gegen die Annahme der Möglichkeit bestehen, daß der zweite Theil der

Goethe'schen Faust-Tragödie, oder auch einzelne Abschnitte derselben, jemals ein gutes, regelrechtes Theaterstück und eine Bereicherung des stehenden Repertoires bilden könnten, noch keineswegs erschöpft. Meines Bedünkens aber genügen dieselben, dem Werke diese Eigenschaft abzusprechen.

Heinrich Laube, dem eine genaue Kenntniß der realen Bühne Niemand absprechen wird, scherzt einmal über die gelehrten Shakespeare-Interpreten, die gewöhnlich da einen besondern theatralischen Effect wahrzunehmen glauben, wo die praktische Erfahrung ein völliges Scheitern des Erfolgs zu constatiren hat. An solche Raisonnements wird man lebhaft erinnert, wenn ein neuerer Goethe-Interpret in die Hyperbel ausbricht: „Es giebt auf dem Theater keine zweite Scene von so ergreifender Symbolik, als das Erscheinen der flüchtigen Helena mit ihrem Frauengeleite im Hofe der gothischen Burg." Ich gebe zu, daß diese Decorations-Verwandlung, wenn der Decorateur die Sache recht effectvoll arrangirt, eine das Auge bestechende Wirkung erzielen kann. Es ist zu dem Ende nicht einmal nöthig, daß, wie es beispielsweise in Dresden trotz der beibehaltenen Worte der Phorkyas:

> Das ist was and'res gegen plumpes Mauerwerk,
> Das eure Väter, mit nichts dir nichts, aufgemölzt
> Cyklopisch, wie Cyklopen, rohen Stein sogleich
> Auf rohe Steine stürzend,

geschieht, der spartanische Palast des Menelaus, das hohe Haus, das sich Helena's Vater, Tyndareos, auferbaut, als eine Landschaft mit Tempeln und Palästen aus der höchsten Blüthezeit athenienfischer Kunst dargestellt werde, über die sich die heimkehrende Helena und ihre trojanischen Begleiterinnen wahrscheinlich nicht viel weniger verwundert haben würden, als wenn sie an dem Ufer des Eurotas den vollendeten Kölner Dom, das Heidelberger Schloß oder den venetianischen Dogenpalast angetroffen hätten. Ja ich meine, daß sich diese, sowie die weitere Verwandlung der gothischen Burg in einen arcadischen Liebes-Hain mit Lauben und Grotten noch weit wirkungsvoller durch Anwendung sogenannter Lichtbilder herstellen lassen würde. Was ist auch das Zwischenschieben einer jener unsäglich plumpen Decorationen, die Wolken und Nebel zu repräsentiren bestimmt sind, dem Wesen der Sache nach Anderes, als eine Anwendung des Zwischenvorhangs, den hier der Dichter, der für den 3. Act, in Anlehnung an die Antike, Einheit des Ortes ausdrücklich vorgeschrieben, sicherlich nicht gewollt hat. Einen anderen, als diesen Verwandlungs- oder Decorationseffect wird aber jener Moment nie und nirgends im Gefolge haben.

Als Heinr. v. Kleist dem Altmeister seine Penthesilea übersendet hatte, schrieb ihm derselbe: „Erlauben Sie mir zu sagen, daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der auf's neue Jerusalem und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: Hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkte getrau' ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderon's Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen!"

So sehr wußte der Meister (1808) den Werth des specifisch Theatralischen zu schätzen!

Wollen wir mit dem ersten Theile des Faust eine Probe, wie die von Goethe erwähnte machen, so bin ich auch da bei nur einigermaßen zweckentsprechender Darstellung des gleichen Effectes vollkommen sicher. Aber man gehe einmal den zweiten Theil ohne Musik und theatralischen Pomp und man sehe zu, was davon übrig bleibt!

Trotz alledem — und obgleich ich den momentanen Erfolg derartiger Unternehmungen nur sehr niedrig in Anschlag bringen kann — will ich mich doch durchaus nicht als absoluten Gegner solcher Versuche bekennen. Eines Theiles ist es, wenn nun einmal mit Scenerie und dergl. auf dem Theater Luxus getrieben werden soll und bei der nun einmal bestehenden Geschmacksrichtung getrieben werden muß, wol besser, daß eine Grundlage, die wenigstens dem nicht ganz gedankenlosen Theile des Publicums etwas zu denken giebt, gewählt werde, als die erste beste Feerie, das erste beste plump zusammengetragene Weihnachtsmärchen. Andern Theils ist es auch unbestreitbar wahr, daß Goethe's merkwürdiges Werk, so wenig auch im Grunde davon bei diesen Darstellungen übrig bleibt, auf diesen Wege in immer weitere Kreise dringt und so eine Anerkennung findet, die ihm sehr ungerechter Weise zeither versagt geblieben ist.

Auch ich verdanke den gegenwärtig beim Dresdner Hoftheater stattfindenden Darstellungen des zweiten Theiles der Faust-Tragödie die Veranlassung zu wiederholter eingehender Beschäftigung mit diesem, nach mehr als einer Seite hin interessanten Probleme und es wäre daher jedenfalls unrecht, wenn ich nicht für diese erneuete Anregung dankbar wäre. Aber je mehr man sich mit dem „incommensurablen" Werke beschäftigt und je tiefer man in dessen Wesen und Inhalt eindringt, nur um so klarer wird einem in Bezug auf diese Dichtung die Wahrheit des Goethe'schen Ausspruchs: „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthume!"

Heinrich Wuttke und seine Vorgeschichte der Bartholomäusnacht.

Von Dr. **Georg Müller-Frauenstein.**

Die Kraft eines Menschen steht oft in einem merkwürdigen Mißverhältniß zu dem, was er producirt. Es tritt mehr als bei allen anderen Wesen bei dem höchsten Gliede der Schöpfung zu dem Mechanischen oder auch dem technisch und wissenschaftlich Gelernten die geistige Freiheit hinzu, die sich in der Anwendung des thatsächlich Vorhandenen kundthut. Belege zeigen das Leben auf der Straße, der Geschäftsverkehr, die stillen Arbeiten in der Studirstube. In wie vielen untergeordneten Gliedern des großartigen Mechanismus, den wir Gesellschaft nennen, ruhen nicht nur verborgene Kräfte, die verkümmern und darum nicht mitzählen, sondern auch durchaus entwickelte, durch nichts anderes als den Willen des Besitzers zurückgehaltene und nach anderen als den natürlichen Abzugscanälen hingeleitete Zähig- und Fertigkeiten! Es strebt nicht Jeder, dem ähnliche Gaben beschieden wurden, nach der gleichen Anwendung derselben, sei es etwa wie hier ein Rothschild, dort ein Philippart oder Stroußberg, hier ein Krupp, dort ein Lesseps. In manchem einsamen Ferienwanderer mag ein Rohlfs oder Lenz, in manchem ungenannten Mitarbeiter kleiner Provinzialblättchen nicht nur die Lust, sondern auch das Zeug zu einem gefeierten Journalisten stecken. „Das Schicksal wollte es anders," so heißt es gewöhnlich, wenn solch' ein Fall einmal in eine allgemeinere Betrachtung gezogen wird, und unzählige Male ist mit dieser banalen Phrase der kürzeste und im Ganzen richtigste Ausdruck gefunden. Aber viele andere Male haben nicht zufällige Hindernisse, hat nicht der Mangel an Vermögen, an Verbindungen und Connexionen, sondern einzig und allein die freie Willensstraft des Betreffenden den Lebensweg bestimmt, der zu glänzenden Höhen hätte führen können, aber in einem kleinen, von lebens- und liebenswürdigen Herzensgenüssen durchwärmten Kreise mündete.

Besonders in die Augen fallen Beispiele aus dem Gelehrtenleben, das heute mehr wie sonst auch in Deutschland mitspielt im öffentlichen Leben der Nation.

Der Eine drängt mit athemloser Hast nach dem Genuß, den ihm der möglichst ofte Abdruck seines Namens in den Blättern der Vaterstadt oder, ist er schon bedeutender, des größeren oder kleineren Vaterländchens gewährt, der Andere zieht sich sensibel vor jeder Berührung der Art zurück, ist geradezu verletzt, wenn einmal von dem „ausgezeichneten Herrn N. N." in den Blättern zu lesen ist. Den Einen reißt eine magische Gewalt auf die Katheder der verschiedensten bürgerlichen und geselligen Vereine, den Andern hören nur die verschwiegenen Räume hier einer „Isis", dort eines „historischen Vereins". Einen tüchtigen Schriftsteller kenne ich, der über das Schicksal seines neuesten Opuskels erst beruhigt ist, wenn er das 60. Recensionsexemplar an die guten Freunde versandt hat, denen er früher ähnliche Dienste geleistet, manche anderen, welche die Besprechungen ihrer eigenen Bücher außer die in Fachzeitschriften grundsätzlich nicht lesen.

Doch nicht nur die Eitelkeit oder, drücken wir uns zarter aus, der Ehrgeiz, nicht nur der Widerwille gegen die Rolle des Beilchens, das im Verborgenen blüht, oder der philanthropische Eifer, größeren Kreisen zugänglich zu machen, was nur kleinere zu verdauen fähig sind, nein, auch ganz andere Umstände, Ueberlegungen grundverschiedener und doch gleich berechtigter Art wirken hierbei mit. Nehmen wir eins der edelsten Beispiele, wie sie sich deren nur selten bieten!

Der diesmalige Weihnachtstisch brachte uns ein Phänomen, den 1. Theil der Weltgeschichte eines Mannes, der am 21. December gerade sein 86. Lebensjahr angetreten hatte. Durch die meisterhafte Benutzung eines freilich auch von manchem Glücksstern bestrahlten Lebens, das uns eine Art Goethe'schen Zuges aufzuweisen scheint, hat es Leopold v. Ranke dahin gebracht, daß zu der 1824 begonnenen, besonders in den letzten Decennien aber erstaunlich angewachsenen Reihe trefflicher Geschichtswerke nun als Krönung des Gebäudes eine von olympischer Höhe herab über das Gewühle der verflossenen Jahrtausende gewonnene Gesammtübersicht treten kann. Der Meister kühler Berechnung, als der Ranke in seinen Werken erscheint, bewährt sich auch in dem größten Meisterstück, der rationellen Ausbeutung des ihm gewährten Lebensmaßes. Kein Abirren von dem wohlüberlegten Wege! Kein unnützer Versuch, nebenbei auch auf andern Gebieten als auf denen des Schriftstellers und akademischen Lehrers seine Kraft zu zersplittern! Stein fügt sich zu Stein, und ein classischer Mann, um den uns späte Jahrhunderte beneiden werden, steht vor uns.

Dagegen ein anderes Bild! 4½ Jahre sind jetzt verflossen, seit in Leipzig ein Mann starb, dem derselbe brennende Arbeitsdrang, derselbe großartige historische Blick — man verzeihe den Ausdruck —, derselbe kritische Scharfsinn eigen war als dem Berliner Meister, aber wie anders die Resultate dieses doch auch an Anstrengungen aller Art überreichen Lebens!

Heinrich Wuttke hat viel, sehr viel veröffentlicht, nicht weniges Treffliche, manches jetzt noch Unübertroffene, wie sein „Posener Städtebuch" und eine ganze Reihe kleinerer Werke, z. B. „die Gewißheit der Geschichte", aber sein Ziel, sich neben Ranke als gleichberechtigter Vertreter einer andern Geschichtsauffassung zu schwingen, hat er nicht erreicht. Und der Grund davon liegt für den genauen Kenner der Verhältnisse klar zu Tage. Wer die riesige Hinterlassenschaft an zum Theil soll ganz, zum Theil halb vollendeten Werken genauer zu durchmustern Gelegenheit hatte, begnügt sich nicht mit dem gäng und gäben Hinweis auf die Zersplitterung der Arbeitskraft, der Wuttke erlegen sei, oder auf die zu rege Antheilnahme, die er dem öffentlichen Leben, den politischen Bestrebungen seiner Zeit geschenkt habe, nein, er sieht hier staunend, daß der Hauptgrund eine zu große Gewissenhaftigkeit gewesen sei, die ihn immer und immer wieder abhielt, die letzte Hand anzulegen an Werke ersten Ranges, die ihn doch fort und fort neben einander Decennien und mehrere Decennien beschäftigten. Dies ist also auch ein Grund — bei Wuttke der Hauptgrund —, freilich nur ein Grund für einseitig idealistisch angelegte Naturen, die dem Handwerksmäßigen der Wissenschaft kein rechtes Verständniß entgegenbringen, die nur der Sache, nicht auch daneben oder etwa allein ihrer eigenen lieben Person wegen arbeiten und den Genuß und Dank der Arbeit in dieser, nicht in der Anerkennung der Welt finden, die da warten und warten und dann plötzlich, wenn das Glück ihnen hold ist, in ihrer ganzen gewappneten Schöne, wie Minerva aus Jupiters Haupt, vor die staunende Mitwelt treten oder — sterben mit dem Bewußtsein, mehr gewollt, das Höchste erstrebt zu haben, aber nur in einem kleinen Kreise erkannt worden zu sein.

Wenn man die literarische, ungehobene Erbschaft des Leipziger Professors sieht, erkennt man, daß seine bei weitem meisten Veröffentlichungen Gelegenheitsschriften, allerdings zum Theil in großem Maßstabe waren. Es ist hier nicht der Ort, dies im Einzelnen nachzuweisen, wol aber widerstrebt es unserem Gefühle, zu der Ungunst des Schicksals, welches Wuttke eine um volle 30 Jahre kürzere Spanne Lebenszeit als Ranke zuwies, welches seinem Leibe zwar einen schönen, schmerzlosen und schnellen Tod gab, seinem Geiste aber durch dieses jähe Herausreißen mitten aus dem Schaffen die Zeitigung seiner Pläne entzog, noch eine neue Ungerechtigkeit zu fügen. Was wäre es aber anderes, wenn wir über den unverhältnißmäßig größeren und bedeutenderen Theil seiner Arbeiten, der in ungefähr 100 großen Cartons vertheilt der Auferstehung — vielleicht vergeblich — harrt, kalt zur Tagesordnung übergingen? Eine „Propädeutik der Geschichte" in 8 großen Cartons, also auf 2—3 starke Bände berechnet, ein Werk über die „Historischen Hilfswissenschaften" von mindestens doppelt so großem Umfange, eine „Völkerkunde" von 4 Cartons, eine lange Reihe specialgeschichtlicher Arbeiten, unter ihnen neben preußischer besonders die „neueste Geschichte von 1830 an bis zur Gegenwart", eine Masse Material zur Vollendung der „Geschichte der Schrift" (deren 1. Theil bekanntlich 1872 erschien) und zu den „Anfängen der Musik", eine zu 3 Viertheilen fertig gestellte philosophische Schrift gegen den Materialismus — alles das würde in einer anderen Zeit, wo die Massen- und Ueberproduction des literarischen Marktes nicht einen so hohen Grad erreichte wie heute, jedenfalls schon genügen, um die Augen und wol auch fleißige Hände der gelehrten Welt dem Schatze in der Reudnitzer Studirstube zuzuführen. Aber diese Fülle ist doch immer nur Nebenarbeit, das Hauptwerk von Wuttke's Leben ist eine „Allgemeine Geschichte", 18—20 Bände füllend, deren Stoff auf nicht weniger als 63 Cartons vertheilt ist.

Man darf sich nicht die Verzweiflung ausmalen, welche den Mann erfassen müßte, der als Knabe den Plan dieser Riesenarbeit faßte, der die mehr als 30 Jahre seiner Kraft, ihr sein Thun und Denken widmete, wenn er seines ganzen irdischen Daseins Zweck und Ziel so völlig unbenutzt von der Nachwelt sehen sollte. Und wer das Programm dieser Weltgeschichte oder noch besser wer die ausführliche Inhaltsübersicht, die einen ganzen Foliband füllt, durchgelesen hat, der könnte sich keine trefflichere Ergänzung zu dem neuen Ranke'schen Buche wünschen, dessen 1. Theil und dessen Vorrede uns ja deutlich zeigt, was wir in ihm suchen sollen und was der Autor nicht zu geben beabsichtigt.

Mit ungeheuchelter Wehmuth, mit einem vergleichenden Blick auf den 1. Band der Ranke'schen Weltgeschichte ergreifen wir nun ein neben diesem liegendes, an Umfang um ⅔ zurückstehendes Werkchen, das im Sommer 1879 bei T. O. Weigel erschien, die einzige bis jetzt gebotene Gabe aus Wuttke's

Nachlaß.*) Das sauber ausgestattete, mit einer Zeittafel und genauem Inhaltsverzeichniß versehene Buch, dessen Vorwort ebensowol über meinen, also den Antheil des Herausgebers, als über die gesammten Manuscripte des Verfassers orientirt, ist ein Bruchstück aus der oben genannten „Prophetik der Geschichte". Es enthält die als Muster einer historischen Specialuntersuchung ausgearbeitete Beantwortung der Frage: „Ist die Niedermetzelung der Hugenotten in der Bartholomäusnacht 1572 erst kurz vor ihrer Ausführung beschlossen worden oder ging sie aus einem alten Anschlag hervor?"

Darüber ist bekanntlich bis in die neueste Zeit viel gestritten worden, und unser Autor führt uns gleich auf den ersten 14 Seiten, um den dermaligen Standpunkt der Wissenschaft festzustellen, eine lange Reihe glänzender Schriftstellernamen und die kurze Analyse sämmtlicher wichtigen, seit 1760 ausgesprochenen Meinungen auf, so daß die Schwierigkeit des Unternehmens, hier völlige Klarheit zu verschaffen, dem Laien wie dem Fachmann in die Augen springt. Französische und englische, niederländische wie belgische, italienische wie deutsche Historiker, Mérimée und Capefigue, Michelet und Martin, Schiller wie Wachler, Groen van Prinsterer wie Dyer und Lingard, Ranke und Schlosser nehmen hier das Wort, um uns schließlich in einem Zustande völliger Rathlosigkeit zurückzulassen, aus dem kein Autoritätenglaube herauszuhelfen vermag, dem zu entrinnen uns aber die sich anschließende Feststellung der eigenen Methode mit Sicherheit hoffen läßt.

Mit durchdringender Schärfe stellt unser besonnener Pfadfinder die Fragen fest, die wir, um 300 Jahre zurückgehend in der Quellenuntersuchung, an die Gewährsmänner der ersten Nachrichten, gewissermaßen an die Urquellen zu richten haben.

Der 3. und Hauptheil (Seite 17—196) führt uns die vorhandenen Ueberlieferungen vor, aber in einer Weise, die uns bis zum letzten Moment die Freiheit des Urtheils ermöglicht. Wir sehen in diesem Umfang einen ganz besonderen Vorzug dieses Buches, er ermöglicht auch, wie kein anderer, das allgemeine Interesse, das nicht nur den Studenten oder jungen Historiker, für deren Ausbildung in kritischer Hinsicht das Buch wie geschaffen ist, sondern den gebildeten Leser überhaupt nicht verläßt, bis er das Buch aus der Hand gelegt hat. Sugenheim konnte noch 1843 die Bartholomäusnacht eins der größten Räthsel nennen, welche die Weltgeschichte kennt. Jedenfalls giebt es kaum eins, das vor Allem in protestantischen Ländern so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande ist als dieses. Der Brand Magdeburgs kommt ihm darin am nächsten. Weit gefehlt wäre es aber anzunehmen, die kritische Sonde, die in unserm Buche mit Meisterschaft gebraucht wird, sei von protestantischer Voreingenommenheit oder irgend welchem religiösen oder nationalen Parteigefühl beeinflußt. Gerade das erkennen streng ultramontane wie positiv lutherische und reformirte Schriftsteller in gleichem Tone an dieser Beurtheilung des Pariser Gemetzels an, daß sie frei von jeder Subjectivität in der angedeuteten Richtung sei. Die hugenottischen Quellen werden eher mit zu viel als zu wenig Mißtrauen betrachtet. Darin unterscheidet unser Buch sich so höchst vortheilhaft von dem fast gleichzeitig in Genf erschienenen Werke Borbier's: la Sainte Barthelémy et la critique moderne, dessen Resultat sonst in erfreulichem Maße mit dem unsern übereinstimmt.

Dieses Endergebniß, auf das es uns hier allein ankommt — die Natur des Buches schließt ein Referat nach Capiteln aus —, neigt sich nun zweifellos schon nach der Musterung der 3 ersten Quellengruppen ganz entschieden dahin, daß eine längere Vorbereitung, ein tiefer angelegter Plan voll Hinterlist und Verstellung, nicht ein plötzlicher Entschluß die greifliche That vom 24. August 1572 veranlaßt habe.

Die amtlichen Kundgebungen der Regierung über die That (A, Seite 17—37), die Auslagen Heinrich's v. Anjou, des Bruders des Königs Karl IX. und späteren Königs von Polen und (als Heinrich III.) von Frankreich (B, Seite 37—49), dazu die in der ersten Zeit nach dem Ereignisse gegebenen ursprünglichen Berichte in besonderen Darstellungen desselben, katholische wie hugenottische (C, Seite 49—77), diese 3 ersten Capitel beweisen deutlich (Seite 78—80), daß die Regierung verlogen war und in ihren Angaben schwankte, daß sie z. B. die Guises ohne alle Berechtigung mit der Schuld an dem Morde belasten wollte, daß weder die Pariser Bevölkerung aus eigenem Antriebe noch eine Verschwörung der Hugenotten die letzte Triebfeder abgegeben hatten, — dagegen daß der Bruder des Königs mit seinen dreimaligen abweichenden Darstellungen sich selbst und unanfechtbaren anderen Zeugen widersprach und schließlich, daß der König am 26. August in einer feierlichen Parlamentssitzung den Befehl zur That auf sich selbst nahm.

Schließen wir hier sogleich eine zweite Zusammenstellung von Ergebnissen an (Seite 206 u. 207), welche die alleinige Urheberschaft der königlichen Familie bestimmt beweist! Von ihr gingen die getroffenen Maßregeln, auf denen die Ausführung beruhte, aus. In den von ihr gemachten, für die Oeffentlichkeit bestimmten Angaben über das Ereigniß ist nicht nur eine oder die andere Unwahrheit, sondern eine fortgesetzte Verlogenheit bewiesbar. Der König selber legte im Parlamente das Bekenntniß ab. Seine Diener rühmten in der ersten Zeit nach der That gegenüber den katholischen Mächten die voraus übertage Ausführung. Es fand sogar eine Unterschiebung des päpstlichen Heirathsdispenses für Magarethe von Valois und Heinrich von Navarra statt. Der König gab schon mehrere Monate vorher dem Cardinal Alessandrino die Versicherung, die Verheirathung seiner Schwester mit dem Ketzer sei für ihn ein Mittel, sich an seinen Feinden zu rächen. Endlich der mit dem Gouverneur von Lyon, Mandelot, gepflogene briefliche Verkehr, der allein uns zum Theil erhalten ist und nicht öffentliche Instructionen von der Regierung enthält, läßt überall auf Hintergedanken und Anschläge schließen.

Weder der Papst noch Philipp II. von Spanien, noch Alba in den Niederlanden haben mehr als geheimnißvolle Andeutungen vor der That empfangen, sie alle aber und mit ihnen die scharfsinnigsten Beobachter des französischen Hofes wie seine vertrautesten Berather glauben nach derselben an eine wohlüberlegte lange Vorbereitung derselben.

Wir sind damit dem Gange der Untersuchung vorausgeeilt, die uns auf Seite 81—83 (D) Aeußerungen in früheren oder späteren Staatsschriften aus dem Kreise der Unterrichteten, Seite 83—113 (E) Denkwürdigkeiten einzelner Zeitgenossen, Seite 113—142 (F) die zeitgenössischen Bearbeiter der allgemeinen Geschichte, Seite 144—187 (G) die Briefschaften und Actenstücke aus dem diplomatischen Verkehr und endlich (H) auf Seite 187—196 den auf das Ereigniß bezüglichen inneren Geschäftsverkehr der französischen Regierung vor Augen führt. Die Abhandlung schließt mit einer „Deutung aus dem Thatsächlichen" (S. 197—209) und mit einer „Prüfung des Vorganges nach den allgemeinen öffentlichen Verhältnissen".

Die reichste Ausbeute gewähren hiervon die Abtheilungen E und G, die Denkwürdigkeiten der katholischen wie protestantischen Zeitgenossen und besonders die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten diplomatischen Schriftstücke, also der Verkehr mit dem Kaiser Maximilian II., den deutschen protestantischen Reichsständen, mit Lothringen, England, den Venetianern, mit Florenz, Spanien, dem Papste und der Türkei. Daraus Einzelheiten herauszugreifen, würde zu weit führen; wir können dem aufmerksamen Leser nur rathen,

*) Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Historisch-kritische Studie von Heinrich Wuttke. Herausgegeben aus dem Nachlasse von Dr. Georg Müller-Frauenstein. Leipzig, T. O. Weigel 1879. XII u. 216 S. 8°.

selbst zu sehen, wir sind überzeugt, daß dieses Referat ihm dürftig erscheinen muß neben dem Leben und der Stofffülle, die in dem Wuttke'schen Buche herrschen.

Bewunderung flößt die gewaltige Belesenheit ein, die dabei nirgend prunkend hervortritt, die durchsichtige Sprache und scheinbar so höchst natürliche Ordnung und Sichtung des Materials, die Schärfe der Kritik und die Kunst des Aufbaues von ganzen Ketten beweiskräftiger Schlußfolgerungen.

Wahrhaftig, die Gefühle, mit denen wir diese bedeutendste Arbeit der letzten 50 Jahre über die Blutbuchzeit aus der Hand legen, sind eigenthümlich gemischte; die Freude über den Genuß der Lectüre wird schmerzlich getrübt von der Erinnerung an den kolossalen Rest von Arbeiten desselben Geistes, für deren Nutzbarmachung, wie ich hier nochmals gleich der Einleitung S. VI mir anzusprechen erlaube, durch diese Abhandlung noch mehr Mitarbeiter herangezogen werden mögen!

Bücherbesprechungen.

□ **Altarreden.** Eine Sammlung von Casualreden in Beiträgen namhafter Geistlichen der evangel.-luth. Kirche Deutschlands, herausgegeben von Gustav Leonhardi, Pfarrer zu Zschaitz. Erster Band. Leipzig, B. G. Teubner, 1880. 2,40 ℳ. — Die Aufgabe der Casualredе bestimmt der Herausgeber im Vorwort mit vollem Rechte dahin, daß sie den einzelnen Casus unter das Centrallicht des göttlichen Wortes, des Evangeliums von Christo zu stellen und der objectiven Heilsverkündigung durch seelsorgerliches Eingehen in die persönlichen Verhältnisse und geistlichen Bedürfnisse der Hörer Bahn zu brechen hat. Die Verherrlichung des menschlichen Subjects, die Apotheose des rein Menschlichen und die Ausschmückung des speciellen Casus mit sentimentalen Schilderungen und Phrasen, wie sie der rationalistischen, der modernen Casualrede überhaupt so vielfach eignet, widerspricht durchaus ihrem wahren geistlichen Charakter, und degradirt den Diener des göttlichen Wortes zu einem in feiler Menschenknechtschaft dem Modegeschmack huldigenden, nach Menschengunst gelüstenden Schönredner. Der so präcisirten Aufgabe entsprechen auch durchweg die hier gesammelten „Altarreden", welcher Titel im weiteren Sinne des Wortes zu verstehen ist, nach welchem, um mit dem Herausgeber zu reden, „überall Altar des Herrn ist, wo man dem Herrn opfert im priesterlichen Schmuck". Der vorliegende erste Band enthält Confirmations-, Beicht- und Abendmahlsreden. Der Name des Herausgebers, der nicht blos durch eigene homiletische Erzeugnisse in weiten Kreisen auch über Sachsen hinaus rühmlichst bekannt ist, sondern auch in verschiedenen homiletischen Sammelwerken seine feine und geschickte Sammlerhand documentirt hat, bürgt für die Tüchtigkeit und Gediegenheit der gelieferten Arbeiten, die in reicher Anzahl (16 Confirmationsreden und 33 Beicht- und Abendmahlsreden) sehr dankenswerthe Winke und Anregungen für die Lösung der in mancher Beziehung nicht leichten Aufgabe, die namentlich bei der Confirmation dem Homileten gestellt ist, geben. Die Beicht- und Abendmahlsreden schließen sich in sehr angemessener Weise dem fortschreitenden Gang des Kirchenjahres an. Wir können diese „Altarreden" daher nur angelegentlich als wohlgelungene, treffliche Leistungen empfehlen, die ebenso aus dem Geist der bekennenden Kirche geschöpft sind, als sie den Forderungen der Homiletik durchaus entsprechen, nicht wenige in sehr hervorragender Weise. Daß für die Ausstattung aufs Beste gesorgt ist, bedarf bei einem Werke aus dem Verlage von B. G. Teubner keiner Versicherung.

* **Tropfen des Lebens** gesammelt von Frau Emma Gebauer. Leipzig, Verlag von Eduard Baldamus, 1880. — Das vorliegende Werkchen ist eine Anthologie, aber nicht gewöhnlicher Art. Es sind zwar nur „Tropfen", denn die kräftige und stark wirkende Medicin will und muß in kleinen Dosen genossen sein, aber Tropfen, die eine Lebensessenz für geistige Schwächen, für kranke Seelen, für entmuthigte Herzen enthalten. Mit Geist und sinnigem Gemüth, wie mit feinem Takt, richtigem Verständniß dessen, was noth thut, hat die Verfasserin die Auswahl aus dem reichen Schatz unserer nationalen Gedankenwelt, unserer deutschen Literatur getroffen und die geistigen Goldkörner unserer Denker und Dichter ebenso geschmackvoll, wie zartfühlend geordnet und zusammengestellt. So widmet sie das auch in seinem Aeußern von dem Verleger reizend ausgestattete Büchlein „den deutschen Frauen, die in ihrem oft mühevollen Berufe als Erzieherinnen des Menschengeschlechtes wol einer solchen Herzstärkung bedürfen, um nicht unterzugehen im sorgenvollen Strome des Alltagslebens oder im geräuschvollen Flusse ungesunder Vergnügungssucht". Eine derartige Herzstärkung, wie sie uns die Verfasserin bietet, ist in unserer materiellen Zeit ein ganz besonderes Bedürfniß, namentlich Bedürfniß für die deutsche Frau, welche mehr wie jede andere die Nothwendigkeit geistig gemüthlicher Anregung fühlt, aber unter dem Zwange häuslicher Geschäfte nur in verhältnißmäßig seltenen Fällen die Muße finden kann, um auch die Bedürfnisse des Geistes und Herzens zu befriedigen. Der geistigen Trägheit, der Genußsucht, der Blasirtheit, die, trotzdem daß sie gegen den Charakter unseres Volkes sind, auch bei uns in Schrecken erregender Weise, schon ehe das Leben eigentlich und so recht begonnen hat, Eingang gefunden haben, will das Schriftchen durch die Fülle sinnvoller Worte, anregender Gedanken und tiefgefühlter Stimmungen entgegenarbeiten. Inwieweit dies der Verfasserin gelungen ist, können wir im Einzelnen hier nicht durchführen, aber nicht unterlassen können wir, der Ueberzeugung hier noch Ausdruck zu geben, daß diese „Tropfen des Lebens" ein wirksames Elixir sind zur Heilung mancher Schäden des Herzens wie der Seele.

—r. Der 7. Band der von dem Seminardirector Israel zu Zschopau herausgegebenen Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts bringt uns eine höchst originelle Abhandlung mit dem originellen Titel: Sieben böse Geister, Welche heutiges Tages guten Theils die Küster oder so genannte Dorff-Schulmeister regieren, Als da sind: 1. der stolze, 2. der faule, 3. der grobe, 4. der falsche, 5. der böse, 6. der naise, 7. der dumme Teuffel. Welchen kömmt hinten nach gehunden als ein Ueberleger Der arme Teuffel, auß dessen miserablen Auffzug und Erzehlungen der elende Zustand der armen Dorff-Küster einiger maßen zu erkennen. Mit angefügten sieben Küster-Tugenden. (Zschopau, Verlag von F. A. Rascht 1880.) — Das Bild, welches uns in dieser Schrift von den äußern Verhältnissen der Lehrer und Schulen vor etwa zweihundert Jahren vorgeführt wird, ist bei aller frischen, hier und da humoristischen Darstellung kein erfreuliches. Der ungenannte geistreiche Verfasser ist jedenfalls ein geschworener Feind der Dorfküster bez. Lehrer an Dorfschulen gewesen, denen er alle erdenklichen schlimmen Eigenschaften zur Last legt. Im Gegensatze zu der Ansicht des Herausgebers möchten wir fast glauben, daß der Verfasser dem geistlichen Stande angehört habe: wahrscheinlich hat derselbe das Unglück gehabt, mit Dorfküstern von dem Schlag, wie er sie schildert, zusammen amtiren zu müssen und insolge dessen seinem Hasse gegen die ganze Species der Dorfschulmeister Luft zu machen sich veranlaßt gefunden. Für bedenklich würden wir es übrigens erachten, wenn man den Zustand des Schulwesens am Anfang des 18. Jahrhunderts allein nach dem Inhalt der vorliegenden — man kann wol sagen — Schmähschrift beurtheilen wollte, in welcher zum Mindesten die Schattenseiten der damaligen Schulverhältnisse stark aufgetragen sind.

Leipzig, 26. Febr. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. VI. Leipzig, Börsenverein der deutschen Buchhändler.

Arendt, Allgemeine Staatsversicherung und Versicherungssteuer. Ein Beitrag zur Frage der Arbeiterversicherung. Leipzig, Duncker & Humblot.

— — Die Reichsunfallversicherung. Leipzig, Duncker & Humblot. 2 ℳ

Arendts' Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 3. Jahrg. 5. Hft. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.

Arlosoff's Rajendr Roland. 9. u. 10. Lfg. Breslau, S. Schottländer. à 1,50 ℳ

Bauer, Vor zehn Jahren. Aus ungedruckten Tagebüchern eines Zivilisten im Kriege. Berlin, Nordeutsche Buchdruckerei.

Bernays Jubelausgabe der Voß'schen Odyssee-Uebersetzung. Stuttgart, J. G. Cotta. 8 ℳ

Birnbaum, Ueber Gewinn und Verlust durch den neuen Zolltarif in der Landwirtschaft. Leipzig, Hugo Voigt.

Brentano, Zur Lösung der trojanischen Frage. Heilbronn, Gebr. Henninger. 3,50 ℳ

Briefwechsel, Aus dem politischen, des deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England. Gotha, F. A. Perthes. 2 ℳ

Cernuschi, Le Bimétallisme. Paris, Guillaumin et Cie. 2 Francs.

Conservative Monatsschrift. Allgemeine. Von M. v. Nathusius. Febr. Leipzig, Hinrichs. Vierteljährl. 2 ℳ.

Corvin's Illustrirte Weltgeschichte. 2. Aufl. 46. bis 50. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.

Dietrich's Vortrag: Vorschläge zur Erweiterung des Geschäftskreises der Landes-Kultur-Rentenbank. Dresden, W. Schönfeld. 40 ₰.

Dreßler, Kalenderbüchlein. 3. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 1,50 ℳ

Entwurf eines Gesetzes betr. die Versicherung der in Bergwerken ꝛc. beschäftigten Arbeiter gegen Unfälle. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1 ℳ

Ettig, Familienleben und Familienerziehung in poetischen Bildern nach dem Leben. Grimma, Gustav Gensel.

Fabriken, Amtliche Mittheilungen aus den Jahresberichten der mit Beaufsichtigung der, betrauten Beamten. Jahrg. 1879. Zwei Bände. Berlin, Fr. Korthkampf.

Faulmann's Illustrirte Kulturgeschichte. 11. bis 16. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Frank, Die Krankheiten der Pflanzen. 2. Hälfte. Breslau, Ed. Trewendt.

Gebhardt, Thüringische Kirchengeschichte. 4. u. 5. Lfg. Gotha, F. A. Perthes. 2 ℳ

Hamburg, Kritische Untersuchungen über Militairdienstverficherung. Jena, Gustav Fischer.

Hasbagen's Predigt: Die Hochzeit zu Cana. Leipzig, Hinrichs.

Häuser in Hamburg. Die prämirirten Entwürfe der Concurrenz zum Bau Reimer. Hamburg, Strumper & Co.

Herbst, Encyklopädie der neueren Geschichte. 3. Lfg. Gotha, F. A. Perthes. à 1 ℳ

Holzschneidekunst, Meisterwerke der, 25. Lfg. Leipzig, J. J. Weber. à 1 ℳ

v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. 8. bis 10. Lfg. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Huth, Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Auszugsweise umgearbeitet von L. Katscher. Leipzig, C. F. Winter.

Kostanj, Universal-Lexikon der, 2. Aufl. 1. Lfg. Leipzig, J. J. Weber. 1,20 ℳ

Kotelmann, Ist die heutige Jugend der höheren Lehranstalten mit Schularbeit überbürdet? Hamburg, C. Boysen. 60 ₰.

Kraszewski's ausgewählte Werke: 4. bis 6. Bd.: Die Sphinx. Roman in 3 Bänden. 9 ℳ; 7. Bd.: Der dritte Mai. Historisches Drama. Stahl und Stein. Dramatisches Spottgedicht. 2 ℳ; 8. Bd.: Wie Herr Paul freite. Wie Herr Paul heirathete. Zwei Erzählungen. 3 ℳ

Kreilsmeyer u. **Kohlrausch**, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 9. Lfg. Leipzig, J. G. Bach. à 4 ℳ

Kritische Bemerkungen zu dem Entwurfe eines Gesetzes betr. die Versicherung der in Bergwerken ꝛc. beschäftigten Arbeiter gegen Unfälle. Von einem Industriellen. Breslau, Louis Köhler.

v. Lasaulx, Erinnerungen an Amalie, Schwester Luyssinne, Oberin zu Bonn. 3. Aufl. Gotha, F. A. Perthes. 3 ℳ

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 13. u. 14. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Leonhardi, Altarreden. 2. Sammlung. 1. Bd. Leipzig, B. G. Teubner. 2,40 ℳ

Lessing's Werke, Illustrirte Prachtausgabe von Dr. Heinr. Laube. 1. Lfg. Wien, Sigmund Bensinger. à 50 ₰.

Maaß' Vortrag: Die amerikanische Zeitung. Wien, Otto Maaß.

Mehring, Memoiren zur Zeitgeschichte. 1. Abthlg.: Vor dem Sturm. Leipzig, F. A. Brockhaus. Geh. 6 ℳ

Metternich's nachgelassenen Papieren. Aus, 3. u. 4. Bd. Wien, Wilh. Braumüller.

Müser's neue Gedichte: Schauen und Schaffen. Stuttgart, Levy & Müller. 3,60 ℳ

Musikalien, Neue, von Rob. Forberg, Leipzig:. Barge, Sammlung, Nr. 8, Mazurka von F. Chopin 1,25 ℳ; Holländer Op. 3, Spinnerlied für Streichquartett 1,25 ℳ; Reupke Op. 5, drei Lieder, 1. u. 3. à 75 ₰, 2. u. 4. à 1 ℳ; Rheinberger-Schaeb Op. 107, fünf Hymnen, 1. u. 2. à 1,25 ℳ; Schmidt Op. 51, Drei Gedichte von Fritz Reuter, 1. 1 ℳ, 2. 1,50 ℳ, 3. 2,60 ℳ; Tschaikowsky Op. 37: Die Jahreszeiten 2,50 ℳ; Wohlfahrt Op. 66: Leichte Trios Nr. 5 2,25 ℳ; Op. 70 Reise-Erinnerungen 1. u. 2. à 1,25 ℳ; Wolf Op. 37 Rondo 1 ℳ; Op. 38, 1) Marigläschen 75 ₰, 2) Vanderlied 75 ₰; Op. 39 Nedereien 1 ℳ; Op. 90 Herzenswünsche à 1 ℳ; Op. 91 Scherzo 1 ℳ — Dgl. von Rob. Meinhold in Dresden: Jüngst, Frühling und Nachtgall. Für eine Singstimme m. Pianof.-Bgltg. 1 ℳ; Jüngst, Wär' ich ein mal der liebe Gott. Für Bariton u. Pianof.-Bgltg. 80 ₰.

Natur- und Heilkunde in Dresden, Jahresbericht der Gesellschaft für. Berlin, G. Reimer.

Naturwissenschaften. Encyklopädie der, 1. Abthlg. 18. Lfg.: Handbuch der Botanik, 7. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen ꝛc. 3. Lfg. Leipzig, Fred. Hirt & Sohn.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Februar. Breslau, S. Schottländer. Vierteljährl. 6 ℳ

Oberdieck, Deutschlands beste Obst-Sorten. 4. Lfg. Leipzig, Hugo Voigt.

v. Oettingen, Obligatorische und facultative Civilehe nach den Ergebnissen der Moralstatistik. Leipzig, Duncker & Humblot. 2 ℳ

Ortmann, Festspiel zur Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen ꝛc. Hamburg, J. F. Richter.

Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. Fig. 90: Giebelgruppen des Zeustempels in Olympia. Leipzig, Hinrichs. 1 ℳ

Osbin, Mittheilungen des Museums für Geschichte des, und seiner Umgebung. 2. Hft. Von Dr. Alfred Moschkau, Osbin. Selbstverlag.

Peschel, Völkerkunde. 5. Aufl. von A. Kirchhoff. 1. Lfg. Leipzig, Duncker & Humblot. 2 ℳ

Peschel's Physische Erdkunde. Herausgegeben von G. Leipoldt. 9. bis 14. Lfg. Leipzig, Duncker & Humblot.

v. Ranke, Weltgeschichte. 1. Theil 1. u. 2. Abthlg. 2. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot.

Rönnau, Der poetische Reichsrichter in der Westentasche. — Derselbe, Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich in Gedichtform verfaßt. — Derf., Das Buch vom bewußten u. unbewußten Leben Meyer. 3. Aufl. — Derf., Das neue Laienbrevier des Häckelismus. II. Theil: Exodus. III. Theil: Leviticus ꝛc. — Derf., Neuer freier Barnab. Bern & Leipzig, L. Frobeen.

Richter, Allgemeine Wirthschaftslehre. Freiberg & Thavandt, Craz & Gerlach.

Rintelen, Systematische Darstellung des gesammten neuen Prozeßrechts. 1. Bd. Breslau, Maruschke & Berendt. 10 ℳ

Roggenbach, Eine Gabe zum gemeinen Nutzen in Predigten, Lehrvorträgen u. Aphorismen. II. Gotha, F. A. Perthes. 1 ℳ

Roitzger's ausgewählte Schriften. 7. bis 10. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 ₰.

Rohmäßler, Der Wald. 3. Aufl. 4. Lfg. Von Prof. Willkomm. Leipzig, C. F. Winter. à 1 ℳ

Sacher-Masoch, Neue Judengeschichten. Leipzig, E. L. Morgenstern. — — Novellen: „Galizische Geschichten". Neue Folge. Bern u. Leipzig. L. Frobeen.

Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. 5. Jahrg. 1. Hft. Leipzig, Duncker & Humblot. 8 ℳ

Schulze, Skizzen hellenischer Dichtkunst. Gotha, F. A. Perthes. 2,40 ℳ

v. Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. 1. u. 2. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Schweizer-Sidler, Ein, Zur Warnung für junge Binnenländer erzählt von Dr. H. G. — B. Leipzig, Gustav Braun. 2,50 ℳ

Seydel, Die Harnbeschwerden, ihre Ursachen und Wirkungen. 4. Aufl. von Dr. J. C. Günz. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 2 ℳ

Statistik der deutschen Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung für 1879. 3 ℳ

Stoerk's Vorträge: Sprechen und Singen. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1,20 ℳ

Unfallversicherung siehe „Entwurf", „Arendt" und „Kritische ꝛc."

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 2. Hft 1881. Leipzig, F. A. Brockhaus. Vierteljährl. 4,50 ℳ

Zeitschrift des k. Preuß. Statistischen Bureaus. 20. Jahrg. 1880. III. u. IV. Heft (Juli bis Dec.). Berlin, Selbstverlag. 10 ℳ pr. Jahrg.

☞ Infolge eines uns von unseren Lesern mehrfach ausgesprochenen Wunsches ersuchen wir wiederholt die Herren Verleger und Herausgeber der uns zur Besprechung zugehenden Bücher, den Preis derselben uns gef. anzugeben.

Die Redaction.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 18. Donnerstag, den 3. März. 1881.

Inhalt: Zwei Berge des Südens. II. Monte Crocione. — Lieferungswerke (P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. Deutsche Illustrirte Volksbücher, von Berthold Auerbach. Illustrirte Cultur-Geschichte, von K. Faulmann. „Unser Jahrhundert", von O. v. Leixner. Illustrirte Weltgeschichte für das Volk, von Gorwin und Diefenbach. „In ewigen Eis", von F. v. Hellwald. „Die Erde und ihr organisches Leben", von Dr. Klein und Dr. Thomé. Flora von Deutschland. „Germania", von Joh. Scherr. „Ein Spaziergang um die Welt", von v. Hübner. Ariost's rasender Roland, von Kurz-Hefse-Doré. „Nordlandsfahrten").

Zwei Berge des Südens.

II. Monte Crocione.

Der Monte Crocione (Großkreuzberg, so genannt von dem großen Kreuz, welches auf seinem höchsten Gipfel aufgerichtet ist, früher wol auch Monte Catoiga geheißen, s. Leuthold's Specialkarte der Schweiz) ist unstreitig die schönste Berggestalt am Comer See, die jedem Besucher des Sees, besonders dem in Bellagio, dem schönsten Punkte desselben, Weilenden sofort ins Auge fällt und den geübten Alpenwanderer unwiderstehlich zur Besteigung einladet. Der Berg ist eine imposante Pyramide, auf breiter Basis unmittelbar vom See aufsteigend. Er ist zwar nur 5250 F. hoch, da aber der Comer See selbst nur 656 F. über Meer liegt, so ist die absolute Höhe immerhin bedeutend genug; die Besteigung erfordert bis zur Spitze 4—5 Stunden Zeit, das Herabsteigen bis herunter zum See ebenfalls 4 Stunden, so daß man mit den wenigen Ruhepunkten im Ganzen leicht 9 Stunden zubringen mag. Meyer's Reisehandbuch nennt die Besteigung mühsam, aber lohnend. Bädeker sagt in einer älteren Ausgabe seines Reisehandbuchs von Oberitalien, nachdem er von dem Sasso S. Martino gesprochen: „Von dem höher westlich gelegenen Monte Crocione, zu dessen Besteigung man wenigstens 3½ Stunden gebraucht (dürfte wol auch für den geübtesten Bergsteiger kaum zureichen), übersieht man 7 Seen, die lombardische Ebene, den Montblanc u. s. w." und in seinem Handbuche, die Schweiz: „Von dem höher westlich gelegenen Monte Crocione (mit Führer 5 Frcs., eine 6—7stündige ermüdende Wanderung; wegen der Wärme 2 oder 3 Uhr früh aufbrechen) überraschender Blick auf die Monte Rosa-Kette, die Berner Alpen und Montblanc, zu den Füßen die Seen." Aus diesen Angaben schon, die sich mir freilich, vielleicht auch durch besondere Ungunst der Verhältnisse, nicht ganz bestätigten, ließ sich schließen, daß die Besteigung des Berges auch für den geübten Alpenwanderer keine unwürdige Aufgabe sein und sich namentlich durch eine schöne Fernsicht lohnen werde.

Dreimal schon hatte ich die Gestade des schönen Lago Lario gesehen und zweimal war ich schon in Bellagio gewesen, aber immer zu flüchtig, um meinen Wunsch befriedigen zu können. Das erste Mal befuhr ich den westlichen Arm des Sees in seiner ganzen Länge von Como bis Colico auf der Rückfahrt von einem Schwalbenflug nach Florenz, das zweite Mal, vom Malojapaß durch das Bergeller Thal herkommend, nach Chiavenna und Colico, und von da bis Bellagio auf demselben Dampfboot mit der Königin von Hannover, ihren beiden Prinzessinnen-Töchtern und zwei Prinzen Solms, wobei ich an einem wundervollen Sternenabend eine der Königin zu Ehren gebrachte Serenade und ein brillantes Feuerwerk mit erlebte. Diese Gesellschaft blieb mir treu auch wieder von Porlezza am Luganer See bis zu Hôtel et Pension au parc in Lugano, in welchem ich zugleich mit der Königin mein Quartier aufschlug, und wo sich das Schauspiel vom vorigen Abend wiederholte, freilich, was die Musik betrifft, in beiden Orten gute Leute aber schlechte Musikanten. Das dritte Mal kam ich vom Gardasee her, und machte die große Tour über sämmtliche vier Seen bis nach Pallanza am Lago maggiore zu längerem Aufenthalt. Diesmal aber, das war schon seit Weihnachten mein Vorsatz, stand der Comer See und vor allem der Monte Crocione als Hauptziel fest. So brach ich, dem aufgestellten Programm treulich folgend, von Ponte di Legno am Fuße des Tonalepasses auf, fuhr von da durch das wundervolle Val Camonica (weit schöner als das Val Judicarien) immer dem Laufe des anfangs ziemlich reißenden, in zahlreichen Cascaden seinem Ziele zueilenden Oglio entlang über das wunderschön in einem engen Thalkessel gelegene Edolo, mit vortrefflichem Gasthause zu den zwei Mohren, nach Lovere an dem interessanten Iseosee, von hier wieder mit Dampfboot bis zum letzten Hafenorte dieses Sees, Sarnico, und endlich von da nach der kleinen, dicht am See gelegenen Zweigbahnstation Paratico, welche in die große Eisenbahnroute Verona-Mailand einmündet, über Bergamo nach Lecco am östlichen Arme des Comer Sees, von wo mich ein winziger, aber sehr sicher und schnell fahrender Schraubendampfer nach dem geliebten Bellagio brachte.

Der Capitän des Dampfbootes warnte mich zwar vor dem Monte Crocione und rieth vielmehr zu der Besteigung des Monte Legnone. Das ist unser größter, sagte er (und in der That ist das so, er ist 8038 F. hoch), ich würde da auch gute Gesellschaft finden, Gemsen und Kaninchen genug; aber dieser Berg gehört eigentlich nicht mehr zum Gebiet des Comer Sees, sondern zu dem der Adda und des Valtellins, er wird meist von Colico aus bestiegen, wo es aber wol an zuverlässigen Führern fehlt. Ebenso wollte mich Hr. Gandola, der liebenswürdige Wirth in der wirklich vortrefflichen Pension Gennazini, wo ich mein Quartier nahm, überreden, den Monte San Primo (ein wunderlicher Heiliger, dessen Namen ich bisher noch nicht kannte!) zu besteigen, man sehe da weit hinein in die lombardische Ebene und könne den Mailänder Dom erblicken; allein dies reizte mich nun eben gar nicht, dieser Berg ist niedriger als der Monte Crocione, nämlich 4913 F. oder, wie Bädeker angiebt, 1693 m, liegt weiter entfernt von den Hochalpen am östlichen Arme des Sees, und man muß bis zu seinem Fuße erst zwei Stunden fahren oder gehen. Ich blieb also bei meinem selbstgewählten Kreuz oder Großkreuz.

Ehe ich zur Darstellung der Besteigung übergehe, noch einige Worte über den Berg selbst. Der Monte Crocione liegt am westlichen Ufer des von Colico nach Como sich streckenden westlichen Armes des Sees, Bellagio gerade gegenüber, von diesem durch eine Wasserbreite von ungefähr ¾ Stunde getrennt. Die Basis des Berges am gegenüberliegenden Ufer erstreckt sich in einer Länge von wenigstens

1½ Stunden, welche alle die reizenden Ortschaften und Villen, Menaggio und Villa Vigoni, Villa Majolica, Cadenabbia, Villa Carlotta, Tremezzo, Lenno superiore und inferiore, das kleine bewaldete Vorgebirge Lavedo mit Villa Balbianello an seiner Spitze umfaßt, ein von Bellagio aus mit einem Blicke zu überschauendes, vorzüglich in der Morgenbeleuchtung unendlich anmuthiges Bild. Der Monte Crocione besteht aus Kalk, hat aber im ersten Drittel eine starke Decke von Humus, auf welcher Weinreben, Feigenbäume, Mais, Blendkorn und andere Cerealien vortrefflich gedeihen und, wie in dem weltberühmten Zaubergarten der Villa Carlotta, die üppigste tropische Baumvegetation sich entfalten kann. Auf der rechten Seite des Berges erhebt sich, wie eine Vormauer, ein etwa 1500 F. hohes felsiges Vorgebirge, auf dessen Plateau oben das Kirchlein San Martino steht. Vom zweiten Drittheil des Berges an zieht sich schräg gewunden an seiner ganzen vorderen Breite ein steiler Felsengürtel von zu Tage ausstehendem Kalk herum, in welchem verschiedene bedeutende Höhlen zu erblicken sind und der in dem Beschauer das Bedenken erweckt, wie wol über dieses steil ansteigende Hinderniß hinwegzukommen sein dürfte; reichlich aber vom letzten Drittheil an ist der Berg mit Graswuchs bedeckt, ungefähr so wie der Monte Motterone am Lago maggiore. Bei heller Luft unterscheidet man einige Sennhütten auf dem Kamm und selbst das Kreuz auf dem vordersten Gipfel des Berges mit bloßen Augen.

Es hat mit der Besteigung derartiger Berge am Südabhange der Alpen fast immer eine besondere Schwierigkeit. Höchst selten trifft man einmal einen bis zum Abend aushaltenden, vollkommen wolkenfreien, klaren Tag. Die ersten Morgenstunden sind vielleicht wunderschön, die Sonne strahlt golden und kein Wölkchen läßt sich am tiefblauen Himmel sehen, aber binnen Kurzem verdichten sich die Dünste, von Norden herkommend, zu Wolken, die sich gerade gern auf die die Schneegrenze nicht erreichenden Berge niederlassen und so jede Fernsicht unmöglich machen. Drei Tage lag ich nun schon in dem reizenden Bellagio, nur zu wohl gepflegt in Pension Gennazini, die mir ein zweites Capua zu werden drohte, und wartete vergebens auf einen reinen Himmel. Am dritten Tage Nachmittags, Donnerstag den 26. August, zog ein ziemlich starkes Gewitter von Süden herauf, das den See mit seinen grellen Blitzen prachtvoll beleuchtete, auch einmal nahe bei Bellagio einschlug (in Pallanza war um dieselbe Zeit ein schweres Hagelwetter niedergegangen, das alles unbarmherzig zusammengeschlagen hatte) und sich zuletzt in einen milden aber starken Regen auflöste. Am Freitag Morgen zeigten sich glückverheißend einige größere tiefblaue Stellen am Himmel in Ost und Süd. So entschloß ich mich denn getrosten Muthes, bestellte meinen wackeren Barkenführer, der mir auch einen Führer auf den Berg zuweisen wollte, und ließ mich von ihm nach der Majolica hinüberrudern. Man besteigt nämlich den Monte Crocione in der Regel entweder von Majolica oder von Menaggio aus, da der Weg von Tremezzo oder Cadenabbia hinauf theils zu weit, theils zu steil sein würde. Der gefällige Bootsmann eilte voraus nach einem neben Villa Majolica liegenden Bauernhause, in welchem der Bergführer wohnen sollte. Dieser war aber nicht daheim, es hieß, er sei oben im Gebirge beim Heumachen. So wurde denn die 12jährige Tochter des Mannes beordert, mich zu ihm hinaufzuführen. Es war ein artiges munteres Kind, das vor mir her hüpfte, wie eine Gemse Anfangs gingen wir einige hundert Schritte auf der Straße in der Richtung auf Menaggio, dann begann ein etwa einstündiges starkes Steigen, wobei wir den Sasso di San Martino links zur Seite hatten, und häufig von fröhlichen Juchzern begrüßt wurden. Endlich trafen wir den Mann auf steiler Höhe auf einer kleinen, zwischen Felsen eingebetteten Matte. Er war sogleich bereit, mich zu begleiten. Die Höhe von San Martino war bald überwunden, und wir wendeten uns jetzt wieder mehr links oberhalb des Felsens herum. Nach abermaligem einstündigen, jetzt nicht mehr so steilen Steigen gelangten wir um Mittag zu einer zwar sparsam fließenden, aber recht frischen und klaren Quelle, wo wir ein wenig rasteten und uns erquickten. Dann aber kamen wir zu einer Stelle, wo sich die Felsen so eng und steil zusammenschlossen, daß ich meinte, wir stünden an einem Kamine (einen Engpaß, den man nur sich mit Händen und Füßen emporschiebend erklimmen kann), aber siehe da, diese Nothwendigkeit war glücklich vermieden, es war seitlich eine zwar etwas steile, aber mit einem Geländer versehene Felsentreppe eingehauen, auf welcher man ganz gut emporsteigen konnte; dasselbe wiederholte sich noch einmal etwa 100 Schritte weiter, und damit war denn auch jede Schwierigkeit überwunden, denn wir langten nun auf dem letzten mit Grasbuschs bedeckten Drittheil des Berges an. Der Pfad stieg von hier, immer nach links, sehr mäßig lehnan, an einigen steinernen, aber unbewohnten Heustadeln vorüber, dann sahen wir die ersten Kühe, und fortan ging es wieder rechts, etwas steiler und großentheils pfadlos die Grashalden hinan, zuletzt wieder an einem Complex steinerner Sennhütten links vorbei, und von da gerade aus rechts hinüber nach dem höchsten, durch das Kreuz bezeichneten Gipfel. Kurz vor den Sennhütten packte mich ein bis dahin mir unbekannter Gesell, ein heftiger, ziemlich schmerzhafter Wadenkrampf; ich ließ mich jedoch nicht werfen, und stand nicht eher still, als bis ich das Kreuz umschlungen hielt. Leider nur entsprach der Lohn, den ich oben fand, nicht ganz meiner Ausdauer. Kaum oben angekommen, überschattete mich eine Nebelwolke, zwar nur leicht, aber doch dicht genug, um mir die Fernsicht zu verhüllen. Ueberhaupt war der Horizont nach Norden und Westen zu sehr bedeckt. Ich erblickte durch den Wolkennebel hindurch nur einen einzigen Schneeberg, den ich der Richtung nach für einen der Nachbarn des Bernhardin oder Splügen hielt; vom Monte Rosa dagegen sah ich nichts, und noch viel weniger vom Montblanc. Ich möchte überhaupt stark bezweifeln, ob dieser König der europäischen Alpen aus dieser weiten Entfernung und von dieser verhältnißmäßig geringen Höhe sichtbar ist. Von den Seen sah ich außer den beiden Armen des Comer Sees nur den artigen, gegen Lugano gelegenen laghetto di piano, der so recht anmuthig eingebettet zwischen den Bergen daliegt, dagegen den Luganer See und Lago maggiore, die bei hellem Wetter sonst unbedingt wenigstens theilweise sichtbar sein müssen, erblickte ich nicht! Doch war auch unter diesen beschränkenden Verhältnissen der Umblick immer noch reich genug. Vor Allem im Vordergrunde der prächtige See, dessen westlichen Arm man mit einem Blick überschaut, von Colicopiano bis Como herunter; unmittelbar gegenüber am östlichen Ufer das reizende, weißleuchtende Bellagio, daneben das prächtige palastartige Hotel la grande Bretagne, darüber links der schöne grüne Vorberg mit Villa Serbelloni, rechts weiter hinab Villa Melzi, das Dörfchen San Giulio, dann Villa Balbi, darüber winkend der vorhin genannte Monte San Primo und die ernsten Berggestalten über dem östlichen Arme des Sees; links hinauf am östlichen Ufer Varenna mit dem berühmten, jedoch nur zeitweilig fließenden Fiumelatte, dann zuletzt dämmerig verschwimmend am östlichen Ufer Colico und darüber thronend der gewaltige Monte Legnone, außerdem noch links hinauf am westlichen Ufer des Sees eine Menge freundlicher kleinerer Orte, unter denen sich namentlich Gravedona bedeutend hervorhebt; das ungefähr war das immerhin noch sehr reiche Bild, mit dem ich mich gern begnügte, da mir nun einmal die Gunst des Himmels nicht mehr bescheeren wollte.

Im Herabsteigen gab es noch eine artige Scene. Des bösen vorhin erwähnten Gesellen wegen wollte ich doch noch eine kleine Rast in einer der Sennhütten halten, so wenig einladend sie auch aussahen.

Hier war Alles mehr als primitiv, un poco sporchio, oder wie Bädeker in solchen Fällen gewöhnlich sagt: A las Augias. Rindvieh sah man keines, sondern nur Borstenvieh. Doch gab

es einen Napf Milch, nicht unappetitlich, dazu einen recht sauber geschnitzten Holzlöffel. Der alte Senne, der da mit zwei Gesellen hauste, stellte mir einen kleinen wackligen Tisch vor die Hüttenthür, und eine Bank dazu wurde improvisirt durch ein über zwei Klötze gelegtes Bret. Die drei Männer stellten ein lustiges Sprachgemenge dar. Der Alte warf durch den grauen struppigen Bart ein paar Brocken Englisch, da er mich wol für einen Engländer hielt; der eine der beiden jungen Männer sprach nur den italienischen Dialect des Comer Sees, der andere auch gut deutsch. Ich frug nach etwas Branntwein, um Kniekehle und Wade zu waschen; glücklicherweise gab es noch einen kleinen Rest Weinbranntwein mit Enzian. Ich streckte das Bein hin, so gut es in der unbequemen Lage ging. Der Deutschredende erwies mir den begehrten Dienst, und sagte dabei mit gutmüthiger Selbstironie: „Sie haben einen schönen Doctor.“ Ja wohl, erwiderte ich, einen schönen Doctor, denn es war wirklich ein prächtiger junger Mensch von schöner Gestalt und einem regelmäßigen Gesicht mit gutmüthigstem Ausdruck!

Der Abstieg erfolgte nun zunächst auf bemselben Wege, wie der Aufstieg bis zu der vorerwähnten steinernen Freitreppe. Dann aber wendeten wir uns mehr links hinüber nach Majolica, den Sasso di San Martino wiederum links lassend. Der brave Führer that sein Möglichstes, um mich so direct als er nur konnte zu führen, aber eben dadurch wurde der Weg zwar kürzer, aber auch unbequemer, bald steile Abhänge hinunter, bald wieder über harte steinige Wege, etwa so wie der letzte Theil des Weges von der Scheideck nach Grindelwald, dann eine Zeitlang durch Weinberge und an Maisfeldern vorüber, dann wieder auf einen steilen grasigen Abhang, dann noch einmal auf einen steinigen harten abschüssigen Weg, und noch zuletzt, kurz vor der Majolica, über ein breites kiesiges Bett eines Baches. So ging es in einem fort vier lange Stunden, im letzten Theile um so ermüdender, als man schon ein paar Tausend Schritt vorher scheinbar dem Ziel sehr nahe ist, denn man erblickt dicht unter sich den Spiegel des Sees. Ich gestehe, daß ich sehr erschöpft nach dem fast ununterbrochenen neunstündigen Marsche von Morgens 10 bis Abends 7 Uhr in dem Häuschen nächst der Majolica wieder ankam. Mein braver Führer selbst hatte Mitleid mit mir, und hieß seinen Knaben, den ich schon am Wege bei ihm auf der Matte gesehen hatte, eine Traube aus seinem Garten holen, um mich zu erquicken. Am Ufer des Sees wieder angekommen, fand ich zu meiner großen Freude meinen wackern Bootsmann, der drei Stunden auf mich gewartet hatte, um mich wieder nach Bellagio hinüberzuholen. Ich war mich in die Gondel, streckte die Füße von mir und genoß mit vollen Zügen die balsamische Seeluft und die Ruhe. Als ich aber ausstieg, hatte ich, sei es, daß ich überhaupt zu ermüdet war, oder daß sich die Bewegung des schaukelnden Bootes mir zu sehr mitgetheilt hatte, den freien Gebrauch meiner Beine vollständig verloren. Ich schwankte hin und her, wie ein betrunkener Matrose, mußte mich an den Wänden halten und konnte noch Nachts kaum mein Bett besteigen. Ein Schwimmbad im offenen See am folgenden Morgen stellte mich indeß ziemlich vollständig wieder her.

An diesem Tage, es war der 28. August, Goethe's Geburtstag, wurde ich durch das prächtigste Schauspiel auf und an dem See für die mangelhafte Beleuchtung bei meiner Bergbesteigung reichlich entschädigt. Ich freute mich, daß ich dem Dichterfürsten, dessen Wohl ich unter den zahlreichen anwesenden Deutschen im Hôtel Gennazini bei Tafel ausbrachte, nicht die Unbill angethan hatte, gerade an seinem Geburtstage im Schweiße meines Angesichts einen hohen Berg zu erklimmen, denn Goethe war noch nicht Mitglied eines Alpenclubs, sagt vielmehr an irgend einer Stelle seiner Werke: „Das barbarische Bergnügen, hohe Berge zu besteigen, überlasse ich Andern.“ Es war aber ein Anderer, der heute in Bellagio seinen eigenen Geburtstag feierte, Hr. Augustin Meyer, Director der Actiengesellschaft, welche jetzt die grande Bretagne und die mit ihm als Gasthaus vereinigte Villa Serbelloni verwaltet. Es war gleichzeitig der Namenstag des heiligen Augustin. Den ganzen Tag schon donnerten die Böller und ihre Schüsse hallten von den Bergen wieder zum großen Entsetzen mehrerer nervenleidenden Damen in unserem Hotel. Unmittelbar an die Abendtafel schloß sich eine Illumination verbunden mit einem Feuerwerk, so prächtig und eigenartig schön, wie ich dergleichen seit dem Fest bei der Taufe des kleinen Lulu in Paris (15. Juni 1856) nicht wieder gesehen hatte. Die ganze Façade des großartigen Palastes der grande Bretagne, über welchem die italienische Tricolore, und, ich weiß nicht warum, das amerikanische Sternenbanner wehete, sammt den beiden Seitenflügeln, strahlte in einer Doppelreihe farbiger Lampen, welche nicht nur die äußeren Umrisse sondern auch jedes einzelne Fenster und die Portale einrahmte. Ueber der ersten Veranda prangte der gleichfalls aus farbigen Lampen gebildete Namenszug A. M. Mit dieser Beleuchtung correspondirte die der Villa Serbelloni auf dem seitwärts liegenden Berge, was einen ganz besonders magischen Effect hervorbrachte. In einiger Entfernung von der grande Bretagne auf dem See war ein Boot stationirt, von welchem über zwei Stunden lang in kurzen Zwischenräumen zahllose Raketen, Leuchtkugeln und Tourbillons aufstiegen und denen wieder das Feuerwerk auf der Höhe des Berges von Villa Serbelloni antwortete. Auf einer etwas größeren, gleichfalls mit farbigen Lampions geschmückten, langsam hin und herfahrenden Gondel befand sich ein starkes Musikchor, das auch classische Tonstücke, z. B. Mendelssohn's Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum und Beethoven's Siegessymphonie aus der Musik zu Egmont sehr wacker ausführte. Nebenher kreuzten diese Gondeln mit Hotelgästen und Privatpersonen und zuletzt zog gar noch eine Gondel daher, bepannt mit einem großen weißen Schwan, und von einer Lautenspielerin und einem Geiger besetzt, welche süße italienische Weisen erklingen ließen. Und zu dem Allen lieferte auch der Himmel noch die schönste Illumination. Das letzte Viertel des Mondes zwar lugte nur bescheiden zwischen leichten Wolken hervor, aber Jupiter strahlte, und über das ganze Firmament zog sich mit ihren Millionen Fixsternen la via lactea, die Milchstraße, leuchtend in ungewöhnlichem Glanze. Das war eine echt italienische Nacht, ein würdiger Schluß zu Goethe's Geburtstag, und wol durfte man auch Ludwig Tieck's Dichterwort auf sie anwenden:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Dr. W. L.

Lieferungswerke.

1) P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. In Hartleben's Verlag — Wien, Pest und Leipzig — erscheint in 60 Lieferungen mit je 5 Bogen Inhalt zum Preise von 50 Ngr. pro Lieferung eine Sammlung der besten Schriften des sinnigen Schilderers der Alpenwelt und seiner Bewohner, dessen neuestem Werk „Aus meinem Handwerkerleben“ vor Kurzem an dieser Stelle die verdiente Anerkennung zu Theil geworden ist. Die Sammlung wird nach dem Prospecte enthalten Rosegger's „Buch der Novellen“, dessen „Waldschulmeister“, „Sonderlinge“, die „Aelpler“, „Volksleben in Steiermark“, „Jakobpeter's Gabriel“, „Waldheimath“, „Sommerabende“, „Winterabende“ und „Am Wanderstabe“. Freunde naturtreuer und dabei doch poetisch vertiefter Schilderungen des Bauernthums und Waldlebens der Alpen, eines gesunden frischen Humors und tiefen Gemüthes werden an den

Rosegger'schen Schriften ihre wahre Freude haben. Die beiden ersten bisher erschienenen Lieferungen enthalten den Anfang des Buches der Novellen. Ein Bildniß des Verfassers leitet das Lieferungswerk ein.

2) Deutsche Illustrirte Volksbücher von Berthold Auerbach. Mit ca. 400 Originalzeichnungen nach Kaulbach, Menzel, Thumann u. A. Karlsruhe, A. Bielefeld's Buchhandlung. 1. u. 2. Lieferung. Die Auerbach'schen Volksbücher, in denen über 100 Erzählungen des Verfassers, kleinere und größere, Dorf- und Stadtgeschichten, geschmückt mit zahlreichen, von Künstlern ersten Ranges ausgeführten Bildern, enthalten sein werden, erscheinen in ohngefähr 30 Lieferungen zu 30 ₰. In der uns vorliegenden 2. Lieferung finden wir drei kleinere anmuthende Erzählungen „Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen Feste", „Böse Saatfrucht" und „Huzel und Pochel". Die beigegebenen Illustrationen, von Thumann herrührend, sind ganz allerliebst.

3) Die im Hartleben'schen Verlage erscheinende Illustrirte Cultur-Geschichte von Karl Faulmann ist bis zur 10. Lieferung gediehen. In derselben wird ein Bild der jetzigen Cultur in China, Japan und Indien gegeben, beziehentlich begonnen.

4) Von dem O. v. Leixner'schen Lieferungswerke „Unser Jahrhundert", ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit — Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart — sind uns bisher gleichfalls 10 Lieferungen zugegangen. Die letzte derselben führt uns in die Periode des aufkeimenden Nationalbewußtseins mit ihren Kraftgenies ein, deren verzerrten Gestalten und Gefühlen glückliche Weise durch einen Goethe Muster vollendeter Harmonie entgegengestellt werden konnten.

5) Illustrirte Weltgeschichte für das Volk von O. v. Corvin und L. F. Diefsenbach, Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Die vorliegenden Lieferungen 40—45 enthalten u. A. die Darstellung der Karolingerzeit, die Geschichte des eigentlichen Begründers des Deutschen Reiches Heinrich I, sowie dessen energischen Sohnes Otto des Großen, und schließen mit der Geschichte des Deutschen Reiches und einer Schilderung der Culturzustände desselben unter den fränkischen Kaisern. Vermag man auch den Standpunkt, von welchem aus die Verfasser die Weltereignisse betrachten, nicht immer zu theilen, so wird man doch der volksthümlichen, frischen Darstellung des Werkes seinen Beifall nicht versagen können. Die beigegebenen Illustrationen sind zumeist lebensvoll und wohl gelungen.

6) Von dem im Cotta'schen Verlage erscheinenden Friedrich von Hellwald'schen Werke „Im ewigen Eis", welches in ca. 25 Lieferungen fertiggestellt sein soll, sind uns bisher nur 14 Lieferungen zugegangen. Worauf es liegt, daß das unseres Wissens bereits im April 1879 begonnene Werk nicht schneller fortschreitet, vermögen wir nicht zu sagen. In der 14. Lieferung befaßt sich der Verfasser mit einer Schilderung der der Tschefskaja-Bucht gegenüberliegenden flachen und fast unbewohnten Insel Kalguiew und der Nowaja-Semsja-Gruppe.

7) In kurzen Zwischenräumen erscheinen dagegen die Lieferungen des geographischen Hausbuches von Dr. Klein und Dr. Thomé, „Die Erde und ihr organisches Leben" (Verlag von W. Spemann in Stuttgart), das seiner Vollendung in nicht allzu ferner Zeit entgegensehen dürfte. In den zuletzt erschienenen Lieferungen Nr. 32—36 zeichnet der Verfasser die Fauna und Flora der Wüsten- und Steppengebiete, der Hochplateaus und Thäler Asiens; mit Sibirien beginnend, führt er uns durch Armenien, Palästina, Arabien bis nach Indien.

8) Flora von Deutschland. Herausgegeben von den Professoren Dr. v. Schlechtendal, Dr. Langethal und Dr. Ernst Schenk. 5. Auflage. Revidirt, verbessert und nach den neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen bereichert von Dr. Ernst Hallier, Professor der Botanik an der Universität Jena. Gera-Unterm haus 1880, Verlag von Fr. Eugen Köhler. — Das bekannte Werk, welches seit 45 Jahren das Feld behauptet hat, erscheint hier in einer neuen, wohlfeilen Ausgabe, in ca. 150 Lieferungen zu 16 bis 18 colorirten Tafeln in Kupferstich nebst dazu gehörigem Text zum Subscriptionspreise von à 1 ℳ, so daß das complete Werk in 2½—3 Jahren in den Händen der Abnehmer ist. Der Schwerpunkt des Werkes liegt offenbar in den trefflichen correcten Abbildungen der einzelnen Pflanzen, die demselben beigegeben sind, in Verbindung mit der praktischen Kürze des Textes und der Uebersichtlichkeit, mit welcher der Stoff behandelt und zusammengestellt ist. Bisher sind 3 Bände erschienen — ca. 5—8 Lieferungen bilden einen Band — und zwar sind in Band 1 die Gefäß-Kryptogamen, die Phanerogamen, Filices, Equisetaceen, Lycopediaceen und Rhizocarpeen, im 2. Bande die Coniferen, Najadeen, Typhaceen, Lemnaceen, Aroideen, Acoreen, Alismaceen und Colchicaceen, im 3. Bande die Junceen und Liliaceen behandelt. Wir sehen der Fortsetzung dieses vorzüglichen Werkes mit Interesse entgegen. Unter

9—12) gedenken wir schließlich des Fortschreitens einiger in Lieferungen erscheinenden illustrirten Prachtwerke — Die im Spemann'schen Verlage in Stuttgart erscheinende dritte, wohlfeile Ausgabe der „Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr" ist bis zur 30. Lieferung gediehen, so daß nur noch 10 Lieferungen ausstehen. — Von der illustrirten Ausgabe des Frhrn. v. Hübner'schen Werkes „Ein Spaziergang um die Welt" — Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther — sind bisher 7 Lieferungen erschienen. In der 6. wird die interessante Beschreibung des Mormonenstaates zu Ende geführt, in der 7. beschreibt der Verfasser eine große Rathsversammlung von Indianern, der er beigewohnt hat. — In der achten Lieferung der von uns wiederholt mit Anerkennung erwähnten Kurz-Heyse-Doré'schen Ausgabe von Ariost's rasendem Roland (Breslau und Leipzig, Verlag von S. Schottländer) beginnt der neunte Gesang des Ariost'schen Meister-Epos, welcher in der Kurz-Heyse'schen Uebertragung also anhebt:

„Wozu kann Amor nicht die Herzen bringen,
Der arge Unhold, voll Verrath und List,
Wenn er dem Grafen kann die Treu entringen,
Die er dem Herrn, dem Oheim schuldig ist?"

Die Doré'schen Illustrationen, die doch wol die Veranlassung zu der vorliegenden Ausgabe gegeben haben, sind dazu angethan, die höchsten Erwartungen, die von denselben gehegt worden sind, zu erfüllen; besonders die Scenen von üppig berauschender Pracht, welche der Charakter der Dichtung verlangt, hat Doré meisterhaft darzustellen verstanden. — Von den „Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales" — Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig — liegt uns die zweite Lieferung vor. Die nördlicheren Districte des norwegischen Fjordgebietes sowie die hervorragendsten Merkwürdigkeiten des benachbarten Schwedens werden uns in derselben mit Wort und Bild vorgeführt. Besonders hervorgehoben sei, daß mit den Illustrationen in dem vorliegenden Prachtwerke — nach dem Inhalte der beiden bis jetzt erschienenen Lieferungen zu urtheilen — keineswegs gespart wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandsfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 19. Sonntag, den 6. März. 1881.

Inhalt: Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859. I. — Leipziger Stadttheater, von Rudolf v. Gottschall. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Zeitschriften (Deutsche Revue. Zeitschrift des k. preußischen statistischen Bureaus. „Unsere Zeit"). — Verzeichniß der im Sommerhalbjahre 1881 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859.

I.

Daß der im Frühjahre 1859 zwischen Oesterreich einerseits, Frankreich und dem damals noch bestehenden Königreich Sardinien andererseits zum Ausbruch gelangte Krieg ein Product der ureigensten Gedanken des damaligen Kaisers der Franzosen Louis Napoleon gewesen, ist heutzutage männiglich bekannt. Der leitende Minister des Königs von Sardinien freilich brannte seit Jahren darauf, dem seit der Niederlage von 1849 doppelt schwer gehaßten österreichischen Nachbarstaate zum Dank für seine damals bewiesene Großmuth den Krieg zu machen. Die Lehren der Kriege von 1848 und 1849 waren aber nicht ungenutzt an ihm vorübergegangen; er wußte, daß Piemont, mit seinen Streitkräften allein auf sich und die in ihrer militärischen Verwerthbarkeit sehr problematische Mithilfe der italienischen Actionspartei verwiesen, tausend gegen eins zu wetten, bei einem Kriege gegen Oesterreich genau dasselbe Schicksal erleben würde, wie 1848 bei Custozza und 1849 bei Novara, und war darum von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur an der Seite einer großen Militärmacht ein drittes Mal der Wurf gewagt werden könne. Seit dem Ende des Krimkrieges und dem Verlauf der Pariser Friedensverhandlungen wußte Graf Cavour, daß diese Militärmacht in Frankreich gefunden sei.

Der Ausgang des Krimkrieges hatte nahezu allenthalben Enttäuschung gebracht und Verstimmung zurückgelassen; und, soweit die Geschichte zurückreicht, dürfte sie kaum einen Friedensschluß aufweisen, der gegenständlich so wenig alle Betheiligten befriedigt und so sehr den Keim eines zweiten, dritten und vierten Krieges in sich getragen hätte, als der bereinst hochgepriesene Pariser Frieden von 1856. In der That, die Kriege von 1859, von 1864, 1866 und 1870/71 stehen in einem unschwer nachzuweisenden genetischen Zusammenhang mit den Resultaten, welche der Krimkrieg mit sich geführt, mit den Gestaltungen und Gruppirungen, die er geschaffen hatte. Das schwerwiegendste dieser Resultate war die radicale Verschiebung der die Basis des bisherigen europäischen Staatensystems bildenden Machtverhältnisse zum Vortheile des Uebergewichts einer einzelnen Großmacht, die dasselbe keineswegs, wie dereinst der von Napoleon I. aufgerichtete Bau, den Schwingungen eines mächtigen Genies und großen militärischen Erfolgen, sondern lediglich einer wunderbaren Zufallsgunst der Verhältnisse zu verdanken hatte. Daß ein solcher Zustand der Dinge die Bürgschaft seiner Dauerhaftigkeit noch ungleich weniger als die von Napoleon I. erstrebte europäische Universalmonarchie in sich tragen konnte, liegt auf der Hand. Louis Napoleon begriff indessen mit richtigem Blick, daß er nach den Erfolgen des Krimkrieges nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe, mit andern Worten: daß eine fernerweite Uebersetzung der Bordeaux'schen Phrase: „Das Kaiserreich ist der Frieden!" in Krieg von Nöthen sei, um die andern Mächte nicht zur Erkenntniß der unwürdigen Rolle gelangen zu lassen, welche der Ehrgeiz und die Anmaßlichkeit des zweiten Napoleonischen Kaiserthums ihnen zugedacht hatte.

Oesterreich schien in dieser Beziehung das bequemste, leichtest zu bewältigende Object. Die grenzenlose Unfähigkeit des damaligen Leiters der österreichischen Politik, Grafen Buol-Schauenstein, welche von dessen, alle anderen Mächte vor den Kopf stoßenden brüsken Hochmuth nur noch überboten wurde, hatte es glücklich dahin gebracht, daß dieser Staat beim Ausgange des Krimkrieges es so ziemlich mit allen verdorben hatte. Die bewaffnete Neutralität, welche Oesterreich nahezu die ganze Dauer des Krimkrieges hindurch einhielt und die ihm das Sümmchen von 600 Mill. fl., mithin so viel kostete, als ein actives Eintreten in den Krieg selbst ihm kaum gekostet haben würde, war nach Keines Geschmack gewesen: den Westmächten, welche zur erfolgreichen Kriegführung vor Allem Soldaten bedurften, hatte sie nichts genutzt, Rußland, das jeden Augenblick sich gewärtig halten mußte, die österreichischen Heeressäulen nach Podolien und Bessarabien vorgeschoben zu sehen, aber sehr viel geschadet; ist es doch Thatsache, daß Rußland, um der Eventualität eines österreichischen Einfalles in seine wirthschaftlich ergiebigsten Provinzen nicht ganz widerstandslos Preis gegeben zu sein, seine beiden Elitecorps, das Garde- und das Grenadiercorps, welche, einige abcommandirte Regimenter abgerechnet, die ganze Dauer des Krieges hindurch nicht auf dem Kriegsschauplatze erschienen sind, gegen Oesterreich in Reserve hielt. Hätte man diese Truppen zu unbeschränkt freier Verfügung in der Krim gehabt, schwerlich hätten die englisch-französischen Truppen die Siege an der Alma und bei Inkerman zu verzeichnen gehabt. Die tiefe Verstimmung, welche der Krimkrieg in Rußland gegen Oesterreich zurückließ, begreift sich daher ebenso sehr, als daß auch Frankreich und England nicht Anlaß zu besonderem Danke für geleistete Unterstützung haben konnten. Die Isolirung Oesterreichs, welche der Krieg von 1859 in einer für diesen Staat so verhängnißvoll gewordenen Totalität zur Erscheinung brachte, war bereits drei Jahre zuvor eine, dem aufmerksamen Beobachter sich nicht entziehende Thatsache.

Dessen ungeachtet war Louis Napoleon seiner Sache keineswegs so ganz sicher. Der fast drei Jahre andauernde Krimkrieg hatte die Kräfte fast aller europäischen Staaten dermaßen erschöpft, daß Niemand besondere Neigung besaß, so bald wieder über Europa die Gefahr eines großen Krieges heraufbeschwören zu lassen; das Friedensbedürfniß war allgemein und ist vielleicht nie tiefer empfunden worden, als unmittelbar nach dem Ende des Krimkrieges. Oesterreich stand neben dieser allgemeinen Kriegsunlust überdies die traditionelle Sympathie der damals in England am Ruder befindlichen Torypregierung zur Seite, welche außerdem sich von

der länderſüchtigen Begehrlichkeit des ſardiniſchen Staatsleiters und der Illoyalität der Mittel, die derſelbe für ſeine Zwecke in Anwendung brachte, tief angewidert fand. Ein einigermaßen geſchickter Miniſter als Leiter der öſterreichiſchen Politik würde ſolche Chancen nicht ungenützt gelaſſen und damit den Krieg, der bei der damaligen finanziellen Erſchöpfung des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats und in Betracht der großen Gehpannheit ſeiner inneren Zuſtände dieſem Reiche ſo ungelegen als nur gedacht werden konnte, kommen mußte, ohne erhebliche Schwierigkeit hintangehalten haben. Louis Napoleon fürchtete einen ſolchen Strich durch die Rechnung ſeiner Pläne zweifelsohne und darum ſtudirte er die ſchwachen Seiten Oeſterreichs nicht allein blos nach der militäriſchen, ſondern auch nach anderen Seiten hin, um ſeinen Gegner matt zu ſetzen.

Die verwundbarſte Stelle am öſterreichiſchen Staatskörper bot in jener Zeit Ungarn dar. Die Inſurrection der Jahre 1848 und 1849 war allerdings ſeit zehn Jahren niedergeworfen, allein dieſer Zeitraum hatte die öſterreichiſche Herrſchaft im Lande nur wenig zu conſolidiren vermocht. Die Wiener Staatsleiter hatten in dieſer Beziehung Fehler über Fehler begangen, ſo daß ſelbſt das Gute, das ihre Maßnahmen Ungarn brachten und das als ſolches von vorurtheilsfreien Eingebornen des Landes ſelbſt anerkannt wurde, zum Unſegen ausſchlug. Die Schwäche der öſterreichiſchen Poſition in Ungarn iſt hauptſächlich in dem Umſtande zu ſuchen, daß man, um Ungarns Herz zu werben, die ruſſiſche Hilfe hatte herbeirufen müſſen. Oeſterreich entbehrte demzufolge in Ungarn ſelbſt jenes Respectes, welchen der Beſiegte dem Sieger ſchon als Inhaber der materiellen Uebermacht, die ihn bezwungen, zu zollen geneigt iſt, und in dieſer Hinſicht ſtand Oeſterreichs Machtſtellung in Ungarn nach Bezwingung der Inſurrection auf ſchwächeren Füßen, als ſelbſt in Italien, das man wenigſtens ausſchließlich mit eigenen Kräften ſich wieder zu eigen gemacht hatte. Staatsrechtlich ſteht es ja außer Zweifel, daß Ungarn durch ſeine revolutionäre Erhebung im Jahre 1848 die Baſis der Machtſtellung, die es bis dahin in der öſterreichiſchen Monarchie einnahm, ſchlechterdings verwirkt hatte; aber die vis inertiae, welche Oeſterreich durch Herbeirufung der ruſſiſchen Hilfe dieſer Erhebung gegenüber an den Tag gelegt hatte, ließ daſſelbe die praktiſchen Conſequenzen der Eroberungstheorie als neuen Beſitztitels nicht in voller Wirkung ziehen. Jedenfalls hatte das vielangefochtene Wort in der Depeſche, womit Fürſt Paskewitſch die Kataſtrophe von Vilagos ſeinem kaiſerlichen Gebieter meldete: „Ungarn liegt zu den Füßen Ew. Majeſtät!“ mehr innere Berechtigung als die Behauptung der öſterreichiſchen Generale, daß mit der Waffenſtreckung des ungariſchen Obergenerals Ungarn der Botmäßigkeit Oeſterreichs in vollem Umfange wieder unterworfen ſei; gewiß iſt, daß ein weniger loyaler Herrſcher Rußlands, als Kaiſer Nicolaus, nach Vilagos die Krone des heiligen Stephan ſich ohne große Schwierigkeiten hätte aufs Haupt ſetzen können.

Louis Napoleon kannte alle dieſe Verhältniſſe ſehr genau. Um ſich über die öffentlichen Angelegenheiten, Volksſtimmung ꝛc. eines Landes, auf das er in irgend einer Richtung ſein Abſehen gerichtet hatte, ſicherere und eingehendere Kenntniß zu verſchaffen, als ſie ihm die Depeſchen ſeiner ſich in der Regel doch nur in engen geſellſchaftlichen Geſichtskreiſen bewegenden Diplomaten verſchaffen konnten, pflegte er Emiſſäre dahin zu ſchicken, die natürlich nicht der zünftigen Diplomatie, dagegen aber Kreiſen entnommen waren, welche Land und Leute gründlich kannten, während ſie ſelbſt den verſchiedenſten Lebensſtellungen angehörten. Auch mit Ungarn war das franzöſiſche Staatsoberhaupt derart verfahren, und ſo geſchah es, daß er unmittelbar vor Ausbruch des Krieges den wahren Stand der Dinge in Ungarn vielleicht beſſer und richtiger kannte, als die ſich in illuſoriſchen Velleitäten bewegende officielle Welt in Wien. Sein Entſchluß war bald gefaßt, die Mißſtimmung Ungarns gegen das öſterreichiſche Regime ſollte den dritten Alliirten im Bunde bilden, den er mit Piemont zur Niederwerfung Oeſterreichs geſchloſſen hatte.

Ueber den hierauf bezüglichen Verhandlungen und Demarchen hat bisher ein geheimnißvolles Dunkel gelegen, das gegenwärtig, wenigſtens in der Hauptſache und in faſt allen weſentlichen Punkten gelüftet iſt durch das in der Wiſſenſchaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung (vergl. Nr. 91, Jahrgang 1880) bereits beſprochene Werk: „Ludwig Koſſuth. Meine Schriften aus der Emigration“, deſſen erſter Band der Periode des 1859er Krieges gewidmet iſt. Wir folgen in den nachſtehenden Artikeln den Aufzeichnungen des ungariſchen Revolutionsführers, welche als eine ſehr bedeutſame Vervollſtändigung des Materials für die Geſchichte des 1859er Krieges insbeſondere auch nach der Richtung hin gelten können, weil ſie in beſonders augenfälliger Deutlichkeit den tiefen Gegenſatz der Principien zeigen, in welchen ſich Louis Napoleon's Staatskunſt zu den Grundſätzen geſtellt hatte, auf denen die ſtaatliche und geſellſchaftliche Ordnung der Dinge in Europa beruhte. Ein ſolcher Gegenſatz konnte auf die Dauer nicht fortbeſtehen: er mußte mit Nothwendigkeit entweder zum Sturze ſeines Urhebers oder zur Begründung einer durchgreifend neuen europäiſchen Staatsordnung führen, wofür, wenn dieſe eine mehr als ephemere Lebensfähigkeit haben ſollte, Louis Napoleon die Capacität in noch viel höherem Grade abging als ſeinem, ſich in der That mit ſo welterſchütternden Plänen tragenden Oheim.

K. Sächſiſcher Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 7. Februar unter Vorſitz S. K. H. des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachſen.

Nach Erledigung verſchiedener Regiſtrandeneingänge kam das Schriftſtück zur Leſung und Berathung, welches, die Modalitäten und annähernden Koſten einer eventuellen Inventariſation der im Lande befindlichen Bau- und Kunſtdenkmäler betreffend, auf Anforderung der Königl. Regierung im Namen des Vereins von Architekt Prof. Dr. Steche ausgearbeitet worden iſt. Der zahlreich vertretene Verein ſchloß ſich einſtimmig dem Inhalte des Schriftſtückes an und beſchloß, daſſelbe nunmehr der Königl. Regierung zu geneigter Kenntnißnahme zu unterbreiten.

Die Mitgliederzahl des Vereins verſtärkte ſich wiederum durch Aufnahme von fünf ordentlichen Mitgliedern.

Hr. Hofapotheker Dr. Caro hielt hierauf den angekündigten Vortrag: „Die Königliche Hofapotheke zu Dresden während ihres dreihundertjährigen Beſtehens.“ Ausgehend von einer Schilderung des allgemeinen Standes der Arzneikunde in Sachſen während des Mittelalters unter Anziehung mannigfaltiger und charakteriſtiſcher Beiſpiele betonte der Redner die Stellung der zugleich mit der Univerſität in Leipzig im Jahre 1409 gegründeten Löwenapotheke, welche unter Herzog Georg dem Bärtigen weithin das Anſehen einer Normalapotheke genoß. Vorwiegend die Kurfürſtinnen ſchenkten der Arzneikunde und dem Apothekerweſen des Landes ihre volle Aufmerkſamkeit. Die noch jetzt im dankbaren Gedächtniß des Volkes als „Mutter Anna“ fortlebende Gemahlin des Kurfürſten Auguſt wirkte auch in dieſer Beziehung der Landescultur ſegensreich, ſie legte jene umfänglichen Receptſammlungen an, welche ſpäter die Kurfürſtinnen Sophie und Magdalena Sibylle vermehrten, das „Kunſtbuch der Mutter Anna“ war in ganz Deutſchland berühmt, alle Fürſten und Fürſtinnen bemühten ſich für daſſelbe Beiträge zu liefern. Vorzugsweiſe der Kurfürſtin Anna verdankt

Sachsen die Entwickelung seiner Apotheken. Das erste derartige Laboratorium errichtete die Kurfürstin auf dem Schloß Stolpen, von hier gingen die Präparate bis zu ihrem elterlichen Königlichen Hofe nach Kopenhagen, dann folgte das Laboratorium auf der Kurfürstin Lieblingssitz zu Annaburg bei Torgau, dessen Hauptdestillirhaus mit vier großen Oefen fest und großartig prächtig angelegt und ausgestattet wurde. Der dortige besoldete Hofapotheker Johannes von der Linde folgte der jungen Kurfürstin im Jahre 1553 mit seiner Officin nach Dresden und erhielt hier ferner im Jahre 1560 das Recht, eine öffentliche Apotheke zu unterhalten, aber neben der ausdrücklichen Verpflichtung, die Apotheke am Kurfürstlichen Hofe zu beaufsichtigen. Als Hofapotheker zu Annaburg trat im Jahre 1579 laut einer noch vorhandenen Urkunde Andreas Beißter auf, welcher nach von der Linde's Tode gleichfalls nach Dresden berufen wurde zur Beaufsichtigung der Kurfürstlichen Hofapotheke und welcher gleichfalls nebenbei eine öffentliche Officin und zwar am Altmarkt unterhielt. Im Jahre 1581 wurden beide Officinen vereinigt. Die bezügliche unter dem 7. Mai d. J. vom Kurfürsten August eigenhändig vollzogene Urkunde wurde vor einigen Monaten durch einen glücklichen Zufall vom Redner zu Dresden aufgefunden und vom Königl. Finanzministerium erworben. Das interessante Schriftstück lag neben anderen bezüglichen Schriftstücken während des Vortrags aus.

Die Errichtung der neuen Hofapotheke erfolgte am Taschenberg gegenüber dem Kurfürstlichen Schloß, ihre wissenschaftliche Einrichtung und ihre inventarielle Ausstattung waren wohl durchdacht und überaus prächtig. Sie erhielt beispielsweise als Geschenk der Kurfürstin eine Reihe silberner Gefäße, welche erst während des 18. Jahrhunderts mit zinnenen vertauscht wurden, ferner ein prächtig und sinnig von der Kurfürstin persönlich ausgestattetes Wahrzeichen in Form eines Hirschkopfes mit reichem symbolischem Schmuckbehang, von welchem gleichfalls Theile der Versammlung vorgelegt wurden. Für den Bedarf an Gläsern und Glasflaschen hatten sächsische wie Glashütten in Braunschweig und Hessen zu sorgen, Thonflaschen wurden aus Waldenburg bezogen und aus Großalmeroda in Hessen (die Fabrik in letzterem Orte besteht noch heutigen Tages und die geschäftlichen Beziehungen mit ihr sind nach 300 Jahren von Hrn. Hofapotheker Dr. Caro wieder aufgenommen worden). Die Oberaufsicht der Officin erhielten die Kurfürstlichen Leibärzte. Etwa um das Jahr 1590 consolidirte sich ein stetiger und sehr umfänglicher Geschäftsbetrieb. Der Umfang der Präparate, der gebrannten Wässer und der damals schon beliebten Seifenkugeln erstreckte sich damals bis Hamburg und erreichte die bedeutende durchschnittliche Höhe von 30 000 ℳ pro Jahr. Ein französischer Reisender jener Zeit rühmt von der Kurfürstlich Sächsischen Hofapotheke: sie habe eben so viel Mittel, Kranke gesund zu machen, wie andere Apotheken derer, Gesunde krank zu machen. Eine Aufführung von damals geführten Mitteln beschränkt indessen die Wahrheit jenes Ausspruches für uns sehr bedeutend. Als Heilmittel traten damals z. B. gebörrte Kröten auf, Zicklein-lippen, Menschenhirnschale, Thierzähne, Rückengrat von Nattern, Fett aus Hirschaugen u. s. w.

Im Jahre 1681 erfolgte die 100jährige solenne Jubelfeier, gleichzeitig veröffentlichte der Hofapotheker einen umfänglichen, uns jetzt doppelt interessanten Katalog des Apothekenbestandes. Durch eine Feuersbrunst wurde die Apotheke im Jahre 1704 zerstört, infolge deren 1718 unter Königs August II. die gesammten Localitäten prachtvoll erneuert wurden. Die bezüglichen auch künstlerisch wegen ihrer Ausführung sehr bemerkenswerthen, wahrscheinlich von Pöppelmann herrührenden Pläne befinden sich noch heute in den Mappen des Königl. Hofbauamtes und lagen in großer Anzahl gleichfalls während des Vortrags aus. In jene Zeit fällt auch die Anschaffung der großen Kannen und Krüge aus Delfter Fayence, welche mit dem sächsisch-polnischen Wappen geschmückt sind, wie der kunstreich mit farbigem Schmelz und Malerei verzierten Gläser, von welchen ein Theil noch jetzt erhalten ist. Während des 18. Jahrhunderts ging die Hofapotheke allmälig von ihrer Höhe herab. Nach 1814 erfolgte deren Verpachtung und im Jahre 1831 wurde die Anstalt als Staatsgut erklärt, doch blieben auch fernerhin die Königlichen Leibärzte Inspectoren der Officin. Die Verlegung der Anstalt auf die Schloßstraße in das Erdgeschoß des alten Amtshauptmannshauses erfolgte im Jahre 1857 und mit dem Jahre 1877 übernahm Hr. Dr. Caro als Königl. Hofapotheker die Pachtung und Leitung des altehrwürdigen Instituts.

Unter den dem Verein jüngst zugegangenen und ausliegenden Geschenken befand sich die von dem Königl. Oberhofmarschallamt verehrte umfängliche und vortreffliche Schrift: „Die Hof-Silberkammer und die Hofkellerei zu Dresden. Dresden 1880, Officin von W. Baensch", welche selbständig besprochen zu werden verdient.

Leipziger Stadttheater.

Ein Preisstück ging neuerdings über unsere Bühne: der Zettel schmückte sich mit dieser Signatur, welche aber heutigen Tags nicht gerade hohe Erwartungen erregt; denn, abgesehen von den Preisdramen des Schillercomites, dessen Ansehen auf staatlicher Autorität ruht, Preisdramen, die aber trotzdem, weil sie dem versehmten Gebiet der dichterisch gehaltenen Tragödie angehören, fast nirgends gegeben werden, gingen die neueren Preisausschreibungen von Theatern aus, von Hof- und Stadttheatern. Anerkennenswerth ist die Munificenz, mit welcher das Münchener Hoftheater durch alljährliche Preisausschreibungen die dramatische Dichtung zu fördern sucht; auch ist es durchaus zu billigen, daß der Preis nicht blos nach dem subjectiven Belieben der Preisrichter ertheilt wird, sondern daß die thatsächliche Bewährung durch einen Erfolg bei den Aufführungen in München mit dazu kommen muß, daß dem Publicum und der Tageskritik dabei auch eine Stimme gegönnt wird; leider aber gestalten sich die Resultate, trotz der großen Menge der eingesendeten Stücke, von Jahr zu Jahr ungünstiger. Das letztemal konnte der Preis gar nicht ertheilt werden und es wurde nur ein Stück zur Aufführung vorgeschlagen. Dasselbe war der Fall in Frankfurt a. M., wo der von der Intendanz ausgesetzte Preis ebenfalls nicht zur Vertheilung kam. Legt man an die nichtprämiirten Stücke den Maßstab derjenigen, welche bei früheren Concurrenzen den Preis erhielten, so muß man freilich an einen Nothstand der deutschen dramatischen Production glauben und es gewährt nur einige Beruhigung, daß sowol die erfolgreichsten als auch die talentvollsten Dramatiker sich nur ausnahmsweise an solchen Concurrenzen betheiligen und den jüngeren strebenden Kräften die Arena frei lassen und den verstörten Lorbeer gönnen.

Das Wiener Stadttheater hat seinerzeit dem Lustspiel: „Durch die Intendanz" von der Dichterin Henle den Preis zuerkannt, obschon bei näherer Bekanntschaft sich das Stück als eine gerade nicht ungeschickte, aber jedenfalls unbedeutende Arbeit erwies. Das jetzt hier aufgeführte Stück „Neue Verträge" von F. G. Triesch (Pseudonym für einen jungen Wiener Autor, Namens Hartmann) ist ebenfalls weit entfernt von epochemachender Bedeutung, obschon es von der Münchener Intendanz den ersten Lustspielpreis erhielt; aber es ist immerhin ein aufführbares Lustspiel, welches einige ganz muntere Scenen enthält.

Offenbar hat der Autor mit seiner dramatischen Satyre den raschen Wechsel der politischen Ueberzeugungen aus äußeren egoistischen Gründen geißeln wollen; doch dieser Wechsel erscheint

in dem Stück allzu brüsk und lähmt unsere Theilnahme für die Charaktere. Die Wandelbarkeit und Wandlungsfähigkeit hat zwar auch ihre humoristische Seite und läßt sich in der Novelle gut verwerthen; aber sie braucht etwas mehr Zeit und Athem, als ihr der rasche Gang des Lustspiels gönnt: hier kann das plötzliche Rechtsum und Linksum nur verletzend wirken.

Der Dichter läßt freilich diesen mehrfachen Gesinnungswechsel sich auf einem Gebiete vollziehen, auf welchem nicht die Fahne der eigentlichen politischen Partei weht, auf dem Gebiete der Handelspolitik. Es ist ja bekannt, daß der große deutsche Staatsmann seit der Aera Delbrück, die er ja auch mit seinem Namen und Ansehen deckte, seine volkswirthschaftlichen Ansichten gänzlich geändert hat und aus dem Lager des Freihandels in das des Schutzzolles übergegangen ist; er selbst hat dies eingestanden und damit motivirt, daß er früher diesen Fragen, um so mehr als er das Ressort in den besten Händen wußte, keine Aufmerksamkeit zugewendet habe, jetzt aber nach eingehender Beschäftigung damit zu der entgegengesetzten Ueberzeugung gekommen sei. Man könnte freilich sagen: quod licet Jovi, non licet bovi; doch das Recht, seine Ueberzeugung zu wechseln, gehört zu den allgemeinen Menschenrechten; nur bedarf es dazu immer der Zeit, welche einen fortschreitenden Bildungsgang und das allmälige Einwirken umstimmender geistiger Mächte ermöglicht.

Ein ganz drüsker Wechsel der Ueberzeugungen aus Gründen des Interesses insolge ordinärer Bestechlichkeit hat aber einen so unangenehmen Beigeschmack, daß dabei eigentlich aller Humor ausbört. Man mag sich dies allenfalls bei einem einzelnen Charakter gefallen lassen, gewissermaßen bei einem räudigen Schaf, das von der Heerde ausgeschlossen wird; hier mag der Humor auch auf dem etwas trübschmutzigen Untergrunde, des Contrastes wegen, seine Farben auftragen; aber wenn die zwei Hauptcharaktere des Stückes sich gleichmäßig einer so vollständigen Hallosigkeit schuldig machen, so wird der dadurch hervorgerufene unerquickliche Eindruck sich auch durch die munterste Behandlungsweise nicht verlöschen lassen.

Das ist wol der eigentliche Grundfehler des neuen Stückes. Ein Handelsvertrag mit England soll abgeschlossen werden von dem Staate, in welchen der Dichter die Vorgänge seines Lustspiels verlegt hat. Der Großindustrielle Conrad ist der Gegner dieses Handelsvertrags; noch mehr sein Sohn Max, der Führer der parlamentarischen Opposition; merkwürdigerweise ist aber der Compagnon des Hrn. Conrad, ein sehr geschwätziger Mann, Hr. v. Winkler, für den Handelsvertrag. Schon diese Voraussetzung des Stückes widerspricht in mancher Hinsicht den thatsächlichen Verhältnissen. Die Nationalökonomen auf den Katheder mögen das Für oder Wider solcher Fragen theoretisch erwägen und unbefangen Partei ergreifen; die Großindustriellen aber wissen sehr genau, was ihrer Industrie nutzt oder schadet; ob der Industriezweig, den sie vertreten, durch Handelsverträge gefördert wird oder nicht, darüber herrschen bei ihnen keine abweichenden Meinungen; bei den Verhandlungen über Schutzzölle im deutschen Reichstag oder außerhalb desselben haben z. B die Vertreter der Eisenindustrie stets wie Ein Mann zusammengestanden. Es liegt daher schon eine unerlaubte poetische Licenz in der Annahme, daß zwei Compagnons, Vertreter desselben Geschäftszweiges, über eine so tief in ihr Geschäft eingreifende Frage verschiedener Ansicht sein sollten; denn um theoretische Lehrbereien handelt es sich dabei wahrlich nicht; ja wir müssen überhaupt von diesem Standpunkt aus die ganze Führung der Handlung als eine in der Luft schwebende verwerfen; sie hat nur Luftwurzeln in poetischer Fiction, keine in der realen Welt festhaltenden Pfahlwurzeln: denn wenn wir sie aus der Coulissenwelt in die Wirklichkeit versetzen, so werden wir uns bald überzeugen, daß das Interesse an der Sache selbst für eine große Industrie nicht blos keine Verschiedenheit der Ansichten duldet, sondern daß auch alle Bestechungsversuche scheitern müssen, weil das, was sie bieten, nicht im Verhältniß steht zu den Interessen der Industrie, welche zu wahren für die Industriellen ja eine Lebensfrage ist.

So wenig wir mit Zola's weitgehendem Naturalismus sympathisiren, so können wir doch ihm nur darin beistimmen, daß er auch vom Dramatiker den Sinn für das Reale verlangt: seine Personen sollen handeln nach der Logik der Thatsachen und nach ihrem eigenen Temperament; es soll im Drama keinerlei Escomotage mehr geben, keine Schläge mit der Zauberruthe, die von einem Augenblick zum andern die Sachen und die Personen wandelt und das Gelächter im Lustspiel soll nicht durch die Grimassen der Charaktere hervorgerufen werden.

Diese Zauberruthe wendet unser Autor aber fortwährend an. Der Großindustrielle Conrad wird im Handumdrehen für den Handelsvertrag gewonnen, dadurch, daß ein Ministerialrath ihm dafür den Freiherrnstand in Aussicht stellt. Sein Compagnon, der für den Handelsvertrag ist, wird auf einmal ein Gegner desselben, weil ihm die Ueberzeugung beigebracht wird, daß die englische Concurrenz für eine seiner Erfindungen, für einen neuen Hochofen gefährlich werden würde. Nachdem er diese Schwenkung gemacht, macht ihn ein englischer Gesandtschaftssecretär, der ihm ein Generalconsulat anbietet, wieder zu einem Anhänger des Handelsvertrags; aber der Sohn des Großindustriellen Conrad bringt diesen in der Kammer zum Fall; das Ministerium fällt mit ihm und jener Ministerialrath, der Hrn. Conrad für den Handelsvertrag zu gewinnen suchte, erhält wunderbarer Weise das Portefeuille des Handelsministeriums in dem neuen, dem Handelsvertrag feindlichen Cabinet.

Das Ganze beruht auf einer Kette durchaus willkürlicher Annahmen: es ist der Pragmatismus der Coulissenwelt; es ist eine Logik, die nur beim Licht der Prosceniumslampen bestehen kann. Dem ganzen Treiben auf der Bühne fehlt die innere Wahrheit. Warum, muß man fragen, giebt sich denn alle Welt so erstaunliche Mühe, die beiden Großindustriellen zu gewinnen, da sie doch so wenig zu sagen haben, daß der Handelsvertrag gerade durchfällt, als sie beide für denselben eintreten?

Doch unsere neuesten Lustspieldichter nehmen es mit der Lebenswahrheit nicht so genau; wenn nur auf der Bühne eine lustige Bewegung herrscht: das genügt für den Erfolg, sei dieselbe auch noch so nothdürftig motivirt. Lustig und munter ist das neue Preisstück; es hat keine ermüdenden Längen; und die Situationen sind, wenn man einmal ihre Voraussetzungen mit unkritischem Behagen hingenommen hat, bisweilen von einer unverkennbaren vis comica. So ist es im zweiten Act sehr komisch, daß die beiden Compagnons, nachdem jeder im Stillen ohne Wissen des andern seine Farbe gewechselt hat, sich nun mit der Absicht begegnen, gleichsam aneinander abzufärben; jeder will sich von dem andern bekehren lassen, und nun bemerken sie erst, daß jeder jetzt auf dem Standpunkte steht, den der andere eben verlassen hat.

Der Hr. v. Winkler, der Hochsonerfinder, der in dem Stück eine zweimalige Schwenkung macht, ist nun freilich eins der hallosesten Menschenexemplare, welche die Lustspielmuse je auf der Bühne hat herumwirbeln lassen. An Schwatzhaftigkeit dem Vereinsdiener im „Stiftungsfest" vergleichbar, ist er von einer unglaublich raschen Empfänglichkeit für alles, was an ihn herantritt und seine Eitelkeit berührt. Er breht sich gleichsam wie ein Fieselang herum und schnellt wie ein Stehaufmännchen in die Höhe. Der Charakter kann nur durch einen gewissen jovialen Ton erträglich werden, obschon er im Grunde immer unerquicklich bleibt; mit zu ernsten Mienen gespielt, würde er aber geradezu abstoßend wirken. Jedenfalls war Hr. Eichenwald der geeignete Darsteller für denselben; er spielte ihn mit einer so lebendigen Munterkeit, daß man gar nicht dazu kam, ihm ein Sittenzeugniß

auszustellen. Hr. Conrad gab dem Großindustriellen Conrad etwas mehr Halt und Gewissen: er vollzog seinen Uebergang ins entgegengesetzte Lager doch mit einigem Zögern. Der Ministerialrath des Hrn. Pettera hatte Ton und Haltung eines österreichischen Bureaukraten.

Natürlich kann ein neues Lustspiel nicht blos in einer politischen Haupt- und Staatsaction bestehen: ohne Liebes- und Herzensgeschichten läßt sich unser Publicum kein volkswirthschaftliches Thema in dramatischer Einkleidung gefallen. Max Conrad, der einzige, der in der Politik Farbe hält, macht eine Schwenkung in der Liebe: er will anfangs aus Gehorsam gegen seinen Vater die Tochter des Compagnons heirathen: wir finden diesen Gehorsam etwas zu weit gehend bei einem Führer der Fortschrittspartei, der doch in der Opposition sein Metier hat. Sein Herz aber gehört der Tochter des Ministerialrathes, und obschon jene Emma durch ihr klangvolles Organ und energisches Auftreten das Herz eines Parlamentariers gewinnen müßte, so zieht doch Max die sehr discrete und diplomatische Pauline vor. Emma aber hat den absonderlichen Geschmack, den rabebrechenden Sohn der britischen Inseln zu lieben, den Secretär der englischen Gesandtschaft, dessen liebenswürdige Seiten den übrigen Sterblichen ganz verhüllt sind. Doch die Capricen der Liebe sind so wunderbar, daß ein Lustspieldichter nicht Gefahr läuft, einer Versündigung gegen die Lebenswahrheit beschuldigt zu werden, wenn er seine Pärchen ganz nach Belieben zusammenstellt.

Unsere ingénues sind in der Regel so nach der Schablone zugeschnitten, daß eine junge Mädchenrolle mit einem leisen Anflug von Originalität, mit einem einzigen neuen Zug innerhin nicht blos vom Publicum, sondern auch von den Darstellerinnen mit Freuden begrüßt werden muß. Emma mit der Stentor- und Commandostimme ist eine neue Abart der ingénues und wurde von Frl. Butze mit vielem Humor dargestellt. Frl. Tullinger hielt die Pauline von Walthof durchgehends in berechtigtem Contrast zu dieser lauten Emma. Hr. Senger als Max hatte männliche Haltung; Hr. Ottbert als Sir Norton spielte den englischen Secretär, ohne die Eigenart John Bulls zu karikiren. Eine junge, lebenslustige Wittwe, eine „wohlthätige Frau" und ein sarkastischer Procurist, drei Typen, von denen die beiden letzteren aus dem Stück von P'Arronge und aus „Rosenmüller und Finke" bekannt sind, wurden von Frau Western, von Frau Schubert und Hrn. Tietz angemessen dargestellt: nur daß die wohlthätige Frau wol zu puritanisch in ihrer Toilette war.

Das Stück fand eine freundliche Aufnahme: es hat einen gewissen munteren Zug, der über viele Bedenken hinwegträgt.

Rudolf von Gottschall.

Musikbericht aus Dresden.

Dresden, 2. März.

Zu den vorzüglichsten Concerten dieser Saison gehörte das am 21. Februar von Herrmann Scholtz gegebene, welches um so willkommener war, als der Concertgeber in den letzten Jahren nur gastirend aufgetreten ist. Scholtz gehört zu den geschmackvollsten und liebenswürdigsten Virtuosen der Neuzeit und dürfte namentlich als Interpret von Chopin und Schumann in der Gegenwart seines Gleichen suchen. Der Künstler verband, wie immer, so auch an dem uns gebotenen Abend, mit einem phantasievollen und herzenswarmen Vortrag und glänzender virtuoser Technik die feinste Charakteristik der Meisterwerke von Beethoven, Chopin, Raff, Grieg und Schumann, welche sein Programm füllten. — Wenige Tage später, am 25. Februar, schloß Hr. Concertmeister Rappoldi den Cyklus seiner Soiréen für ältere und neuere Violinliteratur, durch die er sich auch in diesem Winter das Publicum Dresdens zu warmem Dank verpflichtete. Es bekundet die ungewöhnliche Begabung eines Geigenvirtuosen, wenn es ihm gelingt, nur durch sich selbst, und ohne Hilfe eines Orchesters und Einlage von Gesangsvorträgen sein Publicum in der Art zu fesseln, wie dies Rappoldi vermag. Diesmal glänzten die Namen Spohr, Tschaikowsky, Paganini, Nardini, Sebastian Bach und Mendelssohn im Rahmen der Soirée. — An demselben Abend feierte der Polytechniker-Gesangverein „Erato" sein mit einem großen Concert verbundenes Winterfest. Das Professorencollegium des Polytechnikums war ziemlich vollzählig zu dem Festabende erschienen, an welchem sich auch Vertreter der Regierung und der städtischen Behörden betheiligt hatten. Die von dem Männergesangverein Erato unter der tüchtigen Leitung des Hrn. Kapellmeister Saupe ausgeführten Compositionen, unter denen Franz Wüllner's Hymnus „Preis der Wahrheit" eine besondere Erwähnung verdient, wurden ebenso rein als correct vorgetragen. Die Hofopernsängerin Frl. Rößler durch Gesangsvorträge, Frl. Margarethe Herr durch ihren warmen und edeln Vortrag des G-moll-Concertes von Mendelssohn verliehen dem Abend noch einen besonderen poetischen Reiz. Die orchestralen Leistungen des Abends lagen in den Händen des wackeren Mannsfeld'schen Orchesters. —

Im königl. Hoftheater bewährt Goldmark's „Königin von Saba" noch immer ihre alte Anziehungskraft, wobei wir gern zugeben wollen, daß auch das, was in dieser glänzenden Ausstattungsoper dem Auge geboten wird, sein Theil zur Füllung des Hauses mit beiträgt. — Zu den besten Leistungen im Gebiete der komischen Oper gehören auch in diesem Winter wieder Otto Nikolai's „Lustige Weiber von Windsor", in welchem reizenden und seine Anziehungskraft nun schon über 30 Jahre bewährenden Werke namentlich Degele als „Herr Fluth" und Decarli als „Falstaff" excellirten. — In Vorbereitung befindet sich eine neue Oper von Grammann, dem Componisten der jetzt auch in Florenz schon gegebenen „Melusine". Das neue dramatische Werk Grammann's trägt den Titel: „Der Triumphzug des Germanicus"; es handelt sich dabei, da auch Armin und Thusnelda Hauptrollen darin besitzen, um eine abermalige musikalisch-dramatische Verherrlichung unseres nationalen Helden Herrmann, deren erste uns vor drei Jahren Hofmann in seiner Oper „Arminius" darbot. — Im Frühjahr dürfte dann als weitere Novität Boito's Oper „Mefistofele", welche soeben zum ersten Mal in Deutschland im Stadttheater zu Köln gegeben ward, hier zur Aufführung gelangen; um so mehr, da der Generaldirector des königl. Hoftheaters, Reichsgraf v. Platen, der am 26. in Hamburg stattgefundenen ersten Aufführung von Boito's Werk seine besondere Theilnahme zuwendete. — Heute Abend findet im Hoftheater das jährlich wiederkehrende Aschermittwoch-Concert zum Besten der Wittwen und Waisen der königl. Kapelle statt, das uns, unter Franz Wüllner's Direction, diesmal Vater Haydn's in unvergänglicher Jugend und Schönheit prangende „Jahreszeiten" darbieten wird.

Emil Naumann.

Zeitschriften.

—*— Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Richard Fleischer. Fünfter Jahrgang. Berlin, Verlag von Otto Janke. — Es sind nun fast vier Jahre verflossen, daß die „Deutsche Revue" ins Leben getreten ist. Bereits bei ihrem ersten Erscheinen konnten wir ihr ein günstiges Prognostikon

stellen. So viele treffliche Organe wir nun auch besitzen, hoben wir schon damals hervor, welche der geistigen Strömung unserer Zeit folgen, so vertreten dieselben meist, wenn auch in umfassender Weise, gewisse Seiten und einzelne Richtungen der Culturentwickelung oder sie inrlichteriren plantos auf allen Gebieten umher. Die „Deutsche Revue" hat sich dagegen zur Hauptaufgabe gestellt, das gesammte nationale, sociale, wissenschaftliche und künstlerische Leben der Gegenwart eingehend und in einem geordneten Zusammenhange zu behandeln. In den vier Jahren ihres Bestehens hat nun die „Deutsche Revue" die Erwartungen, die wir von ihr gleich bei ihrem ersten Erscheinen gehegt, durchaus gerechtfertigt, so daß wir mit den besten Hoffnungen für das Unternehmen der Fortsetzung entgegensehen können, was auch durch das uns vorliegende erste Heft des neuen, fünften Jahrganges durchaus bestätigt wird, das des Interessanten und Gediegenen eine reiche Fülle darbietet und sich dadurch sicher in der Gunst und Achtung des Publicums noch in erhöhtem Maße befestigen wird.

— Das soeben ausgegebene III. und IV. Vierteljahrs-(Doppel-)Heft der Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus, mit welchem der XX. Jahrgang dieser reichhaltigen Zeitschrift zum Abschluß gelangt, hat wiederum einen sehr beträchtlichen Umfang (52 Bogen Royal-Quart) und einen dem entsprechend vielseitigen Inhalt. Der Herausgeber Dr. Engel hat, wie schon beim Abschluß des ersten Jahrzehents des Bestehens der Zeitschrift, so auch am Ende des zweiten Decenniums durch ein sehr sorgfältig gearbeitetes Register sämmtlicher bisher erschienenen zwanzig Jahrgänge dafür Sorge getragen, daß der reiche Inhalt der meist sehr starken zwanzig Bände der Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus, welcher ohne ein solches Hilfsmittel kaum noch zu übersehen war, dem Leser in übersichtlicher Gruppirung (nach Materien, Ländern und Verfassern) vorgelegt und damit in bequemster Weise benutzbar gemacht werde. Das zehn Bogen engsten Drucks starke Register, welches übrigens auch separat in 4° und 8° zu beziehen ist, ist eine hervorragende Zierde des vorliegenden Heftes und legt zugleich Zeugniß ab für die umfassende, von Jahr zu Jahr gewachsene literarische Thätigkeit des königlichen statistischen Bureaus, neben welcher eine noch viel größere administrative einhergeht. Im Einzelnen ist der Inhalt des soeben erschienenen Heftes folgender: Die Gehaltsverhältnisse der höheren Gemeindebeamten in den preußischen Stadtgemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern. Ein Beitrag zur Statistik des Preises der Arbeit im preußischen Gemeindedienste. Von C. Blenck. — Der finanzielle Zustand der preußischen Knappschaftsvereine, im Auftrage des Herausgebers der Zeitschrift untersucht von Karl Brämer. — Die Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle im preußischen Staate während des Jahres 1879. Von A. Frhrn. v. Fircks, Mitglied des königlichen statistischen Bureaus. — Die Sparcassen im preußischen Staate im Jahre 1879. Von Dr. G. Koch. — Die Herstellung einer Statistik der Brände im preußischen Staate. Von Dr. Engel. — Die Fremdbürtigen im preußischen Staate. — Vorläufige Ergebnisse der im Jahre 1880 vorgenommenen Ermittelungen der Ernte-Aussichten und des Ernte-Ertrages der wichtigsten feldmäßig angebauten Früchte im preußischen Staate. Von Dr. Engel. — Die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 1. December 1880 im preußischen Staate. — Statistische Correspondenz. Inhalt: Die italienische Militärküche. — Die Krankenwärter in den Heilanstalten Preußens im Jahre 1878. — Fabrikation und Verbrauch von Salzfleisch und Conserven in Frankreich. — Weberbevölkerung des Handelskammer-Bezirks Lauban. — Die schwedischen Sparcassen im Jahre 1877. — Cautionsbarlehne. — Verpflegung des französischen Heeres. — Londoner Bauten. — Die italienische Auswanderung 1879. — Taufen und Trauungen bei den evangelischen Gemeinden der Provinz Brandenburg. — Die Häuser und die Wohnungen der Stadt Paris. — Die Londoner Wasserwerke. — Bebauung der Stadt Paris. — Die Einschätzungen zur Einkommensteuer im Königreich Sachsen in den Jahren 1878 und 1879. — Die Thätigkeit der preußischen Schwurgerichte im Jahre 1878. — Die Verunglückungen in den Bergwerken Großbritanniens und Irlands und die Bergarbeiter-Unfallversicherung. — Die rückfälligen Verbrecher in Frankreich. — Provinzialverwaltung in England und Wales. — Die Bewegung der Bevölkerung in Rußland. — Die Eisenbahnen Schwedens. — Die Taufen und Trauungen bei der evangelischen Bevölkerung der Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau. — Das Eisen in Schweden. — Die Verwaltung der indirecten Steuern, Gebühren u. s. w. in Preußen 1879/80. — Die Bewegung der Getreidepreise u. s. w. in den sogenannten Erntejahren. — Zur Lebensversicherung in Frankreich. — Schutz der in Fabriken arbeitenden Kinder. — Norwegens Seefischerei von 1869 bis 1878. — Die europäische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika. — Findlinge in Italien. — Das öffentliche Fuhrwesen in Berlin und Paris. — Zur Haftpflicht-Gesetzgebung in Frankreich. — Das Pfandbrief-Darlehnswesen in Oesterreich-Ungarn. — Die Verpflegung der italienischen Militärpferde. — Die französische Seefischerei 1879. — Die Auswanderung aus Irland im Jahre 1879. — Belgische Knappschaftsvereine. — Die Concurrenz auf dem Weltmarkte seiten der Vereinigten Staaten von Amerika. — Die Sterblichkeit in Preußen in den Jahren 1875 bis 1879. — Die Steuerherabsetzungen in Frankreich seit 1871. — Die Lebensversicherung in Großbritannien und Irland. — Entwickelung der belgischen Handelsbeziehungen. — Die Landgemeinden im preußischen Staate mit weniger als 2000 Einwohnern. — Der Immobiliarbesitz der religiösen Ordensgesellschaften in Frankreich. — Als besondere Beilagen sind diesem Hefte beigegeben: Register des Inhalts der bis jetzt erschienenen 20 Jahrgänge (1861 bis 1880) der Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus. Im Auftrage des Herausgebers der Zeitschrift und unter Leitung von A. Petersilie bearbeitet von Th. Feuerstake. — Wirkliche und Mittelpreise der wichtigsten Lebensmittel für Menschen und Thiere in den bedeutendsten Marktorten der preußischen Monarchie während des Kalenderjahres 1880 bezw. Erntejahres 1879/80. — Stand und Bewegung der Bevölkerung in den landräthlichen Kreisen bezw. Oberamts-Bezirken und selbständigen Städten des preußischen Staates während des Jahres 1879. — Verzeichniß der periodischen und anderen Schriften, welche im Verlage des königlich preußischen statistischen Bureaus erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind. — Inserate.

— Das soeben erschienene März-Heft der Deutschen Revue „Unsere Zeit", herausgegeben von R. v. Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), enthält: Tannhäuser. Novelle von Eusemio Gräfin Balleftrem. — Großbritanniens überseeische Machtstellung. Von einem preußischen Stabsofficier. — Zur Säculerfeier von Chamisso's Geburtstag. Von Otto Hammann. — Directe oder indirecte Steuern? Eine statistische Parallele. I. — Der chilenisch-peru-bolivianische Krieg. Von Dr. Karl Loeffler. I. — Lord Beaconsfield's neuester Roman. Von Rudolf v. Gottschall. — Oberalbanien und die Gegen. Von Spiridion Gopčević. (Schluß.) — Zur wissenschaftlichen Reform der Logik. Von Friedrich v. Baerenbach. — Chronik der Gegenwart: Revue der bildenden Künste. Politische Revue.

Verzeichniß der im Sommerhalbjahre 1881 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

(Anfang der Vorlesungen: 20. April. Schluß: 20. August.)

I. Theologische Facultät. Prof. ord. Baur (Decan bis 31. October): Erklärung des Jesaia; System der praktischen Theologie I. Theil; homiletisches Seminar (i. u. II. Königs.); Hebraicum II der Lausitzer Predigergesellschaft. — Kahnis: Der Kirchengeschichte II. Theil; Dogmatik; Reformationsgeschichte; Uebungen des theologischen Vereins. — Luthardt (Rector Magnificus bis 31. October): Erklärung des Römerbriefes; theologische Ethik; dogmatische Gesellschaft; dogmatische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Zechler: Christliche Dogmengeschichte; Missionsgeschichte (Heidenmission); Leitung der kirchengeschichtlichen Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Delitzsch: Genesis; Einleitung in das Alte Testament; Hebraicum I der Lausitzer Predigergesellschaft (ausgewählte Stücke des Buches Jeremia). — Frick: Auslegung des Hebräerbriefes; Dogmatik I. Theil; über die wissenschaftlichen Grundlagen des Glaubens an den persönlichen Gott (für die Studirenden aller Facultäten); exegetisches Seminar N. u. A. T.; Lausitzer Predigergesellschaft: a) biblische Abtheilung des N. T., b) homiletische Abtheilung. — Hofmann: praktische Theologie II. Theil; Einleitung in das Neue Testament; katechetisches Seminar; pädagogisches Seminar: praktische Uebungen und Besuche von Lehr- und Erziehungsanstalten. — Schmidt: Biblische Theologie des Neuen Testaments; Auslegung des Evangelium Matthäi; katechetische Gesellschaft; katechetische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Prof. ord. hon. Delitzsch: Psalmenauslegung; exegetischer Verein des A. und N. Testaments (einzeln. der Societas Exeget. Lips. Vineri): Messianische Weissagungen des A. T. nach authentischer Maßgabe ihrer neutestamentlichen Erfüllung. — Priv. Doc. Buthe: Psalmen; alttestamentliche Gesellschaft: die israelitischen Feste mit Beziehung der betr. Gesetzesstellen; hebräische Gesellschaft Cursus II (cursorische Lectüre der Bücher der Könige). — Russel: Hebräische Grammatik; über den Unsterblichkeitsglauben im Alten Testament; hebräische Gesellschaft: I. Cursus (praktische Uebungen zur Repetition der Formenlehre im Anschluß an die Vorlesung über hebräische Grammatik). — König: Erklärung der messianischen Weissagungen des Alten Testaments. — Schultze: Kirchengeschichte I. Theil; über die römischen Katakomben; kirchenhistorische Gesellschaft (Lectüre italienischer Quellenschriften zur Reformationsgeschichte). — Schnebermann: Auslegung der Briefe Pauli an die Corinther; Kirchengeschichte der Kritik der neutestamentlichen Schriften seit Richard Simon; exegetische Gesellschaft neuen Testaments.

II. Juristische Facultät. Prof. ord. Schmidt (Decan bis 31. October): Institutionen und äußere Geschichte des römischen Rechts; innere Geschichte des römischen Rechts mit Einschluß der Geschichte des Civilprocesses; Pandekten II. Theil (Familien- und Erbrecht); Institutionen des römischen Rechts nebst äußerer Rechtsgeschichte; civilistische Uebungen. — Oberloch: Concursvorzugsrecht und summarische Processe; civilprocessualisches Seminar. — Siebel: Königlich sächsisches Privatrecht mit der Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuchs, I. Theil (allgemeine Lehren, Sachenrecht ꝛc.); ausgewählte Lehren des sächsischen Privatrechts. — Friedberg: Evangelisches und katholisches Kirchenrecht einschließlich des Eherechts, mit Zugrundelegung seines Lehrbuchs des katholischen und evangelischen Kirchenrechts (Leipzig, 1879) und in Verbindung mit Uebungen in der Interpretation des Corpus juris canonici; deutsches Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts; europäisches Völkerrecht. — Kunze: Pandekten I. Theil (mit Ausschluß des Familien- und Erbrechts) und in Verbindung damit ein Pandektenpraktikum. — Rüdiger: Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte; deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht; Handels-, Wechsel- und Seerecht. — Binding: Encyklopädie des Rechts; gemeines deutsches Strafrecht. — Wach: Strafproceß; Civilproceß; Strafrechtspraktikum. — Prof. ord. hon. Baigt: Römische Rechtsgeschichte; Geschichte des römischen Civilproceßrechts. — Prof. ext. Höck: Deutsches Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts; Erklärung des Sachsenspiegels. — Götz: Privatissimum über einen der Haupttheile der Pandekten; Themata aus dem Handels- und Wechselrecht. — Priv. Doc. Lenel: Pandektenpraktikum. — Weismann: Geschichte des römischen Civilproceßes; französ. Civilrecht. — Stammler: Preußisches Civilrecht. — Wagner: Versicherungsrecht; Erklärung deutscher Rechtsquellen.

III. Medicinische Facultät. Prof. ord. Ludwig (Decan bis 31. October): Physiologie der Ernährung; physiologische Besprechungen; physiologische Uebungen für Fortgeschrittenere. — Radius: Oeffentliche und private Hygiene; Pharmakodynamik und Toxikologie. — Credé: Geburtshilfliche und gynäkologische Klinik und Poliklinik; über geburtshilfliche Operationen, mit Einübung derselben am Phantome. — Wagner: Medicinische Klinik. — Thiersch: Vorlesung über Chirurgie I. Theil; chirurgische Klinik; chirurgischer Operationscursus; Verbandcursus an der chirurgischen Klinik. — Coccius: Klinik für Augenkrankheiten; Augenspiegelcursus; specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des Augapfels. — His: Allgemeine Histologie; Entwicklungsgeschichte der höheren Thiere und des Menschen; mikroskopische Uebungen. — Braune: Topographische Anatomie; Knochen- und Gelenklehre. — Lahnheim: Demonstrativer Cursus der pathologischen Anatomie, zugleich mit Sectionsübungen; praktisch-mikroskopischer Cursus der pathologischen Histologie; experimentelle und mikroskopische Arbeiten im pathologischen Institute. — Hofmann: Vorlesung über Hygiene mit Demonstrationen; Cursus über hygienische Untersuchungsmethoden; experimentelle Arbeiten und Uebungen im hygienischen Institute. — Erb: Medicinische Poliklinik; specielle Pathologie und Therapie (Krankheiten des Verdauungsapparates, der Leber, Milz u. s. w., und des Harnapparates, allgemeine Ernährungsstörungen); neuropathologische Diagnostik. — Prof. extr.: Sannenkalb: Staatsärztliches Praktikum; gerichtliche Medicin für Juristen. — Carus: Ueber die Lehre Darwins; Theorie der Thierzucht; Charakteristik der Hauptgruppen des Thierreichs; über die Stammbäume der Thierclassen. — Winter: Einleitung in das Studium der Medicin; Receptkunde, nebst Uebersicht der wichtigsten Arzneimittel. — Hennig: Geburtshilfe; pädiatrische Klinik. — Reclam: Allgemeine öffentliche und private Hygiene (mit Experimenten); gerichtliche Medicin (mit Demonstrationen). — Schmidt: Chirurgische Poliklinik; über Luxationen; klinische Besprechungen. — Wenzel: Uebungscursus in der mikroskopischen Anatomie; anatomische Vorträge für Pädagogen und Studirende der Naturwissenschaften, II. Theil (Sinnesorgane, Ernährungs- und Respirationsapparat, Gefäßsystem). — Rauber: Entwickelungsgeschichte der Wirbelthiere in Verbindung mit einem Praktikum; Urgeschichte des Menschen. — Henbner: Districtspoliklinik; specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des Kindesalters. Specielle Pathologie (Localkrankheiten). — Hagen: Diätetische Poliklinik; laryngiatrische Poliklinik; Cursus der Laryngoskopie; Cursus der Ohrenheilkunde. — Brenner: Cursus der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie, nebst Uebungen und Demonstrationen. — Flechsig: Specielle Psychiatrie, mit klinischen Demonstrationen. — Fechner: Physikalisch-chemisches Practikum; Harnanalyse. — Weigert: Specielle pathologische Anatomie; praktisch-mikroskopischer Cursus der pathologischen Histologie. — Priv. Doc. Meißner: Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen; theoretische und praktische Operationslehre für Geburtshelfer. — Hofe: Respirationen der gefährlichen Geburtsperiode; Krankheiten des Uterus. — Naumann: Allgemeine Pharmakodynamik und Hydrotherapie. — Friedländer: Specielle Pathologie und Therapie der Constitutionskrankheiten. — Fürst: Einleitung in die Geburtshilfe und Gynäkologie, mit Uebungen am Phantome; über Vaccination und praktischen Uebungen bei animalen und humanisirten Impfung; pädiatrische Poliklinik, mit Vorträgen über ausgewählte Capitel der Kinderheilkunde. — Schröter: Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten; Augenspiegelcursus; Augenoperationscursus; Poliklinik für Augenkranke. — Leopold: Theoretische Geburtshilfe mit gynäkologischen Demonstrationen; geburtshilfliche Operationsübungen am Phantome; geburtshilfliche und gynäkologische Besprechungen. — Schön: Augenspiegelcursus; augenärztliche Untersuchungsmethoden. — Tillmanns: Ueber Verletzungen und chirurgische Krankheiten der Extremitäten; Verbandcursus; aufgewählte Capitel der Operationslehre; übungen an der Leiche. — Schildbach: Orthopädische Poliklinik. — Baelz ist beurlaubt. — Hesse ist beurlaubt. — Küster: Augenärztliche Propädeutik; augenärztliche Poliklinik; Augenspiegelcursus für Gebührte. — v. Esleben: Chirurgische Poliklinik; chirurgischer Verbandcursus; über Lebensbretterne Chirurgie in den Feldzügen und Kriegsjahren. — Huber: Pathalagische Anatamie des Bewegungsapparates. — Strümpell: Cursus über Percussion und Auscultation; klinische Propädeutik. — Gaule: Cursus der mikroskopischen Anatomie; Physiologie und Histologie des Blutes; histologisches Laboratorium. — Waldenburg: Ohrenspiegelcursus; ausgewählte Kapitel der Ohrenheilkunde. — Neiser: Ueber Hautkrankheiten und Syphilis, mit Demonstrationen.

IV. Philosaphische Facultät. Prof. ord. Zirkel (Decan bis 31. Oct.): Allgemeine Petrographie, nebst repetitorischen Uebungen; Vorträge und mikroskopische Charakteristik der Mineralien; mineralogische und geologische Arbeiten und Unterfuchungen im Institut. — Drobisch: Einleitung in die Philosophie und Logik; Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Verhältnisse des menschlichen Lebens.

Zechner ist zum Abhalten der Vorlesungen disponirt. — Fiesher: Erklärung des Koran nach Beidhâwi; Erklärung der Gedichte Mutanabbi's; Erklärung von Sabi's Gulistân; türkische Grammatik mit Leseübungen; Uebungen der arabischen Gesellschaft. — Rosher: Gesammte theoretische Nationalökonomie; Geschichte der politischen und socialen Theorien, als Vorschule jeder praktischen Politik; Besprechung volkswirthschaftlicher Fragen.

Hankel: Physik I. Theil; physikalische Uebungen für künftige Lehrer und Mediciner; physikalische Uebungen für Fortgeschrittenere. — Zarncke: Deutsche Literaturgeschichte bis zur Reformation; über Walfram's Parcival, nebst Einleitung über die Artus- und Gralsage; Uebungen des königlichen deutschen Seminars: 1) Uebungen der ordentlichen Mitglieder, 2) Uebungen der außerordentlichen Mitglieder (mittelhochdeutsche Abtheilung). — Overbeck: Griechische Kunstgeschichte bis zur Zeit der Diadochen, mit Benutzung des akademischen Gypsmuseums; im königlichen archäologischen Seminar:

exegetische und kunstgeschichtliche Übungen und schriftliche Arbeiten. — Curtius: Lateinische Grammatik; Übungen des königlichen philologischen Seminars im Interpretiren von Euripides' Phönissen und im Disputiren über künstliche Arbeiten; Übungen der grammatischen Gesellschaft. — Majus: Geschichte der Pädagogik, I. Theil; allgemeine Didaktik; Übungen des pädagogischen Seminars. — Ebert: Geschichte der italienischen Literatur; Erklärung provenzalischer Gedichte nach Bartsch's Chrestomathie provençale; romanische Gesellschaft (Lectüre provenzalischer und italienischer Gedichte). — Kolbe: Anorganische Experimentalchemie; chemisches Praktikum für Anfänger; praktisch-chemische Übungen und Unterjuchungen für Fortgeschrittenere. — Voigt: Griechische Geschichte bis auf Alexander d. Gr.; Urkundenlehre nebst Abriß der lateinischen Paläographie. — Schreibner: Theorie der Zahlen; theoretische Übungen zu obiger Vorlesung. — Scheit: Allgemeine Botanik; medicinisch-pharmaceutische Botanik; botanisches Laboratorium; systematische Übungen. — Bruhns: Praktische Astronomie, mit Übungen auf der Sternwarte; sphärische und sphäroidische Trigonometrie und über einige Reihenentwickelungen; über den Benuhungsbau 1882. — Neumann: Mathematische Theorie der Elektrodynamik. — Leuckart: Allgemeine Naturgeschichte der Thiere; zoologisch-zootomische Übungen für Anfänger und Geübtere; zoologische Gesellschaft. — Blomeyer: Landwirthschaftliche Betriebslehre; specieller Pflanzenbau, I. Theil; Demonstrationen auf dem Versuchsfelde. — Hofmann: Physikalische Chemie; chemische und physikalische Arbeiten im Laboratorium. — Lange: Griechische Staatsalterthümer; Übungen des königlichen philologischen Seminars im Interpretiren von Apollonius Dyscolus de pronomine und in den Disputiren über schriftliche Arbeiten; Übungen der römisch-antiquarischen Gesellschaft (Ovid's Fasti und Besprechung schriftlicher Arbeiten). — Zöllner: Photometrie und Spectralanalyse der Gestirne (Astrophysik I. Th.); über optische Täuschungen. — Springer: Geschichte der bildenden Künste im 18. und 19. Jahrhundert; kunsthistorische Übungen; Anleitung zu kunsthistorischen Arbeiten für Geübtere. — Krehl: Erklärung der Mu'allakat nach der Ausgabe von F. A. Arnold; Erklärung der äthiopischen Chrestomathie von Dillmann (Fortsetzung); Grammatik der syrischen Sprache (Formenlehre). — Hildebrand: Deutsche Metrik und Rhythmik, geschichtlich und ästhetisch; Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zum Zusammenarbeiten. — Fricker: (Procancellarius bis 31. October): Verwaltungsrecht mit Rücksicht auf Polizeiwissenschaft; Staatsrecht des Königreichs Sachsen. — Ebers: Analyse hieroglyphischer Texte und Einführung in das Hieratische. — Heinze: Geschichte der alten Philosophie; philosophische Übungen (Kant's Kritik der reinen Vernunft). — Bundt: Geschichte der neueren Philosophie; psychophysische Übungen für Vorgeschrittene. — Leskien: Grammatik der litauischen Sprache; Syntax der slavischen Sprachen; Übungen in slavischer Grammatik und Interpretation von Texten. — Lipsius: Geschichte der griechischen Prosaliteratur. Übungen des königlichen philologischen Proseminars im Erklären von Aristophanes' Acharnern und im Disputiren über Abhandlungen; Übungen der griechisch-antiquarischen Gesellschaft im Erklären von Thukydides Buch V und im Abfassen schriftlicher Arbeiten; Übungen des historisch-classischen philologischen Seminars. — v. Noorden: Geschichte Europas vom Hubertusburger Frieden bis zum Sturze des ersten französischen Kaiserthums; Übungen des königlichen historischen Seminars. — Ribbeck: Geschichte und Encyklopädie der classischen Philologie; Erklärung ausgewählter Satiren des Juvenal; philologische Gesellschaft (Plautinische Übungen). — Windisch: Sanskrit-Übungen für Anfänger (nach Stenzler); Einführung in den Rigveda; Pali; irische Übungen. — Wülcker: Neuenglische Grammatik (Formenlehre und Syntax); Geschichte der angelsächsischen Literatur nebst Erklärung angelsächsischer Texte; englische Gesellschaft (altenglische Übungen nach Wülcker's Leseduch II. Theil). — Klein: Einleitung in die analytische Geometrie der Ebene und des Raumes; Functionentheorie in geometrischer Behandlungsweise II. Theil; mathematische Gesellschaft. — Prokf. ord. hon. Strümpell: Psychologie; religionsphilosophische Fragen; wissenschaftlich pädagogisches Praktikum. — Marbach: Einleitung in die Technologie. — Biedermann: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert; Moral- und Rechtsphilosophie (Naturrecht); deutsche Culturgeschichte seit dem Reformationszeitalter; cultur- und literaturgeschichtliche Gesellschaft. — Credner: Paläontologie; über den geologischen Bau des Königreichs Sachsen (in Verbindung mit Geinitzen). — Wend: Geschichte des karolingischen und des römisch-deutschen Reichs bis zur Thronbesteigung des Staufischen Geschlechts; sächsische Geschichte. — Knop: Chemisches Praktikum; Agriculturchemie. — Stohmann: Technische Chemie oder chemische Technologie; Agriculturchemie II. Th. (Ernährung der Thiere); Übungen im Laboratorium des landwirthschaftlich-physiologischen Instituts. — Prokf. extr. Jacobi: Allgemeine Landwirthschaftslehre; Einleitung in das Studium der Cameralwissenschaften; Enzmologie. — Hermann: Geschichte der Philosophie; Psychologie; allgemeine Grammatik und Sprachphilosophie. — Rinckwitz ist von Ostern der Vorlesungen dispensirt. — Zitter: Allgemeine Pädagogik; Referate über philosophische Ethik; religionsphilosophische Übungen; pädagogisches Seminar. — Eckstein: Gymnasialpädagogik I. Theil; Übungen des pädagogischen Seminars. — Brandes: Geschichte Europas in der Anfangszeit des Mittelalters; Tacitus' Germania vom historischen Standpunkte aus erläutert; germanisch-antiquarische Gesellschaft. — Hirzel: Pharmacie (organische Präparate). — Seydel: Logik und Erkenntnißlehre an der Hand von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" (1781); Encyklopädie der Philosophie, d. i. systematische Uebersicht über die hauptsächlichsten philosophischen Probleme und Standpunkte. — Bücheri: Geschichte Europas im Zeitalter der Reformation; sächsische Geschichte. — Birnbaum: Bodenkunde und Bonitiren; Thierzucht I. Theil; Geschichte und Literatur der Landwirthschaft. — Mayer: Variationsrechnung; mathematische Uebungen (Variationsrechnung). — Bürn: Innere und äußere Krankheiten der Haussäugethiere; veterinärklinische Demonstrationen; mikroskopischer Cursus. — Carstanjen: Organische Experimentalchemie. — Paul: Analyse und Geschichte der musikalischen Formen; Harmonik; allgemeine Geschichte der Musik. — von der Mühll: Potentialtheorie; über die hydrodynamischen Gleichungen; mathematisch-physikalische Uebungen. — Roth: Arabisch II. Cursus; neuperjische Grammatik; Bulgärarabisch (nach Spitta's Grammatik). — Delitzsch: Allgemeine Geographie I. Theil; Afrika; Entdeckungsgeschichte und Colonisation; geographische Gesellschaft. — Arndt: Lateinische Paläographie mit praktischen Uebungen im Handschriftenlesen; Uebungen des königlichen historischen Seminars. — Garthausen: Lateinische Epigraphik; Uebungen des königlichen historischen Seminars, Abtheilung für alte Geschichte. — Hirzel: Erklärung von Aristophanes' Wolken; Erklärung von Platon's Phaedon. — Deitzsch: Erklärung schwerer assyrischer Texte; Erklärung sumerischer und akkadischer Texte; biblisch-aramäische Grammatik nebst cursorischer Lectüre des B. Daniel; cursorische Lectüre von Röbiger's syrischer Chrestomathie. — Wiedemann: Bärmelehre. — v. Meyer: Theorie und Praxis wichtiger technisch-chemischer Processe; chemische Großindustrie, Theerfarbstoffe (mit Demonstrationen und Excursionen); analytisch-chemisches Praktikum. — Bekannte (mit besonderer Rücksicht auf die Technik). — Weddige: Analytische Chemie. — Franl: Krankheiten der Culturpflanzen; Uebungen in der landwirthschaftlichen Samencontrole. — v. d. Gabelentz: Anfangsgründe der japanischen Grammatik; ausgewählte Lehren der chinesischen Grammatik; über Sprache und Literatur der Chinesen; linguistische und sinologische Uebungen. — Priv. Doc. Weicker: Uebersicht der Physik. — Sachße: Einleitung in die Agriculturchemie; Pflanzenchemie. — Luerssen: Morphologie, Physiologie und Systematik der Moose und Gefäßkryptogamen; Pflanzengeographie. — Wolf: Logik und Sprachphilosophie; über Spinoza's Leben und Lehre. — Eduardi: Deutsche Mythologie; altnordische Uebungen für Anfänger (Lectüre und Erklärung der Eyßlagrinna); Uebungen des königlichen deutschen Seminars (althochdeutsche Abtheilung). — Roth ist beurlaubt. — Brugman: Grammatik der Sanskrit-Sprache (nach Stenzler's Elementarbuch); Uebungen des lateinisch russischen philologischen Seminars. — Walter: Schuppflege und Freibandel; nationalökonomische und statistische Uebungen. — Friedberg: Finanzwissenschaft mit Berücksichtigung des Finanzrechts der wichtigsten Culturstaaten. — Kaltowsky: Chemische Geologie. — Birch-Hirschfeld: Historische Grammatik des Französischen; Geschichte der provenzalischen Literatur; Uebungen auf dem Gebiete des modernen Französisch. — Lindner: Lectüre von Kálidása's Málavikágnimitram; Erklärung der Kathópanishad; Lectüre ausgewählter Stücke des Rveda. — Thun: Zoologie und Entwickelungsgeschichte der niederen Thiere (mit Demonstrationen). — Geiger: Wahrscheinlichkeitsrechnung und Methode der kleinsten Quadrate. — Meyer: Quellenkunde zur griechischen und römischen Geschichte; Uebungen des königlichen historischen Seminars. — Treizenach: Ueber Lessing's Leben und Werke; Uebungen einer literarhistorischen Gesellschaft. — Ost: Historische Einleitung in das Studium der Chemie. — Hahn: Allgemeine und specielle Völkerkunde; Culturgeographie, in Verbindung mit einer pflanzen- und thiergeographischen Uebersicht der Erde; Uebungen einer geographischen Gesellschaft: a) Colloquium; b) Besprechung schriftlicher Arbeiten und Lectüre ausgewählter Abhandlungen von Oskar Peschel. — Hagelstange: Römische Geschichte bis zum Untergang der Republik; Uebungen über ein Thema aus der alten Geschichte. — Rohn: Invariantentheorie besonders binärer Formen; Einleitung in die Analysis. — Schreiber; Einleitung in die Kunstarchäologie (Encyklopädie und Methodologie derselben); Baugeschichte des Alterthums; archäologische Uebungen (Erklärung ausgewählter Bildwerke). — Tetzner: Einleitung in die Sprachwissenschaft, mit praktischen Uebungen, namentlich im Gebiet der neueren Sprachen. — Marshall: Naturgeschichte der Insecten, in Verbindung mit Excursionen; Geschlechtsleben der Thiere. — v. Bahder: Althochdeutsche Grammatik, Gottfried's von Straßburg Tristan; textkritische Uebungen an mittelhochdeutschen Handschriften. — Fraisse: Allgemeine Entwickelungsgeschichte; praktischer Cursus der thierischen Gewebelehre. — Schur: Die Elemente der neueren synthetischen Geometrie; geometrische Uebungen. — Langer: Harmonielehre mit besonderer Berücksichtigung des Choralsatzes; Tegelerlust; liturgische Gesangsübungen in drei Abtheilungen; Uebungen des Universitäts-Sängervereins der Pauliner.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 20. Donnerstag, den 10. März. 1881.

Inhalt: Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859. II. — Bücherbesprechungen (Lessing als Reformator der deutschen Literatur, von Kuno Fischer. Die Gesammt-Gastspiele in München, von Carl Fiedler. Was ist Styl? Unsere Musikclassiker, von Elise Polko).

Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859.

II.

Es ist bekannt, daß es dem Grafen Cavour gelang, die italienischen Angelegenheiten auf dem Pariser Friedenscongreß zur Sprache zu bringen, womit wenigstens eine wenn auch schwache Handhabe für die gelegentliche Stellung einer „internationalen italienischen Frage" gewonnen war. Welche Schwierigkeiten indessen der sardinische Minister zu überwinden hatte, ehe er so weit kam, war dem großen Publicum bisher nicht bekannt, und erst Kossuth's Aufzeichnungen werfen hierauf „etwas mehr Licht"; sie erhalten dadurch noch besondere Glaubwürdigkeit, daß Kossuth im Grunde genommen gegen das Interesse der von ihm vertretenen Sache handelt, wenn er in solcher Weise aus der Schule schwatzt.

Alle Friedenspunkte waren bereits erledigt und von Italien noch nicht die Rede gewesen. Da brachte Graf Walewsky, der damalige französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als Präsident des Congresses auf directe Anweisung Louis Napoleon's — denn er selbst war den sardinischen Aspirationen nichts weniger als hold — die Sache in der Sitzung vom 8. April zur Sprache, aber, wie Kossuth ausdrücklich beifügt, „in sehr gelinder Form". Walewsky's Vortrag schloß damit, daß es gut wäre, wenn die Mitglieder der Conferenz vor ihrem Auseinandergehen ihre Meinungen über verschiedene Gegenstände, die eine Lösung erheischten und mit denen es noth thäte sich zu beschäftigen, austauschen würden, damit neueren Verwicklungen vorgebeugt würde. Vor Allem brachte er den kläglichen Zustand Griechenlands aufs Tapet; dann kam er auf Belgien zu sprechen, in dessen Blättern täglich die verletzendsten und feindlichsten Angriffe gegen die französische Regierung veröffentlicht würden, und schließlich gab er der Aufforderung Ausdruck, daß, sowie der Westfälische Congreß die Gewissensfreiheit, der Wiener die Abschaffung des Sclavenhandels und die Freiheit der Stromschiffahrt sanctionirt habe, auch der Pariser Congreß einen denkwürdigen Fortschritt im internationalen Recht dadurch bedeuten möge, daß er die Basis zur Regelung des Seerechts der neutralen Mächte für den Kriegsfall lege.

In diesem allerlei Gegenstände behandelnden Vortrage beschränkte sich Graf Walewsky bezüglich der italienischen Angelegenheiten auf folgende Bemerkungen: Die päpstlichen Besitztheile befinden sich in einem abnormen Zustande. Die Nothwendigkeit, der Anarchie daselbst ein Ende zu machen, hat Frankreich zur Besetzung Roms, Oesterreich zur Besetzung der Legationen bestimmt. Daß eine Macht der Unterstützung fremder Heere bedarf, um sich aufrecht zu erhalten, ist ein Zustand, dessen Abnormität man unmöglich verkennen könne; Frankreich erklärt nun, es sei bereit, ja es wünsche lebhaft, seine Truppen zurückzuziehen, sobald dies unbeschadet der öffentlichen Ruhe und des Ansehens der päpstlichen Regierung geschehen könnte. Es hofft, daß Oesterreich sich dieser Erklärung anschließen werde. Sodann warf er noch die Frage auf, ob es nicht wünschenswerth wäre, daß einige Regierungen der italienischen Halbinsel durch wohlaufgefaßte Gnadenacte dem gegenwärtigen System ein Ende machten, das, anstatt den Feinden der öffentlichen Ordnung zu schaden, nur die Regierungen schwächt und der Demagogie Parteigenossen wirbt. Es würde nicht nur der Sache der Ordnung auf der italienischen Halbinsel, sondern auch der Regierung beider Sicilien ein guter Dienst geleistet werden, wenn diese aufgeklärt würde, daß sie sich auf falscher Fährte befinde.

Englands erster Bevollmächtigter, Lord Clarendon, ging sofort energisch auf diese Materie ein. Er ging von dem Gesichtspunkte aus, daß man die Ursachen entfernen müsse, welche auf der italienischen Halbinsel die fremden Besatzungen nothwendig gemacht hätten. Denn wenn diese sich nur auf ihre Waffengewalt stützen und nicht vielmehr die Uebel sanirten, die gerechte Ursache zur allgemeinen Unzufriedenheit geben, so würde das nur dahin führen, ein System zu einem beständigen zu machen, welches den Regierungen kaum zur Ehre gereicht, während es hinsichtlich der Völker nur beklagt werden kann. Seit sieben Jahren befinde sich Bologna, trotzdem es von Oesterreich militärisch besetzt sei, im Belagerungszustand und das Resultat hiervon sei nur das, daß die Gegend fortwährend von dem Brigantaggio beunruhigt werde. Man müsse die Administration in den päpstlichen Besitztheilen säcularisiren und solch ein Verwaltungssystem einführen, das sich mit dem Geiste der Zeit in Einklang befindet. Möglich, daß dies für Rom selbst im ersten Augenblick mit manchen Schwierigkeiten verbunden wäre, doch wäre es in den von den Oesterreichern besetzten Landestheilen leicht durchzuführen. Was aber die Regierung von Neapel anlangt, so wäre es Pflicht des Congresses, seine Stimme gegen das dort befolgte System zu erheben, das die revolutionäre Gährung nur nährt, anstatt dieselbe zu bekämpfen. „Wir wünschen Europa den Frieden, aber ohne Gerechtigkeit könne es keinen Frieden geben."

Der österreichische erste Bevollmächtigte, Graf Buol, gab nur bezüglich der anderen Fragen seine Meinung ab, ließ sich aber in die italienische Frage nicht ein; er hätte keine Weisung dafür. Der Congreß sei nicht einberufen worden, um unabhängigen Regierungen Wünsche bezüglich ihrer Regierungssysteme zu wissen zu thun. Er schließe sich wol den Worten des Präsidenten an, doch lasse er sich nicht auf den Ideengang Lord Clarendon's ein und werde sich also auch über die Dauer der österreichischen Besetzung römischer Provinzen nicht äußern. Der zweite österreichische Bevollmächtigte, Baron Hübner, fügte noch hinzu, Oesterreich werde seine Truppen dann zurückziehen, wenn es die Zeit hierzu für gekommen erachten werde.

Der russische Vertreter sagte, daß er schweigen wolle, und ebenso wenig sand sich der preußische Bevollmächtigte bestimmt, in das Wesen der Sache einzugehen.

Der italienische erste Bevollmächtigte, Graf Cavour, schickte voraus, er könne Niemandem das Recht bestreiten, sich der Discussion solcher Fragen zu enthalten, die in seinen Instructionen nicht vorhergesehen seien, halte es aber für wichtig, daß die kundgegebene Meinung bezüglich der Besetzung der römischen Provinzen im Protokolle constatirt werde. Dann ging er auf Oesterreich über und sagte: Die Besetzung der römischen Provinzen seiten Oesterreichs nimmt immer mehr den Charakter der Beständigkeit an; sie dauert schon seit sieben Jahren und noch hat sich der Zustand der besetzten Provinzen um nichts gebessert; Beweis hierfür sei, daß die Beibehaltung des Belagerungszustandes in Bologna noch immer für nothwendig erachtet werde, trotzdem derselbe ebenso alt ist, wie die Occupation selbst. Die Gegenwart der österreichischen Heeresmacht in den Legationen, in Parma stürze das politische Gleichgewicht in Italien um und bilde für Sardinien eine wirkliche Gefahr, weshalb er es für seine Pflicht erachte, die Aufmerksamkeit Europas auf diese abnorme Lage zu lenken. Bezüglich Neapels theile er die Ansichten Walewsky's und Clarendon's.

Hierauf erwiderte Baron Hübner, indem er Cavour darauf aufmerksam machte, daß er blos von der österreichischen Occupation in Italien gesprochen; dort gebe es ja aber auch französische Besatzungen, von denen er geschwiegen. Sardinien selbst indessen halte seit acht Jahren Mentone und Roccabruna, die zu dem Fürstenthum Monaco gehören, besetzt. Der Unterschied zwischen beiden Fällen sei nur der, daß Oesterreich und Frankreich von den betreffenden Herrschern selbst ins Land gerufen worden seien, während Sardinien gegen den Willen des Fürsten von Monaco in dessen Besitz eingedrungen und trotz dessen Protestes bis zum heutigen Tage in demselben verblieben sei.

Graf Cavour erklärte auf diese schlagende Absertigung ziemlich kleinlaut: Sardinien sei bereit, seine Truppen aus Mentone zurückzuziehen, wenn der Fürst von Monaco sich in der Lage glaube, ungefährdet dahin zurückkehren zu können. (Mit welchem internationalen Rechtstitel konnte sich denn aber der König von Sardinien zum Vormund des Fürsten von Monaco, dessen Souverainetät genau dieselbe war, wie die des Königs von Sardinien, aufwerfen?) Er wünsche in der That das Aufhören der französischen Occupation ebenso sehnlichst wie das der österreichischen; doch mache er darauf aufmerksam, daß die letztere für die unabhängigen italienischen Staaten viel gefährlicher sei, als die erstere. Ein schwaches Heer fern vom französischen Mutterlande könne Niemand bedrohen, doch sei es sehr beunruhigend, zu sehen, daß Oesterreich, auf Ferrara und Piacenza gestützt, deren Besetzungen es immer noch vermehre, sich längs des adriatischen Meeres bis nach Ancona ausbreite.

Nach dem Protokolle des Congresses hatte die italienische Debatte, abgesehen von den Schlußworten des Präsidenten, der die offenbaren Ansichten noch zusammenfaßte, hiermit ihr Ende erreicht. Der diplomatische Sieg war dabei, wie unschwer erkennbar, Oesterreich zu Theil geworden, der Anschlag Cavour's, die italienische Frage zu einer europäischen zu machen, in der Hauptsache mißlungen. Leider verdarb Graf Buol hinterher durch eine Scene, die er dem Grafen Clarendon nachträglich machte, Alles. Nach Kossuth's Aufzeichnungen verlief dieselbe folgendermaßen: Die englischen Bevollmächtigten unterstützten in warmer Weise den Vortrag Cavour's; besonders war es Clarendon, der von der päpstlichen Regierung sagte, daß dieselbe für ganz Europa ein Schimpf und eine Schande sei; er richtete deshalb an den Grafen Buol eine Interpellation des Inhalts, was für Absichten Oesterreich bezüglich der italienischen Angelegenheiten habe. Buol antwortete in schroffer, peremtorischer Weise, daß Oesterreich Lord Clarendon über seine Absichten keine Rechenschaft gebe. Lord Clarendon fühlte sich beleidigt und erklärte, daß das Wiener Cabinet, wenn es keine beruhigenden Versicherungen abgeben wolle, hierdurch dem liberalen Europa den Handschuh hinwerfe; dieser Handschuh werde aber aufgehoben und die italienische Frage durch energischere Mittel, als während des Congresses zur Sprache gekommen, gelöst werden. Hierauf replicirte Graf Buol so scharf und gereizt, daß nach Schluß der stürmischen Sitzung Lord Clarendon durch den zweiten englischen Vertreter, Lord Cowley, dem Frhrn. v. Hübner sagen ließ, daß ganz England über die scandalösen Worte des österreichischen Bevollmächtigten empört sein werde, wenn es von diesen einst Kenntniß erhält. Dies geschah indessen nicht. Auf Veranlassung seines Präsidenten willigte der Congreß darein, daß all' dieses und im Allgemeinen Alles, was dem Credit der gerügten Regierungen schaden könnte, im Protokolle wegzulassen sei.

Es mag, die Richtigkeit der Kossuth'schen Mittheilungen vorausgesetzt, für welche wenigstens der Umstand einigermaßen spricht, daß bisher eine Richtigstellung dieser Angaben von berufener Seite nicht erfolgt ist, dahingestellt bleiben, ob es von dem englischen Vertreter besonders taktvoll gehandelt war, die österreichischen Bevollmächtigten ohne alle Noth zu provociren, zumal damals die Tories am Ruder waren, deren traditionelle Politik Oesterreich von jeher freundlich gesinnt war. Unter allen Umständen unklug, zum Mindesten unvorsichtig war es aber von Graf Buol, diese Provocation durch noch gröbere, nahezu an Insulten streifende Entgegnungen zu überbieten, und damit den einzigen wirklichen Freund zu brüskiren, auf welchen Oesterreich unter den europäischen großen Mächten damals zählen konnte. Wie schon damals der Beherrscher Frankreichs gegen Oesterreich gestimmt war, geht aus der Antwort hervor, welche er dem Grafen Buol ertheilte, als dieser gelegentlich seines Abschiedsbesuchs ihn dahin äußerte, daß Oesterreich wol bereit sei, sich mit Frankreich über die Art und Weise, wie man die auf dem Congresse aufgetauchten Wünsche Italiens befriedigen sollte, zu verständigen. Louis Napoleon schnitt alle weitere Erörterung mit den Worten ab: „Zu spät! Das hätten Sie in der Sitzung vom 8. April sagen sollen." Gleichzeitig sagte er zu Cavour: „Ich ahne, der Friede wird nicht von Dauer sein!" — ein Wort, das dem sardinischen Minister natürlich Wasser auf seine Mühle war. Wie Preußen schon damals zu Oesterreich sich stellte, geht aus einer sehr bezeichnenden Aeußerung des preußischen zweiten Bevollmächtigten, Grafen Hatzfeldt, hervor, die er gegen Cavour that, indem er diesem bemerkte, daß Preußens politisches Verhältniß zu Oesterreich identisch mit dem Piemonts sei, und daß sie beide gemeinsamen Grund besäßen, sich über Oesterreich zu beklagen. Wirft in diesen Worten die famose „Politik der freien Hand" des Jahres 1859, welche für Oesterreich so verhängnißvoll werden sollte, nicht bereits ihre Schatten voraus?

Bücherbesprechungen.

G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur dargestellt von Kuno Fischer. Zwei Theile. Stuttgart 1881, J. G. Cotta.

Die Feierlichkeiten, welche man dem Tage gewidmet hatte, an welchem Lessing vor hundert Jahren seinen Zeitgenossen entrissen wurde, sind verklungen, aber als dauernde Frucht dieses Festes bleibt für Gegenwart und Zukunft das zurück, was anläßlich dieses Tages geschrieben worden ist. Unter diesem Geschriebenen nimmt das oben überzeichnete Buch von Kuno Fischer wol den ersten Platz ein.

Nicht daß die zwei Bände eigens als Gedächtnißschrift verfaßt wären. Eine Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen sind sie, die Fischer hier dem Publicum darbietet: letztere erschienen bereits vor mehr als Jahresfrist in der Monatsschrift „Nord und Süd": aber, wenn auch die

Physiognomie eines Vortrags, der ja seine eigene, von der eines Essay streng gesonderte Technik besitzt, nicht immer hat retouchirt werden können, so machen die sechs größeren Stücke, aus denen das Werk besteht, doch durchgehends den Eindruck eines geschlossenen Ganzen.

Fischer geht von dem Begriff eines reformatorischen Geistes aus. Geistesthaten epochemachender Natur bereiten sich langsam vor, bis der Moment gekommen ist, in dem die That, das Neue siegreich ins Leben treten kann. Diese That, dieser Durchbruch des Neuen ist eine reformatorische That. Nur ein Geist, eine Persönlichkeit ist ihr Träger, eine einzelne eminente Kraft. Dieser Geist, diese Persönlichkeit, diese Kraft ist der Reformator. In solchem Sinne war Lessing ein Reformator, und zwar speciell ein Reformator unserer dramatischen Poesie. Unserer dramatischen Poesie aber nicht nur deshalb, weil er uns ein nationales Drama gab, sondern weil er vermittelst der Bühne unser ganzes Leben reformirte, der Zeit einen Spiegel vorhielt, in der dramatischen Poesie zugleich die ganze Poesie, die wissenschaftliche und die gelehrte Literatur, die Aesthetik, Philosophie und Theologie neu erschuf. So deducirt Fischer und die drei Schwerpunkte seines Werkes bilden die Namen: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weise.

Minna von Barnhelm ist Lessing's erste reformatorische That (1763) und, in gewissem Sinne, auch seine größte. Keins seiner Dramen hat wol so tief in seine Zeit hineingegriffen, wie dieses Lustspiel. Es war nicht nur eine reformatorische That, es war auch eine nationale reformatorische That. Von Emilia Galotti kann man dies weniger, von Nathan dem Weisen gar nicht sagen. Wir wissen, wie populär das Stück wurde, wie es in Versen bei seinem ersten Erscheinen nicht oft genug gegeben werden konnte. Ich finde dies sehr begreiflich. Um die Bedeutung dieses Werkes ganz und voll zu erfassen, muß man sich ganz in jene Zeit hineinversetzen. Was war denn damals vorhanden, das auf den weltbedeutenden Brettern seine Herrschaft behaupten konnte? Aus dem Repertoire, welches Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie" (1769) entwirft, kann man sich ungefähr einen Ueberblick darüber verschaffen. Nun kam Lessing mit seiner Komödie, die direct aus den Ereignissen der eben erlebten Tage gegriffen war, hinter welcher die Gestalt des großen Königs stehend die Handlung indirect beherrschte, in welche dieser als deus ex machina selbst hereinragte — wo war bisher so etwas dagewesen! Und wie sicher der Griff Lessing's gerade in das Fridericianische Lager gewesen, geht daraus hervor, daß zu gleicher Zeit in Frankfurt a. M. sich die Patrizierfamilien in fritzische und anti-fritzische spalteten, Bürger seine „Lenore", eine alte Ballade, in die eben erlebte Zeit versetzte, Schiller (1781) seines Karl Moor vermeintlichen Tod auf das Schlachtfeld von Prag, neben den Heldentod Schwerin's versetzte. Schrieb man damals Literaturbriefe (1759), so richtete man sie an Officiere, welche im Felde verwundet waren, wie denn einer dieser, und zwar einer der edelsten, Ewald v. Kleist, zweifelsohne Modell zum Major Tellheim gestanden hat.

Es ist vielfach darüber gestritten worden, inwiefern man berechtigt sei, Lessing einen Dichter zu nennen. Angeklammert hat man sich dabei an jene merkwürdige, bittere Expectoration, in welche der Verfasser der „Hamburgischen Dramaturgie" am Schlusse derselben ausbricht. Ich halte dafür, daß sowol die Anhänger wie die Gegner dieser Stelle in der Auslegung derselben im Unrecht sind. Freilich war er kein Dichter vom Schlage der Shakespeares und Schillers, denen der Geist und das Herz von gewaltiger Poesie überströmten: das Bild von dem Pumpwerk, das Lessing in besagter Passage gebraucht, welches mühsam seine wenige Poesie ans Licht fördere, ist treffend und richtig. Aber diese subjectiv-verbissene Aeußerung zum Haken zu machen, um die eigene Ansicht, Lessing sei überhaupt kein Dichter, daran zu befestigen, ist ganz verkehrt. Lessing war ein Dichter, er war dasselbe weit mehr, als viele seiner Zeitgenossen, die ungleich höheren Besitz an Lyrik, poetischer Farbe und Stimmung besaßen (z. B. Ewald v. Kleist, Uz u. a.): wer Stücke wie „Minna von Barnhelm" zusammenbringt, ist eben voll und ganz ein Dichter. Fischer (I. S. 61) trifft in dieser Frage den Nagel auf den Kopf, weshalb ich die Stelle hier anführe: „Es ist der Standpunkt der poetischen, productiven genialen Kritik, den Lessing begründet und in seiner Person gleichsam vorbildlich verkörpert hat: der Kritik, die das Genie nicht erzeugt, aber es kennt und erzieht, nicht macht, aber besser macht und vom falschen Wege auf den richtigen, von der Unnatur zur Natur führt."

Weshalb ich diese Frage hier berührt habe, ist, weil gerade in der „Minna" die Beweise dafür auf der Hand liegen. Schwerlich wäre einem Nicht-Dichter eine Scene gelungen, wie der Austritt zwischen Tellheim und Just im ersten Aufzuge („Just, wir bleiben zusammen"), von dessen Wirkung bei der ersten Aufführung mit Eckhof Fischer (I. S. 111) berichtet; und schwerlich wäre einem nicht poetisch schöpferischen Geiste solch eine Persönlichkeit entstiegen, wie die Minna, eine der sonnigsten, liebenswürdigsten, klarsten und heitersten Frauengestalten unserer deutschen Literatur. Aber worin der Kritiker, ja sage ich geradezu der Nicht-Dichter, sich geirrt und verrechnet, das ist häufig in der Motivirung und zwar in der Motivirung von Thatsachen, die deren nicht bedürfen: Lessing spitzt dieselbe so zu, daß die Spitze abbricht. Es fällt Shakespeare nicht ein, gewisse Dinge zu motiviren, die selbstverständlich sind, ja oft (z. C. im „Wintermärchen") ist er sogar nachlässig darin: aber Lessing motivirt entschieden zu viel. Da will er z. B. im ersten Acte der „Minna" die schleunige Flucht Tellheim's aus dem Gasthofe, den Verlaß des Wirtes begründen und zugleich schon auf die Heldin hinweisen — sie erscheint bekanntlich erst im zweiten Aufzuge — und zwar auf sie, als auf eine liebenswürdige, mitleidsvolle Persönlichkeit, die zugleich zu leben weiß: er schickt ihren Bedienten, einen echten Lohnlakaien im Gegensatz zum echten Ehren-Diener Just, welcher den Major wegen der verursachten Unannehmlichkeit um Entschuldigung bitten soll: diese Beschleunigung der Flucht des Majors, dies Hinlenken des Interesses auf Minna war nicht nöthig. Doch mochte es hingehen, wenn es ohne Gewaltsamkeit eingefügt werden konnte. Dies ist aber nicht der Fall. Zugleich mit dem Bekanntwerden der liebenswürdigen Minna liegt dem Dichter daran, daß dieselbe Tellheim ungenannt bleibt. Als der Major fragt: „Wie heißt Eure Herrschaft?" muß der Bediente antworten, daß er sie nicht wisse, daß darnach zu forschen seine Sache nicht sei, weil er alle sechs Wochen den Dienst wechsle — und doch ist dieser Bedienstete wenige Zeilen weiter so unterrichtet, daß er sogar den Zweck von des Fräuleins Reise ergattert hat. Dies ist inconsequent. Der Dichter geräth in die Schlingen, die er sich selbst gelegt. Die Motivirung war nicht nöthig, doch unternahm er sie; aber sie war zu fein: die Spitze brach ab.

Die „Minna von Barnhelm" behandelt Kuno Fischer im ersten Theile des ersten Bandes seines Werkes: in ihm folgen noch der „Faust" und „Emilia Galotti". Der zweite Band ist ganz dem „Nathan" gewidmet. Ich habe bereits im Eingang dieser Besprechung bemerkt, daß der Charakter einer Vorlesung theilweise bewahrt geblieben sei; am meisten, und etwas zum Nachtheil dieses Buches, tritt diese Physiognomie in dem Abschnitte über Lessing's „Faust" hervor: die Breite, mit der über den vermeintlich verloren gegangenen Lessing'schen Faust abgehandelt wird, war nicht nöthig: ich bin überhaupt nie im Zweifel darüber gewesen, daß Lessing nur Ansätze zu einem solchen concipirt, das Sujet aber, zu Gunsten der „Emilia Galotti" und in richtiger Einsicht, daß es kein für ihn passendes sei, später von sich gewiesen habe. Spuren einzelner Essays bemerkt man in dem Abschnitt:

Emilia Galotti (I. S. 192, 93); Fischer ist genöthigt, kurz noch einmal zu recapituliren, was er bereits früher über den „Faust" des Breiteren dargelegt hat. Am vollendetsten ist der „Nathan" behandelt: die Charakterisirung der einzelnen Personen desselben ist in der That meisterhaft. Die Art und Weise, wie Fischer die Charaktere des Tempelherrn, des Klosterbruders, des Derwischs, des Sultans und Nathan's durch den Grundzug der Selbstverleugnung, der ihnen eigen, zusammenfaßt, wie er in der angegebenen Reihenfolge eine graduelle Steigerung, ein Aufsteigen zum Vollendeten darlegt — von der weltabgewandten Selbstverleugnung zur weltaufsuchenden —, ist sehr geistvoll. Es gebricht mir hier an Raum, näher auf diese Details einzugehen; ich knüpfe nur noch an ein paar Einzelheiten des Werkes an, in denen ich mit Fischer nicht einer Meinung bin.

Fischer behauptet (II. S. 122 f.), bei dem Klosterbruder sei die größte Ehrlichkeit auch zugleich die größte „Klugheit". Er folgert aus diesem Satz, der ja richtig ist, daß der Bruder Bonafides in seiner ersten Scene mit dem Tempelherrn denselben durch die Offenheit, mit der er des Patriarchen Anliegen vorträgt, den jungen Ritter stutzig machen wolle, er sagt seine Botschaft aus unter dem Scheine der Einfalt. Ich halte diese Bemerkung für zu fein. Es ist gewiß, diesem ehemaligen Reitknecht und späteren Klausner wohnt eine gewisse Dosis Weltklugheit inne: aber diese reicht nicht bis zu der activen Spitzfindigkeit, die Fischer ihm beilegt; sie ist wesentlich passiv. Der Klosterbruder entledigt sich eben seines Auftrags auf so ungeschickte Weise, mit dem fortwährenden furchtsamen Einschiebsel: „sagt der Patriarch", weil er für derlei Missionen zu linkisch und zu einfältig ist. Er heißt eben Bonafides*).

Auch bin ich mit der Vertheidigung nicht einverstanden, die Fischer der Katastrophe der „Emilia Galotti" angedeihen läßt. (Bd. I.) Sie ist ohne Zweifel verfehlt. Jedem unbefangenen Zuschauer muß es als eine Ungerechtigkeit erscheinen, daß Oboardo seine Tochter, nicht aber den Prinzen selbst erdolcht. Dies war ohne Zweifel vonnöthen. Fischer beruft sich zwar auf den ausdrücklichen Ausruf der Emilia: „Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben." Doch damit ist einem Theaterpublicum nicht gedient. Das will greifbare poetische Gerechtigkeit. Lessing hatte diesen spitzfindigen Vorwand — er ist eine von den eben berührten verfehlten Motivirungen — nöthig, mußte eben seinen Schluß begründen.

Zuletzt noch eine Berichtigung zu I. S. 186, 87. Fischer ist der Meinung, die Abneigung Schiller's vor Lessing's Dramen, die derselbe gelegentlich Goethe gegenüber geäußert, rühre davon her, weil er in ihnen — z. B. in der „Emilia Galotti" — etwas von dem spüre, was ihm seine eigenen Jugenddichtungen, z. E. „Kabale und Liebe" verleidet habe. Dies ist doch wol nicht der Fall. Was ihn in „Kabale und Liebe" beispielsweise anwiderte, war das rohe, ungebändigte Pathos, die Formlosigkeit trotz aller Bühnengemäßheit, das Ekelerregende des Stoffes: kurz, das jugendlich Unfertige. Davon ist in der „Emilia Galotti" ja nicht eine Spur vorhanden. Sie steht maßvoll im Pathos, straff in der Form, gediegen im Sujet da: eine kräftige, fertige Mannesarbeit. Was Schiller an Lessing's Stücken abtieß, ist das, was ich Eingangs dieser Zeilen bereits bemerkt habe: das Fehlen jener letzten poetischen Kraft, bei der Geist und Herz von gewaltiger Poesie überströmt, das mühsame Empotkpumpen des schöpferischen Quells, die harte, peinvolle Arbeit: all dies lag Schiller fern, der aus dem Vollen schuf und schaffen konnte. Was Schiller abstieß, war das, was der Kernpunkt Lessing'schen Dichtens ist, worin er allerdings einzig dasteht in unserer Literatur: die Kraft der poetischen, productiven, genialen Kritik; der Kritik, „die das Genie nicht erzeugt, aber erkennt und erzieht, nicht macht, aber besser macht und vom falschen Wege auf den richtigen, von der Unnatur zur Natur führt."

Julius Riffert.

*) Daß es ein Compositionsfehler Lessing's sei, dem schlauen Patriarchen solchen Mißgriff zuzuschieben, indem er diese Einfalt zu diplomatischen Sendungen verwandte, bemerkt Fischer ausdrücklich II., S. 88.

** Die Gesammt-Gastspiele in München und ihre nationale Bedeutung für die dramatische Kunst von Carl Fiedler. München, Carl Merhoff's Verlag. — Eine kritische Beleuchtung und — scharfe Verurtheilung der im Juli vor. Jahr. in München von Hrn. Possart veranstalteten „Mustervorstellungen", eines unsruchbaren und nach dem allgemeinen Urtheile nichts weniger als geglückten Experimentes. Für unsere Leser werden die Beurtheilungen der Leistungen der bekannten Gastspieler, des Leipziger Schauspieler, die zu diesen Mustervorstellungen zugezogen worden waren, der Damen Ulrich und Ellmenreich — der jetzigen ersten Liebhaberin am k. k. Hofburgtheater in Wien Frl. Wessely nicht zu gedenken —, des vor Kurzem verstorbenen Dettmer, des Directors Dr. Förster u. s. w. von besonderem Interesse sein. Scharf genug sind die bezüglichen Kritiken.

△ Das Bestreben, die Bemühungen Richard Wagner's für die Verwirklichung einer Stylbildungsschule, welche für eine reinere Ausbildung und Darbietung der echten Style unserer musikalischen Kunst, zumal Mozart's, Beethoven's, Weber's und — das dürfte wol die Hauptaufgabe sein — des neuen musikalischen Dramas Sorge tragen soll, zu fördern, hat zur Veröffentlichung einer Broschüre Veranlassung gegeben, deren Inhalt zum Theil so eigenthümlich ist, daß wir in dem bekannten schwärmerischen Verehrer des „Meisters", in Hans v. Wolzogen den Verfasser suchen möchten. Was ist Styl? Betrachtungen und Beispiele zur Kritik der Idee einer Stylbildungsschule in Bayreuth. Leipzig, Verlag von Louis Senf 1880, betitelt sich das Schriftchen, dem als Motto das Goethe'sche Wort von dem Styl, als der Bezeichnung des höchsten Grades, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann, den zu erkennen schon eine große Glückseligkeit und davon sich mit Verständigen zu unterhalten, ein edles Vergnügen sei, vorgesetzt ist. Selbstverständlich beschäftigt sich der Verfasser in der Hauptsache und mit besonderer Vorliebe mit dem musikalisch-dramatischen Style, „dem eigentlichen Kunststyle unserer Zeit, in welcher sein schaffender Meister lebt und wirkt". Was aber dieser Styl ist, das wird nach seiner Ansicht das deutsche Volk an den lebendigen Beispielen und ihren Nachfolgern erst verstehen lernen, wenn das Bayreuther Werk, die Stylbildungsschule, geschaffen und gesichert ist. Lumpige 900 000 ℳ fehlen noch, um dieselbe dauernd erhalten zu können, mit dem dritten Theile kann sie begründet und begonnen werden — deutsches Volk, deutsche Geldmänner, Ihr wißt nunmehr, was Ihr zu thun habt, wenn Ihr nicht zu den Böotiern gerechnet sein wollt!

— Unsere Musikclassiker. Sechs biographische Lebensbilder von Elise Polko. Mit 6 Porträts. Leipzig, Heinrich Schmidt u. Carl Günther. — Elise Polko hat in diesen biographischen Darstellungen ihre Phantasie gezügelt; sie giebt nicht Dichtungen, sondern nur schlichte Lebensbilder, deren Inhalt zeigt, daß mit dem Genie der Fleiß innig verbunden sein muß, wenn sich bedeutende Geisteskräften entwickeln sollen. Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven begeisterten die fleißige Schriftstellerin zu ihren Essays, welche nicht für die Fachmänner, sondern für die Laien bestimmt sind, deren Gemüth, von den herrlichen Tongebilden der Meister erhoben, nicht mit kritischen Analysen beschwert werden soll. Die nur 201 Seiten füllende Arbeit der Genannten ist in einem gut ausgestatteten Octavbande enthalten, dessen Preis 2 Mark beträgt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 21. Sonntag, den 13. März. 1881.

Inhalt: Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859. III. — Briefe aus Paris. — Leipziger Stadttheater, vom R. v. Gottschall. — Musikbericht aus Leipzig, von Oscar Paul.

Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859.

III.

Immerhin sollten noch Jahre verstreichen, bevor Louis Napoleon's Anschläge gegen Oesterreich greifbare Gestalt annahmen. Erst das Orsini'sche Attentat, das in den Januar 1858 fiel, scheint die Entschlüsse Napoleon's ausgereift zu haben. Im Juni 1858 reiste Conneau, der vertraute Arzt des Kaisers, nach Turin, um Cavour zu verständigen, daß Napoleon ihn gern in Plombières sehen würde; Louis Napoleon hatte, wie schon erwähnt, die Gewohnheit, zu vertraulichen Missionen keine Diplomaten von Fach zu verwenden.

Die Zusammenkunft in Plombières fand im Juli 1858 statt. Auch Kossuth ist der Ansicht, daß von den Einzelheiten derselben der Schleier noch nicht gänzlich gefallen sei. Auf Grund dessen, was er darüber von Pietri, Cavour und auch höheren Orts (vom Prinzen Napoleon?) gehört, glaubt er in Bezug darauf wenigstens einzelne authentische Mittheilungen machen zu können. Was auch in Plombières betreffs der Einzelheiten ausgemacht worden und wie darüber die Ansichten auseinandergehen mögen, unbestreitbare Thatsache bleibt es, daß in Plombières der Krieg gegen Oesterreich zwischen Louis Napoleon und Cavour fest beschlossen wurde. Der bekannte Neujahrsgruß an Baron Hübner am 1. Januar 1859 und der italienische „Schmerzensschrei" in der Thronrede, mit welcher Victor Emanuel die Kammern eröffnete, waren das für Außen bestimmte Symptom dieses Beschlusses und die Allianz, welche im Januar 1859 zwischen Frankreich und Sardinien geschlossen wurde, in der Hauptsache die bloße Ausführung der in Plombières getroffenen Verabredungen. In diesem Allianzvertrage wird als Kriegszweck die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien, Vereinigung Oberitaliens, Modenas, Parmas, der Romagna und der Legationen mit Sardinien, Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich bezeichnet. Der Krieg soll nicht vor Ende April, aber auch nicht später als höchstens im Monat Juli begonnen werden.

Die Hauptschwierigkeiten in der Verwirklichung dieses Programms gingen von England aus; namentlich erschwerte die englische Regierung die Lage Louis Napoleon's in seinem Verhältnisse zu den Regierungen Rußlands und Preußens, deren freundschaftliche Haltung sich zu sichern das französische Staatsoberhaupt gleich nach der Zusammenkunft in Plombières beflissen gewesen war. Prinz Napoleon wurde in Person nach Warschau geschickt, um mit dem Czar zu unterhandeln und erlangte die In-Aussicht-Stellung der freundschaftlichen Neutralität und das Versprechen, auch auf Preußen in dieser Richtung wirken zu wollen; doch stellte man Bedingungen, deren eine dahin ging, daß im Falle der Befreiung Italiens von der österreichischen Herrschaft Louis Napoleon keine dynastischen Ambitionen hegen dürfe. In Berlin wünschte man wol, daß die italienischen Angelegenheiten im allgemeinen Einvernehmen friedlich erledigt werden möchten; doch kehrte der Bote des Kaisers Napoleon mit dem Eindrucke nach Hause zurück, es sei nicht wahrscheinlich, daß im Falle eines Krieges Preußen für Oesterreich zu den Waffen greifen würde. Die Lage wurde jedoch unsicherer, als die Bestrebungen Englands so viel Terrain zu gewinnen begannen, daß sich Napoleon von der Wahrscheinlichkeit bedroht sah, die Sache werde zu einer formellen Mediation herauswachsen, die Preußen unterstützen, Oesterreich annehmen werde, und die man unter solchen Verhältnissen nicht werde zurückweisen können. Um dem vorzubeugen, bewog Louis Napoleon Rußland, die italienische Frage zu einer europäischen zu machen und zu deren Lösung einen Congreß einzuberufen. Rußland leistete Napoleon in der That diesen unter den obwaltenden Umständen schwer ins Gewicht fallenden Dienst, was ein charakteristisches Schlaglicht auf die schon damals zwischen Frankreich und Rußland bestehende Intimität fallen läßt.

Wir übergehen die nächstfolgenden Ereignisse, das Scheitern der Congreßidee, das Mißlingen der Sendung des Erzherzogs Albrecht nach Berlin und den ungeheuren Fehler, welchen Oesterreich beging, das Odium des Beginnes der Feindseligkeiten auf seine Schultern zu nehmen, als notorisch bekannte Thatsachen. Ende April überschritt der österreichische Obergeneral Gyulay an der Spitze von 100 000 Mann den Ticino, die französischen Truppen begannen in Genua zu landen und am 12. Mai traf daselbst Kaiser Napoleon selbst ein.

Die einleitenden Schritte der französischen Regierung, um die Cooperation der ungarischen Emigration zu gewinnen, fallen nach Kossuth's Aufzeichnungen in den Monat März 1859. Oberst Kiß be Nemeskér schrieb um diese Zeit von Paris aus an den in England aufhältlichen Kossuth: daß „es in einem großen Pariser Palais (das Palais Royal, die Residenz des Prinzen Napoleon, ist gemeint) große Freude verursacht habe und noch verursache, daß der Name Kossuth's niemals in einer Mazzini-Ledru-Rollin'schen Verschwörung oder bei Attentaten, die unter anderer Firma unternommen würden, vorkäme. Aus diesen und noch anderen Gründen sei der Kaiser Kossuth gewogen; warum er nicht nach Paris käme?" Oberst Kiß erwiderte, die französische Regierung selbst habe ja Kossuth verboten, nach Paris zu kommen, ja noch mehr, sogar die Durchreise. Der hohe Herr bemerkte: „C'est facheux! Das war damals. Jetzt stehen die Sachen ganz anders. Voriges Jahr um diese Zeit war es zum Mindesten gewiß, daß man Kossuth freudigst die Reise nach Frankreich erlaubt hätte. Jetzt kann man es nicht mit Bestimmtheit angeben, immerhin aber ist es möglich, daß man ihn durchläßt." — Oberst Kiß replicirte: „Aber was würde er in Frankreich machen? Seine Familie hat sich in London niedergelassen. Er ist ein armer Mann. Durch seine Arbeit erwirbt er den Unterhalt für seine Familie; in England

kann er erwerben, in Frankreich aber kaum.“ Es folgen in dem Schreiben von Kiß eine Anzahl Punkte als Zeichen ausgelassener Stellen. Sie beziehen sich jedenfalls darauf, daß Prinz Napoleon den „Wind mit dem Zaumpfahl“ verstanden und eine Subvention für Kossuth, wenn er nach Paris käme, in Aussicht gestellt hat.

Dies war der erste, so zu sagen, officielle Versuch, die ungarische Emigration in die Action hineinzuziehen. Ein weniger präjudicieller Schritt in gleicher Richtung war aber bereits im December 1858 unternommen worden. Daniel Irányi schrieb darüber unterm 7. December an Kossuth: „Ein polnischer Magnat, — Sie ahnen wol wer (General Mieroslawsky) — wurde von einem sehr vornehmen Franzosen (Prinz Napoleon?) ersucht, man möge ihm, nämlich letzterem, einen Ungarn zur Verfügung stellen, der nach Italien ginge, um die Stimmung und Stärke unserer Regimenter zu erfahren, da, wie er sagte, der Krieg gegen Oesterreich unausweichlich sei. Der Plan wäre dann der, daß Piemont Frankreich Savoyen und Nizza überließe, und dafür zum Tausche die Provinz Mailand bis zum Mincio bekäme. Aus den ungarischen Regimentern würden ungarische Legionen gebildet werden unter einem ungarischen General, welcher, wie man glaubt, Klapka sein könnte.“ Klapka hatte um diese Zeit in der That mehrfache Besprechungen sowol in Paris mit dem Prinzen Napoleon als in Turin mit Cavour, auch bei dem Könige Victor Emanuel eine zweistündige Audienz gehabt, über deren Inhalt er am 7. Januar mit Kossuth conferirte. Manche andere für die Sachlage bezeichnende Einzelheiten kamen dabei zur Sprache. So erzählte Klapka Kossuth: daß der Großfürst Constantin und die in Nizza lebenden russischen Aristokraten in Turin einmüthig gesagt hätten: si vous voulez la guerre, il faut s'adresser aux Hongrois (wenn Ihr den Krieg wollt, müßt Ihr Euch an die Ungarn wenden). Auf die russisch-französischen Pourparlers in dieser Zeitperiode läßt ein Schreiben des durch seine einflußreichen und vielseitigen Verbindungen besonders gut unterrichteten Publicisten Szarvady ein charakteristisches Licht fallen. Rußland wünschte danach: 1) daß der Krieg erst nach Verlauf eines Jahres beginne (von Napoleon abgelehnt), 2) daß die polnische Sache nicht aufgerührt werde (zugestanden), 3) daß die Rußland erniedrigenden Pariser Friedensstipulationen vernichtet werden. Louis Napoleon acceptirte nach einigem Schwanken auch dieses, doch gab Walewsky, um das Einvernehmen und den Krieg zu verhindern, der Sache eine solche Form, daß Gortschakoff nicht darauf einging. Beachtenswerth ist auch in Szarvady's Schreiben die von ihm als Thatsache bezeichnete Angabe, daß Oesterreich auf der Pariser Friedensconferenz die Abtretung der Lombardei und Venetiens abgelehnt habe, obwol man ihm damals die Donaufürstenthümer als Entschädigung angeboten habe.

Man muß Kossuth die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich den französisch-sardinischen Sirenenstimmen gegenüber „fühl bis ans Herz hinan“ verhielt. Er wollte in erster Stelle Ungarn vor einer Rolle bewahren, welche dasselbe zu einem bloßen Handlanger für die Erreichung der ehrgeizigen Pläne Napoleon's und der Ländersucht der sardinischen Politik herabgedrückt hätte; darum stellte er als unerläßliche Bedingung für jedwedes Eintreten Ungarns in die Action, daß zur Erhebung Ungarns so lange kein Versuch gemacht werden dürfe, als nicht eine bewaffnete Macht der Verbündeten in Ungarn erscheint, welche einerseits begründete Zuversicht erweckt, andererseits aber der nationalen Organisation als Stütze dienen könne. Die französische Fahne müsse auf ungarischem Territorium mit der Unabhängigkeit Ungarns identificirt sein, wenn die ungarische Nation das Schwert ergreifen solle. Daß aber gerade über diesen Punkt von Hause aus eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit zwischen den Anschauungen Kossuth's und der Pariser und Turiner Machthaber stattfand, erhellt mit in die Augen springender Deutlichkeit aus Kossuth's Aufzeichnungen. Der keine Rücksichten kennenden, Treu und Glauben bei Seite werfenden schlauen Verschlagenheit eines Cavour und Louis Napoleon gegenüber mußte freilich die vergleichsweise ehrliche Geradheit Kossuth's den Kürzeren ziehen; beide Erstgenannte setzten trotz allen Ausderhutseins Kossuth's ihren Willen durch und dieser Letztere war der Dupirte.

Zur Evidenz ergiebt sich dies aus einer Unterredung, welche Szarvady am 29. März 1859 mit Cavour hatte und aus der Audienz, in welcher Kossuth am 5. Mai 1859 von Louis Napoleon empfangen wurde.

Cavour erkannte zwar die Solidarität der ungarischen und der italienischen Sache an und sprach es unverhohlen aus, daß die Unabhängigkeit Italiens nur durch die endgiltige Niederwerfung Oesterreichs gesichert werden könne, „denn so lange Oesterreich eine Großmacht bleibt, können wir nicht ruhig sein“, war aber doch so loyal, darauf aufmerksam zu machen, daß Sardinien mit Kossuth einen Vertrag „als mit einer bestehenden und anerkannten Macht“ nicht schließen könne und zugleich auf die praktischen Schwierigkeiten hinzuweisen, welchen die Entsendung einer Armee nach Ungarn begegne. „Um dies thun zu können, müßten wir in Wien sein. Ueber Fiume können wir 50 000 Mann nicht schicken, dazu würden Monate erforderlich sein. Wollen Sie sich erinnern, wie viel Zeit England brauchte, seine Armee in die Krim zu schaffen, trotzdem ihm hierzu taugliche Transportmittel zur Verfügung standen, wie wir sie vielleicht nicht besitzen. Ferner müßte man auch wissen, ob England das zugeben würde. Wir sind dessen nicht völlig gewiß. Sie müssen mit den Rumänen zu einem Uebereinkommen gelangen. Auf jener Seite können Sie operiren. Wir können Ihnen Waffen geben; erforderlichen Falles selbst 100 000 Gewehre; und sonstige Hilfe desgleichen.“ Im weiteren Verlaufe des Gespräches machte Cavour auch auf die Gewinnung der Freundschaft Kroatiens für die ungarische Sache aufmerksam, womit er freilich nur seine gänzliche Unbekanntschaft mit nur um wenige Jahre zurückliegenden Ereignissen bekundete, denn bekanntlich hatte sich Kroatien während der ungarischen Insurrection als der erbittertste Feind der letzteren erwiesen und Ban Jellachich, das Haupt Kroatiens, galt als eins der Hauptwerkzeuge der Wiener Politik.

Briefe aus Paris.

(Das Museum der französischen Revolution im Hôtel Carnavalet. — „Die Märchen von Hoffmann“, eine nachgelassene Oper von Offenbach. — „Die Prinzessin von Bagdad“ von Alexander Dumas. — „Kana“ von Hrn. Emil Zola. — Victor Hugo's achtzigster Geburtstag.)

* * **Paris**, im Febr. Wie die Bücher, so haben auch die Häuser ihre Schicksale . . . habent sua fata! Die vortreffliche Frau Marquise v. Sévigné, die classische und unerreichte Briefstellerin aus den glänzenden Tagen des Roi-Soleil, hätte es sich wol niemals träumen lassen, daß ihr Wohnhaus, welches sie sich mit so viel Geschmack und Eleganz eingerichtet hatte, daß das Hôtel Carnavalet, das sie in ihren Briefen zärtlich mon petit Carnavalet nennt, jemals in ein Museum und gar in ein Museum der französischen Revolution verwandelt werden würde. Dennoch ist es so! Das Hôtel Carnavalet wurde mit allen seinen Erinnerungen an Frau v. Sévigné oder vielmehr trotz dieser Erinnerungen unmittelbar nach der Commune, die bekanntlich mit namenlosem Vandalismus das Hôtel de Ville in Brand gesteckt hatte, zu einer Bibliothek

der Stadt Paris auserkoren. Alles was an Büchern, Acten und historischen Documenten aus dem Brande des Rathhauses gerettet worden war, wurde hierher geflüchtet; hier wurden diese Rudera sorgfältig gesichtet, das noch Brauchbare wurde behalten, das Fehlende wurde nach Kräften ergänzt und so ist denn nach und nach und mit Beihilfe verschiedener großmüthig abgetretener Privatsammlungen von Karten, Bildern und Plänen aus der Bibliothek des Hôtel Carnavalet ein Sanctuarium der Geschichte von Par.s geworden. Das kürzlich eröffnete Museum der französischen Revolution, das mehrere Säle dieser Bibliothek einnimmt, ist ebenfalls einer Privatsammlung zu verdanken, die von Hrn. v. Liesville während einer langen Reihe von Jahren mit großer Geduld und Sorgfalt zusammengestellt und nun großmüthig an die Stadt abgetreten worden ist. Diese interessante Sammlung wird ohne Zweifel manche pikante Studie über die intimen Seiten der großen französischen Revolution hervorrufen, für welche sie Zeugniß abgibt, und nachdem wir so viel Declamatorisches und Phrasenhaftes über jene Zeitepoche gelesen haben, werden wir vielleicht nunmehr zu einer wirklichen, wahren und ungeschminkten Geschichte der Revolution gelangen. In diesen Zeilen muß ich mich im Hinblick auf den mir verstatteten Raum auf eine summarische Schilderung der Elemente beschränken, die in dieser in ihrer Art einzigen Sammlung historisch zusammengestellt sind.

Wir finden zunächst die auf die Revolution bezüglichen Bücher, Pamphlete und Veröffentlichungen aller Art, die im Ganzen vierzigtausend Bände bilden, wenn man die Plattbändchen und Broschüren mit einrechnet, die oft nur einen Bogen, ja nur eine Seite enthalten. Unter diesen Werken befinden sich zahlreiche Manuscripte: Documente über die Deportation, Tagesbefehle von der revolutionären Armee, Berichte über die Sitzungen der Generalstaaten aus der Feder des Erzbischofs von Bordeaux. Weiterhin entdecken wir sorgfältig aufbewahrt in einer langen Reihe von Portefeuilles Bilder, Kupferstiche und Handzeichnungen, die sich sämmtlich auf die Revolution beziehen. Man könnte Tage lang in diesen Portefeuilles blättern und würde kein Ende finden mit tausendfältigen Betrachtungen. Die ganze Revolution im recht eigentlichen Sinne mit ihrer Localfarbe lebt in diesen Bildern und Zeichnungen vor uns auf; sie zeigt sich wechselsweise naiv, von Illusionen erfüllt, begeistert, roh, unversöhnlich, bis sie grausam und blutig wird; von den Träumereien von Salentum gelangt man fast ohne Uebergang zur Schreckenszeit; von dem Feste der allgemeinen Verbrüderung, der hochgerühmten fraternité, ist der Weg nicht weit zur Guillotine; der idyllische Bach der Anfänge der Revolution ergießt sich in den Blutstrom des Terrorismus und versumpft schließlich im Schmutze des Directoriums! Ein origineller Kupferstich von Dubucourt verbildlicht diesen schnellen Wechsel der Ereignisse; dieser Stich ist ein förmliches Wandelbild; der Vordergrund bleibt immer derselbe, er stellt eine begeisterte Volksmenge dar, die immer mit dem gleichen Enthusiasmus die im Hintergrunde erscheinenden Büsten zunächst Ludwig XVI. mit dem bourbonischen Lilienwappen, dann die Göttin der Freiheit mit der phrygischen Mütze, den ersten Consul Bonaparte und schließlich Napoleon I. als Kaiser und König begrüßt. Auch alle möglichen Zeichnungen, Skizzen und Caricaturen aus der Schreckenszeit finden sich in diesen interessanten Cartons; eine Zeichnung z. B., die einen Sansculotten darstellt, der sich seine Stiefeln flickt, mit der Unterschrift: „Der Präsident eines revolutionären Comités, der seine freie Zeit nützlich ausfüllt". Ferner eine Skizze, die eine düstere und charakteristische Allegorie enthält: die Freiheit, die Gleichheit und die Brüderlichkeit spielen Blindekuh mit dem Tode, der mit verbundenen Augen eine der Drei zu erhaschen sucht.

In Glasköften chronologisch geordnet finden wir eine Sammlung von Medaillons, die heute zu den größten Seltenheiten zu zählen sind: Medaillons von Ludwig XVI., von Marie Antoinette, von Robespierre, Danton, Marat, Lepelletier de Saint-Fargeau und anderen hervorragenden Persönlichkeiten aus jener Zeit. Auch eine interessante Dosen-Sammlung ist in diesen Glaskästen vereinigt; auf den Deckeln dieser Dosen sind die Ereignisse jener blutigen Tage bildlich dargestellt: die Erstürmung der Bastille, die Kämpfe vom 10. August; eine dieser Dosen in rothem Lack zeigt sogar eine Guillotine mit der Unterschrift: „Et la garde qui veille aux barrières du Louvre n'en défend pas les Rois!" Diese Dose hat übrigens ihre Geschichte; durch einen seltsamen Zufall ist dieses Ueberbleibsel aus einer früheren Revolutionszeit während der Commune von einem Granatsplitter getroffen worden, der sie arg beschädigt hat.

Kein Detail, welches das öffentliche oder Privatleben charakterisirt, ist in dieser interessanten Sammlung vergessen. Wir finden Petschafte und Briefbogen mit Devisen, Knöpfe in allen Arten und Formen mit revolutionären Umschriften; Stoffe und Vorhänge, in welche patriotische Gegenstände eingewirkt sind; Bänder und Taschentücher mit allerhand Sinnbildern; mit der hier aufgehäuften Fächersammlung allein ließe sich ein ganzes Capitel der Revolutionsgeschichte herstellen; ursprünglich elegant und zierlich, werden diese Fächer nach und nach plump und unförmig . . . einer in hochrother Seide trägt eine in gelben Atlas eingewebte Guillotine! Die Guillotine wurde damals sogar als Zierrath benutzt . . . . Neben den Fächern liegen die Spielkarten aus jener Zeit; in diesen Karten sind die Könige durch die Bildnisse von Voltaire, Rousseau und Marat ersetzt; die Damen stellen die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit dar. Auch Porcellane, die während der Revolutionszeit in Sèvres angefertigt worden und die jetzt zu den größten Seltenheiten gehören, finden sich hier in ansehnlicher Masse: Teller, Tassen, Salatnäpfe; alle diese Gegenstände tragen statt des königlichen Wappens eine phrygische Mütze als Abzeichen; eine der Tassen ist sogar durch eine Guillotine verunziert; die Obertasse stellt den Tod Ludwig XVI., die Untertasse den der Königin dar; es ist damals nur eine einzige derartige Tasse angefertigt worden; sie ist demnach ein Unicum, ein trauriges Unicum!

Die numismatische Sammlung, welche dieses Museum besitzt, ist ein wahrer Schatz. Sie enthält nicht weniger als zehntausend Stücke. Alle Münzen und Medaillen, die seit 1789 bis auf unsere Tage zum Gedächtniß irgend eines Ereignisses geprägt worden sind, finden sich in dieser prächtigen Sammlung vereinigt, welche die Geschichte Frankreichs in ihrer Weise an uns vorüberführt. Unmittelbar aus diesem höchst interessanten Münzcabinet hat man über eine kleine zierlich gewundene Freitreppe den Ausstritt in einen schönen Garten, der noch voll der Erinnerungen an Frau v. Sévigné ist, die ihn nach Zeichnungen von Le Nôtre hat anlegen lassen. Die schnurgerade gezogenen Alleen mit herrlichen, nunmehr zweihundertjährigen Kastanienbäumen, die steifen Charmillen, die glatt geschnittenen Taxushecken, über welche hier und da kokette Marmorgöttinnen und Amouretten hervorragen, versetzen uns ganz in die Zeit Ludwig XIV. und würden uns Anlaß geben, uns von den eben empfangenen revolutionären Eindrücken zu erholen, wenn es die Jahreszeit verstattete; leider ist dies noch nicht der Fall, denn der Frühling läßt auf sich warten, wir sind noch im tiefsten Winter . . . so recht in der Jahreszeit der Concerte und der Theater.

Von den Concerten will ich schweigen, wir haben deren wie Sand am Meere und werden damit bis zur Uebersättigung gefüttert, ohne daß dabei irgend ein großes, bedeutendes oder auch nur durch Originalität hervorragendes Talent zum Durchbruch käme. Es ist immer die alte Leier; tausendfach gehörte Dinge werden immer wieder mit der gleichen stereotypen Virtuosität zu Gehör gebracht, aber nirgends ein Genieblitz, immer die gleiche vollendet Mittelmäßigkeit. Auf die Dauer wird das entsetzlich langweilig. Ich sange

an zu glauben, daß es gar keine wirklichen echten Künstler, Künstler von Gottes Gnaden mehr giebt . . . keine Künstler mehr, alles Virtuosen — tous Auvergnats! . . . So viel von den Concerten. Ueber die Theater läßt sich mehr sagen, wenn auch im Allgemeinen nicht zu viel Gutes. Ich fange indessen mit dem Besten an, mit einer nachgelassenen Oper von Offenbach: „Les Contes d'Hoffmann“ („Die Märchen von Hoffmann“), die in der komischen Oper zur Aufführung gebracht werden. Es war Offenbach's steter Traum, eine große lyrische Oper, überhaupt ernste Musik zu schaffen; seine Operetten genügten oder befriedigten ihn nicht. Er glich in dieser Beziehung anderen großen Meistern, die das Feld, das sie beherrschen, mißachten und nach anderen Zielen streben, die ihnen fern liegen. So war z. B. Auber, der bekannte Componist, in seinen Mußestunden Aquarellmaler, und Ingres, der berühmte Maler, trieb zu seiner Zerstreuung Musik und bildete sich namentlich auf sein höchst mittelmäßiges Geigenspiel sehr viel ein. Beide Meister waren ziemlich unempfindlich für eine übelwollende Kritik ihrer Werke; hätte man aber Auber als Maler und Ingres als Geigenspieler tadeln wollen, so würde man sich Beide zu Todfeinden gemacht haben. So Offenbach, der es sehr übel nahm, wenn man ihn nicht für einen ernsten Musiker gelten lassen wollte; am liebsten hätte er sich selbst unter die Classiker gezählt; ich habe oft aus seinem Munde den melancholischen Ausruf gehört: „Mein eigentlicher Beruf ist die große Oper! . . . ie opera seria!“ wie er sich auszudrücken pflegte. Aber alle Versuche, die er in dieser Richtung gemacht, sind ihm stets mißglückt, nur der letzte ist gelungen und diesen Sieg erlebt der arme Maestro nicht mehr! So hat sich die oft von ihm ausgesprochene Hoffnung erfüllt, daß man ihm nach seinem Tode Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Diese Gerechtigkeit wird jetzt im höchsten Maße dem unermüdlichen Schöpfer zu Theil, der zwanzig Jahre hindurch seine melodischen Ideen in die Welt gestreut hat und dessen heitre Laune dennoch die melancholische Note, die aus seinem innersten Herzen wiedertönte, nie ganz betäuben konnte. Die „Märchen von Hoffmann“, ein ernste, in Deutschland würde man sagen: eine phantastische Oper, sind ein wahrer Triumph für den todten Meister, und zwar nicht blos ein Triumph vom Abend der ersten Vorstellung, zu welcher sich die große Schaar der Freunde Offenbach's eingefunden hatte, nein, ein nachhaltiger Triumph, der mit jeder neuen Vorstellung größere Dimensionen annimmt. Die Oper, deren Sujet zu bekannt ist, als daß ich es zu erzählen brauchte, wird jedenfalls auch die Runde über die deutschen Bühnen machen; Sie werden somit ohne Zweifel Gelegenheit finden, mein Urtheil zu controliren und zu ratificiren. Ich wünsche Ihnen nur einen ebenso guten Tenor, wie ihn die hiesige komische Oper für die Rolle Hoffmann's besitzt; das sind seltene Vögel, an denen man, wenn meine Erinnerungen mich nicht täuschen, in Leipzig nicht sonderlich reich ist.

Von dem Triumph in der komischen Oper müssen wir uns nun einer Niederlage im Theatre Français zuwenden und zwar einer Niederlage in optima forma, ein seltener Fall in diesem, von den Göttern besonders gesegneten Musentempel. Die Niederlage trifft sogar einen der hervorragendsten französischen Dramatiker, Hrn. Alexander Dumas Sohn, mit seinem neuen Stück: „Die Prinzessin von Bagdad“. Hr. A. Dumas ist eigentlich ein Liebling des Publicums, ein in jeder Richtung verwöhnter Schriftsteller; er ist auch Mitglied der französischen Akademie, er gehört also unter die Zahl der Unsterblichen . . . das hat ihn indessen Alles vor seinem traurigen Schicksal nicht bewahren können, er ist mit seinem neuen Stück gräulich ausgepfiffen worden. Ganz abgesehen von der Frage, ob derartige Demonstrationen im Theatre Français, das sich das erste der Welt nennt, ganz an ihrem Platze sind, läßt sich doch nicht leugnen, daß Hr. A. Dumas diese demonstrative Niederlage vollkommen verdient hat; das Publicum hat ihm damit endlich einmal und recht deutlich zu verstehen gegeben, daß es seiner ewig wiederholten Experimente und Nachforschungen über die unerquickliche Ehebruchsfrage herzlich überdrüssig ist. Sein neues Stück ist wieder ein Experiment und zwar ein geradezu monströses Experiment in dieser Richtung. Die Prinzessin von Bagdad ist ein Spitzname, den die Heldin des Stückes, die natürliche Tochter eines ausländischen Souverains, aus ihren Kinderjahren beibehalten hat; sie hat sich verheirathet und lebt glücklich mit ihrem Mann, der aber, von Eifersucht geplagt, sie der Untreue beschuldigt. Empört über diesen unverdienten Vorwurf, giebt sie das Verbrechen zu, dessen ihr Mann sie anklagt, und läßt sich mit ihrem Verführer in einem Zustande überraschen, der an dem vollzogenen Ehebruch keinen Zweifel mehr zuläßt; sie treibt die Fiction noch weiter und will mit ihrem Verführer, den sie nebenbei nicht ausstehen kann, entfliehen. Im letzten Augenblicke läßt sie sich aber durch den Anblick ihres kleinen Sohnes, um den sie sich indessen im Ganzen wenig oder gar nicht gekümmert hat, von diesem äußersten Schritt zurückhalten und der entzückte Gatte zieht die Reuige an sein Herz, verzeiht ihr Alles und sie versöhnen sich vor dem erstaunten Publicum, das auf einen andern Ausgang gefaßt war. Ich frage, wozu ein solches Stück nützen, was es beweisen soll und ob das Publicum nicht Recht hat, dagegen zu protestiren? Nebenbei macht das Stück sehr gute Geschäfte; das Theater ist alle Abende ausverkauft; ganz Paris will die „Prinzessin von Bagdad“ und Hrn. Dumas im Theatre Français ausspeisen hören; das ist ein Spaß wie ein anderer; er trägt Hrn. Dumas viel Geld, aber nicht viel Ehre ein.

Im Theater des „Ambigu“ wird ein anderes Stück gegeben, welches das Ausspeisen noch hundert Mal mehr verdient als die „Prinzessin von Bagdad“; das Stück gefällt aber im Gegentheil und macht alle Abende volle Häuser . . . Das Pariser Publicum ist eben unberechenbar. Dieses Stück heißt „Nana“; es ist aus dem abscheulichen gleichnamigen realistischen Roman von Zola gezogen, vor der besten Lectüre ich warne. Nana ist, um eine schlechte Sache durch einen Goethe'schen Ausdruck zu verschleiern: „ein verlornes schönes Kind“ oder richtiger ein verlornes unschönes Kind; nachdem wir vier Acte hindurch allen Peripetien des abstoßenden Lebenswandels dieser liederlichen Dirne beigewohnt haben, werden wir im fünften Acte Zeugen ihres Todes. Nana stirbt allein und verlassen in einem Gasthofszimmer an den Blattern; sie liegt im Bett und bittet um einen Trunk Wasser; kein Mensch hört sie; sie schlägt die Vorhänge des Bettes zurück und springt auf die Bühne . . . da steht sie vor uns mit Blattern übersäet! Dieser unerwartete, Ekel erregende Anblick macht immer seinen Effect, er entreißt dem Publicum einen Schrei des Entsetzens, ein Triumph für die Schauspielerin, die sich mit der größten Naturwahrheit angemalt hat — aber welch ein abscheulicher Triumph, der Triumph des abstoßendsten Realismus, der jedem ästhetischen Gefühle Hohn spricht. Nana tritt vor den Spiegel, entsetzt über ihren eigenen Anblick bricht sie zusammen und stirbt. Das ist das Ende des Stückes. Man fragt sich, wie weit der Realismus auf der Bühne hier noch getrieben werden wird und wie lange das Publicum sich solche Versündigungen gegen den guten Geschmack noch gefallen lassen will. Jener Arzt hatte ganz recht, der einen seiner Freunde auf die Mittheilung, daß er sich „Nana“ ansehen wolle, vorsorglich fragte: „Bist Du auch geimpft?“ So weit wären wir also mit dieser Alles überwuchernden realistischen Tendenz hier nun glücklich gekommen, daß wir nicht mehr riskiren können, ins Theater zu gehen, ohne vorher geimpft zu sein!

Diese beklagenswerthen Auswüchse der Zeit, diese traurigen Versündigungen gegen den literarischen Ruhm Frankreichs stehen in seltsamem Widerspruche mit dem wirklich nationalen Feste, das gerade in diesen Tagen zu Ehren eines der größten französischen Dichter und Dramatiker begangen

worden ist. Victor Hugo hat am 27. Februar seinen achtzigsten Geburtstag erlebt und ganz Frankreich hat dieses seltene Fest mit seinem großen Dichter gefeiert. Leider hat dieses Fest, das im Grunde genommen doch nur eine literarische, ja eine streng literarische und in diesem Sinne eine sehr ruhmvolle Bedeutung hatte, einen politischen Beigeschmack erhalten, der seinen Glanz keineswegs erhöht hat. Es waren dabei alle möglichen Banner entfaltet worden, Freimaurer- und Arbeiter-Delegationen waren erschienen . . . an sich sind das Alles höchst unschuldige Dinge, im vorliegenden Falle aber waren es Parasiten, die durchaus nicht an ihrem Platze erschienen. Nichtsbestoweniger war doch das Fest sehr schön und namentlich als Manifestation sehr großartig. Auf das Manifestiren versteht man sich bekanntlich in Paris, im guten wie im üblen Sinne. Das Fest zerfiel in zwei Theile: ein Tages- und ein Abendfest. Das Tagesfest zeichnete sich durch den imposanten Festzug, ich möchte richtiger sagen: Huldigungszug aus, der an den Fenstern des gefeierten Dichters vorüberdefilirte. Dieser Zug bildete sich auf dem Platz des Arc de Triomphe und in den auf diesen Platz ausmündenden zahlreichen Avenuen und begab sich von da mit klingendem Spiel, Fahnen, Bannern und Blumenkränzen und Sträußen die Avenue d'Eylau hinab, wo Victor Hugo wohnt. Am Eingang in diese Avenue war eine Ehrenpforte errichtet, die des Dichters Namen trug. Der endlose Zug war zusammengestellt aus den Delegirten des Pariser Municipalrathes und vieler Municipalräthe des Landes, den Vertretern der literarischen und artistischen Vereine sowie der Presse, der studentischen Vereine sowie der Gymnasien und höheren Landesschulen, den zahlreichen Delegationen aus allen Provinzen des Landes, den Vertretern der Freimaurer-Logen, der Syndicats-Kammern, der Turn-Vereine u. s. w. Rechnet man zu diesem Zuge noch die gewaltigen Menschenmassen, die ihn begleiteten, so geht man nicht zu weit, wenn man behauptet, daß an diesem Tage mindestens eine halbe Million Menschen dem greisen Dichter ihre Huldigung direct dargebracht haben. Es war in diesem Sinne eine großartige Demonstration, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Victor Hugo stand, umgeben von seinen Enkelkindern, am offenen Fenster und wich nicht von diesem Platze während der ganzen Dauer des Festzuges, der nahe an vier Stunden in Anspruch nahm. Er schien gerührt von dieser großen Begeisterung für seine Person, die sich übrigens am Abend von Neuem kundgab in allen Theatern von Paris, in welchen zu Ehren des großen Dichters Festvorstellungen organisirt worden waren, bei welchen sein Lob mit begeisterten Zungen in der Sprache der Götter verkündet wurde.

Victor Hugo, der heute so hochgefeierte Dichter, war einst einer der angefeindetsten, ja verhaßtesten Männer in ganz Frankreich, man hat ihm alle erdenkliche Schmach angethan; man nannte ihn einen Vandalen, einen Räuberhauptmann, einen Brandstifter, einen Ikonoklasten, einen Wilden, einen Kannibalen; man verglich ihn mit dem Abbé de Saint-Louis und mit Scarron, den ersten Mann der Frau v. Maintenon; man fand ihn, wie jene beiden Schriftsteller, seicht, absurd, lächerlich, trivial, übertrieben und phrasenhaft; die Akademie richtete an den König Ludwig Philipp das Bittgesuch, die Aufführung seiner Stücke zu verbieten; ja, man hat sogar in den Champs-Elysées auf ihn geschossen! Was ist nun zurückgeblieben von allen diesen maßlosen und ungerechten Angriffen? . . . Der höchste Ruhm, den ein Erdgeborener überhaupt erreichen kann. Wünschen wir nun, daß es dem greisen Dichter noch lange verstattet sein möge, sich dieses fest erworbenen Ruhmes zu erfreuen. Dieser Wunsch erscheint um so gerechtfertigter, als Frankreich gegenwärtig an dichterischen Talenten nicht reich ist. Diese betrübliche Wahrnehmung ergiebt sich aus einem poetischen Concurs, der kürzlich von der hiesigen Akademie ausgeschrieben worden war; die Preisaufgabe war: ein Lobgedicht auf Lamartine; die Aufgabe schien ganz geeignet, ein jugendlich poetisches Gemüth zu entzünden; es hatten sich 178 Concurrenten eingestellt, aber nur 4 von den eingereichten Gedichten haben Annahme gefunden und von diesen vier hat schließlich noch eins zurückgewiesen werden müssen wegen des nachstehenden Schluß-Distichons, welches das ganze Gedicht unbarmherzig todtschlug; ich wiederhole, daß es sich um Lamartine handelt:

Louis Philippe voulut lui donner une place;
Mais il refusa tout, aimant mieux le Parnasse!

Wenn man solche Verse liest, muß man Victor Hugo mit verdoppelter Inbrunst ein noch recht langes Leben wünschen!

Leipziger Stadttheater.

Einem Drama von Adolf Wilbrandt wird man stets besondere Theilnahme zuwenden. Der Dichter, der sowol den Grillparzer- als auch den Schillerpreis erhalten hat, ist gewiß der talentvollste von allen Dramatikern der jüngeren Generation: er hat in „Arria und Messalina", in „Cajus Gracchus", in „Chriemhilb", deren erster Act von hoher künstlerischer Vollendung und poetischem Zauber ist, Tragödien geschaffen, die in einer anderen Zeit, in welcher der Geschmack des Publicums nicht zu einseitig dem leichten Genre zugewendet und hervorragende darstellende Kräfte in größerer Zahl dem Schwung der Tragödie gewachsen wären, auf der Bühne selbst noch in ganz anderer Weise sich eingebürgert hätten, als dies gegenwärtig der Fall ist. Auch Lustspiele von sehr elegantem Dialog, besonders liebenswürdige Einacter von feiner, künstlerischer Gliederung hat Wilbrandt gedichtet und Schauspiele, wie das soeben hier zur Aufführung gekommene Drama: „Die Tochter des Herrn Fabricius".

Wilbrandt weiß den dramatischen Conflict stets so zu wählen, daß er eine innere Berechtigung hat. Der Conflict zwischen Liebe und Kindespflicht ist ein durchaus tragischer und er steht im Mittelpunkt dieses Schauspiels, wenn wir auch sehr allmälig zu ihm hingeleitet werden; denn er prägt sich erst am Schluß des dritten Actes scharf aus und wird im letzten Act bald wieder abgeschwächt durch einen ausgleichenden und versöhnlichen Schluß, wie ihn eben das Schauspiel mit seinen bequemen Rührungen verlangt. Immerhin ist dieser Kern des Stückes dramatisch bedeutsam: die Tochter, die eine beglückende Liebe opfert, um den Vater zu retten, steht auf dem Piedestal der dramatischen Heldin.

Leider aber hat der Dichter bei der Einkleidung des dramatischen Motivs dem Realismus der Gegenwart zu viele Zugeständnisse gemacht und uns in eine Sphäre versetzt, in welcher wir nur mit Unbehagen verweilen, in die Sphäre des niedern Verbrecherthums. Dadurch ist sein Drama zu einem Criminaldrama geworden, was keineswegs durch das ursprüngliche dramatische Motiv gegeben war.

Das Criminaldrama ist eine Species, deren ästhetische Berechtigung lange zweifelhaft erschien. Derartige Motive hat von den deutschen Dramatikern früherer Zeit besonders Iffland mit Vorliebe gewählt. In „Verbrechen aus Ehrsucht" ist der Held ein Dieb, der aus Liebe die Casse seines Vaters bestiehlt. In „Dienstpflicht" unterschlägt der Sohn des wackern alten Kriegsrath Dallmer, von einer koketten Wittwe verführt, ein Capital seines Schwagers: betrügerische Lieferanten spielen außerdem in dem Stücke eine Hauptrolle, in „Die Advocaten" ein vornehmer Betrüger, der einige unmündige Waisen um ihr Erbe bringen will. Der Sohn, der seines Vaters Casse bestiehlt, findet sich öfters wieder, z. B. in dem Schauspiel: „Haß und Liebe" von Chr. Fr. v. Bonin, und die „deutsche Hausmutter" von Julius Graf v. Soden wird sogar von der Schwiegertochter bestohlen. Der Diebstahl war ein Lieblingsmotiv der damaligen Dramatik, der ganz ordinäre

Diebstahl oder Betrug, welcher dem Criminalgesetz verfällt. Gleichwol brachte Iffland nie den Criminalproceß auf die Bühne; seine jugendlichen Verbrecher besserten sich entweder moralisch, wie der junge Ruhberg, oder sie starben durch Selbstmord. Es ist bekannt, wie sich Schiller in „Shakespeare's Schatten" gegen diese bürgerliche Dichtung, besonders auch gegen das Motiv des Diebstahls wendete:

Aber ich bitte Dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes durch sie denn geschehn?
Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

Schon Schiller's Fiesko sprach eigentlich den Unterschied in der dramatischen Bedeutung der Stoffe aus, wenn er sagte: „Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren; es ist frech, eine Million zu veruntreuen; aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen."

Jene Helden der Iffland'schen Schule gehörten meistens den höheren Ständen an; ihre Verbrechen waren schwere Verirrungen aus Ehrsucht, aus Genußsucht, aus Liebe. Neuerdings hat der englische und französische Roman mit Vorliebe Verbrecher aus dem Proletariat geschildert, uns bei dem eigentlichen Diebesgesindel heimisch gemacht, und da solche Schilderungen von Talenten ausgingen, wie es der phantasievolle Eugen Sue und der humor- und gemüthreiche Charles Dickens waren, so wurde natürlich dies Vorbild in vieler Hinsicht auch für Deutschland tonangebend. Dem neuesten Naturalismus eines Emile Zola geht diese Lebenswahrheit noch immer nicht weit genug: da soll man ins volle Menschenleben nicht blos hineingreifen, um etwas Interessantes zu packen, sondern was man gepackt hat, auch unter die Lupe nehmen und chemisch analysiren. Das Verbrechen ist hierfür ein besonders willkommenes Object. Daß wir dann aber eine Luft athmen werden, die gar keinen poetischen Sauerstoff mehr besitzt, das ist wol zweifellos.

Der Herr Fabricius Adolf Wilbrandt's ist kein Verbrecher aus einem Motiv, wie es Iffland gern benutzt; er ist der echte Proletarier, ein von seiner Frau verlassener Narciß, der Dieb aus Hunger. Das ist in criminalistischer Hinsicht ein mildernder, in poetischer ein erschwerender Umstand; denn das nackte Elend des Lebens mag sich an den Geldbeutel der Einzelnen und der Armenverwaltung, ja auch an das Herz der guten Menschen wenden: mit den neun Musen hat es nichts zu thun. Nun hat aber Hr. Fabricius nicht blos einen schweren Diebstahl durch Einsteigen begangen, sondern da er mit dem Bestohlenen in Conflict gerieth, in ein gewaltsames Ringen, obschon nur zu seiner Defensive, so wurde er des Raubes angeklagt und zu vierundzwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Diese Vorgeschichte trägt alle Merkmale eines echten Criminalfalls an sich; ja sie könnte den Scharfsinn der Criminalisten herausfordern und wäre noch zu einem Thema für eine juristische Prüfungsarbeit geeignet.

Aus dem Zuchthause, in welchem er fast solange gesessen hat, wie das Durchschnittsmaß des menschlichen Lebens ist, wird nun Herr Fabricius entlassen und sein Jammerbild erscheint auf der Bühne. Die entlassenen Sträflinge: das ist eine wichtige Frage der Humanität und als solche auch anerkannt. Den Mittelpunkt der dramatischen Handlung bildet sie in dem Bohrmann-Riegen'schen Stück: „Verlorene Ehre". Da weiß ein angesehener Fabrikherr diese Antecedentien zu verbergen, bis ein anderer entlassener Insasse des Zuchthauses, ein verbitterter Mensch, den Schleier zerreißt. In dem Wilbrandt'schen Drama wendet sich Herr Fabricius an einen edlen Fabrikbesitzer, Rolf, der sich stets der entlassenen Sträflinge angenommen; er erhält von ihm einen Vorschuß, um sich zu etabliren und wir geben ihm unsere besten Wünsche mit auf den Weg. Da stößt der bestrafte Verbrecher auf ein schmerzlich süßes Hinderniß; er findet seine Tochter wieder. Die väterliche Liebe zwingt ihn, diese Thatsache, die Freude des kurzen Wiedersehens vor der Welt zu verbergen. Die Familie wird ja entehrt durch den entlassenen Sträfling: er verschwindet nach flüchtigem Auftauchen wieder in der Dunkelheit. Doch nein, er will sein Enkelkind einmal sehen; er schleicht sich Abends im Finstern ins Haus. Hier zeigt uns ein neues Erlebniß, wie bedauerlich das Loos der Sträflinge außer Diensten ist: sie verfolgt bei dem geringsten Anlaß der Verdacht. Herr Fabricius hat zufällig das Medaillon seiner Frau gefunden: er wird abermals als Dieb verhaftet und kann nur dadurch gerettet werden, daß die Tochter sich als seine Tochter zu erkennen giebt, das wahre Motiv seines Einschleichens aufklärt. Dazu entschließt sie sich, obschon sie ihr Lebensglück opfert; denn der angesehene Mann, der um ihre Hand angehalten, muß sich von der Tochter eines Verbrechers lossagen.

Im letzten Act haben wir die jetzt auf dem Theater so beliebte Gerichtsscene; es ist kein poetischer Klang, wenn man die Wage der Themis so deutlich klirren hört; wenn ihr ganzer äußerer Apparat auf die Bühne gebracht wird, wenn man ihre Jünger bei der Arbeit sieht, so wandelt uns eine gewisse Ernüchterung an. Dergleichen hat Iffland taktvoll vermieden. Denn in der That, wer sich für Gerichtsfragen und Proceßverhandlungen interessirt, der sucht dies lieber in einem Schwurgerichtssaal als auf der Bühne. Auch hat der letzte Act des Stückes eigentlich nur eine Scheinexistenz; die Tochter rettet den Vater und erhält doch die Hand des reichen Hrn. Rolf: warum konnte dieser nicht schon vorher seinem Vorurtheil entsagen? Ein neues Motiv ist im letzten Act nicht hinzugekommen.

So ist der Herr Fabricius eine Illustration criminalistischer Verhältnisse: Dieb aus Hunger, wegen versuchten Raubmordes verurtheilt aus Mißverständniß, als entlassener Sträfling ein Vater, der verzichten muß und ein Großvater, den seine Liebe zum Enkel noch einmal ins Gefängniß bringt. Hr. Hans Förster führte diesen Charakter, besonders in den Scenen größerer Erregung und des ausbrechenden Affectes, nicht ohne ergreifende Töne durch. Das gänzlich Apathische, Abgestumpfte, Tonlose dieses zum Schemen verflüchtigten Menschenbildes konnte vielleicht noch schroffer hervorgehoben werden. Das Gefühl muß aus dieser Manne sehr tief herausgegraben werden.

Die eigentliche Heldin des Stückes ist seine Tochter, eine Frau Stern, Wittwe mit einem Kinde, eine spröde, trotzige, durch ihre Lebenserfahrungen verbitterte Frau. So zeigt sie sich wenigstens in der ersten Scene mit ihrer Mutter: diese, eine berühmte Sängerin, hat sich nie um ihr Kind gekümmert und sich als eine Rabenmutter in des Wortes verwegenster Bedeutung gezeigt: es gelingt dem Dichter auch gar nicht, uns für ihre späte Reue Theilnahme einzuflößen. War sie doch als Gattin ebenso herzlos: sie ließ ihren Narciß verhungern! Die Tochter hat gewiß ein Recht, dieser Mutter gegenüber jedes zärtliche Gefühl zu verleugnen: gleichwol hat die große Scene zwischen Beiden etwas Verletzendes. Der Dichter schickt sie des Contrastes wegen voraus: in der Begegnung mit dem Vagabunden, in welchem sie ihren Vater ehren soll, besiegt sie rasch ihr anfängliches Widerstreben und hat warme Töne kindlicher Liebe. Ihr Herz erklärt sich für den bestraften Verbrecher, während sie der unbestraften Sünderin, die noch dazu eine gefeierte Künstlerin ist, schroff den Rücken kehrt, bis der Dichter am Schluß, wo er alles in einen Brei der Versöhnung zusammenrührt, auch diesen Conflict auszugleichen sucht. Die verlockend aber auch für den Poeten jener Reiz des Contrastes sein mochte: die Häufung der Wiedererkennungsscenen in zwei aufeinanderfolgenden Acten giebt doch zu gerechten Bedenken Anlaß.

Die beiden großen Scenen mit Mutter und Vater spielte Frl. Satran durchaus angemessen: in der ersten Scene erschien sie fast wie eine Jane Eyre, die ihre Peinigerin zur Rede setzt; in der Scene mit dem Vater brachte sie den ersten Schreck über die Begegnung, die anfangs ablehnende Haltung, die Erwärmung und das Aufflammen der kindlichen Liebe wirkungsvoll zur Geltung; ebenso den Aufschwung in der Schlußscene des dritten Actes, welcher den Höhenpunkt

des Stückes bildet, die dramatische Krisis bringt. Leider hat diese durch die Zersplitterung in Genrebildern, welche die vorausgehenden Scenen des Actes charakterisirt, viel von ihrer Wirkung eingebüßt. Frl. Satran gab der Scene, in welcher Frau Stern eher auf ihre Liebe verzichtet, als daß sie ihren Vater unter einer falschen Beschuldigung leiden ließe, den energischen Schwung, den sie verlangt. Ueberhaupt zeigte diese Darstellerin in allen Affectscenen wiederum, wie sie ihrem Organ volle Klänge abzulocken weiß, die ihr früher fremd waren: nur in der ruhigen Conversation fällt bisweilen noch eine Mattheit der Tonfärbung auf.

Die Ida Reinhold ist keine dankbare Aufgabe; und es wird keiner Darstellerin gelingen, uns diese Gestalt sympathisch zu machen. Frau Senger überzeugte uns wenigstens von der Wärme der jetzt mächtig zurückgekehrten mütterlichen Liebe, von der Wahrheit dieser Empfindung. Das übrigens im dritten Act Großmutter und Großvater gleichzeitig den armen Enkel umlauern, ihre Visitenkarte bei ihm abzugeben, und aus Liebe über ihn herzufallen, macht einen fast parodistischen Eindruck. Hr. Rolf ist ein Biedermann und fällt ganz in den Rollenkreis des Hrn. Johannes.

In dieser großen Scene ist zum Theil ein leidenschaftlicher Zug, der für das Talent des Dichters spricht; auch fehlt es in den ersten Acten nicht an kleinen poetischen Pretiosen, über die ein reiches Dichtertalent gebietet: der dritte Act ist mit Ausnahme der Schlußscene schwächer, wenn auch die Genrebilder, aus deren Conglomerat er in der Hauptsache besteht, oft recht sauber sacettirt sind. Die gesühlswarme Frau Wohlmuth und der predigerhafte Bediente Demmler sind gut gezeichnete Nebenfiguren; Frau Spitzeder und Hr. Eichenwald stellten sie recht komisch dar: das keckste Genrebild ist aber die Handschuhmacherin Käthchen: sie fand in Frl. Butze eine entsprechend kecke Vertreterin, welche in der Darstellung der verbummelten Weiblichkeit den sattesten Farbenauftrag nicht verschmähte.

In allen Scenen, in denen das Talent des Dichters sich frei entfalten kann, war auch die Aufnahme eine warme; doch übte der Schlußact eine abkühlende Wirkung aus.

Rudolf von Gottschall.

Musikbericht aus Leipzig.

Unter dem allergnädigsten Protectorat Sr. Majestät des Königs Albert hat sich auch in den letzten Jahren das königliche Conservatorium der Musik in Leipzig durch ernste Arbeit das erworbene Ansehen erhalten und sich in der musikalischen Welt mit den größten Ehren behauptet. Diesem gediegenen, für Leipzigs Kunstleben ungemein wichtigen Institute, aus welchem berühmte Componisten, Dirigenten, Virtuosen und bedeutende, an anderen Conservatorien wirkende Pädagogen hervorgegangen sind, wurde bekanntlich am 21. Januar durch den Besuch Sr. Majestät des Königs hochgeehrt. Der mit aufrichtigster Dankbarkeit für das erwiesene Wohlwollen unterthänigst begrüßte Monarch trat gewissermaßen mitten in die Tagesarbeit des Instituts hinein. Denn das Conservatorium hatte, vom Erscheinen des erhabenen Protectors ganz kurze Zeit vorher benachrichtigt, keine Vorbereitungen treffen können. Es wurde daher ein Abend in Form der allwöchentlich im Saale des Conservatoriums stattfindenden musikalischen Abendunterhaltungen schnell arrangirt, um dem König und seinem hohen Gefolge einen Beweis von der praktischen Thätigkeit des Instituts zu geben. Das herrliche Tonstück „Ave verum" für „Chor a cappella" von W. A. Mozart eröffnete das Concert, wonach der von fünf Schülern gespielte erste Satz aus dem Quintett für Streichinstrumente in C-dur von Franz Schubert folgte.

An diese beiden Ensembleleistungen reihten sich Solovorträge einzelner Schülerinnen und Schüler. Bach's chromatische Fantasie und Fuge für Clavier, desselben Meisters Air und Gavotte für Violoncello, Gade's Ballade „Erlkönigs Tochter" für Baryton mit Clavierbegleitung, der zweite und dritte Satz aus dem Violinconcert von F. Mendelssohn-Bartholdy, Reinecke's Impromptu für zwei Pianoforte über ein Motiv aus Schumann's Manfred, F. Hermann's Capriccio für drei Violinen, gespielt von drei noch sehr jungen Violinisten, waren die vorgetragenen Werke, deren Ausführung das in dem Institut waltende künstlerische Streben bekundete. Se. Majestät der König geruhten nach huldvoller Entgegennahme der Vorträge mit jedem einzelnen der Institutslehrer zu sprechen und sein warmes Interesse für das fernere Gedeihen der Anstalt mit gnädigem Wohlwollen zu bekunden. Mit tiefer Dankbarkeit werden die Mitglieder des Conservatoriums an den allerhöchsten Besuch und an die von dem hohen Monarchen der musikalischen Akademie Leipzigs geschenkte Theilnahme stets zurückdenken.

Besonders hervorzuheben aus dem regen Concertleben Leipzigs ist auch der Besuch der „Dresdner Liedertafel", dieses im Kölner Preisfingen so hochgeehrten Vereins, welcher unter der Direction des hochbegabten Musikers und zukünftigen Capellmeisters am Kölner Stadttheater, des Herrn Hans Kößler, zum Besten des Albert-Vereins im Saale des Gewandhauses am 6. März ein zahlreich besuchtes Concert gab. Der 55. Psalm Exaudi Deus von Joh. Gabrieli, Ecce quomodo von Jacob Handl genannt Gallus, Salve Regina von Franz Schubert, die Kölner Preislieder: a) Ruhe schönstes Glück der Erde von Fr. Schubert, b) Wanderlust am Rhein von A. Dregert, die drei reizvollen Gesänge a) Einsamkeit von J. Rietz, b) Ritornell von R. Schumann, c) Hüte dich von Girschner gaben der Dresdner Liedertafel Gelegenheit, in vielseitiger Weise ihre Vorzüge zu entfalten. In der That entwickelte dieser Männergesangverein eine so bedeutende Leistungskraft, daß die Zuhörerschaft im höchsten Grade enthusiasmirt und zu stürmischen Ovationen veranlaßt wurde. Die Dresdner Gäste erregten allgemeine Bewunderung zunächst durch die technische Beherrschung ihrer Aufgaben. Ein vollkommeneres Crescendo und Decrescendo, reinere Intonation, subtilere Behandlung der rhythmischen Verhältnisse, größere Sicherheit und Feinheit in den Klangverbindungen vermag gewiß ein anderer Verein nicht zu erzielen und zugleich ist diese technische Virtuosität nicht etwa Selbstzweck, sondern sie dient dem künstlerisch waltenden Geist als Mittel zum Ausdruck der edlen und reizvollen Tonbilder. Nach Kenntnißnahme solch eminenter Leistungsfähigkeit ist zu constatiren, daß vielleicht nur der Kölner Männergesangverein und der Wiener Männergesangverein mit der Dresdner Liedertafel verglichen werden können. Jene berühmten Vereine in Köln und Wien kenne ich genau, ihre ausgezeichnete Organisation wurde von mir während der Glanzperiode ihres Wirkens beobachtet; aber Bedeutenderes haben sie auch nicht zu bieten vermocht, als gestern im Gewandhaussaale die Dresdner Gäste, deren taktvolles Auftreten und deren Noblesse in der ganzen Haltung die Sympathien noch verstärkte, welche ihr herrlicher Gesang im Publicum fand. Die ausgezeichnete Textaussprache der Sänger sei noch besonders hervorgehoben; sie legte Zeugniß ab von der hohen Intelligenz der einzelnen Mitglieder, welche die innige Vereinigung von Wort und Ton mit Seele und Verstand durch ihre musikalische Declamation zu reproduciren vermochten. Das Hauptverdienst gebührt natürlich dem kenntnißreichen, musterhaften Dirigenten Hrn. Hans Kößler, welchen der rastlos thätige Veranstalter des Concerts, der zukünftige Theaterdirector in Köln, Hr. Julius Hofmann, bekanntermaßen als Capellmeister für seine Oper gewonnen hat, eine Wahl, zu welcher dem intelligenten Theaterleiter nur zu gratuliren ist.

Unterstützt wurde das Concert durch die Mitwirkung der gefeierten k. k. Kammersängerin, Frau Schuch-Proska, welche ihre exquisit durchgebildete Kraft der etwas seichten

Arie aus Don Pasquale von Donizetti und Liedern von H. Zopff und L. Hartmann gewidmet hatte. Ihre feine, pikante Ausdrucksweise, ihre virtuose Coloratur und ihre anmuthsvolle Erscheinung entfesselten den stürmischen Beifall der Zuhörerschaft, welcher die Künstlerin eine Zugabe in liebenswürdiger Weise spendete. Auch der Cellist, Hr. Kammermusiker Böckmann aus Dresden, dessen schöner Ton und brillante Technik sehr rühmenswerth sind, fand infolge der Wiedergabe einiger Werke von G. F. Händel, Schubert, Saint-Saëns, Servais große Anerkennung und der Pianist Hr. Kammervirtuos Herrmann Scholz aus Dresden erfreute das Publicum durch den gediegenen, künstlerisch fertigen Vortrag der von ihm selbst componirten, recht interessant gestalteten Variationen über ein Originalthema und einiger Stücke von Chopin, Moszkowski und Schumann. Möchte das in allen Theilen gelungene Concert auch ein günstiges pecuniäres Resultat ergeben haben.

Ignaz Brüll hat durch sein reizendes musikalisch-dramatisches Genrebild „das goldene Kreuz“ die Sympathien des kunstfreundlichen Publicums in so hohem Maße errungen, daß jeder neuen That des Autors mit Spannung entgegengesehen wird. Leider vermochte der Componist mit seiner bereits am 4. October 1877 im Wiener Hofoperntheater zur Darstellung gebrachten Oper „der Landfriede“ die gehegten Erwartungen nicht zu erfüllen, weil derselbe sein Talent in eine Bahn hineingelenkt hatte, die seiner Geistesrichtung gar nicht entsprach. Unbedingt hat der Autor in einem „goldenen Kreuz“ gezeigt, daß er die unmittelbar aus dem Volksleide emporgetriebenen knapperen Formen beherrscht und sowol Lieder und Romanzen, als auch Chorgesänge und volksthümliche Scenen zu concipiren versteht. Seine Tonbilder lassen deutlich erkennen, daß er in kleineren Dimensionen seine Begabung zu concentriren und wahrhaft Künstlerisches zu schaffen vermag. Die große Oper verlangt aber die Aufbietung eines ganz anderen Apparates, als das Singspiel, sie fordert vom Autor vor allen Dingen die Entsaltung eines gewissen Reichthums in der Harmonik und Rhythmik, zugleich aber auch ein glänzendes instrumentales Gewand, ohne welches die Gedanken seit den Errungenschaften der Tondichter von Mozart bis Wagner nicht mehr herausstreten können. Die symphonische Behandlung des Orchesters, wie sie Mozart im letzten Finale des Don Juan, Beethoven in der Kerkerscene seines Fidelio, Weber in der Euryanthe, Wagner im Lohengrin angewandt hat, will man in der großen Oper, welche auch Meyerbeer mit reichen Farben ausstattete, nicht mehr entbehren, selbst wenn man streng an dem Princip der älteren Oper festhält und vom Ring des Nibelungen gänzlich absieht. Mannigfaltige rhythmische Kraft für groß angelegte dramatische Scenen, weitausgreifende Modulationen in der Monohik und Polyphonie, blendende Farbenpracht in der Instrumentation hat aber der Componist des Landfriedens nicht offenbart, es fehlen also wichtige Factoren aus der absoluten Musik für ein größeres dramatisches Werk, so daß selbst der Kunstfreund, welcher den dramatischen Inhalt gering achtet, für sein musikalisches Ohr nur sehr spärliche Nahrung findet. Die Oper soll aber nicht eine Zusammensetzung von Musikstücken sein, sondern sie hat die Aufgabe zu erfüllen, einen dramatischen Vorgang in musikalisch selbstgütigen Formen den dichterischen Intentionen gemäß zur Darstellung zu bringen. Unbedingt hat der vom Dichter geschaffene Stoff die Phantasie des Componisten zu entzünden, wenn auch der Musiker dem Dichter bei der Durchdringung des Materials hilfreich beistehen kann. Mozart hätte sicherlich nicht sein Meisterwerk Don Juan geschrieben, wenn ihm nicht der Dichter vortreffliche dramatische Situationen zur Composition dargeboten hätte. Mag auch die Verbindung der einzelnen dramatischen Bilder eine der Logik nicht entsprechende sein, das dramatischen Wesen ist doch vom Dichter in den einzelnen Scenen festgehalten worden und gerade dieses hat dem Tondichter die herrlichsten Blüthen seiner unendlich reichen Phantasie entlockt.

Das Textbuch des Landfriedens ist nun durchaus nicht geeignet, im Tondichter Enthusiasmus zu erwecken, es vermochte der Phantasie des Lyrikers in der dramatischen Musik nur gewöhnliche Gedanken zu entlocken, welche auf das Studium des Componisten zurückweisen, ihm also mehr anerzogen als immanent sind. Selbst die volksthümliche Spielopernlortzing's und das gefällige Wesen Flotow'scher Tonphrasen haben zuweilen dem musikalischen Autor ihre Hilfe geliehen, wenn in Ermangelung der rechten Begeisterung die eigene Kraft in mürrischer Depression verharrte. Konnte der Componist wirklich an einer Poesie Gefallen finden, welche z. B. den Pflegesohn des Kaisers, den Junker Robert, zu seiner heißgeliebten Katharina und deren Gefährtinnen, deren Wallfahrt zur Capelle des St. Johann der verliebte Ritter stört, sagen läßt:

„Was scheut ihr Mädchen, wie besessen?
Ich bin kein Wolf, werd' euch nicht fressen,“

worauf die Cousine Katharinens, die fede Brigitte, antwortet:

„Wir auch keine Schaf' gewissermaßen
Und werden uns nicht fressen lassen,“

anderer Stellen nicht zu gedenken, welche dem Componisten gewiß nicht geringe Scrupel verursacht haben! Allen Respect vor dem Wortdichter H. S. v. Mosenthal, aber hier hat derselbe wider Willen den Tondichter „gewissermaßen“ in ein moosiges Thal geführt, in dessen Grund der Componist trotz Aufwendung aller Kräfte, der eigenen wie der anerzogenen, mit allen Tönen untersinken mußte.

Das Bauernfeld'sche Lustspiel bot sonst recht interessante Situationen. Man denke an die reiche Stadt Augsburg am Anfang des 16. Jahrhunderts mit dem mächtig emporblühenden Bürgerthume und zugleich an den Gegensatz, an die Reste eines wüsten Raubritterthums, welches von den Gaunern Bosesen und Kapaun repräsentirt wird. Gegenüber diesen komischen Rittern vom Stegreif erhebt sich die sympathische Gestalt des Kaisers Max, des edlen „letzten Ritters“ und um ihn gruppiren sich der prächtige Hofnarr Kunz von der Rosen, der vom Operndichter sehr spärlich bedacht ist, ferner der reiche Patrizier Menzinger, sodann des Kaisers geistblütiger Pflegesohn Junker Robert, welcher in seiner Leidenschaft zu Katharinen, der Tochter des reichen Patriziers Menzinger, das sträfliche Unrecht begeht, die Geliebte vom Wegelagerer Ritter Bosesen rauben zu lassen, dieses Unrecht aber dann nach der von dem Hofnarren und ihm selbst vollzogenen Rettung Katharinens offen bekennt; neben ihm diese Katharine selbst mit ihrer vielfach unterdrückten Liebe zu Robert, welchen sie durch ihre Werbung vom Tode errettet; endlich die muntere Cousine Brigitte an der Spitze der übrigen anmuthigen Mädchengestalten. Mittel waren also genug vorhanden, etwas zu leisten; schade, daß sie nur dazu dienten, den Zustand des Landfriedens interesselos erscheinen zu lassen. Am besten ist immerhin noch der Fackeltanz mit seinen Anklängen an Richard Wagner's Meistersinger gerathen. Das Arrangement desselben war sehr lobenswerth, wie überhaupt die Inscenesetzung als eine im Ganzen befriedigende zu bezeichnen ist.

Die darstellenden Kräfte waren redlich bemüht, das Ganze zu halten, sie erzielten aber nur sehr schwache Beifallskundgebungen.

Der vorzügliche Sänger und Darsteller war Hr. Wiegand, dessen ausgezeichnete Charakteristik des edelmüthigen Hofnarren das Bedauern erweckt, daß dieser „Kunz von der Rosen“ so wenig beschäftigt ist. Im Uebrigen bemühten sich um die Darstellung des Werkes die Damen Frl. Korbel (Katharina), Frl. Löwy (Brigitte), die Herren Biberti (Menzinger), Dr. Basch (Kaiser Maximilian), Broulick (Junker Robert), Reß (Ritter Bosesen), Lieban (Kapaun), und der tüchtige Capellmeister Hr. Mühldorfer, dessen Tactstock vom trefflichen Orchester, von dem Chor und dem Balletcorps in der rechten Weise respectirt wurde. Tant de bruit pour une omelette!

Oscar Paul.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 22. Donnerstag, den 17. März. 1881.

Inhalt: Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859. IV. — Musikbericht aus Zwickau. — Ein neues Porträt Goethe's.

Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859.

IV.

Der Audienz Kossuth's bei Louis Napoleon gingen Pourparlers mit dem Prinzen Napoleon voraus, welcher augenscheinlich, wenn auch nicht officiell beglaubigt, vom Kaiser den Auftrag hatte, in dieser Angelegenheit den Unterhändler zu machen. Prinz Napoleon sprach unumwunden aus: die Intention des Kaisers sei, „daß Ungarn ein unabhängiger Staat werde" und daß er „das souveraine Recht der ungarischen Nation, über sich selbst zu bestimmen, in Ehren zu halten wünsche". In seine inneren Angelegenheiten wolle er sich nicht mengen, „nur Eines möchte er zur Bedingung machen: daß Sie keine Republik errichten, sondern in der constitutionellen Monarchie verbleiben". Kossuth fand das „sehr natürlich", wünschte aber zu wissen, „wer es sei, dessen Wahl zum ungarischen Könige den Beifall des Kaisers am ehesten gewinnen würde". Der Prinz erwiderte, daß der Kaiser dies ganz Ungarns Gutdünken überlasse und in dieser Hinsicht keinen speciellen Wunsch habe. Kossuth glaubte, „wenn es ihm auch natürlich nicht einfallen könne, über die ungarische Krone verfügen zu wollen", doch der Ueberzeugung Ausdruck verleihen zu sollen, daß seine Nation die Krone des heiligen Stefan dem Prinzen Napoleon anbieten würde. Darauf erhob sich der Prinz von seinem Stuhle, verneigte sich tief und sagte: „Ich empfinde den Werth dieser Auszeichnung tief und danke für dieselbe sehr. Aber ich bitte Sie, daß hiervon zwischen uns fürder nicht die Rede sei und daß Sie es auch dem Kaiser nicht erwähnen, wenn Sie mit ihm sprechen werden. Wir Bonapartes haben aus der Geschichte unseres Oheims viel gelernt. Wir haben nicht nur gelernt, was wir thun sollen, sondern auch, was wir nicht thun sollen. Zu dem letzteren gehört auch, daß die Mitglieder unseres Hauses nie fremde Throne occupiren sollen, da dies europäische Coalitionen gegen uns hervorrufen könnte. Und gestatten Sie mir auszusprechen, daß der französische Thron Etwas ist, was unsere Familie selbst für die glänzende Krone St. Stefan's zu risikiren nicht Lust haben kann. Hiervon soll also zwischen uns nicht die Rede sein. Lassen wir die Sache ruhen."

Kossuth folgte dem Wink und man ging nun auf die „Garantiefrage" über. Als die Garantieen, an welchen man ungarischerseits festhalten müsse, bezeichnete Kossuth

1) die Entfaltung des kaiserlichen französischen Banners auf ungarischem Boden in Begleitung einer so großen französischen Armee, wie der Kaiser sie zur Sicherung der Kriegsehre dieses Banners für nothwendig erachten wird;

2) in Verbindung mit dem Erscheinen dieses Banners und dieser Armee die Veröffentlichung einer Proclamation im Namen des Kaisers an die ungarische Nation, in welcher derselbe erklären würde, daß er sich mit Oesterreich in Krieg befinde, die ungarische Nation als Verbündeten annehme und als Freund und Verbündeter eine Armee nach Ungarn sende, damit dieselbe der ungarischen Nation behilflich sei, die 1849er Unabhängigkeitserklärung zur Geltung zu bringen, welche der Kaiser der Franzosen, der es für seinen Ruhm erachtet, daß auch sein eigener Thron auf dem Princip der Volkssouverainetät basirt, als in aller Rechtskraft aufrecht bestehend anerkennt, da die ungarische Nation nach einem ruhmreichen Kampfe, der ihre Fähigkeit zum unabhängigen Staatsleben glänzend dargethan hat (?!!), in Ausübung ihres Souverainetätsrechts das Haus Oesterreich einmüthig für des Thrones verlustig und Ungarn für einen unabhängigen Staat erklärt hat und dieser ihr rechtskräftiger Beschluß durch keinen entgegengesetzten nationalen Beschluß abgeändert worden ist.

Prinz Napoleon versuchte um die heikle Angelegenheit mit der Ausrede herumzukommen, er habe ja bereits erklärt, es sei die entschiedene Absicht des Kaisers, dieser Krieg möge auch zur Unabhängigkeit Ungarns dienen und er glaube, „daß, wenn der Kaiser Sie bezüglich dieser seiner Intervention persönlich vergewissern wird, Sie darin Beruhigung finden können". Damit kam er aber bei Kossuth nicht durch, der erklärte: wenn es sich blos um ihn selbst handelte, so würde er sein Schicksal mit Beruhigung in die Hände des Kaisers legen. Aber es handle sich hier um das ungarische Vaterland und da bedürfe man Thatsachen, welche eine Grundlage böten, diese Beruhigung theilen zu können. „Für unser Vaterland wäre es ein nicht nur seine Gegenwart erschwerendes, sondern auch seine ganze Zukunft entsetzlich compromittirendes Unglück, wenn es auf Grund dieser Intentionen eine Revolution wagen würde und dann, nachdem dies unwiderruflich geschehen, der Kaiser es nicht räthlich fände, sich bei dieser Gelegenheit für die Realisirung seiner hochherzigen Absicht zu engagiren." Prinz Napoleon versprach, dem Kaiser über die Conferenz sofort Bericht zu erstatten — „ich brauche nicht zu sagen, daß mein Bericht nicht nur getreu, sondern auch sympathisch sein wird". Wenn bezüglich der Hauptsache ein Uebereinkommen zu Stande käme, so werde das Uebrige keine Schwierigkeiten verursachen.

Noch am Abend des nämlichen Tages wurde Kossuth von Louis Napoleon empfangen. Prinz Napoleon geleitete ihn selbst in die Tuilerien. „In dem mit Fahnentrophäen geschmückten Saale, der in das Arbeitszimmer des Kaisers mündete, eilte der Prinz um einige Schritte vor, um mich anzumelden. Der Kaiser kam mir sofort bis an die Thüre entgegen, drückte mir herzlich die Hand, sagte das übliche „charmé de faire votre connaissance", wir setzten uns alle drei (der Kaiser, der Prinz und ich) nieder, dem Thürsteher wurde der Befehl ertheilt, daß Niemand uns störe und — wir converstirten fast zwei Stunden hindurch."

Ueber den Hergang der Audienz bei Louis Napoleon hat Kossuth in seinen Aufzeichnungen einen umfänglichen, anscheinend sachgetreuen Bericht gegeben, dem wir die nachfolgenden Daten entnehmen.

Nach einigen einleitenden Worten ging der Kaiser als-

bald in rem ein und sagte zu Kossuth: „Ich wünsche aus vollem Herzen, daß Ihre patriotischen Wünsche realisirt werden können. Es ist meine Absicht und ich versichere Ihnen, daß ich Alles aufbieten werde, damit das geschehe, was Sie wünschen. Vieles hängt jedoch von den Umständen ab. Mit diesen müssen wir in der Politik rechnen. Der Prinz hat mir über Ihre Ansichten berichtet. Daraus habe ich entnommen, daß Sie die Betheiligung Ungarns am Krieg an zwei Bedingungen knüpfen: deren eine, daß ich den Krieg von den Ufern des Po bis zu den Ufern der Donau und Theiß ausdehne, die zweite, daß ich das Erscheinen meiner Armee auf ungarischem Boden mit einer Proclamation begleite, in der ich mit Berufung auf den Beschluß Ungarns vom Jahre 1849 Ihre Nation als Freund und Verbündeter aufrufe, behufs Geltendmachung ihrer Unabhängigkeitserklärung zur Besiegung des gemeinsamen Feindes zu den Waffen zu greifen ... Was die Proclamation betrifft, so sehe ich hierin, wenn die Absendung einer Armee geschehen kann, kein Hinderniß. Die Sache ist in der Geschichte meines Hauses nicht ohne Präcedens. (Er trat zum Tisch und nahm von demselben eine Pergamentrolle in die Hand.) Hier ist das Original der Proclamation, welche mein Oheim im Jahre 1809 an die ungarische Nation richtete .... An den Umstand, daß diese Proclamation damals keinen Erfolg hatte, stoße ich mich nicht. (Sie hatte bekanntlich den, dem beabsichtigten diametral entgegengesetzten Erfolg; Ungarn kämpfte damals mit patriotischem Enthusiasmus für die Sache Oesterreichs.) Die Umstände waren damals andere. Das, was in den Jahren 1848/49 geschehen, hat die Situation vollständig geändert. Und ich wäre durch solche ungarische Patrioten unterstützt, denen Ihre Nation vertraut. Bei meinem Oheim fehlte dies. Diesen Punkt können wir also als erledigt betrachten, wenn der erste, die Frage der Entsendung einer Armee, nicht obwalten würde, von welchem jener natürlich bedingt ist. Diesbezüglich aber muß ich gestehen, daß mir große Hindernisse im Wege stehen. Das hauptsächlichste Hinderniß ist England. Das gegenwärtig am Ruder stehende Tory-Ministerium hegt meinem Unternehmen gegenüber, ja sogar betreffs der italienischen Sache, feindselige Gesinnungen. Es hält an den Verträgen des Jahres 1815 fest, welche Andere, aber auch ich, ziemlich zerfasert haben. Haben sie doch die Napoleoniden proscribirt — und ich befinde mich hier. Aber als Vorwand sind sie gut, um den bösen Willen zu decken. Sie können sich denken, wenn selbige sich schon betreffs Italiens so benehmen, was sie nicht Alles thäten, wenn ich den Krieg bis zur Donau ausdehnen würde. Hieße dies doch so viel, als das Haus Oesterreich definitiv aus der Reihe der Großmächte streichen, die englische Regierung hängt aber sehr an dieser Dynastie; überhaupt ist die antiquirte Auffassung, daß das europäische Gleichgewicht der Großmachtstellung des Hauses Habsburg bedürfe, eine traditionelle Maxime der englischen Politik. Ich habe Grund zu glauben, daß England sogar im Stande wäre, gegen mich zu intervenieren — dies kann ich nicht riskiren. Ich bitte Sie, ziehen Sie dies in Betracht."

Prinz Napoleon unterbrach hier mit den Worten: „Könnten wir denn nicht England gewinnen, Sire? Im Orient hat England große Interessen; wenn wir den Engländern z. B. Konstantinopel in Aussicht stellen würden?" zog sich mit dieser Phantasmagorie aber die Zurechtweisung seines kaiserlichen Vetters zu: „Il ne faut jamais vouloir l'impossible." (Man soll nie das Unmögliche wollen.) Kossuth fragte: was der Kaiser von England verlange? Etwa, daß es Frankreichs Verbündeter sei wie im Krimkriege und sich an dem Kriege betheilige? Der Kaiser erwiderte darauf: „O nein, daran denke ich nicht; ich wünsche nur, daß man seiner Neutralität versichert sei." Kossuth replicirte, daß zwar die gegenwärtige englische Regierung ohne Zweifel gern Oesterreich helfen möchte, daß sie aber mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung Englands nicht so weit gehen könne, blos aus Freundschaft für Oesterreich England in einen Krieg zu verwickeln, wenigstens so lange nicht, als sie sich nicht auf die thatsächliche Verletzung irgend eines directen Interesses Englands berufen könne. Er, Kossuth, würde sich daher durchaus nicht wundern, wenn die englische Regierung in ihrer noch ausstehenden Erwiderung (auf die Frage der französischen Regierung, welche Stellung England in dem Falle, daß Frankreich sich an dem Kriege Sardiniens gegen Oesterreich betheilige, einzunehmen gedenke) Neutralität in Aussicht stellen würde. Auch der Kaiser hielt dies für wahrscheinlich, könnte sich aber angesichts der Tendenzen der englischen Regierung nicht beruhigt finden, wenn Englands Politik in der Hand der gegenwärtigen Regierung bleibe. Kossuth entgegnete darauf: „Das Mißtrauen Ew. Majestät ist sehr begründet. Die Aufgabe wäre also, daß das Derby-Cabinet gestürzt und zwar gerade in der Frage der auswärtigen Politik gestürzt werde, und daß an der Stelle der Tories die Whigs an das Ruder gelangen, jedoch auf Grund solcher vorhergängiger Verpflichtungen, die Englands Neutralität vollkommen sicherstellen würden. Und da Ew. Majestät von England nur so viel verlangen, so möge es mir gestattet sein zu erklären, daß ich es auf mich nehme, dies zu erwirken." Kossuth entwickelte darauf in ausführlicher Darlegung seinen Feldzugsplan, der in der Hauptsache darauf sich gründete, daß im englischen Unterhause die beiden großen Parteien sich numerisch ziemlich das Gleichgewicht hielten, daß hieran auch durch die augenblicklich im Zuge befindlichen Neuwahlen etwas Wesentliches voraussichtlich nicht werde geändert werden und daß hiernach Alles darauf ankomme, sich der über etwa 90 Stimmen verfügenden unabhängigen Partei zu versichern, deren Kern die von Cobden und Bright gestiftete sogenannte Manchesterschule bildet. Diese Partei könne zwar selbst keine Regierung bilden, sie sei jedoch die Herrin der Lage und werde es auch jetzt sein. Von ihr hänge die Existenz jeder Regierung ab. Eine der hauptsächlichsten politischen Maximen dieser Partei ist die, daß sich England (vielleicht Belgien allein ausgenommen) nicht in die continentalen Kriege menge. Lord Palmerston weiß dies, er weiß also auch, daß, wenn er sich in der obschwebenden Frage zur Neutralität entschließt, — und dazu muß er sich entschließen, denn nur auf dieser Grundlage kann er zur Herrschaft gelangen, — jene Partei vermöge ihres in dieser Frage befolgten Princips mit ihm stimmen werde, er also, obschon sein eigene Partei entschieden in der Minorität ist, das Tory-Cabinet wenn immer stürzen könne, er weiß aber auch, daß, wenn er mit dem Kern der unabhängigen Partei nicht im Vorhinein zu einem Einvernehmen gelangt, er nicht vierzehn Tage am Ruder bleiben könnte, weil diese Partei ihn nicht sehr liebt, besonders aber Cobden, der mächtige Volksführer, nicht. Kossuth erbietet sich nun im weiteren Verlaufe seiner Rede, das innige Freundschaftsverhältniß, in welchem er zu den Männern der sog. unabhängigen Partei stehe, in der Richtung auszubeuten, daß einige seiner intimsten Freunde, nachdem die Kundgebung der öffentlichen Meinung durch Meetings früher gehörig provocirt sein wird, Lord Palmerston bekannt geben, daß sie ihn der Stimmen ihrer Partei unter zwei Bedingungen versichern: „die eine ist die, daß sowol er als seine designirten Ministercollegen sich schriftlich verpflichten, daß die englische Regierung bei diesem Kriege auch in dem Falle neutral bleiben wird, wenn Ew. Majestät behufs Wiederherstellung der Unabhängigkeit Ungarns den Krieg auf Ungarn ausdehnen; die zweite, daß behufs Sicherung dieser Politik in das Ministerium ein oder zwei Mitglieder ihrer Partei ernannt werden sollen; zugleich würde man dem Lord erklären, daß, wenn er wider seine Verpflichtung von der Neutralität abweiche, letztere austreten und mit ihrem Austritte den Sturz des Cabinets herbeiführen würden."

Der Kaiser Napoleon war sichtlich überrascht von der

kühnen Zuversicht, womit ein in der Verbannung umherirrender Revolutionsagitator die Politik des durch seinen unermeßlichen Colonialbesitz mächtigsten Reiches der Erde nach seinem Gefallen im Interesse seiner Sonderzwecke am Gängelbande zu führen sich vermaß. Allein er war andererseits auch zu vertraut mit den Mitteln, womit man öffentliche Meinung machen zu können vermag, wenn man in deren Wahl nicht zu subtil ist, als daß er die ernste Seite des Kossuth'schen Planes nicht alsbald herausgefunden hätte und beeilte sich, davon in seinem Interesse Nutzen zu ziehen. „Ich bitte Sie," bestärkte er Kossuth in seinem Vorhaben, „vollführen Sie diese Action und seien Sie überzeugt, daß Sie mit der Sicherung der Neutralität Englands der Verwirklichung Ihrer patriotischen Wünsche die hauptsächlichste Schwierigkeit aus dem Wege schaffen."

Das Gespräch wendete sich nunmehr der Frage einer eventuellen Intervention zu. Louis Napoleon erklärte entschieden, daß man bezüglich Rußlands vollständig beruhigt sein könne. Rußland werde nicht nur gegen eine ungarische Erhebung nicht interveniren, sondern es sei vielmehr so gereizt gegen Oesterreich, daß es gerne sehen würde, wenn Ungarn seine Freiheit erlangte; natürlich aber erwarte es, daß die ungarische Frage nicht mit der polnischen complicirt werde und in dieser Beziehung empfahl der Kaiser große Behutsamkeit. Kossuth beeilte sich, Napoleon darüber zu beruhigen. Was Preußen betrifft, so äußerte sich der Kaiser dahin, daß er bis zur Stunde keinerlei Ursache habe, zu befürchten, daß das Berliner Cabinet die Absicht hätte, Oesterreich direct oder indirect zu helfen; diesbezügliche Aufforderungen des Wiener Hofes seien entschieden zurückgewiesen worden. Er werde Alles aufbieten, das Berliner Cabinet in dieser Richtung zu bestärken und glaube, daß er hierin auch von Rußland unterstützt werden werde. „Im Uebrigen," fuhr Napoleon lächelnd fort, „wenn Preußen sich wider Erwarten dennoch in den Krieg mengen sollte, so würde es gewiß Ungarn nicht zum Kriegsschauplatze wählen."

Als Kossuth schon glaubte, daß die Unterredung zu Ende sei, machte der Kaiser „halb fragend, halb bittend" die Bemerkung, ob er und seine Revolutionsgenossen nicht vielleicht doch vorläufig einen kleinen Aufstand in Siebenbürgen bei den Szeklern arrangiren könnten? Kossuth widersprach dem ernst und entschieden, und bat den Kaiser, sich aller derartiger Gedanken zu entschlagen. Die geheime Conspiration liege nicht in der Natur des Ungarn; er verstehe dieselbe nicht. Bevor sich noch eine kleine Macht bei den Szeklern organisiren würde, wäre die Bewegung unterdrückt. Hierzu würde die geringe Kraft genügen, welche die Oesterreicher in Siebenbürgen gelassen, und die Folge wäre die, daß man die Szekler für die Zeit des ernsten Handelns verlieren würde. Mit einem „Eh bien! lassen wir das, n'en parlons plus!" ließ Napoleon diesen Gegenstand fallen.

Der langen Unterredung machte der Kaiser mit den Worten ein Ende: „C'est donc entendu. Ich versichere Sie, daß ich Ungarns Cooperation im Kriege nur in einem Falle beanspruchen werde: wenn ich die von Ihnen verlangten Garantien gewähren kann, sonst nicht. Ich beabsichtige alles Mögliche aufzubieten, um sie Ihnen geben zu können. Sie kehren nach England zurück. Sie werden bemüht sein, die Sicherstellung der Neutralität zu erwirken. Damit wird eine große Schwierigkeit beseitigt sein. Ich ermächtige Sie zur discreten Mittheilung der Lage. Inzwischen wird es natürlich rathsam sein, die Vorbereitungen zu treffen. Während Sie in England mit den übernommenen Agenden beschäftigt sein werden, mögen Ihre Genossen nach Italien gehen, um die kampffähigen Elemente aus der ungarischen Emigration zu sammeln und die Organisirung der Armee zu beginnen. Die piemontesische Verbindung wird gehörig informirt sein. Für Geld, Waffen und die Ausscheidung der ungarischen Kriegsgefangenen wird man dort sorgen. Der Senator Pietri wird mit den Details betraut sein. Sie werden sich mit ihm in Verührung setzen. (Zu dem Prinzen gewendet:) Lasse morgen Pietri rufen. Benachrichtige ihn über die Natur seiner Mission, bringe ihn mit diesen Herren in Rapport, die Arbeit soll unverzüglich beginnen. (Zu Kossuth:) Sie werden natürlich dafür sorgen, daß die Geister innerhalb der Lande gehörig vorbereitet werden. Ich denke, Sie werden es für nothwendig erachten, Vertraute nach Bukarest und Belgrad zu senden. Dieselben mögen sich bei meinen diplomatischen Agenten melden. Letztere werden ihre Weisungen haben. Wenn Sie Ihr wichtiges Unternehmen in England zu Ende geführt haben, so bitte ich Sie, eilen auch Sie nach Italien. Benachrichtigen Sie mich durch Pietri über Ihre Ankunft. Ich werde Sie wissen lassen, wo wir uns treffen können und — à revoir en Italie."

Wer die Dinge unbefangenen Auges betrachtet, wird sich der Betrachtung nicht entziehen können, daß es nicht Kossuth, sondern Louis Napoleon war, der den Löwenantheil dieser Entrevue davontrug. Ohne daß er das von Kossuth zur conditio sine qua non jeder Action gemachte Garantieversprechen in irgendwie bindender Form ertheilt hätte, engagirte der Kaiser Kossuth in einer Weise, daß der Letztere, ehe er sich's versah, bereits mitten drin in der Action stand; außerdem ließ er denselben in England seine negotia geriren. Um indessen Kossuth in dieser Beziehung vorerst nicht zur Besinnung kommen zu lassen, lud — jedenfalls doch auf höhere Weisung — Prinz Napoleon, als er mit Kossuth aus den Tuilerien heraustrat, den Letzteren ein, eine Cigarre anzuzünden und an der Seine eine Promenade mit ihm zu machen. Der Prinz war natürlich viel redseliger und ließ es an allerhand bestrickenden Umschreibungen des von dem Kaiser Gesagten nicht fehlen. Seine Wirkung auf Kossuth verfehlte das nicht. Dieser glaubte wirklich, Alles erreicht zu haben, was er zur Bedingung gestellt hatte. Bereits am Tage nach der denkwürdigen nächtlichen Audienz constituirte er sich mit Klapka und Teleki als „Ungarisches Nationaldirectorium".

Musikbericht aus Zwickau.

Das Concert des Zwickauer Musikvereins, das am 5. März stattfand, brachte außer der Arie: Zephyretten, leicht befiedert aus „Idomeneo" von Mozart, gesungen von Frau Dr. Stade aus Altenburg, und der Arie: Nach so viel Leiden aus „Tankred" von Rossini, gesungen von Frl. Reinel aus Dresden, noch die wohlexecutirte C-dur-Symphonie von Beethoven und eine gefällige Serenade „Unterm Balkon" von Wüerst. Den dritten Theil füllte „Der Rose Pilgerfahrt" von Schumann aus, jenes romantische Märchen, in dem die Eigenart Schumann's so glänzend sich zeigt. Die beiden genannten Damen hatten die Partien der Rose und der Elfenkönigin übernommen, die Chorstücke waren dem hiesigen, unter der Leitung des Hrn. Prof. Dr. Klitzsch stehenden a capella-Vereine übertragen, welcher seiner Aufgabe in durchaus würdiger Weise sich entledigte. Das Concert verdient auch darum hervorgehoben zu werden, weil es ein Jubiläums-Concert war, denn am 5. März 1856 hat der Verein, der in einer den 25. Januar desselben Jahres abgehaltenen Generalversammlung sich constituirt hatte, das erste Concert und damit das erste Zeichen musikalischen Lebens und Strebens gegeben.

Nachdem nämlich Hr. Dr. Klitzsch hier im November 1855 Händel's Oratorium „Judas Maccabäus" zur Aufführung gebracht hatte, war die Befriedigung über das wohlgelungene Concert so intensiv, daß in den hiesigen musikalischen Kreisen der Wunsch lebhaften Anklang fand, öfter derartige Werke zu hören. Auf ergangene Einladung von Seiten der Herren Techniker Mensing, App.-Rath Einert, Stadtrath Fischer, Rechtsanwalt Müller, App.-Rath Facilides, Rechtsanwalt

Weickert, von denen die letzteren beiden bereits verstorben sind, fanden sich sofort gegen 180 Personen bereit, einen Verein zu gründen, der der Pflege der höheren Musik sich widmen und zur Förderung dieses Zweckes Abendunterhaltungen und Concerte abhalten wollte.

Es waren darunter 80 werthätige Mitglieder, d. i. Solche, welche an der Aufführung von Concerten durch Gesang ꝛc. sich betheiligten. Die Concerte erwärmten das große Publicum derart für edle Musik, daß die Zahl der Theilnehmer im Jahre 1858 bereits auf 850 gestiegen war. In den nächsten Jahren ist allerdings ein Rückgang zu verzeichnen gewesen; ja Ausgang der 60er und Anfang der 70er Jahre glich das Directorium des Musikvereins einem Generalstabe ohne Armee und es gab manche Schwierigkeit zu überwinden, um immer Gutes und Classisches bieten zu können, aber dennoch wurde das Panier der edlen Frau Musica hochgehalten und eine im vorigen Jahre durchgeführte Reform der Statuten des Musikvereins gründete denselben wieder auf solide Basis und führte ihm neue Mitglieder zu.

Daß der Verein allezeit eine Pflegestätte guten Geschmackes und edlen Strebens gewesen sei, beweist ein Blick in die Programme der 106 Concerte, welche derselbe seit seinem Bestehen seinen Mitgliedern geboten hat. Die Mitwirkung von kunstgebildeten Damen und Herren, gegenwärtig die des a capella-Vereins, ermöglichte die Vorführung größerer Chorsachen mit Orchester. Wir erwähnen nur die „Jahreszeiten", „Erlkönigs Tochter" von Gade, „Requiem" von Cherubini, „entfesselter Prometheus" von Liszt, „Faust's Verdammung" von Hektor Berlioz, „Ruinen von Athen", „Lorelei", „Walpurgisnacht", Scenen aus dem „fliegenden Holländer", „Lohengrin", „Tell", „Paradies und Peri".

Daß die hervorragendsten Orchesterfachen aus dem Gebiete des Classischen fast vollständig zu Gehör kamen, bedarf wol kaum der Erwähnung. Die Beethoven'schen Symphonien wurden sämmtlich produciert, von der 9. an, die einmal, bis zur C-moll, die 7mal aufgeführt wurde. Außerdem begegnen uns in den Programmen wol unter den Componisten wie unter den executirenden Künstlern nur Namen von bestem Klange. Daß dem berühmten Sohne unserer Stadt, Schumann, besonderer Cultus zu Theil wurde, wird man berechtigt finden. Im Jahre 1856, dem Todesjahre Schumann's, wurde zur Erinnerung an ihn ein besonderes Concert veranstaltet, von Allem wurde der 50jährige Geburtstag des Meisters am 8. Juni 1860 durch Abendconcert und Matinée gefeiert. Auch wurde bei dieser Gelegenheit ein von Rietschel entworfenes Bronzemedaillon mit Schumann's Porträt an dem Geburtshause des Componisten enthüllt. Liszt und v. Bülow, Frau Dr. Schumann zeichneten das Fest durch ihre Gegenwart aus, die Leipziger Künstler David, Röntgen, Hermann und Grützmacher die Matinée durch ihre Mitwirkung. Auch sonst hat der Musikverein die zuletzt genannten Herren zu hören Gelegenheit gehabt. Von den hervorragendsten Künstlern, die in seinen Concerten aufgetreten sind, nennen wir noch als Claviervirtuosen die Herren von Bülow, v. Bronsart, Blaßmann, Josefsy, die Damen Frl. Louise Hausse und Frl. Anna Mehlig, als Sänger die Herren Rebling, Bertram, Schild, Gura, Pielke aus Leipzig, Buß, Göge, Rudolph aus Dresden, als Sängerinnen die Damen Frl. Koch, Wiegand, Frau Dr. Reclam, Frl. Clara Hinkel, Frau Reicher-Kindermann, Frl. L. Lehmann, Gutschbach, Klauwell aus Leipzig, Frl. Genast aus Weimar, Frl. Lessiack aus Graz, Frl. Sembrich, Malten, Krall, Nanitz, Hänisch aus Dresden.

Es darf darum der Musikverein heute wol auf eine rühmliche Vergangenheit von 25 Jahren edelsten Kunststrebens zurückblicken. Daß er dies zu thun vermag, verdankt er hauptsächlich dem Manne, der heute wie vor 25 Jahren frisch und rüstig an der Spitze des Vereins steht, Hrn. Professor Dr. Klitzsch. Durch selbstlose Hingabe an die Interessen des Vereins, durch unermüdliche Ausdauer, durch tiefes musikalisches Verständniß ist es ihm gelungen, den Verein auf diejenige Höhe zu bringen, welche er gegenwärtig einnimmt. Daß er hierbei von unserem wackeren Stadtmusikcorps auf das Kräftigste unterstützt worden ist, wollen wir gern und freudig anerkennen. Möge der Verein, wie er bisher das musikalische Leben unserer Stadt gefördert hat, auch ferner ihre Zierde sein.

Ein neues Porträt Goethe's.

—ch.— Im Commissionsverlage von Theodor Keppel, Oldenburg und Leipzig, ist die photographische Nachbildung einer bis jetzt unbekannt gebliebenen Original-Kreidezeichnung Gerhard's von Kügelgen erschienen, welche Goethe darstellt.

Bekanntlich hat Kügelgen drei lebensgroße Oelporträts von Goethe gemalt. Der Verfertiger der Photographie, Hr. Photograph H. Fritz, welchem die alleinige Vervielfältigung der Kreidezeichnung überlassen ist, sagt in seinem Prospect, daß über die Authenticität derselben kein Zweifel bestehen könne, denn sie trage auf der Rückseite den Vermerk del. Gerh. v. Kügelgen und sei nachweislich von Goethe selbst dem Hofrath Rochlitz in Leipzig verehrt worden, dieser habe sie testamentarisch dem Geh. Kirchenrath Meißner in Dresden vermacht und aus dessen Erbschaft sei sie auf die jetzige Besitzerin, die Tochter des letzteren, Frau Pastor Engel in Gresig gekommen. Hr. Fritz nimmt ferner an, daß die Kreidezeichnung von dem Maler seinen drei Oelgemälden, welche Goethe darstellen, zu Grunde gelegt worden sei; denn die Zeichnung, obwol sie von jenen vielfach abweiche und in der Ausführung theilweise vorzüglicher sei, habe doch mit den drei Oelporträts eine große Aehnlichkeit, namentlich mit dem ältesten derselben, das aus dem Jahre 1808 stammt.

In der That zeigt das uns vorliegende photographische Abbild einen Mann, der wol 59 Jahre zählen kann. Das noch sehr volle Haar und die fast runzelfreie Haut lassen wenigstens nicht auf ein höheres Alter schließen. Auch darin müssen wir Hrn. Fritz beistimmen, daß nicht leicht ein anderes Goethe-Bild in photographischer Vervielfältigung existiren dürfte, „welches diesem an charakteristischer Treue und lebensvoller Wirkung gleicht".

Und dieses Lob beziehen wir nicht nur auf die technische Ausführung, sondern auch auf die geistige Auffassung des Bildes. Von allen Goethe-Porträts, die wir kennen, scheint uns dies das am wenigsten „gewollte", das am meisten der Natur abgelauschte. Dieses männlich feurige und in seinem Ausdrucke doch kindlich zu nennende Auge, wie es so nachdenklich klug und klar, und dabei fast wie unbewußt dessen, was es sieht, in die Welt hineinschaut, hat etwas von dem wunderbaren Blicke des Christuskindes auf Rafael's Bilde der Sixtinischen Madonna. Sehr schön, charakteristisch und lebensvoll ist auch der Mund. Ueberhaupt ist das ganze Gesicht höchst kräftig und ausdrucksvoll modellirt. Es liegt in diesem Gesichte die ganze Leidenschaft des Dichterjünglings, die das Alter nicht abgeschwächt, wol aber der Kampf des Lebens, schwererrungene Weisheit, bewußtes Maßhalten gedämpft und in ewig junge poetische Schöpfungen gebannt haben. Die göttliche Ruhe ist über dieses Antlih ausgegossen, die Ruhe, welche die Wahrheit mit dem Schleier der Dichtung ihrem Sänger verlieh:

„. . . wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt."

Doch wir wollen den Gefühlen, welche sich unsere Leser durch den Anblick dieses prächtigen Bildes selbst verschaffen können, nicht vorgreifen und bemerken nur noch, daß es kein großes Opfer kostet, sich in den Besitz desselben zu setzen. Der Preis der Photographie in Cabinetformat beträgt 1 ℳ 20 ₰, in Quart 3 ℳ 50 ₰ und in Folioformat 5 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 23. Sonntag, den 20. März. 1881.

Inhalt: Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859. V. (Schluß). — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Vom Leipziger Kunst-Verein, von Franz Vidal. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Uebersetzungen und Charakteristiken classischer Dichtwerke (Gedichte von Lamartine, übersetzt von L. Korth und A. Löw; Skizzen hellenischer Dichtkunst von Ernst Schulze. Jubiläums-Ausgabe der Homerischen Odyssee, mit Einleitung von Michael Bernays). — Allgemeiner deutscher Literaturkalender.

Zur Genesis des österreichisch-französisch-sardinischen Krieges von 1859.

V. (Schluß.)

Am achten Mai kehrte Kossuth von Paris nach London zurück und ging sofort daran, seine Agitation betreffs Beeinflussung der englischen Politik ins Werk zu setzen. Cobden, auf welchen in dieser Beziehung an erster Stelle zu rechnen, war zu Kossuth's Leidwesen damals leider nicht in England; er reiste nach Nordamerika und wurde erst Ende Juni zurückerwartet. Kossuth wendete sich dafür an das einflußreiche Parlamentsmitglied für die Stadt Northampton, Karl Gilpin, theilte denselben mit, was zwischen ihm und dem Kaiser der Franzosen vorgegangen war und erhielt dessen Wort, daß er ihm zum Ziel verhelfen wolle.

Der Feldzugsplan ward sofort entworfen und festgestellt. Unmittelbar nach Schluß der Wahlen sollte mit Meetings begonnen und deren vier, in London, Manchester, Bradford und Glasgow, abgehalten werden. Gilpin nahm es auf sich, für die beiden ersten zu sorgen, den Lord-Mayor zu bewegen, daß er dem Londoner Meeting präsidire und das Meeting von Manchester unter den Auspicien der freien Handelslige einberufen zu lassen. Kossuth sollte für Bradford und Glasgow sorgen. Gilpin werde die Sache mit dem Lord-Mayor sofort ins Reine bringen und sich nach Manchester begeben, um auch dort die Anordnungen zu treffen; dann werde er mit den einflußreicheren Mitgliedern seiner Partei im Vertrauen conferiren, um sich ihrer Mitwirkung zu versichern.

Der Plan gelangte in der Hauptsache nach der Verabredung zur Ausführung. Kossuth hielt im großen Saale der London-Tavern, in der „Free trade Hall" zu Manchester, in Bradford und Glasgow seine Reden, auf welche die obligaten Beschlüsse mit der bei Volksversammlungen gewohnten Einstimmigkeit gefaßt wurden und — wenige Tage bereits nach Eröffnung des Parlaments, welche am 31. Mai erfolgte, stürzte die Torygregierung, um einem Ministerium Palmerston Platz zu machen, dessen Unterstützung die Cobden-Bright'sche Partei unter der Bedingung in Aussicht stellte, daß sowol Lord Palmerston selbst, als auch Lord John Russell und die übrigen Mitglieder des Ministeriums, jeder Einzelne einen Brief an Gilpin richten sollten, in welchem sie sich verpflichteten, die absolute Neutralität Englands als Basis ihrer auswärtigen Politik anzunehmen, nicht nur so lange, als sich der Krieg blos auf Italien beschränke, sondern auch in dem Falle, wenn sich derselbe von den Ufern des Po an die Ufer der Donau und Theiß ausdehnen sollte; als Garantie dafür sollten zwei Mitglieder der Cobden-Bright'schen Partei in das Ministerium aufgenommen werden. Lord Palmerston acceptirte diese Bedingungen. Am 18. Juni übernahm das von ihm gebildete Ministerium die Geschäfte, in das als Vertreter der Cobden-Bright'schen Partei, nachdem Cobden das ihm angebotene Ministerportefeuille abgelehnt hatte, Milner Gibson Aufnahme fand.

Kossuth konnte mit dem errungenen Erfolge wohl zufrieden sein. Was Kaiser Napoleon gewünscht hatte, war geschehen; Englands Neutralität war gesichert, das Hinderniß, das der Aufnahme „der Sache der ungarischen Freiheit" im Wege stand, war beseitigt; Kossuth hatte sein gegebenes Wort, Dank der Unterstützung seiner Freunde in England, eingelöst. Weniger Ursache zur Zufriedenheit hatte England, dessen Politik in dieser Angelegenheit einfach zum Spielball eines revolutionären Abenteurers und den selbstsüchtigen Zwecken eines auswärtigen Herrschers dienstbar gemacht worden war — ein Stand der Dinge, der jedem patriotisch fühlenden Engländer das Blut der Schamröthe ins Gesicht treiben mußte. In so tiefe Erniedrigung hatte es die vaterlandslose, jedes Gefühls für nationale Ehre bare Krämerpolitik der englischen Manchesterpartei und ihres, um den Preis eines Ministerportefeuilles stets feilen Werkzeuges Palmerston gestürzt!

Am 16. Juni hatte Kossuth London verlassen, um sich über Paris nach Italien, zunächst nach Genua zu begeben. Er hatte von Marseille aus den Seeweg genommen, um in Genua einer ihm etwa zugedachten Ovation zurecht zu sein, die indessen daran scheiterte, daß das betreffende Schiff bereits früh um 5 Uhr in Genua anlangte. Kossuth ist darüber äußerst ungehalten, der ganze „Empfang" in Genua beschränkte sich darauf, daß eine Anzahl Ungarn, welche als österreichische Kriegsgefangene eingebracht waren, auf das Schiff kamen und einige hundert Leute auf dem Ufer zusammenliefen, welche ihr „Eviva" ertönen ließen. „Hier spricht man — schreibt Kossuth von Genua aus weiter an seine Frau — sowie in Turin von Demonstrationen. Ich weiß nichts davon. Es wird kaum Zeit dazu sein, selbst wenn der Wille vorhanden wäre. Was mir bei den Genuesen am eigenthümlichsten vorkommt, ist der Umstand, daß bei dem Volke nicht die geringste Begeisterung für den Krieg vorhanden ist." Letztere Beobachtung, von Kossuth selbst gemacht, ist sehr beachtenswerth und steht im grellen Gegensatz zu den Salbadereien über den nationalen Enthusiasmus, womit 1859 der Kriegsausbruch in Italien aufgenommen worden sein soll.

Die Enttäuschung, welche Kossuth in Genua widerfuhr, als die gehoffte „Demonstration" ausblieb, war lediglich der Vorläufer zu allerhand Widerwärtigkeiten und Verdrießlichkeiten, welche sowol die Unterhandlungen mit Rumänien und Serbien, um diese Länder bei einer eventuellen „Erhebung" Ungarns gegen Oesterreich zu engagiren, als die Bildung der „ungarischen Legion" bereiteten. Fürst Couza, der damalige Fürst der Moldau und Walachei, hatte allerdings in dem ebengedachten Sinne eine Convention mit Klapka geschlossen, deren Schlußbestimmung Rumänien für die geleistete Unterstützung der ungarischen Sache die „Eroberung der (österreichischen Provinz) Bukowina" in Aussicht stellte; die

moldau-walachische Nationalversammlung war jedoch besonnen genug, dieser „Allianz zwischen der rumänischen und ungarischen Nation" die Gutheißung zu versagen. Nicht viel besser ging es in Serbien, wo zwar der Thronerbe Prinz Michael den Ueberredungskünsten des Kossuth'schen Unterhändlers geneigtes Ohr lieh, zugleich aber offen bekannte, daß seiten Serbiens erst dann eine Theilnahme an der Action möglich sei, wenn die französische Heeresorganisation schon ganz sicher zu erwarten sei, welche Bedingung er auch bezüglich der Erlaubniß zur Organisation eines ungarischen Heeres innerhalb der Grenzen Serbiens als unerläßlich hinstellen müsse, „weil Serbien — wenn wir ohne Frankreichs Unterstützung und nur auf eigene Faust eine Revolution machen — sonst ein gefährliches Spiel dadurch treiben würde, wenn es uns zur Militärorganisation Raum giebt, abgesehen davon, daß auch er selbst dadurch sehr compromittirt wäre. Man dürfe auch nicht vergessen, daß nicht er der Herrscher sei, sondern sein Vater (Miloich Obrenovitsch), dem die Erinnerung an seine langjährige Verbannung viel schmerzlicher ist, als daß er zu irgend welchem gewagten Schritte zu bewegen wäre".

Noch um Vieles schlechter stand es mit der Realisirung der Pläne bezüglich Bildung einer ungarischen Nationalarmee. Am 6. Juni 1859 bestand, wie der mit der Organisation betraute Oberst Ihász an Kossuth schreibt, seine „Armada" erst aus 120 Mann, die sich bis gegen das Ende des Krieges bis auf einige tausend steigerten, was indessen immerhin ein ziemlich klägliches Resultat war, wenn man berücksichtigt, daß Befehl gegeben war, die Ungarn aus den österreichischen Kriegsgefangenen auszuscheiden und dem ungarischen „Nationaldirectorium" zur Verfügung zu stellen. Vom 18. Juni an führte die ungarische Legion den officiellen Titel: „Ungarische Armee in Italien" — eine Armee, die freilich noch am 30. Juni aus nicht mehr als — 900 Mann (in zwei Bataillone formirt) bestand. Kossuth giebt der gedrückten Stimmung, in der er sich in diesen Tagen befinden mochte, in welchen vor der rauhen Wirklichkeit die phantastischen Gebilde, in denen sich sein Sanguinismus bisher gefallen hatte, so wenig Stand hielten, in einem Briefe an seine Frau vom 27. Juni mit den Worten Ausdruck: „Unsere Angelegenheiten nehmen eine unerfreuliche Wendung." Einige Tage später, am 3. Juli, empfing ihn Kaiser Napoleon und der Inhalt dieser Unterredung war kaum geeignet, ihm größere Zuversicht einzuflößen, wenn auch, wie er mit gewohnter Selbstgefälligkeit bemerkt, Napoleon ihn eine ganze Stunde bei sich behielt, „so daß sogar der König von Sardinien eine halbe Stunde warten mußte". (Victor Emanuel, der ohnehin nicht viel von Kossuth hielt, wird ihm diese „Wartezeit" schwerlich vergessen haben!)

Kossuth erstattete zunächst Bericht über das Resultat seines Vorgehens in England und schloß mit den Worten: „Ew. Majestät können sehen, daß ich darin, was ich auf mich nahm, nicht nur getreulich vorgegangen bin, sondern auch einen größeren Erfolg, als ich versprach, erzielte; nun fühle ich mich berufen, zu fragen: nachdem dies Hinderniß beseitigt ist, welchen Entschluß haben Ew. Majestät in Bezug auf Ungarn gefaßt?" Louis Napoleon antwortete: „Es ist noch ein Hinderniß vorhanden: Preußen. Von Lord Russell erhielt ich zwar infolge Ihrer Hierherreise (denn die europäische Diplomatie mißt Ihren Bewegungen große Wichtigkeit bei) eine Depesche, in welcher er die Versicherung der Neutralität Englands — ich kann sagen — officiell bestätigt, aber der Ansicht Ausdruck verleiht, daß ich, im Falle der Aufnahme der ungarischen Sache, Deutschland provocire."

Kossuth hielt, da die Neutralität Englands gesichert sei, dies nicht für wahrscheinlich. „Aber selbst wenn Deutschland factisch provocirt würde, erlauben Sie, Sire, die Frage: Sind Ew. Majestät geneigt, einen Frieden anzunehmen, der die italienische Frage nicht löst?" Der Kaiser entgegnete: „Ich nehme einen solchen Frieden nicht an, es wäre denn, daß ich besiegt würde, oder daß eine europäische bewaffnete „Mediation" mich dazu zwingt." Wenige Tage später vereinbarte Louis Napoleon mit dem Kaiser von Oesterreich die Friedenspräliminarien von Villafranca, welche die italienische Frage nicht lösten, ja nicht einmal das Losungswort, mit welchem Napoleon Frankreich hatte die Waffen ergreifen lassen: „Italien frei (von der österreichischen Herrschaft) bis zur Adria" zur Wahrheit machten!

Kossuth's Hoffnungen waren damit in den Staub gesunken. Man wird es ihm gern glauben, wenn er sagt, daß er „wie ein Kind" geweint habe, als ihm Pietri ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's mittheilte, in welchem von der veränderten Sachlage Kenntniß gegeben ward. „Wir haben — heißt es in diesem Schreiben — die Situation von jeder Seite mit dem Prinzen und dem Könige genau überlegt und sind, so schwer es uns fiel, zu dem Resultate gelangt, daß wir Frieden schließen müssen. Diesmal können wir nicht weiter gehen. Der Krieg hat nun ein Ende. Sagen Sie Herrn Kossuth, wie sehr ich bedauere, daß die Befreiung seines Vaterlandes jetzt unterbleiben muß. Ich kann nicht anders. Unmöglich. Aber ich bitte ihn, nicht zu verzagen, mir und der Zukunft zu vertrauen. Inzwischen möge er von meinen freundschaftlichen Gefühlen überzeugt sein, und ich bitte ihn, bezüglich seiner Person und seiner Kinder über mich zu verfügen." Bei dieser Stelle des Briefes stammte in Kossuth das Gefühl innerer Empörung seiner Seele auf: „Sagen Sie, Herr Senator, Ihrem Herrn, daß der Kaiser der Franzosen nicht reich genug dazu sei, um Ludwig Kossuth ein Almosen anbieten zu dürfen und Ludwig Kossuth nicht so niedrig, ein solches anzunehmen. Er hat mich aus meinen Verhältnissen herausgerissen: Es sei! Meine Söhne werden ihr Brot durch Arbeit erwerben können. Je vous salue!"

Ueber die Ursachen, welche Louis Napoleon zum Friedensschlusse von Villafranca bestimmt haben, schweigt sich das Schreiben an Pietri aus. Noch heute schmeckt darüber ein tiefes Dunkel. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber noch immer dafür, daß diese Ursachen vorwiegend militärischer Natur gewesen sind. Die französische Armee hatte allerdings in zwei großen Schlachten über die Oesterreicher gesiegt. Von entscheidender Wirkung war aber keine von beiden. Nach Solferino stand man vor dem formidabeln Festungsviereck und hier begann erst, was den französischen Strategiern nicht verborgen geblieben sein wird, die Hauptarbeit. Der bisherige Verlauf des Feldzugs hatte aber einerseits die französischen Streitkräfte dermaßen geschwächt, andererseits die Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit des Gegners, welcher in der Hauptsache nur der geschickten Führung bedurfte, um den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, in so respectablem Lichte erscheinen lassen, daß schon der Sieg bei Solferino verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Pyrrhussiege hatte. Er würde sich, zumal wenn man österreichischerseits einen Wechsel in der Heeresleitung vornahm und einen tüchtigen General aus der bewährten Schule Radetzky's an die Spitze stellte, bei weiterer Fortsetzung des Krieges als ein solcher vermuthlich mit überraschender Schnelligkeit erwiesen haben. So nahm Louis Napoleon denn einstweilen, wie das überdies in seiner ganzen, zu rücksichtsloser Entschlossenheit sich selten aufraffenden Natur lag, mit dem halben Erfolg vorlieb, in der Erwartung des: Interim fit aliquid! die ihn denn auch nicht gekäuscht hat.

Leipziger Stadttheater.

Wiederum sahen wir ein Preisstück von etwas älterem Datum auf unserer Bühne, ein Stück, welches bereits früher, obgleich in minder guter Darstellung und mit weniger frischem Eindruck zur Aufführung gekommen ist: „Schach dem König" von Hipolyt Schauffert. Der Verfasser dieses Lustspiels, welches im Jahre 1869 den von dem Wiener Burgtheater ausgesetzten Preis erhielt, starb wenige Jahre darauf, nachdem er noch ein patriotisches Wiener Stück aus der Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken und ein Volksstück mit socialistischem Anflug verfaßt hatte, ohne indeß die Erwartungen zu rechtfertigen, die man glaubte auf sein Talent setzen zu dürfen. „Schach dem König" ist ein Stück, das jedenfalls als ein glücklicher Wurf zu betrachten ist; es ist ein historisches Lustspiel; aber der Stoff desselben ist ohne Commentar verständlich für die Gegenwart; denn es handelt sich darin um die ersten Erfahrungen, welche ein jetzt so weit verbreitetes Genußmittel wie der Tabak in Europa bei seiner Einführung machte. In England herrschte damals König Jacob I. und dieser gelehrte Monarch, ein Pedant auf dem Throne, ein literarischer Klopffechter, richtete eine heftige Polemik gegen das ihm verhaßte Teufelskraut, dem er die verderblichsten Wirkungen zuschrieb und gegen das er eine ebenso große Antipathie hegte, wie gegen das Hexenthum, den Teufel und die bösen Geister, woran er fest und mit unerschütterlicher Ueberzeugung glaubte. Der Monarch, der alle Weisheit gepachtet zu haben meinte, hatte keinesfalls eine Ahnung davon, welche Rolle das Teufelskraut noch einmal in der Politik des neunzehnten Jahrhunderts spielen und daß es auf dem Programm hervorragender Staatsmänner in erster Linie stehen werde als Heilkraut für die heilbedürftigen Finanzen des Staates. Er wäre ganz dazu der Mann gewesen, diese Verdienste zu würdigen und das Gift, das er mit solchem Fanatismus verfolgte, als Medicin zu preisen, wenn ihm in prophetischen Visionen die Bedeutung des Tabakmonopols aufgegangen wäre.

Wir sehen in unserem Stücke den eifrigen König indeß auf einem verlornen Posten; denn er ist der Einzige, der sich dem mächtigen Zauber dieses verführerischen Krautes verschließt, da der ganze Hof, der Thronfolger an der Spitze, insgeheim diesen neuen Genüssen fröhnt. Selbst sein Geheimschreiber raucht sein Pfeifchen, während er die unsterblichen Werke des Monarchen ins Reine schreibt. Ein König, der wie wenige andere von seiner Selbstherrlichkeit überzeugt ist, der von seiner Allmacht die maßloseste Meinung hegt, steht einer neuaufkauchenden Sitte gegenüber, die er bekämpft, ohne sie besiegen zu können. Wir vermögen aus dieser Thatsache eine Moral zu ziehen, die in dem Stücke selbst doch noch, ohne Ausdringlichkeit, hätte mehr hervorgehoben werden müssen: die Moral, daß es in Staat und Gesellschaft incommensurable Mächte giebt, die öffentliche Meinung, die sich Bahn brechende Sitte, gegen welche der Widerstand der Staatsgewalt ein vergeblicher ist.

Damit wäre freilich noch keine Lustspielintrigue gegeben: der Autor mußte eine solche erfinden, und er that damit einen glücklichen Griff. Die Pointe dieser Erfindung ist, daß der König selbst sich dazu verleiten läßt, die Tabakspfeife in den Mund zu nehmen. Er hatte, als er seinen Schreiber wegen dieses Frevels fortjagte, erklärt, er werde ihn nicht wieder anstellen, bis er selbst, König Jacob, einmal geraucht haben werde. Es war damit ein: „Niemals, niemals!" ausgesprochen; doch die Gelehrte des Schreibers, die anmuthige Tochter eines Schiffsherbers, wußte, als Page verkleidet, den englischen Zeus, der sich durch die Ganymede leicht gewinnen ließ, zu der unerhörten That zu bewegen, daß er selbst von dem verbotenen Kraute kostete.

Das ist die eigentliche Lustspielintrigue, und die Scenen, die mit ihr zusammenhängen, sind die gelungensten des Stückes. Daneben aber gehen breitausgeführte Hofscenen, Liebes- und Ehehändel, welche die beiden ersten Acte ganz ohne Spannung verlaufen lassen. Das Stück hatte sogar ursprünglich fünf Acte und in der Buchausgabe sind diese beibehalten worden; bei der Aufführung am Wiener Burgtheater wurde es in vier Acte zusammengezogen und in dieser Gestalt sehen wir es auch hier. Die Kürzungen sind durchaus vortheilhaft; denn das Lustspiel leidet an einer Ueberfülle von Personen und komischen Motiven nebensächlicher Art; die eigentliche Haupthandlung, die überhaupt sehr spät unser Interesse weckt, wird dadurch immer in den Hintergrund gedrängt. Ein Nebeneinander von Anekdoten zerstreut auf der Bühne mehr, als es zu fesseln vermag. Auch häufen sich die Verkleidungsscenen allzusehr: nicht nur König Jacob wandert als Harun al Raschid incognito unter den Sterblichen und in den Matrosenkneipen herum, begleitet von Lord Hay in Londoner Bürgertracht; nicht nur des Rheders Tochter, Harriet, erscheint als ein liebenswürdiger Adolescentulus; auch Lord Rich, auch Lady Isabelle Cope, das munteve Hoffräulein, erscheinen in Matrosenkleidern: kurz, es herrscht ein allgemeiner Carneval.

Der Dialog des Lustspiels ist nicht ohne Witz und Humor im kräftigen Styl Altenglands; es fehlt in den Hauptscenen nicht an ergötzlichen Wendungen und treffenden Schlagworten. Nur hat der Dichter auch hierin des Guten zu viel gethan und das Muster der altbritischen Bühne oft zu sklavisch nachgeahmt. Diese Wortspiele und Euphuismen, die sich bei Shakespeare ebenso finden, wie bei Beaumont und Fletcher, bei Webster, Greene und Marlow, geben zwar der Sprache ein Colorit, welches dem Zeitalter Jacob's I. vollkommen entspricht: desto weniger entsprechen sie unserem Zeitgeschmad, obschon wir nicht behaupten wollen, daß die Kalauer der heutigen Modedramen eine größere ästhetische Berechtigung haben; doch jene shakespearisirenden Wortspiele haben etwas Altfränkisches, jene Witzturniere finden im geistigen Helm- und Waffenschmuck einer uns fernliegenden Zeit statt. Es ist der Styl der Nachahmung, und da gerade diese Nachahmung durch die Shakespeare'schen Heitalter spielt. Wir möchten sagen, es sind Scheingefechte des Witzes, bei denen dieser Selbstzweck ist, bei denen es auf die Zierlichkeit der Haltung, die Gewandtheit der Ausfälle und Stöße ankommt; aber auch der Witz im Lustspiel soll nur dramatischen Zwecken dienen, er soll ungezwungen aus den Charakteren und Situationen sich ergeben. Eine Ausnahme machen nur diejenigen Personen, die man als witzige bezeichnen kann, deren Eigenthümlichkeit in der Witzhascherei besteht; besonders solche, bei denen der Witz zum Metier gehört, wie z. B. in unserem Lustspiel der Hofnarr Archie Armstrong; doch in der Regel hat der Witz der officiellen Witzbolde etwas Forcirtes, und diesem Schicksal entgeht auch unser Hofnarr nicht. Die Shakespeare'schen Clowns sind eben typische Figuren geworden; und wer sie nachschaffen will, geräth unfehlbar in das Fahrwasser des altbritischen Meisters. Auch gehört ein seltener Reichthum der Phantasie, welcher die Aehnlichkeiten von allen Seiten zuströmen, dazu, um dies verschwenderische Spiel des Witzes, das Auffangen des hinundhergeschleuderten Federballs der Pointe, mit nachhaltigem Erfolg zu treiben. So phantasievoll wie diese altenglischen Poeten ist nun H. Aug. Schauffert nicht, obschon er bisweilen ganz gute Einfälle hat.

Das Stück ist zu primitiv in seiner Composition, welche zu wenig Zusammenhalt hat; doch es enthält ein paar recht komisch wirkende Scenen, in denen es an frischem Mutterwitz nicht fehlt, und eingelne Charaktere, besonders der des Königs, sind frisch und markig gezeichnet. Freilich ist dies kaum der historische König Jacob, wenn auch viele anekdotische Charakterzüge bei seinem Porträt mitbenutzt worden sind: es ist eben ein Lustspielkönig mit den Eigenheiten eines Sonder

lings, mit einer gewissen gutmüthigen Heftigkeit und in seinem doctrinären Fanatismus von einer Pedanterie, welche dicht an die Narrheit streift, so daß der Hofnarr ein Recht hat, die Schrift Misolaknos sich anzueignen und ihm dann mit den Worten zurückzugeben: „der Narr hat's gelesen, Onkel, der Narr räth Dir, es drucken zu lassen."

Doch der geschichtliche Jacob war nicht so gemüthlich in seiner Narrheit; er hatte viel vom Despoten, und daß dieser Despotismus so kleinlich war, machte ihn um so furchtbarer; er war einer der unheimlichsten Tyrannen, welche auf dem englischen Throne gesessen haben. Der Lustspieldichter konnte freilich die eigenartigen Nachtseiten des Charakters für seine Zwecke nicht gebrauchen, er nahm nur jene genrehaften Züge mit auf, welche ihm ja durch die Hofchronik in reichem Maße überliefert wurden.

Für den günstigen Erfolg des Stückes kommt es wesentlich auf die Darstellung der Rolle des Königs an: er steht im Mittelpunkte des Stückes, er ist in Wahrheit der Träger desselben; denn rings um ihn vertheilt sich das Interesse an verschiedene Gruppen und zersplittert sich. Hr. Dr. August Förster spielte den König mit jener Bonhommie, welche den Intentionen des Lustspieldichters entspricht. Das war ein sehr eifriger Herr, wo er auf Opposition gegen seine Ansichten stieß und besonders das Tabakskraut wirkte wie Nieswurz auf ihn und versetzte ihn in eine Art von Tollwuth; doch es war keine Wuth, hinter der man Galgen und Rad wittern konnte; es war der Eifer eines gutmüthigen Polterers, der rasch wieder verrauchte. Nur so läßt sich das Abentener des Königs in der Matrosenschenke begreiflich machen. Diese Scene spielte Hr. Dr. Förster mit vielem Humor: die Bereitsamkeit des jungen Ganymed, des Königs Vorliebe für ihn, ein ebenfalls historisch verbürgter Zug, die Neugierde, die nähere Bekanntschaft des von ihm so verdammten Tabaks zu machen, verführen ihn, die Pfeife in den Mund zu nehmen. Das anfängliche Zögern des Königs, seine wachsende Nachgiebigkeit, sein endlicher Entschluß, besonders aber die Folgen, welche der Genuß des verheißen Krautes nach sich zieht: das kam in der Darstellung des Hrn. Dr. Förster mit vieler Lebenswahrheit zur Anschauung. Auch die Entdeckung des geheimen Tabakscollegiums bei Hofe, das sich vom Thronfolger bis auf die untersten Hofkreise erstreckt, ferner das wissenschaftliche Experiment mit den verurtheilten Dieben (lebendig von Hrn. Tietz und Hrn. Eichenwald gezeichneten Genrefiguren): das Alles ließ uns den König Jacob des Hrn. Dr. Förster in einem wirksamen und nicht zu grell hereinfallenden komischen Lichte erscheinen. Wir konnten überdies die Rolle mit seinem König Jacob in „Arabella Stuart" vergleichen; die Auffassung war verwandt, aber keineswegs dieselbe; denn dort mußte auch die ernstiragische Seite im Wesen des Königs zur Geltung kommen.

Die etwas spät einsetzende Lustspielintrigue wird von Harriet geleitet, die von Frl. Tullinger mit vieler Munterkeit gespielt wurde. Die Darstellerin ließ es auch an einigen flotten Ausbrüchen des Uebermuths, wir möchten sagen, an einigen humoristischen Jodlern nicht fehlen. Zur bürgerlichen Gruppe gehört der alte Schiffsreeder Thomson, von Hrn. Pettera als ein echter Altengelländer von Schrot und Korn und stolzem Unabhängigkeitssinn dargestellt, und der Geheimschreiber des Königs, George Calvert, von Hrn. Ellmenreich, der sowol den verbotenen Genuß, den ihm seine Pfeife gewährte, als auch das Märtyrerthum, das sich daran knüpfte, lebendig vorführte.

Was die Hofstaaten betrifft, so hat der Dichter, wie schon erwähnt, das Budget seiner Muse etwas überlastet, so daß sie nicht für jeden Einzelnen solvent ist und volle Zahlung zu leisten vermag. Am meisten tritt noch Isabelle Cope hervor, die von Frl. Butze als ein sehr unternehmungslustiges und keckes Hoffräulein dargestellt wurde. Wir erwähnen noch den eleganten Lord Rich des Hrn. Ottbert, den artigen Pagen des Frl. Jürgens, den geschwätzigen Lord Hay des Hrn. Conrad, den schlagfertigen Narren des Hrn. Staeckel. Viele andere Rollen, auch die kleineren, waren mit ersten Kräften besetzt, so daß die Vorstellung als eine gelungene bezeichnet werden muß. Wäre die Handlung des Stückes einheitlicher, schärfer zusammengefaßt, so würde es als beliebtes Repertoirestück sich behauptet haben, während es jetzt nur hier und dort gelegentlich auftaucht.

Rud. von Gottschall.

Vom Leipziger Kunst-Verein.

Die fortschreitende Entwickelung des Leipziger Kunst-Vereins stellt zwar in erster Linie der Leitung dieses Instituts ein ganz vorzügliches Zeugniß aus, sie würde aber nimmer so günstige Resultate aufzuweisen haben, wenn jene die kräftige Unterstützung der Bürgerschaft dabei entbehrt hätte. Es wird nicht viele Städte geben, die aus eigenen Mitteln und ohne die Beihilfe königlicher Schatullen ein Museum ins Leben riefen, wie das von Leipzig, — die sich einer permanenten Kunstausstellung rühmen können, wie sie der genannte Verein seinen Mitgliedern bietet.

Von allen Künsten sind es freilich auch zumeist die bildenden, welche der Theilnahme und thätigen Unterstützung des Publicums bedürfen. Farbe, Leinwand, Modelle — wer das Handwerk kennt, weiß, was für Opfer oft dazu gehören, auch nur diese Mittel zu schaffen, ohne welche die Ausübung jedes, auch des größten Malertalents unmöglich ist. Es ist leicht, in den Beifall einzustimmen, der dem zur vollen Reife gelangten Künstler entgegenklingt; schwerer ist es, das aufstrebende Talent zu erkennen und zu unterstützen. Vor wenig Tagen wurde in Paris ein kleines Gemälde von Theodor Rousseau mit 80 000 Frcs. abgeschätzt. Wer diese Summe heute dafür ausgiebt, bereichert seinen Salon, aber der Kunst nützt er herzlich wenig. Der Sänger Baroilhet, der dasselbe Bild dem unbekannten Maler einst für 500 Frcs. abkaufte und ihn damit dem bittersten Mangel entriß, der ihm damit die Möglichkeit verschaffte, weiter zu arbeiten — der hat der Kunst einen wirklichen Dienst erwiesen. Denn Th. Rousseau, einer der genialsten Maler, die je gelebt haben, ist wol als der Gründer der modernen Landschaft anzusehen.

Während es aber die Aufgabe des Kunstfreundes ist, dem Anfänger den mühevollen Weg zum Ziele zu erleichtern, ist es zugleich seine Pflicht, sowie die Pflicht der Kritik, die Mittelmäßigkeit und mangelhafte Begabung ernsthaft von dem Fortschreiten auf der begonnenen Bahn abzuhalten.

Die im Verein neu aufgestellten Bilder, meist Erzeugnisse des schon gereiften Talentes, überheben diesmal von dieser unangenehmen Pflicht. Zunächst ist ein kleines Genrestück von Alma-Tadema aus London zu erwähnen, der durch seine „Audienz bei Agrippa", den „römischen Garten", die „Bildergallerie" und andere Schilderungen des antiken Lebens seinen Weltruhm begründete. Sein Verdienst ist, groß im Kleinen zu sein. Was man auf einem möglichst beschränkten Raume leisten kann, zeigt er auch in dem hier aufgestellten Bildchen, das eine ganze Geschichte erzählt. Es wird kaum 16 cm breit sein, trotzdem fand er Platz für ein paar Abschied nehmende Figuren in der Mitte — das Köpfchen der jüngern ist reizend im Ausdruck — für einen Diener im Hintergrund, der die Thür öffnet, durch welche man nicht nur den Himmel und das Meer mit Schiffen bedeckt erblickt, sondern auch ein vor dem Ausgange haltendes Gefährt mit dem Führer, ferner eine sich vorbeugende Person und auch noch die Hinterfüße der Pferde. Die Steinwand, das Steinmosaik, die marmorne Büste sind finnestäuschend gemalt. Die meisten Künstler haben jetzt ihre Specialität und Alma-Tadema ist der Maler der Steine par excellence. Es scheint mir nur, wenn er uns hier etwas

weniger Steine im Vorgrund gegeben und das Bild um diese gekürzt hätte, so würde die Hauptgruppe wesentlich dadurch gewonnen haben.

Józef Brand, ein Deutschpole — doch wol derselbe, der auf der Wiener Ausstellung mit einem sehr geistreichen Schlachtenbilde vertreten war? — hat eine „Rückkehr vom Pferdemarkte in Podolien" geliefert. Die Stimmung in der Landschaft ist vortrefflich. Alles kahl, öde, tief mit Schnee bedeckt; auch die Schenke, vor der die Bauern Halt machen. Von den grauen, matten Tönen heben sich die kräftig colorirten Gäule vortrefflich ab.

Von Ferdinand Keller in Karlsruhe ist der „Page". Ein hübscher, frühreifer Bursche, dessen schwärmerischer Ausdruck auf eine gewisse Verwandtschaft in den Gefühlen mit Cherubim hinweist. Vielleicht ist er selbst gemeint. Man könnte ganz gut annehmen, daß er, den „Trieben des Herzens" folgend, eben ein Liebeslied auf der Mandoline präludirt hätte. Daß er spielt, ist durch das auf die Töne aufmerksam werdende Windspiel recht gut ausgedrückt. Die Behandlung des rothen Stoffes, der warme bräunliche Ton des alten Möbels und der Tapete erinnern an die Farbengebung der Canon'schen Schule, aus der Keller hervorgegangen. Auch ist auf diesem Bilde, wie bei einzelnen Gemälden von Canon selbst, der Hintergrund etwas zu unruhig gemalt, was die Hauptfigur beeinträchtigt. Das große Bild: „Hero und Leander", ist ebenfalls von Keller und auf ähnliche Effecte basirt. Es hat etwas schauerlich Prächtiges und ist ungemein dramatisch aufgefaßt. Auch die Staffage ist sehr gut gewählt. Der Sturm, dem Leander erlegen, ist im Abnehmen; schon hellt der Himmel sich auf. Hero, von Ungeduld getrieben, ist dem Geliebten, geschmückt, wie sie ihn erwartete, entgegengeeilt. Nicht achtend der Gefahr ist sie auf den schlüpfrigen Steinen die Klippe hinunter gestiegen, wo ihr die Wellen die Leiche Leander's entgegentragen. Fast so sorgfältig wie in einem Stilleben sind die beiden Möven im Vordergrund gemalt.

Unter den drei Bildnissen, die Gustav Graef aus Berlin ausstellt, ist wol nur eines, das auf die Bezeichnung „Porträt" Anspruch machen kann. Ein trefflich gemalter Männerkopf mit entschiedner Betonung des Seelischen. Wer die Porträts des Niederländers de Winne kennt, die im Pariser Salon mit ihren „grauen Tönen" Epoche machten, wird an diesen Meister erinnert werden. Coloristisch sensationeller sind die beiden andern Bildnisse. Der männliche Kopf in der Haltung von Rembrandt's altem Fürsten versetzt uns durch seine Tracht ins Mittelalter. Das weibliche Profilbild liefert das Pendant dazu. Beide sind flott gemalt und durchaus harmonisch im Ton. Namentlich ist die Wirkung der hellen Fleischtinten auf dem rothen Mieder gut bei dem weiblichen Bildniß; auch der blaugrüne Hut stimmt zum Accord.

M. Wilberg hat eine recht ammuthige Studie gemalt. Der jugendliche Kopf ist frei von Affectation, was man weiblichen Porträts nicht immer nachrühmen kann. Die Haltung der Hand ist durchaus natürlich. Es gilt freilich als Regel, bei einer Porträtstellung den Kopf die Linie des Körpers nicht folgen zu lassen. Darauf ist hier nicht Rücksicht genommen — wer griffe aber nicht gern einmal über das Herkömmliche hinaus? Recht hübsch ist die bläuliche Farbe des Kleides — alles hell und jugendlich.

„Hiob" von Max Michael. Es ist nicht zu zählen, wie oft dasselbe Thema schon von den Historienmalern aller Zeiten und Länder benutzt worden ist. Aber man glaube nur nicht, daß die wunderbare Dichtung, an die der Prolog im Faust so unverkennbar anklingt, den Künstler begeisterte. Bewahre! Hiob wird vom Maler gewöhnlich eben so schlecht behandelt, wie vom Schicksal, und wenn er nicht drei Freunde in orientalischen Costümen besäße, die sieben Tage vor seinem steinernen Hause mit ihm klagten, so würde man sich in den Ateliers wenig um seine Heimsuchung kümmern. Michael scheint den Augenblick gewählt zu haben, wo Hiob, nachdem Eliphas von Theman vergeblich versucht hat ihn zu trösten, in die Worte ausbricht: „wenn man meinen Jammer wöge, so würde er schwerer sein, denn Sand am Meere." Finster ist der Himmel; vor dem kahlen grauen Gemäuer sind die trostbringenden Freunde in Gewändern von tiefgesättigtem Orange, Ultramarin, Asphalt und Purpur um den Klagenden gruppirt. Das Bild ist mit einem echten Coloristentemperament gemalt; die Farbe ist kräftig und durchweg mit großer Sicherheit aufgetragen.

Ein reizendes Genrebild ist Fritz Werner's: „Auf der Dresdner Gallerie", das jedem den prächtigen Saal mit den Niederländern ins Gedächtniß ruft. Die einzelnen Gruppen darin verrathen nicht nur die vorzügliche Technik des Malers, sondern auch den scharf beobachtenden Menschen. Wer hat die weißgekleidete Dame nicht schon gesehen, die das Auge mit dem Kataloge vor der Sonne schützt? Wer den Reisenden nicht, der mit Murray oder Bädeker bewaffnet ist? Er hat die Brille hinaufgeschoben, um sie durch den Lyergucker zu ersetzen und zwingt sich in die unbequemste Stellung, nur um jedes Bild auch von jeder Seite kennen zu lernen und schließlich ermüdet und ohne bleibende Eindrücke nach Hause zu kommen. Die Altenburgerin ist wie sie leibt und lebt. Der dumme Junge an ihrer Seite wird trotz der großen Augen nicht viel sehen. Das kleine Mädchen im weißen Kleide hat dagegen schon viel zu viel gesehen; sie kann nicht mehr mit verzückter Kunst und Künstler wahrscheinlich aus Herzensgründe, die ihr der Großpapa doch so gern lieb machen möchte. Man lacht auch unwillkürlich mit den fünf Backfischen, die sich über ihre Mitmenschen so ungeniert mopiren. Köstlich ist zuletzt auch der Soldat mit seinem Schatz — man muß das sehen, das beschreibt sich nicht. Was bei einer solchen Genauigkeit der Schilderung unvermeidlich, die Personen des Hintergrunds treten etwas zu lebhaft hervor und scheinen dadurch zu nah.

Von den Landschaftern, die im Kunstverein vertreten sind, ist H. Corrodi unstreitig der bekannteste. Seine „Procession in Sorrent" hat ihm auf der letzten Pariser Ausstellung viele neue Freunde erworben. Er ist Schweizer, aus Zürich gebürtig, hat aber sein Vaterland schon längst mit dem Süden vertauscht, wo er Farbeneffecte studirt, wie er sie in dieser „Abendlandschaft" vorführt. Ein rechtes Stimmungsbild, das jeder gern ansehen wird. Die in Purpur und Gold niedergehende Sonne wirft ihre letzten Strahlen auf einen griechischen Tempel, von Palmen umgeben, und spiegelt sich im Meere wieder. Auch die Gruppe der Orientalen, um ein Feuer beschäftigt, ist wirkungsvoll. Nur sind, wenn die Sonne so tief gesunken, daß das Blau des Himmels in Grün übergeht, die Schatten meist schon dunkler und mehr zusammengehalten.

E. Beninger aus München hat: „Auf den Trümmern Karthagos" ausgestellt. Der Orient mit seiner blendenden Lustperspective ist ein Lieblingsthema der modernen Landschafter, besonders der Franzosen geworden. Diese gefallen sich dabei oft in einer sehr positiven Behandlung des Terrains und versuchen gern Steine und andere Unebenheiten im Relief wiederzugeben. Von diesen Uebertreibungen hält sich Beninger fern. Vorzüglich ist ihm das Colorit gelungen, die Hitze scheint die Luft fast in eine zitternde Bewegung versetzt zu haben. Plastisch heben sich die Burnusträger der Karawane mit ihren Lastthieren vom klaren Himmel ab. Der vorangehende Führer, die Beduinenmache — alles ist im Charakter des Landes wiedergegeben. Wenn man jene Küste kennt, so wird man unwillkürlich zurückversetzt in die Abende, wo man ähnliche Karawanen, aus dem Innern des Landes kommend, an sich vorüberziehen sah — die Neger mit muschelgeschmücktem Wollhaar — gleichgiltig dreinschauende Araber, wie unbeweglich auf ihren Thieren — jeder ein Bild für sich.

Ein rechter Gegensatz zu der vorhergehenden ist die

Landschaft von K. Rettich aus Weimar. Norwegen — das „gamle Norge“ — das älteste Land Europas, denn es ist dem Meere am frühesten entstiegen, liegt hier vor uns, halb Gebirge, halb Ebne — ein wogendes Steinmeer von Seen durchbrochen. Hier weht die Luft feucht und schwer — baumlos, fast pflanzenlos ist der Boden, über welchen Möven und wilde Enten in Schwärmen dahinziehn. Der Charakter des Nordens scheint mir in diesem großen Bilde recht treu wiedergegeben zu sein.

Die Aquarellmalerei ist durch zwei einheimische Künstler vertreten. A. Goering schildert Venezuela und Columbia in je zwei Landschaften. Sie geben ein recht anschauliches Bild der reizvollen Gegend und der üppigen Vegetation. Obwol eine Auffassung, welche das Detail weniger ängstlich berücksichtigte, dem künstlerischen Eindruck vielleicht noch günstiger wäre. Der „Indianerstein im Küstenlande“ wird durch die hieroglyphischen Eingrabungen noch besonders interessant.

Mit großer Sorgfalt und mit Liebe für die Natur sind auch die sechs Blumenstücke von Margarethe Moser gemalt. Lebendig in der Farbe, in seiner Ausführung bildet jedes ein für sich abgeschlossenes Ganze — ein kleines Stillleben in Blumen. (Fortsetzung folgt.)

Franz Bidal.

Musikbericht aus Dresden.

Die als bevorstehend angekündigte Aufführung von Haydn's „Jahreszeiten“ fand am Aschermittwoch bei gutbesetztem Hause im königl. Hoftheater statt und gehörte zu den besten, denen wir anwohnten. Mit den „Jahreszeiten“ schuf der Vater der Sinfonie und des Streichquartettes auch für das Oratorium eine neue Gattung, die ihren Stoff nicht mehr (wie bei Händel) im Heroischen, sondern in der uns umgebenden Natur und deren, in schönem Wechsel sich ewig wiederholendem Entwickelungsgange findet, sowie in den damit verknüpften und von jedem Einzelnen durchlebten Zuständen und Empfindungen. Haydn bereicherte somit die episch-musikalische Stylform um einen neuen Zweig, indem er dem mehr plastisch gehaltenen Oratorium Händel's, dessen Mittelpunkt der große Held und Volksführer ist, ein musikalisches Epos an die Seite setzte, das sich vorzugsweise der Entwickelung von Bildern und Stimmungen zuwendet und daher einen mehr malerischen und lyrischen Charakter trägt. Schon in der „Schöpfung“ hatte der Altmeister diese neue Richtung eingeschlagen, die ihren Abschluß in den 2 Jahre später vollendeten „Jahreszeiten“ fand. Gerade die Tonmalerei, die durch den Stoff beider Werke geboten war und die bald in hochpoetischer, bald in humoristischer Weise hervortritt, ist mit eine der Ursachen, die Haydn zum Vater des modernen Orchesters werden ließen. Daß der Meister, als ein Greis von fast 70 Jahren, ein so jugendfrisches und großartiges Werk hervorzubringen vermochte, ein Werk, das, obwol dessen erste Aufführung in das Jahr 1801 fiel, heute noch von demselben unverwüstlichen Leben überquillt, wie am Tage seiner vor 80 Jahren stattfindenden ersten Aufführung, gehört zu den schönsten Triumphen des Geistes und zu den unwidersprechlichsten Beweisen seiner vom himmelkenden Körper unabhängigen Macht. Wo bleiben nun gar, der Freude und Erhebung gegenüber, mit der Tausende, heute, wie vor drei Menschenaltern, einer solchen Schöpfung lauschen, jene salschen und kurzsichtigen Propheten im Dienste einseitiger Parteiverblendung und Tendenz, die schon vor 40 Jahren den, nunmehr schon lächerlich gewordenen Ausspruch gethan: das Oratorium habe sich überhaupt überlebt! — Hoftapellmeister Büllner, unsere unvergleichliche Kapelle und der aus dem Kapellchor, aus der ersten Chorgesangclasse des königlichen Conservatoriums und der Dreßig'schen Singalademie bestehende Chor leisteten ganz Vortreffliches. Unter den Solisten gebührte diesmal dem königl. Opernsänger Fischer („Simon“) der erste Preis. Das war ein würdevoller, verständnißreicher und doch herzenswarmer Vortrag, wie ihn der große Styl des classischen Meisterwerkes fordert. Auch Riese's („Lukas“) schönes schmelzendes Organ und treffliche Schule kamen wiederholt zu erfreulicher Wirkung; im Ganzen jedoch war die Auffassung eine für diese Gattung zu subjective. Frau Schuh („Hannchen“) hatte sehr liebenswürdige Momente; in den getragenen Theilen der Partie zeigte die Stimme leider eine bedauerliche Angegriffenheit. — Am 7. März schloß der Cyclus der von Frl. Böhme und den Herren Bödmann und Feigerl auch in diesem Winter in rühmlichster Weise zu Ende geführten Trio-Soiréen. Diesmal interessirten als bedeutende Novitäten Werke von Scharwenka und Volkmann. — Auch die Sinfonieconcerte der königl. Kapelle fanden am 11. März mit einer Lustspielouvertüre von Rietz, dem Concerto grosso No. 2 B-dur von Händel, einem sinfonischen Prolog zu Macbeth von Pierson und Beethoven's Eroica ihren Abschluß, so ebenfalls daran mahnend, daß die musikalische Saison sich ihrem Ende naht und der Frühling vor der Thüre steht. — Gestern, als am 14. März, wurden wir durch eine von Auguste Goetze im Börsensaale veranstaltete musikalische Soirée erfreut, zu welcher uns Leipzig, in Hrn. Kapellmeister Reinecke, einen hervorragenden Gast gesandt hatte. Der zweite Theil des Abends brachte uns eine von dem Genannten für Soli und Chor componirte Märchendichtung „Dornröschen“, Text von H. Carsten. Die Composition ließ, wie dies stets bei Reinecke der Fall ist, eine gewandte sichere Meisterhand, musikalische Feinfühligkeit und eine gewisse Grazie gewahren; nur zu einem tieferen Herzenston und warmer Leidenschaft wollte sich das Werk nicht recht erheben und für einen solchen Mangel vermag alle akademische Tüchtigkeit, Formengewandtheit und Glätte nicht zu entschädigen. — Im Uebrigen zeigte uns das Concert Reinecke wieder einmal als den trefflichen und classischen Clavierspieler, als welchen wir ihn stets geschätzt haben und machte uns überdies mit mancher Hoffnung erregenden oder schon erfüllenden Schülerin unserer trefflichen Gesangslehrerin Goetze bekannt. — Gerade am Abend des in traurigster Weise denkwürdigen 13. März, am Tage des fluchwürdigen Attentats, das dem edeln Kaiser Alexander II. das Leben kostete, gab die königl. Oper Zar und Zimmermann, in welcher Hr. Sommer, den wir leider demnächst an Wien abgeben, den Zaren Peter den Großen vortrefflich und in sympathischer Weise sang. Ahnungslos erfreute man sich noch der allerliebsten Lortzing'schen Musik, welcher Ihre Majestäten der König und die Königin ebenfalls bis zum letzten Ton beiwohnten.

Emil Naumann.

Uebersetzungen und Charakteristiken classischer Dichtwerke.

1) Zu den wahrhaft guten literarischen Productionen, welche in der Reclam'schen Universalbibliothek-Ausgabe die denkbar weiteste Verbreitung erlangen und so die höheren geistigen Interessen aufs Wirksamste fördern, gehört eine kleine Sammlung Lamartine'scher Gedichte, ins Deutsche metrisch übersetzt von Leonard Korth und Alphonse Levy. Der erste und umfangreichste, von Leonard Korth stammende Theil des Werkes enthält nur Gedichte aus den Méditations poétiques, unstreitig eine Auswahl des Besten, was Lamartine geschaffen, des Besten zugleich, was Dichtermund je gesungen hat. Die Uebersetzung schließt sich dem Originale aufs Würdigste an. Es ist in dieselbe etwas von der süßen, bezaubernden Musik übergegangen, die Lamartine's Harfe entströmte. Ich kann diese Uebertragungen nicht besser empfehlen, als indem ich eine Probe citire, ein Gedichtchen, das ich wähle, nicht etwa weil ich es für vorzüglicher in der Diction hielte, als die

anderen, sondern weil es das kürzeste der in der Sammlung enthaltenen ist. Ich möchte nicht gern nur ein Bruchstück geben.

Mohn.

Wenn das Leben sich zum Ende neigt,
Bringt der Frühling seine Freude mehr,
Und der Duft, der seinem Kranz entsteigt,
Macht die wegemüde Seele schwer.
Alle Blumen, die vor ihm entsprossen,
Deren Reich die Liebe schön erschlossen,
Die auf Wiesen spenden ihren Duft,
Alle können nicht mein Herz entzücken,
Eine nur von allen möcht' ich pflücken
Für das Schlummerkissen meiner Gruft.

Pflückt mir doch den rothen Mohn, der wild
Unter grüner Aehren Schatten prieselt,
Sagt man doch, daß ihm ein Trank entquillt,
Der die schweren Augenlider schließt.
Ach, mein Herz ist matt von vielen Tagen,
Von den Träumen, die einander jagen!
Was soll mir der Lenz, der mich umringt?
Ros' und Lilie mögen mir nicht taugen;
Sagt, was ziemt den sonnenmüden Augen?
Nur die Blume, die den Schlummer bringt.

„Die Dichter suchen das schaffende Princip recht in der Ferne, während es im Herzen wohnt, und einige einfache Noten, andachtsvoll und wie zufällig auf diesem von Gott selbst gestimmten Instrumente angeschlagen, genügen, um einem ganzen Jahrhundert Thränen zu entlocken." So ungefähr sagt Lamartine selbst und verräth das Dichtergeheimniß, das so einfach ist — und doch von so wenigen begriffen, von noch wenigeren, sei es beim poetischen Schaffen selbst, sei es beim Beurtheilen poetischer Werke, beherzigt wird. Die soeben angeführten Verse sind einer von den tausend Beweisen, daß Lamartine Recht hat.

Der zweite Theil des Büchleins enthält Uebertragungen Lamartine'scher Gedichte von Alphonse Levy. Die Auswahl ist hier nicht so vorzüglich wie in der ersten Sammlung, und auch die Verdeutschung selbst, obwol im Ganzen nicht gerade mißlungen, trägt nicht den Stempel vollendeter Formbeherrschung, welcher den Kortk'schen Uebersetzungen aufgeprägt ist. Ich will hier besonders, weil gerade in diesem Punkte oft gesündigt wird, das häufige, störende Vorkommen des Hiatus erwähnen. Hiatus nennt man bekanntlich die oft unschön klingende, fast an's Gähnen streifende Lautbildung, welche entsteht, wenn man zwei auseinander folgende, durch keine Interpunction und keinen Versabschnitt getrennte Vocale aussprechen muß, von denen der erste ein Wort schließt, der zweite den Anfang des folgenden Wortes bildet. Diese, wie gesagt, häufig zur Kakophonie werdende Lautfolge ist deswegen in der „Sprache der Götter" verpönt. Aber die meisten Dichter binden sich nicht streng an diese etwas pedantische Regel, vermuthlich deswegen, weil es in der That eine Menge Fälle giebt, in denen der Hiatus steht, ohne irgend welchen Anstoß zu erregen, ja wo er sogar ganz gut klingt und in der Totalwirkung bewundert wird.

„Da ich ein Kind war, nicht wußte wo aus noch ein"

läßt Goethe seinen Prometheus klagen, gewiß in den melodischsten Tönen, trotz der zwei nahe bei einander stehenden Hiatus. Man sieht daraus, daß ein solches Zusammentreffen der Vocale nicht unbedingt verwerflich ist. Nur in einem Falle muß sich der Dichter sorgfältig vor dem Hiatus hüten — abgesehen von dem Falle, wo ein, jedes Ohr berührender Mißton durch denselben entsteht, wie z. B. wenn Jemand sagt: „O Oskar!" oder „zu Ulm" oder „zwei Eier". Der Fall, wo unbedingt der Hiatus im Verse vermieden werden muß, tritt ein, wenn der erste der beiden aufeinander folgenden Vocale eines von den stummen e's ist, welche die deutsche Sprache im Flusse der Rede zu elidiren geneigt ist. Nicht alle End-E's sind dieser Gefahr ausgesetzt. Man kann ruhig sagen: „Alle echten Männer", oder „ohne alle Bedenken" (das letztere ist allerdings schon bedenklich), ohne fürchten zu müssen, daß das e in „Alle" und „ohne" verschluckt werde. Aber — ich führe beispielsweise gleich einen Vers von Levy an — man kann nicht sagen:

„Wohl habe ich, wie sie, mein täglich Brod",

wenn nämlich der Vers aus fünf Jamben bestehen soll, — was daraus hervorgeht, daß die übrigen Verse, aus denen die Strophe zusammengesetzt ist, ebenfalls nach dem jambischen Metrum gebaut sind. Denn wenn der, welcher den angezogenen Vers liest, seiner natürlichen Neigung folgt — und wenn er ihr nicht folgt, so entsteht eben jene gezwungene, unschöne, unnatürliche Dehnung „habe ich", — so elidirt er das Schluß-E von „habe" und liest:

„Wohl hab' ich, wie sie, mein täglich Brod"

und siehe da, aus dem Verse, der fünf Jamben haben und scandirt werden soll

„Wohl ha | be ich | wie sie | mein täg | lich Brod"

wird ein unregelmäßiges, anapästisches viergliedriges Verschen:

„Wohl hab' | ich wie sie | mein täg | lich Brod,"

das eben absolut nicht in die Strophe paßt.

Mit dem Metrum, dem Knochenbau des Verses, nimmt es diese Uebersetzung überhaupt nicht genau genug. So ruft der Dichter in einer ebenfalls jambisch sein sollenden Strophe:

„Julie, Julie, du blickst so starr mich an",

was durchaus nicht jambisch klingt und überhaupt gar keiner Vers-Art angehört.

Und noch etwas möchte ich speciell mißbilligen. Wenn man einen Satz auf zwei Verse vertheilt, so muß das Ende des ersten Verses, welcher mitten im Satze schließt, wenigstens nicht so beschaffen sein, daß er den am Ende jeden Verses sich unwillkürlich etwas verstärkenden Ton unbedingt nicht vertragen kann. Eine an sich gar keine Bedeutung habende Partikel nimmt sich unter der Last der ihm unverdient zu Theil werdenden Versbetonung geradezu lächerlich und komisch aus. Man urtheile:

„Mein Wesen ist die Frucht, die an
Dem Baum des Wissens spricht."

Um nicht mit einem Tadel zu schließen, wiederhole ich: das kleine, billige Büchelchen enthält einen Schatz der köstlichsten, meisterhaft in unsere Sprache übertragenen Gedichte, einige Stunden des reinsten Genusses.

2) Skizzen hellenischer Dichtkunst von Ernst Schulze. (Gotha, F. A. Perthes 1881.) Der Verfasser giebt in einer Reihe schwungvoll und anschaulich geschriebener Skizzen die Entstehungsgeschichte und Charakteristik einiger der hervorragendsten Dichtwerke des hellenischen Alterthums. Seine Themata sind: Das homerische Zeitalter und die homerischen Gedichte. Ueber Leben und Dichten des Archilochos, Alkaios und Solon. Die Entwickelung der Tragödie und der Aias des Sophokles. Die Komödien des Aristophanes. Das Epigramm. — Jedem Abschnitte sind Proben der betreffenden Dichtungen beigefügt in den besten, oder wenigstens den bekanntesten deutschen Uebersetzungen.

Solche Werke sind sehr geeignet, um zur eingehenden Beschäftigung mit der alt-classischen Literatur anzuregen, aus welcher immer noch eine der Hauptquellen für die Bedürfnisse des Bildung suchenden Geistes entspringt. Freilich sprudelt diese Quelle nur für den hervor, der den sie einschließenden Felsen längst erstarrter Formen mit dem Zauberstabe gründlichen Wissens und ästhetischen Verständnisses berührt. „Denn zu den alten lieben Todten braucht man Erklärung, braucht man Noten" — und vor Allem ein für Schönheit und Wahrheit empfängliches Gemüth. Dem so Ausgestatteten aber erschließt die Lectüre der griechischen und römischen Classiker auch eine Welt der Schönheit und Wahrheit, in der er sich vor Allem deshalb so heimisch fühlt, weil er sich selbst in ihr wiederfindet. Denn was Jeder in sich trägt, wenn es ihm auch vor dem Kleinen und Vergänglichen, das ihn umgiebt, oft selbst aus dem Bewußtsein schwindet, das Große und Beständige der Menschennatur, das suchten auch jene Alten in ihrer Poesie festzuhalten und darzustellen.

Homer hat den Griechen nicht nur ihre Götter, er hat ihnen auch das Ideal des Menschen geschaffen. Und wie die alten Plastiker bemüht waren, die Urform des durchgeistigten Menschenleibes aus dem Stein herauszuarbeiten — während unsere modernen Bildhauer, Opfer eines irregeleiteten Realismus, darauf verwiesen werden, sich in der stilgerechten Anfertigung marmorner und bronzener Röcke, Hosen und Stulpenstiefeln, gewichtiger Schnurrbärte, dreieckiger Tschakos und ähnlicher Scheußlichkeiten zu vervollkommnen —, so suchten auch jene Alten unter der spurrilen Modekruste ihrer Zeit den Menschen heraus. Denn wir würden uns sehr irren, wenn wir annehmen wollten, zur Zeit des Homer oder des Sophokles wären die Achilleffe und Niasse nur so auf der Straße herumgelaufen, so daß der Dichter gewissermaßen blos einen literarischen Gypsabguß von diesen Prachtkerlen hätte zu nehmen brauchen, um sie zur Bewunderung aller Zeiten in seinem Museum aufzustellen. Nein, was wir da anstaunen und lieben, sind immer nur die Geschöpfe der Dichter. Und wenn hingegen die Helden unserer meisten Romane und Dramen so gar erbärmlich aussahen, besonders im Vergleiche mit solchem Griechenjünglinge, so mögen sich auch ihrerseits diese armen Zerrbilder dafür bei ihren geistigen Vätern bedanken. Scheint es doch gerade in der neuesten Phase unserer Literatur darauf abgesehen zu sein, eben nur das Besondere, die Zeit-Caricatur, möglichst getreu nachzubilden. Und man begnügt sich mit dieser Methode nicht nur für die Gegenwart, man sucht auch bei Stoffen aus der Vergangenheit die abgeschmackte und moderdustige Erscheinungsform der betreffenden Periode mit kindischer Sorgsamkeit zu reconstruiren, während man sich um den Menschen, der in diesen uns wildfremd anmuthenden Gehäuse mag gesteckt haben, nur etwa insofern kümmert, als menschliches Fühlen, Denken und Wollen zum Anknüpfen und Fortspinnen einer gekünstelten und in der Regel grenzenlos albernen Handlung unbedingt nöthig sind. Es versteht sich dabei von selbst, daß diese Art von Motivirung eben auch nur eine scheinbare ist. In Wahrheit werden die Beweggründe der fix und fertigen Handlung erst nachträglich auf den Leib zugeschnitten und sind meistens ebenso gekünstelt und albern, wie diese selbst. — Doch wir haben noch von etwas Besserem zu sprechen.

3) Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung hat sich das Verdienst erworben, eine Jubiläums-Ausgabe der Homerischen Odyssee, übersetzt von Johann Heinrich Voß, zu veranstalten „in demselben Format, in welchem Voß sie vor hundert Jahren seinen Subscribenten geliefert".

„Mit besonderer und wohlberechtigter Vorliebe blickte man zurück auf die erste Form, welche Voß der Odyssee in den Jahren 1776 bis 79 gegeben hatte. In den späteren Bearbeitungen ward der Vers immer strenger und regelrechter gebildet, das deutsche Wort dem griechischen immer enger angeschlossen; darüber ging Einfalt und Anmuth der Sprache verloren; unter dem harten Zwange schien der Ausdruck manchmal zu erstarren. In der Ausgabe von 1781 hatte sich der Uebersetzer ein erlaubtes Maß dichterischer Freiheit gewahrt; nicht jedes Wort, nicht jedes Satzglied war der Urschrift sorgsam nachgekünstelt, aber Form und Geist der homerischen Darstellung war auf das glücklichste wiederbelebt; der Vers war lockerer gefügt, aber nur um so vertraulicher konnte er dem deutschen Ohre sich anschmiegen: die Odyssee empfing hier etwas von dem Reize, der sonst nur ein frei geschaffenes Gedicht umgiebt. — Indem man diesen Vorzug der älteren Bearbeitung anerkennt, wünscht man natürlich, sie vor Vergessenheit geschützt zu sehen. Die Odyssee von 1781 zählt schon zu den seltenen Büchern; nur ein glücklicher Zufall führt sie dem Forscher noch in die Hände. Sie soll aber nicht blos als würdige Antiquität in Erinnerung bleiben. Die lebendigen Literatur gehört sie an; als ein Werk, das sich nach hundert Jahren noch jugendfrisch erhalten, darf man sie getrost dem jetzt lebenden Geschlechte von Neuem darbieten."

Michael Bernays, der mit den soeben citirten Worten auf den literarischen Werth dieses schön ausgestatteten Buches hinweist, hat zu demselben eine längere, sehr lehrreiche und interessante Einleitung geschrieben. Er schildert zuerst die mannigfachen, zum Theil gänzlich mißlungenen Versuche, die unternommen wurden, um das hellenische National-Epos dem deutschen Schriftthume zu gewinnen. Wir thun da einen Blick in das intime literarische Treiben einer von dem größeren Publicum weniger beachteten Gruppe jener Epoche, welche wir unsere classische nennen. Und so vieles Kleinliche und Unerquickliche uns beim nähern Hinblicken auch dort begegnet, Eines muß uns immer von Neuem imponiren — und beschämen: sie nahmen es damals sehr ernst mit dem poetischen Schaffen. — Hierauf wird uns über Voß selbst berichtet, wie er sich der großen Aufgabe unterzog und wie er im Einzelnen zu Werke ging.

Wir erhalten aus diesen Schilderungen einen klaren Begriff von den außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich gerade der Verdeutschung dieser alt-classischen Hauptdichtung in den Weg stellten; wir sehen ein, daß es hier nicht galt, das wohlverstandene griechische Original in eine vorhandene Sprachform umzugießen, sondern vielmehr — ähnlich wie bei der Luther'schen Bibelübersetzung — einen dem Vorbilde angemessenen sprachlichen Ausdruck neu zu schaffen, um dadurch erst den Geist des Originales verständlich zu machen. Das flößt uns vor dem dichtenden Gelehrten, der ein so hohes Ziel erstrebte und erreichte, eine große Achtung ein, die noch wächst und sich mit der innigsten Theilnahme vermischt, wenn wir in dem Folgenden lesen, welche neuen, durch keine idente Kraft zu überwindenden Schwierigkeiten niedrigerer Art der Dichter zu überwinden hatte, um sein gelungenes Werk in die Oeffentlichkeit zu bringen. Es ist das traurige Capitel von der Theilnahmlosigkeit der Zeitgenossen, das leider fast in keiner Biographie eines hervorragenden Dichters fehlt.

Endlich giebt uns Bernays noch eine recapitulirende, sehr treffende und lichtvolle Charakteristik der drei Hauptvorläufer von Voß als Uebersetzer der Odyssee: Bodmer's, Gottfried August Bürger's und Friedrich Leopold Stolberg's, und schließt dann, indem er der Uebersetzung J. H. Voßens, in eingehender, sachlicher Weise, die beredteste Würdigung zu Theil werden läßt. — Die seltene Verbindung umfassendster Kenntnisse mit ästhetischer Feinfühligkeit, mit welcher Michael Bernays seinen Gegenstand behandelt hat und vermöge deren er sich nicht, wie der einseitige Gelehrte, vorzugsweise mit dem Nebensächlichen beschäftigt, sondern gerade das Wesentliche der Sache trifft und ins rechte Licht stellt, machen diese Einleitung zu einem höchst anregenden, fruchtbaren Studium.

H. Marbach.

— Der Allgemeine deutsche Literaturkalender für das Jahr 1881, herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart, enthält u. a. folgende speciell für Schriftsteller, Redacteure, Buchhändler und Alle, welche mit diesen zu verkehren haben, interessante Rubriken: Auszug aus dem Gesetz über die Presse vom 7. Mai 1874. Gesetz betreffend das Urheberrecht ꝛc. vom 11. Juni 1870. Auszug aus dem Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. October 1878, die Presse betreffend. Die Beschlagnahme von Druckschriften. Bemerkenswerthe Gesetzauslegungen und Preßprocesse. Polizeiliche Verbote. Rechtsgutachten des Syndicus des „Allg. dtsch. Schriftstellerverbandes". Die Zeitungsliteratur. Verzeichniß der Kalender, Almanache und Jahrbücher. Verzeichniß der bedeutenderen deutschen Theater. Adressenverzeichniß deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen (1543 Adressen mit biogr. und bibliogr. Notizen). Literarische Vereinigungen und Stiftungen. Der III. Theil giebt eine Rundschau über die (in das Literaturfach schlagenden) Erscheinungen und Vorfälle des letzten Jahres.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 24. Donnerstag, den 24. März. 1881.

Inhalt: Eine Abhandlung Jean Paul's über die Unsterblichkeit, mitgetheilt von Paul Nerrlich. — Riedel'scher Verein, von Oscar Paul. — Statistische und Reise-Werke (Manuel du Voyageur par D. Kaltbrunner. Industriegeographie des Königreichs Bayern).

Eine Abhandlung Jean Paul's über die Unsterblichkeit.

Mitgetheilt von **Paul Nerrlich.**

Für keinen unserer Dichterheroen ist die Unsterblichkeit eine so feste Ueberzeugung, ein so zuversichtlicher Trost gewesen, als für Jean Paul. Seine Romane, sagt er, seien Beweise für die Unsterblichkeit; schon als Jüngling schreibt er eine Schrift über dies Thema, das Kampanerthal; seine letzte Schrift aber, sein Schwanengesang, ist die Selina, wiederum ein Hymnus auf die Unsterblichkeit. Weder formell noch materiell genügen diese beiden Schriften der Gegenwart, weil aber habe ich unlängst in Jean Paul's Nachlaß eine Abhandlung gefunden, welche unsere Beachtung verdient. Im vierten Bande der „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" ist die Schrift bereits erwähnt, wir finden dort auch den Brief, mit welchem er sie am 12. Juli 1792 an seine Jugendfreundin Helena Köhler, auf deren Veranlassung sie entstanden war, schickte. Es sind hier allerdings bereits die Grundlinien zu dem wenige Jahre später geschriebenen „Kampanerthal" enthalten. Was sie aber auszeichnet und ihr bleibenden Werth verleiht, ist einmal die vollendete Form, das heißt die Abweichung von Jean Paul's sonstiger dem großen Publicum fast allgemein bekannter Schreibweise: hier ist alles klar, deutlich, bestimmt, scharf, ohne jeglichen Schwulst. Was den Inhalt betrifft, so fehlt es zwar nicht an Trugschlüssen, der Schüler Kant's aber verleugnet sich im Ganzen doch nur selten. Jean Paul führt antinomisch zuerst das an, was sich gegen den Unsterblichkeitsglauben vorbringen läßt, hierauf folgen seine eigenen, von Kant nicht wesentlich verschiedenen Argumente, welche die Berechtigung erweisen sollen. Die Polemik erscheint treffender als die Vertheidigung, was wir aber gegen den Materialismus finden, behauptet noch heut seine Geltung.

Die Schrift lautet mit unbedeutenden Kürzungen folgendermaßen:

Ueber die Fortdauer der Seele und ihres Bewußtseins.

Ich setze darum Fortdauer statt Unsterblichkeit, weil nicht alle die Gründe, die uns für jene stehen, auch für diese bürgen und wir wollen lieber statt einer Ewigkeit Quadrillionen Jahre begehren.

Wir sitzen alle wie Missethäter auf den Tod: meine Frage ist also die, ob wir nur die Todesangst ausstehen oder ob die Hinrichtung des menschlichen Geistes vor sich gehe — ob, wenn unsre Augen schon zu sind, unser Blut starr, das Herz welk, und das aus Adern und Häuten gesponnene Körperkleid herab und der Geist nackt, — ob da jenseits des gesättigten Grabes eine Stimme noch ruft: Gnade!

Ich will aber meine Gefühle bezähmen und den Beweisen den Vortritt lassen, erstlich denen gegen die Fortdauer, dann den entgegengesetzten.

I. Zweifel und falsche Beweise für sie.

3)*) „Der stufenweise Aufflug zur Vollkommenheit in diesem Leben, die Anstalten zu unsrer Vervollkommnung beweisen die Fortsetzung derselben." Dieser Aufflug stößt hier schon eher an als am Sargdeckel und diese Anstalten lassen schon hier nach. Wenn der Mensch vom Kind zum Mann immer mehr Knospen und Aeste treibt: so schließen wir daraus auf Unmöglichkeit künftigen Stillstands, da wir doch schon gegenwärtigen sehen.

Ich meine das Greisenalter. Welcher Philosoph fände von vornen, daß der 70. Geburtstag die Seelenkräfte, an denen 30 Jahre schufen und putzten, ausleeren und zertrümmern würde, so daß der eingekrochene Körper nichts als der Sarg eines geistigen Leichnams wird? Wie viel Entwicklungen unterdrückt überhaupt die Natur, zu denen sie schon alle Anstalten und Anlagen vorgeschaffen! Wie viel tausend Eier von Wesen knickt sie entzwei, wie viel Knospen zerpflückt sie, wie viel Menschen auf allen Stufen des Lebens zerquetschet ihr blinder Tritt! Genau genommen giebt's mehr unentwickelte als entwickelte Wesen, von Blüthen bis zu Embryonen hin.

Der Mensch brütet überhaupt seine Hoffnung zur Fortdauer durch seine närrischen Begriffe von seiner Größe aus. Wenn die Ephemere, die über dem Wasser flattert, von der allmälgen Entwicklung, die ihr sechs Ephemerenalter gaben, auf künftige schlösse, weil so viel Seelenkräfte unmöglich der Raub eines ewigen Modders sein könnten: so könnten wir sie widerlegen. Allein die Ephemere versinkt und schließet nicht — wenn aber die Menschen versinken und schließen, wenn größere Wesen, gegen deren Sonnen wir flimmernde Insekten wären, diese Schlüsse aus unsrer Geistes Größe, aus unsrer so weit fortgeführten Entwickelung beurtheilten; wenn diese höhern Wesen etwa gar die eigentlichen Bewohner dieser Erde, auf der wir nur mit fünf Gefühlspitzen krabbeln (bei 1000 möglich) und wenn wir blos die ihren Zwecken dienenden Thiere wären, wenn — — aber wir wollen sinken ohne stolz zu sein.

4) „Tugend und Laster müssen ihrem Lohn entgegensterben." Für unsre Minute Arbeit fordern wir eine Ewigkeit voll Lohn. Wie lange wollen wir denn nach dem Tode fortleben, um belohnt genug zu sein? Wenn einmal unsre periodische, unzusammenhängende Tugend Lohn einfordern darf: so ist die Frage, ob ihr Lohn nicht schon früher da war, als sie selbst — die Jahre des Vergnügens laufen ja vor den Jahren der Tugend voraus und wir haben statt der Zukunft eine Vergangenheit abzuverdienen. „Diesen nämlichen

*) 1. und 2. enthält Polemik gegen Mendelssohn, Kästner und Jerusalem; sie ist für uns ohne Interesse, eine Mittheilung erscheint daher überflüssig.

pränumerirten Tugendlohn hob auch der Tugendlose ein und das Mißverhältniß bleibt." Es bleibt nicht; wenn nur das sicher ist, daß der Gute nicht seines Lohns beraubt wird: so kann immer der Schlimme unverdienten abgewinnen, denn das erstere, nicht das letztere stritte gegen die Gerechtigkeit. Vielmehr beweiset die ganze Natur die Gewöhnlichkeit des letztern: z. B. wodurch verdient das Genie sein Genie — der Dumme seine Dummheit — das Thier seine niedere und der Mensch seine höhere Natur? Welche Tugend trug den Fürsten auf den Thron und welches Verbrechen drückte den wühlenden Sklaven unter den Thron zur mephistischen Silberader hinab? Warum leben wir nicht in den finstern Zeiten und Ländern? Man sage immer: „die Wesenkette fordere Thiere und Dumme und Neger", aber sie forderte auch Menschen und Genies und Engländer: jeder kann fragen, warum gerade er den erstern Forderungen und sein Nachbar den zweiten abhelfe? „So aber, sagt Pope, kann der Trabant des Jupiters fragen, warum bin ich nicht der Jupiter selbst, und es hätte kein Ende." Das ist eben das Schwierige, daß er das kann, Pope glaubt, die Schwierigkeit aufzulösen, indem er sie anmeldet und vergrößert.

5) Wären unsre Wünsche nicht unsre Meinung, so könnte uns das immerwährende Unisono unsres Geistes und Körpers unmöglich die Hoffnung unsres zweiten, dritten Lebens lassen. Wenn wir sehen, daß die kleinste körperliche Einbiegung eine Narbe in die Seele gräbt — daß beide mit einander wachsen und welken, daß beim Sterben, dem allmäligen Zusammenbrechen des Körpers, ein ähnliches der Seele parallell laufe: warum heben wir denn beim letzten Riß und Bruch diesen Parallelismus auf und geben der Seele alles wieder, was wir an ihr vergehen sahen? So gut der Körper ohne die Seele zerfiele, weil seine Veränderungen die ihrigen begleiten, so gut umgekehrt, und nur unsre Wünsche können uns so weit verlocken, daß wir bei jedem Tode, d. h. jede Sekunde ein Wunder zulassen oder erwarten. Denn ein Wunder ist der neue Körper, den wir der entlaubten Seele sofort umhängen — ein Wunder ist das zweite Seelenorgan, das der herausgeborenen Seele .... anfleben soll .... ein Wunder ist die ganze Exportation der Seele in einen andern Ort ....

Diese Abhängigkeit der Seele vom Körper sollen zwei Dinge schwächen, erstlich der Traum. „Im Traume, wo ihre Banden mit dem Körper schlaffer und länger werden, bewegt sie sich gerade freier und kräftiger." So viele Selbsttäuschungen ich mir noch abgewonnen: so bracht' ich's doch niemals dazu, meine geistige Unabhängigkeit vom Leibe auf den Traum zu bauen. Erstlich ist die Seele allzeit gleich verbunden mit dem Körper — es ist eine sonderbare Täuschung, daß wir die Zeit einer geringer Ankettung gerade in die setzen, wo wir Vergnügen, Enthusiasmus, tiefsinnige Anstrengung u. s. w. finden, als wenn die auf diese Zustände folgende Ermattung des Körpers seinen Antheil daran nicht deutlich genug verbürgte und als wenn ich nicht mit eben so vielem Recht die Zeit jener Losfesselung in die Zeit des Leidens, der Seelenunthätigkeit und Ruhe könnte fallen lassen; auch wär's schlechterdings unbegreiflich, wer die Abknüpfung, wer wieder die Anbindung erzwänge und wie; und worin sie bestände, anderer Gründe zu geschweigen. Zweitens ist gerade, wär' auch eine solche periodische kleinere Abhängigkeit der Seele möglich, im Traume die größere da. Es ist völlig falsch, den Schlaf die Ruhe des ganzen Körpers zu nennen, die unwillkürlichen Muskeln, der Magen, die Gedärme, das Blut treiben ihre Anstrengungen fort, wenigstens nicht viel weniger als beim Liegen ohne Schlaf — blos die Nerven ruhen aus, worunter auch der größte Nerve, das Gehirn, gehört. Das Geschäft der Empfindung und des Denkens stockt allein im Schlafe. Daher stärkt der Schlaf Menschen, die dabei gehen oder reiten und deren übrige Glieder also keine Ruhe genießen. Nervenschwache, die jede Ruhe abmattet, erfrischet traumloser Schlaf und der Mangel desselben ist Zunder und Wirkung ihrer Krankheit. Gäb' es also eine Loskließung der Seele vom Körper, so könnte sie nur der tiefe Schlaf gewähren; wie hoch aber der Flug derselben darin gehe, können wir, weil da sogar das Bewußtsein fehlet, nicht messen. Der Traum hingegen ist gar kein Schlaf, so wenig wie das tiefe Denken, ob es uns gleich auch die Sinnen gegen äußere Empfindungen versperrt. Daher entnerven auch Träume so sehr, weil das Gehirn und sogar die Sinnennerven (daher amalgamiren äußere Einbrücke sich mit dem innern Traume) im thätigsten Schwunge sind — daher wächst mit der Stärkung der Nerven am Morgen die Stärke des Traumes — daher gehet dem Schlafe der Thiere (ausgenommen dem verzärtelt zahmen Hund) das ungesunde Träumen ab. Daher ist ungewöhnliches Träumen schon nach Aristoteles ein Vorläufer des Krankenlagers. Jene sesselnlose Regsamkeit und Schwungkraft der Seele im Traume ist mithin nicht Wirkung der Absonderung, sondern der verdoppelten Anknüpfung an den Körper, d. h. an die Nerven, die allein der Körper der Seele sind: denn Adern, Knochen, Fleisch sind so wenig wie die äußere Luft ihr Körper, wie ich weiter unten zeige. Ueberhaupt wäre dieses Träumen über das Träumen keines so langen Widerlegens werth, hätte nicht Herder es mit so viel Laub-, Blumen- und Fruchtwerk und Schnüren behangen, daß ich, wenn ich ihn morgen wieder sehe, glauben werde, ich hatte heute Unrecht.

Ich sagte kurz vorher erstlich. Zweitens, fahre ich fort, will man den künftigen Bewußtseins Unabhängigkeit vom Körper schon aus seiner periodischen jetzigen und diese wieder daraus erzwingen, daß der Verlust von ½ des Gehirns doch oft das Denken ließ. Die simpelste Antwort ist die: wenn einer einmal Bewußtsein bei gänzlichem Mangel des Gehirnes behielt: so hat man Recht — und doch kaum; denn sobald noch irgend ein Glied, ein Punkt im Körper übrig ist, an dessen Verletzung das Leben und also auch das Bewußtsein hängt (und so etwas muß übrig sein, wenn einer nicht passanisch fest sein soll): so ist die Kette der Seele nur verwechselt, nicht zerrissen. Sonst gilt aber das Beispiel der unschädlichen Trepanation mit aller seiner Stärke gegen den elenden Materialismus, der die Gehirnfibern zu Sitzstangen- und Objektenträgern der Ideen und den Nervensaft zu einer Gedanken-Goldsolution erhebt. Der Himmel bewahre jeden Kopf vor der Fibern-, Abdrucks- und Saftpsychologie, die übrigen nicht.

6) Im andern Leben werden wir uns schämen, es im jetzigen so erbärmlich dargethan zu haben. Z. B. Wenn Mendelssohn schreiet, wie sehr ihm jede Freude ohne diese Hoffnung versalzen wäre ꝛc., so schreiet erstlich fast ganz Amerika, Asia, Afrika und ⅔ Europa nicht mit, weil Wilde und Bauern und Kinder die Vernichtung ohne einen Seufzer erwarten und verschmerzen — zweitens nimmt unsre Furcht eines Uebels das Kommen desselben nicht weg — drittens beweiset diese Furcht nur, daß der Schöpfer uns entweder die Gewißheit oder doch die Täuschung der Fortdauer verleihen hätte sollen; denn diese Furcht existirt nunmehr doch, auch da Mendelssohn's Unsterblichkeitsglaube wahr ist.

7) Auch die Tugend kann schlechterdings nicht sich auf diesen Glauben gründen. Die künftige Folge und Belohnung der Tugend ist entweder Vergnügen oder Fortdauer der Tugend. Im ersten Fall würde meine Tugend durch die Hinsicht auf einen Lohn inficirt, und es ist einerlei Eigennutz, ihn von der nächsten Messe oder von dem nächsten Jahrtausend zu erwarten. Im zweiten Falle liegt der Lohn der Tugend in ihrer Fortsetzung; allein wenn die Tugend ohne ihre künftige Fortsetzung werthlos wäre, so wäre sie es auch mit derselben, weil ein Gut nicht erst von seiner Vergrößerung seinen Werth bekommen kann, sondern umgekehrt diese den ihrigen erst von jenem holen muß. Auch mindert der

festeste Glaube der Vernichtung keinen Gewissensbiß einer Niederträchtigkeit.

II. Vermuthungen und Beweise für die Fortdauer.

Ich halte fast alles Vorstehende für wahr, nur den Schluß daraus nicht; und sehe, wie schwer beim Durchkreuzen so vieler Strahlen das Treffen des Punktes ist, in dem sie sich alle schneiden, und wie sehr die Wahrheit gewissen Bezir-Bildern gleicht, deren Umkehrung den Kopfputz in einen Bart verwandelt. Aber davon hernach ....*)

2) ... Vor dem Weitergehen zu den moralischen Beweisen muß ich von den zwei Fällen: „Die Denkkraft ist entweder eine durch mehrere Monaden erschaffene neue Kraft — oder eine Kraft, die eine Monade d. h. die Seele nur in Verbindung mit andern Monaden d. h. Körpern äußert, noch den letzten Fall betrachten; denn der ist der wahre, aber mit mehr Einschränkungen als man glaubt. Der Geist verdankt nämlich der Organisation viel weniger als es scheint.

Das Gehirn und (besser: oder) die Nerven sind der wahre Körper der Seele; unsere übrige Einfassung ist der Körper dieses Körpers und dient blos der Nahrung und Fortdauer des letzteren. Denn nur das Gehirn ist das elektrisirende Kissen unserer geistigen Elektrisirmaschine, weil blos dieses mit dem Bewegen, Empfinden und Vorstellen der Seele in Verhältniß steht. Genau genommen ist dieser Mark- und Brei-Globus mit seinen Streifen der eigentliche Weltglobus der Seele; die übrige Welt gehet sie nichts an: diese empfindet und kennt sie nicht, nur die Veränderungen, die die übrige Welt in den Nerven macht, also nur die veränderten Nerven. Denn blos deswegen etwa, weil die Seele bei der Veränderung eines Nerven sich z. B. die sie bewirkende Veränderung des Mondes vorstellt, schon behaupten, der letztere werde empfunden und sei mit ihr in Verbindung — ist eben so viel als sagen, wir empfinden auch das dritte Glied, von dem wieder die Veränderung des Mondes kommt, weil wir diese empfinden und so ging es von Ursache zu Ursache.

Inwiefern tragen nun diese Nerven zum Empfinden bei? Als Körper können sie es nur durch Bewegung, weil Körper nichts anderes fähig sind. Also z. B. das Zittern der Saite zeugt Zittern der Luft, das letztere zeugt Zittern des Trommelfells und der Gehörknöchelchen, das letztere zeugt Zittern der Gehörnerven, nun hört die Seele. Allein ich frage jeden, ob er der Saite einen großen Antheil am Empfinden ihres Tons zuschriebe, wenn die Seele an die zitternde Saite selbst gebunden wäre? denn zur Empfindung dieses Zitterns trüge ja das Zittern selbst nichts bei und das ganze Verdienst bliebe der Natur des geistigen Wesens. Nun unterscheidet sich das Zittern der Saite vom Zittern des Nervens nur in der Feinheit des Zitterns, aber nicht im Zittern; folglich ist die Mühe und das Verdienst und die Autokratie der Seele, möcht' ich sagen, ebenso groß, sie mag an die vibrirende Saite oder an den vibrirenden Nerven angeschlungen sein, da sie in beiden Fällen ein der Bewegung so unähnliches Ding der Empfindung schaffen muß. Die Nerven empfinden nicht den Gegenstand, sie verändern (und nähern) nur den Ort, wo er empfunden wird. Der ganze Irrthum von der empfindenden (statt empfundenen) Organisation kommt daher, daß man, zumal in Gesellschaft, blos mit der Phantasie philosophirt, d. h. man denkt sich die Nerven so fein, so geistig, so — närrisch, daß man zuletzt ein Mittelding zwischen Geist und Körper herausstocht und mit diesem Mittelding (unzähligе solche Mitteldinge giebt's in den menschlichen Köpfen) thut man seine Wunder.

So kommt z. B. das auf der Retina gezeichnete Bild nicht einmal ins Gehirn, weil's Unsinn ist, durch einen Nerven ein Bild forttragen und fortpflanzen zu lassen (wie man etwa in Italien Frescogemälde von der Wand abspaltete oder Wände selbst transportirte) — ich will aber das Gegentheil setzen: so ist doch, wenn 1000 Bilder im Gehirn dastehen, Bilder der fünf Sinne, der Phantasie u. s. w., noch immer die Hauptsache, wozu sie schlechterdings nichts beitragen, das Sehen oder Beschauen derselben unverrichtet und unerklärt, wie ja die Bilder im Spiegel nicht das Sehen derselben bewirken oder erleichtern, sondern das Auge thut alles: empfindet sich denn der Gegenstand (hier das veränderte Gehirn) selbst und erkläre ich das Sehen, wenn ich sage, ein Bild, das gesehen wurde, war da?

Ferner hat die sinnliche Vorstellung eines Gegenstandes (das heißt bei mir allemal der der Seele allein nahe [empfindbare] Gegenstand, der Nerve) nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Gegenstande selber — die Vorstellung einer Veränderung, oder kürzer eine geistige Veränderung in mir und die fremde vorhergehende Veränderung im Körper sind durchaus verschieden — man vermengt nur allzeit den Gegenstand der Vorstellung mit der Natur derselben — der Vorstellungsactus ist stets der nämliche, aber wie verschieden hingegen ist dessen Gegenstand, bald Farbe, bald Bewegung ꝛc. — Wär' auf diesem Papier der Ort dazu: so ließe sich's noch mit 10 Seiten und 10 Beweisen darthun, z. B. daraus, daß Empfindung die Wirkung mehrerer Seelenthätigkeiten auf einmal ist — daß die Seele, sie sei so leidend als man will, eben deswegen eine Kraft und Receptivität haben muß, die den Sinnen den Ruhm wieder nimmt ꝛc.

Kurz die Veränderungen des Gehirns sind nur Gegenstände der Vorstellung, nicht Werkzeuge derselben oder gar Vorstellung selbst: denn sonst stellte die Bewegung sich die Bewegung vor und diese Veränderung enthielte dreierlei, die objective Veränderung, die vorgestellte und die vorstellende. Und so ist's mit dem ganzen weitern Parallelismus des Geists und Leibs. Die Samenexcretion z. B., dieser Dünger der feinsten Blumen der Empfindung, ist diese Empfindung nicht selbst — der schnellere Blutumlauf bei erhabnen, tugendhaften Empfindungen ist, er mag vor-, gleich- oder nachgehend sein, diese Empfindung nicht. Allerdings wirkt die Seele nie allein; aber es ist auch keine Action ohne Reaction möglich und diese muß der Körper thun.

Noch etwas. Der Kaffee erleichtert das Denken — über die Unsterblichkeit und seinen eigenen Einfluß; vielleicht aber sollten wir lieber die scheinbare Hilfe, die der Körper der Seele leistet, nur Verminderung des Widerstandes nennen, den er ihr that; sie wird nicht von ihm beflügelt, sondern von ihm befreiet und seine Hilfe ist negativ.

Leute von Welt, d. h. die besten Beobachter und die elendesten Philosophen, verkörpern sogleich ihre Seele mit ihren Schlüssen, weil sie in der Laune, Empfindung, Tugend ꝛc. sie so oft als das Repetirwerk des Körpers befinden — das ist so viel als wenn ein Tanzmeister, der fände, daß er in bleiernen Schuhen plump, in hölzernen besser und in seidenen am flinksten tanzte, fragen wollte, ob ihn nicht offenbar seine Schuhe, die besondre, ihm unbekannte Springfedern haben müßten, emporschnellten, und ob er wol ohne alle Schuhe es zu einem Pas bringen würde, da er schon mit bleiernen es kaum vermöchte.

Alles dies wäre eine Episode, braucht' ich's nicht nachher, wenn vom Körper nach dem Tode die Rede ist. (Schluß folgt.)

*) Nr. 1 enthält den ausführlichen Beweis der Immaterialität auf Grund der Monadenlehre.

Riedel'scher Verein.

* Das kunstwürdige Streben des Riedel'schen Vereins, die unablässige, verdienstvolle Arbeit des Vereinsdirigenten, des Hrn. Professor Riedel, welcher zur Pflege und Popularisirung der Kirchenmusik in Leipzig ungemein viel beigetragen und mit großem Erfolg auf die Veredelung des Kunstgeschmacks im Bürgerthum energisch hingewirkt hat, endlich das bedeutende Leistungsvermögen des be-

rühmten Vereins ist an dieser Stelle bereits mehrfach eingehend gewürdigt worden. Unseren Lesern ist es auch hinlänglich bekannt, daß zu den Großthaten des Vereins die Aufführung der mächtigen H-moll-Messe von Seb. Bach gehört, dieses wunderbaren Werkes, welches durch Hrn. Professor Riedel in Leipzig mit unsäglichen Mühen vorbereitet und durch gelungene Reproductionen eingebürgert wurde. Am Bußtag fand bereits die siebente Aufführung statt, nachdem am 10. April 1859, 3. Juni 1859, 21. März 1862, 22. März 1867, 6. März und 17. März 1874 das Publicum Gelegenheit erhalten hatte, sich mit den Einzelnheiten der Tonschöpfung bekannt zu machen. Das Werk wird immer Bewunderung erregen und besonders durch die contrapunktisch ungemein kunstvoll durchgeführten Chorsätze auf die Hörer einwirken. Das Menschenherz wird sich aber zur Matthäuspassion stets mit größerer Gewalt hingezogen fühlen, weil in diesem Kunstproduct der dichterische Geist des Componisten mit der ganzen religiösen Weihe dem Empfangenden entgegentritt, während in der Messe das Gewaltige zuweilen nicht aus der Empfindung, sondern aus der Verstandesthätigkeit, aus der eminenten Beherrschung des technischen Apparates hervorgegangen zu sein scheint. „Curios bleibt immer", wie M. Hauptmann treffend bemerkt, „die Zusammensetzung der Bach'schen Messen aus Cantatensätzen (mit ganz anderen dichterischen Voraussetzungen), in dieser H-moll-Messe wie in den anderen." Dennoch sind nach seiner Ansicht „in den Chorsätzen der H-moll-Messe die allergrößten und tiefsten Sachen, die es in der Musik nur giebt", während die meisten Sologesänge Bach's, welche sich vom polyphonischen Instrumentalsatz nicht losmachen können, als zeitliche Gebilde zu betrachten sind.

Der Chor löste in der genannten Aufführung seine Aufgabe in glänzender Weise, das Gewandhausorchester mit den Solovirtuosen Violine, Flöte, Oboe, Horn unterstützte die Singstimmen ausgezeichnet und die gesanglichen Solokräfte: Frl. Breidenstein aus Erfurt (Sopran), Frl. Schauenburg aus Crefeld (Alt), Hr. Göhe (Tenor) und Hr. Hilbach (Baß), beide aus Dresden, bewährten in jeder Beziehung ihre vorzügliche künstlerische Reproductionsfähigkeit, endlich bewies auch der gediegene Orgelvirtuos Hr. Zahn seine musikalische Tüchtigkeit in der trefflichen Behandlung seines Instruments.

O. Paul.

Statistische und Reise-Werke.

—ψ—. Manuel du Voyageur par D. Kaltbrunner, Membre de la Société de Géographie de Genève. Avec 280 figures intercalées dans le texte et 24 planches hors texte. Zurich, J. Wurster et Cie., Éditeurs. — Wenn wir in diesen Blättern eines nicht in deutscher Sprache geschriebenen Werks Erwähnung thun, so geschieht es, weil unsere Literatur nicht seines Gleichen aufzuweisen hat. Die Aufgabe, welche Kaltbrunner in der vorerwähnten Schrift in trefflicher Weise erledigt hat, hatte man zwar vordem auch schon in Deutschland zu lösen unternommen. So hatte bereits im Jahre 1875 der damalige Hydrograph der Kaiserlichen Admiralität und gegenwärtige Director der deutschen Seewarte in Hamburg, Admiralitätsrath Dr. G. Neumayer, sich zur die Spitze eines dahin zielenden Unternehmens gestellt und eine Anzahl von Fachleuten gewonnen, mit deren Hilfe er die „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kaiserlichen Marine" im Verlage von Robert Oppenheim in Berlin herausgegeben hat. Betrachtet man die einzelnen Beiträge, welche die verschiedenen Verfasser zu dem Werke geliefert haben, so muß man allerdings denselben als selbständige Arbeiten unbedingt Anerkennung zollen, fassen wir aber das Ganze als Einheit auf, so müssen wir hinwiederum gestehen, daß es der Aufgabe nicht durchaus gerecht wird und namentlich dem Zwecke, außer den sachmännischen auch weitere Kreise zu belehren und zu unterrichten, nicht hinreichend entspricht. Die Eigenart der einzelnen Aufsätze stört deren Harmonie im Ganzen, die Einseitigkeit derselben macht sie nur für den speciellen Fachmann brauchbar, und ihre scharfe Abgrenzung läßt die verbindenden Glieder vermissen. Alle diese Uebelstände sind in dem oben angeführten Werke durch die einheitliche Hand, die es geschaffen, vermieden worden, wobei dem Verfasser reiche universelle Kenntnisse, ausgedehnte Erfahrungen und ein praktischer Blick hilfreich zur Seite gestanden haben. Vielleicht, daß der einseitige Specialist hier und da Ausstellungen zu machen hat, diesen oder jenen Gegenstand eingehender behandelt wünscht, auch wol andere Ansichten als der Verfasser vertritt, dafür haben wir aber ein Werk aus einem Gusse erhalten, das mit der Belehrung und Unterweisung auch anzuregen versteht und, wenn es zunächst auch für die größere Zahl gebildeter Reisender berechnet ist, doch auch den Mann der Wissenschaft trotz seines populären Charakters befriedigen dürfte. Um eine Vorstellung von dem reichen Inhalte des Werkes zu geben, wollen wir hier nur noch bemerken, daß es in einem präparativen Theile die Vorbereitungen zur Reise bespricht und allgemeine Anleitungen zu Beobachtungen auf Reisen giebt. Darauf wird zunächst das Land untersucht und dabei auf Topographie, Geologie, Bodenverhältnisse, Klima, Hydrographie, Flora und Fauna Rücksicht genommen. Dann werden die Bewohner in den Kreis der Betrachtung gezogen und dieselben in Bezug auf die allgemeinen Verhältnisse, auf Race und Stamm vom anatomischen wie ethnographischen Standpunkte geprüft und besonders der Sprache und Mundart, den Sitten und Gebräuchen, den Ideen, dem Glauben und Aberglauben, wie der Religion, dem Costüm und Schmuck, der Nahrung, Wohnung und Lebensweise, der häuslichen, socialen und politischen Organisation, den Rechts- und Eigenthumsverhältnissen, den Einrichtungen verschiedener Art, der Industrie, dem Handel, der Literatur, den Künsten und Wissenschaften, endlich der Prähistorie und Geschichte Aufmerksamkeit geschenkt. Nicht unerwähnt dürfen wir auch die glänzende Ausstattung lassen, die namentlich, was Papier und Druck betrifft, sehr splendid ist und als gutes Beispiel empfohlen werden kann. Schließlich möchten wir noch dem Wunsche Ausdruck geben, daß recht bald von einer bewährten Kraft eine deutsche Ausgabe besorgt werden möchte, die gewiß nicht minderen Anklang als die französische finden wird.

⊙ Industriegeographie des Königreichs Bayern. Leitfaden für die höheren Classen von Realschulen, Gewerbschulen, Handelsschulen und polytechnischen Anstalten von Max Author, Lehrer an der Handelsschule und kaufmännischen Hochschule zu Gera. Gera, Ed. Amthor 1881. — Unter vorstehendem Titel erschien soeben ein Buch, das wol bald die verdiente Beachtung finden wird. In der knappen Form eines Unterrichtsbuches gehalten, bietet es eine außerordentliche Menge von Stoff, der wegen seiner leicht übersichtlichen Mannigfaltigkeit und der lexicalen Verwendbarkeit des Ganzen auch für den Nicht-Schulmann eine willkommene Gabe sein dürfte. Die beigegebenen Zahlen ermöglichen sehr lehrreiche Vergleichungen mit anderen Gebietstheilen und lassen kritische Schlüsse zu über die Productionskraft sowol einzelner Industriezweige, als auch der hierin besonders hervorragenden Firmen. Der Verfasser hat, wie wir annehmen, die Absicht, auch die Industrieverhältnisse anderer deutscher Staaten in gleicher Weise zu bearbeiten und deutet dies insofern im Vorwort an, als er sagt: Er habe die Industrie Bayerns zuerst vorgenommen, weil ihm diese durch eingehende Studien zunächst am besten bekannt sei. Ein Werk über die deutsche Gesammtindustrie, in gleicher Form gehalten wie hier über die speciell bayerische, würde von größter Wichtigkeit sein für Schule, Comptoir und Haus.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 25. Sonntag, den 27. März. 1881.

Inhalt: Eine Abhandlung Jean Paul's über die Unsterblichkeit, mitgetheilt von Paul Nerrlich (Schluß). — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Vom Leipziger Kunstverein (Fortsetzung), von Franz Vidal. — K. Sächsischer Alterthumsverein zu Dresden. — Lehrbücher (Die Literaturkunde in der Mittelschule, von Emil Wolff. Zwölf Thesen über den Geschichtsunterricht auf höheren Schulen, von Adolf Köcher. Der praktische Unterricht, eine Forderung der Zeit an die Schule, von Emil v. Schenckendorff. Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, von Conrad Duden. Anleitung zum Gebrauche der Krieg'schen Stenographie-Hefte, von E. R. Freitag). — „Nord und Süd."

Eine Abhandlung Jean Paul's über die Unsterblichkeit.

Mitgetheilt von **Paul Nerrlich.**

(Schluß.)

3) Der metaphysische Beweis untersiegelt nur die Fortdauer unsrer Monade; die moralischen erst geben uns die unsres Bewußtseins.

Die Wahrheit wird öfter vom Herzen als Kopfe gefunden; es giebt Dinge, die nur gute Menschen finden und fassen, noch andere gehören nur für edle Menschen.

In unsern Tagen ist fast alles im moralischen Sinne, wie zu Wien im heraldischen, edel; ich mag aber das Wort nicht verschwenden, sondern verstehe darunter blos die Menschen, die in diese Welt — nicht passen. Blickte ein Engel aus seinem Aether herein durch unsre Dampfatmosphäre und sähe unten tausend Augen und Hände niedergerissen gegen den Fraß, den Goldschimmer im Schmutze des Bodens, andre, die tiefer das edle Menschenangesicht durch den Koth durchziehen, andre, bessere, die horizontal den Inhalt der Luft, die Ehre, jagen: so hassete er uns; — säh' er einige, die aus Furcht oder Phlegma oder Kenntniß des Unwerths solcher Ziele sie verschmähten und etwas über sich suchten: so hätt' er Mitleid mit uns; säh' er endlich einige, die, gleichgiltig gegen diesen ekelhaften Köder, unbekümmert um das allgemeine Beispiel, das Leben mehr ertrügen als genössen, mehr liebten als geliebt würden, und die wol vom Gefühl der allgemeinen Vergänglichkeit und der Geringfügigkeit des irdischen Thuns, mit dem Blick und mit dem Wunsch über den Wolken, gleichwol Feind der schwärmerischen thatenlosen Beschaulichkeit und thätig aus Tugend wären: so fänd' er vielleicht seine Brüder und ich glaube, er liebte die Menschen.... Aber die Schilderung solcher vom hohen menschlichen Adel bleibt einem geräumigeren Ort und sie erspar' ich, wenn ich einige Originale derselben nenne, den Sokrates — den Plato — (den großen Kato nicht) — den Antonin — (den Epiktet nicht) — den Picus von Mirandula — J. J. Rousseau, am meisten Shakespeare und überhaupt viele Engländer. Die empfindsamen Romane haben hundertmal von Menschen, die für diese Erde nicht gut genug waren, vorgegeben, sie wären zu gut für sie — gleichwol ist der Ausdruck wahr. Zu was dienen denn die edelsten Kräfte des Kopfes und Herzens in einem Leben, das sie selten braucht, weil dessen größter Theil sich mit den ewig wiederkommenden Forderungen der Haut und des Magens abquälet? Forderungen, die das Thier, ohne edle Kräfte, befriedigt? Man braucht nicht zu jenen Sonnen unter den Menschen zu gehören, um, wenn man vom Geschäfte der geistigen Veredelung zu dem Geschäfte der körperlichen Erhaltung übergeht, das Widernatürliche, den Widerspruch unsrer Anlagen und unsres Schicksals so sehr zu fühlen, daß nur der ganze Ruf der Pflicht und der Nothwendigkeit uns zu Beschäftigungen dingen kann, die blos beim thierischen Menschen mehr Zweck als Mittel, mehr Genuß als Mühe sind. (Man sage immer, diese körperlichen Bedürfnisse sind und waren eben der Sporn zur geistigen Entwickelung — so ist aber doch der Sporn nicht das Ziel; und nicht blos das wär' er ohne Unsterblichkeit, sondern der Zweck wäre gar das Mittel zum Mittel, die geistige Entwickelung wäre blos das Mittel und die Magd der körperlichen .... das gehört aber noch nicht hierher.) Zu was sieht ein geistiges Auge, da nur ein leibliches vonnöthen ist, sobald beide unter dem Sarge zerfallen? Warum glühen und brennen unnennbare Empfindungen der Liebe und Freundschaft in uns, wenn der Tod und das Leben auf sie Erde werfen? Empfindungen, die unser hungerndes und frierendes Leben oft ohne Gegenstand und ohne Befriedigung lässet? — Wenn wir in unsern Geburts-Erdenkloß zurückfassen sollten: warum liebte denn die Natur auf diese schmutzige Scholle ein so ätherisches Geschöpf mit Lichtflügeln?

Je besser man wird, desto mehr fühlt man die Unförmlichkeit der irdischen Verbindung und die Bestimmung für eine angemessenere.

Denn ein Mensch, der edel ist, ist Bürge der Fortdauer von unzähligen, die es nicht sind.

4) Vom gestaltlosen Erdwurm herauf bis zum strahlenden Menschenangesicht — vom unbearbeiteten Menschen des ersten Tages und dem Volke des ersten Jahrhunderts heran bis zum Volke und Menschen des letzten Jahrhunderts — von der ersten Krümmung des Herzens des zusammengebogenen Fötus herauf bis zu dessen vollem edlen Schlag beim aufgeblühten Manne geht eine wirkende, pflegende Gotteshand, die von einer Vollkommenheit zur andern erzieht und die zum Knospen einer einzigen Frucht tausend Anstalten, Winde, Strahlen und Erde vereint. Und warum? Damit diese blos gebende, nie raubende Hand am Ende den so mühsam und durch Vereinigung ganzer Jahrtausende entwickelten Menschen wieder zerknirsche und aus einander zupfe? .... Wenn das bloße Ungefähr auf dieser Erde wühlte und Alles durch einander würfe: könnten wir da etwas Schlimmeres oder Angemesseneres erwarten? Wenn der Weg vom Geburtstag zum Todestag — vom Schöpfungstag zum jüngsten Tag — vom Thiere zum Menschen ein abschüssiger, ewiger Fall zur Verschlimmerung wäre: könnten wir dieser sinkenden Verschlimmerung eine tiefere Stufe geben als diese völlige Vernichtung? Und unsre steigende Vervollkommnung stürzen wir auf diese Stufe? — Die Tugenden, die Gott und der Mensch ein halbes Jahrhundert mühsam aufgezogen, reißet der Tod mit Einem Nerven aus? Und dem Schöpfer stirbt und fault der Freund, der Sohn, vor dem er seine Strahlengestalt aufgedeckt und seine Vatergesinnung, und die Erde zieht unnütz um die Sonne, mit Todten gefüllt, die Gott liebte und verlor? Die Vernichtung nimmt nicht blos das,

was wir sind, sondern auch was wir werden konnten: zu was entfaltete nicht ein künftiger, günstigerer Körper und Wirkungskreis oder nur Fortdauer des jetzigen die Tugend eines Sokrates und das Genie eines Leibnitzens? Aber der Fuß des Todes sucht und ertritt diese künftigen Engel .... Da Gott alles Mögliche kann, so nimmt er das, was er verfaßt, und es ist einerlei, ob ein reifer oder ein unreifer Seraph untergeht. Versiegen einmal wir hinunter in unsre Erde: so seh' ich keinen Grund, der die Vernichtung irgend eines anderen Wesens und Planetenbewohners aufhöbe. Der Unterschied des Werths kann niemals so groß werden als der Unterschied zwischen Sein und Nichtsein ist, der nicht wie jener Unterschied durch Stufen zusammenhängt, und alle Zwecke des Schöpfers, denen jene fortlebten, behnten auch in geringerem Grad auf uns sich aus. So zerginge also um den stehenden Gott das kämpfende Sein und aus und unter den verlöschenden Wesen brennte ein einsames Urwesen heraus — so fürchterlich wie die Sonne durch die unermeßliche Nacht lodert.*) O wenn's auch Täuschung wäre: gebt uns unsern blauen Himmel wieder statt dieses schrecklich schwarzen! Was war denn dann der Zweck des Schöpfers? War das zerrüttete Bewußtsein aller dieser Wesen blos Mittel zu irgend einem Zweck, der sie nicht anging: so wär's erklärt; aber wir können uns keinen denken: auch kann in der Schöpfung Gottes Nichts, nicht das zerrinnende Insekt auf dem Blatte bloßes Mittel sein, wie ich unten zeige. Es bleibt noch der dritte Fall, daß diese Geschöpfe zwar selber Zwecke wären, aber nur auf kurze Zeit; ihre vernichtete Glückseligkeit sollte einer andern anfangenden zurücken. Allein bei Gott wäre ein Zweck, der nicht permanent wäre, so viel wie keiner, weil jede Zeit keine für ihn ist — denn blos unser Unvermögen und unsre Willens-Veränderlichkeit bringen uns zum Wechsel unsrer Zwecke; bei Gott fehlt Beides.

Dawieder macht' ich oben zwei Einwürfe, der erste steht unter Nr. 3. Allein sollt' einmal ein Tod sein, so mußt' auch der Weg zu ihm, d. h. das fallende Alter, sein. Die kurze Unterbrechung unsres Fortschritts durch das Alter und die längere durch den Tod bestreiten diesen Fortschritt so wenig, wie die noch kürzere durch den Schlaf. Sobald unsre Rennbahn sich nicht auf Eine Erde begrenzen sollte: so mußte die Kluft zwischen ihr und der zweiten wie ein Grab aufsehen. Daraus, daß es so viele unentwickelte Wesen giebt, sollte man vielmehr — wenn man anders nicht mit dem Gedanken der Gottheit spielen will — auf Ergänzung ihrer Entwickelungen und auf Fortsetzung der vollständigern Schlüsse ziehen und Schwierigkeiten hebt und beweiset ihre Vergrößerung nicht.

Der zweite Einwurf folgt unmittelbar auf jenen. Dieser Schluß gehört unter die relativen, die der Wahrheit soviel Abbruch und der Beredtsamkeit so viel Vorschub thun. Auf die nämliche Art thut man dar, daß einer nicht unglücklich ist, weil's noch Unglücklichere und Plantagenneger giebt; daß die Erde unbedeutend ist, weil's noch größere und häufigere Erden giebt u. s. w. Wendet aber z. B. die Ephemere hier der Reihe über ihr den Rücken zu und kehrt sich gegen die tiefere unter ihr: so wird sie und ihre Entwickelung wieder groß — und Nichts ist entschieden. Und so könnte man alles durch wirkliche oder gedachte und mögliche Vergrößerung kleiner — oder durch eine wirkliche oder gedachte Verkleinerung größer machen — in den Augen der Phantasie, aber nicht der Vernunft: denn diese sieht, daß jene den Unterschied von Mehr und Weniger mit dem Unterschiede von Etwas und Nichts verwechselt, und daß zweitens diesem wechselnden subjectiven Unterschiede etwas unveränderlich positives objectives zum Grunde liegen müßte. Im täuschungslosen Auge des Schöpfers ist die Entwickelung der Ephemere und der Menschen eine wahre, trotz aller größeren Entwickelung.

Dazu ist diese so lange Kette höherer Wesen über uns noch nicht erwiesen, und die Kette niederer unter uns ist noch nicht von uns so gemessen, daß wir nicht vielleicht mit unter die oberen Ringe von jener gehören könnten. Der Abstand zwischen Gott und den endlichen Wesen wird ohnehin durch eine ganze Gebirgskette geistiger Riesen nicht um Einen Atom verkürzt und gefüllt, und der Schluß von dieser nöthigen Abkürzung auf eine unendliche Menge höherer Wesen muß doch einmal falsch befunden werden, er mag beim Menschen oder beim Seraph gemacht werden. Und warum müssen denn diese andern Wesen schon so hohe Stufen erstiegen haben, warum können sie nicht wie unser ganzer Erdball blos im Hinaufsteigen dazu begriffen sein?

5) Der Kantische Beweis, der die Unsterblichkeit (wie die Gottheit und Freiheit) als ein Postulat der praktischen Vernunft betrachtet, leuchtet und wärmt nur bei seiner Darstellung der Grundsätze der praktischen reinen Vernunft mit ganzer Stärke. — Kant schließt nicht so: weil Tugend und Laster nicht ihren ganzen Lohn hienieden finden, also finden sie ihn anderswo, sondern so: weil völlige Angemessenheit des Willens zum moralischen Gesetze, die doch als praktisch nothwendig gefordert wird und die von der Gerechtigkeit des Schöpfers nicht erlassen werden kann, in keinem vernünftigen Wesen jemals möglich ist: so kann nur in einem ins Unendliche gehenden Progressus jene Angemessenheit gefunden werden, d. h. in einer ewigen Fortdauer, indem Gott in dieser unendlichen Reihe (weil Zeit für ihn Nichts ist) jene Angemessenheit antrifft.

6) Wahrscheinlichkeiten, aber nicht Beweise braucht man zu häufen, weil ein Satz mit acht Beweisen nicht wahrer ist, als einer mit zwei.

Was Jeden so sehr mit der endlosen Fortdauer befeindet, ist unsre — Angewöhnung an den Lauf der Natur. Diese Epidemie athmen wir jetzt Alle täglich mehr ein. Kein Mensch hat mehr den Muth, in einer Gesellschaft, die noch nicht betrunken ist, Gott oder die Dinge nach dem Tode zu nennen oder die Tugend anders als in der Gestalt der Ehre aufzuführen — gerade als ginge das gar Niemand etwas an und als wallte und brauste nicht um diese Lebens-Insel auf beiden Seiten der Ocean der Zukunft und der der Vergangenheit.

Mit der Angewöhnung an den Naturlauf meint' ich unser Sträuben vor einer Einmischung des Schöpfers in unser Schicksal. Allein Einmal müssen wir doch in diese Einmischung in die Natur einwilligen, um unser und alles Dasein zu erklären — zweitens darf ich ja eben dem höher gelenkten Laufe der Natur, der mir diesen Körper zuführte, auch zutrauen, daß er mir einen zweiten umgeben könne; auch dürfen wir nicht den Lauf der Natur dieser Erde für den Lauf der Natur in Welten nehmen, die wir nicht kennen. Die gleichzeitige Abblühthe des Körpers und Geistes, aus der man so bittere Schlüsse präparirt, war nothwendig, wenn irgend einmal diese Mesalliance da sein sollte und ohne schwindendes Bewußtsein wäre kein Tod.

Der Nothwendigkeit eines künftigen Körpers fehlt noch die vollständigere des jetzigen. Man hat so oft gesagt, daß es ohne Körper kein Empfinden gäbe, daß man's jetzt glaubt; ich will wünschen, es werde noch gar so oft gesagt, daß man's wieder leugnen muß. Denn das Organ, das ja so gut ein Körper ist als irgend ein grobes Object desselben, wird ja doch von der Seele unmittelbar und ohne ein zweites Organ empfunden, und wenn sie durch eine Bewegung des Nerven zur Empfindung gezwungen wird, so ist das so wenig Verkörperung derselben, als es eine wäre, wenn sie beim Absaulen dieses Leibes, durch die Bewegungen größerer Gegenstände Empfindungen beläme. Also sollte man vielleicht blos sagen: dieser Körper ist viel mehr ein Panzerhemd und ein Lichtschirm gegen die die Seele umströmenden

*) Da nur die Farbe der Luft das Himmelsblau giebt: so muß über unsrer Atmosphäre die Sonne aus einer dichten Nacht und einem ganz schwarzen Himmel strahlen und schreiten.

Strahlen der ganzen Natur, zu deren Auffassung ohne Blendung nur die sparsamere Einlassung derselben durch fünf Oeffnungen die Seele fähig machen konnte.

Je länger man dem Beitrage der Nerven zum Empfinden nachspürt, desto kleiner und unbegreiflicher wird er, z. B. als Körper wirkt der Nerve nur durch Bewegung: wie kann diese aber sich so oft abändern und nüanciren, um alle tausendfachen Bilder des Auges nachzucopiren? Wie also, wenn der Nerve blos mit seinen einfachen Theilen wirkte, da blos Aggregate der Bewegung fähig sind? — Noch mehr: warum geben die fünf Sinnennerven der Seele so verschiedene Empfindungen, da an ihnen selbst nicht nur keine verhältnißmäßigen Unterschiede des Baues, Ursprungs u. s. w. gefunden werden, sondern da sie auch noch dazu die allgemeine Aehnsichkeit haben, daß jeder noch außer seinem Sinn dem Sinne des Gefühls dient? Die zitternde Lust wirkt nicht auf den Gefühlsnerven, sondern die wehende, beim Gehörnerven umgekehrt — ein schwacher Druck des Auges macht Schmerz, ein starker Schmerz und Funken — ein starkes Licht auch Schmerz. — Es gehört eine schwache Seelenanstrengung dazu, in einem Nerven die (der Seele selbst unempfindbare) Veränderung zu erregen, durch die nachher ein Glied bewegt wird — hingegen die stärkste gehört dazu, in den Gesichtsnerven z. B. so zurückzuwirken, daß er eine wirkliche Gesichtsempfindung darstellt (z. B. Karban konnte zu Nachts sehen vor sich, was er wollte). — Die Seele kann also eine absichtliche Veränderung in den Nerven oder dem Gehirne erregen, von der sie vorher keine oder eine schwache Empfindung hat, — um eine stärkere darnach zu haben und die Veränderung, die sie selbst bewirkt, in sich zurückwirken zu lassen, wie eben Karban. — Bei der Muskelbewegung sind' ich die meisten Wunder. Warum muß die Anstrengung der Seele mit dem Gewicht der äußern Last zunehmen? Wie sind bei so einem plumpen Muskelstrick die tausend und die schnellen Abänderungen des Clavierspielens z. B. durch die einfachen Nerven möglich, warum zieht sich der Muskel nicht eine Secunde länger zusammen als die Seele will? Wienach kann Zuwachs der geistigen Anstrengung die Abnahme der körperlichen ersetzen? z. B. durch einen stärkeren Willen, durch den Schrecken einer Feuersbrunst halt' ich den Centner fort, der mir schon zu schwer geworden. — Wenn zuweilen das ganze Gehirn gleichsam paralytisch ist und jede Fiber gleichsam eingerostet und verquollen ist: so wird die Seele schwerfällig und ohne Lebhaftigkeit denken; allein es kommt blos auf sie selber an, auf eine neue Anstrengung ihres Willens, die sie sich selbst geben oder die ihr eine neue Begebenheit, ein Brief ertheilen kann, so ist das Gehirn im Gange und sie im Flnge. — Wenn man auf sich bei den Erfindungen des Witzes, Scharfsinnes, bei dem Erinnern Acht giebt: so findet man eine Anstrengung der Seele nach einem dunkeln Bilde, d. h. sie erschafft die Veränderung im Gehirne, die sie anschauen will, und man trenne hier drei ganz verschiedene Dinge — 1) diese Kraftäußerung — 2) die Gehirnsveränderung, die mehr verstärkt als erzeugt wurde und ohne die kein einziger Gedanke sein kann, weil sonst auch alle übrigen und das Bewußtsein ohne Gehirn entstehen könnten — und 3) die Anschauung oder das Bewußtsein dieser Veränderung. Das Centrum dieser divergirenden Wahrheits-Radien kenne ich noch nicht: so viel seh' ich, daß keine Action der Seele ohne Reaction anderer Monaden möglich ist, daß aber diese Reaction der Seele niemals fehlen kann, sie mag mit Nerven verkettet sein oder nicht.

.... Aber Leser wollen so gut hienieden leben wie Autors: allein ich schreibe sie todt (und dann brauchten sie meinen Erweis ohnehin nicht), wenn ich so fortschreite; ich kann schon froh sein, daß sie eine Reise von so viel Seiten so gern und so bald und mit solcher Lust in meiner Gesellschaft gemacht.

Aber nur noch zwei Worte oder Bogen! denn wegen eigner Müdigkeit laß ich noch Beweise und Einwürfe hinweg.

7) Schießet wieder ein neuer Körper an uns an: so ist's gewiß nicht sogleich am Tage nach der Leichenpredigt. Vielleicht treibt die Seele nicht blos Jahrtausende auf dem Monadenmeer herum, sondern vielleicht hebt sich, nach dem Laufe der Natur, diese erneuerte Verkörperung erst an, wenn der zerbröckelte Erdball der Sonne zugeschleudert worden oder sonst nach dem Loos der Endlichkeit gescheitert ist .... denn für Todte, für Gott und für Ewige giebt's keine Zeit und keinen Zeitverlust.

8) Nach stärkern Gründen dürfen auch schwächere reden und selbst die Phantasie.

Den Durst nach unsrer Fortdauer hätte uns der Schöpfer, blieb er ewig ungelöscht, gewiß erspart und dieses alexandrische Sehnen nach einer zweiten Welt zur Eroberung, das bei den Besten am höchsten steigt, können wir, sobald es eine Lüge ist, so gut wie die Thiere zu unserm Fortkriechen ins Grab entbehren. Keine einzige Neigung unsrer Natur steht verwaiset ohne ihren Gegenstand da. — Von der Liebe zum Leben ist dieses Sehnen nach einem zweiten ganz verschieden, weil die Wilden und Kinder jene ohne dieses haben.

Unser dahin wehendes Leben muß dem Ewigen eine Sekunde dünken; und er versagt uns die zweite Sekunde? Er, der unserm vorigen Nichts so viel gab, ohne es versprochen zu haben, er sollte jetzt diesem neblichten Etwas alles nehmen, nichts geben, nachdem er ihm so viel versprochen? Ewig lässet er mich eingegraben in meiner irdischen Unwissenheit und Tugendlosigkeit? In der ganzen Natur ist kein Schritt umsonst; aber dreißigjährige Besserung und dreißigjährige Verschlimmerung hätten in der aus ihrem Hause geworfenen Monade die nämliche Folge, keine? —

Wären alle Wälder dieser Erde Luswäldler — alle ihre Thäler tempisch — ihre Felder elysäische — ihre Gärten Eden: so dürften wir doch ein verlangendes Auge gen Himmel heben und einen zweiten bitten und hoffen; o jetzt, wo so viele Häuser Trauerhäuser, so viele Thäler Jammerthäler sind — wo wir vor so vielen geschlossenen — welken — zerrissenen und nassen Augen vorbeigehen und vor Geschöpfen, bei denen die Gegenwart eine Wunde und die Vergangenheit eine Narbe ist: jetzt sollte das Grab nicht der rettende Hafen, sondern der letzte schluckende Strudel sein und der Tod zerrätte die letzte Thräne zugleich mit ihrem Auge und aus der siegenden Asche des besten und unglücklichsten Herzen würde vom Schicksal etwa ein neues böses und glückliches Herz gebacken? — Wäre der Tod keine totale Sonnenfinsterniß, unter welcher zwar vielleicht der Thau sinkt und der Horizont dämmert und die Blume zufällt, die aber bald mit einem nachblitzenden Tage beschließet, wäre er das nicht, sondern eine ewige Nacht: was hielt uns denn, wenn die Vernichtung vor unsern Augen den Freund zerknirscht, noch ab, auch uns ihr in den Rachen zu werfen? Nimm die tröstende Stimme des Predigers vom Gottesacker: so sehen die Gräber gräßlich aus, wie fäuende Rachen, die Väter, Freunde, Brüder vor euch zermalmen, und ich die Weltgeschichte herrschet ein Dämon, der, seinb allen Menschen, die sich umschlingen, allemal die eine Hälfte einäschert und an die heiße Brust nichts legt als einen kalten Todten. Ach, es ist ohnehin, bei aller Unsterblichkeit, so wenig, wenig Trost, wenn dir im Gewühle fremder, stoßender, forsflatternder Menschen der einzige Bekannte, mit dir Aufgewachsene aus dem Arme gezogen wird und du allein fortschleichst, nicht ewig, aber doch bis ins Grab! und du da einsinkst ohne eine Seele, die dich beseufzet, wenn sie dich da lässet!

Möge mir diese Hoffnung immer so lebendig bleiben als jetzt, da ich endige; besonders bann, wenn ich das ganze Spiel endige! Mög' ich und jeder am Tage des Lebens wie der Grönländer am längsten Tage, in der Todes-Mitternacht noch die Unsterblichkeitssonne höhere Gegenden röthen und beleuchten sehen!

Leipziger Stadttheater.

In dieser Theaterwoche culminirt das Gestirn von Adolf L'Arronge: ja der Sonntag war ausschließlich diesem Autor geweiht. Das alte Theater brachte am Nachmittag „Das Haus Lonei" und am Abend „Den Compagnon", so daß sowol die sonst vorzugsweise der Classicität gewidmete Nachmittagsvorstellung, als auch die Abendvorstellung der Muse dieses Autors geweiht war, den die Theaterblätter bereits einen „berühmten Dichter" nennen.

Hr. L'Arronge ist der Pädagoge unter unsern neuen Lustspieldichtern: nur hat er es nicht auf die Erziehung der Kinder, sondern auf die Erziehung der Eltern abgesehen. Er führt uns in seinen Stücken eine Gallerie von Vätern vor, welcher sich gelegentlich auch das Porträt einer etwas verwahrlosten Mutter anschließt. Wiederum ein neues Exemplar eines der Besserung bedürftigen Vaters finden wir in dem Lustspiel: „Der Compagnon", welches am Sonnabend im Neuen Theater zuerst zur Aufführung kam und seitdem von der Direction mit jenem Eifer in Gang gehalten wird, mit welchem sie die wegen der Erfolge an anderen Bühnen zu Zugstücken prädestinirten Schau- und Lustspiele in Schwung zu bringen sucht.

Ohne Frage kommt in die Dramatik von L'Arronge durch die beständigen Variationen auf dasselbe Thema ein sehr einförmiger Zug und wenn dieser Autor in die Bahnen von Roderich Benedix einlenkt, was an und für sich durchaus anerkannt zu werden verdient, so möchten wir doch wünschen, daß er in seinem Bestreben, den Auswüchsen des Familienlebens den Spiegel vorzuhalten, einen größeren Reichthum von Erfindung bekunde.

Sehen wir uns die dramatische Menagerie etwas näher an, in welcher Hr. L'Arronge die verschiedenen Exemplare von „Vätern" zur Schau stellt. Da ist zunächst der zärtliche Vater, eine Species, welche uns in drei Varietäten vorgeführt wird. In „Mein Leopold" finden wir den am kräftigsten gezeichneten Urtypus: der Vater, dem der liederliche Sohn das Herzblättchen ist, der alles für ihn thut, ihm sein Vermögen opfert, der schwächliche Vater, der rührend ist in seiner grenzenlosen Verblendung. Das ist der Vater des Sohns, jetzt kommt der Vater der Tochter, welche die engere Familie um den Besitz eines Schwiegersohns bereichert hat. In „Doctor Klaus" haben wir den eitelen Vater, der einen Baron zum Schwiegersohn hat; und, gehoben durch diese Familienverbindung, Alles überfliegt, was in dem ganzen Verhältniß schief und schielend ist: hier setzt nun der „Compagnon" ein. Wieder haben wir hier einen Vater, der vor lauter Zärtlichkeit seiner verheiratheten Tochter im höchsten Grade zur Last fällt, ebenso dem Schwiegersohn, mit dem er sich associirt hat. Ein mit drei Töchtern gesegneter Vater ist Hasemann in dem Stück: „Hasemann und seine Töchter": er ist ein Pantoffelheld, der die Erziehung seiner drei Grazien ganz der Mutter überlassen hat, auf einmal aber sich eines Besseren besinnt und eine erfreuliche pädagogische Wirksamkeit entfaltet. Dem zärtlichen Vater steht der überstrenge gegenüber, der seinen Sohn zum Selbstmord treibt, in der hochtragischen Abiturientenkomödie: „Haus Lonei"; doch auch einen guten Vater haben wir in „Wohlthätige Frauen", einen häuslichen Papa, der zu Hause bleibt und seinem Sohn bei den Schularbeiten hilft. Dafür treibt sich die wohlthätige Mama in den Conventikeln herum, und zu diesen etwas freizügigen Müttern gehört auch die Frau Doctor Klaus. Im Ganzen wendet sich aber L'Arronge mit seiner dramatischen Zuchtruthe mehr an die Väter als an die Mütter, und wenn trotzdem in Deutschland noch viele Papas herumlaufen, welche in der Erziehung ihrer Kinder hinter berechtigten Ansprüchen zurückbleiben, so ist dies nicht die Schuld von L'Arronge, welcher mehrere tausend Theaterabende in ganz Deutschland darauf verwendet hat, den „Herren Eltern" ihren Standpunkt klar zu machen. Hr. L'Arronge erinnert uns an die Virtuosen, welche nur eine Saite auf ihrer Violine haben, aber auf dieser mit überraschendem Geschick herumgeigen: wir möchten Hrn. L'Arronge aber doch rathen, jetzt einmal einen Stoff zu wählen, in welchem die häusliche Erziehung nicht die Hauptrolle spielt und seiner Muse den biblischen Spruch zuzurufen: „Das Weib soll Vater und Mutter lassen."

„Der Compagnon" hat im Berliner Wallnertheater große Cassenerfolge aufzuweisen: wir wissen dies aus den Theaterblättern; denn nichts imponirt den Agenturen, die sie herausgeben, mehr als der Cassenerfolg, und hierin befinden sie sich in wunderbarem Einklang der Stimmung mit den Theaterdirectoren. Im „Compagnon" findet das Berliner Publicum zahlreiche Erinnerungen an die frühere Berliner Posse, die dort so beliebt war; in anderen Stücken wirken diese Reminiscenzen weniger und die Kritik wird das Schwankartige, auf welchem die Wirkung einzelner Acteschlüsse beruht, nicht ungerügt lassen dürfen. Die Berliner Posse schlägt dem Autor noch immer in den Nacken und hindert ihn, jenes Gleichmaß des Lustspielstyles zu finden, welches die Stücke von Benedix, dem er ja sonst nacheifert, charakterisirt.

Der Fabrikant August Voß ist ein Hypochonder, wie der Held des Moser'schen Lustspiels und viele Helden der Moser'schen Stücke; seine hypochondrische Specialität ist das Trinken von Mineralwassern, das er mit einer unglaublichen Virtuosität betreibt: er trinkt einmal sogar aus der Wärmflasche, welche das Dienstmädchen im Eifer ihm als eine Mineralflasche vorsetzt: ein quid pro quo im derbsten Possenstyl, welches den Schluß des zweiten Actes bildet. Er hat sich mit seinem Schwiegersohn associirt, im Contract selbst aber, besonders im §. 6 desselben, auf jedes Mitreden in geschäftlichen Dingen verzichtet. Gleichwol kann er davon nicht lassen und gerät mehrfach mit dem Schwiegersohn in Conflict, während er zugleich in zahlreichen anonymen Briefen an den §. 6 fortwährend erinnert wird. Er findet sein ganzes Behagen darin, immer in der Nähe der geliebten Tochter zu verweilen, was dem jungen Ehepaar im höchsten Grade lästig wird. Um ungestört zu sein, flüchten sie gleich nach der Trauung, lassen sogar das Hochzeitessen im Stich, zur größten Befremdung der Gäste, am meisten des Dichters, der blindlings seinen poetischen Salutschuß abfeuert, ohne zu bemerken, daß das Ehepaar schon längst in See ist. Dies ist der erste Act-schluß, denn es an komischer Wirkung nicht fehlt. Später beschließen sie auszuziehen; dieser Auszug wird mit Hilfe von vielen Gepäckträgern in Scene gesetzt, es fehlt nur noch der Möbelwagen. Der Vater will anfangs folgen; da findet seine wunderbare Bekehrung statt; der Saulus verwandelt sich vor unsern Augen in einen Paulus.

Dies Wunder wird bewirkt durch die Wittwe Lerche, die Inhaberin eines kleinen Kramladens, und einer hübschen Tochter. In die letztere hat sich der Poet Ferdinand Winkler verliebt; doch gehört dieser höheren kaufmännischen Kreisen an; soviel wir erfahren, betreibt er ein Spiritusgeschäft en gros und es würde seine gesellschaftliche Stellung gefährden, wenn er die kleine „Lerche" in seinen ehelichen Käfig verpflanzte, solange die Mama mit Schweselsaden handelt. Diese hat aber ein Einsehen, beschließt ihr Geschäft aufzugeben und die Stadt zu verlassen, um dem Glücke ihrer Tochter nicht im Wege zu sein. Das theilt sie dem Hrn. Voß mit, in einer Scene, die nicht zu den amüsantesten des Stückes gehört, sondern einen etwas langweiligen Eindruck macht, weil die Diction sich im Bereiche einer hausbackenen Trivialität bewegt. Gleichviel: diese Mittheilung wirkt auf Hrn. Voß mehr, als es ciceronianische Beredtsamkeit vermöchte. Auf der Kiste mit den Lichten sitzend, ein Geschenk, das er beim Auszug bei jungen Ehepaars zur Strafe zurückbehalten, geht er in sich, nachdem er mit seiner Photographie eine lange Zwiesprache gehalten; er wird auf einmal der liebenswürdigste Compagnon und der rücksichtsvollste Vater,

trinkt Wein und nicht mehr Mineralwasser: kurz, er ist ein gänzlich anderer Mensch geworden.

L'Arronge liebt derartige Bekehrungen im Laufe seiner Stücke: am auffallendsten tritt dies bei dem alten Hasemann hervor, der im Handumdrehen das Gegentheil von dem wird, was er früher war. So ist es auch mit Bernhard Voß der Fall. Doch diese plötzlichen und totalen Wandlungen zu Gunsten der Bühnenmoral gehören nur der Coulissenwelt an, nicht der realen Welt: Ueberzeugungen lassen sich ändern, wenn auch nicht mit solcher Plötzlichkeit; aber Charaktere nicht. Unsere zweite Bemerkung betrifft Frau Lerche; durch die ganze Situation, deren Heldin sie ist, werden wir doch in einer aufdringlichen Weise an das Lustspiel von Benedix: „Der Sohn der Hökerin" erinnert.

Wir finden dagegen die Zeichnung des Kanzleiraths Bernhard Voß vortrefflich; das ist ein durchaus lebenswahres Charakterbild: dieser gedrückte, mißmuthige, empfindliche Beamte, der in allem eine Zurücksetzung sieht, zuletzt in Noth geräth, in seiner Bedürftigkeit aber noch soviel Delicatesse zeigt, daß man sich mit den unangenehmen Zügen des Charakters aussöhnt.

Der „Compagnon" beweist von neuem, daß der für den Alltagsbedarf der Bühnen arbeitende Autor große Gewandtheit besitzt in der Zusammenstellung des komisch Wirksamen, obgleich der philiströse Grundzug des Dialogs, dem doch aller feinere Parfüm des Esprit fehlt und dann die scenische Ausbeutung der alltäglichen Lebensbilder, wozu das Decken eines Tisches, das Ausziehen aus einer Wohnung u. s. f. gehören, doch wieder die Vorzüge des Autors beeinträchtigen, die wir in seinem ernsten Streben und in einer oft tüchtigen Charakterzeichnung erblicken.

Die hiesige Darstellung war zwar gut einstudirt; auch trugen sämmtliche Darsteller mit ihren besten Kräften zum Gelingen des Ganzen bei; aber die Besetzung der Rollen schien uns nicht die richtige zu sein und wir können uns deshalb wohl denken, daß der Gesammteindruck des Stückes, wenn er auch nie an denjenigen des Doctor Klaus heranreichen kann, doch noch ein günstigerer sein kann. Die Rollen der beiden Brüder Voß und des Hausdieners Friedrich hätten an die drei Darsteller, Hrn. Schubert, Hrn. Eichenwald und Hrn. Tietz anders vertheilt werden müssen. Der Fabrikant August Voß, der überzärtliche Vater und aufdringliche Schwiegervater, ist eine Rolle für den Charakterkomiker; sie gehörte Hrn. Eichenwald. Hr. Schubert spielte Einzelnes komisch wirksam, aber eben ganz im Styl des Fachkomikers, der das Burleske um jeden Preis zur Geltung bringt; August Voß muß aber mehr dramatischen Rückgrat haben, und den hätte ihm Hr. Eichenwald gegeben. Die Rolle des Bernhard Voß spielte dieser ganz trefflich; doch Hr. Tietz würde sie ebenso zur Geltung gebracht haben, während wir meinen, daß der Hausdiener Friedrich besonders für die vis comica des Hrn. Schubert geschaffen war.

Dilettantische Dichter gehören auch zu den Charakteren, welche unsere Lustspielmuse bevorzugt: besonders sind es Dichterinnen, wie Aurora Morgenstern und ihre Ahnfrau Theudelinde in „Doctor Wespe", welche sie uns vorzuführen liebt. In unserem Stück ist es der Spiritusfabrikant Ferdinand Winkler, der bisweilen die Besuche der Muse empfängt und so indiscret ist, dies aller Welt auszuplaudern. Er ist ein sehr aufdringlicher Dilettant; nicht nur die Hauptpersonen des Stückes behelligt er mit seinen poetischen Versuchen, sondern auch eine Reihe namhafter Kritiker und Schriftsteller, deren Antwortschreiben er in der Tasche trägt und mit denen er renommirt. Das erinnert wieder an den Herrn Kuk in Paul Lindau's „Diana", der mit allen möglichen Berühmtheiten auf dem freundschaftlichsten Fuße steht. Den jungen Spirituskaufmann, der aller Welt seine poetischen Pistolen auf die Brust setzt, spielte Herr Stöckel mit gewohnter Munterkeit und verhalf besonders der Schlußscene des ersten Actes zu ihrer theatralischen Wirkung. Wenig dankbar ist die Rolle des Oscar Schumann, eines sehr energischen Compagnons, den Herr Ellmenreich mit entsprechender Haltung vorführte.

Gegen die Männerrollen treten die weiblichen in diesem Lustspiel wesentlich zurück: Frau Mathilde und Frau Adele sind Dutzendwaare ohne besondere Merkmale; Frau Schubert und Fräul. Tullinger bedurften keiner besonderen Anstrengung, um sie entsprechend durchzuführen. Die Louise wurde von Fräul. Jürgens gespielt; die junge Darstellerin bedarf im Conversationston noch größerer Gewandtheit und Sicherheit. Frau Spitzeder gab die Wittwe Lerche mit kleinbürgerlicher Tüchtigkeit: interessant läßt sich diese Rolle durchaus nicht machen. Die stets mit ihren Anmeldungen ins Zimmer explodirende Marie wurde von Fräul. Butze mit resoluter Komik dargestellt; ein hübsches Genrebild war die alte Tante Röper des Fräul. Caspary.

Die komischen Scenen des Stückes verfehlten natürlich ihre Wirkung nicht, obschon einzelne Späße doch auch hier und dort ein ästhetisches Mißvergnügen erregten, besonders bei denen, die vom Lustspiel einen mehr einheitlichen Styl verlangen und obschon andere Scenen wieder etwas Langeweile verbreiteten. Aeußerlich fehlte es nicht an Beifallsbezeugungen, die durch keine Opposition unterbrochen wurden.

Rudolf von Gottschall.

Vom Leipziger Kunstverein.

(Fortsetzung.)

Die ausgestellten Copien von Philippine Wolf-Arndt in Leipzig geben Zeugniß von einer trefflichen Schule und einem lebendigen Gefühl für Farbe. Die Charakteristik der einzelnen Köpfe läßt einen günstigen Schluß auf die Porträtmalerin ziehen.

Neben der Malerei wird die Sculptur recht wie ein Stiefkind vom Publicum behandelt. Man wird das überall finden, wo beide zugleich vertreten sind. Wer sich auf Ausstellungen an den Bildern erfreut, aber auch müde gesehen hat, erschrickt fast, wenn ihn der Katalog erinnert, daß auch die Sculptur ihre Abtheilung habe. Dabei ist es natürlich nicht erlaubt, sie von der Beachtung auszuschließen. Es giebt einmal öffentliche Plätze und Gebäude, die mit Statuen besetzt werden müssen, Nischen, die sich nicht ohne die Büsten hervorragender Zeitgenossen denken lassen — Pendulen und Candelaber, die der Verzierungen bedürfen — enfin, es ist immer Grund vorhanden, es mit der Bildhauerkunst nicht ganz zu verderben. So nehmen die meisten sie der Reihe nach durch und fühlen sich leicht, wie nach einer vollbrachten Pflicht, wenn sie beim Buchladen Z angelangt sind. Ich lasse Ausnahmen gelten, aber im Allgemeinen wird mir wol Niemand widersprechen. Sollte es geschehen, würde ich mich herzlich freuen, daß Andere in dieser Hinsicht günstigere Erfahrungen gemacht haben, als ich selbst.

Der Grund dieser Vernachlässigung liegt vor Allem daran, daß der strenge, ernste Charakter der Sculptur vom Beschauer eine viel sorgfältigere Erziehung erfordert, als der der Malerei. Ein anmuthiges Genrebild, die stimmungsvolle Wiedergabe einer schönen Natur, begreift Jeder und darum hat auch Jeder sein Vergnügen daran. Von dem unendlichen Wohlgefühl aber, das der Rhythmus der Linien eines plastischen Kunstwerks in uns zu erzeugen vermag, werden wahrscheinlich nur Wenige aus Erfahrung reden können. Es verhält sich damit wie mit gewissen Harmonien in der Musik, an die das Ohr auch erst gewöhnt werden muß, um sie lieb und immer lieber zu gewinnen. Diese Gewohnheit fehlt uns. Weder das Klima noch die Mode begünstigen den nähern Umgang mit der Sculptur, dessen die Alten sich rühmen

konnten und der mit ihrer Neigung dafür auch eng zusammenhing.

Das Klima wirkt bei uns so zerstörend auf den Stein, daß man gerechte Ursache hat, mit der Ausstellung von Meisterwerken im Freien etwas sparsam umzugehen. Die Mode aber hat sich fast ausschließlich der Malerei zugewendet. Wenn man den Consum auf dem Bildermarkte innerhalb der letzten fünfzehn Jahre mit Ziffern bezeichnen wollte, so würde sich ein höchst erfreuliches Resultat für die Maler daraus ergeben. Mit der Nachfrage sind natürlich auch die Preise gestiegen. Daß das Bild eines lebenden Künstlers (Meissonier), das nur 10 Centimeter im Geviert hat, mit 50 000 Frcs. bezahlt wird — 5000 Frcs. für den Quadratcentimeter! —, daß man für eine Aquarelle (Victor Talvir's) 30 000 Frcs. giebt, sind selbst in Paris, der eigentlichen Börse für den Bilderhandel, seltene Ausnahmen. Aber es ist wol außer Zweifel, daß auch ein mittelmäßiges Talent, sofern es nur eine gewisse Technik erreicht und sich dem Geschmack des Publicums anzupassen versteht, ein hübsches Vermögen erwerben kann, wenn es flott und stetig arbeitet.

Viel schwerer ist es dem Bildhauer gemacht, namentlich in Deutschland. Man hat sich auch hier mehr daran gewöhnt, im Verhältniß zu früher, Bilder zu kaufen und mitunter auch hohe Preise dafür zu zahlen. Aber wer 15—20 000 ℳ für ein Gemälde ausgiebt, entschließt sich deshalb noch nicht, eine Marmorstatue für denselben Preis zu kaufen, obgleich er mit dieser sein Haus ganz eben so gut, vielleicht noch besser zieren könnte. Auch hier sind es nur ganz vereinzelte Fälle, wo Ausnahmen gemacht werden. Die Regierungen sind in ihren Aufträgen nicht minder sparsam wie die Privaten. Bei der Wiener Weltausstellung — ich erwähne die spätere Pariser nicht, weil sich das Verhältniß dort nur als ein ganz begreifliches herausstellen würde — verdanken unter den Werken der französischen Sculptur eine sehr bedeutende Anzahl lebens- und überlebensgroßer Gruppen ihre Entstehung den Aufträgen des Staates. Ich erinnere mich der Ziffer nicht mehr ganz genau, weiß aber, daß es weit über fünfzig waren. Deutschland — das doch den Transport viel näher hatte — war kaum mit einem halben Dutzend solcher vertreten.

Bei diesem entschiedenen Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage ist es nicht genug anzuerkennen, daß unsere Sculptur auf der hohen Stufe steht, die sie thatsächlich einnimmt.

Wir haben von zwei ihrer ersten Meister jetzt Porträtbüsten in Marmor im Kunstverein. Johannes Schilling aus Dresden hat die des Geheimen Hofrath Professor Dr. Kolbe ausgestellt, Adolf Hildebrand in Florenz die des verstorbenen Philologen F. Ritschl.

Schilling ist einer der vorzüglichsten Vertreter der Dresdner Schule und namentlich durch seine „Tageszeiten" an der Brühl'schen Terrasse, die leider vom Klima schon recht unbarmherzig behandelt wurden, den weitesten Kreisen bekannt. Einen vielleicht noch eclatanteren Ruf wird ihm die Kolossalstatue der Germania sichern, deren Guß man in der königlichen Gießerei in München mit großem Eifer betreibt. Schilling ist unbestritten einer der nationalsten unserer Künstler. Seine Werke sind schlicht und einfach und doch von einer hohen Idealität durchdrungen.

Hildebrand ist den Leipzigern ein alter und lieber Bekannter, verdankt ihm doch das Museum eine seiner schönsten Zierden. Auch sein „Hirtenknabe", der seinerzeit großes Aufsehen erregte, ist das Eigenthum eines der kunstsinnigsten und für die Kunst thätigsten Leipzigers. Im Studium des Nackten ist Hildebrand den vorzüglichsten Meistern der modernen französischen Schule ebenbürtig, die in dieser Hinsicht wol unbestritten das Uebergewicht über die deutsche hat, wenn sie ihr in anderer auch nachsteht. Dabei hat er einen feinen Takt für die Linie, das heißt eine Grazie, die oft an die Antike erinnert.

Künstler wie Hildebrand und Schilling, die in ihren Werken der Schönheit noch einen so hohen Cultus weihen, sind heutzutage nicht genug zu würdigen, wo der herrschende Naturalismus mit seinen Uebertreibungen sich auch anfängt in der Sculptur breit zu machen, die unter seinem Einfluß am meisten zu leiden droht.

Bei den Griechen sorgte sogar die hohe Obrigkeit dafür, daß die Schönheit respectirt wurde. Auf das Gesetz der Thebaner, das die Nachahmung der Natur ins Häßliche bei Strafe verbot, kommt Lessing wiederholt zurück.

So streng nahm man es allerdings nicht während der Blüthezeit der Renaissance, obwol man ebensalls noch eine hohe Vollendung in der Form erstrebte. Rafael malte die Galathea, indem er aus den verschiedensten Individuen gewissermaßen einen Schönheitsextract für sie zog. Anders die Gegenwart. Will ein Modell beim Künstler jetzt Glück machen, so muß es der Antike und dem Rafael'schen Ideale so unähnlich als möglich sein. Von dem allgemeinen Schönheitsbegriff muß es sich durch ein Besonderes unterscheiden. Denn nur das Individuelle zieht noch an und eine gewisse pikante Häßlichkeit ist sogar sehr beliebt geworden.

Das dritte der ausgestellten Porträts ist eine Bronzebüste F. Liszt's von Silbernagl aus Wien. Ueber die Aehnlichkeit kann sich hier Jeder seine eigene Meinung bilden, denn das Original ist bekannt genug. Ich möchte hier erinnern, daß die Bronze dem Künstler eine besondere Schwierigkeit auferlegt. Licht und Schatten, mächtige Factoren beim Stein oder Gips, fallen hier weg und nur die allgemeine Form kann auf's Auge wirken. Karl Schlüter in Dresden hat einen schlafenden Hirtenknaben in Marmor ausgestellt, reducirte Größe, den ich als Zimmerschmuck auch manchem der Bilder vorziehen würde, das an Gelbwerth ihn ausstickt. Die Linien sind wohlthuend und die Erschlaffung der Glieder im Schlaf schön ausgedrückt. Von dem Gipsmodell „Die schreibende Römerin" von Wilhelm Weinhold in Dresden gefällt mir besonders die Profilsilhouette.

Auf die Arbeiten der graphischen Künste nehme ich später einmal Gelegenheit zurückzukommen*).

Franz Vidal.

*) Unser Herr Berichterstatter verspricht uns, von nun an kurzgehaltene laufende Berichte über die im Kunstverein ausgestellten Neuheiten für den localen Theil unseres Hauptblattes zu geben. D. R.

K. Sächsischer Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 7. März unter Vorsitz S. K. H. des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachsen.

Der Vereinssecretär Hr. Hauptstaatsarchivar Dr. Ermisch berichtet über das verflossene Vereinsjahr, in welchem der Verein 8 Mitglieder durch den Tod verlor, während 24 Mitglieder in denselben aufgenommen wurden. Nach erfolgter Cassenvorlage, Wahl der Rechnungsrevisoren und Verlesung des Budgets wurde zur statutengemäßen Neuwahl des Directoriums geschritten und zwar gingen einstimmig wiederum aus der Wahl hervor: Hr. Generallieutenant v. Carlowitz, Exc., als 1. Director, Hr. Professor Dr. Steche als 2. Director, die Herren Hauptstaatsarchivar Dr. Ermisch, Bibliothekar am K. Statistischen Bureau am Ende, und 2. Director am K. Historischen Museum Büttner bez. als Secretär, Cassirer und Vorstand des Vereinsmuseums.

Es erfolgt die Verlesung eines Schreibens der K. Regierung vom 26. v. M., in welchem dieselbe sich mit dem im vor. Mon. überreichten Vereinsgutachten, betreffend eine ev. Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler des Landes, spec.

der in dem amtshauptmannschaftlichen Bezirk Pirna befindlichen, im Wesentlichen einverstanden erklärt, durch welches ferner die K. Regierung, unter Bewilligung der veranschlagten Kosten, den Verein mit der Anfertigung einer versuchsweisen Inventarisation des amtshauptmannschaftlichen Bezirkes Pirna betraut und als Regierungscommissar für die zu fertigende Arbeit Hrn. Geh. Regierungsrath Schmiedel bestellt. Der Verein sprach für das ihm hierdurch abermals geschenkte Vertrauen der Regierung seinen lebhaften Dank aus. Se. K. Hoheit der Prinz Georg beauftragte hierauf im Namen des Vereins Hrn. Professor Dr. Steche mit der Leitung und Ausführung der Arbeit, welche nun sofort in Angriff genommen werden wird.

Zur Aufnahme in den Verein — ein hocherfreuliches Zeichen immer reger werdenden Interesses für die Vereinszwecke auch in weiteren Kreisen — wurden die Städte Oschatz und Dippoldiswalde angemeldet, deren Aufnahme in der nächsten Sitzung stattfinden wird. Die Stadt Pegau gehört dem Verein schon seit einer längeren Reihe von Jahren an.

In dem Hauptvortrag des Abends „Von Schlüter zu Pöppelmann" besprach Hr. Architekt C. Gurlitt einen in der K. Oeffentlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Band Zeichnungen, auf welchen Hr. Bibliothekar Dr. Schnorr v. Karolsfeld den Vortragenden die Güte gehabt aufmerksam zu machen. Der Band war früher mit „Escurial" bezeichnet, wol weil das erste Blatt einen in Kupferstich ausgeführten Grundrißtheil jenes Schlosses zeigt, in der That enthält jedoch der aus dem gräflich Brühl'schen Nachlaß stammende, während des Vortrags ausliegende Band neben anderen Zeichnungen vorzugsweise eine sehr bedeutende Reihe von Dresdner Schloß- und Zwingerprojecten. Der Vortragende besprach die Verbindung, in welcher die 1699 begonnene neue Errichtung des Berliner Schlosses durch Schlüter mit der Planung eines neuen Dresdner Schlosses steht und wie nahe die Möglichkeit und Vermuthung gelegen, in jenem Bande Schlüter'sche Pläne vom Berliner Schloß wieder zu finden, welche Eosander v. Goethe, der Nachfolger und Rivale Schlüter's, vom Berliner Schloßbau widerrechtlich an sich genommen zu haben geziehen wurde, denn Eosander trat bekanntlich, nachdem er 1713 Berlin verlassen, in kursächsische Dienste und errichtete bekanntlich Schlößchen Uebigau bei Dresden. Die Pläne jenes Bandes gehören indessen unzweifelhaft Pöppelmann, dem Erbauer des Dresdner Zwingers, an, ihre Entstehungszeit verweist Redner in die Jahre 1705—1710. Sie zerfallen in mehrere Gruppen und zeigen deutlich Schlüter's Einfluß auf Pöppelmann. Das erste Blatt z. B. ergiebt sich als eine Variation der Schlüter'schen Berliner Schloßanlage, während der zweite Plan, unmittelbar die Situation des alten Dresdner Schlosses zu Grunde legend, eine Erweiterung desselben in reicher Façadenentfaltung zeigt. Im fünften Blatt zeigt Pöppelmann seine Befreiung von Schlüter und zugleich seine sprudelnde Originalität. Bleistiftcorrecturen auf verschiedenen Blättern deuten sicher auf die Mitarbeiterschaft König August II. An eine Reihe Blätter, welche theils auf neuen Grundrißdispositionen, theils auf Umbau des alten Schlosses und dessen Verbindung mit Neubauten fußen, schließen sich zehn Blatt Zwingerstudien, welche dessen schließlicher Ausführung zu Grunde liegen. Es folgen ferner zwei architektonisch sehr werthvolle Blatt Façadenentwürfe für das Prinzenpalais am Taschenberg zu Dresden, welchen der Redner eine frühere Entstehungszeit als die der Schloßprojecte zuertheilt, sowie Saaldecorationen und Entwürfe für das Proscenium und den Zuschauerraum des Hoftheaters August II. Der Redner faßte in fesselnden Vortrage den Werth der hochinteressanten Blätter darin zusammen, daß dieselben nicht nur eine außerordentliche Summe von Fleiß und jener selbständigen Künstlerschaft aufweisen, welche Pöppelmann sich weniger durch seine Reisen in Italien und Frankreich als durch das Studium Schlüter's und eigne Kraft erworben, sondern daß sie ferner eine wesentliche Lücke in der Entwickelung der deutschen Kunstgeschichte ausfüllen.

In der That ist der Band von allerhöchster Wichtigkeit nicht nur für die sächsische Kunstgeschichte im Allgemeinen, sondern er ist unschätzbar für die völlige Kenntniß der allmäligen Entwickelung des Dresdner Zwingerbaues, denn er enthält die Façadenprojecte und bez. Ausführungsstudien für den Dresdner Schloß- und Zwingerbau, welche als unmittelbar ergänzende, ja als ganz integrirende Theile jener zu gleichen Zwecken und von gleicher Hand gefertigten Grundrisse und anderer zugehöriger Pläne zu bezeichnen sind, welche Steche im Königl. Oberhofmarschallamt und an anderen Orten 1877 auffand und durch deren Besprechung im Verein während der Jahre 1878 und 1880 wie durch deren in dem Werke „Dresden und seine Bauten" (Meinhold und Söhne, Dresden 1878) zuerst veröffentlichten wissenschaftlichen Beurtheilung Steche, soweit es die bis dahin aufgefundenen Zeichnungen ermöglichten, zuerst den Grund für die künstlerische und wissenschaftliche Erkenntniß und Beurtheilung der Entstehung des unvergleichlichen Baues gelegt hat.

Lehrbücher.

—r. Die Literaturkunde in der Mittelschule. Ein Lernbuch für die Hand der Schüler von Emil Wolff, Rector der städtischen Schulen zu Rosenberg i. W.-Pr. Dritte nach der preußischen Rechtschreibung revidirte Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann 1880.

Zwölf Thesen über den Geschichtsunterricht auf höheren Schulen. Von Dr. Adolf Köcher, Lehrer am Kaiser-Wilhelms-Gymnasien zu Hannover. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung 1880.

Der praktische Unterricht, eine Forderung der Zeit an die Schule, sein erzieherischer, volkswirthschaftlicher und socialer Werth von Emil v. Schendendorff, kaiserl. Telegraphen-Directions-Rath a. D. und Stadtrath zu Görlitz. Ferdinand Hirt, Universitäts- und Verlags-Buchhandlung, Breslau 1880.

Das Wolff'sche Lernbuch soll eine Unterlage für die poetische Lectüre und die Anweisung über das Unentbehrliche bezüglich des Versmaßes und der allgemeinen metrischen Gesetze, sowie der bedeutendsten deutschen Dichter bieten, was nach dem Lehrplane der preußischen Mittelschule den Schülern „in einer deren Fassungskraft" entsprechenden Weise gegeben werden soll. Demgemäß enthält dasselbe eine kurze Darstellung der Formenlehre, eine Uebersicht des geschichtlichen Ganges der deutschen Literatur, eine Charakteristik der bedeutendsten Dichter ohngefähr von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab und im Anhange einige speciellere Ausführungen über das Versmaß einiger Klopstock'scher Oden, über das Nibelungenlied und die deutschen Volksbücher sowie Biographisches über einige ältere Dichter und über Kirchenliederdichter. Bei einer etwaigen späteren Auflage möge der Verfasser darauf achten, daß P. Heyse sich nicht „Heise" schreibt und daß die Schreibart des Geburtsortes des Dichters Gellert Hainichen und nicht „Heinichen" ist. — Die wichtigsten unter den Thesen, welche Dr. Köcher in Sachen der viel erörterten Frage des Geschichtsunterrichtes auf den höheren Lehranstalten aufstellt, um eine Modification des sogenannten Normallehrplans und der bewährtesten historischen Hilfsbücher anzuregen, sind Folgende: Im Lehrplan der Geschichte ist kein wesentlicher Unterschied zwischen Gymnasien und Realschulen I. O. aufrecht zu erhalten. Das Endziel des Geschichtsunterrichtes auf allen höheren Lehranstalten kann nur historische Bildung sein. In Septima sind griechische, in Sexta deutsche Sagen, in Quinta Lebensbilder aus der alten und der deutschen Geschichte zu geben, in

Unter-Tertia ist die deutsche Geschichte bis 1555, in Ober-Tertia bis 1871 zu führen, der Geschichtsunterricht in Unter-Secunda hat mit einer kurzgefaßten Darstellung der alten orientalischen Geschichte und Cultur zu beginnen, in Ober-Secunda ist die Geschichte der Römer und des Mittelalters, in Unter-Prima die Geschichte von etwa 600—1600, in Ober-Prima die Geschichte der Neuzeit von 1600 bis 1871 zu behandeln. Der historische und der geographische Unterricht müssen, wenigstens in den mittleren Classen, in der Weise alterniren, daß man die darin für Geschichte und Geographie zusammen angesetzten Lehrstunden entweder in jeder 3. Woche oder in 3—4 auf einander folgenden Wochen ausschließlich für Geographie verwendet. — In der dritten der oben angeführten Schriften sucht der Verfasser für den „praktischen Unterricht", dessen erziehlichen, volkswirthschaftund socialpolitischen Werth er hervorhebt, eine Lanze zu brechen. Er tritt in dieser Beziehung in die Fußtapfen des dänischen Mittmeisters von Clausen-Kaas, welcher beinahe 2 Jahrzehnte lang bereits die in Deutschland neu einzuführende pädagogische Idee in seinem Vaterlande nutzbar gemacht hat. Das k. preußische Cultusministerium hat auch bereits zwei vortragende Räthe nach Dänemark, Schweden und Norwegen mit dem Auftrage entsendet, die daselbst mit dem Handfertigkeits-Unterrichte gemachten Erfahrungen festzustellen und die getroffenen Einrichtungen in Augenschein zu nehmen. Auch in unserer Stadt ist bekanntlich — irren wir nicht, auf Anregung der Gemeinnützigen Gesellschaft — vor Kurzem eine solche Arbeitsschule, in welcher der Schulunterricht durch praktische Beschäftigung ergänzt werden soll, in das Leben gerufen worden. Die Bewohner unserer Stadt werden mithin bald Gelegenheit haben, von den „praktischen Resultaten dieser neuen pädagogischen Idee" sich selbst zu überzeugen.

+ Der Wunsch, zur schnelleren Verbreitung der neueren amtlichen preußischen Orthographie — wir haben bekanntlich zur Zeit eine amtliche preußische, bayerische und Reichs-Orthographie, wenn man bei der letzteren an die vom Reichskanzler angeordnete Beibehaltung der zeitherigen Orthographie denkt — beizutragen, hat einen Theilnehmer an der sogenannten orthographischen Conferenz, Dr. Konrad Duden, Director des königl. Gymnasiums zu Hersfeld, veranlaßt, ein vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache nach den neuesten preußischen und bayerischen Regeln herauszugeben (Leipzig, Verlag des Bibliographischen Institutes 1880, Preis cart. 1 ℳ). Zu dessen Gebrauche verweisen wir auf die Vorbemerkungen, in denen der Verfasser über die Anlage und Einrichtung des Wörterbuches, die Aufnahme deutscher Wörter und von Fremdwörtern, die Ermittelung der den Wörtern zukommenden Schreibung, das Verfahren bei den sich ergebenden Schwierigkeiten, einzelne Abweichungen von der amtlich festgesetzten Schreibung nähere Mittheilung gemacht und die erforderlichen ergänzenden orthographischen und grammatischen Regeln beigefügt hat. Der Verfasser giebt übrigens der Ueberzeugung Ausdruck, daß es durchaus nicht die Absicht der preußischen und bayerischen Regierung gewesen sei, für alle Fälle und für alle Zeiten endgiltige Bestimmungen zu treffen, daß sie nur, um verkehrten Richtungen die Thore zu verschließen, für jetzt haben feststellen wollen, was für die Schule Rechtens sei. Es sei keineswegs ausgeschlossen, daß auch in der Folge noch Veränderungen, deren Richtigkeit und Zweckmäßigkeit auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterung nachgewiesen worden sei, in die amtliche Rechtschreibung Aufnahme finden.

— Zu den vortrefflichsten und bewährtesten Unterrichtsmitteln für Stenographie gehören bekanntlich die stenographischen Schreibehefte mit systematisch arrangirten Vorschriften von Professor H. Krieg, Vorstande des kgl. stenographischen Institutes zu Dresden. Dieselben führen mit einer unübertrefflichen Klarheit und Bündigkeit in mustergiltiger Form das ganze, die sogenannte Correspondenzschrift (Lautlehre, Wortbildung und Wortkürzung mit Sigeln) umschließende Lehrgebäude dem Schüler besser und eindringlicher vor, als es die meisten der vorhandenen Lehrmittel zu thun im Stande sind. Grade von Letzteren heißt es hier mehr wie bei jeder anderen Disciplin: viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Hätte der Verfasser dieser vom pädagogischen Gesichtspunkte unübertroffenen Hefte die Nothwendigkeit einer authentischen Interpretation seiner Vorschriften erkannt und hätte danach seine Arbeit nicht den Vorzug, den wir ihr vor allen ähnlichen Leistungen bereitwillig einräumen, so würde eine solche Erläuterung gewiß schon längst erschienen sein, umsomehr, als die stenographische Schule bereits zwei sehr gut accreditirte Lehrbücher des Prof. Krieg besitzt. Daher müssen wir in Bezug auf die jüngst bei Gustav Diese in Dresden erschienene Anleitung beim Gebrauche der Krieg'schen Stenographie-Hefte von Oberlehrer E. R. Freitag sagen, daß, so sorgfältig sie auch den geistigen Urheber zu interpretiren bemüht sich zeigt, damit doch im Ganzen etwas Ueberflüssiges gethan worden sein würde, selbst wenn die einzelnen Theile eine besondere Kritik nicht herausforderten, wie dies allerdings hier und da der Fall ist. Die gegebenen Erklärungen sind zum Theil unnütz ausführlich, theilweise aber auch unvollständig und unklar, und bestreiten wir, so gut gemeint das Buch auch sein mag, dem Verbreiter die Berechtigung, den Lehrer in seiner durch die Hefte ermöglichten freien Vortragsform überflüssiger Weise einzuschränken, und können wir andererseits auch für den Schüler kein Heil aus dem „Studium" dieser Anleitung erblicken. Auch für autodidaktische Erlernung der Stenographie genügen die Hefte beim Gebrauche des Krieg'schen Lehrbuches. Und für inferiore Auffassungen, für welche die Stenographie überhaupt nicht existirt, hat die Anleitung doch nicht geschrieben werden sollen. Alles in Allem, die an sich recht fleißige Arbeit ist kein nothwendiges Lehrmittel.

* * *

r. Die Redaction und die Verlagshandlung der deutschen Monatshefte „Nord und Süd" haben sich mit Fertigstellung des Aprilheftes beeilt, damit daselbe noch rechtzeitig zum 84. Geburtstage unseres Kaisers erscheinen könne. Sein wohlgetroffenes Bildniß schmückt zu Ehren des Tages das Heft, ein weihevolles, mit den Worten

„Ja, das ist unsres ehrfurchtwürd'gen Kaisers,
Ist unseres „Barbablanca" theures Antlitz . . ."

anbedendes Gedicht leitet dasselbe würdig ein. — Den weiteren Inhalt bildet zunächst eine Novelle Otto Roquette's in Darmstadt „Der Dachreiter", ferner eine biographische Charakteristik des Dichters des „Frühlings" Ewald Christian v. Kleist, dessen Werke zwar neuerdings nur von Wenigen gelesen werden, dessen Name aber in der deutschen Literaturgeschichte einen wohlverdienten Platz gefunden hat, von Karl Koberstein in Dresden. R. v. Ihering in Göttingen bietet eine interessante sprachgeschichtliche Ausführung über das Thema „Die Sitte im Munde der Sprache", Freiherr von der Goltz hat Skizzen aus der Kriegsführung der Gegenwart, Adolf Böttticher in Berlin eine Beschreibung der Stadt des Tantalos beigetragen, dieser von Sage und Dichtung reich umwobenen, von Karl Humann jüngst erforschten und festgestellten Stätte, endlich giebt F. v. Holtzendorff eine Fortsetzung seiner socialpolitischen Reisestizzen aus Schottland, in denen er diesmal u. A. über die „männliche, staatsbürgerliche Freiheit" der Geistlichen der bischöflichen Kirche Englands sich verbreitet und über zwei interessante Verhandlungsgegenstände des Edinburger Congresses, die gesetzgeberische Behandlung der Wohlthätigkeitsstiftungen und die Behandlung jugendlicher Delinquenten unter Einstreuung geistvoller Zwischenbemerkungen referirt. Mit Bücherbesprechungen schließt das inhaltsreiche Heft.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandversandt) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 26. Donnerstag, den 31. März. 1881.

Inhalt: Die heilige Zahl, von Moritz Lilie. — Erzählungen (Fräulein von Saint-Amaranthe, Roman von Rudolf v. Gottschall. Die Brüder, Novelle von Hugo Dinckelberg). — Illustrirtes Tagebuch, von Hermine Stilke. — „Unsere Zeit."

Die heilige Zahl.

Von **Moritz Lilie.**

Eine hohe Bedeutung für das Culturleben der Völker, einen mächtigen Einfluß auf ihre religiösen Vorstellungen, ihr allmäliges Fortschreiten in Wissenschaften und Künsten hatte von jeher die Zahl Drei. Seit den Uranfängen der Geschichte, die sich im Nebel ferner Jahrtausende verlieren, bis auf den heutigen Tag ist diese heilige Zahl mit den Geschicken des Menschengeschlechtes auf das Innigste verwachsen, ja selbst in den drei Reichen der Natur ist sie immer und immer wieder zu finden. Ein geheimnißvoller Zauber umgiebt diese seltsame Zahl und mit ehrfurchtsvoller Scheu blickten die Völker aller Zeiten auf sie, ihr erhabene symbolische Bedeutungen beilegend. Die Ziffer Drei ist die vollkommenste des ganzen Zahlensystems; die in der Zwei liegenden Gegensätze, die Grundlagen der dualistischen Lehren, werden durch das hinzugekommene Dritte vereinigt und zu einem versöhnten Ganzen gestaltet. Zwischen Anfang und Ende liegt das unmittelbare Sein, aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft besteht die Zeit und alles Leben. Auf die drei Söhne Noah's, Sem, Ham und Japhet, wird die Dreitheilung der Völker zurückgeführt; analog dieser alttestamentarischen Ueberlieferung gab auch der griechische Mythus dem Stammvater der Hellenen drei Söhne, Aeolos, Doros und Xuthos, die Urahnen der drei griechischen Hauptvölkerschaften, und die alten Germanen führten ihre Abkunft ebenfalls auf eine Dreizahl, die Söhne Thuiskon's, zurück.

Schon dreitausend Jahre vor Beginn unserer christlichen Zeitrechnung hatten sich die alten Indier, jenes merkwürdige Volk, das schon im grauen Alterthum auf einer hohen Stufe der Cultur stand, eine heilige Trias gebildet, vor welcher sie anbetend im Staube lagen. Das, was sie unmittelbar umgab, Erde und Wasser, wurde personificirt und ihnen als Drittes das Feuer beigesellt; Brahma der Erschaffer, Wischnu der Erhalter und Schiwa der Zerstörer waren die drei Götter, welchen die Indier die höchste Macht beilegten. In ihren religiösen Anschauungen bildete diese Dreifaltigkeit ein einziges Wesen mit drei Köpfen, Trimurti genannt, und die Beziehungen dieser Götter zu den Elementen, welche sie versinnbildlichten, zeigt, daß die Indier in den Wirkungen derselben nicht blos eine Naturkraft erkannten, sondern in ihnen den Ausdruck und die Macht eines überirdischen Wesens verehrten. Nach dem Volksglauben hatte die Welt fünf Zeitabschnitte zu durchleben, deren jeder 4320 Millionen Jahre dauerte; nach Ablauf dieser Frist löste sich das All auf und vereinigte sich wieder mit Brahma, dem höchsten göttlichen Wesen. Die Zahl 4320 aber beruht auf einer arithmetischen Progression der drei auf Eins folgenden Zahlen und sie drückt gleichzeitig die Zahl der Minuten aus, aus denen dreimal vierundzwanzig Stunden zusammengesetzt sind.

Es konnte nicht fehlen, daß bei den lebhaften Handelsbeziehungen der Indier zu den Nachbarvölkern ihre Religionslehren, wenigstens in den Grundzügen, auch bei diesen Eingang fanden und selbst bis zu entfernten Nationen, deren Gewässer die indischen Fahrzeuge aufsuchten, sich Bahn brachen. Der chinesische Weise Fo-hi, welcher nebst den mythischen Herrschern Yao, Schun und Anderen für den Begründer von Staat und Religion gilt und als der ursprüngliche Schöpfer der später zu so hoher Blüthe gelangten chinesischen Cultur angesehen wird, lehrte ebenfalls eine Dreiheit, aus welcher die Welt besteht. Laotse, der etwa 600 Jahre vor Christo lebte, läuterte und verebelte die Anschauungen seines Vorgängers Fo-hi und wurde der eigentliche Stifter der Taoreligion, die in manchen Dogmen eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Christenthume zeigt, da auch sie den höchsten Werth auf die sittliche Veredelung des Menschen legt, Feindesliebe predigt und von ihrem Bekenner das Streben fordert, dem höchsten Inbegriff alles Guten immer ähnlicher zu werden, sich in Tao, d. h. Vernunft, zu vertiefen und nur nach ihr zu handeln. Tao ist das höchste Wesen und ihm zur Seite steht die physische und moralische Welt, die zusammen eine Dreifaltigkeit bilden, welche dieser Religionslehrer als den Urgrund alles Seins betrachtet. Eine weitere Umgestaltung erfuhr der Taoismus durch den chinesischen Philosophen Kon-fu-tse, welcher denselben namentlich in sittlich-politischer Beziehung weiter entwickelte.

Zoroaster, der berühmte Glaubenslehrer der alten Iranier, war Anhänger des Dualismus, denn er nahm zwei Hauptgottheiten an, welche ein ganzer Hofstaat guter und böser Geister umgab. Ormuzd, der Schöpfer der Welt, der Segenspender, stellte das gute, Ahriman dagegen das böse Princip dar. Aber fast unbewußt verwandelte dieser Stifter der altpersischen Religion, welcher etwa tausend Jahre vor Christi Geburt lebte, seinen Dualismus in eine Dreifaltigkeit, denn aus dem fortwährenden Kampfe der beiden Gottheiten entspringt als Drittes das Werden und Dasein alles Lebens. Die Lehre des Zoroaster war eine der tiefsinnigsten des Alterthums und sie erhielt sich in dem alten Perserreiche fast zwölfhundert Jahre, bis zu dessen Sturz durch Alexander den Großen. Die Sassaniden als Begründer des neupersischen Staates erneuerten zwar die alten Glaubensfassungen ihrer Vorfahren, wenn auch mit einigen Veränderungen, aber schon im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eroberten die Araber das Land, und mit ihnen fand die neue Lehre Mohamed's Eingang und verdrängte Zoroaster's Religion für immer von dem Boden Irans. Nur in den Parsen Indiens lebt dieselbe noch fort und dieses hochentwickelte, geistig die Eingeborenen weit überragende Volkselement von wenig mehr als hunderttausend Seelen ist noch der einzige Träger dieses altehrwürdigen sinnreichen Cultus.

Unter den Völkern des Alterthums, die sich durch hohe Bildung auszeichneten, stehen bekanntlich die Aegypter in vorderster Reihe. In Osiris verehrten sie den Sonnengott, den Schöpfer und Erhalter alles Lebenden,

das ohne die himmlische Feuchte untergehen müßte, während seine Gattin Isis als die hervorbringende Naturkraft galt. Horus aber, der Sohn Beider, ist das Urbild der Welt, hervorgegangen aus dem Zusammenwirken der belebenden und schaffenden Sonne mit dem geheimnißvollen Urstoff, aus welchem die Schöpfung entstand. Die ägyptische Mythologie kennt zwar noch eine Menge von Gottheiten; in den erwähnten höchsten Wesen aber prägt sich die Dreitheilung in bestimmtester Form aus. Auch in den sonstigen religiösen und philosophischen Vorstellungen dieses Culturvolkes dominirt überall diese geheimnißvolle Zahl; die Welt selbst theilten sie in eine himmlische, sinnliche und lustige Welt und diese wiederum bestanden aus drei Dingen: Wesen, Form und Thätigkeit. Die berühmte Inschrift am Isistempel zu Saïs: „Ich bin Alles, was da war, ist und sein wird", birgt den tiefen Sinn bereits in sich, welcher später das Christenthum der heiligen Dreifaltigkeit beilegte. Das Dreieck war den Aegyptern das Symbol der Incarnation des Osiris und des Apis und die drei Grundvocale I A O dienten ihnen als sinnbildliche Bezeichnung ihrer Dreieinigkeitslehre.

In der Mythologie der alten Griechen und Römer kehrt diese Zahl oft wieder und nicht selten ist sie mit den bedeutsamsten Thätigkeiten und Wirkungen verknüpft. Die drei Parzen hatten das höchste Gut des Menschen, das Leben, in ihrer Gewalt; Klotho begann den Lebensfaden, Lachesis spann ihn fort und Atropos endlich, die Unabwendbare, schnitt ihn mit einer Scheere durch und beendete damit das Leben dessen, dem der Faden galt. Drei Kyklopen, Arges, Steropes und Brontes, waren es, welche dem Götterfürsten Zeus die Blitze schmiedeten, und die drei Horen Eunomia (Gesetzmäßigkeit), Dike (Recht) und Irene (Friede) wachten darüber, daß Verbrechen und Unrecht ihre verdiente Strafe empfingen. In den drei Grazien, den reizenden Begleiterinnen der Venus, verkörperte sich Anmuth, Schönheit und Liebenswürdigkeit; die schönen Künste und Wissenschaften fanden in den drei mal drei Musen mächtige Beschützerinnen, und die Schreckgestalten der drei Gorgonen, deren Blick versteinerte und deren Haare lebende Schlangen bildeten, sowie des dreiköpfigen Höllenhundes Kerberos zeigen, daß die Phantasie der Alten nicht blos das Schöne und Edle, sondern auch das Tragische und Furchtbare mit der Wunderzahl Drei in Verbindung brachte. Bekannt ist der Dreifuß der Pythia an dem berühmten Orakel zu Delphi; ebenso das Attribut des Meeresgottes Neptun, dessen Dreizack den zürnenden Saturn beschwichtigte.

Viele Volksgebräuche sind auf jene heilige Ziffer zurückzuführen, deren geheimnißvoller Einfluß überall, im Staats- und öffentlichen Leben ebenso, wie im Leben des einzelnen Menschen und der Familie, sich bemerkbar macht. Dreierlei Thiere wurden als Sühnopfer an den Suovetaurilien, jenen Festlichkeiten, welche im alten Rom den Volkszählungen folgten, geschlachtet, und zwar Schwein, Schaf und Stier. Den Eßtisch umstanden drei Sophas, jedes mit drei Sitzen; drei Ampeln hingen von der Decke herab oder standen auf dem Tische und drei Schalen befanden sich vor jedem Platze, mit Früchten, Backwerk und kühlendem Getränk gefüllt. Dreierlei Bänke standen im römischen Senate, dreierlei curulische Würden, Consuln, Prätoren und Aedilen, bildeten die höchsten Staatsämter und aus dreierlei Ständen bestand die gesammte Bevölkerung.

Die größten Gelehrten des classischen Alterthums legten der Drei von jeher hohe Bedeutung bei und die berühmtesten von ihnen, wie Thales, Pythagoras, Plato, machten ihre Studien in Aegypten. Die religiösen Anschauungen, welche sie dort gewannen, spiegeln sich im griechischen Mythus vielfach wieder, namentlich in der Dreitheilung des Weltalls. Thales stellte das Wasser als Grundprincip aller Dinge auf und aus der Verdünnung und Verdichtung dieses Elementes resultirte nach seiner Ansicht die Beschaffenheit und das Wesen alles Vorhandenen. Von diesem Wesen rührt übrigens die berühmte philosophische Sentenz her, welche die drei Worte: „Erkenne dich selbst" darstellt. Pythagoras, der nur in Zahlen dachte und den Ausspruch that: „Die Zahl ist das Wesen der Dinge", suchte dementsprechend auch Alles darauf zurückzuführen, wobei er der Dreizahl, als der vollkommensten des ganzen Systems, die größte Wichtigkeit beilegte. Heraklit, Plato, Aristoteles, Zeno, Poseidonios und fast alle die großen Denker und Philosophen der altclassischen Zeit führten Alles, was im Universum ist, auf die Dreitheilung zurück, wenn sie auch in Bezug auf das Wesen der einzelnen Grundstoffe von einander abwichen.

Durch die indogermanischen Völker, welche aus dem Oriente sich unaufhaltsam nach Nordwest ergossen und bis an die Meeresküsten vordrangen, die in dieser Richtung Europa begrenzen, wurden die religiösen Naturanschauungen des heißen Hindulandes nach dem kalten Norden verpflanzt. Die Eindrücke, welche Klima und Bodenbeschaffenheit, Pflanzen und Thiere auf diese sich noch in der Kindheit ihrer Entwickelung befindenden Völker machten, wirkten naturgemäß auch auf ihre religiösen Vorstellungen ein und die Götter Indiens erfuhren manche Umwandlung, bis sie, dem rauhen und kalten, aber auch kernhaften und kraftvollen Norden entsprechend, die Gestalten und Charaktere erhielten, welche uns in der nordischen Mythologie entgegentreten. Der oberste der Götter war Odin, der Schlachtengott, welcher den Sieg verleiht und als Schöpfer aller Dinge über das Weltall herrscht. Ihn bekämpft Loki, das böse Princip, der Gott der Zerstörung, welcher Odin's Macht an sich reißen will. Aber Freya, die Göttin der Liebe, steht Odin bei und mit ihrer Hilfe besiegt er Loki und bleibt nunmehr im ungehinderten Besitz seiner Herrschaft. Auch hier ist also die Dreifaltigkeitsidee die Grundlage des heidnischen Religionssystems und dieser Gedanke wiederholt sich in der deutschen Mythologie noch öfter, wie in den drei Nornen, den Schicksalsgöttinnen, und den Fylgien als Schutzgeistern des Menschen.

Die Juden, deren geistige Cultur auf die Aegypter zurückzuführen ist, gehörten ebenfalls zu den Anhängern der Dreizahl, obwol sich in den mosaischen Grundlehren der Gedanke nur unbestimmt, unklar, vorfindet. Erst im achten Capitel der Sprüche Salomonis gewinnt die Idee bestimmte Form; Gott ist der Schöpfer, die Weisheit — wie es in der Capitelüberschrift heißt — sein Sohn, oder wie der dreißigste Vers besagt, sein Werkmeister, und die Welt das Erschaffene.

Für das Christenthum bildet die Trinität eins der Fundamente, auf welchem der ganze imposante Bau dieser Religion der Liebe beruht. Die Dreieinigkeit Gottes ist das Dogma, zu welchem sich mit Ausnahme der unitarischen Kirche alle christlichen Confessionen bekennen, von den beiden großen Gemeinschaften, der katholischen und der protestantischen, bis herab zu der geringsten, nur wenige Anhänger zählenden Sekte. Aurelius Augustin, der bedeutendste christliche Kirchenvater des Alterthums, lehrte zwar offenbar mit Bezug auf vorstehende Stelle der Salomonischen Sprüche: „Gottes Weisheit ist ewig, die Weisheit ist sein Sohn, die Liebe Beider zu einander bildet die Dreiheit"; aber die beiden großen Synoden der Jahre 325 und 381 stellten die volle, Gott ebenbürtige Gleichheit des Sohnes und des heiligen Geistes fest.

Unser modernes Zeitalter, das die Traditionen des Alterthums, die poetischen Ueberlieferungen der Götter- und Heroenzeit, die frommen Anschauungen kindlicher Naturvölker nur mit dem Auge der Wissenschaft, dem Blicke der Forschung betrachtet, kennt zwar die ehrfurchtsvolle Scheu, mit welcher unsere Urväter die heilige Zahl erfüllte, nicht mehr, ihrem geheimnißvollen Zauber aber vermag auch die nüchterne Gegenwart sich nicht zu entziehen. Bewußt und unbewußt zollt auch sie der wunderbaren Drei den Tribut der Verehrung und räumt ihr willig eine Bedeutung ein, die sie keiner anderen Zahl auch nur annähernd gewährt. Von

den drei Kreuzen des Aberglaubens, die Hexen und Gespenster zu bannen vermochten, von der dreispröffigen Wünschelruthe, welche den Lagerort unterirdischer Schätze anzeigte, bis zu dem mathematischen Lehrsatze der Regel de tri und der praktischen Anwendung der Trigonometrie — welche lange Reihe von Dingen und Vorkommnissen, von denen diese Zahl unzertrennlich ist! Dreimal erfolgt das Aufgebot bei christlichen Vermählungen, dreimal das Ausschreiben bei gerichtlichen Verhandlungen; dreimal ruft der Auctionator den Preis bei Versteigerungen aus, ehe der Zuschlag erfolgt, dreimal erschallen bei festlichen Gelegenheiten die Lebehochs, drei Glocken bilden das Geläute unserer Kirchen und in ihren harmonischen Tönen erkennt der Musikkundige den vollkommenen Dreiklang. Gewiß, es ist eine wunderbare Zahl, die so eng mit allen Verhältnissen des Lebens, vom grauen Alterthume bis auf die helle Gegenwart, verknüpft ist!

Erzählungen.

— Das jüngste Kind der Gottschall'schen Muse, „Fräulein von Saint-Amaranthe", gehört dem Gebiete des historischen Romans an und spielt in der Zeit der französischen Revolution, von welcher uns der Dichter ein farbenreiches, ergreifendes Bild entrollt. Natürlich aber giebt dieses nur gleichsam den Hintergrund ab, vor dem der Dichter die Gebilde seiner eigenen Phantasie über die Schaubühne schreiten läßt. Der Roman umfaßt die Zeit vom Juli 1790, den Tagen vor dem Föderationsfest zwischen König und Volk, bis zu dem Prairial (Mai/Juni) 1794, dem Fall Robespierre's und St. Just's, eine kurze Spanne Zeit an sich und doch von welcher blutigen Bedeutung für die Weltgeschichte! Der eigentliche Held unseres Romans ist Léon St. Just, zweifellos eine der hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit, ein ehrgeiziger Jüngling, der es während dieser kurzen Zeitspanne vom bescheidenen Kleinstädter (sein Heimathsort ist Blérancourt) bis zum höchsten Range in der damaligen Republik, zu dem des Triumvirn neben Robespierre und Couthon bringt und des Princips halber Menschenköpfe wie Halme fällt, ein Jüngling von ebenso ausnehmender Körperschönheit wie von seltener Schwungkraft des Geistes, einer der Hauptvertreter des starren, durch nichts als den eignen Tod zu beugenden Fanatismus, dabei voll Vaterlandsliebe und Heldensinn, gleich kühn als Diplomat wie als Feldherr, — man muß gestehen, daß ein solcher Feuergeist ein sehr dankbarer Vorwurf für eine Dichtung ist. Gottschall hat ihn denn auch aufs Glücklichste für seinen Roman verwerthet und in tragisch erschütternder Weise uns seinen Helden noch dadurch besonders interessant gemacht, daß er ihn, der alle seine blutigen Thaten doch nur aus Fanatismus vollbracht hat, einen einzigen niedrigen Mord begehen läßt, einen Mord aus Lust am Mord, einen Mord aus Rache für verschmähte Liebe. Das arme Opfer seiner glühenden Leidenschaft aber ist eben die Titelträgerin des Romans, das madonnenschöne royalistische Fräulein Manon v. Saint-Amaranthe, die ihn in der Villa ihrer Mutter als begeisterten Schwärmer für Menschenrechte und Menschenwohl kennen und lieben lernt, sich aber schweren Herzens zwar, doch muthig von ihm losſagt, als sie sieht, wie diese seine Schwärmerei sich bis zur Vertheidigung des Königsmords versteigt, und die dann, von dem Rasenden hart bedrängt, das Weib ihres Jugendfreundes Henri v. Sartines wird, freilich nur, um bald darauf in Gemeinschaft mit diesem und ihrer Mutter Lucie auf Befehl des von ihr verschmähten Machthabers das Schaffot zu besteigen. Hiermit wäre denn auch ungefähr der Gang der Handlung unseres Romans mit seinen Hauptpersonen angedeutet, neben welchen noch besonders das bleiche entsagungsvolle Bürgermädchen Cecile, der Waffenschmied Caillot oder richtiger Jean v. Saint-Amaranthe, Manon's Vater, der verblendete Verehrer der Vernunftgöttin, und Hérault de Sechelles, der unglückliche Retter desselben, eine hervorragende Rolle spielen. Wie die Handlung selbst bis zum Ende spannend und fast überreich an fesselnden Details, der Knoten des Ganzen mit großem Geschick geschlungen und wieder gelöst ist, so verdient auch die Charakteristik der einzelnen Personen rühmende Erwähnung. Da ist auch fast nicht ein Zug, der nicht an seinem Platze und aus dem ganzen Charakter erklärlich oder durch die Handlung bedingt wäre, vielmehr verräth Alles die kunstgeübte Hand des Meisters und läßt nur den einen Wunsch übrig, daß es dem Dichter gefallen möge, diesem jüngsten Kinde seiner Muse bald ein neues, uns gleich willkommenes folgen zu lassen. Dr. Karl Siegen.

— Unter dem Titel: „Die Brüder" (Sondershausen, Verlag der „Deutschen Kriegszeitung") hat eine novellistische Arbeit von Hugo Dinckelberg, dem bekannten Sifter der „Allgemeinen deutschen Kriegskameradschaft", unlängst die Presse verlassen. Der Verfasser hat sich bereits vor mehreren Jahren mit den im Jahre 1874 erschienenen „Lorbeer- und Palmenblättern" beim Publicum als patriotischer Dichter eingeführt. Die gegenwärtig vorliegende Novelle, welche sich fernhält von politischen und socialen Fragen, dagegen von einem warmempfundenen patriotischen Sinn durchdrungen ist, zeugt von reicher poetischer Gestaltungskraft. Die in dauernder Spannung erhaltende Handlung nimmt ihren Ausgang von dem böhmischen Badeorte Teplitz und führt uns später mitten in die kriegerischen Ereignisse von 1870.

* * *

F. V. Tagebuch. Blätter der Erinnerung, mit 12 Aquarell-Illustrationen von Hermine Stilke und Titelbild von J. Kostka. 4. Auflage. (Leipzig, Arnoldische Buchhandlung.) — Die uns im Leben so lieb gewordene Künstlerin, Hermine Stilke, hat uns in diesem Tagebuch ein ihr würdiges Vermächtniß hinterlassen. Es wird allen willkommen sein, welche an der schönen Sitte halten, den Tag der Confirmation geliebter Angehörigen durch ein Geschenk zu feiern. Kaum läßt sich etwas Passenderes finden, als dieses Buch, das so recht geeignet ist, den noch unbestimmt in die Ferne schweifenden jungen Geist zu concentriren, indem es ihn veranlaßt, flüchtig an ihm vorübereilende Eindrücke durch Aufzeichnungen festzuhalten. Die kalendermäßige Anordnung, nach welcher jeder Tag des Jahres in fortlaufender Reihe einen schönen Spruch, einen erhebenden Gedanken bringt und das Andenken an bedeutende Menschen auffrischt, giebt jedem Tage auch zugleich eine gewisse Weihe. Die Ausstattung reißt sich dem Vorzüglichsten an, das in dieser Hinsicht erschienen. Hermine Stilke ist durch ihre Arbeiten so vortheilhaft bekannt, daß ihr Name selbst die beste Empfehlung ist. Besonders anmuthig sind die Blumenarabesken, welche April und September einleiten. Die Verlagshandlung hat die Intentionen der Verfasserin aufs Beste unterstützt; das Titelbild von J. Kostka ist eine werthvolle Bereicherung der neuen Ausgabe, ebenso die geschmackvolle typographische Ausstattung von Giesecke und Devrient.

Das neueste (IV.) Heft von „Unsere Zeit", deutsche Revue der Gegenwart, herausgegeben von Rudolf v. Gottschall, enthält: Im Büßerhemd der Commune, Novelle von Carl Petersen. Henrik Ibsen, ein literarisches Porträt von Eugen Zabel. Die Entstehung der Landthiere, von Carl Vogt. Directe oder indirecte Steuern? eine statistische Parallele. II. Parlamentarische Größen Oesterreichs, von Walter Rogge. III. Der chilenisch-peru-bolivianische Krieg, von Dr. Karl Löffler. II. Der Maler-Dichter Washington Allston, von Rudolf Doehn. Chronik der Gegenwart: Revue der Erd- und Völkerkunde. Politische Revue.

Leipzig, 30. März. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Arendts' Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 3. Jahrg. 6. und 7. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.

Ariost's Rasender Roland. 11. und 12. Lfg. Breslau, S. Schottländer. à 1,50 ℳ.

Aus allen Welttheilen. Illustrirte Monatshefte. März 1881. Leipzig, Oswald Mutze. à 80 ₰.

Balzer, Neue Propheten. Lichtbilder aus dem Reformationszeitalter für die Gegenwart. 2. Aufl. Rudolstadt, H. Hartung & Sohn. 3 ℳ.

Beobachter. Der, Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute für Touristen rc. 1. Lfg. Zürich, J. Wurster & Cie. à 1,20 ℳ.

Blum, Die erste Frucht des deutschen Staatssocialismus. Kritik des Entwurfs eines Arbeiter-Unfall-Versicherungsgesetzes für das Deutsche Reich. Leipzig, Fr. Thiel. 1 ℳ.

Bucher, Der Parlamentarismus wie er ist. 2. Aufl. Stuttgart, Karl Krabbe.

Buhl, Ecclesiola in Ecclesia oder die Gemeinschaftspflege innerhalb der evangel. Landeskirchen. Basel, C. F. Spittler. 80 ₰.

Chemnitzer Handels- und Gewerbekammer. Jahresbericht der, 1877 und 1878. Chemnitz, Ed. Focke.

Christenthums-Gesellschaft. Zur 100jährigen Gedächtnißfeier der deutschen, Drei Reden am 17. Oct. 1880. Basel, C. F. Spittler. 36 ₰.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1947, 1951, 1952, 1955—1958, 1960—1962. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. à 1,60 ℳ.

Conservative Monatsschrift. Allgemeine, Von M. v. Nathusius. März 1881. Leipzig, J. C. Hinrichs. 17. Vierteljahr. 2 ℳ.

Der gute Hirte. 12 Büchlein von je 8 Bildern mit Liedern. Heft IX bis XII. Basel, C. F. Spittler. à 25 ₰.

Dittmer, Die deutsche Wasch- und Plättkunst. Berlin, Fritz Lange. 1 ℳ.

Dorenwell-Schüz, Das deutsche Haus im Schmucke der Kunst und Poesie. 1. Lfg. Wasserbüttel, Jul. Zwissler. à 1 ℳ.

Eggert, Entwurf eines Gesetzes, die Ausprägung einer silbernen Handelsmünze betr. Bremen, C. Ed. Müller.

Eiser, Die Postsarcasten. Jena, Gust. Fischer. 1 ℳ.

Freimaurer, Was treiben die, Kurzer Wegweiser für Laien von D. v. O. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1,20 ℳ.

Gangkofer, Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. München, Theodor Ackermann. 1,60 ℳ.

Geflügelzüchter und Vogelfreund. Der, März-Heft. Frankfurt a. M., M. Moesinger. Halbjährl. 3 ℳ.

Geistliche, Historische Wandlungen in unserer Muttersprache. München, Theodor Ackermann. 1,20 ℳ.

Glaubensbote, Der, und Mittheilungen aus der Pilger-Mission. III. Jahrg. 1880. Basel, C. F. Spittler. 1 ℳ.

Glos, Die christliche Ehe und ihre modernen Gegner. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther. 1,80 ℳ.

Goethe-Photographie nach Original-Kreidezeichnung von v. Kügelgen. Oldenburg und Leipzig, Theod. Kreppel. 1,20; 3,50 und 5 ℳ.

Grau, Die Judenfrage und ihr Geheimniß. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1 ℳ.

Hart, Deutscher Literaturkalender für 1881. Bremen, Hinrichs Fischer.

v. Helmwald's Geschichte der Nordpolfahrten: Im ewigen Eis. 15. bis 40. (Schluß-) Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta. à 50 ₰.

Hofer, Pilgerharfe oder christlicher Glaube in Liedern für gemischten Chor. 7. Aufl. Basel, C. F. Spittler. 1,20 ℳ.

Hohenfallern, Die, und das deutsche Vaterland. Von Dr. Graf Stillfried-Alcantara und Prof. Kugler. 1. Lfg. München, Frdr. Brudmann. à 2 ℳ.

Hübbe-Schleiden, Deutsche Colonisation, eine Replik auf das Referat des Hrn. Dr. Frdr. Kapp über Colonisation und Auswanderung. Hamburg, G. Freiherr von Gise. 3 ℳ.

v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. 11. bis 14. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt und Carl Günther.

Hugo's, Victor, Trauerspiel: Eine Königstaune. Metrisch übersetzt von H. v. Lützner. Leipzig, Oswald Mutze.

v. Keller, Tagebuch aus der Genealogie des Hauses Wettin. 1. Lfg. Leipzig, Frdr. v. Keller. à 60 ₰.

Kinder-Harfe für Sonntagsschulen. 5. Aufl. Basel, C. F. Spittler, 50 ₰.

Klein und Thamé, Die Erde und ihr organisches Leben. 37. bis 40. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 50 ₰.

Knack, Gustav, Ein Lebensbild rc. von Dr. Baugemann. 2. Aufl. Basel, C. F. Spittler. 4 ℳ.

Kraszewski, Der verlorene Sohn. Eine Erzählung aus dem Ende des XVIII. Jahrh. 1. u. 2. Bd. Wien, A. Hartleben. 6 ℳ.

Kreischmer & Kochrasch, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 10. u. 11. Lfg. Leipzig, C. G. Bach. à 4 ℳ.

Lehmann, Das christliche Haus. Erbauliche Vorträge. 2,25 ℳ. und Derselbe, Die Hausandacht nach ihrer Bedeutung und Gestalt. 35 ₰. Leipzig, J. C. Hinrichs.

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 15. u. 16. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

v. Leixner, Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen. 1. bis 3. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.

Liebemann, Herder und die Realschule unserer Zeit. Löbau, Hohlfeld & Mitte.

Löhe, Der landwirthschaftliche Forstschritt. 26. Jahrg. Breslau, S. Schottländer. 2,50 ℳ.

Maurer, Marschleine im Boden der Völker. Leipzig, Ed. Kummer. 12 ℳ.

Marie, Sinfonie Nr. 2 in E für großes Orchester. München, Musikdir. Mörike.

Naturwissenschaften, Encyklopädie der, 1. Abth. 19. Lfg.: Handbuch der Mathemmatik, 7. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Nordlandsfarten. Malerische Wanderungen durch Schweden rc. 4. u. 5. Lfg. Leipzig, Herd. Hirt & Sohn.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. April 1881. Breslau, S. Schottländer. Vierteljährl. 6 ℳ.

Perty, Die sichtbare und die unsichtbare Welt, Diesseits und Jenseits. Leipzig, C. F. Winter. 5 ℳ.

Pethsius, Das Militärische aus dem Leben des Königs Johann von Sachsen. Dresden, R. v. Zahn. 1,20 und 2 ℳ.

Plauener Handels- und Gewerbekammer. Jahresbericht der, auf d. J. 1879. II. Theil. Selbstverlag.

Pompeji. Die neuesten Ausgrabungen von 1814 bis 1881. Von H. Brehsun. 2. Ausg. in 10 Lfg. Probe-Lfg. Leipzig, T. O. Weigel. à 8 ℳ.

Programme und Jahresberichte von Schulen und Gymnasien: Jahresbericht des Johanneums, Gymnasium und Realschule I. O. in Zittau, nebst einer Wissenschaftlichen Beilage: bgl. der Gymnasial- und Realschulanstalt zu Plauen, nebst einer Wissenschaftl. Beilage des Oberlehrer Prof. Arnstädt: „Nogar Ascham, ein engl. Pädagog des XVI. Jahrh. rc."; bgl. der öffentl. Handels-Lehranstalt zu Chemnitz für das 33. Schuljahr 1880—81; bgl. der landwirthschaftl. Schule, einschließlich der Obst- und Gartenbauschule zu Bautzen.

Rabenhorst's Kryptogamen-Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. 2. Aufl. 1. u. 2. Lfg. Leipzig, Ed. Kummer à 2,40 ℳ.

Reaction, Die, in der evangel. Kirche unserer Zeit. Bonn, Carl Georgi. 20 ₰.

Reichsrath, Der, im Hause. 2. Aufl. Berlin, H. Liebau. Geb. 10,50 ℳ.

„Robertson", Der Untergang des deutschen Schooners, und die Aufnahme der Schiffbrüchigen auf der Insel Tupinsan. 2. Aufl. Leipzig, Fr. Thiel. 1 ℳ.

Rohmbier, Der Bad. 3. Aufl. von Prof. Willkomm. 5. bis 7. Lfg. Leipzig, C. F. Winter. à 1 ℳ.

Scherr, Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. 3. Aufl. 31. bis 35. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 50 ₰.

Schirmacher, Geschichte Lasitiens im 12. u. 13. Jahrhundert Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 12 ℳ.

Schlagintweit, Indien in Wort und Bild. 23. bis 25. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1,60 ℳ.

Schubarth, Ueber Asphalt-Straßen. Berlin, A. Seydel. 1 ℳ.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. 3. u. 4. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Stein's, Armin, historische Erzählung: Edith. 2,40 ℳ. — Desselben Städtebild: Der Salzgraf von Halle. 2,40 ℳ. — Desselben schlichte Geschichten: In der Dämmerstunde. 3,60 ℳ. Halle, Buchhdlg. des Waisenhauses.

v. Steinau, Der gute Ton für Damen. 3. Aufl. Wien, A. Hartleben. 1,20 ℳ.

Steller, Handbuch für Capitatisten. II. (Schluß-) Bd. Grünberg in Schles., M. Levysohn. I. u. II. 7½ ℳ.

Steyer, Die Gebührentaxe der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung. 1. Bd. 1. Lfg. Freiberg in Sachsen, Postdirector Steyer. à 2 ℳ.

Stille, Tagebuch. Blätter der Erinnerung, mit 13 Aquarell-Illustrationen. 4. Aufl. Leipzig, Arnoldsche Buchhdlg. 20 ℳ.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 3. u. 4. Heft. Leipzig, F. U. Brockhaus.

Waldner, Ebelteine. Gedanken zur Anleitung und Ermunterung im Kampfe um den Schmuck des inneren Menschen. 3. Aufl. Basel, C. F. Spittler. 80 ₰.

Wallace, D. Mackenzie, Rußland. 3. Aufl. Leipzig, E. F. Steinacker. 13 ℳ.

Winter, Unsere neue Gottesdienstordnung. Meißen, Louis Mosche.

Witte, Arbeit und Besteuerung des Menschen und der Maschine. Eine Warnung vor dem Socialismus. Leipzig, J. G. Findel. 1,20 ℳ.

Zeller, Einführung biblischer Hausandachten. Basel, C. F. Spittler. 8 ₰.

Zittauer Handels- und Gewerbekammer, Jahresbericht (Branchenbericht) für 1880. Selbstverlag.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann bei sonst nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandtraxatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 27. Sonntag, den 3. April. 1881.

Inhalt: Nach und in Rom. Italienische Skizzen von Dr. J. E. Kuntze. — Der Obstbau, eine Quelle des Wohlstandes, von Dr. W. Löbe. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Die neueste Erwerbung der K. Gemäldegalerie zu Dresden. — Theologische Werke (Einführung in das Verständniß des Dr. M. Luther'schen Katechismus, von R. Wangemann. Die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit des kirchlichen Bekenntnisses, von Dr. F. Philippi. Bericht der von der Evangelischen Allianz nach Wien abgesandten Deputation im Jahre 1879. Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission, von Theodor Christlieb. Texel, der Ablaßprediger, von F. Körner).

Nach und in Rom.

Italienische Skizzen von Dr. J. E. Kuntze.

I.

Auf dem Wege nach Rom durchzuckt uns noch heute jene Empfindung, welche die Germanen seit fast zwei Jahrtausenden über die Alpen nach der Sonne Italiens treibt. Seit den Teutonen und der Völkerwanderung ziehen Deutsche schaarenweise — als Völker, als Heere auf den Kreuzzügen, mit den Kaisern auf ihren Römerzügen, als Schaaren Studirender nach Bologna, als Reisende zu den Schätzen der Natur und Kunst Italiens — nach diesem Süden. Seit zweitausend Jahren treffen alle Blicke der civilisirten Welt in Rom zusammen; es hat, seit es im Alterthum erobernd auftrat, nie wieder aufgehört, eine Weltstadt zu sein; es hat zweimal die Welt beherrscht: unter den römischen Kaisern und unter den römischen Päpsten; es hat dreimal die Welt organisirt: zuerst republicanisch, dann monarchisch, zuletzt klerical. Dieses Rom nennt sich selbst „die ewige Stadt", und wenn wir die wichtigeren Städte, welche rings das mittelländische Meer umgeben, mustern, finden wir, daß die meisten römische Schöpfungen sind; es scheint diesen Städten etwas von der Ewigkeit Roms eingehaucht zu sein. Vor Allem gilt das von den Städten Norditaliens. Dieser Theil der Halbinsel bis zum Trasimenischen See ist das classische Land der Städte.

Fast alle bedeutenderen Städte da sind alte Colonien Roms, haben im Mittelalter neue Blüthen getrieben und üben noch heute einen Zauber aus, welcher unvergänglich scheint. Mailand, Pavia, Piacenza, Cremona, Verona, Bologna, Padua, Parma, Modena, Ravenna, Bologna, Pistoja, Pisa, Florenz, Arezzo, Siena, Cortona, Perugia sind fast sämmtlich 2000 Jahre oder darüber alt. Im Alterthume waren diese Städte Abbilder Roms und Knotenpunkte im Netzwerk, welches die centralisirende Hand geflochten; im Mittelalter wurden sie selbstleuchtende Sterne, in welchen eine Fülle von Kraft, Leidenschaft und Phantasie zu Tage kam, wie sie nur in der Städtewelt des alten Hellas ihres Gleichen hat. Germanisches Blut war in den römischen Körper getreten, und germanische Mannigfaltigkeit trieb aller Orten eigenartige Blüthen und Früchte. Durch dieses Land geht's nach Rom. Es wird von den Apenninen in zwei Hälften geschieden: im Norden die spiegelglatte Ebene des Po, im Süden das wellige Hügelland des Arno, jene der Baumgarten, diese der Blumengarten Norditaliens; Mailand dort, Florenz hier die vornehmste Stadt. Aber wir lassen Mailand jetzt bei Seite. Verona, Ravenna, Bologna und Florenz sind die vier bedeutsamen Städte, welche ich vier Stufen zur ewigen Roma empor nennen möchte. Das Amphitheater Veronas lenkt unsern Blick ins vorchristliche Alterthum; Verona war die Geburtsstätte Catull's und Vitruv's. Ravenna erhob sich seit Kaiser Honorius, ward Residenz des großen Theoderich und blühte dann bis ins 8. Jahrhundert als Hauptstadt des von Byzanz aus gegründeten Exarchats: so ward es die Kunst-Brücke, welche aus der byzantinischen in die mittelalterliche Region hinüberführt; Ravenna und Venedig sind der Widerschein des Orients auf italischem Boden, und die ravennatischen Mosaiken zeigen uns die ältesten Bahnen dieser Kunstperiode. Von da kam der Schwerpunkt nach Bologna, dessen Ruhm mit dem 12. Jahrhundert anhebt. Seitdem war diese in ihren Bauten unvergleichliche Stadt das Wallfahrtsziel der Gelehrten Europas, welche jährlich zu Tausenden zu Roß und zu Fuß und mit oder ohne Gefolge dahin zogen, um zu den Füßen der berühmtesten Lehrer des Rechts, der Glossatoren und der Commentatoren, zu sitzen. Bologna ward Weltstadt im großen Maßstab, seine Straßen und Bauwerke bezeugen das noch heute; Bologna ist so geblieben, wie es war, und dadurch zeichnet es sich eigenthümlich vor allen großen Städten aus. Man wandelt noch heute stundenlang unter den stattlichen Arcaden und an den reizenden Bebuten vorüber, wie vor fünf Jahrhunderten; Bologna ist sich treu geblieben, und die reisende Welt sollte mehr von ihm Notiz nehmen und mehr von ihm erzählen, als geschieht. Bologna ist eine vornehme, stille Größe; es will aufgesucht, studirt sein, und es belohnt diese Arbeit. Florenz endlich, die vierte Stufe, lenkt unsern Blick in die letzten Jahrhunderte des Mittelalters und in die neue Zeit herein; es ist entgegenkommender, sprechender, leicht dem Verständniß zugänglich, anmuthig in eminenten Sinne, bewegt und beweglich in Bauten und Scenen, und die reiche, lockende, in Linien und Lichtern liebliche Landschaft ein treuer Resonanzboden dieser Menschenwelt.

So setzen wir auf dem Wege vom ernsten Verona zum heiteren Florenz unsern Fuß auf alle Jahrhunderte, und die Steinwelt der vier Städte spricht zu uns, wie das aufgeschlagene Buch der vergangenen zwei Jahrtausende. Griechenland hat nur ein Mal geblüht und liegt in halbbarbarischen Zuständen seit einem Jahrtausend darnieder, eine begrabene Welt; Italien hat zwei Mal geblüht, und an seinen Namen knüpft sich die Geschichte der Civilisation vom Alterthum bis heute; und was es erlebt hat, faßt sich in Rom zusammen. Aber noch sind wir nicht in Rom. Wir verlassen Florenz, wir fahren am Trasimenischen See vorüber, wo Hannibal Roms Zukunft in Frage stellte, aber bevor wir von den Gefilden Norditaliens Abschied nehmen, geht das Bild der geschauten vier vornehmsten Städte nochmals vor unserem Auge vorüber, und in der Erinnerung vollzieht sich unvermeidlich eine musternde Vergleichung.

Verona, die merkwürdige Stadt, an der Pforte Italiens, erst rätisch, dann keltisch, dann römisch, herulisch, ost-

gothisch, byzantinisch, longobardisch, fränkisch, österreichisch, italienisch; antik eines der vollkommensten Ebenbilder des antiken Rom, dann das „Bern" der deutschen Heldensage, dann der Vorort des Veroneser Bundes, aus welchem im 12. Jahrhundert der große Lombardische Städtebund, dieses Seitenstück der deutschen Hanse, hervorging, auch der classische Kampfplatz der Guelfen und Ghibellinen, der Montecchi und Capuletti, und die Leidensstätte von Romeo und Julia. Wir bewundern hier das aus dem 1. Jahrhundert der Kaiserzeit stammende gewaltige und besonders gut erhaltene Amphitheater (die Arena der Gladiatoren- und Thierkämpfe, der Enthauptungen und Turniere), die alte Kirche S. Zeno mit Kreuzgang und Krypta, die gothischen Grabmäler der Scaliger und die uralten Cypressen des Giusti-Gartens.

Ravenna, durch Kaiser Honorius gehoben, Hauptstadt Italiens vom 5. bis 8. Jahrhundert und „Klein-Byzanz" genannt, fordert die Vergleichung mit Venedig heraus, weil seinen Bauten und Mosaiken der Orient seinen Styl leiht. Orient und Christenthum verbinden sich, um hier eine Zeit lang einen Hauptsitz der Kunst aufzuschlagen, und germanische Urart spielt, z. B. im Grabmal des Theoderich, märchenhaft in das wunderbare ästhetische Concert hinein. Ravenna ist eine Verwirklichung künstlerischer Märchenwelt. Die Anfänge des Mittelalters thun sich hier wie geheime Falten auf, in der Kirche S. Vitale ringen antike Reliefs mit byzantinischem Kuppelbau und Mosaik um die Palme; und so ist denn Ravenna eine würdige Stätte des hier an der Via Dante bestatteten größten Dichters Italiens, welcher in seiner göttlichen Komödie die Welt des Mittelalters dichterisch abschloß und zusammenfaßte. Eine Stunde von Ravenna zieht sich der Pinienwald seewärts, welchen Dante als Gleichniß verwerthet, wo er den Garten des Paradieses schildert.

Bologna ist eine Stadt der Baukunst, monumental wie kaum eine andere; republicanisch entstanden, gewachsen und geblieben, knüpft es seine spätere Blüthe an den Namen des St. Petronius und wird nachmals von den Päpsten als „die schönste Perle in ihrer weltlichen Krone" gepriesen. Den Kampf, welchen im späteren Mittelalter Bologna mit Rom führte, könnte man geistig in die Frage übersetzen, ob Venedig oder Bologna die wichtigere Stadt in architektonischer Hinsicht sei. Man hat Venedig die Stadt der Paläste genannt, aber mit mindestens gleichem Recht kann Bologna so genannt werden, denn es bietet eine überraschend große Fülle stattlicher Façaden und Hallen. Die Piazza Vittore Emanuele erinnert an den Marcusplatz Venedigs. Freilich hat Bologna kein Meer, keine Lagunen. Es stellt sich zwischen die Berge und den Fluß Reno hinein, ohne sich — möchte man sagen — um sie zu kümmern; nur an der musterhaften Sauberkeit der Straßen merkt man, daß die vornehme Stadt sich diese Lage zu Nutze gemacht hat. Fast keine italienische Stadt hat Bäume oder Alleen: in Bologna ersetzen die Arcaden die Alleen; und was in Venedig die Canäle für den Verkehr, das sind in Bologna wieder die Arcaden. Bologna hat mehr Paläste, als Häuser; selbst kleinere Straßen werden von sehenswerthen Häusern gebildet, und die schönen Arcaden zieren mit wenigen Ausnahmen alle Theile der Stadt; man baut noch heute mit Arcaden, auch ein anständiges Miethhaus denkt sich der Bolognese nicht ohne Arcade, und arcadenlose Straßen gehören in das „wilde Viertel". Diese Arcaden, unter welchen man stundenlang ohne Unterbrechung wandeln kann, dienen der Annehmlichkeit des Verkehrs und bilden den belebenden Saum der Häuserreihen; im Winter Schutz gegen die harten Winde, im Sommer Schirm gegen die brennende Sonne. Die Kirche S. Luca liegt auf einer Höhe, dem Anfang des Gebirges, und ist ein herrlicher Aussichtspunkt: man sieht die Ebene bis zum adriatischen Meere und die Berge bis zum Hauptstock der Apenninen. Nach dieser Höhe führt eine ununterbrochene Arcade weit hinaus bis ans Thor eine Viertelstunde und von da bis hinauf wieder eine halbe Stunde, mit einer Abweichung vom Thor bis zum Friedhof (Campo Santo) nochmals eine Viertelstunde lang. Dieser Friedhof mit seinen Kreuzgängen gilt als einer der schönsten Italiens; die Grabmäler vom 13. bis 16. Jahrhundert sind nach den vier Jahrhunderten geordnet; in den Arcaden sind die neueren. Ueber der Stadt ragen die zwei schiefen Thürme, ein größerer und ein kleinerer, unmittelbar benachbart und sich von einander abneigend, empor; ihr Verhältniß zu einander beweist, daß die schiefen Thürme Norditaliens ein Spiel nicht des Zufalls, sondern menschlicher Laune und Schöpfungen eines Zeitalters sind, welches dem Grotesken und Abenteuerlichen nicht abgeneigt, den Ueberschuß seiner Kraft in Uebermuth und Humor ausprudelte und darin mit republicanischer Rivalität Stadt um Stadt zu überbieten beflissen war. So stellte Bologna zur Mehrung seines Ruhms zwei schiefe Thürme, einen Goliath neben einen David. Ein Schnitzer, ein kleines munteres Männchen, welches den unscheinbaren, kaum zu entdeckenden Eingang sich als Werkstätte eingerichtet hat, ist der Führer zur Besteigung des größeren. Wir zwängten uns durch die halb dunkle Werkstätte, stiegen die 473 Stufen hinan und ließen den Blick an den schrägen Linien in die Straße hinabgleiten. Der größere Thurm hängt um 3, der kleinere um 2 Meter über. Unter den zahlreichen interessanten Kirchen will ich nur die von S. Stefano nennen, einen aus sieben Kirchen und zwei Kreuzgängen zusammengewachsenen Bau und wahre Schatzkammer geschichtlicher Kunstentwickelung mit antiken Marmorsäulen aus dem Isistempel, mit jonischen, ravennatischen und romanischen Originalcapitälen, mit Sarkophagen des 4. und 6. Jahrhunderts, mit der Reliquie des St. Petronius und einem Taufbecken des 8. Jahrhunderts, mit Reliefs und Fresken, Portalen, Kapellen und Kreuzgängen verschiedener Zeiten: so recht ein Bild der in der Stadtentwickelung übereinanderliegenden Schichten der Cultur.

Florenz entfaltet sich frei, elegant und heiter den Arno entlang, beide Ufer schmückend und den Fluß mit einer Anzahl Brücken überspannend, deren älteste (Ponte vecchio) die interessanteste Brücke der Welt, interessanter als Ponte rialto in Venedig oder die Niagarabrücke, ist, denn sie besteht aus zwei Etagen werthvollen Gehalts. In der unteren strömt der Verkehr zwischen Mosaik- und Juwelenläden hinüber und herüber, und die obere Etage ist ein langer Gang, welcher die große Galerie der Uffizien mit dem Museum des Palazzo Pitti jenseits des Flusses verbindet; man gelangt da von den Sälen der Uffizien aus in ununterbrochenen Gängen mit Fenstern, bald rechts, bald links sich wendend, Trepp auf, Trepp ab in einer Viertelstunde bis zu Pitti zur Rechten und Linken begleitet von Radirungen, dann von Kupferstichen, Originalskizzen Rafael's und anderer Meister, Gemälden und Gobelins. Welche Brücke der Welt bietet solches?

Und nun das übrige Florenz. Es ist schwer zu schildern, denn es quillt über von geschichtlicher, künstlerischer und landschaftlicher Mannigfaltigkeit. Es ist Jahrhunderte lang die geistige Hauptstadt Italiens gewesen; im 14. Jahrhundert entlieh Rom das Stadtrecht von Florenz und die Mutter des antiken Rechts ward die Tochter von Florenz im neuen Recht. Eines muß ich aber gleich hier betonen, daß die Eindrücke von Bologna sich auch in Florenz, was die Baukunst anlangt, siegreich behaupten. Die eigentliche Mutterstadt des mittelalterlichen Rechts ist Bologna, und von da sollte sich auch die moderne Baukunst ihre Parole holen. Wenn ein Laie solches auszusprechen wagen darf, so möchte ich sagen, daß Bologna noch mehr als Florenz eine architektonische Stadt und eine Urquelle baulicher Motive für die Gegenwart ist. Man weiß jetzt immer auf Florenz als Basis des Renaissancestyls hin, aber wenn man von Bologna kommt, erscheint einem die florentinische Bauwelt flach und matt. In Bologna imponirt uns der Reichthum und die Kraft architektonischer Gliederungen in Façaden und

Arcaden, Wölbungen und Thurmprofilen. Der Florentiner Geist ist malerisch angelegt, und demgemäß hat sich in Florenz die Baukunst in die Bahn des Malerischen begeben. Wir treffen da, vom Palazzo Pitti an gerechnet, Massen und Flächen, welche durch Größe und Quadern imponiren, aber in der baulichen Entwickelung nicht frei von Monotonie sind, flache Façaden ohne plastische Gliederung zeigen, oft nur Façadenbane ohne Rücken, Körper und Hintergrund sind. Auch Palazzo Strozzi, Orsanmichele haben, so scheint mir, nicht die genügende Individualisirung im Verhältniß zum Gesammtanfwand der Erscheinung. Der große Prachtbau des Florentiner Doms, S. Croce, Badia in Fiesole, und andere Kirchen charakterisiren sich durch malerische Belebung der fast ununterbrochenen Wandflächen mittels buntfarbiger geradliniger, sehr einfach gedachter Marmortafeln und Täfelchen, welche sich nippfachartig ausnehmen und nur durch die enormen Proportionen des Ganzen eindrucksvoll wirken. Ob diese Wirkung aber berechtigt ist? Der Dom mit dem Glockenthurm (Campanile) ist ein Gemälde in Bauform; die Farbenwirkung überwältigt die Linienwirkung der Profile und man nimmt einen unklaren Eindruck mit. Darum sage ich: Bologna muß studirt werden, um Impulse und Motive zu holen für die Lösung des Problems eines neuen Baustyls; von Florenz ist bisher in diesem Zusammenhange genug die Rede, von Bologna sollte fortan mehr die Rede sein. Insbesondere wenn man sich vergegenwärtigt, was ein neuer Baustyl zu leisten hat und von welchem Ausgangspunkt er sich entwickeln muß. Er soll den Rahmen eines Lebens schaffen, welches in kolossalen Dimensionen sich entfaltet, international, kosmopolitisch, universell wird, alles Bisherige, Alles und Neues in sich aufnimmt. Demgemäß werden die Bauwerke dem Kolossalen zustreben, mit derselben inneren Nothwendigkeit, wie in der römischen Kaiserzeit; man verlangt Hallen, welche, für unbestimmte Massen der Bevölkerung zugänglich, die Arme weit spannen und als Thore für den Verkehr mit der ganzen Welt erscheinen; man wünscht Durch- und Ausblicke in Vorhallen, Höfe, Gärten, auf Springbrunnen und Arcaden, welche den einzelnen Bewohner mit dem Wanderer, den einzelnen Wanderer mit der Wohnstätte in verständliche Beziehung setzen. Und alles das muß sich zunächst im Kleinen und Einfachen, in der Unmittelbarkeit des individuellen, familiären Lebens durcharbeiten, daher im Wohnhaus zuerst, wenn überhaupt ein neuer Styl gelingen soll, dieser zu Tage kommen muß. Bologna mit seinen Palästen, Arcaden, Bebuten, Erkern und Loggien schüttet ein Füllhorn von Motiven für eine moderne Baukunst aus; es war eine Weltstadt, die Gebildeten aus gang Europa hatten hier ihr Stelldichein, Bologna stand mit der ganzen Welt im Verkehr, und diese universelle Art und Rolle drückt sich in seinen Bauwerken aus, auch in seinen Wohngebäuden, welche die monumentale Sprache des Weltverkehrs reden. Die Geschichte von Florenz ist zu wechselvoll und leidenschaftlich gewesen, um zu solcher charaktervoller Einheit zu gelangen. Dem Wechselvollen entspricht das Malerische, denn nichts gleicht dem Licht und seinen Farben an wechselvoller Beweglichkeit.

Florenz ist weniger charaktervoll, aber mannigfaltiger, als Bologna. Es lenkt, wie ich schon sagte, den Gedanken in die neuere Zeit herüber. Auf 530 Stufen besteigt man die Kuppel des Florentiner Doms bis zur Laterne; der Blick von da über die Stadt und das Arnothal bis an die schneeigen Gipfel der Apenninen gewährt seltenes Entzücken; daß diese Stadt ein Liebling der Künste ist, erzählt selbst die reiche Landschaft. Bologna heißt das „fruchtbare und gelehrte", Florenz das „schöne und blühende"; Adel eignet jenem, Grazie diesem, doch birgt auch Florenz Charaktervolles und Kräftiges in seinen Falten. Welche Kraft reckenhaften Bürgerthums athmet das alte Stadthaus (Palazzo vecchio), dessen stolzer und kräftig profilirter Thurm den herrlichen Platz della Signoria beherrscht und ziert! Und ein Zeichen starken Bürgersinns der Florentiner ist auch Folgendes. In den blutigen Parteikämpfen des Mittelalters, welche auch von der florentinischen Bürgerschaft in den Straßen ihrer Stadt gefochten wurden, regten sich doch Gemeinsinn und Barmherzigkeit; das Bedürfniß, die Gefallenen zu bestatten und für die Verwundeten zu sorgen, führte daher zu einer Einrichtung, welche ganz nach der Art des Mittelalters hart neben die starken Schatten der Leidenschaft und Rohheit ebenso starke Lichter zarter und sinniger Sorgfalt gestellt zeigt. Man kam überein, jene Zwecke über die Parteiung zu erheben und die Bürger, welche ihnen dienen wollten, durch Vermummung in schwarze Mäntel, Kapuzen und Masken von der Gefahr zu befreien, daß das gemeinsame Liebeswerk neue Streitquelle würde. Und noch heute hält man diese durch Alter geweihte edle Einrichtung fest; die meisten Bürger von Florenz sind Mitglieder der schwarzen Verbindung, welche sich die Brüderschaft der Misericordia nennt, geordnete Statuten, eine Kirche, ein Stiftshaus und ein großes Hospital hat. In allen Stadttheilen bestimmen angestellte Vorsteher die Dienstthuenden für jeden Tag, und diese eilen auf das Signal einer Glocke herbei, wenn es gilt, Verunglückte unterzubringen, Elende auf ihrem Krankenlager zu versorgen oder Todte zur letzten Ruhe zu bringen. Zweimal, als ich in Florenz war, sind mir Züge solcher Schwarzvermummter — etwa ein Dutzend oder mehr Personen aller Stände enthaltend — in den Straßen begegnet; welcher Anblick mitten im heitern Gedränge, welche Mahnung an das Leben des Frohsinns, welche Erinnerung an die Geschichte des streitbaren Bürgerthums, welche plastische Gestaltung eines Gedankens der „innern Mission"! Den Pilgerhut am Arme, den Rosenkranz im Gürtel, des Nachts mit Fackeln voran ziehen diese Brüder eiligen Schritts daher; mich erinnerte diese melancholische Erscheinung an die schwarzen Gondeln, welche man durch die Canäle Venedigs streifen sieht, und welche schwarz erhalten werden seit Jahrhunderten, nachdem Venedig einst ein großes Unglück betroffen hatte und aller farbige Schmuck verschwand. — Unfern dem Hause der Misericordia dem Dome gegenüber befindet sich einerseits der alte berühmte Rußsitz von Stein, auf welchem Dante, der größte Florentiner, dem Bau des Doms zugeschaut haben soll, anderseits die alte Taufkirche (Battisterium) mit der herrlichen Erzthür des Hauptportals von Ghiberti, welche nach Michel Angelo's Ausspruch werth ist, das Thor des Paradieses zu sein.

Wie ungern verläßt man eine solche Stadt. Aber die Abreise gilt Rom. Der Dampf bringt uns am Trasimenischen See und beim alten etruskischen Clusium vorüber. Hinter Orvieto treffen wir auf den Tiberfluß, der uns von hier bis Rom begleitet. Die Bahn lenkt in die Campagna ein, der Blick fällt auf das Sabinergebirge und den Monte Soratte, den dreispitzigen, von Horaz geschilderten Berg. In Station Orte hören wir zum ersten Mal vom Schaffner den Ruf: partenza per Roma — Abfahrt nach Rom! Das Albanergebirge, endlich die Peterskuppel tauchen im Blau der Ferne vor uns auf. Wir sind in Rom.

Der Obstbau, eine Quelle des Wohlstandes.

Von Dr. **W. Löbe.**

Der Artikel „Der Obstbau, eine Quelle des Wohlstandes" in Nr. 26 Jahrgang 1876 der „Wissenschaftlichen Beilage" hat eine sehr beifällige Aufnahme gefunden und ist u. A. auf Ansuchen in die „Sächsische Obstbauzeitung" übergegangen. Es dürfte die Annahme nicht unzutreffend sein, daß sich seitdem die Obstbauvereine im Königreich Sachsen

nicht unwesentlich vermehrt haben, daß überhaupt der Obstbau einen größeren Aufschwung genommen. So erfreulich dieses nun auch ist, so bleibt doch in Sachen des Obstbaues noch sehr viel zu wünschen und zu thun übrig, denn unter fast allen deutschen Ländern war und ist noch heute das Königreich Sachsen dasjenige Land, wo der Obstbau am wenigsten verbreitet ist und, wo er angetroffen wird, nicht so rationell betrieben wird, wie er betrieben werden sollte. Es mag dieses hauptsächlich mit daher kommen, daß unsere Landwirthe — den Landwirthen anderer deutscher Länder gegenüber — wegen größerer Intelligenz und daraus resultirenden rationellen Betriebes der Landwirthschaft besser situirt waren; indeß hat die ausländische Concurrenz auch bei uns ihre schädlichen Folgen gezeigt, indem sich der Absatz der hauptsächlichsten landwirthschaftlichen Producte bedeutend vermindert hat, und die Preise derselben, namentlich des Getreides und der Schafwolle, so gesunken sind, daß Getreidebau und Wollschafzucht kaum noch rentiren. Der fatalen Lage, in welche dadurch unsere Landwirthe gekommen sind, haben sich dieselben dadurch zu entziehen gesucht, daß sie Getreidebau und Wollschafzucht nicht unbedeutend eingeschränkt und dafür den Futterbau und, auf Grundlage desselben, die Milchviehzucht und die Viehmast gesteigert haben; aber nicht nur, daß man sich damit selbst Concurrenz gemacht hat, und daß infolge derselben die Preise des Fettviehes und der Producte der Viehzucht nicht unbeträchtlich zurückgegangen sind, überschwemmt uns jetzt auch das Ausland mit lebendem Vieh und mit Producten der Viehzucht und drückt die Preise noch mehr herab. Ganz besonders ist es Amerika, welches England und Deutschland mit lebendem Vieh, gepökeltem Fleisch, Speck, trichinösen Schinken, Fett von kreipirtem Vieh, Kunstbutter ꝛc. versorgt. Die Ausfuhr Amerikas an Vieh und Producten der Viehzucht wird unzweifelhaft noch größere Dimensionen annehmen und die Preise der fraglichen Artikel auf den heimischen Märkten noch mehr herabdrücken.

Unter diesen Umständen ist es mehr als je angezeigt, daß sich unsere Landwirthe einer Productionsrichtung zuwenden, welche kaum von der ausländischen Concurrenz berührt wird und den Ertrag der Landgüter dauernd erhöht. Eine solche Productionsrichtung ist nun der Obstbau. Ein vermehrter Obstbau ist schon aus dem Grunde angezeigt, weil Deutschland seinen Bedarf an frischem Obst und Obstfabrikaten nicht erzeugt und infolge dessen genöthigt ist, jedes Jahr bedeutende Quantitäten davon aus dem Auslande einzuführen. Die Mehreinfuhr von frischem Obst betrug im Jahre 1876 910 000 ℳ, im Jahre 1877 1 301 000 ℳ, im Jahre 1878 1 720 000 ℳ, die Mehreinfuhr an getrocknetem Obst — abgesehen von anderen Obstfabrikaten — im Jahre 1876 12 390 000 ℳ, im Jahre 1877 5 803 000 ℳ, im Jahre 1878 8 098 000 ℳ. Nicht nur könnten bei vermehrtem Obstbau diese Summen dem Inlande erhalten werden, sondern dasselbe würde auch in der Lage sein, neben seinem Bedarf noch für das Ausland produciren zu können.

Der Obstbau empfiehlt sich schon insofern vor den meisten anderen Productionszweigen, als er dem productiven Boden keine Spanne Landes zu entziehen braucht, und als sein Betrieb geringe Kosten verursacht und wenig Arbeit in Anspruch nimmt, während er — abgesehen von anderen großen Vortheilen — hohen Ertrag gewährt.

Ich lenke die Aufmerksamkeit ganz besonders auf die Bepflanzung der Straßen mit Obstbäumen. Namentlich in Nord- und Mitteldeutschland ist an vielen Orten die Rentabilität der Obstpflanzungen an Chausseen und Straßen noch nicht genug gewürdigt. Wie einträglich diese Pflanzungen sind, wird aus nachstehenden Beispielen erhellen.

In verschiedenen Gemeinden des Eichsfeldes bestehen Obstbaumpflanzungen an den Straßen, welche bei musterhafter Pflege so viel einbringen, daß nach Abzug aller Gemeindeabgaben noch eine kleine Summe an die Gemeindeglieder zur Vertheilung kommt.

In dem Baukreis Herzberg am Harz betrug die Länge der Chausseen im Jahre 1875 223 394 Meter. Dieselben waren besetzt mit 26 430 Obstbäumen, darunter 9363 fruchttragende. Die Nettoeinnahme an Früchten (nach Abzug der Kosten für Verkauf und Bewachung mit 2432 ℳ) belief sich auf 14 630 ℳ. Da ein großer Theil der Pflanzung noch jung war, werden sich die Erträge noch bedeutend steigern.

An den öffentlichen Straßen der Provinz Hannover wird dem Obstbau schon seit längerer Zeit eine große, neuerdings noch steigende Aufmerksamkeit zugewendet. Daß diese Anstrengungen von Erfolg sind, beweisen die von Zeit zu Zeit veröffentlichten ziffermäßigen Belege über die bedeutenden Erträge einzelner Chausseestrecken. Auch die von den einzelnen Wegeverbänden zu unterhaltenden Landstraßen, sowie die Gemeindewege, sind zum großen Theil mit Obstbäumen versehen. Die Länge der im Inspectionsbezirk Hildesheim belegenen Chausseen, welche fast ganz mit Obstbäumen bepflanzt sind, beträgt 216 000 Meter. Auf diesen Straßen wurde im Jahre 1877 für Obst ein Ertrag von 42 000 ℳ erzielt. Die Anzahl der Obstbäume in diesem Bezirk ist etwa 30 500. Davon bestand ein Drittel aus jungen Bäumen, welche einen nennenswerthen Ertrag noch nicht lieferten. Im Bezirk der Inspection Hannover betrug die Einnahme von 25 000 Bäumen im Jahre 1877 33 000 ℳ. Die Inspection Göttingen zählt ca. 37 000 Bäume und erzielte im Jahre 1877 eine Einnahme von 25 000 ℳ. Die Gesammteinnahme auf sämmtlichen ehemaligen Staats-, jetzt Provinzialchausseen betrug im Jahre 1877 117 600 ℳ. Unter den älteren Pflanzungen befinden sich sehr viel geringere Sorten, welche bei den öffentlichen Verkäufen wenig Nachfrage finden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß für eine größere Strecke ein bedeutend höherer Preis erzielt wird, wenn in derselben auch nur einige mehr begehrte Bäume unter den sonst weniger guten Sorten vorhanden sind. Bei Ersatz abgängiger Bäume wird in neuerer Zeit auf Verwendung möglichst guter Sorten gesehen, und es werden nur solche in den von der Chausseeverwaltung eingerichteten und unterhaltenen Baumschulen gezogen. Bevorzugt wegen ihres eleganten und aufstrebenden Wuchses und der Güte ihrer Früchte wird die Goldparmäne.

Daß das Königreich Sachsen in der Bepflanzung der Straßen mit Obstbäumen hinter anderen deutschen Ländern weit zurücksteht, daß resp. mit Ausführung derselben vielfach nicht rationell verfahren wird, ist bekannt und erst in der vorjährigen Ausschußversammlung des Landes-Obstbauvereins bestätigt worden. Ein Antrag des Bezirks-Obstbauvereins Leipzig besagte: der Landes-Obstbauverein wolle bei der königlichen Staatsregierung vermitteln, daß die in Gemäßheit des Gesetzes vom 12. Januar 1870 zu bewirkende Bepflanzung der Fahrwege mit Bäumen in rationellerer Weise, als bislang vielfach geschehen, erfolge und daß die Anpflanzung von Obstbäumen und deren Instandhaltung an den betreffenden Wegen von Seite der Verpflichteten angeordnet werde. Diesen Antrag wünschte Pfannenstiel-Neudorf dahin zu erweitern, das königl. Finanzministerium zugleich zu ersuchen, zur Bepflanzung solcher Chausseestrecken, wo Obstbäume gedeihen, nicht Wildbäume zu verwenden, um so den Gemeinden ein gutes Beispiel zu geben. Pfannenstiel belegte seinen Wunsch mit Thatsachen, wo dieses nicht geschehen sei, und berechnete durch Anziehung von Beispielen den pecuniären Nutzen, welcher hierdurch dem Fiscus erwachsen würde.

Kann, was die Pflanzfrage anlangt, der Obstbau überall betrieben werden, so ist auch das Klima kein Hinderniß für denselben, vorausgesetzt, daß man die geeignetsten Sorten auswählt. Der als Autorität in der Pomologie anerkannte Waisenhausinspector Palandt in Hildesheim hat erst kürzlich darauf hingewiesen, daß es eine durchaus irrige Meinung sei,

als wenn nur der Süden und Südwesten seines Obst in frischem und gedörrtem Zustande zu erzeugen im Stande sei. Freilich müsse man zugeben, daß in Norddeutschland im Allgemeinen die Obstverwerthung noch weit mehr im Argen liege als der Obstbau. Palandt führt die bewiesenden Thatsachen an, daß das Obst aus der Gegend von Hildesheim nicht nur auf der Ausstellung in Wittstock den höchsten Preis erhielt, sondern sich ähnlicher Auszeichnungen auch in weit bevorzugteren Gegenden, z. B. in Namur (Belgien) und Trier zu erfreuen hatte, und daß er Obst eigener Ernte nach Tirol verkauft habe. Es ist ferner darauf hingewiesen, daß Obstbäume noch überall bis zu 2000 Fuß Höhe in Mitteldeutschland und bis zu 3000 Fuß und noch höher in den Alpen fortkommen, in einigermaßen durch höhere Berge oder Wald geschützten Lagen selbst verschiedene sehr gute, edle Sorten. Die Urspringer Stiege in Württemberg betreibt bis 2274 Fuß Meereshöhe noch einen sehr nutzenbringenden Obstbau, und in Lutzenhausen (2187 Fuß Meereshöhe) gedeiht sogar die englische Wintergoldparmäne, bekanntlich ein feiner Tafelapfel, noch gut. Die Lutzenburger Reinette gedeiht auf dem kältesten Schieferboden der Ardennen in den höchsten Lagen noch sehr gut und der Pommernsche Krummstiel, ein vortrefflicher Apfel, welcher noch bei Drontheim (Norwegen) an der nördlichsten Spitze des Obstbaus (bei 63° 75 M.) gut gedeiht, dürfte an gegen Wind geschützten Stellen noch in den höchsten Lagen der deutschen Gebirge bis zu 4000 Fuß Meereshöhe mit Nutzen angebaut werden können.

Steht mithin weder die Platzfrage noch das Klima dem Obstbau hindernd entgegen, so sollte von Staats- und Corporationswegen Alles aufgeboten werden, um denselben da, wo er noch fehlt, einzuführen und ihn überall auf das Rationellste zu betreiben. In der neuesten Zeit ist hierin Manches geschehen, aber es bleibt noch sehr viel zu thun übrig.

Vor Allem sollte die Liebe zum Obstbau und das Verständniß desselben schon in den Kindern gepflegt werden, und zwar durch Begründung von Schulgärten, wie man dieselben namentlich in Böhmen und Ungarn findet. Es wäre jedenfalls ein Fortschritt zum Bessern, wenn in den Dorfschulen, auch in den Schulen der kleinen Städte die Knaben ein Jahr vor ihrer Confirmation Unterricht im Obstbau im Schulgarten erhielten; oder es könnte dem Unterrichtsplan für die Fortbildungsschulen die Lehre vom Obstbau mit praktischen Demonstrationen im Schulgarten eingefügt werden. Es wäre dieses das sicherste Mittel, dem Obstbau nicht nur die größte Verbreitung zu verschaffen, sondern ihn auch rationell zu betreiben. Freilich gehört dazu, daß die Volksschullehrer die nothwendigen Kenntnisse von dem Obstbau haben.

Hiernächst sollte mit jeder Landwirthschaftsschule — wie in Bautzen — eine Gartenbauschule verbunden werden, um den Schülern theoretische und praktische Kenntnisse in der Obstbaumzucht beizubringen.

Soll aber in den Schulen der Unterricht im Obstbau mit Nutzen eingeführt werden, so setzt dieses voraus, daß jedes Seminar mit einem entsprechenden Garten zu praktischen Demonstrationen ausgestattet wird, damit die Seminaristen die Obstbaumzucht gründlich erlernen. Bestätigt wurde dieser Wunsch u. A. durch einen Vortrag des Bürgerschullehrers Werner bei der Generalversammlung des Obstbauvereins zu Schneeberg im Jahre 1877. Werner wies darauf hin, wie wichtig es sei, die Seminaristen eingehend mit der Obstzucht vertraut zu machen; diese Jünglinge müßten für die Sache des Obstbaues begeistert werden. Werner stellte den Antrag, der Obstbauverein möge gestatten, daß die Seminaristen den Versammlungen des Vereins beiwohnen dürften; dadurch werde in die Zukunft vieler Lehrer eine Saat gesäet, welche im Interesse des Obstbaues von den segensreichsten Folgen sein würde.

Außerdem könnten noch besondere Unterrichtslehrcurse in der Zucht feinerer Obstfrüchte eingeführt werden, worin in neuester Zeit Württemberg mit einem guten Beispiel vorangegangen ist. Die Wahrnehmung nämlich, daß die feinen Obstfrüchte auf dem Markte mehr und mehr an Bedeutung gewinnen, und die dieselben erzeugenden Bäume, insbesondere die Formen- oder Zwergbäume von den gewerbsmäßigen Obstproducenten und von Gartenliebhabern überhaupt gesucht werden, sowie die Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Verbreitung richtiger theoretischer und praktischer Kenntnisse in der rationellen Zucht und Pflege dieser Bäume für Gärtner, Baumschulenbesitzer und Obstbauer überhaupt, veranlaßte die königl. Centralstelle für die Landwirthschaft, neben dem in Hohenheim jährlich stattfindenden Obstbaulehrcursus auch für die Abhaltung eines Unterrichtslehrcursus in der Zucht feinerer Obstfrüchte auf Formen- oder Zwergbäumen unter Leitung eines tüchtigen Pomologen und Baumschulenbesitzers entsprechende Einleitung zu treffen.

Bezüglich der Ausbildung von Baumwärtern ist durch die Gärtnerlehranstalt in Rötha zur Genüge gesorgt, seitdem namentlich diese Anstalt neben dem Frühjahrscursus auch noch einen Herbstcursus eingeführt hat. Auf die Ausbildung einer genügenden Anzahl Baumwärter ist ein um so höherer Werth zu legen, als namentlich die von Seite der Gemeinden zu bewirkenden Obstbaumanlagen nur dann rationell ausgeführt und gepflegt werden, wenn die Anlage und Unterhaltung derselben von angelernten Baumwärtern bewirkt wird.

Dagegen wäre es wünschenswerth, wenn sich in Sachsen noch mehr Bezirks-Obstbauvereine bildeten. Zwar ist die Zahl derselben seit dem Jahre 1876 erfreulich gewachsen (von 10 auf 27 am Schlusse des Jahres 1879), aber noch giebt es amtshauptmannschaftliche Bezirke, in denen in Begründung der fraglichen Vereine noch mehr geschehen könnte. Daß die Obstbauvereine in vielfacher Hinsicht, namentlich auch durch Excursionen ihrer Mitglieder, Obstausstellungen, Obstbörsen 2c. zur Verbreitung und zum rationellen Betrieb des Obstbaues wesentlich beizutragen im Stande sind, unterliegt keinem Zweifel.

Ich schließe hieran — wie in meinem ersten Artikel — statistische Mittheilungen über den Obstbau in Deutschland und dem Auslande, da durch dieselben der Segen des Obstbaues in privat- und volkswirthschaftlicher Hinsicht am deutlichsten veranschaulicht wird.

Im Königreich Sachsen widmet man namentlich im Obererzgebirge dem Obstbau in neuester Zeit erhöhte Aufmerksamkeit. Besonders in dem Dorfe Schönfeld hat man große Anstrengungen in der Obstbaumzucht gemacht.

Die „Sächsische Obstbau-Zeitung" berichtete über den Ertrag von Obstbaumanlagen Folgendes: Zwei Kirschbaumalleen, welche beide an Feldrändern stehen und deshalb den Feldbau durchaus nicht beeinträchtigen, lieferten seit einer Reihe von Jahren solgende Erträge. Die eine, aus 30 meist starken Bäumen bestehend, jährlich 180—210, im Jahre 1875 sogar 228 ℳ, also pr. Stamm 7,60 ℳ; die andere, aus 20 Bäumen von mittlerer Stärke bestehend, jährlich 150 — 180, im Jahre 1875 210 ℳ, also pr. Stamm 10,10 ℳ. Auf einer fiscalischen Strecke zwischen Wölfnitz und Dresden wurden ca. 43 Obstbäume, zum größten Theil aus Birnen bestehend, im Jahre 1875 für 66 ℳ verpachtet; ein Baum trug 8,30 Hektoliter und warf die Pachtsumme allein ab, ein Resultat, welches geeignet ist, zu versuchen, in günstigen Lagen, gleichwie in Tirol, die Bäume nicht streckenweise, sondern einzeln zu verpachten".

Daß der Obstbau auch in commerzieller Hinsicht von großer Bedeutung ist, geht nach dem „Dresdner Journal" aus der Versendung frischen Obstes auf einigen Stationen der sächsischen Staatsbahnen im Jahre 1879 hervor. Die klimatische Lage der Gelände des Elbthals von Pillnitz bis Meißen, die Gärten Sachsens, die nahe Eisenbahn und die dadurch künstlich abgekürzte Entfernung großer Consum- und Stapel-

plätze, wie Leipzig, Chemnitz, Berlin, sowie Transportvergünstigungen verschiedener Art, haben gegenseitig dazu beigetragen, einen förmlichen sächsischen Obstverkehr an 9 zum Oberinspectionsbezirk Leipzig II gehörigen Stationen der sächsischen Staatsbahnen hervorzurufen. Für den Umfang dieses Verkehrs sprechen folgende Zahlen aus dem Sommer 1879: Im Juni begann dieser Verkehr mit den Erdbeeren. Von den 48 637 Kilo Erdbeeren in 1500 Sendungen kamen 34 592 Kilo lediglich auf die Station Köpschenbroda. Mit der Abnahme des Erdbeertransports in Juli begann die Abfuhr der Kirschen mit 300 063 Kilo im Juli. Noch im August kamen 82 452 Kilo Kirschen zum Versandt. Zu dem Gesammttransport von 434 050 Kilo Kirschen in 23 397 einzelnen Sendungen lieferten hauptsächlich Cossvig 281 470 Kilo, Leisnig 63 613 Kilo, Meißen 24 645 Kilo, Tannhorf 23 380 Kilo. Im Juli begann der Birnentransport mit 6656 Kilo, welcher sich im August auf 510 522 Kilo steigerte und im September seine Höhe mit 653 086 Kilo erreichte. Auch der Oktober brachte noch 86 628 Kilo zur Bahn. Der Gesammttransport von Birnen auf den erwähnten 9 Stationen betrug 1 159 897 Kilo in 39 717 Sendungen. Hierzu lieferten Stauchitz 402 100, Ostrau 186 690, Cossvig 164 820, Leisnig 137 559, Meißen 130 253, Döbeln 62 040, Tannhorf 54 470, Köpschenbroda 18 815, Neustadt-Dresden 3150 Kilo. Im August begann der Transport von Aepfeln mit 4113 Kilo; es folgten der September mit 34 250, der October mit 197 830, der November mit 231 025 Kilo. Zu dem Gesammttransport von 467 574 Kilo in 12 029 Sendungen lieferten Stauchitz 144 120, Döbeln 106 615, Ostrau 59 490, Cossvig 46 840, Leisnig 43 152, Meißen 35 206, Neustadt-Dresden 12 690, Tannhorf 9760, Köpschenbroda 9621 Kilo. Gleichzeitig mit dem Transport der Aepfel begann auch der Transport der Pflaumen mit 50 486 Kilo; im September betrug dieselbe 232 863 und im October 20 994 Kilo. Er umfaßte überhaupt 304 316 Kilo in 13 946 Sendungen. Dazu lieferten Stauchitz 70 790, Neustadt-Dresden 69 880, Meißen 59 195, Köpschenbroda 48 193, Cossvig 40 140, Tannhorf 9800, Leisnig 2637, Döbeln 2321, Ostrau 1360 Kilo. An Weintrauben kamen im September und October 17 127 Kilo in 1339 Sendungen von den genannten Stationen zur Bahn. Der gesammte Obsttransport dieser 9 Stationen betrug im Jahre 1879 3 193 941 Kilo in fast 100 000 einzelnen Sendungen.

Im Königreich Preußen, Provinz Hannover, lieferten zwischen Banten und Alfeld 1165 Apfelbäume 549 Thlr. Ertrag, der Baum also etwa 1,50 ℳ; zwischen Kohnsen und Edesheim 1956 Apfelbäume 1387 Thlr. Ertrag, der Baum ca. 2 ℳ; zwischen Hildesheim und Uppen 568 Apfelbäume 374 Thlr. Ertrag, mithin der Baum etwa 1,80 ℳ.

(Schluß folgt.)

Musikbericht aus Dresden.

30. März. Der dritte Productionsabend des Dresdener Tonkünstlervereins fand Mittwoch den 23. März, wie gewöhnlich, im Saale des Hôtel de Saxe statt. Derselbe erfreute durch ein Octett für Streichinstrumente von Carl Grädener in Hamburg — eine gediegene und von musikalischer Meisterschaft zeugende Composition. Ihr schloß sich die schöne und hochromantische Fantasie, op. 159 C-dur, für Clavier und Geige von Franz Schubert an, hier zum ersten Mal zu Gehör gebracht und von zündender Wirkung auf das Publicum, sowol durch den melodischen Schmelz ihrer Motive, als durch die musikalisch geistreiche und zugleich virtuose Verwendung beider Instrumente. Den Schluß und die Krone des Abends bildete die Es-dur-Serenade für 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Fagotte und 2 Hörner von Mozart, deren überquellender Wohllaut, selbst in einer Zeit des instrumentalen Raffinements, wie die unsere, nicht nur nichts von der bezaubernden Schönheit seiner Wirkungen verloren, sondern auch heute noch durch ebenso ungesuchte, als neue Klangfarbenmischungen überrascht und erfreut. Die meisterhafte Ausführung aller Nummern durch die fast durchgängig der kgl. Kapelle angehörenden Mitglieder unseres trefflichen Tonkünstlervereins legte auch diesmal Zeugniß ab für deren ernstes künstlerisches Streben, sowie für die Tendenz des Vereins, ebensowol hervorragenden Werken der Neuzeit gerecht zu werden, als jenem musikalisch Ewig-Schönen, das sich, hoch über allen Strömungen eines wechselnden Zeitgeschmackes in den Schöpfungen unserer Classiker verkörpert hat, die volle künstlerische Pietät zu wahren. — An demselben Abend fand im Börsensaale ein Concert der die schönsten Hoffnungen erregenden jugendlichen Sängerin Frl. Ewelina Szpwid statt, über das uns unser Vertreter nur Gutes berichtet. Frl. Szpwid, die wir bei anderer Gelegenheit mehrfach hörten, ist ebenso bedeutend im deutschen Liede, als im dramatischen Gesang. Sie ist eine Landsmännin Chopin's und theilt mit ihm die Grazie, die dem musikalischen Vortrag und der Empfindungsweise der Polen häufig eigen sind. Der in Rede stehende Concertabend trug der Künstlerin, die bereits in St. Petersburg engagirt worden ist, enthusiastische Ovationen ein. — Einem seltenen und vornehmen Künstlerpaare hatten wir vorgestern Abend die Freude innerhalb der Concertschranken zu begegnen. Die große Violinspielerin Frau Norman-Neruda und Hr. Charles Hallé aus London, Letzterer der echte Nachfolger eines Hummel, Moscheles und Felix Mendelssohn im classischen Clavierspiel, bereiteten uns einen lang entbehrten Genuß. Was Hrn. Hallé anbetrifft, so that es wohl, den Flügel einmal nicht, wie dies von so vielen modernen Clavierpaukern geschieht, vom Spieler als seinen Todfeind behandelt zu sehen, auf dessen schmerzhaft aufschreiende Claviatur er sich womöglich mit dem ganzen Körper stürzt, oder welchem er, auf ihn einhauend und einzelne Tasten bis zur Vertwundung des Gehörs pointirend, zu Leibe geht! Hr. Hallé behandelt sein Instrument als seinen geliebtesten Freund, dem er das Beste, was er empfindet, anvertraut und der ihm, eben weil er ihn nicht brutal behandelt, darum auch in den süßesten Tönen antwortet. Entzückend war in dieser Beziehung der Vortrag des letzten Satzes von Beethoven's As-dur-Sonate op. 110. Der fugirte Theil desselben ward uns nicht, wie heute so oft, gleichsam mit dem scharfen Messer eines secirenden Anatomen nur in seine Theile zerlegt und damit des verknüpfenden inneren Bandes beraubt, sondern trat in allen seinen Stimmen zu wohlthuendem Gesange gerundet und so auch wieder stimmungsvoll auf. Keine geringere Anerkennung verdient das geniale und hinreißende Spiel der jugendlichen Frau Norman-Neruda, in welchem sich warmblütige Auffassung und Leidenschaft mit einem großen goldreinen und vornehmen Ton verbindet, sowie mit einer, bei allen spielend vollbrachten Wundern einer fabelhaften Technik doch stets bewahrten edelen und das künstlerische Gleichgewicht aufrechthaltenden Ruhe. Frau Neruda ist ganz fraglos die glänzendste Geigerin der Gegenwart. — Das königl. Hoftheater brachte in vergangener Woche Bizet's Oper „Carmen" mit Frau Schuch in der Titelrolle und unseres unsterblichen Gluck „Orpheus", diese älteste Oper unter allen auf den Repertoiren der Gegenwart erhalten gebliebenen Musikdramen der Vergangenheit, da Orpheus, wie seine erste Aufführung in Wien im Jahre 1762 darthut, sich nunmehr schon 119 Jahre in unverändertem Glanze auf der Bühne erhält und damit erwiesen ist, daß, ebenso wie in den anderen Künsten, auch in der Musik Werke von dauerndem Werthe möglich sind. Frl. Nanitz und Frau Schuch (in den Partien des Orpheus und Eros) waren wieder hochbefriedigend; die Euridike freilich möchten wir recht bald wieder an Frl. Malten, die diese Partie

bisher trefflich sang und spielte, zurückgegeben sehen. — Gestern hörten wir Donizetti's nun auch schon 41 Jahre auf der Bühne sich behauptende „Regimentstochter", deren Musik, obwol leichter anspruchslosester Gattung, doch ein großer melodischer Reiz und die Grazie und Liebenswürdigkeit des Italieners nicht abzusprechen sind. Frau Schuch war ganz unübertrefflich als „Marie" und brachte gerade die beregten Vorzüge des Werkes zu ihrer vollsten Wirkung. Morgen Abend bringt das königl. Hoftheater zum ersten Mal die neue Oper von Gramman: „Thusnelda und der Triumphzug des Germanicus", über die ich Ihnen das nächste Mal zu berichten denke.

Emil Naumann.

Die neueste Erwerbung der K. Gemäldegalerie zu Dresden.

In diesen Tagen ist der holländischen Abtheilung der Galerie ein sehr seltener und nur in wenigen größeren Sammlungen vertretener Meister zugeführt worden: der Genremaler Pieter Codde. Aus der Schule des Frans Hals hervorgegangen, dessen scharfe Beobachtungsgabe er theilt, ohne die Kühnheit seines Vortrags nachzuahmen, macht sich dieser Künstler bei großer Einfachheit in der Anlage seiner Gemälde die höchste Vollendung in der Durchbildung der einzelnen Figur und eine unbedingte Treue namentlich in der Nachahmung des Stofflichen zur Aufgabe. Dabei weiß er die Farbe tief, klar und saftig zu erhalten, und indem er den bräunlichen Gesammtton der Schule Rembrandt's verschmäht, ist es namentlich der Reiz in der Gegenüberstellung sein abgewogener bestimmter Localtöne, durch welchen er zu wirken sucht. In diesem Streben zeigt er sich mit Dirk Hals, Jan le Duc und Palamedes so nahe verwandt, daß er mit diesen Meistern, namentlich mit den beiden letzteren, nicht selten verwechselt worden ist, und erst neuerdings ist seine künstlerische Eigenart kritisch ganz sicher gestellt worden. Das neu angekaufte Gemälde, welches eine Scene in einer Soldatenschenke vorführt, wird, als ein durch echte volle Namensbezeichnung beglaubigtes, wesentlich mit dazu beitragen, seine Stelle in der reichen Entwickelung der holländischen Genremalerei zu bezeichnen.

Theologische Werke.

\# \# Einführung in das Verständniß des Dr. M. Luther'schen Katechismus auf Grund der biblischen Geschichte von L. Wangemann, k. Bezirksschulinspector in Meißen. I. Theil: Einleitung und das erste Hauptstück. Leipzig, Georg Reichardt. 2 ℳ 80 ₰. — Ein neues Buch des geschätzten Hrn. Verfassers, der sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der biblischen Geschichte und der deutschen Sprache in der Volksschule rühmlich bekannt gemacht hat, pflegt von unserer Lehrerwelt als eine Erscheinung von nicht zu unterschätzender Bedeutung betrachtet zu werden. Nun ist zwar die Zahl der Schriften, welche zur Erklärung des Luther'schen Katechismus dienen sollen, eine überaus große, und es giebt unter denselben so viele gute, beachtenswerthe Werke (Kreyschmar, Krüger, Kehr, Materne u. A.), daß man jede Vermehrung derselben auf längere Zeit für überflüssig halten könnte. Nichtsdestoweniger ist das Erscheinen des angezeigten Werkes um deswillen nothwendig gewesen, weil es den Schlußstein einfügen soll in die vor 20 Jahren von dem Verfasser begonnene Arbeit, den Lehrplan für den gesammten Religionsunterricht in der Volksschule zu bearbeiten. Die Arbeit ist langsam in der Praxis der Volksschule gereift, ist aus den Werken für den Unterricht in der biblischen Geschichte herausgewachsen, und weil diese letzteren fast allseitig eine so beifällige Aufnahme gefunden, hat der Verfasser geglaubt, auch diese Arbeit im Hinblick auf die Förderung unseres Religionsunterrichtes nicht zurückhalten zu dürfen. Was alle Wangemann'schen Werke auszeichnet, Klarheit in der Wiedergabe und Anordnung des Stoffes, eine gewisse Originalität der Methode und ein großer Reichthum von praktischen Winken und selbständigen Gedanken — diese Vorzüge sind auch diesem Werke in hohem Grade eigenthümlich. Dabei sind wir mit dem Hrn. Verfasser ganz darin einverstanden, daß die göttlichen und heiligen Wahrheiten, die in den sechs ersten Schuljahren aus der biblischen Geschichte entwickelt und den Kindern angeeignet worden sind, bei der Erklärung des Katechismus wieder anzunehmen und so zu verwerthen sind, daß dadurch nicht nur ein klares Verständniß der christlichen Hauptwahrheiten erzielt wird, sondern daß sich in der Seele des Kindes überhaupt ein „wahres, festes, inniges, christliches Glaubensleben gründet und aufbaut". Gewiß goldene Worte, die jeder Lehrer und Geistliche wohl beherzigen möchte! Noch auf einen eigenartigen Vorzug des Werkes müssen wir aufmerksam machen. Der Verfasser hat demselben auch Abschnitte eingereiht, die nur für Fortbildungsschulen bestimmt sind, auch für solche, die auf ihrem Lectionsplane besonderen Religionsunterricht nicht verzeichnet haben. Hiersür wünscht er besonders das thätige Eingreifen der Seelsorger, die in solchem Streben durch das Gesetz, wenn auch nicht besonders gestützt, so doch auch nicht gehindert werden, auch dürften sich wenige Schulvorstände dem löblichen Bestreben, die Jugend in ihrer sittlich-religiösen Bildung zu fördern, geradezu widersetzen. Entzieht sich der Geistliche dieser Aufgabe, so darf es der Lehrer, wenn er anders sein Amt und die Bedürfnisse der Zeit recht versteht, nicht unterlassen, die sittlichen Schäden in unserem socialen und kirchlichen Leben klarzulegen und auf die Heilmittel hinzuweisen, durch welche eine Besserung beklagenswerther Zustände im Familien-, wie im Gemeinde- und Staatsleben angebahnt werden kann. Die vom Verfasser hiersür bestimmten Abschnitte sind gut gewählt. Was wir an dem Buche nicht loben können, ist die breite Anlage — drei Abtheilungen, von denen die erste 2 ℳ 80 ₰ kostet —, sodann eine etwas schönrednerische Behandlung gewisser Partien und mehrere weitschweifige Definitionen, die sich in anderen Werken knapper und nicht minder klar finden. Das Papier ist nur mittelmäßig. Trotz dieser kleinen Bemängelungen erklären wir das Buch für ein vorzügliches, dessen Fortsetzung wir mit Spannung entgegensehen.

□ Die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit des kirchlichen Bekenntnisses. Eine Festschrift zum 300jährigen Jubiläum des lutherischen Concordienbuches von Dr. F. Philippi, Pastor zu Hohenkirchen in Mecklenburg-Schwerin. Güterslob, Bertelsmann 1880. — Trotz des ziemlich selbstbewußten Tones, den der Verf. nicht blos gegen Schleiermacher und seine Schule, sondern auch gegen Männer positiv lutherischen Bekenntnisses, wie gegen v. Hofmann, gelegentlich auch gegen D. Luthardt anschlägt, weil sie der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung angeblich zu viel Raum gönnen, und dadurch das Ansehen der Symbole schwächen, drückt er sich selbst schwankend und unbestimmt über die Grenzen der Bekenntnißverpflichtung aus und wird durch seine Schrift der schwierige Gegenstand keineswegs gefördert. Den wirklich durchschlagenden Gründen für die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit des kirchlichen Bekenntnisses, ohne welches eine kirchliche Gemeinschaft nicht denkbar ist, und die Gemeinden einer unerträglichen subjectivistischen Lehrwillkür preisgegeben wären, fügt der Verf. keine neuen, stichhaltigen hinzu, und wenn er nach der Vorrede hofft, in seiner Schrift zwischen der Scylla der Ueberspannung und der Charybdis der Unterschätzung des kirchlichen Bekenntnisses hindurchgesteuert zu sein,

so haben wir bei der Lectüre desselben mehr den Eindruck vom Streben und Ringen darnach, als vom Gelingen empfunden.

□ Bericht der von der Evangelischen Allianz nach Wien abgesandten Deputation im Jahre 1879. Basel, Schultze'sche Universitätsbuchdruckerei, 1880. — Die Evangelische Allianz hat sich u. A. auch die schöne Aufgabe gestellt, in den verschiedenen europäischen Ländern die Glaubens- und Religionsfreiheit zu vertreten und jede Einschränkung derselben zu bekämpfen. Ueber einen Vorgang in dieser Richtung berichtet auch vorliegendes Schriftchen. Eine in Oesterreich nicht anerkannte evangelische Glaubensgemeinschaft in Böhmen (die sog. „Alt-Evangelischen") hatte Beeinträchtigungen ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit insofern erfahren, als ihr sogar die Ausübung häuslicher Andacht, im Widerspruch mit den Garantien der Verfassung, nur in der beschränktesten Weise gestattet worden war. Sie hatte sich deswegen an die 7. Versammlung der Evangel. Allianz in Basel gewandt, welche eine Deputation, mit dem Alt-Rathsherrn Sarasin in Basel an der Spitze, an den Kaiser von Oesterreich entsendete, um den bedrückten evangelischen Brüdern ihr Recht zu verschaffen, was sie denn auch erreichte. Das Ganze ist ein neuer Beleg zu der bekannten Thatsache, daß zwar die Gesetze in Oesterreich der evangelischen Kirche alle Freiheit gewähren, daß aber die Ausführung derselben nicht selten eine willkürliche und mangelhafte ist, so daß es in dem „toleranten" Oesterreich nicht an Glaubensbedrückungen mannigfacher Art fehlt.

□ Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission. Eine Weltüberschau von Theodor Christlieb, D. der Theol. u. Philos., Professor der Theologie in Bonn. Gütersloh, Bertelsmann 1880. Vierte Ausgabe. — Vorliegende Schrift ist ein erweitertes Referat, das der Verf. bei der Evangelischen Allianz in Basel im Herbst 1879 vorgetragen. Dieselbe hat bereits einen großen Erfolg gehabt. Sie ist in englischer, französischer, holländischer und schwedischer Uebersetzung erschienen; verschiedene Kirchenregimente haben sie ihrer Geistlichkeit auf's Wärmste empfohlen. Und mit Recht. Sie ist eine Frucht mühevoller Arbeit, so wenig man ihr bei ihrer großen Frische und Lebendigkeit den Schweiß der Arbeit anspürt; in meisterhafter Beherrschung des unendlich reichen, aus den verschiedensten und zerstreutesten Quellen gesammelten Stoffes, in klarster Uebersichtlichkeit und ansprechendster Gruppirung, und in geistvoller, das statistische Material belebender Beurtheilung hat der auf dem Gebiete der Mission genau orientirte Verf. ein höchst interessantes Bild von der evangelischen Mission, ihrer Organisation, ihrer Arbeit und ihren Erfolgen gegeben mit einigen Fingerzeigen und Wünschen für die Aufgaben und Ziele der nächsten Zukunft. Die banalen Reden von der Erfolglosigkeit der Mission, welche nur die völlige Unkenntniß der Sache beweisen, werden von dem Verf. durch einen Vergleich von „Einst und Jetzt" glänzend widerlegt. Die Fortschritte, welche die Mission namentlich in den letzten 30 Jahren gemacht hat, sind überraschend; die evangelische Mission steht, Gott Lob, namentlich im Vergleich zu früher, in schöner Blüthe und ist nach Innen und Außen in erfreulichem Wachsthum. Dem Missionswerkbilde, das der Verf. mit so frischen Farben gezeichnet, fehlt freilich neben dem Licht auch der Schatten nicht. Beschämend ist für das evangelische Deutschland insonderheit, daß es in seinen Missionsleistungen von England bedeutend überflügelt wird. Hinderlich ist dem Missionsinteresse in Deutschland noch immer in weiten Kreisen ein großer Theil der liberalen Presse, die unter dem Einflusse der „Reformjuden" steht, „dieser hartnäckigsten aller Feinde der christlichen Mission". Dagegen ist erfreulich, daß gegen früher die Kirchenregimente zur Mission fast durchweg freundlich stehen und daß im Kerne des Volkes die Theilnahme an der Mission im Wachsen begriffen ist. Auffallend ist die ungleiche Vertheilung des Missionsinteresses auf die einzelnen Gebiete des evangelischen Deutschland, wie dies D. Christlieb speciell nachweist an den Beiträgen, die zur Mission in den einzelnen evangelischen Ländern geflossen werden. Im Württemberg kommen auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung 20 bis 25 Pf. Missionsbeiträge, in Rheinland und Westphalen 17 Pf., in Hamburg, Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein und Baden 10 Pf., in den 6 östlichen Provinzen Preußens und in Bayern 5, in Mecklenburg — und in unserm Sachsen, in dem gut lutherischen Land, das sich so gern die „Wiege der Reformation" nennen läßt, nur 2 Pf.! Die Arbeit der evangelischen Mission unter den Heiden hat namentlich mit zwei Schwierigkeiten außer denjenigen, welche in der Sache überhaupt liegen und mit denen die Mission aller Zeiten zu kämpfen hat, zu ringen. Die eine liegt in dem Wachsthum des Islam, der z. B. im Innern Afrikas weithin Propaganda macht; die andere in dem Einfluß der römischen Kirche, die, wo sie nur kann, die evangelische Mission zu hindern sucht, und bei ihrem Charakter, bei dem Stück Heidenthum, das sie selber besitzt, viel leichter unter den Heiden populär werden kann, als die evangelische. Eine wesentliche Hauptsache ist freilich, daß die Liebe zur Mission in der Heimath lebendig bleibt und daß nicht die Routine und geschäftsmäßige Gewohnheit oder fromme Werktreiberei an die Stelle einer von Innen herausgehenden Missionsbegeisterung trete. An der Schrift thut in hohem Grade wohl die getroste, fröhliche Zuversicht auf den Sieg der heiligen Sache und auf die weiterobernde Kraft des Evangeliums bei aller Nüchternheit und klaren Erkenntniß der großen Schwierigkeiten der Mission. „Wir nähern uns," sagt der Verf. am Schluß mit begeistertem Zuruf an alle Freunde der Mission, „trotz unserer Fehler und Schwächen dem großen Zeitpunkt, wo eine Ernte anbricht, die alle bisherigen Proportionen unendlich übersteigen wird! Noch ausgeharrt eine Zeit lang, und der volle Tag bricht an; schon fliehen die Schatten und die Morgenröthe steigt herauf." Wir können die überaus lehrreiche, instructive und zugleich wahrhaft erbauliche und erhebende Schrift nicht angelegentlich genug empfehlen. Insonderheit wird sie den Geistlichen für Missionsstunden und Missionsvorträge als eine sehr willkommene Handreichung und fördernde Lectüre empfohlen!

□ Tezel, der Ablaßprediger. Von Dr. th. u. phil. F. Körner, Kirchenrath in Schleiz. Frankenberg, Rosberg 1880. — Eine überaus fleißige und gründliche Arbeit, die nur dem „großen Clamant", dem „declamator maximus", wie Luther den Tezel nennt, und den von römischer Seite gemachten Ehrenrettungsversuchen des Ablaßpredigers, sowie den daran geknüpften obligaten Schmähungen des großen Reformators fast zu viele Ehre anthut, indem sie sich viel Fleiß an ihn wendet. Manches hätte sich der Verf. ersparen können. Wenn Tezel z. B. gelegentlich wegen seiner angeblichen volksthümlichen Beredsamkeit von einem römischen Theologen mit Savanarola verglichen wird, so ist dies in der That zu absurd, um ernstlich widerlegt zu werden. Besonders gelungen finden wir den quellenmäßigen Nachweis, den der Verf. liefert, daß der Ablaß als ein rein weltliches Geschäft von den Kirchenfürsten angesehen und betrieben worden ist. Die darüber geführten und vom Verf. mitgetheilten Verhandlungen werfen ein eigenthümliches Licht auf die damalige Kirchenleitung. Aus denselben geht hervor, was interessant ist, urkundlich zu erfahren, daß der Erzbischof Albrecht die Ueberlassung des Ablaßcommissariats auf 8 Jahre und der Hälfte des Gewinnes von Papst Leo X. 1514 erbeten und seine Bitte durch ein Geschenk von 10 000 Ducaten unterstützt hat, der Papst dieselbe auch bereits 1515 gewährt hat, die Ausführung jedoch durch Intriguen verzögert worden ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandconvention) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 28. Donnerstag, den 7. April. 1881.

Inhalt: Weitere Beiträge zur Gelegenheitspoesie aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, von Dr. Ulrich Schneider. — Der Obstbau, eine Quelle des Wohlstandes, von Dr. W. Löbe. (Schluß.) — Die neuesten Erwerbungen der K. Gemäldegalerie zu Dresden.

Weitere Beiträge zur Gelegenheitspoesie aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.[1])

Folgende Dichtungen liegen in älteren handschriftlichen Copien vor uns. Wir theilen sie vollständig mit; denn ihre Originalität scheint sie würdig zu machen der Verbreitung in weiteren Kreisen. Der Sammler von charakteristischen Gelegenheitspoesien, diesem, wie wir meinen, für die Geschichte der deutschen Volksdichtung noch viel zu wenig berücksichtigten Genre, wird nicht umhin können, jedem der beiden Blätter die Berechtigung eines Ehrenplatzes in einer bezüglichen Sammlung zuzugestehen.

Die erste der beiden Poesien richtet sich an einen fürstlichen Herrn, die zweite rührt selbst von einem solchen her. Die erste ist eine Petition an König August I. den Starken, und wir dürfen den Petenten immerhin für einen Vogtländer halten, einmal weil wir das Manuscript in einem vogtländischen Archiv aufbewahrt finden, zweitens aus dem innern Grund, weil nirgends mehr als im Vogtland die Gelegenheits- und Volkspoesie geblüht hat. — Wir lassen nun unser Gewährsblatt reden.

„Als Höchstseel. Sr. Königl. Majestät in Pohlen und Churf. Durchl. zu Sachsen nach Pohlen reisete, so überreichete ein gewisser Pächter, Nahmens Finke, Ihro Majest. kurtz vor dero letzten Abreise nach Pohlen nachfolgendes allerunterthänigstes Memorial in deutschen Versen, worauff er denn auch all dasjenige, so er darinnen gebeten, erhalten. Es verdient, wegen seiner nicht unrecht gethanen Einfälle hiermit communicieret zu werden und lautet also:

Tausendguter lieber König,
Höre doch nur ein klein wenig,
Wie Du andern auch gethan,
Deines Knechtes Vortrag an!

Ja, Du hörst mich ohne Zweifel,
Denn ich bin ein armer Teuffel;
Du hast an die tausend Leuten
In den höchstbeglückten Zeiten,
Da Du Herr und König heißt,
Gnade, Hülf und Schutz geleist.

Drum will ich die Tröstung lassen,
Du wirst mich nicht hülflos lassen.
Jetzo lauf ich auf dem Lande,
Bald im Kothe, bald im Sande,
Auf dem Felde her und hin,
Weil ich noch Verwalter bin.

Und bin bei dem Würthschaftsorden
Steiff auf meinen Knochen worden,
Darum bitt ich, laß mein Flehen
Dir zu Herz und Ohren gehen,
Räume mir ein Dienstgen ein,
Daß ich kann ein Schreiber sein.

Denn ich wollte gern beim Schreiben,
Bis ich sterben werde, bleiben.
Nun, ich will der Hoffnung leben,
Du wirst mir ein Aemtgen geben,
Daß ich bei der Schreiberey
Lebenslang versorget sei.

Das ist eins, nun will ich's wagen,
Dir noch etwas vorzutragen:
Wirff von Deinem hohen Throne
Hundert Thaler meinem Sohne,
Landes-Vater, gnädig hin,
Weil ich gänzlich Willens bin,

Wenn man wird Surrexit singen,
Ihn nach Wittenberg zu bringen;
Gleichwohl ist zum Ungelücke
Kein d'argent in meiner Ficke,
Drum ist meine Zuversicht
Dießfalls bloß an Dich gericht.

Denn, mein König, diese Gnade
Ist vor Dich ein kleiner Schade.
Wenn mein Sohn vor Deine Gaben
Wird was Guts gelernet haben,
Alsdann sol er Dir allein
Lebenslang gewidmet sein.

Laß ihm mit zum Rechten rathen,
Oder mach ihn zum Soldaten.
Das sind nun die beiden Sachen,
Die mir tausend Sorgen machen.
Großer König, setze Du
Dieserwegen mich in Ruh.

Du alleine kannst die Plagen
Mir aus meinem Herzen jagen,
Selbst der Himmel wird Dir geben
Vor das Wohlthun langes Leben;
Auch ich, und mein armer Sohn
Wünsche, daß Dein Königsthron

Möge fest und herrlich stehen,
Bis die Welt wird umergehen.
Nun, mein König will ich schließen,
Laß die Schrift Dich nicht verdrießen,
Wie mein Anfang, so mein Schluß:
Pauper sum diabolus.

Ich bin, bis ich sterbend sinke,
Großer König
Dein
Knecht Finke."

Man könnte wol annehmen, der künftige Herr Studiosus oder Vaterlandsvertheidiger habe das in seinem Interesse zu verwerthende Schreiben selbst verfaßt, und zwar der gebrauchten fremden Ausdrücke halber; allein man muß bedenken, daß noch im vorigen Jahrhundert auch unter Ständen, welche heute nicht daran denken, Latein zu lernen, diese Sprache viel verbreiteter war, und da der Verwalter als qualificirt zum Schreiberberuf sich hinstellt, so wird es ihm nicht an Kenntnissen gefehlt haben, hinlänglich, um hier die nöthige Anwendung zu machen. Fließenden Versbau und Reim zeigt aber das Gedicht, und darin zeichnen sich, mag der Inhalt oft prosaisch genug ausfallen, sämmtliche Gelegenheitspoesien der für uns in Betracht kommenden Zeit aus, Angesichts von Leistungen, wie beispielsweise ein Neujahrswunsch, welchen wir nur kürzlich von einem im Vogtland wohlbekannten „wandernden Poeten"[2]), der einzig und allein auf

[1]) Siehe Nr. 99 des vorigen Jahrgangs.

[2]) Der Mann genießt übrigens den Ruf einer Auctorität auf dem Gebiet vogtländischer Localgeschichte nicht ohne Berechtigung. Der

seine „Gedichte" reist, erstanden. Er besteht aus 39 Strophen und in ihm heißt es u. A.:

Jenem großen Reich im Norden,
Dem nun Kerger satt geworden,
Wollt Du Freundlichkeit gewähr'n
Und kein Unheil mehr bescheer'n!

Die da drüben an der Seine
Mögen kommen nun auf's reine;
Bunte Wirthschaft führ nicht fort
Herr Gambetta, Rochefort!

Schustern, Schneidern, Habersammlern,
Besenbindern, Pfahlerrammlern,
Maulwurffängern, Bürstenlern'
Bleib' gewogen allezeit! u. s. f.

Nach Beibringung dieses Vergleichsmaßstabes gehen wir zu unserer zweiten heutigen Gelegenheitspoesie fort. Sie rührt her von Dietrich, Prinz von Anhalt-Dessau, Oberst in königl. preußischen Diensten, seiner Zeit Regierungsvormund für seinen Neffen, den Fürsten Leopold Friedrich Franz. — Was den Inhalt des Gedichtes betrifft: über den hin und wieder fast komisch wirkenden Ausdruck einer bei alledem rührend kindlichen und von echter Frömmigkeit eingegebenen Naivetät zu lächeln, mag erlaubt sein; allein wir wollen nicht vergessen, daß andere Zeiten anders fühlen; obwol der Brust eines fürstlichen Herrn entstammend, trifft es dennoch den Volkston, selbst für unsere Zeit noch, recht gut, von originellen Wendungen aber strömt es fast über. Es ist einem Manuscript vom Jahre 1753 entnommen, und hat seiner Zeit gewiß Aufsehen erregt. — Anlangend den in den Versen niedergelegten poetischen Fond, so finden wir in hinlänglich viel Gesangbüchern, die noch heute ihren Dienst thun müssen, des nicht Besseren im Ueberfluß, wie wir ohne Mühe belegen könnten, wollten wir uns nicht zu weit von der Sache verirren. Möge nunmehr der geneigte Leser selbst urtheilen.

„Sonderbarer und verwundrungswürdiger letzter Wille Sr. Hochfürstlichen Durchl., des Fürsten Dietrich von Anhalt Dessau,
welcher aus Christlicher Liebe einen jeden Christen seine Gesinnung zu erkennen giebt, welches einen jeden sich selbst zu erkennen zu seinen Christenthum dienen kann."

Kommt es einst mit mir zum Sterben,
Nun so sez ich keinen Erben,
Ich mach auch kein Testament,
Meinen nächsten Blutsverwandten,
Guten Freunden und Bekannten
Wird mein Nachlaß gern gegönnt.

Man darf mich nicht balsamiren,
Auch in kein Gewölbe führen,
Worzu nuzet solche Pracht?
Gott befehl ich meine Seele,
Und den Leib der frischen Höle,
Die ein Todten Gräber macht.

Keine Frau darff mich beleiden,
Denn ich hab an meiner Seiten
Ein solch Kleinod nicht geküßt.
Also darf sich keine grämen,
Noch vor andern Weibern schämen,
Daß sie Wittwe worden ist.

Es soll niemand um mich trauren,
Noch in Briefen mich bedauren,
Schont das schwarze Siegellack.
Woher rührt das tolle Weinen
In verblühter Pracht Scheinen,
Als vom heidnischen Geschmack?

Es soll niemand mich beklagen,
Keinen langen Mantel tragen,
Weder Flohr noch Trauerkleid.
Ich verlange keine Crone,
Fackeln Lichter und Citrone
Sind ein Tand der Eitelkeit.

Kirchen, Hauß, Kutzsch, Domestiquen
Mit vermumten Vog zu schmücken,
Ist ein überflüssiger Staat.
Armen, Kirch und Schul hingegen
Möget ihrs dreyfach ersetzen,
Sie bedürfens in der That.

Atlas, Seiden, Band und Spitzen
Brauchen nicht an mir zu blizen,
Nach dem Tod ist niemand schön.
Arme Leute aus dem Spittel
Mögen meinen Sterbekittel
Schlecht und recht zusammennähn.

Um den Nußbaum wär es schade,
Leget mich in eine Lade,
Die aus Tannen Holz besteht.
Griff und Leisten könnt ihr spahren,
Nur mit Pflöcken mich bewahren,
Bis der Sarg zu Grabe geht.

Schwanen, Bett und Polsterkissen
Will ich ganz und gerne missen,
Weil ich nichts empfinden kann.
Fällt die hölzerne Postele
Statt der leinenen Geräthe
Nur mit Säge Spänen an.

Wermutz und Cypressen Sträuche
Stecket nicht um meine Leiche,
Wie wohl zu gleichen pflegt;
Puget mich mit keinen Rosen,
Denn wir sind in jenem Osen
Bessre Cränze bey gelegt.

Laßt mir keinen Cantor singen,
Keine Flöht noch Orgel klingen,
Haltet auch kein Trauer Mahl.
Carmen und auch Canzel Gaben
Will ich nicht zum Absieds haben
Hier aus diesem Jammerthal.

Lasset keine Glocken läuten,
Stille mit der Leiche schreiten,
Wenn der Wächter zehne ruft.
Laßt mir ohne Pferd und Wagen
Durch zwölff arme Männer tragen,
Oeffnet mich nicht vor der Gruft.

Lobet mich nicht nach dem Tode,
Paradirt nicht nach der Mode,
Worzu dient das Wörter Spiel?
Redet nicht von meinen Namen,
Schließt mein Bild in keinen Rahmen
Denn es gild mir gleiches viel.

Piramitt und Mausoläen
Uebern Grabe zu erhöhen,
Bleibt ein Tracht der großen Welt;
Führt und Baur auf gleiche Weise
Werden doch der Würmer Speise,
Weil der Tod vom Rang nichts hält.

Ich will nicht, daß man bey von den Titteln,
Noch von meinen schlechten Mütteln
Jemand nach dem Tode schreibt;
Ich will, daß ihr mich vergeßet,
Und das Brod mit Freuden eßet,
Das von mir noch übrig bleibt.

Deckt mein Grabmahl nicht mit Steine,
Scharret nur um die Gebeine
Knochen, Kalch und Sand herum;
Erde war ich, und zur Erden
Muß ich endlich wieder werden,
Dies ists Epitaphium.

Nun so klingt mein letzter Wille,
Drum begrabt mich in der Stille,
Wenn ihr mich noch etwas liebt;
Gott erhalt euch lange Jahre,
Biß Euch einst die Todten Baare
Auch ein Plätzgen bey mir giebt.

Das Jerusalem da droben,
Wo die Schaar das Lämmlein loben.
Ist der Ort nach meinem Sinn.
Weil mein Herz in Christi Wunden
Hat der Hoffnung Anker funden,
Zieh ich Freudens voll dahin. —

Absatz, den seine „Werke", wie wir uns wiederholt durch den Augenschein überzeugten, namentlich in ländlichen Kreisen, von welchen die bedruckten Blätter sorglam aufbewahrt werden, finden, dient als Kennzeichen, daß Dichtung in jeder Form für das Volk noch immer Werth behauptet.

Aus der Ueberschrift geht hervor, daß das Carmen zur Mittheilung an das Volk ausdrücklich bestimmt, aus dem Carmen selbst, daß der alte Herr allerdings ein Sonderling, aber sicher einer von der besten Art war. Das Gedicht erwirbt sich, wie es uns scheinen will, unsere Sympathie sofort in hohem Grade, und gern liest man es von Zeit zu Zeit aufs Neue, sofaglich muß es etwas haben, was ihm unsere Theilnahme gewinnt: und das ist, wenn nicht Poesie selbst, doch mit Poesie im engsten Zusammenhang Stehendes — Ausdruck herzlicher Naivetät, kindlicher Einfachheit, augenscheinlich ungeheuchelter Frömmigkeit. Eben darum kann es nur die Oberflächlichkeit allein vom Standpunkt des Lachenswerthen auffassen, und ihr werden derartige Kundgebungen ein- für allemal unverständlich bleiben.

Und so nehmen wir für heute vom Leser Abschied.

Dr. Ulrich Schneider.

Der Obstbau, eine Quelle des Wohlstandes.

Von Dr. **W. Löbe.**

(Schluß.)

In Berlin stand in dem Garten des Zuckersiedereibesitzers Häbel ein Apfelbaum von gewöhnlicher Größe (weißer italienischer Rosmarinapfel), von welchem der Besitzer durchschnittlich jährlich für 75 *M.* Aepfel verkaufte und außerdem noch alle kleinern und weniger schönen Früchte für sich behielt.

In Berlin werden jedes Jahr nahezu für 3 Mill. *M.* Kirschen zu Markte gebracht, wovon Werder bei Berlin allein mit ca. 900 000 *M.* betheiligt ist.

Graf Zech auf Gosek hat von ¼ ha, der mit etwa 270 Kirschbäumen besetzt ist, im Durchschnitt der Jahre 1847—1860 147 *M.* Reinertrag ohne die Zwischenfrüchte gehabt.

In der Nähe von Danzig bebaut ein Gutsbesitzer seit mehreren Jahren 1/8 ha Landes mit der Himbeere; der Ertrag beläuft sich jährlich auf 180—210 *M.* Gartenin spector Siley in Tamsel an der Ostbahn erntete von 1/8 ha 19 Ctr. Himbeeren. Den Centner verkaufte er zu 30¾ *M.*, so daß also 1/8 ha 584¼ *M.* einbrachte. Rechnet man ein Drittheil des Bruttoertrags als Kosten ab, so würde ein Hektar einen Reinertrag von 3116 *M.* geben.

Die Obstausfuhr aus der Gegend von Coblenz nach England hat so bedeutende Dimensionen angenommen, daß zur Zeit der Obsternte Extra-Dampfschiffe auf dem Rhein eingestellt werden müssen. Zur Ausfuhr kommen hauptsächlich Wallnüsse, Zwetschen, Reineclauden, Birnen, Aepfel, Pfirsiche und Weintrauben.

Im Allgemeinen liegt aber der Obstbau in Preußen noch sehr im Argen; besonders gilt dieses von den nördlichen Provinzen mit Ausnahme von Hannover. Welcher Entwickelung der Obstbau in Preußen noch fähig ist, erhellt aus einer Vergleichung des preußischen Obstbaues mit dem württembergischen im Jahre 1878. Unter den 54 907 Gemeinden und Gutsbezirken Preußens befanden sich 24 843, in denen der Obstbau von örtlicher Wichtigkeit und einiger Bedeutung ist. Diese 24 843 Gemeinden und Gutsbezirke besaßen etwa 24½ Mill. tragbare Obstbäume mit durchschnittlich etwas über 10 Kilo Ertrag pr. Staum (ein Apfelbaum lieferte durchschnittlich 16, ein Pflaumenbaum 11, ein Edelkastanienbaum und ein Wallnußbaum je 8, ein Birnbaum 7, ein Kirschbaum 6 Kilo Obst), die übrigen nach hoher Schätzung etwa 12 Mill. Obstbäume. Bei dem Gesammtflächeninhalt Preußens von etwa 35 Mill. Hektar kam mithin auf 1 Hektar etwas mehr als ein Obstbaum und gegen 11 Kilo Obst. Im Gegensatz hierzu besitzt Württemberg auf einem Flächenraum von ca. 486 000 ha gegen 8 Mill. Obstbäume, welche gegen 100 Mill. Kilo Obst liefserten. Dieser gewaltige Unterschied kann nicht allein auf den Umstand zurückgeführt werden, daß Preußen zu viele dem Obstbau nicht günstige Strecken besitze, sondern beweist, daß er der Ausdehnung der so einträglichen Obstcultur noch ein weites Feld bietet.

Der württembergische Obstbau ist seit tausend Jahren, seit Karl der Große daselbst Obstgärten angelegt und seinen Einfluß zu Gunsten des Obstbaues geltend gemacht hatte, einer der ersten in Deutschland. In der neuesten Zeit ist infolge einer glücklichen Idee der Staat nahe daran, der erste Obstzüchter des Landes zu werden, wie es einst Karl der Große war. An den Böschungen und Einschnitten der Eisenbahnen sind nämlich Tausende von Zwergobstbäumen gepflanzt worden. Die Bahnverwaltung wird einen sehr ansehnlichen Ertrag aus einem Terrain gewinnen, welches bisher entweder brach lag oder höchstens mit Holzarten bepflanzt war, die keinen Ertrag gaben und keine andere Bestimmung hatten, als das Erdreich zu binden.

In verschiedenen Vereinsbezirken des Großherzogthums Baden wurden in den letzten Jahren Obstbaumpflanzungen angelegt, welche als Musteranlagen dienen sollen, und zu deren Herstellung die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins namhafte Zuschüsse gewährt hat. Derartige Anlagen sollen in Zukunft von der großherzoglichen Obstbaumschule nach Maßgabe ihrer verfügbaren Mittel in der Weise ausgeführt, beziehentlich unterstützt werden, daß von derselben die erforderlichen Obstbäume in den geeigneten Sorten und von ausgezeichneter Qualität zu dem um die Hälfte ermäßigten gewöhnlichen Verkaufspreis abgegeben werden.

Uebrigens klagte man in jüngster Zeit darüber, daß die Baumnüsse und getrockneten Zwetschen, welche von Baden aus noch vor wenigen Jahren ein sehr beträchtliches Absatzgebiet in Amerika fanden, durch die Einfuhr von Nüssen aus Frankreich und von Zwetschen aus Rumänien nach Amerika in erheblichem Maße zurückgedrängt worden seien. Die Ursache dieses Rückganges der badischen Ausfuhr liegt darin, daß die Obstzüchter der Zurichtung der fraglichen Obstarten nicht die erforderliche Sorgfalt angedeihen lassen, ein Vorwurf, den man fast allen deutschen Obstzüchtern machen kann. Wie sauber, ja elegant erscheinen z. B. unsern getrockneten Apfelschnitten gegenüber die amerikanischen!

Im Elsaß hat sich, seitdem dasselbe wieder zu Deutschland gehört, die Ausfuhr seines schönen Obstes statt nach Paris nach Berlin gewendet.

In den zum Hamburger Gebiete gehörenden Vierlanden werden jährlich für 50 000—60 000 *M.* Erdbeeren ausgeführt.

Aus Oesterreich-Ungarn wurden im Jahre 1877 382 262 Ctr. frisches Obst nach Deutschland ausgeführt, aus Deutschland dagegen 35 496 Ctr. solchen Obstes nach Oesterreich-Ungarn eingeführt. An getrocknetem Obst wurden in demselben Jahre 221 400 Ctr. von Oesterreich-Ungarn nach Deutschland aus- und 3843 Ctr. von hier nach Oesterreich-Ungarn eingeführt. Somit betrug die Mehrausfuhr von Oesterreich-Ungarn nach Deutschland 564 323 Ctr. an frischem und getrocknetem Obst. An der Ausfuhr betheiligen sich hauptsächlich Böhmen, Tirol und Ungarn. Aus Ungarn gehen besonders viele und große Traubensendungen nach dem mittleren und östlichen Deutschland; das frische Baumobst aber geht zum Theil über Hamburg und Bremen nach England, Skandinavien und Rußland.

Die statistischen Mittheilungen des französischen landwirthschaftlichen Centralvereins liefern den Beweis, daß ein rationell betriebener verallgemeinerter Obstbau eine der ersten Quellen der Wohlhabenheit bildet. Im Jahre 1872 erzielten 25 804 Ackerbauer und Gärtner 27 463 670 Francs für Früchte, Gemüse und Blumen allein im Seinedepartement. Im Jahre 1874 betrug das Gewicht der ausgeführten

Obstsorten und Gemüse in frischem und getrocknetem Zustande 285 195 403 Kilo.

In ganz Frankreich beträgt die mittlere Jahresproduction an Steinobst 21 Mill., Kernobst 65 Mill., anderen Baumfrüchten 7½ Mill. Francs. Die Ausfuhr von Tafelfrüchten belief sich im Jahre 1871 auf 35 566 649, im Jahre 1872 auf 25 995 955, im Jahre 1873 auf 29 245 384, im Jahre 1874 auf 63 743 540 kg. Das kleine Dorf Tougerolles (Ober-Saone) erzielt in guten Jahren für ca. 800 000 1 Kirschwasser eine Einnahme von 1 Mill. Francs. In Montreuil widmen sich der Cultur von Obstbäumen an Spalieren 402 Gärtner. Zu diesen Culturen werden ca. 250 ha Land verwendet. Der Gewinn von Pfirsichen, Aprikosen, Aepfeln, Birnen und Weintrauben beläuft sich in gewöhnlichen Jahren auf 900 000 Francs. Die Gemeinde Couchey gewinnt jährlich von Kirsch- und Steinobst 30 000 bis 40 000 Francs. In der Nähe von Agen giebt es Gutsbesitzer, welche jährlich für 10 000 Francs Pflaumen verkaufen. Bei Meaux steht ein Birnbaum einer frühreifenden Sorte, welcher jährlich 150 Francs für Früchte einbringt. Nahe bei Bresles verkauft man jährlich mindestens für 100 000 Francs Birnen. Ein Gutsbesitzer im Departement Hautes-Alpes hat zwei Birnbäume, Royale d'hiver, welche ihm jährlich bis 800 Francs einbringen. Das Dorf Barouville bei Troyes hat in einem Jahre für 50 000 Francs Reineclauden nach Paris verkauft.

Als vor etwa 22 Jahren der pomologische Verein für die Vereinigten Staaten Nordamerikas gegründet wurde, stand der Obstbau noch auf einer so niedrigen Stufe, daß man es nicht der Mühe werth hielt, statistische Zahlenangaben zu sammeln. Im Jahre 1876 waren schon 4½ Mill. Acres (1 Acre = 40,47 Ar) mit Obstbäumen, Reben- und Beerenobst bepflanzt. Es gab damals 112 Mill Aepfelbäume, 28 266 000 Birnbäume, 112 270 000 Pfirsichbäume, 141 260 000 Rebstöcke, zusammen also 393 790 000 Stück Obstbäume und Weinstöcke. Der jährliche Ertrag belief sich auf 40 400 000 Dollars (à 4,20 ℳ.) für Aepfel, 14 130 000 Dollars für Birnen, 2 118 900 Dollars für Weintrauben, 5 Mill. Dollars für Erdbeeren, 10 432 800 Dollars für Stachel-, Johannis- und Preißelbeeren, Gesammtertrag 138 216 700 Dollars oder 580 510 240 ℳ., ungefähr die Hälfte des Werths einer guten Weizenernte. Calisornien liefert allein — abgesehen von dem nicht unbeträchtlichen Bau der Feigen, Apfelsinen, Oliven und Mandeln und dem Verkauf der Weintrauben und Rosinen als Marktwaaren — 10 Mill. Gallonen Wein (à 4,6 l). Die ganze Weinproduction beläuft sich mit Einschluß von Missouri, Ohio und anderen Staaten auf 15 Mill. Gallonen jährlich. Auf der Halbinsel zwischen der Chesapeak- und Delaware-Bai sind auf etwa 20 000 h Landes 5 Mill. Pfirsichbäume angepflanzt, deren Früchte nach allen Theilen der Vereinigten Staaten ausgeführt werden, theils roh, theils als Conserven. Was den Verbrauch an Marktfrüchten betrifft, so mögen folgende Zahlen einen Begriff von der Großartigkeit des Marthandels geben. In der Erdbeerenzeit langen in Neuyork mehr als 10 000 Bushel Erdbeeren an. Die Pfirsichernte ist im Staate Neuyork eine so bedeutende, daß sich eine auch nur annähernd richtige Durchschnittszahl nicht geben läßt. Im Jahre 1875 war der Ertrag an Pfirsichen in Delaware und Maryland 8 Mill. Körbe. Nach einem Bericht des Dr. Strentzel könnte Californien ganz Europa mit Obst versorgen. In Virginien spielt die Erdbeerzucht eine Hauptrolle. Beim Anblick der ungeheuern Erdbeerfelder sollte man denken, es sei unmöglich alle Erdbeeren abzusehen. Dennoch halten Jahr für Jahr Nachfrage und Angebot gleichen Schritt. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1876 3 Mill. Pfd. Strl. Während der besten Zeit waren täglich 10 000 Menschen mit dem Pflücken der Erdbeeren beschäftigt. Nach Boston allein wurden für 70 000 Pfd. Strl. verschifft. Auch in Illinois hat sich seit 40 Jahren die Obstzucht wesentlich gehoben, so daß im Jahre 1876 320 000 Acres mit Obstbäumen und Obststräuchern bepflanzt waren. Von Neuyork werden alljährlich 1½ Mill. Fässer Aepfel ausgeführt. Die Grafschaften Monroe, Niagara und Orleans produciren jährlich 1 Mill. Fässer Aepfel. In Michigan beträgt der Werth der jährlichen Obsternte 4 Mill. Dollars. Die „Köln. Ztg." bemerkt hierzu: „Man ersieht aus diesen Zahlen, daß der Obstbau in den Vereinigten Staaten eine Ausdehnung gewonnen hat, wie in keinem europäischen Lande, Frankreich nicht ausgenommen. Allerdings liegen die Verhältnisse des Bodens und Klimas anders als in Deutschland, aber nichtsdestoweniger müssen wir auf Grund der angeführten Zahlen den Wunsch aussprechen, es möge dem Obstbau im Deutschen Reiche recht bald mehr als bisher allgemeine Aufmerksamkeit zugewendet werden, denn die Veralgemeinerung des Obstbaues ist und wird stets eine Quelle der Wohlfahrt für jedes Volk sein."

Die neuesten Erwerbungen der K. Gemäldegalerie zu Dresden.*)

Die moderne Abtheilung der Galerie ist dieser Tage durch ein aus dem Jahre 1871 stammendes Gemälde von dem bekannten Orientmaler Wilhelm Gentz, das Todtenfest an den Gräbern bei Kairo (El-Ydes-saghir) darstellend, bereichert worden. Dergleichen Vorführungen von Gebräuchen fremder Völker nehmen oft mehr die Wißbegierde als ein freies ästhetisches Interesse in Anspruch; aber indem es der Künstler verstand, den zunächst ethnographischen Charakter seines Gegenstandes durch die deutliche und künstlerisch vollendete Hervorhebung des rein Menschlichen in demselben zu verklären, hat er ein wahres und das Gemüth bewegendes Kunstwerk geschaffen. Denn wie schon die feierliche Siegesfreude, welche in der aus der Tiefe heraufziehenden, Palmen tragenden Procession zum Ausdruck kommt, etwas eigenthümlich Ergreifendes hat, so kann auch der an einer Reihe von Figuren im Vorgrunde entwickelte Contrast in der Gemüthsäußerung von Gebenden und Nehmenden durch die psychologische Feinheit, mit welcher derselbe zur Anschauung gebracht ist, nicht verfehlen, die innere Theilnahme des Beschauers zu erwecken. Ueberdies ist es dem Künstler gelungen, das Ueberraschende und Fremdartige, welches die Darstellungen orientalischen Lebens und orientalischer Natur vermöge ihrer Farbenpracht und Lichtfülle für den abendländischen Betrachter zu haben pflegen, ohne Beeinträchtigung der Wahrheit zu mildern und annehmbar zu machen. Einer zu kräftigen Wirkung der in den lebhaftesten Farben leuchtenden Festgewänder begegnete er durch eine ausgesuchte Feinheit in der Zusammenstellung und Harmonisirung der Localtöne, und der Gluth des Tageslichtes gab er ein Gegengewicht durch breite, das Auge beruhigende und erquickende Schattenmassen. Nicht minder wird in der Composition des sehr figurenreichen Bildes ein großes Maß von künstlerischer Ueberlegung zum Vortheil einer einheitlichen und wohlthuenden Gesammtwirkung fühlbar.

Betrachten wir endlich die außerordentliche Sorgfalt in der Durchbildung der Figuren, sowie den hohen Grad plastischer Kraft, welche der Pinsel in diesem Werke erreicht hat, so werden wir dasselbe nicht nur als eine der vorzüglichsten Arbeiten des Meisters, sondern überhaupt als eine der werthvollsten Acquisitionen bezeichnen dürfen, welche für die in so schöner Entwickelung begriffene moderne Abtheilung der Gemäldegalerie gemacht worden sind.

*) Nachtrag zu dem gleichbenannten Artikel in der vorigen Nummer der Wissenschaft. Beilage.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 29. Sonntag, den 10. April. 1881.

Inhalt: Michelangelo und Rietschel in ihrer „Pietà", von Gustav Portig. — Leipziger Stadttheater, von Rudolf von Gottschall. — Musik-Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Historische und biographische Werke (Das Militärische aus dem Leben des Königs Johann von Sachsen, herausgeg. von J. Petzholdt. Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken, von A. H. Huth. Carl Georg von Wächter, von O. v. Wächter. Chronik von Glauchau, von Ernst Eckardt. Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder. Die hervorragendsten Altertümer des Regierungsbezirkes Marienwerder. Deutsche Geschichte, von H. Dittmar. Geschichte des Deutschen Volkes, von David Müller. Die Entwickelung des Nihilismus, von Nicolai Karkowitsch).

Michelangelo und Rietschel in ihrer „Pietà".

Von **Gustav Portig.**

Eine nüchterne Forschung muß anerkennen, daß die in den römischen Katakomben uns erhaltenen Uranfänge der christlichen Kunst den Geist und die Lehre, den Cultus und die Verfassung der ältesten Kirche widerspiegeln. So veranschaulicht uns jener unterirdische Bilderkreis, wie die ersten Bekenner des Herrn die Geschichte der Erlösung sich dachten, wie sie die Hoffnung des ewigen Lebens festhielten mitten in den Kämpfen der verfolgungsreichen Gegenwart. Zum Anbringen eines bildnerischen Schmucks hat sie im Wesentlichen nur das Bedürfniß geleitet, an der Stätte der Bestattung ihren siegesfreudigen Glauben an die Auferstehung der Todten zu symbolisiren. Höchst interessant ist auch die Beobachtung, daß jene Kirche, welche ihre heimgegangenen Glieder noch in den römischen Katakomben barg, in jenen Bildern nur von zwei Sacramenten (Taufe und Abendmahl), von der Abendmahlsfeier in zweifacher Gestalt (Brod und Wein für Alle), blos von Bischöfen und nicht von Päpsten etwas weiß. Sie scheut sich nicht, wol an die zwanzig Male die Verleugnung des Petrus in Farben darzustellen und läßt diesen Apostel stets mit Paulus zusammen auftreten, während später die Gestalt des letzteren zurückgedrängt wird, um dem angeblich alleinigen Inhaber der göttlichen Schlüsselgewalt auf Erden Platz zu machen. So auch wird in den Katakomben Maria, die Mutter des Herrn, uns noch so geschildert, wie sie in den Evangelien erscheint; erst seitdem sie künstlich durch das Dogma zur „Gottesgebärerin" erhöht ist, fängt auch die Kunst an, sie als die über die Schranken der Menschheit hinausgerückte „Himmelskönigin" darzustellen. Die Kirche versetzte die Maria an die Spitze der Heiligen im Himmel und schob sie ein zwischen Christus und die irdische Gemeinde; die Kunst mußte wiederum folgen und aus dem einfach geschichtlich erzählenden Bild der Maria ein Cultusbild machen.

So lehrt die Gestalt der Gebenedeieten unter den Weibern unzählige Male in der christlichen Kunst des Mittelalters wieder, im Wesentlichen feststehende Formen tragend; meist hat sie auf den Armen das Christuskindlein und dieses erscheint stets, die Finger der rechten Hand zum Segnen erhoben. Jahrhunderte lang wird Maria abgebildet als Trägerin des Heils, bis endlich die genialsten Maler es wagen, Raphael an der Spitze, sie als das verkörperte Ideal der Jungfräulichkeit und glaubensinnigen Weiblichkeit darzustellen. Während nun die Malerei es vorzog, die Mutter mit dem göttlichen Kinde in Farben zu kleiden und allenfalls noch in den Scenen der Kreuzigung oder Kreuzesabnahme der Maria eine Stelle anwies (die „Himmelfahrt" und die „Krönung der Maria" lassen wir hier absichtlich ganz aus dem Auge), so behandelte die Plastik eine ganz andere Verbindung von Mutter und Kind. Erstere Kunst nahm sich mehr den Eingang, diese den Ausgang des Lebens Christi zum Vorwurf, jenen tragischen Ausgang, welcher einst der jungen Mutter durch den Mund des Simeon gewissagt worden war. (Luk. 2, 35.) Die Plastik hatte ja unzählige Male auf Sarkophagen von Heiden und nachher von Christen in Marmor und Erz die Gestalten Derjenigen festgehalten, welche da unten in Staub zerfielen. Wie nahe lag ihr da die Aufgabe, auch den Leichnam Christi in Marmor darzustellen und diesen ebenso zur Maria in Beziehung zu setzen, wie die Malerei dies mit dem göttlichen Kinde that. War doch dieser Stoff in seiner einfachen Größe so dankbar; mußte doch dieser Gegensatz von Mutter und Sohn, von Liebe und Leid, von Leben und Tod so unmittelbar ergreifend wirken! Wol wird auch die „Beweinung des heiligen Leichnams" oder die „Grablegung" als figurenreichere Gruppe verkörpert von der Plastik, mit Recht aber weiß sie diese Aufgabe mehr dem Relief zu und behält als freie Gruppe nur die „Pietà" übrig. So läßt Adam Krafft in der siebenten seiner berühmten „Stationen des Leidens Christi" zu Nürnberg die Maria im Uebermaß ihres Schmerzes das edle Haupt des entseelten Sohnes in beide Hände nehmen und einen Kuß auf die bleichen Lippen drücken; so haben vor ihm und nach ihm bekannte und unbekannte Meister die Pietà als selbständige Gruppe ausgeführt. Welch eine erhabene Tragik durften sie doch da zum Ausdruck bringen! Einst hatte das Kind noch hilflos, aber einem Himmel vom Hoffnungen erregend, im Schooß der Mutter gelegen oder gespielt; jetzt ruht es abermals da, aber als ein Mann, gebrochen in der Blüthe der Jahre, durch seinen Tod die theuersten Ideale vernichtend. Wie damals das Kind fast allein der Mutter gehört hatte in den ersten Jahren, so will sie es noch einmal ganz allein besitzen für die letzten Stunden. Wie die Gebenedeite unter den Weibern einsam und unverstanden ihr Glück hatte verbergen müssen im tiefsten Herzensschrein, so soll sie auch zuletzt allein den herbsten Schmerz empfinden. An ihr Weh reicht ja das Leid der Jünger oder Geschwister oder Freunde des Vollendeten nicht heran; jene haben im besten Falle den Messias ihres Volkes, sie hat ihren Sohn und Heiland zugleich verloren. Darum möchte sie die süße Gewohnheit längst entschwundener Zeiten noch einmal erneuern; wie sie einst dem Kindlein all ihr Mutterglück in Herzensworten zugeflüstert hatte, so soll nun auch der Sohn ihr letztes Lebewohl empfangen, bevor man ihn für immer ihren Blicken entzieht. Es lag in der Natur dieser Scene, daß hier das wahrhaft Menschliche mehr zum Ausdruck gelangen konnte, als in dem Cultusbild der „Himmelskönigin"; die Pietà war eine Gruppe, welche keines Commentars bedurfte, sondern sich selbst erklärte. — Dürfen wir uns wundern, wenn zwei Meister ersten Ranges wie Michelangelo und Rietschel sich von dieser herrlichen Aufgabe so angezogen fühlten, daß sie beide ihr Bestes an die Lösung derselben

setzten? Es ist unter allen Sachverständigen nur eine Stimme darüber, daß die Pietà des einen wie des andern ihrem Urheber die Unsterblichkeit in der Geschichte der bildenden Künste sichert; aber noch Niemand hat es gewagt, auf Grund einer genauen Vergleichung die Frage zu entscheiden, welcher von beiden Gruppen der höhere Preis gebühre. Sind doch die Schöpfungen der Plastik für Jeden, welcher sie nicht unmittelbar vor sich sieht, für Alle, welche nicht mit dem rechten Auge zu sehen gelernt haben, sehr schwer zu charakterisiren! Ist doch den Wenigsten der Blick und die Feder eines Winckelmann verliehen! Dazu tritt die begreifliche Scheu, einen der größten Meister aller Zeiten, Michelangelo, tadeln zu sollen um des bescheidenen, frommen, deutschen Künstlers willen; die Scheu auch, da zu mäkeln, wo man doch so viele Ursache hat zu danken! Dennoch muß der Wahrheit die Ehre gegeben werden, sie laute wie sie wolle. Hat je ein Genius in den drei bildenden Künsten das Höchste erreicht; hat je ein Künstler als charaktervoller Mensch und Christ hoch gestanden, so war es Michelangelo. Keiner von den Heroen der Renaissance hat so wie er den evangelischen Glauben mit seinem Herzblut genährt und bitteren Schmerz über das Scheitern der Reformation empfunden. Das alles aber kann uns nicht hindern, die Pietà Rietschel's über die seinige zu stellen, und der Zweck dieser Zeilen ist es, dies näher nachzuweisen.

Gehen wir demnach in unserer Erörterung zunächst von der geschichtlich früheren Gruppe aus, so ist vorerst daran zu erinnern, daß das Original der in den europäischen Museen allgemein verbreiteten Pietà des Michelangelo sich befindet (seit 1749) in der Peterskirche zu Rom und zwar in der ersten Kapelle des rechten Seitenschiffes. Der große Italiener hat es einst im Jahre 1496 als einundzwanzigjähriger Jüngling geschaffen, nachdem es der Cardinal Jean de Billiers de la Grolaie bei ihm bestellt hatte. Ist schon an und für sich diese Pietà das bedeutendste unter allen Kunstwerken, welche dem Meißel des Michelangelo entstammen, so bleibt es doch psychologisch kaum erklärlich, wie er, der unvergleichliche Meister des Erhabenen, sich zu jener wunderbaren Milde und Weichheit herabstimmen konnte, welche seinen Gestalten dort aufgeprägt ist. Viel eher wird es aus der relativen Unselbständigkeit seiner Jugendjahre begreiflich, daß er sich in seiner Pietà an den hergebrachten Typus des Mittelalters hält und nur in Nebendingen die Grenzen desselben überschreitet. Michelangelo läßt die Maria auf dem breiten Kreuzessteisen sitzen und auf ihren Knieen den Leichnam Christi halten. Dadurch ist nun allerdings der senkrechten Linie, welche für die Figur der Maria bestimmend ist, ein Gegengewicht gegeben in der wagerechten Linie, von welcher der Körper des Heilandes beherrscht wird. Es ist auch für die Empfindung als solche äußerlich der denkbar innigste Zusammenhang zwischen Mutter und Sohn angedeutet; für das Auge aber erscheint die ganze Gruppe allzusehr als eine einzige große Masse, deren Glieder nicht aufgelöst und in Harmonie zu einander gesetzt sind. Dieser Fehler ist um so fühlbarer, als ohnehin schon die Massenhaftigkeit in der Gewandung der Maria erdrückend wirkt. Michelangelo läßt das Haupt Christi ziemlich stark zurücksinken; durch die Art, wie er den rechten Arm über das rechte Knie der Madonna und die Beine des Vollendeten über deren linkes Knie herabhängen läßt, will er wol andeuten, daß die Todesstarre noch nicht eingetreten ist. In Uebereinstimmung hiermit treten die Adern am Leichnam, und besonders an den Armen desselben, deutlich hervor. Ja der Künstler geht bis an die äußersten Grenzen der plastischen Schönheit, indem er die einzelnen Knochen des Brustskastens aus der eingesunkenen Haut emporhebt. Das Haupthaar, in der Mitte des Scheitels getheilt, wallt in vollen Locken hernieder auf den Nacken, während Kinn und Lippen von verhältnißmäßig spärlichem Bartwuchs bedeckt sind. Nicht blos an der Gestalt des Herrn, sondern an der ganzen Gruppe der vollendetste Theil ist das Antlitz des Erlösers. Es zeigt die Spuren des überwundenen Todesleidens viel weniger als der übrige Körper; die mächtige Stirn läßt sofort ahnen, welch ein gewaltiger Geist hinter ihr geherrscht hat; die Augen sind sanft geschlossen wie zu friedlichem Schlummer; auf den Zügen liegt jener geheimnißvolle Gottesfriede, wie er nicht selten in den ersten Stunden nach dem Verscheiden das Antlitz Entschlafener verklärt. Maria hat den oberen Theil des Leichnams an ihre Schulter gelehnt, so daß das Haupt über dieselbe hinaus zurücksinkt. Mit dem rechten Arm umfaßt sie das theure Kleinod, so daß man die Fingerspitzen der Hand noch bis zum Gewand vorreichen sieht; die Linke aber hält sie halb ausgestreckt, als wollte sie mit den unwillkürlich sich auseinander legenden Fingern sagen: ist auch ein Tod wie dieser? Die Madonna blickt mit halb geöffnetem, etwas umflortem Auge mehr in sich hinein als auf den Leichnam des Sohnes; es ist, als sei sie mehr mit dem Verlust als mit dem Verlornen beschäftigt. Das ist ein Fehler; denn wenn die Plastik überhaupt nur einen Moment wiedergeben kann, so soll sie den wichtigsten festhalten: das aber ist hier offenbar nicht die Versenkung in sich selbst, sondern das volle Verweilen des Auges auf der Gestalt des Heilandes. Noch viel wichtiger aber erscheint, daß eine fast antike Ruhe im Gesicht der Maria zu lesen ist, welches, von leiser Wehmuth überhaucht, viel mehr die anmuthige Schönheit der unbescholtenen Jungfrau als die Würde der kinderreichen Mutter wiedergiebt. Nicht die Maria der Evangelien sehen wir vor uns, welche nach dem Erstgebornen noch anderen Kindern das Leben geben durfte, sondern die Maria des katholischen Dogmas, welche nur den Gottessohn geboren hat. Ob Michelangelo sich hierbei unwillkürlich vom Vorbild der Antike leiten ließ oder ob er vollbewußt Rücksicht nahm auf die Lehre der Kirche: das läßt sich nicht mehr entscheiden. Mit Sicherheit wissen wir nur, daß er in späteren Jahren den geringen Altersunterschied zwischen Mutter und Sohn aus theologischen Gründen d. h. eben durch den Hinweis auf die unbefleckte Empfängniß zu rechtfertigen gesucht hat. Jedenfalls aber hat Michelangelo um seiner Voraussetzung willen den Schmerz der Maria zu wenig zur Anschauung gebracht. Es ist selbstverständlich, daß wir nicht ein haltloses Jammern, ein unglaubiges Klagen begehren; wir verlangen aber, daß Maria in diesen Augenblicken als die verkörperte heilige Wehmuth erscheint, deren ein frommes Weib überhaupt fähig ist. Wir sind unbefriedigt von einem menschlich unwahren Erhabensein über die volle Bitterkeit des Schmerzes, wie es diese Maria offenbart. Wenn Christus selbst Thränen hat für das Geschick Jerusalems und sein Schweiß in Gethsemane wie Blutstropfen herniederrinnt, dann ziemt es auch seiner Mutter, daß sie einen Schmerz zeige, welcher sie in allen Lebenskriesen erregt. Wir wollen ferner nicht darüber rechten, ob etwa ein allzugroßer Theil des Kopfes und des Nackens der Maria von deren Gewand bedeckt sei. Zweifellos aber ist das in vielen und steifen Falten gebrochene Gewand zu massenhaft angeordnet; man möchte die Maria, besonders im Vergleich zu ihrem Sohne, für ein Riesenweib halten, wenn nicht Gesicht und Hände einen Rückschluß auf die wirklichen Verhältnisse ihres Körpers erlaubten. Auch ist die ganze Gewandung viel zu wenig ein Widerschein der eigenthümlichen Lage und Seelenstimmung, in welcher sich die Maria befindet. Der Faltenwurf ist entschieden zu wenig idealisirt. So kommt es, daß bei Michelangelo die Madonna die Hauptfigur bildet, während bei Rietschel beide Gestalten, die verhüllte und die unverhüllte, in durchaus harmonischer Beziehung zu einander stehen. — Es ist psychologisch und kunstgeschichtlich von großer Wichtigkeit, daß ein Künstler wie Michelangelo die Pietà mehr als einmal in seinem Leben arbeitete. Zur Zeit, da er zur Vittoria Colonna (Marchesa di Pescara) in jenem berühmten platonischen Liebesverhältniß stand (er sechzig, sie mehr als vierzig Jahre alt), begann er abermals eine derartige Gruppe

zu meißeln. Leider fiel schon die Composition derselben so unschön aus, daß wir über das Liegenlassen der Arbeit seiten des Meisters uns nicht zu beklagen brauchen. Er hatte den seltsamen Gedanken, die Madonna in Lebensgröße darzustellen, wie sie den steif emporgerichteten Leichnam Christi mit krampfhafter Anstrengung vor sich hin hält, um gleichsam vorwurfsvoll der ganzen Welt den Dulder zu zeigen. Ein derartiges Bild erinnert lebhaft an die Mumien der alten Aegypter, welche bei den Gastmählern künstlich auf ihre Füße gestellt wurden. Ueberdies wäre es unweiblich der mindestens einer Maria nicht angemessen, in dieser athletenhaften Weise mit dem Leichnam ihres theuersten Kindes zu operiren! Unbefriedigt ließ der Meister selbst von diesem Entwurfe ab und versuchte noch einmal, aus einem einzigen riesigen Marmorblock eine Pietà zu meißeln als würdigen Schmuck für sein Grabmal. An und für sich ist ja die Idee überaus anziehend, daß ein so schwermüthiger und zum Sterben bereiter Greis wie Michelangelo sein Grabmal mit eigener Hand herstellt; aber wie mißlungen fiel auch dieser Versuch aus, gleichsam ein Abbild der so manchmal zerrissenen Stimmung des großen Künstlers. Ein dürtiger Mann, in einen Mantel gehüllt und mit einer Kapuze über dem Kopf, bildet die Spitze der Gruppe. In den Armen dieser Gestalt ruht Christus, dessen Glieder ungefähr ebenso schlaff herabhängen, wie auf der berühmten „Kreuzesabnahme" von Rubens in der Kathedrale zu Antwerpen. Während man aber an einem Rubens und in einer Kreuzesabnahme einen derartigen Realismus noch verträgt, wirkt ein solcher in der Plastik geradezu verletzend. Zwei zur Seite des Leichnams kniende Frauen stützen denselben, Maria selbst lehnt ihr Antlitz an den Kopf des Sohnes und hält mit beiden Händen seinen Leib umfaßt. Maria Magdalena, auf der andern Seite befindlich, unterstützt mit der einen Hand den Leib Christi unter der Achsel, die andere stemmt sie gegen den Schenkel Christi. Wie sehr wird ein feineres Gefühl durch diesen Zug verletzt, wie wird doch auch der eigentliche Grundgedanke einer „Pietà" hierdurch aufgehoben! Da die Masse des Blockes für eine Gruppe von vier lebensgroßen Figuren nicht ausreichte, da ferner der Marmor bei der Arbeit Flecken sichtbar werden ließ und ein Finger der Madonna abgesprungen war: so zerschlug Michelangelo das Werk in mehrere Stücke, gestattete jedoch später, daß es durch den Bildhauer Tiberio Calcagni wieder zusammengesetzt und ergänzt wurde. Die also restaurirte Gruppe blieb im Besitz der Familie Bandino, kam nachher nach Florenz und wurde 1722 im Dom daselbst hinter dem Hochaltar aufgestellt. Wir deuteten schon an, daß diese Gruppe mehr eine Grablegung als eine eigentliche Pietà ist. Das Ganze zeigt mehr die äußerliche Sorge für den Leichnam als die erhabene Größe des gebrachten Opfers; dazu kommt, daß die Hauptschwierigkeit umgangen ist, nämlich die ganze Macht des Gefühls allein in das Antlitz der Maria zu legen.

Zur Pietà unseres Rietschel übergehend, müssen wir uns zunächst den geschichtlichen Zusammenhang vergegenwärtigen, welchem sie angehört. Im Jahre 1846 bestellte ein vornehmer Pole bei dem deutschen Meister ein Grabdenkmal für seinen Sohn, welches verjüngend und erhebend den Schmerz der Mutter um den zu früh verblichenen Jüngling mildern sollte. Einen besseren Vorwurf als gerade eine Pietà konnte Rietschel für diesen Zweck nicht finden und so ging er denn im Alter von 41 Jahren an die Ausführung, also gerade noch einmal so alt wie Michelangelo beim Schaffen seines Werkes gewesen war. Leider mußte der Auftraggeber um persönlicher Verhältnisse willen von seiner Bestellung zurücktreten; doch hatte Rietschel im Jahre 1850 die Freude, die ihm liebgewordene Pietà für den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in Marmor ausführen zu dürfen. Die Aufstellung, welche ihr nach der Vollendung zu Theil wurde, war die denkbar günstigste. Im Vorhof der Friedenskirche bei Potsdam — dort, wo der königliche Dulder selbst sich begraben ließ — steht sie links in einer Wandvertiefung, ihr gegenüber Rauch's Mosesgruppe, in der Mitte ein Springbrunnen, über welchen sich ein kolossaler Christus in Erz (nach Thorwaldsen) erhebt. Dort, wo wirklich die ganze Umgebung den tiefsten Frieden athmet, predigt sie in Marmor von Todesweh und Glaubenszuversicht und gelangt in durchaus einfacher Umgebung zu vollster Geltung. — Wir haben schon oben angedeutet, daß Rietschel zwischen den beiden Gestalten der Maria und des Leichnams ein harmonisches Gleichgewicht der Massverhältnisse hergestellt hat. Auch zeigt sein Christus denselben altkirchlichen Typus wie der des Michelangelo. Während aber der voller entwickelte Bart den Eindruck größerer Männlichkeit macht, drängt Rietschel die anatomischen Spuren der einzelnen Körpertheile ungleich mehr zurück und läßt unseren Blick ruhen auf einem zwar im Tode gebrochenen aber noch immer schönen Körper. Das Haupt des Heilandes ruht auf einer Unterlage und sinkt deshalb viel weniger naturalistisch zurück als bei Michelangelo; der lang gestreckte Leichnam bewahrt eine zwar geschlossene aber doch zwanglose Haltung, während Michelangelo den rechten Arm und die Beine schlaff herabhängen ließ. Das alles sind bei Rietschel feine Züge eines berechtigten Idealismus gegenüber dem ausgeprägten Realismus Buonarotti's. Keine Kunst verträgt weniger als die Plastik „Naturwahrheit", von welcher man nicht weiß, ob sie einem relativ berechtigten Realismus oder einem verwerflichen Naturalismus angehört. In einem sehr wesentlichen Punkte stimmen zum Glück beide Meister überein. Auch bei Rietschel trägt das Antlitz des Erlösers den Ausdruck tiefen seligen Gottesfriedens; so muß wirklich Derjenige im Tode dagelegen haben, welcher hinübergegangen war mit der Bitte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" so muß wahrhaftig der größte Siegesruf aller Zeiten: „Es ist vollbracht!" auch noch in den Zügen des Vollendeten nachgezittert haben!

Nun aber die bedeutenden Verschiedenheiten. Ueberaus feinsinnig läßt Rietschel das gelöste Haar der Maria an deren Nacken herabgleiten, um den nonnenhaften Typus zu vermeiden, mit welchem die Madonna des Michelangelo aus ihrer Kopfhülle herausblickt. Er stellt auch nicht eine überwiegend äußerliche Verbindung her zwischen Mutter und Sohn, wie sein großer Vorgänger, sondern er löst in glänzendster Weise die viel schwierigere Aufgabe, die geistigen Beziehungen beider Gestalten anschaulich zu machen. Rietschel's Maria weiß, daß ihr Sohn vom Kreuz herab ihr zugerufen: „Weib, siehe! das ist dein Sohn!"; sie hat gefühlt, wie er in den letzten Stunden sowie überhaupt in den letzten Lebensjahren die natürlichen Bande zurückgedrängt hat, um die rein geistigen des Glaubens zur alleinigen Geltung kommen zu lassen. Darum bebt sie in zarter Scheu davor zurück, diesen Leichnam auf ihre Kniee zu nehmen wie einst die süße Last des Knaben; sondern sie ruht dem Heiland gegenüber auf einem Knie, nicht anbetend, aber unwillkürlich betend! Da beschleicht uns nicht das ängstliche Gefühl, als könne das schwache, von Schmerzen aufgeriebene Weib die Last des heiligen Leichnams kaum ertragen; nein, wir wissen: ihrem innerlichen Gebrochensein mußte auch das äußerliche entsprechen. Sie ist hingesunken auf ihr rechtes, von der Gewandung völlig bedecktes Knie, und ihre geschlossenen Hände ruhen auf dem mehr hervortretenden linken Knie. Schon diese kniende Stellung und dieses Falten der Hände sind unnachahmliche, tief ergreifende Züge! Nicht mit den Fingern berührt, nicht mit den Armen umfaßt sie mehr den Sohn; aber mit dem starken Arm des Glaubens hält sie ihn fest, mit dem voll aufgeschlagenen Auge fangt sie das geliebte Bild noch einmal in sich auf. Wer aber vermöchte würdig zu beschreiben jenen Schmerz der Maria, welcher dieses Antlitz geradezu zur Apotheose der christlichen Todten-

klage macht! Da lesen wir nichts von einem Murren und Klagen über das unbegreifliche Geschick, daß der Tod selbst diesen so früh sich zum Raube nehmen durfte; da ist nicht der anempfindelte Glaube eines schwächlichen Nazarenerthums; da ist eben so wenig der fassungslose Jammer: nein, es ist die königliche Weihe einer heilig ernsten Wehmuth, es ist der unaussprechliche Schmerz eines groß angelegten Weibes, dessen höchster Stolz es war, die Mutter solch eines Sohnes zu sein! Diese Maria fühlt unendlich mehr, als sie aussprechen vermag, und doch ist es, als wollte ihr unsäglich wehmüthiges Auge dem Kinde zurufen: Nur einmal im Leben hast du mich betrübt, durch deinen Tod! Ich hielt die Liebe einer Mutter für das reinste aller Gefühle; nun aber weiß ich, daß erhabener noch ist die Liebe eines Mannes, der in den Tod geht für Andere! Und weil denn die ganze Seele der Maria aufgelöst ist in diesen einen großen Schmerz, darum wird ihr auch der Gottesfriede, welcher im Antlitz Christi sich malt, eine Prophetie, daß der leise Dämmerungsschein einer höheren Welt, welcher jetzt dahingleitet über die Züge des Vollendeten, ihr als die himmlische Herrlichkeit des Auferstandenen entgegenstrahlen wird. Aus den Tiefen ihrer Seele ringt sich, erst zagend, dann immer mächtiger, die freudige Zuversicht empor: Er ist dir hienieden genommen auf kurze Zeit, damit du ihn ewig wieder haben sollest droben! Und dann wie unvergleichlich groß und zart zugleich, wie reich und doch edel ist die Gewandung dieser Maria; es ist, als sei die Schmerzensreiche ganz verschmolzen mit ihrer Hülle, so daß alle Töne ihres Inneren auch in den Wellenbewegungen dieses Gewandes nachklingen! Mag sein, daß der eigene Kummer über den herben Verlust seiner dritten Gattin den Meister bei dieser Arbeit ungleich mehr bestärkt hat denn sonst, dem gläubigen Leidtragen einen unterstützenden Ausdruck zu verleihen: die Hauptsache bleibt seine vollendete Technik, seine gründlichen Vorstudien bei jedem seiner Werke, seine eigene schlichte, tiefe Frömmigkeit. Er ruft damit den kommenden Geschlechtern zu, daß auch für die christliche Plastik noch viele Schätze zu heben sind durch den, welcher sich frei macht vom Dogma der alleinseligmachenden Antike. Er beweist, daß das specifisch katholische Dogma eine Fessel ist, welche die volle Entfaltung auch des größten künstlerischen Genius hemmt. Den höchsten Forderungen der Aesthetik kann die Kunst nur dann genügen, nur dann die ihr zugewiesenen Ideale verwirklichen, wenn sie sich leiten läßt von dem eben so tiefen als freien echt evangelischen, d. h. universell christlichen Geiste! Was sind die gepriesensten Gruppen der alten griechisch-römischen Welt, ein Laokoon, eine Niobe, ein Farnesischer Stier gegen diese Pietà unseres Rietschel! Der Stoff der letzteren enthält die höchste Tragik, der Gegenstand der ersteren ist die blutgetränkte Geschichte einer grausamen Rache. Der christliche Meister versöhnt, die heidnischen erregen Schauder oder ohnmächtigen Ingrimm; der moderne Genius betet, die antiken Künstler verzweifeln mitten in ihrer glanzvollen Technik! Rietschel's Maria weiß unter Thränen: die Liebe ist stärker als der Tod; die Niobe haucht thränenlos ihre Seele aus mit der Klage: Götterneid ist mächtiger als Mutterliebe. Das ist das Bild der neuen und der alten Welt!

Leipziger Stadttheater.

In der antiken Tragödie gab es bekanntlich bestimmte typische Stoffe, die von fast allen Dramatikern bearbeitet wurden: dasjenige, was wir heutzutage dichterische Erfindung nennen, konnte dabei keine Rolle spielen: die Handlung war gegeben; sie stand fest in ihren Hauptzügen und nur in der Behandlungsweise konnte die Originalität des einzelnen dichterischen Genius zur Geltung kommen; nur hierin unterschied sich das eine Drama von dem andern. Gewisse Lieblingsstoffe kennt auch das neuere Trauerspiel: geschichtliche Stoffe, bei denen ebenfalls die Hauptdaten feststehen. Ist ein solcher Stoff einmal von einem Meister der Dichtung behandelt, so erscheint er meistens als ein noli me tangere für das jüngere Geschlecht. Doch giebt es auch hier Ausnahmen: so dichtete Friedrich Gottlob Wetzel noch im Jahre 1817 eine „Jeanne d'Arc", unbekümmert um die Schiller'sche „Jungfrau von Orleans", Otto Ludwig hatte den Plan zu einem Wallenstein entworfen und wollte, im Gegensatz zu der Schiller'schen Trilogie, über welche er ein höchst einseitiges Verdammungsurtheil aussprach, eine Historie schaffen, welche vollgestopft gewesen wäre mit geschichtlichem Ereignissen und die halbe Biographie des Friedländers in der Form der dramatisirten Geschichtschronik enthalten hätte. Namentlich aber hat „Maria Stuart" noch nach Schiller viele deutsche Bearbeiter angelockt, ganz abgesehen von Swinburne's „Chastelard" und anderen Dichtwerken des Auslands. Hatte doch Schiller die vielbewegte Jugendepoche der schönen Königin nicht mit aufgenommen in seine dramatische Apotheose der Dulderin und nur als magdaleneuhafte Erinnerungen poetisch mitverwerthet. So bemächtigte sich die Muse des nachfolgenden Dichtergeschlechtes jenes freigegebenen Stoffes und wir könnten eine ansehnliche Zahl von Dramen aufzählen, in denen die junge Königin von Schottland die Heldin ist oder Darnley und Bothwell die erste Rolle spielen.

Zu den historischen Lieblingsstoffen, denen bisher nicht ein Genie ersten Ranges in Deutschland sein Gepräge aufgedrückt hatte und die deshalb oft behandelt worden sind, gehören besonders Essex, Moritz von Sachsen und König Erich von Schweden. Der Letztere ist auch der Held des Dramas von Josef Weilen, das neuerdings über die Bretter unseres Stadttheaters ging. Es ist dies das letzte einer langen Reihe von Erich-Dramen, die von begabten Dichtern verfaßt worden sind. In der schwedischen Geschichte, in welcher der Kampf zwischen dem Königthum und dem Adel stets eine so große Rolle gespielt hat ... wir brauchen nur an Karl XII. und Gustav III. zu erinnern ... erscheint Erich als derjenige der Herrscher, welcher diesen Kampf auf das Aeußerste durchgeführt, indem er sich dabei auf das Bauernthum stützte. Das streng historische oder, wenn man will, politische Interesse allein würde indeß diesen König nicht zum dramatischen Lieblingshelden gemacht haben, wenn er nicht zugleich eine dämonische Gestalt gewesen wäre und an einzelne Helden Shakespeare's erinnert hätte, bei denen interessante pathologische Krisen eintreten und Ueberkraft oder Schwäche zu wahnsinniger Ueberreizung führen. Alle diese Erich-Dramen müssen sowol das historisch-politische, wie das pathologische Moment enthalten; nur ist die Mischung eine ungleiche; hier tritt das eine, dort das andere mehr hervor.

Wenn wir von dem historischen Rührstück der Frau Weißenthurn „Johann von Finnland" absehen, in welchem der Bruder Erich's der Held ist, so ist das älteste deutsche Erich-Drama dasjenige von Joseph Frhrn. v. Auffenberg. Hier liegt der Hauptnachdruck auf der inneren Entwickelung des Helden zum Despoten und der Contrast zwischen seiner tragischen, in tiefstes Dunkel getauchten Gestalt und der friedlichen, zarten Liebesepisode von Edwin und Sigrid ruft gleichsam die dramatischen Beleuchtungseffecte hervor. Auffenberg war ein Jünger Schiller's, was den Schwung der Diction betrifft, und so mochten ihm wol auch für diese Episode Max und Thekla zum Vorbild dienen. Im Uebrigen war er ein Anhänger Walter Scott's, der neufranzösischen und altspanischen Romantik; es würde ihm als triviale Prosa erschienen sein, wenn er politische Gegensätze, wie diejenigen zwischen König, Adel und Bauernstand, in sein Drama aufgenommen hätte. Sein Erich ist ein Usurpator wie Richard III. und wird durch die eigenen Bluthaten in wilde Erregung

versetzt. Was aber große theatralische Effecte betrifft, die freilich ins Opernhafte übergehen, so dürfte Auffenberg's „König Erich" hierin die folgenden Dramen überbieten: der Kampf im Schloßhof zu Gripsholm, das in die Luft gesprengte Schloß; die Schlußscene auf dem Thurm mit der Sonnenfinsterniß, der schwarzgelben Dämmerung, dem Sturmgeläute müssen bei geschicktem theatralischen Arrangement von großer Wirkung sein.

In schärfstem Gegensatz gegen das Drama von Auffenberg steht dasjenige von Robert Prutz, welches in der Epoche der politischen Lyrik von einem der hervorragenden Vertreter derselben gedichtet wurde.

In diesem Drama überwiegen die politischen Gegensätze und das politische Pathos. „König Erich" erscheint als ein volksfreundlicher Despot im Kampfe mit dynastischen und aristokratischen Interessen und gerade dieser Kampf versetzt ihn in wachsende Zerrüttung; in eine Art von Cäsarenwahnsinn: er ist ein Revolutionär auf dem Throne.

Theatralisch effectvoll wie das Drama von Auffenberg ist auch dasjenige von Hans Koberstein. Der Schwerpunkt desselben ist ebenfalls in den Scenen in Schloß Gripsholm zu suchen; hier erstickt Erich seinen Bruder Magnus, obgleich er in das Schloß gekommen war, um ihm die Freiheit wiederzugeben und eine astrologische Voraussverkündigung zu Schanden zu machen. In Koberstein's Drama erscheint auch zuerst des Königs Geliebte Katharina als eine Art von Schutzgeist. Diese „Karin" spielt nun in den Dramen von Heinrich Kruse und Joseph Weilen eine Hauptrolle. Bei jenem ist sie ein derbes Volkskind, das von Naivetäten übersprudelt; in der ersten Liebesscene zwischen dem Prinzen und Karin kommt es zu einem Kuß und einer Maulschelle; später gestalten sich die Begegnungen ernster und steigern sich zu tragischer Bedeutung. Karin heilt Erich von der vorübergehenden Verdunkelung seines Geistes. Die Steigerung in diesen Liebesscenen ist recht dramatisch; aber die historische Handlung wird dadurch etwas in den Hintergrund gedrängt und bietet nicht das gleiche Interesse dar. Nach dieser Seite hin liegt der Höhepunkt des Stückes in der Ermordung des Nils Sture und in dem Todesurtheil, welches der König über die Verschworenen fällt.

Noch mehr tritt Karin in dem Weilen'schen Drama in den Vordergrund; denn die große Scene, in welcher Erich um Karin wirbt, gehört zu den poetisch schönsten des Stückes und der eigentliche Wendepunkt der Handlung liegt in der Beschimpfung der Königin Karin durch Erich's Bruder Johann. Dies versetzt den König in die wildeste Erhitzung und die Verurtheilung des Prinzen bringt den Aufstand des mißvergnügten Adels zum Ausbruch. Der dritte Act zeigt uns den König in dem an Wahnsinn grenzenden Zustand; während im letzten Act nicht wie bei Auffenberg noch eine Steigerung desselben stattfindet, sondern wie bei Kruse die stürmischen Wogen des Gemüthes sich wieder glätten. Bei Auffenberg stürzt sich König Erich selbst vom Thurm; bei Kruse endet er durch befohlenen Selbstmord, indem er sich die Adern öffnet; bei Weilen wird er vergiftet durch einen feindseligen Scherzen des Königs Johann, gegen dessen ausdrücklichen Befehl.

In dem Weilen'schen Drama sind die beiden Elemente, das politische und pathologische, ungefähr gleich gemischt. Die Exposition greift nicht ganz so weit zurück, wie bei Kruse, der den König Gustav Wasa selbst vorführt, und ihn in einer Haupt- und Staatsaction das Reich unter seine Söhne vertheilen läßt: doch tritt Erich zuerst noch als Prinz auf, während der Vater im Nebengemach im Sterben liegt. Die Feindlichkeit der Brüder und der aristokratischen Hofpartei prägt sich in diesem ersten Acte mit dramatischer Schärfe aus, wie überhaupt die Exposition eine überaus lebendige ist. Im zweiten Act sehen wir den Bauernkönig, den König seiner treuen Dalekarlier, welcher dem Adel den Krieg erklärt, den Verräther Nils Sture dem Gericht übergiebt und seine volksfreundliche Gesinnung durch die Wahl der Karin, der Tochter eines Officiers der Leibwache, zur Königin bekundet. Im dritten Act steht die große Scene zwischen Erich und seinem Bruder Johann und der stolzen polnischen Gemahlin desselben im Mittelpunkt: doch muß der Dichter hier von dem Recht der dramatischen Abbreviatur einen sehr ausgedehnten Gebrauch machen; denn in den Rahmen eines Actes ohne jede Verwandlung ist hier eine Reihe von Begebenheiten eingefügt, die sich nach einer andern Uhr, als der mit poetischer Licenz gestellten Bühnenuhr, in so kurzer Zeit nicht überstürzen konnten. Es ist zwar der Zusammenhang der Scenen ausreichend motivirt; aber dennoch hat man das Gefühl eines allzu beschleunigten Verlaufs. Der Dramatiker befindet sich gegenwärtig mehr als früher in der Lage, genau erwägen zu müssen, ob die Handlung eine scenische Verwandlung durchaus nöthig macht oder nicht; denn der Zwischenvorhang läßt zwischen Verwandlungen und Actschlüssen keinen großen Unterschied mehr bestehen und unterbricht die Spannung in einer sehr bedenklichen Weise. Er hat damit indirect die theatralische Technik fördern helfen: denn die Dichter suchen jetzt schon im Entwurf der Stücke Verwandlungen innerhalb der einzelnen Acte möglichst zu vermeiden, was ja auch dem Vorgang der neufranzösischen Dramatik entspricht und für den innern Zusammenhalt der Dramen keineswegs unvortheilhaft ist.

Nur in den großen Geschichtsdramen, die reich sind an Handlung und in denen es sich mehr oder minder um Bewegungen der Massen handelt, die sich nicht so leicht und so rasch gestalten, geht bei dem Zusammendrängen der Handlung auf eine allzubeschränkte Zeit und einen zu beschränkten Raum leicht etwas von der Wahrscheinlichkeit verloren, die auch bei allen erlaubten Zumuthungen an die Phantasie der Zuschauer doch noch festgehalten werden muß.

Mit theatralischem Geschick ist das Drama von Josef Weilen entworfen: der Dichter verleugnet nicht die Halm-Grillparzer'sche Schule, welche von der Freizügigkeit der Shakespeare'schen Muse nur sehr selten Gebrauch macht und mehr nach antikem Muster die Handlung innerhalb eines einfachen Bühnenrahmens vor uns abspielen läßt und Verwandlungen vermeidet. Auch enthält „König Erich" einige Scenen, denen es an poetischer Verve nicht fehlt und die Haltung des ganzen Stückes trägt das Gepräge eines edeln dichterischen Stils. Freilich, die originelle Naivetät der Charakterzeichnung und des Ausdrucks, wie sie bei Kruse herrscht, würde man bei Weilen vergeblich suchen; er schließt sich mehr an die Dramen von Auffenberg und Koberstein an, in denen das Pathetische und der declamatorische Erguß vorwiegen. Einzelne Stellen, wie die Reden Erich's gegen den Schluß des dritten Actes hin, haben übrigens energische Gewalt und erinnern an den hochgesteigerten Ausdruck im letzten Act des Auffenberg'schen Dramas.

Die Inscenirung des Stückes war eine fleißige; aber sie ließ doch in den Massenscenen, besonders im dritten Act, ein größeres Aufgebot von Mitwirkenden vermissen, wie es eine Bühne wie das Leipziger Stadttheater verlangt und in ihren Opernaufführungen auch stets zur Schau zu stellen pflegt.

Die Titelrolle wurde von Hrn. Mylius gespielt, einem Darsteller, dem es weder an Schärfe der Auffassung noch an Feuer des Spiels fehlt, der aber diesmal in einzelnen Scenen zu weit ging, indem einige Nüancen in der stereotypen Aufregung im dritten Act die Höhepunkte noch mehr hervorgehoben hätten. Die Helden des Hrn. Mylius haben nicht den Adel der Erscheinung und Empfindung, wie sie Emil Devrient allen seinen dramatischen Gestalten zu geben wußte; sie haben einen gewissen Beisatz von Schärfe, und der gelle kreischende Ton in den Wahnsinnsscenen, so sehr er vielleicht auf Naturwahrheit Anspruch machen kann, bedarf doch der Ermäßigung, um dem ästhetischen Sinn annehmbar zu werden. Unserm Publicum ist das Hochtragische überhaupt mehr oder weniger fremdartig; die Wahnsinnscenen sind ihm besonders

unsympathisch und es ist zu wünschen, daß sie nicht durch zu grellen Farbenauftrag ihm noch unsympathischer werden. Im Uebrigen hatte Hr. Mylius in seinem Spiele glänzende Momente; sein Auftreten im ersten Act hatte tüchtige gewinnende Haltung. Die Scene mit Karin im zweiten Act wurde mit Gefühl gespielt, ebenso wurde der Austritt mit dem Bruder Magnus im dritten Act mit packender Steigerung durchgeführt. Es pulsirte in dem Charakterbilde im Ganzen ein feuriges Lebensblut.

Die Karin lag dem Frl. Satran sehr gut; die Rolle gehört ganz dem sentimentalen Genre an, es ist ein Mädchen von einfacher, correcter Empfindung und edlem Sinn. Nicht minder edel ist die Katharina gehalten, die junge Stiefmutter Erich's, die eine stille Neigung zu ihm im Herzen trägt und als sanfte Mahnerin ihm gegenüber tritt. Frl. Friedhoff traf hier den rechten Ton, der nur an einzelnen Stellen noch größere Steigerung zugelassen hätte. Die stolze Katharina Jagiellonika erschien in der Darstellung der Frau Senger als eine Polin von Kopf zu Fuß, in der ersten Scene in farbenbuntem Kostüm, man möchte sagen, aufgezäumt wie ein Schlittenpferd: das Spiel der Darstellerin zeigte stolzen Aufschwung. Frl. Jürgens gab den jungen Magnus in einer Weise, welche die wachsende Routine der jungen Darstellerin bekundet; doch war ihr Ton etwas zu hoch gegriffen, zu nervös; es fehlte die sanfte Poesie, welche diese Gestalt umschweben muß, die wie ein rührendes Opfer der großen Verwickelungen sich in den Mälarsee stürzt: ein Tod, der in träumerischer Ahnung ihr schon vorschwebte. Der Olaf Stenbock des Hrn. Pettera, der Königsmörder, der alte würdige Svante Sture des Hrn. Johannes, der Mons Knutson des Hrn. Stürmer waren mit fester Hand gezeichnete Charaktere, ebenso der Prinz Johann des Hrn. Förster. Der energische Rebell Nils Sture wurde von Hrn. Ottbert in etwas zu abgeblaßter Färbung gespielt. Der Hofnarr Hercules, der gerade kein Witzbold ist, im letzten Act aber hingebende Treue an den Tag legt, wurde von Hrn. Stoeckel angemessen dargestellt. Auch die kleineren Rollen wurden entsprechend durchgeführt.

Die Aufnahme, welche das Publicum der Tragödie zu Theil werden ließ, war günstiger, als neuerdings bei manchem bürgerlichen Schauspiel. Eine eifrigere Pflege des tragischen Genres seiten der Direction würde gewiß den wachsenden Antheil des Publicums zur Folge haben, das jetzt den premières représentations ernster, besonders geschichtlicher Dramen allerdings einen sehr spärlichen Besuch schenkt.

Rudolf von Gottschall.

Musik-Bericht aus Dresden.

Donnerstag den 30. März ging die neue Oper von Karl Grammann „Thusnelda und der Triumphzug des Germanicus", überall sorgfältigst vorbereitet, in Scene. — Das Textbuch, welches die durch Kleist's „Herrmannschlacht" und Hoffmann's „Armin" etwas ausgetretenen Pfade durch die Urwälder Germaniens auf's Neue einschlägt, bietet manche schöne Einzelheiten und überschreitet nur die Aufgabe eines guten Textes vielleicht mehr als nöthig. Es giebt nämlich kaum noch die Conturen der Gestalten und der Handlung, die scharf umrissen sein müssen, wenn es der Musik gelingen soll, sie zu farbenprächtigen Figuren und Situationen auszuführen. Der Dichtung Herrmann Dickmann's fehlt diese Schärfe der Zeichnung vollständig und so hat Grammann durch seine Musik Vieles zu ersetzen, was uns eigentlich der Dichter geben sollte. — Siegmund, Hilda, Schemen, für die man sich nicht erwärmen kann, Thusnelda, die nicht die Schmach, daß sie im Triumphzug geht, sondern die ihr persönlich zugefügte Beleidigung des römischen Plebs in den Tod treibt, könnten mit einigen Strichen bei weitem großartiger gezeichnet sein. Viel besser sind dem Dichter die Gestalten des Drusus Germanicus und des Publius gelungen. — Die Musik Grammann's, die sich eng der neudeutschen Schule anschließt, zeigt von gebildetem Geschmack, tüchtigem Wissen und Können und hält sich überall von dem Gewöhnlichen fern, ohne in gesuchte Originalität verfallen zu wollen. Daß die oft überreiche, aber stets dem Ohre schmeichelnde Instrumentation mitunter die Stimme des Sängers deckt, daß die meist choraliter declamirten Solovorträge den Hörer leicht ermüden, nimmt bei einem Nachfolger Wagner's nicht Wunder und werden dies die unbedingten Anhänger desselben vielleicht gerade loben! Wir möchten dem liebenswürdigen und begabten Componisten zu einigen Kürzungen, namentlich im zweiten Act, rathen, möchten ihm wünschen, daß sein Talent, dramatisch zu gestalten, welches sich an so manchen Stellen der Musik zeigt, mehr in den Vordergrund träte und daß die schönen Melodien und Motive, denen wir in seinen Opern begegnen, breiter ausgeführt sein möchten. Die Ensembles aber und Chöre, und das ist ja der höchste Vorzug einer polyphonen Musik, sind durchweg sorgfältig, mit seinem musikalischem Verständniß und mit Meisterschaft durchgeführt und verfehlen ihre Wirkung nicht. So macht besonders das große Finale des ersten Actes, die Nachtfeier der Germanen und der Gesang der Runsrau mit den Chören einen imposanten Eindruck, der durch etwas weniger bengalische Beleuchtung auf der Bühne nicht abgeschwächt werden würde. Vollständig „römisch angehaucht" war das Finale des dritten Actes mit dem Bacchanal-Ballet, dem freilich etwas mehr südliche Gluth zu wünschen gewesen wäre. Auch das Duett zwischen Bruder und Schwester ist warm und schwungvoll. — Von den Solopartien war es namentlich die des Germanicus, in der der Componist am entschiedensten den richtigen Ton, die richtige Farbe getroffen hat. Der großartige ruhige Ernst des Römers ist ihm vortrefflich gelungen und wurde unterstützt durch die prachtvolle Gestaltung, die Bulß der Rolle gab. Es war, als ob eine der antiken Kaiserstatuen lebendig geworden vor unsern Augen stünde und wandele; Bulß brachte als Germanicus in vornehmster Weise sich und den Componisten zu Gehör. Ebenso hauchten Hr. Grubenus und Frl. Reuther ihren Partien das Leben ein, das ihnen der Dichter nicht gegeben hatte, und brachten manche hübsche Einzelheiten ihrer musikalischen Aufgabe, die vom Componisten weit gesteckt war, zur Geltung. Die Gestalt der Thusnelda fand in Frl. Malten eine besonders würdige Repräsentantin und zählen wir den auch musikalisch bedeutendsten Theil ihrer Aufgabe, die Sterbescene, zu den vorzüglichsten Leistungen der Künstlerin. Der Publius des Hrn. Decarli, sowie die kleinen Partien der Frl. Rösler, Frl. Sigler und der Herren Götze und Eichberger waren in den besten Händen und würdig vertreten. — Daß die Oper mit besonderer Liebe und künstlerischem Tact einstudirt war, daß Chor und Orchester ihr Bestes leisteten, ist bei Büllner's Leitung derselben, bei unserer trefflichen Kapelle selbstverständlich. Auch die Inscenirung war, manche störende Einzelheit ausgenommen, reich und der hiesigen Hofbühne würdig. Nur die Hünengestalten der alten Deutschen waren doch ein wenig zu sehr unter dem Militärmaß und der römische Senat erinnerte zu stark an eine Socialistenversammlung! Kleinigkeiten, die jedoch oft gute musikalische Momente abschwächen, weil sie die Illusion, in die wir durch alles Uebrige versetzt werden, stören. Dem ernsten, ehrlichen Streben des Componisten wünschen wir einen guten dauernden Erfolg und der Erkenntniß seiner Mängel verdanken er und wir hoffentlich bald ein anderes noch reiferes und schöneres Werk. Die Aufnahme der Oper im Publicum war eine sehr freundliche und entgegenkommende. Die Hauptdarsteller und der Componist wurden wiederholt gerufen. Ihre Majestäten der König und die Königin wohnten der Vorstellung bis zum Schlusse bei.

Emil Naumann.

Historische und biographische Werke.

** Das Militärische aus dem Leben des Königs Johann von Sachsen. Im Anhange die Oper „Saul König in Israel". Herausgegeben von J. Peyholdt. Dresden, R. v. Zahn's Verlag. 2 *M*, Volksausgabe 1,50 *M* — Durch diese neueste Publication des Verfassers der Johannea-lernt man den hochseligen König von einer ganz neuen Seite kennen. Die Schrift zerfällt in zwei Theile. Im ersten Theile bringt sie eine Fülle von interessanten Mittheilungen aus dem ereignißvollen Leben des unvergeßlichen Königs, speciell aus seiner militärischen Thätigkeit als Prinz, und weist darin zur Evidenz nach, daß König Johann, der ja vor seines Bruders Clemens Tod für die militärische Laufbahn bestimmt war, wenn ihm auch innerhalb seines langen Lebens die Gelegenheit verfagt geblieben, sich als Militär hervorzuthun, schon von Jugend auf eine gewisse Neigung zum militärischen Fache und Geschick darin zeigte, allezeit das regste Interesse für das Militärwesen bekundete und von soldatischem Geiste beseelt war und blieb. Die eingestochtenen Daten aus der Jugendzeit des Königs Albert machen die Schrift auch für den heutigen Militär sehr lesenswerth, nicht minder erhöht ihren Werth auch das ihr beigegebene Lichtdruckbild: Prinz Johann im 14. Lebensjahre in der Uniform seines ihm 1815 verliehenen Husarenregiments, angefertigt nach einem im Besitze des Prinzen Georg befindlichen Oelgemälde. Der zweite Theil der Schrift bringt den vollständigen Text der Oper „Saul König in Israel", einer poetischen Jugendarbeit des Königs, die zwar im Jahre 1833 im Hoftheater zu Dresden viermal zur öffentlichen Aufführung gekommen, sonst aber nicht weiter bekannt geworden ist. Glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Schrift für Jeden, welcher dem hochseligen König ein liebevoll treues Andenken bewahrt, eine freudig begrüßte Erscheinung sein werde, so hoffen wir dieses Interesse noch zu steigern durch die Bemerkung, daß der Ertrag derselben dem Fonds für das König-Johann-Denkmal zufließen soll. Der Druck und die Ausstattung des Buches ist dem Inhalte durchaus angemessen.

—m— Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Von Alfred H. Huth. Auszugsweise umgearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1881. 8°. (3,60 *M*) — Wenige Bücher der auswärtigen Literatur haben bei ihrem Erscheinen auch in Deutschland so viel Aufsehen gemacht, als Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"; die von Arnold Ruge besorgte deutsche Uebersetzung hat bereits fünf starke Auflagen erlebt. Und doch sind die beiden Bände, die allein vorliegen, bekanntlich nur ein Bruchstück, ja nur das Bruchstück einer Einleitung zu dem großen Werke, das Buckle als seine Lebensaufgabe ansah, das er mit unglaublichem Fleiße vorbereitet hatte und an dessen Vollendung ihn nur ein früher Tod hinderte. In der That verdiente der kühne Versuch, die inneren (intellectuellen, nicht moralischen) Gesetze zu entdecken, nach denen sich die Geschichte der Menschheit mit derselben Folgerichtigkeit entwickelt, wie sie auf dem Gebiete der mathematischen und Naturwissenschaften herrscht, und zwar diese Gesetze aus der Geschichte selbst herauszulesen, nicht auf speculativem Wege zu gewinnen, die allgemeine Aufmerksamkeit in vollem Maße, mag man auch gegen die Methode der Forschung wie gegen die Anwendbarkeit ihrer Resultate manche triftige Bedenken haben. Der Weg, den Buckle betreten und auf dem er hoffte, die Geschichte „aus den Händen der Annalisten, Chronikenschreiber und Alterthumsforscher zu reiten", war eben ein ganz neuer und mußte, wenn er ein richtiger war, nothwendig zu einem neuen Begriffe der Geschichtswissenschaft führen. Gewiß brauchte sich Alfred H. Huth, der, mit Buckle persönlich bekannt, auf Grund eines reichen Briefwechsels und der Tagebücher Buckle's eine zwei Bände starke Biographie des Mannes verfaßte, seinem englischen Publicum gegenüber deswegen nicht zu entschuldigen; für den deutschen Leser ist das Werk jedoch zu umfangreich, und es ist daher nur zu billigen, daß es ihm nicht in Gestalt einer Uebersetzung, sondern in gekürzter Umarbeitung zugänglich gemacht wird, wenngleich die Schwächen, die einer solchen auszugsweisen Behandlung anzuhängen pflegen, auch hier nicht fortzuleugnen sind. Namentlich über den Bildungs- und Studiengang des gerade nach dieser Seite hin höchst interessanten Mannes, der, wie so mancher unter den englischen Gelehrten, durchaus Autodidakt war, hätte man gern noch etwas mehr erfahren. Im Ganzen aber erfüllt das kleine Buch seinen Zweck, liest sich auch, abgesehen von einigen stilistischen Härten, recht angenehm und ist daher nicht blos den Verehrern des Buckle'schen Werks, sondern allen, die für die Entwicklung einer sehr eigenartigen und nichts weniger als engherzigen Gelehrtennatur Interesse haben, sehr zu empfehlen.

△ Carl Georg von Wächter. Leben eines deutschen Juristen dargestellt von O. v. Wächter. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1881. Der Veröffentlichung des ersten Theils der v. Wächter'schen Pandekten ist rasch die des Lebensbildes des unvergeßlichen Rechtslehrers gefolgt, die den zahlreichen Schülern, Freunden und Verehrern desselben eine willkommene Gabe sein wird. In pietätvoller Weise hat der Sohn des Verewigten auf Grund seiner Erinnerungen, der ihm vorliegenden Actenstücke, Briefe und eigenhändigen Aufzeichnungen das Leben und Wirken seines Vaters geschildert, der durch sein ernstes Streben, durch unermüdliche Arbeit, durch seine trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens allen zeitgenössischen deutschen Juristen ein leuchtendes Vorbild geworden ist. Insbesondere werden Diejenigen, die mit uns zu den Füßen Wächter's gesessen haben, diesem Lebensbilde des verehrten Lehrers das höchste Interesse entgegen bringen; ist doch bei zahlreichen jüngeren und älteren deutschen Juristen mit der Erinnerung an die Zeit ihres Studiums die an den hochverehrten Mann auf das Innigste verbunden, der es verstand, durch seine einfache, leicht faßliche Darstellung auch bei minder Begabten und bei minder Strebsamen die Lust und Liebe zum Studium wachzurufen und zu fördern, der als akademischer Lehrer in einer Weise anregend und verdienstlich gewirkt hat, wie es kaum einem Andern nach ihm vergönnt sein wird. Ueber ein Vierteljahrhundert der reichsten Lehrthätigkeit hat er in Leipzig verbracht, in seiner zweiten Heimath, an deren Angelegenheiten er das regste Interesse nahm, die ihn als ihren Abgeordneten in den Reichstag entsendete und bereits im J. 1859 der Verleihung des Ehrenbürgerrechts für würdig erachtete, welcher Wächter das Zeugniß ausstellte, daß sie, eine Perle unseres Sachsens, durch die Verkehrsmacht, die sie sich unter dem Schutze ihrer Fürsten errungen habe, und dem tüchtigen, auf Förderung alles Schönen und Edlen gerichteten Sinn ihrer Bürger im ganzen deutschen Vaterlande und weit über dessen und selbst über Europas Grenzen hinaus in der höchsten Anerkennung und Achtung stehe. Die innigen Beziehungen, in denen Wächter zu der Stadt Leipzig gestanden hat, würden es nach unserer Ansicht gerechtfertigt erscheinen lassen, zum bleibenden Gedächtnisse derselben und des insbesondere auch um Leipzig und dessen Universität hochverdienten Mannes eine Straße oder einen öffentlichen Platz nach demselben zu benennen. Möchte diese unsere Anregung bei unserer städtischen Vertretung wohlwollende Aufnahme finden!

— Chronik von Glauchau von Ernst Eckardt.*) Die Hefte 3—5 beschäftigen sich weiter mit der Geschichte des Hauses Schönburg. Von Interesse ist es, zu sehen, wie der Charakter jeder Epoche sich auch in einem verhältnißmäßig engen Lebensgebiete wiederspiegelt; denn auch Schönburg hat seinen Bruderkrieg, ja sogar Brudermord, seine Fehden, seine Landestheilungen, seine Reformation und seine Glaubens-

*) Vergl. Wissensch. Beil. 1880 Nr. 69.

kämpfe, selbst seinen Staatsstreich. Einzelne Persönlichkeiten des Dynastenhauses erregen unsere besondere Aufmerksamkeit, wie Veit II., der rüstige Fehder, Ernst der jüngere, Georg des Bärtigen Geheimer Rath und Feldoberster im Bauernkriege, Graf Albert Christian Ernst, welcher den Receß cassirt und beinahe Oesterreich und Sachsen in einen Krieg verwickelt hätte, Fürst Otto Viktor, ausgezeichnet durch seinen christlichen Wohlthätigkeitssinn, in welchem er über 3 Millionen Mark für Armen-, Kranken-, Rettungshäuser, Seminare und Schulen u. s. w. aufwendete. Wir beobachten, wie sich die Mißverhältnisse zwischen Schönburg und Sachsen, von ihrem Anfangspunkte, den Kämpfen der wettinischen Landgrafen Thüringens mit den Dynasten dieses Landes, an, immer mehr zuspitzen, bis sie endlich ihren Abschluß in dem Receß von 1740 finden, der sich uns weder als eine Vergewaltigung, noch als eine Begünstigung der Schönburge, wie er bald von dieser, bald von jener Seite dargestellt worden ist, sondern als das Endresultat einer historischen Entwicklung zeigt. Nachdem der Verf. noch die Regierung des Schönburger Landes, die Steuerverhältnisse u. dergl. gekennzeichnet, geht er über zu topographischen und statistischen Bemerkungen über die Stadt Glauchau, zeigt, wie dieselbe seit 1820 um das Sechsfache sich erweitert hat, und sucht, ins Einzelne eingehend, nachzuweisen, wie die enormen Aufgaben, welche dieses rasche, besonders auf die Jahre 1850—70 zusammendrängende Wachsthum an die städtische Verwaltung gestellt, in höchst anerkennenswerther Weise gelöst worden sind. Die Wasserbeschaffung, Straßenpflasterung und Beleuchtung, das Feuerlöschwesen, die aus primitiven Verhältnissen herausgebildende Armen- und Krankenversorgung, das Besteuerungswesen, die Herstellung öffentlicher Bauten u. s. w. waren zu schildern. Im 7. bis 9. Heft wird uns dann „die Bürgerschaft und ihr Nahrungsstand“ vorgeführt und besonders gezeigt, wie in einem ackerbautreibenden Städtchen ein besonderer Nahrungszweig, die Leinweberei, platzgegriffen und sich allmälig zur Wollen- und Zeugweberei ausgebildet habe, wie dies immer im Anschluß an die sächsischen und in der Neuzeit an die Chemnitzer Verhältnisse geschehen, dann aber bei günstiger Entwicklung der Nebenbranchen, als der Färberei, Appretur, Druckerei u. s w., einen selbständigen Weg eingeschlagen, und wie Glauchau auf diese Weise der Ausgangspunkt der sich über einen weiten Bezirk Sachsens und der Nachbarländer erstreckenden Weberei von wollnen und halbwollnen Modestoffen geworden sei. Die Blüthe dieser Industrie wird eben so geschildert, als der besonders durch die Aufrichtung der Schutzzollschranken in Nordamerika bedingte Niedergang und die Anstrengungen der Stadt, ihre industrielle Bedeutung sich zu erhalten. — Man erkennt aus dieser gedrängten Uebersicht des Inhalts der verdienstvollen Publication, daß sie im Rahmen der Geschichte einer unserer bedeutendsten Industriestädte einen wichtigen und für weite Kreise interessanten monographischen Beitrag zu der allgemeinen Geschichte unseres Landes, namentlich aber auch zur Geschichte seiner Volkswirthschaft bildet, welche im Ganzen ihres Geschichtsschreibers noch harrt. Wir beschränken uns für jetzt darauf, die Aufmerksamkeit unserer Leser nochmals auf das Werk zu lenken, welches in der That mehr enthält, als sein Titel vermuthen läßt. Wir behalten uns vor, auf dasselbe zurückzukommen, wenn es abgeschlossen vorliegen wird.

—m— Von der Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder, eines der jüngsten unter den zahlreichen provinzialgeschichtlichen Vereinen in Preußen, der eine recht anerkennenswerthe Thätigkeit zu entwickeln scheint, liegen uns das 3. und 4. Heft, herausgegeben von dem Vereinsvorstande Regierungsrath v. Hirschfeld und dem Pfarrer R. v. Flanß vor (Marienwerder 1879, 1881. 8°). Wir machen auf dieselbe hauptsächlich wegen der zahlreichen Ausgrabungs- und Fundberichte und anderen Mittheilungen archäologischen Charakters, die neben rein geschichtlichen Beiträgen ihren Inhalt bilden und durch gut gewählte Abbildungen erläutert werden, aufmerksam. Gleichzeitig mit dem letzten Heft der Zeitschrift ist auch das erste eines Sammelwerks erschienen, das die wichtigeren Alterthümer jener Gegend in gutem Lichtdruck und mit kurzen Beschreibungen bieten wird (Die hervorragenden Alterthümer des Regierungsbezirkes Marienwerder und der angrenzenden Districte ... herausgegeben von Georg v. Hirschfeld. 1. Heft. Lief. 1. Marienwerder 1881. 8°). Es enthält Abbildungen einer Anzahl interessanter Gold- und Broncegegenstände, die sich auf Dorotheenhof Kreis Flatow gefunden haben und die Hofapotheker Dr. Caro kürzlich in einer Sitzung des Königl. Sächs. Alterthumsvereins zu Dresden, dem sie zur Begutachtung zugesandt waren, für etruskischen Ursprungs erklärte, während sie nach der Ansicht des Prof. Dr. Engelhardt in Kopenhagen und des Pfarrer Dahlem in Regensburg römischer Herkunft sind.

—m— Die deutsche Geschichte in ihren wesentlichsten Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang. Von Dr. Heinrich Dittmar. Achte Auflage. Durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Dr. K. Abicht. Heidelberg, C. Winter. 1880. 8°. 4 ℳ — Geschichte des Deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung erzählt von Dr. David Müller, weil. Professor am Polytechnikum in Karlsruhe. Prachtausgabe, in der Reihe der Auflagen die neunte, besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit einem Bildnis Kaiser Wilhelm's nach einer Original-Kreidezeichnung von A. v. Werner. Berlin, 1881. Franz Vahlen. 8°. Geh. 8 ℳ, geb. 11 ℳ — Alte Bekannte braucht man nicht förmlich einzuführen, und so können wir uns mit der Besprechung der beiden vorstehend genannten Werke, von denen das eine in achter, das andere in neunter Auflage vorliegt, kurz fassen. Dittmar's Deutsche Geschichte ist längst als empfehlenswertes Unterrichtsbuch bekannt und in viele Schulen eingeführt worden; die neue Auflage, die, wie die vorige, von Dir. Dr. Abicht in Oels besorgt worden ist, hat zwar am Schlusse nur wenige, die Geschichte der letzten Jahre betreffende Zusätze erhalten, wol aber sind einzelne der früheren Abschnitte erweiternd oder kürzend umgearbeitet worden. Besonders herzlich willkommen heißen wir die sehr geschmackvoll ausgestattete Prachtausgabe von David Müller's Geschichte des Deutschen Volks, dieses in seiner Art geradezu musterhaften populären Geschichtswerkes, das nicht blos als Unterrichtsbuch (für Schüler wie für Lehrer) die weiteste Verbreitung verdient, sondern auf jeden Gebildeten ausnahmslos seine Anziehungskraft ausübt und für jede Familienbibliothek, besonders in dem neuen Gewande, eine Zierde ist. Für die pietätvolle und sachkundige Besorgung der neuen Ausgabe verdient Prof. Junge alle Anerkennung.

—ψ—. Die Entwickelung des Nihilismus. Von Nicolai Karlowitsch. Dritte stark vermehrte Auflage. Berlin, B. Behr's Buchhandlung (E. Bock). (S. 139; 8°.) — Schon bei ihrem ersten Erscheinen hatte die vorerwähnte Schrift gerechtes Aufsehen erregt, sowol wegen der ruhigen und objectiven Erwägung der Verhältnisse, wie wegen des besonnenen, unparteiischen Urtheils. Diesen Umständen, wie der Wichtigkeit des Gegenstandes, den es behandelt, hat das Büchlein unstreitig seine großen Erfolge zu verdanken; unerwähnt dürfen wir dabei aber auch nicht lassen, daß der Verfasser ein genauer Kenner des russischen Lebens ist und wohl vertraut mit seinem Thema. Obgleich von Wohlwollen für das Land beseelt, beschönigt er doch keineswegs die vielfachen Schäden und rügt nicht minder als die nihilistischen Ausschreitungen und Verbrechen auch die Sünden der Regierung und der herrschenden Classen. Gegen die früheren ist die vorliegende dritte Auflage stark vermehrt worden, während die zweite Auflage nur 60 Seiten zählte, enthält die neue deren 139, für welche der Autor die späteren Ereignisse in ausgiebiger Weise berücksichtigt, sowie manches früher nur Angedeutete mehrfach weiter ausgeführt hat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfranco) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 30. Donnerstag, den 14. April. 1881.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Religion und Philosophie (Stunden der Weihe, von Dr. th. und ph. Ernst Julius Meier. Mehr Licht! Die Hauptsätze Kant's und Schopenhauer's, von E. Laß).

Briefe aus Paris.

(Die Feuergefährlichkeit der Pariser Theater. — Die mi-carême (Mittfasten) und der Carneval. — Der Frühling. — Die Nachtasyle für Unglückliche (Maisons d'hospitalité de nuit). — Ein nachgelassener Roman von Gustav Flaubert: Bouvard und Pecuchet. — Zwei andere neue Bücher.)

* * **Paris**, im März. Der Theaterbrand in Nizza, diese furchtbare Katastrophe, hat ganz begreiflicher Weise hier in Paris, das kürzlich erst auch von einem entsetzlichen Brande, dem Brande des großen Modegeschäftes des „Printemps" heimgesucht worden ist, die Frage der Feuerlöschanstalten im Allgemeinen, namentlich aber der Feuerlöschanstalten in den Theatern wieder aufs Tapet gebracht.

Mea res agitur, paries quum proximus ardet —

Dieser Vers des Horaz findet hierbei eine treffende Anwendung. Man ist mit Schrecken inne geworden, daß es hier mit den Löschanstalten im Allgemeinen und namentlich in den Theatern sehr übel bestellt ist und daß im Fall einer Feuersbrunst die Mehrzahl dieser Musentempel vermuthlich in wenigen Minuten in Flammen stehen würden. Es überläuft Einen ganz kalt bei diesem heißen Gedanken. Ich bin nicht Architekt genug, um über solche Fragen discutiren zu können, aber es scheint hohe Zeit, daß in dieser Beziehung Etwas geschieht und daß Paris wenigstens anderen großen Städten gleich zu kommen sucht, wo man in dieser höchst wichtigen, ja lebenswichtigen Frage bereits viel weiter ist. Vor wenigen Tagen noch überkam mich bei dem Ball der mi-carême (Mittfasten), der in der großen Oper abgehalten wurde, der Gedanke: was würde aus den zwei- bis dreitausend Menschen werden, die hier vereinigt sind, wenn plötzlich Feuer ausbräche? Da ich indessen auf den Ball gegangen war, um mich zu amüsiren, so hing ich diesem Gedanken nicht weiter nach.

Ja, ich war auf den Ball gegangen, um mich zu amüsiren, sogar sehr zu amüsiren für meine zwanzig Franken Entrée; ich habe mich aber gar nicht amüsirt und der schöne Louisd'or thut mir nun nachträglich recht leid. Die einstmals so berühmten hiesigen Opernbälle sind ganz entschieden in Verfall gerathen, sie sind nur noch der Schatten von dem, was sie früher waren. Die Zeiten sind vorüber, wo diese vor allen Dingen eleganten Opernbälle während der ganzen Dauer des Carnevals ein rendez-vous für die vornehme Welt bildeten, wo unter dem Schutze der schwarzen Sammetmasken, der sogenannten loups, pikante Intriguen angeknüpft wurden, wo große Herren, vornehme Damen, geistreiche Menschen unter einem halb durchsichtigen Incognito sich kleine Geheimnisse, brennende Herzensangelegenheiten mittheilten, die in einer begrenzten Gesellschaft, in welcher sich mehr oder weniger alle Welt kannte, ihre große und interessante Bedeutung hatten. Unter den Klängen eines berauschenden Orchesters brauste ein Zug von Bachanten und Bacchantinnen, von Korybanten und Mänaden an Einem vorüber; man wurde unwillkürlich in den Strudel mit hineingezogen, man amüsirte sich, weil alle Welt sich amüsirte, — die gute Laune steckt bekanntlich an — und man verließ den Ball selten, ohne ein geistreiches Wort, eine pikante Erinnerung, ein freundliches Bild mit sich fortzunehmen.

Jetzt sind dies Alles nur noch Erinnerungen. Die Zeiten haben sich gewaltig geändert. Der letzte Krieg hat eine förmliche Umwälzung im Charakter der Franzosen hervorgebracht. Sie sind anders geworden — ob besser, will ich nicht entscheiden, aber anders; sie sind nicht mehr, was sie ehedem waren. Es geht ihnen wie Leuten, die eine gefährliche Krankheit durchgemacht haben und die nach mühsam erlangter Genesung nicht mehr wiederzuerkennen sind. Diese totale Aenderung spricht sich namentlich in den öffentlichen Lustbarkeiten aus, bei denen sich der Charakter eines Volkes am ungeschminktesten zeigt und sich folglich am sichersten beobachten und beurtheilen läßt. Die Opernbälle stehen in diesen Lustbarkeiten obenan; sie werden noch immer sehr besucht, aber sie haben ihren Reiz verloren. Es ist übrigens jetzt aus mit den Bällen; die mi-carême hat den Schluß damit gemacht; sie ist die Abschiedskarte des Winters: p. p. c.; Seine winterliche Majestät hat indessen diese Karte nur mit Widerstreben abgegeben; er hat erst nach einem langen und harten Kampfe das Regiment an den liebenswürdigen chevalier printemps abgetreten, der endlich auf der ganzen Linie Sieger geblieben ist. Ja, wir leben seit nunmehr acht Tagen im schönsten Prangen des Frühlings!

Dies wäre nun eigentlich eine willkommene Gelegenheit zu einem längeren Artikel über die Herrlichkeiten des Frühlings; der Blüthenduft, das frische Grün, der Nachtigallensang ... dies Alles bietet einen angenehmen Stoff und es ließe sich wol mancherlei darüber sagen. Ich widerstehe jedoch dieser Versuchung, denn mir fällt eine Anekdote von dem guten, verstorbenen Hrn. v. Willemessant ein. Hr. v. Villemessant, der bekannte Gründer des „Figaro", hatte sich nach und nach hier in Paris recht im eigentlichen Sinne des Wortes zu einer journalistischen Großmacht emporgeschwungen; er hatte mit nichts, ja mit weniger als nichts, das heißt mit Schulden angefangen und starb als Millionär. Ich habe ihn in seiner Größe gekannt. Er war ein sehr gefürchteter Herr. Alle Welt zitterte vor ihm, namentlich seine Redacteure, die er keineswegs durch Nachsicht verwöhnte; er hatte jedoch einen Liebling unter ihnen; dieser Liebling war der, geistreiche Feuilletonist Villemot; Villemot schrieb die Pariser Chroniken im „Figaro" und hatte vier Jahre nacheinander Hrn. v. Villemessant immer wieder denselben Artikel über den Frühling vorgelegt, der auch regelmäßig aufgenommen worden war; erst beim fünften Artikel merkte der gestrenge Hr. v. Villemessant die abscheuliche Hinterlist Villemot's und donnerte ihn mit seiner Löwenstimme an: daß er ihn künftig mit derartigen nichtsnutzigen

Wiederholungen zu verschonen habe! Billemot beugte sein gedemüthigtes Haupt, sagte nichts und trug seinen unvermeidlichen Frühlingsartikel in ein anderes Redactionsbureau. Ich will mir dieses Beispiel zur Lehre dienen lassen und da ich im vergangenen Jahre den Pariser Frühling bereits an dieser Stelle besungen habe, will ich dies Jahr nichts darüber sagen, sondern lieber die Aufmerksamkeit der Leser auf eine kürzlich hier entstandene Wohlthätigkeitsanstalt lenken, die außerordentlich segensreich wirkt und die im gewissen Sinne auch als eine Frühlingsblüthe zu betrachten ist. Es ist eine der vielen schönen Eigenschaften des Frühlings, daß er veredelnd auf die Menschen wirkt; er stimmt unsere Herzen weicher und macht uns dadurch besser.

Die Wohlthätigkeitsanstalt, von der ich zu sprechen wünsche, ist ein Nachtasyl für Unglückliche — une maison d'hospitalité de nuit —. Die Gründung dieser unendlich segensreichen Anstalt, die der unmittelbaren Initiative einiger reichen Grandseigneurs zu verdanken ist, die sich dieser heilsamen Sache mit großem Eifer, zu mit Aufopferung widmen, beweist wieder, daß der französische Charakter ernster geworden ist, daß man sich mehr als sonst mit socialen Fragen beschäftigt, deren bisherige Vernachlässigung so entsetzliche Consequenzen gehabt und namentlich durch die Commune gezeigt hat, wie viel Haß, wie viel Elend, wie viele schlechte Instincte sich in dieser bewunderungswürdig schönen Stadt Paris angesammelt hatten, die man in der Regel nur als einen Sammelplatz des Luxus, der Eleganz und der Vergnügungen zu betrachten pflegt. Das Nachtasyl für Unglückliche ist weniger als eine Wohlthätigkeitsanstalt im gewöhnliche Sinne dieses Wortes, sondern vielmehr als ein erster Schritt, als ein erster Versuch zu einer socialen Organisation zu bezeichnen. Man bemüht sich dabei nicht allein das Elend zu lindern, sondern ihm Abhilfe zu schaffen. Man bietet dem Unglücklichen im Augenblick, wo er, der Verzweiflung nahe, Alles verloren glaubt, eine Hand, auf die er sich stützen kann. Das ist die interessante und menschlich schöne Seite dieser Nachtasyle, die seit ihrer Gründung bereits 22 950 Unglücklichen ein Nachtlager, eine momentane Unterkunft geboten und 2052 unter ihnen zu einer Anstellung, das heißt zu Brod und Arbeit verholfen haben. Um diesen Ziffern ihre ganze Bedeutung zu geben, muß man bedenken, wie viele dieser Unglücklichen sich vielleicht ums Leben gebracht, wie viele zu Mördern oder Dieben geworden, also vollständig zu Grunde gegangen sein würden, wenn das Nachtasyl ihnen nicht noch im richtigen Moment Hilfe und Rettung geboten hätte. Die Wirklichkeit aber, das heißt der unmittelbare Eindruck, den diese Nachtasyle hervorrufen, ist beredtsamer, als alle Ziffern und Phrasen. Ich habe eines derselben besucht, es existiren deren bereits drei in verschiedenen Stadtvierteln von Paris und man wirkt mit großem Eifer für die Gründung noch mehrerer dieser so überaus heilsamen Zufluchtsstätten. Von Abends 8 Uhr an, wenn das eigentliche Pariser Leben, das Leben der Boulevards, der Theater, der Vergnügen und Zerstreuungen für die Glücklichen beginnt, öffnet sich das Nachtasyl auf dem Boulevard Bauxgirard für die Unglücklichen. Ich betrat es gerade im Augenblicke, wo das Signal zum Schlafengehen gegeben wurde. In einem großen Saale sand ich mehrere Hundert Männer versammelt, sämmtlich in erbarmungswürdigstem Zustande, der geheizte Saal enthält eine kleine Bibliothek. Ein verabschiedeter Officier, ein Mann von großer Energie, steht dem Asyle vor; er kennt bereits sein Personal, das immer wechselt und doch immer identisch ist, ganz genau und verschafft sich bei dieser natürlich sehr gemischten Gesellschaft den nöthigen Respect; er giebt sich seiner Aufgabe mit ganzer Seele hin, er hat für Jeden ein aufmunterndes oder tröstendes Wort und sein unermüdliches Streben ist auf das einzige Ziel gerichtet: den Leuten Arbeit zu verschaffen. Man hört in dem Saale keinen Zank, kein unschönes Wort. Allabendlich Punkt 9 Uhr erscheint einer der Gründer dieses löblichen Werkes in dem Asyle; an diesem Abend war es der Graf von Carn, ein vornehmer und reicher Edelmann, der sich mit unermüdlichem Eifer dieser guten Sache widmet. Er richtete eine kurze wohlwollende Ansprache an die Versammelten, sprach ihnen Muth zu und machte ihnen Hoffnung auf Arbeit. Hierauf wurde ein kurzes Gebet gesprochen, das die Anwesenden stehend anhörten. Das Nachtasyl ist kein religiöses Unternehmen im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, es ist Männern aller Nationen und aller Glaubensbekenntnisse geöffnet, aber es ist vor Allem ein christliches, ein rein christliches Werk und so hält man es für angemessen, allen diesen Unglücklichen, die man nicht nach ihren Namen, nicht nach ihrer Religion fragt, doch den Namen Desjenigen zu nennen, auf den sich das Werk gründet und diesen Beklagenswerthen, denen die Erde so düster ist, ein Stück blauen Himmels zu zeigen und die Zuversicht auf einen höheren Schutz in ihnen zu erwecken. Man kann diesem schönen und löblichen Unternehmen, das sich bereits so segensreich entwickelt hat, nur einen gedeihlichen Fortgang wünschen.

Wenn der Leiter dieses Asyles, ein sehr tüchtiger und energischer ehemaliger Officier, wie ich bereits gesagt, ein Buch schreiben wollte über Alles, was er während seiner neuen Thätigkeit, die nicht ohne Anstrengung ist, bereits erlebt und gesehen hat und täglich noch erlebt und sieht, so würde die französische Literatur um einen seltsamen und originellen, wenn auch traurig originellen Roman bereichert werden können. Sie ist indessen schon reich genug, die französische Romanliteratur; es wird in dieser Beziehung in Frankreich und namentlich hier in Paris Erstaunliches, wenn auch nicht immer Treffliches geleistet. Aus der Sündfluth von Romanen, mit welcher wir in diesen letzten Monaten wieder überschwemmt worden sind, möchte ich zunächst ein nachgelassenes Werk des berühmten Romanciers Gustav Flaubert hervorheben, der seinen zahlreichen Freunden und Verehrern leider zu früh, in voller Mannes- und Schöpfungskraft entrissen worden ist. Dieser nachgelassene Roman, der noch nicht einmal ganz vollendet war und dessen letzte Capitel nur im Plane fertig sind, heißt: „Bouvard und Pecuchet". Die leidenschaftlichen Verehrer von Flaubert's berühmtem Roman „Salammbô", dieser mächtigen und poetischen Evocation einer entschwundenen Civilisation, werden bei der Lectüre von „Bouvard und Pecuchet" einigermaßen befremdet, wenn nicht gar enttäuscht sein. Dieser seltsame Roman entspricht dem von Flaubert oft in seinen misanthropischen Anwandlungen ausgesprochenen Wunsche, ein Buch über die menschliche Dummheit zu schreiben. Diese Absicht verräth sich schon in dem anderen berühmten Roman Flaubert's: „Madame Bovary". Die in diesem Roman erscheinenden und wirkenden Personen sind sämmtlich ziemlich dornirt. In „Bouvard und Pecuchet" geht diese in „Madame Bovary" nur angedeutete Dornirtheit in die vollständigste Dummheit über; man könnte diesem Roman den Nebentitel: „Geschichte zweier Einfaltspinsel" geben. Bouvard und Pecuchet sind in der That zwei Arme im Geiste. Sie begegnen sich an einem heißen Hundstagsnachmittage zufällig auf dem Boulevard Bourdon und gefallen sich gegenseitig so sehr, daß sie nicht mehr von einander lassen können. Das Buch ist nichts Anderes, als eine bis ins Peinliche gehende Studie ihrer schweren und unheilbaren Dummheit. Bouvard macht eine Erbschaft und theilt dieselbe sofort mit seinem Freunde Pecuchet; in den einfältigen Seelen der Freunde, einfältig im edleren Sinne des Wortes, ist kein Platz für den Egoismus. Die Erbschaft entbehrt sie der Sorge um ihren Lebensunterhalt, sie geben gegenseitig ihren bisherigen Broderwerb auf, lassen sich gemeinschaftlich auf einem Meierhof in der Normandie nieder und geben sich hier dem Studium der Wissenschaften und Künste hin, aber ohne jegliche nothwendige Vorbildung. Die Versuche,

die sie in der Landwirthschaft anstellen, mißglücken sämmtlich; sie geben denn auch die Landwirthschaft sehr bald wieder auf und widmen sich mit Eifer, aber mit ebenso wenig Glück, der Medicin und der Anatomie, gehen zur Physiologie über und beschäftigen sich resultatlos mit der Kreuzung der Racen; greifen sodann zur Geologie, Geodäsie, Conchyliologie — der unbarmherzige Flaubert erläßt uns keine menschliche Wissenschaft! Aber hiermit noch nicht genug, müssen wir auch Zeugen werden, wie die beiden Freunde allerlei Sammelversuche machen und sich mit unächtem Porzellan u. s. w. gehörig betrügen lassen. Nach diesen abermals mißglückten Versuchen gehen sie zur Astronomie über, beschäftigen sich endlich mit Politik und Staats-Oekonomie, aber Alles mißlingt ihnen und sie geben schließlich entmuthigt mit Selbstmordgedanken um, glücklicherweise geben sie indessen diese düsteren Ideen wieder auf und kehren zu ihrer ursprünglichen Beschäftigung zurück, die ihnen in ihrer Jugend das Leben gefristet hat, sie werden Beide wieder Copisten! Da sie aber immer noch einen Theil ihres Vermögens besitzen, so können sie dieses Handwerk mit etwas mehr Luxus als ehemals betreiben; sie lassen sich elegante Schreibepulte anfertigen, kaufen das beste Schreibmaterial, machen sich fröhlich an ihre ehemalige Beschäftigung, die ihnen geistigen Fähigkeiten vollkommen angemessen war, und sind zufrieden und glücklich. So endet dieser seltsame Roman, den man für eine Ironie, ja für einen berechneten Spott auf das menschliche Wissen halten möchte.

Wenn es nicht zu gewagt wäre, möchte ich eine gewisse Analogie zwischen „Bouvard und Pecuchet“ und .... „Faust“ constatiren. Die Kenntniß, daß der französische Autor den deutschen Dichter mit besonderer Vorliebe studirt hat, bestärkt mich in dieser Idee. Wie der Held Goethe's haben auch die beiden Freunde in dem Roman Flaubert's die große und kleine Welt durchstudirt, um endlich einzusehen, daß sie nichts wissen können; das will auch ihnen schier das Herz verbrennen; wie Faust kommen auch sie auf Selbstmordgedanken, aber auch sie werden durch unmittelbar religiöse Einflüsse von diesen düstern Gedanken zurückgehalten: es ist Weihnachten; die beiden Freunde sind des Lebens überdrüssig und wollen ein Ende machen; da läuten die Glocken das hohe Fest der Christenheit ein; die Freunde horchen auf; sie hören aus der benachbarten Kirche die Jubelgesänge der versammelten Gemeinde erschallen; ihre Herzen werden gerührt, sie gedenken ihrer Jugend, ihrer Mütter, sie geben die Todesgedanken auf; Bouvard sinkt weinend in Pecuchet's Arme:

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Diese Scene ist von Flaubert mit Meisterhand geschildert worden. Ob aber sein nachgelassener Roman im großen Publicum Anklang finden, ob er verstanden werden wird, scheint mir fraglich. Die Naturalisten, die mit charakteristischer Anmaßung Flaubert immer, besonders aber seitdem er todt ist, als einen der Ihrigen proclamirt haben, jubeln über diesen Roman; sie thun aber dem Todten Unrecht; Flaubert war niemals Naturalist; selbst in seinem nachgelassenen Roman, wo der große Romancier mit einer gewissen Bitterkeit die menschliche Dummheit analysirt, findet sich keine Spur von Naturalismus; wir entdecken dagegen in diesem Roman eine gewisse Künstler-Melancholie, die oft sehr expressiv wirkt und uns einen Blick in das Seelenleben dieses zu früh abgerufenen bedeutenden Schriftstellers werfen läßt.

Noch zwei Bücher, die soeben erschienen sind, möchte ich der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen. Das eine hat zum Titel: „Die Marschallin von Villars und ihre Zeit.“ Der Verfasser, Hr. Giraud, Mitglied der Akademie — (hut ab!) — hat sein interessantes Buch der Herzogin von Galliera, einem gebornen Fränkein von Sabran, gewidmet. Die Zueignungsschrift ist originell, sie lautet: „Frau Herzogin, nicht allein in dieser Welt ziehen Sie die Aufmerksamkeit auf sich, auch in jener Welt beschäftigt man sich mit Ihnen; Frau von Chantal und Frau von Miramon (zwei ebenfalls dem Hause Sabran entsprossene Frauen, von denen in dem Buche viel die Rede ist) sind Ihres Lobes voll. Sie dürfen sich demnach nicht wundern, wenn Sie einen Gespensterbesuch aufgefordert werden.“ Das Gespenst, mit dessen Besuch Hr. Giraud die Herzogin bedroht, ist ein weibliches Gespenst, es ist die Marschallin von Villars selbst, die Heldin des Buches, die das gegenwärtig von der Herzogin von Galliera bewohnte Hotel in der Rue de Varennes hat erbauen und mit den prächtigen Gärten und Gewächshäusern hat umgeben lassen, die heute noch existiren. Daher die Widmung. Das Buch ist lesenswerth. Es enthält eine Fülle interessanter Documente über Menschen und Dinge im achtzehnten Jahrhundert. Für diejenigen, welche diese brillante Epoche der französischen Geschichte in allen ihren Geheimnissen zu studiren wünschen, empfiehlt sich das andere Buch, über welches ich noch ein Wort sagen möchte. Es hat den Titel: „Die Abonnenten der großen Oper in den Jahren 1783 bis 1786.“ Dieses pikante Werk enthält die vollständige, ich möchte sagen: officielle Liste der Opern-Abonnenten kurz vor dem Ausbruch der großen Revolution. Man darf indessen hieraus nicht etwa auf eine trockne Nomenclatur der Persönlichkeiten schließen, welche ein Abonnement in der académie royale de musique genommen hatten; nein, der Verfasser des elegant mit Kupferstichen ausgestatteten Werkes, Hr. Ernst Boysse, begleitet den Namen jedes Abonnenten, die sämmtlich der vornehmen französischen Aristokratie angehören, mit anekdotischen und zumeist sehr pikanten Notizen. So finden wir z. B. in Bezug auf den Abonnenten der Loge Nr. 13, den Grafen Angersvillers, die folgende Bemerkung: Der Graf Angersvillers, ein reicher und freigebiger Grandseigneur, hatte den Louvre-Hof vor dem Sitzungssaale der französischen Akademie auf seine Kosten mit Rasen bepflanzen lassen; diese Freigebigkeit trug ihm das nachstehende Epigramm ein:

Des favoris de la muse française
D'Angervillers rend le sort assuré,
Devant leur porte il a fait mettre un pré
Où, désormais, ils pourront paître à l'aise.

Religion und Philosophie.

— Stunden der Weihe für den Dienst an der Gemeinde. Ephoralansprachen von Dr. th. und ph. Ernst Julius Meier, Superintendent und Consistorialrath. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1881. — Le style c'est l'homme. Noch sicherer als an der Handschrift erkennt man am Styl den Mann, und zwar nicht nur am Styl seiner Rede- und Schreibweise, sondern vor allem am Styl, in dem die Welt seiner Anschauungen und Reflexionen sich aufbaut und offenbart. Den Freunden und Kennern der homiletischen Literatur ist es eine seltene Freude, unter so manchen fast- und kraftlosen Elaboraten auf diesem Gebiete Geistesproducten zu begegnen, die den Charakter einer frischen Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit und eines edlen wahrhaft ökumenischen Kirchenstyles tragen. Diese Freude gewähren die Predigten, Vorträge und Reden des geehrten Vers. Jedem, dessen Auge nicht vom Schleier kirchenpolitischer Vorurtheile befangen und getrübt ist.

Für die Betrachtungsweise der kirchlichen Gegenwart liegt die Gefahr nahe, ebenso leicht einem falschen Pessimismus, der an der religiös-sittlichen Wiedergeburt unseres Volkes verzweifelt, zu verfallen, als in jenen faulen, flachgeistigen und weltseligen Optimismus sich wiegen zu lassen, der selbst vor die Abgrundstiefen der betrübendsten kirchlichen Mißstände und der für die Leiter der Kirche daraus resultirenden sittlichen Verantwortung mit dem dreisten Ruf sich hinstellt: „Nur frisch hinein; es wird so tief nicht sein.“ Zur Ueberwindung dieser beiden gleich gefährlichen Strömungen unserer Zeit den Geistlichen wie den Laien mit der Leuchte des Evangeliums, dessen

fundamentale Wahrheiten von der Sünde und von der Erlösung allein den Zwiespalt zwischen einem unberechtigten Pessimismus und Optimismus lösen, sowie an der Hand der Geschichte des Christenthums, insbesondere der Reformation, den Weg zu zeigen, ist die immer wieder hervortretende Aufgabe der hier gehaltenen Ephoralansprachen und Reden. Was christlicher Glaube, deutscher Patriotismus, evangelische Freiheit, wahre Humanität und Bildung ist, zeigen sie den gehaltlosen abgenutzten Schlagwörtern und Phrasen, „diesen Kinderklappern einer denklosen und doch denkfaulen Menge" gegenüber als den wahren Inhalt des Evangelii von Christo auf und lehren aus diesen Quellen frischen Muth und neue Hoffnung für die Zukunft unseres Volkes schöpfen. Christlich gebildete Laien, sowie die Vorsteher und Leiter kirchlicher Versammlungen und Conferenzen finden hier in zusammengedrängten Sentenzen eine reichere Anregung zur Beurtheilung und Behandlung der tiefsten kirchlichen Fragen, als sie mancher weitschichtige Artikel in politischen oder kirchlichen Zeitschriften darüber zu bieten vermag; ihrer Beachtung seien daher diese Vorträge — zehn an der Zahl — vornehmlich empfohlen, und gestatten wir uns, dieselbe insbesondere auf folgende Themata zu lenken: Ueber Luc. 11, 24—26: Das Ringen des Amtes um die Seele des Volkes im großen Kampfe des Weltreichs und des Gottesreichs. Ueber Eph. 5, 16: Das Geheimniß der Amtsfreudigkeit auch in böser Zeit. Ueber 1. Thess. 4, 11: Die Stille im Herrn die Kraft des Amtes in ruheloser Zeit. Ueber Sach. 1, 3: Keine Reaction von Segen als allein die Reaction von Innen. Ueber Matth. 3, 3: Die Arbeit der Kirchenvorstände — ein Johannesdienst am Herrn. Noch erwähnen wir, daß diese Ephoralreden dem um die sächsische Landeskirche hoch verdienten Conf.-Rath und Sup. Dr. Franz, als dem lieben Amts- und Hausgenossen des Verf., zu seinem 25jährigen Ephoraljubiläum gewidmet sind.

— Mehr Licht! Die Hauptsätze Kant's und Schopenhauer's in allgemein verständlicher Darlegung. Von E. Last. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Theobald Grieben. — Der Verfasser hat sich die doppelte Aufgabe gestellt, die innere Verwandtschaft der Lehrsysteme der beiden großen Philosophen Kant und Schopenhauer, aber auch zugleich ihre Gegensätze nachzuweisen und diese Systeme dem größeren Publicum durch eine auch für den Nichtfachmann faßliche Darstellung zugänglich und verständlich zu machen. In ersterer Beziehung wird dargelegt, wie in Alles überwältigender Begriffsthätigkeit beide Meister der Philosophie sich zu den höchsten idealen Anschauungen durcharbeiten. Nur auf dem Gebiete des Idealen weichen sie von einander ab, so daß hier die praktische Weisheit des Einen durch die ästhetische Anschauung des Andern vervollständigt werden muß; Kant's Ideal liegt in der Ethik, Schopenhauer's Ideal in der Aesthetik. Kant leitet seine Ethik aus seinem Hauptsatze so ab: Die Welt als Erscheinung lebt in unsrem Verstande, wie wir sie mit unseren Sinnen wahrnehmen: in der Vielheit der Erscheinungen, in Zeit und Raum, in beständiger Bewegung, Veränderung; in jedem Dinge ein Zustand auf den anderen folgend — die wir als Ursache und Wirkung verstehen; dabei werden die Erscheinungen bald von unserer Bedürftigkeit begehrt, bald als Sorge für unsere Existenz gesürchtet. Da wir aber von den Dingen nichts kennen, als unsere eigenen Sinnesempfindungen, die uns eine Vorstellung geben, so sind sie offenbar auch noch Etwas an sich, unsere Sinnesempfindungen hinweggedacht, die uns keine Aufklärung über das innere Wesen der Objecte in der Natur geben können. Da wir jedoch keine Erkenntnißmöglichkeit außer den Sinnen haben, so bleibt, was die Naturwesen außerhalb derselben sein mögen, als ein Unerkanntes stehen und wird somit das Ding an sich genannt. Alle Formen unseres Verstandes können nur auf Das Anwendung finden, was in unserer Vorstellung entsteht — sofern dasselbe aber außer unserer Vorstellung auch vorhanden sein muß, wird es folgerichtig als Ding an sich den Formen unserer Vorstellung nicht unterworfen sein. Angemessen den Formen unseres Verstandes wird also die Welt als Erscheinung — als in Zeit und Raum befindlich, zwischen Werden und Vergehen in beständiger Bewegung sich darstellend, als Ursache und Wirkung alle Zustände der Dinge vermittelnd — aufgefaßt; sie ist darum der Ausdruck der Nothwendigkeit, aus solchem Zusammenhange nicht zu lösen. Die Welt als Ding an sich kann weder in Zeit und Raum gedacht werden, noch als werdend oder vergehend; noch als Ursache und Wirkung — sie ist darum keiner Nothwendigkeit unterworfen, sondern ihr Ausdruck ist Freiheit. Der Mensch, als Erscheinung betrachtet, ist darum der Nothwendigkeit unterworfen und allen Formen der Verstandeswelt; als Ding an sich ist er frei und kann sich als solcher empfinden, wenn auch nicht erkennen. Aus dieser seiner im Selbstbewußtsein enthaltenen Freiheit geht alle Ethik hervor: der Mensch kann also allen Anlockungen der Sinnenwelt widerstreben, der Erscheinungswelt und ihren directen Anforderungen gleichsam den Rücken kehren, indem er allein aus seiner Freiheit, aus der Verneinung seines Willens, seine Motive zum Handeln ableitet. Hierin liegt Kant's Ideal: im freien, selbstbewußten Menschen, dessen höhere, philosophische Anschauung ihm die Möglichkeit einer Vollendung bietet in Erreichung des höchsten Gutes: in Tugend vereint mit Glückseligkeit. Schopenhauer verwirft die Erkenntniß als Ursprung ethischen Handelns — er will einen Antrieb zum Handeln auf dem Grunde des Willens, des ursprünglichen unerkannten Wesens des Menschen, als letztes Fundament der Ethik aufstellen: indem die Erkenntniß die Motive zum Handeln liefern kann, aber nicht die letzte Entscheidung geben, welche allemal der inneren Qualität des Willens, dem intelligibelen Charakter gehört. Deshalb stellt er als Fundament seiner Ethik das Mitleid auf, als Triebfeder und Grundbedingung jeder selbstlosen Handlung, zugleich darunter die ursprüngliche Neigung des besseren Menschen verstehend: in Anderen sich selbst zu sehen. Der Verneinung des egoistischen Willens im Leben, welche Kant als den Ursprung alles ethischen Handelns ansieht, setzt Schopenhauer eine Abwendung vom Willen zum Leben gegenüber, welche die Welt als aller Uebel und Leiden voll betrachtet, als ungeeignet zur Vollendung. Er erblickt im Willen selbst zum Leben die Grundbedingung aller Qual und Sorge, alles Böses; und findet die Vollendung allein im freiwilligen Abwenden vom Leben, in der völligen Verneinung alles Willens zum Leben. (Die praktische Nutzanwendung auf sich selbst hat freilich Schopenhauer, der bekanntlich ein großer Freund materiellen Lebensgenusses war, zu ziehen unterlassen.) Der Welt, wimmelnd von Gestalten, die mühsam durch das Leben sich ringen, die jeden Genuß mit doppelter Qual erkaufen müssen, die arbeiten müssen, um den Hunger zu stillen; die voll Begierdigkeit, voll Sorge, Mißtrauen, Furcht und Schmerz, vom eigenen Willen vorwärts getrieben durch all das Gewimmel sich durchschlagen — ihr kehrt mit einem Schlag den Rücken, wer an der Hand der Phantasie vortritt, die Welt anschauend zu betrachten im Lichte der Idee. Aus dieser Welt erschallt ein hohes Lied der Natur ihm entgegen, sie ist ein harmonievolles: eine Einheit. Dem verschleierten Auge, das die Nebel des alltäglichen Treibens nicht zu durchdringen vermag, leiht der Poet, der Künstler sein Auge — er ist der Lehrer der schmerzlosen, der idealen Anschauung. Der Dualismus seiner Weltanschauung — als Wille und Vorstellung — liegt allen Anschauungen Schopenhauer's zu Grunde, alle entspringen daraus, erhalten dadurch erst ihren tieferen Sinn und führen stets auf diesen Mittelpunkt seiner Philosophie zurück.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandversendung) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 31. Sonntag, den 17. April. 1881.

Inhalt: Die Geschichte im Lichte christlicher Weltanschauung. — Leipziger Stadttheater, von R. von Gottschall. — Altertumsverein zu Freiberg. — Zeitschriften und Lieferungswerke (Encyklopädie der Naturwissenschaften. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Indien in Wort und Bild, von Emil Schlagintweit. Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung, von Otto von Leixner).

Die Geschichte im Lichte christlicher Weltanschauung.

Die Welt ist die Handschrift Gottes.
Die Weltgeschichte ist die Biographie Gottes.

Unser deutsches Volk steht heute vor einer Krisis, wie seine Geschichte keine zweite kennt. In den allerwichtigsten Fragen — in den Fragen über Gott und den Menschen — spaltet es sich in zwei große Heerlager.

Nicht allein einzelne Lehren des Christenthums werden von einem großen Theile unseres Volkes in allen Ständen und Schichten in Frage gestellt, sondern der ganze Christenglaube: dem alten Glauben wird „ein neuer Glaube", — der alten biblisch-christlichen eine „moderne Weltanschauung" gegenübergestellt. —

Der alte Glaube führt Alles auf Gott, den absoluten, persönlichen Gott, zurück. Diese christliche, theistische Anschauung kennt keine Humanität ohne Divinität und stellt dem Menschen die Aufgabe, den Willen Gottes als die Norm für sein Thun und Lassen anzuerkennen.

Die moderne Weltanschauung dagegen, nach der wir Producte einer bewußtlosen und zwecklosen Natur sind, ist atheistisch; an die Stelle Gottes setzt sie den Menschen und erklärt ihn für das Erste, Höchste und Letzte.

Der Deismus hat Gott noch stehen lassen, aber ihn in den Ruhestand versetzt; der Pantheismus hat ihn mit der Welt identificirt; der Materialismus aber ihn völlig verneint.

„Die Religion ist Opium für das Volk", sagt Karl Marx. Écrasez l'infame! „Los von Gott, Krieg gegen Gott und Christus, Krieg den Despoten des Himmels und der Erde — das ist der Schlachtruf des großen Kreuzzuges."

Eduard v. Hartmann, der Philosoph des Pessimismus, predigt den reinen Atheismus als die Religion der Zukunft und mit Märklin rufen Unzählige: „Ich will mit voller Seele ein Heide sein!" —

Wollen wir Christen bleiben oder Heiden werden? — zu dieser Cardinalfrage spitzen sich die Gegensätze der Zeit zu.

Denn die moderne Weltanschauung ist nichts anderes, als eine Rückkehr zum Heidenthum.

Einen Compromiß mit dieser Weltanschauung kann das Christenthum nimmer und nimmer eingehen.

Die biblisch-christlich-theistische und die modern-heidnisch-atheistische Weltanschauung stehen sich diametral gegenüber. Der Kampf zwischen dem Christenthum und dem modernen Heidenthum ist ein Kampf um die Zukunft des Menschengeschlechts.

„Die Zukunft der Welt liegt im Christenthum und aus ihm wird die Gesellschaft, die sich jetzt auflöst, neu geboren werden", sagt Chateaubriand. Von dieser christlichen Anschauung aus müssen wir die ganze Welt und ihre Geschichte betrachten und nicht etwa nur die äußere Natur in ihrer göttlichen Harmonie der Sphären, die ja schon die alte vorchristliche Welt erkannte.

„Höchster, unsterblicher Gott, vielnamiger ewiger Herrscher,
Waltender in der Natur, Du Lenker des Alls nach Gesetzen, —
Heil Dir! Mit Dir zu reden ist jeglichem Menschen gestattet:
Sind wir doch Deines Geschlechts!"

singt der Heide Kleanthes.

Der Glaube an die Vernunft in unserm Sonnensystem hat Keppler seine großen Entdeckungen machen lassen, und von seiner Welt der Botanik bekennt Linné, er habe die Spuren Gottes darin gesehen.

Ja gewiß die Schöpfung ist das Buch, darin wir die Gedanken Gottes lesen können: die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkünden Seiner Hände Werk. —

Wie die Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit das treue Abbild des Göttlichen; wie der Erde und allen Sternen ein ewiger Gedanke innewohnt; wie die Erde sich im Aether um einen lichten und festen Mittelpunkt bewegt, so sind auch der Menschheit ihre Bahnen vorgezeichnet, so ist auch die Weltgeschichte die Verwirklichung der Gottesidee. — „Die Geschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich", gesteht Wilh. v. Humboldt; ja, schon die Thatsache der Geschichte ist der Beweis einer göttlichen Weltregierung. —

Das Princip aller Dinge, das Princip der Welt, ist Gott, der lebendige Gott. In allem Sein sehen wir ein Abbild Gottes, einen Spiegel, in dem sich Sein einheitliches Wesen in mannigfach vertheilten Strahlen bricht. „Von Ihm, durch Ihn, zu Ihm sind alle Dinge."

Wer überhaupt noch an eine höhere, sittliche Weltordnung, an einen Gott glaubt, und nicht nur an einen blind waltenden Zufall, ein Verhängniß, — der kann sich der Consequenz nicht entziehen, zuzugestehen, daß es wie im Leben des Einzelnen, so auch in der Gesammtheit der Menschen, in der Geschichte, Recht und Unrecht, Schuld und Sühne, eine ewige Vergeltung, einen Gott giebt.

„Unter dem Begriffe von Gott aber versteht man nicht etwa blos eine blind wirkende Natur, als die Wurzel aller Dinge, sondern ein höchstes Wesen; und dieser Begriff eines lebendigen Gottes interessirt uns allein", sagen wir mit Immanuel Kant.

Und es muß eine persönliche Weltenlenkung, eine ewige Gerechtigkeit geben; wir armen schwachen Menschenkinder brauchen einen Gott, einen Tröster in Noth, einen Retter in Tod. Ja gewiß, gäbe es keinen Gott in der Geschichte, „so müßte man sich einen schaffen", freilich keinen Voltaire'schen.

Dieser Glaube an eine höhere Weltregierung, dieses felsenfeste Bewußtsein der göttlichen Gerechtigkeit und ewiger Vergeltung ist der Trost und der hohe Lohn der Edlen und Guten,

dieser wahren Heroen der Geschichte, gewesen und oft der einzige für alle erlittene Unterdrückung, Verkennung und Verfolgung, die ja zu allen Zeiten unzählig oft das Loos gerade der größten und edelsten Geister aller Nationen gewesen ist. —

Sonst wäre unser Geschick unerträglich und wir müßten verzweifeln „wie Jene, die keinen Gott haben".

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", so lautet das bekannte Wort des deutschen Dichterphilosophen. Der Ausgang wird zum Gottesurtheil; aber freilich, nicht der Erfolg des Augenblicks entscheidet. Am Ende aber müssen die verkehrten Pläne sich auflösen und aus dem Bösen muß dennoch Gutes erblühen. Die Brüder Joseph's verkauften ihn, um den Träumer los zu werden; und erretteten dadurch Aegypten und sich selbst vom Hungertode und verhafsen ihm zur höchsten Ehre, so daß er sagen kann: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht." —

So ist die Menschheit das Gedicht, das die Gottheit gedichtet, und die Wirklichkeit der Geschichte Poesie Gottes.

Wenn es für jeden Gebildeten nothwendig ist, die Geschichte zu kennen, so ist es noch viel wichtiger, sie zu verstehen; wenigstens in ihren großen Zügen, — ihre Marksteine und Wendepunkte. Wer Interesse hat für die Geschichte, wer mit ernstem, denkenden Geiste Antheil nimmt an der Entwickelung seiner Zeitgeschichte, wer aus der Vergangenheit die Gegenwart verstehen und die Zukunft ahnen will, — der muß sich bemühen, den rothen Faden zu finden, der durch die ganze Weltgeschichte geht; er muß die oft so kleinen und geheimen Anfänge großer Thaten, er muß Ursache und Wirkung im Völkerleben aufsuchen. —

Das göttliche Walten in der Geschichte zu erkennen, und seinen Spuren mit freudiger Erhebung und anbetender Bewunderung nachgehen zu können, ist ein Vorzug der christlichen Zeit. Diese erst hat mit dem Gedanken der Einen Menschheit und des Einen Gottes auch den Gedanken einer einheitlichen, zusammenhängenden und fortschreitenden Geschichte der Menschheit gewonnen. So ist das Christenthum nicht blos Religion, sondern eine neue Weltanschauung. —

Was ist verschlungener, mannigfaltiger und scheinbar widersprechender als die Geschichte der Völker? Auf den ersten Anblick erscheint sie ein unentwirrbarer Knäuel von Menschen und Thaten zu sein. Beim zweiten Blick erscheint sie wie eine stete Wiederholung: Erhebung und Sinken, Blüthe und Verfall, — immer wieder dasselbe in anderen Formen.

Aber der tieferen Betrachtung wird die Geschichte zu einem wunderbaren Gewebe, aus allen jenen vielfachen Fäden gebildet, an welchen immerfort gewoben wird am großen Webstuhl der Zeit und die nach bestimmten sittlichen Gesetzen immer weiter voranschreitet dem zukünftigen Ziele, der ewigen Vollendung entgegen. —

Der Wille der Vorsehung ist der Wille der Geschichte; und Schelling nennt die Geschichte „das ewige Gedicht des göttlichen Verstandes, der große Spiegel des Weltgeistes".

Indem die Geschichte klar die Vergangenheit vergegenwärtigt, hält sie dem lebenden Geschlechte einen Spiegel vor, der ihm ein treues Bild irdischer Größe und Niedrigkeit, menschlicher Macht und Ohnmacht, aber auch zugleich ein Bild von dem ewigen und gerechten Walten der göttlichen Führung wie in den Schicksalen einzelner Menschen, so ganzer Völker wiedergiebt.

Gott aber hat jedem Volke seine besondere Aufgabe für die Gesammtgeschichte der Menschheit gegeben; nur tritt sie bei einzelnen Völkern bedeutsamer hervor und greift entscheidender ein in den Gang der Geschichte, als bei anderen.

Diese Aufgabe, diesen Beruf muß jedes Volk und jeder Einzelne zu erkennen suchen; — dazu aber muß die Geschichte unsere Lehrmeisterin sein. —

Die Geschichte im Lichte christlicher Auffassung — — das sei unser Thema.*)

Es gewährt ein erhabenes Interesse, wenn auch nur mit ahnender, tastender Seele dem Walten des großen Geistes nachzuforschen, der das Ganze in heimlichem und doch so offenbarem Wirken schafft und leitet; den ewigen Kreislauf der Dinge in seinen Phasen in etwas zu erkennen, — den Finger Gottes in der Geschichte aufzufinden. —

Wir wollen versuchen, dieser leuchtenden Gottesspur nachzugehen und uns klar bewußt zu werden, daß die Gesetze seiner Weltregierung ewige sind und sich im Schicksal der Fürsten und Völker; in dem Segen, der diese emporblühen läßt und in dem Fluche, der sie zerschmettert, als unerbittlich und unverleßlich erweisen.

Diese ewigen Gesetze aber, diese Weltuhr und dieses Völkermaß können keine andern sein, als die auch für jeden Einzeln geltenden — die göttlichen zehn Gebote. Sie sind das im letzten Grunde allein giltige Gesetzbuch der Nationen, die einzig wahre Internationale — der unwandelbare Codex Divinus!

Die Perioden der Weltgeschichte sind ähnlich wie diejenigen, welche der Mensch in seinem Leben zu durchlaufen hat; denn was das einzelne Individuum in der Menschheit, das ist das einzelne Volk in der Weltgeschichte. Man kann auch in der Geschichte ein Kindheits-, ein Jünglings- und ein Mannesalter unterscheiden. Das Leben des Alterthums gleicht dem heitern Spiele der Kindheit; das des Mittelalters dem schwärmerischen Feuer und der hohen Ueberschwänglichkeit der Jugend; die neue Zeit aber dem praktischen nüchternen Materialismus des Mannesalters. —

Die Völker der grauen Vorzeit zeigen sich uns in einem Zustande der Rohheit, welcher sich nicht weit über das Thierleben erhebt, wo das Leben keinen höheren Zweck kennt, als Sicherung der materiellen Existenz. Jene großen Staatswesen stehen oft still von Jahrhundert zu Jahrhundert, ohne daß irgend ein Fortschritt, eine Veränderung bei ihnen wahrnehmbar wird; so, einzelne, Indien, China, Japan haben sich sogar Jahrtausende hindurch in derselben todten Unveränderlichkeit erhalten. Ihre Zukunft beruht einzig darauf, daß das Christenthum durch die Mission sie aus ihrer tausendjährigen Betäubung zum Bewußtsein eines höheren Lebens erwecke. —

Ein anderer Theil erscheint in reich entwickelter Cultur mit einem großen, mächtigen Staatswesen, üppigem Luxus und verfeinerter Sitte.

Die treibende Macht aber, das Grundprincip der Geschichte der alten Zeit, ist die Idee des Weltreiches. So oft ein Versuch ihrer Verwirklichung nach dem andern zerfällt, so oft wird er wieder aufgenommen und mit neuen Mitteln versucht. Diese ungeheuren Reiche, die Vermischung von hundert Stämmen, meist nur mit Blut flüchtig zusammengeleimt, zerfielen meist durch ihre eigene Größe; soll doch z. B. Ninive so groß gewesen sein, daß das heutige London zweimal darin Platz gefunden hätte; Xerxes' Heer trank ganze Flüsse aus und brauchte über einen Monat, um den Hellespont zu überschreiten.

Sucht man in diesen Massen Geist, Kunst, Wissenschaft, Geschmack, Sittlichkeit, Freiheit, Menschenwürde, so ist von all dem fast nichts zu finden. Es giebt keine Bürger, keine Unterthanen, sondern nur willenlose Sklaven; daher auch keine Fürsten, sondern nur Tyrannen und Despoten, die

---

*) Quellen:
„Philosophie der Geschichte" von Professor Scharling in Kopenhagen, ein ausgezeichnetes Werk, auf das hierdurch ganz besonders aufmerksam gemacht werden soll.
Die bekannten vortrefflichen, auch für Laien so überaus anziehenden „apologetischen Vorträge" unseres hochverehrten Leipziger Professors Luthardt.
„Die moderne Weltanschauung" von Dr. H. Guth.

in ihrem Uebermuthe auch die Elemente zu geißeln und das Meer in Ketten zu legen sich unterfingen und sich als Götter anbeten ließen. —

Werfen wir zuerst einen Blick auf das babylonische und auf das persisch-medische Weltreich.

Die stolze Babel, diese Hauptstadt Asiens, fiel unter dem lasterhaften Belsazar trotz ihrer gewaltigen babylonischen Mauer und ihrer Verproviantirung für 20 Jahre nach zweijähriger Belagerung durch Cyrus, und das ganze babylonische Weltreich stürzte krachend zusammen. Mono Mene thekel upharsin! Gewogen und zu leicht gefunden! —

Die Weltherrschaft ging mit dem edlen Cyrus, der an Herrschergröße und Heldensinn über alle seine Zeitgenossen hervorragte, und dessen Scepter die Völker vom Mittelmeer bis zum Indus beherrschte, auf die Perser über. Doch auch er konnte dem Drange nach immer neuen Eroberungen nicht widerstehen. Tomyris, die Königin der kriegerischen Massageten, ließ ihm den Kopf abschlagen und in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch stecken. „Nun sättige dich in Blut, du nimmersatter Eroberer!“ —

Doch der große Koloß des Orients war im Innern hohl und morsch. Bald ging auch das Perservolk durch Ueppigkeit, Treulosigkeit und Sünde aller Art in geistige Fäulniß über, und der große Alexander war vom Weltenlenker bestimmt, das persische Weltreich zu stürzen und ein neues aufzurichten: das orientalische mußte dem occidentalischen Platz machen. —

So sind die großen Reiche nach einander über die Schaubühne der Weltgeschichte gezogen und haben Alles aufgeboten, um ihre Macht zur Weltherrschaft zu bringen und das Glück des Menschengeschlechts durch irdische, menschliche Größe zu begründen. Aber es ist von einem Jahrhundert zum andern und von einem Weltreich zum andern immer deutlicher geworden, daß alle Herrlichkeit der Welt vergeht und daß alle Größe nichts ist ohne Gott, den allmächtigen Lenker der Weltgeschichte. — —

Leider kann ich, so verlockend es auch ist, bei der mir gestellten Aufgabe nicht lange verweilen bei diesem edlen Volke der Griechen, eine der am schönsten gestalteten und begabtesten Nationen der Erde, die uns in unserer Jugend begeistert, deren Heldenthaten wir bewundert, deren noch jetzt unübertroffene Kunst uns entzückt, deren menschlich froher Götterhimmel uns so sehr anheimelt. —

Ich kann Sie nur im Fluge vorüberführen an Herkules und Theseus und all den großen Homerischen Helden; an Sparta, Athen und dem glänzenden Korinth; an Miltiades und Leonidas, Perikles und Demosthenes, Sokrates und Plato, Philipp von Macedonien und dem großen Alexander, dessen Liebling Homer, dessen Lehrer Aristoteles und dessen Vorbild Achill war. —

Der Charakter und die Verfassung der Hellenen gewähren ein ganz anderes Bild, als die morgenländischen Reiche; diese stützten sich auf große Massen und physische Gewalt; jene auf geistige Kraft und die Trefflichkeit ihrer inneren Einrichtungen; — im Morgenlande herrscht der Charakter des Großartigen, Riesenhaften, Staunenerregenden; in Griechenland der des Schönen, Zierlichen, Wohlgefälligen, Geschmackvollen. Die Regierungsweise im Morgenlande ist despotisch; der Wille eines Einzigen hält Alles zusammen, das Volk ist nur eine willen- und geistlose Masse — des Winkes des Herrschers gewärtig; in den griechischen Staaten hat auch das Volk einen Willen und darf ihn äußern, es regiert sich selbst. Der menschliche Geist entwickelt sich frei und ohne Schranken und versucht das Höchste in Kunst und Wissenschaft, in Weisheit der Verfassung und Verfeinerung des Lebensgenusses. —

„Ewig dankbar blicken wir zur Antike zurück; nicht blos wegen ihrer classischen Muster vollendeter Formenschönheit, sondern weil wir in diesem so wunderbar harmonisch und kunstsinnig angelegten Volke der Hellenen „eine höhere Ordnung der Dinge“, das Walten der göttlichen Macht erkennen, die auf mannigfaltigen und verborgenen Wegen die Menschheit ihrem Ziele entgegenführt. Wie sie es waren, die den Andrang des Despotismus, der von Osten her über Europa sich wälzte, in den Perserkriegen gebrochen, so waren sie es auch, die die riesigen, ins Ungeheuerliche ausschweifenden, phantastischen Gestalten orientalischer Mythe auf das Maß menschlicher Schönheit zurückgeführt haben.“ —

Griechischer Geist herrscht noch jetzt in unsern Schulen und ist eine unzerstörbare Grundlage der Bildung und Gesittung der Welt geworden und wird es bleiben müssen trotz aller momentan modernen Realschul-Halbbildung, wenn anders die Deutschen das Volk der Denker und Gelehrten und der Ideale bleiben wollen, deren Ruf ihr bester und höchster Ruhm ist.

Ihre Götter dachten sich die Griechen gern in den schönsten Gestalten. Aber ihre Religion der Schönheit war echt heidnisch und — wenigstens wie sie der großen Menge gelehrt wurde — nichts anderes, als ein trostloses und verderbliches Götzenthum. Ihre Götter hatten alle menschlichen Gebrechen und Leidenschaften; sie logen und betrogen und trieben alle Laster; so lernten die Griechen von denen selbst, die sie anbeteten, Sünde und Schande. —

Ueber ihren höchsten Göttern aber herrschte noch in finsterer Majestät das blindwaltende Schicksal, feindlich gegen Götter und Menschen. —

Im Gegensatze zu der träumerischen Versunkenheit der Inder und dem dumpfen Grübeln über die Räthsel des Lebens und des Todes bei den Aegyptern erfassen die Griechen das Leben in heiterer Thatkraft und ruhiger Klarheit. Während die Aegypter ihre Götter in Thiergestalten darstellen, faßt die lebhafte Phantasie der Griechen die ganze Natur unter menschlichen Formen auf. Wenn die Eiche frische Blätter trieb, so war es die Dryade, deren Flüstern man vernahm; und wenn Quellen und Bäche munter rieselten, so waren es die Nymphen, welche scherzend und lachend dahinspringen. Und wie die Griechen die Welt unter dem Gesichtspunkte des Menschen auffaßten, so den Menschen unter dem des Schönen. Das Höchste, was sie leisten wollen, ist eine schöne Kunst. Kein Volk des Alterthums hatte eine so blühende, durch die Regeln der Schönheit geleitete Phantasie, als die Griechen. Schon die Gesetzgebung des Lykurg hatte die Schönheit des Menschen, seine harmonische Ausbildung und Erhaltung zum Zweck. —

Die Griechen kehrten die heitere Seite des Daseins hervor; sie bewegten sich auf der Oberfläche der Dinge mit einer Grazie und Fröhlichkeit, in der zum ersten Male der ganze Reiz des irdischen Lebens aufblühte.

Aber all dieser selige Leichtsinn war nur ein vergänglicher Rausch, über den sie den tiefen Ernst der Dinge vergaßen. In ihrer fröhlichen Bezauberung dachten sie weder an die irdische, noch an die ewige Zukunft. Ihre Vorstellung vom Jenseits war ganz so öde und ärmlich, als sie sich das Diesseits reich und lieblich ausschmückten. Zwar ein Sokrates erhob sich mitten unter dem Götzendienste seiner Zeit zu der Erkenntniß, daß nur Ein Gott die Welt regiere, und auch seinem Schüler Plato kam eine Ahnung der Wahrheit.

Sokrates redet mit heiliger Begeisterung von den ungeschriebenen Gesetzen Gottes im Gewissen, und Plato, der attisch redende Moses“, nennt Gott das höchste Gut, das Princip alles Lebens, das Ziel aller Creatur, und die Gottähnlichkeit hält er dem Menschen als das höchste Streben vor. Das Gute thun heißt ihm Gott ähnlich werden, das Böse entgeht Gottes Strafe nicht; „denn du wirst seinem Blick nie entfliehen, wärest du noch so klein und verkröchst dich in die Tiefen der Erde; oder noch so hoch und schwängest dich in die Himmel empor — du wirst doch die gebührende Strafe für deine Thaten tragen müssen, entweder schon in

diesem Leben oder wenn du hinabgefahren bist in den Hades oder an einen noch schrecklicheren Ort versetzt worden bist."

Wir nennen Sokrates den Größten der griechischen Welt und das Orakel zu Delphi hat ihn für den Weisesten erklärt, in dessen Gesellschaft Alcibiades sich ein anderer Mensch zu sein dünkte. Man hat Plato mit seinem Ideal des Guten und Wahren in der Gestalt des Schönen den „Göttlichen" genannt, und sich mit Sagen seines höheren übernatürlichen Ursprungs getragen und Augustin sagt: „Niemand ist uns so nahe gekommen als die Platonische Philosophie". Beide aber haben mit ihrer Philosophie den Fall ihres Volkes nicht aufzuhalten vermocht, geschweige denn die stoische und epikuräische. Und doch hätten sie die Wahrheit und Erkenntniß finden und ergreifen können; denn Gott der Herr brachte alle großen Weltreiche mit seinem auserwählten Volke in Berührung, um ihnen den Weg des Heils zu zeigen; doch sie wollten ihn nicht finden; ihre Könige wurden wie Belsazar gewogen und zu leicht befunden. Auch dem großen Alexander sollte wenigstens einmal in seinem Leben die Herrlichkeit des Gottes Israels näher treten. 332 v. Chr. zog er auf seinem Siegeslaufe auch in Jerusalem ein. Wol opferte er naiverweise hier im Tempel dem Jehovah nach liberal griechischer Art; doch er war selbst sein Gott, und von einem tieferen Eindrucke weiß die Geschichte nichts zu berichten.

In diesem griechischen Königsjünglinge, dem Erben der ganzen großen Vergangenheit Griechenlands, ließ Gott an seiner Person, wie an seinen Thaten noch einmal die ganze Größe des griechischen Genius erstehen, und ihn zum weltbeherrschenden, den Orient und Occident in sich vereinigenden, Heros werden, der die ganze Welt auf Jahrhunderte hinaus mit griechischer Bildung erfüllen sollte. Darum eben mußte der große, alle Strahlen griechischen Geistes in sich vereinigende, Aristoteles sein Lehrer sein. Was dieser im Reiche des Geistes umfaßte, das sollte sein königlicher Schüler in Thaten umsetzen. —

Doch jedes Volk, dessen Fundament auf Sand gebaut, dessen Säulen nicht auf Wahrheit und Gotteserkenntniß sich gründen, — muß untergehen, trotz aller Größe und Bildung: seine Staaten werden zertrümmert wie seine Bildsäulen. —

Auch dieser Versuch, das Heil der Menschheit durch die Vortrefflichkeit irdischer Einrichtungen zu begründen, mußte zu Schanden werden. Der Griechen Zeit war gekommen, ihr Beruf erfüllt. Wie sie der Menschheit das Reich des Schönen und des Geistes erschlossen hatten, so sollte auch nach Gottes wunderbarem Rathschluß durch die Einheit griechischer Bildung und griechischen Geistes, worauf der große Alexander von Alexandria aus sein Weltreich gründen und zusammenhalten wollte, die geistige Unterlage geschaffen werden für die spätere Verkündigung und Ausbreitung des Christenthums; ähnlich wie später die Erfindung der Buchdruckerkunst zur Verbreitung der Reformation dienen mußte.

Alexander knüpft wieder an die Homerische Vorzeit an und voll jenes dichterischen, unbezähmten Achilleischen Heroismus und genährt von der Weisheit eines Aristoteles erobert er Asien und pflanzt ihm die hellenische Cultur ein. Alexandria, der Markt der Welt und der Mittelpunkt des Welthandels, erblühte bald unter der schützenden Pflege der Ptolomäer für Jahrhunderte zum glänzenden Sitze und zu einer Pflanzstätte aller Künste und Wissenschaften. Indien trat aus seiner Dunkelheit hervor und der Pharos von Alexandrien leuchtete den Nationen auf neuen Bahnen des Verkehrs.

So vermag ein einzelner hervorragender Genius dem Geiste der Zeit einen überraschenden Aufschwung zu geben, die Intelligenz der Völker zu erwecken, die Richtung des Verkehrs zu ändern und eine Masse neuer Ideen in Umlauf zu setzen. In diesen Verkörperungen einer neuen Idee und einer neuen Zeit offenbart sich der die Welt durchwaltende und gestaltende göttliche Wille.

So gehört auch Alexander zwar zu den flüchtigen, aber auch zu den großartigsten Erscheinungen in der Menschengeschichte.

Nach seinem frühen Tode zerfiel das gigantische Reich, und bald fielen die Griechen der alle Völker verschlingenden Ländergier der Römer zum Opfer.

Die stolzen Römer bildeten sich im Gegensatz zu der idealen der Griechen in rein praktischer Richtung aus. Bei ihnen gilt Thatkraft Alles; sie wollten nicht die Schönheit, sondern die Kraft ausbilden und in den großartigsten Thaten verherrlichen. Der Römer wollte die ganze Welt erobern; der römische Staat war, was ein Athlet, was später Napoleon war: ein Egoist, ein Räuber, ein Tyrann im Großen. Der Gedanke der Weltherrschaft bildet in der ganzen Geschichte des Römervolkes die lebendige und treibende Grundidee, als hätte es sie eingesogen mit jener Milch der Wölfin, die der Urahn getrunken. — Es sing damit an, das Weib des Nächsten zu nehmen und nahm ihm zuletzt Alles, was sein war.

Die römische Geschichte ist eine ununterbrochene Kriegsgeschichte; der Janustempel war während eines Jahrtausend nur zweimal geschlossen und nie länger als zwei Jahre.

So sehen wir die eisengepanzerten römischen Legionen auf ihrem Weltgange vorwärts schreiten; stärker aber als Eisen und Stahl ist der sie beherrschende, mächtige Gedanke, der starke, unerschütterlich feste Wille, der sie in Bewegung setzt. Wir glauben ihren taktfesten Schritt zu hören, und zu sehen, wie Alles hier in fester Ordnung und strammer Zucht sich zusammenschließt, jeder Mann seinen Platz kennt und findet. Der Einzelne tritt in den Manipel, der Manipel in die Cohorte, die Cohorte in die Legion. — Das Ganze ist wie eine wohleingerichtete Maschine, in welcher der Gedanke des Feldherrn Alles, der Einzelne Nichts ist.

Diesen Legionen gegenüber müssen Hellenen, Afrikaner, Asiaten sich beugen. —

Nächst der kriegerischen, bewundern wir an den Römern ihre juristisch-politische Begabung; denn diese war es allein, die ihnen ihre Eroberungen Jahrhunderte lang sicherte, was bisher noch keinem Volke gelungen war. Und eben hierin bestand die göttliche Mission Roms für die übrige Menschheit: überall den Sinn zu entwickeln für Gesetz und Recht; ein festes Rechtssystem zu schaffen, welches zur Sicherung und Beruhigung des ganzen Gesellschaftslebens diente.

So etwas kennt der Orient nicht; dort hat neben dem einen Selbstherrscher Niemand eigene Rechte. Wie die Mission Griechenlands darin bestanden hatte, Kunst und Wissenschaft und die ewigen Gesetze der Schönheit ins Leben zu rufen, so diejenige Roms, Gesetz, Recht und staatliche Ordnung, die ersten Grundlagen jedes geordneten Staatswesens, zur Geltung zu bringen. Was Griechenlands Tempel und Bildwerke für die neuere Kunst, — das ist das römische Recht für die ganze neuere Gesetzgebung geworden.

Das Capitol, das Haupt von Rom und die Burg der Welt, ist in Schutt gesunken; unter den Trümmern seines Forums grasen jetzt die Rinder der Campagna; — aber noch immer ist das Recht seiner Bürger Gesetz den Völkern Europas. —

In Griechenland, Macedonien, Judäa, Aegypten — in der ganzen damaligen Menschheit befanden sich die gesellschaftlichen Zustände in der Auflösung und bedurften der Erneuerung, welche sie aus sich selbst hervorzubringen außer Stande waren. Daher wurde Rom berufen, sie zu regieren: so wurde Roms Ländergier zur weltgeschichtlichen Fügung in der Hand Gottes! — So kann Plinius mit Recht „Rom die Weltherrscherin und Hauptstadt des Erdballs nennen, von

den Göttern bestimmt, die zerstreuten Stämme der Menschen zu verbinden, zu zähmen und zu ordnen". Die Politik war die Religion der Römer, und ihre Politik die Eroberung des Erdbodens. An der Festigkeit dieser Politik und der Kriegskunst der Legionen scheiterte die unbesonnene Tapferkeit des Pyrrhus, das unerschöpfliche Genie Hannibal's, die listige Verschlagenheit des Jugurtha und die kluge Berechnung des Mithridates.

Von Romulus bis auf Cäsar sind dieselben Maximen unveränderlich befolgt worden, bis Augustus den Janustempel schließen ließ und das System der Politik veränderte. —

So lange jene alte Treue, Sittenstrenge, Einfachheit und der strenge Cultus der Götter herrschte, blieb die römische Nation groß. „Nur dadurch," sagt Horaz, „daß du den Göttern dich demüthig unterwirfst und ihre Macht als die Alles vermögende anerkennst, hast und behältst du, römisches Volk, die Herrschaft über den Erdkreis; mit ihnen unternimm alles, was du beginnst, denn ohne sie kann nichts gelingen, nichts einen glücklichen Ausgang nehmen."

Doch mit den Reichthümern und der Cultur erbten die Sieger auch die Lüste und Laster der unterjochten Völker, und die Warnungen des edlen Cato verhallten ungehört. Die frühere Frömmigkeit wandelte sich in entschiedenen Unglauben (der selbst den sich begegnenden Priestern ein Lächeln abzwang) und in Aberglauben, den Bruder des Unglaubens, der höchlich erschrecken ließ, wenn man Morgens zuerst den linken Schuh statt des rechten angezogen hatte.

Und mit ihren Tugenden verloren die Römer sich selbst sammt all ihrer Macht und Größe. Die alte Genügsamkeit löste sich in die empörendste Habgier auf, die alle Provinzen aussaugte und die ganze Welt als Fußgestell ihrer Größe ansah. Dabei die rasendste Schwelgerei, verbunden mit der niedrigsten Feilheit der Gesinnung und dem Sich-Ueberliefern an alle denkbaren und undenkbaren Laster.

Ihre Feldherren, die Organe ihrer Größe, wurden nun die Geißeln für ihre Bestrafung; sie lernten die knechtische Menge verachten und wurden ihre Tyrannen. Der beispiellose Despotismus giebt Zeugniß von der beispiellosen Tiefe der Entartung, in die sie gesunken waren, seit der Geist ihrer Väter von ihnen gewichen. Ihr Kunstsinn artete in Vandalismus aus und der Trieb nach Unterhaltung verwandelte sich in den Ruf der Empörer: Panem et circenses! Bei den Gladiatorenkämpfen und Stiergefechten wurden in einem Monat 20 000 Menschen geopfert!

An die Stelle des Geburtsadels trat die Aristokratie der Geldsäcke, während die übrige Bevölkerung Roms immer mehr zu einem gewöhnlichen Residenzpöbel wurde. Die Sklaverei erreichte den höchsten Grad; denn „was ein Ochse seinem Herrn, das sei ein Sklave", hatte Aristoteles gesagt, der Sklave fühle wol die Bernunft, aber er habe sie nicht; und selbst ein Plato hatte keine Schuld an dem Morde eines Sklaven gesunden.

In seinen Bürgenkriegen unter dem Aristokraten Sulla und dem Demokraten Marius zerfleischte Rom sich selber, bis Cäsar, Pompejus und Crassus der entarteten Republik ein Ende machten, so daß der römische Senat vollends zum Stadtrath hinabsank. —

So war man vom Königthum durch Revolution von Oben und naturgemäß dann auch bald von Unten zur Republik gekommen und von dieser über Militärdespotie und Staatsstreich zum Kaiserthum unter Octavianus Augustus. Diesem klugen Neffen seines Onkels Cäsar gelang es, eine erbliche Dynastie zu begründen. — „Rom ist feil, wenn sich nur ein Käufer findet," hatte Jugurtha ausgerufen, als der Zersetzungsproceß der alten Weltrepublik seinen Anfang genommen hatte.

Die nun folgende römische Kaiserzeit zeigt uns als ewig warnendes Memento die letzten furchtbarsten Consequenzen, wohin eine entartete glaubenslose Zeit, in welcher nur noch der Egoismus regiert, kommen muß.

So barg das Römerreich trotz alles Glanzes in seinem Innern die tiefsten Schäden, die unaufhaltsam das ungeheure Reich zerstören mußten.

An Stelle innerer Gerechtigkeit tritt das sogenannte Recht der Eroberung. Ihre gänzlich grund- und rechtlosen Eroberungen, rücksichtslosete Willkür, grenzenloseste Herrschsucht und Despotie mußten zuletzt die innere Auflösung und den verdienten Untergang herbeiführen — durch fremde, durch deutsche Kraft. — Und nicht einmal in der Glorie ihres Heldenthums, sondern in weibischer Entartung; nachdem ihre Kraft in Feigheit, ihre Treue in Lug und Trug, ihre Freiheit in die schändlichste Despotie verkehrt worden war.

Denn Gerechtigkeit allein erhöhet ein Volk; die Sünde aber ist der Leute Verderben! —

Das ist der wahre Grund des endlichen Falles, nicht der ungeheure Umfang des Reiches; denn sonst hätte es längst in sich zusammenbrechen müssen, wie alle großen Weltreiche bald nach dem Tode ihrer Stifter auseinanderfielen. —

So gehen die Gerichte Gottes über große Staaten und Städte, wenn das Maß ihrer Sünden voll und die Zeit der Geduld zu Ende ist.

„Der Hügel des Capitols war vormals das Haupt des römischen Reiches, die Burg der Erde, der Schrecken der Völker, berühmt durch den Fußtritt so vieler Triumphe, bereichert mit dem Tribut und dem Raube so vieler Nationen. — Dies Schauspiel der Welt, wie ist es gefallen, wie verändert, wie entstellt! Der Siegespfad hat sich unter Weingärten verloren; die Sitze der Senatoren bedeckt ein Düngerhaufen. —

„Der tarpejische Felsen war zur Zeit Virgil's mit den goldenen Dächern eines Tempels geschmückt; — der Tempel ist niedergerissen, das Gold geplündert worden, das Rad des Schicksals hat seinen Lauf vollendet und der geheiligte Boden ist durch Dornen und Disteln verunstaltet.

„Suchen wir auf dem palatinischen Hügel unter gestaltlosen und ungeheuren Trümmerhaufen das marmorne Theater, die Obelisken, die Kolosse, die Porticus von Nero's goldenem Palast — wir finden den leeren Raum nur durch Ruinen und Gärten unterbrochen." (Gibbon.)

Ninive und Babylon, das London und Paris des Alterthums, deren Umfang etwa 12 geographische Meilen betrug und deren Mauern so dick waren, daß in Ninive bei 100 Fuß Höhe darauf 3 Streitwagen neben einander fahren konnten; Babylon mit seiner Million Einwohner und seiner 50 Ellen breiten, 200 Ellen hohen, mit 250 Thürmen und 100 erhabenen Thoren versehenen babylonischen Mauer; („Das ist die große Babel, die ich mir erbaut habe zu Ehren meiner Herrlichkeit", rief Nebukadnezar voll Uebermuth. Kaum aber waren diese Worte gesprochen, so wurde er mit Wahnsinn geschlagen, so daß er an Ketten gelegt werden mußte; und der sich einen Gott däuchte, lag draußen unter dem Thau des Himmels und fraß Gras wie das Vieh.) Tyrus und Sydon, der Markt der Nationen, die Sitze maßlosen Luxus und Reichthums, Karthago, die Beherrscherin der Meere, das in seiner Citadelle Casernen für 24 000 Mann und Raum für 4000 Pferde und 300 Elephanten hatte; und die älteste Stadt der Welt, das 100thorige Theben — sie alle sind dahin mit ihrer Pracht und Herrlichkeit, wie einst Sodom und Gomorrha, wie Herculanum und Pompeji, — das sind die Strafgerichte des allmächtigen Gottes, das ist die Nemesis in der Weltgeschichte! „Denn die Künste und Monumente des Menschen sind vergänglich und zerbrechlich wie er selbst; und in den grenzenlosen Jahrbüchern der Zeit sind sein Leben und seine Arbeiten wie ein flüchtiger Augenblick. Hundert Generationen, die Blätter des Herbstes, sind ins Grab gesunken; und nach dem Fall der Pharaonen und Ptolemäer, der Cäsaren und Kalifen stehen nur noch die Pyramiden aufrecht und unerschüttert über den Fluthen des

Rits." (Gibbon.) So sind die Gerichte Gottes mit thurmhohen und flammenhellen Buchstaben eingezeichnet am vieltausendjährigen Himmel der Weltgeschichte! —

Rom ragt von nun an nur noch wie eine Sphinx mit dem Haupte in die neue Zeit empor; die Geschichte geht zu einem neuen Volke über. (Schluß folgt.)

Leipziger Stadttheater.

Drei volle Häuser in der stillen Woche verdankte die Direction dem Gastspiel des Frl. Josefine Wessely, welche die am Wiener Burgtheater eintretende Kunstpause benutzte, um dem Leipziger Publicum wieder ein Bouquet ihrer künstlerischen Leistungen zu präsentiren, die keineswegs an aromatischem Duft und poetischer Frische verloren haben. Bühnen mit alten Traditionen wie die Burg sind für junge Künstlerinnen, ehe sie sich in dieselben eingelebt haben, oft eine Gefahr: mindestens tritt eine Epoche ein, wo der freie Strom der eigenen Inspiration gehemmt wird und wo im Kampf mit den dramaturgischen Einflüssen eine gewisse Unsicherheit hervorgerufen wird, welche den kühnen Griffen ursprünglicher Eingebung gefährlich ist.

Bei Frl. Wessely scheint dies Stadium, wenn es überhaupt vorhanden war, bereits überwunden zu sein; sie befindet sich jedenfalls im echten Fahrwasser ihres Talentes und selbst die vielfach absprechende Wiener Kritik, die gerade an dieser jungen Kraft soviel herumnörgelte und zum Theil sie auch mit allerlei Bosheiten heimsuchte, hat die Freudigkeit ihres Schaffens nicht zu lähmen vermocht. Es ist natürlich, daß eine junge Heroine zu dem älteren gefeierten Vorbild emporsieht und so ist der Einfluß der Frau Charlotte Wolter auf das rivalisirende Talent des Frl. Wessely nicht zu verkennen. Zwar zu dem bekannten Wolterschrei, dem Schrei des Affectes und der Leidenschaft, in welchem jene Künstlerin für hochtragische Situationen ein andern schwer erreichbares Mittel der Darstellung besitzt, gaben die bisherigen Vorführungen der jungen Künstlerin keinen Anlaß: gleichwol glaubten wir in einzelnen Scenen, besonders in der Thuemsene der „Jungfrau", den Einfluß der Darstellungsweise der Frau Wolter zu erkennen: in der gesteigerten intensiven Kraft des Ausdruckes.

Mit ihrer ersten Rolle hat uns Frl. Wessely überrascht: wir hätten nicht erwartet, daß sie uns in der „Grille" der Frau Birch die Titelrolle vorführen werde und ihr nicht den Ehrgeiz zugetraut, sich einen „Dummen-Jungenorden" gründen zu wollen, wie es seinerzeit Frl. Goßmann gelungen war. Die „Fanchon" ist eine Gestalt, welche im Grunde dem Genie der George Sand entsprungen ist und daher die genialen Züge dieser Dichterin trägt; auch Frau Birch hat den Schmetterlingsstaub von den Flügeln dieser Psyche nicht zu verwischen vermocht, als sie dieselbe aus ihren verschwiegenen Romancapiteln an das Licht der Proscheniumslampen trug. Das Stück ist mit großem Geschick gemacht und so ein Repertoirestück geblieben; die Rolle der „Fanchon" aber ist eine der dankbarsten Aufgaben für junge Künstlerinnen, für welche Frau Birch-Pfeiffer so unermüdlich Sorge getragen hat. Wie diese Rollen hat sie den Kunstnovizen auf den Leib geschrieben! „Jane Eyre" und die „Grille" stehen dabei allerdings in erster Linie. Der Rolle der „Fanchon" haben indeß vorzugsweise naive Darstellerinnen ihr Gepräge aufgedrückt: die Goßmann und die Rabe haben sie, wenn auch nicht zuerst gespielt, doch eigentlich für die Bühne creirt. Diese Grille hat pikanten baut-gout und in der That muß das wilde Hexchen der ersten Acte ein wenig eingetauft sein; es wirft ja, wie viele andere civilisirtere Heldinnen der George Sand, der „Gesellschaft" den Fehdehandschuh hin, wenn auch diese Gesellschaft nur die bäuerliche eines Dorfes ist; der Ton dieses Hexchens muß oft herb und bitter sein; es ist ja eine Ausgestoßene, welche ihr Loos schmerzlich empfindet und dabei eine hoffnungslose Liebe im Herzen trägt. Herausfordernd und keck darf diese Bitterkeit sich äußern, denn diese „Grille" hat in ihrer Einsamkeit wilde Lebensgewohnheiten angenommen und es gefällt ihr, die vornehme Gesellschaft der reichen Großbauern und ihrer Clique in jeder Weise zu ärgern.

Die Darstellung dieses wilden Hexchens muß daher nach unserer Ansicht ein etwas grelleres Colorit zur Schau tragen, als ihr Frl. Wessely gab. Ihre „Grille" konnte ganz gut für ein temperamentvolles Zigeunermädchen gelten; es war Race in ihr; aber gerade das Eigenartige, Markante des Tons traf die Darstellerin nicht. Möglich, daß wir durch das starke Gewürz etwas verwöhnt sind, womit die Virtuosinnen der Naivetät diese Rolle ausgestattet haben: aber sie verlangt einmal eine gewisse pikante Grazie — und diese vermißten wir im Spiel des Frl. Wessely.

Anders lautet unser Urtheil über die drei letzten Acte: sobald die „Grille" das Hexenhafte abstreift, sobald der Ausdruck zarter inniger Empfindung bei ihr hervortritt, da bewegt sich die Rolle in dem Kreis, den die junge Darstellerin vollkommen beherrscht. Die Liebe, die sie im Herzen wahrt, die sie allmälig ganz einzugestehen wagt, die stille Resignation, wie die freudige Hoffnung: das alles kam im Spiel des Frl. Wessely zur schönsten Geltung. Es war eine zarte, echt poetische Erscheinung, diese von ihren Hexen- und grillenhaften Launen geheilte Grille, und sie verdiente den reichen Beifall, welcher der Darstellerin zu Theil ward.

Die Mutter Fadet, deren Groll gegen die Bauernwelt sich bis zum erbitterten Ingrimm steigert, entspricht, wenn sie auch nicht mit ihrem Schatten im Mondschein tanzt, doch weit mehr dem Signalement einer Hexe, als ihr Enkelkind. Für diese Rolle hat sich eine Spielweise gebildet, die sich von einer Darstellerin zur andern forterbt. Frau Schubert schloß sich mit correcter Haltung ihren Vorbildern an, doch läßt sich der Mutter Fadet noch mehr Bedeutung geben. Dagegen wurden die beiden Zwillinge Landry und Didier von den Herren Ellmenreich und Stöckel wirksam contrastirt und recht frisch gespielt. Der Didier ist für die sogenannten „Naturburschen" eine lohnende Rolle, die selten verfehlt wird: schwieriger ist der Landry, und Hr. Ellmenreich spielte ihn mit einer Wärme und Innerlichkeit, die besonderes Lob verdient. Die Madelon des Frl. Bute und Vater und Mutter Berteau des Hrn. Stürmer und der Frau Spitzeder waren wacker gezeichnete Charaktere vom Dorfe. Die Volksscenen gingen lebendig zusammen.

Wenn die Grille eigentlich nicht in das Fach des Frl. Wessely gehörte ... und die Kritik wird von Fächern sprechen, wenn sie auch der Bühnencartellverein ausgehoben hat ..., so ist dies ohne Zweifel bei der Jungfrau von Orleans der Fall, denn es tritt immer mehr hervor, daß der hiesige Director Hr. Dr. Förster Recht hatte, als er von Hause aus verkündete, Frl. Wessely werde sich einmal besonders für das Fach der jugendlichen Heroinen eignen. In der That sind es Darstellerinnen von der weihevollen Inspiration dieser jungen Künstlerin, auf welche die ideale Richtung der dramatischen Poesie für die Zukunft ihre Hoffnungen setzen darf. Das dichterische Wort in all seiner Schönheit findet hier seine Wiedergeburt: nicht blos in dem melodischen Organe, sondern noch mehr in der innersten Empfindung, die in dem ganzen Vortrag vibrirt. Die Jeanne d'Arc noch mehr als die andern Frauengestalten Schiller's, ist die Trägerin dieser schwungshaften Poesie, die sich bei diesem Trauerspiel oft ins Grandiose und ins Pomphafte entfaltet. Und die Jeanne d'Arc des Frl. Wessely wurde dem heroischen Aufschwung ebenso gerecht, wie der zarteren Empfindung, welche besonders hervortritt, seitdem in das Bewußtsein höherer Sendung durch die irdische Liebe ein verhängnißvoller Bruch gekommen ist.

Die Scene mit Lionel, der große Monolog des vierten Actes, ein Kranz lustiger Lyrik, von dem die Darstellerin keine einzige Blume entblätterte, dann das intensiv lodernde Feuer in der Thurmscene, in welcher die visionäre Gluth blitzartig die Ketten bricht: das waren eben so viele Glanzstellen in der enthusiastisch aufgenommenen Leistung des jungen Gastes.

Die Aufführung der „Jungfrau von Orleans" erfordert eine große Zahl erster Kräfte, wenn alle Rollen würdig vertreten sein sollen: die gestrige Vorstellung führte „alle Völker ins Gefecht" und unser vollzähliges Männerpersonal ließ keine empfindliche Lücke übrig. Den Dunois spielte Hr. Mylius, wol feurig, aber nicht grandios genug. Dieser Dunois ist ein Rufer im Streit, wie die Homerischen Helden; wenn er zu den Waffen ruft, muß uns zu Muthe sein, wie wenn ein Löwe seine Mähnen schüttelt. Die Rolle verlangt kaum mehr als die durchgreifende rhetorische Gewalt und ist daher stets ein Paradepferd gewesen für Helden mit starken Lungen. Talbot ist anderer Art: bei ihm ist das Heldenthum mit Reflexionen versetzt; er hat einen Anflug geistiger Größe. Hr. Pettera brachte die Energie des Feldherrn ebenso zur Anschauung wie den düsteren Grundzug des Charakters und seine Skepsis, welche an der Vernunft im Gang der Weltgeschichte zweifelt. Lionel ist der liebenswürdige Gentleman unter den englischen Officieren, der sich ein galantes Abenteuer auf dem Schlachtfelde wohl gefallen läßt. Hr. Ellmenreich spielte ihn mit dem ritterlichen Wesen, das die Rolle verlangt. Der König ist keine dankbare Aufgabe: Hr. Senger gab ihm eine männliche Repräsentation, die sich mit seiner inneren Haltlosigkeit und weichen Schwärmerei immerhin verträgt. Auch die anderen Rollen waren gut besetzt; wir erwähnen noch den Burgund des Hrn. Johannes, eine entsprechende Darstellung des guten Fürsten. Frau Senger war eine energische Isabeau. Frl. Butze aber mag sich als Agnes Sorel selbst etwas befremdlich vorgekommen sein; sie nahm zwar eine möglichst feierliche Miene an und sperrte die Worte bei der Declamation sorgfältig auseinander, daß keines dem andern auf die Füße trat; doch trotz aller dieser Bemühungen, das tragische Ceremoniell zu wahren und sich nicht in die Schleppe des Schiller'schen Jambus zu verwickeln, konnte man nicht alle Erinnerungen an die letzten flotten Kökjinnen los werden, welche uns die Darstellerin vorgeführt hat. Wo sind denn unsere sentimentalen Liebhaberinnen geblieben, daß diese schwärmerische Agnes Sorel von der munteren gespielt werden mußte?

Wenn eine Aufführung der „Jungfrau von Orleans" ohne auffallende Störungen vorübergeht, so muß man immer den guten Stern des Theaterabends preisen; denn bei der Menge von Mitwirkenden und den pomphaften Massenscenen ist es schwer zu vermeiden, daß nicht hier und da irgend ein Mißlaut stört. Dennoch ging diesmal die Vorstellung gut zusammen. Der Krönungszug ließ an glänzender Ausstattung und einem Arrangement, das die Bühne vollständig füllte, nichts zu wünschen übrig; Rathsherren, Pagen, meldende Ritter thaten ihre Schuldigkeit und wenn hier und dort einmal der Schiller'sche Text etwas emendirt wurde, ein kleines Versprechen oder Stocken eintrat, so sind das die unvermeidlichen Mängel alles Irdischen. Am wenigsten sagte uns die Darstellung des letzten Actes zu, dem die erste größere Scene, die Gefangennahme der Jungfrau vor der Köhlerhütte, amputirt war. In der Thurmscene mußte irgend ein Pentagramm an der Thürschwelle der Jeanne d'Arc-Wessely Pein verursacht haben; denn sie entfloh nicht durch die Thüre, sondern verschwand irgendwo in der vierten Dimension, wo die Augen der Sterblichen nur die dicken Mauern des Thurmes sahen.

Die dritte Gastrolle des Frl. Wessely war die „Preciosa". Das Stück von Pius Alexander Wolff, das so reich ist an geflügelten Worten — man sieht, daß nicht blos die Classicität den Worten Flügel leiht — hat einen starken Halt für seine Bühnenbauer in Weber's ausgezeichneter Musik; auch enthält es außer vielem Theaterstitter einige muntere Scenen und ein paar poetische Stellen. Die Titelrolle ist im Wesentlichen eine Schaurolle für ein vielseitiges Talent, das nicht blos im Schauspiel, sondern auch in Ballet und Oper leistungsfähig ist. Frl. Wessely ist blos eine Schauspielpreciosa; aber sie bringt die Lyrik Wolff's in höchst anziehender Weise zur Geltung und spricht die Verse mit weihevoller Empfindung, mit edlem Schwung. In der Scene mit dem Zigeunerhauptmann zeigt sie den heroischen Aufschwung, den sie vor vielen andern Darstellerinnen voraus hat. Die Aufnahme ihrer Leistung war eine enthusiastische: wir haben die Hervorrufe und Kränze nicht gezählt, mit denen das volle Haus seinen Liebling auszeichnete. Von den andern Darstellern erwähnen wir den Zigeunerhauptmann des Hrn. Johannes, die Zigeunermutter der Frau Spiegler als kräftige Zeichnungen. Hr. Ellmenreich (Don Alonso) vertrat die Liebeslyrik mit Schwung, während Hr. Otthert (Don Eugenio) für die dichterisch angehauchte Versprache nicht das geeignete Organ besitzt. Ergötzliche Caricaturen waren der Don Contrens und die Donna Petronella des Hrn. Schubert und des Frl. Caspary und der Schloßvogt Pedro des Hrn. Tietz. Mit vielem Humor spielte Hr. Conrad den alten Alcvedi. Es waren drei glänzende Theaterabende, welche das Gastspiel des Frl. Wessely brachte: die Direction freute sich der Cassenerfolge: für die mehr heroischen Rollen, welche Frl. Wessely spielt, fehlt unserer Bühne selbst noch immer eine geeignete Vertreterin. Auch eine Soubrette für das Singspiel fehlt uns: Frl. Clara Helmer von Berlin sollte diese Lücke ausfüllen; sie trat auf als Emma Zernikow in dem Stücke von D'Arronge „Mein Leopold" und als „Verfolgte Unschuld" in der gleichnamigen Operette von Emil Pohl; ihr Spiel war artig und nicht ohne Schalkhaftigkeit; doch ihre Stimme erwies sich den Dimensionen unseres Theaters nicht gewachsen. Das Stück von D'Arronge „Mein Leopold" verdient als echtes Volksstück immer noch den Vorzug vor den andern so erfolgreichen Dramen dieses Autors; auch hat er hier zuerst das Motiv benutzt, das in den späteren Werken immer wiederkehrt, und dies Motiv hat hier die meiste Frische.

Rudolf von Gottschall.

Alterthumsverein zu Freiberg.

Der Freiberger Alterthumsverein, der sich unter der einsichtsvollen Leitung des Hrn. Stadtrath Gerlach in Freiberg einer großen Blüthe erfreut, hielt auch im vergangenen Winter eine Anzahl von Sitzungen ab, in welchen theils eine große Reihe von Alterthümern zur Ansicht ausgelegt und erläutert, theils Vorträge über die Geschichte von Freiberg und seine Umgebung zu Gehör gebracht wurden. Hr. Hauptstaatsarchivar Dr. Ermisch aus Dresden sprach über die „Kreuziger" in Freiberg, welche im Jahre 1468, infolge der geistlichen Agitationen, gegen den vom Papst in den Bann gethanen „Ketzer", den Böhmenkönig Georg Podiebrad, das Kreuz genommen und sich so zum Kampf gegen denselben verpflichtet hatten. Anknüpfend an den berühmten mittelhochdeutschen Dichter Heinrich von Freiberg, den Fortsetzer von Gottfried's von Straßburg „Tristan", schilderte Hr. Gymnasial-Oberlehrer Knauth „Deutsches Denken und Dichten in mittelhochdeutscher Zeit", während Hr. Gymnasial-Oberlehrer Dr. Böhme das Leben, die Dichtungen und den erzieherischen Einfluß eines anderen berühmten Sohnes der Freiberger Gegend, des bekannten Schriftstellers Christ. Fürchtegott Gellert, behandelte. Die Resultate der während der letzten Jahre in Druck erschienenen Schriften zur Geschichte der Freiberger Gegend und ihres Bergbaues faßte Hr. Gymnasial-Oberlehrer Dr. Heydenreich in einem Vor-

trag zusammen, namentlich auf die dreibändige, vortreffliche „Geschichte des Geschlechtes von Schönberg" von Fraustadt und Bernhard von Schönberg hinweisend. Zur Förderung seiner Studien stehen dem Verein ein Alterthumsmuseum und eine Bibliothek zur Verfügung. In ersterem, welches dem Publicum täglich durch den Hausmann des Kaufshauses zugänglich ist, werden alle im Laufe der Zeit gefundenen interessanten Alterthümer, deren eine große Anzahl durch Schenkung und Kauf zusammengekommen ist, namentlich solche, die auf die Geschichte des Bergwesens sich beziehen, ausgestellt; auch die Bibliothek, die eine reiche Sammlung von zum Theil sehr seltenen Werken über sächsische, speciell Freiberger Geschichte enthält, hat zahlreiche Schenkungen, besonders seiten des königlichen Finanzministeriums und Sr. Excellenz des Hrn. Cultusministers Dr. v. Gerber, erfahren. Der Verein, welchem eine große Zahl von Mitgliedern aus allen Theilen Sachsens angehört, läßt ferner alljährlich gedruckte Mittheilungen erscheinen, deren bis jetzt 16 Hefte, reich an gediegenen wissenschaftlichen Arbeiten, vorliegen. Von den sonstigen Vereins-Unternehmungen verdient namentlich „das alte Freiberg in Bildern" hervorgehoben zu werden, eine Sammlung photographischer Aufnahmen des Jahres 1880 von den interessantesten Gebäudegruppen und einzelnen architektonischen Ansichten Freibergs aus alter Zeit. Von diesem Unternehmen ist soeben die erste Serie von 32 Bildern erschienen und gleichwie der unentgeltliche Prospect vom Vereinsvorstand Hrn. Stadtrath Geslach, der auch die Anmeldung neuer Vereinsmitglieder entgegennimmt, zu beziehen.

Zeitschriften und Lieferungswerke.

— Die von einer Anzahl der hervorragendsten Fachmänner der Gegenwart, darunter die Professoren Dr. Jäger, Dr. v. Oppolzer, Dr. Stehnt, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch rc., herausgegebene „Encyklopädie der Naturwissenschaften" (Breslau, Verlag von Eduard Trewendt) ist derzeit bis zur 19. Lieferung vorgeschritten. Dieselbe enthält die Fortsetzung des von Professor Dr. Hager bearbeiteten Handbuchs der Mathematik.

— Von der Zeitschrift: „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik", herausgegeben von Dr. Carl Arendts unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner (A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest, Leipzig), ist das fünfte (Februar-) und sechste (März-) Heft des 3. Jahrgangs unlängst zur Ausgabe gelangt, das gewohntermaßen eine Anzahl gediegener geographischer Aufsätze, mit gutausgeführten Illustrationen ausgestattet, bringt, darunter: „Die Loire", von Hauptmann M. Ruith; „Der Centralzug des nordwestlichen Himalaya" von Dr. Conrad Ganzenmüller; „Lt. Schwatte's Schlittenexpedition nach King William-Land" von Heinrich W. Klutschek; „Skandinavische Streifzüge" von Prof. Palacky. Die genannte Zeitschrift, von welcher alljährlich 12 Hefte (zum Pränumerationspreise von 4 fl. 25 kr. österr. Währ. = 8 ℳ deutsche Währung) erscheinen, führt zugleich dem Publicum in fortwährenden, gutgeschriebenen Uebersichten die praktischen und wissenschaftlichen Erscheinungen, Thatsachen, Entdeckungen und Bestrebungen auf geographischem Gebiete in jener populären, aber sich stets auf dem Höhepunkt der Wissenschaft haltenden Form vor und darf, so kurz bisher auch ihr Leben erst gewesen ist, doch schon jetzt auf Grund des von ihr Dargebotenen den besten geographischen Zeitschriften der Gegenwart beigezählt werden.

— Das Lieferungswerk: „Indien in Wort und Bild" von Emil Schlaginweit (Verlagsbuchhandlung von Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig), in diesen Blättern wiederholt (vergl. Jahrg. 1880 Nr. 38, 86, 97, 102) angezeigt und der Beachtung unserer Leser warm empfohlen, ist gegenwärtig bis zur 25. Lieferung (à 1½ ℳ) vorgeschritten, so daß, da je 20 Lieferungen einen Band zu bilden bestimmt sind, der zweite Band bereits zum vierten Theil vollendet vorliegt. Auch der Inhalt und die Illustrationen der jüngst erschienenen Lieferungen bestätigen das früher abgegebene Urtheil, daß man es hier mit einem Kunst- und Prachtwerk ersten Ranges zu thun hat, dessen Herausgabe dem deutschen Buchhandel zu wahrhafter Ehre gereicht; der Text aber erweist von Heft zu Heft mehr, daß dessen Bearbeitung in keine geeigneteren Hände, wie die des großen Asia-Reisenden und Forschers hätte gelegt werden können, er macht das vorliegende Werk zugleich zur weitaus vollendetsten Darstellung Indiens in Hinsicht auf Geschichte, Ethnographie, Politik, Sittenverhältnisse, gesellschaftliche Zustände rc. Die letztausgegebenen drei Lieferungen enthalten die Schilderung der Provinz Hindostan mit der Hauptstadt Delphi, in deren Nähe sich prachtvolle indische Baudenkmäler, ganz von weißem Marmor mit Einfassung kostbarer Steine, Lapis lazuli, Amethyst rc. ausgeführt finden, von deren wunderbarer Schönheit die trefflich ausgeführten Illustrationen ein anschauliches Bild geben. Sodann folgt die Schilderung der Nordwestprovinzen mit den Opiumdistricten und wir erhalten bei dieser Gelegenheit interessante Einblicke in die Opiumfabrikation und den Opiumhandel, der England noch heute alljährlich 150 Millionen Mark einbringt. Bei dieser Gelegenheit sei zugleich darauf hingewiesen, daß die Verlagshandlung, um vielfach ausgesprochenen Wünschen entgegenzukommen, sich bereit erklärt hat, die in einzelnen Lieferungen bezogenen Exemplare des bereits vollendet vorliegenden ersten Bandes gegen Nachzahlung von 10 ℳ in elegant gebundene Exemplare mit Goldschnitt auszutauschen; der Austausch kann bei derjenigen Buchhandlung bewirkt werden, von welcher das Exemplar in Lieferungen bezogen wurde.

— Die, um die Volksbildung durch ihre zahlreichen, im populären Gewande gebotenen Publicationen auf den verschiedensten Gebieten des Wissens wohlverdiente rührige Verlagsfirma Otto Spamer in Leipzig, welche neuerdings, wie wir zu unserer Freude vernehmen, auch nach Berlin sich verzweigt hat, ist mit einem neuen Unternehmen in die Oeffentlichkeit getreten, zu welchem der günstige Erfolg des in allen Kreisen mit lebhaftem Interesse aufgenommenen Werks: „Illustrirte Literaturgeschichte" den äußeren Anlaß gegeben haben dürfte. Das Unternehmen führt sich mit dem Titel: „Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung" ein und bildet, indem es sich zur Aufgabe stellt, die Literaturen aller nichtdeutschen hervorragenden Culturvölker in volksthümlicher Darstellung vorzuführen, wesentlich die Ergänzung der „Illustrirten Literaturgeschichte", wie es denn auch von demselben Verfasser, wie diese, von Otto von Leixner bearbeitet ist. Auch die „Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen" ist ein Lieferungswerk und auf etwa 30 in Zwischenräumen von je 14 Tagen erscheinende Lieferungen (à 4—5 Bogen zu je 50 ₰) veranschlagt; über 300 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbilder werden den Inhalt sinnreich veranschaulichen. In den bereits zur Ausgabe gelangten drei ersten Lieferungen sind die Aegypter, Hebräer, Araber, Perser und Inder in ihren hervorragendsten Literatur-Erscheinungen dargestellt und zum Abschluß gebracht, während von China die interessantesten Literatur-Erzeugnisse der Vorzeit vorgeführt sind. Von den beigegebenen Illustrationen werden vorzugsweise die Tonbilder (unter ihnen auch eine chinesische farbige Illustration) anerkennenden Beifall finden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspeditur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 32. Donnerstag, den 21. April. 1881.

Inhalt: Die Geschichte im Lichte christlicher Weltanschauung (Schluß). — Carolatheater, von R. v. Gottschall. — Biographische Werke (Wie ich Schauspielerin wurde, von Anna Löhn-Siegel. Ein deutscher Dichter in Italien ꝛc., von Gustav Zenisch).

Die Geschichte im Lichte christlicher Weltanschauung.

(Schluß.)

Die Germanen besetzten die Paläste Roms, und gerade diese verachteten Barbaren, von denen Tacitus bewundernd sagt, daß bei ihnen gute Sitten mehr gegolten hätten, als in Rom gute Gesetze, sollten die Begründer einer neuen Zeit, der wahren Humanität und Cultur, die Träger des Christenthums werden. — So wunderbar ist Alles geordnet, daß jeder scheinbare Rückschritt in der Weltgeschichte nur der Anlauf zu einem Fortschritt wird. —

Diese neue Zeit aber ist das Christenthum, das erlösend und versöhnend in die todte und verkommene Welt eintrat.

Christus ist der Wendepunkt der Geschichte und von diesem Mittelpunkte aus beginnt unsere Dionysianische Weltrechnung.*)

Von nun an giebt das Verhältniß der Völker zum Christenthum die Entscheidung ab über Leben oder Untergang; denn das Verhalten zu den Geboten Gottes bedingt unser Schicksal. —

Wol hatten die Heiden auch eine Religion; „Du kannst Staaten sehen ohne Mauern, ohne Gesetze, ohne Münzen und ohne Schrift," sagt Plutarch, „aber ein Volk ohne Gott, ohne Gebet, ohne religiöse Uebungen und Opfer hat noch Keiner gesehen." Aber die Religionen der Heidenvölker sind wildwachsende Religionen, wie Schelling sagt.

Abgesallen von der wahren Religion und doch unfähig, ohne sie zu leben, erfand die Menschheit eine falsche Religion, ein Heidenthum.

Holz- und Steindienst, Thier- und Menschendienst, Gestirn-, ja sogar Teufelsdienst, gegründet auf Schrecken und Furcht, erfüllte die betrogene Welt. Bei den Indern oder Hindus wurde der alte Sonnengott Indra verdrängt durch die Verehrung des Brahma, d. h. das Große, in seiner Dreifaltigkeit als Brahma, Schiwa und Wischnu, deren Priester, die Brahmanen, die vier heiligen Bücher der Veda bewachen. — Aus dem Wischnudienst ging im 6. Jahrhundert v. Chr. die Lehre des Königssohnes Buddha hervor, die später als Fo-Glaube in China eindrang, sich dort mit den Sittenlehren des Confucius vereinigte, und sich in der Mongolei als Lamaismus bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Noch jetzt bekennen sich zum Buddhismus 230 Mill. Menschen, zum Brahmismus über 110 Mill. —

Bei dem Zendvolke, den Medern und Persern, galt die Lehre des Zoroaster, der in seinen heiligen Büchern, dem Zend-Avesta, d. h. lebendiges Wort, den Feuer-Gott des Lichtes und der Finsterniß, Ormuzd und Ahriman, lehrte.

Bei den Babyloniern und Phöniziern war der Sterndienst verbreitet; dem Moloch und Baal wurden die schrecklichsten Menschenopfer gebracht und der Astarte mußten selbst die edelsten Jungfrauen wenigstens einmal im Leben opfern.

Die Aegypter verehrten das Licht als Osyris oder sommerliche Sonne. Wenn diese im Winter verschwand, vom Typhon, dem Bösen getödtet, so herrschte Osyris als Serapis in der Unterwelt fort bis zum Frühjahr. Ihm zur Seite als liebende Gattin die Isis, der Mond. Auch Ra und Phra (daher Pharao), der Jupiter Ammon, und die der Athene verwandte Göttin Neit, jenes verschleierte Bild von Sais, das Schiller verherrlicht, waren Licht- und Sonnen-Gottheiten. Ihnen geweiht die heiligen Thiere: die Hunde zu Kynopolis, die Katzen zu Bubastos, die Wölfe zu Lycopolis, der Widder und Adler zu Theben, der Ichneumon zu Heracleopolis, der Löwe zu Leontopolis, Krähe und Krokodil in Koptos und vor Allem der Ibis; ferner die Lotosblumen und die Akazie; der ewig junge Phönix, der alle 500 Jahre beim Tode seines Vaters aus Arabien nach Aegypten kam, um diesen in ein Ei von Myrrhen gehüllt im Sonnentempel zu begraben, und der unaussprechbare Anubis; ganz besonders aber Apis, der Ochse, als Sinnbild des Ackerbaues, der in seinem Palaste in der Königsstadt Memphis von kniceben Priestern bedient wurde. Offenbar ist auch die scheußliche Abgötterei des goldenen Kalbes des Volkes Israel in der Wüste nichts Anderes als eine Reminiscenz aus Aegyptenland.

All dieser Greuel des Götzendienstes bildet sich fort bis zum Homerischen Götterhimmel in all seiner Fülle und Herrlichkeit; der Cultus des Thieres geht über auf den des Menschen; im Olymp werden die Menschen zu Göttern und die Götter zu Menschen. —

Dennoch liegen allen Religionen Elemente der Wahrheit zu Grunde; auch ihre Verirrungen sind nur Entstellungen einer verborgenen Wahrheit. Ueberall finden wir in der alten Welt ein Bewußtsein von Gott, das in der Anbetung sich ausspricht; überall ein gewisses Gefühl der Sünde und Schuld, und ein Bedürfniß der Sühne und Versöhnung, das in den Opfern und Gebeten, in den Reinigungen und Büßungen sich ausdrückt. Schon der Kirchenlehrer Tertullian erinnert die Heiden daran, daß sie beim Gebet unwillkürlich nicht zum Capitol, sondern zum Himmel die Augen und Hände erheben: „O Menschenseele," ruft er aus, „die du von Natur eine Christin bist!" —

Oft zeigt sich bei den Völkern des Alterthums ein Sehnen nach einer bessern Welt, nach einer Fortdauer nach dem Tode, ein Streben, das Gedächtniß ihres Erdendaseins und ihrer Thaten — sogar für ewig, wie sie meinten, — zu erhalten, theils durch Aufführung kolossaler Bauten und Denkmäler; theils mittels in Stein gehauener Inschriften, welche der Gewalt der Jahrhunderte trotzen sollten. So stehen die Pyramiden Aegyptens da als großartige Zeugnisse von dem Verlangen des Geistes, Herr zu werden über den flüchtigen

*) Leider passirte es dem Mönche Dionysius im 6. Jahrhundert, daß er sich dabei um 4 Jahre verrechnete, so daß wir jetzt eigentlich 1885 schreiben.

Augenblick, und sich ein ewiges Bestehen, eine Fortdauer nach dem Tode zu sichern; denn eine Unsterblichkeit der Seele kennen sie nicht. —

Die Darstellung der göttlichen Weltordnung und der ewigen Gerechtigkeit, wonach alles Böse sich selbst vernichtet und den Keim des Unterganges in sich trägt, wenn auch oft erst nach scheinbarem Siege und langer Herrschaft, — das Gute aber zuletzt dennoch strahlend siegt: das ist schon der Inhalt des Epos und des Drama bei den Griechen. — Homer's unsterbliches Epos zeigt uns die göttliche Nemesis im Untergange Trojas; die Tragödien des Aeschylos und Sophokles die Darstellung des rächenden Schicksals. — Und nichts Anderes als ein solch großes Epos und Drama ist ja die ganze Weltgeschichte! —

Von Alters her gehen Stimmen der Weissagung durch die alte Welt hindurch, die eine bessere Zeit, ein goldenes Zeitalter, eine zukünftige Erlösung verkündigen. Bei den verschiedensten Völkern finden wir solche uralte Sagen einer glücklicheren Zukunft. Es werde eine Zeit kommen, so hofften die Perser, wo Ahriman vernichtet, die Welt erneuert und von allem Uebel befreit sein werde. Die Inder haben die Erwartung, daß am Ende des jetzigen Weltalters der Sünde Wischnu alles Böse niedermähen und das glückliche Zeitalter wiederherstellen werde, wie es am Anfange der Welt war. Auch den Chinesen fehlt die messianische Hoffnung nicht. In ihren heiligen Schriften ist oftmals von der Ankunft eines großen Heiligen im Westen die Rede, der den Weg der Vollkommenheit bahnen und die alten Götzen stürzen werde. Aehnliche Erwartungen haben auch die anderen orientalischen Völker. Bei den Griechen finden sie in der Prometheussage einen tiefsinnigen Ausdruck. An den Felsen geschmiedet, zu täglicher Qual, spricht Prometheus das Orakel aus, daß einst Zeus' Herrschaft aufhöre durch einen Sohn Gottes, der mächtiger sei als Zeus.

„Von solcher Drangsal hoffe nicht ein Ziel, bevor,
Als Stellvertreter Deiner Qual, ein Gott erscheint,
Bereit für Dich in Hades unbeionnets Reich
Zu steigen, zu der finstern Kluft des Tartarus."

Ebenso ist es in Rom. Virgil begrüßt den Augustus als den Gottessohn; wie denn Augustus selbst sich auf Münzen als „Heiland der Welt" (salus generis humani) bezeichnete und sich darauf als Gott abbilden ließ. Tacitus, Josephus und Suetonius erzählen, daß durch den ganzen Orient die alte und feste Ueberzeugung verbreitet sei, es wäre vom Schicksal bestimmt, daß zur damaligen Zeit aus Judäa Welche hervorgehen würden, die sich der Herrschaft der Welt bemächtigen würden.

In den ersten, besten Zeiten der Griechen sowol, als der Römer war das ganze Leben von Religion umschlossen und getragen; es war ein frommes Heidenthum. Bald aber wandelt sich die alte Religiosität in völligen Unglauben und in die fabelhaftesten Laster. Die Tempel wurden Stätten der Unzucht und die Feste der Götter zu Orgien. —

„Bei den meisten bergen sich unter dem Namen der alten Philosophie die größten Laster", sagt Quintilian. Sogar die edelsten und größten Geister, wie Aristoteles und Plato, fordern für ihren idealen Staat die Aussetzung schwacher Kinder, die Gemeinschaft der Frauen, dulden die Päderastie und billigen die Sklaverei. Und wie entsetzlich war vollends die Sittlichkeit der großen Menge! Die Ruinen von Herkulanum und Pompeji mit ihren unzähligen Priapen und Phallussen auf den Straßenpflaster, über den Thoren, als Wegweiser, an den Wänden und Gefäßen ꝛc. geben nur zu drastische Beweise davon, und lassen uns die göttlichen furchtbaren Strafgerichte begreifen. Wenn es schon in einer Provinzialstadt so aussah, wie mag es erst in Rom selbst und auf den hohen Schulen der Liederlichkeit, in Korinth und Alexandria, gewesen sein! —

Die Schilderungen, welche die Schriftsteller Juvenal, Plinius, Tacitus und Seneca von den sittlichen Zuständen ihrer Zeit entwerfen, sind entsetzlich und zeigen eine Schamlosigkeit, von welcher unser Volk Gott Lob! keine Ahnung hat, wenn auch jetzt unsere großen Städte, unsere Metropolen der Intelligenz, sich eifrig bemühen, es den classischen Mustern gleichzuthun.

Seneca schreibt zur Zeit Christi: „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern; es wird mehr begangen, als man mit Strafen wieder gut machen kann. Man kämpft gleichsam einen ungeheuren Wettkampf der Verworfenheit. Größer wird täglich die Lust der Sünde, geringer die Scheu. Nachdem alle Achtung vor dem Bessern und Gerechten geschwunden ist, verbirgt sich bereits das Laster nicht mehr, ungescheut stellt es sich vor Aller Augen; und so sehr in die Oeffentlichkeit ist die Verworfenheit getreten, und hat eine solche Gewalt in Aller Gemüther erlangt, daß Unschuld nicht blos selten, sondern überhaupt gar nicht zu finden ist."

Und Juvenal ruft aus:

„Selten sind die Guten zu finden; kaum so viel an Zahl noch
Als man Mündungen zählt des Nils und Thore von Theben.
Wahrlich, ein neuntes Alter der Welt, weit schlechter als jenes
Eisern', ist jetzt; für dessen Schlechtigkeit die Natur selbst
Keinen Namen erfand und kein Metall hat geboren." —

Die glänzendste Wissenschaft, die herrlichste Kunst, die weisesten Staatsverfassungen, der höchste Ruhm, die größesten Reichthümer und die schmeichelndsten Sinnengenüsse konnten den Herrschern der Welt doch im Grunde des Herzens kein Genüge verschaffen.

Die Welt hatte sittlich Bankerott gemacht, der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch hatte sich zum Thier erniedrigt. Die Besten ihrer Zeit wußten keine Hilfe. Da es so nicht weiter gehen konnte, so erwarteten sie das Weltende hoffnungslos, an der Menschheit verzweifelnd. —

Da sandte der Gott der Gnade anstatt einer neuen Sündflut Seinen Sohn zur Erlösung und Errettung der verkommenen Welt! —

Das Christenthum war zu einer geschichtlichen Nothwendigkeit geworden.

Kein Geringerer als Jesus Christus steht an der Spitze der neuen Zeit, und giebt ihr den Charakter, wie Er ihr den Namen gegeben hat. —

Das Heidenthum wußte nichts Größeres im Himmel als den Logos und nichts Erhabeneres als den Heros; und siehe da — die stille unbewußte Sehnsucht der Alten nach Besserung und Rettung, die unsichtbar längst schon mit den Weisen des Alterthums gewandelt war, — die Ahnung eines Sokrates und Plato, der Stern der Weisen aus dem Morgenlande, der unbekannte Gott der Athener — trat in die Welt; der Logos, das Wort ward Fleisch — Jesus Christus, das Wunderkind der neuen Zeit, der Aufgang aus der Höhe, — der Erlöser der Welt! —

Doch „wer kann," mit Lavater zu reden, „die Sonne mit Bleistift und die Morgenröthe mit Kohle malen!" —

Zunächst aber kam das Heil von den Juden; zuerst unterlag Zeus dem Jehovah.

Das Volk Israel hat einen Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts ausgeübt, so bedeutend, als kein anderes. Und dieser Einfluß beruht auf der diesem Volke damals eigenthümlichen, religiös-sittlichen Lebensanschauung, mit welcher es unter allen Völkern des Alterthums völlig allein dasteht, — das einzige, das keine Götzen, sondern nur einen Gott hatte.

Israel war das Volk der Religion — Israel wurde zum Kirchenvolke, — das war die große, ihm übertragene Mission. —

Doch es hörte nicht auf die ihm gesandten Propheten, und auch dieses so hoch begnadigte und der persönlichen Führung Gottes gewürdigte Volk erkennt seinen Beruf nicht. Als schon das Reich Gottes nahe herbeigekommen war und die lang ersehnte Erlösung anfängt, — da schlägt es in schrecklicher Verblendung seinen Messias, den Welterlöser,

ans Kreuz und ruft das entsetzliche Wort: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!", das sich so traurig erfüllt hat. —

Statt des Segens erbt es den Fluch! — Wie früher Nebucadnezar, so wurde jetzt Rom berufen, Gottes Zorn zu vollziehen. Auf den ungeheuren Frevel folgt eine ungeheure Strafe.

In dem erschütternden Drama der Zerstörung Jerusalems brach schon 71 Jahre nach Christi Geburt eine Katastrophe herein, so schrecklich, wie die Welt keine zweite gesehen hat. Unter allen Million Juden kamen um, 90 000 wurden als Sklaven verkauft und der Pflug ging über die Trümmer der Stadt und des Tempels. Die Christen aber retteten Gott. —

„Keine Stadt hat je soviel erlitten, als Jerusalem; es war aber auch kein lasterhafteres Geschlecht auf Erden, als dieses," sagt der Zeitgenosse Josephus.

Israel wird aus seinem Lande vertrieben und ihm bei Todesstrafe verboten, die Stadt wieder zu betreten. Jetzt ist es zerstreut über die weite Erde und schleppt sein fluchbeladenes, Unheil bringendes Leben, — ein nie sterbender Ahasver. —

Das sind Gottes Gerichte, — das war die Strafe, die Jesus weinend über das Geschick der gottlosen Stadt und des verblendeten Volkes geweissagt hatte. —

Auf der Akropolis wurde die Schönheit, auf dem Capitol die Kunst der Staatenlenkung gelehrt, — aber von Zion aus wurde Gott verkündigt, der eine wahre Gott, der fortan nicht mehr einem einzelnen Volke, sondern dem ganzen Menschengeschlechte gehören sollte.

Die Heidenwelt ist todt; es beginnt die christliche Menschheit, die von nun an die Trägerin der Cultur und der Gesittung werden sollte.

Wenn auch bewundernde Geister, wie Plinius, Tacitus ꝛc. das Christenthum „einen tollen, verderblichen Aberglauben" schalten, wenn auch immerhin Nero sein goldenes Haus und seine Prachtgärten mit brennenden Christen illuminiren und die Apostel Paulus und Petrus hinrichten ließ, so konnten doch alle zehn großen Christenverfolgungen den Siegesgang des verachteten Kreuzes nicht aufhalten. Das Blut der Märtyrer wurde stets nur eine neue Aussaat, die hundertfältige Früchte trug.

„Ueberallhin (schreibt Plinius aus Kleinasien schon 70 Jahre nach Christi Tode an Kaiser Trajan) hat sich dieser Aberglaube verbreitet, in den Dörfern und auf dem Lande; die Tempel unserer Götter stehen verödet und lange schon werden keine Opfer mehr dargebracht." Gegen Ende des Jahrhunderts war das Evangelium bekannt von Indien bis Spanien und von der Wüste Afrikas bis zum Donaustrom.

Nach dem Tode des Herrn waren nur die 11 Apostel und 70 entfernteren Jünger übrig geblieben. Ihre einzigen Waffen waren das Wort und die Schrift. Diese Hand voll Menschen sollte das Judenthum aufheben, das Heidenthum stürzen und der ganzen Welt eine andere Gestalt geben.

Bald bestiegen sie in Konstantinopel den Thron der Imperatoren, und das verachtete Kreuz wehte von den Zinnen der neuen Weltstadt Konstantinopel.

In hoc signo vinces! — das ist die Losung der neuen Zeit.

Carolatheater.

Wieder einmal haben sich die Räume des eleganten und neuerdings noch verschönerten Theaters in der Südvorstadt als die dritte Leipziger Musenstätte erschlossen und die Gesellschaft des Hrn. Berges tritt muthig in die Schranken, um die Concurrenz mit dem Frühling und Sommer auszunehmen. Sie hat sich für diesen Kampf zunächst die Bundesgenossenschaft der beliebten Possensoubrette Frau Anna Schramm gesichert und wird auch später, wie wir hören, durch zahlreiche Gastspiele die Anziehungskraft ihres Ensembles zu verstärken suchen, das sich durchaus nicht, wie es zunächst den Anschein hat, auf die Posse beschränken, sondern auch Lustspiel und ernstes Schauspiel in seinen Bereich ziehen will. Ohne auf die Vollständigkeit einer regelmäßigen Theaterchronik Anspruch zu machen, werden wir an dieser Stelle einzelne hervorragende Leistungen der Gäste, sowie andere bemerkenswerthe Vorstellungen mit unsern kritischen Randglossen begleiten.

Frau Anna Schramm ist den Leipzigern von früher her wohl bekannt: wenn ihr Name in der letzten Zeit nicht in den Theaterblättern zu finden war, so liegt das nur daran, daß sie bereits vor fünf Jahren der Bühne Lebewohl gelagt und sich in das Privatleben zurückgezogen hatte. Aeußere Umstände veranlaßten sie jetzt wieder auf die weltbedeutenden Bretter zurückzukehren und zu erproben, ob ihr Humor nichts von seiner Schwungkraft und Elasticität verloren hat. Sie trat zunächst als Nanny in der Posse: „Durchgegangene Weiber" von Ed. Jacobson und H. Wilken auf und dann in dem Volksstück von Mannstädt: „Das Milchmädchen von Schöneberg". Man kann nicht sagen, daß ihr Repertoire reich dotirt ist: sie ist im Wesentlichen auf die Berliner Posse angewiesen, welche doch mehr und mehr auf den Aussterbeetat kommt und in jüngster Zeit wenig Erquickliches zu Tage gefördert hat. Zum Theil müssen ältere Stücke den Rahmen für die Bewährung des schauspielerischen Talentes hergeben.

Frau Anna Schramm ist die geborene Soubrette für die Mädchen aus dem Volke; ihr Element sind Charaktere von einer gewissen rusticalen Frische und Derbheit, die in keiner Weise von der Cultur beleckt oder von irgend welchen socialen Bildungselementen angekränkelt ist, Charaktere, die dabei gesunden Mutterwitz und das Herz auf dem rechten Fleck haben. Die Naivetät, mit welcher solche Naturkinder sich in der Gesellschaft bewegen, ist ein altes Lustspielmotiv, welches seinerzeit besonders von Kotzebue ausgebeutet wurde, aber auch noch in neuen Possen vielfach eine Rolle spielt. Die „Nanny" in „Durchgegangene Weiber" und die „Tine" in dem Mannstädt'schen Volksstück sind derartige Prachtexemplare aus Küche und Kuhstall: die Erstere geräth mit ihrer Madame, die aus Eifersucht ihrem Gatten in die Residenz nachreist, in allerlei Abenteuer und bewundert überall, im Hotel wie in der Polizeiwachtstube, den merkwürdigen Luxus in der Hauptstadt. Wenn Frau Schramm ihre Berichterstattung vor dem Polizeiwachthauptmann damit unterbricht, daß sie bald die blendende Lampe beiseite stellt, bald sich der Kaffeetasse bemächtigt und den Kaffee austrinkt, bald das Tintenfaß anstaunt, das wie eine Mausefalle aussieht: so glauben wir uns in eine Robinsonade versetzt, in welcher uns erzählt wird, wie die Wilden die fremdartigen Dinge betasten, mit denen sich die Europäer schmücken. Diesen primitiven Humor weiß Frau Schramm trefflich zur Geltung zu bringen: sie hat recht quellfrische Accente dafür. Im Uebrigen ist diese Jungfrau aus Köpschenbroda so tugendhaft, wie es die bäuerliche Jungfrau von Dom Remy war, ja noch tugendhafter, denn sie würde dem Rionel jedenfalls mit einer tüchtigen Maulschelle gedroht haben. Die Tine in dem Mannstädt'schen Volksstück ist von einer herzhafteren Naivetät; sie ist „forscher" und hat geringeren Abscheu vor gelegentlichen Liebesbezeugungen. Als vermeintliche Tochter höherer Stände wird sie aus dem Kuhstall in einen Salon verpflanzt, und geräth hier mit allen fashionabeln Einrichtungen in Conflict, am meisten mit ihrem Schleppkleid, sträubt sich gegen alle Bildungsversuche, besonders gegen Französisch und Musik, gewährt ihrem Liebhaber, der von dem Maurergerüst ins Zimmer zu ihr springt, ein rendezvous und besucht mit ihrer Erzieherin selbst einen Ball von

Maurergesellen, bis sie wieder an ihren Milchkarren zurückkehrt, da sie nur irrthümlicherweise für das verlorne Kind gehalten wurde. Uns gefiel Frau Schramm in der ersten Rolle als Nanny besser, obschon sie auch als Line oft ihrem Humor drastischen Ausdruck gab und besonders im ersten Act am Milchkarren als Donna Diana aus dem Kuhstall den Kampf zwischen Stolz und Liebe recht dramatisch darstellte. Mit ihrer frischen Stimme brachte sie die Couplets und sonstigen Gesangsstücke zur vollen Geltung, und erntete an beiden Abenden dafür wie für ihr Spiel reichen Beifall.

Beide Stücke bewiesen indeß von Neuem, daß die Berliner Possen und Volksstücke an einem organischen Fehler leiden; wo man eine dramatische Situation erwartet, schiebt sich ein Couplet ein und zwar meistens im Widerspruch mit Situation und Charakter. Ein Zeitungsreporterallerniedrigsten Schlags, wie er im „Milchmädchen von Schöneberg" geschildert ist, ein ganz haltungsloses Subject beginnt auf einmal ein ernst moralisirendes Lied zu singen, das den ganzen Charakter umwirft. In der Jacobson'schen Posse ist die Verwickelung selbst, die Verwechslung der beiden „durchgegangenen Frauen" durchaus lustspielartig, ein ganz gutes Motiv; aber die Durchführung ist ohne jede dramatische Consequenz, die Knüpfung und Lösung der Faden so grob wie möglich: überall ist der Schwerpunkt auf die breit sich einschiebenden Couplets und Kunststücke der Posse gelegt, welche letztere zum Theil an die Bravourstücke der Clowns im Circus erinnern. In dieser Hinsicht hat Hr. Praeger als Rentier Fettweiß das Unglaubliche zu leisten und wir können seiner Gewandtheit in allen Turn- und Tanzkünsten und auch im Gesang, den er besonders als Reporter Brennecke im zweiten Stück bewährte, nur ein gutes Zeugniß ausstellen. Ob seine vis comica auch das nöthige Phlegma hat, welches dem Humor den festen Rückhalt gewährt, können wir nach diesen ersten Leistungen nicht beurtheilen, da sie beide dem Genre der sehr beweglichen Charaktere angehörten. Mehr komisches Phlegma zeigte Hr. Wander als „Heidenreich" und in der Rolle des jungen Maurergesellen Heinrich. Hr. Schwarz als Arrestat im ersten, als Wolfgang Notenschwärmer im zweiten Stück bewies, daß er für die Operette eine gute Stimme mitbringt. Was die Mitwirkenden in den ernsteren Rollen, besonders Frl. Berger (Belly Heidenreich) und Frl. Micheli (Louise Nagel) betrifft, so wollen wir über diese Darstellerinnen nach den zweifelhaften Ausgaben, die ihnen in diesen Volksstücken zugefallen sind, zunächst noch kein Urtheil fällen: die Zukunft wird ja zeigen, wie sie sich im Lust- und Schauspiel bewähren; jedenfalls hat Frl. Berger eine sympathische Erscheinung und Frl. Micheli ein klares und kräftiges Organ.

Rudolf v. Gottschall.

Biographische Werke.

—r. Wie ich Schauspielerin wurde. Aus den Anfängen meiner Theaterlaufbahn von Anna Löhn-Siegel. Berlin, Louis Gerschel 1881. Demselben Verlage, in welchem die nachgelassenen Memoiren einer Caroline Bauer — die soviel unnützen Staub aufgewirbelt haben — erschienen sind, verdanken wir die vorliegende Selbstbiographie einer noch lebenden Dame, welche zwar keine Bühnengröße wie die Caroline Bauer gewesen, der es auch nicht vergönnt gewesen ist, ein so wechselvolles Leben zu führen, wie diese, deren Memoiren aber jedenfalls einen Vorzug vor denen der Caroline Bauer voraushaben, der nach unserer Ansicht schwer wiegt — jede Seite derselben hinterläßt den Eindruck, daß man es hier mit einer treuen, wahren und schmucklosen Selbstbiographie zu thun habe. Anna Löhn, der unser Blatt manchen schätzenswerthen literarischen Beitrag zu danken hat, wurde als Tochter des Pfarrers von Hohnstein in der sächsischen Schweiz geboren und widmete sich in zarter Jugend dem Schauspielerberufe, für den sie glühende Begeisterung fühlte. Ihr erstes Heraustreten aus dem stillen heimathlichen Pfarrhause, ihr erstes Engagement als jugendliche Liebhaberin an dem Stadttheater in Posen, sowie ihre späteren Erlebnisse als Schauspielerin bei verschiedenen mittleren und kleinen Bühnen, bis sie endlich in Leipzig und Dresden ihrer Befähigung angemessenere Engagements erhielt, werden in dem vorliegenden Buche in gewandter, von gesundem Humore durchzogener Darstellung und überhaupt in einer Weise geschildert, daß der Leser unwillkürlich von lebhaftem Interesse für die Persönlichkeit der Verfasserin sowie der sonstigen oft recht seltsamen Charaktere, mit denen dieselbe auf ihrem Lebenswege in Berührung gekommen ist, erfaßt wird. Die Selbstbiographie der Frau Löhn-Siegel bietet zugleich werthvolles Material für die Geschichte des sahrenden Schauspielerthums — des künstlerischen Zigeunerthums mit seinem Thespiskarren — Schlenderfuhren, wie es die Verfasserin bezeichnet — vor 30—40 Jahren. Die frische Darstellung in dem vorliegenden Buche hat uns wahrhaft erfreut, und lassen wir derselben um so lieber unsere Anerkennung zu Theil werden, als wir offen bekennen, daß wir von einem früheren Werke der Verfasserin, einem vor etwa 10 Jahren unter dem Titel „Ein alter Apotheker", wenn wir nicht irren, veröffentlichten größeren Romane wenig entzückt gewesen sind.

+ Ein deutscher Dichter in Italien und ein Blatt der Erinnerung an Mailand und Karlsbad. Mit einem offenen Sendschreiben an Prof. Julius Schanz in Rom und einem Anhang: Urtheile der italienischen Presse über dessen Werke, eingeführt durch Pietro Arbito. Von Gustav Jenisch. Leipzig, 1881. — Eine sonderbare Verherrlichung des Prof. Julius Schanz, die denn doch lieber unterlassen worden wäre, da schon Prof. Schanz es an Selbstverherrlichung nie hat fehlen lassen. Hat derselbe doch in seinen auch im vorliegenden Heste abgedruckten „Erinnerungen und Bekenntnisse" sich selbst unverfroren gerühmt, Platen's Werke auf das Gründlichste studirt und den Geist dieses großen Mannes wie Wenige verstanden zu haben, wofür sein — nämlich des Prof. Schanz — einfacher, natürlicher, aller Phrase abgewandter Stil vollgiltiges Zeugniß ablege, und sich nicht gescheut, sich mit Pindar und Anakreon zu vergleichen. In dem vorliegenden, von einem Freunde und Landsmann des Verherrlichten herausgegebenen Hefte kann man nun Alles lesen, was dem Prof. Schanz je Angenehmes über seine Persönlichkeit und seine Bedeutung als Dichter gesagt worden ist. Das Höchste wird in dieser Beziehung geleistet in dem Abschnitte „Ein Blatt der Erinnerung an den 19. September 1878", den 50jährigen Geburtstag des Dichters, den derselbe in Karlsbad feierte. Die Verfasserin dieses Aufsatzes soll nach den geheimnißvollen Andeutungen, die in einer Anmerkung gegeben werden, eine damals in K. weilende geistreiche Dame sein. Dieselbe muß aber dem „Dichter" Schanz sehr nahe gestanden haben. Denn wie könnte sie sonst Kenntniß erhalten haben von dem — oft sehr unbedeutenden — Inhalte aller der Postkarten und Briefe, die dem Geburtstagskinde an diesem Tage zugegangen sind? Wie könnte dieselbe davon unterrichtet sein, daß „man" in der Handschrift einer einen übrigens schauderhaften Glückwunschvers enthaltenden Zuschrift „die Züge eines in Karlsbad nicht unbekannten hochgeschätzten Dresdener Sachwalters und Vertheidigers habe erkennen wollen?" Wir verkennen gar nicht, daß Prof. Schanz während seines Aufenthaltes in Italien um die Verbreitung der deutschen Literatur sich viel bemüht hat, es kann uns auch nicht beikommen, demselben dichterische Begabung abzusprechen, allein soviel steht anderseits auch fest, daß Julius Schanz durch den Weihrauch, den er sich selbst gestreut oder durch Andere hat streuen lassen, an Ansehen in der öffentlichen Meinung nicht gewonnen hat, und wir haben es geradezu für unsere Pflicht gehalten, ihn und seine Freunde hierauf einmal mit unzweideutigen Worten hinzuweisen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 33. Sonntag, den 24. April. 1881.

Inhalt: Das königl. bayerische Armee-Museum, von Carl Albert Regnet. — Das statistische Bureau für das Königreich Sachsen. — Leipziger Stadttheater, von R. von Gottschall. — Musik-Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Religiöse Schriften (Obligatorische und facultative Civilehe nach den Ergebnissen der Moralstatistik, von Alexander v. Oettingen. Der Buddhismus, von Paul Wurm).

Das königl. bayerische Armee-Museum.

Von **Carl Albert Regnet.**

Die an Museen aller Art so außerordentlich reiche Hauptstadt Bayerns enthebrte bis vor Kurzem eines Museums, das militärischen und vorzüglich kriegsgeschichtlichen Zwecken diente. Da beschloß der gegenwärtige Kriegsminister v. Maillinger, die noch vorhandenen an verschiedenen Orten zerstreuten Siegestrophäen, Schutz- und Trutzwaffen rc. aus alter und neuer Zeit zu sammeln und in einem Museum zu vereinigen, das im Mittelrisalite des Münchener Zeughauses errichtet werden sollte.

Die Wahl der mit der Ausführung dieses schönen Gedankens betrauten Persönlichkeit konnte keine glücklichere sein: sie fiel auf den als Kriegshistoriker und Alterthumsforscher in weitesten Kreisen hochgeachteten kgl. bayerischen Major a. D. und Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften, Josef Würdinger zu München. Er war es gewesen, der dem Kriegsminister den Gedanken eines solchen Museums nahegelegt hatte.

Nach der Natur der Sache konnten und können in das Armee-Museum nur solche Gegenstände Aufnahme finden, welche dauernd oder auch nur vorübergehend, wie Beutestücke, der bayerischen Armee oder einem Truppentheile angehörten, der dieser einverleibt wurde, nachdem sein Heimatsgebiet an die Krone Bayern übergegangen und damit seine frühere Selbständigkeit oder Zugehörigkeit zu einem anderen Staate verloren.

So ward bei der Anordnung des Dank den rastlosen Bemühungen Würdinger's rasch angewachsenen Materials zunächst der historisch-didaktische Standpunkt festgehalten, ohne dabei die Annehmlichkeit malerischer Anordnung außer Acht zu lassen. Es wurde derselben vielmehr überall da mit Glück und Geschick Rechnung getragen, wo selbe nicht im Interesse der lehrhaften Elemente mehr oder minder in den Hintergrund gewiesen werden mußte. So sind neben zahlreichen, höher an den Wänden angebrachten und zu schönen Trophäen vereinigten Fahnen und Waffen andere geschichtlich werthvollere Gegenstände dieser und ähnlicher Art dem Beschauer zum Zwecke eingehenden Studiums in nächste Nähe gerückt und vielfach von mehreren Seiten zugänglich gemacht: eine Einrichtung, die schon vom gewöhnlichen Publicum, noch weit mehr aber von solchen, welche gekommen, sich nach der einen oder anderen Richtung eingehend zu unterrichten, mit lebhaftem Danke aufgenommen wird.

Das Unternehmen hatte und hat auch heute noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und die Ueberwindung derselben mit so außerordentlich geringen Mitteln, wie dem kgl. Major Würdinger zur Verfügung gestellt worden, liefert wieder einen glänzenden Beweis dafür, was guter Wille, Thatkraft, Ausdauer und praktischer Sinn auch unter den ungünstigsten Umständen zu leisten vermögen.

Das Armeezeughaus, in welchem das neue Museum eingerichtet ist, liegt am nordwestlichen Ende der Stadt, in der Nähe des Artillerie-Laboratoriums, des Militär-Magazins, des Militär-Lazareths und der Maximilian II. Caserne östlich von der Staatsstraße nach Dachau und erinnert in seiner Anlage an das Arsenal in Wien, das dem Baumeister ohne Zweifel bei seiner Arbeit vorschwebte, in welcher er freilich — auch von den viel kleineren Raumverhältnissen ganz abgesehen — die Wucht seines Vorbildes auch nicht annähernd erreichte.

Vor diesem Bau und zwar gerade vor dem Mittelrisalite desselben liegt eine stattliche Anzahl von Geschützen aus den letzten drei Jahrhunderten in zwei langen Reihen neben einander, um die Breite des Einfahrtsthores von einander getrennt.

Der Freund der Culturgeschichte findet schon hier reiches Material zu seiner Belehrung. Die südliche Reihe entstammt, das lehrt ihn der erste Blick, der Zeit, in welcher die Kunst mit dem Handwerk Hand in Hand ging und selbst den Mordwaffen des männermordenden Krieges ihren Stempel aufdrückte; die nördliche repräsentirt dagegen das 19. Jahrhundert, das, jene Verbindung lösend und dem Schönen als dem Ueberflüssigen entsagend, nur dem Nothwendigen oder doch Nützlichen huldigt. Dort begegnen wir wohlbekannten Namen, wie der „Wilde Mann" und das „Wilde Weib" (auch Adam und Eva oder Scherer und Scherrin genannt), „Bauer und Bäuerin", der „gestreifte" und der „ungestreifte" Löwe, jeder mit seinem Weiblein, alle aus dem 16. Jahrhundert. Aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist eine „Thalia" mit dem Medaillonporträt des Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth, kais. Feldmarschalls und Commandirenden der Reichsarmee am Rhein, vorhanden und das 18. Jahrhundert vertreten ein dem Kurfürsten Max Emanuel von Ludwig XIV. zum Kriege in den Niederlanden, ein zweites vom bayerischen Feldmarschall Grafen Törring dem Kurfürsten Karl Albrecht, nachmals Kaiser Karl VII., zum bayerischen Erbfolgekrieg und zwei dem Feldmarschall des fränkischen Kreises im spanischen Erbfolgekrieg, Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth, verehrte Geschütze. Alle diese Reihe bildenden mehr oder minder kolossalen Rohre zeigen reichen plastischen Schmuck.

Mit einigem solchen zeigen sich auch noch in der zweiten Reihe liegende Geschützrohre, mit des eilfen Ludwig XIV. hochmüthiger Devise Pluribus neo impar um das Bild der leuchtenden Sonne ausgestattet. Die größere Zahl ihrer Gefährten trägt das kaiserliche N und bezeichnet sich so selber als Beute aus dem letzten deutsch-französischen Kriege. Die meisten anderen dagegen sind einfache glatte Rohre aus unseren Tagen, kahl und schmucklos und nur interessant durch

sich daran knüpfende glorreiche Erinnerungen und charakteristische Beschädigungen durch deutsche Geschosse.

Der vorwärts gelegene Einkrittskanal ist dermalen noch in der Einrichtung begriffen, bildet aber schon in dieser Phase eine hochinteressante Sammlung, in der uns zunächst zwei große ältere Modelle der Festung Ingolstadt, deren eines das theilweise zur Ausführung gekommene des General Streiter, in die Augen fallen. Daneben eine an hundert Nummern zählende Reihe von Modellen militärischer Kopfbedeckungen aller Art, deren keine die Genehmigung der obersten Kriegsherren erhielt, was wenigstens vom ästhetischen Standpunkte aus kaum in ein paar Fällen zu bedauern ist.

Schon hier finden sich zahlreiche ältere Fahnen, so die des ansbachischen Regiments Reitzenstein, das den Stamm des heutigen 13. Infanterie-Regiments bildete, eine große roth und weiße Fahne des vormaligen fränkischen Kreises und einige Porträts interessanter Persönlichkeiten, z. B. des augsburgischen Stückmeisters oder Artillerie-Commandanten Johann Kraus, der von 1742 bis 1767 in Amerika lebte, des Sebastian Meyer, früheren kurfürstl. Zeugwarts in Ingolstadt und nachmaligen Zeugwarts der Reichsstadt Augsburg von 1547 bis 1599, und des Frhrn. von Voit, ansbachischen Obersten und Commandeur der nach Nordamerika verkauften Hessen.

Anlangend die Fahnen, so mag an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß der Reichthum des Museums an solchen, sowol was Zahl als geschichtliches Interesse betrifft, weder vom Wiener Arsenal noch von der Berliner Siegeshalle erreicht, geschweige übertroffen wird.

Der zweite Saal umfaßt Gegenstände aus der älteren Zeit bis zum Tode des Kurfürsten Ferdinand Maria im Jahre 1679.

Hier tritt uns zuvörderst das Aufstellungssystem Würdinger's vor Augen: zwischen den Fenstern der westlichen Wand kennzeichnen die Wappenschilde von Bayern, Franken, Schwaben und Pfalz die vier Hauptbestandtheile des heutigen Königreichs Bayern. Die bayerische Trophäe zeigt die Fahne mit den uralten, vielleicht schon im Goldschmucke der Reihengräber am Inn vorgebildeten Rauten. Die wichtigsten Bestandtheile der schwäbischen Trophäe bilden eine Augsburger Reichsfahne mit der Zirbelnuß, eine Augsburger Kanonierfahne und das Rennfähnlein der genannten Reichsstadt mit dem Doppeladler, das den deutschen Kaisern bei ihrem Einzuge in die Stadt vorgetragen wurde. In der fränkischen Gruppe machen sich namentlich das Reiterbanner des Ritterschafts-Cantons „Ob dem Gebirg", eine Fahne des Bisthums Würzburg und eine Infanteriefahne der Markgrafen von Ansbach bemerklich, und in der pfälzischen Trophäe fällt eine Fahne des Kurfürsten Johann Philipp (1690—1716), des Gründers der nach München verpflanzten Düsseldorfer Galerie, eine Rüstung des Kurfürsten Georg Wilhelm (gest. 1669) und ein paar Zweihänder auf, wie sie Befehlshabern größerer Abtheilungen im Kriege vorgetragen wurden. Wie die alten Landsknecht-Schwerter sind sie mit schwarzrothgelben Troddeln geschmückt, welcher Farbenzusammenstellung wir auch an dem erwähnten Augsburger Rennfähnlein begegnen, woraus denn doch wol der Schluß zu ziehen erlaubt sein dürfte, daß die Annahme, Schwarzrothgold seien die alten Reichsfarben gewesen, einigen Grund habe.

Die Decoration der Westwand schließt nach oben mit einem von Waffen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und Muttergottesfahnen umgebenen Bildnisse des Kurfürsten Maximilian von Niclas Brugger v. Trudring, unter dem Wappenschilde mit den bayerischen Rauten und dem böhmischen Löwen auf die unglückselige Spaltung der beiden Linien des Hauses Wittelsbach hinweisen.

Aus dem reichen Fahnenschatze dieses Saales können hier nur einzelne Exemplare hervorgehoben werden. Die Standarte mit dem Doppeladler und dem Namenszug Leopold's I. ist eine Beute aus der Schlacht bei Höchstädt am 10. September 1703 im spanischen Erbfolgekriege, der ganz Europa in Brand steckte; jene Fahne mußte Gustav Adolph in der Schlacht bei Nördlingen (5. und 6. September 1634) den Händen der siegreichen Bayern überlassen und die mit dem Löwen von San Marco auf weißem Grunde wehte 1669 dem bayerischen Regimente Burren auf Kandia den Türken gegenüber. Kurfürst Ferdinand Maria, prunkliebend und darum allzeit geldbedürftig, hatte das Regiment Benedig in Sold überlassen und daßelbe unter der blauweißen Fahne zu kämpfen gehofft, mußte sich aber mit der blauweißen Fahnenstange begnügen, nachdem alle Proteste unberücksichtigt geblieben. Die große Fahne der Bergleute des Erzbisthums Salzburg mit kreuzweise gelegter Schaufel und Hacke fällt durch den Stoff, aus dem sie gefertigt ist (grobe gelbe und weiße Leinwand) auf, und das um so mehr, als sie dicht neben einer grünsammtenen der Tiroler St. Sebastians-Bruderschaft (alte Bezeichnung für Schützengesellschaften) mit dem Bildniß ihres Schutzpatrons in reicher Stickerei aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts ihren Platz erhielt.

Die zerschlissene Fahne nebenan wehte dem Contingent der Reichsstädte in der Schlacht bei Tuttlingen (24. November 1634) voran und die mit dem Wappen Memmingens und den drei Löwen führte der Hauptmann des schwäbischen Städtebundes Georg Truchseß von Waldburg im Bauernkriege. Die Fahne eines Grafen von Oettingen als Commandanten des schwäbischen Kreises trägt an ihrer Spitze eingravirt die Namen des Obersten Rost und des Hauptmann Mathes, wie das der Sitte der Zeit entspricht. Die blauweißrothe Fahne mußte der tolle Herzog Christian von Braunschweig den Bayern unter Tilly überlassen. Als Spitze trägt sie einen aus den Wolken reichenden gepanzerten Arm mit dem Schwert in der Faust. Die Fahne mit dem kursächsischen Wappen und dem Taboritenkelch nebst der Jahreszahl 1630 ist eine Siegesbeute aus der Schlacht bei Breitenfeld (17. September 1631).

Auch an fürstbischöflichen Fahnen besteht kein Mangel. Da sind solche der Passauer Bischöfe Wenzeslaus Graf von Thun (1664—1673), des Grafen Johann Philipp von Lamberg (1689—1712), ausgezeichnet durch die Kaiserkrone und die kaiserliche Namenschiffre L, eine des Würzburger Bischofs Johann Gottfried von Guttenberg (1684—1698) und Georg's von Fachenbach, der die Reihe der dortigen Bischöfe 1803 schloß, endlich ein Reiterbanner des Bisthums Bamberg.

Reich ist der Saal auch an seltenen und werthvollen Waffenstücken aller Art. Da sehen wir schön gearbeitete Stoßwaffen und alte Luntengewehre in Ecken und an Fensterpfeilern malerisch gruppirt und an langen Ständern gereiht. Hier überschauen wir die Entwickelung der verschiedenen Arten der Stangenwaffen, dort eine werthvolle Sammlung von Hellebarden, Partisanen und Hippen der Erzbischöfe von Salzburg, ausgezeichnet durch prächtige Gravir- und Aetzarbeit aus der Zeit der Renaissance. Der Erzbischof Wolf Dietrich von dort hatte die dem Coadjutor Ferdinand von Köln, einem Bruder des Herzogs Maximilian I. von Bayern, gehörige Propstei Berchtesgaden widerrechtlich besetzt und wurde von diesem in einem vierjährigen Feldzuge (22.—26. October 1611) besiegt. Unter der Kriegsbeute befanden sich auch diese Waffen. Einige derselben zeigen einen Zaum mit dem Cardinalshute auf dem Kopfe, eine Rache des um sein Honorar verkürzten Künstlers. Von hohem Kunstwerthe erweisen sich auch die Waffen der Bischöfe von Passau, Würzburg, Freising und Regensburg. Weiterhin gewinnen wir einen schätzbaren Ueberblick über die Entwickelung der Schwerter und Degen. Unter selben fallen namentlich in Franken gearbeitete Schwerter aus dem 16. Jahrhundert auf, welche anstatt des Knopfes am Griff eine Gabel zum Auflegen der Büchse haben. Den Schluß bildet ein mit Schießgewehren gefüllter Ständer, darunter eine Wallbüchse mit dem Wappen der Sickingen aus ihrer Burg Landstuhl.

Höchst werthvolle Gegenstände gruppiren sich um eine in der Mitte des Saales in drei Stufen aufgebaute Pyramide, die nach oben mit einer vollständigen Reiterrüstung aus dem 16. Jahrhundert abschließt. Da sind treffliche Schweizerdegen aus derselben Zeit, für den streitlustigen Markgrafen Albrechts von Bayreuth gearbeitet, mangelnder Zahlung halber indeß nicht abgeliefert, sondern in Nürnberg hinterlegt, ein zu einer Maximiliansrüstung gehöriger Wirtshelm mit Original-Harnischhäubchen für Herzog Ludwig oder Georg die Reichen von Bayern-Landshut zwischen 1450 und 1503 gearbeitet, ein paar feingegliederte gothische Eisenhandschuhe, ein auf den Oberschenkel aufzusetzender Granatenmörser, womit der Hauptmann das Zeichen zum Beginne des Kampfes zu geben pflegte, eine kolossale schwedische Feldflasche, einer der ersten Hinterlader, ein zierlich ornamentirter Mörser zur Pulverfabrikation, das rothe Kreuz des Georgi-Ordens, das den Ordens-Rittern im Kampfe vorgetragen wurde, mehrere vierläufige Handrohre mit Lunten- und Radschloß, die Vorgänger unserer Revolver und Mitrailleusen, sog. Nürnberger Katzenköpfe mit reicher Verzierung in Metall und Elfenbein, eine mächtige Trommel aus dem 17. Jahrhundert, vor Allem aber ein prächtiges Schwert des 1493 verstorbenen, seiner Körperkraft halber berühmten Herzogs Christoph von Bayern-München.

Von mehr als gewöhnlichem Interesse dürfte auch der erste von bayerischer Seite 1565 ausgegangene Versuch sein, eine bajonettähnliche Stoßwaffe herzustellen, dem man in diesem Saale begegnet, der aber gleich dem, Hinterlader zu construiren, nachmals wieder zurückgelegt wurde.

(Schluß folgt.)

Das statistische Bureau für das Königreich Sachsen.

Rückblicke auf die ersten fünfzig Jahre seines Bestehens*).

I.

Der statistische Verein von 1831 bis 1850.

Zu den früheren statistischen Arbeiten über das Königreich Sachsen, wie solche in Verbindung mit topographischen Darstellungen von dem Leipziger Professor Leonhardi 1788 begonnen und zu Anfange dieses Jahrhunderts namentlich von dem Privatgelehrten Merkel und Archivar Engelhard in Dresden fortgesetzt wurden, konnten Notizen nur durch mühsame Correspondenz erlangt werden, denn die Behörden waren zu strengster Geheimhaltung des Materials verpflichtet. Erst das 1806 erschienene große Werk der Generalstatistik Frankreichs gab einen nachhaltigen Anstoß zur Begründung statistischer Bureaux auch in Deutschland. Preußen begann 1808 ein solches einzurichten und auch in Sachsen wurde der Ruf nach officieller Darlegung der Zustände des Landes, insbesondere der staatlichen und communlichen Budgets immer lauter und als im Jahre 1830 mit den Verhandlungen über eine neue Verfassung ein regeres politisches Leben erwachte, ward auch das Verlangen nach statistischen Mittheilungen über Land und Leute, über landwirthschaftliche, gewerbliche und commerzielle Verhältnisse so zum Bedürfnisse, daß am 6. Januar 1831 der Geheime Legationsrath Breuer, Kammerrath v. Schlieben, Geheimer Referendar v. Schindler und Cameral-Vermessungsinspector Lohrmann es unternehmen konnten, in der Leipziger Zeitung einen Aufruf zur Bildung eines Vereins für Beförderung vaterländischer Staatskunde mit höchster Genehmigung zu erlassen.

Dieser Aufruf hatte guten Erfolg und schon am 20. Januar erhielt der „statistische Verein für das Königreich Sachsen" die landesherrliche Bestätigung; der wirkl. Geheimerath (spätere Finanzminister) v. Zeschau übernahm den Vorsitz, Zweigvereine bildeten sich bald aller Orten und für das Centralcomité in Dresden wurde Kammerrath v. Schlieben zum Vorstande erwählt. Als nun hierauf durch Mandat vom 11. April 1831 sämmtliche oberen Behörden des Landes angewiesen wurden, den Verein mit amtlichen Notizen zu unterstützen, war die Statistik für Sachsen begründet. Nächst der ersten Einrichtung, Gewährung eines Locales und Portofreiheit wurde der Bureauaufwand auf die Staatscasse übernommen.

Kammerrath v. Schlieben erfaßte die Aufgaben derselben von hohen Gesichtspunkten aus; sein „summarisches Project der Arbeiten" erkannte bereits den Werth der vergleichenden Methode und die Bedeutung der Statistik für die Geschichte. Schon zu Ende des Jahres 1831 gab eine erste Lieferung der „Mittheilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen" die mannigfachsten Nachrichten über vaterländische Zustände und nachdem dem Vereine die Prüfung und Zusammenstellung der Volkszählung vom 3. Juli 1832, welche an Stelle der 1791 vorgeschriebenen Consumentenverzeichnisse getreten war, übertragen worden war, bildeten die Ergebnisse dieser und der alle drei Jahre folgenden Volkszählungen einen Theil der ferneren Veröffentlichungen, unter denen sich auch das „Neue alphabetische Ortsverzeichniß des Königreichs Sachsen" (1836 u. 1837) hervorhob.

Im Jahre 1834 ward so eifrigen Bestrebungen von der Société française de statistique universelle zu Paris durch eine silberne Ehrenmedaille Anerkennung; auch die sächsische Regierung förderte den statistischen Verein, wie 1836 durch eine Verordnung, welche die Hemmnisse von Seiten der Unterbehörden beseitigte; junge Juristen, darunter der jetzige österreichische Botschafter Graf v. Beust, der spätere Ministerialdirector Kohlschütter, der spätere Geheime Regierungsrath Freiherr v. Wirsing, bewarben sich um den Accesz bei dem Vereine und es lag bereits in der Absicht v. Schlieben's, in jedem Winterhalbjahre einen statistischen Cursus, verbunden mit planmäßigen praktischen Uebungen einzurichten, als am 11. September 1839 der so verdienstreiche Begründer der sächsischen Statistik verstarb.

Sein Nachfolger, der damalige Inspector, dann Director der Cameralvermessung, Lohrmann, verstarb ebenfalls bereits am 20. Februar 1840 und nach einer interimistischen Leitung der Geschäfte durch den damaligen Regierungsrath Kohlschütter übernahm im September 1842 Oberstlieutenant, späterer Oberst Leonhardt das Directorium.

Der statistische Verein vermochte sich aber nicht wieder zu größerer schöpferischer Thätigkeit zu erheben; die Zweigvereine waren nach und nach wieder eingegangen und die unteren Behörden wurden immer schwieriger in der Mittheilung von Notizen; es schien, als hatte man alle Wünsche und Anfragen des Vereins für eine ungerechtfertigte Einmischung in ihre Verwaltungszweige. Außer den regelmäßigen Erhebungen und Bearbeitungen der Volks- und Viehzählungen, sowie der Kirchenzettel gelangten daher keine weiteren Arbeiten zur Veröffentlichung. Nur die für den 3. December 1846 anberaumte Volkszählung, mit welcher auch die Einsammlung gewerbestatistischer Notizen zu verbinden war, belebte noch einmal die Wirksamkeit des Vereins, so daß für ein bis zu 15 Expedienten und 10 Diätisten benöthigt gewordenes Personal auch ein erweitertes Local gewährt wurde.

Aber schon im Mai 1847 sprach eine Eingabe des Directoriums sich dahin aus, daß einer größeren Thätigkeit,

*) „Das statistische Bureau für das Königreich Sachsen in den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum am 11. April 1881. Herausgegeben von der Direction des statistischen Bureau's." Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. (gr. 8. 96 Seiten.)

wie öffentliche Stimmen solche wünschten, nur dann genügt werden könne, wenn das königliche Ministerium des Innern geneigt wäre, unmittelbar selbst die Zusammenstellung statistischer Notizen zu veranstalten. Als nun in demselben Jahre höheren Alters wegen Oberst Leonhardi um seine Entlassung bat und gleichzeitig auch Staatsminister v. Zeschau sein Amt als Präsident des statistischen Vereins niederlegte, geschah die Uebertragung der Geschäftsführung an den Legationssecretär, späteren Legationsrath v. Ehrenstein mit der Absicht des Ministeriums des Innern, wegen einer gründlichen Reorganisation der statistischen Arbeiten eine Vorlage an die nächste Ständeversammlung zu richten.

Das Jahr 1848 war für das statistische Vereinsbureau völlig ereignißlos, da die politischen Bewegungen dazu zwangen, lediglich an dem vorhandenen Materiale weiter zu arbeiten und von Sammlung und Veröffentlichung statistischer Notizen gänzlich abzustehen. Aus gleichem Grunde konnte auch in der ersten Hälfte des Jahres 1849 wesentlich nur an der Vervollständigung des Ortsverzeichnisses und der damit in Verbindung stehenden Karte von Sachsen, der später erschienenen sogenannten Ehrenstein'schen Karte, gearbeitet werden.

Für die Volkszählung am 3. December 1849 wurde zum letzten Male die Einsendung der Hauslisten an den statistischen Verein gewiesen, denn auf wiederholten dringenden Wunsch des Directoriums desselben verordnete das königl. Ministerium des Innern am 8. Juli 1850, daß, obgleich eine definitive Etatsfestsetzung für das statistische Bureau noch nicht möglich gewesen, dennoch vom 1. August ab die fernere Leitung der statistischen Angelegenheiten vom Ministerium selbst unmittelbar in die Hand genommen werden solle.

An genanntem Tage erfolgte demgemäß durch Geheimerath Dr. Weinlig, als königl. Commissar, die Uebernahme des Bureaus des statistischen Vereins und die Verpflichtung des versammelten Personals.

II.

Das statistische Bureau des königl. Ministeriums des Innern.

Durch königliche Verordnung vom 2. August 1850 war das statistische Bureau endlich unter staatliche Verwaltung gekommen und zwar unter die obere Leitung eines so anerkannt vielseitigen, tüchtigen und bewährten Mannes, wie dies der Geheimerath Dr. Weinlig war. Derselbe hatte sich schon lange vor Uebernahme dieses Amtes mit der Frage der Neuorganisation der sächsischen Statistik beschäftigt. Sein Promemoria vom 18. Januar 1848 schlägt ein für alle Ministerien bestimmtes landesstatistisches Bureau vor und stellt die Einrichtungen eines solchen in großen Zügen als ein noch heute mustergiltiges Programm dar.

Diese ganze „regelmäßige officielle Statistik" sollte von dem Personal des statistischen Bureaus gesammelt und geordnet werden, die Entwerfung der Pläne sowol, als die Ziehung der Schlüsse aus dem geordneten Material sei Sache des Directoriums, welches die Mitwirkung von Räthen oder Beamten der verschiedenen Ministerien zur Vorberathung von statistischen Maßregeln, oder zur Entwerfung der Pläne für die sie besonders angehenden Zweige in Anspruch zu nehmen habe. Weiter sei außer den Arbeiten für die regelmäßige officielle Statistik noch ein literarisch befähigtes Individuum nöthig, welches das für die Beurtheilung unserer Verhältnisse, Ziehung wichtiger und interessanter Parallelen und Bereicherung unseres Wissens und unserer statistischen Praxis durch fremde Erfahrungen nothwendige Material aus statistischen Werken und Zeitschriften des In- und Auslandes, zu deren Anschaffung ein ausreichender Fond unerläßlich, zu extrahiren, zu ordnen und übersichtlich zu verarbeiten habe. Ferner werden ganz besonders für die Productionsstatistik der Gewerbe und des Ackerbaues commissarische Aufnahmen durch besonders salarirte Beamte als erforderlich bezeichnet, wie z. B. für Spinnerei und Dampfmaschinen bereits mit Glück versucht worden; ebenso werden specielle Ermittelungen durch Enqueten in Aussicht genommen.

Weinlig selbst konnte, weil er mit anderen staatsmännischen Aufgaben belastet war, die Ausführung seiner Vorschläge im Detail nur mit Unterbrechungen wahrnehmen. Es war daher ein günstiger Umstand, in dem zum Ministerialsecretär ernannten früheren Ingenieur Engel einen Leiter des Bureaus gefunden zu haben, welcher bei eigener Umsicht und Energie auch jeden Einzelnen des Personals zu ernstem Streben zu ermuntern verstand. In den seit 1851 durch ihn herausgegebenen „statistischen Mittheilungen aus dem Königreiche Sachsen" trat zu dem Ziffernwerke eine beschreibende Betrachtung, welche auch das größere Publicum für statistische Untersuchungen zu interessiren vermochte.

Für fernereres ersprießliches Arbeiten erschien es aber von Wichtigkeit, die Einrichtungen der vorzüglichsten anderen statistischen Bureaux in Vergleichung zu ziehen und zugleich die seit v. Schlieben's Tode unterbrochenen fördernden Verbindungen mit denselben zu erneuern. Engel erhielt daher 1851 den Auftrag zu einer Instructionsreise nach Brüssel, Paris und London und 1852 zu einer solchen nach Berlin und Wien. Ebenso ward derselbe 1853 zu dem internationalen statistischen Congresse nach Brüssel abgeordnet und entwickelte hier, wie später auf den Congressen in Paris 1855 und in Wien 1857, eine so hervorragende Thätigkeit, daß das sächsische statistische Bureau weit über die Grenzen des Landes hinaus zu Ansehen gelangte."

Aber auch im Innern des Bureaus machte sich alsbald Engel's Wirksamkeit durch Einführung neuer Methoden nach den in anderen Ländern gemachten Erfahrungen bemerklich. Bei der Volkszählung vom 3. December 1852 wurde außer der Hausliste auch noch eine Haushaltungsliste zur Anwendung gebracht, um über eine Reihe bisher unberücksichtigter Verhältnisse Auskunft zu erhalten. Im folgenden Jahre erschien das „Jahrbuch für Statistik und Staatswirthschaft des Königreichs Sachsen", welches in gedrängter Kürze über Territorium, Bevölkerung, Wohnplätze derselben und Landwirthschaft die umfassendste Auskunft und von dem Fleiße seines Verfassers, sowie des mit ihm thätigen Personals ein glänzendes Zeugniß ablegte.

Um die Fortsetzung dieses „Jahrbuches" zu beschleunigter Mittheilung zu bringen, beschloß das königl. Ministerium, solche in monatlichen Abschnitten der 1854 begründeten „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" beizufügen; durch Separatabdrücke entstand hieraus seit 1855 die „Zeitschrift des statistischen Bureaus des königl. sächsischen Ministeriums des Innern". Die Herausgabe dieser Zeitschrift unter Dr. Engel's, jetzigen Referendars, verantwortlicher Redaction erstrebte, die Statistik als Wissenschaft zu fördern und zugleich populär zu machen, um die ganze Bevölkerung nach und nach zur Mitwirkung an den geplanten ausführlichen Erhebungen vorzubereiten.

Allein, wie schon die Volkszählung 1852 der neuen Anforderungen wegen viele Anfechtung erfahren hatte, so riefen ganz besonders die für 1855 ausgegebenen complicirten Fragebogen lebhaften Widerspruch, namentlich von Seiten der Landwirthschaft hervor. Auch das Ministerium hatte sich nicht immer in der Lage gesehen, dem Eifer des vorwärts strebenden Beamten vollen Spielraum zu lassen, doch hatte dasselbe seinen Zählungsplan genehmigt und die Werthschätzung seines Wirkens 1857 durch Ernennung zum selbständigen Vorstande des statistischen Bureaus mit dem Range eines Regierungsrathes bekundet.

Leider verblieb Engel nur kurze Zeit in dieser selbständigen Stellung. Nachdem die zweite Kammer am 20. März 1858 die Erhöhungen des Postulates für das statistische Bureau unter mißliebigen Aeußerungen abgelehnt, legte derselbe am 1. August 1858 sein Amt nieder.

Von diesem Tage an übernahm Geheimerath Dr. Weinlig

wieder die Leitung des Bureaus, freilich nur als Nebenamt, so daß er den Arbeiten desselben nur wenig Zeit widmen konnte, wenn er auch für die „Zeitschrift", welche von 1857 an aufgehört hatte, ein zugehöriger Theil der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" zu sein, vielmehr zunächst als eine selbständige Beilage zu derselben erschien, eine Reihe sehr werthvoller Beiträge verfaßte.

Eine neue wissenschaftliche Kraft wurde dem Bureau erst durch die am 30. October 1861 erfolgte Anstellung des Rechtscandidaten Petermann als Hilfssecretär zugeführt, welcher 1864 zum Ministerialsecretär ernannt wurde und später auch eine Zeit lang die Bureaugeschäfte leitete, ohne jedoch eine solche selbständige Stellung, wie Engel, eingeräumt zu erhalten. Petermann wurde auch zu den statistischen Congressen in Berlin 1863, in Florenz 1867 und im Haag 1869 abgeordnet und 1866 mit der Redaction der „Zeitschrift" betraut, welche er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand am 1. September 1874 geführt hat.

Neues Leben und größere Aufgaben waren dem sächsischen statistischen Bureau nach der Begründung des Deutschen Reiches erwachsen, welches sehr bald auch an die Statistik der deutschen Einzelstaaten erhöhte Anforderungen stellte. Zunächst waren die Volkszählung 1871 und die Viehzählung 1873 nach dem Plane des Bundesrathes auszuführen.

Am 19. Januar 1873 starb Geheimerath Dr. Weinlig; die sächsische Statistik verlor an ihm einen ihrer treuesten Förderer und das statistische Bureau insbesondere seinen ihm langjährig mit Hingebung zugethanen Vorstand und am 1. Mai übernahm der zum vortragenden Rathe im königl. Ministerium des Innern ernannte zeitherige Director der polytechnischen Schule, Geheimer Regierungsrath Dr. Hülße die Leitung des statistischen Bureaus, um solche ganz im Sinne seines verewigten Freundes fortzuführen.

Bei Hülße's Amtsantritte war eine Reihe wichtiger Arbeiten im Gange, welche derselbe durch die ihm eigene Pflichttreue und Umsicht zu bewältigen wußte. Auch die Organisation der Bureauverwaltung ward unter Ernennung des ersten Secretärs Züchter zum Kanzleivorstande wesentlich verändert und die schon damals ansehnliche, einer sachmännischen Verwaltung benöthigte Bibliothek erhielt am 1. Juli 1874 in am Ende einen Bibliothekar.

Hülße's Thätigkeit erstreckte sich auch nach Außen, indem derselbe vom 5. August 1874 an in Berlin einer Besprechung der Vorstände der deutschen statistischen Bureaux über die nächste Volkszählung beiwohnte. Leider aber wurde derselbe durch zunehmende Kränklichkeit (welcher der allgemein verehrte Mann am 26. Juni 1876 erlag), sowie durch seine Amtsgeschäfte im Ministerium an der so energisch begonnenen Leitung der statistischen Arbeiten wesentlich gehindert. Es trat daher die Erwägung ein, ob nicht mit dem am königl. Polytechnikum zu errichtenden Lehrstuhle für Nationalökonomie und Statistik die Stellung eines besonderen Directors des statistischen Bureaus zu verbinden sei.

Für beide Stellen wurde Dr. Böhmert, bisher Professor in Zürich, als eine bewährte Kraft berufen, welcher im April 1875 sein Amt antrat. Gleich die bevorstehende Volks- und Gewerbezählung, für welche durch ihn in Rede, Schrift und Localpresse die Bevölkerung, besonders der Lehrerstand, zu Verständniß und Theilnahme erweckt worden war, zeichnete sich durch die Einführung freiwilliger Zähler aus. Zu den sich mehrenden laufenden Arbeiten traten aber immer neue Aufgaben sowol von Seiten sächsischer Ministerien, wie des Deutschen Reichs, so daß das königl. Ministerium des Innern die Berufung wissenschaftlicher Hilfsarbeiter genehmigte. Von 1876 bis 1878 wurden Regierungsassessor v. Studnitz als Volkswirth, Assessor Dr. Geißler als Mediciner, Sieber für Land- und Forstwirthschaft und v. Gutbier als Techniker für die fachwissenschaftlichen Arbeiten angestellt.

Ebenso trat eine Verbesserung der Stellung langjährig erprobter Beamter, sowie eine Vermehrung und immer sorgfältigere Auswahl des übrigen Personals ein.

Ferner wurde bereits 1875 zur Heranbildung für die wissenschaftliche Richtung der Statistik in dem Polytechnikum ein statistisches Seminar errichtet, mit dem auch Excursionen verbunden sind, welche die unmittelbare Anschauung von Productionsmethoden und Arbeitsprocessen, sowie der geschäftlichen oder administrativen Einrichtungen von Fabriken, Werkstätten, Gütern, Verkehrsanstalten, Berg- und Hüttenwerken ꝛc. zu vermitteln suchen.

Im Jahre 1876 war bei dem statistischen Congresse in Budapest und 1878 bei der Permanenzcommission desselben in Paris das königlich sächsische statistische Bureau nach länger Vertretung wieder durch seinen Director vertreten. In letzterem Jahre hatte derselbe auch den Vorsitz in der von Seiten des Reichs veranstalteten Tabakenquete in Sachsen.

Das ständige Arbeitspersonal des Bureaus, welches 1870 aus 16 und 1875 aus 20 Personen bestand, hat sich bis zum Jahre 1880 auf 38 vermehrt. Die Zahl der Registrandennummern betrug 1870: 1718, 1875: 2440 und 1880: 2686. Dieser Erweiterung des Geschäftsumfanges, ingleichen einer entsprechenden Ausstellung der Bibliothek brachte das Jahr 1879 auch in der ersten Etage des ehemaligen Cadettenhauses (Neustadt, Ritterstraße) ein geräumiges Local.

Nachdem die Bibliothek, namentlich durch Engel's Bemühungen und vielseitige Verbindungen begründet, im Jahre 1870 Ministerialsecretär Petermann zur Verwaltung übernommen und unter ihm 1873 Dr. Heisterberg eine neue Katalogisirung auf Karten begonnen hatte, ward im Mai 1874 die beantragte Stelle eines besonderen Bibliothekars genehmigt und hierauf E. am Ende als solcher ernannt. Um die Benutzung der Bibliothek auch dem größeren Publicum zugänglich zu machen, bestimmte in demselben Jahre eine Directorialresolution, beim Ausleihen den Grundsätzen der königl. öffentlichen Bibliothek zu folgen. Die Zahl der Bände, kleinen Schriften und Karten, welche sich 1873 auf 20000 berechnete, ist in den letzten sieben Jahren auf 30000 gestiegen. Ein Hauptbestandtheil derselben umfaßt die Literatur für Kunde Sachsens nach den verschiedensten Richtungen; für die ebenfalls ansehnliche Literatur der übrigen deutschen Staaten und des Auslandes bilden statistische und topographische Werke den Kern, welchem sich dann Schriften über specielere Zustände der einzelnen Länder anschließen. Ein dritter Hauptbestandtheil besteht aus Rubriken einer allgemeinen Literatur, unter welchen die Einzelabtheilungen der Staats- und Volkswirthschaft am reichhaltigsten sind. Der Etat für die Bibliothek (einschließlich der für die Ortsfascikel und die repertorischen Sammlungen verwendeten Zeitschriften) ist 1876 auf 5000 Mark erhöht worden.

Nächst den Behörden und Bureaux nehmen auch zahlreiche Private die Kräfte und Dienste des statistischen Bureaus in Anspruch und während dasselbe dem Publicum bereitwillig giebt, hofft es auch im Austausch wieder reichlich zu empfangen. Einige Hauptresultate der sächsischen Statistik, betreffend die Bevölkerung, Medicinal- und Gewerbewesen, Verkehr, Landwirthschaft, Justiz, Schulwesen, Einkommensteuer, Sparcassen, Arbeiterverhältnisse und Wohlfahrtseinrichtungen, bilden einen lehrreichen Anhang zu der Jubiläums-Geschichte des so thätigen statistischen Bureaus für das Königreich Sachsen.

Leipziger Stadttheater.

Früher verstand man unter einem „Schwank" derbkomische Genrebilder auf der Bühne mit recht flotten Handgreiflichkeiten, etwa im Styl eines Tenier und Ostade: jetzt hat sich die Bezeichnung eingebürgert für Lustspiele, die ein wenig über die Schnur schlagen, es mit der Wahrscheinlichkeit nicht

zu genau nehmen und in denen die mehr possenhaften Züge und Scenen überwiegen.

So hat auch Franz Treller sein neuestes Stück: „Doctor Sanftleben", das am Mittwoch im alten Theater gegeben wurde, einen „Schwank" genannt und damit von Hause aus die Kritik entwaffnet, welche geneigt wäre, an dasselbe den Maßstab der Lustspieldichtung anzulegen. Es ist dies in mancher Hinsicht schade: denn das Stück hat einige gute Lustspielscenen und auch die Haupthandlung, die Uebertölpelung eines jungen feingebildeten Gelehrten, der aber im Leben ungewandt und schwerfällig ist, durch eine alte Kokette, die ihm das Netz über dem Kopf zusammenzieht, erscheint als ein brauchbares Lustspielmotiv: nur müßte dann für die Verwicklung im letzten Act ein spannenderer Fortgang und eine interessantere Lösung gefunden werden; der Rücktritt des Doctors war ja zu jeder Zeit möglich und die Handlung, die im letzten Act recht schwankartig und wenig organisch gegliedert durcheinanderfährt, ist ja für die Schlußlösung ohne Bedeutung. Es sind keine ineinandergreifenden Verwicklungen; die Vorgänge gehen mehr nebeneinander her. Die verschiedenen Episoden lösen sich ab, wie das auch äußerlich zu Tage tritt; denn die Bühne bleibt oft leer stehen.

Doch wie gesagt, ein Schwank braucht einer streng ästhetischen Kritik nicht Stich zu halten; wenn es nur recht munter und drastisch hergeht! Da läßt man sich auch den im Schlafrock über die Promenade vagirenden Universitätsprofessor gefallen, obschon das Original dazu schwerlich auch in der kleinsten Musenstadt gefunden werden dürfte, ebenso den Commis, der ein ganzes Waarenlager von Selbstmordeffecten auf der Promenadenbank ausbreitet, und vieles andere, was auf die momentane Wirkung einer im Sturm und Drang zugreifenden Komik berechnet ist. Wir haben freilich oft den Eindruck, daß das Stück ursprünglich auf ein Lustspiel angelegt gewesen sei, sich aber dem Autor unter den Händen in einen Schwank verwandelt habe; denn von Act zu Act überwiegt das Schwankartige immer mehr, während anfangs der Ton selbst für ein Lustspiel fast zu hoch gegriffen ist: das lange Citat aus dem Mahabharata macht einen durchaus poetischen Eindruck; diese Scene ist von feiner Komik durchdrungen. Die Verwicklungen im zweiten Act, das Mißverständniß, durch welches der Doctor eingefangen wird, fallen ebenso nicht aus dem Lustspiel heraus, und im dritten Act darf die eine Scene, die sich in dem ganzen Familienwirrwarr auf der Promenade, in diese Hetzjagd der Komik wie ein Ruhepunkt einschiebt, die Scene zwischen der Baronin von Fersen und dem Lieutenant Olearius, auf den Namen einer feineren Lustspielscene begründeten Anspruch erheben. Nur ist diese ganze Nebenhandlung, eine Liebesnovelle, welche in die Vergangenheit zurückgreift, mit der Haupthandlung loder oder eigentlich gar nicht verknüpft.

Der Verfasser zeigt gute Laune, welche sich auch dem Publicum mittheilt; das Stück ist eine dramatisirte Anekdote, die keine höheren Ansprüche erhebt.

Die Charaktere des Schwankes haben natürlich das Recht, etwas näher an der Grenze der Caricatur zu stehen, als diejenigen des Lustspiels: nur dürfen sie dieselbe nicht überschreiten. Eine kleine Bemerkung über die Namengebung möchten wir hier noch einschalten. Jean Paul tadelt in seiner „Vorschule der Aesthetik" die „Namensvetterschaft mit der Sache" — und diesem Tadel können wir uns nur anschließen. Franz Treller giebt seinem schüchternen Helden den Namen: „Sanftleben", das möchte noch hingehen; aber wenn er den geistlosen Kritiker „Frahse" und den etwas plumpen jungen Landwirth „Scholle" nennt, so merkt man zu sehr die Absicht und wird verstimmt.

Der Held der Stückes besitzt eine Schüchternheit, die für einen jungen akademischen Lehrer sehr weitgehend ist; doch wir sind an die schüchternen Doctoren und Referendare durch unsere modernen Lustspielautoren gewöhnt. Hr. Sanftleben kommt nur in Fluß, wenn er einem Mädchen ein kleines privatissimum über Sanskritdichtungen lesen kann: sonst stockt er bedenklich, wenn es sich um ein Liebesgeständniß handelt. und noch verhängnißvoller wird sein Schweigen, als er nicht den Irrthum der Amalgundis aufklärt, die er in sein Vertrauen ziehen will, die aber alles, was er von Liebe spricht, auf sich selbst bezieht. Es ergeht ihm in dieser Scene etwa wie dem Don Carlos mit der Prinzessin Eboli, nur daß er sich geduldig, wenn auch mit innerlichem Jammer einfangen läßt. Hr. Stoedel spielte alle diese Scenen mit jenem feinen Humor, mit dem er stets die schüchternen Ehestandscandidaten darstellt.

Dem akademischen Lehrfach geht es in dem Stücke nicht zum Besten: denn neben dem in Liebeshändeln so unbehofenen Privatdocenten spielt noch ein zerstreuter Professor mit, der sich nur mit vorsündflutlichen Thieren beschäftigt und, wie schon erwähnt, im unmöglichsten Kostüm dem Geliebten seiner Tochter nachläuft. Hr. Eichenwald brachte uns diesen etwas fragwürdigen Universitätslehrer recht ergötzlich zur Anschauung. Ein sich überhebender Kritiker, der in allen Fächern kritisirt, das große Wort überall führt, außerdem ein Don Juan und Feigling ist, also die beite noire des Stückes, Doctor Frahse wurde von Hrn. Conrad angemessen und nicht in geradezu abschreckender Gestalt gespielt. Der von der Cultur wenig beleckte Landwirth Scholle des Hrn. Ellmenreich, der in Poesie und Prosa schwärmende Buchhalter Emil Meyer des Hrn. Tietz, die Amalgundis der Frau Schubert, mit ihrer etwas verspätteten Liebe zu dem jungen Doctor, vor Allem die Frau Greif der Frau Spitzeder, eine Sphinx mit wuchtigem Orakelton in allen Ehesachen, waren wirksam durchgeführte Figuren des Schwankes. Die sanfte Caroline, die etwas kekere Fanny gehören zur Dutzendwaare, die unsere Lustspieldichter zur Schau stellen: Frl. Tullinger und Frl. Putze suchten sie von ähnlichen Gestalten anderer Stücke nach besten Kräften zu unterscheiden, was durchaus keine leichte Aufgabe ist. Die ernste Liebesscene des letzten Actes wurde von Frl. Friedhoff (Baronin von Fersen) und Hrn. Mylius (Lieutenant Eduard) nicht ohne psychologische Feinheit durchgeführt.

Das Publicum brachte den lustigen Scenen des Schwankes lebhaften Antheil entgegen; entscheidend für den Erfolg ist aber immer erst die Aufnahme im „Neuen Theater", wo ein zahlreiches Abonnentenpublicum über die auftauchenden Novitäten zu Gericht sitzt.

Rudolf v. Gottschall.

Musik-Bericht aus Dresden.

Dresden, den 20. April 1881.

Die geringer werdende Anzahl bedeutender musikalischer Ereignisse in unserer Stadt zeigt die sich mehr und mehr ausbreitende Herrschaft des Frühlings, der, wenn er schon überall die Menschen aus den Concertsälen ins Freie lockt, hierzu um so entschiedener in unserem schönen Elbthal anreizt. Dennoch, und trotz der vorgerückten Jahreszeit, widersteht das Publicum auch bei uns der Versuchung, in seine liebliche Gegend hinauszuschweifen, wenn es sich um wahrhaft bedeutende Tondichtungen und Leistungen handelt. Den Beweis hierfür lieferte die am Palmsonntag, den 10. April, im Königl. Hoftheater der Altstadt aufgeführte große Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach. Schon die, der Aufführung am Tage vorher vorausgehende Generalprobe war öffentlich und hatte das große Haus verhältnißmäßig stattlich gefüllt. Dasselbe galt von dem eigentlichen Concertabend am Palmsonntag. Die diesmalige, unter der Leitung des Hrn. Hofkapellmeister Dr. Müllner stattgefundene Aufführung der Bach'schen Passion mochte zu den vortrefflichsten gehören, die dieses so schwierige Werk seit seiner Wiedererweckung zu ernentem Dasein durch Felix Mendelssohn-

Bartholdy erlebt hat. An der Aufführung waren, außer der königl. Kapelle, den Chören der katholischen Hofkirche und des Conservatoriums, auch die größeren hiesigen Singakademien betheiligt, die in ihrer Gesammtheit eine imposante Sängerschaar darstellten. Die Solopartien waren von Frau Otto-Alvsleben (Sopran), Frl. Rößler (Alt), Hrn. Götze (Tenor) und den Herren Degele und Fischer (Bariton und Baß) übernommen worden und wurden allerseits mit dem, dieser großartigen Tonschöpfung angemessenen tiefen Ernst, sowie mit dem echten Pathos vorgetragen, welches die sich in ihrer Dramatik steigernden Abschnitte der Leidensgeschichte des Heilands erfordern, namentlich in der Auffassung, welche Bach, der sich in dieser Beziehung noch in auffallender Weise an Ton und Charakter der geistlichen Schauspiele und Mysterien des Mittelalters anschließt, der Passionsgeschichte zu Theil werden läßt. Wenn auch ein Werk, wie das in Rede stehende unseres großen Thüringer Altmeisters, welches die höchsten Anforderungen an alle Mitwirkenden stellt, eine Hervorhebung Einzelner eigentlich ausschließt, so können wir es uns doch nicht versagen, des stylvollen und innigen Vortrages des bekannten obligaten Violin-Solos durch Hrn. Professor Rappoldi noch besonders zu gedenken. — Dienstag, den 12. April, beschloß der Dresdner Tonkünstlerverein die Reihe seiner ebenso interessanten als gediegenen Productionsabende durch ein Quintett für Holzbläser und Horn von Sobeck, durch eine Sonate für Geige und Clavier von J. Raff (op. 78) und mit einer, zu einem Lustspiel in der Form einer Ouverture und von Zwischenacten componirten Früh-Sinfonie Joseph Haydn's, welche zu den sechs, zwischen 1761 und 1776 geschriebenen Sinfonien Haydn's gehört, durch deren soeben erfolgte Herausgabe bei Kistner in Leipzig sich Carl Banck verdient gemacht hat. Das ausgelassen heitere und dem Publicum ganz unbekannte Werk, dessen Bestimmung, ein Lustspiel musikalisch zu illustriren, sich nirgends verleugnet, rief ebensoviel herzliches Wohlgefallen, als Frohsinn in dichtgefüllten Saale hervor und zeigte uns Papa Haydn wieder einmal als den liebenswürdigsten und unwiderstehlichsten aller musikalischen Humoristen. — An der königlichen Oper stehen mehrere interessante Gastspiele bevor, über welche ich Ihnen schon das nächste Mal referiren zu können hoffe.

Emil Naumann.

Religiöse Schriften.

□ Obligatorische und facultative Civilehe nach den Ergebnissen der Moralstatistik. Ein Wort zum Frieden von Alexander v. Oettingen, Prof. d. Theol. in Dorpat. Leipzig, Duncker u. Humblot 1881. — Diese Schrift des bekannten Moralstatistikers ist ein erweiterter Vortrag, den der Verf. vor einiger Zeit in Dresden gehalten und der großes Aufsehen gemacht hat. In einem einleitenden Vorwort verwahrt sich der Verf. gegen die Mißverständnisse, die sich durch ungenaue und einseitige Referate in verschiedenen Zeitungen an denselben geknüpft haben, und tritt entschieden der Insinuation entgegen, als sei er ein unbedingter Vertheidiger des Civilstandsgesetzes, oder ein Schwärmer für den sogenannten „Culturkampf", wozu ihn liberale Blätter gestempelt haben. Er hält mit allen besonnenen Beurtheilern der Sache die Einführung der obligatorischen Civilehe für einen Mißgriff; dieselbe sei eine gefahrbringende Versuchung für das christliche Volk, ein verführerischer Anlaß für alle Lauen und Halben gewesen, die kirchliche Sitte zu verachten; das praktische Bedürfniß zu ihrer Einführung sei nicht so dringend gewesen, um einen solchen Schritt zu rechtfertigen; die Nothcivilehe hätte als Expediens ausgereicht. Anders aber stehe die Sache nun nach der einmal erfolgten Einführung des Civilstandsgesetzes, mit dem man als mit einem fait accompli rechnen müsse. Um die Gemüther zu beruhigen, die namentlich in christlichen Kreisen durch die weithin gehende Petitionsbewegung gegen das Civilstandsgesetz erregt sind, sucht der Verf. an der Hand von statistischen Thatsachen nachzuweisen, daß die befürchteten schlimmen Folgen des Gesetzes nicht eingetreten seien und daß dasselbe die kirchliche Sitte wol momentan gefährdet, aber durchaus nicht untergraben, im Gegentheil trotz der kirchenfeindlichen Absicht mancher dabei betheiligten Gesetzgeber die Macht jener Sitte offenbart habe. Nach einigen allgemeinen vortrefflichen Ausführungen über die Bedeutung der Statistik überhaupt für die Beurtheilung des geistig-sittlichen Lebens der Massen, der Gesammtbewegung eines Volkes und einer Zeit theilt der Verf. ein reiches statistisches Material mit, das sich auf die hervorragenderen kirchlichen Gebiete Deutschlands, die preußischen Staaten, Bayern, Sachsen erstreckt, die einschlagenden kirchlichen Verhältnisse in Berlin speciell registrirt und das unter der klaren, lichtvollen Beurtheilung des Verf. einen sehr lehrreichen Blick in die Vorgänge auf dem kirchlichen Gebiet infolge des Civilstandsgesetzes, speciell in seine Wirkungen auf die Trauung und nicht minder auf die Taufe eröffnet. Die Resultate, die er mittheilt, sind im Großen und Ganzen erfreulicher Natur. Zwar wird durch die Trauungs- und Taufziffern aus dem ersten Jahre nach Einführung des Civilstandsgesetzes übereinstimmend bezeugt, daß dasselbe die kirchliche Sitte zeitweilig stark erschüttert und der antichristlichen Richtung einen Vorschub geleistet, der alle Wohlgesinnten mit großer Besorgniß erfüllen mußte. Am schlimmsten waren die ersten Wirkungen des Gesetzes bekanntlich in Berlin, wo im Jahre 1875 von 100 evangelischen Ehepaaren nur 27 getraut und von 100 Geborenen evangelischer Eltern nur 65 getauft wurden. Im preußischen Staate überhaupt blieben in diesem Jahre von 145 272 evangelischen Paaren 24 055 ungetraut; die ungünstigsten Resultate weist außer der Provinz Brandenburg mit ihrem kirchlichen Sorgen- und Schmerzenskinde Berlin die Rheinprovinz auf; getauft wurden von 655 739 evangelischen Kindern in Preußen in demselben Jahre nur 605 802, so daß also ca. 50 000 ungetauft blieben. In Sachsen fanden im ersten Jahre der Civilstandsära (hier das Jahr 1876) 2159 Trauunterlassungen und 286 Trauverweigerungen statt; ungetauft blieben von 122 247 lutherisch Geborenen 6090 Kinder; Taufverweigerungen kamen 337 vor. Am allergeringsten ist der Ausfall von Taufen und Trauungen in Mecklenburg-Schwerin gewesen; im Jahre 1877 z. B. kamen dort auf 18 770 Geburten nur 2 Taufunterlassungen, auf 4623 Eheschließungen nur 10 Trauverweigerungen. Nach dem ersten Einführungsjahre aber ist durchweg eine stetig zunehmende Frequenz der Taufen und der Trauungen im ganzen evangelischen Deutschland zu constatiren, selbst in Berlin, wenn freilich der Ausfall von Taufen und Trauungen dort immerhin noch ein relativ großer ist; „die erschreckte kirchliche Volksseele besinnt sich", wie der Verf. schön bemerkt, nach dem ersten Stoß, der sie getroffen, „auf ihre Mission und die kirchliche Volkssitte zeigt sich als eine dem Abfall steuernde, allmälig, aber dann constant fortwirkende Macht". Ein Moment scheint uns freilich der Verf. zu gering anzuschlagen; wir meinen die noch immer zu beklagenden, nicht blos in den großen Städten, sondern auch auf dem Lande seit dem Civilstandsgesetz eingerissenen oft monate-, selbst jahrelangen Taufe und Trauverzögerungen, durch welche auch dem geistlichen Amte eine ungemeine Beschwerung in der Seelsorge erwächst. Das ist unleugbar ein bis zu einem gewissen Grade bleibender Schade, den das Civilstandsgesetz der kirchlichen Sitte gebracht hat. Interessant ist, wie der Verf. nicht blos in Bezug auf Taufe und Trauung einen allmäligen Fortschritt des kirchlichen Sinnes von dem gedachten Zeitpunkt an, oder vielmehr eine stetig wachsende Reaction des kirchlichen Bewußtseins und der kirchlichen Gesinnung in diesem Stücke gegenüber den Versuchungen des Civilstandsgesetzes constatirt, sondern überhaupt einen religiös-

sittlichen Aufschwung seit ca. fünf Jahren an verschiedenen positiv-günstigen Symptomen nachweist. Zu diesen Symptomen rechnet der Verf. die Abnahme der unehelichen Geburten, die z. B. selbst in Berlin nicht unerheblich ist; die Zunahme des Studiums der evangelischen Theologie, der eine nicht geringe Abnahme der katholischen Theologen entspricht, was freilich bei den Schwierigkeiten, mit denen der katholische Klerus gegenwärtig zu kämpfen hat, nicht zu verwundern ist; fernerhin die Zunahme der evangelischen Erbauungsliteratur, wobei allerdings unseres Erachtens nicht vergessen werden darf, daß der Quantität nicht in gleichem Maße die Qualität entspricht; endlich rechnet der Verf. dahin das wenigstens relativ allgemeine Steigen der Communicantenziffer. Zu diesen Symptomen wäre noch manches andere günstige Zeichen namentlich auch aus unserer sächsischen Landeskirche zu verzeichnen. Dieser Aufschwung des kirchlichen Lebens, der immerhin noch kräftiger und allgemeiner sein könnte, kommt aber keineswegs auf Rechnung des Civilstandsgesetzes; wie immer die Wunden, welche der Kirche geschlagen worden sind, ihr durch Gottes Hilfe indirect zum Segen gewesen, so ist's auch mit diesem Gesetz; es hat die Kirche und alle ihre treuen Diener und Glieder zu doppeltem Eifer in Arbeit und Gebet erweckt. Aber direct und zunächst hat es der Kirche unleugbar Schaden bereitet. Und auch was die indirecten guten Folgen desselben anlangt, so ist keineswegs diesen allein der kirchliche Aufschwung zuzuschreiben, sondern vielmehr der allgemeinen, durch die furchtbaren Ereignisse der vergangenen Jahre hervorgerufenen inneren Umkehr der Nation Angesichts des Abgrundes, vor den sie gestellt worden ist. Wie weit diese innere Umkehr sich nachhaltig erweist, und wie tief sie geht, darüber auch nur annähernd ein Urtheil zu fällen, wäre voreilig. Sehr zu beklagen ist im Interesse der kirchlichen Statistik, daß über die kirchlichen Handlungen in der römischen Kirche die nöthigen Daten fehlen. Ob die katholische Kirche Grund hat, sie wegen ungünstiger Resultate zu verschweigen, welche Vermuthung allerdings naheliegt, bleibe dahingestellt. Was der Verf. zur Ergänzung an statistischen Notizen über die kirchlichen Verhältnisse der jenseitigen Kirche bietet, reicht zu einem irgend sicheren Urtheil nicht aus. Er bezieht sich hauptsächlich auf die Mischehen und constatirt, indem er sich hauptsächlich auf Preußen und Bayern bezieht, daß überhaupt die Mischehen eher im Rückgang als im Fortschritt begriffen sind, und insonderheit, daß bei den Mischehen die protestantisch kirchlichen Trauungen sich stetig gemehrt haben. Entsprechend verhält es sich mit den Taufen der Kinder aus gemischten Ehen. Wir möchten diesen statistischen Thatsachen kein zu erhebliches Gewicht beilegen. Denn abgesehen davon, daß in einzelnen Gegenden, wo der Einfluß der römischen Kirche besonders stark ist, sich andere Resultate zeigen, wie z. B. in der Rheinprovinz, sind die Mischehen überhaupt, im Ganzen angesehen, ein Zeichen confessioneller Gleichgiltigkeit, an denen weder die römische, noch die evangelische Kirche ein Gefallen haben kann, und das protestantische Element in den Mischehen ist meist von sehr schwachem kirchlichen Bewußtsein; das Verlangen nach evangelischer Trauung, resp. nach evangelischer Taufe der aus solchen Ehen hervorgehenden Kinder entspringt erfahrungsgemäß sehr oft jener ganz wegen, negativen Anschauung vom Protestantismus, welche in demselben nur das Privilegium zu einem völligen Subjectivismus in Glaubenssachen, zu einer Freiheit von allem bestimmenden Einfluß der Kirche erblickt. Daß der Romanismus überhaupt in neuerer Zeit starke Fortschritte gemacht und sein Geschick, auf dem Felde zu ernten, auf dem der Liberalismus seine Saaten ausstreut, auch gegenwärtig wieder documentirt hat, läßt sich im Hinblick auf andere bekannte Thatsachen nicht leugnen. Die Bedenken, welche der Verf. gegen die facultative Civilehe geltend macht, die überhaupt ein sehr schwankender, unklarer Begriff ist, können wir vom kirchlichen Standpunkt aus nur theilen. Der Staat würde dadurch, wie der Verf. zum Theil im Anschluß an die Lutharbt'sche Kirchenzeitung ausführt, zu einem Indifferentismus gegenüber dem kirchlichen Charakter der Ehe genöthigt, der sehr bedenklich wäre, indem er thatsächlich damit aussprache, daß es ihm einerlei sei, ob seine Bürger die Ehe so oder so, bürgerlich oder kirchlich schließen, und die Kirche würde auf Diejenigen den Einfluß verlieren, welche nach anfänglicher Unterlassung der kirchlichen Trauung dieselbe später nachzuholen begehrten, die bürgerliche Trauung aber würde mit dem Makel der Unchristlichkeit behaftet. Die Halben und Unentschiedenen, die zur Kirche keine feindselige Stellung einnehmen und sich von der kirchlichen Sitte, wenn sie einmal herrschend geworden ist, tragen lassen, würden zu einem sehr bedenklichen Gegensatz provocirt. Der evangelischen Kirche aber steht es überhaupt wohl an, auf ihre inneren Kräfte, auf die Macht des evangelischen Geistes, die Macht der evangelischen Wahrheit ihr Vertrauen zu setzen, und von Innen heraus die antichristlichen Elemente zu überwinden, statt immer nur nach dem weltlichen Arm auszuschauen und auf ihn ein „fleischliches" Vertrauen zu setzen, wie die Schrift ein solches Sichstützen auf äußere Macht bezeichnet. Was der Verf. gelegentlich über die erschreckend hohe Selbstmordsziffer in Sachsen sagt, wo sie die größte Höhe erreicht hat, ist in hohem Grade beherzigenswerth, wie überhaupt das Vorstehende zur Genüge zeigen wird, welche bedeutsamen und interessanten Gesichtspunkte über das große, wichtige Thema, das der Titel der Schrift ausspricht, dieselbe aufstellt. Möge sie als „ein Wort zum Frieden" mithelfen, den Frieden anzubahnen, dessen die Kirche zu einer stetig fortschreitenden gesunden inneren Entwicklung so dringend bedarf!

□ Der Buddhismus oder der vorchristliche Versuch einer erlösenden Universalreligion. Von Paul Wurm, Pfarrer in Mössingen bei Tübingen. Gütersloh, Bertelsmann 1880. — Der Buddhismus ist namentlich durch Schopenhauer's und Hartmann's pessimistische Philosophie neuerdings zu einer Moderelegion eines blasirten Skepticismus geworden. Unstreitig ist derselbe eine sehr merkwürdige Erscheinung in der Religionsgeschichte, und da aus Mangel genauerer Kenntniß meist sehr einseitig über ihn geurtheilt wird, ist vorliegendes Schriftchen um so dankenswerther, als der Verf. mit dem Gegenstand durch eingehende Forschung durchaus vertraut ist. Vor Jahren ist bereits von ihm eine größere, sehr beifällig aufgenommene Schrift auf diesem Gebiete erschienen, eine Geschichte der indischen Religion. In lichtvoller, auch für weitere Leserkreise verständlicher Weise stellt der Verf. das Leben des Buddha, der im 6. Jahrh. vor Christo gelebt, und die Lehre desselben dar. Das Urtheil über letztere faßt sich dahin zusammen, daß der Buddhismus zwar eine Erlösung kennt, aber nur eine negative, ein bloßes Aufhören der Schmerzen, und einen pessimistisch-weltflüchtigen Charakter trägt; er kennt keinen persönlichen Gott und kein reales Jenseits, kein ewiges Leben, eine blos humane Religion, auf pantheistischem Boden, auf dem Boden der reinen Immanenz wurzelnd, unfähig, eine andere als eine fingirte Erlösung zu bringen, darum nur ein „Versuch" einer erlösenden Universalreligion, dessen großartigem Programm die Ausführung in der Wirklichkeit nicht entspricht. Wir hätten gewünscht, daß der Verf. noch schärfer den Unterschied des Buddhismus und des Christenthums nach der ethischen Seite hin betont hätte. Dem Buddhismus fehlt es an der tieferen Erkenntniß der Sünde. Einzelne schöne moralische Sentenzen können diesen Mangel an tieferem sittlichen Ernste nicht ersetzen. Das Christenthum ist eine Religion des Gewissens und seine Erlösung ist vor Allem eine Erlösung von der Sünde; der Buddhismus ist eine Religion der Phantasie und der Speculation und versteht die Erlösung vielmehr nur als eine Befreiung vom Uebel, als von der Sünde und von der Schuld.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandversandtes) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 34. Donnerstag, den 28. April. 1881.

Inhalt: Das königl. bayerische Armee-Museum, von Carl Albert Regnet. (Schluß.) — K. Sächsischer Alterthumsverein zu Dresden. — Illustrirte Werke (Scherr's „Germania". F. v. Hellwald's Geschichte der Nordpolfahrten. Ariosto's rasender Roland. Freiherr von Fübner's „Spaziergang um die Welt". „Nordlandfahrten". „Rom in Wort und Bild", von Kleinpaul. „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland", von Graf Stillfried-Alcántara. Illustrirte Pracht-Ausgabe von G. E. Lessing's Werken).

Das königl. bayerische Armee-Museum.

Von **Carl Albert Regnet.**

(Schluß.)

Der nun folgende dritte Saal ist dem Ende des 17. Jahrhunderts und dem 18. Jahrhundert geweiht. Es ist eine wild bewegte Zeit, die hier im Geiste an uns vorüberzieht, die Zeit der Türkenkriege, des spanischen, des österreichischen und des bayerischen Erbfolge- sowie des Beginnes des französischen Revolutionskrieges. Und in ihnen allen wehten die bayerischen Fahnen! — Welche Erinnerungen knüpfen sich an jene Zeiten für die bayerische Armee!

Ehe noch der Beschauer den Saal betreten, leuchten ihm schon farbenprächtige reichgestickte Teppiche entgegen. Sie bildeten mit anderen die Wände des großen Lagerzeltes des türkischen Großvezieres Suleiman, das Kurfürst Max Emanuel in der Schlacht von Mohacz (12. August 1687) erbeutete, die den Türken 16 000 Mann kostete und ihrer Herrschaft in Ungarn ein Ende machte. Das Zelt konnte 400 Personen fassen und enthielt innerhalb seiner Umfassungswände Gartenanlagen und einen Springbrunnen, in welchen Max Emanuel's Roß gerieth, als der Reiter im Feuer des Kampfes in das Zelt sprengte. Mit dem Zelte erbeutete der „blaue König", wie ihn die Türken nannten, einen Theil der Kriegscassa, die Kanzlei und — den Harem des Großvezieres. Derjenige Theil des schön ausgestatteten Zeltes, der einst das innerste Gemach des Bewohners bildete, ist nun in diesem Saale aufgestellt. Derselbe bildet ein Achteck, das durch vier durch Schnüre vergitterte Lichtöffnungen erhellt wird, welche ihrerseits hinwiederum durch Zeugklappen geschlossen werden können. Die Grundfarbe des Ganzen ist purpurroth mit reicher vielfarbiger Stickerei. Das Zelt birgt heute nur noch die mit zierlich ornamentirten Beschlägen ausgestattete Kriegscassa und zwei große silberne Pauken, die später der berittenen Leib-Garde der Hartschiere zugewiesen wurden. Daher die reichen Decken mit dem bayerischen Wappen.

An der östlichen Wand haben kleinere türkische Kanonen und messingene Hackenbüchsen ihren Platz erhalten. Ebenda schaut ein Porträt Max Emanuel's herab und noch höher hängen zwei bayerische Fahnen, welche die Oesterreicher in der Schlacht bei Höchstädt am 13. August 1704 erbeuteten und nach Wien brachten, von wo sie Napoleon bei der ersten Einnahme von Wien seinem Verbündeten König Maximilian I. zurückschickte. Bei derselben Gelegenheit kamen auch mehrere der erwähnten schönen alten Geschützrohre nach München, welche die Oesterreicher im Jahre 1705 daselbst vorgefunden und weggeschleppt hatten.

Auf einer Waffenpyramide unter dem Porträt Max Emanuel's erhebt sich eine österreichische Fahne, eine Siegesbeute aus dem unglücklichen Tyroler Feldzuge von 1703, in dem sie dem General Styrum bei Eisenbirn abgenommen wurde. Daneben eine für denselben Feldzug angefertigte bayerische Fahne mit der Aufschrift „Quo pro prior cosorior" und eine Standarte der 1696 errichteten Grenadiers à cheval. Bei Höchstädt mit Roth vor dem Feinde gerettet, wehte sie Max Emanuel in den Niederlanden, am Rhein und bei seiner Rückkehr nach Bayern voran.

Unferne davon liegt eine beim Ueberfall der Reichsstadt Ulm durch die Bayern (am 8. September 1702) erbeutete Kanoniertrommel mit interessanten Darstellungen eines Büchsenmeisters und von mancherlei Artilleriematerial. Weiterhin folgen schöne Spontons und Hellebarden der Grenadier-Ober- und Unteroffiziere und ein paar Gewehre mit umlegbaren Bajonett.

Ueber dem mittleren Thürbogen sieht man das Reiterbild des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz (gest. 1716), des Reformators der pfälzischen Armee, und nebenan jenes des unglücklichen Kaisers Karl VII. Die unterhalb aufgestellte Waffenpyramide enthält auch eine von dem Münchener Habermel kunstreich in Messing getriebene Trommel. Dicht an der Fensterseite schaut das Porträt des 1699 plötzlich verstorbenen Kurprinzen Josef Ferdinand, Prinzen von Asturien, von der Wand. Mit der Leiche des siebenjährigen Knaben begrub Max Emanuel seine stolzesten Hoffnungen auf den spanischen Königsthron. Bald darauf entbrannte der spanische Erbfolgekrieg.

Ueber den Fenstern hängen drei interessante Fahnengruppen. Die erste enthält bayerische Fahnen aus der Zeit von 1700 bis 1800, die zweite weitere Fahnen von Bischöfen ꝛc., deren vormalige reichsunmittelbare Gebiete nun Bayern einverleibt sind, die dritte vormals reichsunmittelbarer weltlicher Herren. Interessant sind auch Fahnen aus dem bayerischen Erbfolgekrieg mit manchmal sehr derben Trotzreimen und eine solche Karl Theodor's aus der Zeit des letzten Reichsvicariates (1791).

Nahe dabei steht eine Hinterlader-Kanone aus dem 30jährigen Kriege, an der Schichten von Metall, Gyps und Schnüren mit einem Lederüberzug einander folgen.

An der Westwand hängen Bildnisse Max III. und Karl Theodor's; darüber ein anderes Kaiser Karl's VII. von Vivienne. Auf der Waffenpyramide unter dem Porträt Max III. sieht man die letzte Muttergottesfahne mit einem Marienbilde des Münchener Malers Oefele. Unter dem Bildnisse Karl Theodor's ist das Modell des Mittel-Pavillons der von ihm erbauten Hofgartencaserne aufgestellt. Daneben stehen die Modelle der von dem Kriegsminister Grafen Rumford vorgeschlagenen Infanterie- und Cavalleriehelme, welch' erstere, allerdings mit einigen Abänderungen, noch heute in der bayerischen Armee eingeführt sind.

An interessanten Fahnen finden sich in diesem Saale noch zwei von der Kurfürstin Elisabeth Maria, Gemahlin Karl Theodor's, gestickte, die Standarte des Markgrafen

Christian Ernst von Bayreuth als Oberbefehlshabers der Reichsarmee am Rhein im Jahre 1706, eine Standarte des gefürsteten Abtes von Kempten, eine dänische und schließlich eine reichgestickte, den kaiserlichen Doppeladler zeigende Standarte des 1747 aufgelösten Dragoner-Regiments Taxis, das Prinz Christian Egon von Thurn und Taxis auf seine Kosten für den Kaiser Karl VII. errichtet hatte. Die Fahnenbänder sind von der Kaiserin Amalia eigenhändig gestickt. Diese Standarte erwarb Se. Maj. der König Ludwig II. und machte sie dem Armee-Museum zum Geschenk.

Wir treten nun in den 4. Saal, den des 19. Jahrhunderts. An der westlichen Wand desselben zeigen sich zuvorderst die lebensgroßen Brustbilder des Königs Maximilian I. und des damaligen Kronprinzen Ludwig, dieser in Chevauxlegers-Uniform. Das letztere Bild war für den Kaiser Napoleon bestimmt, wurde aber infolge eingetretener Verstimmung zwischen Beiden nicht übergeben. Beide sind von Fahnen aus jener Zeit umgeben. Zwischen den Porträts bemerkt man unter anderen die vom Könige Maximilian I. der Innsbrucker Nationalgarde kurz vor Ausbruch des Aufstandes von 1809 verliehene Fahne. Unter den Porträts Pyramiden mit in den Kämpfen in Tyrol 1809 und 1813 erbeuteten Fahnen und Waffen. Eine der ersteren zeigt die Farben der cisalpinischen Republik mit der Umschrift Libertà o morte, die von der phrygischen Mütze überragten Fasces und die Worte: „Guardia nazionale di Bieno". Ebenda fallen dem Beschauer vier dem 18. französischen Chasseur à cheval-Regiment in der sonst so unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden (3. December 1800) abgenommene Standarten in die Augen. Dieselben zeigen auf roth und grünem Grunde das gelbe Jägerhorn mit der Umschrift „obéissance à la loi" und in den Ecken die Fasces. Als jüngst die Anfertigung neuer Fahnen für die französische Armee vorbereitet wurde, schickte die Regierung, da sich in Frankreich keine Feldzeichen der ersten Republik erhalten haben, eigens einen Künstler nach München, um die obenerwähnten nachzuzeichnen, die auf diese Weise zum Muster für die im vorigen Sommer vertheilten neuen dienten.

Die rechtseitige Pyramide ist zum Theil aus anderen in den Feldzügen in Tyrol erbeuteten Fahnen der Insurgenten gebildet, deren eine besonders dadurch interessant ist, daß auf ihr eine Compagnie tyrolischer Vaterlandsvertheidiger mit ihrem Commandanten an der Spitze vorgestellt, welche Bekleidung und Bewaffnung deutlich erkennen läßt. Ebenda sieht man eine im Treffen bei Wörgl (13. Mai 1809) nebst 9 Geschützen erbeutete Fahne des österreichischen Infanterie-Regiments Lusignan. Am Fuß der Pyramide liegen Tyroler Stutzen, Morgensterne und andere Waffen der Insurgenten. Die große rothgelbgrüne Fahne in dieser Gruppe mit dem Bildniß der beiden Apostel-Fürsten ist eine Fahne der ausständischen Salzburger.

Die Mittelgruppe besteht in einer Kolossalbüste Sr. Maj. des regierenden Königs, hinter der ein Theil derjenigen 22 preußischen Fahnen hängt, welche am 15. April 1807 dem Könige Maximilian I. im Auftrage des Kaisers Napoleon übergeben wurden. Das Porträt eines jugendlich schönen Mannes ist das von Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien.

In den Ecken dieser Seite des Saales stehen zwei Glasschränke. Der eine nächst dem Fenster enthält die Feldmarschalls-Uniform Maximilian's II., der andere die des Feldmarschalls Wrede, und jene, in welcher General Graf Deroy in der Schlacht bei Polozk (am 18. August 1812) fiel. Oberhalb dem ersteren Kasten sieht man die Leib- und Compagniefahnen des schon früher erwähnten Ansbach-Bayreuthischen Regiments Reizenstein, das den Stamm des heutigen 13. Infanterie-Regiments bildete. Sie befand sich mit anderen preußischen Fahnen in der Veste Plassenburg, als diese am 25. November 1806 capitulirte.

Die an der Ostwand des Saales aufgebauten Waffenpyramiden verdanken ihre Entstehung dem glorreichen Kriege von 1870/71. In der Mitte sieht man die Büste des General-Feldzeugmeisters Prinzen Luitpold und über dem mittleren Fenster den vom Soldaten Simon Eisenmann des 2. Infanterie-Regiments in der Schlacht bei Wörth eroberten Adler des 36. französischen Infanterie-Regiments. Es ist das der einzige, der im Kampfgewühle in deutsche Hände fiel. Er wird von den Fahnen von vier Marschregimentern flankirt. Zwischen den zu beiden Seiten befindlichen Pyramiden aus eroberten Gewehren sieht man verschiedene Rüstungsstücke und Heergeräthe, darunter eine an der Loire erbeutete, aus eisernen Wagenbüchsen hergestellte Francitreurs-Doppelkanone, ein Feldbett aus dem bei Wörth erbeuteten Zelte Mac-Mahon's 2c.

An den oberen Theilen der Nord- und Südwand sind je drei Fahnengruppen angebracht. Die erste und dritte der Nordwand weisen auf die im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts an die Krone Bayern gekommenen Gebietstheile hin, die zweite läßt, umgeben von den Standarten der früheren bayerischen Kürassier-, Husaren- und des 4. Chevauxlegers-Regiments und den alten Kürassierlanzen, das von Stieler gemalte Porträt des Feldmarschalls Prinzen Karl erkennen.

Die erste und dritte Gruppe der Südwand sind aus Trophäen aus den Revolutions-, Tyroler und früheren französischen Kriegen gebildet. In der Mitte derselben Wand umgeben bayerische Wappenschilde und Bataillonsfahnen das Bild des Königs Maximilian II. Ebenda befindet sich eine interessante Gruppe von 30 französischen Gewehren mit 14 verschiedenen Modellen aus der Zeit vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage herab: sie sind Kriegsbeute aus dem Feldzuge an der Loire. Ein Porträt Maximilian's I. als neunjährigen Knabens in schmucker, hellblauer Uniform versetzt uns in längstvergangene Zeiten zurück. Als Basis dienen ihm ein paar Pauken. Unsern davon sieht man die Büste des Marschalls Fürsten Wrede und den Infanterieheim und Jägerschako aus der Zeit Ludwig's I.

Rings um das Innere des Saales ziehen sich Gewehrrahmen und Glaskästen. Von den Gewehrschränken enthalten zwei die seit 1800 in Bayern eingeführten Handfeuerwaffen, zwei andere die zur Einführung vorgeschlagenen Modelle. Der erste Glaskasten hat sämmtliche bayerischen, so wie von hervorragenden Angehörigen der bayerischen Armee getragenen fremden Orden und Ordensdecorationen, dann Fahnenbänder von Feldzeichen aufgelöster Heeresabtheilungen, darunter mehrere von fürstlichen Damen gestickte schwarz-rothgoldene; ferner den Ehrensäbel, den Fürst Taxis 1849 in der Pfalz erhielt, und den Ehrendegen, den die Armee dem Fürsten Wrede verehrte, aufgenommen. Außerdem liegen hier der Degen, den der französische Divisionsgeneral Raoult bei seiner Gefangennahme in der Schlacht dem Hauptmann v. Ziegler vom 5. Infanterie-Regiment übergab, ferner eine Fahnenspitze mit dem krähenden gallischen Hahn und den Buchstaben R. F., an der Loire erbeutet; ein Hinterlader, den sein Erfinder 1814 dem Könige Maximilian I. mit dem Beifügen überreichte, er habe vier Jahre früher seine Erfindung Napoleon angeboten 2c. Der zweite Kasten enthält Modelle verschiedener Kanonen des 17. und 18. Jahrhunderts aus der Augsburger Geschützgießerei, eine Salzburger Hinterladungskanone aus dem 17. Jahrhundert mit Keilverschluß, der dritte die Modelle der Liel'schen Festungsgeschütze, der vierte die Feldgeschütze des Systems Zoller mit dazugehörigen Wagen 2c.

Im fünften und letzten Saale sind zunächst an der den Fenstern gegenüberstehenden Wand Schutz- und Angriffswaffen der vormaligen Garde du Corps und Kürassiere, Partisanen der alten Trabanten-Garde und verschiedene andere Waffen der bayerischen Armee aus den ersten Jahren des

19. Jahrhunderts aufgestellt. An der dem Ausgange gegenüberstehenden Wand fallen drei große Porträts Kaiser Karl's VII. zwischen zwei Reichsfahnen, des Königs Maximilian I. und des Kurfürsten Maximilian III. zwischen zwei blauweißen Fahnen aus jener Zeit in die Augen. Unter dem Porträt des Königs hängt ein kolossales Kreuz in Form des Dienstzeichens für die Theilnahme an den Feldzügen gegen Frankreich 1813 bis 1815 aus lauter solchen Dienstzeichen gebildet.

Zu beiden Seiten dieses Kreuzes erregen je zwei tropfsteinartige Gebilde unsere Aufmerksamkeit. Es sind zusammengeschmolzene Eisentheile von Gewehren, Säbeln ꝛc. aus der 1866 von den Preußen beschossenen und theilweise niedergebrannten Veste Marienberg bei Nürnberg. An Gemälden findet sich hier noch eine Scene aus dem 1852 bei Oberföhring an der Isar nächst München stattgehabten Feldmanöver, mit den Porträts des Königs Maximilian II. und vieler Generäle. An der nördlichen Wand steht, von französischen Waffen von 1870—71 umgeben, der Korb eines großen Luftballons, der während der Belagerung von Paris durch die Deutschen dort aufstieg und bis nach Zwiefel an der böhmischen Grenze verschlagen wurde. Außerdem enthält der Saal österreichische, preußische, württembergische, sächsische, badische, belgische, englische, russische ꝛc. Musterwaffen und in der Mitte des Saales in zwei großen Glasschränken hat eine namhafte Anzahl meist älterer Artillerie-Gegenstände Platz gefunden.

Museen dieser Art werden nie definitiv abgeschlossen, darum kann auch das bedeutsame Werk Würdinger's nicht als vollendet bezeichnet werden, und das um so weniger, als ihm sein reiches Wissen immer wieder neue Quellen erschließt. Gleichwol erscheint das von ihm eingerichtete Armee-Museum schon heute als eine lobstbare lebendige Illustration seiner bayerischen Kriegsgeschichte, an deren Werth kein ähnliches Buch hinanreicht.

K. Sächsischer Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 4. April unter Vorsitz S. K. H. des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachsen.

Nach Erledigung einiger Regisstrandeneingänge wurde durch Staatsarchivar Dr. Ermisch die erste Lieferung einer Sammlung photographischer Aufnahmen vorgelegt, welche der verdienstvolle Vorstand des Freiberger Alterthumsvereins, Stadtrath Gerlach, unternommen hat. Unter dem Titel „Das alte Freiberg in Bildern" enthält diese Lieferung 32 Blatt sehr geschickt ausgewählter und aufgenommener Ansichten von künstlerisch wie historisch werthvollen Gebäudegruppen der alten Bergstadt. Der Ankauf eines Exemplares für die Vereinssammlung wurde beschlossen. Es ersolgte ferner von gleicher Hand die Vorlage der Photographie einer kleinen eisernen Figur mit einem Schreiben des Bergrath Gätzschmann zu Freiberg, in welchem dargelegt wird, daß die genannte Figur jüngst zu Schneeberg in der seit 1513 nicht mehr gangbaren alten Grube St. Georg 240 Meter unter Tage aufgefunden wurde und daß die chemische Unterſuchung des Metalls letzteres als Gußeisen erwiesen hat. Die täuzelnde Stellung des Figürchen scheint einen musicirenden oder pritschenschlagenden Narren darzustellen, das betreffende Instrument ist leider nicht mehr vorhanden. Die Tracht weist auf die Uebergangszeit vom 15. zum 16. Jahrhundert hin. Für eine bestimmtere Beurtheilung der Modellirung und der in diesem Falle besonders wichtigen Technik kann die vorliegende photographische Aufnahme aber nicht genügen, erstere kann nur mit Hilfe des Originales erfolgen. Eine gründlichere Untersuchung würde um so wünschenswerther sein, da mit Ausnahme der großen gußeisernen Ofenplatten, welche bis in das 15. Jahrhundert zu verfolgen sind, der Kunsteisenguß bei uns erst in der Uebergangszeit des 16. zum 17. Jahrhundert bemerkbar wird. Prof. Dr. Stechе begründet dies durch Hinweis auf verschiedene sehr kunstfertige Eisenarbeiten, Steigbügel, verschiedenes andere Pferdegeschirr und eine prächtig gearbeitete Reformationsmedaille, welche, unzweifelhaft aus Eisen gegossen, sich im K. historischen Museum zu Dresden befinden. Ja es scheint, als sei bei diesen und ähnlichen Arbeiten die Technik des Eisengusses mit jener des Eisenschnittes Hand in Hand gegangen.

Ferner lagen als Geschenk ihres Verfertigers des Architekten Möckel zu Dresden die Reproductionen seiner vortrefflichen Aufnahmen der spätromanischen Pfeilerbasilica St. Nicolaus vor Dippoldiswalde vor, über deren inneren Bilderschmuck in der Novembersitzung des vergangenen Jahres berichtet wurde. Die genannten Aufnahmen sind bestimmt, für die in nächster Zeit durch Architekt Möckel auszuführende Restauration dieses für die Landeskunstgeschichte sehr werthvollen Baues zu dienen. Durch Acclamation erfolgte dann die Aufnahme der Städte Oschatz und Dippoldiswalde als Vereinsmitglieder, dieselben werden im Vereine durch die derzeitigen Bürgermeister Härtwig und Grundig vertreten sein, ebenso wird nunmehr die dem Verein schon seit einer Reihe von Jahren als Mitglied angehörende Stadt Pegau durch Bürgermeister Voigt vertreten sein. Das Beitreten von Landesstädten, welche keine selbständigen Vereine gleicher Richtung besitzen, ist als hocherfreulich und der Kunstforschung des Landes zweckdienlich zu begrüßen. Nach Aufnahme weiterer drei Mitglieder durch Kugelabstimmung hielt der Director des K. Hauptstaatsarchivs Geh. Rath v. Weber den angekündigten Vortrag: „Ueber die ursprüngliche Entwickelung der Landstandschaft in den sächsischen Landen". An die Schriften von Weck, Hausmann, von Langenn u. A. knüpfend, verfolgte der Redner eingehend die Spuren der altständischen Verfassung auf Grund von Urkunden bis in die Zeiten der Markgrafen Konrad des Großen und Otto des Reichen, besprach hierauf den Zusammenhang der späteren Landtage mit den alten Landdingen und ging namentlich unter Berücksichtigung der Geschichte des Steuerwesens auf die Organisation und Thätigkeit der Landtage des 14. und 15. Jahrhunderts ein.

Mit dieser Sitzung schloß der Verein seine statutengemäßen Sitzungen bis zum nächsten Herbst, doch werden wie in den letzten Jahren auch für die bevorstehenden Sommermonate zwanglose Vereinigungen an jedem ersten Monats-Montag stattfinden. Auch für dieses Jahr und zwar für Ende Mai ist ferner ein gemeinsamer Ausflug beabsichtigt, während die letzten nach Freiberg, Bautzen und Stolpen unternommen wurden, wurde für dieses Jahr ein Besuch von Dom, Burg und Stadt Meißen wie der benachbarten Ruinen des Klosters zum h. Kreuz beschlossen.

Illustrirte Werke.

Von den in das — nach unserem Dafürhalten neuerdings mit allzu großer Vorliebe gepflegte — Gentre der sogen. illustrirten Prachtwerke einschlagenden Lieferungswerken sind seit unserem letzten darauf bezüglichen Referate zwei vollständig erschienen, die billige Ausgabe von Scherr's „Germania", die nach den Erklärungen der Verlagshandlung im Publicum viel Beifall und große Verbreitung gefunden hat, und Friedrich von Hellwald's Geschichte der Nordpolfahrten: „Im ewigen Eis". Die letztere umfaßt 40 Lieferungen, mithin beträchtlich mehr, als im Prospecte angegeben worden war. Das — übrigens seinem Verfasser alle Ehre machende — Werk scheint demselben unter den Händen gewachsen zu sein.

Besonders hervorheben wollen wir, daß die neuesten Forschungsreisen, insbesondere des vielgefeierten Nordenskjöld's Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt, ausführliche Berücksichtigung erfahren haben. — Das im Verlage von S. Schottländer in Breslau und Leipzig erscheinende, in der That prächtige Werk „Ariost's rasender Roland". Mit Illustrationen von Gustav Doré, übersetzt von H. Kurz, herausgegeben — bekanntlich unter Streichung „anstößiger Stellen" — von P. Heyse, ist bis zur 12., den 11. bis Anfang des 13. Gesanges umfassenden Lieferung vorgeschritten. Der Vollklang der Ariost-Kurz-Heyse'schen Verse und die unerschöpfliche Phantasie Doré's sind gleich bewundernswerth. — Von der illustrirten Ausgabe von des Freiherrn v. Hübner „Spaziergang um die Welt" (Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig) sind uns bis jetzt 16 Lieferungen zugegangen. In der letzten beginnt die Schilderung der großen, noch immer geheimnißvollen Hauptstadt Japans, durch welche die bekannteste und auch nach des Verfassers Ansicht bislang beste Beschreibung Yedos durch Richard Lindau in wesentlichen Punkten ergänzt bez. berichtigt zu werden scheint. — Das soeben erschienene 5. Heft der Nordlandsfahrten „Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales" (Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig) führt uns nach Schottland, in das von der Sage umwobene Land der Könige und Helden, nicht minder aber auch der Vasallentreue. Die vorhergehenden Lieferungen brachten eine sehr anziehende Darstellung Irlands und seiner Verhältnisse, des Sitzes chronischer Rebellionen seit 6 Jahrhunderten, zu denen vorzugsweise der Süden und Westen von Irland sich geneigt gezeigt hat. Sagt doch der Irländer: „Unsere Sonne geht im Westen auf und Englands Verlegenheit ist meine Gelegenheit", um anzudeuten, daß der Irländer jede Gelegenheit, bei welcher die Londoner Regierung anderweit beschäftigt ist, ergreift, um mit Ungestüm auf seine alten Forderungen zurückzukommen und Englands Verlegenheiten zu vermehren. Uebrigens ist Irland nach der vorliegenden Darstellung in Wort und Bild an erhabenen Naturschöpfungen so reich, wie kaum ein anderes Land.

Wir wenden uns nunmehr zu einigen Neuheiten auf dem Gebiete der „Illustrirten Prachtwerke", die gleichfalls in Lieferungen erscheinen werden und von denen die ersten Lieferungen ganz kürzlich erst zur Ausgabe gelangt sind. — In erster Reihe nennen wir das im Verlage von Heinrich Schmidt & Carl Günther in Leipzig erscheinende Werk „Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Kleinpaul." Der Verfasser, ein junger sächsischer Gelehrter, welcher sieben Jahre in Rom gelebt hat und in seinen auch von uns mit Anerkennung besprochenen römischen Lebens- und Landschaftsbildern (unter dem Titel „Roma Capitale" bei F. A. Brockhaus 1880 erschienen) bewiesen hat, daß er nicht umsonst dort gelebt — und studirt hat und daß man sich seiner Führung bei einem Besuche der heiligen Stadt getrost anvertrauen darf, beabsichtigt uns darin das heutige Rom und dessen Umgebung, die Sabiner- und Albaner-Berge wahrheitsgetreu zu schildern, dabei aber immer vor dem Blicke des Betrachters das alte, heilige Rom mit seiner überwältigenden Pracht und seiner ehrwürdigen Geschichte aufsteigen zu lassen, er wird daher einer Wanderung durch das moderne Rom Schilderungen des alten Roms, des Lebens und der Sitten der alten Römer, der altchristlichen Baudenkmäler und Symbolik, nicht minder des römischen Lebens im Mittelalter vorangehen lassen und durch dieselben die erstere würdig einleiten. Es wird sich hierin das Kleinpaul'sche Werk besonders vor anderen denselben Gegenstand behandelnden unterscheiden. Daß „die Bilder" den „Worten" würdig zur Seite stehen werden, dafür bürgen die Illustrationsproben der uns vorliegenden ersten Lieferung. In ca. 36 Lieferungen (Preis je 1 ℳ) wird das Werk fertiggestellt sein. — Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst. Eingeführt von Julius Sturm. Mit 12 Lichtdrucken nach Originalen von Th. Schüz in Düsseldorf betitelt sich ein anderes Lieferungswerk, in welchem alles das zusammengestellt und bildlich dargestellt werden soll, was unsere gemüthvollsten Dichter über unser Heim und Haus, über den Werth und Bau desselben, die Eheleute, des Hauses Säulen und Pfeiler, die Kinder, des Hauses Schmuck und Schatz, die Freunde des Hauses, des Hauses in guten und bösen Tagen ꝛc. „gesungen und gesagt" haben. Die uns bisher zugegangene erste Lieferung enthält sinnige Sprüche und Lieder über des Hauses Werth und Bau, von älteren und neueren Dichtern herrührend; ein ganz reizender Lichtdruck, ein junges Ehepaar im eigenen Heim darstellend, gerecht derselben zur wahren Zierde. Das Werk ist auf 10—12 Lieferungen à 1 ℳ berechnet.

Ein Prachtwerk im edelsten Sinne des Wortes verspricht die Geschichte unseres Heldenkaisers und seiner hohen Ahnen zu werden, welche unter dem Titel „Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland" im Verlage von Friedrich Bruckmann in München von dem Wirkl. Geheimen Rath Grafen Stillfried-Alcántara, dem bekannten Forscher auf dem Gebiete hohenzollern'scher Alterthümer, und dem Historiker Professor Dr. Kugler im Vereine mit deutschen Künstlern, wie Bleibtreu, Camphausen, Defregger, Kaulbach, Menzel, Thiersch, Thumann, A. v. Werner u. A. herausgegeben werden wird. Das Werk erscheint in Folio-Format und soll bis Weihnachten 1881 in 25 Lieferungen, je aus vier reich illustrirten Folio-Bogen mit zwei ganzseitigen Bildern bestehend, vollständig vorliegen. Der Preis der Lieferung ist auf 2 ℳ festgestellt. Gleichzeitig wird eine in nur 200 nummerirten Exemplaren hergestellte Fürsten-Ausgabe in der gleichen Anzahl Lieferungen, aber zum Preise von je 10 ℳ vorbereitet, die sich durch eine noch reichere Ausstattung auszeichnen wird. Die bisher erschienene erste Lieferung behandelt den im 11. Jahrhundert liegenden „Aufgang des Sternes der Hohenzollern am Firmament der Geschichte" unter der Ueberschrift: „Zollern und Nürnberg" bis zu dem Nürnberger Burggrafen Friedrich VI., der zum brandenburgischen Kurfürst Friedrich I. erhoben wurde, und dessen Sohne Friedrich II., und ist, abgesehen von geschmackvollen Initialen und Textbildern, mit vier Vollbildern, die Gemahlin des Grafen Friedrich von Zollern mit ihren beiden Söhnen im Burggarten zu Nürnberg, die Gefangennahme Friedrich's des Schönen in der Schlacht bei Mühldorf durch Friedrich IV., die Huldigung der Städte Berlin und Cöln im Jahre 1415, und den Großen Kurfürst nach der Schlacht bei Tilsit darstellend, ausgestattet. Wir gedenken über das Fortschreiten dieses vaterländischen Ehrenbuches von Zeit zu Zeit zu berichten.

Im Sigmund Bensinger'schen Verlage zu Wien wird eine illustrirte Pracht-Ausgabe von Gotthold Ephraim Lessing's Werken zum Andenken an den hundertjährigen Todestag des großen Denkers vorbereitet. Die Revision des Textes hat Dr. Heinrich Laube übernommen, welcher nach Aufgabe seiner Thätigkeit als Bühnenleiter ganz der literarischen Beschäftigung sich gewidmet hat, die Original-Zeichnungen, die das Werk zu schmücken bestimmt sind, gehen aus den Händen der besten Wiener Künstler hervor, so daß eine den bisher im Buchhandel erschienenen illustrirten Classiker-Ausgaben würdig zur Seite stehende „Prachtausgabe" zu erwarten ist. Dieselbe erscheint in ca. 50 broschirten Lieferungen von je 3—4 Bogen Inhalt zum Preise von je 50 ₰ = 30 kr. Die uns vorliegende erste Lieferung enthält Lessing's Sinngedichte; sowol das dieselbe einleitende Portrait des Dichters und Begründers der neuen deutschen Kritik, als die dem Texte beigegebenen zahlreichen Illustrationen sind vortrefflich ausgeführt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 35. Sonntag, den 1. Mai. 1881.

Inhalt: Das römische Königthum, von Ludwig Lange. — Leipziger Theater, von R. von Gottschall. — Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft. — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Das römische Königthum [1]).

Von **Ludwig Lange.**

Hochansehnliche Versammlung! Der Einladung des Rectors folgend haben wir uns versammelt, um an dem Tage, an welchem Se. Majestät unser allergnädigster König auf ein vollendetes Lebensjahr zurückblickt und ein neues beginnt, unserer ehrfurchtsvollsten und treu anhänglichen Liebe zu unserem Landesherrn Ausdruck zu geben. Der Geburtstag unseres Königs Albert, der sein besonderes Interesse für die Universität dadurch bekundet hat, daß er gerufen hat unser Rector magnificentissimus zu sein, ist auch für uns ein Festtag; auch uns gemahnt er, dankbar vielfacher empfangener Wohlthaten zu gedenken; auch wir blicken an diesem Tage vertrauensvoll auf die Zukunft, in der unser erhabener Herrscher fortfahren wird, uns ein gleich gütiger Regent wie bisher zu sein. Da aber auch der Könige Wirken nicht gedeihen kann ohne den Segen des Höchsten, so bitten wir Gott, daß er unserem Könige noch manches Lebensjahr hinzulegen und seine königliche Regierung für ihn selbst, sein Land und seine Unterthanen immerdar eine gesegnete sein lassen wolle.

Ueberall im Sachsenlande wird der heutige Tag als ein Tag des Glückes und der Freude gefeiert. Einmüthig betheiligen sich alle Stände an dieser Feier; denn für alle ist der König in gleicher Weise der feste Hort der gesetzlichen Ordnung, für alle in gleicher Weise ein ebenso weiser wie gerechter, ein ebenso gütiger wie mächtiger Herr, ein Landesvater in der vollen Bedeutung des Worts. Darum rühmen auch die einzelnen Stände mit gleichem Recht gerade die Seiten seiner königlichen Thätigkeit, die ihrer Eigenart besonders zugewandt sind. Der Nährstand preist den einsichtigen Beschützer des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbthätigkeit, dem es gelingt, sein Volk hindurchzuführen durch die nicht ganz zu vermeidenden Schwankungen des öffentlichen Wohlstandes zu immer gesicherterer öffentlicher Wohlfahrt; der Wehrstand ist stolz auf den siegreichen und ruhmgekrönten Feldherrn, dessen Kriegsthaten bis in die fernsten Zeiten in unvergänglichem Glanze strahlen werden, dessen Siege wesentlich mitgeholfen haben zur Errichtung des Deutschen Reiches, in dessen kraftvoller Entwickelung die Bürgschaft des europäischen Friedens und somit der Sicherheit, Freiheit und Wohlfahrt auch unseres Staates beruht; der Lehrstand endlich verehrt in unserem Könige den Freund und Gönner von Kunst und Wissenschaft, den Förderer aller derjenigen Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, das von den früheren Generationen erworbene ideale Gut wahrhafter Geistesbildung, ohne welche der gesicherte Besitz der leiblichen Wohlfahrt zu sinnlichem Lebensgenuß, sittlicher Entartung und geistiger Verwilderung führt, unversehrt zu erhalten und in ihm die Grundbedingung geistiger Wohlfahrt den uns nachfolgenden Generationen zu überliefern.

Dem Lehrstande aber erwächst im Vorzuge vor den beiden andern Ständen aus seiner Eigenart die besondere Verpflichtung, an einem solchen Tage allgemeiner patriotischer Festfreude die Jugend und alle diejenigen, welchen um der Zukunft willen die Bildung der Jugend am Herzen liegt, hinzuweisen auf die unvergänglichen Ideen, die vom Beginn der menschlichen Civilisation bis zur Höhe der jetzigen Culturentwickelung mächtige Förderungsmittel in der Erziehung des Menschengeschlechts zur Sittlichkeit gewesen sind und deshalb mit Recht als Kundgebungen des Geistes gelten, welcher die Welt und die Geschicke des Menschengeschlechts nach seinem Rathschlusse regiert.

Zu diesen Ideen gehört unzweifelhaft die Idee des Königthums, die uns bereits in den allererſten Anfängen der Geschichte in concreter Form entgegentritt und die seitdem sich in einer mannigfaltigen Fülle von nach Zeit, Nationalität und Bildungsstufe verschiedenen Erscheinungsformen verwirklicht hat.

Wollte ich, dem der ehrenvolle Auftrag geworden ist, Namens der Universität heute an die akademische Jugend, die Lehrer und Freunde derselben eine festliche Ansprache zu richten, es versuchen, die Idee des Königthums in allen ihren historischen Erscheinungsformen vor Ihnen zu entwickeln, so würden meine Kräfte dazu freilich nicht ausreichen. Aber, da es bei einer solchen Ansprache nicht sowol auf vollständige Behandlung eines weitgegriffenen Themas als vielmehr auf Anregung des Nachdenkens über einen der Würde des Tags angemessenen Gegenstand ankommt, so glaube ich auf Ihre Nachsicht rechnen zu dürfen, wenn ich Sie bitte, sich mit mir auf mein specielles Studiengebiet zu begeben und mit mir bei einer kurzen Betrachtung des römischen Königthums zu verweilen. Denn darüber kann von vorn herein kein Zweifel sein, daß die Idee des Königthums gerade in dem der Nationalität und der Bildungsstufe der Römer entsprechenden römischen Königthum einen durch Schärfe und Bestimmtheit der begrifflichen Formulirung ausgezeichneten und hochinteressanten Ausdruck gefunden hat.

Aber freilich wird Mancher von Ihnen die zweifelnde Frage aufwerfen, ob es denn bei der Unzuverlässigkeit der Tradition überhaupt möglich sei, etwas historisch Sicheres über das römische Königthum auszusagen. Hat doch Th. Mommsen den Satz ausgesprochen [2]): „Wir müssen darauf verzichten, das römische Königthum in seiner historischen In-

[1]) Rede, gehalten am 23. April a. c. von Hrn. Geheimen Hofrath, Professor Dr. phil. et jur. Ludwig Lange in der Aula der Universität zur ersten daselbst veranstalteten Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs.

[2]) Römisches Staatsrecht, 2. Aufl., Bd. 2, S. 8.

bividualität zu erkennen und uns begnügen, einigermaßen den Begriff zu bezeichnen, den die Juristen der Republik unter dem Namen des Königthums an die Spitze der römischen Magistratur gestellt haben." Lassen Sie sich durch ein solches Machtwort nicht abschrecken; nicht Alles, was die Tradition über das römische Königthum berichtet, beruht auf Rückschlüssen der römischen Juristen; Einiges und, wie ich glaube, gerade das Wichtigste, beruht auf einer bis auf die Königszeit selbst zurückgehenden ununterbrochenen Tradition, und daran hatten die zur Vervollständigung des Bildes etwa erforderlichen Rückschlüsse der römischen Juristen einen besseren Halt, als ihn die Rückschlüsse der modernen Lehrer des römischen Staatsrechts an den aus den republicanischen Institutionen der zwei letzten Jahrhunderte der Republik abstrahirten staatsrechtlichen Dogmen besitzen.

Die bis in die Königszeit zurückgehende Tradition ist eine zweifache. Einmal hatten gewisse Institute der ursprünglichen Verfassung infolge des eminent conservativen Sinnes der Römer sich bis in die Zeiten, in denen aus der sinkenden Republik sich eine neue Monarchie entwickelte, erhalten; sodann aber hatte sich gerade an diese Institute eine fortlaufende schriftliche Tradition geknüpft, deren Bewahrer die Collegien der Augurn und Pontifices waren.

Zu jenen Instituten, die ohne nefas nicht hatten beseitigt werden können, weil sie nach dem Glauben der Römer auspicato, d. h. mit Zustimmung des Jupiter Optimus Maximus, begründet worden waren, gehörten die nach den Tribus der Ramnes, Tities und Luceres mit ihren 30 Curien gegliederten comitia curiata, die alljährlich zur Beschlußfassung über die lex curiata de imperio der Magistrate gehalten werden mußten, aber auch bei andern Gelegenheiten gehalten wurden, z. B. im J. 59 in Cäsar's Consulat zur Beschlußfassung über die Arrogation des P. Clodius, durch welche dieser aus dem Stande der Patricier zu der Plebs übertrat. Dazu gehört ferner die alljährlich für die Legalisirung der Amtsführung der Magistrate und gewisser gesetzgeberischer Acte erforderliche, wenn auch zu einer Formalität gewordene, patrum auctoritas, in der der Erinnerung an die einstige Macht der gentes patriciae im ursprünglichen Staate fortlebte. Dazu gehörte nicht minder das noch in den Jahren 55, 53 und 52 wegen Unterbrechung des Consulats nothwendig gewordene rein patricische interregnum, das natürlich nur in der Zeit der reges hatte entstehen können. Und so lebte endlich das Königthum selbst fort in dem rex sacrorum, dem am Range höchststehenden Priester Roms, der sich mit dem pontifex maximus, dem Erben der königlichen Oberaufsicht über die sacra patria, in die domus regia theilte, welche neben dem Staatsherde, dem Tempel der Vesta, gelegen war.

Mit Rücksicht auf diese, ich möchte sagen, thatsächliche Tradition giebt denn auch Mommsen zu, daß „die römische Gemeinde vom lebenslänglichen Königthum ausgegangen ist, und daß es nicht blos auf gelehrtem Rückschluß beruht, wenn die gesammte Ueberlieferung davon ausgeht, daß urbem Romam a principio reges habuere [1]) und daß die jährigen Consuln erst zu herrschen begannen post reges exactos". Wenn dieser Historiker trotzdem die Möglichkeit der Erkenntniß der historischen Individualität des römischen Königthums leugnet, so würde er dazu nur dann berechtigt sein, wenn er beweisen könnte, daß es eine schriftliche Tradition über das Königthum, die aus der Zeit des Königthums selbst oder wenigstens aus der Zeit der Vertreibung des Tarquinius stammte, nicht gegeben habe. Dieser Beweis kann aber nicht allein nicht geführt werden, sondern die Präsumtion ist durchaus für das Gegentheil.

Die beiden seit Beginn der Republik durch Cooptation sich ergänzenden, also für eine ununterbrochene sachkundige Tradition vorzüglich geeigneten Collegien der Augurn und Pontifices stammten gleich den auspicia und den sacra patria, auf die sich ihre Sachkenntniß bezog, aus der Königszeit. Daß des Schreibens kundige Männer in diesen Collegien saßen, läßt sich für die Zeit der Tarquinier um so weniger bezweifeln, als die mit dem Beginn der Republik beginnende Sitte der öffentlichen Aufstellung einer tabula dealbata mit einem Verzeichniß der bemerkenswerthen Ereignisse des abgelaufenen Jahres durch den pontifex maximus sogar ein schriftkundiges Publicum voraussetzt. Daß diese Männer mit den Aufzeichnungen des Rituals, der von ihnen vorkommenden Falls gefaßten decreta und der Berichte über denkwürdige Vorgänge innerhalb ihrer Wirksamkeit es ernst und aufrichtig nahmen, ist durchaus nicht zu bezweifeln, da die scrupulöse Gewissenhaftigkeit gegenüber den Göttern, durch welche die Römer der älteren Zeit sich auszeichneten, gerade bei ihnen als den in letzter Instanz den Göttern für die Reinheit der Auspicien und der Sacra Verantwortlichen in besonders hohem Grade vorhanden gewesen sein muß. Wenn darum nun auch nicht angenommen zu werden braucht, daß das, was Cicero und seine Zeitgenossen über die Institute der Königszeit in den libri augurales und pontificii lasen, in der von den Augurn und Pontifices der Königszeit selbst herrührenden Fassung ihnen vorlag, so beruhte doch das, was diese Bücher über die auspicia, das interregnum, die creatio, die inauguratio, die patrum auctoritas, die lex curiata de imperio der Königszeit, sowie über die Einsetzung des rex sacrorum und des pontifex maximus als Erben der sacralen Functionen des Königs enthielten, gewiß nicht lediglich auf Rückschlüssen, sondern zum guten Theil auf einer ununterbrochenen, von Generation zu Generation weitergeführten schriftlichen Ueberlieferung.

Gewiß ist zuzugeben, daß in den drei Jahrhunderten vom Ende des Königthums bis zum zweiten punischen Kriege, d. h. bis zu der Zeit, in welcher die ältesten Annalisten die römische Geschichte zu erzählen begannen, und in der Folgezeit bis auf die Zeit, in der Cicero z. B. seine Bücher de republica, de legibus, de divinatione schrieb und Varro sein großes Werk über die antiquitates rerum humanarum et divinarum verfaßte, sich Fehler und Irrthümer in die Tradition der Augurn und Pontifices einschleichen konnten, und daß diese Bewahrer des heiligen Rechts zur Beseitigung entstandener Widersprüche und kleinerer Lücken mitunter falsch combinirt und willkürliche Rückschlüsse gemacht haben mögen. Gewiß ist ferner zuzugeben, daß unter den Händen der Annalisten die auf das Königthum und die Verfassung des königlichen Rom bezügliche Tradition vielfach getrübt und entstellt worden ist; denn ohne augurale und pontificische Sachkenntniß zu besitzen, verstanden die Annalisten das, was sie, sei es direct, sei es indirect, aus den Büchern der Augurn und Pontifices erfuhren, schwerlich vollständig, und außerdem suchten sie es mit den von der Phantasie ausgeschmückten Reminiscenzen der späteren Generationen an eine weit zurückliegende Vorzeit und mit der vielfach gefälschten Tradition der einzelnen Geschlechter und Familien zu verbinden und auszugleichen.

Wenn nun aber auch infolge dieser Umstände die uns vorliegenden ausführlichen Schilderungen der Königszeit bei Livius und Dionysius an zu vielen Widersprüchen und Unklarheiten leiden, als daß sie für historisch richtig gelten könnten, so folgt aus alledem doch nur, daß es einer von historischem Sinne geleiteten und nicht von dogmatischen Voraussetzungen getrübten Kritik bedarf, um eine möglichst richtige Vorstellung vom römischen Königthum zu gewinnen, nicht aber, daß man ganz auf die Lösung dieser Aufgabe verzichten muß. Zwar ist es nicht möglich, ein bis in alle Einzelheiten ausgeführtes Bild der ursprünglichen Verfassung mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit zu entwerfen, aber es ist doch möglich, das römische Königthum als ein von anderen geschichtlich bekannten Formen des Königthums in-

[1]) Tacitus Annalen 1, 1.

dividuell verschiedenes zu erkennen und nach seinen wesentlichen Merkmalen richtig zu charakterisiren.

Zuerst nun ist daran als an einer wohlüberlieferten historischen Thatsache festzuhalten, daß die römischen Könige auf Lebenszeit gewählt worden sind, daß das römische Königthum ein Wahlkönigthum war. Es ist dies nicht blos die allgemeine Ansicht der in diesem Punkte völlig einstimmigen Tradition, sondern es ist auch schwer begreiflich, wie in einem solchen Cardinalpunkte die Augurn und Pontifices hätten Irriges überliefern können. Wenn Mommsen[1]) meint, „die Staatsrechtslehrer der Republik hätten die spätere consularische Wahl einfach auf die Königszeit übertragen, und es dürfe aus dieser augenscheinlich von denselben für ihre Zwecke gestalteten Erzählung keineswegs gefolgert werden, daß die Könige in der That durch Wahl zum Amte gelangt seien", so sieht man sich vergeblich nach einer wirklichen Begründung dieser Behauptung um. Denn, wenn dem vermeintlich unberechtigten Rückschlusse aus der Consulwahl auf die Königswahl entgegenstände, wie Mommsen meint, die Ernennung des republicanischen rex sacrorum durch den pontifex maximus, der Ausschluß der Volkswahl von der republicanischen Dictatur, und das die republicanische Entwickelung beherrschende Princip, daß Priesterthum und Volkswahl sich ausschlössen, so würden wol auch die Staatsrechtskundigen und die Juristen der Republik, d. h. die Augurn und Pontifices, dies eingesehen und sich vor einem verfehlten Rückschlusse gehütet haben. Jene Thatsachen stehen aber in Wahrheit nicht einmal dem Rückschlusse, geschweige denn der an sich glaubwürdigen Tradition entgegen. Denn mit der Abschaffung des Königthums und der „Verweltlichung des Oberamts", welche Mommsen selbst als die „tiefgreifendste und bleibendste aller damals eingetretenen Neuerungen" bezeichnet[2]), wurde die principiell verschiedene Behandlung des Gemeindepriesterthums und des Gemeindeamts ebendeshalb nothwendig, weil jenes Priesterthum aus sacralen Gründen lebenslänglich verbleiben mußte, dieses Gemeindeamt aber aus politischen Gründen nur von jähriger Dauer sein sollte. Daher erklärt es sich eben, daß zwar der König, der zugleich Priester war, hatte gewählt werden können, so lange er auf Lebenszeit gewählt und inaugurirt worden war, der republicanische rex sacrorum aber, dessen Priesterthum ein lebenslängliches verbleiben mußte, nicht mehr vom Volke gewählt werden konnte, seit die Volkswahl aus politischen Gründen nur noch jährige Rechte verleihen sollte. Und was die Dictatur betrifft, in der die königliche Gewalt für kurze Zeit hergestellt schien, so ist klar, daß man, wenn sie ihrer Bestimmung, den Staat in ungewöhnlich gefahrvollen Zeiten rasch zu retten, wirklich entsprechen sollte, die umständlichen Formen der Volkswahl ausschließen und eine rascher zu vollziehende Form der Bestallung einführen mußte, auch wenn der König in förmlichster Weise vom Volke gewählt worden war.

Kurz, der Zweifel an dem Wahlkönigthum ist durchaus unbegründet, zumal da ohnehin in der historisch unbestreitbaren Vereinigung der latinischen Ramnes und der sabinischen Tities zum populus Romanus Quiritium der Grund deutlich zu erkennen ist, der von dem erblichen Königthume, das wir bei Latinern und Sabinern voraussetzen dürfen, zum Wahlkönigthum führte. Denn im populus Romanus Quiritium hatte weder der König der Ramnes ein erbliches Herrscherrecht über die Tities, noch der der Tities ein solches über die Ramnes. Deshalb ist es, wenn auch vielleicht ein nicht direct überlieferter, so doch ein correct gedachter Zug der späteren Tradition, daß dem im Vertrage der Römer und Sabiner wurzelnden Wahlkönigthum des Numa das Doppelkönigthum der Stammesheroen der Ramnes und Tities, des Romulus und des Titus Tatius, voranging.

Wenn aber Mommsen unter Verwerfung der Wahl des Königs aus der Ernennung des republicanischen rex sacrorum durch den pontifex maximus, der Ernennung des Dictators durch den Consul, der Ernennung des interrex durch seinen Vormann den Rückschluß macht, daß der römische König das Recht gehabt habe, seinen Nachfolger zu ernennen, so wird ein Zweifel an der Richtigkeit dieses Rückschlusses um so mehr berechtigt sein, als zugleich von Mommsen zugestanden wird, daß der König von diesem Rechte nur im Fall freiwilliger Abdankung hatte Gebrauch machen können, ein Fall, der weder vorgekommen ist, noch in der Weise als regelmäßig vorausgesetzen werden konnte, um gerade auf ihn das Königsrecht zuzustutzen.

Als lebenslängliches Wahlkönigthum unterscheidet sich nun aber das Königthum der Römer, um von dem despotischen Königthum der Perser ganz zu schweigen, sowol von dem heroischen Königthum der vorgeschichtlichen Zeit der Hellenen, als auch von dem geschichtlichen Königthum der Spartaner und Molotter[3]); denn diese sind erblich, das Königthum der Spartaner außerdem ein Doppelkönigthum. Ebenso bestimmt unterscheidet sich das römische Königthum von der τυραννίς und der αἰσυμνητία, die Aristoteles unter den Formen der Monarchie aufzählt; denn jene beruht auf illegitimer Usurpation einer monarchischen Stellung im Staate oder auf illegitimer Ausübung des ererbten Königrechts, während das römische Königthum, abgesehen von Tarquinius Superbus, ein durchaus legitimes ist; und diese beruht zwar auf Wahl[4]), ist aber eine nicht auf die Dauer berechnete, sondern nur zur Schlichtung von Parteistreitigkeiten vorübergehend constituirte monarchische Gewalt, während das römische Königthum eine auf Dauer berechnete Institution ist. Eher ließe sich das Königthum der Römer mit derjenigen Form des hellenischen Königthums vergleichen, die nach Aristoteles[5]) im Wesentlichen nur ein lebenslängliches durch Wahl besetztes Feldherrnamt war. Denn wir dürfen voraussetzen, daß diese auf Lebenszeit gewählten Feldherren, ebenso wie die spartanischen Könige, die Aristoteles gleichfalls als lebenslänglich, jedoch erbliche Feldherren definirt, auch richterliche und priesterliche Functionen gehabt haben. Indessen wird bei ihnen eben wegen der Art, wie sie von Aristoteles charakterisirt werden, das Feldherrnamt doch entschieden mehr prävalirt haben, als bei dem römischen Könige, bei dem der priesterliche, richterliche und feldherrliche Charakter gleich scharf ausgeprägt ist. Leider wissen wir von dem Wahlkönigthum hellenischer Staaten zu wenig, um eine genauere Vergleichung anstellen zu können; doch unterscheidet sich der römische König von dem auf Lebenszeit gewählten athenischen ἄρχων, der officiell βασιλεύς hieß, jedenfalls dadurch, daß er unverantwortlich ist, wie der König der hellenischen Heroenzeit. Von diesem aber unterscheidet er sich nicht blos durch den Mangel der Erblichkeit, sondern auch dadurch, daß er nicht wie sie sich göttlicher Abstammung rühmt.

Gehen wir nunmehr näher ein auf den Umfang des Königsrechtes des in legitimer Form gewählten römischen Königs, wie er sich nach der kritisch gesichteten Tradition ergiebt.

Der König ist das Oberhaupt des populus Romanus Quiritium reique publicae populi Romani Quiritium, d. h. des römischen Staats, in seinen Handlungen von keinem Menschen zu beschirmen, für dieselben keinem Menschen verantwortlich. Er allein ist berechtigt, als Oberhaupt der Cultusgemeinde, die mit dem Staate identisch ist, Namens derselben zu den Göttern zu beten und ihnen zu opfern, wie auch von Jupiter Zeichen zu erbitten. Er allein ist berechtigt, Namens des Staats mit anderen Staaten zu verhandeln und Verträge abzuschließen. Er allein ist berechtigt, über

[1]) Römisches Staatsrecht, Bd. 2, S. 7.
[2]) Römisches Staatsrecht, Bd. 2, S. 12.

[3]) Aristot. Polit. 3, 9, 1.
[4]) Aristot. Polit. 3, 9, 5 nennt sie eine αἱρετὴ τυραννίς.
[5]) Polit. 3, 9, 3.

den ager publicus und alle sonstigen res publicae, insbesondere auch über das aerarium publicum, sei es zu Ehren der Götter, sei es zum Nutzen der Bürger zu disponiren. Er allein ist berechtigt, über öffentliche Angelegenheiten zum Senate und zum Volke zu reden. Er allein ist berechtigt, den Bürgern, die ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sind, und denen er befehlen kann, außer bei den stehenden Festen auch in außerordentlichen Festen die Götter zu verehren, nöthigenfalls eine außerordentliche Kriegssteuer zu entrichten und außerordentliche Frohnarbeiten im Staatsinteresse zu verrichten, in völlig unbeschränkter Weise als Oberhaupt des Staates, insbesondere als Richter und als Feldherr zu gebieten. Um aber den Gehorsam der Bürger gegen seine Anordnungen und Befehle zu sichern, hat er eine unbeschränkte Strafgewalt über dieselben, die sich je nach Umständen in Verurtheilung zum Tode, in Aberkennung der Freiheit, in körperlicher Züchtigung, in zeitweiliger Fesselung, in Pfändung und Verurtheilung zu einer Vermögensbuße äußert. — Der König läßt sich in der Führung seines Amtes zum Theil vertreten: in Bezug auf gewisse stehende Opferhandlungen durch die flamines, in Bezug auf gewisse völkerrechtliche Handlungen durch den pater patratus, in Bezug auf die Aufsicht über die Stadt während seiner Abwesenheit durch den custos urbis. Er läßt sich bei Ausübung seiner Amtshandlungen durch sachkundige Männer unterstützen, so bei völkerrechtlichen Acten durch die fetiales, bei Deutung der auspicia durch die Augurn, bei der Aufsicht über die Reinheit des Cultus durch die Pontifices. Er ernennt die Officiere des Heeres, den tribunus celerum und die tribuni militum, wie auch die für Aufspürung der Verbrechen regelmäßig erforderlichen quaestores (parricidii) und die unter Umständen statt seiner über Frevler gegen die staatliche Ordnung richtenden duoviri perduellionis. Er ernennt endlich auch die 12 lictores, die mit ihren Ruthenbündeln und Beilen der sichtbare Ausdruck der ihm zustehenden, das Recht der körperlichen Züchtigung und der Todesstrafe einschließenden, Strafgewalt sind. Aber alle diese ständigen oder zeitweiligen Vertreter, Gehilfen, Diener sind, wie sie von ihm ernannt werden, so auch durchaus abhängig von seinem Willen und ohne jedes selbständige Recht; sie handeln nur in seinem Auftrage.

Hiernach ist ersichtlich, daß man den römischen König mit Recht als den Souverän des römischen Staates bezeichnen kann. Denn wenn die Unabhängigkeit von einer übergeordneten Auctorität und die damit verbundene Unverantwortlichkeit, wenn ferner der Besitz einer ausgedehnten und in sich starken Regierungsgewalt, der alle Bürger, auch die Stellvertreter, Gehilfen und Diener des Königs, in gleicher Weise unterthan sind, als sichere Kriterien der Souveränetät angesehen werden, so sind dieselben bei dem römischen Königthum in vollem Maße vorhanden. In dem Sinne freilich, den eine jetzt überwundene Theorie mit dem Begriffe der Souveränetät verband, in dem Sinne, daß der Souverän legibus solutus und die alleinige Quelle des Rechts sei, daß er nicht sowol in als vielmehr über dem Staate stehe, würde der römische König nicht souverän sein. Denn dem soeben geschilderten Königsrechte entspricht auch eine Königspflicht.

Der König ist verpflichtet, bei Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit sich mit einem consilium erfahrener, übrigens von ihm selbst berufener Männer zu umgeben, dessen Ansicht er wenigstens hören muß, wenn er sie auch im Falle gegentheiliger Ueberzeugung nicht zu befolgen braucht. Der König ist verpflichtet, den aus 300 Mitgliedern bestehenden Senat als sein verfassungsmäßiges consilium durch Wiederbesetzung der durch den Tod erledigten Plätze vollständig zu erhalten und in wichtigen Staatsangelegenheiten dessen Rath zu hören, wenn er freilich auch hierbei nicht verpflichtet ist, einen seiner Ueberzeugung widersprechenden Rath zu befolgen. Diese Verpflichtungen sind aber nur Consequenzen seiner Hauptpflicht: den Bestand des populus und die bestehende Staatsordnung zu erhalten. Für die Erfüllung dieser Königspflicht mit ihren Consequenzen war der König zwar keiner menschlichen Auctorität, aber er war dafür den unsterblichen Göttern verantwortlich. Denn nach dem Glauben der Römer war der populus und seine staatliche Ordnung unter Zustimmung des Jupiter auspicato constituirt; Veränderungen daran konnten also auch nur mit Zustimmung desselben Gottes vorgenommen werden, wenn nicht der Staat Gefahr laufen sollte, des göttlichen Schutzes verlustig zu werden, auf dem seine Sicherheit und Wohlfahrt beruhte.

Die staatsrechtlich wichtigste Consequenz dieser Hauptpflicht ist, daß der König bei Aenderungen im Bestande des populus und bei Abweichungen von der bestehenden Staatsordnung, zu der auch die mit anderen Staaten unter dem Schutze der Götter geschlossenen Verträge gehören, nicht allein handeln kann, sondern unter der auch hierfür einzuholenden göttlichen Zustimmung mit dem populus verhandeln (agere cum populo) muß. Daß der König nicht willkürlich den Bestand der einzelnen Familien ändern konnte, zeigt die Nothwendigkeit eines Beschlusses der comitia curiata bei der Arrogation; daß er nicht willkürlich zu den im Staate vorhandenen gentes patriciae neue Geschlechter hinzufügen konnte, zeigt die Nothwendigkeit eines Curienbeschlusses für diesen cooptatio genannten Act; daß er nicht willkürlich einen mit einem andern Staate geschlossenen Vertrag aufheben konnte, zeigt die Nothwendigkeit der von den Curien zu beschließenden lex de bello indicendo; daß er nicht willkürlich einen todeswürdigen Frevler gegen die Staatsordnung begnadigen konnte, zeigt die Nothwendigkeit, durch Einleitung des Perduellionsprocesses die eventuelle Begnadigung dem Beschlusse der Curien zu überlassen.

Die Souveränetät des Königs ist also eine beschränkte, beschränkt durch die Nothwendigkeit der Zustimmung des populus zu gewissen Staatsacten. Aus dieser Zustimmung des populus darf man aber, obwol sie als jussus populi bezeichnet wird, nicht folgern, daß der populus schon in der Königszeit der eigentliche Souverän des Staats gewesen sei. Denn der populus hat durchaus keine Initiative, es hängt lediglich von der Initiative des Königs ab, ob er den populus berufen und mit ihm verhandeln will; die rogatio des Königs an das Volk ist mindestens ebenso wichtig, wie die Antwort, welche das Volk darauf ertheilt und welche jussus populi genannt wird, nicht, als ob dem Volke das Recht zu beschlen zugestanden hätte (jubere ist sehr verschieden von imperare), sondern weil das Volk durch diese seine Antwort es auch seinerseits für Recht erklärt (jubet), daß nach dem Antrage des Königs, den es nicht einmal amendiren kann, verfahren werde. Völlig verfehlt aber ist es, wenn Mommsen[1]) in der regelmäßigen Nichtbetheiligung des Volks an den Regierungsgeschäften und in dem Begnadigungsrechte des populus sichere Symptome der Souveränetät des populus zu erkennen glaubt und auf Grund derselben die römische Verfassung der Königszeit eine umgekehrte constitutionelle Monarchie nennt. Denn die regelmäßige Nichtbetheiligung des constitutionellen Königs an den gewöhnlichen Regierungsgeschäften hat ganz andere Gründe, als die des römischen populus, die hauptsächlich in der Größe der modernen Staaten und in dem Umfange der Regierungsgeschäfte, sowie in der historischen Entwickelung des constitutionellen Königthums liegen. Zwischen dem Begnadigungsrechte aber des römischen populus und dem des constitutionellen Königs ist der große Unterschied, daß jenes überhaupt nur dann eintreten konnte, wenn der König aus eigenem freiem Entschlusse auf die Verurtheilung verzichten wollte, während das Begnadigungsrecht des constitutionellen Königs nach gesetzlich feststehenden Normen angerufen werden muß; das Begnadigungsrecht des römischen

[1]) Römische Geschichte, Bd. 1, 6. Aufl., S. 80.

populus der Königszeit ist der Keim, aus dem sich die Gerichtsbarkeit des später allerdings in der Theorie souveränen populus entwickelt hat; das Begnadigungsrecht des constitutionellen Königs dagegen ist der unveräußerliche Rest der eigenen Ausübung der dem Könige zustehenden Justizhoheit, für deren Ausübung er sich im Uebrigen seiner Justizbehörden bedient. Richtiger würde es immerhin sein, das römische Königthum mit der constitutionellen Monarchie selbst zu vergleichen; denn wie der constitutionelle König durch die Verfassung in der Ausübung seiner Souveränetät beschränkt ist, so war der römische König wenigstens in der Gesetzgebung beschränkt durch die auspicato begründete, divinitus constituta Ordnung des Staats, insbesondere durch die auch für ihn unantastbaren Rechte der familiae und gentes. Aber die Verhältnisse des römischen Königstaats und der jetzigen constitutionell-monarchischen Staaten sind zu verschieden, als daß eine Vergleichung zur Erhöhung des Verständnisses dienen könnte. Schon das eine macht jeden Vergleich unmöglich, daß der römische König in eigener Person regiert, und nicht verfassungsmäßig gebunden ist, sich dabei eines verantwortlichen Ministeriums zu bedienen.

Passender ist es jedenfalls, die politischen Gesichtspunkte des Aristoteles auf das römische Königthum anzuwenden. Von den drei Gewalten, die Aristoteles unterscheidet, der berathenden (τὸ βουλευόμενον), der amtlichen (τὸ περὶ τὰς ἀρχάς) und der richtenden (τὸ δικάζον), befinden sich die beiden letztgenannten, also Administration und Gerichtsbarkeit, in ihrem denkbar größten Umfange im Königsrechte des römischen Königs concentrirt; die erste, welche wir jetzt als die legislative Gewalt zu bezeichnen pflegen, besitzt er zwar nicht für sich allein, aber er besitzt sie in Verbindung mit dem populus, und zwar so, daß die Initiative dabei lediglich ihm, dem Könige, zusteht. Auch unter diesen Gesichtspunkten erscheint also der römische König unbedingt als κύριος, d. h. als Souverän des Staats. Sein machtvoller Wille gilt als der Staatswille überall, außer wenn es sich um Aenderungen des Bestehenden oder um Abweichungen von der Regel handelt. In ihm findet, so lange er regiert, die Hoheit des Staats ihren persönlichen Ausdruck; an ihm haftet die majestas des Staats, welche erst in den Zeiten der fortgeschrittensten Demokratie dem als Volksmenge verstandenen populus zugeschrieben wird.

(Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Die Berliner Possen, die uns Frau Anna Schramm bei ihrem Gastspiel aus reichem Füllhorn schüttet, zeigen den offenbaren Rückgang des ganzen Genres; diejenigen der jüngsten Aera sind offenbar die schwächsten und stehen hinter denen von Kalisch und Pohl zurück; ja die Schablonenarbeit ist bei ihnen sehr sichtbar; es fehren immer dieselben Motive wieder und an Entlehnungen und Plagiaten jeder Art fehlt es nicht. Dabei ist die Composition meistens so zusammenhanglos wie möglich, die Handlung deshalb auch ohne jede Spannung und das Interesse concentrirt sich auf die Couplets, die meistens aus der Situation und dem Charakter ganz herausfallen. Gleichviel: Couplets müssen einmal applaudirt werden, und sobald eine „Possenfourbette" einsam und allein auf der Bühne erscheint und der Orchesterdirigent zum Tactstock greift, so bemächtigt sich eine andächtige Stimmung des Publicums; man lauscht auf die gesungenen komischen Monologe mit der größten Genauigkeit, durch jeden Einfall, der ein Körnchen attischen Salzes zeigt, sich das Zwerchfell erschüttern zu lassen und den sich verbeugenden Schauspieler, der beim Abgehen deutlich zeigt, daß er noch Einiges in petto hat, durch Applaus zur Rückkehr zu ermuntern, wobei dann dem Coupleterguß noch ein Verslein nachsickert. Oft ist es matt genug, doch der Darsteller muß schon für die Bereitwilligkeit belohnt werden, mit welcher er den Wünschen des Publicums Gehör schenkt. Soviel Triviales und Witzloses wird in diesen Couplets beklatscht, daß der Beifall des Publicums durch solche Applause wirklich im Werthe sinkt. Uns thut es leid um die so in Verfall gerathene Posse, denn wir denken von dem Genre gar nicht gering und auch das Couplet erscheint uns als ein organischer Keim, aus dem sich leicht die moderne Parabase entwickeln könnte.

Irgend ein Motiv, wie sich's in Märchen findet, schwebte wol Carl Goerlitz bei seinen „Drei Paar Schuhen" vor. Der Grundgedanke des Stückes wäre nicht so übel: die Schuhmachersfrau, die ihre drei Paar Schuhe zu ihren drei reichen Kunden trägt und dort erfährt, wie schwer sich's leben läßt bei allem Reichthum und wie viele zerbrochene Töpfe es überall giebt, könnte allenfalls die Heldin eines Zaubermärchens sein. Die zwei ersten Abtheilungen entsprechen der Tendenz des Ganzen. Hier bringt die resolute Person nur zerstörene Verhältnisse in Ordnung, weist den unangemessenen Verlobten einer jungen Banquierstochter zurück, der dieser vom Vater aufgedrängt wird, hilft die Verbindung zwischen einer Primadonna und einem halbbankerotten Baron lösen; doch in der dritten Abtheilung, bei der Tanzwirthin des Odeums, überwiegt das bunte lärmende Treiben zweideutiger Wirthschaftslocale, das man doch nicht gerade auf der Bühne sehen will und die eigentliche Tendenz des Stückes geht dabei in die Brüche. Weit schwächer ist „Die schöne Sünderin" von Carl Goerlitz, die uns ein anderer Theaterabend vorführte. Das Stück hat kaum noch eine zusammenhängende Handlung; es besteht aus einer Reihe von Bildern, führt uns vom Gemüsekeller zu den Ballettänzerinnen, die auf der Bühne im Zwischenact ihre Kunst probiren. Die Wildprethändlerin und spätere Rentiere ist wieder eine so resolute Person wie die Schuhmachersfrau und mischt sich wie diese in alle ehelichen Angelegenheiten, wobei ihr nur der Mißgriff paſsirt, daß sie den Gatten der Frau, der sie beschützen will, für den Liebhaber derselben hält. Im Uebrigen aber geht die Muse des Dichters hier sehr decolletirt einher und es fehlt in dem Stücke nicht an sehr trivialen Unanständigkeiten. Weit besser ist „Eine leichte Person" von Bittner und Pohl, obschon auch hier ein ausgesetztes Kind eine Hauptrolle spielt: doch die Handlung zerfließt hier nicht so gallertartig, wie in den andern Possen; sie hat einen festen Kern, um den sie sich krystallisirt, und einige komische Situationen. Das Stück ist indeß von früher her wohl bekannt. Frau Anna Schramm zeigte gerade als Rosalie Feldberg, als die „leichte Person", daß sie auch Gefühlsaccente anzuschlagen weiß und neben den Ergüssen ihrer übermüthigen Laune auch sanftere Tinten aufzutragen versteht. Als Schuhmachersfrau in den „Drei Paar Schuhen" sowol, wie als Wildprethändlerin in „Eine schöne Sünderin" entwickelte sie einen recht derb volksthümlichen Humor. In beiden Rollen hat sie die Aufgabe, sich in einer Salontoilette zu bewegen, deren einschnürenden Zwang sie mit komischer Grazie erträgt, wie auch ihre Leistungen im Salonton, den oft die Stimme der Natur mit gewaltsamen Eruptionen unterbricht, von ergötzlicher Komik sind. Als gewiegte Coupletsängerin weiß sie alle Pointen herauszukehren und mit lebendigem, oft schalkhaftem, oft grimaſsirendem Mienenspiel zu begleiten. So fehlte es allen Leistungen dieser ächt volksthümlichen Soubrette nicht an Applaus und Hervorruf.

Die komischen Hauptrollen neben ihr spielen Hr. Wander und Hr. Präger; der erste mehr für die gesetzten Komiker, der zweite mehr für die flatterhaft windigen. Sehr anmuthig spielte Frl. Berger die Clara in den „Drei Paar Schuhen". Die Regie hatte die Ensembleſscenen in diesen

Possen gut arrangirt und das Publicum nahm mit Genuß auf, was nur irgend genießbar war.

Im alten Theater wurde Victorien Sardou's „Cyprienne" mit vielem Beifall aufgeführt; wir kommen auf das immerhin interessante, wenn auch in vieler Hinsicht stockfranzösische Stück noch näher zurück.

Rudolf v. Gottschall.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im April.

Die von der historisch-nationalökonomischen Section für das Jahr 1880 gestellte Preisfrage über die griechischen Wörter der lateinischen Sprache hat drei umfangreiche Bearbeitungen gefunden, nämlich A. mit dem Motto: Ingeniorum Graecias flatu impellimur. Plin. B. mit dem Motto: Qui studium etc. C. mit einem Motto aus Horaz. Alle drei Arbeiten sind von der Gesellschaft sorgfältig geprüft worden. Dieselbe erkennt in allen dreien den großen Fleiß an, mit welchem die sehr bedeutende Masse der lateinischen aus dem Griechischen entlehnten Wörter gesammelt und geprüft ist. Namentlich ist die mit B. bezeichnete Schrift aus weit angelegten Vorarbeiten hervorgegangen. Allein der Preis konnte der letzteren schon deshalb nicht zuerkannt werden, weil sie einerseits in einigen wichtigen Stücken gegen A. zurücksteht, andererseits aber größtentheils in einem unfertigen Zustande vorlag. Gleichmäßiger ist C. durchgeführt, aber bei dieser Arbeit vermißte man fast ganz die Feststellung der sprachlichen Kriterien, welche die Grundlage der ganzen Untersuchung bilden mußte.

Da nun die Abhandlung A. in allen wesentlichen Punkten den gestellten Forderungen entsprach und sich namentlich durch vollständige Durchführung, durch genaue, umsichtige und selbständige Behandlung der sprachwissenschaftlichen Grundlage, sowie durchaus durch Sauberkeit der Ausführung und Beherrschung des Stoffes, sowie der einschlägigen Literatur empfahl, so beschloß die Gesellschaft dieser mit dem Motto: Ingeniorum Graeciae flatu impellimur. Plin. bezeichneten Arbeit den Preis zu ertheilen, jedoch unter der Bedingung, daß der Verfasser sich bereit erklärte, einige mehr auf die äußere Anordnung als auf den innern Gehalt der Arbeit bezügliche Rathschläge sich anzueignen und die danach verbesserte Schrift noch einmal in druckfertigem Zustande vorzulegen. Für diesen Fall beschloß die Gesellschaft für ihn mit Bezug auf den Umfang der Aufgabe und die erneute Bemühung den Preis von 700 Mark auf 1000 Mark zu erhöhen.

Als Verfasser ergab sich nach Oeffnung des Couverts Dr. Oscar Weise, Gymnasiallehrer in Eisenberg (Sachsen-Altenburg). Derselbe machte sich auf geschehene Anfrage anheischig, der von der Gesellschaft gestellten Bedingung zu entsprechen. Den unter B. und C. bezeichneten Bewerbern steht es frei, sich ihre Arbeiten unter Angabe des vollständigen Mottos der betreffenden Schrift von dem Secretär des Jahres 1880 zurückgeben zu lassen.

Auf die für 1880 ausgeschriebene Aufgabe der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section ist eine Bewerbungsschrift nicht eingegangen.

Für die Jahre 1881 bis 1884 sind von der Gesellschaft folgende Preisaufgaben gestellt worden:

I. Historisch-nationalökonomische Section.

1. Für das Jahr 1881. Im Andenken an die Wünsche und Bestrebungen ihres erlauchten Stifters und in Erinnerung an die vortreffliche Lösung, die einst die Preisaufgabe über die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters durch Hrn. Professor Heinrich v. Zeißberg gefunden, wünscht die Gesellschaft, Regesten der polnischen Könige von der Krönung Przemysław's II. (1295) bis zum Tode König Alexander's (1506), als eine unentbehrliche Grundlage für die Bearbeitung der polnischen Reichsgeschichte dieses Zeitraumes, hervorzurufen, indem sie sich die Regesten der beiden Sigismunde für den Fall einer glücklichen Lösung der vorliegenden Aufgabe als Thema für eine, vielleicht später zu stellende vorbehält. Die Art der Bearbeitung der Regesten wird sich allerdings nach der Natur des Stoffes richten müssen. Doch verlangt die Gesellschaft, daß die Ansprüche der heutigen Wissenschaft in Beziehung auf die einleitungsweise Besprechung der Kanzleiverhältnisse, auf die Angabe des Inhalts der einzelnen Urkunden, auf die Heranziehung der Schriftsteller u. s. w. mutatis mutandis in ähnlicher Weise erfüllt werden, wie dies etwa in der Bearbeitung der Regesten Kaiser Karl's IV. durch Huber geschehen ist. Erforderlich ist vor Allem die Sammlung und Sichtung des gedruckten Materials, so erwünscht der Gesellschaft die Herbeiziehung neuen Stoffes aus Archiven auch sein würde. Am zweckmäßigsten erscheint der Gesellschaft der Gebrauch der lateinischen Sprache; doch soll auch der der deutschen Sprache nicht ausgeschlossen sein, in welchem Falle die Gesellschaft ihr Eigenthumsrecht durch Vorbehalt aller Rechte zu schützen suchen würde. Preis 700 Mark.

2. Für das Jahr 1882. In der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen treten gegenwärtig die Untersuchungen über den Vocalismus besonders hervor und haben bereits wichtige Resultate geliefert. Dabei sind die einzelnen Familien des indogermanischen Sprachstammes nicht gleichmäßig herangezogen worden, namentlich vermißt man eine systematische Behandlung der litauischen und slawischen Sprachen in dieser Beziehung; die Gesellschaft wünscht daher eine vergleichende Darstellung des litauischen und slawischen Vocalismus, und erwartet von einer solchen Arbeit zunächst, daß sie das Verhältniß des litauischen zum slawischen Vocalismus, das noch in vielen Punkten unklar ist, festzustellen suche, dann aber auch, daß sie den litauisch-slawischen Vocalismus in Beziehung setze zu den Theorien und Problemen, die in den neueren Arbeiten über den indogermanischen Vocalismus überhaupt niedergelegt sind. Preis 700 Mark.

3. Für das Jahr 1883. Bei der hohen Bedeutung, welche in unserem „Zeitalter der großen Städte" diejenigen Krankheiten des Volkswirthschaft haben, die auf einem Hinauswachsen der Einwohnerzahl in den Großstädten über die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, insbesondere ihres Wohnungsbedürfnisses beruhen, ist die Frage von Wichtigkeit, ob auch im Alterthume ähnliche Erscheinungen vorgekommen sind, und welche Mittel man zu ihrer Heilung damals versucht hat. Namentlich für Rom geben die literarischen, wie die gesetzgeberischen Quellen ziemlich ergiebigen Aufschluß; doch fehlt es auch für andere Großstädte nicht an Material. Die Gesellschaft wünscht nun eine möglichst vollständige Zusammenstellung der Thatsachen, welche sich auf die Uebervölkerung, zumal die Wohnungsnoth der antiken Großstädte beziehen. Dabei würde also das Mittelalter auszuschließen sein, und z. B. Konstantinopel nur für die Zeit vor Justinian in Betracht kommen. Andererseits wäre eine Berücksichtigung der mit der Wohnungsfrage so eng zusammenhängenden Fragen der Wasserversorgung und der Unrathsabfuhr durchaus erwünscht. Preis 700 Mark.

4. Für das Jahr 1884. Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und niederdeutschen Sprachgebiete zwischen Rhein und Elbe ist in den letzten Jahren Gegenstand gründlicher Untersuchungen gewesen und die nach Maßgabe unserer Quellen zu erzielenden Resultate sind in der Hauptsache wol als festgestellt zu betrachten. Anders steht es auf dem rechten Elbufer nach Osten zu. Hier ist weder der gegenwärtige

Bestand genau und sicher festgestellt, nach sind die geschichtlichen Quellen herbeigezogen, um den früheren Bestand, so weit es möglich ist, zu constatiren. Die Gesellschaft wünscht daher eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung und des gegenwärtigen Bestandes der Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Die Beigabe einer Karte wird dringend gewünscht. Preis 700 Mark.

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

1. Für das Jahr 1881 wird die, ursprünglich für 1877 gestellte, in diesem Jahr aber nicht beantwortete Preisfrage wiederholt.

Der nach Encke benannte und von diesem Astronomen während des Zeitraums von 1819—1848 sorgfältig untersuchte Comet I, 1819, hat in seiner Bewegung Anomalien gezeigt, welche zu ihrer Erklärung auf die Hypothese eines widerstehenden Mittels geführt haben. Da indessen eine genauere Untersuchung der Bahn nur über einen beschränkten Theil des Zeitraums vorliegt, über welchen die Beobachtungen seit 1786 sich erstrecken, und die von Asten'schen Untersuchungen, wenigstens so weit dieselben bekannt geworden sind, noch zu keinem definitiven Resultate geführt haben, so ist eine vollständige Neubearbeitung der Bahn des Encke'schen Cometen um so mehr wünschenswerth, als die bisher untersuchten Bewegungen anderer periodischer Cometen keinen analogen widerstehenden Einfluß verrathen haben. Die Gesellschaft wünscht eine solche vollständige Neubearbeitung herbeizuführen, und stellt deshalb die Aufgabe: die Bewegung des Encke'schen Cometen mit Berücksichtigung aller störenden Kräfte, welche von Einfluß sein können, vorläufig wenigstens innerhalb des seit dem Jahre 1848 verflossenen Zeitraums zu untersuchen.

Die ergänzende Bearbeitung für die frühere Zeit behält sich die Gesellschaft vor eventuell zum Gegenstand einer spätern Preisbewerbung zu machen. Preis 700 Mark.

2. Für das Jahr 1882. Für manche weniger erforschte Gebiete der Krystallographie hat sich das Studium der durch Einwirkung von Lösungs- und Corrosionsmitteln auf den Krystallflächen erzeugten sog. Aetzfiguren in hohem Grade ersprießlich erwiesen. Einerseits ist es wünschenswerth, die zahlreichen, in dieser Hinsicht an Mineralien und künstlichen Krystallen gemachten, und in sehr verschiedenen Zeitschriften seit einer langen Reihe von Jahren mitgetheilten, nur lose unter einander zusammenhängenden Untersuchungen kritisch zu sammeln und von einem bestimmten wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus zur einheitlichen Darstellung zu bringen, insbesondere aber auch die bisherigen Ermittelungen durch weitere neue zu vermehren und zu ergänzen, wobei noch die früher weniger erörterten Fragen Berücksichtigung verdienen, in welcher Weise die Form der Aetzeindrücke von der Natur des Aetzmittels und von der Verschiedenartigkeit der Krystallflächen abhängig ist, ferner, wie sich die Aetzeindrücke bei isomorphen Substanzen verhalten. Andererseits ist es aber von noch höherer Bedeutung, wenn solche ältere und selbständige neue Untersuchungen dazu verwerthet werden, durch Entwickelung neuer allgemein giltiger und berechtigter Sätze unsere Kenntnisse von den Cohäsions- und Structurverhältnissen der Krystalle zu erweitern und die Frage zu lösen, ob die Aetzfiguren die Form der den Krystall aufbauenden Molecüle wiedergeben.

Die Gesellschaft wünscht daher eine Zusammenstellung unserer bisherigen Kenntnisse und der durch selbständige Untersuchungen nach den angegebenen Richtungen hin neugewonnenen Erfahrungen über die Aetzfiguren der Krystalle, ferner eine daraus sich ergebende Ableitung allgemeiner Sätze, welche für die Auffassung der Cohäsions- und Structurverhältnisse, so wie der Moleculareschaffenheit der Krystalle von Wichtigkeit sind. Preis 700 ℳ.

3. Für das Jahr 1883. Unser Mitglied, Herr W. Hankel, hat in seiner Abhandlung „über die photo- und thermoelektrischen Eigenschaften des Flußspathes (im 20. Bd. der Abh. der Königl. Sächs. Ges. d. Wiss., 12. Bd. d. Abh. der math.-phys Classe) den Nachweis geführt, daß auf farbigen Flußspathkrystallen durch die Einwirkung des Lichtes elektrische Spannungen erregt werden. Diese photoelektrische Erregung der bezeichneten Krystalle ist eine Folge der Einwirkung des Lichtes auf den in ihnen enthaltenen Farbstoff; die hierdurch eingeleiteten Vorgänge werden durch die Structur der Substanz in bestimmter Weise beeinflußt, so daß die elektrischen Vertheilungen in strenger Abhängigkeit von der Gestalt und dem Wachsthum der Krystalle erscheinen. Dieselben stehen ferner bei dem Flußspath in engster Beziehung zu den durch Temperaturänderungen erzeugten thermoelektrischen Spannungen, dergestalt, daß beim Belichten dieselben Polaritäten, wenn auch in größerer oder geringerer Intensität, auftreten, wie bei steigender Temperatur. Ob bei anderen Krystallformen und namentlich bei anderen Farbstoffen die eben erwähnte Beziehung fortbesteht, läßt sich im Voraus nicht entscheiden. Für eine weitere Verfolgung der elektrischen Wirkungen des Lichtes werden wahrscheinlich nur sehr wenige Mineralien außer dem Flußspathe tauglich sein; dagegen steht zu erwarten, daß es gelingen werde, auf künstlich dargestellten, mit geeigneten Farbstoffen imprägnirten Krystallen die photoelektrischen Erscheinungen hervorzurufen.

Die Gesellschaft stellt daher als Preisaufgabe: Die Nachweisung und nähere Bestimmung der durch Einwirkung des Lichtes auf künstlich dargestellten und mit geeigneten Stoffen gefärbten Krystallen hervorgerufenen photoelektrischen Spannungen, so wie ihrer Beziehung zu den durch Temperaturänderungen erzeugten thermoelektrischen Erregungen. Preis 700 Mark.

4. Für das Jahr 1884 wiederholt die Gesellschaft die zunächst für 1880 ausgeschriebene, damals aber ohne Bearbeitung gebliebene Aufgabe.

Nachdem durch die embryologischen Untersuchungen der letzten Jahre der Nachweis erbracht ist, daß der Körper sämmtlicher Thiere — mit Ausschluß der sog. Protozoen — in ähnlicher Weise aus Keimblättern sich aufbaut, entsteht die Frage, ob der Antheil, welchen diese Blätter an der Entwickelung der einzelnen Organe und Gewebe nehmen, überall genau der gleiche ist oder nicht; eine Frage, die dann naturgemäß weiter zu der Untersuchung führt, ob dieser Antheil durch die specifischen Eigenschaften der Keimblätter oder durch anderweitige Momente bedingt ist. In Anbetracht der großen Bedeutung, welche die Entscheidung dieser Fragen für die Auffassung der thierischen Organisation hat, wünscht die Gesellschaft eine auf eigene Untersuchungen gegründete Kritik der Lehre von der Homologie der Keimblätter.

Da die zur Bearbeitung dieser Aufgabe nöthigen Untersuchungen einen längern Aufenthalt an der See nothwendig machen dürften, also ungewöhnliche Kosten verursachen, sieht sich die Gesellschaft veranlaßt, den dafür ursprünglich festgesetzten Preis von 700 Mark auf 1000 Mark zu erhöhen.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den

Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1881 Prof. Dr. W. Scheibner) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht.

Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Leipzig, 30. April. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Arana, Histoire de la Guerre du Pacifique 1879—1880. Première Partie. Paris, J. Dumaine.

Arlot's „Rasender Roland“. 18. bis 16. Lfg. Breslau, S. Schottländer. à 1½ ℳ.

Beobachter. Der, Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute für Touristen und Forschungsreisende. 2. Lfg. Zürich, J. Wurster & Cie. à 1,20 ℳ.

Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. Neue Folge VIII. Bd. 2. Heft. Jena, Fr. Frommann. 4 Hefte 10 ℳ.

Breitkopf & Härtel's in Leipzig Bücherverlags-Verzeichniß.

Caspari, Das Erkenntnißproblem. Mit Rücksicht auf die gegenwärtig herrschenden Schulen. Breslau, Ed. Trewendt. 1,60 ℳ.

Civilproceßordnung mit Gerichtsverfassungsgesetz und den Nebengesetzen. Von H. Sydow. 2. Aufl. Berlin, J. Guttentag. 3 ℳ.

Collection Spemann. Deutsche Haus- und Hausbibliothek. Jahrg. 1881. 1. Bd. Stuttgart, W. Spemann, geb. à 1 ℳ.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, von M. v. Nathusius. April 1881. Leipzig, J. C. Hinrichs. Vierteljährl. 2 ℳ.

Daumann, Kulturkämpfe in Alt-England. 1. Theil. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1 ℳ.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von R. Fleischer. April-Heft. Berlin, Otto Janke.

Ekkehrt, Chronik von Glauchau. 11. Lfg. Glauchau, Arno Peschke.

Eggers, Solution de la Question de l'Argent Métal und Eggers' Solution of the Silver Question. Bremen, C. E. Müller.

Ellerd, Beitrag zur Geschichte der Steuer-Reform im Reiche und in Preußen. Berlin, Paul Parey.

Faulmann's illustrirte Cultur-Geschichte. 16. bis 20. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Å.

Findel, Des Reichskanzlers Wohlfahrts-Politik und die Demokratie. Leipzig, C. G. Findel.

Gaedschmidt's Klassische Novellen-Bibliothek. 1. Bd. Berlin, Albert Goldschmidt. à 50 Å.

Gryszanowski, Die Metaktritiker der Bivisection im Jahre 1880. Dresden, Verlag des internat. Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftl. Thierfolter. 50 Å.

Hann's, K., Inauguraldissertation: Beiträge zur Geschichte des deutsch-sprachlichen Unterrichts im 17. Jahrh. Leipzig, B. G. Teubner.

Heß, Abriß der empirischen Psychologie. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2,50 ℳ.

v. Hüber, Ein Spaziergang um die Welt. 15. u. 16. Lfg. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Hübner's statistische Tafel aller Länder der Erde. 30. Aufl. Frankfurt a. M. Wilh. Rommel. 50 Å, geb. 75 Å.

Illustrirstadt und Zeitungs-Verzeichniß von Haasenstein & Vogler, Leipzig. 20. Aufl.

Jolt's historische Erzählung: Deutsche Treue. 1. u. 2. Bd. Stuttgart, Richter & Kappler. 8 ℳ.

Karte von Tunesien. Zürich, J. Wurster & Co. 1,60 ℳ.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 1. Lfg. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. à 1 ℳ.

v. Kogebue, August, Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart. Von W. v. Kogebue. Dresden, Wilh. Baensch.

Landwirthschaftlichen Institut, Erster Bericht vom neuen, der Universität Leipzig. Von Prof. Dr. A. Blomeyer. Leipzig, Hugo Voigt.

Langenscheidt, Konjugations-Muster für alle Verba der franz. Sprache. Berlin, Langenscheidt's Verlag.

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 17. u. 18. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 Å.

Lessing's Werke. Illustrirte Prachtausgabe von Dr. Heinr. Laube. 3. u. 4. Lfg. Wien, Sigmund Bensinger. à 50 Å.

Lieder für vaterländische Gedenktage nebst Erzählungen aus der deutschen und preußischen Geschichte. Gütersloh, C. Bertelsmann. 30 Å.

Mensolio, Viro summe venerabili Christopho Ernesto Luthardtio etc. Per quinque Lustra in Academia Lipsiensi Professori Theologiae etc. Leipzig, Dörffling & Franke.

Müller's, Otto, Roman: Schatten auf Höhen. 2 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Müller's, Wilhelm, Politische Geschichte der Gegenwart. XIV. Das Jahr 1880. Berlin, Julius Springer.

Naumann, Das Regiments-Kriegsspiel. 2. Aufl. Berlin, C. C. Mittler & Sohn. 8,40 ℳ.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde. 2. Bd. 1. Heft. Dresden, Wilhelm Baensch. Jährl. 6 ℳ.

Neumann, Der Kampf um die Währung. Separatabdruck aus den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik von Prof. Conrad. Jena, Gustav Fischer.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen ꝛc. 6. u. 7. Lfg. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Orden, Wappen und Flaggen, Die, aller Regenten und Staaten in originalgetreuen Abbildungen. Leipzig, Moritz Ruhl. 20 ℳ.

Pabel, Die deutsche Kriegsmarine. Leipzig, J. J. Weber. 1,50 ℳ.

Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde. 5. Aufl. 2. u. 3. Lfg. Leipzig, Duncker & Humblot.

Pompeji. Revue illustrée d'Archéologie populaire et industrielle et d'Art. Num. 1. Naples, G. Nobile. Six mois 10 L.

Programme und Jahresberichte von Schulen und Gymnasien: Programm der technischen Staatslehranstalten, als der k. höhern Gewerbsschule, Baugewerkenschule, Werkmeisterschule und Gewerbezeichenschule zu Chemnitz, Ostern 1881, vom Dir. Reg.-Rath Bunder. — Programm des Bitzthumschen Gymnasiums zu Dresden. Dabei: Ueber das persönliche Geschlecht unpersönlicher Subskantiva bei Shakespeare. Vom Oberl. Georg Stern. Dresden, Rector Prof. Ziel. — Programm der Realschule 1. Ordnung zu Leipzig 1880/81. Leipzig, J. C. Hinrichs; dgl. der Realschule 2. Ordn. das., vom Dir. Dr. Pfeil. — Neunter Bericht über die höhere Schule für Mädchen das., vom Dir. Möhrke. — Bericht über die öffentl. Handelslehranstalt das. für das Schuljahr 1880/81, vom Dir. Wolfrum. — 3. Bericht über das k. Seminar zu Löbau auf die Jahre 1879—81, vom Dir. Dr. Burckhardt. — Programm der Bürgerschulen zu Marienberg, vom Schuldir. Mast; dgl. der Realschule 2. Ordn. zu Meerane, vom Dir. R. Bauer. — 8. Bericht über die Bürger- und Fortbildungsschulen zu Mittweida, vom Schuldir. Löschke. — Einladung zu den öffentl. Prüfungen der Schulen zu Neudnitz (b. Leipzig) nebst Jahresbericht vom Dir. Dr. Wittkopf. — Jahresbericht vom k. Schullehrer-Seminar zu Plauen i. V. — Programm der Fortmenschule im Seminare, vom Oberlehrer Heinr. Nietzsch. Vom Dir. Dr. Richter.

Reichsgesetze, Sammlung kleinerer, von F. Litthauer. 3. Aufl. Berlin, J. Guttentag. 2,50 ℳ.

Rein, Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der K. Preuß. Regierung dargestellt. 1. Bd. Leipzig, Wilh. Engelmann. 20 ℳ.

Reinau, Blütenrecht und Blütenfest. Leipzig, C. G. Findel.

Roßmäßler, Der Wald. 3. Aufl. von Prof. Dr. Wilkomm. 8. bis 10. Lfg. Leipzig, C. F. Winter. à 1 ℳ.

Sanders, Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst. Berlin, Langenscheidt's Verlag.

Schall, Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1,50 ℳ.

Scherr, Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. 36. bis 40. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 50 Å.

Schimmelpfeng, W., Werth der geschäftsfreundlichen und berufsmäßigen Kunstwissenschaft. Berlin, Selbstverlag. 50 Å.

Siegmund, Aus der Werkstatt des menschlichen und thierischen Organismus. 7. bis 12. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Å.

Splittgerber, Schlaf und Tod oder die Nachtseiten des Seelenlebens. 4. Lfg. Halle, Julius Fricke. à 1,50 ℳ.

Statistische Bureau, Das, für das Königreich Sachsen in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Festschrift von der Direction des statistischen Bureaus. Leipzig, Duncker & Humblot.

Statistische Notizen für das Deutsche Reich 1881. Von A. Thomaschewski. Berlin, Julius Springer. 50 Å.

Stroffer, Drei Reden des Abg., Breslau, Carl Dülfer. 50 Å.

Taylor, Die Elemente des Klavierspiels. Aus dem Englischen von Wally Siegmayer. Leipzig, J. J. Weber. 1,50 ℳ.

Vogel's, Hermann, in Leipzig Katalog von Kupferstichen, Radirungen ꝛc. 6 ℳ.

v. Weber's, Ernst, Vortrag: Der Unabhängigkeitskampf der niederländischen Bauern in Süd-Afrika. Berlin, Jul. Sittenfeld.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 1. (April-) Hft. Leipzig, Richard Lesser. Vierteljährl. 1 ℳ.

Wilkomm, Führer ins Reich der Pflanzen. 2. Aufl. 1. Lfg. Leipzig, Hermann Mendelssohn. à 1,25 ℳ.

Wucher. Reichsgesetz, betreffend den, Erläutert vom General-Staatsanwalt Dr. v. Schwarze. Erlangen, Palm & Enke.

Zeitschrift für Gesetzgebung und Praxis. Von W. Hartmann. 6. Bd. 5. u. 6. (Schluß-) Heft. Berlin, Carl Heymann.

Zinsen- und Dividenden-Tabelle, Allgemeine, von Franz Voigt, Coupons-Cassirer der Berliner Handelsgesellschaft. Nr. 1. Selbstverlag, jährl. 3,75 ℳ.

v. Zollern's fester Erzählung: Meister Norden. 1. u. 2. Bd. Stuttgart, Richter & Kappler. 7 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspracteur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 36. Donnerstag, den 5. Mai. 1881.

Inhalt: Das römische Königthum, von Ludwig Lange. (Schluß.) — Ein Reiswerk (Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen; Reisebriefe von Wilhelm Roßmann).

Das römische Königthum.

Von **Ludwig Lange.**

(Schluß.)

Daß dieses Königthum in seiner scharf begrenzten Machtfülle nicht die positive Schöpfung des Stadtgründers oder eines Gesetzgebers, sondern das Product einer historischen Entwickelung ist, liegt auf der Hand. Freilich müssen wir darauf verzichten; Näheres über diese historische Entwickelung ermitteln zu wollen, als was sich aus dem bereits erwähnten ohne Zweifel geschichtlichen Vertrage zwischen Latinern und Sabinern vermuthen läßt. Daß aber das römische Königthum eine Entwickelungsstufe von dem als ursprünglich vorauszusetzenden erblichen patriarchalischen Königthum einzelner Stämme zu der Aristokratie der Geschlechter ist, wird nicht blos durch die Tradition von der illegitimen Usurpation des Königsrechts durch Tarquinius Superbus und die nach dessen Sturz eingerichtete Aristokratie der Patricier, sondern auch durch die Acte bestätigt, welche zur Bestellung eines neuen Königs erforderlich waren.

Nach dem Tode des Königs tritt zunächst das interregnum ein, eine provisorische Einrichtung betreffs der Ausübung der dem Könige zustehenden Rechte und der ihm obliegenden Pflichten, bei welcher die interreges, jeder für fünf Tage, die Functionen des Königthums ausüben und zwar so lange, bis ein bestimmter rex bestellt ist[1]). Daß diese interreges aus den gentes patriciae hervorgingen, ist zweifellos sicher; wer aber sind die patres, zu welchen bei dem Tode des Königs die res (publica) und die auspicia redeunt[2]) und welche aus sich den ersten interrex bestellen (produnt), von dem dann in einer durch Loos oder Vergleichung festgestellten Reihenfolge das interregnum auf die anderen Berechtigten übergeht? Ob darunter zu verstehen sind die Mitglieder des Senats, welche zur Königszeit sämmtlich den gentes patriciae angehörten, oder die patres familias der gentes patriciae überhaupt, von denen nur ein Theil in den Senat berufen war, ist eine Streitfrage, die sich bei dem Zustande der Tradition nicht mit zweifelloser Sicherheit entscheiden läßt. Gerade hier wirft Mommsen, der sonst die Tradition verwirft und alle Angaben über das Königthum für unberechtigte Rückschlüsse der römischen Juristen erklärt, sich zum Vertheidiger der Tradition, bezw. des ihr zu Grunde liegenden Rückschlusses auf, während gerade hier es sehr wahrscheinlich ist, daß bei der mehrfachen Anwendung des Wortes patres und infolge des Zusammenschmelzens des Patriciats auf wenig mehr als ein Dutzend gentes ein Mißverständniß sich eingeschlichen hat, von dem die ursprüngliche Tradition frei gewesen sein wird. Daß unter den patres interreges die Senatoren zu verstehen seien, wie die Tradition bei Cicero, Livius und Dionysius vorausſetzt, dem steht entgegen die anderweit bekannte vom Könige durchaus abhängige Stellung des Senats. Eine Körperschaft, die der König durch seine Auswahl aus den gentes patriciae zusammensetzte, die nur auf seine Berufung sich versammeln konnte, die nur, wenn sie gefragt wurde, Rath zu ertheilen hatte, aber auch in diesem Falle nicht versagen konnte, daß ihr Rath befolgt würde, eine Körperschaft, deren Stellung im Staate durch das überlieferte Königswort präcisirt ist: „ich habe euch erwählt, nicht damit ihr über mich herrschen sollt, sondern damit ich euch gebiete“[3]), erscheint wenig geeignet zum Träger der Staatshoheit während der Vacanz des Königssitzes. Mommsen selbst unterscheidet daher auch den Senat als zeitweiligen Inhaber der Souveränetät von dem Senat als Staatsrath[4]), läßt es aber unerklärt, auf welche Weise diese Doppelstellung entstanden sein soll, auf welche Weise die Mitglieder des Senats neben ihrer Function als Mitglieder des königlichen Staatsraths das Recht bekommen haben sollen, nach dem Tode des Königs Träger der Staatshoheit zu sein. Viel geeigneter dazu ist nach meiner Ansicht die Gesammtheit der patres familias der gentes patriciae, welche mit ihren Familien den populus ausmachen und mit ihren wehrhaften Söhnen auch bei Lebzeiten des Königs das Recht besitzen, dazu ohne ihre Zustimmung der Bestand des populus und die staatliche Ordnung nicht verändert werden darf. Einerlei aber, wie man sich zu dieser Streitfrage stellt, soviel ist klar, daß das interregnum eine aristokratische Regierungsform der patricischen Geschlechter ist, und daß während des interregnum die majestas an den patres, an den gentes patriciae haftet.[5]) Wenn diese Regierungsform auch nur eine provisorische ist und lediglich die Bestimmung hat, die Bestellung eines certus rex vorzubereiten, so erscheint doch das regnum dieses rex als das Königthum einer werdenden Aristokratie, als eine Uebergangsform zu vollendeter Aristokratie.

Wenn die jeweiligen interreges in Berathung mit dem Senat, dessen Rath zu hören natürlich auch sie verpflichtet waren, denjenigen gefunden hatten, der zum lebenslänglichen Träger der königlichen Gewalt geeignet erschien, so fand der Wahlact, die creatio, statt. Bei demselben richtete der fungirende interrex nach Anstellung von Auspicien an den in den comitia curiata versammelten populus die Frage, ob er es für Recht hielte, daß der Vorgeschlagene König sei im römischen Staate, und der populus beantwortete diese Frage mit Ja (uti rogas). Diese creatio ist allerdings nicht das, was wir unter einem Wahlacte verstehen; denn der Vorschlag des interrex war, wenn auch nicht eine Ernennung, so doch ebenso wichtig wie die Zustimmung des populus. Aber diese

[1]) Cicero de rep. 2, §. 23 quoad certus rex declaratus est.
[2]) Cicero ad Brut. 1, 5, 4 de leg. 3, 4, 9. Liv. 1, 32, 1; vgl. 6, 41, 6. 22, 34, 1.
[3]) Dio Cass. fragm. 5, 4 ed. Bekker. Dionys. 16, 16.
[4]) Römische Geschichte, Bd. 1, S. 77. Römisches Staatsrecht, Bd. 1, S. 631.
[5]) Liv. 6, 40, 3.

zwar, wenn sie auch niemals verweigert worden ist, doch mehr als das Beifallsgeschrei der homerischen oder spartanischen Volksversammlungen; sie ist eine unter Anstellung von Auspicien vollzogene solenne Staatshandlung; der in ihr enthaltene jussus populi hat denselben Werth wie der in den vorhin erwähnten Fällen vom Könige selbst zu Aenderungen der staatlichen Ordnung einzuholende jussus populi. Er ist nothwendig zur Bestellung eines neuen lebenslänglichen Staatsoberhauptes, aber er ist eben so wenig wie der jussus populi in jenen Fällen ein Symptom davon, daß eigentlich der populus der Souverän des Staats sei; dies sind vielmehr auch bei dem Acte der creatio noch immer die patres, als deren Vormann der regierende interrex fungirt.

Nach der creatio fand sofort der Act der inauguratio statt[1]). Auf der Burg, wohin der Erwählte sich begab, wurde Jupiter gebeten, durch deutliche Zeichen kund zu geben, daß er mit diesem Erwählten als König des römischen Staats zufrieden sei. Wenn die Zeichen des Gottes zustimmend ausfielen, so stieg der Erwählte als rex declaratus[2]) herab. Da nach Cicero das interregnum so lange dauerte, quoad certus rex declaratus esset[3]), so folgt, daß die inauguratio mehr war, als die erste Ausübung des Auspicienrechts, wofür Mommsen[4]) sie erklärt; bei der inauguratio ist es noch nicht der Erwählte, der die Bitte an den Gott richtet, sondern der interrex, und nicht durch die Verkündigung des Resultats des Wahlacts (die renuntiatio), sondern erst durch die inauguratio geht das Recht, mit den Göttern Namens des populus zu verkehren, von dem interrex auf den rex declaratus über. Dies folgt auch daraus, daß der republicanische rex sacrorum durch inauguratio bestellt wurde, während die creatio aus dem früher angeführten Grunde für ihn in Wegfall kam. Der Rückschluß aber, den Mommsen von den republicanischen Magistraten, die nicht inaugurirt wurden, auf den König macht, um die Inauguration desselben als erste Ausübung des Auspicienrechts aufzufassen, ist deshalb irrig, weil für die zeitlich beschränkten Träger der obersten Gewalt die Inauguration, welche ein lebenslängliches Recht verlieh, ebenso wenig wie für die interreges selbst, zulässig war, zumal da ihnen die nur von einem lebenslänglichen rex, dem republicanischen rex sacrorum zu vollziehenden, sacralen Functionen abgenommen worden waren. So wichtig und nothwendig übrigens hiernach für den lebenslänglichen Wahlkönig die inauguratio war, so berechtigt sie doch ebenso wenig wie die vom interrex bei der Wahl angestellten Auspicien zu einer theokratischen Auffassung des Königthums. Der römische König ist, wie wir früher sahen, Souverän des römischen Staates und führt als solcher seine eigenen Willensentschlüsse aus; nicht aber ist er Stellvertreter des Jupiter oder Vollstrecker seines göttlichen Willens. Sein Königsrecht ist allerdings, wie die inauguratio zeigt, abhängig von der Zustimmung des Gottes, und ebenso sind es seine Regierungshandlungen, bei denen er Auspicien anstellt. Aber nicht der Gott, sondern der interrex hat die Initiative bei der Bestellung des Königs; nicht der Gott, sondern der König hat die Initiative bei den Regierungshandlungen. Der Einfluß des Gottes durch die gesendeten Zeichen äußert sich nur darin, daß durch ungünstige Zeichen der König abgemahnt wird von der Ausführung der beabsichtigten Handlung. Dieses göttliche Veto aber, in dessen Anerkennung nichts mehr und nichts weniger liegt, als die Anerkennung, daß alle menschlichen Handlungen nur unter göttlichem Schutze segenbringend sind, ist ebenso specifisch vom imperium des Königs verschieden, wie das Veto der Tribunen der republicanischen Zeit vom imperium der Consuln, gewiß also nicht die Quelle desselben. Die inauguratio hat mithin nicht den Sinn, den König zum Stellvertreter des Gottes zu weihen, sondern nur den Zweck, der wahrlich wichtig genug ist, dem populus Romanus auch unter dem neuen künstlich bestellten Oberhaupte des Staats den Gottesschutz zu sichern, ohne den der Staat nicht gedeihen kann.

In den ersten Tagen seiner Regierung, wahrscheinlich vor Ablauf der 5 Tage, während welcher, wie das interregnum zeigt, die Functionen des Königthums provisorisch geführt werden konnten, beantragte der König bei dem populus die lex curiata de suo imperio, und erst, wenn die auch hierbei angestellten Auspicien günstig ausgefallen waren, und der populus durch seinen jussus diese lex angenommen hatte, war das imperium des Königs ein legitimum imperium. Auch die Bedeutung dieses Acts ist Gegenstand einer Streitfrage. Mommsen[5]) sieht ihn an als einen Act, durch welchen die Gemeinde sich ausdrücklich verpflichtet, dem imperium oder der potestas des neu eintretenden Beamten innerhalb der Competenz desselben zu gehorchen; als einen Act, der dem Beamten kein Recht gebe, das er nicht bereits habe; als einen Act, der zwar nicht gleich der modernen Huldigung, aber derselben vergleichbar sei. Es ist richtig, daß durch diesen Act die Gemeinde sich gegenüber dem König verpflichtete; aber ebenso gewiß ist, daß auch der König sich durch denselben gegenüber der Gemeinde verpflichtete, sein imperium entsprechend den Bestimmungen der lex de imperio zu gebrauchen. Denn diese lex ist unzweifelhaft eine lex publica, und alle solche vom Beamten vorgeschlagenen, vom Volke angenommenen Gesetze sind, wie Mommsen selbst sagt[6]), „zwischen den constitutiven Gewalten des Staates durch Rede und Gegenrede abgeschlossene Verträge", und ohne Zweifel ist es inconsequent, in den populi jussus über arrogatio und cooptatio, über Kriegserklärung und Verurtheilung des perduellis mit Uebertreibung der Bedeutung desselben die Souveränetät des populus zu finden, in der lex de imperio dagegen nicht einmal das anzuerkennen, was begrifflich in jedem jussus populi wirklich enthalten ist. Dagegen ist es ein gewiß durchaus berechtigter Rückschluß, wenn man daraus, daß die Consuln innerhalb der ersten 5 Tage ihrer Amtsführung in leges jurare mußten[7]), schließt, daß auch der König bei der rogatio dieser lex in feierlicher Weise seinen Willen kundgab, das imperium zur Erhaltung der Ordnung des Staates zu gebrauchen. — Es ist ferner richtig, daß, wenn vor der Annahme der lex de imperio die Stadt von einem Feinde angegriffen worden wäre, der rex declaratus sich an die Spitze der bewaffneten Bürger gestellt haben und daß diese willig seinem imperium gefolgt sein würden, so gut wie dem jeweiligen interrex während des interregnum. Aber ebenso sicher ist, daß nach Ablauf der fünftägigen Frist das imperium ein illegitimes gewesen sein würde, und daß die Bürger das Recht gehabt haben würden, dem Könige und seinen Stellvertretern — denn auch diese waren in der lex curiata erwähnt[8]) — den Gehorsam zu verweigern. Noch in Ciceros Zeit war es einem Consul, der die Bewilligung der lex de imperio versäumt hatte, nicht erlaubt, ein Heer auszuheben und zu befehligen[9]); noch in Ciceros Zeit war die Jurisdiction der Prätoren zum Stillstand gezwungen, wenn die Beschlußfassung über die lex de imperio durch tribunicische Intercession verhindert worden war[10]); noch aus Ciceros Zeit liegt ein Fall vor, aus dem hervorgeht, daß die Consuln die nur kraft des imperium zu berufenden Centuriatcomitien zur Wahl ihrer Nachfolger nicht halten konnten, weil sie es

[1]) Liv. 1, 18.
[2]) Liv. 1, 18, 10.
[3]) Cic. de rep. 2, §. 23.
[4]) Römisches Staatsrecht, Bd. 2, S. 9.
[5]) Römisches Staatsrecht. Bd. 1, S. 588.
[6]) Römische Geschichte, Bd. 1, S. 73.
[7]) Liv. 31, 50, 7.
[8]) Tacit. ann. 11, 22. Gell. noct. att. 13, 15.
[9]) Cicero de leg. agr. 2, 12, 30. Phil. 5, 16, 45. ad fam. 1, 9, 25; vgl. auch Liv. 5, 52, 16.
[10]) Dio Cass. 39, 19.

versäumt hatten, sich die lex de imperio bewilligen zu lassen[1]). Damit ist doch deutlich ausgesprochen, daß das imperium ohne lex curiata illegitim ist, und daß der populi jussus bei der Bewilligung der lex de imperio eine größere staatsrechtliche Bedeutung für den Inhaber des imperium hat, als Mommsen ihm zugestehen will. Er hat denselben Werth, wie der populi jussus bei der creatio. Er ist nothwendig, weil ohne ihn das lebenslängliche imperium des künstlich bestellten Staatsoberhauptes als illegitim erscheinen würde; aber auch er ist natürlich nicht ein Symptom der Souveränetät des populus, vielmehr wird die Souveränetät des Königs eben durch diesen jussus populi für dessen Lebenszeit legalisirt.

Uebrigens beruht jene Auffassung Mommsen's auf der Voraussetzung, daß potestas und imperium zur Königszeit zwei zusammenfallende, also gleichbedeutende Ausdrücke für die in sich einheitliche Königsgewalt gewesen seien. Diese Voraussetzung aber beruht auf einem directen Rückschlusse aus dem Gebrauche der beiden Wörter in der Zeit der entwickelten Republik, zu welcher an die Stelle der regia potestas und des regium imperium eine Menge verschiedener potestates und die in ihrer staatsrechtlichen Bedeutung verschiedenen imperia der Consuln, Prätoren, Proconsuln und Proprätoren getreten waren, auf einem Rückschlusse also, der deshalb verfehlt ist, weil bei ihm die geschichtliche Bedeutungsentwicklung beider Wörter, durch welche der Begriff potestas sich erweitert hat und gewisse Consequenzen des imperium mit umfaßt, der Begriff imperium dagegen sich verengert hat, nicht richtig gewürdigt worden ist. Es ist zweifellos, daß der Begriff potestas später allerdings vielfach gebraucht wird, wo auch der Begriff imperium hätte gebraucht werden können und sogar correcter gewesen wäre; aber es ist ebenso zweifellos, daß der Begriff imperium correct immer nur da angewendet wird, wo die lictores und fasces, die insignia imperii[2]), sich finden, also bei Dictatoren, Consuln, Prätoren, Proconsuln und Proprätoren. Daraus folgt gewiß nicht, daß potestas und imperium ursprünglich zwei gleichbedeutende Ausdrücke für dieselbe königliche Amtsgewalt gewesen seien — eine Annahme, die ohnehin den Gesetzen der Sprachgeschichte und der Synonymik zuwider ist —, sondern nur, daß beide Ausdrücke von Dictatoren, Consuln, Prätoren und somit auch vom Könige deshalb gebraucht werden konnten, weil diese Beamten neben dem, was man potestas nannte, auch noch das imperium besaßen, mit anderen Worten, daß ihre Amtsgewalt und somit auch die königliche aus zwei specifisch von einander verschiedenen Gewalten bestand. Betrachten wir nun die vorhin geschilderte Machtfülle des Königs in ihren einzelnen Aeußerungen unter diesem Gesichtspunkte, so zerlegt sich dieselbe ganz ungezwungen in zwei Gruppen von unter sich näher verwandten Befugnissen. Die eine enthält die Macht-Aeußerungen, durch welche der König gegenüber den Göttern, den fremden Staaten, dem Eigenthum des römischen Staats und den Bürgern desselben als Repräsentant der Staatseinheit erscheint; die andere enthält die Macht-Aeußerungen, durch welche er als Gebieter des populus und der zu demselben gehörigen Bürger sich darstellt. Gewiß sind wir daher zu der Vermuthung berechtigt, daß letztere Befugnisse den Inbegriff dessen bildeten, was die Römer ursprünglich unter imperium verstanden, zumal da das Verbum imperare und der Gebrauch des Imperativs im Munde des Königs wie der Consuln und der Prätoren gerade bei der Ausübung dieser Befugnisse im Krieg und im Frieden, auf dem Gebiete der bürgerlichen und der peinlichen Gerichtsbarkeit, wie in dem des disciplinaren Strafrechts technisch ist. Und bei dieser begrifflichen Unterscheidung von potestas und imperium ist es denn auch leicht verständlich, daß es für die Legitimirung der potestas pro populo agendi des rex declaratus nach der creatio und inauguratio keines weiteren Actes mehr bedurfte, für die Legitimirung des imperium in populum aber ein solcher als nothwendig erschien. Denn jenes Recht war denkbar ohne dieses und mit der Zustimmung des Gottes bei der inauguratio perfect; dieses aber, zumal in der Intensität, die es bei den Römern hatte, war in jenem nicht ohne Weiteres enthalten.

In Verbindung mit der lex curiata de imperio steht die viel besprochene patrum auctoritas. Daß der durch diesen Ausdruck bezeichnete Act nach der creatio und inauguratio und vor der Beschlußfassung über die lex de imperio stattfand, ist zweifellos. Ebenso ist es zweifellos, daß die patres, welche die auctoritas ertheilen, dieselben sind wie die patres, aus denen die interreges hervorgehen. Aber streitig ist, wie beim interregnum, ob die patres die Mitglieder des Senats oder die sämmtlichen patres familias der gentes patriciae sind. Ebenso ist streitig, ob das Wort auctoritas den Sinn einer Bestätigung des Wahlactes, oder den Sinn einer Gutheißung der vom populus zu bewilligenden lex de imperio hat. Die Consequenz meiner Anschauungen von der Bedeutung der creatio und inauguratio ist es, daß eine nachträgliche Bestätigung dieser Acte durch die patres, einerlei wen man darunter versteht, wie eine solche nur der wenig sachverständige griechische Schriftsteller Dionysius ausdrücklich annimmt, als völlig unmotivirt erscheint. Die Consequenz aber meiner eben entwickelten Anschauung von der lex de imperio ist es, daß die patrum auctoritas nur sein kann die Zustimmung der innerhalb ihrer Familien und Geschlechter selbstherrlichen patres familias zu der Uebertragung des lebenslänglichen imperium an den König. Diese Consequenz ist, wie ich glaube, nach dem Sprachgebrauche des Worts auctoritas und der Redewendungen auctorem esse, auctorem fieri, die sich in juristischer und nichtjuristischer Verwendung im ursprünglichen Sinne stets auf eine res agenda, nie auf eine res acta beziehen, die einzig mögliche. Auch entspricht sie der staatsrechtlichen Stellung, die ich vorhin beim interregnum den patres familias der gentes patriciae vindicirt habe, und die dem als regium consilium aufzufassenden Senate nicht zukommen kann. Denn mit dem imperium bekam der König Rechte über die patres und deren Söhne, auf die nur die Inhaber dieser Rechte, die patres selbst, zu Gunsten des Königs verzichten konnten. Durch die Nothwendigkeit der patrum auctoritas für die lex de imperio wurde der Auffassung vorgebeugt, als ob die comitia des populus, in denen neben den patres auch die wehrhaften Söhne stimmten und wahrscheinlich in der Majorität waren, den patres ohne deren ausdrückliche Zustimmung Rechte abderetiren könnten, während in der Annahme der lex de imperio selbst der Gedanke Ausdruck fand, daß nicht blos die patres, die an sich keinem imperium unterworfen waren, das imperium des Königs über sich bewilligten, sondern auch die Söhne, die nach dem Familienrechte nur dem imperium ihrer Väter unterworfen waren, das imperium des Königs neben und über dem ihrer Väter in formeller Weise durch ihre Mitwirkung bei dem jussus populi anerkannten.

In den beiden hiernach eng verbundenen Acten der patrum auctoritas und der lex de imperio wiederholt sich der Gedanke, dem wir schon bei den beiden in ähnlicher Weise zusammengehörigen Acten des interregnum und der creatio ausgedrückt fanden. Das römische Königthum erscheint auch hier als das Königthum einer werdenden Aristokratie, bei dessen Constituirung zwar die Gesammtheit der Mitglieder der gentes patriciae mitwirkt, aber doch die patres derselben als die eigentlichen Träger der Machtbefugnisse erscheinen, aus denen sich das souveräne Recht des Königs zusammensetzt. Und da die lex de imperio ohne Zweifel in irgend einer Form nicht blos den Inhalt, sondern auch die Grenzen des imperium bezeichnete, so ist es nun vollkommen verständlich, daß der König sein imperium zur Aenderung der Staatsordnung nicht gebrauchen durfte.

Kein Geringerer als Aristoteles hat den Gedanken aus-

[1]) Dio Cass. 41, 43.
[2]) Cic. de rep. 2, §. 55.

gesprochen, daß in der Beschränkung des Königthums das wichtigste Mittel zu dessen Erhaltung liege[1]). Er konnte sich dafür auf einen Ausspruch des spartanischen Königs Theopompos berufen, der seiner Gattin, die ihn fragte, ob er sich nicht schäme, sein Königsrecht als ein durch die den Ephoren verliehenen Befugnisse geschmälertes seinen Söhnen zu hinterlassen, erwiderte: „Wahrlich nein, denn ich hinterlasse es ihnen als ein um so dauerhafteres." Auch die römischen patres, die sich, obwol sie selbst hätten die Regierung dauernd übernehmen können, wie sie dieselbe im Turnus der interreges wirklich führten, trotzdem ein Königthum constituirten und mit intensivster Machtfülle ausstatteten, sind ohne Zweifel der Meinung gewesen, in diesem allerdings auch legal beschränkten Königthum eine dauernde, für den Staat segenbringende Einrichtung zu schaffen. Wenn gleichwol dasselbe untergegangen ist, so liegt das daran, daß die patres weniger als die Könige die Bedeutung der auf römischem Staatsgebiete sich ansammelnden politisch rechtlosen plebs für die Weiterentwickelung des Staates erkannten und infolge dessen das Königthum in Widerspruch gerieth mit den Anschauungen der patres. In der Tradition tritt dieser Widerspruch zuerst bei Tarquinius Priscus hervor, jedoch so, daß dessen Reformpläne noch, durch ein Compromiß zwischen ihm und den patres modificirt, zu verfassungsmäßiger Geltung gelangten. Der trotzdem fortdauernde Widerspruch trieb aber das Königthum auf die Bahn der Entwickelung zur Tyrannis. Die Tradition zeichnet in Servius Tullius den weitblickenden Herrscher, der, wenn er auch ohne interregnum durch Usurpation König geworden ist, doch als nachträglich legitimirter König vermittelst seiner königlichen Initiative die Staatsordnung unter Zustimmung des populus und der patres den erweiterten Verhältnissen besser noch als Tarquinius Priscus anpaßte; aber sie schildert in Tarquinius Superbus auch den vollendeten Tyrannen, der sich, im Vertrauen auf seine Popularität bei der plebs und auf seine Verbindungen in den Nachbarstaaten, willkürlich hinwegsetzt über das Recht der patres und über die geheiligte Staatsordnung, deshalb aber auch einer Auflehnung der gentes patriciae schließlich unterliegt.

Unser deutsches constitutionelles Königthum, das Resultat einer zweitausendjährigen Entwickelung des deutschen Volkes, vorbereitet durch das ständische Königthum des Mittelalters und das autokratische des 17. und 18. Jahrhunderts, ausgestattet mit einer für eine kraftvolle Regierung erforderlichen Machtfülle, außerdem mit der Initiative und dem Veto bei der Gesetzgebung, beschränkt durch eine auf dem den Römern wie dem ganzen Alterthum fremden Gedanken einer Vertretung des Volks durch gewählte Repräsentanten aufgebaute Verfassung, trägt durch seine Angemessenheit für die viel complicirteren Verhältnisse der modernen Staaten und für die gegenwärtige Civilisation des deutschen Volks die nach menschlichem Ermessen denkbar stärkste Bürgschaft der Dauer in sich selbst.

Wie verschieden aber auch unser heutiges constitutionelles Königthum von dem legitimen Königthum der Römer ist, drei Grundgedanken sind es, die beiden gemeinschaftlich sind:

Erstens der Gedanke, daß das unzertrennliche Wohl des Königs und seines Volkes nicht ohne den Schutz und Segen des allmächtigen Gottes gedeihen kann;

zweitens der Gedanke, daß das Staatswohl nur gedeihen kann, wenn Einer im Staate Herr und Gebieter ist, dem alle Anderen zu gehorchen haben, und daß dieser Eine mit reellen Machtmitteln ausgestattet sein muß, um kraftvoll regieren zu können;

drittens aber der Gedanke, daß es auch eine dem Königsrechte entsprechende Königspflicht giebt, und daß diese ebensowol darin besteht, im Interesse des Staatswohls die Ordnung des Staates zu erhalten als auch darin, zu den erforderlich werdenden Aenderungen die Initiative zu ergreifen.

Die Idee des Königthums, dessen Grundgedanken bei uns noch ebenso lebendig sind, wie sie es bei den Römern vor dritthalbtausend Jahren waren, glaube ich daher mit Recht im Eingang meiner Rede als eine derjenigen unvergänglichen Ideen bezeichnet zu haben, durch welche Gott die Erziehung des Menschengeschlechtes zum sittlich Guten leitet.

Freuen wir uns, daß wir in unserem König Albert einen König besitzen, der, dem Vorbilde seines in Gott ruhenden Vaters folgend, weiß, daß er von Gottes Gnaden regiert und daß an Gottes Segen Alles gelegen ist, einen König, der nicht blos ein Königsrecht, sondern auch eine Königspflicht anerkennt, einen König, der kraft seines Königsrechts kraftvoll regiert, aber auch gemäß seiner Königspflicht ein treuer Wächter der gesetzlichen Ordnung ist, einen König endlich, der in hochherziger Weise bewiesen hat, daß er die richtigen Mittel anzuwenden versteht, um auch für die Zukunft den Bestand seines Königreichs zu sichern, die Ordnung des Staates zu befestigen und seinen Unterthanen Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung zu verbürgen. Gott erhalte den König!

[1]) Polit. 8, 9, 1.

Ein Reisewerk.

** Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Reisebriefe von Wilhelm Roßmann. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow 1880. — Der ersten Auflage dieser Reisebriefe gegenüber, welche bereits vom Publicum freundlichst aufgenommen wurde, zeichnet sich die vorliegende nicht nur durch elegantere Ausstattung, sondern auch durch die Vermehrung der in die Briefe eingestreuten Ueberſetzungen aus alten Dichtern und Historikern aus. Neu hinzugekommen sind nach dieser Richtung die beiden Briefe des Plinius über den Ausbruch des Vesuv, Martial's Landgut des Faustinus, das Gastmahl des Nasidienus von Horaz und Ovid's Raub der Proserpina. Der Verfasser schrieb diese Reisebriefe von Neapel und Sicilien aus, wo er als Lehrer des Erbprinzen von Meiningen mit seinem Zögling weilte, an die Seinigen, um — wie er in dem Vorworte sagt — auch sie, soweit es durch die Kraft des Wortes geschehen möchte, all der Herrlichkeit theilhaftig zu machen, die ihm dort in anmuthigster Gesellschaft zu schauen und zu genießen vergönnt gewesen sei. In fesselnder, jeder Pedanterie fremder Darstellung verbreitet sich der Verfasser in seinen Briefen über Neapel und seine Umgebung, insbesondere auch über Pompeji, über das neapolitanische Volksleben, die Kirchen und Theater, die Schätze des dasigen Museums, er schildert eine Besteigung des Vesuv, die Persönlichkeit des verstorbenen Königs Victor Emanuel u. s. w.; im weiteren Verlauf des interessanten Buches macht er eine Fahrt nach Capri, Ischia und Pästum zum Gegenstand seiner Darstellung, um schließlich seinen Aufenthalt in Sicilien zu schildern. Die Befürchtung, welche der Verfasser zu hegen scheint, daß die sicilianischen Briefe nicht als von der gleichen Mannigfaltigkeit befunden werden könnten, wie die der beiden ersten Abtheilungen, und ein wenig zu sehr nach Schule und Literatur schmecken — welchen Umstand er damit zu erklären sucht, daß er die sicilianische Reise mit seinem wißbegierigen Zöglinge allein, ohne die Gegenwart der geistreichen Frau Herzogin Feodora von Sachsen-Meiningen unternommen habe —, ist nach unserer Ansicht in der Hauptsache grundlos. Zum Mindesten hat uns die letzte Abtheilung der Reisebriefe mit demselben Interesse erfüllt, welches die beiden ersten in uns erweckt hatten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 37. Sonntag, den 8. Mai. 1881.

Inhalt: Oeffentliche Gesammtsitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April. — Die Chronik des Sächsischen Königshauses und Seiner Residenzstadt. — Briefe aus Paris. — Leipziger Theater, von R. von Gottschall. — Musik-Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Geographisches und Statistisches (Die „Weltpost". Karte von Tunesien).

Oeffentliche Gesammtsitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April.

Die Sitzung wurde eröffnet durch eine Ansprache des vorsitzenden Secretärs, Hrn. Fleischer, über das innere Verhältniß des öffentlichen Actus der Universität zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs als ihres Rector magnificentissimus, zu der stillern, obwol ebenfalls öffentlichen Sitzung, durch welche die Gesellschaft der Wissenschaften dasselbe hohe Geburtsfest als ihres Königlichen Protectors begeht.

Derselbe zeigte hierauf an: 1) daß am 11. Febr. d. J. in Schleswig erfolgte Ableben des Geh. Justiz- und Oberappellationsgerichtsrathes Dr. A. L. J. Michelsen, ordentlichen Mitgliedes der philol.-histor. Classe seit 1856, 2) die von derselben Classe beschlossene Verleihung der zweijährigen Zinsen des Härtel'schen Legates an Dr. Karl Johannes Neumann, gegenwärtig Stellvertreter des Professor Gardthausen als zweiten Custos an der Universitätsbibliothek.

Hierauf legte Hr. Hankel eine Abhandlung vor: Ueber die aktino- und piezoelektrischen Eigenschaften des Bergkrystalles und ihre Beziehung zu den thermoelektrischen. Bereits im vorigen Jahre hat er eine allgemeine Mittheilung über eine von ihm entdeckte eigenthümliche Erregungsweise von Elektricität gemacht. Wenn nämlich die Strahlen der Sonne oder der Gasflamme, oder auch die Strahlen, welche von einem bis 60° oder 100° erhitzten Körper ausgehen, auf einen Bergkrystall fallen, so entsteht in demselben Elektricität, und zwar dergestalt, daß, falls der Krystall ein einfacher ist, auf den sechs Kanten des Prismas sechs elektrische Pole, drei positive abwechselnd mit drei negativen hervortreten; die drei Nebenaxen des Bergkrystalles bilden also drei elektrisch polare Axen, d. h. jede Nebenaxe trägt an dem einen Ende einen positiven, an dem anderen einen negativen Pol. Die Entstehung dieser Elektricität wird besonders durch die dunklen Wärmestrahlen hervorgerufen. Die Intensität der elektrischen Spannung in diesen Polen erreicht bei gleichbleibender Strahlung bereits in 20 bis 25 Secunden ihr Maximum, und verbleibt auf diesem Maximum, so lange die Strahlung anhält. Wird die Bestrahlung aufgehoben, so verschwindet die Elektricität in einem gleichen Zeitraume.

An den Enden der Nebenaxen treten nun auch, wie der Vortragende früher gezeigt hat, durch Aenderungen der Temperatur elektrische Pole auf, und zwar in der Weise, daß an jeder Stelle bei steigender Temperatur die auftretende Elektricität gerade die umgekehrte oder entgegengesetzte von der bei der Abkühlung entstehenden ist.

Von dieser thermoelektrischen Erregung ist aber die neue Erzeugungsweise der Elektricität durch Strahlung durchaus verschieden. Wenn die Strahlung den Bergkrystall trifft, so entsteht dadurch auf den Prismenkanten diejenige Polarität, welche eben diese Kanten bei der Abkühlung annehmen; ferner erreicht die elektrische Spannung bereits in 20 bis 25 Secunden ihr Maximum und verschwindet nach dem Aufhören der Strahlung in gleicher Zeit, während die thermoelektrische Spannung nur sehr langsam mit der Temperaturänderung der gesammten Masse des Krystalles wächst. Der Vortragende hat daher diese durch Strahlung erzeugte Elektricität mit dem Namen Aktinoelektricität belegt.

Im vorigen Jahre ist von zwei französischen Physikern Jacques und Pierre Curie gefunden, daß hemimorphe Krystalle bei Pressung in der Richtung der hemimorphen Axe und beim Nachlassen der Pressung an den Enden dieser Axe entgegengesetzte Elektricitäten zeigen, und zwar soll nach ihnen die Pressung dieselbe Polarität wie Erkaltung, und Nachlassen des Druckes dieselbe Polarität wie Erwärmung hervorrufen. Der Vortragende zeigte nun, daß dies Gesetz keine allgemeine Geltung hat. Während die Vorgänge bei dem Turmalin, Kieselzinkerz, Boracit, Zucker und der Weinsäure mit dieser Angabe übereinstimmen, widersprechen ihr die elektrischen Erscheinungen bei dem Bergkrystalle, dem Struvit und dem neutralen weinsauren Kali; bei diesen letzteren drei Substanzen gehen Druck und Erwärmung, und andererseits ebenso wieder Nachlassen des Druckes und Erkaltung dieselben elektrischen Pole.

Auch die Erregung der Elektricität durch Aenderung des Druckes ist also eine von der Thermoelektricität verschiedene, und sie wurde daher von dem Vortragenden mit dem Namen der Piezoelektricität bezeichnet.

Sämmtliche drei Erregungsweisen der Elektricität hängen beim Bergkrystalle mit seiner Krystallform zusammen, die nach den Nebenaxen hemimorph ist. Der erste Theil der vorgelegten Abhandlung erläutert nun das Wesen der Krystallgestalt des Bergkrystalles, der zweite behandelt die Vorgänge der Thermoelektricität, der dritte die aktinoelektrischen und der vierte die piezoelektrischen Erscheinungen sowol auf einfachen als auch zwillingsartig zusammengesetzten Bergkrystallen.

In einem zweiten Vortrage besprach Hr. Fleischer das in mehreren Lieferungen erschienene, nun vollständig vorliegende Supplément aux dictionnaires arabes von Prof. Dozy, Leiden 1877—1881, als die ausgezeichnetste Leistung unserer Zeit auf dem Felde der arabischen Lexikographie neben dem leider unvollendet gebliebenen großen Lane'schen arabisch-englischen Lexikon. Dieses beschränkt sich seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß auf die altclassische und dieser nächststehende Sprache, deren Bestandtheile es aus einer großen Anzahl der besten Originalwörterbücher in musterhafter Objectivität zusammenstellt, wogegen Dozy in seinem Supplément den Nachwuchs der Sprache an Worten und Bedeutungen bis auf unsere Zeit herab, sammt den Entlehnungen aus dem Persischen, Türkischen, Berberischen, Griechischen und Romanischen, aus späteren Schriftstellern, neueren Wörterbüchern, Reisewerken u. s. w. möglichst vollständig darstellt. Eine Reihe Nachträge und Berichtigungen zu den

ersten acht Buchstaben des Alphabets, welche Hr. Fleischer dem Verfasser für sein Werk zuschickte, konnten wegen des schon zu weit vorgerückten Druckes nicht mehr in dasselbe aufgenommen werden; von Prof. Dozy gesichtet und mit dessen eigenen Bemerkungen versehen, werden sie nun unter dem Titel: Studien über Dozy's Supplément aux dictionnaires arabes in den Sitzungsberichten der philos.-histor. Classe erscheinen und seiner Zeit fortgesetzt werden.

Die Chronik des Sächsischen Königshauses und Seiner Residenzstadt vom 18. Juni 1853 bis zum 18. Juni 1878.

Ihren Königlichen Majestäten Albert und Carola von Sachsen zum silbernen Ehejubiläum.

Als sich im Jahre 1878 das ganze Land freudvoll zur Feier des silbernen Ehejubelfestes unseres allverehrten Königspaares rüstete, beschloß die Stadt Dresden, die von ihr darzubringende Gabe in eine Form zu kleiden, welche zugleich Herz und Gemüth ansprechen und als ein Erinnerungszeichen alles Dessen sich gestalten sollte, was unser Königspaar in den verflossenen fünfundzwanzig Jahren an Freud und Leid erfahren und was mit ihm im Besonderen die Stadt Dresden getheilt. Die Gabe sollte zugleich der vaterländischen Kunst und dem vaterländischen Gewerbe willkommene Gelegenheit bieten, sich zu bethätigen. So entstand, nachdem die Art der Form in Verein mit maßgebenden Künstlern durchwägt, die „Chronik des Sächsischen Königshauses und Seiner Residenzstadt vom 18. Juni 1853 bis zum 18. Juni 1878", deren Widmungsexemplar am 27. März d. J. von Ihren Majestäten huldreichst entgegengenommen worden ist.

Bei der Ausführung des ebenso würdigen wie schönen Gedankens knüpfte man mit Recht wieder an die eigenartig deutschen, im edlen Sinne patriarchalischen Arbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts an in der Textbehandlung wie in der typographischen Ausstattung. Der Text für die Jahre 1853 bis 1860 wurde von Dr. Schramm-Macdonald, für die Jahre 1861—1878 von dem Stadtarchivar Dr. Richter ausgearbeitet. In der beobachteten chronikalischen Ausführlichkeit und Genauigkeit wird sich die geschilderte Zeitperiode einer späteren Zeit für dieselbe wichtiger, als man jetzt vielleicht meinen möchte, treu wiederspiegeln. Der Druck erfolgte auf ausgezeichnet von den Vereinigten Bautzner Papierfabriken gefertigtem Büttenpapier. Mit dem Drucke wurde die rühmlichst bekannte Officin von W. Drugulin zu Leipzig betraut. Als Format wurde für die zweispaltert Blatt Großfolio von 51 cm Höhe auf 36 cm Breite gewählt und für die Lettern die sogenannte Schwabacher Schrift, bekanntlich eine nach ihrem Erfinder, dem Schriftgießer Schwabach, genannte schöne klare Fracturschrift. Der Druck ist theilweise rothfarbig ausgeführt, nur biejenigen Seiten, welche Trauernachrichten enthalten, sind durchaus schwarz gedruckt. Die großen Schwierigkeiten, welche theils durch Forderungen des Textes sowie durch das Einfügen zahlreicher Illustrationen für den Letternsatz entstanden, sind auf das Kunstreichste überwunden. Künstlerische Haltung und Vollendung erhält diese prachtvolle typographische Herstellung durch eine Fülle von Zierleisten, Kopf- und Schlußstücken und mannigfaltige Umrahmungen, welche gewandt und die Renaissanceformen des 16. Jahrhunderts beherrschend Hofrath Prof. Graff, Director der K. Kunstgewerbeschule zu Dresden, entworfen hat. Die Anwendung jener Renaissanceformen war durch den typographischen Charakter der Ausstattung bedingt. In diesem Sinne auch sind noch das prächtig reiche Titelblatt mit den Figuren der Virtus und Charitas wie anderem emblematischen Schmuck und die die einzelnen Jahresabschnitte einleitenden reichen Umrahmungen desselben Künstlers als Meisterwerke zu begrüßen. Das eigentliche Widmungsblatt wurde von Director Prof. Dr. Hübner entworfen und von dessen Sohne E. Hübner in Aquarell ausgeführt, es zeigt die Ueberreichung des Werkes durch die Dresdensia. Ihm folgt ein warmempfundenes, formenklares Weihgebicht von Dr. Julius Große, welches in würdigster Weise vortrefflichst nach Prof. Dr. Theodor Große's vollendet edlen Zeichnungen ausgeführte Holzschnitte begleiten. Sie eröffnen zugleich den Reichthum der theils unmittelbar von Prof. Bürckner, theils unter dessen Leitung in Holzschnitt ausgeführten Illustrationen, welche einen vollen und überraschenden Blick über die große Reihe bedeutender Männer gewähren, deren Wirken auf religiösem wie politischem Gebiete, auf dem der bildenden Künste wie der Musik und des Theaters, auf dem der Wissenschaft, der Technik wie der Humanität jene Zeit Dresdens unvergänglich ziert; diese Illustrationen zeigen zugleich, welchen blühenden Aufschwung während jener Jahre die Stadt Dresden in ihren vielfachen Anlagen, ihren Bauwerken wie überhaupt in ihrem künstlerischen Schmuck genommen hat. Zu den schönsten Blättern zählen durch künstlerische Behandlung und Klarheit der Zeichnung für den Holzschnitt die, welche vom Maler Schuster entworfen sind, so beispielsweise die Ausschmückung der Augustusbrücke gelegentlich des silbernen Ehejubiläums und die Ansicht der Brühl'schen Terrasse.

Besonderen künstlerischen Werth verleihen dem Widmungsexemplar zwölf von Dresdner Künstlern gefertigte Originalaquarellen, welche mit dem Text durch Anwendung der obengenannten die einzelnen Jahresabschnitte einleitenden Umrahmungen in künstlerische Verbindung gebracht werden, nur mit dem Vorzug, daß auch diese Umrahmungen hier buntfarbig von dem betreffenden Künstler ausgestattet worden. Die Aquarellen umfassen folgende Darstellungen folgender Künstler: 1) Einzug der Prinzessin Carola in Dresden, eine schöne charakteristische Arbeit festlicher Stimmung, von Wilhelm Heine. 2) Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes an den Kronprinz Albert, von Alfred Diethe. 3) Geburt des Prinzen Friedrich August, von Professor A. Ehrhardt. 4) Erstes deutsches Sängerbundesfest, von Emil Sachße. 5) Albertvereinsfest im Großen Garten, von Emil Thomas, welcher die betreffende Localscenerie sehr geschickt künstlerisch zur Anschauung bringt. 6) Lazarett in der kronprinzlichen Villa zu Strehlen bei Dresden, ein tief und eigenartig empfundenes Blatt, von Prof. Julius Scholz. 7) Hauptdepôt für Verwundetenpflege im Prinz-Max-Palais, von Alfred Diethe. 8) Einzug der sächsischen Truppen, von Wilhelm Heine. 9) Goldene Hochzeit des Königs Johann, von Leonhard Gey. 10) Regierungsantritt des Königs Albert, die Figur unseres Königs und die Umgebung in vornehmster Auffassung und Wirkung, von Paul Kießling. 11) Eine Wiedergabe des das königliche Stallgebäude in der Augustusstraße zierenden Fürstenzuges auf einem Doppelblatt von Professor Wilhelm Walther. Die Kunstfertigkeit der reichen Composition und der Zeichnung wie der an die schönsten Miniaturmalereien des 15. Jahrhunderts erinnernden Farbengebung berechtigt, diese Arbeit als eine der allerschönsten in der Chronik überhaupt enthaltenen zu bezeichnen. 12) Verbandstag der deutschen Frauenvereine, von Prof. Julius Scholz. Sämmtliche Aquarellen sind in den für die weiteren Kreise bestimmten 200 Exemplaren der Chronik, geschickt die bei derartigen Reproductionen entstehenden Schwierigkeiten überwindend, von den Hofphotographen Römmler & Jonas zu Dresden in Lichtdruck wiedergegeben. Das Widmungsexemplar schließt in seinem Aeußern ein reichgepreßter, in der weithin bekannten Buchbinderei von Hübel & Denck zu Leipzig nach Zeichnungen Hofrath Prof. Graff's gefertigter Einband vornehm ab. Er zeigt in der Mitte der Vorderdecke das in farbigem Schmelz ausgeführte Allianzwappen unseres Königspaars, gehalten und umrahmt von in mattem Silber ausgeführten Genien und Ornamenten. Die Ecken sind mit

reichen, die goldene Königliche Alliance-Namensschiffre tragenden gleichfalls in mattem Silber gefertigten Verzierungen versehen. Die künstlerische Durchbildung des Einbandes erstreckt sich bis auf die Schließen, den Schnitt und das von Theodor Kretzschmar zu Dresden ausgeführte Vorsatzpapier.

Das nach vielen Mühen glücklich und würdig vollendete Unternehmen legt das ehrenvollste Zeugniß ab für unser vaterländisches Können und für die gedeihliche Entwickelung der sächsischen Hauptstadt nach jeder Richtung, wie für die Liebe und Verehrung, mit welchen diese unserm Herrscherhause stets dankbar treu verbunden, und welchen sie durch das Werk einen ebenso sinnigen wie prachtvollen Ausdruck verliehen hat. Es wäre sehr wünschenswerth, daß die in diesen Tagen zu Leipzig wiederkehrende Ausstellung deutscher Buchhandelswerke auch die weiteren Kreise mit dem schönen Werke bekannt machen möge.

Briefe aus Paris.

(„Frau v. Maintenon", ein Trauerspiel von Franz Coppée. — Legouvé über die Frauenfrage. — Victor Hugo in seiner Häuslichkeit. — „Die Geschichte meiner Bücher" — l'histoire de mes livres — von Alphons Daudet. — Die Memoiren von Lucien Bonaparte.)

* * **Paris**, im April. Unter den besseren französischen lyrischen und dramatischen Dichtern der Gegenwart steht Franz Coppée unbestreitbar und unbestritten mit in der ersten Reihe; nachdem er sein schönes Talent bis jetzt nur in kleineren Dichtungen, in lyrischen Ergüssen, in einaktigen Schauspielen und Blüetten bekundet hat, ist er nun zum ersten Male mit einem größeren Werke, mit einem Trauerspiel in Versen vor das Publicum getreten. Zur Heldin seines Stückes hat Hr. Coppée Frau v. Maintenon gewählt. Der Dichter mußte sich seines Talentes sehr sicher fühlen, um es zu wagen, eine Persönlichkeit, die sich so wenig für das Theater eignet, auf die Scene zu bringen. Frau v. Maintenon, morganatische Gemahlin Ludwig XIV., Wittwe des boshaften und buckligen Dichters Scarron, hat in der Geschichte eine kalte; traurige und keineswegs sympathische Erinnerung zurückgelassen. Der Herzog von Saint-Simon sagt von ihr in seinen Memoiren: „Diese Frau hat in der Monarchie, seitdem dieselbe existirt, eine ganz einzig dastehende Rolle gespielt; sie war zweiunddreißig Jahre hindurch des Königs Vertraute, Geliebte, Gattin und sein allmächtiger Minister, nachdem sie so lange Zeit gar nichts gewesen war. Sie sah Alles im Kleinen und hatte kleinliche Gesinnungen; kein Wunder also, daß sie ewig nur die Wittwe Scarron blieb, die man in allen ihren Handlungen immer und immer in ihr wiederfand. Diese kleinlichen Gesinnungen bei einer so über Alles glänzenden Stellung machten einen um so widerlicheren und abstoßenderen Eindruck." Der Herzog von Saint-Simon, der auf dem großen von Ludwig XIV. dirigirten Theater immer sehr günstig hinter den Coulissen gestanden und die Menschen und Dinge, die auf jener Bühne so häufig wechselten, ganz in der Nähe gesehen hat, mochte Frau v. Maintenon offenbar nicht leiden. Vielleicht weil sie so lange ein Rätsel für ihn geblieben war und weil er sich gedemüthigt fühlte, die stille, schweigsame und abgemessene morganatische Gemahlin seines Königs nicht schon früher errathen zu haben. Aber diese anziehende Egeria, diese bürgerliche discret verschleierte Isis, die alle Hindernisse zu überwinden und Alles und Alle, sogar die stolze und unbeugsame Frau v. Montespan, die viel beneidete Athenaïs v. Mortemart, zu unterwerfen und zu beherrschen verstand, konnte doch keine ganz unbedeutende Persönlichkeit sein. „Ihre unbegrenzte Herrschaft über den König ausgenommen", sagt Saint-Simon ferner, „war sie die Gefoppte von aller Welt — la dupe de tout le monde —." Es ist merkwürdig, wie sich die bedeutendsten Menschen von ihren Voreingenommenheiten bestimmen lassen und wie die Antipathie selbst die klarsten und offensten Augen zu blenden vermag. Dieses Urtheil Saint-Simon's ist ebenso streng wie ungerecht. Frau v. Maintenon ließ sich von Niemanden düpiren, nicht einmal von ihrem eignen Herzen, ein Streich, den sonst das Herz selbst den bedeutendsten Frauen zu spielen pflegt. Aber gerade in dieser Beziehung war Frau v. Maintenon stark. Kalt und berechnet verfolgte sie ihr Ziel, das sie sich längst schon gesteckt und das sie ruhig und sicher erreichte. An jenem Morgen im Winter von 1683 zu 1684, wo im Cabinet des Königs der Pater La Chaise, des Königs Beichtvater, die Messe las und wo der Erzbischof von Paris, Du Harlay, in Gegenwart des Ministers Louvois als Trauzeugen die Hand der Frau v. Maintenon in die des Königs legte — an jenem Morgen wurde der ganze Hof und mit ihm auch der Herzog von Saint-Simon von der Wittwe Scarron düpirt. Ich hatte mir eingebildet, daß Hr. Coppée diesen interessanten und historisch bedeutenden Moment aus dem sonst ziemlich nüchternen Leben der Frau v. Maintenon zum Vorwurf seines Stückes nehmen würde. Leider habe ich mich getäuscht. Manche Dichter sind wirklich glückliche Menschen. Sie leben von Illusionen; sie nähren sich von Phantasiegebilden; sie wandeln unter den Sterblichen, ihr Geist aber bewegt sich in anderen Sphären; mögen ihre Gedanken sich in einem Sonett concentriren, mögen sie die Form eines Buches oder eines Theaterstückes annehmen, mag ihre Arbeit kurz oder lang sein, gleichviel, das Einzige, worauf es ihnen ankommt, ist: Verse zu machen. Diesem unverbesserlichen Bedürfnisse hat auch Hr. Coppée Gehör gegeben. Sein neues Stück besteht aus Versen, die zum Theil recht schön sind; die Handlung ist aber ganz nebensächlich und gerade herausgesagt ganz uninteressant. Sie beruht auf einer eifersüchtigen Laune des Königs, der seiner Geliebten ein früheres zartes Verhältniß mit einem seitdem verstorbenen Freunde vorwirft; aus diesem Verhältniß soll, wie Louvois irrthümlicher Weise glaubt, ein Sohn hervorgegangen sein; mit diesem unbegründeten Verdacht, der zum Ueberfluß noch durch eine ebenfalls nur vermeintliche calvinistische Verschwörung verschärft wird, ist des Königs Eifersucht und Zorn aufgeregt worden; er läßt Frau v. Maintenon die Wahl, die Schuldigen zu bestrafen oder auf seine Hand zu verzichten. Frau v. Maintenon zögert nicht, sie will sich aufopfern. Das Opfer wird aber nicht angenommen, die vermeintlich Schuldigen weisen in unerhörter Selbstverleugnung die ihnen dargebotene Gnade zurück und Frau v. Maintenon wird die Gemahlin des Königs. Diese Intrigue, um die sich das ganze Stück dreht, ist durchaus unhistorisch, das möchte noch hingehen; aber sie ist auch durchaus uninteressant, das ist das Schlimme. Die handelnden Personen sind keine lebenden Wesen in Fleisch und Bein, es sind wandelnde Automaten, die Verse hersagen; da diese Verse nun zum Theil recht schön sind und auch mitunter schöne Gedanken enthalten, so wird das Stück möglicher Weise viele Leser finden, ob auch viele Zuschauer, scheint indessen fraglich. Das Stück wird übrigens gut gegeben; eine der bedeutendsten Schauspielerinnen von Paris, Madame Forgueil, hat die Rolle der Frau v. Maintenon übernommen; aber Ludwig XIV. hatte schlecht memorirt und da der Souffleur ihn auch im Stiche ließ, so erlebten wir das ganz Unerhörte, daß der große König nicht allein beinahe, sondern wirklich warten mußte. Das famose: „j'ai failli attendre!" verwandelte sich in eine bestürzende Realität.

Die Coppée'sche, wenn auch ganz unhistorische, so doch

sehr poetische Studie über Frau v. Maintenon, denn anders kann man das Stück nicht nennen, bringt mich unwillkürlich auf die Frauenfrage oder richtiger auf die Frage der Rechte der Frauen, mit welcher man sich gegenwärtig hier ganz gewaltig beschäftigt. In unserer so ungeordneten, so vielfach aufgeregten und verwirrten Zeit hat sich diese Frage nach und nach ganz in den Vordergrund gedrängt. Abgesehen von den zahllosen Processen, die sich vor den Gerichten abspinnen und in welchen gekränkte Frauen wie Rachefurien mit dem Revolver, dem Dolch oder der Vitriolflasche in der Hand erscheinen, wird die öffentliche Ausmerksamkeit noch durch tausend andere minder brutale und minder aufregende Actualitäten fast jeden Augenblick gezwungen, sich mit dem Schicksal der Frauen in der modernen Gesellschaft zu beschäftigen. Zwei bedeutende und allgemein anerkannte französische Schriftsteller, die Herren Alexander Dumas und Emil v. Girardin*), die sich schon lange und sehr eifrig dieser Frage widmen, sind Beide, von verschiedenen Standpunkten ausgehend, schließlich zu denselben Conclusionen gelangt: daß die Frau dem Manne gleich zu stellen sei und folglich die gleichen Rechte wie er zu beanspruchen habe. Diesen beiden hervorragenden Schriftstellern hat sich nun noch ein dritter hinzugesellt, der ihnen vollkommen ebenbürtig ist: Hr. Ernst Legouvé, der sich ebenfalls sehr eifrig mit der Lösung der Frauenfrage beschäftigt und mit Wort und Schrift, das heißt in öffentlichen Conferenzen und in geistreichen Broschüren dafür wirkt. Hr. Legouvé stellt sich indessen auf einen anderen Standpunkt als die beiden erstgenannten berühmten Theoretiker. Alexander Dumas und ganz besonders Emil v. Girardin tragen den Dingen, die da sind, noch mehr aber den Dingen, die da waren, keinerlei Rechnung; sie beweisen durch a + b, daß die Organisation der Gesellschaft schlecht ist, daß dieselbe demnach reorganisirt oder auf einem solideren Grunde neu aufgebaut werden müsse. Das ist ihre unumstößliche Meinung. Wenn sie nicht Beide so liebenswürdige und wohlwollende Menschen wären, so würden diese Simplicisten, diese Freunde von einfachen Mitteln à la Rousseau, gewiß nicht abgeneigt sein, sich einen praktischen Logiker in der Art Robespierre's beizugesellen, der Alles, was von der Vergangenheit noch vorhanden ist, gewaltsam unterdrücken und einem neuen System Bahn brechen würde. Für sie handelt es sich nicht blos darum, den Franzosen und die Französin, deren Lebensanschauungen und Gewohnheiten ihnen durch vierzehn Jahrhunderte oder noch weiter zurück durch ihre gallisch-römischen Vorfahren erblich überkommen sind, sondern überhaupt den Mann und die Frau, die phönixartig zu einem neuen Dasein erstehen sollen, in ein richtigeres Gleichgewicht zu einander zu bringen.

Ganz anders sind in dieser Frage die Anschauungen des Hrn. Ernst Legouvé. Auf dem literarischen wie auf dem socialen Gebiete perfonificirt er die Tradition; in ihm brennt ewig das schöne Feuer großmüthiger Gefühle und erhabener Gedanken; er liebt vor Allen die pikante und geistreiche Französin, er möchte um keinen Preis, daß ihr graziöses Wesen beeinträchtigt oder gestört werde, er will nur den Kreis ein wenig erweitern, in welchem sie sich gegenwärtig so liebenswürdig bewegt. Während die Herren Dumas und Girardin mit Chirurgen zu vergleichen sind, die es nöthigenfalls auf eine gründliche Operation ankommen lassen würden, beschränkt sich Hr. Legouvé auf die Rolle eines Orthopädikers; die beiden Erstgenannten würden vor der Idee nicht zurückschrecken, der „Déclaration des droits de l'homme" eine „Déclaration des droits de la femme" als Corollarium beizugeben; Hr. Legouvé würde sich damit begnügen, zu Gunsten des schwachen Geschlechtes die Gesetze ein wenig umzumodeln, ohne sie jedoch in ihrer Wesenheit zu schädigen. In seiner soeben erschienenen interessanten Broschüre: „La question des femmes" sucht er namentlich die in den Gesetzen noch bestehenden Lücken und Illogismen in Bezug auf die Rechte und Ansprüche der Frauen nachzuweisen; die Theorien, die er bei dieser Gelegenheit vertritt, sind zwar liberal, ja progressiv, aber doch nicht revolutionär; Hr. Legouvé sucht die in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung noch herrschenden Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten zu enthüllen und zu geißeln, aber er hütet sich dabei vor hohlen Phrasen und leeren Declamationen; dieser menschen- und namentlich frauenfreundliche Moralist verwirklicht den hübschen Gedanken jenes anderen, freilich minder liebenswürdigen und namentlich minder frauenfreundlichen französischen Moralisten La Rochefoucauld: „La politesse de l'esprit consiste à penser des choses honnêtes et délicates." Goethe drückt den ähnlichen Gedanken folgendermaßen aus:

„Zartes Denken, süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern!"

Diese Bewegung zu Gunsten der Frauen oder richtiger zu Gunsten der Erweiterung der Frauenrechte in Frankreich, die von so geistreichen und hervorragenden Männern nicht allein unterstützt, sondern mitunter geradezu provocirt wird, ist ganz interessant zu beobachten. Den unmittelbaren Anstoß dazu hat Victor Hugo gegeben, der sich schon seit langer Zeit zum Kämpen für die getrübten und verkannten Rechte der Frauen aufgeworfen hat. Sein famoser Vers:

Ah, n'insultez jamais la femme qui tombe —

der zu so unzähligen Controversen und Commentaren Anlaß gegeben und manches jugendliche Gehirn über Gebühr erhitzt, hat in dieser Beziehung mehr gethan, als es ganze Bände in Prosa vermocht haben würden. Victor Hugo's Verse haben sich zu einer Macht emporgeschwungen; wenn man die intellectuelle Bewegung in Frankreich verfolgen und studiren will, muß man zunächst mit dem großen Dichter und mit seinem souverainen, das heißt unumschränkten Einfluß auf die Jugend rechnen. Die Person Victor Hugo's ist von einem Zauber umgeben, der durch sein hohes Alter noch erhöht wird; die Verehrung, die ihm die Jugend von jeher entgegengebracht, hat sich noch und noch in Abgötterei verwandelt; die gewinnende Persönlichkeit des Dichters, seine schlichte einfache Art und die Gabe, immer für den rechten Menschen auch das rechte Wort zu finden, haben wesentlich mit dazu beigetragen. Vor einigen Tagen vergönnte mir ein seltsamer, übrigens ganz persönlicher Zufall den Einblick in die Häuslichkeit des grand poète national, der übrigens leicht zugänglich ist. Victor Hugo bewohnt auf der Avenue d'Eylau, nahe dem Arc de Triomphe, ein kleines elegantes Hotel, das er der Prinzessin von Lusignan, einer seiner leidenschaftlichsten Verehrerinnen, abgemiethet hat, die gleichzeitig seine Nachbarin gebieden ist und ihn mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Er geht fast nie aus, empfängt dagegen sehr viel bei sich und versammelt fast allabendlich einen größeren oder kleineren Freundeskreis um seinen Tisch. Ich wurde ihm als Sachse vorgestellt; er schnitt jede weitere Erörterung der Nationalitätenfrage durch die in sehr verbindlichem Tone gesprochene Phrase ab: „En votre qualité de Saxon vous êtes un ancien ami de la France!" Ich verbeugte mich. Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich und von Minute zu Minute erschienen neue Gäste, die von Victor Hugo mit Liebenswürdigkeit empfangen wurden; der greise Dichter ist noch außerordentlich rüstig und von bewundernswerther geistiger Frische, er interessirt sich noch für Alles und nimmt lebhaften Antheil an allen Erscheinungen auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Literatur und namentlich der Kunst. Die Einrichtung seines Hôtels, die sehr prächtig, beinahe fürstlich ist, legt ganz besonders für diese Kunstliebe und das Kunstverständniß des Dichters Zeugniß ab.

*) Als ich diese Zeilen schrieb, weilte Hr. v. Girardin noch unter den Lebenden; er ist am 27. April gestorben. Ich behalte mir eine eingehendere Besprechung dieser in so vieler Hinsicht interessanten, nunmehr entschwundenen Persönlichkeit in diesen Blättern vor.

An den großen, im Style Ludwig XVI. eingerichteten Mittel-Salon des Erdgeschosses, in welchem der Empfang stattfand, schließt sich links die Bibliothek an. In diesem weitläufigen Gemach, dessen Plafond eine sehr seltene Renaissance-Stickerei bildet, die auf rothem Untergrund den Narciß sich in der Quelle spiegelnd darstellt, fällt zunächst das berühmte Portrait Victor Hugo's von Bonnat ins Auge. Außerdem schmücken noch zwei große Photographien diese Bibliothek: Notre Dame de Paris und der bekannte Départ — Abmarsch der Recruten 1793 — von Rude; wir werden somit an die beiden Zeitepochen erinnert, die den Dichter zumeist beschäftigt haben: das Mittelalter und die französische Revolution. Eine alte Utrechter rothblumige Sammettapete bedeckt die Wände dieses Gemaches, die Möbel, im Style Ludwig's XIV., sämmtlich authentisch aus jener Zeit, sind mit dem gleichen Stoff überzogen. Rechts an den großen Salon und getrennt durch zwei große chinesische Portièren in rothem Atlas mit eingewirkten bunten Blumen schließt sich ein kleinerer Salon an, der ganz mit Cordunleder austapeziert ist; ein schwellender persischer Teppich bedeckt den Fußboden; ein alter venetianischer Kronleuchter erhellt mit seinem strahlenden Lichte das Gemach, in welchem wir die Unzahl von Kränzen und Bouquets aufgehäuft finden, die dem Dichter kürzlich bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages verehrt worden sind. Aus diesem Salon treten wir in den sehr prächtigen Speisesaal, der mit grünem Sammet ausgeschlagen ist. Alles ist grün in diesem Zimmer, mit Ausnahme des sehr schönen Plafonds, der aus einer alten venetianischen Stickerei aus dem sechszehnten Jahrhundert gebildet ist; ein Blumenkranz auf mattem Silbergrund bildet die Bordüre dieses Plafonds. Mehrere bedeutende Bilder, unter Anderen zwei Meisterwerke von Watteau, schmücken diesen Speisesaal, aus welchem mich der Freund, dem ich den Zutritt in das Haus verdanke, über eine kleine Wendeltreppe in das im oberen Stockwerk gelegene Arbeitszimmer Victor Hugo's führte. Ich muß gestehen, daß dieses Zimmer mich am meisten interessirte, ich hatte es zu sehen gewünscht. Es ist ein großes, geräumiges Gemach mit hohen Fenstern, die nach dem Garten blicken, ein heimliches Zimmer, das stillste im ganzen Hause, das sich der Dichter selbst gewählt hat und das ihm gleichzeitig als Schlafzimmer dient. Es ist ganz einfach eingerichtet. Das sehr breite Bett im Styl Ludwig XIII. hat hohe gewundene Säulen, die einen rothen golddurchwirkten Himmel tragen. Auf einer schönen, dickleibigen Rococo-Kommode sind alle Toiletten-Bedürfnisse symmetrisch aufgestellt. Unmittelbar am Fenster befindet sich ein ganz einfaches Stehpult, an welchem Victor Hugo zu arbeiten pflegt. Hinter diesem Stehpult auf einem Sockel die Büste der Republik; an der gegenüberliegenden Wand ebenfalls auf einem Sockel die berühmte Marmorbüste Victor Hugo's von David d'Angers. Neben dem Arbeitspulte auf einer Staffelei die Porträts der beiden Enkelkinder des Dichters Johanna und Georg, der Berzog des Großvaters, der ganz in diesen Kindern lebt. Die Porträts sind Meisterwerke von Bollemot.

Nach diesem kurzen Ausfluge in die inneren Gemächer des Dichters kehrten wir zu der Gesellschaft zurück, die mittlerweile immer zahlreicher geworden war. Das Gespräch drehte sich sehr bald um das neue Werk Victor Hugo's, das nächstens erscheinen soll: „Les quatre vents de l'esprit". Ein sonderbarer Titel. Man hoffte etwas Näheres über den Inhalt dieses von der literarischen Welt mit Spannung erwarteten Buches zu erfahren, dem eine Würdigung der verschiedenen Dichtarten, der epischen, lyrischen und dramatischen, zu Grunde liegen soll. Victor Hugo zeigte sich indessen sehr zurückhaltend, ja ablehnend, er verweigerte — indessen in ganz liebenswürdiger Weise — jede Auskunft und lenkte das Gespräch auf ein anderes Buch, das soeben erschienen ist und das hier großes Aufsehen macht. Dieses Buch ist von dem bekannten Romancier Alphons Daudet verfaßt und hat den Titel: „Die Geschichte meiner Bücher" — „l'histoire de mes livres". Die sonderbare Idee, die Hr. Daudet gehabt hat, die Geschichte seiner Bücher zu schreiben, wurde nun von allen Seiten beleuchtet, besprochen und kritisirt. Victor Hugo entzog sich indessen der Theilnahme an dieser Kritik; er war plötzlich verschwunden, um sein Lager aufzusuchen; er begiebt sich regelmäßig, mag er Gäste haben oder nicht, um dieselbe Stunde zur Ruhe; sein hohes Alter rechtfertigt vollkommen die strenge Einhaltung dieser Gewohnheit.

Das Verschwinden des Dichters verstattete nun ganz ungenirte und rückhaltlose Meinungsäußerungen über Alphons Daudet's neues Buch. Dieser sehr talentvolle Schriftsteller hat nach und nach drei von lebhaftem und allgemeinem Beifall gekrönte Romane veröffentlicht: „Fromont und Risler", den „Nabob" und die „Könige im Exil". Er hat also seinen Tribut bescheidigend entrichtet und das Publicum hat ihn dafür belohnt, denn es hat seine Romane gekauft, die sämmtlich eine Unzahl von Auflagen erlebt haben. Mit diesem Blumen- und Goldregen aber noch nicht zufrieden, veröffentlicht Hr. Daudet nun auch die Geschichte seiner Bücher. Man fragt sich unwillkürlich, inwiefern diese Geschichte das Publicum interessiren soll? Die Bücher interessiren, ihre Geschichte aber läßt uns kalt und es ist uns vollkommen gleichgiltig, wo, wie, wann und warum diese Bücher geschrieben worden sind. Hr. Daudet versichert, daß die sämmtlichen Helden und Heldinnen seiner Romane aus dem Leben gegriffen sind und daß er sie in der „Geschichte seiner Bücher" namhaft mache. Der Autor scheint gar nicht zu fühlen, daß er sich dadurch einer abscheulichen Indiscretion schuldig macht. Wenn er das Recht hat, diese Namen zu nennen, so konnte er dies gleich thun und brauchte seine Helden und Heldinnen nicht unter falschen Namen in seine Romane einzuführen. Aber er hat dies Recht ganz unzweifelhaft nicht; er hat nur die Schwäche, einer der verkehrten Tendenzen unserer Zeit zu huldigen, die überall und in Allem Persönlichkeiten sucht und sie genannt haben will. Hr. Daudet hat indessen dieser Schwäche nur scheinbar nachgegeben, im Grunde hat er mit der „Geschichte seiner Bücher" aus seinen alten Romanen unter Auftragung frischer Farben nur einen neuen gemacht; seinen literarischen Ruhm hat er indessen mit diesem theilweise doch recht indiscreten Buche, das eine Menge verschleierter Anspielungen und persönlicher Andeutungen enthält, keineswegs erhöht.

Zum Schluß noch die Mittheilung, daß soeben hier bei Calmann-Lévy die längst schon mit Ungeduld erwarteten „Memoiren Lucian Bonaparte's" (Bruders Napoleon I.) erschienen sind. Der Oberst Jung leitet diese Veröffentlichung. Obgleich die Memoiren-Literatur jener Zeit bereits sehr reich, ja übereich ist, so macht das unter allen Umständen lesenswerthe Buch (drei Bände) doch großes Aufsehen und verdient Beachtung. Wie ich höre, wird eine deutsche Uebersetzung dieses interessanten Werkes vorbereitet.

Leipziger Theater.

Länger als eine Woche hindurch wurde das Repertoire des Alten Theaters von Victorien Sardou's Lustspiel: „Cyprienne" beherrscht: ein Beweis nicht blos für die Anziehungskraft, welche das Stück des geistvollen Autors ausübt, sondern auch für die Protection, welche hier wie überall unsere deutschen Directoren der französischen Muse zu Theil werden lassen; denn wenn einem Stück die ausschließliche Herrschaft über das Repertoire in einer so theaterlustigen Woche, wie die erste Meßwoche ist, eingeräumt wird, so ist dies eine besondere Vergünstigung. Die lang andauernden Erfolge an zwei Theatern in Wien und Berlin flößen der

Direction solches Vertrauen auf die Zugkraft einer neufranzösischen comédie ein, daß derselben schon vor der entscheidenden Aufnahme des ersten Abends eine ganze Theaterwoche zur Verfügung gestellt wird.

Sardou's Talent an und für sich verdient solche Bevorzugung; er ist von allen französischen Autoren derjenige, der deutscher Eigenart am meisten sympathisch ist, besonders wenn er seiner guten Laune rücksichtslos folgen kann und für das Palais Royal, nicht für das Théâtre Français schreibt. Sobald seine Muse einen ernsten und larmoyanten Zug annimmt, sobald sie mit dem Schnupftuch des Rührstücks erscheint, welches ja für die vornehme französische comédie die unvermeidliche Flagge ist, ohne die sie nicht an ersten Theatern in See stechen kann: da vermögen wir wol die Bühnenroutine des Autors noch zu bewundern, mit der er die sogenannten großen Scenen seinen Stoffen abquält; aber wir haben immer das Gefühl, daß er conventionellen Anforderungen Zugeständnisse macht, die ihm selbst unbequem sind und von denen er weiß, daß sie ihm nicht so gut zu Gesicht stehen, wie seinen Collegen Augier und Dumas, und wenn der Vorwurf, daß es ihm an eigener Erfindung fehle, daß er seine Stoffe nehme, wo er sie finde, Berechtigung hat, so ist dies gerade gegenüber den großen Rührscenen der Fall, für welche er manche nachgewiesene Anleihen in der novellistischen Literatur der Zeitgenossen gemacht hat.

Ganz anders erscheint Sardou in Stücken, die unserem Begriff eines Lustspiels entsprechen, in denen er seiner guten Laune ungehindert die Zügel schießen lassen kann, ohne auf die Emotionsbedürftigkeit des feinen Theaterpublicums Rücksicht zu nehmen. Da ist er ganz in seinem Element, da strömen ihm die guten Einfälle zu; da ist er flott und drollig und seine Charaktere sind von köstlicher Frische und Naivetät; da ist er ein vortrefflicher Sittenmaler von einer feinen satyrischen Ader und wie sein Vorbild Scribe nie um Erfindungen verlegen, die oft etwas gewagt, aber als Inspirationen eines echten Humors immer annehmbar sind. Zu diesen Stücken gehört „Der letzte Brief", „Die Familie Benoiton", aber auch das neueste Stück: „Divorçons", das unter dem Titel „Cyprienne" den deutschen Bühnen angeeignet worden ist: es enthält eine Folge sehr ergötzlicher Scenen, denen freilich der Pariser Parfüm nicht fehlt.

Das ist nun die Kehrseite der Medaille: Sardou's Talent verdient gewiß die Beachtung unserer Bühnen; aber seine Stücke selbst sind französische Sittengemälde, und es beweist nur immer von Neuem den allgu entwickelten kosmopolitischen Sinn unserer Nation, daß wir uns in Zustände gänzlich hineinfinden können, die unseren eigenen Sitten durchaus fremd sind. Insofern ist die Bevorzugung der französischen Stücke eine unleugbare Beeinträchtigung der Entwicklung unserer dramatischen Literatur, soweit sie eben in unserer nationalen Eigenart wurzelt. Das Lustspiel war zu allen Zeiten, wo es in Blüthe stand, ein Spiegel der Volkssitte. Mochten die altbritischen Dramatiker noch so sehr aus italienischen Novellen schöpfen: ihre Stücke trugen doch alle das Gepräge des derben englischen Volksgeistes: John Bull und das merry old England standen bei ihnen zu Pathen: und so war die französische Dramatik von Molière bis Augier stets aus dem nationalen Geiste herausgeboren. Ein Theater, das so von Uebersetzungen, Aneignungen und Nachdichtungen lebt, wie das deutsche Theater der Gegenwart, hat es kaum zu irgend einer Zeit gegeben: das deutsche Publicum hat aber auch einen wahren Straußenmagen und ein internationales Verdauungsvermögen seltenster Art. Selbst im Lustspiel auf der Bühne stören uns ganz fremde Volkssitten nicht.

In Sardou's Divorçons handelt es sich um die Ehescheidung, die in Frankreich bekanntlich neuerdings auf dem Programm der parlamentarischen Verhandlungen stand, aber von der Majorität der Kammer abgelehnt wurde. Diese Thatsache, das heißt die Möglichkeit, daß die Ehescheidung dort eingeführt werden könne, ist das Hauptmotiv des Sardou'schen Stückes; alle Verwickelungen gehen daraus hervor, daß der Ehemann ein falsches Telegramm fingirt, demzufolge der innigste Wunsch seiner Frau, die für die Ehescheidung schwärmt, in Erfüllung gegangen ist. Wie sich nun das Ehepaar diese Scheidung gemüthlich zurechtlegt, wie mit dem Dritten, der bisher in der Ehe zuviel war, der aber jetzt die Gattin, sobald sie geschieden ist, auf sein eigenes Conto nehmen soll, über das Alles verhandelt wird: das ist alles eine beißende Persiflage auf diese von den Volksvertretern in Aussicht genommene Ehescheidung, die von Sardou geradezu als ein Act der prosanirendsten und unzartesten Impietät, als der Ausfluß eines Vandalismus hingestellt wird, der die ganze Heiligkeit der Ehe an den Pranger stellt; denn Sardou, der bekanntlich Mystiker und Spiritist ist, hält stets einen satyrischen Vexirspiegel in der Hand für Alles, was nicht in die Kreise seiner Weltanschauung paßt. Ein solches Stück hat in Frankreich die öffentliche Meinung und die bestehenden Institutionen für sich; aber wie fremdartig muß es uns in Deutschland gemahnen, wo die Ehescheidung durch Gesetz und Sitte seit langer Zeit eingeführt ist und wo die satyrische Vogelscheuche, mit welcher Sardou seine Franzosen davon abzuschrecken sucht, längs als ein Bauwau für große Kinder erkannt ist. Gleichviel... das deutsche Publicum acceptirt ohne Weiteres den französischen Culturstandpunkt und freut sich, wenn das aufstauchende Gespenst der Ehescheidung wieder am Horizont des Stückes versinkt. Man nehme aber den umgekehrten Fall an: ein französischer Autor schreibe oder übersetze ein Lustspiel, im welchem die Ehescheidung als ein fait accompli, als etwas Selbstverständliches angenommen wird und die Grundlage oder Achse der Handlung bildet: was würden die Franzosen sagen, wenn ein solches Stück zur Aufführung käme! Sie würden eine derartige für ihre nationale Sitte unwahre Voraussetzung gar nicht auf der Bühne dulden; in den Romanen würden sie auch chinesische und tibetanische Sitten mit in den Kauf nehmen; aber die Menschen in ihren Lustspielen müßten in ihren Glauben und Denken, in ihrem Benehmen und ihren Sitten Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts sein.

Allerdings hat Sardou dies specifisch französische Gericht durch eine feine psychologische Würze auch denjenigen mundgerecht zu machen gesucht, die von seinem Protest gegen die Ehescheidung nichts wissen wollen. Der außereheliche Liebhaber erscheint der romantischen Frau so lange im schönsten bengalischen Licht, als er der Held des pikanten Abenteuers ist, das mit seinen Intriguen und Gefahren die eheliche Langeweile in spannender Weise unterbricht. Sobald das Verhältniß sich in ein erlaubtes verwandelt, sobald die Scheidung in Aussicht steht und der Herr Galan sich in den Gatten Nummer zwei zu verwandeln droht: da hört die romantische Beleuchtung auf und im fahlen Schein dieses aufdämmernden Ehegelücks erscheint der seines ganzen Zaubers entkleidete Verehrer womöglich noch prosaischer, nüchterner, unausstehlicher, als der noch ungeschiedene Gatte. Das ist die psychologische Nuß, welche Sardou in seinem Lustspiel zu knacken aufgiebt und sie hat einen Kern echt menschlicher Wahrheit. Das Stück mag als ein Protest gegen die Ehescheidung für uns Deutsche ungenießbar sein; aber als eine Kritik der Illusionen, welche oft das Glück der Ehe stören und bis an die Grenze des Ehebruchs oder bis zu diesem selbst führen, wird es auch eine von nationaler Eigenheit absehende Wirkung finden.

Gemäß dem Lustspielcharakter handelt es sich hier indeß blos um eine nicht allzuschwer wiegende Marotte der jungen Frau, die aber eine heitere Cur zuläßt, ohne das Dumas'sche „Tuez-la", diesen brutalen Hohn auf die Milde, mit welcher der evangelische Christus die Ehebrecherin behandelt! Der Ehemann selbst nimmt diese Cur in die Hand; er erklärt sich zur Scheidung bereit und nun verhandeln Mann und

Frau wie gute Kameraden über alles Vorausgegangene; sie weiht ihn in die kleinen Geheimnisse ihrer rendez-vous mit dem Geliebten ein, in die Zeichensprache mit dem Roulean und das ganze Versteckspiel, womit sie ihre Zusammenkünfte vor dem Gatten zu verbergen wußte. Diese gemüthlichen Plauderein sind von einer sehr ergötzlichen Naivetät. Der Liebhaber erschrickt anfangs, als er hört, daß er nun in der Lage sein wird, die geliebte Frau zu heirathen; auf diese Wendung war er nicht gefaßt; er tröstet sich indeß rasch darüber, als er erfährt, daß dieselbe ihm ein Vermögen von 400 000 Frcs. mitbringt. Gatte und Gattin finden gerade insolge ihres vertraulichen Verkehrs großes Gefallen an einander; der Liebhaber, der sich in die neue Situation nicht recht finden will, benimmt sich hölzern genug und erscheint der Gattin bald als die störende Person. Als sie nun gar ein romantisches souper fin unter vier Augen bei einem Restaurant einnimmt mit dem gegenwärtigen Gatten, während der künftige von einer Tante zur andern geht, um sie aufzusuchen; und immer verschnupfter und verregneter wiederkehrt: da ist kein anderes Schlußtableau möglich, als die Versöhnung der Gatten und die Losung: Divorçons ist für immer, nicht blos durch Abstimmung der Pariser Deputirtenkammer, beseitigt.

In den beiden ersten Acten ist die Führung der Handlung sehr einleuchtend; sie enthalten überdies Details von köstlichem Humor und guter Bühnenerfindung; der letzte Act hinkt etwas nach; es fehlt eine Steigerung, eine neue Verwickelung; im Grunde ist das Stück mit dem zweiten Act zu Ende. Gespielt wurde recht brav; drei Hauptpersonen sind Träger des Stückes; die übrigen greifen kaum in die Handlung ein; sie beschäftigen sich mit der Causerie des Salons oder sie gehören zum Bedienungspersonal im Hause und im Restaurant. Die Cyprienne des Frl. Butze zeigte uns diese Darstellerin von einer neuen und sehr günstigen Seite; eine quellfrische Naivetät und eine charmante Kokketterie traten wohlthuend in ihrem Spiel hervor; dabei hatte sie ganz den leichten Ton, der uns das Stück überhaupt nur annehmbar machen kann; namentlich die traulichen confessions im zweiten Acte verfehlen ihre Wirkung nicht. Gleiches Lob verdient Hr. Conrad, welcher den geistig überlegenen Gatten, Hrn. v. Prunelles, mit vieler Feinheit spielte. Die Anwandelungen des Zornes und der Eifersucht am Anfang, wie später die wohlüberlegte Dressur und die Kunst, mit der er seine emancipationslustige Gattin wieder einfängt, kamen in wirksamer Weise zur Geltung. Eine ergötzliche Figur war der Abbémar von Gratignan des Hrn. Stöckel, der „Dritte", ach der „Dritte", der von Scene zu Scene immer mehr herabsinkt von seinem romantischen Piedestal in die nüchternste Alltäglichkeit.

Das Carolatheater hat, nachdem Frau Schramm ihr Gastspiel beendet, für einige Zeit das Gebiet der Posse verlassen, um zu zeigen, daß sein Personal für dramatische Aufgaben jeder Art ausreicht und daß es sich durchaus nicht seine Grenzen so enge gesteckt hat, daß die Herren Mannstedt, Jacobson und ähnliche Autoren allein die poetischen Lieferanten des Repertoires sind. Wenn auch Posse und Vaudeville besonders gepflegt werden sollen, so ist doch das höhere Drama und das Lustspiel nicht ausgeschlossen; ja das Carolatheater hat eine junge tragische Kraft engagirt, welche wol ein Recht darauf hat, gelegentlich in großen Rollen vorgeführt zu werden. Frl. Wald spielte die Deborah in dem Mosenthal'schen Drama und es kündigte sich in dieser Leistung offenbar ein Talent an, auf dessen weitere Entwicklung man Hoffnungen setzen darf. Die junge Dame hat eine sehr stattliche und doch elegante Bühnenerscheinung und ein ebenso melodisches wie kraftvolles Organ. Abgesehen von einigen allzu unvermittelten Uebergängen, von ein paar allzu explosiven Plötzlichkeiten und zu stereotypen Gesticulationen, von solchen in guter Schule leicht abzustreifenden Mängeln der Unsertigkeit hatte ihre Deborah Züge von tragischer Gewalt und Bedeutung und auch der Ausdruck sanfterer Empfindung ist der Darstellerin nicht versagt. Dies trat besonders in der kleinen Rolle der „Abelaide" in dem gleichnamigen Stück von Hugo Müller hervor; hier war ihr Spiel weit mehr ausgeglichen, und sie zeigte, daß sie auch für Salonrollen durchaus geeignet ist. Den Beethoven in dem Müller'schen Stück spielte Hr. Director Werges mit charakterischer Eigenart, besonders in den mehr genrehaften Scenen am Anfang. Seinen Harpagon in Molière's „Geizigen" haben wir nicht gesehen; doch wird er von vielen Seiten gerühmt als eine im Döring'schen Styl gehaltene Leistung. Im Moser'schen „Stiftungsfest" spielte Hr. Werges den Commerzienrath Bolzau mit vieler Routine. Eine Darstellerin, die im sentimentalen, wie im munteren Genre, besonders aber in dem ersteren, Bemerkenswerthes leistet, ist Frl. Berger, welche die Frau Doctor Schessler im „Stiftungsfest" anmuthend spielte, ebenso in dem Lustspiel: „Man kann seinem Schicksal nicht entgehen" von L. Westkirch, einem Stück mit verbrauchten Motiven und überstürzter Handlung, die Frau von Helden, und das Clärchen in „Beethoven". Im „Stiftungsfest" zeigten sich Herr und Frau Richter (Doctor Schessler und Commerzienräthin Bolzau) als gewandte Conversationsschauspieler; Hr. Hänseler (Hartwig) war recht frisch und munter und Hr. Präger spielte den geschwätzigen Vereinsdiener mit ergötzlicher Steigerung besonders im letzten Act.

Wir werden auf andere tüchtige Kräfte des Carolatheaters gelegentlich zurückkommen; die Inscenirungen verdienten im Ganzen Lob, um so mehr, wenn man erwägt, daß die neu einstudirten Stücke sehr rasch, fast allabendlich auf einander folgten und daß das Personal, von allen Enden der Windrose herbeigeweht, sich erst zusammen einspielen muß.

Rudolf von Gottschall.

Musik-Bericht aus Dresden.

Am 21. und 24. April trat Fr. Prochazka vom Hamburger Stadttheater, als Gast unserer kgl. Hofbühne, in den Partieen von Halévy's „Jüdin" und Mozart's „Donna Anna" auf. Die Frage, um die es sich dabei für das genannte Kunstinstitut handelt, ist die Beschaffung einer Sängerin für hochlegende Sopranpartieen im heroischen und pathetischen Fach, das, seit dem Abgange der Damen Kainz-Krause und Sachse-Hofmeister, so gut wie unbesetzt blieb, da der Versuch der Ausfüllung desselben durch andere Kräfte bis jetzt zu keinem befriedigenden Resultate führte. Frau Prochazka besitzt eine sympathische Stimme, eine leicht ansprechende Höhe, eine im Allgemeinen lobenswerthe musikalische Correctheit und viel angeborenes dramatisches Gefühl. Dagegen sind Organ und Erscheinung der Künstlerin nicht mehr jugendlich und auch die von ihr durchgemachte eigentliche Gesangsschule läßt zu wünschen übrig, wie dies einerseits aus dem zu häufigen Tremoliren der Stimme in erregten Momenten hervorging, andererseits in der gelegentlichen Schwerfälligkeit der Coloratur hervortrat. Ich erinnere in letzter Beziehung nur an die Rache-Arie der Donna Anna in D-dur im 1. Act des Don Juan, an deren Schluß die zweimal vom hohen A zum D herabführende Sechzehntelfigur (welche das dritte Mal als Triole auftritt) in sämmtlichen Fällen entweder mit Lücken und holperig, oder überhaupt nicht herauskam. Ebensowenig aber dürfen wir verschweigen, daß die in dem großen Recitativ, welches die genannte Arie einleitet, enthaltene dramatische Erzählung mit ergreifender innerer Wahrheit und Noblesse vorgetragen ward und namentlich der mächtige, in der Höhe einsetzende Ausruf: „Er war der Mörder meines Vaters!" in der tiefen Ueberzeugung und Leidenschaftlichkeit seines Ausdruckes jedes fühlende Herz erschüttern mußte. Im Ganzen sind somit die Lichtseiten

der Anlagen der Künstlerin überwiegend; da es aber sraglich sein dürfte, wie lange sie noch im vollen Besitze ihrer Mittel bleiben wird, so scheint und die kgl. Generaldirection gerade das Richtige getroffen zu haben, indem sie Frau Prochazka vorläufig nur auf zwei Jahre engagirte.

Der 28. April darf als ein denkwürdiger Tag in die Annalen unseres kgl. Hoftheaters eingetragen werden, indem er uns nicht nur die vierhundertste Aufführung des „Freischütz“ brachte, sondern dieser Repräsentation auch noch dadurch eine besondere Weihe verlieh, daß sie zum Besten der Errichtung eines Denkmals für König Johann von Sachsen gegeben ward. Da der Freischütz am 26. Januar 1822 zum erstenmal in Dresden- in Scene ging, so bedurfte er mithin nicht viel mehr als eines halben Jahrhunderts, um sich in Sachsens Hauptstadt dem ersten halben Tausend seiner Aufführungen so weit zu nähern, als dies soeben geschehen.

Der bedeutungsvolle Abend ward durch die Anwesenheit der Allerhöchsten Herrschaften und der hier anwesenden fürstlichen Gäste derselben verherrlicht. Bei dem Betreten der Hofloge durch Se. Majestät König Albert brachte Oberbürgermeister Dr. Stübel Allerhöchstdemselben ein Hoch für die Huld aus, mit welcher dem Gesuche des Denkmal-Comités, hinsichtlich der Benutzung des kgl. Hoftheaters, Folge gegeben worden. Das Publicum stimmte lebhaft in diesen Sr. Majestät dargebrachten Dank durch seinen lauten Zuruf ein.

Die festliche Vorstellung ward hierauf mit einem ebenso schwungvollen, als aus dem Herzen kommenden Prolog von Hofrath Pabst eröffnet, der in sinnig ansprechender Weise die Feier des edelen, begabten Königs Johann mit derjenigen des Tondichters verknüpfte und, von Hrn. Jaffé mit warmer innerer Bewegung gesprochen, seiner Wirkung auf das dichtgefüllte Haus nicht verfehlen konnte. Die prächtige Besetzung der Hauptpartieen von Weber's unsterblichem Meisterwerk mit den ersten Kräften unserer Bühne: Agathe und Aennchen durch die Damen Malten und Schuch — Max, Kasper, Fürst und Eremit durch die Herren Riese, Decarli, Bulß und Fischer, bewies einmal wieder, zu welchen erhöhten Eindrücken auf Herz und Gemüth die Tondichtungen unserer classischen deutschen Meister zu gelangen vermögen, wenn man sie nicht, wie leider zuweilen geschieht, um unbedeutenderer und dem vorüberrauschenden Tagesgeschmacke angehörender Werke willen, gelegentlich als Lückenbüßer behandelt und in solchen Fällen nur mit Kräften zweiten Ranges besetzt. Die, schon am Sonntag den 1. Mai, der vierhundertsten folgende vierhundert und erste Aufführung des Freischütz lieferte hierfür einen sprechenden Beleg. Die nageleneue Oper hatte das Haus abermals in einem Grade gefüllt, daß — um sprichwörtlich zu reden — „kein Apfel mehr zur Erde konnte!“

Das Publicum gab auch am Sonntag seiner Freude und Genugthuung wieder den herzlichsten und wärmsten Ausdruck, und wenn auch sämmtliche Mitwirkende, die Chöre nicht etwa an letzter Stelle, ihr Bestes leisteten, so reichen wir doch diesmal unserer unübertrefflichen Kapelle, sowie den Damen Schuch und Malten den Kranz.

Emil Naumann.

Geographisches und Statistisches.

—*—. Die Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. Herausgeber Richard Lesser in Leipzig. — Endlich gelangt auch unsere deutsche Nation, die in ihrem Idealismus mit einer gewissen Vornehmheit die Wissenschaft vorzugsweise nur der Wissenschaft wegen gepflegt, immer mehr und mehr zu der richtigen Erkenntniß, dieselbe auch der Praxis dienstbar zu machen, freilich ohne daß wir wünschen möchten, daß sie ganz von ihrem früheren Wege abweiche und ins Extrem geriethe, denn gerade jene Selbstlosigkeit ist es gewesen, die unserer deutschen Wissenschaft die außergewöhnliche Bedeutung und den hohen sittlichen Werth verliehen. Was bereits die Naturwissenschaften für die praktischen Bedürfnisse geleistet, welche Wunder Physik und Chemie in dieser Beziehung vollbracht, ist hinreichend bekannt, aber auch die Erdkunde hat man in jüngster Zeit angefangen systematisch der Industrie, den Gewerben und dem Handel dienstbar zu machen. Ganz besonders hat in dieser Beziehung nun der Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande durch Wort und Schrift anregend gewirkt. Ihm hat sich nun die oben erwähnte „Weltpost“ zugesellt. Dieselbe will vor allen Dingen dem Auswanderer ein unparteiischer Berather und treuer Freund sein und ihn mit den Verhältnissen der zur Ansiedelung sich empfehlenden außereuropäischen Länder bekannt machen. Ferner will sie den Ausgewanderten als Organ dienen zur Veröffentlichung ihrer Erfahrungen und Erlebnisse, ihrer Meinungen und Rathschläge, zum geistigen Austausch aller auf dem Erdenrunde zerstreuten Deutschen. Auch wollen die Blätter in der Darstellung der Entwickelung deutscher Ansiedelungen und Unternehmungen, in den Biographien hochverdienter Männer deutscher Abkunft, in den laufenden Berichten über die Wirksamkeit deutscher überseeischer Gesellschaften ein Spiegelbild geben von dem Segen deutscher Arbeit und deutschen Geistes in allen Welttheilen, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit in allen Deutschen, wo sie auch sein mögen, nach Kräften allzeit zu erhalten suchen, indem die „Weltpost“ den Daheimgebliebenen Kunde von dem Wohl und Wehe der Ausgewanderten geben soll. Endlich soll in den Blättern auch ein freier Sprechsaal eröffnet werden, der jedem Deutschen, welcher die Grenzen seines Vaterlandes überschritten, Gelegenheit zur Veröffentlichung seiner Beschwerden und zur Besprechung von deren Abhilfe geben soll. Daß allenthalben auch der Culturentwickelung der verschiedenen Völker ein wachsames Auge geschenkt werden soll, soweit dieselbe für Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr von Bedeutung ist, ist bei der Tendenz der Blätter wol selbstverständlich. Das erste Heft des neuen Unternehmens, dem zahlreiche hervorragende Mitarbeiter gewonnen sind, liegt vor uns und berechtigt durch seinen ebenso gediegenen, wie mannigfaltigen Inhalt zu den besten Hoffnungen. Der Ton, der darin angeschlagen, ist durchaus den Zwecken der Zeitschrift entsprechend, weder unangebrachte Gelehrsamkeit noch eine triviale Popularität, die leider eine größere Verbreitung in unserm Volke hat, als wünschenswerth ist, finden wir darin. Zunächst erhalten wir ein Portrait des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, James Garfield, durch Wort und Bild gleich gut illustrirt, ferner einen Artikel über den Auswanderungsstrom nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, der in Kürze über alles Wissenswerthe Aufschluß giebt. Daran reihen sich kürzere Aufsätze über Weltverkehr von A. Schroot, über Religionsfreiheit und Religionsfrieden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Ernst Hauxel, über die Deutschen in Griechenland von Dr. J. Parvenoglu, sowie amerikanische Städtebilder, Literarisches, deutsche Werkstätte der Industrie und zahlreiche Miscellen. Möge das junge Unternehmen, das in monatlichen Heften erscheinen soll, fortfahren, wie es begonnen hat; die Gunst wird ihm dann nicht mangeln.

— Bei dem lebhaften Interesse, welches gegenwärtig die französische Expedition gegen die Krumirs erregt, ist eine billige orientirende Karte von diesem Kriegsschauplatze sehr willkommen zu heißen, welche in gutem, scharfen Druck aus der topographischen Anstalt von Wurster, Randegger & Co. in Winterthur hervorgegangen und im Verlag der Landkartenhandlung von J. Wurster & Co. in Zürich zum Preis von 1,60 ℳ erschienen ist, nämlich die „Karte von Tunesien“, nach den französischen Generalstabskarten bearbeitet, im Maßstab 1 : 800 000, mit einer Uebersichtskarte von Algerien und Tunesien im Maßstab von 1 : 10 000 000.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 38. Donnerstag, den 12. Mai. 1881.

Inhalt: Nach und in Rom, von Dr. J. E. Kuntze. II. — Stiftungen für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung in Berlin.

Nach und in Rom.

Italienische Skizzen von Dr. J. E. Kuntze.*)

II.

Wer nach Italien kommt, weiß nicht, ob er zuerst an die Natur oder an die Geschichte denken soll; nur in Rom kann man nicht zweifeln. Rom ist geschichtlicher Boden im eminenten Sinne, es ist die Stadt der Weltgeschichte. Sein alter Marktplatz (Forum Romanum) ist die Stätte, wo im Alterthum Jahrhunderte lang alle weltbewegenden und weltgestaltenden Beschlüsse des römischen Volks gefaßt wurden; er liegt am Fuße des Capitols, wo das römische Nationalheiligthum, der Jupiterstempel stand. An die Stelle des Capitols trat, seit Rom christlich geworden, der Lateran, die Residenz der Päpste bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts. Wie einst das heidnische Rom, so stand jetzt das christliche Rom an der Spitze der Civilisation, und Christenthum und Civilisation galten als Eins. Eine alte Tradition zeigt diese Wendung der Dinge: als Attila nach dem großen Siege auf den catalaunischen Feldern (451) Rom belagerte, ward die geängstete Stadt nicht durch den gewappneten Arm eines römischen Kaisers, sondern durch das überredende Wort eines römischen Papstes — es war Leo I. — gerettet. An die Stelle des Lateran trat dann der Vatican, welcher am entgegengesetzten Ende der Stadt liegt; man kann sich vom Lateran im Südost nach dem Vatican im Nordwest eine Linie — etwa 1 Stunde Wegs — gezogen denken, welche das Forum durchschneidet, auf das Pantheon trifft und Rom in ziemlich gleiche Hälften theilt.

Der Vatican ward nach und nach erbaut; das 14., 15. und 16. Jahrhundert arbeiteten an ihm, um ihn zum größten Palast der Welt zu machen. Er ward nach der Rückkehr der Päpste von Avignon (1378) deren Residenz und ist das noch heute; das zu ihm gehörige Terrain ist (nebst dem Lateran und der päpstlichen Villa zu Castel Gandolfo im Albanergebirge) durch das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 für exterritorial erklärt, d. h. dem Papste die volle Souveränetät darüber vorbehalten worden. Der Vatican birgt die ausgedehntesten und werthvollsten Sammlungen der Welt; er enthält 20 Höfe und soll nicht weniger als 11 000 Räume (Säle, Zimmer, Kapellen, Loggien) umfassen. Die Peterskirche, welche einen Theil des mächtigen Gebäudecomplexes bildet, ward zuletzt vollendet; ihre Weihung erfolgte im Jahre 1626; sie ist an Flächeninhalt die größte Kirche der Welt, und man hat die gesammten Baukosten derselben auf 200 Millionen Mark berechnet. Vor ihr thut sich ein weiter, großartig concipirter Platz auf, welchen ein Obelisk in der Mitte und zwei Springbrunnen zur Seite schmücken. Dieser Platz senkt sich nach seiner Mitte zu, um dann mit größerer Wirkung nach den zum Portal führenden Stufen wieder anzusteigen. Wie zwei gewaltige Arme breiten sich Säulengänge mit vierfacher Säulenreihe, halbkreisförmig den Platz begrenzend, aus und empfangen den, welcher sich der Kirche naht, schon von Weitem; gegen 300 riesige Säulen tragen diese Arcaden, durch deren eine der Aufgang zum Vatican stattfindet. Sehen wir vom Aegyptischen und Etruskischen Museum, Rafael's Tapeten und der Bibliothek ab, so sondern sich die vaticanischen Schätze in zwei große Hälften, die Gemälde und die Antiken (Sculpturen). Diese Hälften sind äußerlich ganz geschieden, namentlich seitdem die Thür verschlossen gehalten wird, durch welche ehedem die Besucher des Vatican unmittelbar von den Gemälden zu den Antiken gelangen konnten; jetzt muß man nach Besichtigung der Gemälde den Vatican durch die Eingangspforte wieder verlassen, über den Petersplatz durch den entgegengesetzten Säulengang fast um die ganze Peterskirche herum und zwischen den Gärten und dem Palast des Vatican hin sich begeben, um den hinter der Peterskirche befindlichen Eingang zur Antikensammlung zu erreichen. Es giebt eine Vorstellung von den hier in Frage kommenden räumlichen Dimensionen, wenn ich sage, daß Viele vorziehen, den Weg von den Gemälden zu den Antiken mittels Droschke zurückzulegen. Alles ist hier kolossal im vollsten Sinne, und man darf sich nicht gerade wundern, wenn Reisehandbücher den Rath geben, nach dem Betreten Roms zuerst die Schritte nach St. Peter und dem Vatican zu richten. Wer in kolossalen Dimensionen das Höchste findet, wird hier Befriedigung haben. Aber unmöglich läßt sich vergessen, daß diese Kirche und dieser Palast Schöpfungen einer Zeit sind, wo die römische Kirche im Niedergange war, die Reformation sich vorbereitete und vollzog und das Papstthum aufhörte, allgemein anerkannter Mittelpunkt der civilisirten Welt zu sein. Auch in ästhetischer Beziehung darf die Peterskirche durchaus nicht in allen Stücken als maßgebend und tadelfrei gelten. Darum sage ich: wer Rom betritt, sollte zuerst seine Schritte nach dem römischen Forum lenken, wo das Niveau der antiken Rednerbühne wieder aufgedeckt ist, und die vorhandenen Ruinen die Sprache einer Zeit forsetzen, in welcher Roms weltbezwingender Geist der Welt ein classisches Recht und den verwortenen Völkern eine neue Blüte, den Menschen überhaupt zuerst eine allgemeine Ordnung gab. Man kann im heutigen Rom stundenlang durch die Straßen und Gäßchen wandeln, ohne auch nur einen Hauch des Alterthums zu spüren, denn rechts und links vom Corso spinnt sich ein wahres Gewirre von Gassen, ein modernes Häusernetz aus und der Blick fällt auf nichts als Droschken, Korallen- und Mosaikläden, Kaffeelocale, unscheinbare Kirchenfacaden, Geschäfts- und Handwerksräume aller Art. Alles gewöhnlich und modern. Aber jenseits des Capitols, in der Umgebung des Forum, umfängt uns der Geist des Alterthums; mit dem Wege vom Capitol zum Colosseum läßt

*) In der Stizze I. (Beilage Nr. 27 S. 158 Sp. 1 Zeile 38 und Sp. 2 Z. 1) ist zu lesen: statt „Rom" „Benedig" und statt „Abweichung" „Abzweigung".

sich in dieser Art schwerlich Etwas auf der Erde vergleichen; Reste der römischen Republik und der römischen Kaiserzeit spielen hier in einander. Freilich schrumpft dieser classische Boden immer mehr zusammen im Verhältniß zu den Häusermassen der modernen Stadt, welche mächtig anschwillt; die eingelnen in ihr zerstreuten Antiken, wie das Marcellustheater, der Octaviaportieus, das Pantheon, muß man mühsam suchen, Rom wird immer mehr eine Stadt, wie andere große Städte. So lange es päpstlich war, erschien es Trotz oder Dank seiner äußeren Verwahrlosung und Unordnung als ein Unicum, eine durch und durch geschichtliche Stadt, lauter „gewachsener Boden", Schicht auf Schicht in naiver Natürlichkeit aufgeworfen. Seitdem es italienische Residenz geworden, ist mehr Ordnung und Sicherheit, aber auch mehr Berechnung und Künstlichkeit da, mehr Italienisches und weniger Römisches; die große Vergangenheit tritt mehr und mehr zurück hinter einer kleinen Gegenwart. So büßt die Welt ein Unicum ein und gewinnt nichts als eine gewöhnliche Großstadt mehr. Man möchte bedauern, daß nicht Florenz die Residenz Italiens geblieben ist, denn Florenz war geistige Hauptstadt Italiens Jahrhunderte hindurch und hätte es bleiben können, Rom aber war eine Stadt, die nicht Italien, sondern der Welt gehörte. Und doch kann man's den Italienern nicht verdenken, daß sie die große Stadt der Vergangenheit verwerthen möchten, um ihrem modernen Reich ein Relief zu geben, das ihnen so nöthig ist. Möchte nur mit dem Einzuge der Regierung in Rom auch etwas von der antiken Energie und Solidität in die Brust der Italiener einziehen und an die Stelle Garibaldianischer Phrasenbegeisterung römische Besonnenheit treten!

Die meisten Europäer, namentlich auch Deutschen, reisen nach Rom der Kunst wegen; sie suchen Griechenland in Rom. Ich reiste dorthin, um in Rom gerade Rom, den römischen Geist, die römische Kraft, römische Gedanken und Pläne, d. h. Reste derselben und Fingerzeige für ihr Verständniß zu finden; mir galt die dortige Natur in erster Linie als Dollmetscherin der Geschichte. Demgemäß suchte mein Blick zuerst die sieben Hügel Roms (Septimontium). Sind sie noch erkennbar, unterscheidbar? Wie hoch erheben sie sich über dem Forum und dem Tiberfluß? Wie nahe sind sie letzterem? Stehen sie isolirt oder sind sie Theile einer Höhenkette? Und wie verhalten sie sich local zu den benachbarten Sabiner-, Latiner-, Volsker- und Hernikerbergen? Wo lag Alba Longa, die Mutterstadt des ältesten Rom, und Veji, die Nebenbuhlerin der späteren Weltbeherrscherin? Hat wirklich Romulus einst vom Aventin aus durch einen nach dem Palatin gerichteten Speerwurf von diesem Berge Besitz ergriffen, um darauf die Urbs quadrata, das ursprüngliche Stadtviereck, zu gründen? Die Römer erzählten sich, der Speer habe in der Erde Wurzel geschlagen und ein Baum sei daraus erwachsen; man zeigte als solchen noch in der Kaiserzeit einen Cornelkirschbaum. Wie lag die Arx, die gemeinsame Burg der verbündeten Latiner und Sabiner, von wo das Volk (populus) gewaffnet als Schutzwehr (exercitus) auszog, um drunten im Vorplatz (forum) sich aufzustellen und zum Auszug und Kampf bereit zu halten? Wo schlug Aneas Martius die erste Brücke über den Tiberfluß, welcher römisches Gebiet vom Ausland trennte, so daß nun die römischen Waffen sich gegen die nichtverwandten etruskischen Städte wenden konnten?

Dieser Brückenbau des (vierten) Königs Aneas war eine bedeutsame That; er signalisirt die Eroberungspolitik Roms, welche dann von den Tarquiniern eifrig verfolgt wurde. Von Aneas weiß die römische Tradition, er habe die latinische Plebs in und um Rom angesiedelt, der Stadt den Verkehr mit dem jenseitigen Ufer durch Schlagung der Tiberbrücke und Befestigung des Bergs Janiculus gesichert, und Ostia, die erste römische Colonie, gegründet. Die erste Colonie Roms eine Seecolonie! Diese Gründung scheint mir die genialste That der Königszeit zu sein. Aneas betrat damit die Bahn, auf welcher allein es Rom möglich ward, die Weltherrschaft zu erringen und zu behaupten, denn das großartige Colonienetz hielt die römische Herrschaft in den größten Gefahren aufrecht. Und durch Gründung von Ostia, dem Hafen Roms, wies jener König den jungen Staat auf das Meer, auf die Weltherrschaft hin. Wenn man aber die Tiber überschreitend den jenseitigen Höhenzug ersteigt, auf dessen höchste Spitze, den Monte Mario, gelangt und von da das in Silberstreifen glitzernde Meer erblickt, so lernt man den Zusammenhang in der römischen Tradition verstehen, welche den Besteiger des Janiculus zugleich Ostia am Meere gründen läßt. Aneus war der Regent, welcher zuerst Roms Blick in die Weite, ins fremde Land, aufs Meer lenkend, die kleine Stadt mit der ganzen Welt in Beziehung setzte, und wie natürlich ist doch das für ein naturfrisches und strebsames Volk, daß es von dem Augenblicke an, wo es das Meer erblickt, auch das Meer zu erreichen und zu beherrschen trachtet. Dem römischen Geiste war von da an seine Bahn gewiesen, und es ist von tiefer Bedeutung, daß derselbe Regent, welcher diese Bahn eröffnete, auch der Stifter der Plebs sein soll; denn erst mit dem Gegensatz von Patricier- und Plebejerthum begann die große innere Bewegung der Bürgerschaft, durch welche der römische Geist erstarkte und über das Maß einer gewöhnlichen Localgemeinde hinauswuchs. Erst als durch Servius Tullius die Plebs dem römischen Heere einverleibt war, hatte Rom ein für die Offensive und Eroberungspolitik geeignetes Rüstzeug.

An den Charakter und die Thatkraft dieser Zeit erinnern noch heutige Reste: die düstern Gewölbe des Carcer Mamertinus am östlichen Aufgang zum Capitol, welche dem Aneus zugeschrieben werden, — Theile der alten Ringmauer von Tarquinius Priscus und Servius Tullius, durch welche die mehrerern Ansiedlungen zuerst zusammengeschlossen wurden, — und jene Wölbungen der grandiosen Stadtkloake, welche die Tarquinier gebaut haben sollen und deren Einmündung in die Tiber noch sichtbar ist. Der Geschichtschreiber Schwegler schildert die Cloaca maxima so: „Die Werksteine sind von Tuf, große Quadern und ohne Mörtel zusammengefügt; sie halten sich nur durch die Anpassung und den genauen Schluß des Gewölbes. Der Bau hat eine solche Festigkeit, daß bis zum heutigen Tag, trotz vielhundertjähriger Versäumniß, trotz der Erdbeben, welche die übrige Stadt verwüstet haben, kein Stein aus den Fugen gewichen ist. Einst leitete (zu August's Zeit) Agrippa sieben reißende und vom Regen angeschwollene Wasserbäche in den Canal, um ihn auszuschlemmen: die Wände wankten nicht; oft drangen von der andern Seite Tiberfluten in ihn ein, und die entgegengesetzten Strömungen rangen miteinander: aber die Gewölbe blieben unversehrt." Diese Cloaca maxima war aber nur der Hauptstamm, von welchem ein ganzes Gesteck abzweigender Seitenadern ausging. Mittels dieses unterirdischen Systems entrissen die Tarquinier die Niederungen der Stadt dem Sumpfboden und dem Grundwasser zwischen den Höhen und retteten das Forum von der Gefahr der Ueberschwemmungen; nun erst konnten die sieben Hügel als ein bewohnbares Ganzes gelten, und die gemeinsame Ringmauer gab dieser Einheit Ausdruck und Schutz. Jene große Kloake sammt der kolossalen Ufermauer an der Tiber und diese gewaltige Ringmauer erregten noch das Staunen der Kaiserzeit, welche doch an riesige Bauten gewöhnt war, und man rechnete die Kloake zu den Wunderwerken der Welt.

Das waren Leistungen der Königszeit; sie bezeugen sich selbst durch die Ueberreste, welche allem kritischen Zweifel spotten, und beweisen, daß das wahr ist, was von dem Aufschwunge Roms in jener Zeit berichtet wird. Es waren Tyrannen im antiken Styl, welche diese Werke schufen, d. h.

Regenten, welche sich über die überlieferte Verfassung hinwegsetzend mächtige Impulse persönlicher Thatkraft in die Wagschale warfen, große Unternehmungen siegreich durchführten, dem Gemeinwesen neues Leben einhauchten, dem Volksthum größere Ziele setzten und durch monumentale Bauten dafür sorgten, daß ihr Dasein und Wirken nicht vergessen ward. Charakteristisch für das Römerthum ist die Art dieser Königsbauten; zwar haben die Tarquinier auch einen Jupiterstempel auf dem Capitol, Servius Tullius einen Dianatempel auf dem Aventin errichtet; aber deren Spuren sind fast verwischt, auf den Grundmauern des Jupiterstempels steht jetzt der Palast der deutschen Botschaft. Die Ringmauer, die Kloake und die Usermauer dagegen sind an mehreren Stellen noch erkennbar und erfüllen ihre Zwecke; sie belehren uns, daß der Sinn der Römer ein energischer und gewissermaßen für die irdische Ewigkeit arbeitender, ein praktischer, nüchterner, solider und die Zielpunkte des realen Lebens verfolgender war. Mit diesem Sinn eroberte, beherrschte und ordnete Rom das große Völkermeer und leistete der Menschheit, was bis dahin noch kein Volk geleistet hatte.

Die geographische Lage einer solchen Stadt muß unser volles Interesse wecken. Jedermann weiß, daß Rom in der Mitte der italischen Halbinsel gelegen ist, hart am Hauptfluß Mittelitaliens, welcher von da noch etwa 3 Meilen bis zum Meere zu durchlaufen hat; ausgebreitet über sieben Hügel, welche sich aus der Campagna erheben. Die Lage hat auf den ersten Blick nichts Ueberraschendes, Imposantes, besonders Begünstigtes. Wie schön und reizend ist das Thal von Florenz mit seinem Ausblick auf die Schneegipfel der Apenninen, oder der Golf von Neapel mit seinen Bergen, Geländen, Inseln und Wellen! Aber Rom ist die Beherrscherin der Welt geworden und heißt „die ewige Stadt". Und es liegt wirklich eine geheimnißvolle Größe in der Landschaft Roms, wir empfinden stille Schönheit, ruhige Majestät, grandiose Weite des Horizonts. Verona, Ravenna, Bologna, Florenz, die wir in der ersten Skizze betrachteten, liegen auf plattem Terrain, Rom aber ist wie auf Wellen gebaut. Leicht hebt sich die Stadt der sieben Hügel empor aus der Campagna, hoch genug, um gegen Fieber und Feinde sich schützen zu können, und doch nicht zu hoch, um nicht dem Verkehr entfremdet zu werden; nicht zu nahe am Meer, um von Seeräuberei und Hafenlärm unbelästigt zu bleiben, und doch so nahe dem Meer, daß man von den Spitzen aus das Meer erblickt und das Thor der Welt offen sieht; mitten in einer Ebene und doch so nahe den Gebirgen, daß sein Gebiet wie ein großes Theater erscheint, indem das Meer die Scene bildet, und die entfernten Berge die runde Linie des Horizonts stattlich markiren. Die weite Ebene mit den Bergen am Horizont: fürwahr, ein rechter Schauplatz für den römischen Genius, welcher zu seiner Entfaltung ein weites Gefilde und viel Himmel brauchte, und doch im classischen Styl sich begrenzend immer Maß hielt, was die begrenzenden Gebirge andeuten. Rom athmet noch heute die frische Seeluft, welche Nachmittags von 1 bis 4 Uhr einzuströmen pflegt, und trinkt noch heute von den Wässern, die aus den Gebirgen hingeleitet sind.

Fünf Gebirgsmassen in der weiteren Nachbarschaft Roms geben uns Anhaltspunkte für die Urgeschichte der Stadt: das Sabiner-, Albaner-, Herniker-, Volsker- und Aequergebirge. Von Sabinern und albanischen Latinern ward Rom gegründet; gegenüber den Volskern und Aequern gab es Jahrhunderte lang harte Kämpfe; mit den Latinern und Hernikern stand Rom lange im Bündniß. Es ist bemerkenswerth, daß alle fünf Stämme je um einen Gebirgsstock saßen und ihre wichtigeren Städte hoch auf Bergen als Felsennester gegründet waren. Die Latiner hatten das Albanergebirge inne, und von da her soll Romulus gekommen sein. So war es etwas Besonderes, daß Romulus einen niedrigen Hügel mitten in der Campagna für seine Ansiedlung ersah: Rom sollte seinen Schutz weniger in der Natur, als im Arm seiner Bürger haben. Und doch ist dieser unscheinbare Punkt ein ausgezeichneter Punkt, denn der Palatin mit dem Aventin bildet das Ende eines Höhenzugs, der vom Mons Pincius bis zum Aventin geht und da auf die Tiber stößt. Gerade wo dieser Höhenzug mit dem Fluß zusammentrifft, ist Rom gegründet worden. Auch gegenüber liegt ein Höhenzug, der sich vom Janiculus und Monte Mario bis in die Gegend von Veji erstreckt. Dieses Land jenseits der Tiber aber war fremdes Gebiet, gehörte den etruskischen, mit Rom gar nicht verwandten Stämmen. So war Rom ein vom sabinischen und albanischen Gebirge her in die Campagna hinaus an die Tiber vorgeschobener Posten, eine Burg der Sabiner und Latiner gegenüber Etrurien und vielleicht mit im Hinblick auf den Seeverkehr gegründet. Die Sabiner sollen sich von Cures im Sabinergebirge, die Latiner von Alba Longa im Albanergebirge aus, jene auf dem Quirinal, diese auf dem Palatin angesiedelt, sich anfangs besiegt, dann versöhnt und geeinigt und auf dem Capitol die gemeinsame Burg angelegt haben. So ward Rom.

Es entstand aus dem Zusammenwachsen eines heiligen Lenzes (ver sacrum) der Sabiner und einer latinischen Colonie, und die Römer bezeichneten aus diesem Grunde selbst sich als ein Mischvolk. Aber innere und äußere Kämpfe machten aus der Zweiheit eine Einheit; die Mischung war gut, das Product fest und dauerhaft. Eine Mischung zweier recht verschiedenartiger Elemente, denn die Sabiner brachten Rom als Mitgift Schwung und Phantasie, die Latiner politische Klugheit und Besonnenheit. Mir scheint, daß schon ein Besuch von Tivoli am Eingang des Sabinergebirges und von Albano am Ausgang zum Albanersee über diese Arten Auskunft giebt: es sind die beiden Hauptausflüge, welche durch die Campagna von Rom aus gemacht werden. Bei Tivoli (dem alten Tibur) bricht sich der Anio-Fluß Bahn in vielen Wasserstürzen durch die romantischen, abenteuerlichen Felsgebilde, über deren mittelsten Vorsprung die Ruinen eines Sibyllentempels ragen; die von Wald und Wasserrauschen erfüllte Landschaft regt die Phantasie mächtig an, ein Flußgott kann in seinem ganzen Leben keinen schöneren Augenblick haben, als dieser Sieg des Anio über den Widerstand der Felsen ist. Wie nüchtern und abgezirkelt erscheinen uns dagegen der Albanersee und der Nemi-See, zwei wassergefüllte weite Krater, in den fast kahlen Höhen des Albanergebirges, aber freilich bieten diese den Blick auf das Meer. Da haben wir die Sabiner und die Latiner in der Natur gleichsam vorgebildet, und die Natur commentirt die Leistungen beider in Rom geeinten Völker, die schon in der Art des Colonisirens verschieden waren. Die sabinischen Stämme entsendeten heilige Lenze von ihren Bergen, d. h. die Mannschaft einer Jahres-Generation, welche dem Gott Mars geweiht auszog, um eine neue Ansiedlung zu gründen und so sich vom Stamm zu trennen; die latinischen Gemeinden aber entsendeten organisirte Corps, welche einen entfernten Ort militärisch besetzten und mit der Mutterstadt in fester Verbindung blieben. Dort nur Emigration, hier echte Colonisation. So blieb Rom auch in Verbindung mit Latium, und das latinische Element mußte siegreich in Rom werden.

Rom entstaltete sich auf Kosten seiner Mutterstadt, Alba Longa; dieses lag in den Bergen, Rom an der Verkehrsstraße. Schon Tullus Hostilius, einer der ersten Regenten Roms, soll jene Stadt zerstört haben. Die nächsten Hauptfeinde der aufstrebenden Stadt aber waren die Volsker und die Etrusker; die Kämpfe mit diesen spielen daher eine unbedingte Rolle in der römischen Chronik. Corioli, die Volskerstadt, und Veji, die Etruskerstadt, wurden zerstört; Martius Coriolanus war dort, Camillus hier der Held der Römer: beide wahrhaft ideale Persönlichkeiten in der halb mythischen Geschichte Roms, Camillus wol der größte Held Roms, sein eigentlicher Nationalheros, eine der glänzendsten Erscheinungen in der langen Reihe großer Staatsmänner und Kriegshelden

Roms. Und Camillus erwarb sich noch ein ganz besonderes Verdienst um die „ewige Stadt", denn ohne ihn wäre Rom schwerlich Rom geblieben. Er verhinderte es, daß nach dem Gallischen Brande die Römer, wie die Volkstribunen verlangten, nach Veji, das erobert worden, auswanderten. Veji, eine entwickelte Stadt, aber abgelegen von der Verkehrsstraße des Tiberflusses, war kein Platz für eine Weltstadt; Rom würde in Veji untergegangen sein und die Weltgeschichte einen anderen Lauf genommen haben. Wer mag sagen, welchen? Der römische Geschichtsschreiber Livius (5, 51—54) läßt in einer der längsten unter den Reden, welche er seinen Helden in den Mund zu legen pflegt, den Camillus sagen: Die Stätte Roms, dem Sumpfe abgerungen, sei unter der Gunst der Götter ein Schauplatz der Macht und Ehre geworden und von göttlichen Ordnungen erfüllt. Würden sie, die Römer, zu Bejentern, so könnten die Völker und Aequer zu Römern werden. Alles hinge an der Erde und dem Himmel, wo sie geboren und erzogen seien. Nicht ohne Grund hätten Götter und Menschen diesen Platz für die Stadt ersehen, gesunde Höhen, günstigen Fluß für Fortschaffung der Früchte und Anfuhr von Getreide, Nähe des Meeres, und doch nicht Gefahr feindlicher Flotten, einen Platz, unvergleichlich geeignet für das Wachsthum der Stadt. Hier sei das Capitol, an welches sich Verheißungen der Weltherrschaft knüpften, hier das heilige Feuer der Vesta, hier das Wahrzeichen der Stadt, die vom Himmel gefallenen Schilde. — Und diese Rede drang durch, wie Livius hinzufügt; durchschlagend sei die Erinnerung an die vaterländischen Götter, und Camillus selbst ein frommer Verehrer des Göttlichen gewesen. Camillus rettete durch seinen Rath die Art und die Zukunft Roms, welches er schon früher einmal durch sein Schwert gerettet hatte.

Stiftungen für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung in Berlin.

Zum 16. Mai, als dem Jahrestage der Bopp-Stiftung, hat die Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin den dafür zur Disposition stehenden vorjährigen Ertrag derselben (1350 ℳ) dem Privatdocenten Dr. Karl Geldner in Tübingen als Unterstützung für eine Reise nach England behufs näherer Erforschung dortiger Zend-Handschriften zugetheilt. — Gegründet am 16. Mai 1866, als dem Jahrestage, von welchem 50 Jahre zuvor die Vorrede zu Franz Bopp's erster Schrift: „Conjugations-System der Sanskrit-Sprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache" datirt war, ist die Bopp-Stiftung bestimmt „entweder zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, wes Landes immer, der seine Studien auf der Universität bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung derselben, wo es auch sei, oder zu Preisen für vorliegende wissenschaftliche Leistungen, sowie zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen zu dienen und zwar unter Beschränkung auf das von Bopp erschlossene Gebiet der Sanskrit-Philologie, sowie der vergleichenden Sprachforschung namentlich innerhalb des indogermanischen Völkerkreises". Bewerbungen und Vorschläge müssen je bis zum 1. Februar an die Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin gerichtet werden, welche dieselben einer vorberathenden Commission, bestehend aus fünf Mitgliedern, von welchen drei ordentliche Mitglieder der philos.-hist. Classe sein müssen, zwei außerhalb der Akademie stehen können, übergiebt. Zur Zeit besteht diese Commission aus den Professoren Lepsius, A. Kuhn, J. Schmidt, Steinthal, Weber. Die Entscheidung ist an die eingegangenen Anmeldungen in keiner Weise gebunden. Der Vermögensertrag der Stiftung, der bereits bis auf 1851 ℳ angewachsen war, beträgt zur Zeit, auf Grund seitdem erfolgter Kündigung einer 5%igen Hypothek und dadurch herbeigeführten Zinsverlustes, nur 1527 ℳ. — In willkommener Ergänzung der Bopp-Stiftung besteht an der Berliner Universität noch, und zwar seit 1868, eine Agathon-Benary-Stiftung, welche für Philologie Studirende, deren Studium vorzüglich auf die allgemeine und vergleichende Philologie gerichtet sein muß, bestimmt ist, und welche von dem Sohne des am 4. December 1860 verstorbenen Berliner Professors Dr. Ag. Benary, Hrn. Victor Benary in Paris, zum Gedächtniß seines Vaters gegründet wurde; halbjährig kommen 150 ℳ zur Vertheilung. — Und in diesem Jahre tritt hiezu noch eine dergl. Stiftung, von gleichem Betrage, auch speciell für Studirende des Sanskrit und der vergleichenden Sprachforschung bestimmt, welche die Berliner Universität dem Dr. John Muir in Edinburgh verdankt, welcher, selbst ein ausgezeichneter Sanskrit-Philologe und früher lange Jahre in Indien thätig, seit seiner Rückkehr von da sich als ein freigebiger Patron dieser Studien bewährt, und nicht nur einen eignen Lehrstuhl für dieselben an der heimischen Universität, in Edinburgh fundirt, sondern nun auch weiter, in Anerkennung der Verdienste der deutschen Wissenschaft um die Erforschung der Sprache und Literatur Indiens „behufs weiterer Förderung des Studiums der Sanskrit-Sprache und -Literatur, sowie der vergleichenden Sprachforschung" an einer der ersten deutschen Universitäten diese Stiftung gegründet hat. Es hat im Uebrigen diese letztere Stiftung noch ihre eigene Vorgeschichte, die bis in das Jahr 1858 zurückgeht. Unter dem 10. Februar d. J. erschien nämlich, unterzeichnet von Dr. Muir und dem damaligen Gen.-Superintendent Dr. Hoffmann, ein Programm für folgende Preis-Aufgabe: „eine auf die Gewinnung indischer Philosophen der verschiedenen Schulen, insbesondere der Vedantisten, für die Erkenntniß von der Wahrheit des Christenthums abzielende Darstellung der christlichen Grundlehren, die auf sicherem historischen Grunde in streng logischer Ordnung und festem Zusammenhang ein Ganzes bilde, dessen einzelne Theile sich organisch in einander schließen und daher den falschen Systemen heidnischer Weisheit ein ächtes System christlicher Wahrheit entgegenstellen". Als Preis waren 1500 Thlr. ausgesetzt; als Preisrichter sollten Gen.-Sup. Dr. Lehnerdt in Magdeburg, Prof. Dr. Ritter in Göttingen, Prof. Dr. Roth in Tübingen fungiren; als Preistermin ward der 1. Juli 1861 festgesetzt. Diese Preisaufgabe ist nun aber ebenso wenig gelöst worden, wie eine frühere vom Januar 1857, welche (s. Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft, 11, 366 flg.) einen Preis von 300 Pfd. Sterl. für die beste Geschichte und Darstellung des Vedanta-Systems als Philosophie und als Religion, in deutscher oder französischer Sprache, ausgesetzt, und für welche Prof. Lassen in Bonn, Domcapitular Dr. Windischmann in München und Prof. Max Müller in Oxford als Preisrichter, der 1. April 1860 als Termin bestimmt waren. Was aus diesen 300 Pfd. Sterl. geworden sein mag, ist nicht bekannt geworden. Die Entscheidung über die ersteingenannte Preisaufgabe zog sich bis in das Jahr 1870 hin, wo Lehnerdt und Ritter waren ingwischen verstorben, Professor Semisch an des Ersteren Stelle getreten) dem einzigen Bewerber, der sich eingestellt hatte, dem Candidaten der Theologie J. W. Lyra, zur Zeit Pastor primarius in Gehrden in Hannover, zwar nicht der Preis selbst, wol aber in Anerkennung des großen Fleißes, den er in seiner sehr umfangreichen Arbeit bethätigt hatte, ein Theil desselben zuerkannt ward; der Rest der mittlerweile durch Zinsen angewachsenen Preissumme kam, im Betrage von 1234 Thlrn., in die Verwaltung des Prof. Weber in Berlin, hat sich seitdem auf 2200 Thlr. vermehrt und ist nunmehr eben von Dr. Muir in der oben angegebenen Weise verwendet worden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 39. Sonntag, den 15. Mai. 1881.

Inhalt: Die beiden fürstlichen Freunde, König Johann von Sachsen und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, von J. Beyhodl. — Musikbericht aus Leipzig, von Oscar Paul. — Reisewerke (Der Untergang des deutschen Schooners „Robertson" 2c. Excursionen eines Oesterreichers 1849—1879, von F. v. d. Traun). — Periodisch erscheinende Werke (Weber's Universal-Lexikon der Kochkunst. Hübner's Statistische Tabellen. „Unsere Zeit").

Die beiden fürstlichen Freunde, König Johann von Sachsen und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Bekannt ist die innige Freundschaft, welche die beiden Könige Johann von Sachsen und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen miteinander verbunden hat — eine durch länger als dreißig Jahre so fest dauernde Freundschaft, daß selbst das verhängnißvolle Jahr 1850, wo sich Sachsen von Preußen unter dem Radowitz'schen Ministerium bedroht sah, nicht im Stande gewesen ist, die freundschaftlichen Bande zu lockern, geschweige denn zu lösen. Ja, die im Jahre 1850 zwischen Sachsen und Preußen eingetretene bedrohliche Spannung hat vielmehr eher dazu Veranlassung gegeben, daß die Macht der freundschaftlichen Gefühle, welche beide Fürsten für einander hegten, zu entschiedenem Ausdrucke gekommen ist; denn im letzten gefahrdrohenden Augenblicke, wo Sachsen die preußische Kriegserklärung erwarten durfte, schrieb Johann, damals noch Prinz (mit Vorwissen und Genehmigung seines Bruders, des Königs Friedrich August),*) an den König Friedrich Wilhelm:

„Liebster Freund! In diesen Tagen, wo der politische Horizont sich immer mehr umzieht und den Ausbruch eines Gewitters befürchten läßt, fühlte ich oft einen inneren Drang, Dir mein Herz auszuschütten und noch einmal die schwerste Freundespflicht zu erfüllen, ehe es zu spät sei; immer aber hielt mich der Gedanke zurück, daß Du wohl schon zu weit gegangen seiest, als daß ein schwaches Wort irgend einen Einfluß auf Dich haben könnte. Da stieß ich heute ganz von ungefähr, als eben dieser Gedanke mich quälte, auf folgende Bibelstelle: Recordare mei Domine, omni potentatui dominans: et da sermonem rectum in os meum, ut placeant verba mea in conspectu principis. (Esther XIV.)**) In diesen Worten, die gewiß nicht passender auf meine Stimmung gefunden werden konnten, glaubte ich einen Wink des Himmels zu erkennen, und zugleich gaben sie mir Muth, meinem ersten Gedanken zu folgen. Ich thue dieses daher durch die folgenden Zeilen, die, sie mögen nun bei Dir Eingang finden oder nicht, doch gewiß von Dir als aus treuem Freundesherzen fließend erkannt werden dürften. Ueber die staatsrechtliche Seite der Frage habe ich mich schon in meinem letzten Briefe ausgesprochen. Ich will sie daher nicht näher erörtern, und nur soviel in Betreff derselben bemerken, daß ich den von Oesterreich und seinen Bundesgenossen eingeschlagenen Weg immer noch für den correcteren, ja eigentlich für den einzig correcten halte. Er beruht ganz auf derselben Basis, auf dem die Reaction gegen den Unsinn von 1848 bei uns und in gewissem Maße auch bei Euch und in Wien beruht, daß, wenn ein Provisorium, welches zur Anbahnung eines Definitivums bestimmt war, sich durch Nichterreichung dieses Zweckes oder sonst erledigt, dann das frühere Verhältniß wieder Geltung hat, indem weder ein Staat, noch ein Staatenbund ohne Organ gedacht werden kann. Doch genug hiervon. Was ich hauptsächlich darzuthun wünsche, ist, daß der von Preußen gegenwärtig eingeschlagene Weg für Preußen selbst wie für Deutschland gleich verderblich ist. Preußen wird nämlich dadurch genöthigt, in Deutschland mehr oder weniger eine Allianz mit der Revolution einzugehen; zwar vor der Hand nicht mit jener Faust-Demokratie, die es in Dresden und Baden bekämpft hat, aber doch mit jener unseligen Gothaischen Mittelpartei, welche ihre Unfähigkeit im Jahre 1848 so deutlich an den Tag gelegt hat, und sich von der Revolution am Schlepptau nehmen ließ und noch nehmen lassen wird. Diese Allianz wird Preußen par la force des choses immer mehr noch links drängen. Schon zeigen sich Spuren dieses Ganges in der unglückseligen Hessischen Sache. Ich bin weit entfernt, die Persönlichkeiten Hassenpflug's und seines Churfürsten unbedingt in Schutz nehmen zu wollen. So viel scheint mir aber gewiß, daß sie zur Zeit nicht mehr gethan haben, als alle Gouvernements, die sich aus den Banden der Revolution losreißen wollen, und daß die dortige Beamten- und Officiersrevolution ein Vorgang der allergefährlichsten Art ist. Und doch hat die (wie ich einräume, durch den einmal eingeschlagenen Weg fast bedingte) Stellung Preußens in dieser Sache derselben eine bedeutende moralische Unterstützung gewährt. Das Nehmliche wird sich in vielen anderen Fällen wiederholen. Aber auch außerhalb Deutschland wird für Preußen die Stellung bei einem Kampfe keine günstige sein. Ich glaube nicht, daß entweder das Revolutionsmüde Frankreich oder das Constitutionsfeindliche Rußland auf seiner Seite stehen wird. Nur von jenem Cabinete, in dem Lord Palmerston, der Großhändler in Revolutionen, das Siegel führt, kann es auf Unterstützung hoffen. Ein neuer 7jähriger Krieg wird allerdings Preußen tapfer finden wie immer, ob aber der gleiche Erfolg ihn krönen dürfte, bleibt doch dahin gestellt; denn es ist auch bei Preußens Gegnern vieles anders als damals. Für Deutschland halte ich aber Preußens Politik für verderblich; es mag nun zum offenen Kampfe kommen oder nicht. Das Letztere kann nun entweder zu einer Trennung Deutschlands in zwei Hälften oder zu einer endlichen Neu-

*) Hierauf bezüglich ist folgendes Billet des Königs Friedrich August an seinen Bruder, den Prinzen Johann: „Ich schicke Dir beiliegend Deinen Brief an den König zurück, den ich mit vielem Interesse gelesen habe; denn es war vieles darin so recht aus der Seele geschrieben. Ich möchte daher dafür stimmen, daß Du ihn abschickest. Schaden kann er meiner Ansicht nach nichts, und ich begreife, daß Dich die so ganz passende Stelle aus Esther mächtig dazu auffordert. Auch ich ging mit dem Gedanken um, ob ich Ihm noch einmal schreiben sollte, hielt aber den jetzigen Augenblick noch nicht für passend; bei Dir ist es ein Anderes. Nur möchte ich wünschen, daß Du einige, gerade bedeutende Stellen etwas deutlicher schriebest, weil sie sonst zu Mißverständnissen Anlaß geben können. — — — Ich gebe Dir diese Bemerkungen, weil ich wünsche, daß der König den Brief nicht blos flüchtig und oberflächlich seinem Hauptinhalte nach lese, sondern jedes Wort desselben verstehe."

**) Diese Stelle ist nicht wortgetreu aus dem Buch Esther, wol aber wortgetreu aus dem Missale Romanum entlehnt.

gestaltung und Vereinigung des Ganzen führen. Daß ersteres äußerst beklagenswerth sei, daran wird kein Deutsches Herz, am wenigsten das Deinige, zweifeln. Sollte es aber zu einer Neugestaltung Deutschlands kommen, so ist zu wünschen, daß Preußen dabei eine Stimme habe, und die Richtung vertrete, welche der billigen Anforderung des Deutschen Nationalsinnes gerecht werden will. Das kann es aber nicht, wenn es jetzt boudirt, sich fernhält und Oesterreich das Feld überläßt, und endlich doch, wenn es keine Trennung will, sich dem anschließen muß, was ihm geboten wird. Gern möchte ich von der anderen Alternative eines offenen Kampfes schweigen. Es graut mir vor diesem Gedanken. — Ich sprach vorher von einem neuen siebenjährigen Kriege. Ich fürchte jedoch vielmehr, daß uns ein neuer 30jähriger Krieg bevorsteht, wenn einmal der erste Kanonenschuß gelöst; denn jeden Falles werden die populären Leidenschaften mit ins Spiel kommen. Die Möglichkeit, ja die nahe Wahrscheinlichkeit eines solchen Ausganges, wenn Preußen auf seiner Politik beharrt, ist leider nicht abzuläugnen. So sehe ich denn überall nichts als Unheil auf diesem Wege, und nur ein Mittel der Rettung für uns Alle: offener entschiedener Systemwechsel! Aber Preußens Ehre und die Ehre seines Königs! Darauf entgegne ich, wenn Preußen Geneigtheit zeigt, seinen Weg aufzugeben, so werden ihm goldne Brücken gebahnt werden. Aber auch abgesehen davon, kann es Preußens Ehre sein, einen brudermörderischen Kampf zu veranlassen; kann es Preußens Ehre sein, mit der Revolution, wenn auch nur mit der zahmen, in Bund zu treten! Und wenn Hunderte von Tausenden seinen Krieg der Inconsequenz beschuldigen, Hunderttausende werden Ihm als dem Retter Deutschlands von Herzen danken, und sein eignes Gefühl wird Ihm sagen, daß es besser ist, von einer verderblichen Bahn umzukehren, als sich und Andere durch Verharren auf derselben ins Verderben zu reißen!! Dein treuer Freund Johann, der Dir dann auch treu bleiben wird, wenn Du uns Kanonenkugeln zuschickst." (Dresden, im October 1850.)

Und v. Radowitz erhielt am 2. November seine Entlassung und der Krieg unterblieb. Zwar schrieb der König Johann später in seinen Lebenserinnerungen: „Ob der Brief etwas zu dem folgenden Ausgang gewirkt hat, wage ich nicht zu entscheiden. So viel ist aber gewiß, daß einige Zeit darauf die Entlassung Radowitz's aus dem Ministerium und später die Entsendung Manteuffel's nach Olmütz stattfand. Hier wurden bekanntlich die Hessischen und Holsteinischen Differenzen in der Hauptsache durch Nachgeben Preußens erledigt und die Ordnung der Deutschen Angelegenheiten auf die demnächst in Dresden zu haltenden Conferenzen verwiesen" — sed facta loquuntur.

Die ersten Anfänge der Freundschaft zwischen den beiden Fürsten schreiben sich aus dem Jahre 1827 her. Zwar hatte der Prinz Johann bereits zwei Jahre zuvor Gelegenheit gehabt, mit Friedrich Wilhelm, damals noch Kronprinzen von Preußen, zusammenzutreffen und dessen nähere Bekanntschaft zu machen, aber zu einer eigentlich freundschaftlichen Annäherung war es dort noch nicht gekommen. „Mich zog", schreibt darüber der Prinz, „das heitere und geistreiche Wesen des Kronprinzen sehr an, obgleich von einem näheren Verhältnisse damals noch nicht die Rede sein konnte." Erst im Frühjahr 1827 war es in Leipzig, wo bei einer Zusammenkunft der Königin von Bayern und ihrer Töchter, zu denen bekanntlich die Gemahlinnen der beiden Fürsten, die Zwillingsschwestern Amalia und Elisabeth, gehörten, der wirkliche Freundschaftsbund geschlossen wurde. „Für mich war diese Zeit in Leipzig", sind die Worte des Königs Johann in seinen Lebenserinnerungen,*) „besonders dadurch interessant, daß ich hier die Freundschaft mit dem Kronprinzen von Preußen schloß, die zu den schönsten Blüthen meines Lebens gehören sollte. Er war unstreitig einer der besten, edelsten und liebenswürdigsten Menschen, die ich gekannt habe, wenn ich auch leider bekennen muß, daß ihm viele Eigenschaften zu einem großen Regenten fehlten. Sein Herz war liebevoll, womit sich ein momentan rasch entbrennender Zorn recht gut verträgt, er hatte einen lebendigen Sinn für alles Edle und Schöne, einen entschiedenen Widerwillen gegen alles Schlechte, Gemeine und Banale. Selten hat es wohl einen geistreicheren Mann gegeben. Seine Unterhaltung übersprudelte förmlich von Gedankenreichthum und wurde durch seine heitere Laune sehr anziehend, die das Komische schnell auffaßte, aber fern von allem Bittern und Sarkastischen war, welches man ihm wohl hier und da angedichtet hat. Daß es ihm dabei wohl hier und da an Ausdauer und nüchternem Urtheil oft fehlte, ist die natürliche Kehrseite eines solchen Geistes. Friedrich Wilhelm war tief religiös und hing fest an seiner Confession, dabei hatte er doch Achtung für andere Glaubensformen, wenn sie nur die echt christliche Grundlage festhielten, wogegen ihm der flache Rationalismus ein Gräuel war. Daher seine nicht auf Gleichgiltigkeit, sondern auf Achtung für anderen Glauben beruhende Toleranz. Bei seiner Hochschätzung für alles historisch Hergebrachte, fand er daher auch Manches in der katholischen Kirche, was er vielleicht im stillen beneidete, ohne es sich zu gestehen. So hörte ich ihn einmal darüber mit eingehendem Interesse sprechen, daß (wie er meinte) bei den Mährischen Brüdern die apostolische Weihe noch vorhanden sei, weil ein geweihter katholischer Bischof zu ihnen ursprünglich mit übergetreten sei. In der Politik hatte er eine hohe Idee von der göttlichen Bestimmung des Königthums, und auch die oft angeführte providentielle Bestimmung Preußens war ihm nicht fremd, dabei war aber das Alles durch seine große Achtung für fremdes Recht und das Bestreben, auch fremde Einrichtungen billig zu beurtheilen, außerordentlich gemäßigt. Das anmaßliche Preußische Wesen war ihm durchaus zuwider. Die trockne Bureaukratie, die damals in Preußen herrschte, haßte er ebenso wie den liberalismus vulgaris mit seinen banalen Phrasen und seinem automatischen Königthum. Gerade aus diesen Antipathien hatte sich bei ihm ein politisches Ideal aufgebaut, welches aus einem persönlich eingreifenden, in seiner Sphäre freien Königthum nebst einem lebendigen auf historischer Grundlage beruhenden ständischen Wesen zusammengesetzt war. Freilich übersah er dabei, daß man bei allen politischen Vorschritten mit den Menschen und ihren Ansichten rechnen muß, und sich aus dem Kopfe eines Einzigen heraus, er sei auch noch so geistreich, kein Staat aufbauen läßt. Daher wurde er später bei seinen Regentenbestrebungen so wenig verstanden, und unterstützt. Daß eine solche Individualität mich unendlich anziehen mußte, ist natürlich, ja ich wurde sogar von seinen politischen Ideen, die gewiß ein schönes Ideal waren, vielfach eingenommen, und obgleich mich später das Leben über das Unpraktische eines großen Theiles derselben vielfach belehrt hat, sind sie doch nicht ohne Einwirkung bei mir selbst für spätere Zeit verblieben. Ein besonderer Zufall wollte es, daß er auch wie ich für den großen Italienischen Dichter schwärmte. War dieser doch auch ein politischer Idealist in seiner Zeit." Und zu diesen Worten findet sich in den Lebenserinnerungen des Königs Johann später noch da, wo er auf Friedrich Wilhelm's Antritt der Regierung zu sprechen kommt, Folgendes hinzugefügt: „Mein Freund und Schwager bestieg 1840 den Thron als Friedrich Wilhelm IV. Sein erstes Auftreten war glänzend, besonders wurde seine außerordentliche Redengabe bewundert. Leider zeigte sich aber bald die Undurchführbarkeit seiner oben geschilderten politischen Ideen, so geistreich sie auch waren. Die Liberalen Preußens schöpften aus manchen seiner Aeußerungen Hoffnungen zur Realisirung ihrer Wünsche und fanden sich dann nicht befriedigt durch das, was er zu gewähren ge-

*) Größtentheils bereits abgedruckt in v. Falkenstein's Charakterbild des Königs Johann. 1878. S. 69—70. — Volksausgabe 1879. S. 58—59.

sonnen war. Die Anhänger des bisherigen Systems dagegen waren verstimmt durch die Erschütterung der alten, nach ihrer Meinung bewährten Staatseinrichtungen; doch kamen diese Folgen erst allmälig zu Tage."

Auf die Zusammenkunft in Leipzig folgte noch im nämlichen Jahre im Herbste ein mehrwöchentlicher Besuch des Prinzen Johann mit Gemahlin am preußischen Hofe, wo den beiden neuen Freunden volle Gelegenheit geboten war, sich im vertrauten Zusammensein gegenseitig auszusprechen und sich noch inniger zu nähern. „Nachmittags," schreibt der Prinz Johann von seinem damaligen Berliner Aufenthalte, „blieb ich lange in traulichem Gespräche mit meinem Schwager in seinem Arbeitszimmer. Dasselbe war ein gewölbter Raum (die frühere Schloßkapelle), gefüllt mit Tischen, auf denen Kunstgegenstände mancher Art lagen, ein heimliches Plätzchen, wo manches interessante Wort gesprochen wurde." Nicht minder trug eine im Herbste des darauf folgenden Jahres (1828) gemeinschaftlich unternommene Reise der beiden Prinzen nach Italien viel mit dazu bei, daß sich dieselben immer mehr und mehr aneinander anschlossen, zumal ihnen hierzu auf italienischem Boden gerade durch die Erinnerungen an den gemeinsamen und lieben Freund Dante besondere Anregung gegeben war. Von Trient aus betraten die beiden Freunde den italienischen Boden, und nahmen ihren Weg über Verona, Brescia, Mailand, Pavia durch das Polcevedrathal nach Genua, und von dort über die Bucht von Chiavari, über Spezia, Pietro Santa und Lucca nach Florenz, wo sie an dem mit der sächsischen Königsfamilie nahe verwandten toskanischen Hofe zuvorkommende und herzliche Aufnahme fanden. Hier blieben die beiden Prinzen noch einige Zeit beisammen, um sich dann nach entgegengesetzten Seiten hin zu trennen; denn während der preußische Kronprinz seine Reise nach Rom und Süditalien fortsetzte, kehrte der Prinz Johann nach noch längerem Verweilen auf dem Großherzoglichen Lustschlosse Poggio a Cajano in die Heimath zurück.

Hatte Prinz Johann den mit Friedrich Wilhelm geschlossenen Freundschaftsbund für sich als eine der schönsten Blüthen seines Lebens bezeichnet, so wurde derselbe auch von Anderen als ein sehr glückliches und hocherfreuliches Ereigniß begrüßt, insofern zu erwarten stand, daß die freundschaftliche Annäherung der beiden Fürsten auch eine größere und für Sachsen ersprießliche Annäherung an Preußen, die seither unter der Regierung des Königs Friedrich August des Gerechten von Sachsen nicht gut möglich gewesen war, zur unausbleiblichen Folge haben werde. In diesem Sinne schrieb von Berlin aus am 11. Januar 1829 der General C. Fr. L. v. Watzdorf, der frühere Oberhofmeister des Prinzen Johann und damals sächsischer Gesandte am preußischen Hofe, an den Prinzen: „Unter den glücklichen Ereignissen (des Jahres 1828) sehe ich mit großer Freude Ew. Königl. Hoheit herzliche und innige Verbindung mit dem Kronprinzen, die unserem Vaterlande nicht anders als gedeihlich sein kann. Nur offen und frei mit Preußen, muß unser Wahlspruch sein, wenn je politische Ereignisse uns nöthigen sollten, unsere Neutralität zu verlassen. Dies ist, glauben mir es Ew. Königl. Hoheit, ohne alle Leidenschaft meine ruhige, wohlgeprüfte, auf genauere Kenntniß beruhende Ueberzeugung." Und in der That hat sich die von Watzdorf ausgesprochene Erwartung, daß die Verbindung des sächsischen Prinzen mit dem preußischen Kronprinzen für Sachsen nicht anders als gedeihlich sein werde, vollkommen bestätigt: der Prinz Johann hat vielfach Gelegenheit gehabt und dieselbe benutzt, im freundschaftlichen Verkehr mit Friedrich Wilhelm den Interessen des Landes zu dienen. Zeigt sich dies z. B. bei den in meinem Aufsatze*) über den König Johann und seinen Hausminister v. Zeschau erwähnten Verhandlungen Sachsens mit Preußen in Betreff des Deutschen Zollvereins, so wie in besonders hervorragender Weise bei dem oben bemerkten Falle des Jahres 1850, so zeigte es sich auch im Jahre 1835, wo Sachsen durch das vom preußischen Ministerium v. Altenstein erlassene Verbot des Besuches der Leipziger Universität von Seiten preußischer Studenten sich geschädigt sah; die Zurücknahme dieses Verbotes vermittelte Prinz Johann durch Friedrich Wilhelm, welcher darauf bezüglich von Potsdam aus am 16. März an ersteren schrieb: „Ich danke Dir, herzliebster Hansy*), für Dein Vertrauen in der Sache wegen des Besuches diesseitiger Unterthanen auf der Leipziger Hochschule. Denke Dir, daß ich zuerst von Dir davon vernommen habe. Ich weiß von gar nichts — und finde unser Verbot sehr sonderbar. Morgen werde ich die Sache im Minister-Rathe zur Sprache bringen und antragen, daß als Regel gelten solle, Leipzig ohne weitere Erlaubniß besuchen zu dürfen. Als ultima ratio mag dann in der Perspective aufgestellt werden, sich des Verbots-Rechtes in extraordinären Fällen nicht zu begeben, jedoch jederzeit nach Rücksprache mit Eurer Regierung. Ist Dir das so recht? Nun aber der hinkende Bote. Man glaubt, ich habe viel Einfluß im Staats-Ministerium. Ach mein liebster Freund. Während ich in der Welt als der illiberalste Kautz gelte, komme ich unseren kaisours hier als sehr liberal vor. Ich sage meine Meinung unverholen; darauf beschränkt sich meist mein Einfluß."

In der Hauptsache bewegte sich aber der Verkehr der beiden Fürsten mit einander im Austausche der freundschaftlichsten Gefühle, im Ausdrucke der innigsten Theilnahme an ihren gegenseitigen Lebensereignissen, freudigen wie traurigen. In letzteren Fällen, z. B. bei dem Tode des Prinzen Ernst, des Sohnes des Prinzen Johann, sowie bei dem Hinscheiden von des letzteren Bruder, dem König Friedrich August, zeigte sich namentlich die ganze Herzlichkeit, mit der sie einander zugethan waren. Bei dem Tode des Prinzen Ernst schrieb Friedrich Wilhelm an den Prinzen Johann: „Geliebter Freund. Indem ich Dir heute schreibe, zähle ich darauf, daß Du mein Herz erkennen und darum mir nicht antworten wirst. Es würde mir zu weh thun, den leidenden, tiefgebeugten Freund auch nur für Sekunden an den Schreibtisch um meinetwillen zu zwingen. Wir weinen mit Dir und der geliebten Amalie und Euch Allen. Elisens Schmerz wird durch das Gefühl ihrer Schwäche vermehrt, die ihr verbietet, sogleich zur theuren Schwester zu eilen, um trösten zu helfen, soweit das eben möglich ist. Mein Gott, welch ein Unglück!!! Der schöne, kluge, gute, holde Ernst. — Für Nicht-Christen wäre die Frage an den Himmel „Warum?" natürlich unaussweichlich, ja geboten. Ihr bedürft die Frage nicht, weil Ihr die Antwort lange kennt. Gottlob! Aber Eure Thränen sind gerecht, und gebe Euch Gott des erleichternden Stromes die Fülle. Verzeih mir, allertheurester Hansy, wenn dies Blatt Dir lästig sein sollte. Mögt Ihr Beide den treuen, mitfühlenden, mitleidenden Freund nicht verkennen. Ich küsse Amalie weinend die lieben Hände. Der reiche Trost Gottes wolle Euch bald mächtig aufrichten. So betet für Euch Euer treuliebender Freund Friedrich Wilhelm." (Potsdam 13. Mai 1847.) Und bei dem Tode des Königs Friedrich August schrieb Friedrich Wilhelm: „Geliebter Freund. Ich schreibe Dir aus meinem Jammer in Deinem noch bitterern Jammer von meinem Lager aus, auf welches meine Wunde am Schienbein mich noch immer festhält. Für den gewissenhaften, für den christlichen Fürsten ist das Besteigen des Thrones immer der ernsteste Moment des Lebens. In dieser prüfungsreichen bangen Zeit gehört der Augenblick zu den bängsten Prüfungen. Du, geliebter Freund, bist durch einen furchtbaren, niederschmetternden Schlag, der eine nie vernarbende Wunde reißt, durch die Hand Gottes des Herrn und wie durch Seinen Blitz auf den Thron geschleudert!!!!!!! So, wie ich das empfinde,

*) S. Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Zeitung 1880. Nr. 78, S. 462.

*) „Herzliebster Hansy" und ähnlich lautet meist die Aufschrift in den Briefen Friedrich Wilhelm's an den Prinzen Johann, wogegen er sich selbst, mit Anspielung auf seine Corpulenz, in der Regel „Dicky" unterzeichnet.

kann es nur der Bruder und der Freund, und das bin ich. Möchtest Du diesen Worten anfühlen, daß sie nicht von der Convenienz gruppirt worden sind. Nein, geliebter Hansy, ein treues Herz, welches der Verlust eines theuren und bewährten Freundes und Bruders zerrissen, eine Hand, die bei dem Gedanken bebt, welch liebevolles Herz stillesteht, welch reich begabter Geist, welch herrliches Gemüth, welch Königlicher Herr uns hinfort nicht mehr erquicken und erheben wird — hat sie geschrieben. So nimm sie an und auf! Möge Gottes Trost Eure Thränen leichter fließen machen und Sein Segen Dein schweres Amt fördern und Sein Schirm und Schild Dich und die Deinen umlagern. Ich küsse der theuren Amalie die Hände und bitte sie um Fortdauer ihrer alten Gnade und Güte. Sage ihr und allen den Tiefgebeugten meinen Antheil, mein Beileid, mein tiefinnerstes Mitgefühl! Du kannst es nicht stark genug aussprechen. Bewahre Deine Freundschaft und Dein Vertrauen, geliebter Hansy, Deinem in Liebe und Treue ewigverbundenen Schwager, Bruder und Freund Friedrich Wilhelm." (Charlottenburg 11. August 1854.)

Auch aus weitester Ferne mochten die beiden Fürsten ihren freundschaftlichen Verkehr nicht unterbrochen sehen. Prinz Johann begrüßte auf seiner Reise durch Italien im Jahre 1838 von Ravenna aus, der Ruhestätte des gemeinsamen Freundes Dante, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm durch eine Zuschrift, auf welche letzterer antwortete: Sasso di Dante, Sassissimo, Carissimo, Amatissimo, Dulcissimo! Wie hast Du mich gerührt durch Deinen Doppeltraum, gegen den verstorbenen magern Freund und den lebendigen Dicken!! Dein Brief aus Ravenna vom 3. d. M., den ich vorgestern Abend erhielt, hat mich wahrlich entzückt, denn vor Allem hab' ich eine herzige Freude daran, daß Du nun endlich an der Ruhestätte Deß, den Du wie Wenige verstehst, gestanden bist und das so selten von Deutschen besuchte Ravenna geschaut hast. Dann aber ist's gar zu lieb und gut von Dir, daß Du meiner gedacht und mir geschrieben hast. 1000, 1000 Dank dafür, Herzenshansy! Ich hoffe, Du warst noch unter der kleinen Kuppel über Dante's Grab. Hätt' ich Geld, so ließ ich sie innen ganz vergolden und malen, wie Schwager Ludwig's Allerheiligen Capelle, und zwar müßte mir Bendemann der Maler sein. Daß er der Ehre würdig und gewachsen sei, beweisen seine Skizzen zur Ausmalung der Dresdner Ceremonien Gemächer und vor allem die für den quadraten Saal unterm Schloßthurm (wo er vor der Hand noch die Rechnung ohne den allerdurchlauchtigsten Wirth gemacht hat, maaßen besagter Thurm Saal nicht in seinen Aufträgen liegt). Da hat er die Idee einer Civitas Dei ausgeführt, ganz Dantesk, zumal im Style des Paradieses, welches dort in Ravenna vorherrschen müßte nach meiner Meinung. — Ich höre Dich ausrufen: Wie das Dicky gleicht! — Ja es gleicht mir enorm, so à propos de bottes meinen Sommernachts-Traum auszuspinnen. Aber gesteh', daß es gar schön wäre —? — Nun aber sag' mir 'mal, Du hast doch mehr als das Kuppelchen del Bembo gesehen zu Ravenna? Du hast schlimme Zeit mit mir, wenn wir uns wiedersehen und Du Theodorich's Grabmahl, das Grablirchl der Galla Placidia mit den immensen Kaisersarcophagen und dem antiken transparenten Altartisch, wenn Du den Ambo im Dom, S. Vitale, die Kaiserl. Capelle im Arcivescovado mit den schönen Mosaiken, wenn Du Santa Maria in Porto dextro, Sant Apollinare in Citta, S. Maria in Porto fuori und vor Allem die wunderherrliche Basilika von S. Apollinare in Classe nicht gesehen hast. Aus letzterer und aus San Vitale hab' ich mir durch Förster die Mosaiken copiren lassen, welche den Kaiser Justinian und seinen Hof etc. darstellen. Du wirst auch RDM sehen!!!!!!! O! Du Glückseliger!!! Gedenke mein, wenn Du S. Peter zuerst erschaust von ferne, da wenn Du hineintrittst und das Flammenmeer an den Apostelgräbern siehst, dann im Hofe des Bramante, wo die Loggien sind, dann im Cortile des Belvedere. Da stelle Dich, den Rücken gegen die große Rotunde und schau durchs Höfchen durch all die Pracht der Architectur und Sculptur, den blauen Himmel ober Dir, durch die Arcaden Reihe hinaus gerade auf den Soract und denk' an mich. Ferner auf dem Forum und unter Divi Titi Vespasiani Bögen, im Pantheon, in S. Maria Maggiore, zu Tivoli, wenn Du die Wasser-Stürze aus den Bogen der Villa Mecenate rauschen siehst und hörst, zu Frascati unter dem dichten Schatten der Villa Conti, nach der ewigen Stadt hinblickend, in Albano, in Aricia, in Terracina und wenn Du am Campo Marzo zuerst den Vesuv ganz siehst, auf dem Camaldoli und im Orangenhain von Sorrent!!! ꝛc. — Nun lebewohl, theuerster, geliebtester Hansy! Könnten wir uns doch irgendwo im Jahr begegnen. Wir haben uns scandalos lange nicht gesehen! Unterdeß war ich so schön schlank; nun bin ich wieder eine Tonne. Gott segne Dich und bewahre all Deine Wege vor Unfällen und Spitzbuben, vor Fieber und Scorpionen und vor zu tiefen Blicken in die Augen der Napolstane di garbo! Ewig Dein treuer Dicky." (Potsdam 17. April 1838.) J. Petzholdt.

Musikbericht aus Leipzig.

Die musikalische Strömung ist in Leipzig während der Osterzeit am intensivsten. Vor dem Eintreten der warmen Jahreszeit beeilen sich die Concertinstitute, durch wirkungsvolle Schlußconcerte dem Publicum den Werth ihres Daseins recht tief einzuprägen und die einzelnen Vereine sind mit ameisenartiger Geschäftigkeit thätig, die Resultate ihres Strebens (noch vor den Arrangements der Frühlingspartien und Sängerfahrten) in den heißen Sälen der eingeladenen Zuhörerschaft vorzuführen. In der That erregt das vielgestaltige, emsige, ja fanatische Musiktreiben in Leipzig die Bewunderung vor der Ausdauer der betheiligten Kreise, welche in ihrem Enthusiasmus gern alle Mühen und Sorgen für die Vereine auf sich nehmen, um die Interessiren derselben nach allen Richtungen hin zu wahren. Aus dieser Neigung zur Kunst, aus dieser regen Vereinsthätigkeit, welche größtentheils auch ernsten, edlen Zielen gewidmet ist und in neuester Zeit sogar die größten Meisterwerke zum Gegenstande des Studiums aufnimmt, ist auch die außerordentliche Theilnahme an den künstlerischen Darbietungen in der Osterzeit mit zu erklären. Diese Theilnahme wird von den bedeutendsten Chorinstituten durch fertige und bedeutsame Leistungen wesentlich gefördert, insbesondere wirken der Thomanerchor, der Riedel'sche Verein und der Bachverein unablässig für die Verbedelung des Geschmacks und für die ernste Pflege der religiösen Tonkunst. Der Riedel'sche Verein und der Bachverein sind in diesen Blättern früher oft in ihren gediegenen Bestrebungen gewürdigt worden, ebenso ist auch von Zeit zu Zeit das herrliche Ensemble des Thomanerchors Gegenstand der Würdigung gewesen, so daß die Leser einen klaren Begriff von der musikalischen Kraft dieser Stützen der kirchlichen Musik erhalten haben. Leider besitzen wir aber in Leipzig nicht einen großen Saal, in welchem sich, wie im Kölner Gürzenichsaale, die einzelnen Vereine zur gemeinsamen Kunstausübung versammeln könnten. Auf solchem Zusammenwirken der einzelnen gemischten Chorvereine beruht hauptsächlich die großartige Wirkung der niederrheinischen Musikfeste, welche durch die Aufführungen Händel'scher Oratorien berühmt geworden sind. Von derartigen Unternehmungen muß Leipzig abstrahiren, da die meisten Oratorien des genannten Meisters in der Kirche nicht am rechten Platze sind und ein genügend großer Saal zur Aufstellung von Chor- und Orchestermassen fehlt. Nur zur Darbietung kirchlicher Tonwerke ist in den Leipziger Kirchen, insbesondere in der Thomaskirche, Raum vorhanden. Letztere hat auch an dem verflossenen Charfreitag die Menge der Mitwirkenden zur Aufführung der Matthäuspassion von

Seb. Bach und die Schaaren der Andächtigen aufgenommen. Diese wären von Nah und Fern herbeigeeilt, um sich an der tiefen musikalisch-religiösen Poesie des gewaltigen Tonheros Seb. Bach wahrhaft zu erquicken. Leider ist auch für diese alljährlich stattfindende Charfreitagsfeier nicht Alles in der rechten Weise vorbereitet. Der Aufstellungsraum für den gesammten Tonkörper ist nicht recht günstig. Vor Allem verstattet er dem Dirigenten nicht die volle Uebersicht. Die Sopranstimmen, welche den Cantus firmus im ersten Doppelchor zu singen haben, müssen sogar auf eine Seitenempore postirt werden, von wo aus nur eine einseitige Wirkung erzielt werden kann. Am schlimmsten für die Aufführung ist aber der Zustand der Orgel, welche weder reine Intonation noch überhaupt die Fähigkeit besitzt, das Ensemble in weihevoller Weise zu unterstützen. Der Organist hat gewiß immer wahre Martern auszustehen während der schwierigen Reproduction der Orgelstimme und er ist genöthigt, auf viele Register gänzlich zu verzichten, um nicht die harmonische Wirkung zu stören. Daß für die Herstellung eines bedeutsamen Orgelwerkes in der Thomaskirche nicht die nöthigen Mittel beschafft werden, ist wahrlich eine merkwürdige Thatsache, welche die Musiker in Anbetracht des regen Musiksinnes in Leipzig nicht verstehen.

Bei solchen vorhandenen Mängeln ist es auch natürlich, daß nach jeder Aufführung des großartigen Werkes die volle Zufriedenheit unter den Leipziger Tonkünstlern nicht vorhanden ist und daß der Wunsch nach einer Besserung vielfach in lebhafter Weise Ausdruck findet. Immerhin bleibt auch in diesem Jahre der Eifer der Mitwirkenden im Chor und im Gewandhausorchester sehr zu loben, desgleichen zeigten sich die Solokräfte von ihren Aufgaben durchdrungen. Hr. Dr. Gunz, der oft an dieser Stelle gewürdigte Kammersänger aus Hannover, welcher bereits vor 19 Jahren als einer der bedeutendsten Interpreten der Evangelistenpartie gepriesen wurde, bewies auch jetzt wiederum, daß er mit seiner Kunst die Herrschaft über das Material behauptet und jede Widerspenstigkeit der seinen Intentionen dienenden Stimmkräfte energisch zu bekämpfen weiß. Selbst während der schwierigsten Stellen gelang es ihm, das Organ seinem künstlerischen Willen dienstbar zu erhalten. Den Christus sang Hr. Kammersänger Hauser aus Karlsruhe mit prächtigen Mitteln und gediegener Schule. Die etwas dramatische Haltung könnte besser durch ruhige Größe im Ausdruck ersetzt werden. Die Altistin Frl. Fides Keller aus Düsseldorf ist schon längst eine für kirchliche Musikaufführungen willkommene Kraft in Leipzig, die Sopranistin Fräulein Oberbeck aus Weimar bewies Talent, Stimmkraft und Verständniß und der Bassist Hr. Wollerson fand sich mit der Lösung seiner verschiedenen kleineren Aufgaben ganz zufriedenstellend ab. Vor allen Dingen war sein musikalisches Verständniß für die ihm übertragene Leistung ganz lobenswerth. Während Hr. Musikdir. Dr. Ruft als Organist thätig war, leitete Hr. Capellmeister Reinecke das Ganze und in Rücksicht der früher berührten ungünstigen Verhältnisse wird jeder Sachkenner ihm die größte Anerkennung für die gewissenhafte Erfüllung der Directionspflichten nicht versagen.

Die Aufführung der Matthäuspassion ist alljährlich ein Ereigniß in unserem Musikleben. Möchte man mit Eifer darnach trachten, die Charfreitagsfeier immer so würdig wie nur irgend möglich zu gestalten und jene erwähnten Mängel energisch zu beseitigen.

Nach der Charwoche hat auch die Oper ihre Thätigkeit wieder aufgenommen. Die erste größere That war die Inscenesetzung der von Carl Niemann gedichteten, von August Klughardt componirten Oper „Iwein", welche bei dem Publicum sehr beifällige Aufnahme fand und den Fachmusikern Achtung abnöthigte. Leider hat der Componist ein in vieler Beziehung sehr schwaches Textbuch benutzt, dessen Inhalt an vielen Stellen eine größere musikalische Entwickelung in so zu sagen plastischen Formen gar nicht verstattete. Der Tonsetzer hat sich geholfen, so gut er konnte, ohne daß es ihm möglich wurde, die jähen Sprünge in der Charakteristik mit Hilfe der orchestralen Mittel auszugleichen. Gleich im ersten Acte entwickelt sich die Handlung in einer Weise, daß der Beobachter gar nicht an den Vorgang zu glauben vermag. Iwein verfolgt den alten Askalon, welcher an der Tafel des König Artus den Vater Iwein's erschlagen hat. Tödtlich getroffen, rettet sich der alte Mann mit dem letzten Aufraffen seiner Kräfte in das Innere seiner Burg, wo nun Iwein von dem Burgvogt Wolfhart und den Knechten gesucht wird. Den in Todesgefahr schwebenden Ritter rettet Lunette, eine Verwandte der Burgherrin, dadurch, daß sie ihn in ihrem Gemach verbirgt. Mittlerweile wird Askalon auf den Schloßhof getragen. An der Bahre weint sein schönes, junges Weib, von Rachegedanken gegen den Mörder erfüllt. Diese verwandeln sich aber urplötzlich in die heißeste Liebe, als sie den schönen Iwein sieht; selbst als sie von ihm erfährt, daß er als Rächer seines Vaters den alten Askalon erschlagen habe, kann sie nicht von ihm lassen, sie sucht ihn sogar zu verbergen und ihn vor der Wuth des genannten Burgvogts und der Knechte zu schützen. Von diesen werden jedoch beide Liebenden überrascht, im nächsten Augenblick aber kommt schon die Rettung durch König Artus und die Ritter desselben mit dem Hofnarren Keii, welche Iwein's Verfahren billigen. Der König Artus selbst gebietet, daß die junge Wittwe Laudine den alten Askalon ein Jahr betrauern und dann Iwein die Hand reichen solle, wenn dieser in derselben Zeit die ritterlichen Tugenden geübt habe. Iwein schwört mit dem Einsetzen der ganzen Ritterehre, nach Jahresfrist zu Laudine zurückzukehren. Die Ruhmsucht verführt ihn leider zum Wortbruch. Dem gefallenen Dankwart nachzustreben, der unbesiegt fünfzig Ritter fällte, stürzt er sich in Kämpfe, um die höchsten Ehren zu erwerben. Er versäumt die Zeit, während die verlassene Laudine in der Burg eingekerkert wird. Ihrer Verwandten Lunette gelingt es zu entfliehen und sich an den Hof des eben abwesenden Königs Artus zu retten. Dem wegen seiner Ritterthaten vom Volke hochgefeierten Iwein bringt sie den Fluch Laudinens. Der in der Seele getroffene Ritter will zur Rettung eilen, wird aber, da er das Ritterwort gebrochen hat, von seinem Kampflehrer und älteren Freund Gawein nicht für würdig gehalten, das Rettungswerk auszuführen. Gawein selbst zieht mit Artusrittern zur Rettung aus und Iwein, in sich zerfallen, wird vom Wahnsinn erfaßt. Herumirrend mit umnachtetem Geiste kommt er zu einem Waffenschmied in der Nähe der Burg Askalon. Mit den jungen Söhnen dieses Schmieds verkehrend, wird er ruhiger. Er kommt aber dennoch nicht zur Besinnung, als er die Stimme seiner Laudine hört, welche aus der Burg entflohen ist und in der Hütte des Waffenschmieds Schutz sucht. Die Stimme berührt ihn nur sympathisch, ohne ihn aus der Nacht des Irrsinns zu befreien.

Der erste Knabe, welcher infolge irrer Reden den Ritter für Keii hält und ihn mit diesem Namen anspricht, rüstet Iwein und zeigt ihm den Weg zur Burg Askalon, wo einzelne Erinnerungen in demselben aufauchen. Ganz klar wird aber erst sein Geist durch das Erscheinen der Lunette und des Burgvogts Wolfhart, welcher aus Wuth über das Verschwinden Laudinens die ergriffene Lunette mit dem Dolche tödten will. Iwein wird Retter, erhält von Wolfhart das Geldmiß der Treue, besteht als Ritter mit heruntergelassenem Visir einen tüchtigen Kampf mit Gawein, der ebenfalls in seinem Harnisch unkenntlich ist, feiert mit diesem, als er sich im Kampfe als Schüler Gawein's auf dringendes Fragen desselben zu erkennen giebt, die Freuden des Wiedersehens und eilt dann in die Arme seiner geliebten Laudine, umringt von den Rittern des Königs Artus, welche ihn als den „mächtigsten Bräutigam" und Laudine als die „liebliche Braut" preisen!

Der Componist hat mit voller Beherrschung der künstlerischen

Mittel den Text zur Unterlage für seine musikalischen Gestaltungen benutzt, welche edlen, seinen Sinn und sehr ansprechendes Erfindungstalent erkennen lassen. Im Zauberbanne Wagner's festgehalten lehnt er sich allerdings ganz an den Styl des musikalischen Bühnenherrschers an, ohne jedoch dem Dichtercomponisten bis zu den Nibelungen hinzufolgen. Offenbar sind seine Muster Lohengrin und Meistersinger, aus welchen Quellen seiner eigenen Gefühlsströmung die hauptsächlichste Unterstützung und Kräftigung zugeführt wurden. Als Kenner der vocalen und instrumentalen Wirkung hat er sich niemals verleiten lassen, das Wesen der Klangschönheit zu verletzen, sondern allenthalben finden wir ihn in der Behandlung seiner Mittel als den jungen Meister, welcher selbst in der Darstellung des Schrecklichen niemals das Ohr verletzt. Alle Extravaganzen vermeidend ist es ihm gelungen, ein Werk zu schaffen, welches so zu sagen mit Wohllaut gesättigt ist und dem Ohre des Hörers keinen Verdruß bereitet. Ob diese Vorzüge hinreichen werden, das sehr beifällig aufgenommene Werk auf der Bühne zu erhalten, muß die Zukunft lehren. Die mitwirkenden Kräfte: Frau Sachse-Hofmeister (Laudine), Frl. Riegler (Lunette), Hr. Lederer (Zwein), Hr. Dr. Basch (Gawein), Hr. Reß (König Artus), Hr. Wiegand (Wolfhart), Hr. Lieban (Kei), Frl. Stürmer und Frl. Löwy (die beiden Knaben des Waffenschmieds), der ergellente Dirigent Hr. Nikisch und das ausgezeichnete Orchester verschafften dem Werke nicht geringe Anerkennung, auch der Chor bemühte sich redlich, den Intentionen des Autors nachzukommen. Daß der Componist und die Darsteller mehrfach gerufen wurden, legte Zeugniß von der musikalischen Wirkung ab; denn der Text hat wol nicht selten ein Lächeln abgenöthigt. Nur die Scene vor der Behausung des Schmieds, in welcher die Charaktere der Knaben scharf hervortreten, ist dem Dichter wohlgelungen; sie erweckt die Hoffnung, daß die bis jetzt in der dramatischen Exposition wol ungeübte Feder wirkliche Poesie niederzuschreiben vermag. — Gegenwärtig gastiren auf der Leipziger Bühne die berühmte Coloraturſängerin Frau Artôt, ihr Gemahl Hr. de Padilla und die jugendliche Coloratursängerin Frl. Kauer. Nach Schluß dieser hauptsächlich der italienischen Oper gewidmeten Gastspiele werden wir über die Resultate zusammenfassenden Bericht erstatten.

Zum Schluß erwähnen wir, daß die öffentlichen Hauptprüfungen des Königlichen Conservatoriums der Musik begonnen haben. Dieselben werden im Saale des Gewandhauses in Form von Concerten abgehalten, von welchen das erste in diesem Jahre am 5. Mai stattfand. Die gediegene künstlerische Richtung, die fleißige Arbeit und das Ringen nach den höchsten Zielen erfreuten die Besucher dieses Prüfungsconcertes, in welchem die Damen Frl. Regina Gutwein und Frl. Clara Blauhuth, Beide aus Leipzig, das D-moll-Concert für Clavier von Mozart, Frl. Emilie Oppenheim aus Rudolstadt Serenade und Allegro giojoso für Pianoforte von F. Mendelssohn-Bartholdy, Hr. John Metcalfe aus Chicago das Concertstück F-moll von C. M. v. Weber, Hr. Howard Carter aus Oberlin (Ohio) und Frl. Melanie Albrecht aus Leipzig das Concert A-moll von R. Schumann, Hr. Otto Beck aus Wittgensdorf bei Chemnitz das Andante und Finale aus Mendelssohn's Violinconcert, Frl. Anna Elsasser aus Linden vor Hannover Concert-Arie „Unglückselige!" von Mendelssohn und Lieder von Franz Schubert a) Frühlingstraum, b) Du bist die Ruh vortrugen. Wirklich Künstlerisches und in vieler Hinsicht sogar künstlerisch Bedeutendes leisteten Hr. Carter und Frl. Albrecht, deren Interpretation des Schumann'schen Concertes zu den größten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Auch der Geiger Hr. Otto Beck steht bereits auf künstlerischer Stufe und zeichnet sich ebenso durch guten Ton wie durch solide Fertigkeit aus. Nach Schluß der Hauptprüfungen werden wir Gelegenheit finden, uns über die Leistungen weiter auszusprechen, mit welchen in der Regel eine nicht geringe Aufregung der vor dem Publicum mit ihren musikalischen Gaben Erscheinenden verbunden ist. Nicht selten kommt hier der Ausspruch zur Geltung: „fortes fortuna juvat."

Oscar Paul.

Reise-Werke.

—ψ—. Der Untergang des deutschen Schooners „R. J. Robertson" und die Aufnahme der Schiffbrüchigen auf der Insel „Typinfan". (Nach dem Tagebuch des Capitäns Ed. Hernsheim.) Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Fr. Thiel 1881. — „Nächst den großen vulcanischen Ausbrüchen gehören die gewaltigen Luftbewegungen vielleicht zu den furchtbarsten Erscheinungen auf unserer Erde, und man braucht sich nicht zu wundern, wenn in der altindischen Mythologie Rudia, der Gott der Winde und Stürme, schließlich unter dem Namen Siva zum Gott der Zerstörung und des Todes geworden ist." Eine eben so schlichte und einfache, wie anschauliche und wahrheitsgetreue Illustration zu diesen Worten Elisée Reclus' liefert uns die vom Capitän Ed. Hernsheim, einem tüchtigen Seemanne, vorliegende Schilderung des Unterganges des deutschen Schooners „R. J. Robertson". Ursprünglich nur für Freunde und Verwandte bestimmt, dürfte die Beschreibung eines jener furchtbaren, namentlich in dem indischen und chinesischen Meere vorkommenden und besonders unter dem Namen der Typhone bekannten Wirbelstürme, wie des darauf folgenden fünfwöchentlichen Aufenthaltes auf der Insel Typinfan wegen des eigenartigen Reizes, welcher der seemännischen Feder eigen ist, auch auf weitere Kreise anziehend wirken und dieselben interessiren. Wir haben mit vielem Genuß das anspruchslos, in Form eines Tagebuchs die Erlebnisse lebendig und unterhaltend schildernde Schriftchen gelesen, das in seiner biederen, ungekünstelten Weise durchaus den Eindruck der Wahrheit und Treue macht und sich gewiß auch im Binnenlande zahlreiche Freunde erwerben wird. Wir sehen das kommende Unheil heranziehen, wir erblicken es zeichsam verschleiert, noch ehe der furchtbare Orkan losbricht und ahnend, mit verhaltenem Athem, erwarten wir die kommenden Dinge, die nichts Erfreuliches bringen können. „Plötzlich sah ich eine hohe See sich mit furchtbarer Gewalt von hinten an Backbord gegen das Schiff anwälzen; ich klammerte mich fest mit aller Gewalt und drehte der See den Rücken zu. Ein Schlag auf den Kopf betäubte mich und das Wasser schwemmte mich auf das Großdeck; ich hatte das Gefühl des Ertrinkens, als ich glücklicherweise einige Tauenden zu fassen bekam, mittels welcher ich mich aufrichtete; ich fühlte einen Schmerz im Munde, danach fühlend, bemerkte ich, daß drei Zähne des Oberkiefers ausgeschlagen und durch die Oberlippe gegangen waren, wo sie noch im Bart hingen. Einige Schritte weiter hörte ich Hilfe rufen und sah den Steuermann auf Deck liegen, die Beine unter die schweren Spieren geklemmt, welche die Wassermassen zusgelüftet hatten. Ich half ihm auf, als mein Blick auf die andere Seite fiel, wo die Anderen eben einem der Matrosen, die am Ruder gestanden hatten, über die Reeling halfen, der arme Kerl hatte jedoch das Bein gebrochen; sein Kamerad war in die See gespült und ertrunken, ohne daß ihn Jemand wieder gesehen. Die See hatte das Steuerrad, welches an einer zwei Zoll im Durchmesser dicken Welle saß, abgerissen und die daran stehenden Leute mit demselben durch das eiserne Geländer ins Wasser geschleudert; der Eine hatte das Rad festgehalten und war mit demselben wieder nach Oben gekommen, wo er dann ein ihm zugeworfenes Ende festhalten konnte." Dies eine Episode aus der furchtbaren, an bedrängstigenden Situationen so überaus reichen Fahrt. Fast schien es, als wenn der

Himmel sich verschworen hätte, das arme deutsche Schiff mit allen ihm zu Gebote stehenden Widerwärtigkeiten, mit allem Ungemach zu verfolgen, bis es der Uebermacht der Elemente erlegen sei. Vom Anfang an bis zum Schluß der Katastrophe zeigt sich für den unglücklichen Schooner nicht ein Lichtblick, nicht ein Hoffnungsschimmer, und so ist er dem Verderben preisgegeben. So wurde noch der tüchtigste Arbeiter am Bord, der Schiffszimmermann, eine ganz unersetzliche Kraft, von einer überbrechenden See mit fortgerissen und ertrank, während ein chinesischer Cajütsjunge, der sich immer tapfer gehalten und wo es Hand anzulegen galt, überall mit dabei war, von einem Proviantfaß, das durch einen Wasserschwall losgerissen worden war, beinahe breit gequetscht wurde. Zwar ließ endlich der furchtbare Sturm nach, aber selbst angesichts des Rettung winkenden Landes schien sich die wuthschnaubende See derselben widersetzen zu wollen. „Ueber uns flogen die grauen Wolken noch rasch dahin und die mich umflatternden Strandvögel bildeten mit ihrem Geschrei die einzige Abwechslung zu dem Gebrause der brandenden, übereinander stürzenden Wogen. Zum ersten Male dachte ich daran, daß es, ehe Morgen, vielleicht ein Ende mit mir haben möchte und ich versetzte mich in die Lage der Meinigen zu Hause, wie sie wol lange, lange auf Nachricht von mir warten und dann schließlich ohne jede Kunde die Hoffnung aufgeben müßten und mich unter den Todten beklagen würden. Doch da erschien ein Licht am fernen Strande, es wurde größer und größer und strahlte weithin seinen strahlenden Glanz. Kein Zweifel, es war ein Zeichen, welches uns die Leute gaben; sie dachten an uns und wir mochten auf Hilfe rechnen." Doch dieselbe war nicht so leicht gebracht und bedurfte es der ganzen Klugheit, Besonnenheit und Thatkraft der wackeren Eingeborenen, um die Rettung schließlich doch zu bewerkstelligen. Die Schiffbrüchigen hatten nun endlich wieder Land unter sich, sie besanden sich auf der Insel Typinsan, der östlichsten der Meiaco = Sima = Gruppe. Das Gefühl, wieder festen Fuß sassen zu können, und das Bewußtsein, bei freundlichen guten Menschen zu sein, ließ sie schnell die Strapazen der verflossenen Tage vergessen und heiteren Gemüthes in die Zukunft blicken. Capitän Hernsheim schildert uns nun den Aufenthalt auf der Insel, mit wenigen, aber charakteristischen Strichen Land und Leute skizirend. Die Race ist entschieden mongolisch, sowol ihrer Gesichtsbildung nach, als auch durch die Aehnlichkeit der Gebräuche und Lebensweise gekennzeichnet. Die Augen sind, wie bei Chinesen und Japanern, schiefliegend nach der Seite geschlitzt, Backenknochen etwas hervorstehend, der Nasenrücken ist breit, der Mund ziemlich regelmäßig, die Lippen sind dick, der Bart wird nur auf der Oberlippe und am Kinn getragen. Das Haar ist auf der Mitte des Scheitels ausrasirt und dann von allen Seiten darüber gekämmt und oben in einen wohlgeglätteten und gefetteten Knoten vereinigt, durch welchen zwei Messingstäbchen gesteckt werden. Der Anzug besteht aus einer gewöhnlich weißen Unterhose und einem den ganzen Körper burnusartig bedeckenden Gewande von groben Pflanzenfasern, gestreift oder carrirt, in verschiedenen Farben. Um den Leib tragen sie einen Gürtel, an welchem bei Jedem die kleine japanische Pfeife mit Messingtopf und -Spitze in einem Tuchsäckchen, ein lederner Tabaksbeutel, sowie ein Täschchen mit Stahl und Stein befestigt ist. So einfach wie die Bekleidung sind auch die Baulichkeiten, die ganze häusliche Einrichtung und Lebensweise dieser die Bedürfnisse einer raffinirten Civilisation noch nicht kennenden, ebenso ungekünstelten wie naiven Inselbewohner. Wir können hier nicht weiter auf die anschauliche Beschreibung aller Verhältnisse, unter welchen die Schiffbrüchigen auf Typinsan ihre Zeit zubringen mußten, eingehen, ebenso wenig auf die anmuthigen Schilderungen der schönen und an romantischer Scenerie reichen Punkte der Insel, worüber das Büchlein in der unterhaltendsten Weise Aufschluß giebt. Trotzdem es nun die Eingeborenen den Fremden an Nichts fehlen ließen und dieselben mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit behandelten, so bekamen diese doch das einförmige, thatenlose Leben bald satt und sehnten sich hinweg. Aber das Schiff war ein unbrauchbares Wrack geworden und bald mit der ganzen ungefähr 20 000 Pfund Sterling werthen Ladung hinweggespült worden. Doch auch hier kam durch den freundlich gesinnten Mandarin der Insel Hilfe, indem er eine soeben angekommene Loochoo junk den Schiffbrüchigen zur Heimfahrt nach China zum Geschenk machte. Aber ein neuer Unfall des Capitän Heinsheim, ein Sturz vom Pferde, verhinderte die schleunige Abreise, die durch die Langsamkeit der Typinsanesen noch immer weiter hinausgeschoben wurde. Endlich konnten nach einem feierlichen Abschied bei günstigem Winde die Mattensegel aufgehißt werden, zu welchen sich, da das Schiff mit allem Zubehör vom Mandarin geschenkt worden war, worüber dieser eine geschriebene Urkunde ausgestellt hatte, die schwarz-weiß-rothe Flagge gesellte. „Hiermit — sagt Capitän Heinsheim — schließt nun unser vierunddreißigtägiger Aufenthalt unter diesen Menschen, welche obschon von der westlichen Cultur noch nicht beleckt, doch an uns Schiffbrüchigen alle Nächstenliebe ausübten, welche Civilisation und Religion uns in andern Ländern zur Pflicht machen." Ohne jeglichen Zwischenfall wurde der Hafen von Keelung auf Formosa erreicht, womit die ebenso spannende, wie anziehend geschriebene Schilderung schließt.

Doch das ganze Ereigniß hatte noch ein Nachspiel, über welches wir durch einen Anhang Aufschluß erhalten, und das gewiß jedes patriotisch fühlende deutsche Herz mit Freuden erfüllen wird. Das edle Verhalten der wackeren Insulaner und die große Uneigennützigkeit, welche sie bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hatten, veranlaßte den Senat der Hansestadt Hamburg, die Aufmerksamkeit des Reichskanzleramtes auf den stattgehabten Strandungsfall zu lenken. Gleichzeitig wurde Capitän Hernsheim aufgefordert, geeignete Vorschläge zu machen, in welcher Weise man sich den Typinsanesen am besten dankbar erzeugen könne. Auf darauf an Se. Majestät den Kaiser erstatteten Bericht genehmigte derselbe den Vorschlag, daß an einem geeigneten Orte der Insel Typinsan eine Gedenktafel aufgestellt werde, welche in deutscher und chinesischer Sprache die Beschreibung des Herganges der Rettung und Ausdruck des Allerhöchsten Dankes für die Hilfe und Gastfreundschaft der Inselbewohner enthalten solle und daß behufs der Belohnung einzelner Personen, die sich bei den geleisteten Diensten besonders hervorgethan haben, Ehrengeschenke, ebenfalls mit Inschriften in beiden Sprachen, vertheilt würden, nämlich vier Fernröhre, vier goldene und vier silberne Taschenuhren. Mit der Ausführung dieser Verordnung wurde nun das deutsche Kanonenboot „Cyclop" betraut, welches in feierlicher Weise am 22. März 1876 die Enthüllung des Denksteines vornahm, der auf marmorner Tafel die Inschrift trägt: „Im Juli 1873 ist das deutsche Schiff R. J. Robertson, geführt von Capitän Hernsheim aus Hamburg, an den Felsen vor der Küste Ty-pin-san gestrandet. Die Besatzung ward mit Hilfe der Uferbewohner gerettet, in Sicherheit gebracht und während vierundbreißig Tagen gastlich aufgenommen, bis sich am 17. August 1873 die Heimreise bewirken ließ. In Anerkennung dieses rühmlichen Benehmens haben Wir Wilhelm von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser und König von Preußen die Aufstellung dieses Denkmals zu bleibender Erinnerung angeordnet." Auf dem unteren Theile der Tafel ist dieselbe Inschrift in chinesischer Sprache wiederholt. So wird das einfach aber würdig gehaltene Monument den kommenden Geschlechtern Zeugniß ablegen ebenso von der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit der deutschen Nation, wie von deren freundschaftlichen Beziehungen zu den wackeren Bewohnern der Insel. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen die Aufmerksamkeit auch

auf eine demnächst in demselben Verlage erscheinende Schrift „Südsee-Erinnerungen" von F. Hernsheim, dem Bruder des Capitän Hernsheim und Consul des Deutschen Reiches auf Jaluit, Marshall-Inseln, schon jetzt zur lenken, da sie viel des Interessanten bieten wird. Einen eingehenderen Bericht behalten wir uns vor.

+ Excursionen eines Oesterreichers 1849—1879. Von Julius von der Traun. 2 Bände. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1881. — Der Verfasser dieser „inneren Memoiren", der Beschreibung von zeitweiligen Ausflügen, welche sich aus dem Herzen der österreichischen Alpen bis an die Nord- und Ostsee und bis an das adriatische Meer erstrecken, ist der bekannte österreichische Abgeordnete Alexander Schindler. Zu seiner Erholung, auch wol zu seiner Tröstung, deren der pessimistisch angehauchte Verfasser manchmal bedurft haben mag, hat er diese Excursionen unternommen, jedenfalls hat er es aber immer verstanden, aus denselben gleichzeitig Belehrung zu schöpfen, seine Kenntnisse von der Geschichte der Städte und Gegenden, die er besucht, zu bereichern, die Sitten und Gebräuche der dasigen Bewohner zu studiren. Das Ergebniß seiner Studien und Beobachtungen hat er in dem vorliegenden Buche niedergelegt, und so ist es zu erklären, daß wir in demselben eine Darstellung eines Stückes der Hamburger und Helgoländer Zeit- und Sittengeschichte, eine Charakteristik oberösterreichischer Frauen, eine Beschreibung von Herbstagen, die der Verfasser im sogenannten Mühlviertel — dem Theile Oberösterreichs, der an dem linken Donauufer zwischen Böhmen, Bayern und Unterösterreich gelegen ist — durchlebt hat, eine Schilderung von Weimar mit seinen Kunstschätzen und Spuren großer Männer, und Mölln, dem Orte, wo Eulenspiegel begraben ist, eine Charakteristik italienischer Fürsten und Städte vorfinden, — Alles geistvoll geschrieben, Einiges nach Form und Inhalt geradezu vollendet. Nur Eines ist unter Umständen geeignet, dem Leser den Genuß an dem Dargebotenen zu verkümmern, der politische Standpunkt des Verfassers, seine pessimistische Auffassung von den Zeitverhältnissen, insbesondere auch von den Zuständen seines Vaterlandes, „welches, auch ohne den Namen Kaiserthum zu führen, unter der deutschen Kaiserin Maria Theresia und deren strebsamen Sohne Kaiser Josef II. thatsächlich als Großmacht bestand, unter deren Nachfolgern aber, zumal unter Kaiser Franz I., welcher nach Niederlegung seiner deutschen Kaiserwürde durch Annahme des österreichischen Kaisertitels es neu geschaffen zu haben glaubte, ein theils durch einen starken, aber hinter seiner fortschreitenden Zeit zurückbleibenden Herrscherwillen, theils durch die sorglose Gutmüthigkeit seiner Bewohner getragenes, dauernder Grundvesten entbehrendes Frohleben führte; seit dem Jahre 1878 aber einen festen inneren Bestand nicht finden kann". Schon die Vorrede ist ein wahres Klagelied, auch im Laufe der Excursionen offenbart sich die mit Pessimismus vermählte demokratische Gesinnung und Richtung des Verfassers bei jeder irgendwie passenden oder auch unpassenden Gelegenheit. Die gutmüthige Frage eines Niedersachsen nach den politischen Verhältnissen Oesterreichs weckt in ihm sofort die trübsten Erinnerungen und verdirbt ihm seine gute Laune, der Besuch des Kerkers, in welchem „Tasso" geschmachtet, erpreßt ihm einen ironischen Lobgesang auf die heutige Zeit, in welchem die Könige kein Auge und Ohr mehr für einen Dichter haben und selbst die Freiheitssänger weder fürchten, noch einsperren, da sie an dergleichen und an anderen Freiheitshelden inzwischen die beruhigendsten Erfahrungen erlebt haben. Die daran sich schließende Bemerkung des Verfassers ist für dessen Anschauungsweise charakteristisch. „Freiheit", schreibt er, „ist jetzt auf allerhöchsten Befehl allerorts eingeführt, sie hat sich gänzlich unschädlich bewiesen; es regiert sich in der Hauptsache mit ihr ganz so, wie früher ohne sie, und seit man sich überzeugt hat, daß die officielle Freiheit allein noch lange keine freien Männer hervorbringt, ist diese in das Inventarium des modernen Staates aufgenommen, und sie ist selbst an Höfen, wie die Religion, ein Gegenstand des Stolzes geworden und — der Etikette."

Periodisch erscheinende Werke.

+ Das im J. J. Weber'schen Verlage in Leipzig erschienene Universal-Lexikon der Kochkunst, Wörterbuch aller in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswerth und Verfälschung, hat infolge seines reichen, allen Geschmacksrichtungen gerecht werdenden Inhalts solchen Beifall gefunden, daß die Verlagshandlung sich schon jetzt in der Lage sieht, eine zweite Auflage zu veranstalten. Dieselbe erscheint in zwölf Monatslieferungen zum Preise von 1 ℳ 20 ₰, einem Preise, der nach dem Inhalte und der Ausstattung des Werkes nur als angemessen bezeichnet werden kann. Ein Vergleich der uns vorliegenden ersten Lieferung mit dem einschlagenden Theile der ersten Auflage läßt ohne Weiteres die vielen Bereicherungen und Verbesserungen ersehen, mit denen die zweite Auflage gegenüber der ersten ausgestattet ist bez. ausgestaltet sein wird. Zunächst beginnt die erste Lieferung mit einem angiebend geschriebenen längeren Aufsatz über den Geist der Kochkunst, speciell das Backen in Butter und Fett, das Braten, die Suppen und Saucen, die Fische, Gemüse und Zwischenspeisen aller Art, über Mehlspeisen, Kuchen, Gelées, Crèmes u. dergl., über Sparsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit und Zierlichkeit im Haushalte und in der Küche, während die uns zufällig zur Hand befindliche erste Lieferung der ersten Auflage ohne Weiteres mit den einzelnen alphabetisch geordneten Artikeln begann. Der beigegebene Küchenzettel für die einzelnen Monate ist, wie jede Hausfrau und — jeder Gourmand bestätigen wird, wesentlich verbessert, sogar einige „historische" Menus sind beigefügt. Wir versprechen auf das Werk, wenn es vollständig vorliegen wird, noch ausführlicher zurückzukommen. Was das bekannte Ehrhardt'sche Werk für „den guten Ton" geworden ist, das verspricht die 2. Auflage des Weber'schen Universal-Lexikon der Kochkunst für „den guten Geschmack" zu werden, — ein Nachschlagebuch, welches über alle auftauchenden Fragen des Gebietes, das es umfaßt, klare und erschöpfende Auskunft giebt.

— Die im Verlage von Wilh. Rommel in Frankfurt a. M. erscheinende, in den verschiedensten Berufs- und Geschäftskreisen geschätzte Statistische Tafel aller Länder der Erde von Otto Hübner liegt jetzt in 30. Auflage vor. Sie enthält in alphabetischer Reihenfolge die Namen der Länder, sowie Angabe der Größe, der Regierungsform, des Staatsoberhauptes, der Bevölkerung mit Berücksichtigung der letzten Volkszählungen in Deutschland und anderen Ländern, der Staats-Ausgaben, Staats-Schulden, des Staats-Papiergeldes, Banknotenumlaufs, des stehenden Heeres, der Kriegs- und Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Haupterzeugnisse, Münze und deren Werth, Maße und Gewichte, Eisenbahnen und Telegraphen, Hauptstädte und die wichtigsten Orte mit Einwohnerzahl, nebst statistischen Vergleichen. Diese Tafel kostet in Placatform 50 ₰, in Taschenbuchformat 75 ₰.

— Das Mai-Heft der Deutschen Revue „Unsere Zeit", herausgegeben von R. v. Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), enthält: Auf San-Michele. Novelle von E. Bely. — Athen in den dunkeln Jahrhunderten. Eine Studie von Ferdinand Gregorovius. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Von Walter Rogge. — Die neuesten Ausgrabungen in Pompeji. Von Konstantin Winterberg in Rom. — Kaiser Alexander II. Nikolajewitsch. Von Arthur Kleinschmidt. — Giosuè Carducci. Ein literarischer Essay von Paul Lanzky. — Chronik der Gegenwart: Musikalische Revue. Politische Revue.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 40. Donnerstag, den 19. Mai. 1881.

Inhalt: Oscar Lenz' Reise von Tanger nach Timbuktu und St. Louis am Senegal im Jahre 1880. — Belletristik (Ovid's Tristien, von Franz Poland. Familienleben und Familienerziehung in poetischen Bildern, von Joh. Franz Ettig. Ein Seemannstraum. Festliche Glocken, von Julius Pabst).

Oscar Lenz' Reise von Tanger nach Timbuktu und St. Louis am Senegal im Jahre 1880.

—ψ—. Wieder hat sich so einmal recht die Macht des Idealen bewährt, welches die deutschen Geistesbestrebungen erfüllt und zielsetzend für dieselbe ist. Was den auf die praktischen Bedürfnisse gerichteten Bestrebungen zu erreichen vorenthalten ist, das vollbringt diese gewaltige Macht, der wir unsere schönsten und größten Geistesthaten zu danken haben, und durch welche angefeuert es auch Lenz glücklich gelungen ist, das erstrebte Ziel zu erreichen. Seit Heinrich Barth auf seiner epochemachenden Reise nach dem Sudan auch nach Timbuktu gelangt war, das vordem nur durch den abenteuernden Franzosen René Caillié betreten worden ist, dessen Glaubwürdigkeit anfangs verschiedentlich stark angezweifelt wurde, später aber sich als durchaus zuverlässig erwiesen hat, seit Heinrich Barth, sagen wir, ist Oscar Lenz der erste Europäer, dessen Fuß wieder daselbst geweilt hat, nachdem zuvor die westliche Sahara von ihm durchschritten worden war. Zwar haben letzteres seit René Caillié auch Leopold Panet, der im Jahre 1852 von Saint Louis über Aberör nach Mogador gegangen war, und 1861 Sidi Moghaad vollbracht, aber viel weiter nach Westen, am Rande der Sahara, ohne Timbuktu zu berühren. Versuche sind zwar auch von Gerhard Rohlfs gemacht worden; im Jahre 1861 bereiste derselbe von Tanger aus das westliche und südliche Marocco — Wady Draa und Oase Tafilet —, während 1863 das Unternehmen, von Algerien aus nach Timbuktu zu gelangen, mißglückte, worauf er im folgenden Jahre als erster Europäer, jedoch als Araber verkleidet, über den Hohen Atlas bis nach Tuat vordrang.

Wie verschwindend klein ist aber diese Strecke Wegs gegen die, welche Lenz im vorigen Jahre zurückgelegt hat. Im Jahre 1879 erhielt derselbe von der „Deutschen afrikanischen Gesellschaft" den Auftrag, Marocco zu bereisen, um den westlichsten Theil des Atlas zu erforschen. Am 13. November desselben Jahres traf er in Tanger ein und unternahm von dort zunächst eine Recognoscirungsfahrt östlich nach Tetuan, auf welcher ihm, wie auch später auf der Hauptreise, ein Geleitsbrief des Sultans treffliche Dienste geleistet hat. Wieder nach Tanger zurückgekehrt, wurde endlich die Expedition nach Timbuktu am 22. December angetreten. Obgleich nahe bei Europa gelegen, ist doch die Gegend, wie unser Reisender berichtet, nur äußerst wenig bekannt, und sind die über dieselbe existirenden Karten völlig ungenügend und fehlerhaft. Das nächste Reiseziel war Fas, eine zwar große, aber infolge der schlechten Verwaltung sehr verarmte Stadt. Von da ging es auf Umwegen eines räuberischen Berberstammes wegen über Mekees, in dessen Umgebung die Ruinen der alten römischen Stadt Volubilis von besonderem Interesse sind, und über den Hafenplatz Rabat, nach Marocco, wo Lenz, Dank dem Geleitsbriefe, eine gute Aufnahme und Förderung seiner Zwecke fand. Hier metamorphosirte sich auch unser Reisender, indem er, der bis dahin europäische Kleidung getragen hatte, sich in einen Muselmann umwandelte, den Namen Hakim Omar bei Ali annahm und sich als einen türkischen Militärarzt ausgab, welche Rolle er auch mit Geschick und Glück auf seiner weiteren Reise spielte.

Das wunderschön gelegene Marocco verlassend, erreichte Lenz das Gebirge, einen Ausläufer des Atlas, welchen er in einer Paßhöhe von 1300 Metern überschritt, von wo er dann auf schwierigen und steilen, und durch räuberische Stämme unsicher gemachten Pfaden nach Tarudant gelangte, wo er am 15. März des vorigen Jahres ankam. Die Aufnahme unseres Reisenden daselbst war anfangs eine höchst unfreundliche, indem er Gefahr lief, von der Bevölkerung gesteinigt zu werden, was nur durch die Dazwischenkunft des Scheriffs und anderer Würdenträger verhindert wurde. Nach und nach gestaltete sich aber das Verhältniß zu den Einwohnern besser.

Nach einem zwölftägigen Aufenthalte verließ Lenz Tarudant, und eine Gebirgskette, die er mit dem Namen „Antiatlas" belegt, überschreitend, gelangte er auf immer gefährlicher werdenden Wegen am 30. März nach dem Orte Ilegh. Der Räuberstamm der Howara macht die Wege daselbst unsicher, und es ist, wie unser Reisender bemerkt, deren Brandschatzungen zu entgehen, kein anderes Mittel vorhanden, als durch Abkommen mit einigen Howara-Chefs eine Escorte, natürlich auch aus Wegelagerern zusammengesetzt, zu werben, welche dann möglichst für Sicherheit sorgt, da sie am besten die Schlupfwinkel der übrigen Räuber zu vermeiden weiß. Zudem fand gerade in jener Zeit der jährliche große Markt statt, für welchen der Scheriff, Sidi Hussein, allen anlangenden Karavanen Sicherheit ihres Eigenthums garantirt, und etwaige durch Plünderung erlittene Schäden wieder ersetzt, indem er die gezahlte Summe sammt den Zinsen dann wieder von den Räubern eintreibt, die infolge dessen in jener Zeit der Messe ihre Raubzüge einstellen, sonst aber ihrem Handwerke ungehindert obliegen. Der Scheriff, Sidi Hussein, war eine falsche und hinterlistige Natur, welcher die dargebotenen Geschenke zurücknieß, dabei aber den Untergang des Reisenden plante, nachdem er sich vorher von demselben die schriftliche Erklärung hatte geben lassen, daß er ihn in seinem Gebiete unbeschädigt gelassen und beschützt habe.

Dies wurde Lenz erst nach mehreren Tagen klar, als er auf einem Marsch durch öde und unwegsame Gegenden nach Disti, einem reizenden kleinen Orte mit vorzüglicher Quelle, gelangt war. „In dem hier residirenden Chef der Maribba, Scheich Ali," sagt er, „lernte ich einen der wenigen honetten Araber kennen, denen ich je begegnet bin. Schweigsam aber bieder und von durch sympathischem Auftreten, zeigte sich dieser Ehrenmann als Freund, Helfer und Beschützer, dem ich den glücklichen Ausgang der Reise wesentlich mit verdanke. Eines Tages langte ein Brief von Sidi Hussein an, in welchem der Absender verlangte, Scheich Ali solle ungesäumt die Karawane massacriren, um dann das viele Geld, das ich nach seiner Behauptung bei mir führte, mit Hussein zu theilen. Während des Marktes also hatte

dieser des Aufsehens halber nichts gegen mich zu unternehmen gewagt, jetzt aber, im Besitz meiner schriftlichen Anerkennung, glaubte er ohne persönliche Verantwortlichkeit seine Absichten durch Andere erreichen zu können. Der edle Scheich Ali weigerte sich jedoch, die That zu begehen, beruhigte mich über mein Schicksal und sandte den Boten ohne Antwort zurück. Hussein hatte übrigens größerer Sicherheit halber auch nach einer weiteren Station meiner Route, nach Tekna, einen Brief mit demselben Ansinnen gerichtet, aber auch hier bewahrte mich Scheich Ali vor dem Verderben."

Von seinem fürsorglichen Wirthe auf's Beste für die Weiterreise ausgerüstet, gelangte Lenz am 5. Mai nach Tenduf, einem hübschen Städtchen, welches vor noch nicht dreißig Jahren von Scheich Ali gegründet worden war, und bis wohin dieser unserem Reisenden das Geleit gegeben hatte. Von da aus wurde am 10. Mai unter Führung eines zuverlässigen Mannes, der von Scheich Ali empfohlen war und sich auch als ganz vorzüglich bewährt hat, die eigentliche Wüstenregion der westlichen Sahara betreten. Hier beobachtete Lenz wiederholt das merkwürdige Phänomen des tönenden Sandes, welches einen höchst unheimlichen Eindruck hervorbringt. Ein lang gezogener, dumpfer, trompetenartiger Ton entsteigt dem Innern der Düne, um nach einigen Secunden zu verhallen und an einer anderen Stelle wieder zu erklingen. Zur Erklärung dieses Phänomens dürfte die Annahme von Lenz wol die größte Wahrscheinlichkeit haben, daß der Ton durch eine Friction der locker gelagerten, in steter Oscillation sich befindenden Quarzkörner hervorgebracht werde. Sind doch die Sanddünen sortwährend in Bewegung und wandern unaufhörlich, so daß, wo vor einiger Zeit ein Berg sich erhob, bald eine ebene Fläche liegt und umgekehrt.

Auf der weiteren Wanderung wurden Hügel aus Granit, Quarzit und Porphyr angetroffen, an Kameelfutter fehlte es auch nicht, zuweilen wurde auch eine Antilopenheerde sichtbar und am 18. Mai kam es sogar zu Regen, so daß von einer absoluten Wüste nicht die Rede sein konnte. Viele trockene Flußbetten wurden überschritten, deren Lauf von Osten nach Westen ging, worauf Taudeni erreicht wurde, in dessen Nähe sich große Steinsalzlager befinden, von wo aus jährlich Tausende von Kameelladungen mit riesigen Steinsalzplatten nach Timbuktu gehen. Auch befanden sich in der Nähe die Reste einer alten Stadt, deren Mauern aus Erde und Steinsalz, zum Theil aber auch aus Holz hergestellt waren.

Mit Taudeni hatte Lenz zugleich den tiefstgelegenen Punkt seiner Reise durch die Sahara erreicht, der aber immer noch 148 Meter über dem Meeresspiegel liegt, so daß von einer absoluten Depression nicht die Rede sein kann. Dann steigt das Terrain wieder an bis Araauan, das trotz des vorhandenen Wassers in einer trostlosen, durch die heißen Südwinde ganz öden Gegend liegt. Demohngeachtet ist es ein für den Handel wichtiger Punkt, an welchem ein arabischer Scheich residirt, welcher von jeder Karawane einen Zoll erhebt, wofür er dann dieselbe auf ihrem Wege bis Timbuktu beschützt.

In Araauan, in dem der bei dem Morde des Fräulein Tinné betheiligte Abdul Kerim wohnhaft ist und wo auch der Major Laing erdrosselt wurde, verabschiedete Lenz seine Diener und verkaufte seine abgetriebenen Kameele ungefähr fünfzig Procent unter dem seinerzeit von ihm in Ilegh gezahlten Preise. Es wurden nun für die Weiterreise nach Timbuktu Kameele gemiethet, was zweckmäßiger ist, als hier solche zu kaufen. So wurde denn nach wenigen Tagereisen Timbuktu am 1. Juli erreicht, nach einer 43tägigen Wanderung von Diski aus durch die Wüste, wobei jedoch der Aufenthalt in Tenduf und Araauan abgerechnet worden ist.

Während der ganzen Wanderung betrug die höchste Temperatur, welche Lenz beobachtet hat, + 45 Celsius. Derselbe hatte den langen Weg, wozu eine Karawane sonst gewöhnlich zwei bis drei Monate gebraucht, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit zurückgelegt, weil er zur Wanderung die Nächte benutzte, während am Tage gerastet wurde.

Auf dem Zuge durch die Wüste hatte unser Reisender auch zwei seiner Diener verloren. Der Eine, ein Tunese, Namens Hassan, hatte den letzten armenischen Feldzug mitgemacht, auch zur See war er gefahren und kannte das Cap der guten Hoffnung. Derselbe hatte sich Nachts unvorsichtiger Weise von der Karawane entfernt. Obgleich nun seine Abwesenheit schon nach zwanzig Minuten bemerkt und Alles versucht ward, um durch Schüsse und Feuerzeichen ihm das Auffinden zu erleichtern, kam er doch nicht zurück und ist wahrscheinlich verdurstet. Ein anderer Diener war der Karawane vorausgelaufen, hatte sich dann wahrscheinlich ermüdet niedergelegt, und obgleich auch er sehr bald vermißt ward, so wurde er doch nicht wieder aufgefunden.

Lenz benutzte nun seinen mehr als zweiwöchentlichen Aufenthalt in Timbuktu, um die Stadt und ihre Bewohner kennen zu lernen und giebt über beide eine ebenso interessante wie anziehende Schilderung. Diese einst so berühmte Handelsstadt, eine Tagereise vom Niger entfernt gelegen, ist jetzt nicht entfernt mehr das, was sie vordem gewesen ist. Die Bevölkerung derselben besteht vornehmlich aus Arabern und Negern, und mag sich auf ungefähr 30 000 Seelen belaufen. Handel und Industrie von Timbuktu sind sehr zurückgegangen, ausgeführt werden Straußenfedern, Elfenbein, Gummi, Gold und Sclaven, während Thee, Zucker, Mehl, Salz, Baumwollenzeuge, Corallen und Anderes eingeführt werden. Die Münzeinheit, sagt Lenz in seinem Berichte, ist das Mitkal Gold, welches hier aber nicht denselben Werth hat, wie in Araauan, sondern etwa acht bis neun Mark gleich kommt. Eine kleinere Einheit, die als Scheidemünze dient, bildet die Kaurimuschel, eine Schneckenart, mit welcher lebhafter Handel getrieben wird. Ein Franc gilt daselbst 900 Kaurimuscheln, und bekam Lenz in einem Falle für fünf Francs 4500 Stück aufgezählt, doch sollen zehnfach größere Summen bezahlt werden, wobei jedes einzelne Stück gewissenhaft gezählt wird, was nur in Ländern möglich ist, wo die Zeit keinen Werth hat.

Einen Sultan giebt es in Timbuktu nicht; die Stadt wird von einem Kabia, einer Art Bürgermeister verwaltet, welche Würde in der Familie Kami, die vom Sultan von Marocco vor Zeiten hierher versetzt worden ist, erblich ist. Außerdem existirt noch eine andere sehr angesehene Familie, El Bakai, deren gegenwärtiges Haupt ein noch junger Mann, Abadbin, ist, der eine außerordentliche Gelehrsamkeit besitzt und dem auch wegen seiner sonstigen hervorragenden Eigenschaften eine ganz bedeutende Zukunft bevorsteht.

Unser Reisender fand beim Kabia eine sehr gastliche Aufnahme. Ein hübsches Haus stand zu seiner Verfügung und auch sonst hatte er keinen Mangel zu leiden, indem treffliches Weizenbrod, Butter, Honig und die verschiedensten Fleischspeisen zu seiner Verfügung standen.

Wie schon erwähnt, fließt der Niger eine kleine Tagereise von der Stadt entfernt und wird dort Nil genannt. Diese letztere Bezeichnung hat nun, wie Lenz bemerkt, an sich nichts Auffallendes, da Nil der technische Ausdruck für fließendes süßes Wasser überhaupt ist; da jedoch die Richtung des Stromes hier die von Westen nach Osten ist und die Eingeborenen das Land Aegypten dem Namen und seiner Lage im Osten nach kennen, so bleibt die Deutung, als werde der Niger hier wirklich mit dem ägyptischen Nil identificirt, nicht ausgeschlossen.

Am 17. Juli brach Lenz von Timbuktu wieder auf, um den Senegal zu erreichen, aber nicht auf der gewöhnlichen Karawanenstraße, sondern seinen Weg mehr südlich nehmend. Die Art des Reisens war hier eine ganz andere als auf der bisher zurückgelegten Strecke des Weges, indem man Diener und Thiere nur von einer Station zur andern erhielt, wodurch ein fortwährender Wechsel stattfand. Im

Ganzen ging die Reise gut von statten, nur einmal fand ein Zusammentreffen mit einer Bande statt, das leicht hätte einen üblen Ausgang nehmen können, aber durch die Geistesgegenwart des Dolmetschers und durch eine Anzahl von Geschenken wurde die drohende Gefahr beseitigt. Das Klima ist hier den Reisenden gefährlich, wie Lenz zu seinem Schaden erfahren mußte. Ein Diener starb am Typhus, während die übrigen Personen des Zuges oft und zuweilen sogar nicht unbedenklich, wie der Dolmetscher, erkrankten.

In das Stromgebiet des Senegal eingetreten, änderte sich die Scenerie, das Klima wird feucht und heiß und der Marsch sehr beschwerlich. Am zweiten November, nach großen Anstrengungen und vielen Entbehrungen, hatte unser Reisender das unbeschreibliche Vergnügen, wieder in das Bereich europäischer Cultur zu kommen, indem er die äußerste französische Station am Senegal erreichte, wo er bei dem Commandanten eine überaus freundliche und herzliche Aufnahme fand. Die Kunde von seinem Kommen war ihm schon vorausgeeilt, insofge dessen der Commandant einen Boten mit Lebensmitteln dem Reisenden entgegengesendet hatte.

Hier bei Medina endet die eigentliche, von so glänzenden Erfolgen gekrönte Reise des Dr. Lenz, dessen eingehenderen Mittheilungen wir mit Spannung entgegensehen, wenn er sich erst von den großen Strapazen — auch er hat dem bösen Klima seinen Tribut zahlen müssen, denn am Ausgang seiner Wanderung, in St. Louis, wurde er noch vom Fieber befallen, das auch den nunmehr in der Heimath wieder Angelangten dann und wann noch packt und recht tüchtig abschüttelt — wieder erholt hat.

Bevor er aber seinen höchst spannenden Bericht schließt, wirft Lenz noch einen Blick auf zwei Projecte, welche in der letzten Zeit viel besprochen worden sind, auf die Unterwassersetzung der Sahara und auf die Frage der Eisenbahnen, welche letztere durch die unglückliche Expedition des Oberst Flatters im Augenblicke von ganz besonderem Interesse ist. Lenz äußert sich über diese beiden Punkte wie folgt:

„Ich habe während der Reise durch die Sahara täglich möglichst genaue Beobachtungen über die Niveauverhältnisse angestellt. Daraus ergiebt sich, daß die westliche Sahara ein Plateau ist von einer durchschnittlichen Höhe von 280 Meter über dem Meere. Der tiefste Punkt der Wad Teli, südlich von Taudeni, hatte immer noch 148 Meter Meereshöhe. Die nördliche Hälfte bis hinab in die Nähe von Taudeni besteht aus paläozoischen Schichten, die stellenweise durch Dünenregionen verdeckt sind. Es kommt dann eine gebirgige Partie, Granit, Porphyr und Quarzithügel treten auf, hieran schließt sich die Salzregion von Taudeni, ein der Tertiärformation angehöriger Hügelzug. Es scheint quer durch die Sahara eine Region von steinsalzführenden Schichten zu gehen, denn die Salzlagerstätten von Tischil, Taudeni und Bilma im Osten gehören offenbar derselben Formation an.

An die Salzregion von Taudeni schließen sich dann Sandebenen an, durch Aregpartien unterbrochen bis zu der großen Hasfa-Ebene Meraia, auf die dann das Asauad, im Wesentlichen ein großer Mimosenwald, folgt, beide Landschaften unterbrochen durch die große Aregregion von Arauan.

Flüsse mit versandetem Bett finden sich in der westlichen Sahara vielfach, sie entspringen in den Hoggargebirgen und münden in den atlantischen Ocean. In den meisten dieser Flußbetten findet man in mehr oder weniger bedeutender Tiefe Wasser, woran überhaupt in der Sahara der Mangel nicht so groß ist, als man meint. Ich fand vielfach unter dem Sand einen blauen Thon, also eine wasserundurchlässige Schicht, und gewöhnlich stießen wir da auf Wasser.

Man spricht häufig von einem alten Saharameer. Wenn man dabei das Wort alt in geologischer Bedeutung anwendet, so hat man ja recht: es hat zur Devonperiode, zur Kreide- und Tertiärperiode und weiter noch ein Meer existirt, aber die heutige Sanddedeckung eines großen Theiles der Wüste hat mit einem Meeresboden nichts zu thun. Es ist dies einfach ein durch Atmosphärilien zerstörtes Sandsteingebirge. Es ist ja gewiß, daß Nordafrika nicht immer eine sogenannte Wüste gewesen ist, aber die Entstehung der Sahara scheint weniger eine Frage der Geologie, als vielmehr der Meteorologie und Klimatologie zu sein.

Auf der von mir gewählten Route durch die Sahara existirt also keine absolute Depression des Terrains unter dem Meeresspiegel und die Idee des am Cap Djubi am atlantischen Ocean lebenden Engländers Mackenzie, die Sahara unter Wasser zu setzen und Meerwasser womöglich bis Timbuktu zu führen, ist zu absurd, um ernsthaft discutirt zu werden.

Auch die Einleitung von Meerwasser in die sogenannten Schotts in Nordafrika, wo allerdings eine kleine Depression unter dem Spiegel des Mittelmeeres existirt, scheint man doch als ein unnützes Beginnen aufgegeben zu haben.

Anders gestaltet sich aber die Frage der Eisenbahnen, sowol der sogenannten Trans-Saharien, als der im Sudan zu errichtenden. Bei beiden Projecten kommen verschiedene Fragen in Betracht; es handelt sich einmal um die technischen Schwierigkeiten, dann um die politischen in Bezug auf die Eingebornen, und endlich um die Rentabilität aus dem Handel.

In Bezug auf die politischen Schwierigkeiten, so ist meine Ansicht, daß nicht eher die Sache ernsthaft in Angriff genommen werden kann, als bis die Franzosen vollständig Herren sind einerseits des Tuat im Norden und andererseits von Segu im Süden. In beiden Ländern haben bisher die europäischen Reisenden die meisten Schwierigkeiten gehabt, und so lange diese Länder nicht unterworfen oder wenigstens zu Freunden gemacht worden sind, können die topographischen Vorarbeiten nicht mit der nöthigen Sicherheit ausgeführt werden. Wer aber mit den Verhältnissen in Nordafrika nur einigermaßen vertraut ist, wird wol einsehen, daß es wol so ziemlich unmöglich ist, die frei herumschweifenden Tuareg zu unterwerfen und zu Eisenbahnbeamten heranzubilden. Der traurige Fall mit Oberst Flatters hat ja dies gezeigt und man kann wol annehmen, daß das Project der Trans-Saharien vorläufig ad acta gelegt werden wird.

Was die technischen Schwierigkeiten betrifft, so sind diesselben in der Sahara natürlich größer als im Sudan. Die Hamada, die großen Hasfa-Ebenen und das Asauad bieten keine besonderen Schwierigkeiten, dagegen ist dies in der Region der Areg der Fall. Indeß ist es gefährlich, bei unserem heutigen Stande der Technik das Wort „unmöglich" auszusprechen. Die technischen Schwierigkeiten im Sudan sind unbedeutend, das Terrain am Senegal ist weit eben, dagegen ist es in diesen Ländern das Klima, welches den Europäern so gefährlich ist.

Was nun den Handel betrifft, so ist derselbe heute natürlich nicht bedeutend genug, um einer Bahn genügende Beschäftigung zu geben. Wenn man annimmt, daß jährlich 50 000 Kameele nach Timbuktu kommen, jedes mit höchstens 150 Kilogramm beladen, so läßt sich ja berechnen, wie viel Eisenbahnzüge dazu nöthig sind. Günstiger gestalten sich die Verhältnisse für den Handel im Sudan, dort ist eine zahlreiche Bevölkerung, ein reicher, fruchtbarer Boden und die Beziehungen zwischen Europäern und Negern würden dort sehr bald bedeutende Dimensionen annehmen."

Sehr zu wünschen ist es, daß die Bewohner des nordwestlichen Afrika bald in unseren Culturkreis eingezogen werden möchten. Freilich ist dies bei den strengen Satzungen des Islam, wie er heutzutage besteht, kaum anzunehmen. Der Islam macht reißende Fortschritte in den Negerländern Afrikas und leider ergiebt sich dabei, daß die Neger, die den Islam angenommen haben, schlimmer sind gegenüber den Europäern, als die Wilden. Während man nach einer im Negergebiet durchgeführten Reise im Allgemeinen annehmen kann, daß nun das betreffende Land dem europäischen Einfluß

zugänglicher ist, als vorher, kann man einen ähnlichen Erfolg in von Muhamedanern bewohnten Ländern in der Regel nicht aufweisen. Ein gewisser Fanatismus und ein Widerwillen gegen alle Nichtmuhamedaner einerseits und banden vor Allem Mißtrauen und die Furcht der Bewohner, ihre Selbständigkeit zu verlieren andererseits werden diese Länder noch für längere Zeit für europäische Reisende schwer zugänglich machen.

Wieder auf europäischem Boden angelangt, gestaltete sich die Rückkehr unseres Landsmannes zu einem wahren Triumphzuge; so feierten ihn die geographischen Gesellschaften zu Madrid, Marseille, Montpellier und Paris, ihm überall einen festlichen Empfang bereitend. Ganz besonders wurde er aber in Berlin von der „Gesellschaft für Erdkunde" im Verein mit der „Deutschen afrikanischen Gesellschaft" ausgezeichnet. So hat die erstere Hrn. Dr. Lenz nicht nur zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt, sondern ihm auch die erste von ihr verliehene „Rittermedaille" zuerkannt. Auch unser Leipzig wollte seinen schnell zu Berühmtheit gelangten Mitbürger festlich empfangen. Schon harrte eine zahlreiche, gewählte Versammlung, um denselben in seiner Vaterstadt willkommen zu heißen. Leider wurde die Begrüßungsfeierlichkeit durch eine plötzliche Erkrankung des Hrn. Dr. Lenz zu Nichte gemacht. Hoffentlich bietet sich in nicht all zu ferner Zeit eine passende Gelegenheit, um das jetzt Versäumte recht bald nachzuholen.

Belletristik.

— Ovid's Tristien, Elegieen eines Verbannten. Ein Gesammtbild ihres Inhalts und poetischen Gehalts mit den bedeutendsten Stellen in Latein und Deutsch von Franz Poland. Leipzig, Verlag der Serbe'schen Verlagsbuchhdlg. 1881. — Eine interessante und dankenswerthe Studie über diesen bedeutenden Dichter. Für einen solchen hat ihn wie der Verf. stets auch Ref. gehalten, der ihn unbedenklich, trotz mancher demselben anklebender Fehler, obenanstellt unter den römischen Poeten als den vielseitigsten, gewandtesten, phantasievollsten, kurz den allergenialsten. Darum ist er eben auch ein Dichter für alle Folgezeit, und wird er stets, auch nur gut übersetzt, Eindruck machen auf jeglichen offenen Sinn bei allen Völkern. Wenn nun Ovid's „Verwandlungen", besonders den reichen Phantasieborn, der in ihm quillt und zugleich bewundernswerthe, den bedeutenden Dichtergeist bekundende Einblicke in die verschiedenartigsten Menschenseelen dem Genusse darbieten, so ist ebenso nicht zu leugnen, daß die, oft verkannten, Trauergesänge und die anderen Elegieen aus des Dichters Verbannung mit ihren ungeheuchelten Naturlauten und ihren ungekünstelten wahrheitgetreuen Schilderungen, indem sie auf lyrischem Wege das klare Bild des Menschen Ovid uns entgegenhalten, gerade dadurch uns näher heranführen an die richtige Beurtheilung des Werthes seiner Dichtungen. So ist es denn auch ein Hauptziel des Hrn. Verf., eine nähere Charakteristik des Mannes zu geben, den er mit Recht eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten aus dem Dichterkreise des Augusteischen Zeitalters nennt. „Ovid's Dichtungen und Schicksale sind so ganz bezeichnend für die damalige Zeit des neuen Römischen Kaiserthums!" ruft er aus. — Der Verf. führt sein Vorhaben aus durch eine sinnige Betrachtung der Tristien, worin ja der Verbannte, eine bessere Zukunft heiß herbeisehnend, so viel von seiner Vergangenheit wie von seiner Gegenwart erzählt. Zusammen mit dem unglücklichen Dichter blickt der Erklärer in dessen äußerem und innerem Leben herum und zurück. Dies geschieht, indem er die bezüglichen Stellen zugleich im Originale und, bald in Prosa bald metrisch, in guter Uebersetzung anführt. Und das Resultat dieser Betrachtung? Unstreitig war in Ovid, trotz mancher Verirrungen, ein Mensch von gutem sittlichem Kerne. Zum Schlusse giebt der Verf. noch einige recht ansprechende Andeutungen über Gestaltung der Ovidischen Schicksale zu einer Tragödie, die vielleicht die Beachtung eines berufenen Dichters finden dürften. — Wir empfehlen das Schriftchen allen ästhetisch Gebildeten, wobei wir aber den Wunsch nicht verhehlen, daß es nicht, besonders im Lateinischen, so von Druckfehlern verunstaltet wäre. (Das uns schriftlich zugesendete Verzeichniß wäre noch um die Hälfte zu vergrößern. Vgl. z. B. S. 29, 31.) R. Tr.

w. Familienleben und Familienerziehung in poetischen Bildern nach dem Leben. Für Haus und Kinderstube. Von Joh. Franz Ettig. Grimma, bei Gensel, 1881. — Die Gedichte haben dem hochwürdigen K. v. Gerok in Stuttgart zur Beurtheilung vorgelegen und selbiger hat seine Ansicht über Ettig's poetische Bilder wörtlich also ausgesprochen: „Wie mich die Idee des Ganzen anspricht, so finde ich auch die Ausführung im Einzelnen sinnig und gemüthvoll. . . . Wer Familiensinn hat, den werden die Gedichte freundlich anmuthen. Und so würde mich's nicht nur für den würdigen Autor, sondern auch für's Publicum freuen, wenn dies Büchlein ans Licht träte; es könnte in manchem Haus Gutes schaffen."

+ Zum Besten des Sächsischen Albertvereins ist im Verlage von Gustav Brauns in Leipzig ein Werkchen erschienen mit dem Titel „Ein Seemannstraum. Zur Warnung für junge Binnenländer erzählt von H. G. B.", welches die verdienstvolle Tendenz hat, die jungen Leute, welche so oft geneigt sind, sich die verlockendsten Bilder von dem Seemannsleben zu machen, von ihren Illusionen zu heilen und über die rauhe Wirklichkeit, die Diejenigen erwartet, welche den Seemannsberuf sich erwählten, aufzuklären. Das Buch ist frisch geschrieben und wird insbesondere bei dem seinem Inhalte aufgedrückten Stempel der ungekünstelten, ungeschminkten Wahrhaftigkeit nicht verfehlen, den erwarteten Eindruck auf die jugendlichen Leser zu machen. Es wird sich als heilsame Medicin für die von Abenteuerlust ergriffenen Jünglinge erweisen, die sich das Leben als Schiffsjunge auf dem großen, unendlichen Meere in den rosigsten Farben ausmalen und deren ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, bei der ersten besten Gelegenheit mit oder ohne Einwilligung ihrer Angehörigen „zur See" zu gehen und zum Seemann sich auszubilden.

+ Festliche Glocken. Dichtungen zum Gedächtniß festlicher Stunden im Dresdener Hoftheater und im Kreise seiner Künstler und Freunde von Julius Pabst. Neue Ausgabe. Dresden, Verlag von E. Pierson. 1881. — Auch der Reinertrag von diesem Schriftchen ist den Zwecken des Albertvereines, die Schrift selbst aber Ihren Majestäten dem Könige Albert und der Königin Carola gewidmet. Der als Verfasser trefflicher, formgewandter Gelegenheitsdichtungen bekannte Hofrath Julius Pabst hat darin eine Reihe von Dichtungen, Festprologen, Fest-Vorspielen, Liedern u. s. w. zusammengestellt, welche von ihm zur Feier von Festestagen für das königliche Haus, für das Vaterland beziehentlich für Heroen der Dicht-, Ton- und Schauspielkunst und für Künstler- und kunstfreundliche Kreise verfaßt und zumeist im Dresdener Hoftheater aufgeführt und vorgetragen worden sind. Die Mehrzahl dieser Dichtungen erhebt sich weit über das Niveau gewöhnlicher Gelegenheitspoesien und verdient in der That, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 41. Sonntag, den 22. Mai. 1881.

Inhalt: Nach und in Rom, von Dr. J. E. Kuntze. III. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Opernbericht, von Oscar Paul. — Bücherbesprechungen (Gedichte von Joseph Knapp. Gerhoh von Reichersberg, von Dr. ph. Nobbe. Der evangelische Geistliche, von M. Fischer. Literatur über das Unfallversicherungsgesetz. Amtliche Mittheilungen aus den Jahresberichten der mit Beaufsichtigung der Fabriken betrauten Beamten. „Sechs Assecuranzbriefe. Eine Unterhaltung über Lebensversicherung", von Gustav Berner).

Nach und in Rom.

Italienische Skizzen von Dr. J. E. Kuntze.

III.

Die Stadt der sieben Hügel hatte eine Reihe von sieben Königen am Anfang. In der zweiten Skizze*) sind sie mit Einer Ausnahme genannt worden, dieser Eine ist der zweite in der Reihe, Numa Pompilius, welcher dem sabinischen Stamme entsprossen sein und Rom seine religiösen Ordnungen gegeben haben soll. Ihm gebührt zunächst ein Wort. Den Sabinern eignete religiöse Pietät und conservativer Sinn, und was Rom an ächter Religiosität hatte, verdankt es wol dem sabinischen Element. Ich schloß die vorige Skizze mit Camillus, welchen ich den eigentlichen Nationalheros der Römer nannte, mit dem Hinzufügen, daß Livius seine Ehrfurcht vor göttlichen Dingen rühmte. Durch die ganze römische Staatsgeschichte geht ein merkwürdig religiöser Zug; ich will nicht sagen, daß den Römern die Religion das Erste war, der Rechtsfrieden war ihnen vielmehr das Erste, und diesen geschaffen und gesichert zu haben, galt als das Cardinalverdienst des Romulus. Aber gleich die nächste Stelle nimmt in der Anschauungswelt der alten Römer die Religion, die Pietät gegen die Götter ein, und ihr zweiter Regent war es daher, welcher den Cultus ordnete und die weisen Satzungen unmittelbar aus den Händen der göttlichen Egeria empfing. Man zeigt noch heute in der Campagna vor der Porta S. Sebastiano unweit der via Appia die Grotte, wo die Göttin den König unterwies; nahe dabei ist der Eingang in eine der christlichen Katakomben. Religion war den Römern Verkehr mit der Götterwelt, und Umgang mit einer Gottheit mußte der Regent gepflogen haben, welcher die Aufgabe hatte, nachdem Rom gegründet war, die römische Religion zu gründen. Fortan blieb die Religion gleichsam der Goldgrund, auf welchem sich die Fülle der Rechts- und Staatsgebilde abhob. Numa ist eine der würdigsten und reinsten Persönlichkeiten, zu denen es das Heidenthum — in Geschichte oder Sage — gebracht hat, und die Stellung, welche ihm die römische Tradition in der Reihe der alten Regenten anwies, zeigt, welchen Werth für ihr Staatswesen die Römer selbst auf die Religion legten. Derselbe Sinn offenbart sich in der römischen Tradition, daß während der ganzen Dauer der Regierung Numa's der Janustempel geschlossen blieb, d. h. Friede und Eintracht mit allen Nachbarvölkern herrschte, ein schöner Ausdruck des Glaubens an die befriedende Kraft der Religion. Livius, Cicero und Tacitus heben übereinstimmend hervor, daß Numa durch die Ordnung der religiösen Sitte überhaupt die römische Sitte milderte und veredelte; Dionysius und Plutarch erzählen, daß durch die weisen Einrichtungen jenes Königs die friedliche Verschmelzung der Latiner und Sabiner in Rom gefördert worden sei. Die Religion blieb seitdem eine Macht in Rom. Der griechische Geschichtsschreiber Polybios (6, 56) schildert im 2. Jahrhundert v. Chr. die Römer von dieser Seite und sagt: „Der Hauptvorzug des römischen Staats beruht, wie mir scheint, auf der in demselben herrschenden Ansicht von den Göttern. Und was nach der Anschauungsweise anderer Völker ein Tadel ist, scheint mir bei den Römern gerade das Band zu bilden, welches ihren Staat zusammenhält, ich meine die Ehrfurcht vor der Gottheit, denn diese ist bei ihnen so sinnig gesteigert und sowol in das Leben des Einzelnen, wie in das Staatsleben verwoben, daß ein höheres Maß darin gar nicht möglich ist."

Wenn man diesen religiösen Sinn der Römer in Anschlag bringt und ermißt, wie durch alle Jahrhunderte der römischen Republik die Ehrfurcht vor der Götterwelt ein Leitstern des Staatslebens war: so kann man es nicht reinen Zufall nennen, daß Rom dann der classische Boden der christlichen Kirchengeschichte und der Mittelpunkt einer neuen großen religiösen Entwickelung wurde. Wie immer schon römische Zähigkeit und Pietät Schicht auf Schicht gebaut hatte, so ward nun, nachdem die Apostel Petrus und Paulus in Rom gewirkt und den Märtyrertod erlitten hatten, auf den heidnischen Cultus die christliche Kirche gesetzt. Jener Aufbau von Culturschichten hat einen schönen künstlerischen Ausdruck in dem von Cäsar begonnenen, von Augustus vollendeten Marcellustheater gefunden, welches zwischen dem Capitol und der Tiber gelegen heute ein wundersames Bild vom Spiel der Geschichte darbietet. Denn in dem gut erhaltenen Rundbau haben sich Geschäfte und Familien, wie im Gemäuer Spinnewaben, eingenistet, welche die unteren Räume des antiken Bauwerks modern beleben und mit italienischer Naivetät das Alterthum als ihr Eigenthum behandeln; zwischen den dorischen Säulen öffnen sich nach der Straße halb dunkle Gewölbe, in welchen Verkäufer hausen, Barbiere ihr Handwerk treiben, tobende Knaben spielen, die Mutter mit dem Jüngsten auf dem Arme waltet und hundert Scenen italienischen Volkslebens sich täglich zwischen den vom Alter geschwärzten Wänden abspielen; das theatralische Leben von Ehemals ist aus dem Innern gewichen und hat sich in die Außenseite verlegt. Auf dem mit Schutt erfüllten Innern ruhen die weiten Räume eines vor mehreren Jahrhunderten hineingebauten palastähnlichen Gebäudes, in welchem während des zweiten Jahrzehends dieses Jahrhunderts der preußische Gesandte Niebuhr seine Wohnung hatte. Dieses Theater nun zeigt von Außen drei Stockwerke: das unterste hat dorische, das zweite aber ionische Säulen und man vermuthet, daß das dritte Stockwerk, was schlecht erhalten ist, mit korinthischen Säulen geziert war. Das sind die drei Stylarten der griechischen Baukunst: sie

*) In Nr. 38 (12. Mai).

reflectiren drei Epochen. Und Rom durchlief gleichfalls drei Epochen, die erste bis zum ersten punischen Krieg, die zweite bis Cäsar, die dritte von Augustus an, und so ist es ganz charakteristisch für die Zeit des Augustus, daß man in großen Bauten drei Stockwerke über einandersetzend ausdrückte, Rom trete in eine dritte Epoche, welche sich über den zwei vergangenen Epochen aufrichte. Die dorische Säule athmet die Kraft der alten Republik, die ionische Säule läßt sich der späteren weltumfassenden, freien Anschauungen zugänglichen Republik vergleichen, und die korinthische Säule verräth die Gedankenwelt des kaiserlichen Rom mit seiner üppigen, kolossalen Pracht und Ueberladung des Lebens. Auch an der Bekleidungsmauer des Colosseum ist das deutlich; sie zeigt unten dorische, darüber ionische, noch höher korinthische Säulen: eine in Stockwerken sichtbare Auseinandersolge von Culturepochen. Aber das Colosseum zeigt noch ein krönendes viertes Stockwerk und die dazu gehörigen Säulen haben in eigenem Styl einfache Akanthuskapitäle. Man kann dieses oberste Stockwerk als einen Fingerzeig auf die Constantinische Monarchie und das Christenthum deuten, mit welchem eine neue Epoche für Rom begann. Eine christliche Schicht lagerte sich seitdem über die heidnischen Schichten, Kirchen wurden an die Stelle von Tempeln gesetzt, antike Säulen in christliche Bauwerke aufgenommen; die Kirche S. Maria sopra Minerva, unfern dem Pantheon, ist so recht ein Beispiel für solche Bauart: diese einzige gothische Kirche Roms steht auf den Trümmern eines vom Kaiser Domitian errichteten Minerva-Tempels. Ueber dem heidnischen Rom also erbaut sich ein christliches Rom, und heute soll Rom so viel Kirchen (und bez. Kapellen) haben, als das Jahr Tage zählt.

Unter den 365 Kirchen Roms sind die an Umfang bedeutendsten die Paulskirche vor der Mauer (S. Paolo fuori le mura) und die Peterskirche; beide haben eigenthümliche Schicksale gehabt. Die Paulskirche ward im 4. Jahrhundert gegründet, dann mehrmals erneuert; im Sommer 1823 brannte sie fast gänzlich nieder, aber sie ward dann ganz nach dem alten Plane wieder aufgebaut, 1854 eingeweiht und überrascht jetzt den Besuchenden, welcher bei seiner Annäherung keine Ahnung hat, daß das monotone und anscheinbare Aeußere ein so prachtvolles und großartiges Innere birgt, durch das Maß ihrer Verhältnisse und den Reichthum ihres feinerunen und bildnerischen Schmucks. Die Pracht ist freilich sehr modern, dennoch wirkt sie bei den großen Verhältnissen gewaltig. Achtzig Säulen tragen den in 5 Schiffe gegliederten Hauptraum, welchem sich in entsprechenden Verhältnissen das Querschiff anschließt. An die Kirche grenzt ein Benedictinerkloster mit einem schönen Klosterhof aus dem 13. Jahrhundert. Diese Paulskirche erhebt sich — ½ Stunde vor dem nach Ostia führenden Paulsthore — auf dem Platze, wo ursprünglich eine kleine Grabkirche stand, denn der Apostel Paulus soll da nach der Tradition begraben worden sein. ¼ Stunde von hier nach der Stadt zu steht am Wege eine Kapelle, wohin die Tradition den Abschied der Apostel Paulus und Petrus von einander verlegt. Petrus hat seinen Platz auf der anderen Seite der Stadt, jenseits der Tiber gefunden; dorthin wenden wir jetzt unsern Blick.

Die Peterskirche (S. Pietro in Vaticano) steht auf der Stelle des einst vom Kaiser Nero angelegten Circus, in welchem der römischen Tradition zufolge der Apostel Petrus als Märtyrer seinen Tod fand. Die zuerst dort gegründete Kirche war eine fünfschiffige Basilika mit Querschiff und von Kapellen, Klöstern und Säulengängen umgeben; in dieser Kirche ward im Jahre 800 Karl der Große zum römischen Kaiser gekrönt, und spätere Kaiser empfingen gleichfalls hier die Krone aus Papsteshand. Aber im 15. Jahrhundert faßte man den Plan, den alternden Bau durch einen großartigen Neubau zu ersetzen, von dessen Vollendung schon oben die Rede war. Bramante und Michel Angelo sind die eigentlichen Urheber des hier verwirklichten Gedankens; was in dessen nachheriger Ausführung, namentlich an der Façade, gefehlt wurde, ist die Schuld einer späteren Zeit. Die neue hochragende Kirche erscheint wie eine künstlerische Krönung der ganzen Stadt; man sieht ihre Kuppel von den meisten ausgezeichneten Punkten der Stadt aus, und im Vergleich mit ihr sinkt jede andere Kirche Roms zum Miniaturbild herab; vom Palatin oder Monte Pincio aus erblickt man noch viele andere, nach dem großen Muster errichtete Kuppelkirchen, aber diese erscheinen wie die Küchlein neben der Mutter; die Peterskirche ist das Erste und Letzte, was der Blick des Zu- oder Abreisenden in der Nähe Roms erschaut. Ihr Inneres und ihr Aeußeres ist, jedes in seiner Art, durchaus central concipirt. Die ganze große Kirche entbehrt im Innern alles Säulenwerks; da findet sich nicht eine einzige freie Säule, mit Ausnahme der vier vergoldeten Rococo-Säulen des nicht zum Bau gehörigen Tabernakels in der Mitte. Das giebt Einheit, aber auch Kälte. Mich hat dieser gewaltige Raum kalt gelassen, während ich die belebende Kraft des Säulenreichthums in der vorhin geschilderten Paulskirche mächtig und wohlthuend empfand. Aber die Centralität des Innern entspricht der Centralität des Aeußern. Wie groß diese Kirche ist, wird man an ihr selbst gar nicht inne; erst in Vergleichung mit der Nachbarschaft oder aus der Ferne, welche ja immer Vielerlei zusammenfaßt, springt ihre Kolossalität deutlich in die Augen. Ob das ein ästhetischer Vorzug oder Mangel ist? Im Park der Villa Pamfili, Angesichts der Peterskirche, begannen wir — einige Künstler und Gelehrte — über diese Frage zu disputiren. Man sagte, die Kirche mache für ihre wirkliche Größe und den dazu gemachten Aufwand einen zu kleinen Eindruck; man komme nicht zur Empfindung der wirklichen Größe dieses gewaltigen Bauwerks; für die großen Mittel sei der Erfolg zu klein. Ich wagte es, die Baumeister in Schutz zu nehmen und meinte, es sei wol ein der classischen Antike verwandtes Gefühl, welches jene verhinderte, den Eindruck des Kolossalen zu erzielen. Kolossal in den Massen und Maßen versetzt uns das Ganze des Bauwerks durch sein ruhiges, ununterbrochenes Ebenmaß zurück in die Welt der abgeklärten Empfindungen der Antike und nur landschaftlich, nur für das Gesammtbild der Stadt macht sich der Bau als etwas Außerordentliches geltend. Man sieht die Kuppel, wie gesagt, überall: so dominirt sie ähnlich wie das Colosseum, ohne doch eigentlich kolossal zu scheinen. Das Kolossale drückt auf den Menschen, denn er fühlt sich da klein, die Kunst aber soll nicht drücken, sondern heben. Ich finde also das gerade schön an der Peterskirche, daß sie gewaltig in der Anlage doch dem Beschauer keine Schwierigkeit macht, ihn nicht drückt, sondern emporzieht.

Verfolgen wir diesen Gedanken einmal weiter, wie er in unseren römischen Gesprächen damals weiter verfolgt wurde. Die Kuppel der Peterskirche erinnert unwillkürlich an die Kuppel des Pantheon, welches aus einem Rundbau mit gewaltigem Kuppelgewölbe besteht. Der geniale Agrippa, August's Schwiegersohn, stiftete dieses Werk und inaugurirte damit die Zeit der Kolossalbauten des kaiserlichen Rom. Die Höhe dieser oft mit dem Himmelsgewölbe verglichenen Kuppel beträgt 43 Meter, was ihrem Durchmesser gleichkommt. Es wirkt wundervoll auf das Auge, welchem das Licht lediglich aus einer großen runden Oeffnung in der Mitte der Kuppel zuströmt. Man machte mich darauf aufmerksam, daß, während man in der Peterskirche von unten her erst hoch hinaufblicken müsse, um sich mit seinen Empfindungen in die Wölbung der Kuppel zu versetzen, man sich, im Pantheon stehend, in den ideellen Kreisraum, dessen obere Hälfte eben die Kuppel beschreibt, selbst versetzt sieht, d. h. wenn man in das Pantheon eintritt, befindet man sich in der Kugel, deren obere Hälfte sich in der Kuppel darstellt, und man gelangt so zum unverkürzten Genuß der ganzen wirklichen Größe des umwölbten Raums, während der Eindruck von St. Peter durchaus nicht der wirklichen Größe des Bauwerks gleichkommt.

für den Eindruck also geht dabei die Kolossalität fast verloren, und man muß sagen, das Pantheon erzeuge eine kolossalere Wirkung als die Peterskirche. Aber in jener geschickten Ueberwindung des Kolossalen liegt Etwas, worin sich der classische Geist des Bramante und Michel Angelo verräth; classisch und kolossal sind schwer vereinbare Typen, um nicht zu sagen, Gegensätze. Kolossal wird die antike Kunst erst in der alexandrinischen Zeit und namentlich in der Kaiserzeit Roms. Der antike Geist, ausgehend von dem Grundsatze, daß der Mensch das Maß aller Dinge (auf Erden) sei, verlangte Maßhaltung in allen Dingen und wollte nichts, was nicht der Mensch in sein Wesen einfach aufnehmen und mit seinem ruhigen Blick umspannen könne. Wie der antike Staat sich in so kleinem Rahmen zusammenfaßte, daß der Bürger sich mit ihm ganz zu verschmelzen und ihn auszufüllen vermochte, so verlangte der classisch Gebildete auch nur nach solchen Kunstwerken, die er ganz und auf ein Mal in seine Seele aufzunehmen vermochte. Das Kolossale beruhigt nicht die Seele, sondern zieht sie auseinander und sprengt den natürlichen Gefühlsrahmen, was die Kunst sich hüten soll zu thun.

In ihrer Anlage ist die Peterskirche unbestreitbar kolossal zu nennen. Kolossal ist der Vorplatz, kolossal sind die runden Säulengänge, die ihn flankiren, kolossal der Obelisk in der Mitte, kolossal die Höhe des Kuppelthurms, kolossal die Grundfläche, welche das große Ganze trägt, kolossal endlich die Grundidee des Baumeisters, welcher „einen dem Papstthum, der Universaltheokratie der Kirche entsprechenden, über alle Glieder übergreifenden einheitlichen Centralbau in den ungeheuersten Dimensionen zu schaffen" unternahm. Interessant ist der Aufstieg zur Laterne, welche die Spitze der Kuppel bildet; man staunt, wenn man zwischen der doppelten Wandung der ungeheuern Kuppel emporsteigt, über die unabsehbaren Gänge, Treppen, Stiegen, Galerien und brückenähnlichen Verbindungen, welche man passiren muß; sie lassen den Verkehr einer sehr großen Anzahl Besucher zu und bilden ein einzigartiges kolossales System menschlichen Verkehrs. Aber man bewegt sich leicht und gefahrlos in dieser geordneten Steinwelt bis zur höchsten Höhe und Alles ist so elegant ersonnen und geformt, daß man das Kolossale auch hier nahezu vergißt. Blickt man nun im Innern der Kuppel von der obersten Galerie herab, so wandelt Manchen der Schwindel an, und doch erscheint auch hier Alles so natürlich und proportionirt, daß man bewundert, ohne überwältigt zu werden. In dieser geistigen Ueberwindung des Kolossalen scheint mir die größte Leistung Bramante's zu liegen.

Das Kolossale kommt vom Orient her, in die griechische Kunstwelt drang es von Kleinasien ein; der Koloß zu Rhodos lieh den Namen, welcher dann auf das grandiose Amphitheater des Vespasian und Titus überging, indem es nach der benachbarten Bildsäule Nero's seit dem 8. Jahrh. (?) als Kolosseum bezeichnet wurde. Der Orientale liebt das Kolossale und wird sich des Druckes nicht bewußt, welchen es ausübt; die tropischen Naturkräfte und die absolutistischen Herrscher des Orients überwältigen das Individuum täglich seit Jahrtausenden; der Orientale ist also gewöhnt, von der Natur, wie von der Staatsgewalt sich überwältigen zu lassen, warum nicht auch vom Kunstwerk? Aber im Occident greift ein anderer Gedanke ein. Hier beginnt das Kolossale erst, als der Blick die Mauern der kleinen harmonischen Gemeinwesen überstieg und sich zum internationalen Horizont erhebt. Die kosmopolitischen Impulse und Dimensionen, welche der Menschengeist von da an in sich erzeugt und aufnimmt, suchen Ausdruck in der Architektur, der Baustyl geht daher zum Grandiosen und Kolossalen über. Rhodos, Ephesus, Pergamum zeigen den Weg, welchen dann das kaiserliche Rom mit Vorliebe betritt. Roms Arm umspannt nun die civilisirte Welt, der irdische Horizont des Menschengeistes ist erweitert, kolossale Culturaufgaben treten an ihn heran, und demgemäß erweitert auch das Phantasieleben seine künstlerischen Dimensionen. Kolossale Theater und Amphitheater, kolossale Badehallen, kolossale Grabstätten werden geschaffen. Die Grabhalle Hadrian's, ehemals oben mit Statuen, jetzt mit allerhand Gebäuden besetzt, erhebt sich hergartig über dem Flusse; die Folgezeit, welche sie als Festung verwendete, hat ihr eben damit ihre ästhetische Censur ausgestellt. Berühmt sind die großartigen Ruinen der Thermen des Titus, Caracalla und Diocletian; Thermen sind Volks-Badehallen, verbunden mit Spiel- und Lesesälen, Gemäldesammlungen und Parkanlagen; die des Caracalla hatten 1600 Badezellen, die des Diocletian über 4000. Das Colosseum war eine Schaubühne für 80 000 Zuschauer; man bedenke, welches sinnreiche System von Treppen und Sitzplätzen, Zu- und Ausgängen erforderlich war, um solchen Menschenmassen gleichzeitigen Verkehr gefahrlos zu ermöglichen! Und das Colosseum ist nicht blos kolossal, sondern es reizt auch zur künstlichen Erzeugung kolossaler Effecte. Ein solcher gern wiederholter Effect ist derjenige, welcher durch Beleuchtung des Innern der Ruine mit elektrischem, rothem und grünem Licht im Dunkel des Abends erzielt wird. Man empfiehlt den abendlichen Besuch des Colosseum beim Licht des Vollmonds, und ich habe es so gesehen; da tauchen sich die Lichter und Schatten der zerbrochenen Flächen und Kanten, der Tiefen und Fensterhöhlen in geheimnißvollen Dämmerschein und regen die Phantasie in ungewöhnlicher Weise an. Aber wie in ein Zauber- und Märchenland fühlt man sich versetzt und versenkt, wenn das elektrische Licht sich sonnenhaft auf einzelne Stellen der Ruinenwelt ergießt oder bengalisches Feuer die gewaltigen Massen überfluthet und die Flächen und Tiefen förmlich durchleuchtet und verklärt oder rothes und grünes Licht abwechselnd die übereinander gethürmten Stockwerke scharf von einander abhebt und die volle Größe des Ganzen aufzeigt. Manche spötteln über diese Effecte und verurtheilen sie als Künstlichkeiten, wie sie die Illumination des Gießbachs am Brienzer See verurtheilen; allein die Wirkung ist großartig und einheitlich und nur, wenn man überhaupt das Kolossale nicht will, darf man die Erleuchtung des Colosseum verwerfen; sie scheint mir ein Unternehmen ganz im Styl des Colosseum zu sein. Der Gießbach ist Natur, das Colosseum ist von Menschenhand: darum wird man nicht ohne Weiteres, was etwa dort vom feineren ästhetischen Standpunkt aus sich einwenden läßt, hier auch als zutreffend erachten. Ein ander Mal sah ich die Erleuchtung des Colosseum von der Höhe des Capitols aus: auch das gab einen grandiosen Anblick; wie die feurigen, gluthrothen Rauchwolken, Wogen gleich, über die Stadt dahin fluteten, mochte man an die Eindrücke denken, welche Nero, der übermüthige, abgespannte und nach neuen unerhörten Reizen gierige Weltherrscher, sich verschaffen wollte und durch Niederbrennung Roms verschaffte. Eine solche Katastrophe einer solchen Stadt, herbeigeführt, um einem Manne einige Stunden ungewöhnlicher Gefühle zu bereiten: fürwahr auch das ist kolossal.

Ich will die gegenwärtige Skizze nicht mit dieser Scene schließen. Ein anmuthigeres Bild von dem Hange der römischen Kaiserzeit zum Kolossalen bietet den Besuchern der Umgebungen Roms die berühmte Villa des Hadrian unterhalb Tibur am Fuß des Sabinergebirges. Mit Hadrian begann ein neuer Abschnitt in der Kaisergeschichte, eine Zeit, welche sich durch den wachsenden Einfluß griechischer Art und Sitte kennzeichnet. Mildere und humanere Lebensformen wurden allgemein, und die Cultur des Rechts verfeinerte sich; die Jurisprudenz und die Verwaltung nahmen einen neuen Aufschwung, die Politur des Lebens und Verkehrs ward allenthalben in den Rahmen der Kunst gefaßt, und der edle Kaiser unternahm eine jahrelange Fußreise durch alle Hauptländer seines Reichs, um alle Bedürfnisse und Schönheiten kennen zu lernen, jene zu befriedigen, von diesen zu profitiren. Da wo das Gebirge sich mit der römischen Campagna berührt, auf der vordersten

kleinen Bodenerhebung sollte sich nun eine Welt im Kleinen erheben, in ihrem Rahmen sich ein Spiegel aller Schönheiten des Reichs zusammenfassen und mit dem Hauch der Gebirgsluft sich der Anblick der sabinischen Berge zu einem großen Accord in der Seele des Genießenden verbinden. Diese Villa Hadrian's ist ein Kaiserpark im kolossalen Styl gewesen, so recht ein Abbild jener auf schöner Oberfläche dahingaukelnden genußreichen und Alles für den Genuß zusammenraffenden Zeit. Die Anlagen hatten den Umfang einiger Stunden und umfaßten Paläste, Theater, Akademien, Circus, Thermen, Casernen, Exercir- und Spielplätze, Hallen, Alleen und Teiche; Nachbildungen der berühmteren Bauten Griechenlands und Aegyptens, welche der Kaiser gesehen hatte, ersannen hier, und eine Fülle von Sculpturwerken belebte diese Räume. Totilas, der Ostgothe, machte im 6. Jahrhundert während seiner Angriffe auf Rom diese Anlagen zu einer Trümmerwelt, in welcher nun schon lange und noch immer ausgegraben und ein herrlicher Fund nach dem anderen gemacht wird.

Noch ein Wort über den Kaiser Hadrian. Mit ihm begann, nach den Juliern und den Flaviern, eine dritte Kaiserserie, welche man nach den Antoninen zu bezeichnen pflegt. Antoninus Pius vollendete i. J. 140 den von Hadrian unternommenen Bau des großen Mausoleum, welches im Mittelalter zum Castello S. Angelo umgetauft wurde, weil es mit einer Statue des Erzengels Michael gekrönt und als Festung benutzt wurde. In diesem Mausoleum wurden alle Kaiser von Hadrian bis Commodus, vielleicht gar bis Caracalla bestattet; das war ein Ausdruck des Gedankens, daß diese Nachfolger Hadrian's gleichsam eine Dynastie darstellten und mit Hadrian eine Wende der Zeit erfolgt war. Daß Hadrian diese Bedeutung wirklich hatte, ist bereits bemerkt. Selbst in Aeußerlichkeiten wird man die neue Zeit gewahr; ein Beispiel davon ist die Mode des Barttragens. Die Römer liebten eigentlich die Bärte nicht, sämmtliche antiken Römerbilder sind bartlos; alle Kaiserbilder bis auf Trajan, die wir haben, zeigen glatte Gesichter (und noch heute spielen bekanntlich in Mittelitalien die Barbiere eine bedeutende Rolle im Volksleben). Aber mit Hadrian im zweiten Jahrhundert beginnen die Bärte; von da bis Diocletian haben die Kaiser fast ohne Ausnahme Bärte getragen, der griechischen Sitte huldigend, und Hadrian scheint darin epochemachend gewesen zu sein. Noch ein Anderes fiel mir auf, als ich die Kaiserstatuen und Kaiserbüsten in den Ufficien zu Florenz, auf dem Capitol und dem Vatican zu Rom und im Nationalmuseum zu Neapel musterte: daß mit Hadrian die Künstlerfrite beginnt, in den Augen die farbigen Ringe durch eingeschnittene Kreislinien auszudrücken. Ich weiß nicht, ob das auch früher schon vorgekommen ist, aber herrschend ward es wol erst im 2. Jahrhundert, und es scheint, daß es zur Mode der Hadrianischen Zeit gehörte, dieses an die Malerei anklingende Element in die Sculptur, welcher es eigentlich fremd ist, einzuführen. Man streitet über den plastischen Werth dieser Einschnitte des Augapfels, mir scheinen sie eine Entfernung von der reinen Classicität zu sein.

Mit dieser Bemerkung, die leicht in gefährliche Auseinandersetzungen weiter gesponnen werden könnte, breche ich ab, um vorläufig von Rom zu scheiden. Ich habe vorher vorsichtig aus der Fonta Trevi getrunken, und habe der dortigen Nymphe einen Soldo, rückwärts über die Schulter ins Wasser werfend, geopfert, um sicher der Rückkehr nach Rom zu sein, welches ich nur verlasse, um Neapel einen Besuch abzustatten und von da nach Rom zurückzukehren. Es gilt nun, mit Rom Neapel zu vergleichen.

Leipziger Theater.

Diejenige Darstellerin, die von allen Deutschen am meisten auf den Namen einer Heroine Anspruch machen kann, Clara Ziegler, gastirt gegenwärtig auf unserer Bühne. Die eigentlichen Heldinnen sind heutigen Tages so selten wie die Helden; es liegt hierin ein Hauptgrund, warum das moderne Trauerspiel so wenig zur Geltung kommen kann; denn die ältere classische Tragödie, deren Bedeutung durch die Tradition festgestellt ist, braucht keine bahnbrechenden Kräfte; sie wird auf dem Repertoire auch durch Leistungen gehalten, welche die Auffgaben nicht vollständig decken. Das Publicum ergänzt aus eigenen Mitteln, aus der langjährigen Vertrautheit mit den dichterischen Schöpfungen, was der Darstellung fehlt: aber für die neuen großen Tragödien, die sich erst auf der Bühne einbürgern sollen, bedarf es bedeutender Darsteller, und diese fehlen fast gänzlich für das Fach der Heroen und Heroinen. Schiller's „Wallenstein" wird sehr selten in einer Darstellung gegeben, welche den großen Intentionen des Dichters entspricht; um sein weihevolles Wort auf der Bühne zu hören, nimmt man auch Darstellungen von geringerem Werth mit in den Kauf. Doch wenn ein neuer Dichter Charaktere schafft von gleichem Vollgewicht, die eine ebenso imposante Haltung verlangen, so kann er sicher sein, daß die Bühnen aus begründeter Scheu vor einer nicht entsprechenden Darstellung sein Werk beiseite legen werden oder mindestens hierin einen Vorwand finden, es nicht zu geben. Von den Darstellern und Darstellerinnen aber, welche große heroische Rollen durchzuführen im Stande sind, gehört der größere Theil jetzt den gastspielreisenden Künstlern an und macht ohne festes Engagement die große Tour über die deutschen Bühnen. Hat ein neues Drama zufällig das Glück, von ihnen mit in ihr Repertoire gepackt und auf Reisen mitgenommen zu werden, so wird es allerdings dadurch beim Leben erhalten; doch das Repertoire dieser Herren und Damen ist meistens klein; außer den classischen Rollen hat jeder nur ein bis zwei neuere Tragödien auf Lager, und alle diese Rollen werden Jahr für Jahr abgespielt, wie die Melodien einer aufgezogenen Spieluhr. Es liegt dies mehr noch an den Verhältnissen, als an der Neigung der Künstler selbst: wenn sie einmal die Muße finden sollten, neue große Rollen einzustudiren, so finden dagegen die Bühnen, an denen sie gastiren, bei dem raschen Tempo, in dem die Spielabende sich folgen, nicht Muße, anspruchsvollere Dichtungen von höherem Werthe zu insceniren: außerdem gastiren die hervorragenden Künstler oft an wenig hervorragenden Theatern, welche sich mit der Classicität wohl oder übel abfinden, aber gar nicht die Mittel und Kräfte besitzen, ein neues Trauerspiel würdig in Scene gehen zu lassen. So kommt es denn, daß jeder Theaterbesucher, sobald nur einer dieser namhaften Gäste angekündigt wird, das Repertoire desselben sich an den Fingern herzählen kann, und einer befremdenden Ueberraschung niemals ausgesetzt ist.

Es ist bedauerlich, daß schöne Talente von Bedeutung nicht durch feste Stellungen an großen Bühnen diesen selbst und der neuern dramatischen Dichtung eine sichere Stütze gewähren. Größer jedenfalls ist die Zahl der freizügigen Virtuosen, die mit einzelnen großen Theatern nur noch in losserem Zusammenhang stehen. Die Gastspielreise während einer Zeit des Jahres ist ja durch das feste Engagement nicht ausgeschlossen. Clara Ziegler führt indeß in ihrer literarischen Garderobe einige poetische Toilettenstücke mit sich, wie „Brunhilde" und „Judith", Dramen von Dichtern wie Geibel und Hebbel, die um so willkommener sind, als sie nicht zu den landläufigen Repertoirestücken gehören.

Wenn man von deutschen Heroinen spricht, so denkt man vorzugsweise an Clara Ziegler und Charlotte Wolter. Beide sind in ihrer Art und ihrem Wesen sehr verschieden: wir möchten sagen, Clara Ziegler ist die antike Tragödin; sie hat die imposante Persönlichkeit, die dem Kothurn sein volles Recht verschafft; sie hat das mächtige Organ, das os magna

sonaturum, welches das Bedeutende und Große in Gedanken und Situationen zur Geltung zu bringen vermag; sie hat die imperatorischen Gesten der Heldin; sie ist die geborene Vertreterin des getragenen Styls in der dramatischen Dichtung. Charlotte Wolter dagegen hat weder die imposante Gestalt noch das machtvolle Portament der Ziegler; das Rhetorische ist ihr mehr oder weniger unbequem; das dichterisch Schöne, das unvergängliche Wort der bedeutenden Dramatiker, wo es sich in ruhigem Gleichmaß äußert, herzgewinnend, mit aller Macht des poetischen Zaubers wiedergegeben, liegt um so weniger in ihrem Bereich, als sie selbst nicht einmal die Reinheit des sprachlichen Ausdrucks frei von allen Anklängen des Dialektes beherrscht; doch ihre Größe und Bedeutung liegt nach einer andern Seite. Charlotte Wolter entbindet wie keine andere Darstellerin die zündende Elektricität der Leidenschaft; sie ist groß im Affect; sie hat seinen durchdringenden Ausschrei; das Herzbezwingende, Herzzerreißende der großen Situationen findet in ihrem Spiel eine sieghafte Vertretung; ihre Persönlichkeit wächst mit ihren Aufgaben. Nach einem französischen Ausspruch soll jede echte Tragödin den „Teufel im Leibe" haben: das dämonische Element ist eine Mitgift des feurigen Naturalismus, den Charlotte Wolter vertritt.

Clara Ziegler hat uns bisher „Medea", „Iphigenie" und die „Königin von Navarra" vorgeführt, zwei Rollen, dem Gebiet der antiken Sage entnommen, Lieblingsgestalten schon hellenischer Trauerspieldichter, und eine Phantasiegestalt der Scribe'schen Lustspielmuse. Medea und Iphigenie sind zwei schroff gegenüberstehende Charaktere: jene, die Barbarin, auftauchend aus der Zauberwelt von Kolchis, eine Art von antiker Hexe, in tiefe Nacht gehüllt; diese, nächst Antigone die edelste Gestalt der tragischen Bühne Griechenlands, in das Licht humaner Besinnung, freier, schöner Menschlichkeit gerückt, eine Griechin unter den Barbaren, wie Medea eine Barbarin unter den Griechen ist. Jene ist die Priesterin, welche verabreichten Einfluß ausübt auf die Sitten eines noch rohen Volkes; diese die Zauberin, welche unheimliche Ueberlieferungen mitbringt aus ihrer barbarischen Heimath in eine Welt geläuterter Sitte. Beide neueren Dichter, Goethe sowol wie Grillparzer, haben die Heldinnen der antiken Tragödie modernisirt, die sagenhaften Schlacken des Alterthums beiseite geworfen, ihre allgemein menschliche Bedeutung in volleres Licht gerückt, den Mythus interpretirt vom Standpunkte unserer Bildung. Iphigenie ist keine Menschenschlächterin, Medea entschwindet nicht auf dem Drachenwagen: gleichwol tritt der Contrast der beiden Charaktere auch in dieser mildernden Beleuchtung noch scharf genug hervor. Auch im Spiel, in der Darstellung der Clara Ziegler verleugnete er sich nicht; ihre Medea hatte einen wild leidenschaftlichen Zug, ihre Iphigenie ruhige priesterliche Hoheit. In beiden Rollen mußte man die Plastik ihrer Stellungen und ihres Geberdenspiels anerkennen. Ihre „Medea", welche dem vom Spruch der Amphiktyonen zu Boden geschmetterten Jason und dem König, der ihr selbst kein Asyl gewähren will, am Schluß des zweiten Acts gegenübertritt, hatte die wilde Größe der zaubermächtigen Barbarin; ihre Iphigenie, die den Bruder erkennt und begrüßt, die durch ihre schöne Beredtsamkeit das Herz des Königs rührt, hatte in Wort und Spiel den Adel der Empfindung. Wenige Künstlerinnen sind wie Clara Ziegler vorbestimmt für diese modern-antiken Rollen. Ihre Persönlichkeit hat das Heroenmaß; äußere Größe erleichtert den Ausdruck innerer Großheit; ihr Organ hat etwas voll und machtvoll Einherstuthendes; es hat angenehmen Wohllaut und durchgreifende Kraft, was sich beides nicht häufig vereinigt findet; denn es giebt imposante weibliche Organe, welche aber dem männlichen Baß allzunahe kommen, so daß wir an verkleidete Sarastros erinnert werden. Andere haben wol einen schweren, wuchtigen Ton, aber sie sind nicht modulationsfähig. Das ist das Organ der Ziegler in hohem Maße: wir erinnern nur an den düstern Ton, mit dem sie das Parzenlied sprach, ein Ton, der noch immer anmuthend berührte, nicht ins unschön Schwere hinabsank, aber doch in Vergleich mit den anderen Monologen eine wesentlich verschiedene Tonfärbung hatte. Dagegen kann man, was mehr in der „Medea" als in der „Iphigenie" hervortrat, bei der Darstellerin oft das äußerlich Declamatorische rügen, die selbstgenugsame Hingabe an den Wohllaut des Wortes, auch an solchen Stellen, wo der Vers mit natürlicher Ungezwungenheit gesprochen werden müßte. Das Pathos macht sich auch dort geltend, wo es nicht hingehört. Wir sind zwar durchaus nicht der Ansicht, daß die Verse beim Vortrag möglichst ignorirt werden müssen; ja die Laube'sche Anschauung, welche jeden dichterischen Schwung ertödtet, indem sie die größtmögliche Indifferenz des Darstellers gegen denselben und seinen Träger, das dichterische Wort, verlangt, hat zur Verflachung unserer Schauspielkunst nicht unwesentlich beigetragen. Man mag gegen die schöne Sprache, wo sie in neuen Dichtungen mit Gemeinplätzen hausiren geht, mit Recht mißtrauisch sein; aber man wird doch niemals leugnen können, daß die „schöne Sprache", der edle Ausdruck, das unvergängliche Wort unsere großen Dichter erst zu Classikern gemacht haben und das wie eine Missethat vertuschen zu wollen im Interesse trivialer Naturwahrheit, ist ein entschiedener dramaturgischer Mißgriff. Dagegen ist nicht minder zu rügen das unterschiedslose Hervorheben des Nebensächlichen, das keine declamatorische Wucht verträgt.

Neben Clara Ziegler trat in der „Iphigenie" besonders Hr. Senger als Orest, in der „Medea" Hr. Mylius als Jason hervor: im Ganzen war die Besetzung und auch die Einrichtung dieser Stücke von früher bekannt. Der Erfolg der „Medea" wird freilich durch die Zusammenziehung in vier Acte wesentlich beeinträchtigt, indem die Heldin nach der entsetzlichen That sich mit denselben Worten einführt, mit denen sie in Grillparzer's Drama erst im letzten Act nach längerem Zwischenraum der Zeit Jason begrüßt. Unmittelbar nach dem Mord der Kinder muß Medea ein Bild grenzenloser Zerrüttung bieten: sie kann unmöglich so gefaßt erscheinen wie in der Bühneneinrichtung. Das ist, um einen Ausdruck des Schachspiels zu gebrauchen, ein Fehler im dramatischen Tempo.

Der heiterlächelnde Lustspieldichter Scribe, der sich jenen großen Dramatikern im Cyclus des Gastspieles anschloß, hat in seinen „Erzählungen der Königin von Navarra" seine seltene Fingerfertigkeit an den Tag gelegt, Knoten zu schlingen und zu lösen, die auch sein „Glas Wasser" auszeichnet; aber es ist ihm nicht so wie in diesem Stück gelungen, alles mit dem Geiste einer feinen Ironie, eines freispielenden Humors zu durchdringen; es ist zuviel geschichtlicher Ballast übrig geblieben, wir möchten sagen, erratische Felsblöcke der Weltgeschichte, über welche die Sprünge seiner Lustspielmuse nicht so leicht hinwegkommen. Die Königin selbst nimmt zum Theil eine sehr ernste Miene an; sie erscheint wie die Schutzgöttin Frankreichs mit gezücktem Schwert, während sie im Uebrigen das Spinnrad eifrig schnurren läßt, an welchem die Fäden der Intrigue flattern. Daß Clara Ziegler besonders glücklich war im Ausdruck hochemüthiger Aufopferung und eines großgesinnten Patriotismus, ist wol selbstverständlich; diese Impulse traten indeß etwas zu wuchtig hervor bei einer Fürstin von soviel Esprit und Koketterie, bei einer Heldin Scribe's, welche doch nicht auf dem Piedestal geschichtlicher Größe steht. Doch spielte Clara Ziegler auch andere Scenen mit Erfolg, besonders diejenige mit dem spanischen Minister, über den sie einen so glänzenden Sieg feiert. Von den übrigen Mitspielenden erwähnen wir noch den König Carl V. des Hrn. Pettera, eine trefflich ausgearbeitete Charakterdarstellung. Clara Ziegler erntete in diesen drei Rollen den lebhaftesten Beifall.

Das Carolatheater hat inzwischen eine einzige Novität gebracht, den Schwank von Rudolf Kneisel „Chemie

fürs Heirathen". Obwol im übermüthigen Ton der Rosen-Schönthan'schen Schwänke gehalten, mit oft lärmenden Ensembleſcenen und einer ſich bisweilen überſtürzenden Handlung iſt der Schwank doch das Werk eines witzigen Kopfes, der manchen glücklichen Einfall hat und die Handlung und die Charaktere auch um einen Grundgedanken geſchickt zu gruppiren weiß. Der „Chemiker", der, wie Lindau's Marlow im „Erfolg", das Recept fürs Heirathen in der Taſche und auch die Gebrauchsanweiſung dafür immer zur Hand hat, bringt in ſeinen Auseinanderſetzungen manchen drolligen und originellen Gedanken zu Tage und es iſt eine glückliche Luſtſpielironie, daß er gleichzeitig mit ſeiner anmaßlichen Theorie und Praxis bei den Schönheiten ſcheitert, um deren Gunſt er ſich bewirbt, während eine gänzlich unbeachtete Couſine ſich in ihn verliebt hat, ohne daß er dazu ſeines Receptes und irgend welcher chemiſchen Reagentien bedarf. Hr. Hünſeler ſpielte dieſen Victor Honneg recht munter, Frl. Miller, als die kleine Couſine hatte glückliche Momente. Auch die andere Darſtellung ging gut zuſammen. Im Uebrigen hat die Carolabühne in letzter Zeit beſonders die Berliner Poſſe cultivirt, obſchon dieſelbe in Leipzig nicht auf beſonderen Anklang rechnen darf. Als Gäſte auf dieſem Gebiete traten Hr. Alwin Swoboda und Hr. Auguſt Neumann auf: der erſtere ſpielte auch den Wurzelſepp im „Pfarrer von Kirchfeld". Wir waren verhindert, die Rolle mitanzuſehen; ſie wird uns aber als eine treffliche Charakterzeichnung gerühmt. Hrn. Neumann ſahen wir als Knobbe in der alten Beihrauch'ſchen Poſſe: „Die Maſchinenbauer", einem Berliner Sittenbild, das immerhin mehr Handlung hat, als die neueſten, von bloſſer Witzhaſcherei angekränkelten Poſſen, und er brachte dieſen geiſtesbeſchränkten, halb verthierten Arbeiter mit drolliger Charakteriſtik zu erheiternder Geltung.

Rudolf v. Gottſchall.

Opernbericht.

Die Nibelungen-Aufführungen in Berlin haben die Leipziger Opernbirection genöthigt, die beſten Kräfte zur Mitwirkung heranzuziehen und in Leipzig durch Gaſtſpiele bedeutender Künſtlerperſönlichkeiten Erſatz zu bieten. Von dieſen ſind in erſter Reihe Frau Déſirée Artôt und Hr. de Padilla zu nennen, deren Zuſammenwirken dem Leipziger Publicum Gelegenheit gab, der ſüßen Schwelgerei italieniſcher Muſik zu huldigen. Unbedingt hat der italieniſche Stil, mag der deutſche Muſiker ihn lieben oder nicht, volle Berechtigung im deutſchen Theater, ebenſo wie die reizende franzöſiſche Spieloper, deren gänzliche Vernachläſſigung das Repertoire als ein einſeitiges erſcheinen laſſen müßte. Stümperhafte Ausführung wird freilich die italieniſchen Tonweiſen ungenießbar machen, virtuoſe Reproduction beweiſt aber zweifellos, daß die nationale Eigenthümlichkeit der italieniſchen Muſik Berückſichtigung verdient und nicht mit Verachtung behandelt werden darf. Sie iſt auch ſtets ein von der Geſangspädagogik geſchätztes vortreffliches Erziehungsmittel geweſen und wird ihrem Weſen zufolge niemals aus den Lehrmethoden verſchwinden. Auch Frau Déſirée Artôt iſt mit Hilfe der italieniſchen Muſik zu jener großen Künſtlerin erzogen worden, welcher mit Recht Bewunderung von Seiten der jüngeren Generation im Kunſtleben entgegengetragen wird. Während früher die Spieloper die Domäne der Künſtlerin war, excellirt ſie jetzt durch ihre Interpretationskraft in ernſten Opern. Von allen Partien bietet die Acugena in Verdi's Troubadour der Sängerin den Stoff dar, ihre Gewalt über die ihr verbliebenen Stimmmittel und ihr Darſtellungstalent glänzend zu entwickeln. Die tiefe Liebe zu dem Sohne, die innere Seelenqual, welche ſich bis zur Verzweiflung ſteigert und der Triumph der Rache kamen in ſtaunenswerther Charakteriſirung zur Erſcheinung, nicht minder feſſelte die wunderbare Geſangsvirtuoſität der Diva, deren Organ in den tieferen Regiſtern oft zu mächtiger, ergreifender Accentuation von derſelben verwendet wurde. Auch bei Durchführung der Ammeris in Verdi's Aida und als Roſine in Roſſini's Barbier von Sevilla erregten die Leiſtungen der Genannten nicht geringes Intereſſe; freilich wurde die Kritik an den Ausſpruch des Ariſtoteles erinnert: „Was der Natur fehlt, muß die Kunſt erſetzen!" Der Gemahl der Genannten, Hr. Mariano de Padilla, deſſen Graf Luna, Rigoletto, Barbier manchem jungen Sänger zum Muſter dienen kann, iſt ebenfalls ein ausgezeichneter Geſangskünſtler und zugleich ein Schauſpieler erſten Ranges in ſeinem Fache. Er ſteigert ſeinen Ausdruck oft bis zur größten Leidenſchaft, ohne jemals in den Fehler der Uebertreibung zu fallen, und in der Behandlung ſeines der Kunſt ſchon lange Zeit hindurch gewidmeten Organs zeigt er ſich als den weiſen Meiſter, welcher ſeine Kraft immer mit Energie zuſammenhält und dieſelbe niemals bis zur Erſchöpfung ausgiebt. Im Gegenſatz zu dieſer künſtleriſchen Durchbildung und Mäßigung befinden ſich manche Naturaliſten, die mit ihrer rohen Kraft etwas Künſtleriſches nicht durchzuführen wiſſen. Sie werden mit ihren Rollen in ſich nie fertig, weil ſie, wie in der Regel die Dilettanten, nie recht angefangen haben. Glücklicherweiſe hat ſich der Leipziger Tenoriſt Hr. Broulik vor dieſem Schickſal bewahrt; denn die letzten bedeutenderen Darbietungen deſſelben: Manrico, Tell ꝛc. bewieſen deutlich, daß der junge Sänger ſeine prächtigen Stimmmittel bis zum zweigeſtrichenen C hinauf bei Weitem beſſer cultivirt als früher und in ſeiner ganzen künſtleriſchen Haltung gefeſtigter wird. Nicht ohne Intereſſe waren auch die Geſangsleiſtungen der Kunſtnovize Frl Kauer, welche als Coloraturſängerin durch einige Verſuche das Publicum günſtig ſtimmte. Ihre Lucia und Leonore im Troubadour ſind freilich noch ganz unſertige dramatiſche Reproductionen; die an ſich wohlklingende, wenn auch nicht große Stimme iſt aber zweckmäßig geſchult und in der Technik hat die Sängerin bereits eine ſo achtungswerthe Stufe erreicht, daß ſie bei fortgeſetzten Studien wol mit Erfolg höheren Zielen zuſtreben kann. Endlich möge nicht unerwähnt gelaſſen werden, daß Frau Friedrich-Materna, die berühmte Wiener Künſtlerin, deren Wallküre ſchon früher in Leipzig Aufſehen erregt hat, kürzlich als „Aida" außerordentliche Triumphe feierte und in dieſer Rolle ihr eminentes Darſtellungstalent in glänzendſter Weiſe entfaltete. Dagegen kann bei aller Hochachtung vor dem Talent und vor der Bedeutung der Sängerin ihre Reproduction der „Eliſabeth" in Wagner's Tannhäuſer nicht vollkommen gebilligt werden. Es fehlte der Durchführung das der Dulderin eigenthümliche religiöſe, weihevolle Weſen und zugleich die weibliche Sanftmuth, ohne welche die bei dem Rettungswerke für den gefallenen Sünder mächtig herauswachſende Geſtalt der in heiliger Verklärung handelnden keuſchen Jungfrau nicht zu denken iſt. Frau Friedrich-Materna wird, wie wir hören, auch als Ortrud in Leipzig auftreten. Dieſer Gegenſatz zur Eliſabeth wird der großen dramatiſchen Künſtlerin gewiß beſſer zuſagen und wird ihr zur Entfaltung ihrer ausgezeichneten Charakteriſirungskünſte reiche Gelegenheit bieten. Auf die gegenwärtig in Leipzig gaſtirenden Dresdner Gäſte: Frau Schuch-Proska, deren Geſangskunſt im Gewandhausſaale oft freudig begrüßt wurde, Hrn. Seidemann, welcher als „Baſilio" in Roſſini's Barbier durch Maske, Spiel und Vortrag nicht geringen Erfolg erzielte, und des Hrn. Erl, den mit Coloraturfertigkeit ausgerüſteten Spieltenor, werden wir nach Beendigung des Gaſtſpiels zu ſprechen kommen. Ebenſo werden wir nach Schluß der Hauptprüfungen im Königlichen Conſervatorium der Muſik die Reſultate derſelben mittheilen. Dieſes Inſtitut hatte am 17. Mai eine würdige Feier veranſtaltet „zum Gedächtniß des am 13. Mai entſchlafenen vorſitzenden Directors Heinrich Conrad

Schleinitz". Das Programm nannte Chorgesänge von Jac. Gallus (Ecce quomodo etc.), L. Cherubini (Offertorium aus dem Requiem), Mendelssohn (Chor aus Paulus „Siehe wir preisen selig" und „Ruhethal"), Adagio aus dem Streichquartett Op. 18 No. 1 von L. van Beethoven, Largo aus der Pianofortesonate Op. 13 No. 3 von demselben Tondichter, endlich Sologesänge von Mendelssohn (Nachtlied und Erntelied). Im Hinblick auf diese Feier können wir mit den biblischen Worten schließen: „denn ob der Leib gleich stirbt, doch wird die Seele leben!" Oscar Paul.

Bücherbesprechungen.

□ Gedichte von Joseph Knapp. Ludwigsburg, Neubert'sche Buchhandlung. — Albert Knapp, der edle, geist- und gemüthvolle schwäbische Dichter, dessen Andenken vor Kurzem erst Karl Gerok mit warmen Worten in seiner Charakteristik gefeiert hat, wird im christlichen Deutschland unvergessen bleiben. Er war ein Dichter von Gottes Gnaden. Der Sohn ist in das Geisteserbe des Vaters eingetreten; ein schönes Zeugniß seiner poetischen Gabe liegt in dem Bändchen vor, das vor einiger Zeit erschienen und das meist religiösen Inhalts „Festklänge" enthält, welche die großen Festtage der Kirche und des christlichen Lebens feiern, und dann unter dem Titel: „inneres Leben" Freud und Leid, Arbeit und Ruhe des Christenpilgergangs mit tiefempfundenen Weisen besingen. Den übrigen Inhalt bilden außer einigen Gedichten „aus Welt und Zeit" Gelegenheitsgedichte. Sinnige Auffassung, warme und lebendige Empfindung, ein schöner Fluß des Verses und edle, geweihte Diction heben die Gedichte über das Niveau der poetischen Durchschnittsliteratur hinaus und beweisen, daß der Vers. auch als Dichter sein Pfingsten erlebt hat.

□ Gerhoh von Reichersberg. Ein Bild aus dem Leben der Kirche im 12. Jahrhundert von Dr. ph. Nobbe, Pastor zu Bergen i/Sachs. Leipzig, G. Böhme. 1881. — Gerhoh, Probst des Klosters Reichersberg im Bisthum Salzburg, der eine hervorragende Stellung in seiner Zeit einnimmt, ist in seiner Bedeutung wiederholt gewürdigt worden, und nicht blos von theologischer Seite. Auch G. Freytag hat in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit in dem Band, welcher „das Mittelalter" behandelt, sich mit ihm eingehend beschäftigt, und u. A. aus dem Hauptwerke desselben einen Auszug gegeben, der einen sehr charakteristischen Bericht über den Kreuzzug König Konrad's III. enthält. Gerhoh zählt zu den erleuchtetsten Männern seiner Zeit; ein echt geistlicher Charakter von hoher Weihe, voll reformatorischer Gedanken, ein strenger Richter seines Geschlechts straft er mit heiligem Ernst und großem Freimuth die Schäden der verderbten Kirche. Auch als Theolog im engeren Sinne des Wortes ragt er unter seinen Zeitgenossen hervor. Aber nicht sowol als Kirchenlehrer, sondern hauptsächlich als praktischen Kirchenmann stellt ihn der Verf. der vorliegenden, aus den Quellen mit großem Fleiß bearbeiteten, den interessanten Stoff mit gutem Urtheil begleitenden, klar und übersichtlich geordneten Schrift dar, die am Schlusse auch versucht, zwischen der großen, merkwürdig bewegten und erregten Zeit, in welche sie den Leser versetzt, und zwischen der Gegenwart Parallelen zu ziehen.

□ Der evangelische Geistliche. Einige Züge zu seinem Bilde aus Dr. R. Rothe's „Entwürfen zu den Abendandachten" zusammengestellt von M. Fischer, Diaconus in Görlitz. Gotha, F. A. Perthes. 1 ℳ 80 ₰. — Vor einigen Jahren sind aus dem Nachlaß des unvergeßlichen, ebenso gemüths- als geistvollen Theologen Rothe Abendandachten veröffentlicht worden, die derselbe vor vierzig Jahren über die Pastoralbriefe und andere Pastoralexte vor den Candidaten des Wittenberger Predigerseminars gehalten hat. Diese Schrift, ein wahrhaft classisches Buch, gehört zu dem Besten und Schönsten, was je über den geistlichen Beruf in alter und neuer Zeit geschrieben worden ist. Sie beruht auf einer so tiefen und dabei so freien und großartigen Auffassung des Berufs eines evangelischen Pfarrers und athmet eine solche Frische und zugleich eine solche Weihe, daß man der Schrift, die eine ganze Pastoraltheologie enthält, die weiteste Verbreitung wünschen möchte. Aus derselben hat nun der Verf. in geschickter und liebevoll eingehender Weise die in den einzelnen Andachten zerstreuten Hauptzüge eines evangelischen Geistlichen zu einem Bilde zusammengestellt, indem er theils in freier Weise den Inhalt jener Schrift wiedergiebt, theils wörtliche Auszüge aus derselben bietet, und nur hier und da Eigenes hinzufügt. Wir hoffen, daß dieser Extract aus der Rothe'schen Schrift dazu dienen wird, wie es die Absicht des Herausgebers ist, derselben in immer weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen und eine ideale, weihevolle Auffassung vom geistlichen Amte namentlich unter den angehenden jungen Theologen zu verbreiten, aber auch den bereits im Amte stehenden die ihnen so nöthige Stärkung und Erfrischung zu bereiten. Die Zahl der jungen Theologen beginnt sich zu mehren; soll man sich der Thatsache wirklich freuen, so gehört zu dem äußeren auch ein inneres Wachsthum, und daß vom Dienst des Heiligthums fern bleiben, die nicht innerlich dazu geweiht und berufen sind.

=σ. Literatur über das Unfallversicherungsgesetz. Nachfolgende literarische Notizen, welche auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, dürften für Diejenigen, die sich über die durch politische und wirthschaftliche Parteimeinungen getrübte Frage der Unfallversicherung für Arbeiter ein selbständiges Urtheil bilden wollen, nicht ganz ohne Interesse sein. Eine Uebersicht der älteren und neueren Literatur über das Hilfscassenwesen, welche bis zu dem Entwurf über das Reichsunfallversicherungsgesetz reicht, giebt Schmoller in seinem Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich, Leipzig, Duncker u. Humblot, 1881. 1. Heft S. 271—293. Hieran schließt er einen Artikel, „Haftpflicht und Unfallversicherung" überschrieben (S. 294—318), in welchem er, da man zu einer Haftung für den Casus kommen müsse, was auf dem bloßen Wege der Verschärfung des privatrechtlichen Klagrechtes des Arbeiters nicht möglich sei, vorschlägt, möglichst am Princip des Cassenzwanges festzuhalten, dagegen nicht, oder nur, wo es durchaus nicht anders gehe, zur Zwangscasse überzugehen; zweitens will er den Cassenzwang ausgedehnt wissen von der Krankenversicherung auf die Unfallversicherung, die Invaliden- und Wittwenversicherung; der Cassenzwang soll aber nicht in einem Augenblick für alle Arbeiter des Deutschen Reiches ausgesprochen werden, sondern dem Bundesrath soll gestattet sein, ihn für bestimmte Industrien und innerhalb der Industrien für die verschiedenen Arten der Arbeiterversicherung zu verhängen, wenn es Zeit ist. Er meint, es handle sich nicht blos um Unfallversicherung, sondern um das ganze Hilfscassenwesen und um die Neubelebung des gewerblichen Corporationsliedes; diese sei nicht möglich, ohne daß man die großen Aufgaben der gewerblichen Selbstverwaltung den gewerblichen Verbänden zuweist. — Der Gesetz-Entwurf betreffend die Errichtung einer Arbeiter-Unfall-Versicherungscasse nebst Motiven von Commerzienrath Baare-Bochum ist abgedruckt in Hirth's „Annalen des Deutschen Reichs" 1881, S. 69 fgde., S. 73 fgde. — Der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Versicherung der in Bergwerken, Fabriken und anderen Betrieben beschäftigten Arbeiter gegen die Folgen der beim Betrieb sich ereignenden Unfälle, nebst Begründung und Gutachten findet sich ebenda Seite 97—150, ist auch im Carl Heymann'schen Verlag in Berlin besonders erschienen. — In Nr. 22 der „Leipziger Zeitung" vom 26. Januar 1881

und Nr. 29 des „Dresdner Journals“ vom 29. Januar 1881 wird der Nachweis geführt, daß ohne eine Aenderung der Reichsverfassung die deutsche Arbeiterversicherung nicht zum Gegenstand der Verwaltung des Reiches (wie etwa Post- und Telegraphenanstalt) gemacht werden dürfe. — Die Protokolle des Volkswirthschaftsrathes Session 1881 sind in Berlin im Heymann'schen Verlage erschienen. Zwei Artikel in Nr. 62 und 63 des „Dresdner Journals“ vom Jahre 1881 beschäftigen sich eingehend mit den Abänderungen des Bundesrathes zum Unfallversicherungsgesetz. — Der Wortlaut der Beantwortung der Interpellation des Dr. Jörg vom 5. Februar 1881 über die Stellung Bayerns zu dem Gesetz-Entwurf durch das k. bayerische Gesammtministerium findet sich in Nr. 38 der „Leipziger Zeitung“. Die erste Berathung des Entwurfs im Reichstag fand am 1., 2. und 4. April statt (vergl. Reichstagsverhdlgn. S. 673 flgde., S. 699 flgde., S. 733 flgde.). Dr. Otto Arendt, welcher schon in einer früheren Schrift (Allgemeine Staatsversicherung und Versicherungssteuer, ein Beitrag zur Frage der Arbeiterversicherung, Leipzig, Duncker u. Humblot 1881) sich für den Versicherungszwang ausgesprochen hatte, macht in einer weiteren Schrift „Reichsunfallversicherung“, Leipzig, Duncker u. Humblot 1881, zwar Abänderungsvorschläge, ist aber im Princip mit dem Entwurf einverstanden, weil der Kreis der haftpflichtigen Unternehmungen erweitert, der Arbeiter der Beweislast und des Processirens überhoben sei, Haftung für alle Unfälle, gleichviel welche Ursachen dieselben herbeigeführt hätten, einträte, Rentenzahlung ermöglicht werde und unbedingte Sicherheit gewährt sei. Dagegen unterwirft Dr. Max Hirsch in: „Das Reichs-Unfallgesetz und die Arbeiter“ Referate der Herren Dr. Max Hirsch und Eisenformer H. Kamien, Mitglied des Volkswirthschaftsrathes und Discussion in der Reichshallenversammlung am 1. Februar (Berlin 1881, Commissionsverlag von Hugo Steinitz, 40 S.) den Gesetzentwurf einer abfälligen Kritik, weil dem Arbeiter, gegen dessen Degradation zum Hilfsbedürftigen protestirt wird, das Recht auf vollen Schadenersatz bei unverschuldeter Verunglückung genommen und an dessen Stelle eine nach Zeit und Betrag ungenügende Unterstützung seiten einer bureaukratisch organisirten Zwangsanstalt gesetzt, sonach die gesetzliche Haftpflicht beseitigt und die Arbeiterversicherung verstaatlicht werde. — Hans Blum sucht in der Schrift: „Die erste Frucht des deutschen Staatssocialismus“ Kritik des Entwurfes eines Arbeiterunfallversicherungsgesetzes, Leipzig Verlag von Fr. Thiel 1881, 63 S., an der Hand von Entscheidungen des Reichsgerichtes nachzuweisen, daß die Rechtsprechung des Reichsoberhandelsgerichtes, wie des Reichsgerichtes den Geist der Humanität und Liberalität, wie er im Haftpflichtgesetz und in §. 107 (jetzt 120) der Gewerbeordnung ausgeprägt sei, in erfreulicher und stetigster Weise zum Ausdruck bringe, S. 8—28 (vergleiche dagegen Dr. v. Krüwel, Geh. Justiz- und Oberlandesgerichtsrath in Naumburg, welcher in einem Aufsatz: „Die Tragweite des Reichshaftpflichtgesetzes nach der Rechtsprechung des Reichsoberhandelsgerichtes“, abgedruckt Bd. I. S. 23 des „Magazins für das deutsche Recht der Gegenwart“ von Bödeker, Hannover 1881, nachzuweisen sucht, daß die Gerichte das Gesetz zu eng anwenden), und schlägt S. 60 Reform und Ausdehnung des Haftpflichtgesetzes vor. — Im Verlag von Fr. Thiel, Leipzig, ist erschienen: „Unfallstatistische Forderungen“ oder Beiträge zu einer Unfallstatistik von Paul Dehn. — „Die Berechnung der Beiträge bei der obligatorischen Arbeiterversicherung“ von Albert Caron, Berlin 1881 (Puttkammer und Mühlbrecht). — Hiltrop (kgl. Bergrath), „Zum Unfallversicherungsgesetz“, Berlin, Carl Heymann's Verlag, 14 S., tritt warm für den Entwurf ein, meint, daß das Risico bei vielen Gewerben so bedeutend sei, daß der Umfang einzelner Staaten nicht groß genug sein würde, dasselbe ohne zeitweilige empfindliche Schädigung auszugleichen (S. 5), würde, wenn alle Gewerbe staatlich organisirt werden, die Versicherung gegen die natürlichen Nothstände des Lebens auf diese genossenschaftlichen Verbände basiren und wünscht Ausdehnung der Organisation der Versicherung gegen Unfall auf alle Berufszweige. (Fortsetzung folgt.)

△ Amtliche Mittheilungen aus den Jahres-Berichten der mit Beaufsichtigung der Fabriken betrauten Beamten. Jahrgang 1879. 2 Bände. 1. Band: Königreich Preußen, 2. Band: Die übrigen Bundesstaaten. Berlin, Fr. Kortkampf, Buchhandlung für Staatswissenschaften und Geschichte. Verlag der Reichsgesetze. — Bereits an anderer Stelle unseres Blattes ist seiner Zeit des Erscheinens dieser zwei stattlichen, die Berichte der preußischen „Gewerberäthe“ — wie deren officieller Titel lautet — sowie der bayerischen, sächsischen, württembergischen u. s. w. Fabrikinspectoren nebst einem reichen Tabellenmateriale enthaltenden Bände gedacht worden. Es ist ein unleugbares Verdienst dieser Veröffentlichungen, daß darin die Schäden der Fabrikarbeit, dieses wesentlichen Factors unseres modernen Culturlebens, schonungslos aufgedeckt, gleichzeitig aber die Mittel und Wege zu deren Beseitigung gezeigt werden. Erfreulich ist es übrigens, aus diesen Berichten zu ersehen, daß die Thätigkeit der Fabrikinspectoren besonders in den Staaten, in denen dieses Institut staatlicher Fabrik-Aufsichts-Beamten bereits längere Zeit besteht, immer tiefere Wurzeln schlägt. Die Fabrikbesitzer erweisen sich in den meisten Fällen wohlwollenden Rathschlägen der gedachten Beamten gegenüber — denn in den seltensten Fällen vermögen dieselben nach der derzeitigen Gesetzgebung verbesserte Einrichtungen zum Schutze der Arbeiter u. s. w. ohne Weiteres anzuordnen — zugänglich, und auch die Arbeiter scheinen nach und nach Vertrauen zu diesen Beamten zu fassen, die wesentlich in ihrem, der Arbeiter, Interesse eingesetzt sind und wirken. Einen wesentlichen Einfluß haben die Fabrikinspectoren offenbar auf die bessere Durchführung der die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken regelnden gesetzlichen Bestimmungen ausgeübt, Bestimmungen, welche in den Staaten, welche zur Bestellung von Fabrikinspectoren sich nicht zu entschließen vermocht haben, mehr oder weniger unbeachtet gelassen werden. Bemerkenswerth ist es, daß fast alle Fabrikinspectoren den derzeitigen Zustand unserer Haftpflichtgesetzgebung als unhaltbar und die Versicherung der Arbeiter gegen alle Unfälle als dringendes Bedürfniß bezeichnen. Schließlich bemerken wir, daß, was die speciellen Berichte unserer sächsischen Fabrikinspectoren anlangt, diese zumeist nach Form und Inhalt recht anerkennenswerth sind und zum Mindesten sich neben denen der Aufsichtsbeamten der anderen größeren Staaten mit Ehren behaupten können.

ℓ. Leipzig. „Sechs Assecuranz-Briefe. Eine Unterhaltung über Lebensversicherung“ benennt sich eine kleine Broschüre eines Leipziger Versicherungsbeamten, des Herrn Gustav Berner, die in allgemein verständlicher Weise für Versicherungen insgemein und, namentlich wo Zwangsversicherungen fehlen, für freiwillige Associationen sowol in wirthschaftlicher als insbesondere auch sittlicher Hinsicht plaidirt, indem selbstverschuldetes Unglück mindestens moralische Verantwortung nach sich ziehe, die wahrhaft sittliche Aufgabe der Assecuranz aber sei, zu Ordnung und Sparsamkeit zu erziehen, die Gesundheit und Solidität, den persönlichen Credit sowie den Nationalreichthum zu heben und zu stärken. Auf jeden Fall bilde die Police ein sicheres Capital und sei schon deshalb die Lebensversicherung gleichviel ob auf Lebenszeit oder mit verkürzter Prämie rathsam, wobei freilich das Vertrauen gegenüber den Versicherungsbeamten eine große, berechtigte Rolle spiele. Und dieses könne der Staat immer mehr wenigstens insofern stärken helfen, als er jede Gesellschaft verpflichte, ihren Status zu veröffentlichen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 42. Donnerstag, den 26. Mai. 1881.

Inhalt: Neapolitanische Spindellieder, von Anna Löhn-Siegel. — Bücherbesprechungen (Tagebuch aus der Genealogie des Hauses Wettin, von Karl Freiherr v. Keller. Aus dem politischen Briefwechsel des Deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England. Die geschichtliche Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins, von Jul. Tieß. Marksteine in der Geschichte der Völker, von Ch. F. Maurer. Entwürfe zu Arbeiterhäusern, prämirt von der gemeinnützigen Baugesellschaft in Hamburg. „Wiener Monumentalbauten", herausgegeben von C. v. Lützow und L. Tischler. Meisterwerke der Holzschneidekunst).

Neapolitanische Spindellieder.

Von **Anna Löhn-Siegel.**

In keiner Provinz des geeinigten Italiens habe ich die Spindel und die Thätigkeit der Spinderin so oft besungen gefunden, als im Neapolitanischen. Ich verweilte stets mit Vorliebe bei den Frauen und Mädchen, die nach jener uralten Sitte das Instrument führen, welches bei uns im Norden unter dem Namen „Kunkel" einst sogar als Bezeichnung für das ganze weibliche Geschlecht galt. Leider sind die Spindlerinnen auch im Süden seltener geworden. Ich sage: leider! Denn gerade die Südländerin findet bei dieser Thätigkeit Veranlassung, die unbewußte Grazie ihrer Bewegungen und ihrer Haltung frei zu entfalten. Und welch' einen feinen Faden drehen die zierlichen spitzen Finger der Romaninnen! Es ist kaum möglich, auf dem Spinnrad solche Spinnwebfäden hervorzubringen. Ich habe in meiner Jugend auch gesponnen und kann daher ein wenig mitreden, wenn ich gleich nichts Hervorragendes auf dem Schnabelrad leistete. Die Radspinnerin ist vor allen Dingen Sclavin ihrer Maschine. Die Spindlerin spaziert frei in der Oeffentlichkeit umher, sie genießt zugleich Bewegung und Luft, und oft habe ich in der Campagna felice Spindel und Rocken im Erdboden des Feldes stecken sehen, das fleißige Frauenhände bearbeiteten und bepflanzten. Während des Ganges vom Hause zum Felde war gespindelt worden, auf dem Rückwege wurde nach vollbrachter Feldarbeit wieder gespindelt. Die Frauen jener Gegenden sind überaus fleißig.

Bei einer solchen Gelegenheit hörte ich auch den ersten poetischen Vergleich bezüglich der Spindel und des Rockens. Das Geschlechtsverhältniß ist im Italienischen das umgekehrte. Die Spindel ist männlich (il fuso), der Rocken ist weiblich (la conocchia).

Als ich mich an der Arbeit einer Spindlerin in der Campagna felice erfreute, trat der Gatte herzu und sagte: „Ein braves Ehepaar, il fuso e la conocchia, nicht wahr? Die Conocchia ist die Frau, die sitzt fest zu Haus, der Fuso, das ist der Mann, der schwebt auf dem Wasser hin und her, der muß in der Welt umher fahren."

Und er citirte ein Verschen, dessen Inhalt ungefähr folgender war:

Der Fuso und die Conocchia
Die stehn als Eheleute da.
Sie sind verbunden mit gutem Faden,
Und reißt er, so ist's zu beider Schaden.
O Mutter Gottes, o segne sie,
So trennen die Eheleute sich nie.

Beide Gatten, mit denen ich mich über ihr Leben und Treiben, ihre Arbeit und Verdienst unterhielt, kannten unser Spinnrad nicht. Sie meinten, das Treten müßte sehr ermüdend sein. Ich schilderte ihnen, wie man das Rad mit dem daran befestigten Rocken Abends in die nachbarlichen Spinnstuben trägt, und wie es da von den vielen versammelten Rädern surrt und schnurrt, und wie dazu von den Spinnerinnen erzählt, geplaudert, gelacht wird. In meiner Heimath nannte man's: „zu Rocken gehn." Zu Hause gab's einen Winkel in der Stube, da standen die Spinnräder; der Radwinkel hieß er, und die Kinder durften nicht in seine Nähe kommen, denn sie zerstörten gar häufig etwas an der complicirten Maschine, und die Spinnerin hatte dann erst lange zu „sitzen", ehe sie das Ding wieder in Ordnung und Gang zu bringen vermochte.

Die Spinnstuben — in meiner Heimath: Rockenstuben genannt — mit ihren Märchen und Liebersprüchen, ihren Ehestandsverheißungen und geheimnißvollen Deutungen, wenn an dem oder jenem Tage der Faden immer reißt, das Rad immer rückwärts „leiern" will, und dergleichen mehr, sind nun freilich im Aussterben, aber meine Erzählungen davon machten auf die italienischen Naturkinder, die ich vor mir hatte, großen Eindruck. Andere Spindlerinnen traten herzu und meinten, unsere Spinnerinnen möchten wol recht schön zu erzählen wissen in den furrenden und schnurrenden Spinnstuben, aber die Zungen der Südländerinnen tanzten auch nicht minder flink bei der Arbeit auf und nieder, als die Spindel selbst, vielleicht noch geläufiger als diejenigen unserer Frauen und Mädchen. Sie konnten Recht haben. Und wieder wurde ein Verschen citirt, das ich folgendermaßen übersetzte:

Die Zung' und die Spindel, nie müde!
Die Zunge, o Mädchen, die hüte!
Die Spindel laß tanzen, la là!
Noch ist der sposo nicht da. (Der Bräutigam.)
Drum Vorsicht — nicht schwätzen — là là!
Die Spindel laß surren — ja, ja!
O wär' doch der sposo da!
Nur schwätze nicht, Mädchen — là là!

Den Inhalt eines anderen Liedchens hörte ich von einem italienischen Maler wie folgt wiedergeben. „Ich warne Dich, junge Spindlerin, den Faden zu weit auszudehnen. Du kannst zur Spinne werden, kannst Fliegen und böse Insecten fangen, oder wol gar einen großen bunten Schmetterling, der den Faden zerreißt, an welchen Du Dein Herz geknüpft hast. O Mädchen, bewache Deine Fäden, die Spindel tanzt in der Luft, die Fäden flattern im Sonnenschein, die Blicke fliegen nach — wohin? Wer's sagen mag?"

Ein anderes Liedchen, das ich vernahm, aber nur dem Sinn nach aufzufassen vermochte, weil es im neapolitanischen Dialekt aufgesagt wurde und Niemand zugegen war, der mir die zweifelhaften Worte ins Hochitalienische übersetzen konnte, bat in süßen Ausdrücken, die Spindlerin möge den Faden um den Hals des Sängers oder Improvisators schlingen, ja, er wolle ihr Spinnrocken (conocchia) sein und das Werg (stoppa) bis in alle Ewigkeit halten, wodurch man unwill-

kürlich an das Garnhalten in der großen deutschen Dichtung erinnert wurde.

Ein drittes Liedchen konnte ich ins Deutsche wie folgt übertragen:

„Ich wollt', ich könnte die Spindel führen,
Dann wär' Dein Haupt mein Rocken,
Und zart und leise wollt' ich's berühren
Und freicheln Dir die Locken."

Wo es sich aber um schon bejahrte Spindlerinnen handelt, welche die Spindel nicht mehr so frei und keck in der Luft können tanzen lassen, als die jungen, da schwindet der zarte Ausdruck und der Witz springt herbei und neckt und hänselt die Alte, wie es eben Weltbrauch ist.

Aufgeschrieben hat man die wenigsten dieser Liedchen. Sie gehen von Mund zu Mund, echte Kinder der Volksphantasie und des Volkswitzes. Sicherlich hat den meisten von ihnen der Augenblick das Leben gegeben.

Ein Improvisator wandelte am Strande der Villa nazionale auf und nieder, die Mandoline hielt er nachlässig im Arme, klimperte einige Accorde darauf, wandte sich bald zu dieser, bald zu jener Gruppe von Männern und Frauen, welche am Erdboden oder auf den großen Lavablöcken am Ufer lagerten, und sang ihnen einige Strophen zu, die Bezug auf ihren Stand, auf ihr Alter, auf das Verhältniß haben mochten, in welchem sie zu einander standen, und die großes Gelächter hervorriefen. Endlich erblickte er auch unsere Gruppe, mehrere deutsche Familien, die ihn und die am Boden Lagernden beobachteten. Mit einer artigen Verbeugung wandte er sich an uns Frauen, machte eine hübsche musikalische Einleitung auf seinem Instrument und begann dann unsere Vorzüge, unsern Schmuck und Kleider, unsere Besitzthümer u. s. w. zu rühmen. Da er Deutsche oder Engländer in uns vermuthete, brach er zuletzt in einen Strom von Lobeserhebungen über unsere große Gelehrsamkeit aus, denn bei uns seien ja die Frauen ebenso gelehrt, als die Männer. Aber etwas, so schloß er, könne er keck und kühn behaupten, nämlich daß wir bei all' unserm Wissen und Können das Instrument nicht führen könnten, welches die berühmten Königstöchter des Alterthums einst mit so großem Geschick schon handhabten: die Spindel. Und nun begann ein Lob der Spindel, und von allen Complimenten für uns und unsere Leistungen wußte er geschickt die Pointe auf seine Landsmännin zurückzuleiten und sagte fast jeder der Jüngeren ein freundliches Wort über ihren Fleiß, ihren feinen Faden, ihre graziöse Art zu arbeiten und dergleichen mehr.

Der sächsische Maler und Schriftsteller Ohnesalsch-Richter, den ich auf Capri kennen lernte und der mich mit manchen Volkseigenthümlichkeiten bekannt machte, verschaffte mir ein kleines altes Buch, worin Beschreibungen und Gedichte im neapolitanischen Dialekt enthalten waren, zum Theil im alten verschollenen Dialekt, denn das Buch datirte vom Jahre 1684. Manche ließen sich mit Hilfe des Wörterbuchs, welches für den neapolitanischen Dialekt existirt und das sehr umfangreich ist, ins Hochitalienische übersetzen. Das Buch trug den Titel: Posilecheata von Masilio Reppone, und ich verdanke ihm ein reizendes Gedicht auf die alte Spindlerin, welche also schon vor zweihundert Jahren besungen worden ist. Aber die arme Alte kommt schlecht weg, sie ist faul und auch etwas liederlich. Die Ueberschrift lautet:

„Die Alte, welche ihren Spinnroden verloren hat."

Ich habe es übersetzt wie folgt:

„Den ganzen Montag läuft sie hin und her
Und sucht den Rocken in die Kreuz und Quer.
Den Dienstag findet sie den alten Knochen,
Doch wie? O heil'ge Jungfrau! ganz zerbrochen.
Den ganzen langen Mittwoch braucht sie jetzt
Bis sie den Kopf ihm hat zurecht gesetzt.
Den Donnerstag durchwühlt sie einen Berg
Von wild verwirrtem ungekämmtem Werg.
Den Freitag hat sie's haldwegs ausgestanden
Und jauchzt, da's endlich nun am Rocken sitzt.
Sonnabends giebt's was Wicht'geres zu thun,
Und Werg und Rocken muß noch länger ruhn:
Oel tröpfelt sie aus ein'gen alten Fläschen,
Den Kopf, weil's nöthig ist, damit zu waschen.
Am Sonntag — daß Ihr junges Volk es wißt —
Am Sonntag spinnt sie nicht, weil Festtag ist.
(Non fila la domenica, ché festa!)"

Am Quai von Santa Lucia sitzen noch immer die Spindlerinnen, wenn auch nicht mehr so zahlreich als früher, und schnellen das uralte Instrument, mit dem uns schon die classische Vorzeit bekannt gemacht hat, zwischen den Fingern. Die bildende Kunst reproducirt sie mit Vorliebe und sie fehlen fast auf keinem volksthümlichen Bilde. Professor Morelli, einer der hervorragendsten Farbenkünstler Italiens und Director der Malerakademie in Neapel, zeigte mir in seinem Atelier ein Bild, das ein spindelndes Mädchen darstellte, welches den Faden zwischen die kleinen weißen Zähne genommen hat. Es ist, als wolle sie ein Lachen mit dieser Pantomime unterdrücken, ihre dunkeln schelmischen Augen sind seitwärts gerichtet, dort zeigt sich hinter Gebüschen eine männliche Gestalt. Einige Sträuße der schwarzen Haare fallen der hübschen Kleinen übers Gesicht. Ich meinte, diese Haare möchte man ihr am liebsten aus der Stirn streichen. Nicht doch, entgegnete der Professor, es giebt ein Volksliedchen, worin es heißt:

Spinn' Deine Haare seidenweich
Mit in den Faden ein.
Was muß das für ein Fürst ein Linnen sein,
Das Deinem Haare gleich!

So viel habe ich von dem Verse behalten, der das Haar der Geliebten noch weiter in den Flachs verschlang. Das Bild rührte übrigens nicht vom Meister selbst, sondern von einem seiner besten Schüler her.

Meine Wirthin im Quartier Santa Lucia trällerte zuweilen Folgendes:

O heiliger Januarius,
Schaff' mir von Mariett' ein' Kuß.
Sie sitzt am Strand und spinnet fein,
Ich wer' die Spindel in's Meer hinein.
Non filare, non filare! (Nicht spinnen, nicht spinnen!)
Ma baciare, ma baciare! (Aber küssen, aber küssen!)

Als ich die Alte nach dem Liedchen frug, dessen Endreime zahllose Male wiederholt wurden, entgegnete sie: „Das hat einst vor Jahren mein Verlobter ersonnen, und seitdem singen es viele Spinnerinnen hier am Strand."

Und gleich darauf trällerte sie wieder: „Ma baciare! Ma baciare!" da doch Niemand die gute Graubaarige mehr küssen mochte. Wenn sie im kalten steinernen Hofe des alten halbverfallenen Palastes saß, dessen öbes Parterre ihr und anderen armen Familien zur Wohnung diente, und die Spindel tanzen ließ und dazu das Lied vom Küssen sang, kam es wol vor, daß sie einen der Trutzhähne, die dort in den Höfen der Häuser gepflegt und gestittert werden, umhaftte und den Flatternden und Widerstrebenden mit dem Faden ein wenig hin und herzerrte — das letzte Liebesspiel.

Sie lachte überlaut, mich aber erfaßte Mitleid mit der naiven Alten, mehr noch mit dem gemarterten pollo d'India.

Bücherbesprechungen.

M. Tagebuch aus der Genealogie des Hauses Wettin. Zusammengestellt und herausgegeben von Karl Freiherr v. Keller, Beamter im statistischen Bureau der Stadt Leipzig. Verlag von Eduard Meisel's Buchhandlung in Leipzig. — Es ist dieses Werk ein Auszug aus des Verfassers großen genealogischen Tafeln des Gesammthauses Wettin, welche auch Allerhöchsten Orts durch ehrendste Anerkennung ausgezeichnet wurden. Der Verfasser hat bei den Geburtenangaben die gesammten Namen der bezüglichen Familienglieder unter Markirung des Rufnamens, wo solcher bekannt war, angeführt und sodann die Abstammung jeder

einzelnen Fürstlichkeit verzeichnet, ferner bei den Vermählungen die Rufnamen angegeben und die Abstammung mit vermerkt, und endlich bei den Todesfällen, so weit die archivalischen Nachrichten dies nachweisen, die Sterbeorte und die Orte der Beisetzung genannt. Das Tagebuch zeichnet sich durch Genauigkeit und Ausführlichkeit aus und darf mit vollem Recht als schätzbarer Beitrag zur Literatur unseres Regentenhauses hervorgehoben werden. Allen Freunden der Vaterlandsgeschichte, insbesondere auch den Herren Geistlichen und Lehrern, können wir das Werk sowol als Hilfsmaterial zu genealogischen Studien, wie auch zum Zwed des Unterrichts nur warm empfehlen. Der Preis ist, da der Verfasser von jedem materiellen Vortheil absieht, ein sehr geringer. Er beträgt 1 ℳ 20 ₰.

— Aus dem politischen Briefwechsel des Deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England aus den Jahren 1854 bis 1861. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. — Das äußerlich sehr elegant ausgestattete, nur 116 Seiten umfassende Büchlein enthält lediglich einen Auszug aus dem fünfbändigen Werke Martin's: „Das Leben des Prinzen Albert", das bekanntlich auf Veranlassung der Königin-Kaiserin Victoria geschrieben ist und ein Zeugniß der rührenden Pietät bildet, welche die fürstliche Wittwe dem Andenken ihres früh heimgegangenen Gatten widmet. Selbständig ist das dem Auszuge vorangeschickte Vorwort, im Wesentlichen eine, wie uns dünkt, ebenso unmotivirte als wenig gelungene Apologie des Prinz-Gemahls, insofern derselbe darin so zu sagen als einer der Männer gefeiert wird, welchem Deutschland seine politische Wiedergeburt in erster Stelle mit zu verdanken habe. Prinz Albert, bereits in einem Alter von kaum zwanzig Jahren nach England gekommen, war in seiner politischen Bildung durchaus in specifisch englischen Anschauungen aufgewachsen und hatte sich derart in englisches Wesen eingelebt — was von seinem persönlichen Standpunkte mit Rücksicht auf die ihm in seinem Adoptivvaterlande beschiedene hohe Stellung an sich ja nur gebilligt werden kann —, daß ihm für die Eigenart deutscher Verhältnisse nahezu alles Verständnißig abging und kaum Jemand weniger denn er berufen erscheinen mochte, die Erscheinungen, welche in der deutschen Bewegung seit der Mitte der vierziger Jahre zu Tage traten, in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. Daß er dessenungeachtet mit Vorliebe sich mit den deutschen öffentlichen Angelegenheiten befaßte, mag nicht allein in der lobenswerthen treuen Anhänglichkeit des Prinzen an sein Geburts- und Stammland, sondern auch in dem Umstand seine Erklärung finden, daß Prinz Albert, eine hoch und vielseitig gebildete Persönlichkeit, in England, das dem fremden Fürstensohn eifersüchtig einen seiner Stellung entsprechenden legitimen Antheil an seinem Staatsleben verschloß, eines geeigneten Terrains für seinen Schaffens- und Thätigkeitstrieb in politischer Beziehung gänzlich entbehrte. An und für sich hätte das nun nicht viel weiter zu bedeuten gehabt, wenn nicht das deutsche politische Parteiwesen sich dieses Interesses des Prinzen für seine Sonderzwede bemächtigt und den Prinzen, möglicherweise sehr gegen seine innerste Herzensmeinung, zu einem Parteigänger jener Bestrebungen gestempelt hätte, welche seinergeit im deutschen Nationalverein, später in dessen Sprößling, dem Nationalliberalismus ihren Ausdruck fanden. Das gegenwärtig vorliegende Büchlein ist nichts weiter als ein freilich ziemlich verspäteter und nach dem Echec, welchen der Nationalliberalismus neuerdings auf allen Linien davongetragen hat, kaum noch à tempo kommender Versuch in dieser Richtung. Ueberdies hat der Verfasser oder richtiger vielmehr der Zusammensteller der Schrift nicht einmal besonderes Geschick rücksichtlich der Auswahl der Briefe an den Tag gelegt. Die überwiegende Mehrzahl derselben betrifft den französisch-sardinisch-österreichischen Krieg von 1859, jenes von dem damaligen Staatsoberhaupt Frankreichs und dem sardinischen Minister Cavour complotmäßig angelegte Attentat auf den Frieden Europas, das hauptsächlich der vis inertiae derjenigen beider europäischen Großmächte sein Gelingen zu verdanken hatte, welche in erster Stelle ein Halt gebietendes Wort zu sprechen und nach Befinden demselben thatsächlichen Nachdruck zu verleihen berufen gewesen wären. Die Briefe des Prinzen Albert über die damalige Sachlage in England sind ein getreues Spiegelbild der Rathlosigkeit und Unschlüssigkeit der damaligen englischen Politik, und es macht einen unwillkürlich komischen Eindruck, wenn Prinz Albert, als Kaiser Wilhelm als damaliger Prinz-Regent von Preußen mittels des Schreibens vom 2. Februar 1859 an seinen Vetter die kategorische Frage: wie England in dem in Aussicht stehenden Conflicte sich verhalten werde? als für Preußens Vorgehen präjudiciell stellte, mit gesissentlicher Umgehung dieser Frage sich in einem Schwall hochtrabender Phrasen ergeht, deren Quintessenz der gute Rath bildet, sich nach der „durch freie Discussion gebildeten und geläuterten öffentlichen Stimmung" zu richten; denn „die öffentliche Stimmung Englands sei es, vor der sich Napoleon fürchtet". Wie wenig der Letztere das in Wirklichkeit gethan hat, beweist der bekannte Verlauf der Ereignisse damaliger Zeit. Im Uebrigen ist der ebenerwähnte Brief des Kaisers Wilhelm der einzige von einiger Bedeutung, welchen das Büchlein enthält; außer demselben enthält es überhaupt nur noch zwei Briefe aus derselben Feder, von denen der eine, vom 4. März 1860 datirende, sich mit der durch den Verlauf des Kriegs von 1859 und die Gewissenlosigkeit, womit Napoleon III. und sein sardinischer Mitkämpe mit den Züricher Friedensstipulationen umsprang, geschaffenen Situation befaßt, der andere aber, nur wenige Sätze enthaltende vom 16. März 1861 aber weiter nichts als den Dankesausdruck für den dem Kaiser Wilhelm bei seiner Thronbesteigung als König von Preußen verliehenen Hosenbandorden enthält.

— Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins. Von Jul. Tietz, Director der Stadttöchterschule I zu Hannover. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung, 1880. (2 ℳ) — Begeistert durch die in der Geschichte ohne Beispiel dastehenden glorreichen Ereignisse, welche im Jahre 1870 die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zur Folge gehabt haben, ist der Verf. an die Bearbeitung der vorliegenden Schrift gegangen. Aus dem Hochgefühl heraus, das die inhaltschweren, mächtigen Errungenschaften der neuen Zeit in ihm hervorgerufen haben, blickt er in die Geschichte des deutschen Volks hinein, um in großen Zügen nachzuweisen, welche Phasen das Nationalbewußtsein der Deutschen im Laufe der Jahrhunderte durchlebt hat und sicher darf er der Hoffnung Raum geben, bei Allen, welche mit ihm das Jahr 1870 als den Beginn einer neuen Aera für unser deutsches Gesammtvaterland begrüßt haben, für seine Arbeit Interesse zu finden. Es ist eine schwungvoll geschriebene Schrift, voll hochpatriotischer Begeisterung, die uns in dem vorliegenden Büchlein entgegentritt. Die erste Hälfte desselben ward bereits früher in einer Reihe von Schulprogramm-Abhandlungen veröffentlicht und hatte sich da schon lebhaften Anklangs zu erfreuen.

—m— Marksteine in der Geschichte der Völker. 1492—1880. Gymnasial- und öffentliche Vorträge von Ch. F. Maurer. Leipzig, Eduard Kummer, 1881. 8°. — Der Verfasser des vorliegenden Buches ist ein Schulmann, hat sich, wie es die Pflicht jedes gewissenhaften Geschichtslehrers ist, viele Jahre lang durch fleißige Lectüre und Ausziehung wichtiger historischer Werke auf seine Stunden in recht löblicher Weise präparirt und seinen Schülern ohne Frage manche Anregung gewährt. Aus seinen Collectaneen ist das vorliegende, 67 Bogen starke Werk entstanden, welches, nach einer ausführlichen, die innere Entwicklung der staatlichen und Culturverhältnisse Europas und insbesondere Deutschlands während des Mittelalters behandelnden Einleitung, in acht Hauptabschnitten die Geschichte der Neuzeit bis

auf den August 1880 in fließender Weise dargestellt. Neues enthält es seiner Anlage nach natürlich nicht; selbst im Ausdruck hat sich der Verfasser, wo es anging, gestissentlich an seine Vorlagen gehalten. Da ist denn die Hauptfrage, die sich dem Beurtheiler aufdrängt: Welches sind diese Vorlagen? Einige davon sind im Anfange jedes Capitels namhaft gemacht; wenn wir auch annehmen wollen, daß der Verfasser außer diesen noch andere kennt und benutzt hat, so hält er doch die angeführten wohl ohne Frage für die wichtigsten. Und dieser Umstand macht uns ein wenig bedenklich. So finden wir z. B. zu Abschnitt I (Die Reformation in Deutschland) folgende Bücher genannt: Janssen, Gesch. des deutschen Volkes I u. II, Ranke die römischen Päpste (aber nicht dessen Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation), Becker (Schmidt) Weltgeschichte VIII u. IX, Rückert M. Luther (im Neuen Plutarch — aber nicht Köstlin's Leben Luther's!) und endlich — Ney, Reichstag zu Speyer 1529. Ich glaube kaum, daß irgend einem einigermaßen Kundigen diese Aufzählung genügend erscheint; auch ohne Waitz-Dahlmann's Quellenkunde zu Rathe zu ziehen, ein Werk, das jeder deutsche Geschichtslehrer fleißig benutzen sollte, ließen sich leicht einige Dutzend Schriften namhaft machen, die der Verfasser mit ebenso viel und mehr Recht hätte citiren können. Ebenso steht es auch mit den anderen Abschnitten; der Hr. Verfasser hat sich, wie es scheint, in der Wahl seiner Lectüre vielfach durch den Zufall leiten lassen. Daß die Vorträge, die derselbe auf Grund dieser etwas beschränkten Literaturkenntniß gehalten hat, trotzdem recht ansprechend gewesen sein mögen, bezweifeln wir nicht im Geringsten; aber ob sie sich für die Veröffentlichung eigneten, ist eine andere Frage. — Indeß das Buch ist nicht für Fachleute, deren einem es unglücklicher Weise in die Hände gefallen ist, sondern für ein größeres, gebildetes Publicum bestimmt, dem es — nach dem buchhändlerischen Prospect — „blos" das Hervorragendste und Wichtigste, aber in solcher Ausführlichkeit, wie wenige bändereiche Weltgeschichten" bieten und „dadurch historische Bildung vermitteln" will. Immerhin wird dies Publicum recht viel aus dem Buche lernen können, und wir empfehlen es ihm mit um so besserem Gewissen, als des Verfassers sittlicher Ernst und patriotischer Sinn überall in anerkennenswerther Weise hervortritt.

HA. Im Jahre 1878 erließ die gemeinnützige Baugesellschaft in Hamburg ein öffentliches Concurrenz-Ausschreiben, um zweckmäßige und wohlfeile Pläne zur Erbauung von kleinen Häusern, sogen. Arbeiterhäusern zu erlangen, welche auf der großen Bebdel, einem Feldplane an der Hamburg-Harburger Eisenbahn liegend, errichtet werden sollten. In Folge dessen wurden von deutschen Architekten mehr als 200 verschiedene Entwürfe eingesandt, von welchen jedoch nur 16 zur engeren Wahl kamen und 8 davon die ausgesetzten Preise erhielten. Diese letzteren, welche auch der Ausführung zu Grunde gelegt wurden, sind nun durch Lichtdruck vervielfältigt und im Buchhandel erschienen, bei Strumper & Comp. in Hamburg, à Heft 6,50 *M*. Auf jedem der darin liegenden acht Blätter ist ein Gebäude, resp. ein Doppelhaus, d. h. zwei aneinander gebaute Häuser, in klarer, leicht verständlicher Weise dargestellt und zwar nicht nur in geometrischer Zeichnung, sondern auch in malerischer Ansicht. Ein Situationsplan auf dem Umschlage der Hefte zeigt die Gruppirung der Häuser und Grundstücke unter sich und ein beiliegender Erläuterungsbericht giebt uns über die Entstehung der Gebäude, die Art ihrer Ausführung, sowie über die Baukosten Auskunft und ersehen wir, daß ein einzelnes Haus 2115 bis 2422 *M*. gekostet hat. Alle sind einstöckig, unten liegen die Stuben und die Küchen, unter der Erde ein kleiner Keller und unter dem Dache die Kammern. Sämmtliche Häuser sind massiv und in jeder Beziehung solid erbaut, dabei ist eine geschmackvolle Außenform nicht vergessen, denn diese Häuschen gewähren einen hübschen anziehenden Anblick und finden sich bei ihnen die verschiedensten Stilarten zweckentsprechend angewandt. Jedes Haus, resp. die darin wohnende Familie, besitzt einen geräumigen Garten, ingleichen einen kleinen Hof, in welchem sich der Abort nebst kleinem Stall befindet. — Wir glauben, daß durch Veröffentlichung der Pläne dieser Arbeiterhäuser einem Bedürfnisse entgegengekommen ist, zumal die Literatur über diesen Gegenstand sehr gering und doch jetzt fast in allen großen Städten die Frage der Erbauung solcher Häuser erörtert wird. Sie ist in der That als eine zeitgemäße zu bezeichnen, freilich muß auch dabei sogleich bemerkt werden, daß sie nur in seltenen Fällen genügende Lösung gefunden hat, namentlich in Bezug auf ihre Rentabilität, über welchen Punkt wir auch bei dieser Hamburger Anlage keinen Aufschluß erhalten. Jedenfalls verdient das vor uns liegende Werk, das bereits in 2. Auflage erschienen ist, alle Beachtung und wünschen wir ihm als anregendes Studium für den Architekten, sowie als Vorbild für ähnliche Unternehmungen, die weiteste Verbreitung.

HA. „Wiener Monumental-Bauten", so ist ein Prachtwerk ersten Ranges betitelt, welches schon seit einigen Jahren in der Verlagshandlung von Lehmann u. Wentzel in Wien unter Redaction von C. v. Lützow und L. Tischler erscheint und sich die Aufgabe gestellt hat, alle hervorragenden modernen Bauten Wiens weiteren Kreisen bekannt zu machen und ihnen die Anerkennung zu verschaffen, die sie, vermöge ihrer reichen Architektur und wahren Schönheit, verdienen. Nachdem die Herausgeber zuerst die Privatbauten vorführten, haben sie jetzt die Darstellung der öffentlichen Monumental-Bauten begonnen und ist uns hiermit die Aussicht auf die Kenntniß einer Reihe der großartigsten Staats- und Gemeinde-Bauten, wie sie in solcher Fülle und Opulenz nicht wieder vorkommen, eröffnet worden. Gedenken wir hier nur des neuen Rathhauses, des Parlaments, der Universität, des Opern- und Schauspielhauses, der Votivkirche, des Justizpalastes ꝛc., so wird der Kundige erkennen, welch' kaum zu erschöpfenden Schatz künstlerischer Motive diese Publicationen bringen werden. Sie bilden gleichsam ein literarisches Denkmal für die imposante Bauthätigkeit dieser Stadt, sie bieten dem schaffenden Architekten eine Fülle schönster Vorbilder zu praktischer Verwerthung und wünschen wir ihnen eine lebhafte Theilnahme nicht nur innerhalb der Fachkreise, sondern auch im weiteren Bereich eines kunstsinnigen und kunstliebenden Publicums, welche allerdings nöthig ist, um ihnen eine gleichmäßige Durchführung und würdiges Fortbestehen zu sichern. Den Preis hat die Verlagshandlung, in der Hoffnung auf große Verbreitung, möglichst wohlfeil zu stellen gesucht, nämlich 2 *M*. für eine Kupfertichtafel größten Formats. Der erste Band des Werks erscheint in 20 Lieferungen à 6 Blatt mit Text zum Subscriptionspreis von 12 *M*. und zwar sollen jährlich 6 Lieferungen erscheinen, so daß Ende 1883 dieser Band vollendet ist. Ausgaben mit französischem und englischem Texte sollen demnächst erscheinen.

— Von dem (vergl. Wissenschaftl. Beilage Jahrgang 1879 Nr. 13, 27, 38 u. Jahrg. 1880 Nr. 24, 52, 101) wiederholt angezeigten Kunstprachtwerke: „Meisterwerke der Holzschneidekunst" (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber; Pr. pr. Lieferung 1 *M*.) ist jüngst der dritte Band mit Ausgabe der 25. Lieferung begonnen worden. Derselbe enthält den Holzschnitt: „Ingeborg" von R. Lindgren nach einer Photographie, „Ein Empfang auf dem Lande", nach dem Gemälde von A. Hornemann, „Wilder Stier", nach dem Gemälde von Victor Weishaupt, „Seestrand bei Mondbeleuchtung", nach dem Gemälde von Ed. Schleich, „Der Raub der Helena", nach dem Gemälde von R. v. Deutsch, „Sperlingsnest", Miniaturzeichnung von J. Giacomelli. Auch die Ausführung der in den neuest erschienenen Heften gegebenen Holzschnitte ist ein vollgiltiger Beweis dafür, daß sich das sehr verdienstliche und von wahren Kunstfreunden mit lebhaftem Interesse begrüßte Unternehmen durchgehends auf dem von Anfang an eingenommenen künstlerischen Höhepunkt hält.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 43. Sonntag, den 29. Mai. 1881.

Inhalt: Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland. I. II. — Briefe aus Paris. — Bücherbesprechungen (Schauen und Schaffen, neue Gedichte von Albert Möser. Wilhelm Braune's „Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. u. XVII. Jahrhunderts". „Die Somoserra", Roman von Robert Waldmüller. „Die beiden Russinnen", Roman von Johannes van Dewall. „Im Spiegel", Roman von Emile Erhard. „Segenbringende Reisähren", von Dr. F. A. Zunker von Langegg. Saling's Börsen-Jahrbuch 1881/82).

Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland.

I.

Die rege Theilnahme aller gebildeten Kreise an den geographischen Errungenschaften und Bestrebungen, wie auch insbesondere das Interesse an den Fortschritten, die auch der deutsche heldenmüthige Entdeckungseifer und deutsches wissenschaftliches Streben in Afrika, dem „schwarzen Erdtheil", errungen, veranlassen es, den Lesern unseres Blattes in Kürze auf Grund der von der Afrikanischen Gesellschaft herausgegebenen Berichte einen kurzen Umriß der Geschichte dieses Vereins und dessen, was bis jetzt erreicht worden ist, zu geben. Jedenfalls kommen wir damit auch einem großen Theile unserer Leser entgegen, da ja unter ihnen gewiß viele sind, die durch Beiträge den Bestrebungen des Vereins näher stehen.

Afrika ist bis jetzt noch der in seinem Innern am wenigsten bekannte Erdtheil, denn fast unüberwindliche Schwierigkeiten stellen sich dem eindringen wollenden Forscher in den Weg. Aber dennoch ist gerade in den letzten Decennien die Zahl auch deutscher Pioniere der Wissenschaft groß, die ihr Wissensdrang in jene Regionen führte, und von denen mancher dem mörderischen Klima oder habsüchtigen und fanatischen Mördern erlag. Wir nennen unter diesen Helden nur Barth, Overweg, Vogel, v. Beurmann, v. Heuglin, Steudner, Hartmann, Rohlfs, Nachtigal und Schweinfurth, die vom Norden her einzudringen versuchten, während Roscher, v. d. Decken, Fritsch, Mauch und Hahn sich Südafrika zu ihrem Erforschungsfelde gewählt hatten. Wohl sind große Triumphe für die ganze geographische Wissenschaft von ihnen erreicht worden, allein gewaltig blieben und bleiben noch die Lücken, die „weißen Flecke", im Innern dieser compacten Landmasse.

Ausgehend von dem Gedanken, daß eine weitere Förderung des angebahnten Erforschungswerkes verfolgt werden müsse, daß dies eine Pflicht gegen die kühnen Reisenden, die zurückgekehrt sind, und eine Ehrenschuld sei, die man den Manen jener gefallenen Helden zu zahlen habe, nahm es der Vorstand der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin im Jahre 1872 in die Hand, auch weitere Kreise für diese Forschungen zu interessiren, um die nöthigen Geldmittel, die ein energisches Vorgehen erforderte, zu erreichen. Der Vorstand trat mit Aufrufen an die Kaufmannschaft zu Berlin, an die naturwissenschaftlichen, die geographischen Gesellschaften Deutschlands und schließlich mit allgemeinen Aufrufen an die Oeffentlichkeit hervor, welche für die Unterstützung des Planes, durch eine Reihe methodisch geleiteter Expeditionen auf die Erforschung Aequatorial-Afrikas hinzuwirken, petitionirten. Diese Aufrufe fanden in den höchsten und in niederen Kreisen den größten Beifall und die werkthätigste Unterstützung, mehrere Vereine für Erdkunde traten in plono bei. Die Geldbeiträge ermöglichten es, bereits 1873 die Absendung einer ersten Expedition ins Auge zu fassen.

So constituirte sich am 19. April 1873 in der Versammlung der Delegirten der geographischen Gesellschaften von Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Halle, Hamburg, Leipzig und München unter hohem Protectorate die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas" oder „Die Afrikanische Gesellschaft". Sie nahm als ihre Aufgabe in die Statuten auf: „Die wissenschaftliche Erschließung der noch unbekannten Gebiete Central-Afrikas" zu verfolgen. Als Vorstand fungirte Prof. Dr. Bastian in Berlin, der sich in bereitwilligster Weise dem großen Werke widmete; dem Vorstand zur Seite stand ein Ausschuß, und der Sitz des Vereins ist Berlin.

So konnte nun, nachdem noch die betreffenden preußischen Ministerien eine größere Anzahl Gewehre verabfolgt hatten, die portugiesische Regierung ihren Schutz und Beistand zugesagt hatte und eine Petition an den Reichstag um eine jährliche Subvention eingebracht worden war, die erste Expedition ausgerüstet werden. Zu derselben waren ersehen als Führer Dr. Güßfeldt, als Begleiter Lieutenant v. Hattorf und der Geometer v. Görschen. Sie hatten die Aufgabe, von der Westküste des südäquatorialen Afrika aus die von Osten her von Livingstone begonnenen Entdeckungen zu vervollständigen.

Am 16. Mai 1873 reiste die Expedition ab, begleitet von Prof. Dr. Bastian, welcher auf eigene Kosten reiste und so lange an der Loangoküste zu bleiben gedachte, bis eine bestimmte Operationsbasis für das Unternehmen gewonnen sein würde.

Leider traf diesen ersten Anfang schon in der Nähe der afrikanischen Küste ein bedeutender Unfall: das englische Schiff „Nigretia", welches Güßfeldt und v. Hattorf benutzten, rannte bei Freetown auf einen Felsen, und so ging die Ausrüstung der Expedition verloren, nur wenig konnte gerettet werden. Wenn auch durch diesen Verlust der weitere Fortgang des Werkes durchaus nicht in Frage gestellt war, da der Vorstand der Gesellschaft bald neue Instrumente beschaffte, wobei die von der Liverpooler Assecuranz-Gesellschaft eingegangene Versicherungssumme von 1000 Pfd. Sterl. mit verwendet wurde, da ferner vom deutschen Kaiser wieder 100 Infanteriegewehre geschenkt wurden, und da 25 000 Thlr. aus dem Dispositionsfond Sr. Majestät des Kaisers bewilligt worden waren, so hatte das Unglück doch eine längere Verzögerung zur Folge. Dr. Güßfeldt blieb einstweilen in Freetown und begab sich dann nach Bananas, um mit Dr. Bastian und v. Görschen zusammen zu treffen und mit ihnen weitere Schritte zu berathen. Es wurde nun beschlossen, 1½ Meile nördlich von Landana (etwa 5° s. Br.), zwischen Cabinda und Loango eine Station anzulegen, Chinchoxo, und hier mannigfaltige Beobachtungen anzustellen, Erkundigungen einzuziehen und die Regenzeit abzuwarten. Die Station be-

stand aus einem alten einfachen Gebäude, das früher eine leerstehende Factorei gewesen war. Die Lage des Ortes war eine vortheilhafte, da von hier aus eine bequeme Verbindung mit Europa und anderentheils mit dem Innern möglich war, außerdem hatte sich das Klima an dieser Stelle als ein entsprechend günstiges erwiesen. So wurde denn nun zunächst das baufällige Haus restaurirt und zu längerem Aufenthalt für die Neugezeit hergerichtet.

Der Leiter der Expedition ließ es sich angelegen sein, getreu seiner Instruction die Orientirung über die Küste und das auflösende Binnenland in politischer und physikalischer Hinsicht weiter zu vervollständigen, und er unternahm auch bereits einige Vorstöße nach Konde, dem Hauptort des kleinen Reiches Dinge, und wollte dann nach dem Quillusluß aufbrechen. Um weitere wissenschaftliche Operationen zu beginnen, wurden hierauf vom Vorstande der Gesellschaft in Berlin noch die Herren Dr. Falkenstein, der Mechaniker O. Lindner und der Botaniker Sohaux zur Vervollständigung der Expedition nachgesandt.

Nach sechsmonatlicher Abwesenheit kehrte Dr. Bastian von der Westküste Afrikas nach Berlin zurück. Er berichtete über vieles Neue und konnte versichern, daß bei der Opferwilligkeit der Reisenden und der bestmöglichen Benutzung erleichternder Umstände sicher auf gute Resultate der Forschungen zu hoffen sei. Um die Mitglieder der Afrikanischen Gesellschaft fortdauernd über die einzelnen Vorgänge im Laufenden zu erhalten, wurde das „Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft" gegründet, das die Briefe der Reisenden veröffentlichte, Beschlüsse und Einrichtungen des Vorstandes zur allgemeinen Kenntniß brachte und über die eingegangenen Beiträge quittirte.

Dr. Güßfeldt unternahm vom October bis Anfang December 1873 einen Vorstoß in das Innere, indem er, am Quillu (ein Fluß von der Größe des Rheines) entlang reisend, in die Landschaft Majombe und von da in das bis dahin nur dem Namen nach bekannte Reich Jangela eindrang. Dr. Falkenstein legte während dieser Zeit zoologische Sammlungen an, fertigte zahlreiche Photographien, beobachtete die Körpertemperaturen der Neger, nahm zahlreiche andere Messungen vor u. s. w. Güßfeldt's Reise war an Erfolgen reich. Nach Vollendung derselben war nun für ein Vordringen in das Innere eine gesicherte Grundlage geschaffen, und auf diesem Wege, also in der Richtung nach Nordost zu, wurde denn auch das weitere Arbeiten der Expedition angebahnt. Der Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft übersandte die Instructionen, und nach denselben sollte die Expedition etappenweise vorgehen, um möglichst lange die Communicationen mit der Küste aufrecht zu erhalten, damit immer neue Ergänzungen der Ausrüstung möglich seien.

Die schwierigste Frage bei den nun zu nehmenden Vorbereitungen blieb die des Gepäcktransports. In diesen Gebieten Afrikas ist das einzige Transportmittel der Kopf des Negers. Es mußte demnach eine größere Anzahl Schwarzer gewonnen werden. Da aber die Benutzung der in der Nähe Chinchoxos einheimischen Neger wegen der hier herrschenden anarchischen Zustände und wegen der großen Zahl kleiner Machthaber wenigstens für eine längere Reise unmöglich gemacht ward, mußte Dr. Güßfeldt versuchen, Träger in südlicheren Districten zu bekommen. Es gelang ihm auch, 100 Mann zu dingen.

In dieser Zeit, 1874, war es auch, als Hr. Dr. Pechuel-Loesche der Expedition nachgesandt wurde, um für Dr. Güßfeldt einen directen Assistenten zu schaffen, der bei den geographischen Ortsbestimmungen und sonstigen anderen wissenschaftlichen Arbeiten eine Stütze sei.

Da sich die Ankunft der Trägerkarawane verzögerte, beschloß Dr. Güßfeldt, die Zwischenzeit zu einer abermaligen Reise nach dem Quillu zu verwenden. In Begleitung Lindner's brach er auf. Diese Reise war aber im Ganzen eine ungünstige. Dr. Güßfeldt wurde krank, ein großer Theil der nöthigen Instrumente ging zu Grunde, ein anderer Theil wurde gestohlen. Dazu kam, daß die Träger in ihren Forderungen geradezu unverschämt und dann widerspenstig wurden, ja eine Anzahl derselben sogar floh. So mußte sich Dr. Güßfeldt, um nicht alles zu verlieren, entschließen, die Rückreise anzutreten. Schon hier erfuhr der Reisende, daß das Mißtrauen der Eingebornen gegen Weiße mit der Anzahl der Träger wachse, und daß demnach für seine eigentliche noch mehr Köpfe zählende Expedition die Hoffnung des Gelingens nicht zunehmen konnte.

Nachdem Dr. Güßfeldt wieder nach Chinchoxo zurückgekehrt war, ging Dr. Falkenstein nach dem Süden, um den Gesundheitszustand der gedungenen Neger zu untersuchen. Diese Benguela-Neger befanden sich aber in den traurigsten Verhältnissen. Sie waren meist schwächlich, kränklich, schlecht genährt, einige der sünfzig, die Dr. Falkenstein bei seiner Rückreise gleich mit nach der Station nehmen wollte, starben unterwegs. Im Februar 1875 langten dann die anderen 50 Mann an. Um diese Karawane einzuschulen, wurde von Seiten des Vorstandes in Berlin der Major v. Mechow nach Chinchoxo entsandt. Aber diese Neger konnten den Wechsel des Klimas nicht ertragen, viele starben oder wurden krank, und der Rest war nicht an Disciplin zu gewöhnen. Dazu gesellte sich bei diesen Leuten noch Habgier, besonders unter den Aufsehern, und Haß gegen die Weißen und Deutschen, der so weit ging, daß der Mechaniker Lindner auf einer Jagd von einem Schwarzen geschossen wurde. Die Neger der Umgegend hatten jedenfalls ihre Hand mit im Spiele, als viele der Träger desertirten, um das Eindringen ins Innere dadurch unmöglich zu machen.

Es war somit auch der Aufenthalt in der Station nicht der angenehmste, und das Schreckliche mußte besürchtet werden. Nachdem endlich unsägliche Schwierigkeiten überwunden waren und aufgebrochen werden sollte, trat die für die Expedition entscheidende Katastrophe ein: in einer Nacht floh die größere Anzahl Träger und dann, was besonders betrübend sein mußte, entfernten sich auch die Oberaufseher, auf die man alle Hoffnung gesetzt und welche man durch reichliche Versprechungen zu halten gesucht hatte.

Damit war für diese erste Expedition nach Aequatorial-Afrika eine Krisis eingetreten. Nach den wiederholten Unglücksfällen, die die Expedition getroffen, nach den Verlusten an Geld fühlte sich Dr. Güßfeldt nicht mehr berechtigt, weiter selbstständig in den Fortgang einzugreifen, und deshalb kam er nach Berathung mit den anderen Mitgliedern der Station zu dem Entschluß, nach Berlin zurückzukehren, daselbst dem Vorstand der Gesellschaft Rechenschaft zu geben und weitere Entschließungen zu beantragen.

Im September 1875 kam Dr. Güßfeldt wieder in Berlin an, und der Vorstand beschloß hierauf die Auflösung der Station Chinchoxo, da sie gewiß nicht mehr als Stützpunkt den Expeditionen dienen könne und ihre Aufrechterhaltung zu bedeutende Kosten beanspruche. So blieb nun der Leiter der ersten Expedition in Berlin.

Dr. Falkenstein und Dr. Pechuel-Loesche brachen nach Güßfeldt's Abreise nach dem Quillu auf, um ihre Sammlungen zu vervollständigen, kehrten dann aber im Juni 1876 mit Sohaux und Lindner ebenfalls wieder nach Berlin zurück. (v. Hattorf, v. Görschen waren bereits früher nach Europa zurückgekommen.)

Wenn nun auch diese sogenannte „Loango-Expedition" nicht die gewünschten Erfolge aufzuweisen hat und die Aufgabe, von der Loangoküste aus in das Innere Afrikas zu dringen, nicht gelöst hat, so hat doch die Thätigkeit der Mitglieder dieses ersten größeren deutschen Unternehmens zur Erforschung Afrikas gewichtige Resultate in geographischer und besonders naturwissenschaftlicher Hinsicht geliefert. Die zahlreichen eingegangenen Berichte der einzelnen Reisenden

zeugen von dem Fleiß und der Umsicht, womit meteorologische, geographische, ärztliche, naturwissenschaftliche u. a. Beobachtungen gemacht wurden, und die reichen nach Berlin gekommenen Sammlungen (Dr. Falkenstein brachte einen lebenden Gorilla mit nach Europa) haben viel Material für die Ethnologie, Zoologie, Botanik, Geologie u. s. w. geliefert, ebenso gebührt Dr. Falkenstein für seine wahrheitsgetreuen photographischen Darstellungen, die Neger-Typen, Landschaften, Gruppen, Scenerien und Thiere aufweisen, nur Anerkennung und Dank.

II.

Bereits im Jahre 1874 wurde von der Afrikanischen Gesellschaft eine zweite Expedition an die Westküste Afrikas beordert. Sie stand unter der Führung des Geologen Dr. Lenz und erhielt die Aufgabe, am Ogowe-Fluß (etwa 1° s. B.) zu operiren. Am 16. Juni 1874 langte Dr. Lenz in Gabun an und fand bald bei dem Chef der Wörmann'schen Factoreien, Hrn. Wörbel, und ebenso bei dem französischen Gouvernement und den Missionsanstalten freundliche Aufnahme. Da dem Reisenden die Benutzung eines kleinen Ogowe-Dampfers in Aussicht gestellt wurde, benutzte er die Zeit bis zu dessen stromaufwärtsgehenden Abreise zu vielfachen geologischen und ethnographischen Excursionen. Vom August bis November wurden nun zunächst die beiden großen Seen Elwa Jonanga und Elwa Isango, die mit dem Ogowe in Zusammenhang stehen, besucht. Am 15. December begann Dr. Lenz seine größere Reise auf dem Ogowe unter persönlicher Theilnahme des hier bedeutenden Häuptlings Renoki. Er drang in das Gebiet der etwas feigen und bedeutenden Sclavenhandel treibenden Okota-Neger ein, sand aber bei den einzelnen Dorfkönigen eine ziemlich freundliche Aufnahme. Dann lernte er die Akelle, Apingi und Apongo kennen. Diese Negerstämme und besonders der letztgenannte ist es, der in der Frage der afrikanischen „Zwergvölker" eine Rolle spielt. Dem Reisenden gelang es, die du Chaillu'schen phantastischen Darstellungen auf ein richtigeres Maß zurückzuführen. Besonders diese Apongos sind geistig heruntergekommen und stehen auf einer niedrigeren Bildungsstufe als ihre Nachbarn. Dann betrat Dr. Lenz das Gebiet der Okande und kam in Dörfer, die noch keinen Weißen gesehen hatten. Reich an Resultaten wurde dann die Rückreise nach den Factoreien auf dem Ogowe wieder angetreten.

Dieselbe Reise wurde dann im Juni 1875 wieder unternommen, jetzt aber, um noch weiter den Ogowe hinauf vorzudringen. In 20 Tagen hatte man Lope im Lande der Okande erreicht. Die dortigen Bewohner weigerten sich aber, den Reisenden mit seinem Gepäck weiter flußaufwärts zu geleiten, da sie sich vor den mächtigen M'pangwe-Negern fürchteten, die bereits geäußert hätten, den Weißen zu tödten. Auch Dr. Lenz ersuhr hier der Widerwärtigkeiten so viele, Geld und Güter gingen verloren, Vieles wurde gestohlen, gemiethete Träger entflohen wieder, — aber er verlor den Muth nicht.

Es wurde beschlossen, nun den von Süden herkommenden Ofue-Fluß zu befahren, um in das Gebiet der Asimba einzudringen und von da aus weiter östlich mit Umgehung der Ofheba wieder den Ogowe zu erreichen. Dies wurde ausgeführt, aber der Aufenthalt im Asimbagebiet wurde durch Aergernisse, Enttäuschungen, Krankheit u. a. auf mehrere Monate ausgedehnt, und waren es wieder die Okande, die dem Reisenden alles Mögliche in den Weg legten.

Mit Hilfe der Ofheba gelang endlich eine Landreise durch dichten Urwald bis zum Ogowe zu den Osaka. Von da aus strebte der kühne Reisende, bis an den Congo zu gelangen: allein die Furcht der Abumabegleitung setzte dem Fortgang ein Ziel. Es mußte die Rückreise angetreten werden, die nicht ohne kriegerische Angriffe der die Ufer bewohnenden Negerstämme vor sich gehen sollte: unschuldig erscheinend kamen Ofhebas bis in die Nähe der Canoes, um dann mit ihren schlechten Feuersteingewehren zu feuern. Sie machten aber den den Ogowe schnell stromabwärts fahrenden Booten wenig Schaden. So kehrte endlich Dr. Lenz nach den Factoreien wieder zurück. Die mannigfachen Anstrengungen, Gefahren und Aufregungen aller Art, die endlich bedeutsam auf den Gesundheitszustand des Reisenden einwirken mußten, machten es nothwendig, Ende 1876 wieder nach Europa zurückzukehren.

So endete die „Ogowe-Expedition" mit günstigerem Resultat, — ein Lichtpunkt in der Geschichte der deutschen geographischen Forschungen.

Ein Hauptergebniß dieser zweiten Expedition ist die Richtigstellung des Laufs des Ogowe, soweit es Dr. Lenz gelingen konnte. Der Ogowe geht fast rein ost-westlich und schneidet den Aequator nicht, wie die demnach falschen Aufnahmen von de Compiègne und A. Marche darlegen. Dann wurden zahlreiche ethnographische und naturwissenschaftliche Sammelstücke mit nach Europa gebracht und die Kenntniß der in diesen Gebieten sich aufhaltenden zahlreichen Negerstämme bedeutend erweitert. (Schluß folgt.)

Briefe aus Paris.

(Ein Fest beim Baron Adolph Rothschild. — Der Tod des Hrn. Emil v. Girardin. — Die französische Revolution und ihre neuen Historiker. — Die Eröffnung der Kunst- und Gemälde-Ausstellung im Industrie-Palaste der Champs-Elysées.)

** **Paris**, im Mai.

Der Monat Mai, der „wunderschöne Monat", ist hier in Paris in der Regel ganz entsetzlich regnerisch, es vergeht fast kein Tag ohne Regengüsse. Auf die naive Frage, warum es im Mai hier so viel regne, giebt ein Spaßvogel die Antwort: der Monat Mai weine über die vielen schlechten Verse, die zu seiner Verherrlichung verfaßt würden. Man kann freilich den Dichtern das Recht nicht absprechen, den Blüthenmonat nach Herzenslust zu besingen; der Monat Mai aber ist auch in seinem Rechte, wenn er sich aus ihren Liedern nichts macht, denn er hat seine eigenen Sänger: die Nachtigallen! Mitten in diesem Nachtigallen-Concert, das uns gegenwärtig allabendlich von den gefiederten Sängern gratis geboten wird, ist es einem Mitgliede der hier regierenden Dynastie Rothschild, dem Baron Adolph, eingefallen, in seinem Palais in der Rue de Monteeaux ein menschliches Concert zu veranstalten, das er freilich nicht gratis gebabt, sondern fürstlich bezahlt hat. Die bedeutendsten Kunstgrößen waren zu diesem Concert vereinigt, sogar die Patti, die diva Adelina, hatte sich durch den klingenden Namen Rothschild bewegen lassen, die Wolke, in welche sie sich in der Regel zu hüllen pflegt, zu verlassen, sie hatte geruht, ihre Mitwirkung bei dem Concert hoffen zu lassen; im letzten Augenblicke aber war ihr etwas in die Kehle gefahren, sie ließ sich heiser melden und die Gäste des Königs der Banquiers mußten sich mit den Gesangesleistungen des Königs der Baritonisten Hrn. Faure begnügen; die Baritonisten haben das Gute, daß sie selten heiser werden; der Tausch war übrigens nicht so übel, denn Faure ist ein unnachahmlicher und unübertrefflicher Sänger, den man leider hier nur noch sehr selten hört; er ist zu theuer für Paris geworden, der Director der Großen Oper kann ihn nicht mehr bezahlen, London mit seinen unwiderstehlichen Pfundnoten hat ihn uns weggekapert.

Das Concert, wenn auch von den bedeutendsten Kunstkräften ausgeführt, war übrigens bei dem Rothschild'schen Feste nur Nebensache; die Hauptsache war das Palais des

Krösus der Bauquierz; um den Gästen die eingehende Besichtigung und Bewunderung all' der Schätze zu ermöglichen, die dieses Palais enthält, fand das Fest am hellen Tage statt; es war eine sogenannte matinée musicale. Ueber tausend Personen waren dazu mit Einladungen beglückt worden, aber es fand kein Gedränge statt, man bewegte sich gemächlich in den prächtigen Sälen und der Dienst, der von einer Armee von Lakaien in goldstrotzenden Livréen und gepuderten Perrücken versehen wurde, stockte nicht einen Augenblick. Vor den großen Empfangs-Salons, es sind deren fünf, dehnt sich eine breite mit exotischen Pflanzen besetzte und mit persischen Teppichen belegte Marmor-Terrasse aus; von dieser Terrasse aus gewinnt man den Zutritt in die unvergleichliche Bilder- und Kunst-Galerie des Baron Adolph Rothschild. Die herrlichsten Schätze sind hier vereinigt; Sammlungen, die einzig auf der Welt sind; Bergkrystalle, wie ich sie in meinem Leben noch nicht gesehen habe, alte Juwelen, an denen Hr. v. Rothschild seit länger als zwanzig Jahren sammelt, merkwürdige Möbel in allen Formen und aus allen Zeiten, tausend werthvolle Kunstschätze, Elfenbeinschnitzereien u. s. w. aus der Zeit der italienischen Renaissance, aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Leider fehlt mir der Raum, um alle diese Herrlichkeiten hier aufzuzählen. Unter den zahlreichen Gemälden zeichnet sich ganz besonders eine Sammlung von Bildern der französischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts aus; Frogonard, Greuze und Bouché sind besonders glücklich vertreten; von diesem letzteren Künstler finden wir das berühmte, so oft copirte Porträt der Marquise von Pompadour, ein in seiner Art vollendetes Meisterwerk, vor welchem man sich seufzend eingestehen muß, daß in unserer Zeit keine solchen Porträts mehr gemalt werden; die unnachahmliche Grazie und Leichtigkeit dieser alten Porträtmaler scheint verloren gegangen, sie scheint also wirklich unnachahmlich bleiben zu sollen. Die Bewunderung erschöpft und erneuert sich jeden Augenblick bei der Betrachtung dieser schönen Kunstschätze, die man geblendet, aber mit dem lebhaften Wunsche verläßt, sie recht bald und recht oft von Neuem bewundern zu dürfen.

Ich habe die Zahl der zu diesem Feste mit Einladungen Beglückten bereits erwähnt; die Namen Einzelner zu nennen, scheint mir fast gewagt, die Liste möchte zu lang werden und es könnte mir mit diesen Gästen wie mit Lafontaine's Fabelhelden ergehen, die Frau v. Sevigné mit einem Korb Kirschen vergleicht, „man nimmt sich vor, nur die schönsten zu pflücken und schließlich ist man sie alle auf". Ich will aber wirklich nur den dessus du panier und die fine fleur nennen: zunächst die Königin Isabella von Spanien, die lange Zeit allein auf einem für sie reservirten Brocat-Sopha saß, alle Welt hielt sich in demuthsvoller Ferne von dem königlichen Sitze, bis ein noch junger Mann mit vollem Barte es wagte, neben Ihrer Majestät Platz zu nehmen und sich mit ihr in ein scheinbar ganz vertrauliches Gespräch einzulassen — es war Don Carlos, ja Don Carlos auf demselben Sopha mit Isabella II.; vor wenigen Jahren noch würde man eine solche Nachbarschaft für unmöglich gehalten haben; man erlebt indessen in Paris so Vieles, daß man sich über nichts mehr wundert. Neben der Königin auf der anderen Seite saß der Herzog von Nemours; die Familie Orleans ist bekanntlich dem Hause Rothschild sehr gnädig gesinnt. Den königlichen Herrschaften gegenüber saßen auf Tabourets, die ganz an die Zeit Ludwig XIV. und an das viel beneidete und viel umworbene droit du tabouret erinnerten, das nur Herzoginnen erlangen konnten, die Herzoginnen von la Trémouille, von Ayen, von Uzès, von Alvarès und noch mehrere andere Damen der höchsten französischen und spanischen Aristokratie. Aber auch die Welt der Künste, der Wissenschaften und die Presse waren vertreten. Unter den anwesenden Journalisten fehlte nur Einer, der hervorragendste unter allen, der bei solchen Anlässen immer in erster Reihe stand und von den allen Seiten gefeiert wurde . . . Emil v. Girardin war nicht erschienen, er weilte nicht mehr unter den Lebenden, der Tod hatte ihn von dem Kampfplatze abgerufen, den er so lange tapfer und unerschütterlich behauptet hatte; die Kunde seines Hintritte, die Paris mit Blitzesschnelle durchflogen, hatte in den weitesten Kreisen Theilnahme und Auffehen erregt.

Girardin's Tod ist zunächst ein großer Verlust für die französische Presse, die er eine Zeit lang in gewissem Sinne beherrscht hat; er war eine Autorität, sein Verlust ist um so tiefer zu beklagen in einer Zeit, wo alle Autoritäten mehr und mehr hinschwinden. Der Lebenslauf dieses erstaunlichen Mannes läßt sich in dem einen Worte zusammenfassen: Arbeit, fortwährende, unermüdliche und unverdrossene Arbeit! Er war im Jahre 1802 als der außereheliche Sohn des französischen Generals Alexander v. Girardin geboren. Sein Vater erkannte ihn erst später an, als der junge Mann sich bereits durch die Presse eine Bahn gebrochen hatte. Nächst seinem unermüdlichen Fleiße verdankte Girardin Alles, was er war und Alles was er hatte, der Presse, einer Macht, die er zum großen Theil selbst gegründet, die er aber durch einen seltsamen Widerspruch mit sich selbst fortwährend in Abrede stellte und verleugnete; seine vierzigjährige, ununterbrochene journalistische Thätigkeit war überhaupt reich an Widersprüchen, aber auch reich an Ideen und zumeist an glücklichen Ideen. Im Jahre 1836 übernahm er das Journal die „Presse" und setzte sofort den Abonnementspreis um die Hälfte, das heißt von 80 auf 40 Frcs. herunter; eine glückliche Idee, die einen zündenden Erfolg hatte, ihm Hunderttausend Abonnenten und gleichzeitig ebenso viel Neider und Feinde eintrug. Die gegenwärtige billige Presse in Frankreich, namentlich die kleinen Journale zu einem Sou, sind seine Schöpfung, eine Schöpfung, die ihm Millionen eingetragen hat. Im Jahre 1848 wurde die „Presse" durch den General Cavaignac unterdrückt und Girardin in den Kerker geworfen, wo er sein famoses „Tagebuch eines Journalisten" schrieb. Bald wieder auf freien Fuß gesetzt, nahm er sofort wieder die Veröffentlichung seines Journals auf. Beim Staatsstreich vom 2. December gehörte Girardin natürlich mit unter die Zahl der Verbannten. Nach wenigen Monaten erhielt er jedoch die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich; da er erkannte, daß er seine bisherige Polemik unter der eisernen Faust mit dem Sammethandschuh Napoleon III. nicht werde fortsetzen können, verkaufte er seinen Antheil an der „Presse" für 800 000 Franken und widmete sich eine Zeit lang der finanziellen Journalistik. Erst im Jahre 1865 übernahm er selbständig wieder die Leitung eines politischen Blattes, der „Liberté", die dem Banquerott nahe war und nur noch 300 Abonnenten hatte; wenige Monate nach seiner Uebernahme dieser Redaction war die Anzahl der Abonnenten bereits wieder auf 50 000 gestiegen .... Während der Commune hatte sich Hr. v. Girardin an die Spitze der „Union française" gestellt; im Jahre 1872 brachte er das „Officielle Journal", 1873 das „Petit-Journal" käuflich an sich und im Jahre 1874 übernahm er die Redaction en chef des Journals „La France", die er bis an sein Ende geleitet hat. Das ist in kurzen Zügen das Resumé der journalistischen Thätigkeit des berühmten und unermüdlichen Polemikers, der mit nichts, ja mit weniger als nichts angefangen hat, da ein Flecken auf seiner Geburt haftete, und der, nachdem er sich im eigentlichen Sinne des Wortes zu einer journalistischen Großmacht emporgeschwungen hatte, als mehrfacher Millionär gestorben ist. Es ist dies ein glänzendes und aufmunterndes Beispiel, was der menschliche Fleiß und der menschliche Wille vermögen; ein wenig Glück und Verstand gehören freilich auch noch dazu.

Die finanzielle Carrière Girardin's war vielleicht noch glänzender als seine journalistische; seiner richtigen Einsicht und seinem scharfen Blick auf dem finanziellen Gebiet, auf welchem er seit 1831 thätig war, verdankte er jedenfalls die

Grundlage zu seinem bedeutenden Vermögen. Das Hôtel, welches er sich hier erbaut hatte, war eine wahrhaft fürstliche Behausung im Stadtviertel des Arc de Triomphe, bekanntlich einem der glänzendsten Theile von Paris. In diesem Hôtel ist Alles aus- und eingegangen, was Paris, ja was ganz Europa an literarischen, finanziellen und politischen Berühmtheiten besitzt. Girardin empfing viel, er war im eigentlichen Sinne des Wortes ein Lebemann. Er hatte viele Verehrer, aber, wie dies seine fortwährende Kampfesstellung, seine unermüdliche und immer scharfe und einschneidende, oft verletzende Polemik mit sich brachten, hatte er noch mehr und häufig sehr leidenschaftliche Gegner. Namentlich auf dem politischen Gebiet wurde er oft heftig angegriffen; er wußte sich indessen zu vertheidigen, ja er war ein bösartiger, gefährlicher Feind, er ließ sich nicht ungestraft angreifen; wehe dem, der ihm in seinen Zornesanfällen unter die Feder kam, er wurde schonungslos niedergemetzelt. Obgleich es nicht in meiner Absicht liegt, den Politiker Girardin in dieser Besprechung hervorzuheben, bitte ich doch um die Erlaubniß, eines seiner politischen Lieblings-Axiome hier anführen zu dürfen, weil dasselbe seine ganze politische Richtung charakterisirt: „Ich werde stets die Regierung, die zu Recht besteht, jeder anderen vorziehen; wenn diese Regierung schlecht ist, kann man sie besser zu machen suchen, während sich gegen Etwas, das nicht oder noch nicht existirt, auch nichts thun läßt." Dieses Axiom, das sich übrigens sehr wohl vertreten läßt, hat ihm hier in Frankreich, wo man ewig auf den Sturz des Bestehenden sinnt, die meisten und die heftigsten Angriffe, ja oft geradezu Beschimpfungen zugezogen, auf die er aber immer in der gleichen Tonart und in dem ihm eigenthümlichen, scharf zugespitzten Stile antwortete, der seine Polemik so pikant und auch interessant machte, so daß ein Artikel aus seiner Feder oft geradezu zu einem von Millionen Lesern commentirten und kritisirten Ereigniß wurde. Als unermüdlicher Arbeiter saß er regelmäßig, im Sommer wie im Winter, früh um fünf Uhr in seinem großen Studirzimmer, das beinahe einem Museum glich, an seinem Arbeitstisch und ertheilte sogar oft schon um diese Stunden Audienzen, zur nicht geringen Verzweiflung der Bittsteller, meist junger Journalisten, die sich um eine Audienz bei ihm beworben hatten; diese jungen Leute empfing er mit der oft von ihm wiederholten Phrase, die in der That eine gute Lehre enthält: „Paris gehört den Frühaufstehern!" Selbst während der Commune, unseligen Andenkens, hatte sich Hr. v. Girardin nicht bewegen lassen, seine gewohnte Lebensweise zu ändern, er setzte seine journalistische Thätigkeit unbeirrt fort. Auf die später an ihn gerichtete Frage, wie es ihm möglich geworden sei, mit den Communisten, die in seinem Journale keineswegs sanft behandelt wurden, so ungestraft fertig zu werden, entgegnete er: „Das Mittel war sehr einfach; ich habe in meinem Hôtel ein ganzes Bataillon Communisten untergebracht, die ich bezahlt, genährt und ganz besonders auch gehörig getränkt habe!"

Wie als Politiker wurde Hr. v. Girardin auch als Mensch, als Privatmann in seinen intimsten Verhältnissen vielfach angegriffen. Man wird nicht ungestraft Millionär; die Zahl der Feinde und namentlich der Neider wächst mit den zunehmenden Millionen. Nächstdem hatte Hr. v. Girardin aber ein etwas hochfahrendes, abstoßendes Wesen, namentlich im Verkehr mit Männern; den Damen gegenüber vertrat er die galanten Traditionen des ancien régime; er war ein großer Verehrer des schönen Geschlechts. Geliebt, wirklich geliebt hat er aber in seinem ganzen langen Leben wol nur zwei Menschen: seinen Jugendfreund, den bekannten Doctor Cabarrus, den Sohn der ihrer Schönheit wegen berühmten Madame Tallien, und seine erste Frau, die schöne Delphine Gay, die sich auch als Schriftstellerin einen Namen gemacht hat. Nach ihrem Tode hatte sich Hr. v. Girardin noch einmal, aber nicht glücklich verheirathet. Seine erste Frau dagegen erwiderte die Zärtlichkeit, die er ihr entgegenbrachte, ganz; sie hatte namentlich den absoluten Glauben an seine hervorragende Befähigung, wie die nachstehende hübsche Anekdote beweist, die man mir erzählt hat. Es war im Jahre 1848, kurze Zeit nach der Revolution, die Louis Philipp gestürzt hatte. Frau v. Girardin empfing den Besuch einer Freundin, die sehr bestürzt über die Ereignisse ihr Klageleid mit den Worten schloß: „Wer wird uns aus diesen chaotischen Verhältnissen retten!" „„Der da oben allein ist es im Stande!"" entgegnete Frau v. Girardin sehr ernst und wies nach dem Plafond ihres Zimmers, über welchem ihr Mann das seinige im ersten Stockwerk hatte; Frau v. Girardin wohnte zu ebener Erde. Die Freundin aber verstand falsch und erwiderte: „Ja, Sie haben Recht, Gott allein kann uns helfen!" „„Ich bewahre,"" antwortete Frau v. Girardin pikirt, „„ich spreche von meinem Mann."" Mit gleicher, absoluter Verehrung hing auch der Doctor Cabarrus an seinem Freunde Girardin, an dessen Siegen und Triumphen auf dem Gebiete der Journalistik er stets den regsten Antheil nahm. Wie in so vielen anderen Dingen, hat also Hr. v. Girardin auch in der Ehe und in der Freundschaft Glück gehabt. Die lebensgroßen Porträts seiner ersten Frau und seines Freundes waren die einzigen Bilder, welche sein Schlafzimmer schmückten; sie hingen dem Bett gegenüber, in welchem er gestorben ist. Aber selbst noch dem Tode gegenüber, dem er übrigens muthig entgegentrat, blieb Girardin Polemiker, er ließ sich nicht einschüchtern, kämpfte so lange er es vermochte und gab nur widerwillig nach, weil er nicht anders konnte, aber ohne sich mit Ergebung zu unterwerfen; er litt an Gichtschmerzen und hatte mehrere Schlaganfälle gehabt, so daß er des freien Gebrauches seiner Glieder beraubt war und in einem Rollstuhl von einem Zimmer ins andere gerollt werden mußte; hierin erblickte er eine Demüthigung, die Schmerzen kümmerten ihn wenig, aber das Gefühl, nicht mehr Herr seiner Bewegungen zu sein, war ihm unerträglich; seinem Neffen, der ihn in den letzten Tagen oft aus einem Gemach ins andere rollte, sagte er mehrmals: „Es ist schlimm, gegen eine solche Demüthigung nichts thun zu können!" Dies waren auch seine letzten Worte, als er kurz vor seinem Tode in sein Bett gehoben werden mußte; er ist also bis an sein Ende seinem polemischen Charakter treu geblieben. Hr. v. Girardin ist oft falsch beurtheilt und unverdient angegriffen und verleumdet worden; die Mitwelt war ungerecht gegen ihn, wie sie dies so häufig zu sein pflegt; ich schiebe dies auf eine Wirkung der Optik, wir stehen den Menschen und den Verhältnissen zu nahe, um sie unparteiisch beurtheilen zu können. Die Nachwelt ist gerechter. Es ist ja die schöne Aufgabe der Geschichtschreiber, Gerechtigkeit zu üben, in großen wie in kleinen Dingen.

In großen Dingen wird gerade gegenwärtig hier eine solche historische Gerechtigkeit ausgeübt und zwar in Bezug auf die große französische Revolution. Die Geschichte dieser Revolution, die schon so oft geschrieben, beschrieben und umschrieben worden ist, durchschreitet gegenwärtig eine besonders interessante Phase. Die Aera der Poeten, der Rhetoren, der romanhaften Historiker, die uns die Girondisten zeigen, wie sie ein Gastmahl in einem Gefängniß halten, das sie niemals betreten haben, und sich bei dieser Gelegenheit in Reden ergießen, die niemals gesprochen worden sind, diese Aera scheint nunmehr definitiv geschlossen. Man arbeitet heut zu Tage auf Grund bestimmter, authentischer, gewissenhaft controlirter Documente. Während der bekannte Historiker Taine an den dritten Band seiner „Origines de la France contemporaine" mit dem Nebentitel: „La Conquête jacobine" die letzte Hand legt, bearbeitet der Baron v. Lahre den letzten Band der „Geschichte der Schreckenszeit", den Mortimer Ternaux leider vor seinem zu schnell eingetretenen

Tode zu vollenden nicht Zeit gehabt hat. Dieser letzte Band des bedeutenden Werkes wird mit Ungeduld erwartet. Das Buch hat insofern ein besonderes Interesse, als es das erste ist, welches über jene systematisch entstellten, ja in gewissenloser Weise beschönigten und entschuldigten Ereignisse rückhaltlos die Wahrheit sagt und sie uns in ihrer ganzen gemeinen, trivialen und blutgierigen Scheußlichkeit zeigt. Es ist außerdem noch ein zweites in ganz ähnlichem Sinne und von dem gleichen Gerechtigkeitsgefühle inspirirtes Werk unter dem Titel „l'Histoire du tribunal révolutionnaire" erschienen. Der Verfasser ist Hr. Wallon. Dieses Buch wirkt in seiner Einfachheit viel ergreifender, es thut mehr für die Wahrheit der Geschichte als alle die schönen phrasenhaften aber unrichtigen, oft wol gestissentlich unrichtigen Schilderungen der Herren Demagogen. Das Buch gründet sich auf Actenstücke; es zeigt uns mit beweiskräftigen Documenten das ganze abstoßende Elend, die raffinirte Grausamkeit jener Zeit, es zerstört die Legende, die von den Robespierres und Marats unserer Zeit über jene schmachvollen Schreckenstage gebildet worden ist, und es hat das Verdienst, daß es hoffentlich manchen jugendlichen Heißsporn, der sich zur Bewunderung oder gar Nachahmung der vermeintlichen Seelengröße und sittlichen Reinheit jener Blutmenschen hinreißen lassen könnte, von diesen gefährlichen Illusionen heilen wird. Ja, jene entsetzensvolle, schmachwürdige Zeit wird noch heute in einem so theatralischen Lande wie Frankreich vielfach falsch verstanden und falsch beurtheilt. Die berühmten Opfer jener blutigen Tage: Madame Roland, Charlotte Corday, Bailly, Vergniaud und so viele Andere finden noch auf dem Blutgerüst schöne Worte und Phrasen und verleihen dadurch jener fluchwürdigen Herrschaft des Schaffots beinahe epische Verhältnisse. Jene Phrasen haben viel dazu beigetragen, daß man die Mörder, die Greise und Kinder, große Gelehrte und Dichter dunt durcheinander dem Henkerbeil überliefernden, noch zu entschuldigen, ja zu glorificiren geneigt ist. Dieser selfamen und tadelnswerthen Verirrung macht das interessante Werk: „l'Histoire du tribunal révolutionnaire", das ich sehr zur Lectüre empfehle, ein Ende; es zeigt uns die Dinge wie sie wirklich waren, in ihrer ganzen Verwerflichkeit und übt dadurch einen Act historischer Gerechtigkeit aus, der besonders in unserer Zeit, wo der Jacobinismus sein Haupt wieder zu erheben wagt, Anerkennung verdient.

Das große künstlerische Ereigniß dieses Monats ist die Eröffnung der alljährlich um diese Zeit stattfindenden Kunst- und Gemälde-Ausstellung (vulgo des „Salon") im Industrie-Palast der Champs-Elysées. Es sind in diesem Jahre allein 2000 Bilder ausgestellt, ohne die übrigen Kunstwerke: Büsten, Statuen, Kupferstiche, architektonische Pläne und Zeichnungen zu rechnen. Es ist also eine förmliche Arbeit, wenn auch eine angenehme Arbeit, sich durch alle diese mehr oder minder schätzbaren Kunstwerke eine Bahn zu brechen und sich ein wenn auch nur summarisches Urtheil darüber zu bilden. Ich hoffe diese Aufgabe nun in den nächsten Tagen gelöst zu haben und werde in meinem nächsten Briefe die Ehre haben, sie der Beurtheilung der Leser dieser Blätter vorzulegen.

Bücherbesprechungen.

Schauen und Schaffen. Neue Gedichte von Albert Möser. Stuttgart 1881, Levy u. Müller. Preis 3,60 ℳ — Es entspricht einem wahren Herzensbedürfniß und giebt eine wahre Herzensfreude, heutzutage, wo Alle, auch der geistig Arbeitende mit Inbegriffen, dem Erfolge des Augenblicks nachjagen, einem Manne zu begegnen, der unbeirrt vom Tagesurtheil und Tageserfolg einzig dem nachhängt, was er sich als Ideal auserkoren hat. Ein solcher Mann ist Albert Möser, Dichter, speciell lyrischer Dichter, und was das heißen will, als lyrischer Dichter in unseren Tagen die Fahne des Ideales hochzuhalten, brauche ich wol nicht weiter zu erörtern. Es ist die Bitterkeit, die sich eines solchen Strebenden unter obwaltenden Umständen bemächtigen muß, Möser auch nicht fern geblieben: seine beiden ersten Gedichtsammlungen „Gedichte" und „Nacht und Sterne. Neue Gedichte" (in demselben Verlage erschienen) legen Zeugniß davon ab. Sie sind stark pessimistisch durchhaucht. In der neuesten Sammlung fehlt dieser pessimistische Hauch nun auch keineswegs: aber er hat eine etwas tröstlichere Perspective zugelassen. Wol wird der Erdball, ein winziges Korn in der Weltenmasse — diese geologische Anschauung ist als Motiv für den Möser'schen Pessimismus charakteristisch — am Ende der Tage zerstieben, aber ehe dieses Verderben hereinbricht, stammt noch des Himmels Pracht durch Aeonen, bleibt die Schönheit ein sicherer Besitz der Welt, schwelgen noch Millionen im Grün der Au, saugen noch Millionen aus Frauenaugen „nimmer-ermessenes Entzücken" (Am Bodensee. S. 26. Vgl. hierzu: S. 34. Auf der Höhe des Grimselpasses). Des Poeten Leitstern ist die unvergängliche Schönheit der Antike; als Reflexe ihres Lichtstrahles gelten ihm Goethe, Schiller und Platen. Nicht, daß diese Vergötterung der Götter Griechenlands Möser nicht einseitig machte, einseitig insofern, als alles Uralte, Vergangene nur Licht, alle Gegenwart nur Schatten aufzuweisen scheine: bei dem „Lied des Römers" im Jahre 9 n. Chr. (S. 197) ist mir dies besonders aufgefallen: solche nicht ganz richtige Gegenüberstellung des reinen alten Germanenthums unter Armin und der entnervten Gegenwart finden wir schon in Poesien des vorigen Jahrhunderts. Aber einerseits tritt Möser mit diesem Vergleich immer noch maßvoll hervor, andererseits ist derselbe in der That heutzutage nöthig geworden. Goethe'sche Harmonie und Ruhe schwebt über den Hymnen und Idyllen, Schiller'sche Pracht — es ist bezeichnend für Möser, wie wenig hierbei er sich von dem Wortpomp Schiller's beirren läßt: die Gedichte sind sehr maßvoll — über den Romanzen und Balladen — ein Prachtstück sind die drei ersten Strophen von „Die Athener in Aegypten" S. 192 und „Das tausendjährige Jubiläum Roms" S. 206 — Platen'sche Formenreinheit und Gedankenadel über den Oden und „Deutschen Kaiserliedern". Ueberhaupt ist Möser einer von den Lyrikern der Gegenwart, die, ohne einseitig in Platen'scher Formenmanie befangen zu sein, die Form, im weitesten Sinne des Wortes genommen, mit echter Kunst, und zwar mit Kunst ohne Zwang zu beherrschen wissen. Die Begeisterung für Goethe, Schiller und Platen springt hie und da etwas zu handgreiflich in die Augen*), aber zieht man das Resultat aus den Gedichten des vorliegenden Bandes, so ist Albert Möser ein echter Dichter, ein echter Lyriker.

Julius Riffert.

R—n. Um die Mitte des vorigen Jahres erschienen von Wilhelm Braune's „Neudrucken deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts" (Halle, Niemeyer) zwei wichtige und interessante Publicationen (Nr. 19 bis 27), über welche wir berichtet haben (Wiss. Beil. Nr. 60, 1880). Und schon zu Ende des Jahres wurden wiederum zwei Stücke ausgegeben, die, wenn auch weniger umfangreich als die vorausgehenden, doch ebenfalls von Belang und willkommen sind. In Nr. 28 finden wir wieder eine Schrift von Martin Luther, von dem schon vier ähnliche in der Sammlung dargeboten wurden, und zwar die gewaltige Polemik gegen den Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig, die

*) An Schiller erinnert: Oenone: Des Jubels Hymnen hör' ich schallen Durch Troja's Gassen fern und nah (S. 186). Das Perlfleische Zeitalter: Und ernst aus Felsen sich erhebend Dehnt weit sich des Theaters Rund (S. 195); an Platen: Lassilo: Ums Kloster Lorsch sauft Herbststurm schnöd' und kalt u. s. f. (S. 222).

Luther selbst mit humoristischer Ironie ein „sanftes" Büchlein nannte. Dieses heftige Libell „Wider Hans Worst", wie dann die stehende Bezeichnung für Herzog Heinrich werden sollte, ist sofort nach Erscheinen 1541 mehrmals nachgedruckt worden, auch würdigte man ein Stück des Büchleins einer lateinischen Uebersetzung, beides ein Beweis von der großen Wirkung, welche die Schrift auf die Gemüther der Zeitgenossen ausübte. Der Neudruck ist nach der Wittenberger Originalausgabe ebenfalls von J. K. F. Knaake in Potsdam mit gewohnter Genauigkeit besorgt worden. — Das folgende Stück Nr. 29 ist eine zum ersten Male nach der Handschrift herausgegebene Publication der Tragödie „Der hürnen Seufrid (Siegfried)" von Hans Sachs. Derselbe Gelehrte, dem wir die Gesammtausgabe der Fastnachtsspiele des Hans Sachs verdanken werden, Professor Edmund Goetze in Dresden, bot uns auch den authentischen Abdruck dieser gewiß interessantesten dramatischen Schöpfung des Nürnberger Meisters. In der Einleitung wäre für diejenigen Leser und Benutzer, die mit der Hans-Sachs-Literatur nicht durchaus vertraut sind, ein kurzes Wort über die Handschrift zu sagen gewesen. Denn aus der Zahl 11 zu Anfang der Textmittheilung werden doch nur die Eingeweihteren entnehmen, daß sich der Siegfried im 11. Bande der eigenhändig geschriebenen Sammlung der Sprüche (im Gegensatze zu den Liedern und Meistergesängen) befindet. Der Herausgeber, sonst der Niederschrift genau folgend, hat nicht allein offenbare Schreibfehler corrigirt, sondern auch dem Verse bisweilen durch Hinzufügung oder Tilgung eines e aufzuhelfen gesucht. Ob das bei der Wiedergabe eines Autographs richtig ist, ob nicht vielmehr diese künstlerischen und technischen Verbesserungen als Vorschläge in die Anmerkung statt in den Text gehörten, darüber ließe sich streiten. Geben wir aber auch die Berechtigung zu, so müssen wir doch sagen, daß uns im Einzelnen das Verfahren des Herausgebers, welches doch consequent durchzuführen war, nicht durchaus genügen will, denn er hat viesfach corrigirt, wo die Niederschrift des Dichters zu respectiren war, andererseits auch unlesbare Verse, die leicht zu heilen waren, stehen lassen. Auch einige schwierigere Entzifferungen, die von den gedruckten Ausgaben abweichen, scheinen uns nicht richtig getroffen zu sein. Ueber dies Alles gedenkt Referent an einem anderen Orte des Näheren zu handeln. Trotz solcher Ausstellungen im Einzelnen gebührt dem Herausgeber Dank und Anerkennung für seine Mühe. Möchte er auch noch andere der hervorragenderen Dichtungen des Hans Sachs außer den Fastnachtsspielen, seien es Dramen oder erzählende Spruchgedichte, nach der eigenen Niederschrift des Dichters in den „Neudrucken" zur Mittheilung bringen! Besonders willkommen aber wären diejenigen Meistergesänge, zu denen Hans Sachs eine eigene Melodie geschaffen, die er in originalem Ton (Strophensorm) abgefaßt hat.

Die Somosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben. Von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Stuttgart, Verlag von Levy und Müller. 1881. — Der Selbstbiograph einem Bildnißmaler gegenüber, welcher das eigne Gesicht zum Gegenstand seiner künstlerischen Darstellung macht, befindet sich unstreitig sehr im Nachtheil. Denn die Aufgabe desselben, die Entwickelung des eigenen Seelenlebens zu beobachten und darzustellen, ist eine unendlich schwierigere, ja theilweise unmöglich zu erfüllende, so daß sie nur durch Hinzunahme künstlerischer Elemente, durch „Wahrheit und Dichtung" nahezu gelöst werden kann. Ganz aber etwas Anderes ist es, ein rein poetisches Werk zu schaffen, welchem der Dichter die Form einer Selbstbiographie giebt, weil er eben nur auf diese Weise dem Gehalte seiner Dichtung gerecht zu werden weiß. Er wird dann natürlich, indem er die Geschichte des Helden durch diesen selbst erzählen läßt, nicht umhin können, darin zugleich auch ein ziemlich naturgetreues Bild zu liefern von der gewöhnlichen Verfahrungsweise der Selbstbiographen mit aller ihnen anklebender Unfertigkeit. Doch ist dies Alles blos ein Schein zur Förderniß der poetischen Wirkung. Ist aber die Anwendung solchen Kunstmittels bei irgend einem Stoffe besonders berechtigt, so dünkt uns das der Fall bei vorliegendem Roman „aus dem spanischen Bühnenleben". Hier berichtet eine greise Dame offen und freimüthig über ihr bedeutsames Jugendleben, in einer echt weiblichen Darstellungsart, die mit ihrem mehrfachen Hinterfzwördersterzählen und nicht seltenen Zurücknehmen und Verbessern des früher Gesagten u. dergl. doch nicht ohne Grazie ist und zugleich dem Werke einen ebenso naturgeforderten als anmuthigen Einschlag gewährt. Die Hauptsache freilich bleibt immerdar der gehaltvolle Stoff, der denn hier reichlich geboten wird. Voran steht die Heldin, als ein Charakter von ganz ungewöhnlichem psychologischen Interesse wegen der eigenthümlichen Gegensätze, die ihm innwohnen. Sie ist bei aller künstlerischen Wärme (ein Kennzeichen echten Kunstberufs) kalt und besonnen, aber doch von innigster Menschenliebe erfüllt. Dieses Seelengepräge zeigt sich zum Theil herausgebildet durch eigenartige, stürmische und doch naturbegründete Lebensumstände, aus denen sich eine in hohem Grade liebenswerthe, eine mit edlem Ernst an ihrer sittlichen Vervollkommnung fort und fort arbeitende Persönlichkeit entwickelt. Ferner ist die Somosierra daneben eine hochbeanlagte dramatische Darstellerin, und hat auf dieser Bahn über ein körperliches Gebrechen hinweg und durch die schändlichsten Theaterintrignen hindurch sich zu kämpfen. Dieselbe ist endlich geborne Französin (obwol von ihrer elsässischen Mutter etwas deutsch angehaucht) und versteht es gleichwol, ganz als eine Spanierin sich einzuleben. Gehörig zusammengemalt mit dieser Hauptfigur im Mittelpunkt erscheinen die mannigfaltigen mehr oder weniger wichtig auf dieselbe einwirkenden, gleichfalls trefflich gezeichneten Charaktere: der sanguinische, rechtschaffene Vater der Heldin, der edle Etienne, der originelle Marquis, die Spanier, der Theaterregisseur Torrijos, Perico und Frau, die Schauspielerin Maldonado, der excentrische Geigenspieler Benito, die Gräfin Fuentes, Dr. Meroto u. A., aus deren vereinter Wirksamkeit sich die spannende Handlung und der vielleicht manchem Leser überraschend kommende und doch seelisch so klare Schluß ergiebt. Dennoch würde dies geschickt angelegte Getriebe der Erzählung jene Lebendigkeit, die sie jetzt besitzt, wol nicht allein verleihen, wäre nicht der Hintergrund, vor dem die Geschichte sich zuträgt, ein durch seine Buntsarbigkeit für uns so anziehender, nämlich: Land und Leute und Sitten Spaniens. Da ist die reizvolle Natur nach allen Seiten hin, alle Pracht und Schmelz des Bodens und darauf sich bewegend die mittelalterliche Abenteuerluft und das Vagabundenthum sammt donquijotischen Figuren überaus lebensvoll geschildert; was Alles gewiß ein sehr dienlicher Hebel ist zur tiefern Motivirung des Abhandelns in dieser Geschichte. Dazu hilft aber auch nicht wenig der historische Zeitpunkt, in welchem die Ereignisse vor sich gehen, nämlich die aufgeregten zwanziger Jahre, als Ferdinand VII. die spanische Constitution niederwarf mit der Hilfe französischer Waffen.*) — Wir stehen nicht an, diesen Roman für einen der besten, wo nicht für den allerbesten zu halten, den der Rr. Verfasser bis jetzt geschrieben. R. Tr.

— Eduard Hallberger's Verlag in Stuttgart und Leipzig hat dem an gediegener Unterhaltung Geschmack findenden Lesepublicum neuerdings zwei treffliche Spenden aus der Feder des ebenso rasch als verdient zur Gunst gelangten Erzählungsschriftstellers Johannes van Dewall in dem zweibändigen Roman: „Die beiden Russinnen" und in dem

*) Von besonders sächsischem Interesse ist, daß die Schreiberin Somosierra der damaligen Königin Josepha von Spanien, bekanntlich einer Tochter des sächsischen Prinzen Max, ehrend gedenkt; ferner auch einer Besuchsreise des Letztern an den Hof zu Madrid in Begleitung seiner andern Prinzessin-Tochter Amalia, der berühmten dramatischen Dichterin. — Dem Vernehmen nach hat Se. Majestät König Albert ein Exemplar des Buchs vom Verfasser huldvoll entgegengenommen.

dreibändigen Roman: „Nadina“ geboten. Das erstgenannte Werk führt uns ein vorzüglich gelungenes Bild des geselligen Lebens eines kleinen deutschen Badeo vor, das die Speculation „in Mode zu bringen“ sich zur Aufgabe gestellt hat, in ähnlicher Art, wie uns frühere Arbeiten Dewall's in wohlgelungener Weise mit dem Leben und Treiben in den Schweizer Pensionen bekannt gemacht haben. Seine besondere Begabung für Detailmalerei und Schaffung typischer Figuren hat der Verfasser auch in den „beiden Russinnen“ glänzend bewährt; namentlich ist ihm der „Badedoctor“ vortrefflich gelungen. Wie in dem eben genannten Romane, so wird uns auch in „Nadina“ ein Spiegelbild modernen Culturlebens dargeboten. Der Verfasser hat uns in seiner Geschichte, deren Schauplatz hauptsächlich Wien, Odessa und Warschau bilden, so daß ihm reich benutzte Gelegenheit zu geistvoll gezeichneten Charakterbildern der Nationalitäten geboten war, welchen die Helden seiner Erzählung angehören, den Gegensatz der reinen Liebe eines vom Mehlthau des modernen Weltlebens unberührt gebliebenen, jugendlich aufsteimenden Herzens zu dem erfahrungsreichen Lebensgange einer Dame der sogenannten „Gesellschaft“, sowie eines von dieser „Gesellschaft“ verhätschelten jungen Mannes zu jener im Frieden stiller Häuslichkeit blühenden Mädchenblume, mit der ihm eigenen reichen Erfindungsgabe dargestellt. Auch in diesem Roman hat der Verfasser Land und Sitte hauptsächlich in den von ihm geschaffenen Personen und deren charakteristischer Eigenart, nicht, wie es die meisten deutschen Romanschriftsteller lieben, in bloßen Natur- und Sittenschilderungen zur Darstellung gebracht. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit dieses Schriftstellers, welche neben den anderen Vorzügen, die er vor anderen zeitgenössischen Erzählungsschriftstellern voraus hat, hauptsächlich die große Beliebtheit erklären dürfte, welche Dewall gleichsam im Sturm sich erobert hat.

Ebenfalls im Verlage von Eduard Hallberger jüngst erschienen ist der einbändige Roman: „Im Spiegel“ von Emile Erhard. Unseren Lesern haben wir diesen Schriftsteller bei der Besprechung seines, vor Jahr und Tag erschienenen Romans: „Ruth“ (vergl. Nr. 68 der Wissenschaftlichen Beilage, Jahrgang 1880) vorgestellt und dabei auf das sehr bedeutsame Talent aufmerksam gemacht, das im Bereich der deutschen Erzählungsschriftstellerei in ihm erstanden ist. Die günstige hoffnungsvolle Meinung, welche „Ruth“ hervorzurufen geeignet war, hat der Verfasser durch seine gegenwärtig gebotene Spende: „Im Spiegel“ glänzend gerechtfertigt. Auch in diesem Romane führt uns der Verf. eine Reihe von Spiegelbildern des heutigen Gesellschaftslebens, das er selbst aus reicher Erfahrung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, in einer an spannenden Verwicklungen und reizvollen Details reichen Geschichte vor.

+Von den „Segenbringenden Reisähren“. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker von Langegg, weil. Director der medicinischen Schule in Kyoto (Leipzig, Breitkopf und Härtel), liegt der 2. Band vor, welcher Mittheilungen über den Bau der Sprache, die Literatur und Dichtkunst, das Schreibmaterial u. s. w. der Japanen, eine geographische Skizze Dai-Nihons — wie der officielle Name Japans lautet —, eine Darstellung der alten Nationalreligionen, der Götterlehre und der Kaiserdynastie, sowie die wichtigsten Episoden aus der japanischen Geschichte — die der Shogunen und des Falles des Shogunates, der Gründung der Militär- und Feudalmacht, der Dai-miyo und der Kasteneintheilung des Volkes, der Geschichte Yamoto Dakes und der Eroberung des Kivanto, der Epigonen der Ureinwohner Japans, der Unterwerfung Koreas u. s. w. — enthält. Im Anhange sind die einzelnen Provinzen, sowie die neueste politische Eintheilung Japans unter Beifügung einer Karte angegeben. Dieses kurze Resumé läßt bereits ersehen, welch reichen und interessanten Inhalt das eigenartige Werk birgt. Doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß nach unserer Auffassung der 1. Band desselben einen noch harmonischeren Eindruck auf den Leser hinterlassen wird, als der vorliegende, in welchem der Verfasser allzu sehr als pedantischer Gelehrter sich erweist, welcher mit Vorliebe mit gelehrten Notizen und Auseinandersetzungen paradirt, wobei die lebensvolle Schilderung der japanischen Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten etwas in den Hintergrund treten muß.

— Saling's Börsen-Jahrbuch 1881/82. Fortsetzung von Saling's Börsenpapieren. Bearbeitet von W. L. Hertslet. Berlin 1881, Haube und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). — Das wohlbekannte, in allen Börsengeschäften und Capitalistenkreisen verdientes Ansehen genießende Werk: „Saling's Börsenpapiere“ erscheint nunmehr zum ersten Male unter dem gegenwärtigen Titel und zwar in der Art, daß davon jährlich im Laufe des Sommers regelmäßig Ein Band zur Ausgabe gelangt, der sämmtliche Resultate des vorangegangenen Rechnungsjahres vollständig enthält. Die Form wird demzufolge eine gedrängtere sein als früher, womit zugleich vom Publicum öfter geäußerten Wünschen entsprochen wird; im Plane des Ganzen ist jedoch damit nichts geändert, nur die Börsen von Leipzig und Dresden sind mehr als früher berücksichtigt. Besondere Umstände machten diesmal die Ausgabe in Lieferungen nöthig, doch wird für die Zukunft diese Erscheinungsweise möglichst vermieden werden. Die erste, gegenwärtig vorliegende Lieferung enthält die neuesten Börsensancen, Wechsel, Münzen, Papiergeld, Staatspapiere, Pfandbriefe, Rentenbriefe und Lotterieanlehen der europäischen Culturländer; die weiteren, rasch folgenden Lieferungen werden enthalten: Banken und deren Pfand- und Hypothekenbriefe, Industrieactien, deutsche und sämmtliche ausländische (auch amerikanische) Eisenbahnen. Bei den in- und ausländischen Staats-, Bank-, Industrie- und Eisenbahn-Papieren werden in übersichtlicher Form angegeben: alle wissenswerthen gesetzlichen, statutarischen und vertragsmäßigen Bestimmungen und alle etwaigen Gründerrechte, der Modus der Gewinnvertheilung, das Stimmrecht in der Generalversammlung, sowie die finanziellen und Rentabilitätsverhältnisse der einzelnen Papiere, die wichtigsten Personalnotizen, alle Daten über Grundcapital, Anleihen, geleistete Einzahlungen ꝛc., die Emittirungscourse der neueren Effecten, die genauen Angaben über die Auszahlung der Zins-, Dividenden- und Abschlagsdividenden-Coupons, ob die Auszahlung in Gold, Silber oder Papier erfolgt, mit welchem Betrage, zu welchem Course, ob mit oder ohne Steuerabzug, bei welchen Zahlstellen, zu welchen Terminen, auf welche Zeit die Zahlung beschränkt ist, wie die ausländischen fälligen Coupons zu verwerthen sind, ob bei zu geringer Betriebseinnahme (z. B. bei den Stammprioritäten) die Zinsen nachgezahlt werden oder nicht, eventuell in welcher Weise ꝛc. Es sind ferner angegeben die Dividenden mindestens der letzten zehn Jahre, die Course vom 31. December mindestens der letzten zehn Jahre, sämmtliche Bestimmungen über die Tilgungs-, Verloosungs- und Rückzahlungs-Termine, die Art der Rückzahlung, ob al pari, in Gold, Silber oder in Noten, ob mit oder ohne Aufgeld, zu welchen Coursen, ev. ob gegen Aushändigung von Genußscheinen, bei welchen Zahlstellen ꝛc. Das Buch bringt ferner endlich die ausführlichen Angaben über die Ziehungen und Gewinne der Lotterie-Anleihen, bei den österreichischen mit Auszahlungstabellen, die beim Handel jedes einzelnen Papiers zu beobachtenden Usancen, Courserklärung ꝛc. Bequeme Register erleichtern die Aufsuchung eines jeden Papiers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 44. Donnerstag, den 2. Juni. 1881.

Inhalt: Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland. III. IV. — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland.

(Schluß.)

III.

Am 19. December 1874 verließ die dritte von der Afrikanischen Gesellschaft ausgehende Expedition Hamburg, um unter der Führung des Hrn. Major v. Homeyer den bis dahin von keinem wissenschaftlichen Reisenden betretenen Wege von Kassandje nach dem Reiche des Muata Yamvo zu folgen und so in das Herz Afrikas einzudringen. Als Begleitung unternahm Hr. Dr. Pogge die Reise mit. Am 3. Februar 1875 erfolgte die Ankunft in Afrika, in Loanda. Hier schloß sich auf einige Zeit das Mitglied der Güßfeldt'schen Expedition, Hr. Soyaux, den beiden Herren an. Von Loanda wurde dann die eigentliche Reise den Quanza (gegen 9° s. B.) stromaufwärts angetreten. Die Ländergebiete am Quanzafluß sind reich an Producten aller Art, und den Strom hinauf und hinunter findet bedeutender Verkehr im Ex- und Import statt; darum reichen auch europäische Factoreien hier weit ins Land hinein, und so sind auch von hier aus wohl leichter Vorstöße ins weitere Innere möglich. Durch das freundschaftliche Entgegenkommen der portugiesischen und niederländischen Factoreien wurde die Aufgabe der Reisenden erleichtert. Die Zeit aber, in der die Expedition ihre Reise unternahm, war die Regenzeit; man erreichte Dondo und dann Pungo Andongo, durch ihr Treibhausklima und ihre Fieberluft berüchtigte Orte, konnte aber nicht weiter, da v. Homeyer hier vom Gallenfieber und dem höchst schmerzhaften Negerrheumatismus befallen wurde. Als Besserung eingetreten, mußte v. Homeyer die Führung der Expedition, die jetzt durch Hrn. Oberleutnant Lux verstärkt worden war, der am 7. Juli in Pungo Andongo eingetroffen, an Dr. Pogge abtreten, und dann kehrte er mit Soyaux nach der Küste zurück, um Anfang 1876 wieder in Berlin einzutreffen, während sich Soyaux in die Behandlung Dr. Falkenstein's begab und nach der Station Chinchoxo zurückreiste.

Dr. Pogge und Oberleutnant Lux unternahmen nun gemeinschaftlich die Weiterreise nach Malange. Hier fanden sie bei dem reichen Elfenbein- und Gummihändler Hrn. Saturnino die gewünschteste Aufnahme. Derselbe reist alljährlich zu Tauschzwecken mit großen Trägerkarawanen ins Innere, und er erbot sich, die Reisenden fortzubringen. Seine Mithilfe, Rathschläge und Angaben waren von größtem Werthe, und so konnte, nachdem die hier gebräuchlichen Tauschartikel, wie Perlen, Sacktücher, Sonnenschirme, Messingdraht, Schießpulver u. a. erhandelt worden waren, die weitere Reise nach Osten angetreten werden. Noch im Juli erreichte man Sanza, den letzten Ort der portugiesischen Herrschaft, und dann betraten die beiden Herren unabhängige Negergebiete, die zu dem Reiche des Muata Yamvo gehören. Wenn auch für diese und die nächstfolgende weitere Reise die vor allem ins Gewicht fallende Trägerfrage geregelt, auch der Verkehr mit den sehr zudringlichen und durch ihre Neugier belästigenden Eingeborenen nicht unfreundlich war, so stellten sich doch in der Passirung zahlreicher größerer und kleinerer Flüsse enorme Hindernisse entgegen.

Die Expedition erreichte nun Kimbundo. Von hier aus mußte aber Oberleutnant Lux wegen der vielfachen Fieberanfälle und des Rheumatismus wieder die Rückreise antreten. Er ging nicht denselben Weg zurück, sondern reiste durch die Länder der Maschinchi und Bangelas nach dem Quanza, von da nach der Küste und alsdann nach nach Berlin, wo er Anfang 1876 ankam.

Dr. Pogge brach am 16. September 1875 von Kimbundo allein auf und erreichte auch glücklich Quizimeme, die Residenz des Muata Yamvo, des großen Lunda-Reiches. Dieser Muata Yamvo ist der Alleinherrscher eines kolossalen Gebietes Inner-Afrikas, und unter ihm stehen eine große Zahl Häuptlinge, die er nach seinem Willen ein- und absetzt, und die ihm tributpflichtig sind. Die mannigfachsten Sagen waren über die Machtstellung, die Bedeutung, die Hofhaltung u. s. w. dieses Fürsten früher im Schwunge; Dr. Pogge hat in einem mehrmonatlichen Verkehre Gelegenheit gehabt, da er Gast des Königs war, genaue, wahrheitsgemäße Schilderungen von Land und Leuten geben zu können. Der Muata Yamvo ist ein abergläubischer, mißtrauischer, über alle Maßen habgieriger und gefährlicher Neger, der in seiner Residenz aber fast göttliches Ansehn genießt. Auch unser Reisender mußte die nie zufrieden zu stellende Habsucht dieses Mannes furchtbar erfahren. Ein weiteres Vordringen Pogge's nach dem Osten wurde durch ein Verbot des Fürsten unmöglich gemacht, und so mußte denn der Reisende, nachdem er noch einen längeren Ausflug nach dem südöstlich gelegenen Inschi Baraka gemacht, wieder zurückgehen. Im October 1876 kam er wieder nach Malange, nachdem noch ein Ausflug nach Cabango wegen Schwäche der Gesundheit vereitelt worden war. Anfang 1877 traf Dr. Pogge in Berlin ein.

Auch diese Herren, die die „Kassandje-Expedition" bildeten, haben ein reiches Material mit nach Europa gebracht, durch welches die Anschauungen von Afrika geklärt oder erweitert wurden. Zahlreiche barometrische Höhenmessungen, astronomische Ortsbestimmungen und meteorologische Beobachtungen wurden durchgeführt, ethnographische, statistische, entomologische und sprachliche Aufzeichnungen gemacht und Sammlungen angelegt. So kann diese dritte Expedition auf recht günstige Resultate zurückblicken, namentlich hat der kühne Zug Dr. Pogge's den Beweis geliefert, daß nach der verhältnißmäßig günstigen Aufnahme beim Muata Yamvo von hier aus ein weiteres Eindringen möglich ist. —

IV.

Im September 1876 berief König Leopold von Belgien, der den afrikanischen Entdeckungen seine besondere Theilnahme schenkt, eine Reihe Reisender und Philanthropen verschiedener Nationen zu einer Conferenz in Brüssel zusammen.

Deutschland war durch Dr. Nachtigal, v. Richthofen, Rohlfs und Schweinfurth vertreten. Die Verhandlungen drehten sich um die Frage einer internationalen Organisation zur Erforschung Inner-Afrikas für die Zwecke der Wissenschaft und der Civilisation, der Cultur und dem Weltverkehr. Es konnte den Ideen des Königs beigestimmt werden, und so entstand die „Internationale Afrikanische Gesellschaft", die besonders auch ein Band für die Unternehmungen der einzelnen Nationen herzustellen bestrebt sein sollte. Diese Bestrebungen fanden Anklang, es bildeten sich in verschiedenen Ländern Zweiggesellschaften, und so entstand in Berlin neben der alten „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas" eine „Deutsche Afrikanische Gesellschaft". Beide Gesellschaften vereinigten sich am 29. April 1878 zur „Deutschen Afrikanischen Gesellschaft", deren Sitz ebenfalls Berlin ist, und an deren Spitze Prinz Heinrich von Reuß als Vorsitzender steht. Als Organ dieses Vereins traten nun an die Stelle des Correspondenzblattes die „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland".

Diese neugebildete Vereinigung faßte nun als Operationsplan die Erforschung des Congo-Beckens ins Auge, zu welchem sowohl von der Westküste aus, wie auch von Norden her vorzudringen sei.

* * *

Einen unglücklichen Verlauf nahm die folgende Expedition. Um die von der Homeyer'schen Expedition an einzelnen Stationen unter sicherer Obhut zurückgelassenen Waffen, Instrumente und anderes Material in Empfang zu nehmen und dann ebenfalls nach Rücksprache mit dem auf der Rückreise befindlichen Dr. Pogge in das Reich des Muata Yamvo vorzudringen, wurde 1876 der berühmte Afrikareisende Dr. E. Mohr aus Bremen nach Loanda gesandt. Derselbe erreichte glücklich die Westküste Afrikas und ging dann den Quanza hinauf bis Dondo und Malange, wo er aber plötzlich starb, da er sich, vom Fieber gewaltig erfaßt, in der Aufregung zu starker narkotischer Mittel bedient hatte. Mohr's Nachlaß gelangte hierauf zurück nach Bremen. —

Im October 1877 sandten nun beide damals noch nicht vereinigte Deutsche Afrikanische Gesellschaften auf gemeinsame Kosten den Ingenieur Hrn. Schütt aus Aachen (in dessen Begleitung sich Hr. Architekt Gierow befand) ebenfalls nach Loanda, um ein weiteres Vorgehen auf der von Dr. Pogge angebahnten Linie vorzubereiten. Als Hauptaufgabe wurde ihm die Anfertigung topographischer Karten aufgegeben.

Hr. Schütt schlug also den Weg seiner Vorgänger ein und gelangte so bis Malange. Von hier aus nahm er aber nicht den Weg in das Land des Muata Yamvo, sondern er ging in nordöstlicher Richtung nach den Flußgebieten zwischen dem 8. und 10. Breitengrade, nach dem Plateau, dem der Quango, Lui und Lucanda entspringen, um hier die ersten Aufnahmen dieser Flüsse vorzunehmen. Schütt erreichte Cassange und drang vor bis zu den Lubas, bis zu dem Mai von Zatre, dem mächtigen Fürsten Lubas. Die Hindernisse, die sich dem Reisenden bei Passirung der einzelnen Negerstämme, besonders der Bangala, entgegenstellten, waren ganz außerordentliche: die Felonie ist in großartigster Weise vertreten. Mehrmals ausgeplündert kam endlich der unerschrockene Reisende bis zum 22° östlich von Greenw., wo ihm das weitere Vordringen untersagt wurde. „Der Muata Yamvo sende seinen Sohn Musevo, welcher den Fremden zu seinem Vater bringen müsse." Und so sah Schütt voraus, daß nach der Befriedigung der Habsucht dieses Fürsten die Rückreise angetreten werden müsse. Musevo kam, und so reisten sie zusammen bis zu Musevo's Dorf. Von hier aus wurde Schütt gestattet, nach dem Westen zurück zu gehen, da sich der Weiße mit den wenigen Waaren und Geschenken, die noch in seinem Besitze seien, nicht vor dem M. Yamvo setzen lassen könne. Die Rückkehr nach Malange war sehr strapaziös, wenn auch weniger gefährlich. Am 12. October 1879 kehrte Hr. Schütt mit einem höchst werthvollen kartographischen Material und vielen neuen Erfahrungen und Beobachtungen nach Berlin zurück.

* * *

Zum Zwecke der Ausführung des obengenannten Operationsplanes am Congo-Becken wurden 1878 die Herren Dr. Max Buchner und Hofrath Gerhard Rohlfs gewonnen. Während Ersterer den Weg wieder durch das Land des M. Yamvo einschlagen sollte, sollte Rohlfs versuchen, von Norden her über Wadai vorzudringen. Beide Expeditionen erhielten zugleich bedeutende Geschenke beigegeben, die dem Sultan von Wadai und dem M. Yamvo im Allerhöchsten Auftrag als Ausdruck der Anerkennung der Unterstützung, die diese Fürsten europäischen Reisenden erwiesen, überreicht werden sollten. Ferner ging Hr. Major v. Mechow ebenfalls nach der Südlinie im September 1878 ab.

Die Buchner'sche Expedition begann Ende des Jahres 1878. Von Loanda aus reiste Dr. Buchner ebenfalls bis Dondo, wo er mit v. Mechow zusammentraf, dann bis Malange, wo er Schütt anwesend fand. Nachdem endlich die größte Schwierigkeit, die nöthigen 115 Träger zusammen zu bringen, überwunden, brach Buchner allein auf, aber aus Vorsicht nicht direct in das Gebiet des M. Yamvo, sondern auf den von Pogge und Lux eingeschlagenen Wegen. Er kam nach Sanza, ins Songo-Land, im September 1879 nach Katangala, nach dem Rio Luvo, und nun ging die Reise nach Mussumba, der Residenz des M. Yamvo. Die letzten Nachrichten kamen aus Katangala in der Nähe von Kimbundo, doch schrieb später der General-Agent der Afrikanischen Handelsvereinigung: Neger aus dem Innern gekommen, berichten, daß Hr. Dr. Max Buchner das Lunda-Reich bereits durchreist und seinen Weg fortgesetzt habe.

* * *

Hr. Major v. Mechow bezog die Mittel zu seiner Reise aus dem vom Deutschen Reich bewilligten Beitrag, war also von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft unabhängig; er wollte aber im Sinne dieser Gesellschaft wirken und hatte den Plan, eine Fahrt auf dem Quango von Cassange aus bis zu seiner Mündung in den Congo und dann auf dessen Unterlauf bis zur Küste zu unternehmen.

Der Reisende traf 1878 in Loanda ein, in Dondo dann mit Dr. Buchner zusammen und gelangte mit demselben bis Malange. Hier war es wieder die Trägerfrage, deren Lösung v. Mechow überaus lange in letztgenanntem Orte aufhielt. Zum Befahren der Flüsse war ein großes, aus 6 Theilen bestehendes Boot mitgenommen worden; da die Träger auf keinen Fall zur Transportirung dieser Stücke zu gewinnen waren, mußte das Fahrzeug noch weiter zerschnitten werden.

Am 12. Juni 1880 konnte endlich mit 115 Trägern aufgebrochen werden. Es wurden die Reiche der Ginga, das Reich Congo und das Gebiet der Hollo berührt, und war es wieder der Boottransport, der hier durch das stark durchschnittene Terrain ungemeine Schwierigkeiten machte.

* * *

Während Schütt, Buchner und v. Mechow vom Westen nach dem Congo-Becken einzudringen beabsichtigten, wurde einer der erfahrensten Afrikareisenden, Hr. Hofrath G. Rohlfs, gewonnen, vom Norden her, das Reich Wadai als Basis nehmend, nach dem Congo vorzubrechen. Am 24. October 1879 traf die Expedition, an der als Begleiter der Naturforscher Dr. Stecker theilnahm, in Tripolis ein.

Nachdem die nothwendigen Vorbereitungen für die Reise durch die Sahara getroffen, wurde am 18. December aufgebrochen. Zunächst war es die Oase Djofra, die gründlich untersucht wurde. Hierauf wurde eine noch unbekannte Oase,

Namens Bu Naim entdeckt, und dann gedachte Rohlfs, die so wenig bekannte Oase Kufra berührend, nach Wadai weiter zu ziehen. Neben den Schwierigkeiten, genug und sichere Träger zu finden, treten hier noch als gewaltige Hindernisse der Fanatismus der muhamedanischen Negerstämme, der den Christen hassen lehrt, entgegen; es ist nur durch den Anschluß an die zwischen dem Norden und Wadai verkehrenden Handelskarawanen möglich, einen gesicherten Fortgang einer solchen Expedition zu erhoffen. Rohlfs fand leider die Karawanen schon abgereist.

Mit Hilfe des Einflusses der Befehle der hohen Pforte gelang es in Bengasi durch die Snussi, einer orthodoxen muhamedanischen Secte, die Suya-Araber zur Begleitung der Expedition bis Kufra zu zwingen. Es waren nämlich drei Schichs berselben nach Bengasi gekommen, darunter der mächtigste, und weil sie sich weigerten, Rohlfs auf der Rückreise mitzunehmen, wurden dieselben von den Snussi mit dem Banne belegt, für vogelfrei erklärt und sofort gefangen gesetzt. Bald kamen andere Suya, die, nachdem sie gehört, was geschehen, für Rohlfs eine Escorte bildeten. Die Reise ging ohne Unfall vor sich, aber in der Oase Kufra angekommen, zeigten die Tbuan der dort wohnenden Suyas Feindseligkeiten. Der Schich Bu Bekr, in dessen Gebiet die Expedition ihr Lager aufschlug, trat bald als größter Feind auf. Unter dem Vorgeben, die Christen hier seien Schuld an der Gefangennahme ihrer Verwandten, suchten die Schichs Geld zu erpressen und zu plündern. Nur ein Schich, Krim Bu Rabu, war aufrichtig und theilte Rohlfs mit, daß man beschlossen habe, ihn zu tödten. Unter Zurücklassung des Gepäcks, mit Ausnahme des Geldes, waren die Expeditionsmitglieder gezwungen, zu fliehen. Sie wendeten sich in das Lager des freundlichen Schichs und waren so gerettet. Denn an demselben Abende der Flucht trat die Mörderbande in das Zelt Rohlfs' ein, und da Niemand gefunden ward, auch nur wenig Geld sich vorfand, wurde alles Gepäck vandalisch zertrümmert. Durch einen andern Schich gelang es wohl, viel von den geraubten Gegenständen, auch erpreßtes Geld, wieder zurück zu erhalten, aber doch war immer ein Verlust von 20 000 Frcs. zu beklagen.

Es gelang nun der Expedition bald, wieder auf türkisches Gebiet zu kommen, um dann ungefährdet die Rückreise antreten zu können.

Somit ist wegen dieser Beraubung die Expedition als gescheitert zu betrachten; aber doch hat sie sehr erfreuliche Resultate aufzuweisen. Es sind schwer zugängliche Gebiete bekannter geworden, besonders ist es die Oase Kufra, deren drei Inseln durch die Beobachtungen Rohlfs' und Stecker's erst gründlich bekannt wurden.

Rohlfs kehrte nach Berlin zurück, aber Dr. Stecker blieb in Tripolis, um weitere Anordnungen des Vorstandes der Gesellschaft abzuwarten.

* * *

Die Afrikanische Gesellschaft gewann 1879 Hrn. Dr. Lenz zu einer Uebungs- und Untersuchungsreise in Marokko. Derselbe ging am 6. November 1879 von Marseille aus nach Afrika, zunächst nach Tanger. Sein nächster Zweck war, den Atlas zu erforschen. Nachdem einige Ausflüge unternommen worden waren, wandte sich Lenz nach Fas, Mekines, Sela-Rabat und Marrakesch und überschritt den hohen Atlas. Diese Ueberschreitung, wenn auch nicht die erste, ist dadurch von Bedeutung, daß Dr. Lenz zuerst genügend über seine Wahrnehmungen berichtet. Die einzelnen Touren in diesen Gebieten sind gefährlich, da häufig Niederlassungen von Araber-Kabylen zu passiren sind und nur zu häufig der Ruf ertönt: Wir wollen keine Christen! Von Tarudant im Wad Sus nahm nun der Reisende das Project auf, nach Timbuktu am Niger zu reisen und von da erst die Rückreise anzutreten. Nach Ueberwindung weiterer Schwierigkeiten kam Dr. Lenz nach Tendusi, einem bedeutenden Handelsorte, wo sich die Karawanen sammeln, die nach Timbuktu wollen. Im Juni 1880 erreichte auch der kühne Forscher die große Nigerstadt. Von hier aus wandte er sich dann westlich, nach dem Senegal, und es glückte ihm damit ein Unternehmen, das vor ihm noch Niemand ausführte. Er erreichte die französischen Festungen an diesem Fluß und endlich St. Louis. So kehrte er glücklich wieder nach Europa zurück. Er bringt eine Fülle interessanter Resultate von einer Reise, die er mit sicherm Verständniß, großer Umsicht und möglichster Sparsamkeit durchführte. —

Die neuesten Unternehmungen der Gesellschaft, über die wir noch Bericht erstatten müssen, sind drei.

Bereits 1878 wurde der Afrikanischen Gesellschaft seiten der „Internationalen Afrikanischen Association" in Brüssel an die Hand gegeben, sich mit an der Gründung von Stationen, die von Ostafrika von Zanzibar aus bis nach dem Congo zu sich erstrecken sollten, zu betheiligen. Da durch die Erschließung des Congo und seines Gebietes sich hier ein sehr gewichtiges Feld für den Welthandel öffnen wird, so war ein frühzeitiges Eingreifen, das noch durch eine Beihilfe der „Int. Afrik. Assoc." im Betrage von 32 000 Frcs. Unterstützung finden sollte, angezeigt. Es wurde beschlossen, eine solche Station zwischen Zanzibar und dem Tangangika-See einzurichten, und wurden dazu im April vorigen Jahres die Herren Hauptmann a. D. v. Schöler, der Naturforscher Dr. Boehmer und der Astronom Dr. Kayser ausersehen, denen sich dann noch auf eigene Kosten Hr. Reichardt aus Kaiserslautern anschloß.

Ferner wurden die Herren Dr. Pogge und Lieutenant Wißmann aufs Neue nach Westafrika gesandt, um zu versuchen, im Lande des Muata Yamvo eine Station errichten zu können. Sie verließen am 18. November 1880 Hamburg.

Das letzte größere Unternehmen ist eine Expedition des Hrn. G. Rohlfs nach Abessynien. Wiederholt hatte der König von Abessynien den Wunsch zu erkennen gegeben, mit Deutschland hinsichtlich des Handels in Verbindung zu treten, sein Land dem europäischen Handel mehr nutzbringend zu machen. Wenn auch das Land an sich bekannt ist, so kam der Vorstand dem von höherer Seite ihm kundgegebenen Wunsche nach, eine Expedition nach jenem Lande auszusenden, da dasselbe in der Folge als Ausgangspunkt wichtiger Forschungsreisen angenommen werden kann.

Hr. G. Rohlfs übernahm die Ueberbringung eines Kaiserlichen Handschreibens an den König von Abessynien, und ihn begleitete Hr. Dr. Stecker, der dann noch weiter vorzudringen gedenkt.

Ende vorigen Jahres begann die Reise, die Herren sind bereits in Abessynien seierlichst empfangen worden, und Ende Januar gedachte man in der Residenz des Königs, in Debra Tabor zu sein.

Zum Schluß wollen wir unsern Lesern noch einen Ueberblick über die Kosten der ersteren Expeditionen geben:

die Güßfeldt'sche	1873—1876	210 636	Mark,
die Ogowe-Expedition	1874—1876	31 267	„
die Cassange-Expedition	1874—1876	89 184	„
Mohr's Expedition	1876	13 895	„
Schütt's Expedition	1877—1879	51 800	„
Rohlfs' Expedition		45 190	„

Dresden, März 1881. A. Peuckert.

Leipzig, 31. Mai. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Ahlfeld's, Dr. F., Letzte Confirmationsrede am 11. April c. und A.'s Abschiedspredigt am 1. Mai c. Leipzig, J. C. Hinrichs. à 30 Ngr.

Andree's Allgemeiner Handatlas, 9. u. 10. (Schluß-) Lfg. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. à 2 Thlr.

Arendts' Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 3. Jahrg. 8. u. 9. Heft. Wien, A. Hartleben. à 20 Ngr.

Auskunfts- und Hotel-Buch, Deutsches, des „Mercur", Berlin, Verein deutscher Geschäfts-Reisenden. 50 Ngr.

Balbaum' Medicin und Pharmacie. 1876—1880. Leipzig, J. C. Hinrichs. 3,60 Mk.

Beobachter, Der, Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen ꝛc. für Touristen und Forschungsreisende. Von Kalchbrunner. 3. Lfg. Zürich, J. Wurster u. Cie. à 1,20 Mk.

Bäcker's Schauspiel: Burggraf Friedrich. Frankfurt a. M., C. Körniger. 2 Mk.

Börner's Reichs-Medicinal-Kalender auf 1881. 1. u. 2. Theil. Kassel, Theod. Fischer. 4,50 Mk.

Brockhaus, Friedrich Arnold, Sein Leben und Wirken. Von Heinr. Ed. Brockhaus. 3. Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Bruhns' Bericht über das Meteorologische Bureau für Wetterprognosen im Königr. Sachsen für d. J. 1880.

Chavanne, Afrika im Lichte unserer Tage. Wien, A. Hartleben. 8 Mk.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, von M. v. Nathusius. Mai 1881. Leipzig, F. C. Hinrichs. Vierteljährl. 2 Mk.

Degen's in Köstrin Hauptverzeichniß der Dahlien-Sammlung. Selbstverlag.

Deutsche Revue der Gegenwart von Rich. Fleischer. 5. (Mai-) Heft 1881. Berlin, Otto Janke. Vierteljährl. 6 Mk.

Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Mittheilungen der, 7. Bd. Leipzig, T. O. Weigel.

Dichtungen des Auslandes. X. Bd.: Aus beiden Hemisphären. Uebertragen von Beaulieu-Marconnay. Leipzig, Wilh. Friedrich. 8 Mk.

Dietrich, Die Branntweinsabrikat-Steuer ꝛc. Selbstverlag und Leipzig, Frdr. Schneider.

Dittmar, Die Weltgeschichte im Umriß. 12. Aufl. Von Dr. K. Abicht. Heidelberg, Carl Winter. 4,20 Mk.

Dornewell-Schütz, Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst. 2. u. 3. Lfg. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler. à 1 Mk.

Dresdner Kunstgewerbeverein, II. Bericht über die Thätigkeit des, 1879—1880. Dresden, George Gilbers.

Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort. 1. u. 2. Lfg. Stuttgart, Ed. Hallberger. à 1,50 Mk.

Ekkardt, Chronik von Glauchau. 12. Lfg. Glauchau, Arno Pelchte.

Eiselen's Vortrag: Goethe's Pädagogik. Frankfurt a/M., Moritz Diesterweg. 50 Pf.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. 1. Abthlg. 20. Lfg.: Handbuch der Mathemathik 8. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Fischer, Der evangel. Geistliche. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 1,80 Mk.

Freimann's „Johannes". Eine poetische Erzählung aus dem deutschfranzöl. Kriege 1870—1871. Kassel, A. Freyschmidt. 1 Mk.

Frische's Fahrpläne sämmtl. sächs. Eisenbahnen ꝛc. 35 Ngr.

Geologische Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen und angrenzender Landstriche. Nach Naumann u. Cotta. Separatausgabe aus Henry Lange's Atlas von Sachsen. Revidirt 1881. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Erste Vereinsschrift für 1881: L. Kaufmann, Albrecht Dürer. Köln, J. P. Bachem. 1,80 Mk.

Göpinger, Reallexikon der deutschen Alterthümer. 1. Heft. Leipzig, Woldemar Urban. à 1 Mk.

Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges. 1. Bd. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 10 Mk.

Herbst, Encyklopädie der neueren Geschichte. 4. u. 5. Lfg. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. à 1 Mk.

Hillebrand, Geschichte Frankreichs. Von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III. 1. Abthlg.: Geschichte des Julikönigthums. 2. Aufl. 1. Lfg. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 2,40 Mk.

Holzboy, Taschen-Fahrplan von Sachsen. Sommer 1881. Chemnitz, C. Stadler. 30 Pf.

Katalog der von der Königl. Akademie der bildenden Künste in Dresden veranstalteten Kunstausstellung 1881. 50 Pf.

Kier, Lehrjahre des Lebens. Geschichte eines jungen Mädchens. Leipzig, Richard Eckstein.

Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben. 41. bis 44. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 50 Pf.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 2. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt u. Carl Günther. à 1 Mk.

Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimos. Wien, A. Hartleben. 6 Mk.

Kochkunst. Universal-Lexikon der, 2. bis 4. Lfg. Leipzig, J. J. Weber. à 1,20 Mk.

König's Coursbuch der Eisenbahnen von Mittel- und Nord-Deutschland. Guben, Albert König. 80 Pf.

Kretschmer & Kosebuch, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 12. u. 13. Lfg. Leipzig, J. G. Bach. à 4 Mk.

Lehmann, Zur Lehre vom Strafantrage. Leipzig, Fues' Verlag.

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 19. u. 20. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 60 Pf.

Leuckart, Die Parasiten des Menschen. 1. Bd. 2. Lfg. 2. Aufl. Leipzig u. Heidelberg. C. F. Winter.

Lexis', W., Erörterungen über die Währungsfrage, Separatabdruck aus, Leipzig, Duncker und Humblot.

v. Littrow, Carl Wenprecht der österreichische Nordpolfahrer. Wien, A. Hartleben. 1,80 Mk.

Nikolaus I., Von, zu Alexander III. St. Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte. Leipzig, Duncker & Humblot. 8 Mk.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen ꝛc. 8. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Mai 1881. Breslau, S. Schottländer. Vierteljährl. 6 Mk.

v. Oppeln-Bronikowski, Bilder aus dem Leben in England. Breslau, S. Schottländer.

Palmblätter aus die Großmächte. Leipzig, Wilh. Friedrich. 3 Mk.

Probst, Unsere Grundsätze und Gottes Wort. Basel, C. F. Spittler. 20 Pf.

Rossell's Vortrag: Ueber die Stellung des evangel. Christen zur sogen. Judenfrage der Gegenwart. Köln, C. Roemke & Sie. 50 Pf.

Roßegger's ausgewählte Schriften. 11. bis 20. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 Pf.

Rosmäßler, Der Wald. 3. Aufl. von Prof. Willkomm. 11. bis 14. Lfg. Leipzig, C. F. Winter. à 1 Mk.

Saling's Börsen-Jahrbuch 1881/82. 1. Lfg. Berlin, Haude & Spener. à 2 Mk.

Schalk-Bibliothek. 4. bis 6. Heft à 1 Mk., und „Schalk" und die frommen Denuncianten der „Kölnischen Volkszeitung" 40 Pf. Leipzig, Fr. Thiel.

v. Schlechtendal-Hallier's „Flora von Deutschland". 5. Aufl. 4. Bd. Gera-Untermhaus, Fr. Eugen Köhler. Subscr.-Pr. 7,40 Mk., Ladenpr. 11 Mk.

Scherr, Geschichte der deutschen Literatur. 4. Heft. Berlin, Weidmann. à 1 Mk.

Schmidt, Das Verhältniß der christlichen Glaubenslehre zu den anderen Aufgaben akademischer Wissenschaft. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 80 Pf.

Schmidt's, Kunst- und Handelsgärtner in Erfurt, Preisliste über Decorations- und Luxusartikel.

Schürmann, Organisation und Rechtsgewohnheiten des deutschen Buchhandels. 2. Theil, 2. Aust. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 3 Mk.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. 5. bis 9. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Schwerdfeger's Vortrag: König Johann, eine Lebensskizze für unsere Zeit. Dresden, C. Heinrich.

Seifert's Special-Karte des gesammten Mulden- und Zschopauthales. 3. Aust. Chemnitz, Robert Friese.

Siegfried's Lustspiel: Walpurgisnacht. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 3 Mk.

Spieß, Erhard Weigel, weil. Prof. zu Jena. Ein Lebensbild aus der Universitäts- und Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts ꝛc. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

Sprachwissenschaft, Indo-germanische Ballade über die Wurzel $\sqrt{p}$ $\sqrt{d^h}$. Von Max Müller dem Jüngsten. Leipzig, Fr. Thiel. 1 Mk.

Steuerwald, Lyrisches über Shakspere. München, Theodor Ackermann. 3 Mk.

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Von G. Pallain, deutsch von P. Bailleu. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8 Mk.

Trommer, Die Vegetationsverhältnisse im Gebiete der oberen Freiberger Mulde. Freiberg, J. G. Engelhardt.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Jahrg. 1881, 5. u. 6. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Voigt, Friedrich Rückert's Gedankentyrik nach ihrem philosophischen Inhalte. Annaberg, Hermann Graser. 1,80 Mk.

Voß', Richard, Trauerspiel: Die Patricierin. Frankfurt a. M., C. Koettzer. 2 Mk.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 2. (Mai-) Heft. Leipzig, Richard Lesser. Vierteljährl. 1 Mk.

Wiener, Das evangel. Pfarrhaus in seiner sozialen Bedeutung. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 3 Mk.

Wissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen. 4. Sammlung. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.

Zinsen- und Dividenden-Tabelle, Allgemeine, Nr. 2, von Franz Voigt, Coupons-Cassirer der Berliner Handelsgesellschaft. Selbstverlag, jährl. 3,75 Mk.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandsprovision) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 45. Sonntag, den 5. Juni. 1881.

Inhalt: Die Wörlitzer Kunstsammlungen, von B. Hoffaus. — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Musik-Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen (Literatur über das Unfallversicherungsgesetz. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik).

Die Wörlitzer Kunstsammlungen.

Die umfangreichen, herrlichen Parkanlagen von Wörlitz, einem Landstädtchen im Anhaltischen, drei Stunden östlich von Dessau, eine Stunde südlich von Kosswig belegen, waren für ihre Zeit hoch epochemachend und stellen unbedingt einen Fortschritt in der Entwickelung der Landschaftsgärtnerei dar. Sie wurden vom Fürsten, später Herzoge Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau in den Jahren 1769 bis 1802 angelegt und zogen schon zur Zeit ihres Entstehens unzählige Besucher aus weitester Ferne an. Hier weilte u. a. der geistreiche und vielgereiste Prince de Ligne, selbst hervorragender Künstler auf dem Gebiete der Landschaftsgärtnerei; hier verlebte der bekannte Weltumsegler Georg Forster glückliche Tage; hier empfing der später zur berechtigten Autorität gelangte Schöpfer der neuen Gartenkunst, Fürst Pückler-Muskau, seine ersten Eindrücke und Anregungen; hier fand Alexander von Humboldt Blüte, Bäume, Kunstwerke, die ihm, der so unendlich viel gesehen, dennoch zeitlebens vor andern werth blieben. Daß der hier etablirte, durch seine feine und zugleich ungezwungene Geselligkeit ausgezeichnete Hof des Fürsten und seiner edeln Gemahlin, der Fürstin Luise, geb. Prinzessin von Preußen und Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, auch die Dichter anzog, versteht sich von selbst: Goethe, der hier seinen alten Leipziger Freund E. W. Behrisch wiederfand, verkehrte hier wiederholt; Matthisson stand eine Zeit lang in Diensten der Fürstin und verbrachte hier einen großen Theil der Jahre 1795 bis 1811; Friedericke Brun und Elisa von der Recke weilten hier längere Zeit als Gäste des Hofes; Sophie Mereau kam und besang es; Gleim stellte sich gern hier zum Geburtstage der Fürstin ein; der junge von Hardenberg (Novalis) erquickte sich hier noch kurz vor seinem frühen Ende an der Lieblichkeit der Natur; Gellert und Lavater fanden hier ihre Denkmäler, letzterer verlebte selbst hier, aufs Höchste gefeiert, eine festliche Woche im Jahre 1786; Wieland, Tiedge (in Begleitung seiner obengenannten Freundin Elisa), Eberhardt und viele, viele andere erschienen bald auf längere, bald auf kürzere Zeit. Daß Wilhelm Müller, der geborene Dessauer, immer mit neuer Begeisterung nach Wörlitz zurückkehrte, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Neben den Dichtern eilten auch Maler, Bildhauer, Architekten, Musiker, Künstler, Kunstfreunde und Kunstgelehrte aller Art herbei — wollte doch auch Winckelmann auf seiner letzten, für ihn so verhängnißvoll gewordenen Reise vor Allem Wörlitz aufsuchen — und selbst die Fürsten deutscher und fremder Lande säumten nicht, dem Geiste des hochbegabten Fürsten Franz zu huldigen und seine Werke zu bewundern. Wörlitz hat eine so hervorragende culturhistorische Bedeutung, besonders für das letzte Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts, daß ihm kaum noch ein zweiter Garten in dieser Beziehung an die Seite gestellt werden kann.

Ist nun dies auch mit der Zeit anders geworden, ist auch dadurch, daß seit der Gründung der Wörlitzer Anlagen andere bedeutende Gärten entstanden sind, die Kunst selbst eine andere Richtung genommen hat, Wörlitz nicht mehr wie sonst das Ziel aller Reisenden, so beweisen doch die Tausende, welche noch jährlich besonders im Frühjahr hier zusammenströmen, daß der edle Styl seiner Anlagen, die herrliche Natur ringsum, die reiche Vegetation in Garten, Wiese und Wald noch immer ihre anziehende Kraft üben und daß wahrhaft bedeutende Schöpfungen, auf welchem Gebiete es auch sei, nie ganz veralten, ihren fesselnden Reiz nie ganz verlieren.

Von dem jedoch, was Wörlitz auch früher schon zu einem so mächtigen Anziehungspunkt für Fremde machte, ist ein Moment zu nennen, das unseren Tagen eher ein gesteigertes als geschwächtes Interesse bieten dürfte — seine Kunstsammlungen. Ihnen seien die nachstehenden Zeilen gewidmet.

I. Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die Wörlitzer Antiken. Referent hat über dieselben zur Säcularfeier der Erbauung des Wörlitzer Schlosses ein bescheidenes Heft (Dessau, bei Emil Barth, 1873) veröffentlicht, in dem er Alles zusammenzutragen bemüht gewesen ist, was bis dahin über die ganze Sammlung hat festgestellt werden können. Sein kleines Werk ist selbst der beste Beweis, wie sehr es noch unter den Archäologen an eingehender Beschäftigung mit den Wörlitzer Antiken gefehlt hat und wie die Wissenschaft, die sich sonst wol überstürzt, wo es gilt, Material für ihre Forschung zu finden, bisher ziemlich achtlos an den dortigen Schätzen vorübergegangen ist. Die Männer der Wissenschaft an ihre Schuld zu erinnern, war der hauptsächliche Zweck des bezeichneten Heftes; heute, nach acht Jahren, da die Dinge noch ebenso stehen, mögen diese Zeilen die Mahnung wiederholen.

Die Wörlitzer Antiken (68 an der Zahl) befinden sich in vier verschiedenen Räumen, dem Schlosse (Nr. 1—14), dem sog. Sommersitze (Nr. 15—18), dem Floratempel (Nr. 19—22) und dem Pantheon (Nr. 23—68)*). Der

*) Das Schloß, welches in den Jahren 1769—1773 entstand, ist das bedeutendste Werk des Architekten Friedr. Wilh. von Erdmannsdorff und nimmt wie sein Meister eine besondere Stelle in der Baugeschichte Deutschlands ein. Neben Erdmannsdorff waren an demselben noch besonders der fürstliche Bildhauer Ehrlich und der königl. Hofmaler Fischer aus Berlin thätig. Der sog. Sommersitz oder Englische Sitz ist der erste architektonische Versuch des Fürsten vor seiner italienischen Reise (1765—66). Der Floratempel („eine Nachbildung des Tempels unter Trevi, zwischen Fuligno und Spoleto, tempio di Clitunno genannt", A. Rode) und das Pantheon („von runder Gestalt, mit einer Vorhalle von vier Säulen, welche einen Giebel tragen — führt den Namen wegen der Aehnlichkeit seiner Gestalt mit der des großen Römischen Pantheons", A. Rode) sind erst mehrere Jahre nach dem Schlosse erbaut worden. Die Wandmalereien im Innern des Floratempels sind gleichfalls von Fischer.

Fürst hat sie zum Theil bei einem längeren Aufenthalte in Rom selbst erworben, zum Theil sind die Ankäufe durch Winckelmann, Cavaceppi, Rehberg und Erdmannsdorff vermittelt worden. Eine werthvolle antike Statuette (der trunkene Herkules, im Schlosse Nr. 13) ist ein Geschenk des Cardinals Albani, des bekannten Gönners Winckelmann's, und die interessante Gruppe (Theseus und die geretteten Kinder, im Schlosse Nr. 9) hat der Fürst von seinem Bruder, dem Prinzen Hans Jürge (Gründer des Georgiums bei Dessau), im Jahre 1811 geerbt. Rücksichtlich der Schwierigkeiten, die kurz vor der französischen Occupation Roms erworbenen Werke aus Rom herauszuführen, wie rücksichtlich der für einige derselben gezahlten Preise verweisen wir den Leser auf die angeführte kleine Schrift.

Die fesselnden Werke der Sammlung dürften sein: Nr. 2, weiblicher Kolossalkopf, wenn nicht Original, so doch gute Nachbildung eines aus anderen Wiederholungen bisher noch nicht bekannten griechischen Originales und zwar eines Originales der besten Zeit griechischer Kunst*); Nr. 5, Kopf eines Jünglings, das Haar vom Scheitel in niedern Wellen nach allen Seiten ausströmend, über der Stirn durch ein Stirnband zusammengehalten, um den Nacken herum in halblangen dünnen Locken endend, ähnlich Nr. 49 der Münchener Glyptothek (ein von archaischer Härte zwar freier, aber immer noch strenger Typus, der bis jetzt noch nicht hinreichend erkannt und festgestellt ist); Nr. 9, Theseus und die geretteten Kinder (Gruppe von vier kleinen Figuren), vielleicht richtiger als Herakles und Auge bezeichnet, ein Werk, das bei der großen Seltenheit solcher figurenreichen antiken Gruppen trotz aller Unvollkommenheiten und Mängel zu den anregendsten Werken antiker Plastik**) gehört; Nr. 10, Kolossalbüste der Diana, ein schönes Werk von hoher Wirkung, werth der Diana von Versailles und der Artemis Colonna in Berlin an die Seite gestellt zu werden; Nr. 11, Verwundete Amazone***), von sehr tüchtiger Arbeit und ohne Zweifel den besten Exemplaren der „verwundeten Amazone" beizuzählen, ein vortreffliches Fragment; Nr. 12, Kolossalbüste der Cybele, deren Typus uns sonst nur noch in der bekannten vaticanischen Statue (museo Pio Clementino I, tav. 39) so kräftig entgegentritt, ein großartiges Bildwerk von tiefem Ernst und hoher Würde (das Bruststück gehört nicht zum Kopfe); Nr. 13, Statuette des trunkenen Herkules, als Gegenstz zum Hercules bibax ein Hercules mingens, von höchst charakteristischer Behandlung; Nr. 14, Krater aus gebranntem Thon, wichtig durch die Besprechung, welche ihm Winckelmann in den Anmerkungen über die Geschichte der Kunst (S. 29) gewidmet hat; Nr. 15, Reliefstück von schöner Composition und guter Arbeit; Nr. 17, ein ähnliches Reliefstück, zu beachten der auf dem Rücken eines Satyrs reitende Pan (vgl. Münchener Glyptothek Nr. 223); Nr. 23—31, die neun Musen, eine Sammlung, welche trotz ihrer sehr bedeutenden Restaurationen bei einer systematischen Untersuchung über den Gesammtvorrath unserer Musenstatuen nicht übersehen werden darf (bei den meisten sind die Attribute neu, bei einigen jedoch, was wichtig ist, alt; die einzelnen Figuren in Größe und Behandlung verschieden); Nr. 33, Telesphorus, ein Kinderkopf mit einer Kapuze; Nr. 36, Kopf eines Jupiter Ammon, hermenartige Darstellung von ernstem Ausdruck, sicherer Form und anspruchloser Behandlung; Nr. 40, Terracotta-Relief, Androsphinx mit bärtigem Kopfe u. s. w.; Nr. 51, Kopf eines jugendlichen Faun, wie es scheint aus gebranntem Gyps, ein höchst anziehendes Werk voll Leben und Anmuth, doch nicht antik*); Nr. 59, Reliefstück, Iphigenia von drei Figuren zum Opfer getragen.

Wir haben uns bei dem uns nur eng zugemessenen Raume, wie bei dem Zwecke dieses ganzen Aufsatzes in unserm Hinweise auf die wichtigsten Nummern der Wörlitzer Antiken natürlich nicht auf Einzelnheiten (ausführlichere Beschreibung des Gegenstandes, Bezeichnung der restaurirten Theile, Literatur und dgl.) einlassen können und weisen in dieser Beziehung auf die wiederholt angeführte Schrift des Verf.: Die Wörlitzer Antiken, Dessau 1873, 40 Seiten.

II. Die Wörlitzer Gemäldesammlungen befinden sich im Schlosse, dem sog. Gothischen Hause und dem Stein. Sie sind, wenn wir von der allerdings sehr sachkundigen, freilich nur kurzen Besprechung, welche ihnen der Königl. Galerie-Inspector G. Müller zu Dresden in der Zeitschrift für bildende Kunst, Band XIV, S. 319—321 hat zu Theil werden lassen, absehen, bis jetzt noch weniger als die dortigen Antiken Gegenstand kunstwissenschaftlicher Untersuchung gewesen, was allerdings mit dem ganzen Stande des betr. Zweiges der Kunstwissenschaft zusammenhängen mag. Von maßgebender Bedeutung sind die Wörlitzer Gemälde für Kenntniß der ältern deutschen Malerei, besonders Kranach's und seiner Schule, wie für Kenntniß der älteren Niederländer. Ein Theil des Nassau-Oranischen Bilderschatzes, wie sich derselbe im Nachlasse der Prinzessin Amalie von Nassau-Oranien, geb. Gräfin zu Solms-Braunfels, fand, ist in die Wörlitzer Sammlungen übergegangen. Leider ist aber dieser Theil, zu dessen historischer Würdigung dem Forscher ein nicht unbedeutendes archivalisches Material zur Verfügung steht, im Vergleich zur Masse der Wörlitzer Sammlungen ein fast verschwindender und rücksichtlich der übrigen Gemälde sind nur höchst spärliche, überdies noch meist verdächtige Bemerkungen vorhanden. Die Sammlungen umfassen ca. 700 Nummern, unter denen sich freilich auch vieles Mittelmäßige und Werthlose befindet. Wir heben einige der vorzüglichsten und wichtigsten Gemälde hervor.

Im Schlosse: Nr. 1009, Joseph Vernet, Seesturm — ein schönes beachtenswerthes Bild; Nr. 1013, Cornelius Poelenburg, Götterfest — ein anziehendes Werk des bekannten Meisters (aus dem Nassau-Oranischen Bilderschatze); Nr. 1014, Domenico Zampieri (Domenichino), eine lebensgroße liegende Venus von reizender Bewegung und schalkhaftem Gesichtsausdruck (G. M.), das Gesicht von unleugbarer Porträtähnlichkeit mit der Hauptfigur auf dem Bilde der schießenden und badenden Nymphen desselben Künstlers im Palazzo Borghese zu Rom — vielleicht das vollendetste und feinste Tafelbild des großen Italieners; Nr. 1025, Prinz Heinrich Friedrich von Oranien und Nr. 1034, dessen Gemahlin, Prinzessin Amalie von Nassau-Oranien, geb. Gräfin zu Solms-Braunfels, die Eltern der Fürstin Henriette Katharina von Anhalt-Dessau, Gemahlin des Fürsten Johann Georg II. und Mutter des Fürsten Leopold; beide Bilder zwei echte, unberührte Meisterwerke von Anthony van Dyck, jenes ein Bild männlicher Kraft und Würde, dieses voll weiblicher Anmuth, beide ausgezeichnet durch vollendeten Adel der Auffassung und große, zugleich mit freier Pinselführung verbundene Sorgfalt der Ausführung; Nr. 1027 und Nr. 1029, Lager- und Jagdscenen von Phil. Wouverman, zu den schönsten Werken des Meisters gehörig und aus dessen bester Zeit, bei aller Zartheit nicht ohne Kraft und „noch entfernt von der Ueberweichheit der letzten Werke des Meisters" (G. M.); Nr. 1028 und Nr. 1032, zwei anmuthige, für Kenntniß des Meisters instructive Bilder des Jan Bervolje, beide be-

*) Diesem Werke gebührt unbedingt eine individuelle Stellung in der Kunstgeschichte.

**) Vgl. zu demselben das bekannte pompejanische Wandgemälde bei Zahn II, 28 und bei Helbig Nr. 1142.

***) Gypsabgüsse des Wörlitzer Exemplars in Berlin und Paris. Abgebildet bei O. Jahn in den Berichten der sächs. Gesellsch. der Wissensch., Phil.-histor. Classe, 1850, Taf. 3.

*) Conception des Ganzen, wie Behandlung des Einzelnen (z. B. des Haares) weisen das kleine herrliche Werk in die Zeit edelster Renaissance, etwa in die Kreise des Sansovino.

zeichnet, dieses „eine Gesellschaft Herren und Damen, sich mit Musik unterhaltend“ vom J. 1673, noch etwas trübe im Ton, jenes „Vertumnus in der Gestalt eines alten Weibes sucht Pomona zu verführen“ vom J. 1678, von großer Vollendung; Nr. 1080, eine mit Namen und Jahreszahl (1654) bezeichnete Landschaft von außergewöhnlicher Größe und Schönheit von Salomon Ruysdael (eine reiche Baumgruppe am Ufer eines ausgedehnten Gewässers, über dessen klar schimmernde Fläche, „welche wundersam zu dem tief gefärbten Laube der Bäume stimmt und sich an die duftige Ferne weich anschmiegt“ — G. M. — eine besetzte Fähre gleitet; die klare, feingetönte Luft leider durch ungeschickte Retouche etwas entstellt); Nr. 1050, Peter Thys, „Merkur in der Luft schwebend erblickt die mit ihren Schwestern im Festzuge schreitende Herse“, lebensgroße Figuren, ein echtes, bezeichnetes, wohl erhaltenes, für Auffassung und Malweise des Meisters sehr charakteristisches Bild dieses in deutschen Gallerien wenig vertretenen Antwerpener Künstlers, vom J. 1664 („der Einfluß der Schule des P. P. Rubens ist nur noch wenig erkennbar; die Schatten sind tiefer und nicht so farbig wie bei diesem“, G. M.); Nr. 1054, „die Matrone von Ephesus“, ein beachtenswerthes Bild von Antoine Pesne, im Geschmack der Zeit, aber kräftig im Colorit und von guter, dem ovalen Rahmen glücklich angepaßter Composition (vgl. G. M.); Nr. 1072 und Nr. 1075 zwei echte Bilder des Bernardo Bellotto, gen. Canaletto.

Im Gothischen Hause*): Nr. 1237, Adriaen van de Velde, kleine Landschaft mit einem Reiter-Obrist, vollkommen wohl erhalten und unberührt, eine Perle der Sammlung, durch zarteste Harmonie der Farbe und liebenswürdigste Einfachheit von wahrhaft großartiger Wirkung, mit Namen und Jahreszahl (1659) bezeichnet; Nr. 1234, P. Breughel d. Ä., Landschaft mit reicher Staffage; Nr. 1282 und Nr. 1287, zwei treffliche kleine Porträts des Haarlemer Künstlers Jan Versprond (der Meister schwankt selbst in der Schreibung seines Namens), jenes ein weibliches Porträt mit einem höchst ansprechenden, reizvollen Köpfchen, vom J. 1636, dieses ein männliches Porträt von seiner Farbe, vom J. 1634; Nr. 1316, Jakob Walch (?), Porträt des Claes Banden, ein wunderbar seelenvoller Kopf von vortrefflicher Zeichnung, die Farbe leider etwas verblaßt; Nr. 1324, Albrecht Dürer (n. A. Hans Wagner, genannt Hans von Kulmbach), Adam und Eva, ein treffliches, wohlerhaltenes Werk; Nr. 1334, Bonaventura Peters, Seestück, gezeichnet; Nr. 1336, A. Storck, holländisches Dorf mit Kriegsvolk, gez.; Nr. 1338, Artois, Landschaft mit Jagd; Nr. 1340, H. Memling (?), männl. Porträt, sehr werthvoll; Nr. 1384, Adriaen Hanneman, „Kurfürst Friedr. Wilhelm (der große Kurfürst)“, ein geistvolles, charakteristisches Porträt von vorzüglicher Zeichnung, vielleicht das beste Werk des Meisters, neuerdings in einer gelungenen Radirung von Wilh. Krauskopf vervielfältigt; Nr. 1449, Georg Pencz, „Grablegung Christi“, sehr beachtenswerth das Wappen auf diesem Bilde läßt vermuthen, daß der Besteller dem sächs. Adelsgeschlechte der Lüttichau angehörte, vgl. G. M.); Nr. 1435—1437 und Nr. 1453—1455, Michael Wohlgemuth, Heiligе auf Goldgrund; Nr. 1484, Lukas Kranach d. Ä. „Verlobung der heil. Katharina“, vorzüglich erhalten und hoch bedeutsam, die Figuren in Viertel-Lebensgröße, die weiblichen Köpfe nach alter Tradition Porträts anhaltischer Prinzessinnen (1516); Nr. 1487, Hugo van der Goes, „die heil. Jungfrau mit dem Kinde auf dem Schooße“, ein vortreffliches, unbedingt echtes Bild; Nr. 1499, Hans Memling, „Kreuzigung Christi“ (die Figuren in der Größe der in Miniaturen vorkommenden), ein mit großer Feinheit durchgeführtes, wunderbar schön erhaltenes Bild (n. A. von Jean Fouquet de Tours); Nr. 1512, Lukas Kranach d. Ä., „Kurfürst Friedrich der Weise“ (1525), herrliches Porträt, mit einer Inschrift Lavater's auf der Rückseite; Nr. 1543, Abr. Snapphan, „Damen beim Thee“, ein sehr tüchtiges, vielleicht das beste Bild dieses wenig gekannten Meisters († 1691); Nr. 1557, Lukas Kranach d. Ä., „Verlobung der heil. Katharina“, ein großes Triptychon von hoher Wirkung, Prachtwerk Kranach'scher Kunst (links vom Beschauer Friedrich der Weise mit dem Apostel Matthäus, rechts Johann der Beständige mit dem Apostel Jakobus; die angeblich von Quast herrührende Bezeichnung des Bildes als Werk des Math. Grünwald dürfte durch nichts zu erweisen sein); Nr. 1591, eine kleine allegorische Figur des Kaisers Mathias mit einer Victoria in der Linken von Willem de Poorter, eines der ansprechendsten Bildchen dieses Künstlers, gut gezeichnet und von flüssig geistreichem Vortrag, mit Monogramm bezeichnet (vgl. G. M.); Nr. 1609, Hans Mielich (Muelich), weibl. Porträt; Nr. 1617, Albr. Dürer, männl. Brustbild mit schwarzer, pelzverbrämter Kleidung, sehr bedeutend; Nr. 1619, Hans Memling, Johannes der Täufer u. s. w.

Bedenkt man, daß mit den angeführten Gemälden die Reihe der vorzüglichsten keineswegs erschöpft ist und daß außer den künstlerisch und kunstgeschichtlich hervorragenden Werken in Wörlitz noch eine bedeutende Anzahl von Porträts (aus dem anhaltischen, dem nassau-oranischen u. a. Fürstenhäusern, aus dem Kreise der Reformatoren, von Kriegern, Staatsmännern, Gelehrten, berühmten Frauen u. s. w.) vorhanden ist, die, wenn auch vielfach ohne künstlerischen Werth, doch für den Historiker, Genealogen und Biographen höchst wichtig sind, so wird man der dortigen Sammlung eine hohe Achtung nicht versagen. Die meisten Nummern sind wol vom Fürsten selbst erworben worden, andere sind aus früherm fürstlich anhaltischen Familienbesitz in die Sammlung übergegangen, einiges ist aus der erwähnten nassau-oranischen Erbschaft hinzugekommen.

III. Eine dritte werthvolle Sammlung in Wörlitz bildet die Sammlung von Glasgemälden im Gothischen Hause. Referent hat über dieselben vor längerer Zeit in den Zahn'schen Jahrbüchern für Kunstwissenschaft (Jahrg. II, 1869, S. 219 ff.) mit ziemlicher Ausführlichkeit berichtet und erlaubt sich, den Leser, der weitere Auskunft sucht, auf diesen Aufsatz zu verweisen. Jene Sammlung besteht aus einer bedeutenden Reihe von Scheiben aus der Zeit vom Ende des 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts und enthält somit Leistungen aus der Blüthezeit der Glasmalerei, wie aus der Zeit unmittelbar vor und nach der Blüthezeit derselben. Zum Theil sind die einzelnen Werke dieser Sammlung durch J. C. Lavater*) für den Fürsten in der Schweiz aufgekauft worden, zum Theil hat sie der Fürst selbst auf seinen Reisen in der Schweiz, in Frankreich und Süddeutschland erworben. Für die Beurtheilung aber des Fürsten ist es ewig denkwürdig, daß derselbe zu einer Zeit, „wo der nüchterne Fanatismus der Ruffia-

*) Das Gothische Haus ist nicht nach einem bestimmten Plane, sondern nach und nach in langen Zwischenräumen, nach jedesmaligem Bedürfniß entstanden, ein Umstand, der die in demselben herrschende Unregelmäßigkeit und die Dunkelheit mehrerer seiner Gänge und Gemächer erklärt. Ursprünglich zur Gärtnerwohnung bestimmt, wurde es später vom Fürsten selbst oft während der Sommerzeit bewohnt und zugleich zu einem Sammelpunkte verschiedener, zum Theil höchst anziehender und wichtiger Kunstgegenstände gemacht. Der gothische Baustyl erscheint hier in freilich ganz unverstandener und, wie es zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht anders möglich war, nur äußerlicher Nachahmung. So eigenthümlich aber das Ganze durch seinen phantastischen Aufbau erscheint, so sonderbar ist doch sein Inhalt und kein Wörlitz-Besucher sollte an ihm vorübergehen, ohne ihm eine möglichst eingehende Aufmerksamkeit zu widmen.

*) Dafür, daß J. C. Lavater viele Sendungen alter Glasgemälde an den Fürsten hat gelangen lassen, finden sich auch, wie Hr. Dr. Herm. Meyer-Zeller in Zürich dem Verf. gefälligst mittheilt, in Lavaters Nachlaße die Beweise; doch ist leider Lavater's Bemerkungen keinerlei Specification, noch Angabe über den frühern Standort der Scheiben beigefügt, so daß die Forschung hier gar keinen Anhalt findet.

rung, der, nicht zufrieden auf geistigem Gebiete überall Licht zu schaffen, aller mittelalterigen Dämmerung auch in der Kunst den Krieg erklärte und am verhängnißvollsten für die Glasgemälde wurde; wo Tausende von gemalten Fenstern mit dem Hammer zerschlagen und als werthloser Plunder fortgeworfen wurden, weil die damaligen Glaser sie nicht einmal gegen farbloses Fensterglas annehmen wollten" (Lübke), das Schöne auch aus diesen Arbeiten herausfühlte und mit Liebe sammelte und aufbewahrte. Dank dem kunstsinnigen Herzoge Franz von Dessau, ruft ein Schweizerischer Forscher, Hans von Meiß, in einem jüngst veröffentlichten Aufsatze über „Christoph Brandenberg und Michael Müller, zwei Zugerische Glasmaler des 17. Jahrhunderts" aus, sind jetzt mehrere Scheiben von M. Müller erhalten, „während sie, im Lande verblieben, sehr wahrscheinlich den Weg so vieler gemalten Scheiben gegangen wären!" Wie treu der Fürst- in seinem Sammeln war, beweisen die kleinen, scheinbar bedeutungslosen Glasstückchen, die beim Einrahmen und Zusammensetzen (einer Arbeit, der er mit großem Eifer sich selbst unterzog) übrig blieben und die er, wie sie waren, in den weniger ins Auge fallenden Fenstern des Hauses unterbrachte. Daß ein großer Theil der Glasgemälde der Wörlitzer Sammlung aus der Schweiz herrührt, dürfte auch dem Laien ein günstiges Vorurtheil für dieselben erwecken: ist es doch bekannt, daß die Schweiz im 16. Jahrhundert durch „gemalte Fenster und Glasmaler" sich ganz besonders auszeichnete.

Die ältesten Glasgemälde der Sammlung sind: 1. Krönung Mariä, 1497; 2. Cyclus von 4 Bildern (Anbetung des Christkindes, Kreuztragung Christi, Grablegung Christi und Tod Mariä); 3. neun Bilder v. J. 1511 (die hl. Jungfrau und acht Apostelbilder, bezeichnet „Emmendingen" und wahrscheinlich süddeutschen Ursprungs); 4. der hl. Georg den Lindwurm tödtend, ebenfalls v. J. 1511. An diese Bilder schließen sich die beiden ältern Glasmalereien des sog. französ. Zimmers an, eine „Verkündigung Mariä" darstellend, von großer Schönheit und freiem Schwunge der Zeichnung, die Farben leider sehr verblichen.

Mit den veränderten kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen des 16. Jahrhunderts änderte auch die Glasmalerei ihren Charakter. Sie trat aus dem Dienste geistlicher Zwecke in den Dienst weltlicher Zwecke und ward, unterstützt von einer sehr ausgebildeten Technik, Cabinetsmalerei. Die meisten Glasmalereien des Gothischen Hauses gehören dieser Richtung an. Wir citiren hier nur einige der hervorragendsten Scheiben. So befinden sich im sog. geistlichen Zimmer sechs Scheiben mit Darstellungen aus der Erzählung vom verlorenen Sohne, welche sich durch lebendige, frische Composition, sichere Zeichnung und ziemlich gut erhaltene Farbe sehr auszeichnen. Die ersten vier tragen die Jahreszahl 1590, die beiden letzten die Jahreszahl 1611. Sie sind oben mit erläuternden Versen, unten mit den Wappen von Landvögten, Rathsherren und Zunftmeistern, deren Namen auch überall beigefügt sind, versehen. Wir erwähnen von den angeführten Namen nur den für die Glasmalerei allerdings höchst bedeutenden des Christoph Murer. Da Christoph Murer (oder Maurer) nach Gessert vier (bisher als verschwunden angesehene) Scheiben mit der Geschichte vom verlorenen Sohne gemalt hat, so wäre zu untersuchen, ob nicht vielleicht das Goth. Haus in jenen ersten vier Scheiben die Arbeit Murer's besitzt. Im sog. kriegerischen Cabinet befindet sich übrigens eine durch Zeichnung und farbige Ausführung sehr hervorragende Scheibe, die dem Christoph Murer unbedingt zuzuschreiben ist (geg. mit der Jahrszahl 1600) und eine andere (ein Wappenbild), die sogar des Meisters Monogramm mit der Jahreszahl 1608 trägt. Von Bedeutung sind auch die Glasmalereien des Rittersaales. Das große Fenster desselben ist mit achtzehn zusammengehörigen Scheiben geschmückt, auf welchen gepanzerte Ritter in hellen blauen Rüstungen, die Cantonsbanner tragend, dargestellt sind, die Zeichnung ist überall kräftig und bestimmt, die Farben (bes. das Rubinroth) im Allgemeinen wohl erhalten. Die Scheiben, welche die Jahrszahlen 1565 — 1575 tragen und also in einem Zeitraum von ca. 10 Jahren nach und nach entstanden sind, werden Maurer zugeschrieben, womit denn kein anderer als Josias Maurer, der Vater Christoph's, gemeint sein kann. Gessert rühmt den Josias als vorzüglichen Meister zu Zürich, „der u. a. auf die Fenster des Schützenhauses seiner Geburtsstadt die Pannerträger der ganzen Eidgenossenschaft malte". Sollte die Sammlung des Goth. Hauses etwa diese Reihe von Scheiben sein? Da sie wahrscheinlich von Lavater in Zürich erworben worden ist, liegt allerdings die Vermuthung nicht fern.*) Außerdem gedenken wir eines Bildes im französischen Zimmer, das zu den besten der Sammlung gehören dürfte: „Herkules am Scheidewege" (bezeichnet: Jacob Sprüngli n, Anraliſt und Glasmaler zu Zürich 1595); es zeichnet sich durch einfache Composition, gute Zeichnung, Weichheit der Fleischtöne und ansprechendes Colorit aus und ist zugleich das einzige Bild der Sammlung, welches den vollständigen Namen des Meisters trägt. Sprünglin gehörte zu den bedeutendsten Glasmalern seiner Zeit und arbeitete, da seine Malereien auch im Auslande sehr geschätzt waren, viel in Nürnberg. Wir schließen unsere Citate mit dem Hinweise auf zwei Leistungen des 17. Jahrhunderts, auf ein tüchtiges Wappenbild (im sog. kriegerischen Cabinet) mit der Inschrift: „Die Statt Schaffhusen", und auf eine interessante Reihe von zehn runden Scheiben im sog. geistlichen Cabinet. Jenes zeigt das kaiserliche Wappen von zwei Löwen gehalten, ist vorzüglich sauber und bestimmt gezeichnet, glänzend in der Farbe, trägt die Jahrszahl 1632 und ist mit dem Monogramm H. R. F.**) (verschlungen) versehen; diese enthalten Scenen aus dem Alten und Neuen Testamente und sind in den Jahren 1667—1684 entstanden (den beigefügten Wappen nach zu urtheilen, wurden sie von Beschiedenen bestellt und geschenkt; sie sind hell und bunt in der Farbe und tragen das Zeichen M. M. — Michael Müller von Zug —).

An kleineren Sammlungen besitzt Wörlitz noch eine Sammlung von Kupferstichen (Schloß, Goth. Haus und Stein), Handzeichnungen (Goth. Haus), Waffen (Goth. Haus — einige Nummern von hohem Werthe), Gefäßen (Schloß und Goth. Haus — darunter werthvolle Majoliken, Gläser und chinesisches Geschirr), Meubles (zum Theil zur Ausstattung der Fürstin Henr. Katharina gehörig und von vorzüglicher Arbeit — im Goth. Hause), Uhren und Spielsachen (Goth. Haus). Endlich sei noch auf ein interessantes Holzschnitzwerk von Albr. Dürer im Goth. Hause („ein Mann führt ein starkes Pferd") aufmerksam gemacht. Auch diese kleineren Sammlungen verdienen eingehende Beachtung, indem sie nicht nur der historischen, sondern auch der ästhetisch-kritischen Untersuchung wichtige Gesichtspunkte bieten.

Möge dieser erneuerte Hinweis auf die Wörlitzer Kunstsammlungen die Schätze derselben der Aufmerksamkeit weiterer Kreise empfehlen und die wissenschaftliche Arbeit, die sich an sie anzuknüpfen hat, nachhaltig anregen.

Dessau, Mai 1881. W. Hoſäus.

*) Allerdings darf hierbei nicht übersehen werden, daß dergl. Sniten von Standesscheiben (und zwar bisweilen sehr schön) ehemals jährlich zu Dutzenden entstanden und bei Abhaltung der Tagsatzung verschenkt an Kirchen, Rath- und Zunfthäuser, wie auch an Private verschenkt wurden. Maurer's Monogramm oder Wappen ist auf den in Frage stehenden Scheiben des Rittersaales bisher nicht zu entdecken gewesen.

**) Diesem Monogrammmisten ist schwer beizukommen, die von Nagler im Monogrammen-Lexikon gegebene Deutung scheint höchst problematisch. Scheiben mit dem betr. Monogramm sind in der Schweiz, wenn es überhaupt deren daselbst giebt, sehr selten, wol aber finden sich mehrere Scheibencartons mit demselben in verschiedenen Sammlungen. (Briefl. Mittheilung des Hrn. Dr. H. Meyer-Zeller.)

Leipziger Theater.

Unser Theater war in das Sternbild der Tragödie getreten, so lange Clara Ziegler an demselben gastirte. Gestalten, die seit langer Zeit unter Dec geblieben waren, tauchten empor und wandelten an uns vorüber auf stolzem Kothurn: eine Judith, eine Brunhild, eine Medea, eine Iphigenie, daneben auch eine Maria Stuart und leichteren Schritts auch eine „Königin von Navarra". Clara Ziegler ist eine phänomenale Erscheinung unter den Künstlerinnen der Gegenwart; wir haben hier in Leipzig Gelegenheit gehabt, ihre erste Entwickelung von den etwas primitiven Anfängen einer an die Gewaltsamkeit der Volksbühnen gewohnten Darstellerin zu gelänterter Kunstbildung mit anzusehen; sie hat unser neues Theater am ersten Abend als Iphigenie mit eingeweiht; sie gehört von Haus aus der Chronik desselben an und so knüpfen sich für den langjährigen Theaterfreund an ihr Auftreten manche willkommene Erinnerungen. Ihr Beruf zur Heroine erschien damals schon uns allen fraglos: sie brachte alle Mittel für große tragische Aufgaben mit. Wer dürfte eine solche Mitgift unterschätzen? Wieviel die künstlerische Schulung auch vermag: die geeignete Individualität wirft doch für die Wahl des Rollenkreises das entscheidende Gewicht in die Wagschale. Es giebt Gestalten, die ohne ein gewisses äußeres Größenmaß auf der Bühne wenig glaubwürdig erscheinen: mindestens gehört ein doppeltes Maß künstlerischer Bedeutung dazu, um dafür zu entschädigen. Schon in der Oper stören uns die Walküren, denen man nicht die Kraft zutraut, die todten Helden in den Sattel zu heben: eine Brunhild wird sich ohne körperliche Größe und Kraft kaum spielen lassen, weil hier der Kampf und das Ringen der Athletin zu einem allerdings mißlichen Hauptmotiv der Handlung gemacht ist. Die Phantasie der Zuschauer kann zwar immer ergänzend eingreifen, um die nöthige Illusion zu erzeugen; besser aber ist es, wenn diese Illusion durch die Darstellerin selbst schon bei ihrem Erscheinen hervorgerufen wird. Ebensowenig werden sich umgekehrt solche Heroinengestalten für das moderne Lustspiel eignen, dessen Nipptisch sie, auch bei Ermäßigung ihrer gigantischen Kraft, leicht über den Haufen werfen könnten. Bedenklich wäre diese indeß ohne die Rundung und Plastik des Geberdenspiels: da würde der Eindruck einer rudis indigestaque moles überwiegen und das roh Gewaltsame könnte leicht das Hochtragische mehr karikiren als wiedergeben. Diese Plastik der Bewegungen gehört aber zu den Hauptvorzügen, welche Clara Ziegler in ihrem Spiel bewährt. Das Große auf der Bühne verlangt oft eine statuarische Haltung, ohne in derselben zu versteinern: das sich immer wandelnde Bildwerk von Fleisch und Blut muß doch in einzelnen Momenten des kurzen Verweilens den Meißel des Bildhauers herausfordern. Und wer hätte nicht solche Momente in dem Spiel der Clara Ziegler, besonders in ihrer Medea, Brunhild und Judith erkannt, auch in leidenschaftlichster Bewegtheit? Die harmonische Ruhe der „Iphigenie" giebt noch mehr Anlaß zu plastischen Stellungen, die bei dem Wechsel der unvergänglich schönen Worte sich in längerem Verharren dem kunstsinnigen Auge darbieten.

Und als drittes Erforderniß für eine entsprechende Darstellung hochtragischer Rollen kommt hinzu ein Organ, das ebenso viel Wohllaut wie Kraft und Fülle hat und den getragenen Stellen der Dichtung wie dem Ausbruch stürmischer Leidenschaft in gleicher Weise gewachsen ist. Auch hierin spricht die Naturanlage des Künstlers ein so großes und entscheidendes Wort mit, daß der rastlosefte Fleiß und die feinste ästhetische Bildung, daß aller Eifer, den Mahnungen der Kritik nachzukommen, wo jene nicht ausreicht oder versagt, nur in das Faß der Danaiden schöpft. Clara Ziegler ist auch hierin von der Natur glücklich begabt: ihr Organ geht weder zu sehr in die Tiefe noch zu sehr in die Höhe; es wahrt eine schöne melodische Mitte. Heldinnen, deren Stimmkraft aus dem Tiefen schöpft, aus denen Sarastro seine priesterlich würdevollen Töne hervorholt, werden leicht unsympathisch; auch sind derartige Organe wenig modulationsfähig. Clara Ziegler hat überdies für ihren Vortrag ein schönes Portament gewonnen, welches nicht zu sehr zwischen verschiedenen Tonlagen hin und her abenteuert.

Fassen wir diese Vorzüge zusammen, so ergiebt sich ohne Frage, daß für alle auf hohem Kothurn schreitende Dichtergestalten, in allen jenen dramatischen Werken, denen das „schöne Wort" schon als solches, das bleibende Dichterwort der classischen Muse, das zu unterschätzen in der Gegenwart zum kritischen guten Ton gehört, die Bürgschaft giebt für ihre dauernde Bedeutung, Clara Ziegler wie wenige berufen ist. Gegenüber den Künstlerinnen, denen der „zündende Moment" die Hauptsache ist, wahrt sie ein schönes Gleichmaß der Darstellung, wie es für Heldinnen paßt, die gleichsam aus Einem Guß, mit gediegener Kraft, ohne jede innerliche Gebrochenheit über die Bretter schreiten. Möglich, daß hier und dort der Wohlklang des Organs sie dazu verführt, ihn selbstgenugsam austönen zu lassen, daß der Klang der schönen Verse in der melodischen Wiedergabe ihr hier und dort als Selbstzweck erscheint, an einzelnen Stellen eine fingende Nüance sich einschleicht: im Großen und Ganzen wirkt das nicht störend und wir sind nicht entfernt der Ansicht der Laube'schen Schule, daß die großen Dichter ihre ebenso schönen wie gedankenreichen Verse nur dazu gemacht haben, um sie von den Schauspielern im Interesse der sogenannten realistischen Lebenswahrheit zerstücken und niedertreten zu lassen. Laube stand immer mit dem Löscheimer auf den Proben, um jede aufflammende Begeisterung der Darsteller, wenn sie sich an derjenigen der Dichter entzündet hatte, so rasch wie möglich zu ersticken. Diese Art dramaturgischer Feuerwehr erscheint uns durchaus unberechtigt gegenüber den großen Poeten: so nüchtern lassen sich Laube'sche Verse sprechen, aber nicht diejenigen Schiller's.

Freilich ist die Darstellungsweise im großen Styl auch nur für hochtragische Charaktere geeignet, die mehr oder weniger an antike Vorbilder erinnern; diejenigen Gestalten, in denen eine zersetzende psychologische Dialektik vorherrscht, ein innerer Bruch, die moderne grübelnde Reflexion, die auflösenden Elemente des Witzes, stellen der stylvollen Darstellung eine schwer zu überspringende Schranke entgegen. Von den Rollen, welche Clara Ziegler uns vorführte, steht die Judith im Hebbel'schen Trauerspiel an dieser Grenze; doch hat die Einrichtung des Stückes, mit welcher der Dichter der Bühne Zugeständnisse machte, seine „Judith" zu einer Heroine im großen Styl umgebichtet, welcher die Darstellung durch Clara Ziegler vollkommen gerecht wurde. Sie hatte in den Scenen mit Holofernes, den Hr. Mylius mit vollbloderndem Feuer spielte, große Momente und ihr Scheiden aus Bethulien gab ihr Anlaß zu Attitüden von plastischer Hoheit. Ursprünglich hatte aber Hebbel durchaus nicht die Absicht, in das Fahrwasser der einfachen Heldentragödie einzulenken; der Nachdruck in seinem Buchdrama liegt auf psychologischen und wenn man will, pathologischen Elementen aus jenem Gebiet der Geschlechtssphäre, das der Dichter stets bevorzugt hat. Eine Ruine aus dieser ursprünglichen Architektonik ist noch stehen geblieben: es ist die Schilderung der ersten Brautnacht und der darin gewahrten Jungfräulichkeit. Der Eintritt des jungfräulichen Weibes in die Orgie der Sinne, deren Taumel der gewaltige Holofernes in ihr erweckt, macht im Buchdrama den haut-goût der großen Scene im Zelt des Feldherrn aus. Nicht Heldenmuth läßt sie dann zum Schwerte greifen, sondern die Rache für die geopferte Jungfräulichkeit. In diesen Scenen liegt soviel Grübelei, soviel dämonisch erregte Innerlichkeit, ein so wilder Wechsel der Stimmungen und Affecte, daß die Darstellungsweise der Ziegler, jener ursprünglichen Judith gegenüber, einen schweren Stand gehabt hätte.

Anders ist Geibel's „Brunhild", ein Weib aus dem Geschlecht der Riesinnen, eine Titanide im Styl der Edda. So problematisch auch hier das Grundmotiv ist, die merkwürdige Brautnacht der Heldin, welche, aus der sagenhaften Dämmerung in Tagesheile herausgerückt, einen um so räthselhafteren und geradezu anstößigen Eindruck macht, so ist doch Brunhilde selbst eine mehr im antiken Styl durchgeführte Gestalt, die aus einfachen begreiflichen Motiven handelt, aus Liebesleidenschaft und Rachedurst wegen der schwerempfundenen Kränkung und Demüthigung. Wir haben früher die Hebbel'sche Brunhild von Clara Ziegler während ihres Engagements an hiesiger Bühne spielen sehen. Wenn sie seit langen Jahren sich für ihr Gastspielrepertoire die Geibel'sche gewählt hat, so geschah dies wol vorzugsweise deshalb, weil diese die das ganze Stück beherrschende Heldin ist und bleibt, während diejenige Hebbel's aus demselben plötzlich und ohne jeden Abschluß verschwindet; denn ein paar Worte, welche darüber kurzen Bericht erstatten, sind doch ein ungenügender Todtenschein. Doch auch davon abgesehen, glauben wir, daß die Brunhild Geibel's unserer Darstellerin sympathischer ist als diejenige Hebbel's; sie hat an einigen Stellen, besonders in der großen Scene mit Chriemhild, eine feurige Eloquenz und die auf hohem Kothurn einherschreitenden Trimeter an diesem Actschluß machen eine imposante Wirkung, welche im Vortrag der Künstlerin durchaus nicht zu kurz kam. Neben ihr trat Frl. Satran als Chriemhild durch ein Spiel von dramatischer Entwickelung und Steigerung, wozu die Rolle ausreichende Veranlassung giebt, und durch ergreifende Innerlichkeit vortheilhaft hervor.

Von Gestalten der modern antikisirenden Tragödie führte uns Clara Ziegler Goethe's „Iphigenie" und Grillparzer's „Medea" vor, die Griechin bei den Barbaren und die Barbarin bei den Griechen; jene eine Bildnerin frommer Sitte und Priesterin der Versöhnung, diese mit ihren wildleidenschaftlichen Instincten aus der Mitte des heitern und gesitteten Griechenvolkes verstoßen.

Beide Gestalten kamen in der Darstellung von Clara Ziegler zu ihrem vollem Rechte. Ihre Iphigenie ist uns von früher her bekannt als eine edle und harmonische Gestaltung: prächtig spricht der Gast die Monologe und besonders das Parzenlied mit einer düstern Haltung, die aber nirgends aus dem einheitlichen Grundton der Rolle herausfällt; es sind nur leise Schatten tiefsinniger Reflexion, welche in die lichte Weltanschauung der hellenischen Jungfrau fallen. Hr. Senger als Orestes spielte neben dem Gast die Wahnsinnsscenen mit dämonischer Kraft. Die „Medea" war eine Barbarin aus dem Nachtreich: gewaltig und düster gehalten, besonders groß in der Scene im zweiten Act, wo der Fluch des Amphiktyonengerichtes über sie ausgesprochen wird. Die Eumenide aus Kolchis, die sich an Jason's Ferien hängt, die Kindesmörderin hatte hochtragische Kraft; die innere Gebrochenheit infolge der verschmähten Liebe und der aufloderndern Eifersucht kam ebenso zu ihrem vollen Rechte. Wiederum störte uns indeß die Bühnenbearbeitung, welche die beiden letzten Grillparzer'schen Acte in einen zusammenzieht, der Medea aber unmittelbar nach der Ermordung ihrer Kinder Worte in den Mund legt, die sie bei Grillparzer erst im fünften Act nach einer Actpause spricht. Es erscheint uns dies als eine Verständigung an dem Dichter; denn er hätte gewiß seine Heldin nach einer so gräßlichen That in einer grenzenlosen Aufregung auf die Scene treten lassen, nicht mit jener ruhigen Fassung, welche erst das Resultat langer und schwerer innerer Kämpfe sein kann.

Am meisten überrascht hat uns die Maria Stuart des Gastes: wir haben früher nur die Elisabeth von ihr darstellen sehen, und wir meinten, daß diese Rolle ihr besser liegen müsse, als die schottische Königin, deren ganzes Wesen doch etwas Gebrochenes und Schattenhaftes zeigt, die gewissermaßen eine dem Tod entgegenwelkende Passionsblume ist, deren hergewinnender Zauber mit einer gebieterischen Erscheinung nichts gemein hat. Doch Clara Ziegler wußte uns durch Maske und Costüm über das Imperatorische ihres Wesens hinwegzuhelfen; unser leiser Protest mußte bald verstummen, denn sie spielte die Rolle durchweg im Geiste der Dichtung: im ersten Act mit Charakterfestigkeit und verständiger Würdigung der Verhältnisse, mit wohlthuender Bestimmtheit; im letzten mit elegischer Färbung, gleichsam in sanft austönenden Accorden; im dritten aber mit ausloderndern Leidenschaft und tragischer Größe. In diesem Act erinnerte sie uns am meisten von allen deutschen Darstellerinnen an die Ristori.

In Scribe's Intriguenlustspiel: „Die Erzählungen der Königin von Navarra", das trotz seiner oft eleganten Schachzüge doch gegen das „Glas Wasser" zurücksteht, spielte Clara Ziegler die ebenso gewandte wie geistreiche Königin in einzelnen Scenen ganz vortrefflich; doch trat bei ihr der opfermuthige Patriotismus oft mit einer Bedeutung hervor, welche den Rahmen des Lustspiels zu sprengen drohte.

Das Gastspiel der gefeierten Heroine gewährte uns um so größere Kunstgenüsse, als gerade ihr Fach an unserer Bühne seit dem Abgang der Frau Geistinger verwaist ist und mehrere der Tragödien, in denen sie auftrat, seit langer Zeit nicht zur Aufführung gekommen waren; Geibel's Brunhild ist bisher überhaupt nie hier gegeben worden. —

Am Carltheater lösten sich inzwischen die Gäste meist in Stücken heitern Genres ab. In Pohl's Posse: „Lucinde vom Theater" gewann Hr. August Neumann, der besonders als „Knobbe" in den Maschinenbauern von Berlin durch seine urwüchsige Darstellung dieses cretinartigen Individuums an mehreren Abenden das Publicum ergötzt hatte, in einer ähnlichen Leistung, in der Darstellung des etwas ungeschlachten, aber gutherzigen Pantoffelhelden lebhaften Beifall. Frl. Lauber spielte und sang die edle Schauspielerin, die nicht ohne Familienähnlichkeit mit der leichten Person ist, recht frisch und anmuthig.

Hrn. Neumann folgte neuerdings Hr. Theodor Schelper, ein Reuterdarsteller wie Jundermann, als „Onkel Präsig" in der Bearbeitung von Fritz Harnack und brachte die Titelrolle in der ganzen Eigenart und Tüchtigkeit ihres Charakters, sowie mit allen Arabesken des Humors zu sehr wirksamer Geltung. Inzwischen wurde als Novität ein Stück von Carl Stein aufgeführt: „Eine Komödiantin oder Fürst und Priester", welches zwar in Salonkreisen spielt, aber doch im Volkston gehalten ist und manche effectvolle Scene enthält, zu erfolgreicher Aufführung. Die Handlung dreht sich um die Ehe zwischen einem Fürsten und einer Schauspielerin und die Intriguen des Klerus, der ihn, auf eine alte Urkunde gestützt, seines Majorats beranben will. Der böse Geist des Stückes ist ein Jesuitenpater Theophil, früher Cavallerieoffizier, vom Dichter als ein hassenswerthes Subject ohne jeden ebleren Zug hingestellt; doch die Intriguen scheitern an dem Edelmuth, den der Bruder des Fürsten und dessen Sohn bewährt, der sich zuletzt als Kind des Paters aus seiner früheren militärischen Epoche ausweist und zwar als der Sorte der liberi adulterini angehörig. Der Knabe Philipp war eine prächtige Leistung des Frl. Berger; den Jesuitenpater spielte Hr. Berges mit energischer Haltung; den Fürsten und seinen Bruder gaben die Herren Olden und Hänseler durchaus angemessen, während Frl. Wald als Fürstin die großen Mittel, über die sie zu gebieten vermag, zu verwerthen nicht Gelegenheit fand und wenn sie auch verständnißvoll sanftere Farben auftrug, doch den Eindruck dadurch wieder abschwächte, daß sie in der Behandlung des Conversationstons noch die nöthige Routine vermissen ließ.

Rudolf von Gottschall.

Musik-Bericht aus Dresden.

Die schöne Jahreszeit ist im Theater sowol, wie in den Concertsälen zu spüren und lockte an den schönen Abenden, durch die uns der Wonnemonat in den letzten Tagen erfreute, das Publicum zu Ausflügen nach den vielen reizenden Punkten im Freien, an denen unser Elbthal so reich ist. — Die Oper brachte schon vor drei Wochen Richard Wagner's „Meistersinger" neu einstudirt im königl. Hoftheater, in der bekannten trefflichen Besetzung. Seitdem mußte diese, zweimal bereits wieder angekündigte Oper in beiden Fällen wegen Erkrankung der Vertreter von Hauptpartien vom Repertoire abgesetzt werden. Im Uebrigen nahmen Sonntag den 22. Mai mehrere, sowol am Vormittag, als am Nachmittag stattfindende Promenaden-Concerte, zum Besten des Denkmals des Königs Johann, das allgemeine Interesse lebhaft in Anspruch. Militär-Musikchöre concertirten Vormittags am Rietschel-Denkmal auf der Brühl'schen Terrasse, vor der Freitreppe des königl. Palais und beim Bassin des Delphinenbrunnens. Im Belvedere that sich die Gottlöber'sche Kapelle hervor und nicht weniger der Polytechniker-Gesangverein „Erato" unter seinem tüchtigen Dirigenten Kapellmeister Saupe. Gleichzeitig waren im Japanischen Palaisgarten der Männergesangverein Orpheus, sowie eine Anzahl weiterer Militärmusikchöre thätig. Eines noch weit reicheren Besuches hatte sich das Nachmittagsconcert im Palaisgarten zu rühmen, bei welchem unsere besten und geschultesten gemischten Gesangvereine: die Dreißig'sche Singakademie, der Schumann'sche Verein und der Neustädter Chorgesangverein durch abwechselnde Vorträge erfreuten. Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

—s. Literatur über das Unfallversicherungsgesetz. (Fortsetzung.)*) Lujo Brentano: Der Arbeiterversicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folgen. Heft 150/151 der von Holtzendorff'schen deutschen Zeit- und Streitfragen. Berlin 1881. Verlag von Carl Habel. 118 S. Nach einer Auseinandersetzung mit Schmoller über das Verhältniß der Wissenschaft zu praktischen Tagesfragen (S. 6 flgde.) meint der Verfasser, das Ziel, um das es sich bei der Arbeiterversicherung handele, sei, den gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie den Boden zu entziehen durch Beseitigung der gerechten Beschwerden der arbeitenden Classen und zwar solle der Anfang gemacht werden durch Erzwingung der Versicherung des Arbeiters gegen mannigfache Gefahren, von denen sein Leben bedroht sei. Zur Erreichung dieses Zieles sei es nothwendig, daß die Versicherung eine wirksame sei und deshalb seien die Voraussetzungen der Wirksamkeit des Versicherungszwanges zu untersuchen. Brentano argumentirt nun etwa so: Erwerbsordnung und wirksame Ordnung des Versicherungswesens stehen in einem Correlatverhältniß, insbesondere vermag auch der Versicherungszwang ohne gleichzeitige Sicherung des Einkommens des Gezwungenen diesem keine wirkliche Sicherheit zu gewähren (S. 29). Nun kennt die heutige Erwerbsordnung, welche auf dem Princip der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit beruht, keinerlei Sicherung (Gewährleistung) des Erwerbes und des Einkommens des Arbeiters, folglich kann, so lange diese Erwerbsordnung besteht, der Versicherungszwang die beabsichtigte Wirkung nicht üben (S. 33); es kann sich deshalb nur um Anpassung der auf Freiwilligkeit beruhenden Arbeiterversicherung an das Erwerbsleben der Arbeiter im Einzelnen handeln (vergl. Brentano: Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirthschaftsordnung). Der Satz, daß, so lange die heutige Erwerbsordnung bestehe, wegen der fehlenden Gewährleistung eines Einkommens aus Arbeit, aus dem die Prämien gezahlt werden müssen, durch Versicherungszwang eine wirksame Versicherung der Arbeiter nicht herbeigeführt werden könne, erleide eine Ausnahme bezüglich der Unfallversicherung, allein diese Ausnahme bestätige die Regel, da während der Zeit, wo der Arbeiter von Unfällen bei der Arbeit betroffen werden könne, der Arbeiter Einkommen aus der Arbeit habe (S. 36); deshalb könne hier der Versicherungszwang wirksam werden. Brentano hält die allgemeine Einführung der Unfallversicherung als die glücklichste Lösung der Haftpflichtfrage und hat ebenso wenig gegen den Versicherungszwang, wie gegen die Heranziehung von Arbeitgebern und Arbeitern zur Aufbringung der Prämie etwas einzuwenden; dagegen ist er gegen jeden Zuschuß des Reichs, da die Versicherung gegen Unfall zu den Productionskosten der Waaren gehört. Der Verfasser sucht weiter zu beweisen, daß auch die Erfahrungen mit den Knappschaftscassen seine oben angedeutete Lehre, daß der Versicherungszwang nur bei Gewährleistung eines Einkommens aus Arbeit eine wirksame Versicherung der Arbeiter bewirken könne, bewahrheiten (S. 41 flgde.), prüft dann die Vorschläge, wie die Versicherung zu organisiren sei (S. 61 flgde.), und meint (S. 92), die Sicherung der Wirksamkeit des Arbeiter-Versicherungszwanges sei für Deutschland auf dreifache Weise möglich: durch Anstellung der Arbeiter mit lebenslänglicher Beschäftigung, durch zwangsweise Einordnung der Arbeiter in Corporationen und Regelung der Arbeitsbedingungen unter Vorsitz eines von den Behörden ernannten Unparteiischen in Einigungskammern, die auf den Corporationen beider Parteien beruhten und endlich durch Feststellung der Arbeitsbedingungen durch die Behörden mit Arbeitszwang. Bei allen dreien hätten der Staat und seine Organe den maßgebenden Einfluß auf die Bestimmung der Arbeitsbedingungen und somit auf die Gestaltung des wirthschaftlichen, religiösen, politischen und socialen Daseins der Arbeiter. Schließlich entwirft er, unter Hinweis auf Erscheinungen in den kleinen griechischen Republiken des Alterthums und in den italienischen Städterepubliken, ein sehr düster gehaltenes Bild, wie sich das politische und gesellschaftliche Leben bei einer Ordnung des Erwerbslebens, wie der oben geschilderten, gestalten würde (S. 93 flgde.). — Max Wirth tritt in zwei Artikeln in Nr. 89 und Nr. 90 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", „Das Arbeiter-Versicherungsgesetz im Deutschen Reiche" überschrieben, mit Wärme für den Entwurf ein und wünscht nur, daß die alte Fassung des §. 13 des Entwurfs wiederhergestellt und an die Stelle des Beitrags des Reichs für die niedrigste Classe der Arbeiter wieder die Armenverbände eingesetzt werden. Die Erfahrungen, welche man in England mit den Trades Unions und den älteren Friendly societies, in Deutschland mit der Feuerversicherung und dem Hilfscassengesetz gemacht habe, führten zu dem Schluß, daß sich für die Versicherung der Arbeiter durch die Selbsthilfe nur sporadische und langsame Erfolge erzielen lassen; die meisten Bestrebungen der Selbsthilfe litten, auf dem Continent wenigstens, an dem Uebelstande, daß sie sich auf zu kleine örtliche Kreise beschränkten, das Versicherungswesen erfülle aber seiner Natur nach seine Zwecke um so besser, je weiter der Kreis der Versicherten sei. — A. Schwank (Subdirector der Unfallversicherungs-Actien-Gesellschaft „Zürich"), „Die deutsche Haftpflichtfrage und ihre Lösung betrachtet im Lichte der Thatsachen und der Wirklichkeit." Düsseldorf 1881. L. Schwan'scher Verlag. 136 S. Der Inhalt der mit einem reichen Belegmaterial ausgestatteten Schrift ist etwa folgender: Das Haftpflichtgesetz befriedigt weder Arbeitgeber, noch Arbeiter, Publicum, Juristen, Armencassenverwaltungen und Versicherungsgesellschaften (S. 5). Die Ursachen liegen in den thatsächlichen Verhältnissen; wir haben eine ganze Stufenleiter von Fabrikeinrichtungen, von den besten bis zu den

*) Siehe Nr. 41 d. Bl. B.

schlechtesten (S. 6) und ebenso eine umfängliche Rangordnung von Arbeitern. Es herrscht deshalb große Unsicherheit über den Begriff „Gefahr“ und die Nothwendigkeit von Sicherheitsmaßregeln im concreten Falle, zumal es an jeglicher Declaration des §. 120 Absatz 3 der Rev. Gewerbeordnung fehlt; bei solchen Verhältnissen ist der Boden für die Rechtsprechung äußerst schwankend und die richtige Abwägung der Schuldfrage kaum möglich. Der Verfasser verlangt, obligatorische gemeinschaftliche Versicherung auf alle Unfälle durch Zwangscooperation von Arbeitgebern und Arbeitern (S. 29), Anmeldepflicht (S. 67), Schiedsämter, und schlägt, da die Gefahren je nach der Beschaffenheit der gewerblichen Etablissements sehr verschieden seien, weshalb die Unfall-Risiken zu individualisiren seien, vor (S. 98), daß eine Staats-Unfall-Versicherungsanstalt zunächst nicht obligatorisch, sondern so lange facultativ für die Versicherndem, d. h. mit den Privatcassen und Anstalten concurrirend gemacht werde, als nicht das Ungenügen derselben erwiesen sei. Hervorgehoben zu werden verdient die an der Hand der Erfahrung beantwortete Frage, was denn eigentlich die gemeinschaftliche Versicherung der Arbeitgeber und Arbeiter gegen die aus Unfällen erwachsenden Gefahren kosten wird (S. 33—61), sowie die S. 71 vorgeschlagene indirecte Heranziehung der Betriebsführer zur Prämienleistung; die Unternehmer sollen gesetzlich gehalten sein, Fabrikordnungen zu erlassen, welche einheitlich geregelte, sehr hohe Geldstrafen, die zu Gunsten der betreffenden Fabrik-Unfall-Versicherungs-Prämiencasse eingezogen werden, für die schuldvollen Betriebsführer festsetzen. — In Nr. 62 des „Chemnitzer Tageblatts u. Anzeigers“ ist ein Vortrag des Hrn. Landgerichts-Director Dr. Schreber über den Entwurf des Reichsunfallversicherungsgesetzes, gehalten zu Chemnitz in der Versammlung der Vereinigung reichstreuer Männer, abgedruckt. Wir beschränken uns darauf, die rechtlichen Ausführungen des uns als einer der besten sächsischen Juristen bekannten Redners zu berühren. Nach Darstellung des bisher geltenden Rechtes bezeichnet er das Haftpflichtgesetz als unzulänglich, weil der Kreis der gewerblichen Unternehmungen, welche unter §. 2 des Haftpflichtgesetzes fallen, zu eng ist, weil dem Arbeiter, dem die erforderlichen technischen Kenntnisse abgehen, um den wahren Grund des Unfalls richtig zu bezeichnen, der Beweis obliege, daß den Betriebsunternehmer oder einen seiner Repräsentanten eine Verschuldung treffe; dieser Nachweis scheitere vielfach daran, daß der Arbeiter erst nach längerem Heilverfahren an die Verfolgung seines Rechtes denken könne und da sei die Betriebsstätte oft schon verändert, wenn nicht gar, wie bei Bergwerksfällen, unkenntlich gemacht; die Hauptschattenseite aber sei die große Anzahl der Processe. Der Redner ist gegen eine bloße Verallgemeinerung und Verschärfung des Haftpflichtgesetzes, welche wirksam nur darin bestehen könne, daß der Betriebsunternehmer unbedingt für jeden Unfall zu haften habe, auch für denjenigen, welcher ohne Verschulden irgend einer bestimmten Person auf die Gefährlichkeit des Betriebes selbst zurückzuführen ist, da ein derartiger Grundsatz innerlich ungerecht und rechtswidrig sei, indem doch Jeder nur für die Folgen seiner eigenen Handlungen einzustehen habe. Auch damit käme man nicht aus, daß man der Sache einen national-ökonomischen Mantel umhänge und sage, wer ein gefährliches Gewerbe für seine Rechnung und zu seinem Vortheil betreibe, müsse auch alle sich daraus ergebenden Folgen tragen. Die gefährlichen Gewerbe kann die Gesammtheit nicht entbehren und deshalb dürfen sie nicht mit einer Art gesetzgeberischen Odiums behandelt werden. Diese Art der Haftung würde die Industrie und namentlich auch die kleineren Gewerbtreibenden schwer schädigen. Versicherung bei Unfallversicherungsgesellschaften reiche, wenn nicht obligatorisch gemacht, nicht aus, aber selbst dann könne der Concurs einer einzelnen Gesellschaft eine große Anzahl Industrieller ruiniren, manche Versicherungsgesellschaften schlössen ja auch besonders gefährliche Gewerbe von der Versicherung aus. Wie aber dann, wenn der Betriebsunternehmer oder die Gesellschaft insolvent würden? Dem gegenüber springen die Vortheile des Versicherungsprincips in die Augen: sein verunglückter Arbeiter fällt mehr der öffentlichen Armenunterstützung zur Last, Streitigkeiten über die Veranlassung des Unfalles sind ausgeschlossen und haben, soweit sie über die Höhe der Entschädigung doch entstehen, keine aufschiebende Wirkung, der verletzte Arbeiter ist endlich hinsichtlich der Realisirung seiner Entschädigungsansprüche nicht auf die Zahlungsunfähigkeit seiner Betriebsunternehmer angewiesen. — Drei Leitartikel in Nr. 108, 110, 112 der „Leipziger Zeitung“ behandeln „die streitigen Fragen der Unfallversicherung“ und berücksichtigen namentlich die während der Commissionsberathungen hervorgetretenen grundsätzlich verschiedenen Auffassungen. — Auf S. 84 und S. 85 des Heftes I, Jahrg. XIX des Arbeiterfreundes von Dr. Böhmert und Dr. Gneist wird vor dem Vorhaben des Reichskanzlers als vor einem Experiment, das noch kein Culturstaat praktisch erprobt habe, gewarnt und auf die Selbsthilfe verwiesen. — Erwähnt sei noch ein Aufsatz in den Grenzboten Heft 5, Seite 181. — Last but not least sei auf die treffliche socialökonomische und socialrechtliche Studie von Adolph Wagner „Der Staat und das Versicherungswesen.“ Erstes Heft: Principielle Erörterungen über die Frage der gemeinwirthschaftlichen oder privatwirthschaftlichen Organisation des Versicherungswesens überhaupt. Tübingen 1881, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung, 72 S., hingewiesen. Den Standpunkt, welchen der Verfasser in der Versicherungsfrage einnimmt, können wir nicht besser charakterisiren, als durch Wiedergabe der Resolution, welche auf seinen Antrag der „Verein für deutsche Volkswirthschaft“ zu dem Gesetzentwurf über die Unfallversicherung angenommen hat. Diese lautet: „Der Verein begrüßt den soeben dem Bundesrath vorgelegten Gesetzentwurf über Unfallversicherung mit freudiger Genugthuung und Dankbarkeit als einen ersten wichtigen und principiell richtigen Schritt auf der Bahn positiver Maßnahmen gesunder Socialreform und zweckmäßiger Regelung der modernen Arbeiterverhältnisse. Er erachtet den vorgelegten Entwurf auch in den einzelnen Bestimmungen als im Wesentlichen gelungen. Er hofft, daß die in Aussicht gestellte Organisation weiterer Zweige der Arbeiterversicherung, namentlich für Krankheit und Alter, auf derselben Grundlage in nicht zu ferner Zeit folgen möge.“

△ Die ersten beiden Hefte der von Bruno Hildebrand gegründeten, von Prof. Dr. Johannes Conrad in Halle herausgegebenen Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, welche im Verlage von Gustav Fischer, vormals Friedrich Maute in Jena erscheinen, lassen ersehen, daß neuerdings die Besprechung wirthschaftlicher Zeitfragen eine Hauptaufgabe der „Jahrbücher“ geworden ist. Außer einer eingehenden Besprechung Th. v. Inama-Sternegg's Deutscher Wirthschaftsgeschichte von A. Moitzen finden sich in denselben eine recht zur Zeit kommende, für weitere Kreise Interesse gewährende Abhandlung des bekannten österreichischen Volkswirthes Joseph Neuwirth über den Kampf um die Währung, die dem Besten zuzuzählen ist, was für den Bimetallismus neuerdings geschrieben worden ist, einen Aufsatz Dr. jur. Ad. Arndt's über die Besteuerung der Bergwerke, sowie unter den Miscellen verschiedene schätzens- und bemerkenswerthe Notizen über die Bevölkerungsbewegung in den hauptsächlichsten Ländern Europas, über das Alter der Eheschließenden und das Procentverhältniß der Verheiratheten zur Bevölkerung, den Jahresbericht des Finanzministers der Vereinigten Staaten über das Fiscaljahr 1879/80, einen Ueberblick über neue Erscheinungen der einschlagenden Literatur, sowie über die periodische Presse Deutschlands und des Auslandes.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandsendung) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 46. Donnerstag, den 9. Juni. 1881.

Inhalt: Die geologische Specialkarte des Königreichs Sachsen. — Bücherbesprechungen (Predigt vor der Eröffnung der dritten ordentlichen Landessynode von Dr. E. B. Kohlschütter. Die Hausandacht, von Lehmann. H. Schmidt, das Verhältniß der christlichen Glaubenslehre zu den anderen Aufgaben akademischer Wissenschaft. Schlaf und Tod oder die Nachtseite des Seelenlebens, von Franz Splittgerber. Das Erkenntnißproblem, von Dr. Caspari. Systematische Darstellung des gesammten neuen Proceßrechtes ꝛc., von B. Rinkelen. Erster Bericht vom Neuen landwirthschaftlichen Institut der Universität Leipzig, herausgeg. von Dr. Ad. Blomeyer. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels VI. Band).

Die geologische Specialkarte des Königreichs Sachsen.

Jahrzehnte hindurch bildete die geognostische Karte Sachsens von C. F. Naumann und B. v. Cotta in 12 Blättern und im Maßstabe von 1 : 120 000 die einzige ganz Sachsen umfassende kartographische Darstellung der geologischen Verhältnisse des Königreichs, und war bis jetzt der unentbehrliche Ausgangspunkt jeder auf sächsische Geologie oder auf technische Verwerthung unterirdischer Mineralschätze gerichteten Untersuchung. So viel Anerkennung und gerechte Bewunderung nun auch diesem Kartenwerke in den weitesten Kreisen gezollt wurden und noch gezollt werden, so konnte dieselbe den neueren Anforderungen der Wissenschaft und Praxis, welche sich seit dem Erscheinen der Naumann-Cotta'schen Karte, also seit den Jahren 1835—1845, auf der Bahn raschesten Fortschrittes bewegten, nicht mehr genügen.

Vielmehr machte sich ebenso wie in den Nachbarländern Preußen, Thüringen, Bayern und Oesterreich das Bedürfniß nach einer dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden, auf bis in das Einzelne correcter, topographischer Kartenunterlage basirten, möglichst speciellen, neuen geologischen Karte lebhaft fühlbar.

Gerade die Autoren der älteren geognostischen Karte Naumann und v. Cotta waren es, welche im Vereine mit noch anderen, gleichfalls um den sächsischen Bergbau und die Geologie unseres Landes verdienten Männern den ersten Impuls zur Herstellung einer neuen geologischen Karte des Königreichs gaben. Auf deren Anregung beschloß die Königliche Staatsregierung im Jahre 1872 eine erneute geologische Specialuntersuchung anzuordnen. Dieser wurde als Aufgabe gestellt: die möglichst genaue Erforschung des geologischen Baues, des Mineralreichthums und der Bodenverhältnisse des Königreichs, sowie der Nutzbarmachung der gewonnenen Resultate für die Wissenschaft, für Land- und Forstwirthschaft, für Bergbau und Verkehr, sowie für die übrigen Zweige technischer Betriebsamkeit.

Mit der Leitung dieser neuen geologischen Landesuntersuchung wurde Hr. Universitätsprofessor Dr. Hermann Credner in Leipzig betraut.

Noch im Jahre 1872 begannen die auf das obengenannte Endziel gerichteten Untersuchungen und Aufnahmen, und im Jahre 1877 der Farbendruck und die Publication der ersten Kartenblätter. Heute liegen bereits 24 Blätter der neuen geologischen Specialkarte vor, 10 andere werden noch im Laufe dieses Jahres im Buchhandel erscheinen.

Als Grundlage der geologischen Aufnahme und Darstellung dient die vom Königlichen Finanz-Ministerium herausgegebene große topographische Specialkarte, welche im topographischen Bureau des Königlichen Generalstabes unter der Leitung des Hrn. Oberst Vollborn bearbeitet wird, und über welche früher bereits an dieser Stelle berichtet wurde. Wie diese, besitzt demnach die geologische Specialkarte einen Maßstab von 1 : 25 000 der natürlichen Größe und wird aus 156 einzelnen Kartenblättern bestehen.

Mit dem topographischen wird das geologische Bild durch Farbendruck zu einer Gesammtdarstellung der physischen Beschaffenheit, also der Oberflächenverhältnisse und des geologischen Aufbaues einheitlich verschmolzen.

Die Erkenntniß und kartographische Wiedergabe des letzteren ist das Resultat höchst detaillirter Aufnahmen von Seiten der damit betrauten Sectionsgeologen an Ort und Stelle während des Sommers, sowie der sich daran schließenden petrographischen, paläontologischen und chemischen Bearbeitungen, welche die Winterhalbjahre in Anspruch nehmen. Infolge dieser eingehenden Untersuchungsmethode und des großen Maßstabes, in welchem die Karte ausgeführt wird, gestaltet sich dieselbe zum Ausdruck unseres augenblicklichen geologischen Gesammtwissens über die dargestellten Gegenden.

Behufs kartographischer Wiedergabe der einzelnen Formationen, sowie der Boden- und Gesteinsarten ist eine Farbenscala aufgestellt worden, welche für sämmtliche Blätter der Specialkarte maßgebend sein soll, so daß ein möglichst einheitliches Kartenbild erzielt wird.

Dieses principielle Einhalten der geologischen Farbenbezeichnungen muß sich jedoch auf die Hauptgesteins- und Schichtengruppen beschränken, während nur local verbreitete und geringfügigere Formationsglieder und Gesteinsvarietäten mit solchen Nüancen wiedergegeben werden, wie sie sich auf jedem einzelnen Blatte durch Ueberdruck der dort gerade zur Verwendung gelangenden Hauptfarben gewinnen lassen. Deshalb und weil zugleich verschiedene Formationen in getrennten Gebieten eine abweichende Ausbildung oder Gliederung erfahren haben, hat jedem einzelnen Kartenblatte eine Farbenerklärung beigegeben werden müssen. Jedes der ersteren gestaltet sich auf diese Weise zu einem selbständigen und unabhängig von den übrigen zu benutzenden Theile eines doch einheitlichen Ganzen.

Die auf der Karte zur graphischen Darstellung gelangten geologischen Verhältnisse finden in den beigegebenen ausführlichen Texten ihre specielle Erläuterung, welche in vielen Fällen noch durch eingedruckte Holzschnitte oder lithographische Tafeln unterstützt wird. Auf dem unteren Rande der Kartenblätter selbst sind geologische Querprofile durch die dargestellte Gegend aufgedruckt, um die Orientirung über den Aufbau der letzteren zu erleichtern.

Da demnach jedes dieser Blätter der geologischen Specialkarte nebst dessen Erläuterung eine selbständige mono-

graphische Darstellung repräsentirt, so werden dieselben auch jedes für sich buchhändlerisch abgegeben.

Um den Bezug zu erleichtern, sind durch die Verlagsbuchhandlung von W. Engelmann in Leipzig, von wo die einzelnen Sectionen auch direct zu beziehen sind, bei Buchhandlungen sämmtlicher größeren Städte Sachsens, so vorläufig in Dresden, Leipzig, Chemnitz, Döbeln, Freiberg, Plauen, Annaberg, Zwickau, Glauchau und Bautzen, ferner in Altenburg und Berlin, Niederlagen der erschienenen Kartenblätter errichtet worden. Letztere stehen dort zur Einsicht bereit.

Der Ladenpreis beträgt für eine Section der geologischen Karte nebst dem zugehörigen Hefte mit Erläuterungen 3 ℳ.

Bis zum Mai dieses Jahres sind folgende Sectionen dem Buchhandel übergeben worden: Grimma (Nr. 28), — Colditz (44), — Leisnig (45), — Döbeln (46), — Frohburg (59), — Rochlitz (60), — Geringswalde (61), — Waldheim (62), — Langenleuba (75), — Penig (76), — Mittweida (77), — Frankenberg-Hainichen (78), — Glauchau (94), — Hohenstein (95), — Chemnitz (2 in 2 Blättern 96a. und b. I. Auflage, II. Auflage 1880 in einem Blatte 96), Zwickau (111), — Lichtenstein (112), — Burkhardtsdorf (114), — Zschopau (115), — Geyer (127), — Marienberg (128), — Elterlein (138), — sowie ein Blatt geologischer Profile durch das Kohlenfeld von Zwickau.

Daran werden sich im Laufe dieses Sommers schließen: Liebertwolkwitz (26), — Naunhof (27), — Borna-Lobstädt (42), Lausigk (43), — Stollberg-Lugau (113), — Lößnitz (126), — Flöha-Schellenberg (97), — Annaberg (139), — und 2 Blätter mit geologischen Profilen durch das Kohlenfeld von Oelsnitz-Lugau.

Diese Sectionen gehören vier, zugleich geologisch eine gewisse Selbständigkeit bewahrenden Arbeitsgebieten an:

1. dem Erzgebirge, und zwar die 7 Sectionen Geyer, Elterlein, Annaberg, Marienberg, Zschopau, Burkhardtsdorf und Lößnitz. Der Untergrund dieser Gegenden wird wesentlich aus den höchst mannigfaltig gegliederten Urformationen, also der Gneiß-, Glimmerschiefer- und Phyllitformation, gebildet, welche von zahlreichen Eruptivgesteinen, also von Graniten, porphyrischen Graniten, Quarzporphyren, Syenit, Glimmerdiorit, Porphyrit und verschiedenen Basaltarten durchsetzt werden.

Einen ganz besonderen Werth erhalten außerdem diese Kartenblätter dadurch, daß auf ihnen die Erzgänge, welche einst das Object eines großartigen Bergbaues gewesen sind, von dem besten Kenner dieser Erzlagerstätten, dem Hrn. Oberbergrath H. Müller in Freiberg, mit je nach der Art ihrer Erzführung verschieden-farbigen Linien zur Anschauung gebracht wurden.

2. Dem erzgebirgischen Becken. Diesem gehören die Sectionen Chemnitz, Stollberg-Lugau, Lichtenstein und Zwickau, sowie Theile von Section Glauchau und Hohenstein an.

Die beiden das erzgebirgische Bassin zusammensetzenden Formationen des Carbon und des Rothliegenden haben hier, namentlich mit ganz besonderem Bezuge auf die Steinkohlenschätze dieses Terrains, eine sehr specielle Darstellung erfahren.

Behufs Klarlegung der Lagerungsverhältnisse, Mächtigkeit und Ausdehnung der Kohlenflötze von Zwickau wurde auf einem Blatte von den Dimensionen der eigentlichen Kartenblätter eine gesonderte Darstellung des Zwickauer Steinkohlenreviers durch eine Anzahl von Specialprofilen im Maßstabe von 1:10 000 der natürlichen Größe gegeben und durch einen Text erläutert.

Die Publication zweier ähnlicher Blätter mit noch specieller auf die für den Abbau und die bergmännische Verwerthung der Flötze Bezug nehmenden Profilen durch das Oelsnitz-Lugauer Steinkohlenrevier steht in Kürze bevor.

3. Dem **Mittelgebirge** (Granulitgebirge). Dieses in geologischer Beziehung höchst interessante, von den mannigfaltigsten, sonst z. Th. selteneren Gesteinsarten aufgebaute Terrain, welches seit langen Jahren das Object wissenschaftlicher Forschung, aber auch sehr verschiedenartiger geologischer Deutungen gewesen ist, ist auf den Sectionen Rochlitz, Geringswalde, Waldheim, Mittweida, Penig, Hohenstein und Glauchau zur Darstellung gelangt.

Der complicirte Bau dieser Gegenden, die neuen Resultate, welche durch Anwendung des Mikroskopes auf die Gesteinsuntersuchung erzielt wurden, machten z. Th. sehr umfangreiche textliche Erläuterungen nothwendig.

Gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen dem Erzgebirge und Granulitgebirge nehmen die beiden Sectionen Frankenberg-Hainichen und Flöha-Schellenberg ein, von denen die letztgenannte in wenig Wochen erscheinen wird.

Auf ihnen finden sich fast sämmtliche Formationen und Gesteine des Erzgebirges sowie des erzgebirgischen Beckens eng zusammengedrängt wieder, so daß sich zu ihrer Darstellung auf jedem Blatte über 60 Farbbezeichnungen nöthig machten. Von allgemeinem und besonders von technischem Interesse sind die in den Texten enthaltenen Beschreibungen der bereits vor fast 1000 Jahren in Abbau genommenen Erzgänge jener Gegenden, sowie diejenigen der Steinkohlenlagerstätten von Hainichen und Flöha, nebst einem Berichte über die Geschichte des Hainichener Steinkohlenbergbaues.

4. Dem nordsächsischen Hügel- und Flachlande gehören die Sectionen Grimma, Colditz, Leisnig, Frohburg und Langenleuba sowie die im Laufe dieses Sommers erscheinenden Sectionen Lausigk, Borna, Naunhof, Liebertwolkwitz an. Auch diese Blätter haben eine ungeahnte Mannigfaltigkeit in ihrem geologischen Baue aufzuweisen, indem an letzterem zahlreiche Porphyre, Granitporphyre, Porphyrite, Pechsteine und Porphyrtuffe, ferner die Sedimentgesteine des Rothliegenden, der obere Zechstein und untere Buntsandstein, sowie das Oligocän und Diluvium theilnehmen.

In volkswirthschaftlicher Beziehung verdienten außer den auf das Vielfältigste ausgenutzten Porphyren und Tuffen namentlich das Oligocän und das Diluvium die sorgsamste Darstellung.

Ersteres birgt die im Leipziger Kreise so weit ausgedehnten und vielerorts mit Erfolg abgebauten Braunkohlenflötze.

Die Ausdehnung, die voraussichtliche unterirdische Verbreitung, die Lagerungsform und die Mächtigkeit der letzteren möglichst ausführlich festzustellen und zu schildern, ist als eine Hauptaufgabe betrachtet worden. Auf der anderen Seite sind es die Ablagerungen des Diluviums, welche fast ausschließlich den Ackerboden der nordsächsischen Landstriche bilden, und deshalb neben den rein geologischen zugleich von agronomischen Gesichtspunkten aus zur Untersuchung und zum Ausdruck gelangen mußten. Letzteres geschah auf die Weise, daß die Beschaffenheit und Zusammensetzung der oberflächlichen, die Krume bildenden Schicht durch volle lichte Farbtöne und die Undurchlässigkeit oder Durchlässigkeit ihres Untergrundes durch aufgedruckte zarte horizontale, resp. verticale Strichlagen zur Darstellung gebracht wurde.

Auch die Dicke der oberflächlichen Krumen-Schicht wurde als ein anderer wesentlicher Factor des Bodenwerthes überall möglichst genau (durch etwa 5600 Bohrlöcher) ermittelt und durch rothe, der Farbe der Oberflächenschicht aufgedruckte Zahlen veranschaulicht.

So läßt denn der erste Blick auf irgend eine Stelle der auf diese Weise behandelten Sectionen Lausigk, Borna, Liebertwolkwitz und Naunhof direct erkennen, ob z. B. die Lehmkrume von durchlässigen Sanden und Kiesen oder aber von undurchlässigen Thonen und schwerem Lehm unterlagert wird, ferner wie stark sie ist und welchen natürlichen agronomischen Werth sie demnach besitzt.

Bücherbesprechungen.

□ Predigt vor der Eröffnung der dritten ordentlichen Landessynode von Dr. Ernst Volkm. Kohlschütter, Oberhofprediger und Vicepräsident. — Dieses Predigtwort, mit dem die nun inzwischen bereits beendete Landessynode eingeleitet worden ist, richtet sich zwar zunächst an die Mitglieder der Synode, denen dasselbe auch nun im Drucke gewidmet ist, aber es ist ein im besten Sinne gesalbtes, wahrhaft bischöfliches Hirtenwort, das eine Bedeutung hat für die ganze Landeskirche und das in allen kirchlichen Kreisen nicht blos gelesen, sondern auch beherzigt zu werden verdient. Es ist ein Wort von großem Ernste, das die pessimistische Stimmung, die weite christliche Kreise Sachsens beherrscht, nicht durch die Beruhigungsmittel eines Optimismus beschwichtigt, der die kirchlichen Schäden schönfärbend zudeckt, das vielmehr diesen flachgeistigen weltseligen Optimismus selber straft, aber zugleich die Trauer und den Schmerz über allen Nothstand der Kirche vertieft; denn die Predigt schärft das kirchliche Gewissen, und lehrt als den rechten Grund der Traurigkeit der Kirche ihre eigene Schuld und Versäumniß erkennen; sie treibt in die Buße hinein. Aber wie die Predigt ein Wort von großem Ernste ist, so ist sie auch ganz durchweht von einem wahrhaft wohlthuenden Hauch evangelischer Glaubensfreudigkeit, die aus der Buße herausgeboren wird, als der rechten Ueberwindung jenes lähmenden und entnervenden kirchlichen Pessimismus, der über seinen Klagen die heilssame, die Selbstanklage vergißt. Die Predigt, die in der Einleitung in sinniger Erbaulichkeit an die Zeit des Natur- und Kirchenjahres anknüpft, hat zu ihrem Text das alte schöne Evangelium des Jubilatesonntags, als des Sonntags, der der Eröffnung der Synode vorhergeht, und entnimmt diesem Evangelium, das sie in überaus durchdachter, tief schöpfender, glaubensstärkender Weise auslegt, den Zuruf: „eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden.“ Möchte die Predigt als ein fruchtbares Samenkorn in Vieler Herzen fallen und den tiefen Krebsschaden des Pessimismus, der größer ist, als die von ihm beklagten kirchlichen Schäden selber, in unsern kirchlichen Kreisen curiren helfen, wozu sie ganz besonders geeignet ist!

□ Die Hausandacht, nach ihrer Bedeutung und Gestalt für das christliche Haus von Lehmann, Pfarrer zu Eythra. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. — Der Verf., der sich wie durch andere in das Gebiet der inneren Mission einschlagende Schriften, so insbesondere durch seine Vorträge über das „christliche Haus“ in weiten Kreisen bekannt gemacht hat, verbreitet sich in seiner ebenso klaren und lichtvollen, als warm-erbaulichen und herzbeweglichen Weise in vorliegendem Schriftchen über ein specielles, sehr wichtiges Thema des christlichen Hauses. Durch das Ganze geht ein so gesunder Ton und ein so frischer Hauch ächt evangelischen Geistes, dazu versteht es der Verf. vortrefflich, seine Ausführungen durch beachtenswerthe Beispiele aus dem Leben, das er durch ausmerksame Beobachtung gründlich kennt, und durch interessante historische Reminiscenzen, die er glücklich einstreut, zu würzen, daß es nur Genuß und Erbauung gewährt, dem kundigen Führer zu folgen. Insbesondere widerlegt er trefflich die weit verbreiteten Vorurtheile gegen die Hausandacht, und bringt über das Thema, dem er manche neue Seite abzugewinnen versteht, so viel Beherzigenswerthes bei, daß wir dem Schriftchen eine recht weite Verbreitung, vor Allem aber eine praktische Bethätigung und Bewährung thr Winke wünschen, die es über Zeit und Form, Inhalt und Ordnung der Hausandacht enthält. Sehr dankenswerth ist die Zusammenstellung der einschlagenden Literatur, der Bücher und Hilfsmittel für die Hausandacht, die kurz und treffend charakterisirt werden.

□ H. Schmidt, Das Verhältniß der christlichen Glaubenslehre zu den anderen Aufgaben akademischer Wissenschaft. Gotha, F. A. Perthes. 80 S. — Der Verf., bisher Diakonus in Stuttgart, ist zum ordentlichen Professor der Theologie in Breslau berufen, und hat aus Anlaß dieser Designation sich in gegenwärtiger Schrift bei seinen künftigen akademischen Collegen in Deutschland einführen wollen, indem er speciell ein Bekenntniß von seiner Auffassung bezüglich der Disciplin ablegte, die er an jener Stelle zu vertreten hat, der Dogmatik. Gegenüber den vielfachen modernen Versuchen, den wissenschaftlichen Charakter der Theologie und des theologischen Studiums zu bestreiten, versucht der Verf. den Anspruch der theologischen Wissenschaft im Allgemeinen und speciell der Dogmatik, als eine den anderen akademischen Wissenschaften gleichberechtigte sich in den Organismus derselben einzufügen, nachzuweisen. Er thut dies vom positiv lutherischen Standpunkte aus mit vielem Geschick und mit einem offenen Blick für das Ganze der akademischen Wissenschaften, so wenig auch die Schrift das Problem erschöpft.

—*— Schlaf und Tod oder die Nachtseite des Seelenlebens nach ihren häufigsten Erscheinungen im Diesseits und an der Schwelle des Jenseits; mit besonderer Berücksichtigung des Schlaf- und Traumlebens, des Ahnungsvermögens und der natürlichen Prophetie, sowie des höheren Aufleuchtens der Seele in der Ruhe des Todes, nach bewährten Thatsachen dargestellt und vom Standpunkt des Christenthums beurtheilt durch Franz Splittgerber, Pastor zu Mützenow bei Stolp in Pommern. Zweite, völlig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Halle, Verlag von Julius Fricke. 1880. — Die Philosophie nicht minder als die Physiologie haben immer und immer wieder das Wesen des Schlafes und das Geheimniß des Todes zu ergründen versucht, ohne bis jetzt jedoch den Schleier heben zu können, der uns noch immer die Wahrheit verbirgt. Hier versucht nun der gläubige Christ die Thatsachen vom Standpunkte des Christenthums aus zu beurtheilen. Wenn nun auch die apologetisch-religiöse Seite das Ziel des Verfassers sein wird, so trägt er doch auch dem allgemein natürlichen wie dem wissenschaftlich-psychologischen Interesse in gebührender Weise Rechnung, so daß der Gegenstand durchaus nicht einseitig, von einem vorgefaßten Standpunkte aus, sondern nach den verschiedensten Richtungen betrachtet werden wird, wobei jedoch, und dies betonen wir ganz besonders, die religiöse Seite nie außer Acht gelassen wird, und zwar zu dem Zweck, um das selbständige Dasein und die gottverwandte Natur des menschlichen Geistes festzuhalten gegenüber den Angriffen des Materialismus, welche in unserer Zeit mit eben so viel Eifer als Keckheit darauf abzielen, das menschliche Seelenwesen in Dunst und Nebel aufzulösen und alle Lebenserweisungen unseres Geistes, seien sie gesunder oder kranker Art, dazuzustellen als Affectionen des Gehirns oder als elektrische Schwingungen der feinsten körperlichen Materie. Vier von dem auf sechs Lieferungen berechneten Werke liegen uns jetzt vor und bestätigen unser Urtheil von der Arbeit, die eben so sehr den sorgfältigen und gewissenhaften Beobachter der Thatsachen, wie tiefen Denker und wahrhaft religiösen Menschen bekundet.

S—n. Das Erkenntnißproblem. Mit Rücksicht auf die gegenwärtig herrschenden Schulen. Von Dr. Caspari. (Breslau, Ed. Trewendt's Verlag.) Die kleine Broschüre, welche sich als bloße Zusammenstellung der vorbereitenden Gedanken giebt, die Verfasser in seinen „Grundproblemen der Erkenntnißthätigkeit“ des Weiteren entwickelt, rückt allen nachkantischen Schulen scharf zu Leibe und trägt an den meisten derselben, daß sie, wie diejenige Fichte's sowol als Herbart's, zu einseitig die Bewußtseins- und Erkenntnißseite der Gefühle und Strebungen oder, wie Schopenhauer, den Willen mit allen seinen Erscheinungen oder endlich, wie Schleiermacher, die Unmittelbarkeit des unklaren erkenntnißlosen Fühlens überschätzt haben, so daß sie alle gemeinsam hätten am erkenntnißtheoretischen ebensowol wie am psychologischen Probleme scheitern müssen und keine von all diesen Schulen

die ganze Wahrheit entdeckte. Diese große Entdeckung könne allein vermittelst des kritischen Empirismus gemacht werden, dessen Aufgabe sein werde, den rechten Weg zwischen dem reinen Apriorismus Kant's und dem sogenannten formalen Empirismus zu erschließen. Man muß dem Verfasser nachrühmen, daß er auf seine Weise scharfsinnig die Ergebnisse des Kantischen Kriticismus mit den empirischen Thatsachen gleichsam zu vermählen versucht hat und kann sich im Allgemeinen mit seinen Deductionen einverstanden erklären, ohne gleich daraus die äußersten Consequenzen zu ziehen.

** Systematische Darstellung des gesammten neuen Proceßrechtes einschließlich des Gerichtsverfassungsrechtes in seiner Gestaltung für die ordentlichen Gerichte des ganzen Preußischen Staats und für das Reichsgericht auf Grund der Reichsgesetzgebung, der Preußischen Landesgesetzgebung, sowie der Vorschriften der Preußischen Landesjustizverwaltung. Von W. Rintelen, Geh. Ober-Justizrath, Mitglied der Hilfssenate des Reichsgerichts. Erster Band, enthaltend die Einleitung und den Allgemeinen Theil. Breslau, Maruschke & Berendt 1881. Preis 10 ℳ — Die Aufgabe des Verfassers ist es, einen systematischen, das gesammte Proceßrecht des preußischen Staats, einschließlich der in Giltigkeit gebliebenen Rechtsnormen des Allgemeinen Landrechts und der Allgemeinen Gerichtsordnung, des Gemeinen, des Rheinisch-Französischen und des Hannöverschen Rechts, erschöpfenden Proceßrechts-Codex zum Zweck sowol des Studiums als auch des praktischen Gebrauchs bei der Ausübung der Gerechtigkeitspflege zu liefern. Das Werk wird in drei Bände zerfallen; zwischen dem den allgemeinen Theil enthaltenden ersten und dem das Verfahren im Civilproceß, Subhastationsproceß, das Konkursrecht und das Verfahren im Strafprocesse darstellenden dritten Bande soll ein Band, enthaltend eine systematische Zusammenstellung der Einführungs-, Ausführungs- und Uebergangsbestimmungen, eine Uebersicht der Sitze sämmtlicher preußischer Gerichte und deren Bezirke, die Vorschriften über das Bureau-, Etats-, Rechnungs- und Gesängnißwesen, die Gebührenordnung u. s. w. eingeschoben werden. Daß die Landesgesetzgebung und die Verwaltungsvorschriften auch der übrigen Bundesstaaten bei der systematischen Darstellung des Proceßrechtes unberücksichtigt gelassen worden sind, erklärt der Verfasser damit, daß dann die Arbeit eine allzu umfangreiche geworden, im Uebrigen aber ihren praktischen Werth verloren haben würde, da es für den angehenden und den praktischen Juristen außerordentlich schwer sein würde, aus diesem Material dasjenige herauszusuchen, dessen er bei der Handhabung des Proceßrechtes bez. dessen Studium bedarf. Der bisher erschienene 1. Band enthält zunächst eine Entwickelung des Begriffes „Proceß", sowie der „Proceßmaximen", eine Darstellung des Systems und eine Charakteristik der Reichsproceßgesetze, die Normen über die Anwendung der Gesetze, und sodann eine sehr übersichtliche Darstellung des gesammten preußischen Gerichtsverfassungsrechts unter steter Berücksichtigung auch der nicht streitigen Gerichtsbarkeit, sowie der allgemeinen Lehren über das gerichtliche Verfahren.

—l. Erster Bericht vom Neuen landwirthschaftlichen Institut der Universität Leipzig. Herausgegeben von Dr. Ad. Blomeyer, ordentl. öffentl. Professor und Director. Leipzig, 1881, Hugo Voigt. — Einem ersten Bericht von dem älteren landwirthschaftlichen Institut der Universität Leipzig folgt jetzt ein zweiter des Neuen landwirthschaftlichen Instituts. Derselbe enthält mehrere werthvolle wissenschaftliche Abhandlungen von Professoren, sowie Nachrichten von dem landwirthschaftlichen Institut vom Director. Den Reigen eröffnet Knop mit Untersuchungen über die Ernährung der Pflanzen. Derselbe verbreitet sich sehr eingehend über die Entwickelung der Landpflanze in verschiedenen Medien; über die Wirkung unterschwefelsaurer, unterphosphorigsaurer Salze und einer schwach angesäuerten Normalnährstofflösung, und knüpft hieran Versuche über die Aufnahme verschiedener Basen und Säuren, welche zur Ernährung der Pflanze nicht nothwendig sind. Hieran schließen sich Beiträge zur Kenntniß des Chlorophylls von Robert Sachße. Verfasser vermuthet, daß nicht ein Chlorophyll, sondern daß mehrere Modificationen dieses Farbstoffes existiren, welche im Chlorophyllkorn gemengt vorkommen. Es folgt eine Arbeit Zürn's über Milzbrand- Bacterien. Zürn's Ueberzeugung nach ist der Anthrax eine gewöhnlich sehr rasch verlaufende pernicöse Septicaemie, welche herbeigeführt wird durch solche Bacillen, welche durch besondere Ernährungs- und Existenzverhältnisse dazu befähigt sind, in dem Blute höherer Thiere, in welches sie der Zufall brachte, existiren und sich rasch vermehren zu können, dann einerseits durch ihr hohes Sauerstoffbedürfniß, andererseits mechanisch durch Verstopfung von Blutgefäßen schaden. Der Name „Milzbrand" sollte deshalb fallen, und an seine Stelle der Name „Bacillaemie" treten. Die schwächste Abhandlung ist die von Birnbaum über Gewinn und Verlust durch den neuen Zolltarif in der Landwirthschaft. Abgesehen davon, daß man zur Zeit noch gar nicht im Stande ist, Gewinn oder Verlust durch den neuen Zolltarif auch nur einigermaßen sicher festzustellen, zumal die hohen Getreidepreise 1880/81 lediglich die Folge einer schlechten Ernte des Continents im Jahre 1880 sind, will es uns auch vermessen erscheinen, den fraglichen Gewinn und Verlust aus der Buchführung eines Landgutes im Großherzogthum Posen zu constatiren. Bei der bekannten Einseitigkeit der Manchestermänner bezüglich der Finanz- und Schutzzölle ist übrigens auf deren Deductionen über die Wirkung dieser Zölle nicht der geringste Werth zu legen. Den Schluß des Berichts bilden Nachrichten Blomeyer's über Frequenz, Studienplan, Examenordnung, Personalien, Neubauten, Sammlungen rc. des landwirthschaftlichen Instituts.

— Von den „Publicationen des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler", auf welche in diesen Blättern wiederholt die Aufmerksamkeit gerichtet worden ist (vergl. zuletzt Nr. 40, Jahrg. 1880), ist der sechste Band des von der historischen Commission des Börsen-Vereins herausgebenen „Archivs für Geschichte des Deutschen Buchhandels" (Leipzig, Verlag des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler) jüngst zur Ausgabe gelangt. Unter den größeren Aufsätzen, die der Band enthält, seien die Artikel: „Zur Geschichte des Deutschen Buchhandels in Siebenbürgen", „Geschichte des Deutschen Buchhandels in Krain", „Zur Geschichte des Buchhandels in Riga", „Zur Geschichte des Censurwesens in der Gesellschaft Jesu", „Die preußische Proceßgesetzgebung unter Friedrich Wilhelm III. (1815—1840)" der besonderen Beachtung empfohlen. Der Verfasser des letztgenannten Aufsatzes, Friedrich Kapp, welchem bekanntlich der ebenso ehrenvolle als schwierige Auftrag, eine Geschichte des deutschen Buchhandels zu schreiben, vom Börsen-Verein der Deutschen Buchhändler zu Theil geworden ist, giebt im Eingange des Bandes einen zweiten Bericht über den bermaligen Sachstand seines Unternehmens, welchem zu entnehmen ist, daß seine Materialien für die letzten drei Jahrhunderte theilweise bereits so vollständig und reichhaltig sind, daß er im Herbst dieses Jahres an die Darstellung einzelner Partien gehen zu können hofft. Bisher sind es hauptsächlich die Frankfurter und Baseler Archive gewesen, deren Schätze der Durchforschung und Ausbeutung unterlegen haben. Nunmehr soll Dresden an die Reihe kommen, woselbst sich zweifelsohne dem Verfasser ein nicht minder reichhaltiges ausgiebiges Quellenmaterial darbieten dürfte. Auch im dortigen Hauptstaatsarchive wird er sich auf förderlichste thatkräftigste Unterstützung seines hochverdienstlichen Unternehmens Rechnung machen können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 26 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandtransatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 47. Sonntag, den 12. Juni. 1881.

Inhalt: Ueber Conservatismus und Liberalismus, von W.....g. I. II. — Briefe aus Paris. — Das achte mecklenburgische Musikfest. — Bücherbesprechungen (Katalog von Kupferstichen ꝛc., welche von Hermann Vogel zu beziehen sind. Palästrina in Bild und Wort. Pompéi, revue illustrée d'Archéologie populaire et industrielle et d'art. Gesammelte Romane, Novellen und Dramen von A. E. Brachvogel. „Der Wald", von E. A. Roßmäßler, neu herausgegeben von Dr. Moriz Willkomm. Naturstudien, von Hermann Masius. Wild und Wald, von K. Ph. Frhrn. v. Tüngen. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, herausgeg. von Dr. Carl Arendts. Specialkarte des Muldem- und Elschopauthales. „Unsere Zeit").

Ueber Conservatismus und Liberalismus.

Von W.....g.

„Jedes Ding wird offenbar durch seinen Gegensatz," dieses bekannte Philosophenwort dürfte auch auf politischem Gebiete seine Kraft bewähren und die heute so vielfach angerufenen Parteinamen: „conservativ" und „liberal" werden sicher am leichtesten verstanden, wenn man sich ihr gegenseitiges Verhältniß klar zu machen sucht. Solches Bemühen, das auch praktisch nicht unfruchtbar sein möchte, insofern es vielleicht geeignet ist, die Verständigung zwischen den Parteien zu erleichtern, wird Gegenstand der folgenden Betrachtungen sein, welche, ursprünglich den Inhalt eines Vortrages bildend, jetzt in abgekürzter Gestalt den Lesern dieser Blätter unterbreitet werden sollen.

Die Aufgabe wird dadurch erschwert, daß in Deutschland, von dem hier vorzugsweise die Rede sein soll, in der Neuzeit eine gewisse Verschiebung der Begriffe des Conservatismus und Liberalismus gegen früher eingetreten ist. Wer freilich die Ziele der Conservativen nur nach den phantasievollen Schilderungen gewisser liberaler Zeitungen beurtheilt, der muß glauben, es handle sich um nichts weniger, als um Zurückführung der „finstersten" Zeiten des Mittelalters. Man muß in der That, wenn man Derartiges liest, die geringe Achtung bewundern, welche die Verfasser solcher Nachtstücke vor — ihren Lesern haben. Es gehört ja wahrlich ein ziemlicher Grad von Leichtgläubigkeit dazu, einer Partei, die Männer der höchsten Bildung zu ihren Mitgliedern zählt, die Einbildung zuzutrauen, sie werde im Stande sein, das Unmögliche zu leisten und das Rad der Zeit zurückzudrehen. Nein! Ein ideales Zukunftsbild, zu dem die Wissenschaft sowol, als die Geschichte ihre Züge geliefert hat, ist das Ziel der Conservativen als der wahren Männer des Fortschritts, während umgekehrt diejenigen, die sich Fortschrittsmänner nennen, sich an das augenblicklich Bestehende klammern und ihre Ideale in der Vergangenheit suchen. Sieht doch die protestantenvereinliche Theologie noch heute auf dem Boden des Rationalismus der Lessing'schen Tage; die Rousseau'sche Idee der Volkssouverainetät ist noch immer das A und O der fortschrittlichen Politik und die liberale Volkswirthschaftslehre sucht ihren Stolz darin, sich möglichst eng an die Grundsätze ihres unsterblichen Propheten Adam Smith anzuschließen.

Trotz alledem freilich verdienen die Conservativen diesen Namen auch heute noch mit Recht. Es gilt nur zu erkennen, was sie conserviren, was sie erhalten wollen. Das aber ist nach unserm Dafürhalten, um es kurz zu bezeichnen, nichts Anderes, als der geschichtliche Charakter unseres deutschen Volkes. Das Festhalten der historischen Basis ist es, was den conservativen Fortschritt von dem liberalen unterscheidet. Die conservative Politik ähnelt insofern der neueren Chirurgie, welche ihre wichtigste und schönste Aufgabe nicht im Zerstören und Schneiden, sondern in der Erhaltung der erkrankten Theile erkennt und diesen Zweck dadurch zu erreichen strebt, daß sie nur das vollkommen Abgestorbene entfernt, das noch Lebensfähige aber durch Beseitigung der Krankheitsursache und Zuführung neuer Lebenskräfte zu retten sucht. Dem gegenüber liegt der unterscheidende Charakter des Liberalismus darin, daß er an die Stelle der historischen Basis die rationalistische setzt. Die Antwort auf die Fragen, wie der Staat einzurichten, wie namentlich sein Verhältniß zur Kirche, zur Gesellschaft zu gestalten sei, die der Conservative aus der Geschichte, aus dem unversiegbaren Brunnen des realen Lebens zu schöpfen sucht, erwartet der Liberale von der abstracten Vernunft, und weil er in ihr das unträgliche Maß erblickt, nach welchem alles Bestehende sich zu richten hat, so hält er sich für berechtigt, bei Anwendung dieses Maßstabes so gründlich, so radical, wie möglich, zu verfahren. Dieser Radicalismus, der sich eben aus der Geringachtung der historischen Entwickelung und der Ueberschätzung der sogenannten Vernunftwahrheiten erklärt, ist allen Liberalen gemein und wenn er nicht bei allen in demselben Grade hervortritt, so ist der Grund hiervon hauptsächlich in der verschiedenen Ansicht von der praktischen Durchführbarkeit ihrer Vernunftheoreme zu erblicken. Hierauf beruhen auch theilweise die mannigfachen Abstufungen und Schattirungen innerhalb der liberalen Partei, wenn schon dieselben zum Theil auch mit einer verschiedenen Auffassung des von der Vernunft Gebotenen zusammenhängen — eine Verschiedenheit, die mit der vermeintlichen Unträglichkeit der Vernunft seltsam contrastirt.

Wir werden im Folgenden diesen Gegensatz der historisch-conservativen und rationalistisch-liberalen Anschauung in Bezug auf Kirche, Staat und Gesellschaft, also in kirchen-, staats- und wirthschaftspolitischer Hinsicht weiter verfolgen.

I.

Kein Geringerer als Goethe nennt den Conflict zwischen Glauben und Unglauben das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte und auch der französische Socialist Proudhon erkennt an, daß man auf die Theologie trifft, sobald man in eine Frage tiefer eingeht. Es ist daher gewiß nicht zu verwundern, wenn auch wir unsere Besprechung mit der Erörterung der Stellung des Conservatismus und des Liberalismus zur Religion, insbesondere zur christlichen Religion und Kirche einleiten. Zweierlei kommt hierbei in Frage: einmal das Verhältniß des Einzelnen, sodann das Verhältniß der staatlich geordneten Gesammtheit zur Kirche.

In der ersteren Beziehung nun muß u. E. das historische

Princip des Conservatismus die Anhänger desselben dem christlichen Glauben zuführen. Denn wer im Buche der Geschichte zu lesen versteht, auf den muß schon die Thatsache des Christenthums, das Auftreten einer die ganze heidnische Welt von Grund aus umformenden Lebensanschauung, ausgegangen von der unscheinbaren Gestalt eines unter Kaiser Tiberius zu Jerusalem als Hochverräther getreuzigten jüdischen Rabi, einen überwältigenden Eindruck machen. Ja noch mehr! Wenn die Conservativen in der Geschichte ihre Lehrerin sehen, so geschieht dies doch nur beshalb, weil sie in ihren Erscheinungen Aeußerungen einer allweisen Vorsehung erkennen. Und sollten sie, die diesen oft dunkeln Offenbarungen der Geschichte ihr Ohr neigen, es vor den ungleich klareren des Evangeliums verschließen? Gewiß nicht! Wir sind also allerdings der Ueberzeugung: ein wahrhaft Conservativer muß Christ sein. Umgekehrt aber ist aus dem Grundprincipe des Liberalismus, welcher „der Weisheit letzten Schluß" in den Aussagen der menschlichen Vernunft zu haben meint, auf eine wenig günstige Haltung desselben gegenüber einer Religion zu schließen, die von uns gläubige Unterwerfung unter die dem gemeinen Verstande oft unbegreiflichen Verkündigungen der göttlichen Offenbarung fordert. Wir wissen zwar wohl, daß es auch unter den politisch liberal Denkenden gläubige Christen giebt*). Allein einmal können wir uns von der Ansicht nicht ganz frei machen, daß hierin eine gewisse Inconsequenz liegt. Sodann aber bietet auch die Haltung eines großen Theiles der liberalen Presse einen Beweis für die der christlichen Religion abgeneigte Haltung ihrer Leser. Ja in den Organen der extremsten liberalen Partei, der Socialdemokraten, tritt das: „Ecrasez l'Infame" der französischen Revolution ziemlich unverhohlen wieder zu Tage.

Was nun das Verhältniß der staatlich geordneten Gesammtheit zur Kirche betrifft, so ist es vom Standpunkte des Liberalismus aus nur consequent, wenn man absolute Neutralität des Staates in religiösen Fragen, Erklärung der Religion für Privatsache, Trennung des Staates von der Kirche verlangt. Allein diese, in Deutschland außer von den Socialdemokraten namentlich auch von der Fortschrittspartei vertretene Theorie „von der freien Kirche im freien Staate" leidet an mehrfachen Irrthümern. Man übersieht erstens, daß es Fragen und Verhältnisse giebt, bei denen sich kirchliche Satzungen und Staatsgesetze direct berühren, und bei denen daher der Staat nicht ordnend eingreifen kann, ohne Stellung zu nehmen zu den Geboten der Kirche. Um nur Eins zu erwähnen, kann doch streng genommen nur ein principiell auf dem Boden des Christenthums stehender Staat seinen Bürgern die Heiligung des christlichen Sonntags zur Pflicht machen. Man verkennt weiter den engen Zusammenhang, welcher zwischen der Moral und der Religion oder, allgemein ausgedrückt, der Weltanschauung besteht. Die Regel: „glaubt, was ihr wollt, und thut, was ihr sollt!" ist nur so lange eine ausreichende Richtschnur, als man die Moral mit dem Strafgesetz identificirt. Wo aber der Büttel und der Strafrichter fehlen, da muß der Glaube uns sagen, was wir sollen. Nun aber kann es doch kaum zweifelhaft sein, daß die Antwort auf diese Frage sehr verschieden ausfallen wird, je nachdem die Lösung des ewig jedem Verstande unergründlichen Welträthsels in der christlichen Offenbarung oder etwa in dem Pantheismus eines Spinoza, oder in dem Panlogismus eines Hegel, oder in den materialistischen Anschauungen eines Büchner und Moleschott gefunden wird. In der That, man täusche sich nicht, unsere heutige Moral ruht ihrem Kerne nach auf dem Christenthum. Eine fortschreitende Entchristlichung des Staates wird eine fortschreitende Entsittlichung des Volkes zur Folge haben. Ist dem aber so, dann ist die vollständige Indifferenz des Staates gegenüber den verschiedenen Weltanschauungen, die rechtliche Gleichstellung von Theismus und Atheismus, von Idealismus und Materialismus, von Christenthum und Judenthum ein grober Fehler. Denn „wer Gleichheit fordert zwischen Ungleichen, der fordert den Widersinn," sagt Spinoza und nach Cousin besteht die wahre Gerechtigkeit darin, Ungleiches ungleich zu behandeln. Hierzu kommt aber endlich noch, daß eine vollständige Gleichbehandlung der verschiedenen Weltanschauungen von Seiten des Staates praktisch zu einer Bevorzugung des vulgären Materialismus wird. Denn die Einwendungen, welche gegen denselben von Männern der exacten Wissenschaft erhoben werden, sind meist nur philosophisch geschulten Köpfen verständlich, während umgekehrt die materialistischen Lehren in der populären Einkleidung eines Büchner, Moleschott u. A. für den sogenannten gemeinen Menschenverstand etwas außerordentlich Einleuchtendes haben.

Die soeben besprochenen Mängel der Theorie von der Trennung des Staates und der Kirche sind auch den staatsmännischen Naturen der liberalen Partei nicht entgangen. „Wer den frommen Glauben, das Eigenste und Beste des kleinen Mannes zerstört, handelt als ein Verbrecher gegen die Gesellschaft!" ruft Heinrich von Treitschke pathetisch aus. Freilich muß er sich hierauf die Schmoller'sche Entgegnung gefallen lassen, er habe zu solcher Ereiferung kein Recht, da er ja selbst vom Kirchenglauben nichts wissen wolle. In der That schwebt vielen gemäßigt Liberalen der Gedanke vor, den Goethe in dem bekannten Sinngedicht ausspricht:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion.
Wer diese beiden nicht besitzt,
Der habe Religion!"

Kühl bis an's Herz hinan stehen sie dem Christenglauben gegenüber und betrachten ihn nur als Nothbehelf für die eines höheren philosophischen Denkens unfähigen Schichten der Bevölkerung. Und weil sie lediglich aus politischen Gründen für die Kirche eintreten, glauben sie auch politischen Erwägungen auf den Inhalt des Kirchenglaubens oder wenigstens der Kirchenverfassung Einfluß gewähren zu dürfen. So taucht hier wiederum der uralte, mit so traurigen Erfahrungen verknüpfte Gedanke der Staatsreligion in neuer Gestalt auf.

Wie ganz anders steht der Conservative solchen Fragen gegenüber. Er weiß aus eigner Erfahrung oder wenigstens aus den Lehren der Geschichte, daß der Glaube eine freie Gabe des Gemüthes ist, die sich nicht befehlen läßt, weiß, daß wie die christliche Kirche als Ganzes so auch die einzelnen Kirchengemeinschaften in sich das Gesetz ihres Lebens tragen, daß man ihre Entwicklung wol hemmen kann, aber nicht willkürlich in andere Bahnen zu lenken vermag, ohne ihr inneres Wesen anzutasten. Mit einem Worte: er erkennt wie im Staate so auch in der Kirche eine auf bestimmten historischen Voraussetzungen erwachsene, gottgewollte Ordnung. Für die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche ergiebt sich hieraus ein Dreifaches. Der Kirche ist keinerlei willkürliche Disposition über staatliche Machtmittel, keinerlei directe Einwirkung auf Leben, Ehre und Eigenthum der Staatsbürger einzuräumen. Umgekehrt hat sich aber auch der Staat jeder Einflußnahme auf die inneren Angelegenheiten der Kirche, insbesondere auf die Feststellung des Glaubens und die Ordnung des Gottesdienstes zu enthalten, insoweit hierdurch nicht das soeben erwähnte weltliche Gebiet berührt wird. Endlich aber ist für ein ziemlich umfangreiches Gebiet, auf welchem kirchliche und staatliche Interessen sich berühren, entweder eine gemeinsame Regelung oder, wenn diese nach Lage der Sache vom Staate oder von der Kirche allein ersolgt, wenigstens eine Berücksichtigung der Interessen des andern Theiles zu fordern. Hierher gehört nächst der schon erwähnten Gesetzgebung über die Heiligung der Sonn- und Festtage vor Allem die Eheordnung und hat man von

*) Einen neuen Beweis hierfür liefert das vor Kurzem in seinem ersten Theile erschienene Werk: „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit" (Gotha, Perthes), als dessen Verfasser man wol einen liberalen Politiker anzusehen hat.

diesem Gesichtspunkte aus die Einführung der obligatorischen Civilehe entschieden zu beklagen. Es gehört weiter hierher das Volksschulwesen insonderheit wegen der religiösen Erziehung der Jugend, die sich keineswegs nur auf den Religionsunterricht beschränken läßt. Die sogenannte confessionslose Schule ist im Grunde genommen eine religionslose. Endlich aber gehört hierher die Besetzung gewisser Aemter und zwar nicht nur in der Kirche, sondern auch im Staate. Denn wie der Staat ein Interesse hat, daß kirchliche Aemter nicht im staatsfeindlichen Sinne ausgeübt werden, ebenso auch die Kirche, daß die Staatsverwaltung keine antichristliche sei, und wenn der Staat mit Recht verlangt, daß die Diener der Kirche in Bezug auf ihre Vorbildung seinen Anforderungen entsprechen und eine Garantie für ihre patriotische Gesinnung bieten, so erscheint der Wunsch der Kirche nicht minder berechtigt, daß wichtigere Staatsämter und namentlich diejenigen, denen die Fürsorge für Befriedigung der religiösen Bedürfnisse des Volkes obliegt, in den Händen von Christen seien.

II.

Gehen wir nun auf das Gebiet der eigentlichen Politik, des Staatsrechtes über, so finden wir den Gegensatz der liberal-rationalistischen und conservativ-historischen Anschauung in der Wissenschaft verkörpert durch die Schule des Naturrechtes auf der einen und die historische Rechtsschule auf der andern Seite. Während aber die Letztere, welche Verfassung und Recht der Staaten aus der Geschichte der Völker zu begreifen und entsprechend fortzuentwickeln bemüht ist, naturgemäß zu wechselnden Ergebnissen gelangen muß, sollte man bei den Vertretern des Natur- oder richtiger Vernunftrechtes größte Einstimmigkeit erwarten. Statt dessen erblicken wir auch hier die entschiedensten Gegensätze. Es giebt unter den Naturrechtslehrern Männer der äußersten Linken, wie J. J. Rousseau, welche die Souveränetät an die Basis der Staatspyramide verlegen und die Theilnahme an der Regierungsgewalt für ein unveräußerliches Recht jedes Bürgers erklären, und es giebt ebenso auch Männer der äußersten Rechten, wie Hobbes, welche den unbegrenzten Absolutismus des monarchischen Staatsoberhauptes vertheidigen. Zwischen diesen beiden Extremen bewegt sich auch heute noch die politische Anschauung der liberalen Parteien in Deutschland und anderwärts. Ja von den deutschen Liberalen werden in gewissem Sinne beide Systeme gleichzeitig vertreten. Handelt es sich nämlich um die Organisation der öffentlichen Gewalt in Gemeinde, Staat und Reich, so tritt in den liberalen Forderungen das Princip der Volkssouverainetät immer mit größerer oder geringerer Entschiedenheit zu Tage. Handelt es sich dagegen um die Ordnung des Verhältnisses zwischen Reichsgewalt und Einzelstaat, so macht sich bei vielen Liberalen ein unverkennbarer Hang geltend, die Erstere mit immer schrankenloseren Machtbefugnissen zum Nachtheil der Particularstaaten anzustatten. Vom conservativen Standpunkte aus ist weder das Eine noch das Andre zu billigen, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

Die Idee der Volkssouverainetät kann in unsern modernen Staaten selbstverständlich nur so zum Ausdrucke kommen, daß die Rechte des Volkes von einer Volksvertretung wahrgenommen werden. Es kommt mithin zweierlei in Frage: 1) der Umfang der politischen Rechte des Volkes und 2) die Bildung der Volksvertretung. Was die erste Frage betrifft, so führt das Volkssouverainetätsprincip consequenter Weise zur republicanischen Verfassung. Diese Consequenz wird indessen in Deutschland nur von einem geringen Theile der liberalen Partei gezogen. In ihrer Mehrheit acceptiren auch die Liberalen die Thatsache der Monarchie, wenn schon mit sauersüßer Miene und mit einem gewissen Vorbehalte. Charakteristisch ist in dieser Beziehung eine Aeußerung von David Friedrich Strauß in seinem bekannten Buch vom alten und neuen Glauben. „In der Monarchie," heißt es dort, „ist etwas Räthselhaftes, ja scheinbar Absurdes, doch liegt gerade darin das Geheimniß ihres Vorzuges; denn jedes Mysterium erscheint absurd, und doch ist nichts Tieferes, weder Leben noch Kunst noch Staat ohne Mysterium*)." Was aber den Vorbehalt betrifft, den man von liberaler Seite bei Anerkennung der monarchischen Verfassung zu stellen pflegt, so findet derselbe seinen prägnantesten Ausdruck in dem bekannten Scherzwort:

„Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut."

Wissenschaftlich ausgedrückt ist dies die sogenannte parlamentarische Regierungsmaxime, die Forderung, daß die Minister aus der Majorität der Volksvertretung genommen und die Geschäfte nach dem Willen dieser Majorität geführt werden. Hieß es im alten Rom: „Quod principi placuit, legis habet vigorem", und konnte Robespierre sagen: „Freiheit ist der Despotismus der Vernunft und Vernunft ist, was der Wohlfahrtsausschuß decretirt", so gebührt dem älteren Casimir Perier das Verdienst, die Formel für den Gedanken des modernen Parlamentarismus gefunden zu haben in den Worten: „Freiheit ist der Despotismus des Gesetzes und Gesetz ist, was die Majorität der Kammer beschließt." Nach dieser Theorie gilt also das Parlament in allen Fragen, die sich durch Gesetze beantworten lassen, — und welche könnten das nicht? — als die untrügliche Quelle der Wahrheit. Seine Majoritätsbeschlüsse beanspruchen dieselbe Unfehlbarkeit wie die des vaticanischen Concils. Was für die Mitglieder des Letzteren die durch die successio apostolica erworbene Gabe des heiligen Geistes, das ist für die Mitglieder des Parlamentes die Entscheidung der Wählerschaften. Der von der Mehrheit des Volkes Erwählte gilt eben als solcher für fähig, über alle Fragen des Lebens zu urtheilen und zu beschließen. Wir wollen hiergegen nicht einwenden, daß es Leute giebt, die lieber den Geboten eines aufgeklärten Monarchen als der zufälligen Majorität von Ihresgleichen sich unterordnen, die dem Ausrufe des Fürsten Sapieha im Schiller's Demetrius:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen!"

zuzustimmen geneigt sind und es mit Goethe für des Edlen schönstes Glück erachten,

„Einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen."

Wenn man aber für diese parlamentarische Doctrin sich so gern auf das Beispiel Englands beruft, so dürfte es nicht unangemessen sein, an dasjenige zu erinnern, was in dieser Beziehung Lothar Bucher in seiner jüngst neu aufgelegten Broschüre: „Der Parlamentarismus, wie er ist", dargelegt hat. Hiernach ist das englische Parlament ein Ergebniß geschichtlicher Entwickelung, nicht ein Erzeugniß rationalistischer Theorie. Sein historischer Beruf aber bestand nicht darin, das Recht zu schaffen, sondern darin, das Recht zu vertheidigen; nicht die maschinenmäßige Erzeugung von Gesetzen, sondern der Schutz der Unterthanen gegen Verletzung ihrer Rechte und die Controle der Staatsverwaltung war sein ursprünglicher Zweck. Dies führt uns auf den Standpunkt, welchen unserer Meinung nach die Conservativen dem Constitutionalismus gegenüber einzunehmen haben. Für sie ist die monarchische Verfassung kein unbegreifliches Mysterium, wie für einen Strauß, sondern das kostbarste Vermächtniß von der Weisheit der Väter und ihre Erhaltung in den Stürmen der Zeit der herrlichste Beweis der göttlichen Gnadenführung an unserm Volke. Auf historischem Boden aus dem Verhältnisse zwischen Lehnsherrn und Vasall erwachsen, charakterisirt sich das Band zwischen Fürst und Volk als ein Band der Treue, wechselseitige Rechte und Pflichten erzeugend. Ein Absolutismus, wie er in asiatischen Des-

*) Seltsam! Gewissermaßen bekennt sich hier der unerschrockene Kritiker des Kirchenglaubens Strauß zu jenem: „Credo, quia absurdum", das man dem Kirchenvater Tertullian zuzuschreiben pflegt.

potien, in dem römischen Imperialismus oder dem Königthum Ludwig's XIV. uns begegnet, war in Deutschland niemals Rechtens. Vielmehr war es von jeher die Gepflogenheit der Deutschen und ganz besonders der sächsischen Fürsten, in allen wichtigen Fragen den Rath ihrer Unterthanen, ihrer „getreuen Stände", zu hören, deren Beschwerden und Wünsche zu vernehmen und gemeinsam mit ihnen das wahre Beste des Landes zu suchen und zu finden.

Auch die neueren deutschen Constitutionen haben u. E. nicht das Wesen dieses Verhältnisses alteriren, sondern dasselbe nur unter einer den jetzigen Zeitverhältnissen angepaßten Form neu verbriefen sollen. So sind denn auch unsere heutigen Volksvertretungen nicht berufen, den Staat zu beherrschen und ihm nach freier Willkür Gesetze zu dictiren, sondern dazu, im Verein mit dem Staatsoberhaupte das im Volksbewußtsein schlummernde Recht zu klarer Erkenntniß und gesetzlicher Geltung zu bringen und seine Durchführung zu überwachen. Die Minister sind nicht Delegirte der Parlamentsmajorität, sondern Diener und Vertrauensmänner des Königs. Seine Regierung ist kein Parteiregiment, sondern sie steht über den Parteien im Sinne jenes schönen Dichterwortes:

„Es ist etwas Großes, ich muß es verehren,
Um eines Fürsten fürstlichen Sinn.
Ueber der Menschen Thun und Verkehren
Schaut er mit ruhiger Klarheit hin."

Die zweite nicht minder wichtige Frage ist die nach der Zusammensetzung der parlamentarischen Körper. Der auf dem Standpunkte der Volkssouverainetät stehende Liberalismus muß zu der Forderung gelangen, daß dieselben lediglich aus Wahlen hervorgehen sollen. Die I. Kammern, bei denen dies nur in beschränktem Umfange der Fall ist, sind ihm daher trotz des sonst so hoch gepriesenen englischen Beispiels ein Dorn im Auge.*) Das Wahlsystem selbst soll nach dieser Ansicht auf breitester Basis ruhen. Man verlangt womöglich allgemeines directes Stimmrecht, wie für das Reich, so auch für Staat und Gemeinde. Freilich fehlt es auch im liberalen Lager keineswegs an solchen, welche die Mängel dieses Systems erkennen. Bezeichnet doch v. Treitschke das allgemeine Stimmrecht als „die organisirte Zuchtlosigkeit, die gesetzlich anerkannte Ueberhebung des souverainen Unverstandes und eine Belohnung der Unbildung". Von anderer Seite ist darauf hingewiesen worden, daß der theoretischen Forderung, Alle an der Regierungsgewalt einen gewissen Antheil nehmen zu lassen, nicht genügt werde, so lange Frauen, Unmündige, Almosenempfänger u. s. w. vom Wahlrecht ausgeschlossen sind. Ja man hat sogar dargethan, daß bei jedem wie immer gearteten Repräsentativsystem eigentlich doch immer nur eine Minorität zum Worte kommt. Und endlich ist sehr richtig hervorgehoben worden, daß es durchaus falsch sei, stets nur von einem Wahlrecht zu reden, während doch die Ausübung der Wahl vielmehr eine hochwichtige politische Function im Dienste des Staates bilde. An diesen Gedanken wird man namentlich vom conservativen Standpunkte aus anknüpfen müssen. Zweck und Bestimmung der Volksvertretung, wie sie oben geschildert worden, sind alsdann von maßgebender Bedeutung für die Vertheilung des Wahlrechtes und die Bildung der Wahlkörper und hierbei gebührt neben dem augenblicklichen Stande des Einzelnen in Bezug auf Besitz- und Erwerbsverhältnisse, Bildungsgrad und Religion vor Allem auch der geschichtlichen Entwickelung des ganzen Volkes ihr Recht. Wie wenig diesen Anforderungen das allgemeine directe Stimmrecht entspricht, bedarf wol kaum einer weiteren Darlegung, und wenn dasselbe auch bei der großen Mannigfaltigkeit der maßgebenden thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten als ein schwer zu ersetzender Nothbehelf erscheint, so wird man doch von conservativer Seite gegen eine Ausdehnung dieses Wahlsystems auf die Einzelstaaten oder gar auf die Communen entschiedensten Protest erheben müssen. Besonderes Gewicht aber wird von diesem Standpunkte aus auf die Beibehaltung des Zweikammersystems zu legen sein, weil dasselbe eine Specialvertretung der verschiedenen Berufszweige und Bevölkerungsclassen ermöglicht.

Um schließlich noch das Verhältniß zwischen Reich und Einzelstaat kurz zu berühren, so steht hier, wie schon bemerkt, der nationalistische Liberalismus, der unbekümmert um die geschichtliche Entwickelung die Welt nach seinen abstracten Ideen beglücken will, meist auf Seiten der Centralisation, des Einheitsstaates, der Conservatismus dagegen, der auf die Jahrhunderte der deutschen Vergangenheit mit ihrer Geschichte der einzelnen Stämme und Länder zurückblickt und aus dieser Vergangenheit die Bedürfnisse der Gegenwart zu erschließen sucht, auf Seiten des Föderalismus, des Bundesstaates.

Zwar hat die verfassungsmäßige Selbständigkeit der Einzelstaaten neuerdings gegenüber den Angriffen auf die hanseatischen Freihäfenprivilegien auch im liberalen Lager Vertheidiger gefunden. Allein diese Opposition gilt offenbar in der Hauptsache nur der Schutzzollpolitik des Reiches. Wenigstens sind ähnliche Bedenken in früheren Fällen, wo die Competenzen der Einzelstaaten beschränkt werden sollten, auf liberaler Seite nicht laut geworden. Natürlich können sich die Conservativen mit einem solchen Föderalismus von Fall zu Fall nicht begnügen. Sie müssen vielmehr unbedingt verlangen, daß der „ewige Bund", welchen das Deutsche Reich nach dem Wortlaut seiner Verfassung bilden soll, nicht in eine wesenlose Masse des Einheitsstaates verwandelt werde und daß ebendeshalb diejenige Selbständigkeit der Einzelstaaten erhalten bleibe, welche sie als lebenskräftige Glieder dieses Bundes bedürfen.

*) Das in Berlin bei Barthel herausgegebene ABC-Buch für freisinnige Wähler bemerkt zu dem Worte: „Herrenhaus" charakteristisch: „eine sehr überflüssige Einrichtung im preußischen Staatsleben."

Briefe aus Paris.

(Der Tod Littré's. — Das neue Werk von Victor Hugo: Les Quatre Vents de l'Esprit.)

\# \# **Paris**, im Juni.

Die moderne Philosophie, das heißt die aus der innigen Vereinigung der Wissenschaft mit der Literatur hervorgegangene Philosophie, hat einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten. Littré, der bedeutende Philosoph, der große Gelehrte, ist am 2. d. M. in seinem achtzigsten Jahre — er war am 1. Februar 1801 in Paris geboren — hier verstorben. Die Trauer über diesen schmerzlichen Verlust ist allgemein. Durch einen seltsamen Contrast hat wol selten ein Mensch durch sein Leben die höhere Wesenheit des Menschen glänzender bestätigt als gerade Littré, der diese höhere Wesenheit in seinen Werken in Abrede stellt. Niemand verdient mehr fortzuleben, als gerade er, der dieses Fortleben leugnet und die düstere Behauptung aufstellt, daß mit uns, das heißt mit unserem Körper, Alles verschwindet. Als Arzt, Philosoph und Sprachforscher hat Littré das ganze Gebiet der Wissenschaft durchlaufen; unter den bedeutenden Werken, die seine tiefe Gelehrsamkeit uns hinterlassen hat, ragt indessen Eines monumentartig hervor: sein Wörterbuch der französischen Sprache — Dictionnaire de la langue française — ein gewaltiges Denkmal! Man begreift kaum, wie es einem Menschen gelungen ist, ein so umfassendes Werk allein zu vollenden. In einem Capitel seiner „Etudes et glanures" erzählt Littré ziemlich ausführlich die verschiedenen Phasen

dieser riesenhaften Arbeit. Man lernt aus dieser Erzählung den gelehrten Mann besser als aus allen zahlreich über ihn vorhandenen Biographien kennen; es ist eine wahre Autobiographie, in welcher der berühmte Greis uns die Freude schildert, die er empfunden, als er glücklich an das Ende seines gewaltigen Unternehmens gelangt war. In diesem interessanten Capitel findet sich Alles: glühende Begeisterung für das Werk, momentane Entmuthigungen, sogar die kleinen Berechnungen, die der mit irdischen Reichthümern keineswegs gesegnete Philosoph aufzustellen genöthigt war, um seine Arbeit mit seinen übrigens sehr geringen Lebensbedürfnissen in Einklang zu bringen.

Im Jahre 1841 faßte Littré den Entschluß, das große Werk zu unternehmen. Der Buchhändler Hachette schoß ihm dazu 4000 Frcs. vor. Diese 4000 Frcs. lasteten lange wie ein Vorwurf auf der Seele des großen Gelehrten, weil er, noch mit der Ueberlegung des Hippokrates beschäftigt, sich nicht sofort an die Arbeit machen konnte. Im Jahre 1848, als das Werk schon bedeutend vorgerückt war, spielte die Revolution dem armen Gelehrten einen übeln Streich, er verlor seine sämmtlichen Ersparnisse und mit ihnen auch die 4000 Frcs., die er mittlerweile angelegt hatte. Hachette, der damals die große Stellung in der Buchhändlerwelt noch nicht einnahm, die er sich gegenwärtig errungen hat, besann sich, ob er Littré das Werk fortsetzen lassen solle. Glücklicher Weise fiel sein Entschluß zustimmend aus und Littré gesellte seiner emsigen Thätigkeit, die ihn ganz ausfüllte, zwei Mitarbeiterinnen zu: seine Frau und seine Tochter. Ich lasse über diese Combination, die uns einen Blick in die rührend einfache und bescheidene Häuslichkeit des großen Gelehrten werfen läßt, Littré selbst sprechen. Er sagt in der bereits erwähnten Autobiographie in seinen „Etudes et glanures“: „Die Combination, meine Frau und meine Tochter als Hilfsarbeiterinnen zu nehmen, sagte mir schon deswegen sehr zu, weil mir dadurch die Unannehmlichkeit erspart wurde, fremde Elemente in meine Häuslichkeit zu ziehen. Hachette hatte mir für meine Arbeit jährlich 2400 Frcs. zur Disposition gestellt; davon waren 1200 für meine Frau und meine Tochter und 1200 für mich, denn wir waren alle drei dieser temporären Indemnität sehr bedürftig, meine Frau und Tochter, weil sie durch die Arbeit von den häuslichen Beschäftigungen abgehalten wurden, die sie sonst persönlich auszuführen pflegten, und ich, weil die Arbeit mich so sehr in Anspruch nahm, daß ich mir nebenbei nichts Anderes mehr verdienen konnte.“ Littré's häusliches Leben ist ein wahres Muster von Fleiß, Einfachheit und bescheidenem Sinn. Er stand regelmäßig um acht Uhr auf — wir werden sogleich sehen, warum zu einer verhältnißmäßig so späten Stunde —, von neun Uhr bis Mittag corrigirte er die Druckbogen; von eins bis sechs Uhr arbeitete er ununterbrochen an dem Dictionnaire; sein Diner, nach französischer Sitte um sechs Uhr, nahm eine Stunde in Anspruch; er aß nur Fische und Früchte und trank nur mit Wasser vermischte Milch. Um sieben Uhr saß er wieder an seinem Arbeitstisch und schrieb mit seiner Frau und Tochter bis Mitternacht; um diese Stunde verließ ihn seine Familie und der unermüdliche Mann setzte die Arbeit bis drei Uhr Morgens allein fort, zuweilen noch länger, um die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, zu vollenden. „In der Regel,“ so schreibt Littré selbst, „legte ich um drei Uhr die Feder weg, räumte den Schreibtisch auf und bereitete Alles für die Arbeit des nächsten Tages vor. Mein Schreibtisch stieß beinahe an mein Bett, so daß ich mich in wenig Augenblicken der Ruhe überlassen konnte. Die Regelmäßigkeit und die Gewohnheit der Arbeit, die ich mir angeeignet, hatten nach und nach die Aufregung und Ueberreizung aufgehoben, die in der Regel die Folge angestrengter Thätigkeit sind; ich schlief leicht und schnell ein und stand um acht Uhr, der gewohnten Stunde mancher Faullenzer, wieder auf. Meine Nachtwachen boten mir übrigens manche Entschädigung. Eine Nachtigall hatte in der kleinen Linden-Allee, die meinen Garten durchschneidet, ihre Wohnung aufgeschlagen und erfüllte das Schweigen der Nacht mit ihrer kristallenen Stimme. O Virgil, wie konntest Du, der Mann der Georgiken, diese siegreichen Töne mit einem Trauerlied, einem miserabile carmen vergleichen!“ Diese Details aus dem Leben des großen Philosophen erscheinen recht rührend, recht beispielvoll; die schönsten Phrasen würden nicht vermögen, den großen Todten besser zu schildern, der seine Arbeit kaum vollendet hat und der selbst aus diesen Zeilen spricht, defunctus adhuc loquitur...

Der Raum würde mir übrigens hier fehlen zu einer auch nur annähernden Analyse der bedeutenden Werke, die der große Gelehrte und Philosoph hinterlassen hat; seine interessante Uebersetzung der Dante'schen „Hölle“ in Versen des dreizehnten Jahrhunderts, die er ursprünglich in altem Französisch schreiben wollte, ferner seine Uebersetzungen der Werke des Hippokrates und des „Lebens Jesu“ von Strauß, sein Buch über die „Medicin und die Mediciner“ — la Médecine et les Médecins — sind hinlänglich bekannt. Ich glaube übrigens, daß Littré mehr noch durch seine compilatorischen Werke als durch seine philosophischen Abhandlungen sortleben wird. Obgleich er ein eifriger Verehrer und begeisterter Biograph von August Comte war, hat er sich doch nach und nach von der Schule seines geliebten Lehrers losgesagt. Die positivistische Schule, die in August Comte ihren Gründer verehrt, hat sich nach und nach ihre Formeln, ja ihren Cultus gebildet; anstatt der sieben Sacramente nimmt sie deren neun an, sie empfiehlt drei tägliche Gebete statt der Morgen- und Abend-Andachten u. s. w. Man erkennt nicht recht die Nothwendigkeit solcher Aenderungen; Littré fühlte das Unlogische dieser Doctrinen und hielt sich an einen streng wissenschaftlichen Positivismus. Ein Mann von so umfassendem Wissen konnte indessen auf die Dauer unmöglich ein Gottesleugner bleiben. Er war ein Freigeist in dem Sinne, als er die Freiheit des menschlichen Gedankens über Alles stellte; als Privatmann war er sehr tolerant; in seinem öffentlichen Leben zeigte er sich stets als ein eifriger Vertreter der Gewissensfreiheit; in diesem Sinne wirkte er auch im Senat gegen die antiklericalen Decrete der Regierung.

Littré hat sich entschieden vor der Gottes-Idee in Demuth gebeugt; er hat die Wahrheit gesucht und hat sie gefunden; er hat auch nach der bestimmten Betheuerung eines ihm speciell und nahe befreundeten Priesters, trotz den entgegenstehenden Behauptungen mehrerer seiner übrigen Freunde, das Sacrament der Taufe empfangen; allerdings erst in späten Jahren und auf das dringende Zureden seiner Frau, die er innig verehrte; die Liebe zu ihr hat entschieden zu seiner Bekehrung beigetragen und es läßt sich wol annehmen, daß sein erster Schritt zum Christenthum, die Taufe, die er freiwillig und im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte empfangen hat, noch von anderen Schritten gefolgt gewesen ist, die ihn immer näher zu Gott geführt und die den ursprünglich so hartnäckigen Leugner zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß mit unserem materiellen Leben nicht Alles aufhört, sondern daß es ein Jenseits giebt und daß ein Gott lebt...

Ein Gott ist, ein ewiger Wille lebt,
Wie sehr auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Allmächtig der höchste Gedanke!

So singt Schiller. Dieser feste Gottesglaube lebt wol im Grunde des Herzens jedes wirklich großen Mannes. Er spiegelt sich auch von Neuem sehr schön wider in dem nach allen Richtungen wirklich bedeutenden dichterischen Werke: „Les Quatre Vents de l'Esprit“, mit welchem Victor Hugo soeben die französische Literatur wieder bereichert hat. Es ist ein herrliches Dichterwerk voll schöner Verse, erhabener und frommer Gedanken.

Man sagt, Victor Hugo habe, seitdem der dichterische

Genius in ihm erwacht ist, sich selbst gezwungen, was immer für Ereignisse auf ihn eingestürmt und wie groß die Kümmernisse und Sorgen gewesen, die ihn oft gequält haben, täglich eine gewisse Anzahl von Versen zu schreiben. Mindestens zehn. Daraus erklärt sich die große Leichtigkeit, die er sich im Reimen angeeignet hat. Sein neues Werk ist wol zum Theil aus den großen Gedichtsvorräthen genommen, die sich nach und nach in seinem Schreibtisch angesammelt haben. Die „Quatre Vents de l'Esprit" zerfallen in vier Bücher: ein satyrisches, ein lyrisches, ein dramatisches und ein episches. Das satyrische Buch datirt aus den Tagen seines Exils und enthält viel Bitterkeiten, namentlich gegen die Bonapartes. Das lyrische Buch ist von einem Ende zum anderen durchaus bewundernswürdig, frisch, reizend, rührend, voll Gemüth und Herz, mit den köstlichsten Gedankenperlen. Das dramatische Buch enthält zwei Ueberraschungen, zwei neue Stücke von Victor Hugo, zwei allerliebste Lustspiele, die manchem Theater-Director Tantalusqualen auferlegen werden, da der Dichter das Aufführungsrecht für diese Stücke absolut verweigert. In dem epischen Buche, das den Nebentitel: „la Révolution" führt, tritt Victor Hugo als der alte Blitzeschleuderer auf, es hat einen politischen Beigeschmack und hat mir am wenigsten gefallen, denn der Politiker Victor Hugo ist nicht mein Mann. Aber auch in diesem Buche blitzt das gewaltige Genie des großen Dichters. Man legt das Werk wie geblendet aus der Hand und bestätigt gern das lakonische Urtheil Balzac's über den großen Dichter: „Victor Hugo? . . . C'est un grand homme; n'en parlons plus." Man spricht aber doch immer wieder davon und man greift namentlich mit besonderer Vorliebe zu dem lyrischen Buche der „Quatre Vents de l'Esprit" zurück, das gar so herrliche Dinge enthält. Ich bitte um die Erlaubniß, um diesem Briefe einen schönen Schluß zu geben, aus dem hochpoetischen lyrischen Buche das nachstehende Gedicht mittheilen zu dürfen, das Victor Hugo an seine Enkeltochter, die kleine Jeanne, richtet:

Tout enfant tu dormais près de moi rose et fraîche
Comme un petit Jésus assoupi dans sa crèche;
Ton sommeil pur était si calme et si charmant —
Que tu n'entendais pas chanter l'oiseau dans l'ombre;
Moi, pensif, j'aspirais toute la douceur sombre
Du mystérieux firmament.

Et j'écoutais voler sur ta tête les anges;
Et je te regardais dormir; et sur tes langes
J'effeuillais des jasmins et des oeillets sans bruit;
Et je priais, veillant sur tes paupières closes;
Et mes yeux se mouillaient de pleurs songeant aux choses
Qui nous attendent dans la nuit.

Un jour mon tour viendra de dormir, et ma couche,
Faite d'ombre, sera si morne et si farouche
Que je n'entendrai pas non plus chanter les oiseaux,
Et la nuit sera noire; alors, oh ma colombe!
Larmes, prière et fleurs, tu rendras à ma tombe
Ce que j'ai fait pour ton berceau.

Das achte mecklenburgische Musikfest.

In den Tagen vom 22. bis 24. Mai d. J. wurde das achte mecklenburgische Musikfest in Schwerin abgehalten. Die Vereinigung musikalischer Kräfte, die dabei in Thätigkeit traten, umfaßt außer Schwerin die Städte Bützow, Güstrow, Rostock, Wismar und Lübeck; außerdem waren zum Orchester auch Instrumentalisten aus anderen Städten, z. B. aus Magdeburg, herangezogen. Es waren acht Jahre — seit 1873 — verstrichen, seit das siebente mecklenburgische Musikfest, ebenfalls in Schwerin, abgehalten war. Die wiederholte Wahl Schwerins zum Festorte rechtfertigt sich wol hinreichend dadurch, daß in der Hauptstadt des Landes die wesentlichsten innerlichen wie äußerlichen Bedingnisse für das Gelingen eines solchen Festes vorhanden sind. Die rege Kunstliebe des Großherzogs und der ganzen fürstlichen Familie bereitete dem Feste in aller Weise die Wege und gewährte Hilfsmittel, die an jedem anderen Orte schwer zu beschaffen gewesen wären. Der Großherzog hatte zu diesem Musikfeste, wie zu früheren, das geräumige Reithaus des Marstalls bereitwilligst zur Verfügung gestellt, und es war hier durch reichen Schmuck eine würdige Festhalle hergestellt, die den 458 Mitwirkenden und den mehr als tausend Zuhörern angemessenen Raum bot und rücksichtlich der Akustik alle wünschenswerthen Bedingungen erfüllte.

Se. k. H. der Erbgroßherzog hatte die Gnade gehabt, das Ehren-Präsidium des Festes zu übernehmen. An der Spitze des Central-Comités, in dessen Händen die geschäftliche Leitung lag, stand der Chef der obersten Verwaltungsbehörde des großherzoglichen Haushalts, Geheimrath v. Wickede Exc.; dieses Comité umfaßte außerdem noch acht Herren, darunter den Hoftheater-Intendanten, Kammerherrn Frhrn. v. Wolzogen. Um das Central-Comité gruppirte sich noch ein Gesammt-Comité von 50 Herren, auf deren Mitwirkung zur Leitung und Belebung hauptsächlich der geselligen Vergnügungen gerechnet war.

Der erste Tag des Festes, 22. Mai (Sonntag), war der Aufführung der Missa solemnis von Ludwig van Beethoven und der C-moll-Symphonie von demselben Meister gewidmet, der zweite Tag der des Oratoriums Samson von Händel. Der dritte Tag brachte, wie üblich, Gesangpiècen der Solisten und Solistinnen, einige Nummern für Orchester und die Wiederholung einiger Chöre aus Samson. Das Künstler-Concert begann Nachmittags 2 Uhr, die beiden vorausgehenden Abends 6 Uhr. Auch die Generalproben zur Messe (Sonnabend Abends 6 Uhr) und zum Samson (Montag Morgens 9 Uhr) waren Zuhörern für ein Eintrittsgeld von zwei Mark zugänglich. Der Preis eines Billets zu allen drei Concerten war auf zwölf Mark, zu den einzelnen Concerten auf fünf, fünf und sechs Mark festgestellt.

Die Soli in der Missa solemnis wurden vorgetragen von Frau Rosa Sucher aus Hamburg (Sopran), Fräulein Adele Aßmann aus Berlin (Alt) und den Schweriner Kammersängern Joseph v. Witt (Tenor) und Carl Hill (Baß). Im Samson waren dieselben Solisten thätig und außerdem der Kammersänger Emil Scaria aus Wien.

Die Gesammtausführung der Beethoven'schen Messe am ersten Tage des Concerts muß, nicht blos nach der Ansicht des Berichterstatters, sondern nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Referenten, die bisher ihr Votum abgegeben haben, als eine höchst gelungene, mithin als eine besonders denkwürdige musikalische That unserer Zeit bezeichnet werden. Der ausgezeichnetsten Anerkennung erfreuten sich die Chöre, eine Anerkennung, die bei der allgemein zugestandenen Schwierigkeit der Aufgabe um so mehr ins Gewicht fällt, wenn man bedenkt, daß von den 156 Sopranstimmen, 106 Altstimmen, 47 Tenorisiten und 65 Baßsisten ein bedeutender Theil den verschiedenen obengenannten Städten angehörte, mithin nicht von vorn herein eine gemeinsame Gesammteinübung hatte stattfinden können, sondern die mühevolle Arbeit der Einüber der partiellen Sängercoetus (in Schwerin Musikdirector Becker, in Rostock akademischer Musiklehrer Dr Kreyschmar, in Bützow Pianist Lange, in Wismar Amtsrichter Raspe, in Güstrow Musikdirector Schondorff, in Lübeck Musikdirector Stiehl) nur durch wenige Gesammtproben in Schwerin unter der unvergleichlichen Leitung des Hofcapellmeisters Aloïs Schmitt zu dem einen so großartigen Erfolg sichernden Abschlusse gelangen konnte. Keineswegs jedoch soll damit den Inhabern der Solopartien ihr reicher Antheil an dem Gelingen des Werkes verkümmert werden, wie es in

diesem gedrängten Berichte überhaupt nicht der Zweck sein kann, auf Einzelheiten der Auffassung und Ausführung kritisch einzugehen.

Eine in jeder Beziehung vorzügliche Ausführung der C-moll-Symphonie beschloß das erste Concert.

Bietet Händel's Samson geringere Schwierigkeiten dar, als das Beethoven'sche Meisterwerk, so waren doch die Schwierigkeiten, deren wir bei der Ausführung der Chöre des ersten Concerts gedachten, auch hier zu überwinden gewesen. Im Uebrigen sind hier die Solopartien mehr geeignet, sich vom Ganzen zu lösen und sich selbständig geltend zu machen, und so traten denn die Vorzüge unserer Solisten, sowol des Samson (Hr. v. Witt) und des Manoah (Hr. Hill), als des Micha (Frl. Asmann) und der Delila (Frau Sucher) hier auf das Bedeutendste hervor. Besonders elektrisirte die Hörer das Eingreifen des Hrn. Scaria, der den Philisterriesen Harapha sang (die Partie ist aus manchen Texten des Oratoriums ganz weggelassen) und durch die markige Tiefe seiner Stimme, die er doch zur präcisesten Wiedergabe der Coloraturen zu moduliren wußte, Bewunderung erregte. Den Chören gebührt auch hier die größte Anerkennung, wenn auch bei einigen das lebendige Eingehen in die Situation, welcher der Chor zum Ausdruck dient, nicht zu Gehör kam.

In dem dritten, dem sog. Künstler-Concerte wurden vom Chor die Chöre aus Samson „Ehret in seiner Herrlichkeit" und „Donn wird zum goldnen Sternenzelt" wiederholt. Das Orchester zeigte eine seltene Meisterschaft durch den Vortrag der Ouverture zu „Euryanthe" von C. M. v. Weber und zu „Anakreon" von Cherubini, endlich in der von dem Musikfest-Dirigenten, Hrn. Hofkapellmeister A. Schmitt componirten Ouvertüre zu dem „Standhaften Prinzen" von Calderon, einem ernsten und gehaltreichen Werke. Besonderes Interesse erregten zwei Quintette aus Mozart's Così fan tutte, an deren Vortrage sich sämmtliche Solisten betheiligten, und dann das unvergleichliche Baß Duett aus „Israel": „Der Herr ist der starke Held", mit welchem die Herren Hill und Scaria unendlichen Beifall ernteten. An Solo-Vorträgen sind dann noch zu nennen: von Hrn. Scaria die Scene und Arie des Lysiart aus „Euryanthe", von Hrn. Hill das persische Lied von Meydorff und das Wanderlied von Schumann, von Hrn. v. Witt „O laß dich halten, goldne Stunde" von Jensen und provençalisches Lied von Schumann, von Fräulein Asmann Mainacht von Brahms und „Der Tod und das Mädchen" von Franz Schubert (da capo gesungen), von Frau Sucher Arie der Katharina („Die Kraft versagt" ꝛc.) aus „Der Widerspenstigen Zähmung" von Göz, ferner „Im Herbst" von R. Franz und „Liebesglück" von Kapellmeister Sucher aus Hamburg, der seine Gattin am Clavier begleitete. Ein zweites Lied von demselben Componisten sang Frau Sucher, dem gespendeten Beifall zum Lohne als Zugabe.

Schließen dürfen wir unsern Bericht nicht, ohne dem Hofkapellmeister Alois Schmitt, dessen unermüdlichem Eifer und aufopfernder Mühwaltung das schöne Gelingen des Musikfestes vor allem zu danken ist, die vollste Anerkennung seines ausgezeichneten Verdienstes auszusprechen.

Bücherbesprechungen.

—*— Katalog von Kupferstichen, Radirungen, Lithographien, Photographien, Prachtwerken und illustrirten Werken ꝛc., welche in der Kunsthandlung von Hermann Vogel in Leipzig, Goethestraße Nr. 2, vorräthig oder durch dieselbe zu beziehen sind, mit Angabe der Bildflächen und einer Uebersicht der Künstlernamen. Leipzig, Verlag von Hermann Vogel, 1881. (S. XIV, 130; kl. 4.) Bei der überaus regen Nachfrage nach Werken der graphischen und vervielfältigenden Künste, sowie über Größe und Preis derselben, dürfte es nicht unwichtig sein, ein Hilfsmittel zur Orientirung auf besagtem Gebiete zu erhalten, welches sowol dem kaufenden Publicum gewünschte Auskunft in erschöpfender Weise giebt, wie nicht minder dem Sortiments-Kunsthändler, dem dadurch viel Zeit und Mühe erspart wird, da es bis jetzt an einem systematisch geordneten Nachschlage-Materiale, wie es für den Buchhandel bereits seit langer Zeit in ausreichendem Maße vorhanden ist, gänzlich gefehlt hat. Der Inhalt des reichen Kataloges ist in Kategorien getheilt, und sind bei den Blättern die Höhen- und Breitenmaße der Bildfläche (nicht des Papiers) angegeben; bei wenigen, so bei den Portraits, wo nicht immer ein Hintergrund oder eine Abgrenzung der Bildfläche vorhanden, ist dagegen die Plattengröße angeführt worden. Wir können hier nicht auf alle Einzelheiten des sehr praktisch eingerichteten Verzeichnisses, das auf alle Fragen eine zuverlässige Antwort giebt, eingehen, nur erwähnen wollen wir, daß dasselbe in acht Abschnitte zerfällt. Der erste davon verzeichnet Darstellungen nach älteren Meistern, der zweite Darstellungen nach neueren Meistern, der dritte speciell landschaftliche Darstellungen sowol nach älteren, wie neueren Meistern, der vierte Portraits und Köpfe, der fünfte verschiedene kleinere Darstellungen, zumeist in Radirung oder Kupferstich in Liniennanier, der sechste Photographien, der siebente die Erscheinungen der jüngsten Zeit, und endlich der achte illustrirte, Pracht- und Galeriewerke. So erhält man Aufschluß sowol über vorzügliche Stiche älterer berühmter Meister und über interessante Radirungen der bedeutendsten Künstler der Neuzeit, wie auch über alle Kunstblätter, die sich vornehmlich zur Zimmerdecoration eignen. Es ist beabsichtigt, dem Verzeichnisse später noch Ergänzungen folgen zu lassen, welche die neuerscheinenden Werke enthalten sollen, so daß wir periodische Publicationen erhalten würden, wie sie für den Buchhandel längst in der bekannten Hinrichs'schen Bibliographie vorhanden sind, die einem sehr fühlbaren Mangel abhelfen werden. Es war keine kleine Arbeit, welche der Herausgeber unternommen; das Werk, auch in seiner äußeren Erscheinung sehr stattlich und elegant, ist aber so wohl gelungen, daß es für die viele und große Mühe, die es seinem Verfasser verursacht hat, diesen sicher entschädigen wird.

△ Zu den zahlreichen illustrirten Werken der Neuzeit hat sich seit einigen Wochen ein weiteres gesellt, welches, nach dem Inhalte der bis jetzt vorliegenden Lieferungen zu urtheilen, der Verlagshandlung, aus welcher dasselbe hervorgegangen, zur hohen Ehre gereichen wird. Die Verlagshandlung Eduard Hallberger in Stuttgart läßt nämlich ihrem „Aegypten" ein „Palästina" in Bild und Wort folgen, jenes Land, welches als Schauplatz der biblischen Geschichten bereits in der kindlichen Phantasie eine Rolle spielt, das aber auch dem Kunstfreund und ernsten Forscher mannigfache Anregung zu bieten geeignet ist. Zu diesem Behufe hat sich die Verlagshandlung mit den englischen Gelehrten und Reisenden, welche auf Veranlassung eines mit reichen Mitteln ausgestatteten Vereins für die Erforschung Palästinas an Ort und Stelle das entsprechende Material zur Herausgabe eines gleichen Werkes gesammelt haben, in Verbindung gesetzt und den bekannten Professor und Dichter unserer Hochschule Georg Ebers im Vereine mit dem sich gegenwärtig in Jerusalem befindenden Hermann Guthe dazu gewonnen, um auf Grund des englischen Werkes ein deutsches herzustellen, welches mit seinem Originale zum Mindesten in jeder Beziehung sich messen können soll. — Mit Jerusalem, der mitten im Herzen einer gebirgigen Landschaft, die von der großen Ebene Esdrelon bis zur südlichen Grenze des Gelobten Landes reicht, liegenden Bergstadt, beginnt die Fahrt durch das Heilige Land, die wir an der Hand des vorliegenden Werkes beginnen. Die beiden bisher erschienenen Hefte sind angefüllt von einer lebendigen, detaillirten Beschreibung jener Stadt, die auch in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit des Interessanten viel

bietet, freilich gewaltig sich verändert hat seit der Zeit, da der Psalmist ihr liebevoll zusingen konnte: „Du liebliche Höhe, Du Freude des ganzen Landes!" — Uneingeschränktes Lob gebührt den Illustrationen der vorliegenden Hefte. Die Darstellungen des Haupteinganges Jerusalems, von der Innenseite der Stadtmauer aus gesehen, des Oelberges und der südlichen Abhänge desselben, des Einganges zur Citadelle, des Davidsthurmes, des Hiskiateiches im ersten, das Vollbild „Jerusalem vom Scopus aus", die Holzschnitte „Die Kapelle des heiligen Grabes, die Helenakapelle in der Kirche des heiligen Grabes, die Kreuzfindungskapelle, Pilger griechischer Confession, die Moschee der Ritter vom Halbmond u. s. w. darstellend, im zweiten Hefte, sind ausnahmslos charakteristisch und legen Zeugniß ab von der künstlerischen Begabung ihrer Urheber. — Nach dem Prospecte wird das Prachtwerk in 40 Lieferungen (Preis à ℳ 1,50.) fertiggestellt sein, von denen alle drei Wochen eine bis zwei erscheinen sollen.

Wir schließen hieran die kurze Anzeige von dem Erscheinen einer neuen illustrirten Revue, welche in Neapel gedruckt und verlegt wird und von welcher uns vor Kurzem die erste Nummer zugegangen ist. Ihr Titel lautet: Pompéi, revue illustrée d'Archéologie populaire et industrielle et d'art. Das Programm dieser Revue, für welche die bedeutendsten Archäologen und Zeichner Italiens gewonnen sind, wird in den kurzen Satz zusammengefaßt: „Nous voulons, que l'Archéologie, cette science qui est aujourd'hui le monopole d'un petit nombre de savants, quitte chaque mois, pour une heure ou deux, son severe manteau et son cothurne, et que, coquettement vêtue à la mode moderne, elle nous raconte ses fastes plus simplement qu'elle ne l'a fait jusqu'ici." Das erste Heft enthält Beschreibungen neuer pompejischer Fundobjecte, Betrachtungen über die Bijouterie des Alterthums, Briefe über moderne Kunst ꝛc. Der Abonnementspreis der Revue beträgt für Deutschland 20 L. jährlich, der Preis der einzelnen Nummer 1,50 L.

— Die im Verlag von Hermann Costenoble in Jena erscheinende Volks- und Familien-Ausgabe der „Gesammelten Romane, Novellen und Dramen von A. E. Brachvogel" ist bis zur 29. Lieferung vorgeschritten, welche den Schluß des Romanes: „Benoni" enthält.

„—" Der Wald geschildert von E. A. Roßmäßler. 3. Auflage, durchgesehen und verbessert von Dr. Moritz Willkomm, Professor der Botanik ꝛc. an der Universität Prag. Leipzig, C. F. Winter'sche Buchhandlung. — Von diesem trefflichen Werk liegen die drei ersten Lieferungen der neuen Auflage vor. Bereits diese lassen die durch die fortschreitende Wissenschaft erforderlich gewordenen Vervollständigungen erkennen, namentlich steht aber eine solche, die alsdann als wesentliche Verbesserung zu bezeichnen ist, noch zu erwarten. Der Geheime Oberforstrath Dr. Judeich, Director der Forstakademie Tharant, hat nämlich die Bearbeitung der 2. Abtheilung des 3. Buches — die Arbeit des Forstmannes — übernommen. Der sachkundigen und gewandten Darstellung desselben wird es gewiß gelingen, diese Arbeit, worüber übrigens der 1. Abschnitt der 1. Lieferung auch bereits Andeutungen enthält, dem großen Leserkreis des „Waldes" so vorzuführen, daß das Buch auch in dieser Richtung dem Publicum Aufschlüsse gewährt, welche zur Zeit nur dem Fachmann bewußt waren. Illustrationen und Ausstattung sind vorzüglich. Der Preis wird sich, bei etwa 16 Lieferungen zu 1 ℳ, auf 16 ℳ stellen.

Naturstudien. Skizzen von Hermann Masius. Leipzig, Verlag von Friedrich Brandstetter, 1880. 1. Band. Neunte verbesserte Auflage. — Das bekannte, in neunter Auflage erschienene Werk, welches Bilder aus der gesammten Natur in ihren Einzelschöpfungen, von wissenschaftlicher, namentlich aber von dichterischer und ästhetischer Seite, mit Bezugnahme auf die desfallsige Geschichte und Literatur, in anregendster Darstellung dem Leser vorführt, reiht sich den früheren Auflagen, soweit das die fortschreitende Erkenntniß herbeiführte, verbessert an und bedarf besonderer Empfehlung nicht.

Wild und Wald, Vademecum für Jäger und Jagdfreunde. Von Karl Philipp Frhrn. v. Thüngen. Leipzig und Berlin, Verlag von Otto Spamer. — Das vorliegende Buch enthält in sehr eleganter, für den Salon berechneter Ausstattung, mit geschmackvollen Illustrationen von Albert Richter, und auf jeder Seite mit auf Jagd oder auf Wald bezüglichen Sentenzen und Sprüchen versehen, eine Darstellung der Geschichte der Jagd und des jetzigen Jagdbetriebes, nach Dem, was andere vorhandene Werke hierüber nachweisen. Der dermalige Jagdbetrieb ist auch nach den Monaten des Jahres geordnet. Am Schluß befindet sich ein Verzeichniß der Waidmannssprache und ein Kalender über die in den einzelnen deutschen Staaten geltenden Jagd- und Schonzeiten. Für die Dilettanten — und diese bilden ja heutzutage hauptsächlich die Jäger — ist das Buch, dem übrigens eine illustrirte Angabe der Fährten beizugeben wünschenswerth gewesen wäre, gewiß unterhaltend, enthält auch für diese, aus anderen Werken compilirt, das Wissenswertheste. Es ist aber nicht von wissenschaftlichem Werth und auch kein Lehrbuch, was es auch nicht beansprucht.

— Von der unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner von Prof. Dr. Carl Arendts in München herausgegebenen „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" (A. Hartleben's Verlag in Wien) ist jüngst das neunte Heft des dritten Jahrgangs zur Ausgabe gelangt, das an größeren Artikeln bringt: „Ueber die Theorie der Mondbewegung", „Eine Winterpartie in die japanischen Berge", „Die Eskimos von Hudson-Bai", „Die Etsch. Ein Stromsbild", letzterer Aufsatz aus der Feder des bekannten Naturforschers und Touristen Heinrich Noë. Auch dieses Heft ist ein laut redendes Zeugniß für die innere Gediegenheit dieser trefflich redigirten geographischen Zeitschrift, welche sich im gebildeten Publicum rasch Eingang verschafft hat.

M. Leipzig, im Juni. Die dritte Auflage der Specialkarte des gesammten Mulden- und Zschopauthales, auf Grund neuester Materialien herausgegeben von Moritz Seifert, Civil-Ingenieur, Geograph und Lehrer beim königl. sächs. Cadettencorps, ist in Robert Friese's Buch- und Kunsthandlung in Chemnitz erschienen, zeichnet sich durch saubere Arbeit, Genauigkeit und Uebersichtlichkeit aus und kann namentlich Touristen, welche die genannten reizenden Thäler und ihre Umgebungen besuchen wollen, als gutes Hilfsmittel empfohlen werden. Die Karte ist im Maßstab von 1 zu 125 000 entworfen. Insbesondere ist die Umgegend von Chemnitz berücksichtigt, welches auch den Mittelpunkt der Karte bildet.

— Das neueste (Juni-)Heft von „Unsere Zeit", deutsche Revue der Gegenwart, herausgegeben von R. v. Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), enthält: Auf San-Michele, Novelle von E. Bely (Schluß). Erinnerungen an Thomas Carlyle, von Friedrich Althaus. Die neuesten Ausgrabungen in Pompeji, von Konstantin Winterberg. II. Bilder aus Deutsch-Lothringen, von Armand Frhrn. v. Ardenne. Irische Zustände. I. Die gesundheitswidrige Lebensweise und deren Einfluß auf das sociale Dasein, von Dr. Eduard Reich. Die Krisis im Westen und Osten Centralasiens. I. Chronik der Gegenwart: Theatralische Revue und Politische Revue.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfranco) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 48. Donnerstag, den 16. Juni. 1881.

Inhalt: Ueber Conservatismus und Liberalismus, von W.....g. III. — Bücherbesprechungen (Recht und Antheil der Frauen am Lehrberuf, von Dr. G. Kühn. „Frauenbrevier", von Dr. Karl Biedermann. Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen, von Gustav Schalk. Die Sprachenwelt in ihrem geschichtlich-literarischen Entwicklungsgange zur Humanität. Bearbeitet von Dr. H. A. Manitius. II. Bd. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. V. Altenglisches Lesebuch, von R. P. Wülcker. Ausführliches Lehr- und Lesebuch der Italienischen Sprache, von F. Booch-Arrossy, F. d'Assisi Caprara und C. M. Rechenberg. Weber's illustrirte Katechismen Nr. 99 und 101).

Ueber Conservatismus und Liberalismus.

Von W.....g.

III.

Wir kommen nun dazu, zu untersuchen, wie sich die Principien des Conservatismus und Liberalismus in Beantwortung der schwierigsten Fragen unserer Zeit, der nationalökonomischen, vor Allem der socialen Frage bewähren.

Diejenige volkswirthschaftliche Theorie, die man vorzugsweise als liberale bezeichnen kann, die sogenannte Manchestertheorie huldigt auch hier einem abstracten Rationalismus. Noch heute steht sie unverrückt auf dem Standpunkte des schottischen Wirthschaftsphilosophen Adam Smith, dessen Grundgedanken sich in folgenden Sätzen zusammenfassen lassen. Was in der Privat-Oekonomie Weisheit sei, das könne, so argumentirt dieser Lehrer der Freihandelsschule, in der Oekonomie großer Nationen schwerlich Thorheit werden. Jedes Individuum, indem es sein eigenes Interesse verfolge, befördere dadurch nothwendiger Weise auch die Interessen der Gesellschaft. Offenbar aber sei jedes Individuum, indem es seine Localverhältnisse am besten kenne und seinem Geschäfte die meiste Aufmerksamkeit widme, weit besser im Stande, die zweckmäßigste Verwendung seiner Arbeitskräfte und seiner Capitale zu beurtheilen, als der Staatsmann, der Gesetzgeber. Wolle man also dem Volke Vorschriften in Bezug auf seine wirthschaftliche Thätigkeit machen oder überhaupt irgendwie durch Gesetze dieselbe beeinflussen, so thue man nicht nur etwas Ueberflüssiges, sondern auch in den meisten Fällen etwas Falsches. So führt denn diese Theorie, die die Wirthschaft der Nation nur unter dem Gesichtspunkte der Privatwirthschaft beurtheilt und die tiefgreifenden Differenzen Beider unberücksichtigt läßt, in Bezug auf die wirthschaftliche Thätigkeit des Staates schnurstracks auf die berühmte Maxime des alten Gournay: „Laissez faire, laissez passer!" eine Maxime, die unser großer Landsmann Friedrich List schon um deswillen für verdächtig erklärt, „weil sie Räubern, Betrügern und Dieben nicht minder angenehm klingt, als dem Kaufmann". Nach dem Smithianismus soll also der Egoismus des Einzelnen einem Naturgesetze gleich ganz von selbst das Wirthschaftsgetriebe der Nation im richtigen Gleise erhalten. Eine sociale Frage giebt es von diesem Standpunkte aus überhaupt nicht. Wenn in der gegenwärtigen Einkommens- und Vermögensvertheilung unverkennbar die Tendenz zu einem riesenhaften Anwachsen des Großcapitals auf der einen und einer fortdauernden Zunahme des Pauperismus auf der anderen Seite hervortritt, so ist hierin nur eine Aeußerung desselben Naturgesetzes zu erblicken, nach welchem in der organischen Welt die für den Kampf ums Dasein besser geeigneten Exemplare die schwächeren verdrängen. Und auch jene wirthschaftlichen Calamitäten, welche in neuerer Zeit mit einer gewissen Periodicität über ganze Nationen hereinbrechen, die sogenannten Handelskrisen müssen hingenommen werden wie die Katastrophen des Naturlebens.

Die Einwendungen, welche gegen diese liberale Theorie nicht nur von Männern der Wissenschaft, wie Schäffle, Schmoller, Adolph Wagner u. s. w., sondern auch von Männern der Praxis, wie Rodbertus, List u. A. im historisch-conservativen Sinne erhoben worden sind, lassen sich nach dem Vorgange List's dahin präcisiren, daß dieselbe an einem dreifachen Mangel leide, an einem bodenlosen Kosmopolitismus, einem todten Materialismus und einem desorganisirenden Individualismus.

Einen tadelnswerthen Kosmopolitismus findet man vor Allem in der absoluten Verwerfung des Schutzzolles seiten der Freihandelsschule, welche hierbei gänzlich von der Verschiedenheit der nationalen Interessen und ihrem möglichen Antagonismus abstrahirt. Hätten wir — sagt man — einen Weltstaat oder wäre der allgemeine Weltfriede mehr als eine Utopie, so könnte diese Ansicht berechtigt erscheinen. Allein heute, wo jedes Blatt der Geschichte den Beweis liefert für das Vorhandensein eines nationalen Egoismus, einer nationalen Eifersucht und hieraus erwachsender blutiger Feindschaft der Nationen, heute könne höchstens ein Volk diese Ansicht praktisch vertreten, welches sich, wie das englische, einer unüberwindlichen Suprematie durch seine riesenhafte Capitalkraft und seine noch unerreichte Manufacturkraft gewiß ist. Alle andern Nationen müßten danach trachten, sich auf dieselbe Höhe zu heben, in sich die Bedingungen des englischen Nationalreichthums, vor Allem eine lebensfähige Industrie zu entwickeln und die jugendlichen Keime einer solchen gegen die übermächtige Concurrenz des Auslandes durch angemessene Zölle zu schützen. Ja dies gelte in gewissem Umfange auch für die Agricultur, die insofern — wenigstens in Deutschland — selbst eine industrielle Thätigkeit sei, als sie nicht aus dem unerschöpflichen Schatze eines jungfräulichen Bodens schöpfe, wie ihn Rußland und Amerika besitze, sondern nur durch Vermittelung bedeutender Capitalkräfte einen hinreichenden Ertrag erzielen könne. Deutschland aber müsse nach seiner geographischen Lage darauf bedacht sein, sich von seinen Nachbarn so sehr, als möglich, unabhängig zu machen, und sei deshalb durchaus auf ein gemäßigtes Schutzzollsystem hingewiesen. Aus ähnlichen Gründen hat man einen Zug von ungesundem Kosmopolitismus auch in der Einführung der Goldwährung erblicken wollen, da nur Rücksichten auf den Weltmarkt es gewesen seien, welche Deutschland, dessen hauptsächlichster Baarvorrath in Silber bestand, zu diesem Schritte veranlaßt hätten. Namentlich mit Rücksicht auf diese Maßregel hat man wol von einer goldenen Internationale gesprochen,

während man andererseits die Socialisten, deren Theoretiker Karl Marx sein System gleichfalls auf Lehrsätzen Adam Smith's aufbaut, als rothe Internationale bezeichnet hat — Beide gewissermaßen die extremen Ausläufer des liberalen Kosmopolitismus, dem die Conservativen eine Wirthschaftspolitik auf nationaler Grundlage entgegenzustellen bemüht sind.

Man hat weiter Adam Smith und seiner Schule todten Materialismus vorgeworfen, insofern sie einerseits nur den Sachgütern volkswirthschaftliche Bedeutung beimessen und nur die auf deren Erzeugung gerichtete Thätigkeit für productiv anerkennen, und andererseits bei Beurtheilung gesellschaftlicher Institutionen einseitiges Gewicht auf das productive Ergebniß derselben, auf die größere oder geringere Menge der unter ihrem Einflusse erzeugten Werthe legen. Es ist unstreitig der historischen Betrachtungsweise zu danken, wenn man heute den Werth der ideellen Güter für die Nationalökonomie, die Bedeutung, welche die Leistungen großer Dichter und Denker und die Thätigkeit des Staates und der Gemeinden auf diesem Gebiete für die Entwickelung der productiven Kräfte des Volkes haben, richtiger würdigt, wenn man aufgehört hat, Ausgaben für die Pflege geistiger Interessen in Schule und Kirche, Kunst und Wissenschaft und für die Sicherung des Staates gegen innere und äußere Feinde als unproductiv anzusehen, wenn man bemüht gewesen ist, durch Gesetze zum Schutze der Autor- und Erfinderrechte, dafür zu sorgen, daß auch der rein geistigen Production ihr Lohn zu Theil werde. Wenn aber die Männer der Manchesterschule, in einseitiger Werthschätzung des Industrialismus als einer Quelle des Reichthums für die Nation, vergessend, daß seine schrankenlose Entwickelung eine Quelle des Elends für zahlreiche Einzelne werden kann und werden muß, die Beseitigung aller Schranken verlangten, welche die vaterländische Industrie behinderten, so viel und so billig, wie möglich, zu produciren, da haben die Vertreter der conservativ-historischen Anschauung nach dem Vorgange des unvergeßlichen Frhrn. v. Stein daran erinnert, daß der Staat nicht eine Productivassociation zur möglichst billigen Erzeugung von Waaren, sondern eine Anstalt sei, bestimmt, seine Angehörigen zu tüchtigen Bürgern zu erziehen, ihre körperliche und geistige, religiöse und sittliche Entwickelung zu fördern. Man hat sich deshalb auch durch den Hinweis der Liberalen auf die drohende Concurrenz des Auslandes nicht abhalten lassen, durch Gesetze über Frauen- und Kinderarbeit, Sonntagsheiligung und Schulpflicht, Beaufsichtigung der Fabriken u. s. w. für die Sicherung der idealen Güter des Volkes gegen die ihnen durch den Materialismus der Adam Smith'schen Schule drohenden Gefahren Sorge zu tragen.

Was endlich den dritten Vorwurf gegen die Freihandelsschule, nämlich den eines desorganisirenden Individualismus betrifft, so mußte eine Theorie, welche die Staatswirthschaft nur unter dem Bilde der Einzelwirthschaft zu begreifen wußte, naturgemäß zu einer Gesetzgebung führen, welche die alten auf historischem Boden erwachsenen Verbände der Berufsgenossen auflöst, ja selbst das Band der Heimath nicht verschont und die gewerbtreibende Bevölkerung in eine flugsandartige Masse von Atomen verwandelt hat. Während aber infolge dessen die ehemaligen Unterschiede der Bevölkerung sich mehr und mehr verwischt haben, ist um so greller und um so klassender die Kluft zwischen Armuth und Reichthum hervorgetreten. Vor Allem sind es die unter dem Namen der Conjuncturen bekannten Rückwirkungen der desorganisirten Gesellschaft auf die wirthschaftliche Lage des Individuums, welche das fortdauernde Wachsen dieser Kluft, den Verfall des Mittelstandes in die Sphäre des Proletariats und die Entwickelung einzelner Riesenvermögen befördern. Die Manchesterschule kennt hiergegen nur ein Mittel: Selbsthilfe durch freie Association. Allein wenn auch nicht schon Ferdinand Lassalle die Machtlosigkeit derartiger Bestrebungen zur Beseitigung der Mißstände ins Licht gesetzt hätte, so würde die Geschichte der letzten Jahrzehnte dieselbe beweisen. War es falsch, den Staat als eine freie Vereinigung der Staatsglieder zu erklären, weil dies ein bei den Einzelnen nicht vorhandenes Verständniß für die Nothwendigkeit der staatlichen Verbindung voraussetzen würde, so können auch nimmermehr freie Vereinigungen jene unter dem Drange der Verhältnisse und dem Zwange des Rechtes geschaffenen Verbindungen der Berufsgenossen ersetzen, die in der Geschichte des deutschen Gewerbelebens eine so bedeutende Rolle gespielt haben. Die Schwierigkeit liegt nur darin, ein solches Maß des nothwendigen Zwanges einzuhalten, welches mit der ebenso unentbehrlichen freien Entfaltung des individuellen Schaffensdranges verträglich ist. Dies ist die Aufgabe, deren Lösung namentlich auch in den gegenwärtig den deutschen Reichstag beschäftigenden Gesetzentwürfen über die Reorganisation der Innungen und die Arbeiterversicherung angestrebt wird.

Wir stehen am Ziele unserer Betrachtungen, glauben aber dieselben kaum besser abschließen zu können, als mit dem Hinweis auf eine Aeußerung des Fürsten Bismarck in einer seiner letzten Reichstagsreden. Wir meinen seine Bemerkung, daß es Zeiten gäbe, in denen man conservativ, andere, in denen man liberal regieren müsse. Dieses Wort ist vielfach Gegenstand abfälliger Kritiken gewesen, wie uns scheint, sehr mit Unrecht. Möchten wir doch gerade darin den Charakter des echten Staatsmannes erblicken, daß er sowol liberal als conservativ ist. Im Volke werden immer beide Strömungen vorhanden sein. Neben den Vertheidigern des historischen Rechtes wird es nie an solchen fehlen, die für die Verwirklichung ihrer abstracten Ideen kämpfen. Die Geschichte zeigt, wie bald die eine, bald die andere Richtung die Oberhand gewinnt, je nachdem das Bedürfniß des Landes es fordert. Wer möchte leugnen, daß es Zeiten einer gewissen Versumpfung des nationalen Lebens giebt, wo sich einer ruhigen planmäßigen Reform unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen und nur ein Bruch mit dem Bestehenden, ein kühner Schritt in das Land der Ideen Rettung bringen kann. Glücklich die Nation, die in solcher Zeit Männer besitzt, welche den Fuß ins unbekannte Land zu setzen wagen und dabei doch den heimathlichen Boden nicht verlieren. Es ist das beneidenswerthe Loos des englischen Volkes, daß es in allen kritischen Perioden seiner Geschichte solche Männer besessen hat, während es umgekehrt der Fluch unserer westlichen Nachbarn ist, daß dieselben dort zu den Seltenheiten gehören und infolge dessen alle entscheidenden Wandlungen im französischen Staatsleben sich unter dem Einflusse extremer Charaktere vollziehen. Hochbedeutsam aber ist es, daß der Mann, der gegenwärtig Deutschlands Geschicke leitet, zu den oben geschilderten conservativ-liberalen Politikern gehört. Ursprünglich einer der entschiedensten Vertreter des Conservatismus wagte er den kühnen Schritt aus dem gewohnten Gleise des historischen Rechtes, der zur Gründung des Nordbeutschen Bundes und des jetzigen Deutschen Reiches geführt hat. Es war eine Consequenz dieses ersten Schrittes, daß Fürst Bismarck genöthigt war, die Hefter zum Ausbau seiner jungen Schöpfung nicht in den Reihen der Männer, denen die Heiligthaltung des angestammten Thrones erstes politisches Princip ist, sondern unter den Liberalen zu suchen. Allein, nachdem die deutsche Entwickelung über ein Jahrzehnt fast ausschließlich unter dem Banne des Liberalismus gestanden hat, war es in der That hohe Zeit, sie in conservative Bahnen zurückzulenken, sollte nicht der historische Boden gänzlich verloren gehen. Fürst Bismarck hat durch seine neuesten Schritte gezeigt, daß er diese Ansicht theilt, und wir bezweifeln nicht, daß er bei deren Verwirklichung auf dieselbe freudige Unterstützung des deutschen Volkes rechnen darf, die sein bisheriges Thun begleitet hat.

Bücherbesprechungen.

H. „Recht und Antheil der Frauen am Lehrberuf" ist der Titel einer Flugschrift von Dr. G. Kühn (ehemaligem Director des Karolinums in Altenburg und Vice-Director des Königlichen Lehrerinnen-Seminars in Callnberg), in welcher derselbe in fließender, leicht faßlicher Sprache seine Beobachtungen über die Leistungen des weiblichen Geschlechts im Lehrfache mittheilt, die Berechtigung der Frauen zur Ergreifung dieses Berufes nachweist und den Lehrerinnen, sowie auch den mit ihnen in Berührung tretenden Lehrern allerhand nützliche Rathschläge ertheilt. So schildert er namentlich am Schlusse der bei F. Berggold in Berlin erschienenen Schrift die mannigfachen Schwierigkeiten, mit welchen selbständige Leiterinnen von Mädchenschulen zu kämpfen haben und mahnt von der Uebernahme einer so verantwortungsreichen und aufreibenden Berufsthätigkeit eindringlich ab.

— Von dem vor einiger Zeit erschienenen Buche: „Frauenbrevier. Beiträge zur weiblichen Bildung, von Dr. Karl Biedermann, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig" (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber), hat jüngst eine zweite umgearbeitete Auflage die Presse verlassen. Das Werk ist, wie uns die Vorrede wissen läßt, entstanden aus einer Reihe von Vorträgen, welche der Verfasser vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren vor einer zahlreichen Zuhörerschaft von Frauen und Mädchen in Leipzig gehalten hat und welche seinerzeit lebhaften Beifall und ausdauernde Theilnahme gefunden haben. Gegenüber der ersten Auflage bietet die derzeit vorliegende Umarbeitung nicht allein durch den seit der Haltung der Vorträge verstrichenen langen Zeitraum nothwendig gewordene Veränderungen, sondern auch werthvolle stoffliche Bereicherungen, Ergänzungen und Vervollständigungen. Manche Erscheinung unseres Culturlebens, welche vor einem Vierteljahrhundert nur erst in dämmernder Ferne stand, wie beispielsweise die sociale Frage, ist seitdem stärker in den Vordergrund getreten und mußte daher dem Interesse und Verständnisse auch weiblicher Leser näher gebracht werden; Anderes wieder, z. B. gewisse Partien der Zeitgeschichte, welche damals noch die unmittelbarste Theilnahme auch der Frauenwelt herausforderten, sind seitdem vor neueren gewichtigeren Vorgängen mehr in den Hintergrund getreten. Eine besondere Sorgfalt hat der Verf. eben diesem Abschnitt, der von der Geschichte handelt, zugewendet und bei dem hochbedeutsamen Ruf, welchen er in diesem Zweige der Wissenschaft durch seine vortrefflichen culturgeschichtlichen Arbeiten verdientermaßen besitzt, durfte hier Vorzügliches erwartet werden. Die dreiundzwanzig Vorlesungen, welche das auch in seiner äußeren Ausstattung geschmackvoll anmuthende Buch enthält, behandeln die mannigfachsten, für die weibliche Bildung bedeutsamen Materien; wir heben daraus namentlich die Vorlesungen über Wesen, Werth und Mittel wahrer Frauenbildung; über die Culturfähigkeit des Menschen und deren Hauptmerkmal die Sprache; über Sitte und Cultur; über den Gegensatz der Geschlechter und die Stellung der Frau im Haus, in der Gesellschaft, im praktischen Leben; über die Frauen in der Kunst und Literatur, in der Politik, auf dem Gebiete der Religion und der Humanität; über den Erziehungsberuf der Frauen; über die materielle Cultur, ihre Berechtigung und ihr Verhältniß zu dem geistigen Leben des Menschen; über den Gegensatz eines herrschenden und eines dienenden Standes in der Gesellschaft und seine Ausgleichung; über die sociale Frage 2c. hervor.

S—n. Nordisch-Germanische Götter- und Heldensagen. Für jung und alt von Gustav Schalk. Oldenburg, Gerhard Stalling's Verlag. — „Horch, was der Baum im Walde, Die murmelnde Quelle spricht: Vergiß der alten Sagen, Der alten Götter nicht! Wie du ein Kleinod bewahrest Vom toten Freunde dein, So hege die Sagen der Väter In deines Herzens Schrein!" Mit vorstehenden, warm empfundenen Schlußworten seiner poetischen Vorrede, mit denen sich jeder Idealgesinnte einverstanden erklären muß, rechtfertigt G. Schalk gleichsam den guten Zweck seines Buches, das, in populärer Weise geschrieben, vor manchen seinesgleichen deriselben scheint, den Sinn unseres Volkes für unsere ehrwürdigen Götter- und Heldensagen mehr und mehr rege zu machen. Der Verfasser hat alles geschickt und faßlich zusammengestellt, was da einem größeren Publicum zu wissen frommt; der Genuß des zudem äußerst billigen und gut ausgestatteten Büchleins würde ein noch ungetrübterer sein, wenn der Verfasser nicht an manchen Stellen eine allzugroße Vorliebe für die Inversion zeigte. Sätze wie: „Viele Farben hat Beberast; keiner Speise bedarf der Aße; schön ist das Leben der 2c.; wenig traute der Wolf; roth ist das Haar; sehr breit sind Brust und Schultern; aber nicht achtete Odin", haben wir in Massen gefunden, ohne an den betreffenden Stellen irgend einen Grund zu der Inversion entdeckt zu haben. Abgesehen hiervon aber verdient das Buch Beachtung und sei namentlich Volksbibliotheken bestens empfohlen.

R. T. Die Sprachenwelt in ihrem geschichtlich-literarischen Entwicklungsgange zur Humanität. Bearbeitet von Dr. H. A. Manitius. II. Band. Europa. Griechenland und die Romanischen Völker. Leipzig 1880. C. A. Koch'sche Verlagsbuchhandlung (J. Sengbusch) — Dieses Buch, dessen lobenswürdiges Ziel nichts Geringeres ist, als eine populäre Anregung zu geben zu einer Betrachtung des gesammten menschlichen Sprachwesens und Schriftenthums nach ihrer geographischen Entstehung und Verbreitung, gelangt hier im zweiten Bande, nachdem im ersten Asien und Afrika mit den semitischen und indischen Sprachen so wie mit der chinesischen in ihrer diesbezüglichen Zusammengehörigkeit dargestellt worden, zum eigentlichen Kernpunkte des großen Gegenstandes, nämlich zur europäischen Sprachenwelt und Literatur, welcher jedoch seines größeren Umfanges wegen erst in einem dritten Band Abschluß finden soll. Im vorliegenden sind die alt- und neugriechische und die lateinische sammt deren Töchtersprachen historisch dargestellt und durch gute classische Proben nach den besten vorhandenen Verdeutschungen charakterisirt. Unter den romanischen Sprachen sind, wie billig, besonders ausführlich behandelt die italienische, als die Mutter gesammter neueuropäischer Literatur (begleitet übrigens von ihrer Vorbotin, der provenzalischen) und die französische als die weitverbreitetste. Doch ist auch der spanischen und portugiesischen ihr gutes Recht geworden. Bei jeder Literaturnation schickt der Verf. eine Uebersicht der geschichtlichen Sprachentwicklung voraus und läßt eingebende, fleißig zusammengetragene Biographien der Schriftsteller und Dichter folgen. Daß blos aus den letzteren Probestücke gegeben worden, können wir kaum mißbilligen, da das Gefühl, das jeder Dichtung zu Grunde liegt, gewiß ein Hauptkriterium einer bestimmten Volksindividualität ist. — Die Behandlung des Hrn. Dr. Manitius ist nicht eine gelehrten Lesern angepaßte, sondern lediglich eine dem Bedürfnisse gebildeter Laien angenehm entgegenkommende. Im Uebrigen will Ref. nicht leugnen, daß er hin und wieder bei der Auswahl der Probestücke, sowie hinsichtlich der Länge und Kürze der Lebensbeschreibungen im Verhältniß der verschiedenen Wichtigkeit der Dichter eine gewisse Ungleichheit bemerkt, sowie ferner, daß mitunter ein nicht unbedeutender Name zu nennen versäumt worden (wie Jules Janin und die Spanier Periarte und Camprodon), endlich auch, daß sich hier und da ein Irrthum eingeschlichen (z. B. S. 118 die unrichtige Uebersetzung des Buchtitels: „l'homme plante"). — So unterlassen wir auch auszuführen, daß bisweilen unsere Ansicht von der des Hrn. Verf. eine abweichende (wie wir z. B. bei Plautus und Goldoni anstatt der von ihm als vorzüglich angeführten Stücke lieber andere hervorgehoben hätten). Denn es kann dies alles in unsern Augen die Erreichung des Hauptziels, eine volksfaßliche Belehrung über den wichtigen Gegenstand zu gewähren, sicherlich nicht hindern. Freilich wäre auch

noch eine etwas sorgfältigere Correctur wünschenswerth gewesen. — Den wesentlichen Inhalt des dritten Bandes werden die sämmtlichen germanischen und slavischen Literatursprachen bilden.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrgang 1879. V. Bremen 1880. Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung. 190 S. gr. 8. — Das Jahrbuch hat in seinen fünf Jahrgängen schätzenswerthe Beiträge zur niederdeutschen Sprachforschung geliefert und der Jahrgang 1879 (der aber erst gegen Ende 1880 in die Hände der Vereinsmitglieder gelangt ist) reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Ein Blick auf den mannigfaltigen Inhalt wird genügen, um Freunden historischer Erkenntniß der Muttersprache das Jahrbuch zu empfehlen und sie für die Bestrebungen des Vereins zu interessiren. An der Spitze steht ein Aufsatz von dem Director der Seefahrtsschule Breusing in Bremen: Die Sprache des deutschen Seemanns, eine Ueberarbeitung des von dem Verfasser in der fünften Jahresversammlung des Vereins zu Münster gehaltenen Vortrags. Wir nennen demnächst zwei Beiträge vom Professor Carl Bartsch in Heidelberg: Mittelniederdeutsche Osterlieder und Lateinisch-niederdeutsche Hexameter — und einen lesenswerthen Aufsatz vom Director K. E. H. Krause in Rostock: Erklärendes Wörterverzeichniß der Lüneburger Sülze, dem als Anhang folgt: Straßen, Oertlichkeiten, Kirchen u. s. w. in Lüneburg, auch der nächsten Umgebung, so viel sie öfter genannt werden. Wilhelm Seelmann in Berlin giebt nach zwei Handschriften einen kritischen Abdruck des mittelniederdeutschen Gedichts Wo de sele stridet mit dem licham oder der sogenannten Visio Philiberti, deren lateinischen Text zuerst Karajan 1839 herausgegeben, und von welcher Bearbeitungen in englischer, französischer, italienischer, spanischer, mittelgriechischer, nordischer, schwedischer, dänischer, mittelniederländischer, ober- und mittelhochdeutscher Sprache bekannt geworden sind. Der Inhalt des Streites der Seele mit dem Leichnam ist folgender: Der Dichter sieht im Traume die Seele eines eben gestorbenen Mannes neben dem Leichnam und hört, wie die Seele dem Körper vorwirft, er habe alle die Sünden verschuldet, für welche sie nun in der Hölle büßen solle. Der Leichnam vertheidigt sich und wirft alle Schuld auf die Seele, die ihn beherrscht habe. Das Gedicht hat einen Umfang von 736 Verszeilen. Von Interesse ist auch eine von J. G. Müller in Hildesheim mitgetheilte niederdeutsche Uebersetzung des Jesu dulcis memoria, das dem Bernhard von Clairvaux zugeschrieben wird. K. Regel in Gotha theilt größere Abschnitte aus dem gothaischen Arzneibuche mit, damit eine nähere Feststellung des Verhältnisses möglich werde, in welchem dasselbe zu anderen mittelniederdeutschen Arzneibüchern steht. Kleinere Beiträge von C. Walther, K. Sprenger und A. Menz machen den Beschluß.

R—n. Mit der Ausgabe der zweiten, das Glossar enthaltenden Abtheilung des zweiten Theils ist das „Altenglische Lesebuch. Zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht herausgegeben von Richard Paul Wülcker" (Halle a. S., Max Niemeyer 1880) abgeschlossen und beendet. Dieses Werk, dessen erster Theil im Jahre 1874 erschien, ist ein vorzügliches Hilfs- und Lehrbuch für das Studium der älteren englischen Sprache, indem es nicht nur eine treffliche Auswahl aus der poetischen und prosaischen Literatur bietet, sondern auch die Texte durch eine Fülle instructiver, auch dem Gelehrten willkommener Anmerkungen erläutert und den Wortschatz zusammenstellt und erklärt, vielfach auch mit Hinweisungen auf die Stellen der mitgetheilten Proben. Unter dem Ausdruck „Altenglisch" versteht Wülcker im Gegensatz zu anderen Autoritäten die Zeit von circa 1250—1500, bezeichnet also damit auch die Periode der Sprache und Literatur, die sonst mit dem Namen „Mittelenglisch" belegt wird. Andere verstehen neuerdings unter „Altenglisch" nicht blos die erste Periode des eigentlichen Englisch, sondern auch das sogenannte Angelsächsische. Wenn es auch zu beklagen ist, daß die Fachmänner in der Terminologie nicht einig sind, weil dadurch nur zu leicht Verwirrungen und Mißverständnisse entstehen können, so ist schließlich ein Name gleichgiltig, wenn es sonst, wie hier durch den Titelzusatz, klar gemacht wird, was er bedeutet. Wülcker hat sich übrigens in seinem Vorworte über seine Wahl und über das Verfahren seiner Vorgänger — es sind namentlich Mätzner und Zupitza — hinreichend deutlich ausgesprochen und seine Terminologie zu rechtfertigen gesucht. Der erste Theil umfaßt die „Zeit von 1250—1350" und enthält vorzugsweise geistliche Poesie, der zweite bringt aus der „Zeit von 1350—1500" noch mannigfachere Stoffe und Gattungen. Hier kommen auch die romantischen Dichtungen, also auch Chaucer's Canterbury-Geschichten, an die Reihe. Indem wir von einer genauen Darlegung des reichen Inhalts des Lesebuchs absehen, empfehlen wir dasselbe allen, die sich mit der englischen Literatur und Sprache des Mittelalters vertraut machen wollen. Es ersetzt so zu sagen eine ganze Bibliothek und wird zugleich zur Vertiefung in die Einzelausgaben hinleiten.

—r. Ausführliches Lehr- und Lesebuch der Italienischen Sprache, bearbeitet von F. Booch-Arkossy, F. d'Affisi Caprara und C. M. Rechenberg. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1880. In 2 Cursen nebst Supplement. — Das vorliegende Lehrbuch beruht auf der Robertson'schen Lehrmethode, nach welcher mit mündlicher Lesübung begonnen wird, worauf sofort mündliche (Interlinear-) Uebersetzung und gegenübersetzende (wechselseitige) mündliche und schriftliche Uebersetzung versucht wird. Nach Durcharbeitung des Lehrstoffes in dieser Weise nimmt das in Dialogform gebrachte Lesestück Lehrer und Schüler von einer neuen Seite in Anspruch. Dann beginnt der grammatische Unterricht mit grammatischen Uebungen, welche sich möglichst eng an den Inhalt der zunächst gelernten Regeln und Beispiele der Formenlehre anschließen. Die hieran sich anschließenden Aufgaben der Satzbildung umfassen den Wörterschatz, sowie die Phraseologie des Inhaltes der aus den besten Originalen gewählten Lesestücke, später erweitern sich diese Uebungen im richtigen Italienisch-Schreiben auf die Abfassung selbständiger zusammenhängender Anekdoten, Beschreibungen u. s. w., im Anschlusse an die Vorführung von neun verschiedenen Schreibarten von Musterstücken der italienischen Prosa, unter steter Berücksichtigung des fortschreitenden Ueberganges vom Leichten zum Schwereren. Der Vortheil dieser Methode besteht hauptsächlich darin, daß die Lernenden die zu erlernende Sprache fortwährend hören sprechen und in die Muttersprache übersetzen, wodurch richtiges Hören, gute Aussprache und Denkfertigkeit im fremden Idiom gleichmäßig geübt wird, ferner darin, daß das Interesse der Lernenden am Unterrichte stets angeregt und wach erhalten wird. Für gebildete Selbstfudirende ist das Supplement, d. h. ein Schlüssel zur Lösung der in den Lehrbüchern enthaltenen Aufgaben bestimmt, der außerdem eine kurze Anleitung zur Kenntniß der italienischen Verskunst, eine Uebersicht der Volksdialekte Italiens sowie einen italienischen Briefsteller enthält.

r. Von den Weber'schen illustrirten Katechismen sind uns die Nrn. 99 und 101 zugegangen: Die Elemente des Clavierspieles von Franklin Taylor, aus dem Englischen übertragen von Mathilde Stegmayer — ein für den Clavierspieler viel Bemerkenswerthes bietendes Werk — und Die deutsche Kriegsmarine. Von Georg Pavel, k. preuß. Premierlieutenant a. D. Mit drei Schiffstypen der deutschen Kriegsmarine, worin über die Organisation und das Wesen der letztern, sowie über die Berufsarten und Aussichten, welche sie dem jungen wehrfähigen Deutschen bietet, genauer Aufschluß gegeben wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 49. Sonntag, den 19. Juni. 1881.

Inhalt: Die erste Ueberschreitung des Balkan im Jahre 1829. — Die Dresdner akademische Kunstausstellung 1881, von Cornelius Gurlitt. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Letzte Confirmationsrede und Abschiedspredigt von D. Fr. Ahlfeld. Wissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen. „Saat auf Hoffnung", herausgegeben von Dr. Franz Delitzsch. Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Arosk's Rasender Roland. Nordlandsahrten. Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst. Illustrirte Culturgeschichte von Karl Faulmann. Flora von Deutschland, herausgegeben von v. Schlechtendal, Langethal und Schenk. Pompeji; die neuesten Ausgrabungen von 1874—1881, herausgegeben von Emil Pressuhn).

Die erste Ueberschreitung des Balkan im Jahre 1829.

Nach der Darstellung des Feldmarschalls Grafen Moltke.

Während uns der Ausgang und die Details des letzten großen russisch-türkischen Krieges noch deutlich im Gedächtniß sind (auch aus der kundigen Darstellung eines Correspondenten dieser Zeitung), dürfte eine kurze Erinnerung an den Feldzug von 1828/29 und die erste Ueberschreitung des Balkan durch Graf Diebitsch-Sabalkansky gerade jetzt für Viele von Interesse sein. Erst aus der vergleichenden Betrachtung dieser beiden, in so vielen Beziehungen ähnlichen, Feldzüge können wir die enormen Fortschritte ermessen, welche beide Theile, Rußland sowol als nicht weniger die Türkei, der schon so lange fast für todt gehaltene kranke Mann, in dem kurzen Zeitraum von noch nicht 50 Jahren gemacht haben. Wir ersehen daraus, wie Rußland die 1828/29 gemachten Fehler vermieden und die gewonnenen Erfahrungen verwerthet hat; und wie es schrittweise, aber mit eiserner Consequenz zur endlichen Erfüllung des Testamentes Peter's des Großen fortschreitet. Denn die Geschichte soll ja die ewige Lehrmeisterin der Völker sein; und die Vergangenheit ist der Spiegel der Gegenwart.

Die Geschichte jenes Krieges von 1828/29 ist um so interessanter, als wir eine klassische Darstellung desselben durch unsern großen Feldmarschall Grafen Moltke besitzen, der bei seinem Aufenthalt in der Türkei im Jahre 1835, dem wir auch jene interessanten Reisebriefe über Land und Leute der Türkei verdanken, an Ort und Stelle das Material sammeln und officielle Quellen benutzen konnte.

Der russisch-türkische Krieg von 1877/78 ist bereits der zehnte, den diese beiden Länder seit 1667, meist in Zwischenräumen von 20—30 Jahren, mit einander geführt haben, und der fünfte in unserm Jahrhundert. Im Frieden von Kudschuk-Kainardschi 1774 hatte Rußland ein Einmischungs-Recht in die Angelegenheiten der Donaufürstenthümer erlangt; und die Pforte hatte in diesem Frieden vollständige Religionsfreiheit der griechischen Christen (deren geistliches Oberhaupt bekanntlich der russische Kaiser ist) versprochen und Rußland vorkommenden Falles Vorstellungen zu Gunsten der russisch-griechischen Kirche in der Türkei gestattet. Obgleich nun dieses Recht durch den Pariser Frieden 1856 aufgehoben ist, so beansprucht Rußland auch heute noch ein vorzugsweises Recht der Einmischung in die türkischen Verhältnisse. Das Ziel Rußlands und der Vorwand des Krieges von 1877/78 war derselbe, wie vor 20, 50 und 100 Jahren; dieser ist nur eine Etappe in dem Jahrhunderte alten Kampfe der Russen mit den Osmanen; eine Episode in dem Ringen dieser zwei Mächte um die Herrschaft über das Schwarze Meer, die Donau und die Dardanellen.

Im Jahre 1806 hatte die Türkei, von Napoleon veranlaßt, an Rußland den Krieg erklärt, der sich — durch zweijährigen Waffenstillstand unterbrochen — mit wechselndem Glücke, jedoch im Allgemeinen für Rußland günstig, bis Mai 1812 hinzog, wo die Türkei im Frieden zu Bukarest nur deshalb so vortheilhafte Bedingungen erreichte, weil Rußland denselben wegen des mit Napoleon beginnenden Krieges um jeden Preis zu schließen wünschte. Rußland erhielt die östlich des Pruth liegenden Provinzen (so daß dieser Fluß, wie auch jetzt wieder, die Grenze bildete) und außer anderen Vortheilen namentlich die freie Durchfahrt durch den Hellespont.

1821 wurde der Krieg trotz der Nichterfüllung des Bukarester Friedens, sogar trotz der Beschlagnahme russischer Schiffe seiten der Türken, nur durch die große Friedensliebe des Kaisers Alexander vermieden, obgleich alle Stände in Rußland den Krieg dringend wünschten.

Der 1825 auf den Thron gestiegene thatkräftige Kaiser Nicolaus ließ sich indeß die fortgesetzte Nichterfüllung der Verträge und die Bedrückung der griechischen Christen nicht länger gefallen. Nach einer vergeblichen Conferenz der Großmächte (gerade wie vor dem letzten Kriege) verlangte Rußland nunmehr auf eigene Hand energisch die Erfüllung des Friedensvertrages, besonders die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, und die bereits von allen Mächten anerkannte Unabhängigkeit Griechenlands.

Das osmanische Reich stand damals am Rande des Abgrundes. Das alte türkische Heer, die übermüthig und meuterisch gewordenen Janitscharen, einst wiederholt der Schrecken Europas, hatte Mahmud II. zur Strafe ihrer Rebellion im Juni 1826 theils in ihren Casernen verbrennen, theils hinrichten lassen und die türkische Flotte war durch ein unglückseliges Mißverständniß und den Uebereifer des Admirals Codrington vernichtet worden und damit, ganz gegen den Willen der Mächte, eines der größten Hindernisse, welche Rußland zu überwinden gehabt hätte, beseitigt.

Griechenland im Aufruhr, im Innern allgemeine Unzufriedenheit über die Neuerungen, die höchste Finanzverlegenheit und ein neu formirtes Heer — dennoch gab der stolze Mahmud II. nicht nach, sondern widersetzte sich den vereinigten Wünschen ganz Europas. Wahrlich, man muß diesen energischen, unbeugsamen Charakter bewundern. „Nimm Deinen Geist zusammen," — schreibt er seinem Großvezier, — „denn, Allah weiß es, die Gefahr ist groß." Nur mit dem Säbel in der Faust wollte er verlieren, was seine Vorfahren mit der Faust gewonnen hatten.

Er erklärte den Gesandten der Großmächte, daß ihre Anwesenheit in Konstantinopel ihm gleichgiltig sei, und verwies alle Russen, Engländer und Franzosen aus der Hauptstadt. Zugleich berief er eine Versammlung sämmtlicher Notabeln seines Reiches, und alle Moslems zu den Waffen.

Die Umwandlung der türkischen Streitkräfte nach Auf-

hebung der Janitscharen in ein stehendes Heer von etwa 50 000 Mann nach europäischem Muster war auf die größten Schwierigkeiten gestoßen, obgleich der Großherr selbst die Uebungen überwachte. Das Volk nahm diese Neuerungen sehr widerwillig auf; die Mannschaften mußten mit Gewalt in den Dörfern angeworben, oft an Ketten nach Konstantinopel gebracht und dort als Gefangene bewacht werden.

An gebildeten Officieren fehlte es gänzlich, und doch gestattete das religiöse Gesetz nicht, Fremde als Befehlshaber anzustellen. „Es entstand ein Heer," sagt Graf Moltke, „mit russischen Jacken und türkischen Beinkleidern, mit tartarischen Sätteln und französischen Steigbügeln; mit englischen Säbeln, französischen Reglements, und Instructeurs aus allen Ländern. Es bestand 1) aus Hilfstruppen, 2) aus Linientruppen mit lebenslänglicher und 3) aus Landwehren mit unbestimmter Dienstzeit, bei welchen die Führer Recruten und die Recruten Kinder waren. Das glänzende Aeußeren, die Pracht der Bewaffnung, der tollkühne Muth der Janitscharen war gewichen; — und doch hatte das neue Heer eine Eigenschaft, die es über all' die früheren, zahllosen Schwärme stellte, — es gehorchte."

Obgleich die Truppen nach dem neuen Reglement mühsam zu regelmäßigen, geschlossenen Bewegungen eingeschult waren, so sehen wir sie doch noch oft in der Schlacht den lästigen Zwang abstreifen und nach altgewohnter Art in Schwärmen Mann gegen Mann dem Feinde zu Leibe gehen.

Es ist unmöglich, die Zahl der türkischen Streitkräfte zu Anfang des Jahres 1828 genau anzugeben. Außer etwa 100 000 Mann irregulärer Hilfstruppen unter ihren fast selbständigen Paschas — meist asiatische Reiterschaaren — bestanden die besoldeten Truppen aus etwa 80 000 Mann, Summa 180 000, davon die Hälfte Cavallerie.

Die Infanterie war in 33 Regimentern à 3 Bataillonen zu 500 Mann formirt. Außerdem hatte jedes Regiment 120 Artilleristen in einer besondern Compagnie mit 10 Regimentsgeschützen. Ferner 2 Regimenter Garde mit 6000 Mann.

Die Reiterei zählte außer 10 000 Spahis oder Lehnsreitern an regulärer Cavallerie 4 Regimenter à 6 Schwadronen zu 150 Pferden.

Die Artillerie bestand aus 8 reitenden, 84 Fuß-Compagnien und 2600 Mann Sappeurs und Mineurs.

Die Vertheilung dieser Streitkräfte war anfangs etwa folgende: In Konstantinopel und am Bosporus etwa 30 000 Mann; in den verschiedenen Festungen außerhalb des Kriegsschauplatzes 25 000; in Griechenland 10 000; auf dem Kriegsschauplatz in Asien 30 000; in den Donaufestungen 25 000; im Reservelager zu Adrianopel 30 000 und in Schumla anfangs nur etwa 25 000 Mann, jedoch meist reguläre Truppen.

Die Streitmacht der Russen bildete 1828 die schon seit Jahren vom Feldmarschall Grafen Wittgenstein commandirte II. oder Südarmee:

das 3. Armeecorps	30 000	Mann,
„ 6. „	20 000	„
„ 7. „	15 000	„
In Summa	65 000	Mann.

Diese ganz unzulängliche Zahl wurde im Herbst durch das 2. Corps und einen Theil der Garden, etwa 32 000 Mann verstärkt.

Das 3. Armeecorps commandirte General v. Rudsewitsch; das 6. Baron v. Roth; das 7. General v. Woinow, später Prinz Eugen von Württemberg.

Chef des Generalstabes war General v. Diebitsch.

In Kleinasien standen etwa 70 000 Mann unter dem Grafen Paskewitsch-Erivansky, dem späteren Fürsten von Warschau.

Der russische Soldat ist im Allgemeinen stark, abgehärtet, zähe, tapfer und treu. Besonders ausgezeichnet ist er im Massenkampfe zu verwenden, weniger im Einzelgefechte; seine große Standhaftigkeit bei außerordentlichen Verlusten, die Friedrich den Großen zu dem Ausspruch veranlaßte: „Man kann die Russen wol schlagen, aber nicht besiegen" — hat auch im letzten Feldzuge wieder die Welt mit Bewunderung erfüllt.

Ehe wir zur Darstellung der Operationen übergehen, müssen wir etwas näher die geographischen und klimatischen Verhältnisse der Türkei, besonders Bulgariens und der Dobrudscha betrachten, welche in diesem Feldzuge von so ungewöhnlicher Bedeutung werden sollten.

Die Dobrudscha, der nordöstlichste Theil Bulgariens, war damals, obgleich fruchtbar, fast eine Wüste. Das Land war infolge der vielen Kriege, dessen Schauplatz es war, so verödet, daß es nur eine geringe Bevölkerung hatte und daher sehr wenig Getreide und Futter bot. Der Boden besteht im südlichen Theile aus einer grauen feinen Sandmasse, in der alles Wasser versiegt, da es fast keine Bäche und Quellen und nur wenig Brunnen giebt. Das Gras verdorrt bereits im Frühsommer und nirgends fast findet man Bäume als Schutz vor der glühenden Sonnenhitze. Daher bildete auch wieder im Feldzuge 1877/78 die Versorgung der Armee mit Wasser den Gegenstand der eindringlichsten Studien und besonderer Fürsorge.

Im Sommer herrscht während des Tages unerträgliche Hitze, die bis zu 40 Grad steigt; die Morgen und Abende sind unverhältnißmäßig kühl, wie denn überhaupt ein rascher Temperaturwechsel zu den Specialitäten des dortigen Klimas zählt und der Ausgangspunkt aller möglichen Krankheiten ist. Gegen Ende März; treten die Donau und die Bergströme aus und überschwemmen die Niederungen weit und breit, unterbrechen die Communication und erzeugen durch Verdunstung alle Arten Fieber. Es erging den Russen ähnlich wie den Engländern bei ihrer Expedition nach der Schelde, die von 42 000 Mann in 6 Wochen 27 000 Fieberkranke hatten. Daher war auch 1877 ein Hauptbestreben der russischen Armeeleitung, diese Epidemieheerde zu umgehen; es wurde eine Karte des Fieberrayons, fast ¾ der Dobrudscha umfassend, angefertigt und an die höheren Commandobehörden vertheilt. Der Winter ist an der Donau eben so lang und eben so streng, als an der Elbe; und in dieser Zeit sind in dem fruchtbaren Lehmboden die wenigen vorhandenen Wege grundlos.

Die Donaufürstenthümer und Bulgarien sind fast ganz eben und eignen sich wenig zur Vertheidigung. Die Donau mit ihren Festungen, der Balkan, die Wegelosigkeit des Landes, der Mangel an Subsistenz- und Transportmitteln, das Klima und die Krankheiten waren damals, wie 1877/78, die einzigen aber treuen Verbündeten der Türkei. (Fortsetzung folgt.)

Die Dresdner akademische Kunstausstellung 1881.

Der Gang durch die akademische Ausstellung ist in diesem Jahre erfreulicher als sonst. Zwar fehlt der alten Kunststadt an der Elbe leider die Anziehungskraft, welche für gleiche Unternehmen in Berlin, Wien, München, ja in Düsseldorf vorhanden ist, aber es finden sich doch unter den 382 ausgestellten Kunstwerken, darunter 292 Gemälden, eine Reihe der trefflichsten Werke. Auch diesmal fehlen die meisten der ersten Sterne des deutschen Kunsthimmels, sind außer O. Achenbach und Pohle die vorhandenen wenig glücklich vertreten, aber dennoch giebt das Ganze erfreuliche Beweise für die mittlere Höhe des künstlerischen Könnens in Deutschland. Dieses richtet sich mit immer deutlicher sich aussprechender Schärfe auf die Erfassung der realen Naturerscheinung. Dort wo es wirklich Geschautes wiederzugeben gilt, dort ist die

moderne Kunst am bedeutendsten, dort weilt sie am liebsten. Daher ist es die Landschaft, das Porträt und das kleine Genre, welche am besten gelingen. Nicht der Flug großer Leidenschaften, nicht philosophisch vertiefte Gedankenwelt, sondern blühendes Leben suchen und finden wir in diesen Schöpfungen; vor allem aber ein ernstes Streben, aus der generalisirenden Kunstweise, die man historisch-stilvoll nannte, heraus zu energischem Erfassen des Individuellen zu kommen. Nicht mehr die Schönheit in Schwung und Rhythmus der Linien der Landschaft — die ergreifende Stimmung, das Zusammenklingen von Zeichnung und namentlich der Farbe zu einem in tiefen Accorden tönenden Ganzen ist es, was unsere Landschafter erstreben, nicht mehr die vollendete Menschengestalt sucht der Geschichtsmaler darzustellen, wie er sie im unerreichten Vorbilde der Antike und Renaissance studirte, sondern den einzelnen Menschen sucht er seinem inneren Werthe nach zu erfassen, die ganze Scala der Empfindungen in ihrem wechselnden Spiele in die Erscheinung der Figuren zu legen. Die Charaktere sind mannigfaltiger geworden, der Umschwung zu detaillirterer Seelenschilderung, den in der Dichtung Lessing anbahnte, vollzieht sich erst jetzt in der Malerei. Auch von den historischen Banden befreien wir uns mehr und mehr und kehren zur Schilderung unserer Tage zurück. Die Schule Pilotty's ging muthig diesen Weg voran, und wenn sie auch wol hie und da das Kostüm früherer Jahrhunderte hervorsucht, so ist sie doch weit entfernt, Menschen schildern zu wollen, die dem modernen Ideenkreis so fern liegen, als etwa jene Ritterwelt der romantischen Schule — nur das Kostüm ist alt, die Herzen jener Landsknechte und Perückenmänner gehören dem 19. Jahrhundert an, es besteht wie in der Dichtung Scheffel's eine gewisse Lust, zu zeigen, daß in allen Trachten und zu allen Zeiten die Empfindungen doch im Grundton die bleiben, welche noch uns meistern.

So hat die Kunst auch die Seele der landschaftlichen Natur in früher nicht erreichter Weise nachgedichtet; drei Landschaften treten aus dem Niveau des Mittelgutes in glänzender Weise hervor. Zunächst des jungen Hamburger Meisters C. Oesterley schon in München auf das Höchste bewunderte „Sommernacht bei den Lofoten im nördlichen Norwegen". Der jetzt in Hamburg lebende Künstler verleugnet nicht die Schule des älteren Achenbach. Von ihm hat er das reiche Colorit und das scharfe Auge für das Stimmunggebende in der Natur. Solches Feuer aber, wie dieses Bild in jedem Pinselstriche zeigt, ist selbst dem Meister nicht verliehen. In enger Felsschlucht schäumt das Meer. Nebelwolken umspielen die hinteren Höhen. Durch sie hindurch aber leuchtet die nordisch tiefstehende Sonne, übergießt die leichten Gebilde mit dem glänzendsten Gelb, läßt hier und da einen von ihrem Strahl streifend erreichten Kegel an der Felsenwand im zauberischen Licht vorblitzen und durchglüht das grau-grüne Meer in ungähligen Reflexen. Bis zur Blendung des Auges ist der Effect gesteigert, außerordentlich die Feinheit des Tones, der die tief im Schatten liegenden Partien noch warm belebt, überall Detail, Reichthum in Zeichnung und Farbe erkennen läßt. Der Vortrag ist von höchster Kühnheit und Meisterschaft, breit und postös, doch nicht so schwer, daß der Farbenauftrag trotz des höchst ungünstigen Lichtes, welches dem Bilde bei der Aufstellung zu Theil wurde, störend wirke. — Die souveraine Sicherheit des Meisters führte aber diese Klippe hinüber, an der z. B. Karl Rodeck in Hamburg „Fischerdorf bei Hamburg" bei verwandtem Lichtspiele trotz unverkennbarer Farbensicherheit scheiterte, denn um des keken Effectes willen sind bei ihm die Töne so derb aneinandergereiht, daß schließlich doch nur eine decorative Wirkung erreicht worden ist.

Neben Oesterley ist Gustav Schönleber zu nennen. Der junge Karlsruher Professor zeigt, daß er nicht nur, wie allbekannt, ein trefflicher Illustrator, nicht nur in kleinen italienischen Landschaften Meister sei, sondern führt uns in seinem großen Bilde „Ebbe in Vlissingen", das er bescheiden eine „Bedute" nennt, den Beweis, wie recht die badische Regierung that, dem noch nicht 30jährigen Künstler einen Lehrstuhl einzuräumen. Auch hier ist es die packende Einheit der Stimmung, die zunächst uns fesselt. Die Mittagssonne liegt heiß über dem wasserarmen Canal, die Brücke im Mittelgrunde, die bunten Häuser des Ortes, alles mit grauem Dunst umkleidend. Doch am Himmel sammeln sich die weißen, gewitterschweren Wolken. Lähmende Schwüle — kein Windhauch — nur mühsam will den Schiffern die Arbeit des Ausladens gelingen. Und durch das Grau hindurch erkennt man das lebhafte Colorit der holländischen Häuser, das tiefe Braunroth der Dächer, das Grün der Fensterläden, das Geräth und Gerümpel, das an alten Giebel und neue Planke sich lehnt, ahnt man selbst in dem ferneren Gegenstande, den längst ein Bleiton umhüllt, das Wechselspiel der Farben. Man glaubt das Zittern der erhitzten Luft gegen den weißlichen Himmel zu erkennen, man versteht, warum die Stadt so menschenleer ist — der erlösende Donner ist nicht fern, schwer athmend lauschen Natur und Menschen auf sein Kommen!

Diesen Darstellungen nordischer Seeküste reiht sich wol als die größte malerische Dichtung Oswald Achenbach's „Ansicht von Capri zwischen Sorrent und Massa" an, in welcher der große Landschafter mit neuem Gelingen den Reiz italienischer Abende schildert. Die Sonne ist ins Meer verschwunden, noch glühen die letzten Wolken, noch blitzt ein Fenster der Häuser, welche an den zum Meer abfallenden Felsen sich anlehnen, vom Widerschein derselben auf. Die Mondsichel leuchtet bereits aus den Wolken hervor. Ueber der reichen Silhouette der Insel, über dem von röthlichen Nebeln umwogten Meere, über der baumreichen Küste, der staubigen Straße, dem Treiben im Städchen hat sich die Ruhe der Dämmerung ausgebreitet. Licht und Schatten sind aufgelöst, in Localtönen allein stellt sich das reiche Motiv dar. Wie gesättigt an Farbe, an innerer Wärme ist das Ganze, wie so recht eigentlich italienisch. Wie entzücken der Blick von steiler Höhe über die von blauem Rauch umkräuselten Dächer, auf denen die Tarantella Glücklichen den Feierabend würzt, über die reichen vollen Gruppen der Bäume, aus denen die einzelnen licht gestreiften Blätter hervorleuchten und dem Ganzen den Anschein höchster Durchführung verleihen. Eine unendliche Poesie liegt über dem Bilde, das immer neue Details erkennen läßt, so recht zum dichterischen Versenken einladet und dabei durch die wuchtige Kraft der Farben entzückt, welche bei reichstem Wechsel keine Contraste, bei dämmernder Ferne nicht Süßlichkeit noch Unklarheit, überall gefunden, lebenswahren Gehalt besitzen.

Solchen Meisterwerken gegenüber hat, was sonst die Ausstellung bietet, schweren Stand. Zwar ist Weimar mit einer Anzahl trefflicher Bilder im Saale auf der Brühl'schen Terrasse erschienen, doch fehlt das eigentlich Packende. Karl Rettich's „Gewitterstimmung" erscheint mir als ein Mißgriff. Es ist möglich, daß es in Norwegen so zerrissene Wolken giebt, daß der Strand so grün, die Felsen so gelb erscheinen, schön, von einheitlicher Wirkung ist es gewiß nicht. Minder himmelstürmend, doch harmonischer sind die kleinen Arbeiten von E. Weichberger, Paul Koken, v. Gleichen-Rußwurm.

Unter den Münchnern ragt Jos. Wenglein mit seinem „Blick auf das Ifarthal" als einer dramatisch bewegten Composition vor, die sich auch von der conventionellen Schleich'schen Schule energisch frei zu machen sucht, ebenso wie J. G. Steffan „Auf dem Wege nach der Grimsel" höchst stimmungsvoller Weise den wasserrieselnden Regentag der Alpen schildernd, sich hoch über die bekannte Manier der blau und blauer werdenden „Berghöhe" zu eigenem sicheren Naturempfinden erhebt. Edmund Berninger zeigt sich in drei Bildern als fleißiger und durchbildeter Künstler, L. Wiltpider in einem „Waldbrand" tiefes Studium bei etwas schwerer Farbe.

Aus der Düsseldorfer Schule ging Werner Schuch in Hannover hervor, der in zwei großen Landschaften seine Meisterschaft in Darstellung heimischer Gegenden, der so mit Unrecht als unmalerisch verschrieenen Heide bewies. Im „Hühnengrab" liegt in der Farbe und namentlich in dem mächtigen Zug der Linien eine bewältigende Kraft, ist die schlichte Größe des Gegenstandes mit ergreifender Wahrheit geschildert. Eugen Dücker hat eine kleinere Arbeit, Fischer am Strande von Rügen, ein Werk von in Gesundheit strahlender Farbe, A. Nordgren eine delicat gemalte Mondscheinlandschaft vorgeführt. Des Berliner Chr. Wilberg große italienische Landschaft „Solitude" läßt in ihrer breiten Behandlung, aber auch in ihren etwas derben Effecten den in decorativen Arbeiten vielbeschäftigten Meister erkennen, während Jeanna Bauck in Düsseldorf auf kaum minder großer Leinwand ein Stück Wiese, einen verfallenen Zaun und den darüber aufgehenden Mond mit liebenswürdigem Vertiefen in das Detail und gutem Colorit schildert.

Schließlich sei der Dresdner Künstler noch Erwähnung gethan. Unter ihnen sind Wladimir Jettel und Hugo Mühlig, als unter die jüngeren gehörig, mit ansprechenden kleineren Arbeiten zu nennen. Der neue Professor der Landschaftsmalerei Friedrich Preller stellt zwei an Umfang große, an Gehalt aber nicht gleichwerthige Bilder aus. Preller's Talent ist unbestritten, hat sich bereits oft glänzend bewährt, namentlich in Bezug auf landschaftliche Composition. Er ist der treueste Schüler seines Vaters. Ob aber bei dem heutigen Stand der Landschaftsmalerei, bei welchem, wie beispielsweise die drei ersttgenannten Bilder beweisen, unbeschadet der Zeichnung das Colorit zu so achtunggebietender Höhe ausgebildet worden ist, sein frescoartig kalkiger Ton ihn noch als erwünschten Lehrer für junge Anfänger erscheinen läßt, ist eine offene Frage, die wol auch bei voller Schätzung seiner Begabung von objectivem Urtheil doch nur schwer bejaht werden kann. E. Leonhardi verleugnet in einem mit bekanntem Fleiß durchgebildeten „Maimorgen" die Schule Ludwig Richter's so wenig, wie O. Förstерling in dem „Gurgler Eisfee" die Hinneigung zu der phantastisch-romantischen Weltauffassung A. Böcklin's. Auch dieser Meister, der viel bekämpfte, viel verlachte und doch mit Recht so hoch geschätzte, hat ein Bild ausgestellt, an dem die schlimmen Eigenschaften seiner Kunstart leider die oft so übermächtig in seinen Arbeiten vorleuchtenden Blitze des malerischen Genius überwiegen. Die „Nymphe im Wald", welche an moosgrüne Felsen gelehnt, zwischen den das Bild quer durchschneidenden Baumstämmen nur theilweise uns im Rücken zu sehen ist, spielt die Harfe, deren goldiger Bogen allein die Eintönigkeit des Grüns von Baum, Strauch, Fels und das vom Reflex grünlichgefärbte Linnenkleid der langgestreckten Dame unterbricht.

Neben der Landschaft nimmt das Porträt das größte Interesse in Anspruch und in diesem wieder, wie seit seiner Anstellung in Dresden regelmäßig, Professor Leon Pohle, welcher mit je einem Bildniß Ihrer Majestät der Königin und Sr. Excellenz des Staatsministers a. D. v. Friesen in der Ausstellung erschien.

Die Königin ist in ganzer Figur dargestellt, bekleidet mit einem mattgelben Atlaskleid, dessen vordere Bahn mit Spitzen garnirt und mit gelben Rosen geschmückt ist, den entblößten Hals und das Haupt zieren Collier und Diadem in Perlen. Blick und Körper stellen sich im Halbprofil dar, die schönen Arme sind leicht übereinandergeschlagen. Pohle hat es verstanden, bei größter Einfachheit in Haltung und Ausdruck doch den vollen königlichen Adel zu wahren, auch ohne Embleme und andere Andeutungen als die Krone im Rahmen die in vornehmer Gemessenheit dastehende imposante Gestalt mit jenem Nimbus zu umgeben, welchen die höchste Lebensstellung verleiht, aber auch in den Ausdruck des Gesichtes jene milde Güte zu legen, der den freundlich grüßenden Augen und dem zum Lächeln geneigten Munde der Fürstin im Leben eigen sind. Gleich der Auffassung schlicht und sicher ist die coloristische Behandlung des Bildes. Auch hier sind es wenige, aber kräftig wirkende Farben, aus welchen das Ganze sich zusammensetzt. Das mit seinem Gefühl und kräftiger Technik behandelte Gelb des Kleides, von dem der Fleischton warm und lebendig sich loshebt, dominirt, indem es leuchtend vor dem dunkeln Hintergrunde steht. Meisterhaft ist das Beiwerk, die stolt gemalten Spitzen, Rosen ꝛc. behandelt, die Modellirung des rechten Armes geradezu entzückend.

Es ist wol in den letzten Jahren nicht oft ein Fürstenbild geschaffen worden, das so recht bestimmt scheint, Erscheinung und Wesen einer hohen Frau künftigen Geschlechtern zu übermitteln, das so geeignet ist, an eine stolze Reihe königlicher Repräsentationsbildnisse sich anzureihen und doch wieder so menschlich schön zum Herzen spricht — eine Darstellung zugleich der ihrer hohen Stellung vollbewußten Königin und des edlen Weibes.

Dieses Talent des Individualisirens bewährt sich nicht minder glänzend an Pohle's zweitem Porträt. Er schafft nicht nur durchaus eigenartige Charaktere, er weiß sie zu typischen Erscheinungen zu erweitern. So in seinem Bildniß Friesen's, das recht eigentlich die charakteristische Darstellung des sächsischen Staatsmannes in seiner Weltgewandtheit, seiner Biegsamkeit, seiner hohen Intelligenz und Liebenswürdigkeit ist. Namentlich der beredte, doch fest zum Schweigen geschlossene Mund ist mit großer Genialität wiedergegeben. Das Brustbild des in Frack, Stern und nicht gerade glücklich wirkendem grünen Ordensband dargestellten Ministers strahlt gleiches Leben wie das seiner hohen Herrin, beide Bilder bewähren auf's Neue Pohle's außerordentliches Talent, das ihm jetzt neben Pauwels, den leider große Aufträge für Pyrrn vom Ausstellen in Dresden abhalten, unbedingt den ersten Platz unter den Dresdner Malern sichert.

Diese letzte Lebenswahrheit, das Pulsiren der Adern unter warmer Haut ist nur noch in dem männlichen Bildniß Wilhelm Räuber's in München erreicht, einem Kniestück von außerordentlicher realistischer Kraft und meisterhaftem, wenn auch an einzelnen Stellen etwas leicht behandeltem Colorit; sie fehlt bei Theodor Große in Dresden, dessen Frauenporträt den liebevollsten Fleiß und treffliches Gelingen in der Zeichnung, gesunde, etwas blühende Farbe, aber doch eine gewisse photographische Starrheit, ich möchte fast sagen, etwas Aeginetisches hat. Die äußere Erscheinung der Natur ist fast mustergiltig wiedergegeben, es fehlt aber jener letzte belebende Hauch, der die Reproduction zum packenden Kunstwerk macht.

Dies Leben zeigt sich in der erfreulichsten Weise in Paul Kießling's (Dresden) Studienkopf, der ein, wenn auch nicht schönes, doch interessantes Sujet in interessanter Behandlung wiedergiebt, und F. Desregger's in der Farbe nicht ganz von gewohnter, gesunder Lebenskraft strotzendes, doch fein gestimmtes Mädchenköpfchen. Tüchtige Porträts führen die Dresdner Ernst Hemken, C. W. Auemüller, Paula Kohlschütter u. A. vor.

Das Thierbild hat in Dresden mehrere tüchtige Vertreter. Voran steht Arthur Thiele, dessen Herbstabend mit Hochwild auch in landschaftlicher Beziehung sehr hoch steht. Das hohe Gras des Vordergrunds, kräftig im Localton gehalten, wird in seiner Wirkung gesteigert durch die dahinter aufsteigenden, von der Abendsonne mit braunrothem Lichte übergossenen Waldhügel, während die Thäler schon das Kobaltblau des Nebels füllt. Die Darstellung des Wildes zeigt Thiele als sicheren waidmännisch gebildeten Künstler. In der Zeichnung steht ihm Guido Hammer nicht nach, übertrifft ihn sogar an fleißigen Eingehen ins Detail. Leider fehlt dem liebenswürdigen Künstler aber, wie sein „schreiender Hirsch" wieder beweist, die Kraft der Farbe, die maleriſche Routine. Dagegen ist die Kunstart Chr. Kröner's in Düsseldorf der Thiele's nahe verwandt, der allerdings diesmal ein

stark conventionell behandeltes Bild eingesendet hat. Siegwald Dahl's, „spielende Katzen im Heu" darf als treffliche Leistung nicht übergangen werden, so wenig wie Christian Mali's Thierbilder aus dem bayerischen Oberland.

Am unbedeutendsten ist das Historien- und Genrebild auf der Ausstellung vertreten. Die eigentliche Geschichtsmalerei im Sinne der cornelianischen oder Düsseldorfer Schule fehlt fast ganz. Die religiöse Malerei hat kein Werk von befriedigender Gesammtwirkung aufzuweisen. Nur eines fällt auf und zwar zunächst durch eine Disharmonie im Tone, die glauben läßt, der Maler dieser „Flucht nach Egypten", Hans Thoma in Frankfurt a. M., leide an Farbenblindheit. Das Blau des Mantels der Madonna und der Landschaft steht zu dem rothen Schleier im schreiendsten Contrast. Aber trotzdem zeigt sich in dem Bilde ein unleugbares Talent. Der Kopf der heiligen Jungfrau ist von außerordentlicher Kraft und Fülle, mächtig und charakteristisch, der des h. Joseph sinnend, durchgeistigt. Es ist schwer, dem Bilde gegenüber Stellung zu nehmen, der Schöpfung eines bedeutenden Talentes, dessen Streben nach individueller Ausdrucksform zunächst leider in barock coloristischer Sonderart ein Genüge zu finden scheint.

Das größere Genrebild ist zunächst durch die Arbeiten zweier junger Dresdner vertreten. Robert Leinweber's „im Schloß Bellthurns" stellt eine Gesellschaft des 17. Jahrhunderts dar, in der ein Cavalier zur Erheiterung einiger Geistlichen mit einer jungen Dame schäkert. Der Vorgang und die Gemüthsstimmung jeder einzelnen Figur ist schlagend, ja fast zu verständlich ausgedrückt, die Farbe sorgfältig, doch etwas nüchtern behandelt. Albert Schröder, ein Schüler Pauwels', stellt den Abschied der Philippine Welser von ihrer Mutter dar. Nicht überall hält sich das Bild auf der Höhe des coloristischen Reizes des Hintergrundes. Einzelne Figuren ermangeln des psychologischen Interesses. Im hohen Grade wird dieses dagegen in M. v. Schmädel's (München) „Klostersuppe" in Anspruch genommen, einem jener kraß realistischen Bilder, die wie ein Roman Zola's in ihrem Talent für die Schilderung unerfreulicher Wahrheit anmuthen.

Friedrich Friedländer's „Knopforakel", eines jener Miniaturbilder, wie sie von der Hand des originellen Künstlers bekannt sind, R. Hausleitner's (beide in Wien) „Nach der Mensur" seien noch unter den Genrebildern genannt. Von Hermann Schneider in München ist ein größeres Werk, „ein Cynicker" genannt, ausgestellt, das namentlich durch die Glut des Himmels ausgezeichnet ist, während Wilhelm Räuber in seinem „Jagdrecht" sich im coloristischen Einflusse Fritz Kaulbach's als ein gewandter Darsteller bewegten Lebens und namentlich als Pferdemaler zeigt.

Auf kurzem Gang haben wir nur das Hervorragende erwähnen können. Manches Brave mußte leider unerwähnt bleiben. Cornelius Gurlitt.

Leipziger Theater.

Quandoque dormitat bonus Homerus .. selbst ein so talentvoller Dichter wie Adolf Wilbrandt, der allerdings von einer unermüdlichen Productivität im Drama und Roman ist, hat einzelne Fehlgeburten aufzuweisen. Zu diesen rechnen wir das Drama: „Frieden im Krieg", welches jüngst auf der Bühne unseres Stadttheaters mehrfach zur Aufführung kam. Das Stück ist bereits von älterem Datum, vor etwa fünf Jahren verfaßt, hat aber die Feuerprobe der Darstellung nur an sehr wenigen Bühnen bestanden. Wenn unsere Direction es jetzt hervorsuchte, so geschah dies wol vorzugsweise deshalb, weil das Mosen'sche Lustspiel: „Krieg im Frieden" so nachhaltige Erfolge erlebt und sich so eingebürgert hat, daß ein Pendant dazu, wie ihn der Titel des Wilbrandt'schen Stückes ankündigt, auf die Theilnahme des Publicums rechnen konnte.

Es heißt zwar: „ex ungue leonem" und man sollte meinen, was ein echtes Talent mit leuchtenden Fingern berührt, müsse einen phosphorescirenden Glanz ausströmen; mindestens müßten einige Licht- und Leuchtpunkte vorhanden sein, welche auf den Lichtquell der ursprünglichen Begabung unwidersprechlich hinweisen; doch wo einmal ein Stück invita Minerva concipirt ist, da hilft es auch nicht viel, wenn sich die abgewandte Göttin zu gelegentlichen Freundlichkeiten erbitten läßt und dem Autor sich hier und dort wieder mit einem holdseligen Lächeln zuwendet. Wilbrandt ist ein Autor von ebensoviel dichterischer Kraft wie Bühnengewandtheit. Letztere zeigt sich in der Anlage des Ganzen, besonders in den wirksamen Schlußscenen des zweiten Actes; erstere tritt nirgends concentrirt und bewältigend auf; aber daß man es mit einem Dichter zu thun hat, nicht mit einem Bühnenfabrikanten, das beweist der durchgängige gebildete und edle Dialog, der hier und dort auch den seinen Humor des Autors nicht verleugnet. Gleichwol machte das Stück nur einen sehr matten Eindruck und kann kaum einen andern machen, da die Handlung nur an ihren äußerlichen Enden angefaßt und nicht genug innerlich vertieft ist.

Doch wenn das Schauspiel auch besser wäre, als es ist: der Erfolg würde gleichwol eine Wahrnehmung bestätigen, in welcher wir einen Beitrag zur Volkspsychologie sehen möchten, die Thatsache, daß nach den großen nationalen Erfolgen auf der Welterbühne das deutsche Publicum gegen die nationale Begeisterung auf dem Theater weit mehr abgestumpft ist, als das früher der Fall war. Ohne Frage ist das fait accompli, die fertige Thatsache, weit unpoetischer, als das alte Willenskräfte anregende Streben, ein solches fait accompli, wie es z. B. die deutsche Einheit ist, zu schaffen. Epochen der politischen Erwartung und Spannung sind der lyrischen und auch der dramatischen Begeisterung am günstigsten. Altmeister Gervinus erklärte einmal, die nationale Tragödie würde in Deutschland nicht ausbleiben, sobald das deutsche Volk erst Tragödien in der Wirklichkeit erlebt haben würde; er that diese Aeußerung in einer Zeit, in welcher die Chronik der deutschen Ereignisse allerdings eine sehr dürftige war und fast nur von Demonstrationen zu berichten hatte. Gleichwol fand seine Prophezeiung keine Bestätigung: es folgten die Jahre 1848 und 1849 mit ihren stürmischen Bewegungen, in denen es auch an individuellen Tragödien, wie die badischen Hinrichtungen, wie der Opfertod der Einzelnen, die für ihre Ueberzeugung starben, nicht fehlte; aber die Bühne, für welche die vorausgehenden Jahre einen Höhepunkt bezeichneten durch die glücklichen Treffer der dramatischen Production, durch die besten Stücke von Gutzkow, Laube und Freytag, hielt sich nicht entfernt auf der Höhe der politischen Bewegung, und nach den Kriegsjahren von 1864, 1866, 1870 und 71 war noch weit weniger ein nationaler Aufschwung auf den weltbedeutenden Brettern sichtbar. Alle derartigen poetischen Versuche fanden nur eine matte Aufnahme, und wenn Bruno Bauer das Gegentheil behauptet und meint, unser Drama nähre sich blos von patriotischen Brocken, so beweist das nur seine Unkenntniß unserer Bühnenverhältnisse. Gervinus aber, der Alles durch die Shakespeare-Brille sieht, glaubte eine Aera von Historien — einer keineswegs wünschenswerthen dramatischen Form — zur Glorie des deutschen Volkes und Reichs voraussberkünden zu können und seine Jünger sind vielleicht der Ansicht, daß diese Aera noch später eintreten werde und daß es jetzt an dem dichterischen Genius fehle, der sie herauszubeschwören vermöge. Es genügt aber schon eine mäßige Kenntniß der theatralischen Aspecten, um dies Horostop auch für die nächste Zeit nicht zutreffend zu finden. Die dichterischen Talente wie Spielhagen, der in seinem Drama „Liebe um Liebe" auch ein patriotisches Schauspiel aus der Zeit der Befreiungskriege schuf, wie Wilbrandt u. A. sind jedenfalls als hervorragend zu bezeichnen und an ihnen liegt es wahrlich nicht, wenn derartige Dramen kein Publicum finden.

In der That sind patriotische Stücke gegenwärtig als Anweisungen auf leere Häuser zu betrachten; ja man könnte dies überhaupt von allen geschichtlichen sagen. Vor grossen deutschen Kaisertragödien betreugen sich Intendanzen und Directionen, und wagen sich höchstens einmal an ein Familiendrama auf historischem Hintergrund.

Ein solches ist auch das neue Wilbrandt'sche Stück; oder vielmehr, es ist eine dramatisirte Anekdote, die zu vier Acten breitgeschlagen wurde, während sich ihre Quintessenz ganz gewiß in zwei Acten wirksamer zusammendrängen ließ.

Wir befinden uns im Jahre 1814; die deutschen Truppen sind in Frankreich; französische Patrioten regen die Bevölkerung gegen sie auf; eine junge Schloßdame erscheint als die Führerin des Landsturmes und der Francitreurs. Auf dem Schloß lehrt Blücher mit seinem Generalstab ein; in seinem Gefolge befinden sich Lieutenant Pustar und Oberjäger Müller, freiwillige Jäger, welche bereits in Deutschland die Bekanntschaft der zwei Nichten des Schloßherrn, des französischen Majors Préville, gemacht haben. Beide tragen eine stille und durchaus nicht unerwiderte Neigung für die Mädchen im Herzen; die Liebe des Lieutenants zur Heroine Margot ist im höheren Styl gehalten, die des Oberjägers zu Gabriele geht mehr auf dem Soccus als auf dem Kothurn. Die Situation ist indeß zunächst bedrohlich genug. Der Feldmarschall hat erfahren, daß das Schloß ein Nest des bewaffneten Widerstandes ist und befiehlt dem Lieutenant Pustar, es niederzubrennen. Der Conflict ist ernst; doch er wird gänzlich abgeschwächt, denn der Lieutenant vollzieht einfach die Ordre seines Vorgesetzten nicht, er schießt mit der Gefiehlten in aller Stille einen Pact ab, daß sie nichts Feindliches gegen die Preußen unternehmen solle und er dafür das Schloß mit der befohlenen Brandstiftung verschonen würde. Doch beide haben die Rechnung ohne den alten Major gemacht, der sich um die Abmachung der Nichte, auch als er sie erfahren, nicht im Geringsten kümmert, sondern das Landvolk ringsum aufwiegelt, die Schloßwache und den Lieutenant gefangen nimmt. Dieser läßt sein Geschick anfangs ruhig über sich ergehen, bis er durch einen Zufall, das heißt durch eine ganz unglaubliche Sorglosigkeit der beiden Damen, einen Waffenvorsteck entdeckt, sich mit einem Gewehr bewaffnet und den Preußen, die in der Nähe des Schlosses stehen, mit Racketen Zeichen giebt. Das alles ist theatralisch nicht ohne Wirkung, aber es ist eben blos theatralisch und widerspricht aller Lebenswahrheit. Oder würde sich das bewaffnete Landvolk des Majors davor fürchten, wenn der feindliche Officier ihm mit einem geladenen Gewehr entgegentritt? Nun erscheint der Revers der Münze: die Preußen dringen aufs Schloß und nehmen den Major gefangen. Glücklicherweise hat der Lieutenant bei seinem Waffenraub auch einige wichtige Depeschen entdeckt, welche auf den Vormarsch Blücher's nach Paris entscheidenden Einfluß ausüben. So kommt der Lieutenant für seine todeswürdige militärische Insubordination mit einem blauen Auge fort; er wird in Arrest geführt, aber man sieht es bereits dem freundlich schmunzelnden Feldmarschall an, daß die Sache keinen tragischen Verlauf nehmen wird, obschon ihm der Mangel an Brandgeruch anfangs empfindlich in die Nase fährt.

Schlimmer steht's mit dem Major Préville; mit solchen Francitreurs, welche die Truppen überfallen, pflegte man in den französischen Kriegen stets kurzen Proceß zu machen. Doch der Dichter kann die tragischen Conflicte nicht brauchen und er löst sie alle in Wohlgefallen auf. Der Feldmarschall ist in Paris in bester Laune; er schenkt den beiden Nichten großmüthig ihren Onkel und tritt außerdem noch als Brautwerber für sie auf, mit dem besten Erfolg; denn er bringt glücklich zwei deutsch-französische Mischehen zu Stande.

Feldmarschall Blücher spielt in dem Schauspiel den deus ex machina oder vielmehr die Rolle, welche die Mandarinen in den chinesischen Stücken spielen, wenn sie die verschlungenen Fäden des Schicksals aus eigener Machtvollkommenheit oder im Auftrage des „Sohnes des Himmels" lösen; doch dieser gemüthliche Onkel Blücher des letzten Actes, der da so mütterlich für einen durch starke Insubordination compromittirten deutschen Officier und für die Nichten eines französischen sorgt, welcher einen Handstreich auf deutsche Truppen ausgeführt hat, verliert gänzlich seinen historischen Nimbus und verwandelt sich in einen Bären, der sich durch Näckereien und Liebkosungen so zähmen läßt, daß man ihm den Maulkorb abnehmen kann. Das ist nicht mehr der schneidige Besieger Napoleon's, wie er in den ersten Acten erscheint, in denen sein dramatisches Charakterbild glaubwürdig genug hingestellt ist. Hr. Pohl spielte den Marschall Vorwärts mit guter Maske und brachte auch alle Charakterzüge des Helden, die der Autor der Geschichte entlehnt hat, zu lebendiger Anschauung. Wenn im letzten Act das Charakterbild gänzlich zerfließt, so ist dies nicht Schuld des Darstellers.

Auch auf Zeichnung des französischen Chauvinisten Préville hat der Dichter nicht genug Sorgfalt verwendet. Das ist ein opferlustiger Patriot, der mit geringen Modificationen auch als ein deutscher Empörer gegen französische Macht verwendet werden könnte. Ihm fehlte vollkommen das national Französische und wenn Hr. Pettera ihn mit deutscher Gediegenheit spielte, so that er damit dem Charakter, wie ihn der Dichter gezeichnet hatte, ein Unrecht. Mehr Französischen Pli hatten die drei Bedienten Préville's, Thomas, Charles und Pierre, dargestellt von den Herren Conrad, Grundmann und Tietz.

Die deutschen freiwilligen Jäger, Lieutenant Pustar und Oberjäger Müller, zwei Liebhaber in Uniform, wurden von den Herren Senger und Ottbert mit Feuer und Frische gespielt. Namentlich gelangen Hrn. Senger die mehr heldenhaften Schlußscenen des zweiten Actes, während Hr. Ottbert besonders gut die Bewerbung Müller's um Gabriele zur Anschauung brachte. Hier erst hat der Dichter den Oberjäger, der bis dahin eigentlich nur mit der Heerde mitläuft, aus dem Schattenreich der Müller durch humoristische Züge herausgehoben und ihn gewissermaßen dramatisches Lebensblut trinken lassen.

Weniger glücklich wurden die Töchter des Majors von den Frl. Friedhoff und Tullinger verkörpert. Die erste Darstellerin ist indeß damit entschuldigt, daß unser Theater gegenwärtig keine Heroine hat; und daher die Rolle von ihr übernommen werden mußte. Diese Margot ist aber eine Heroine do pur sang, sie muß gelegentlich mit kriegerischem Feuer gespielt werden. Dazu reicht aber das Organ des Frl. Friedhoff nicht aus und so konnte ihre ganze Darstellung, wenn sie auch die Umrisse des Charakters correct nachzeichnete, doch nur als eine matte bezeichnet werden. Auch die Gabriele des Frl. Tullinger hätte bei weitem lebendiger sein können. Gute Haltung hatten der Stabsarzt Biesse des Hrn. Stürmer und der Husarenlieutenant Fischer des Hrn. Paulik.

Am Carolatheater setzte Hr. Theodor Schelper sein Gastspiel fort, das eine wachsende Anziehungskraft auf das Publicum ausübte; namentlich gefiel sein „Onkel Bräsig", aber auch sein Schmidt Snute in „Danne Nüte" in den nach Fritz Reuter's Erzählungen von Harnack für die Bühne zurechtgemachten Charaktergemälden. Alles, was Mode ist, bringt auf das deutsche Theater; kein Wunder, daß auch Fritz Reuter, dessen Dialektdichtungen dem Plattdeutschen eine große Gemeinde in aller Herren Länder eroberten, hinter die Proscenium-Lampen geschleppt wurde. Dramatisch sind seine Erzählungen aber nicht; deshalb erhalten wir auch nur sogenannte Gemälde auf der Bühne, das heißt einige Genrebilder und Begebenheiten, die ohne dramatische Spannung aneinandergereiht sind. Der plattdeutsche Dialekt giebt ihnen aber einen gewissen pikanten Beigeschmack,

einen literarischen haut goût, und dies noch mehr als die wirklichen Vorzüge des vortrefflichen Humoristen haben dazu beigetragen, seine Werke in weitesten Kreisen und auch auf der Bühne einzubürgern. Onkel Bräsig ist wenigstens ein Charakter, welcher der Darstellungskunst vollkommenen Anhalt giebt, wenn er auch mehr als Chorus neben der Haupthandlung einhergeht. Auch sein Tod wird auf die Bühne gebracht in dem Genrebild: „Onkel Bräsig's letzte Stunde". Hr. Theodor Schelper giebt uns ein durchaus nicht auf die Spitze gestelltes Bild des sterbenden mecklenburgischen Oekonomen, den sein Humor auch nicht in diesen Augenblicken im Stiche läßt und der ihm noch einige bereits vom Mehlthau des Todes angekränkelte Blüthen abgewinnt. Im Ganzen ist Hr. Schelper ein durchaus naturwüchsiger Darsteller der Reuter'schen Rollen, es ist nichts Gemachtes in seinem Spiel, kein Herauskehren der Pointen für den Theatereffect. Das Publicum muß sich dieselben aussesen, da sie ihm nicht zugeschleudert werden; aber die Freude über die Natürlichkeit des Spiels entschädigt für die kleine Mühe größerer Achtsamkeit, welche besonders für alle diejenigen unerläßlich ist, die ihr Ohr an das Idiom Fritz Reuter's erst gewöhnen müssen.

Mitten in den plattdeutschen Idyllen ließ die Direction ein französisches Sensationsstück explodiren: „Marie-Anne, eine Mutter aus dem Volke", ein alter „Reißer" von Dennery, ein Stück, das zugleich mit den Proletarierromanen von Eugen Sue in Deutschland seinen Einzug hielt und seinerzeit eins der beliebtesten Sonntagsstücke war. Gegenwärtig gehört es zum alten Eisen der Repertoire und taucht nur hin und wieder meteorisch wieder auf, wenn eine Heroine die Verzweiflung der Mutter aus dem Volke zur Anschauung bringen und mit dem Aufschrei des Affectes glänzen will. Das Carolatheater hat seine Heroine in Frl. Wald, einer Darstellerin von imposanten Mitteln, die aber in ihrem Spiel und Vortrag noch die correcte Grundlage vermissen läßt. Auch als Marie-Anne hatte sie Momente von hinreißender Kraft; die zarteren Auftritte, in denen nur das liebende Weib und die liebende Mutter hervortritt, spielte sie ebenfalls mit entsprechender Tonfärbung; doch was die Reinheit der Aussprache, die Schärfe der Betonung und die graziöse Sicherheit der Bewegungen betrifft, ließ ihre Leistung noch Manches zu wünschen übrig.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

□ Letzte Confirmationsrede von D. Fr. Ahlfeld, Pastor zu St. Nicolai in Leipzig, gehalten am Montag nach Palmarum 1881. — Abschiedspredigt von Demselben, gehalten am Sonntag Misericordias Domini 1881. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. — Nicht ohne ein tief wehmüthiges Gefühl kann man diese letzten homiletischen Gaben des ehrwürdigen, greisen Verfassers in die Hand nehmen. Daß nun auch dieser Mund, nachdem Ströme lebendigen Wassers von ihm geflossen sind, für die Kanzel verstummt ist, wird in allen christlichen Kreisen schmerzlich empfunden. Um so lieber und werthvoller werden die vorliegenden Abschiedsgaben allen seinen zahlreichen Freunden und Verehrern sein. Das treue Seelsorgerherz, dessen warmen und kräftigen Schlag man von je durch alle seine Predigten hindurch gehört hat, spiegelt sich in wahrhaft rührender Weise in denselben. Herzlicher, väterlicher, wir möchten sagen patriarchalischer kann kein Geistlicher zu seinen Pfarrkindern reden, als es D. Ahlfeld hier gegenüber seinen Confirmanden und gegenüber seiner Gemeinde gethan hat.

□ Wissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen. Vierte Sammlung. Frankfurt a/M., Moritz Diesterweg, 1881. 1,40 ℳ. — Diese neue Sammlung wissenschaftlicher Vorträge über religiöse Fragen, welche seit einiger Zeit in dem genannten Verlage erscheinen, nachdem sie vorher am Ort des Verlags gehalten wurden, enthält vier Vorträge von Prof. Bassermann in Heidelberg über das Thema: „der Glaube an Jesus Christus", von Pfarrer Dreyer in Gotha über „die Bekenntnißfrage", von Prof. Dr. Köhler über „Christenthum und Nationalität", und von Prof. Dr. Schultz in Göttingen über „das katholische und das evangelische Lebensideal". Während die beiden ersten Vorträge im Wesentlichen Dasjenige wiederholen, was über diese Themata von Seiten der protestantenvereinlichen Richtung in verschiedenen Kundgebungen geäußert worden ist, sind die beiden anderen eigenthümlicherer Natur und namentlich derjenige über Christenthum und Nationalität beruht auf einer sehr gründlichen und in den interessanten Gegenstand sowol principiell, als historisch unter bedeutsamen Gesichtspunkten eingehenden Meditation. Dazu ist dieser Vortrag von einem sehr wohlthuenden Hauche eines warmen deutsch-christlichen Patriotismus durchweht.

□ Saat auf Hoffnung. Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel, herausgegeben von Professor Dr. Franz Delitzsch. Erlangen, Andr. Deichert. — In Anknüpfung an die kürzlich stattgefundene Hauptversammlung der Vertreter der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig, an welche sich regelmäßig eine Versammlung der Freunde der Mission unter Israel anschließt, müssen wir auf eine Zeitschrift hinweisen, die nun bereits seit 18 Jahren in aller Stille mit großer Treue einem — auch nur rein menschlich angesehen — wahrhaft edlen und schönen Zwecke dient. Es ist nicht der Ort, an dieser Stelle über Recht und Unrecht der gegenwärtigen Judenbewegung zu urtheilen, Eins darf aber jedenfalls dabei nicht vergessen werden, daß die Menschheit das Höchste und Heiligste, was sie besitzt, menschlicherseits aus der Hand Israels empfangen hat. Die größten Lehrer der Menschheit, die Propheten und Apostel, denen wir die Krone aller Bücher verdanken, sind Söhne Israels, und unser Heiland selbst ist von einer jüdischen Mutter geboren, und diese das Urbild echter Weiblichkeit, in ihrer Innerlichkeit und Tiefe des Gemüths alle classischen Frauengestalten überragend. Die Mission der Kirche an Israel ist darum schon eine heilige Dankespflicht. Aus dieser Gesinnung heraus ist die vorliegende Zeitschrift entstanden, von ihr ist sie getragen. In vierteljährlichen Heften zu dem überaus billigen Preise von 1 ℳ 50 ₰ erscheinend, bietet sie bald Berichte über den Stand der Judenmission, bald belehrende Artikel über das Judenthum und seine Geschichte, bald auch poetische Gaben, um das Interesse für die heilige Sache zu wecken und zu nähren, die zu den Lebensgedanken des hochverehrten Herausgebers gehört, dessen warme Liebe zu dem Volk seiner Väter nicht selten in herzbeweglicher, rührender Sprache sich in diesen Blättern Ausdruck giebt und die mit wohlthuendem Hauch durchweht. Uns liegt augenblicklich das letzte Heft, das Osterheft, vor mit einem überaus interessanten Artikel von der Hand des Herausgebers über einen jüdischen Pseudomessias im 17. Jahrhundert und dessen tragische Geschichte. Die Einsicht in ein einziges solches Heft genügt für Alle, welche auf einem christlichen Standpunkt stehen, um sich von der Gediegenheit dieses Blattes zu überzeugen.

□ Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments nach Dr. M. Luther's Uebersetzung. Mit der Auslegung der vorzüglichsten Schriftforscher der älteren evangelischen Kirche. Neues Testament. Zweiter Band. Gütersloh und Leipzig, Bertelsmann, 1880. 4 ℳ. — Das anerkennende Urtheil, das bereits früher bei der Besprechung des ersten Bandes dieser Bibelausgabe mit Commentar über das Werk ausgesprochen worden ist, kann auch auf die vorliegende Abtheilung desselben erstreckt werden. Die bewährtesten Lehrer und Zeugen der älteren evangelischen Kirche kommen in diesem Commentar zu Worte, obenan der Meister

aller Bibelausleger und Schriftforscher Dr. Luther. Daneben sind auch neuere Schriftforscher vertreten; namentlich ist bei der Offenbarung Johannis Dr. Hengstenberg häufig citirt, dessen Autorität den Herausgebern für die ganze Auffassung dieses dunkelsten aller Bücher des Neuen Testaments, das vielfach von ungesunder Exegese noch dunkler gemacht worden ist, maßgebend ist. Uebrigens haben die Herausgeber wohlgethan, den praktischen Zweck dieser Bibelauslegung auch bei der Offenbarung Johannis im Auge zu behalten und speciell alle Zahlen und unsichere Zeitberechnungen wegzulassen, damit „nicht ungeschicktes Ding auf den Kopf hineingebraut werde". Wir wünschen dieser Auslegung eine recht weite Verbreitung, die auch durch den sehr billigen Preis unterstützt wird. Leider steht die Fülle der Mittel, die in unserer Zeit für das allgemeine Verständniß der heil. Schrift geboten werden, in gar keinem Verhältnisse zu der Benutzung derselben.

** Illustrirte Lieferungswerke. Die neuesten Lieferungen des hervorragenden Werkes Ariost's Rasender Roland. Mit Illustrationen von Gustav Doré, herausgegeben von Paul Heyse (S. Schottländer in Breslau & Leipzig), welche die Nummern 13—16 tragen, rechtfertigen unser bisheriges anerkennendes Urtheil über die graziösen Illustrationen Doré's, die feinfühlige Uebersetzung des Gedichts und endlich die elegante Ausstattung des Werkes. — Die 6.—8. Lieferung der Nordlandfahrten (Hirt & Sohn in Leipzig) führen den Leser zunächst in die Hochlande Schottlands mit ihren majestätischen Schlössern, wildromantischen Thälern, freundlichen Städten und Seen und an historischen Erinnerungen so reichen Punkten; sodann in den schönen Süden Schottlands. Wir rasten in der Abteiruine Dryburgh, wo Walter Scott den letzten Schlaf schläft, in dem Lieblingssitze der alten schottischen Könige, Schloß Linlithgow, in der alterthümlichen, romantischen Stadt Edinburg und lassen die Schicksale der vielgeschmähten, unglücklichen Königin Maria Stuart vor unserer Erinnerung vorüberziehen, um sodann (8. Lieferung) unsere Wanderungen durch das eigentliche England zu beginnen. Erinnerungen aus Shakespeare's Leben werden uns zunächst in Wort und Bild vorgeführt, insbesondere Stratford, die Geburtsstätte des großen Dichters, eingehend geschildert und in seinen bemerkenswerthesten Punkten bildlich dargestellt, sodann begeben wir uns in weniger als einer Stunde auf der Eisenbahn zu dem gewaltigen Schlosse des „Letzten der Barone" nach Warwid, von da treten wir eine Wanderung durch die Border-Landschaften und Border-Burgen, die Grenzlande zwischen England und Schottland, einst die Schauplätze steter Kämpfe der beiderseitigen Kronen, an. Wir constatiren gern, daß der bisherige Inhalt des schönen Werkes unseren Erwartungen ganz und voll entsprochen hat. — Von dem „Deutschen Hause im Schmucke der Poesie und Kunst" (Wolfenbüttel, Julius Zwißler) liegt uns die 2. u. 3. Lieferung vor; die 3. Lieferung zieren zwei Lichtdruckbilder vom Maler Schüz in Düsseldorf, ein glückliches Ehepaar und eine Kindergruppe darstellend. Wie wir bereits früher erwähnten, wird das Werk in 10—12 Lieferungen fertiggestellt sein. — Mit den Lieferungen 15—20 ist die Illustrirte Culturgeschichte für Leser aller Stände von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, 4 Facsimile-Beilagen und 279 Illustrationen (A. Hartleben's Verlag in Wien) abgeschlossen. Wenn sich in derselben der Verfasser auch zuweilen mit Vorliebe in den gewagtesten Hypothesen ergeht, so ist doch der Gesammteindruck derselben ein befriedigender; nicht ohne Erfolg ist der Verfasser bemüht gewesen, die immerhin schwierige Aufgabe zu erfüllen, das vieltausendjährige Erbe des Wissens unserer Vorfahren in seiner Entstehung und seiner Ausbreitung darzustellen. Die Illustrationen, zumeist in Darstellungen des Völkerlebens bestehend, verdienen in der Mehrzahl Anerkennung, nur einige derselben stehen nicht auf der Höhe der Kunst.

✕ Von dem vortrefflichen Werke „Flora von Deutschland, herausgegeben von den Professoren v. Schlechtendal, Langethal und Schenk — die 5. Auflage revidirt, verbessert und nach den neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen bereichert von Dr. Ernst Hallier, Professor der Botanik an der Universität Jena, Gera-Untermhaus 1881, Verlag von Fr. Eugen Köhler — liegt uns der IV. Band vor (Subscriptionspreis 7 ℳ, Ladenpreis 12 ℳ), in welchem die Smilaceen, Amaryllideen, Dioscoreen, Irideen, Orchideen und Hydrocharideen behandelt und dargestellt werden, sowie der V. Band, welcher sich mit den Cyperaceen — den Sauergräsern — beschäftigt. Auch der Inhalt dieser Bände beweist, daß das Werk eben so werthvoll für die Männer der Wissenschaft, wie für Praktiker und Schulmänner ist. Die Abbildungen, die dieselben zieren, sind ein vorzügliches Hilfsmittel zu einem leichtern Verständnisse des Textes. Besonders möchten wir die Anschaffung des Werkes den Verwaltungen von Schulbibliotheken u. s. w. empfehlen.

‡ Pompeji. Die neuesten Ausgrabungen von 1874 bis 1881. Für Kunst- und Alterthumsfreunde illustrirt herausgegeben von Emil Presuhn. Zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Zehn Abtheilungen, mit 80 Tafeln in Chromolithographie nach Aquarellen von G. Discanus und A. Butts. Leipzig, T. O. Weigel, 1881. — Die Vorzüge dieses im J. 1878 in erster Auflage erschienenen Werkes bestehen bei billigem Preise in einer großen Mannigfaltigkeit der Darstellungen und in einer Art der Wiedergabe, welche sich vor Allem bemüht, charakteristisch zu sein, und die es verschmäht, die Gemälde und Decorationen der farbengeschmückten Stadt schöner, glänzender und correcter zu machen, als sie in Wirklichkeit sind. Nicht nur einzelne Wandmalereien sind hier reproducirt, sondern ganze Häuser werden durch Außen- und Innen-Ansichten sowie durch detaillirte Vorführung einzelner besonders bemerkenswerther Theile, wie Mosaikfußböden, Hausaltäre, Brunnen, Statuetten u. s. w. zur Anschauung gebracht. Zu weiterer Belebung des Bildes treten solche Gegenstände hinzu, welche für die dargestellte Wohnung charakteristisch sind, wie die Quittungsbücher im Hause des Bankier Jucundus, die mit Aufschriften versehenen Krüge aus dem Lager eines Weinhändlers, und in der Nachbildung von Sgraffiti und Dipinti, wie sie an Stelle unserer modernen Placate an den Häusereden erscheinen, stellen sich die Spuren des öffentlichen und geschäftlichen Lebens anschaulich dar. Zu selbst die Bewohner der Häuser werden in jenen Gypsabgüssen gezeigt, welche den durch die Asche gebildeten Formen der im Tode Dahingesunkenen entnommen sind. Ein begleitender Text giebt die erforderlichen Erläuterungen und weist für Solche, die sich wissenschaftlich unterrichten wollen, die Quellenschriften nach. — Die erste Auflage bot 60 Tafeln Abbildungen in 7 Abtheilungen; die gegenwärtig im Erscheinen begriffene zweite vervollständigt die siebente Abtheilung und fügt 3 neue mit 20 Tafeln hinzu, auf welchen die schönsten der seit 1878 neu ausgegrabenen Häuser dargestellt sind. Diese letzten Hefte, vom siebenten an, werden an die Besitzer der ersten Auflage als Ergänzungsband separat abgegeben. Und so darf man hoffen, daß das zweckmäßig angelegte Werk die ferneren Ausgrabungsarbeiten in der jetzt etwa zur Hälfte bloßgelegten Stadt begleiten und unser Interesse an dieser gemüthlich wie wissenschaftlich gleich aufregenden Forschung auch in Zukunft treulich befriedigen werde. Für die weiteren Lieferungen aber möchten wir rathen, zur Reproduction der Gypsabgüsse, bei denen es nicht auf die Farbe, wol aber auf absolute Genauigkeit der Form ankommt, nicht die Chromolithographie, sondern den Lichtdruck zu wählen; wie sich dieses Verfahren, schon um dem Beschauer die Möglichkeit einer gewissen Controle für die übrigen Darstellungen zu gewähren, statt der bisher angewandten Lithographie denn auch da empfiehlt, wo ein Gemälde nur in Zeichnung und nicht zugleich in Farben wiedergegeben werden soll.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspedition) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 50. Donnerstag, den 23. Juni. 1881.

Inhalt: Die erste Ueberschreitung des Balkan im Jahre 1829. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechungen (Das Regimentskriegsspiel. Die Trachten der Völker, von Kretschmer und Rohrbach. Geschichte der Plastik, von W. Lübke).

Die erste Ueberschreitung des Balkan im Jahre 1829.

Nach der Darstellung des Feldmarschalls Grafen Moltke.

(Fortsetzung.)

I. Der Feldzug des Jahres 1828.

Am 28. April 1828 erklärten die Russen den Krieg; am 7. Mai überschritten sie an drei Punkten den Pruth und erst am 8. Juni die Donau.

Warum sie den Krieg so spät begannen, nachdem er längst beschlossen war, ist nicht aufgeklärt; doch wird auch damals, wie so oft, die Politik lähmend und störend auf die Strategie eingewirkt haben. Jedenfalls erwies sich diese Verzögerung als sehr verhängnißvoll für die Russen in einem Lande, wo auf einen heißen und trocknen Sommer plötzlich ein langer und rauher Winter folgt. Die Türken benutzten diese kostbare Zeit eifrig zur Vervollkommnung und Bewaffnung ihrer Donaufestungen und des Heeres.

Auch im Feldzuge 1877/78 sehen wir auf russischer Seite unbegreiflicher Weise zwei der größten und verhängnißvollsten Fehler vom Jahre 1828 wiederkehren: die im Anfange — bis Plewna — viel zu geringen Streitkräfte, und die lange Verzögerung der wirklichen Action — vom Beginn der Mobilisirung am 1. November 1876 bis zum Donauübergange am 27. Juni 1877 — Fehler, die mit Milliarden und mit vielen Tausenden kostbarer Menschenleben gebüßt werden mußten.

Ohne Schwertstreich besetzten die Russen die Moldau und Walachei bis an die Donau, — das erste Bollwerk der Türken. Der Uebergang über dieselbe ist sowol durch die vielen Festungen erschwert, als auch durch die im Frühjahr von Silistria bis zur Mündung oft meilenweit überschwemmte sumpfige Niederung des linken Donauufers, das vom rechten bedeutend überhöht ist. Die Normalbreite der Donau bei mittlerem Wasserstande von Widdin bis zur Mündung beträgt zwischen 1000 und 3000 Meter; feste Brücken über dieselbe giebt es unterhalb Pest nicht mehr. Die mittlere Stromgeschwindigkeit ist circa 1 Meter per Secunde; die Wassertiefe wechselt von 3—20 Meter. Wenn auch Flußübergänge Angesichts einer feindlichen Armee im Allgemeinen nicht so schwer sind, als man meist glaubt (liefert doch die Kriegsgeschichte mehr Beispiele von gelungenen als von mißglückten Unternehmungen dieser Art), so besteht doch zwischen dem Passiren eines andern großen Flusses in Europa und dem Uebergange über die Donau ein durch Breite, Tiefe und Stromschnelle der letzteren bedingter großer Unterschied, welcher das Ueberschreiten Angesichts einer richtig aufgestellten, wachsamen und thätigen Armee sehr schwierig macht.

Bei dieser natürlichen Beschaffenheit des mächtigen Stromes wird der Uebergang noch durch eine große Zahl von festen Plätzen erschwert, die freilich 1877/78 sammt dem berühmten Festungs-Viereck — Silistria, Nicopolis, Schumla, Varna — den Türken nicht nur nichts nützten, obgleich sie Wunderdinge von ihnen erwartet hatten, sondern ihnen geradezu schadeten, weil sie die Hauptkräfte ihrer Armee absorbirten; während ein bisher unbesetzigter Ort durch das Genie eines Osman, des türkischen Todleben, binnen wenigen Wochen zu einer unüberwindlichen, den ganzen feindlichen Vormarsch hemmenden und nur durch Hunger zu bezwingenden Veste wird.

Das 3. Corps unter General Rudsewitz sollte zuerst die Donau überschreiten. Als bester Uebergangspunkt wurde Satunowo gewählt, nur 4000 Schritt von der kleinen türkischen Festung Isaktschy entfernt. Da hier der Ueberschwemmung wegen erst in wochenlanger Arbeit ein 4 Werst — 7000 Schritt langer Erddamm bis zum Ufer hergestellt werden mußte, konnten die Türken über den Uebergangspunkt nicht in Zweifel sein und hätten Zeit gehabt, ihn gründlich zu befestigen.

Am 8. Juni früh wurde zur Deckung des eigentlichen Ueberganges ungesehen von den Türken eine Jägerbrigade auf kleinen Kähnen über den Fluß gesetzt. Sie griff sogleich die hier stehenden 10 000 Türken an und schlug sie, so daß sie voll Schrecken nach der nahen Festung Isaktschy flohen, die sich bald darauf ergab. So waren die Russen bereits um 11 Uhr Meister der ganzen Position, und der Uebergang erfolgte mit 30 000 Mann auf einer Schiffbrücke von 63 großen Kähnen.

Das Ueberschreiten der Donau seiten des 3. Corps bildet daher dem Erfolge nach ein glänzend gelungenes Wagstück. Warum aber die Russen den Uebergang statt des so überaus mißlichen Damm- und Brückenbaues nicht lieber auf großen Kähnen und Flößen unternahmen, und an einer andern Stelle, überraschend und mit Täuschung des Gegners durch Demonstrationen, ist unerfindlich. 1877 wurde dieser Fehler vermieden, die Russen gingen überraschend, an zwei Punkten und, ähnlich wie die Preußen bei Alsen, auf großen Kähnen und mit allen Waffen über den Fluß.

Während das 6. Corps unter General v. Roth Silistria und das 7. die zum weiteren Vorrücken und zur Sicherung der Etappen so wichtige Festung Braila belagerte, rückte General Rudsewitz mit nur etwa 16 000 Mann langsam in der Dobrudscha gegen den Trajanswall vor, während er von dem Rest des 3. Corps Abtheilungen von je 2000 Mann zur Beobachtung der vielen kleinen Festungen des rechten Donauufers detachirte.

Braila war außer Schumla die bei weitem stärkste türkische Festung und wurde von 7—8000 Mann unter Soliman tapfer vertheidigt unter Mitwirkung der türkischen Donauflotille von 32 Kanonenschaluppen.

Als diese aber in der Nacht vom Vice-Admiral Zawadowsky mit nur 18 Schiffen angegriffen und gezwungen war, sich mit einem Verlust von 15 Fahrzeugen auf Silistria zurückzuziehen, übergab Soliman 2 Tage nach einem vergeblichen Sturme Braila nach zwölfstündiger Vertheidigung unter

der Bedingung des freien Abzuges nach Silistria. Auf diese Nachricht hin capitulirten sogleich auch alle übrigen Plätze der Dobrudscha ohne allen Grund, so daß in 6 Wochen 6 türkische Festungen in die Hände der Russen gefallen waren.

Das 3. Corps war inzwischen vor Basardschik angelangt, indeß, viel zu schwach zu einer kräftigen Offensive, mußte es erst das Heranrücken des 7. Corps nach dem Balkan abwarten. Am 11. Juli erfolgte die Vereinigung und damit hatte die Hauptarmee alles herangezogen, was sie im Laufe des Feldzuges erwarten konnte; war also nur etwa 24 000 Mann stark.

Bis jetzt hatte man im russischen Hauptquartier offenbar die Absicht gehabt, mit Umgehung Schumlas direct auf Varna zu marschiren und sich dieses wichtigen Hafenplatzes zu versichern, der zugleich die Hauptstraße über den Balkan auf der kürzesten Linie nach der Hauptstadt sperrt.

Doch Graf Wittgenstein hielt sich zur gleichzeitigen Belagerung Varnas und, behufs Deckung derselben, zur Beobachtung des nahen Lagers von Schumla für zu schwach. Er lenkte daher plötzlich am 16. Juli von der Hauptstraße nach Varna ab und ging gegen Schumla vor, nur etwa 3000 Mann zur Beobachtung Varnas und Pravodis zurücklassend.

Das jungfräuliche, noch nie von einem feindlichen Heere betretene Schumla liegt auf einem hufeisenförmigen Vorgebirge des Balkan auf einem Plateau, das sich 6—800 Fuß über die bulgarische Ebene erhebt und sehr steil abfällt.

Hier standen in einem verschanzten Lager 40 000 Mann unter Befehl des Serasskiers Hussein Pascha, so daß Angesichts so überlegener Kräfte und einer solchen Stellung jeder Gedanke an einen gewaltsamen Angriff schwinden mußte. Graf Wittgenstein sah sich daher gezwungen, sich mit einer, noch dazu unvollständigen, Einschließung zu begnügen.

Das kleine Beobachtungs-Corps vor Varna war inzwischen Anfang September durch endlich gesandte Verstärkungen auf etwa 20 000 Mann gestiegen, und nun wurde unter Mitwirkung der Flotte die Belagerung Varnas energisch begonnen, das von Jussuf und dem Kapudan Pascha hartnäckig vertheidigt wurde. Jetzt aber rückte plötzlich der Pascha von Albanien, Omer Vrione, von Aidos her mit 30 000 Albanesen zum Entsatze heran. In dieser äußerst precären Lage schickte Graf Wittgenstein ihm den Prinzen Eugen von Württemberg mit 6000 Mann entgegen, und bei Hassanlar kam es am 30. September zu einem sehr hitzigen und blutigen Gefecht. 6000 Russen griffen 30 000 Türken in ihren Verschanzungen mit wahrem Heldenmuthe an, und wenn sie diese auch nicht zum Rückzuge zwangen, so wagte doch auch Omer Vrione nicht, weiter vorzurücken und das nur 1 Meile entfernte hartbedrängte Varna zu entsetzen.

So fiel dieses am 10. October nach 72tägiger Vertheidigung durch den Verrath Jussuf's, worauf auch Omer Vrione aus seiner Starrsucht erwachte und sich schleunigst bis hinter den Kamtschyk zurückzog.

Währenddem hatten die Truppen vor Schumla aufs Furchtbarste gelitten, sowol durch die bereits sehr rauhe Witterung, als durch die Ueberfälle der Türken; ganz besonders aber durch Krankheiten aller Art und durch Mangel an Lebensmitteln und Fourage, dem zuletzt täglich 100—150 Pferde zum Opfer fielen. So befand sich die russische Armee vor Schumla im September und October in einer äußerst kritischen Lage, die bei etwas größerer Umsicht und Unternehmungslust der türkischen Generäle leicht höchst verderblich werden konnte.

Graf Wittgenstein entschloß sich daher Anfangs November zur Aufgabe der Cernirung und zum Rückzuge in die Winterquartiere jenseits der Donau.

Auch die sehr lässig und energielos betriebene Belagerung Silistrias mußte Mitte November aufgehoben werden, da der Regen die Laufgräben anfüllte und in dem seit Jahren verwüsteten Lande bei den grundlosen Wegen großer Mangel an Lebensmitteln eintrat. Auch hier wurde die Belagerungs-Armee dermaßen von Krankheiten heimgesucht, daß z. B. am 4. und 5. Nov. 500 Mann gestorben sein sollen.

Ueberall auf dem Rückzuge wurden die Russen lebhaft verfolgt, so daß sie vieles Gepäck und sogar vier Geschütze einbüßten.

Nur der General Baron Geismar, welcher mit nur schwachen Kräften auf dem äußersten rechten Flügel die Festungen Widdin, Rahowa, Nicopolis und Giurgewo in Schach zu halten hatte, wußte sich die ganze Zeit mit großem Geschick gegen enorme Uebermacht zu behaupten, und seine Unternehmungen mit einer glänzenden Waffenthat abzuschließen. Sein kleines Corps von 5000 Mann wurde vom Pascha von Widdin mit 26 000 Mann heftig angegriffen; um aber andern Tags nicht gänzlich von dieser Uebermacht erdrückt zu werden, entschloß sich Baron Geismar rasch, überfiel in der Nacht die wie gewöhnlich sorglosen Türken, schlug sie in die Flucht und eroberte 10 000 Gewehre, 7 Geschütze und 24 Fahnen.

Während der größte Theil der russischen Armee in Bessarabien und den Donaufürstenthümern Winterquartiere bezog, wo sie jedoch auch durch Mangel und Krankheiten furchtbar litten, überwinterte das 6. und 7. Corps in und bei Varna unter Commando des Generals Roth, welcher sich durch Befestigung der Städte Prawedi und Basardschik gegen Ueberraschungen sicherte und dadurch an der Straße über den Balkan einen sehr wichtigen Stütz- und Vereinigungspunkt schaffte.

So nahm der Feldzug von 1828 für die Russen ein trauriges Ende. Außer der Eroberung Braïlas und Varnas hatten sie nur auf dem asiatischen Kriegsschauplatz unter dem Grafen Paskewitsch große und dauernde Erfolge.

Prüfen wir die Ursachen dieses Mißerfolges, so finden wir sie

1) hauptsächlich in den viel zu geringen Streitkräften. Man hatte den Gegner offenbar unterschätzt und zu sehr an die Zeiten Münnich's, Romanzow's und Suwarow's gedacht, wo 17 000 Russen 160 000 Moslems geschlagen hatten;

2) in der späten Eröffnung des Feldzuges. Das türkische Kriegsmanifest erschien noch vor Ablauf des Jahres 1827. Dennoch erfolgte der Uebergang über die Donau erst am 8. Juni, obgleich Mai und Juni bei den eigenthümlichen klimatischen Verhältnissen der Dobrudscha und Bulgariens die günstigste Zeit ist. Es blieben also für Beendigung des Feldzuges vor dem Winter nur kaum 5 Monate, und doch beträgt die Entfernung von der untern Donau bis Konstantinopel über 100 Meilen;

3) in der großen Zersplitterung, dem Mangel an Concentration bei ohnehin so ungenügenden Streitkräften. Man hätte die Donaufürstenthümer, von denen ja keinerlei Widerstand zu erwarten war, gar nicht besetzen sollen, und dadurch sowol ein ganzes Armee-Corps, also $^1/_5$ des ganzen Heeres, für die Hauptarmee gewonnen, als auch die Eifersucht der Großmächte nicht rege gemacht. — Während des August war die ganze russische Armee in 3 verschiedene Einschließungs-Corps aufgelöst ohne irgend eine Reserve: vor Silistria, Schumla und Varna.

Betrachten wir auf der andern Seite die Strategie der Türken, so bestand sie hauptsächlich im Zuwarten. Ihre Passivität und Sorglosigkeit, der Mangel an Unternehmungsgeist und Initiative kamen nur dem Mangel an oberster Leitung und einheitlicher Führung gleich. So sehen wir jeden Pascha auf eigene Hand handeln, oder vielmehr nicht handeln. Ihren alten Ruf aber in der Festungsvertheidigung bewährten die Türken auch in diesem Feldzuge.

Beim Angriff gehen sie mit größtem Elan vor, der, gescheitert, in ebenso wilde Flucht ausartet. Ausgezeichnet war die türkische Cavallerie, die in zahllosen Schwärmen und in Windeseile anstürmt — ähnlich den Beduinen — und gegen

welche namentlich die Artillerie schwer zu sichern ist. Daher marschirten die russischen Bataillone meist schachbrettförmig in Quarrées, vor oder zwischen ihnen die Geschütze; wie es ja schon unter ähnlichen Verhältnissen der große Schlachtenmeister Napoleon in Aegypten gemacht hatte.

Sultan Mahmud gedachte voll Zuversicht noch während des Winters den Russen alle Eroberungen wieder zu entreißen, vor allem die wichtige Hafenstadt Varna. Die Stimmung in Konstantinopel war eine sehr zuversichtliche; das Volk weidete sich an dem Anblick russischer Kriegsgefangener, die man mit Absicht oft durch die Straßen der Hauptstadt führte; und einer eroberten russischen Brigg, die man triumphirend auf dem Bosporus zeigte

Mahmud erneuerte das allgemeine Aufgebot, vermehrte die Besatzungen von Widdin, Rustschuk, Semendria und Silistria und schickte Verstärkungen nach Asien. Nach und nach sammelten sich im Frühjahre die Truppen wieder, die, wie gewöhnlich, sich für die Dauer des Winters heimlich in ihre Heimath begeben hatten. — Der Balkan galt den Türken noch immer als ihr Thermopylä, als die unübersteigliche, fast heilig gehaltene, Schutzwehr ihres Reiches, von keinem Heer der Ungläubigen je überschritten; und Schumla als das siegreiche Bollwerk, — die Pforte, die den Baltan sperrte.

Der Baltan, auf Deutsch das Waldgebirge, bildet die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer. Er erhebt sich fast nirgends mehr als 3000 Fuß; es ist also nicht die Höhe, welche die Schwierigkeit seiner Ueberschreitung ausmacht, sondern die Menge kleiner Schwierigkeiten, welche auf den etwa 4 Märschen nach und nach zu überwinden sind: tiefe Schluchten und schroffe Höhen, wenige schmale, für Fuhrwerk unbenutzbare Wege (der geringe Post- und Reiseverkehr wurde nur auf Pferden vermittelt) und der fast gänzliche Mangel an bewohnten Orten, so daß der Soldat seine Lebensmittel selbst mitnehmen muß. Es führen 6 Wege über den Baltan, von denen jedoch nur die 3 letzten für unsern Zweck in Betracht kommen.

1) Der westlichste ist die alte porta Trajana, von Sophia nach Adrianopel; die vormalige große Römerstraße von Byzanz nach Pannonien und der Donau.
2) Der Paß von Grabowa nach Kasanlyk.
3) Der von Rustschuk über Slivno nach Adrianopel.
4) Der von Schumla über Dobrol nach Karnabat mit dem Paß Bocazze.
5) Der von Provodi über den obern Kamtschykfluß nach Aidos.
6) Der von Varna über den untern Kamtschyk nach Burgas.

Bei einiger fortificatorischer Nachhilfe sind diese Päße sehr gut zu vertheidigen.

Am 24. Febr. traf der bisherige Chef des General-Stabes, Graf Diebitsch, in Jassy ein und übernahm an Stelle des Grafen Wittgenstein das Commando der Armee. Graf Toll wurde General-Stabs-Chef. Diebitsch war 1785 in Schlesien geboren, hatte den Feldzug von 1812 als Oberst im General-Stabe Wittgenstein's und die Freiheitskriege als General-Quartiermeister mitgemacht. Für seine bisher bewiesene glänzende Tapferkeit war er vom Kaiser Alexander mit einem Ehrensäbel, dem Georgen- und Alexander Newsky-Orden belohnt. Für seine diplomatischen und militärischen Erfolge im Feldzuge 1829 wurde er Feldmarschall und in den Grafenstand erhoben mit dem Beinamen „Sabalkansky", der Balkan-Ueberschreiter. 1831 hatte er den Oberbefehl über die Armee in Polen, siegte bei Grochowo und bei Ostrolenka, wurde aber inmitten seiner Siegesbahn am 10. Juni 1831 von der Cholera dahingerafft. — Graf Diebitsch hat die behauptete Unmöglichkeit, den Baltan zu überschreiten, aufs Glänzendste widerlegt und er war dazu berufen, den Kriegsruhm und die Tüchtigkeit der russischen Armee auf die höchste Stufe zu erheben.

Mit der größten Sorgfalt ging er sogleich an die Reorganisation seines Heeres. Er suchte die slavische, unwürdige Behandlung der russischen Soldaten seiten ihrer Vorgesetzten durch eine humanere zu ersetzen und that Alles, um die Armee moralisch zu heben. Die Verpflegung (in diesem Feldzuge von so besonderer Wichtigkeit) wurde neu organisirt. Man bildete Colonnen von kleinen, für schmale Wege geeigneten Transportwagen; statt der Pferde benutzte man Kameele und etwa 60 000 Ochsen, welch letztere nicht allein genügsamer als Pferde sind, sondern im Nothfalle sogar als Nahrung, die hölzernen Transportwagen aber als Feuerung dienen konnten.

Es hatte sich herausgestellt, daß es der Infanterie, namentlich aber der Cavallerie an leichten Truppen gefehlt hatte, obgleich sowol die Fechtart der Türken, als auch die Natur des Kriegsschauplatzes diese besonders erforderten. Es wurden daher außer einigen Jäger-Brigaden 24 Pulks à 500 Pferden Kosaken herangezogen wegen ihrer Vollkommenheit in der Handhabung der Lanzen; ja man rüstete sogar das 1. Glied der Husaren mit Lanzen aus, da der ausgezeichneten Säbelführung der Türken gegenüber allein der Gebrauch dieser Waffe Erfolg verspradh.

Die Stärke der Russen blieb unbegreiflicher Weise ziemlich dieselbe, als zu Anfang des vorigen Feldzuges, also etwa 68 000 Mann.

Der Operationsplan des neuen Oberfeldherrn basirte wesentlich auf einer Cooperation der Pontusflotte. Es wäre sehr verlockend gewesen, mit einem bei Burgas ausgeschifften, bedeutenden Landungsheere alle Hindernisse des Baltan zu umgehen und mit dieser Macht allein auf Konstantinopel zu marschiren. Doch wurde ein solches Manöver für zu gefährlich gehalten, und Graf Diebitsch beschloß, den Angriff der Flotte mit dem Vorrücken einer Landarmee zu combiniren. Um nun schon vorher einen Hafenplatz südlich des Baltan zu besitzen, wo das Heer Alles zu seiner Subsistenz Nöthige vorfände, lief der Contreadmiral Kumany am 15. Febr. mit 5 Kriegsschiffen und 2 Regimentern an Bord von Varna aus und bemächtigte sich nach kurzer Gegenwehr des Städtchens Sisebolis, an dem wichtigen Meerbusen von Burgas. Zu spät begriffen die Türken die große Wichtigkeit dieser Landung; endlich nach 7 Wochen erschien Hussein Pascha mit 6000 Mann zum Entsatz, wurde aber von den inzwischen verschanzten Russen zurückgeschlagen, so daß die Türken sich von nun an nur mit der Beobachtung begnügten. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

\# Das Regiments-Kriegsspiel. Versuch einer neuen Methode des Detachements-Kriegsspiels von Naumann, Hauptmann und Compagniechef im K. S. 3. Infanterie-Regiment Nr. 102. Berlin 1881. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Der hohe Werth des Kriegsspiels als eines der Mittel, um als Truppenführer disponiren zu lernen, ist in der deutschen Armee so allgemein anerkannt, daß es wol kaum noch einen Officierskreis geben dürfte, in welchem dasselbe nicht schon längst eingebürgert wäre.

Der Anleitungen zum Kriegsspiel giebt es mehrere, und jede derselben beansprucht das Vorhandensein eines mechanischen Apparates, dessen gewandte Handhabung an den Leitenden des Spiels nicht geringe Anforderungen bezüglich der Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses, sowie der Schnelligkeit und Sicherheit seines Auffassungsvermögens und Ueberblicks stellt. Die Kenntniß dieser Schwierigkeit hielt manchen Freund des Kriegsspiels ab, sich mit dem formellen Theile desselben ernst-

hast zu beschäftigen, insofge wovon mitunter ein recht fühlbarer Mangel an „eingespielten" Leitenden eintrat. Leicht möglicher Weise veranlaßte der Wunsch, diesem Uebelstande abzuhelfen, den berühmten Verfasser der „Studien über Truppenführung", sich des Kriegsspiels insofern anzunehmen, als er, in seiner Anleitung dazu, einen großen Theil des formellen Apparates beseitigte, um an dessen Stelle die persönliche Einsicht und Ansicht des Leitenden zu setzen. Diese Neuerung fand allenthalben großen Beifall, bis man, aus den angestellten Versuchen, die Ueberzeugung gewann, daß es noch viel schwieriger sei, „geniale" Leitende, wie das v. Verdy'sche Kriegsspiel sie voraussetzte, in genügender Anzahl zu finden, als nur „routinirte", wie die früheren Spielmethoden sie verlangten.

Man kehrte demnach wieder zu diesen zurück, und fand sich mit den theilweise veralteten Spielregeln, welche mit den taktischen Grundsätzen der Gegenwart nicht mehr in vollem Einklange standen, so gut es eben gehen wollte, ab.

Zu dieser Zeit trat ein k. sächs. Officier, der damalige Premierlieutenant Naumann des Schützen-Regiments, mit Vorschlägen zu einer neuen Methode des Kriegsspiels hervor, welche an hoher Stelle so wohlwollende Beachtung fanden, daß ihrem Urheber das einschlägige archivalische Material des k. preuß. Kriegsministeriums bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde, um ihm bei der Aufstellung der den Kriegsspiel-Regeln zu Grunde zu legenden taktischen Erfahrungen als sichere Basis zu dienen. Die erste Frucht dieser mühevollen Studien war die Constatirung der durchschnittlichen Friedensleistung des Insanteriegewehrfeuers. Der Verfasser des Regiments-Kriegsspiels begnügte sich aber damit noch nicht. Die sorgfältigste Durchforschung aller Original-Gefechtsberichte der k. preuß. Fußtruppen aus dem Feldzuge 1870/71, verbunden mit der penibelsten Vergleichung der dazu gehörenden Verlustlisten und Munitions-Verbrauchs-Anzeigen, ließ ihn dahin gelangen, auch die durchschnittliche Kriegsleistung des Insanteriegewehrfeuers zu finden, und als ein Zwanzigstel der Friedensleistung festzustellen.

Es sind demnach die denkbar solidesten Unterlagen, auf denen der Verfasser des Regiments-Kriegsspiels seine Regeln für das Insanterie-Gefecht aufgebaut hat, und da derselbe mit gleicher Gründlichkeit bezüglich der beiden anderen Waffen verfahren ist, so sind die nach seiner Anleitung durchgeführten Actionen keine bloßen Phantasie-Gebilde mehr, sondern kommen der nüchternen Wirklichkeit so nahe, wie dies in einem rein theoretischen Vorgange überhaupt möglich ist.

Freilich, der Leitende hat auch bei dem Regiments-Kriegsspiel keinen leichten Posten, er mag sich aber mit dem Bewußtsein trösten, daß die Regeln, welche er genöthigt wird, seinem Gedächtnisse einzuprägen, zum mindesten mit den neuesten Grundsätzen unserer Strategie und Taktik auf das Beste harmoniren.

—*— Die Trachten der Völker von Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer, Maler und Kostümzeichner an dem königlichen Hof-Theater in Berlin, und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. Zweite Auflage von den Verfassern bis auf die geringsten Details neu durchgearbeitet und erweitert. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. — Die Trachten der Völker haben eine ebenso große culturhistorische Bedeutung, wie sie für die Kunst von hohem Werthe sind. Betrachten muß es daher einigermaßen, daß man erst vor nicht allzulanger Zeit begonnen hat, sich eingehender damit zu beschäftigen, sie vom Standpunkte der historischen Entwickelung zu betrachten und nach wissenschaftlichen Principien zu behandeln. Bahnbrechend ist in dieser Beziehung geradezu das große Kostümwerk von Weiß gewesen. So verdienstvoll aber auch die Arbeit gewesen ist, mehr noch hat das oben angeführte Werk dazu beigetragen, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung der Praxis nutzbringend zu machen; sicher haben aus ihm die bildenden Künste und das Theater mehr Vortheile gezogen, als aus dem gelehrten Buche von Weiß. Seit Jahren vergriffen, haben daher die betreffenden Kreise den Mangel stark empfunden, und werden daher die neue Auflage auf das Freudigste begrüßen. Gleich bei dem ersten Erscheinen hat das Werk die allseitigste Anerkennung gefunden und den Schritt, der allerdings bei dem Umfange der Arbeit und der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Ausführung ein etwas gewagter war, durchaus gerechtfertigt, so daß die neue Auflage sich nicht erst Freunde zu erwerben braucht. Wir können uns daher auch kurz fassen und wollen nur bemerken, daß die Tracht von den ersten geschichtlichen Nachrichten bis auf die heutige Zeit behandelt ist, alle Entwickelungsstadien der einzelnen Theile, der Trachten der Fürsten, der Krieger, der Geistlichkeit, des bürgerlichen Standes, sowie der Ceremonie sind auf das Genauste theils nach Originalen, wo solche noch vorhanden waren, theils nach den besten Quellen dargestellt worden. Die neue Auflage ist von den beiden Verfassern auf das Sorgfältigste wieder durchgearbeitet worden, und haben dieselben alle neuen Errungenschaften der Wissenschaft gewissenhaft benutzt und verwerthet. Wir können daher den Fachkreisen das Werk, das auch um vier Tafeln vermehrt ward, auf das Beste empfehlen, ebenso wie dem gebildeten Publicum, das sich für diesen Zweig der Culturgeschichte interessirt, für welches es eine Fundgrube angenehmer Belehrung ist.

—*— Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart dargestellt von Dr. Wilhelm Lübke. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Band. Mit 277 Holzschnitt-Illustrationen. (S. X, 442; Lex.-8.) Zweiter Band. Mit 219 Illustrationen in Holzschnitt. (S. IX, 443 bis 971.) Leipzig 1880, Verlag von E. A. Seemann. — Ein Werk wie das vorstehend angeführte innerhalb eines Zeitraumes von siebenzehn Jahren zum dritten Mal neu erscheinen zu sehen ist ein Ereigniß, das dem Verfasser wol vollkommen die Bedenken genommen haben wird, die er bei der ersten Auflage, und zwar nicht ohne Grund, wenn wir den Stoff ins Auge fassen, der damals sich noch einen größeren Anhängerkreis zu schaffen hatte, äußerte. Die damals noch kleine Gemeinde, welche Sinn und Verständniß für die Plastik hatte, hat gegenwärtig an Zahl ganz bedeutend zugenommen, Dank vorzugsweise dem Einfluß, welchen das Werk Lübke's auch auf die größeren Kreise der Gebildeten ausgeübt hat, in welchem zum ersten Male eine Gesammtgeschichte der Plastik gegeben wurde. Ist auch die Malerei ein Kunstgebiet, welches verlockender für die große Menge ist, so hat Lübke es doch verstanden, auch der Plastik durch die Art seiner Darstellung jene Seite abzugewinnen, die sie populär im besten Sinne des Wortes macht. Das Werk ist hinreichend bekannt, um Weiteres zu dessen Lobe zu sagen überhoben zu werden, nur bemerken wollen wir noch, daß dasselbe für die neue Auflage vom Verfasser einer gründlichen Durchsicht unterworfen worden ist, welche in vielen Theilen zu eingreifender Umgestaltung führte und alle neueren Ergebnisse der Forschung gewissenhaft berücksichtigt hat. Nicht unterlassen dürfen wir auch, der vorzüglichen Ausstattung des Buches von Seiten der Verlagshandlung zu gedenken, die eine ganz besondere Ehre darein setzt, daß der Inhalt auch in würdiger Weise zur äußeren Erscheinung gelange. Namentlich sind die trefflichen Illustrationen zu erwähnen, auf welche eine besondere Sorgfalt verwendet worden ist, und die mit gutem Erfolg den plastischen Charakter der Originale gewahrt und zur Anschauung gebracht haben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 51. Sonntag, den 26. Juni. 1881.

Inhalt: Die erste Ueberschreitung des Balkan im Jahre 1829. (Schluß.) — Briefe aus Paris. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Ein bemerkenswerther Fortschritt im Oxgelbau, von J. G. Zahn. — Bücherbesprechung (Memoiren zur Zeitgeschichte von Oskar Meding).

Die erste Ueberschreitung des Balkan im Jahre 1829.

Nach der Darstellung des Feldmarschalls Grafen Moltke.

(Schluß.)

II. Der Feldzug des Jahres 1829.

Die Eröffnung des Feldzuges verzögerte sich auch dieses Jahr wieder bis in den Mai; erst am 10. überschritt Graf Diebitsch mit dem 2. und 3. Corps die Donau in mehreren Colonnen zwischen Silistria und Braila auf Schiffbrücken und begann am 17. aufs Neue als Basis jedes weiteren Vorrückens die Belagerung Silistrias, wo man merkwürdigerweise die im vorigen Jahre erbauten Angriffsarbeiten noch unzerstört fand.

An demselben Tage hatte der bei Varna commandirende General v. Roth ein hartnäckiges Gefecht mit dem neu ernannten Großvezier Reschid Pascha zu bestehen.

Dieser war, zum ersten Mal aus eigener Initiative, aus dem Lager von Schumla aufgebrochen, um Varna wieder zu nehmen. Mit 15 000 Mann griff er 3 russische Regimenter bei Eski-Arnautlar heftig an, die trotz aller Tapferkeit der großen Uebermacht erlegen wären, wenn ihnen nicht noch rechtzeitig 10 Bataillone und 2 Kosaken-Regimenter zu Hilfe gekommen wären. Die Russen verloren 4100 Mann. — Die Türken zeigten eine Entschlossenheit und ein Zusammenwirken, wie man es bisher noch nie an ihnen gekannt hatte.

Zwar zog sich der Großvezier nach Schumla zurück, doch am 28. Mai griff er aufs Neue den bei Kosludscha concentrirten General Roth heftig, aber erfolglos an. Kaum hatte Graf Diebitsch durch seine zur Herstellung der Verbindung mit General Roth organisirten fliegenden Colonnen und durch aufgestellte Relais das Erscheinen des Großveziers bei Kosludscha erfahren, als er die fernere Belagerung Silistrias dem General Krassowsky übertrug, am 4. Juni mit 15 000 Mann von Silistria aufbrach und sich am 10. Juni mit den Generalen Roth und Rüdiger vereinigte. Dieser rasche Entschluß entschied den ganzen Feldzug. Auf die ihn äußerst überraschende Nachricht dieser Vereinigung hin wollte der Großvezier sein sicheres Schumla wieder aufsuchen. Graf Diebitsch aber kam ihm auf diesem Flankenmarsche zuvor, hoch erfreut, die Türken endlich im freien Felde schlagen zu können.

Bei Madara kam es am 11. Juni zu einer entscheidenden Schlacht. 28 000 Russen schlugen 40 000 Türken in guter Position und nahmen ihnen 56 Geschütze und viele Gefangene ab. Der Großvezier rettete nur etwa 15 000 nach Schumla.

Mit dieser Niederlage war die türkische Armee vernichtet; wir sehen sie im ganzen Verlaufe des Feldzuges nicht wieder Stand halten; die Türken waren von nun an plötzlich von der tollkühnsten Verwegenheit in der Offensive zur gänzlichen Verzagtheit in der Defensive übergegangen. Es war eine förmliche Panique ausgebrochen, die sich bald auch der Bevölkerung mittheilte, so daß die Russen sowol numerisch sehr überschätzt, als auch für völlig unüberwindlich gehalten wurden. In ihrem Fatalismus sahen sie das Unterliegen ihrer Sache sogleich als den Willen Allah's an.

Alle Verhältnisse sprachen nun für den sofortigen Uebergang über den Balkan, ehe die Türken Zeit hatten, sich wieder zu sammeln. Auch die Jahreszeit war jetzt noch günstig; die Hitze hatte noch nicht 28° R. überschritten und überall im Gebirge fand man noch frisches Gras und Futter. — Allein die Russen waren wiederum zu schwach dazu; und so sehen wir denn jetzt einen Stillstand von 4 Wochen — von Mitte Juni bis Mitte Juli — eintreten; eine Pause, welche unter anderen Verhältnissen sehr verhängnißvoll hätte werden können. Zur Beobachtung Schumlas hätten 10 000 Mann zurückbleiben müssen, so daß Graf Diebitsch zum Marsch über den Balkan und ins Herz des feindlichen Landes nur noch 15 000 übrig geblieben wären. — Das war natürlich zu wenig und man war gezwungen, den Fall Silistrias abzuwarten. Endlich am 30. Juni capitulirte es, und das Belagerungscorps konnte die Hauptarmee verstärken. Nachdem Tags zuvor in einem feierlichen Feldgottesdienste die Hilfe des Allmächtigen für das große Unternehmen angerufen war, wurde am 15. Juli der Marsch nach dem Balkan angetreten. Nachts und unbemerkt vom Feinde zogen sich die Truppen nach dem seit letztem Winter von General Roth besetzten Pravodi und nach den anderen über den Balkan führenden Wegen ab. Sie marschirten in Mützen, den gerollten Mantel über die linke, den mit Lebensmitteln für 10 Tage gefüllten Tornister über die rechte Schulter gehängt. Alle Bagage blieb zurück.

In zwei Colonnen wurde der Marsch über den Balkan angetreten; Baron Roth mit der Hauptcolonne von 12 000 Mann marschirte auf dem Wege von Varna nach Burgas unweit des Meeres, General Rüdiger auf dem rechten Flügel mit etwa 8000 Mann auf dem Wege von Pravodi über Kioprikoli nach Aidos, während Graf Pahlen mit etwa 12 000 Mann als Reserve dem General Roth folgte. Am 17. und 18. Juli forcirten die Russen den Uebergang über den am Fuße des Balkan liegenden zwar schmalen, aber tiefen und reißenden Kamtschikfluß. Die Türken, welche die Ueberschreitung ihrer Schutzmauer mit Umgehung Schumlas immer noch für unmöglich hielten, hatten diese Uebergänge nur schwach besetzt und wurden mit Zurücklassung ihres Geschützes zur Flucht nach Aidos gezwungen. — Mehr als durch den Feind wurde der Uebergang durch die schlechten Gebirgspfade erschwert, welche erst durch Axt und Spaten hergestellt wurden; General Roth mußte z. B. seine Pionier-Bataillone zwei Tage lang mit 4000 Arbeitern verstärken, um sich Bahn zu brechen.

Dem vor Schumla mit 15 000 Mann zurückgelassenen General v. Krassowsky war es inzwischen gelungen, durch fingirte Angriffe und Rückzüge den Großvezier vollständig über die Operationen des Gegners zu täuschen, ihn fortwährend zu beschäftigen und an jeder energischen Gegenmaßregel zu hindern.

Erst am 20. Juli erfuhr der Großvezier zu seinem Schrecken den kühnen Marsch der Russen über den Balkan. Die schleunigst von ihm abgeschickten Truppen kamen zur Verhinderung des Ueberganges zu spät, und konnten nur noch zur Vertheidigung von Aidos mitwirken. Bereits am 22. stieg General Rüdiger die südlichen Abhänge hinab, die an den Engpässen aufgestellten Türken vor sich her treibend. Am 25. erschien er vor Aidos, schlug das von Schumla entsendete Hilfscorps und eroberte die Stadt mit Sturm. Am 26. nahm Graf Diebitsch dort sein Hauptquartier und verkündete dem erstaunten Europa das Gelingen des so lange für unmöglich Gehaltenen.

Unterdessen hatte auch General Roth den Marsch über den Balkan beendigt und sich im Verein mit der Flotte und der längs des Meeres vorgerückten Besatzung von Sisebolis der ganzen Küste bis zur Hafenstadt Burgas bemächtigt, und sich mit Graf Diebitsch bei Aidos vereinigt.

Ein allgemeiner Jubel brach aus, als die Russen, vom Gebirge hinabsteigend, auf dem weiten glänzenden Meerbusen von Burgas die Wimpel ihrer Flotte flattern sahen. Admiral Greigh mit einer großen Zahl Transportschiffe voll Lebensmittel aller Art lag hier vor Anker; die Verpflegung des Operationsheeres im Innern des Landes war dadurch gesichert. Die Bevölkerung am südlichen Fuße des Balkan, meist Griechen, nahm ihre Glaubensbrüder mit offnen Armen und als Befreier auf, obgleich Kaiser Nicolaus es, als den heiligen Principien der Alliance zuwiderlaufend, verschmäht hatte, den Religionshaß der Christen in der Türkei gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn anzufachen und sich als Befreier der Christen im Oriente hinzustellen.

Graf Diebitsch versicherte sich von Aidos aus sofort der übrigen Päße des Balkan von der Südseite, besonders des Passes Bocazze, und stellte dadurch die Verbindung mit dem Beobachtungscorps von Schumla her. —

Inzwischen aber hatten sich in der rechten Flanke die geschlagenen Reste der türkischen Armee, etwa 15 000 Mann stark, wieder gesammelt. Ehe er daher den Marsch auf Adrianopel fortsetzte, ging Graf Diebitsch diesen in einem Flankenmarsche entgegen, schlug sie am 12. August bei Sliwno, und marschirte nun ungestört auf Adrianopel, vor dem er am 19. anlangte. Obgleich diese zweite Hauptstadt des Reiches sich trefflich zur Vertheidigung eignet und mit 12 000 Mann besetzt war, so dachte doch Niemand an Widerstand. Schon am 20. August capitulirte Adrianopel und Graf Diebitsch hielt seinen Einzug; allerdings mit nur noch 20 000 Mann.

Diebitsch hatte den Einwohnern Sicherheit der Person und des Eigenthums, sowie ungestörte Ausübung jedes Gottesdienstes zugesichert; sie nahmen daher die Russen verhältnißmäßig sehr freundschaftlich auf und gingen ihnen mit Wein, Brod und Früchten aller Art entgegen.

Es ist in der That interessant, zu sehen, wie wenig die Türken aus jener ersten Balkan-Ueberschreitung gelernt und wie fast dieselben Fehler sich im letzten Kriege wiederholt, oft sogar verdoppelt haben. Wiederum derselbe Mangel an Oberleitung und Zusammenwirken der einzelnen Heerführer; auch 1877/78 beschränkte sich die Vertheidigung des Balkan auf die Hauptpäße, die Ueberschreitung an anderen Stellen für unmöglich haltend, so daß sie, in Front und Rücken angegriffen, in ihren Päßen und Verschanzungen gefangen wurden.

Der kühne Marsch über den bisher für unübersteigbar gehaltenen Balkan sowol, als auch das bisherige unaufhaltsame Vordringen der Russen in Kleinasien unter dem tapfern Grafen Paskewitsch-Eriwansky hatte in Konstantinopel Furcht und Schrecken verbreitet. Diebitsch' Avantgarde stand bereits halbwegs zwischen Adrianopel und der Hauptstadt auf beiden Hauptstraßen, und auch die russische Flotte hatte sich mehrerer Hafenstädte in der Nähe bemächtigt. Die in Konstantinopel wieder eingetroffenen Gesandten der Mächte wünschten dringend einen Krieg beendigt zu sehen, welcher nun schon 2 Jahre den allgemeinen Frieden bedrohte. Namentlich wünschte auch Preußen einer so befreundeten Macht und dem seinem Könige nahe verwandten Herrscher einen ehrenvollen Frieden zu verschaffen, und der deshalb nach Konstantinopel geschickte preußische General Baron Müffling gewann großen Einfluß beim Sultan.

Da auch Unruhen in Konstantinopel auszubrechen drohten, so kam es am 1. September zu Friedensverhandlungen in Adrianopel. Aber die türkischen Abgesandten, denen vermuthlich die mißliche Lage und die Schwäche der russischen Armee nicht verborgen geblieben war, begannen ihr stets so beliebtes Zauberspstem, und erst auf die kategorische Erklärung des zum Feldmarschall und Grafen mit dem Beinamen „Sabalkansky" ernannten Diebitsch, sich am 14. September gegen Konstantinopel in Marsch setzen zu wollen, wenn bis dahin nicht der Friede unterzeichnet wäre, wurde an diesem Tage der Frieden von Adrianopel abgeschlossen.

Obgleich Kaiser Nicolaus nach so großartigen Erfolgen die Erfüllung des berühmten oder berüchtigten Testamentes Peters des Großen hätte wesentlich fördern können, so verzichtete er dennoch in edler, aber seltener Großmuth — eingedenk seiner Principien — auf jegliche Eroberung, und begnügte sich mit der zugesicherten Erfüllung der alten Verträge, mit Handelsvortheilen auf dem Schwarzen Meere und mit 10 Mill. Ducaten Kriegsentschädigung, von denen später sogar noch 3 erlassen wurden. Die Moldau und Wallachei, sowie auch Serbien erhielten in ihren Helden ihre eigenen Fürsten, allerdings unter der Suzeränetät der Pforte. Außerdem mußte Sultan Mahmud die Unabhängigkeit Griechenlands anerkennen, — für ihn fast mehr als ein Gebietsverlust, denn von nun an warteten die Serben, Montenegriner und Bulgaren nur noch auf einen neuen Krieg Rußlands mit der Pforte, um sich immer mehr loszureißen und zu vergrößern. —

Sehen wir uns nun noch einen Augenblick die Kehrseite dieser glänzenden Erfolge an, so erscheint der Abschluß des Friedens für die Russen als ein großes Glück, der sie aus einer sehr peinlichen und gefährlichen Lage befreite. — Der Aufwand von 100 Mill. Rubel und das Opfer von mehr als 50 000 Menschen hatten 20 000 Russen unter die Mauern von Adrianopel geführt, — eine Streitmacht, die außer allem Verhältniß mit der noch zu lösenden Aufgabe stand. — Sehr bald nach der Einnahme von Adrianopel war nämlich Mustapha, Pascha von Albanien, plötzlich mit 30 000 Arnauten vor Sophia erschienen, „er würde in kurzer Zeit sein Quartier in Adrianopel nehmen," ließ er Graf Diebitsch sagen. Er hatte die Niederlage der Pforte seinen Sonderinteressen für ersprießlich gehalten; ihren völligen Ruin aber kam er zu verhindern. So mußte die Lage des Grafen Diebitsch mit 20 000 Mann in einer feindlichen Stadt von 80 000 Einwohnern, mitten zwischen 30 000 Albanesen bei Sophia und 30 000 Türken bei Konstantinopel, während sein Corps von Strapazen und Krankheiten decimirt war, zu sehr ernsten Bedenken Anlaß geben. Er war in Adrianopel nur noch mit dem Schatten eines Heeres, wenn auch mit dem Rufe der Unwiderstehlichkeit angelangt, hielten doch die Türken ihn immer noch für 60 000 Mann stark. Die Bezwingung Konstantinopels war für ihn unmöglich. Es ist von einer großen festen Mauer rings umgeben, und, um es wirklich einzuschließen, bedarf es zweier Heere in Europa, eines dritten in Asien und Flotten im Schwarzen und im Marmara-Meer. Auch war der Winter vor der Thür. Dennoch mußte sich

Graf Diebitsch den türkischen Unterhändlern gegenüber das Ansehen der vollkommensten, auf Ueberlegenheit gegründeten Ruhe zu geben. Er schien gleich bereit, den Frieden unter billigen Bedingungen abzuschließen oder ihn mit den Waffen in Konstantinopel zu erzwingen. — Gewiß, diese Festigkeit und Energie in so schwieriger Lage ist bewundernswürdig. — Hätten der Großherr und die europäischen Diplomaten die wahre Sachlage nur einigermaßen durchschaut, so würde dieser Feldzug leicht statt zum höchsten Ruhm ganz entgegengesetzt haben enden können.

Außer diesem Feinde aber hatten die Russen in den Jahren 1828 und 29 noch einen anderen, unsichtbaren, aber viel furchtbareren zu bekämpfen, welcher sich an ihre Fersen klammerte, mit ihnen den Balkan überschritt und noch dann, als schon ein siegreicher Friede errungen war, vernichtend über sie herfiel — die Krankheiten, von denen schon die Heere der Römer in Dacien und Pannonien vor Alters heimgesucht wurden. Kaum waren die Russen in die Donaufürstenthümer eingerückt, als alle Arten Krankheiten auftraten: Fieber, Scorbut, Typhus, Dysenterie und Pest.

Im Monat October 1828 lagen 20 000 Kranke in den Lazarethen. In den 10 Monaten vom Mai 1828 bis Februar 1829 waren in den Hospitälern und Feldlazarethen 210 000 Kranke behandelt worden; es war also im Durchschnitt jeder Mann des russischen Heeres mehr als 2mal im Lazareth gewesen. Man kann annehmen, daß die Russen im Jahre 1828 incl. der Glücklichen, welche vor dem Feinde geblieben waren, die Hälfte ihrer ganzen Effectivstärke verloren.

Und dennoch verdoppelte sich 1829 noch der Verlust. Während 1828 24 Procent gestorben waren, erlagen jetzt 51½ Procent. Der Gesammtverlust incl. der zahlreichen Nichtcombattanten im Jahre 1829 wird auf über 60 000 Mann veranschlagt, starben doch an einem einzigen Tage, dem 25. Juni, 300 an der Pest.

Graf Diebitsch hatte das schwere Geschick, in den zwei Feldzügen, die er commandirte, außer gegen den bewaffneten Feind noch gegen diesen heimlichen furchtbaren Gegner kämpfen zu müssen: in der Türkei gegen die Pest, in Polen gegen die Cholera, welcher er selbst erlag. Wahrlich, nicht die vielgerühmte Ueberschreitung des Balkan bildet den höchsten Ruhm des Grafen Diebitsch, sondern die Energie und Charakterstärke, beim Anblick solch namenloser, allgemeiner Leiden mit so geringen Kräften mitten in einem feindlichen, fanatischen Lande so Großes vollbracht zu haben.

Briefe aus Paris.

(Die große Kunst- und Gemälde-Ausstellung — vulgo der „Salon" — im Industrie-Palast in den Champs-Elysées.)

\# \# **Paris**, im Juni.

Die Kunst- und Gemälde-Ausstellung, die, wie alljährlich, um diese Zeit im Industrie-Palast der Champs-Elysées eröffnet ist, wird vom großen Publicum noch immer der „Salon" genannt. Diese Benennung stammt aus der Zeit der Anfänge von Ausstellungen der Bilder lebender Künstler in Paris. Die ersten derartigen Ausstellungen fanden unter der Regierung Ludwig XV., von 1763 an ursprünglich aller drei Jahre statt; die königliche Munificenz hatte ihnen als Local einen großen „Salon" im Louvre angewiesen, daher die Bezeichnung des „Salon" für diese Ausstellungen; wie vor hundert Jahren, so sagt der echte Pariser auch heute noch, wenn er die Ausstellung besucht hat, daß er im „Salon" gewesen ist, obgleich diese Ausstellung nicht mehr einen, sondern in der Regel dreißig bis vierzig Salons umfaßt. Die Tradition ist in dem schönen Lande Frankreich trotz aller seiner Wandelbarkeit von jeher sehr mächtig gewesen.

Der diesjährige Salon enthält über zwei Tausend Gemälde; er bietet insofern ein besonderes Interesse, als er in diesem Jahre zum ersten Mal aus der ganz eigenen und unmittelbaren Initiative der Künstler hervorgegangen ist; die Regierung oder richtiger das Ministerium der schönen Künste, das sich bis jetzt das Protectorat über diese Ausstellungen vorbehalten und damit einen maßgebenden, in vielen Richtungen geradezu bestimmenden Einfluß verbunden hatte, hat in diesem Jahre diesem Protectorate gänzlich entsagt; sie hat sich darauf beschränkt, den Künstlern den Industrie-Palast als Local für ihre Ausstellung unentgeltlich anzuweisen und hat ihnen in allen Dingen freie Hand gelassen, indem sie sich jeder directen oder indirecten Einmischung in diese Kunstsache absolut enthalten hat. Die Künstler haben aus ihrer Mitte ein Comité ernannt, unter dessen uneingeschränkter und souverainer Leitung die Ausstellung organisirt worden ist. Ob diese neue Einrichtung der Kunst wirklich zu Nutz und Frommen gereichen wird, muß die Zukunft lehren; der erste Versuch ist nicht als mißglückt zu bezeichnen. Die Ausstellung bietet wenn auch nicht ein einziges besonders hervorragendes oder eminentes Gemälde, keinen überwältigenden Genieblitz — wir leben nun einmal in einer genie*arm*en Zeit —, nicht ein einziges besonderes Werk von Gottes Gnaden, vor welchem die Bewunderung sich bis zum Enthusiasmus steigern könnte, aber sie bietet viele angenehme, schätzenswerthe und schöne Dinge; wir finden Gelegenheit, neben den trefflichen Leistungen der bereits anerkannten Meister manches jung aufblühende Talent und manche schöne Hoffnung für die künstlerische Zukunft Frankreichs zu begrüßen.

Ich lade die Leser dieser Blätter ein, mit mir einen Rundgang durch diese nach vielen Richtungen hin interessante und bedeutende Ausstellung zu unternehmen. Ich werde bei dieser Promenade streng chronologisch verfahren, das heißt, mich der Anordnung der einzelnen Säle anschließen und weder nach links noch nach rechts abschweifen; nur so ist es möglich, sich von dem Ganzen ein Bild zu machen Wir beginnen mit dem großen Mittel-Salon, dem Salon carré, des ersten Stockes, auf welchen die beiden großen Freitreppen ausmünden. Früher, das heißt unter dem Kaiserreiche, nannte man diesen Salon den Salon d'honneur, weil in demselben die ausgestellten Porträts der officiellen Persönlichkeiten, sowie die hervorragendsten und künstlerisch bedeutendsten Werke der Ausstellung vereinigt zu werden pflegten. Unter der Republik hat man natürlich auf diese Maßregel, die indessen auch ihr Gutes hatte, sofort verzichtet, weil man sie zu sehr talon rouge oder zu sehr ancien régime fand. Gegenwärtig wird nach echt demokratischen Principien Alles über denselben Kamm geschoren, es werden keinerlei Unterschiede mehr gemacht, der Salon d'honneur hat demnach aufgehört zu existiren und wird nur noch nach seiner Form: der Salon carré genannt. Die great attraction dieses Salons bildet das von Baudry gemalte Deckengemälde, die „Verherrlichung des Gesetzes" — la glorification de la loi — vorstellend. Der Künstler, der sich bereits durch sein Deckengemälde im Foyer der großen Oper berühmt gemacht hat, bewährt auch in diesem neuen Werke seine Meisterschaft. Das Gemälde ist wirklich decorativ, mit sehr schönem, frischem Colorit. Das Gesetz, auf einem Throne sitzend, bildet den Mittelpunkt des Bildes. An den Stufen des Thrones steht die Jurisprudenz, auf das Gesetz blickend, wie um seine Entscheidungen in motivirte Urtheilssprüche zu übertragen. Ueber dem Gesetze schwebt die Justiz mit dem Schwert und der Wage in den Händen; links stützt sich die Gewalt symbolisch auf ein Schwert, rechts steht die Macht und beschützt die Unschuld, die durch ein auf einem Löwenfell schlafendes Kind dargestellt ist; vor dem Gesetze steht entblößten Hauptes ein Richter in seinem vollen Amtsornat, er repräsentirt vermuth-

lich den Cassationshof, für dessen Audienzsaal das Gemälde bestimmt ist. Es ist ein schönes Bild, fast zu hübsch, das heißt zu weltlich, nicht ernst genug für den Gegenstand; die allegorischen Figuren erinnern sämmtlich an Gestalten, die man hier vielfach auf den Boulevards umherwandeln sieht; das Gesetz namentlich hat ein zwar sehr reizendes, aber ganz weltliches Gesicht; zur Rechtfertigung des Malers will ich gestehen, daß man einem solchen Gesetz allerdings mit Vergnügen gehorchen würde; das Bild verliert indessen dadurch an Würde; „c'est un Titien parisianisé!“ bemerkte ganz treffend mein Begleiter. In demselben Saale zieht ein Bild ganz anderer Art und weit würdigerer Auffassung „Patrie“ von Georges Bertrand, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: besiegte Kürassiere geleiten ihren zum Tode verwundeten Standartenträger aus dem Kampfe; der Sterbende drückt die geliebte Fahne mit den heiligen Farben des Vaterlandes an sein brechendes Herz. Eine Trauerweide überschattet mit ihren lang herabhängenden Zweigen die ergreifende Gruppe. „Die Sieger der Bastille“, eine Gemälde von Flameng, der sich bereits im vergangenen Jahre durch sein übrigens ganz unhistorisches „Abschiedsmahl der Girondisten“ hervorgethan hat, findet zahlreiche Bewunderer. Die Farbe des Bildes ist etwas grau, dieser Fehler wird indessen durch die unbestreitbare Schönheit der Composition wieder gut gemacht. Es ist Leben in dem Gemälde, wirkliches lebendiges Leben. Die Eroberer der Bastille, die zu ihrer eigenen Verwunderung in die antike Festung gedrungen sind, die nach einer alten Legende für uneinnehmbar galt, bringen den gewaltigen Enthusiasmus der erwachenden Revolution sehr ergreifend zum Ausdruck; ein junger Soldat von der Garde française, der einen wuchtigen Festungsschlüssel begeistert über seinem Haupte schwingt, scheint den Gedanken zu resümiren, der die Herzen dieser angehenden Revolutionäre erfüllt. Der so oft schon bildlich dargestellte „Kaufmann von Venedig“ hat dieses Mal dem graziösen Talent des Hrn. Cabanel zum Vorwurf gedient; das Bild ist, wie alle Werke dieses Meisters, geistreich und fein; die Scene ist dargestellt, wo Bassanio das Kästchen prüft; die Figur der Porzia ist besonders gelungen, sie dominirt das ganze Bild. Der talentvolle Lieblingsschüler Meissonier's, Hr. Detaille, der bis jetzt in der Manier seines berühmten Lehrers nur ganz kleine Bilder malte, hat sich dieses Mal, aber wie ich meine, keineswegs zu seinem Vortheil, in die officielle Malerei drängen lassen; er hat einen Auftrag von der Regierung angenommen, um die „Vertheilung der Fahnen an die Armee“ bei dem vorjährigen Nationalfeste am 14. Juli darzustellen. Hr. Detaille hat diese Aufgabe, die der Natur seines Talentes nicht entspricht, keineswegs glücklich gelöst. Dieses nach seinem Umfange gewaltige Bild, auf welchem hundert Köpfe im Profil aus dem Schatten einer Tribüne auf ein staubiges und besonntes Feld blicken, wo Soldaten in endlosen symmetrischen Reihen aufgestellt sind, vor welchen ein Generalstab in bunten Uniformen steif und eckig aufmarschirt steht, bietet nichts Interessantes und absolut nichts Poetisches; Hr. Detaille wird sehr wohl thun, wenn er die officielle Malerei wieder aufgiebt und zu seiner früheren Manier zurückkehrt, die ihm allgemeine und verdiente Anerkennung eingetragen hat.

Wir verlassen nun den Salon carré und setzen unsere Promenade, indem wir uns rechts wenden, durch die große Mittelgalerie fort, die uns in den Salon du Nord führt, von wo aus wir durch die Süd-Galerie an unseren Ausgangspunkt zurückkehren und die ganze Ausstellung mit ihren verschiedenen Nebensälen und Säalchen von amore durchwandert haben werden.

Wir finden in diesem Salon zwar die guten alten Kunsttraditionen durch bekannte und anerkannte Meister vielfach würdig vertreten, die jungen Maler, die heranwachsenden Talente scheinen sich indessen diesen Traditionen nicht mehr recht fügen, sich den akademischen Lehren und Ansprüchen nicht mehr unterwerfen zu wollen. Das Bild eines jungen Malers, Hrn. Comerre, der kürzlich erst aus Italien zurückgekehrt ist, wo er eine Zeit lang auf Staatskosten studirt hat, bestärkt mich in dieser Anschauung. Das Bild stellt „Simson und Delila“ dar; der Maler hat, wie es scheint, sein Werk mit der Idee unternommen: die Ueberlegenheit der Frau in ihrer weiblichen Grazie und Weichheit über die brutale Kraft des Mannes darzustellen. Das Bett, welches das Grab von Simson's Ruhm geworden ist, nimmt einen hervorragenden Platz auf dem Gemälde ein; die Stoffe, die es bedecken, die Sphinxen, die es schmücken, sind mit weit größerer Sorgfalt behandelt und gemalt, als man sonst derartigen accessorischen Zierrathen zuzuwenden pflegt. Stolz und siegestrunken steht Delila hochaufgerichtet auf diesem prächtigen Bette wie auf dem Schlachtfelde, auf welchem sie triumphirt; sie wirft einen verächtlichen Blick auf den unglücklichen Simson, der von den Philistern hinweggeführt wird. Dieser Theil des Bildes ist ziemlich erträglich; Delila's Stellung ist energisch, aber nicht ohne Grazie; der beklagenswerthe Simson dagegen ist geradezu entsetzlich, es ist ein ungestalteter Jahrmarktsriese, der in seinem Fette zu ersticken scheint. Man fragt sich, was dem Schöpfer dieses Bildes sein Aufenthalt in Italien genutzt hat, man begreift nicht, wie es möglich ist, daß das Studium der großen Meister nicht einen besseren Einfluß auf seinen Geschmack ausgeübt hat; er scheint in Rom Nichts gelernt — aber Alles vergessen zu haben. Ein von Hrn. Joseph Blanc für das hiesige Pantheon gemalter Fries macht großes Aufsehen, aber nicht durch die künstlerische Bedeutung des Werkes, sondern weil der Maler die höchst sonderbare Idee gehabt hat, in diesem Friese, der die „Taufe Chlodwig's“ darstellt, die Herren Gambetta, Clémenceau, Lockroy und den Schauspieler Coquelin, den Hr. Gambetta wie Napoleon I. den Schauspieler Talma durch eine ganz besondere Freundschaft auszeichnet, zu conterfeien. Das ist gelinde gesagt ein mindestens taktloser Spaß, um so taktloser, als die antireligiösen Ansichten der porträtirten Herren männiglich bekannt sind; ihre Porträts gehören also nicht in ein Bild, das einen religiösen Gegenstand zum Vorwurf hat; Hr. Blanc hat seinem Werke eine billige Reclame machen wollen, hat aber dadurch nur das Publicum gegen sich verstimmt. Taktlosigkeiten machen in Frankreich nie Glück. Man wird dem Maler Gerver nicht den Vorwurf machen können, daß er ein Gegner der Ehe ist, der liebenswürdige Künstler zeigt uns im Gegentheil auf seinem Bilde „le mariage“ diese Institution in ihrem verführerischsten Lichte; er hat freilich leider nur eine Civil-Trauung gemalt; der Maire sieht streng und übelgelaunt aus, er hat vermuthlich schon viele Paare gesetzlich verbunden, sein Secretär, ein noch ganz junger Mann, ist dagegen eine um so liebenswürdigere Erscheinung, er wirft der züchtigen und verschämten Braut sein verführerischstes Lächeln zu. Die Hochzeitsgesellschaft, die den höheren Ständen angehört, sieht bunt und lustig aus, der Maler zeigt uns eine Menge sehr schöner Toiletten, mit denen sich ein Mode-Journal einverstanden erklären würde; es ist in Summa ein recht hübsches, aus dem Leben gegriffenes Pariser Bild, leider aber in der Farbe ein wenig verschwommen. Der Maler Schoumer zeigt uns einen „Alexander, den Bucephalus zähmend“; der Alexander ist gut gelungen, eine schöne jugendliche Gestalt, der Bucephalus aber sieht aus wie ein Ackerpferd, man meint, daß er nicht schwer zu zähmen sein dürfte. Hr. Lazerges, der kürzlich erst aus Rom zurückgekehrt ist, scheint sich die großen Vorbilder, die er dort gefunden, zu Nutzen gemacht zu haben, er zeigt uns „eine junge Babylin am Brunnen“, eine schöne, ernste, ganz biblische Gestalt. Der Maler Loustonneau, der sich durch seine komischen Sujets, die er dem Militärleben zu entlehnen pflegt, einen Ruf gemacht hat, stellt auch in diesem Jahre ein amüsantes Bild aus: ein hübscher junger Officier, ein ältlicher Herr, eine

junge elegante Amazone sind die auf dem Bilde handelnden Personen; die Amazone ist im Begriff, aufs Pferd zu steigen, der ältliche Herr will sie in den Sattel heben, der junge Officier ist ihm aber zuvorgekommen; der ältliche Herr macht ein sehr verblüfftes Gesicht. Der Maler nennt sein Bild: „un coup de collier". Der Officier giebt der jungen Dame den coup de collier. Der belgische Maler Verhas hat eine recht hübsche „Schul-Revue" von seinen vaterländischen Gefilden eingeschickt. Ein ganzes Bataillon netter Schulmädchen mit Blumensträußen defilirt an einer mit rothem Sammet drapirten Estrade vorüber, auf welcher Seine Majestät Leopold II. in Person Platz genommen hat und huldvoll herablächelt.

(Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Die Aufführung des Shakespeare'schen „Sommernachtstraums", die wir neulich im Neuen Theater mit ansahen, war in jeder Hinsicht wohlgelungen und ließ keinen Vergleich zu mit den früheren hiesigen Vorstellungen dieses Schauspiels, besonders mit derjenigen, die unter der Laube'schen Direction stattfand. Wir erwähnen dies besonders deshalb, weil Laube in seiner Schrift über „das norddeutsche Theater" wie für alle seine Aufführungen, auch für diese ein enthusiastisches Selbstlob hat. Was mächtig hervortreten konnte, sagte er, das trat hervor und berust sich auf das Zeugniß einer Autorität, welche mit Nachdruck erklärt habe, nie eine so vollkommene Aufführung des „Sommernachtstraums" gesehen zu haben. Nun ist uns Allen, welche Zeugen dieser derselbten Vorstellung gewesen waren, noch lebhast in der Erinnerung, wie schwerfällig damals der Elsenreigen sich mit militärischen Evolutionen bewegte und wie vor allem die Besetzung der beiden Rollen, Hermia und Helena, der Charakteristik, welche sie selbst von sich geben, geradezu ins Gesicht schlug; denn die kleine Hermia wurde von dem großen Frl. Link und die große Helena von dem kleinen Frl. Fürst gegeben, so daß nur eine vollkommene Unkenntniß des Shakespearetextes einen so groben Verstoß erklären konnte.

Bei der letzten Aufführung kamen derartige Mißverhältnisse nicht vor: der Elfenreigen hatte keine gradlinige soldatische Bewegung, sondern es war darin ein graziöses Sichneigen und Schaukeln, das Bilden anmuthiger Gruppen in einer nicht todten und einförmigen Symmetrie bemerklich, welches die leichte, lustige Bewegung der Geister des Waldes besonders anschaulich machte. Der Aufbau des scenischen Gerüstes, die beiden Waldtreppen, oben gleichsam eine zweite, die Scene vervielfachende Waldbühne, während unten die magisch beleuchtete Grotte das phantastische Schauspiel der schlummernden Titania bietet, ist zwar in solcher Weise von den bessern Bühnen jetzt allgemein acceptirt: immerhin war die Belebung dieser fast an das mehrsache Fachwerk der Passionsstücke erinnernden Bühneneinrichtung eine sehr glückliche, sowol was des leichtgefügelten Puck sturmschnelle Botengänge, als auch die Verfolgung der wahnbethörten Liebhaberpaare und die Aufstellung des Holzgestides betrifft. Prächtig war auch der großartige Hochzeitsmarsch scenisch illustrirt: der Zug die beiden Treppen hinab zwischen den zahlreichen Fackelträgern machte einen durchaus festlichen Eindruck.

Ueber das Kostüm, welches sich für den „Sommernachtstraum" eignet, ist viel gestritten worden. Tieck hat das Kostüm der romantischen Stücke, das spanische, empfohlen; Oechelhäuser in seiner Abhandlung über den Sommernachtstraum im „Shakespeare-Jahrbuch", in welcher das ganze Stück als eine Parodie in höherem Stil, aber etwa in derselben Art, wie „Orpheus in der Unterwelt" hingestellt wird, giebt aus diesem Grunde der antiken Tracht den Vorzug und meint, daß der parodistische Charakter des Ganzen auch in der komischen Verschmelzung der Trachten seinen Ausdruck finden müsse. Die Hippolyta z. B. wäre eine köstliche Figur, wenn man die altgriechische und moderne Amazonentracht mit einander verbände und würde dem Charakterbild ganz entsprechen, das Titania von ihr entwirft: „die strotzende, hochausgeschürzte Diana". Doch die Auffassung Oechelhäuser's von dem Stück wird von den meisten Darstellern nicht getheilt: deshalb wird auch die Kostümfrage besser im Sinne Ludwig Tieck's, im Sinne eines einheitlichen Gesammteindrucks entschieden, wie dies auch von unserer Direction geschehen ist.

Mit Recht weist der Kritiker des Shakespeare-Jahrbuchs darauf hin, daß die beiden Liebhaberpaare durchaus nicht mit jenem langweiligen feierlichen Ernst gespielt werden müssen, wie dies in der Regel der Fall ist, sondern in einer mehr parodistischen Weise. Laube erklärt, er habe den Liebhaberpartien bei jeder Vorstellung immer wieder einen Korb voll Worte abnehmen müssen und dafür seien ihm die Darsteller nur dankbar gewesen — mit Recht, wenn dies heitere Capriccio der sich selbst verspottenden Liebesabenteuer mit dem hochtönenden Pathos spanischer Liebesromantik gespielt wird. Unsere Darsteller hatten nämlich das richtige Gefühl, daß dies alles nicht so feierlich ernst zu nehmen sei: in der That, eine durch den Saft einer Blume hervorgerufene oder gewandelte Liebesleidenschaft erscheint doch nur als eine blinde Naturgewalt, mit der die Satyre auf alle hochtrabenden Liebesergüsse sich ganz von selbst verknüpft. Vor allem traf Frl. Butze den Typus der Hermia, den Typus „einer eigensinnigen, koketten, verzogenen, verliebten, kleinen Katze", wie Oechelhäuser sagt. Die Scene, in welcher dieses Kätzchen seine Krallen mit Helena's Augen in Berührung bringen will, wurde von Frl. Butze sehr wirksam gespielt. Für Helena hatte Frl. Friebhoff ganz die geeignete Persönlichkeit. Wie sehr diesmal die Darstellerinnen ihre Rollen deckten und wie unglaublich der damalige Mißgriff Laube's war: dafür möge eine Stelle aus dem geistvollen Aufsatz Oechelhäuser's sprechen: „Die Helenarolle bietet einen reizenden Gegensatz zu Hermia, der, wenn irgend möglich, auch in dem Aeußeren der beiden Darstellerinnen den vom Dichter beabsichtigten Ausdruck finden muß. Hermia ist auffallend klein und äußerst empfindlich gegen die dagegen gerichteten Spöttereien; Helena dagegen ist aufgeschossen wie eine Bohnenstange, Hermia haben wir uns schwarz von Haar und Augen („Mohrenmädchen" nennt sie Lysander), Helena dagegen als blauäugige Blondine zu denken, die schmachtend dem sie verschmähenden Demetrius nachläuft, „anbachtsvoll, ja mit Abgötterei für ihn schwärmend", wie Lysander von ihr sagt. Hermia ist heftig, keck, unternehmend, Helena dagegen sentimental und mädchenhaft scheu." Die Liebhaberrollen sind weniger scharf charakterisirt, doch ist Lysander kecker, Demetrius schwärmerischer. Die Herren Ellmenreich und Ottbert führten die Rollen angemessen durch: vielleicht machten sie einmal den Versuch einer mehr parodistischen Darstellung nach dem Recept jenes Dramaturgen: „bei den Liebesbewerbungen ist die gespreizte, schmachtende, affectirte Uebertreibung, bei den gegenseitigen Herausforderungen die bramarbasirende Wuthverschwendung besonders hervorzuheben".

Für den Puck hatte Frl. Tullinger wenigstens die nöthige Leichtigkeit und Behendigkeit: Charles Kean ließ bei seinem Revival des Sommernachtstraums auf dem Princestheater den Puck mit großem Erfolg durch ein schelmisches zehnjähriges Mädchen geben im dunkelrothbraunen Kleid mit blutrothem Moos und Flechten garnirt; in Deutschland ist einmal das Balleteufenscostüm Mode. Oberon wird bei uns stets durch eine Dame gegeben: Gervinus verlangte dafür einen jungen Mann, mit vollem Bart. Frl. Satran entsprach dieser Anforderung nicht; doch sie und Frl. Jürgens (Titania) führten ihre Herrscherrollen mit anmuthiger Re-

präsentation durch. Die Rüpel waren von ergötzlicher Munterkeit, namentlich Hr. Schubert als Zettel und auch Theseus und die Seinen wurden, wenn auch mit ernstgemeintem Anstand und nicht im Stil der Offenbachiaden, vorgeführt.

Die trefflich executirte Mendelssohn'sche Musik mit ihren heraus- und herniedergleitenden, sich grazios verschlingenden Tonweisen und dem festlich imposanten Marsch hob die durch sorgfältige Inscenirung, richtige Besetzung und gutes Spiel getragene Vorstellung.

Den Elfengestalten Shakespeare's folgten die oberbayrischen Bauern auf den Brettern des Neuen Theaters, eingeführt durch die Gesellschaft des Theaters am Gärtnerplatz, die zum Ressort der Münchner Hofbühne gehört und neuerdings an norddeutschen Bühnen Gastrollenreisen giebt und in Berlin und Dresden gute Erfolge aufzuweisen hat. Hr. Hofpauer, der dramaturgische Leiter dieser Unternehmung, darf sich jedenfalls rühmen, sein Ensemble auf einen Ton gestimmt zu haben, und zwar auf einen solchen, welcher dem Charakter der aufgeführten Stücke vollkommen entspricht: es ist dies der Ton einfacher Natürlichkeit und Herzigkeit, wie ihn die dramatisirten Dorfgeschichten verlangen.

Die Ueberfluthung unserer Bühne mit den provinziellen Dialekten können wir indeß nicht für ersprießlich, am wenigsten für einen Fortschritt halten: die Bühne soll das Palladium der höheren Schriftsprache anfrechterhalten und den Dialekt nur insoweit aufnehmen, als Nebenrollen in Posse, Schwank und Lustspielen dadurch eine charakteristische Färbung erhalten. Die plattdeutschen Stücke, welche nach Fritz Reuter's Erzählungen gearbeitet sind und die drollige Naivetät des mecklenburgischen Autors auf die Bühne brachten, hatten einen um so größern Erfolg, als Fritz Reuter nicht nur ein beliebter Modedichter geworden war, sondern als auch Darsteller von anerkanntem Talent und heimisch in jeder Eigenart des norddeutschen Romans seinen Inspector Bräsig und ähnliche Charaktere als ihre Paradepferde betrachteten. Es folgten die österreichischen Volksstücke des preisgekrönten Ungengruber, von denen indeß nur die am wenigsten dialekthaltigen die Runde über deutsche Bühnen machten, und jetzt haben wir Gelegenheit, die oberbayrischen Volksstücke zu sehen.

Ohne Frage haben diese Stücke auf dem heimathlichen Boden, dem sie entsprossen sind, ihre fragliche Berechtigung: hier kommt ihnen das unbeschränkte Verständniß entgegen und zwischen Bühne und Publicum herrscht die vollkommenste Sympathie. Anders gestaltet sich die Sache, wenn diese provinziellen Volksstücke in Deutschland spazierengeführt werden. Was ihnen in ihrer Heimath den Zauber unmittelbarer Volksthümlichkeit giebt: das gemaßnt wieder fremdartig in anderen Landschaften, das giebt ihnen ein apartes Interesse, das der überall herumkostenden Liebhaberei willkommen ist: man unterrichtet sich auf der Bühne über ethnographische Eigenthümlichkeiten; man erspart sich die Reisekosten des Touristen und sieht in der pappenen Welt der Coulissen, wie diese Bauern leben, fühlen, denken, was sie für Hochzeitsbräuche haben, wie sie sich in ihren Sennerhütten benehmen: und ein Schneeberg im Alpenglühen, eine Felslandschaft in den hohen Bergen macht uns ohne Hilfe eines Alpenstockes mit den süddeutschen Gebirgen vertraut. Zu dieser Befriedigung der Wißbegierde, die nur ein gewöhnliches Theaterentree kostet, kommt dann noch die Freude am Aparten, dem Volksdialekt, der Naivetät des Volkstons, die sich in jedem Dialekt in anderer Weise ausspricht, aber immer etwas Quellfrisches hat. Es sind dies Elemente des Interesses, die aber nicht streng ästhetisch sich legitimiren können und deshalb abseits liegen von der Bahn, auf welcher das Theater seine Fortentwickelung im großen Stil zu suchen hat. Jedenfalls haben die bayrischen Volksstücke etwas Gesundes und Frisches, wie man dies ja auch den plattdeutschen mecklenburgischen Dramen nachrühmen muß.

Es ist natürlich, daß die Conflicte in den Dorfkomödien dieselben sind, wie in den Salonstücken: Herzensconflicte, allerlei psychologische Wendungen der Neigung bis zur offenen Feindseligkeit, die sich dann wieder in rührender Versöhnung auflöst. Das ist auch der Fall in dem oberbayrischen Volksstück: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau" von Gangshofer und Neuert, mit welchem die reisende Gesellschaft ihren Cyklus eröffnete. Selbst Standesunterschiede spielen hierbei eine Rolle oder wenigstens ähnliche Elemente, wie z. B. die nicht vollberechtigte eheliche Geburt, welche die Heldin Loni in ein nicht ganz ebenbürtiges Verhältniß zu ihrem Liebhaber Pauli bringt. Doch hierin besteht nicht der Conflict des Stückes, sondern in einem Mißverständniß, welches die Loni bewegt, wie die Königin Elisabeth, ihren Geliebten vor allem Volk mit einer Ohrfeige zu tractiren. Doch die Geschichte endet nicht so tragisch: die Liebenden versöhnen sich wieder und zwar ist diese Scene die beste des Stückes und wurde mit großer Naturwahrheit und vieler Anmuth von Frl. Bach (Loni) gespielt; Hr. Albert (Pauli) unterstützte sie darin aufs Wirksamste. Eine gute Charakterleistung war auch der alte Pechlerlehnl des Hrn. Neuert. Alle anderen Rollen und das ganze Zusammenspiel verdienten Lob: malerisch und stimmungsvoll waren die Decorationen, besonders die Alpenscenerie des zweiten Actes.

Im Carolatheater hielt der Offenbach'sche „Orpheus in der Unterwelt" seinen Einzug nicht ohne decorativen Schmuck und mit einem sehr belebten und muntern olympischen Ensemble. Doch fehlte der Darstellung der Hauptrollen der kecke parodistische Humor; der Zeus des Hrn. Serpentin hatte olympische Würde; doch war er zu imposant für die Liebesabenteuer der auf die Tische sich setzenden Fliege und auch die Eurydice des Frl. Göttling, in gesanglicher Hinsicht durchaus lobenswerth, hatte nicht die kecken Allüren, welche diese gefällige Schöne, das Vorbild der schönen Helena und aller anderen vom Offenbach'schen Genie empfangenen Frauenideale, haben muß. Besser war der Orpheus des Hrn. Lamprecht, dieser Wirtwe, der alle Welt, nur nicht seine Gattin zu bezaubern vermag. Ein mephistophelischer Pluto war derjenige des Hrn. Schwartz, während der Prinz Styx des Hrn. Bauer doch allzu pagodenhaft erschien, ohne die durchschlagende Komik der Marionette zu besitzen.

Nach Offenbach kam Raeder, der Dresdner Volkspossendichter, an die Reihe; denn in seiner Criminalposse: „Robert und Bertram" führte sich der Gesangskomiker Hr. Emil Siebert vom Kasseler Hoftheater ein, der früher schon im Stadttheater gastirt hatte. Die Posse hat sehr viel äußerliches Leben und die Gaunerstückchen sind ganz amüsant. Hr. Siebert war ein Spitzbube mit echtem Gaunerhumor und von großer gymnastischer Gewandtheit; Hr. Richter (Robert) stand ihm mit gleicher Behendigkeit zu Seite. Die jüdische Affenrolle wurde mit recht lebendigem orientalischem Colorit zur Anschauung gebracht, wie überhaupt das Stück, besonders in den Scenen athemloser Verfolgung mit einer gewissen Verve gegeben wurde, welche das Publicum in der heiterstenStimmung erhielt.

Rudolf von Gottschall.

Ein bemerkenswerther Fortschritt im Orgelbau.

Für den Musiker vom Fach wie für den Musikfreund aus dem Laienstande hat es jederzeit ein besonderes Interesse, Vergleiche anzustellen zwischen den musikalischen Ausdrucksmitteln, insbesondere den Instrumenten der verschiedenen Zeitepochen. Nur wenige Kunstzweige giebt es noch, die den Fortschritt der Kunst und damit der Kunst-Ausdrucksmittel so ad oculos demonstriren, wie die Kunst des Baues musikalischer Instrumente. Von dem bedeutendsten Organisten des 16. Jahrhunderts Frescobaldi in Rom wird uns erzählt, daß er so berühmt war, daß bei seinem Probespiel in der Peterskirche 30 000 Personen die Kirche füllten und alle von den wundervollen Leistungen des Künstlers hingerissen waren —

und doch, wie kläglich armselig müssen uns die Instrumente jener Zeit erscheinen mit ihrem schwerfälligen Mechanismus, mit der Unbeholfenheit der Verbindung mehrerer Tonreihen, mit dem fast gänzlichen Mangel jedes Wechsels der Klangfarbe und dadurch erreichbarer Mannigfaltigkeit des musikalischen Ausdrucksvermögens. Vor zwei Jahren war in Rom noch keine Orgel, die einem Joh. Seb. Bach zur Ausführung seiner Compositionen — abgesehen von allem andern — nur die nöthige Anzahl Pedal- und Manualtasten hätte bieten können, und doch galt Italien noch lange Zeit als das Wunderland der Musik. Zwei geniale Männer und ihr Anhang waren es in Deutschland, die aus eigenem Antriebe Versuch an Versuch reihten und die Orgelbaukunst zu einer Höhe brachten, welche für lange Zeit, ich möchte sagen, bis heute noch als Muster dasteht. Das waren Eugenio Casparini 1624—1706, in Görlitz †, und Gottfried Silbermann 1683—1753, in Dresden †. In einer voigtländischen Stadt, die sich eine neue Orgel aber nach Silbermann's Muster in diesem Jahre (1881) bauen lassen will, hat der dortige Superintendent allen Ernstes mit den Orgelbauern verhandelt, alles wie Silbermann zu machen; scherzweise hat man auch erzählt, der Orgelbauer solle mit dem Zirkel die Entfernung abmessen, in welcher Silbermann die Nägel in's Gehäuse eingeschlagen hat, um auch dies gerade so zu machen. Jede dieser Orgeln hat ihre vortrefflichen Eigenschaften; sie sind im Wohlklang der Principale und in dem Volklang der Bässe heute noch nicht übertroffen. Waren sie seinerzeit auch das Ideal eines Instrumentes, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Schwerfälligkeit des Register- und Abtractenwerkes oder die ziemlich großen, weit auseinanderliegenden Registerzüge, der schwere Tastenniederfall die Beweglichkeit einzelner Figuren beim Spiel, sowie die Abwechslung in den Stärkegraden, Klangfarben sehr erschweren. Heutzutage will man von der Orgelmusik nicht mehr haben, daß sie monoton in dem einmal gewählten Stärkegrade verbleibe, sondern die Orgelmusik ist mehr und mehr orchestral geworden, muß auf die feinsten Abstufungen des Klangmateriales berechnet werden und dadurch gewinnt die Kunst des Orgelspiels immer mehr an Boden für das musikfreundliche Publicum, ohne dadurch ihrer Würde als Bestandtheil des Gottesdienstes etwas zu vergeben.

Ich habe noch nie zwei Orgeln gesehen, die einander völlig gleich gewesen wären, und Niemand vom Publicum hat eine Ahnung davon, wie schwer es ist für einen Organisten, sich in kurzer Zeit auf einer fremden Orgel zurecht zu finden. Wie umständlich es ist, auf einer großen Orgel nur ein einfaches Crescendo oder nach einem Fortissimo ein Pianissimo herzustellen, — wer es nicht glauben kann, sehe es sich einmal in einer unserer großen Leipziger Kirchen an, — der wird sich wundern, daß man hiersür nicht besondere Vorrichtungen hat. So ließ es denn die bedeutenderen Orgelbaumeister der letzten Jahrzehnte nicht ruhen, auf Mittel und Wege zu sinnen, durch mechanische Hilfsmittel dem Orgelklang mehr Beweglichkeit zu verleihen. Walker in Ludwigsburg, Cavaille de Coll in Paris, Sauer in Frankfurt an der Oder und Ladegast in seinem neuesten mir bekannten Werk in Spandau haben da treffliche Einrichtungen getroffen. Daß auch einer unserer sächsischen Orgelbauer in dieser Hinsicht nicht hintanstehen will, hat in den letzten Tagen das Zusammenströmen der namhaftesten Organisten gezeigt, welche nach Borna kamen, um dort die neue für Greiz bestimmte Orgel mit 40 Registern zu sehen und zu spielen, die Hr. Orgelbaumeister Kreuzbach vollendet und den sich Interessirenden spielbar aufgestellt hat. Hr. Kreuzbach hat es verstanden, alle Fortschritte der Orgelbaukunst in dem Werke von solidester Arbeit zu vereinigen und mit mir haben es alle ausgesprochen, daß in dieser Vollendung selten eine Orgel in hiesiger Gegend gesehen wurde. Der Umstand, daß man während des Spieles leichter einen Fuß als eine Hand frei machen kann, hat zur Anbringung von Ventilen oberhalb der Pedaltasten geführt. Diese haben aber nicht den problematischen Zweck, ganze Windladen oder halbe Manuale einfach mundtodt zu machen, sondern ein Tritt z. B. Piano zieht einige schwache Register der 3 Manuale, der nächste Tritt Forte zieht noch mehrere hinzu, während der andere Tritt Fortissimo alle Register der 3 Manuale, natürlich auch immer die entsprechenden Register des Pedals zieht und durch Aushängen, resp. in die Höhe gehen eines solchen Trittes wird immer die gegentheilige Wirkung erzeugt. Alles, ohne daß dabei die Registerzüge zu beiden Seiten der Manuale bewegt werden. Dann ist noch für jedes Manual ein Sperr-Ventil angebracht, durch welches alle Register des betreffenden Manuals oder des Pedals im Augenblick zum Schweigen gebracht werden können. Soweit wenden diese Verbesserungen auch die obengenannten bedeutenderen Orgelbauer an. Hr. Kreuzbach hat sich nicht damit begnügt, blos seine contractile Schuldigkeit zu thun, davon zeugt, daß er das Pedal noch durch ein nothwendiges schwaches Register vermehrt hat und hauptsächlich noch die Anbringung eines Generalcrescendo und Decrescendo für die ganze Orgel ohne pneumatische Zwischenmaschine. Gewöhnlich haben in dem Falle, daß der Spieler ein Crescendo machen muß, zwei hilfreiche Geister links und rechts von ihm die Register in bestimmter Reihenfolge nach einander zu ziehen, wobei es nicht selten vorkommt, daß Einer doch einmal anstatt die Rohrflöte 4′ die Trompete 8′ in der Eile erfaßt, und soll das sehr schnell gehen, so ist es bei großen Orgeln einfach unmöglich, dann müssen eben ruchweise die Register in größerer Anzahl zugezogen werden. Bei der Orgel des Hrn. Kreuzbach ist das mehr als ein Vergnügen. Ein Niederdrücken des Crescendotrittes mit einem Fuße bringt ohne Fehl dies fertig und der nächstfolgende Tritt wirkt ebenso blos in negativer Weise. Das Crescendo tritt ohne Ruck nach und nach ein, es liegt im Willen des Spielers, es langsam oder schnell wirken zu lassen und da es nicht pneumatisch ist, kann es bei jedem ganz im freien Willen des Spielers liegenden Stärkegrad halten und wieder rückwärts oder später nach vorwärts gehen. Durch diese Hilfsmittel ist es dem Spieler möglich, das ganze Ausdrucksvermögen der Orgel in einer nur von Wenigen gekannten, von vielen aber gewünschten Weise zur Geltung zu bringen; er bedarf nicht erst langer Vorproben, um seine Registrirer einzuüben und die ganze Sache hat noch die gute Seite, daß die mechanischen Vorrichtungen fehlerlos wirken. Der Firma Kreuzbach in Borna verdankt unser engeres wie weiteres Vaterland schon manches schöne Orgelwerk, aber Greiz wird denn doch den Ruhm besitzen, eine der vortrefflichsten Orgeln sein eigen nennen zu können. Vollklingende Principale, sehr sonore Bässe, charakteristisch intonirte Stimmen, z. B. Gambe, Gemshorn, Hohlflöte, Viola d'amour, Cello, Baßhorn 4′, die Vorzüge des in einem Schwellkasten stehenden III. Manuals, alles das für einen mäßigen Preis, zieren sowol die Kunst des Erbauers, wie das Kunstverständniß der Greizer Behörde, in deren Auftrag das Werk ausgeführt wurde.

Man hat sich vielfach im Publicum daran gewöhnt zu denken, Orgelspiel muß langweilig sein, in Orgel-Concerte zu gehen, blos wenn weiter gar nichts anderes mehr geboten wird. Hoffentlich wird das mit der Erbauung noch mehrerer solcher Werke im Laufe der Zeit auch anders. Freilich wird der Wunsch dabei nach Künstlern, die ein solches Werk wirklich zu behandeln wissen, und Kirchengemeinden, die den Werth einer guten Orgel für die Erbauung beim Gottesdienste zu schätzen verstehen, nicht so ganz unterdrückt werden können.

J. G. Zahn.

Bücherbesprechung.

— Memoiren zur Zeitgeschichte von Oskar Meding (Gregor Samarow). Erste Abtheilung: Vor dem Sturm. Leipzig, F. A. Brockhaus 1881. — Der durch seine,

die Vorgeschichte von 1866 und 1870 behandelnden, spannend geschriebenen Zeitromane bekannte Verfasser tritt im vorliegenden Werke mit einer Publication hervor, welche seine politische Wirksamkeit in der Zeit von 1860 bis 1870 zum Gegenstande hat. Das Werk ist auf drei Theile zugeschnitten, von denen der erste, gegenwärtig veröffentlichte die Zeit von 1860 bis 1866 umfaßt, in welcher sich die entscheidende Krisis in Deutschland vorbereitete. Der zweite und dritte sollen das Jahr 1866 mit seinen Kämpfen und dem Untergange des Königreichs Hannover, sowie die Jahre 1867 bis 1870 umfassen, während welcher der Verfasser den König Georg V. in Paris vertrat und Zeuge war der Vorbereitungen für den großen Entscheidungskampf des Jahres 1870. Sachlich hat man es hiernach mit einem Memoirenwerk zu thun, welchem die in der betreffenden Zeitperiode von dem Verfasser bekleidete amtliche Stellung, die ihm nicht nur gestattete, tief in das Getriebe der damaligen Bewegung hineinzublicken, sondern ihn auch mehrfach zum Mithandelnden an bevorzugter Stelle machte, eine besonders werthvolle Bedeutung verleiht. Daß dergleichen persönliche Erinnerungen eines Einzelnen trotz so günstiger Vorbedingungen für seine Beobachtungen und Wahrnehmungen niemals den Anspruch auf absolut historische Bedeutung machen können, hat sich der Verf. selbst nicht verborgen, und als Gründe hierfür richtig angegeben, weil Niemand — auch der höchststehende leitende Staatsmann nicht — im Stande sei, das Ganze der seine Zeit bewegenden Fäden zu übersehen und zu durchschauen, und weil Jeder, der selbstthätig im öffentlichen Leben stand, auch bei dem besten Willen außer Stand ist, sich zu voller historischer Objectivität zu erheben. In diesen Momenten sind ganz treffend die Bedenken gekennzeichnet, welche Staatsmännern, denen vermöge ihrer hervorragenden öffentlichen Stellung in inhaltschwerer, wechselvoller und ereignißreicher Zeit eine gegenständlich bedeutsame, interessante Wirksamkeit beschieden war, es nicht räthlich erscheinen lassen, mit Aufzeichnungen vorzeitig vor das Publicum zu treten. In dem Sinne, wie der Verf. die Herausgabe seiner Mittheilungen aufgefaßt haben will: daß nämlich für das Wie und Warum der großen Ereignisse die unmittelbar persönlichen Eindrücke, welche eine entscheidungsvolle Zeit hinterließ, von hoher Bedeutung sind und daß es ihm wesentlich mit darauf angekommen ist, seine eigene Wirksamkeit gegen mißverständliche oder absichtliche Entstellung zu schützen, hat die Publication seines Werks ihre sachliche Berechtigung und der Leser wird ihm dafür um so mehr sich zu Dank verbunden fühlen, als die guten Eigenschaften, welche den bisherigen Publicationen Samarow-Meding's beiwohnen, vor Allem ein ganz hervorragendes Erzählertalent mit ausgezeichneter Stilistik, auch das gegenwärtige Werk auszeichnen. Der vorliegende Band befaßt sich gegenständlich lediglich mit den sechs letzten Jahren des Königreichs Hannover, in dessen Dienst der Verf. Anfang October 1859, zunächst mit dem bescheidenen Titel eines Assessors bei der Landdrostei zu Hannover, als Preßleiter berufen wurde. Bei dem lebhaften Interesse, das König Georg V., dabei wol seinen englischen Traditionen folgend, der Tagespresse zuwendete und bei dem hohen Werth, welchen er auf die Stimmen der „sechsten Großmacht" — eigentlich die erste, wie er selbst im Scherz gelegentlich einmal bemerkte — legte, erhielt Meding's Stellung bald einen bevorzugten Charakter und brachte ihn in höchst frequenten persönlichen Verkehr mit dem König, sowie mit den obersten Würdenträgern. Anlaß und Gelegenheit zu allerhand interessanten Beobachtungen war da in reichem Maße geboten, auch ein über dem Niveau des gewöhnlichen Beamten selbst der höheren Regionen stehender tiefer Einblick in den Gang der Politik leicht ermöglicht. Der Verf. hat von dieser Gelegenheit nach Möglichkeit profitirt und mit Nutzen gesehen und beobachtet. Was er uns in dieser Beziehung über den Gang der Dinge in Hannover während dieser Zeitperiode giebt, war bruchstückweise mannigfach bereits bekannt; im Zusammenhange und in erschöpfender Uebersicht wird es hier zum ersten Male vor Augen geführt und damit löst sich manches Räthselvolle an dem Verhängniß, das Hannover 1866 ereilte, sozusagen von selbst. Ein Staatswesen, in welchem der Monarch jeden seiner Minister aus Grundsatz mit mißtrauischem Blicke in seinem amtlichen Wirken verfolgt; in welchem die Minister unter sich fortwährend uneins sind und derart gegen einander intriguiren, daß ein Minister den andern in auswärtigen Blättern heruntergerissen läßt; in welchem es demzufolge an allem einheitlichen, leitenden Gedanken und activen Impulsen gänzlich fehlt, hätte in der schweren Krisis, die ihm die Constellation des Jahres 1866 brachte, sich auch bei günstigeren äußeren Verhältnissen kaum aufrecht erhalten können. Daß König Georg V. eine mit hervorragenden Eigenschaften des Geistes und des Charakters begabte, durch umfassendes, vielseitiges Wissen und auch durch Herzenshumanität ausgezeichnete Persönlichkeit gewesen ist, ergiebt sich auch aus dem Bilde, das der Verf. von ihm entwirft; sein Unglück auch für die Erfüllung seines Regentenberufes war sein körperliches Gebrechen, das ihn mit eigenen Augen zu sehen hinderte: das allein erklärt sein, mit seiner ganzen sonstigen Natur schwer zu vereinbarendes Mißtrauen gegen seine Berather. Ueberdies waren viele derselben leider so geartet, daß ein solches Mißtrauen wohl am Platze war; denn viel mehr als König Georg V. waren es einzelne seiner Minister, in erster Stelle Graf Platen, welche das Schicksal Hannovers im Jahre 1866 verschuldet haben. Ganz interessante Einblicke in die Verhältnisse der deutschen Tagespresse während der ersten Hälfte der sechsziger Jahre werden uns durch die Aufzeichnungen des Verf. über seine augenscheinlich im Auftrage der hannoverschen Regierung damals unternommenen Versuche, ein großes deutsches conservatives Preßorgan ins Leben zu rufen, geboten. Wenn er dabei ziemlich deutlich zwischen den Zeilen durchblicken läßt, daß dieser Plan an einem von dem damaligen Commissar für die Angelegenheiten der Leipziger Zeitung mit Zustimmung seines damaligen Chefs, des Ministers v. Beust, auf Wunsch der hannoverschen Regierung abgegebenen Promemoria gescheitert sei, das der Gründung einer einzigen deutschen conservativen Zeitung, die natürlich in Hannover erscheinen sollte, aus äußeren und inneren Gründen entgegentrat, so mag zwar der Verf. dieser Denkschrift, der, so viel wir wissen, von deren Schicksal seinerzeit nie etwas vernommen hat, durch die gegenwärtig von Meding gegebenen Aufschlüsse über eine so tiefgreifende Wirkung seiner Auseinandersetzungen nicht wenig überrascht sein; in der Sache selbst wird ihm die bündigste Rechtfertigung durch die Darstellung, welche Meding selbst von den schon damals in ärgster Zerfahrenheit sich bewegenden Verhältnissen Hannovers giebt. Der wichtigste positive Vorschlag des Promemorias, daß vor Allem ein neues telegraphisches Correspondenzbureau für Deutschland gegründet werden sollte, um sich von dem thatsächlich für die deutsche Zeitungspresse bestehenden Monopol des Wolff'schen Correspondenzbureaus zu emancipiren, ist später, wie das Meding'sche Buch S. 329 f. eingehend berichtet, von der hannoverschen Regierung praktisch in Angriff genommen worden, war aber noch nicht zu voller Ausführung gediehen, als der Zusammenbruch des hannoverschen Königthums erfolgte. Von allgemein geschichtlichem Interesse ist die Mittheilung, welche Meding S. 122 f. über einen Versuch des Kaisers Napoleon III. zu einer Auseinandersetzung mit dem Grafen Chambord über das Anrecht auf den französischen Thron giebt, wobei ein damals am hannoverschen Hofe als französischer Lehrer des Kronprinzen angestellter junger Mann den Vermittler abgeben sollte. Nach Meding's Sachdarstellung scheiterte die Sache an dem Ungeschick und der Saumseligkeit des damaligen hannoverschen Gesandten in Wien.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 52. Donnerstag, den 30. Juni. 1881.

Inhalt: Briefe aus Paris. (Schluß.) — Der Schneckenstein im Vogtlande, von F. Phenn. — Bücherbesprechungen (Histoire de la guerre du Pacifique 1879—1880, par D. Barros Arana. Culturkämpfe in Altengland, von A. Dammann. Das evangelische Pfarrhaus in seiner socialen Bedeutung, von Wilhelm Wiener. Die Weltpost. Der Beobachter, von Dr. Kaltbrunner).

Briefe aus Paris.

(Die große Kunst- und Gemälde-Ausstellung — vulgo der „Salon" — im Industries-Palast in den Champs-Elysées.)

(Schluß.)

Auch an extravaganten Bildern fehlt es im diesjährigen Salon nicht. Folgendes zum Exempel: das sehr umfangreiche Gemälde stellt eine Eisenbahn dar. Ein junges, wie es scheint, von heftiger Verzweiflung ergriffenes Mädchen hat sich quer über die Schienen gelegt im Augenblick, wo ein Zug heranbraust, der ihr unsehlbar den Kopf zerquetschen wird; auf der anderen Seite der Bahn liegen in einem Knäuselde ein offener Sonnenschirm und ein zerknitterter Brief, der vermuthlich das Geheimniß dieses grausamen Selbstmordes enthält. Der Schöpfer dieses Kunstwerkes, Hr. Heiß, würde recht liebenswürdig sein, wenn er uns im nächstjährigen Salon sagen wollte, ob es dem Locomotivenführer gelungen ist, den Zug noch rechtzeitig aufzuhalten, oder ob das junge Mädchen wirklich zerquetscht worden ist. Der Maler Schenk, der ebenfalls kein Feind extravaganter Sujets zu sein scheint, hat eine Heerde Gänse gemalt, die ganz vertieft sind in den Anblick eines Landschaftsgemäldes, das mitten im Felde auf einer Staffelei steht, und das der Maler für einen Augenblick verlassen hat. Auch an rührenden und sentimentalen Bildern ist kein Mangel. Der „Todtengräber" z. B. von Madame Lebrun. Ein kleines Mädchen, das Kind des Todtengräbers, ist in ein eben erst ausgegrabenes offenes Grab hinabgeklettert; ihr Köpfchen ragt aus dem Grabe hervor, an dessen Rande sie eine Blume pflückt. Eine andere Todtengräberscene schildert uns Hr. Jacquin freilich in etwas brutalerer Weise; das Bild heißt: „Après!" Der Todte ist zu Grabe gebracht; die Todtengräber haben die Bahre an der Kirchhofsthüre niedergesetzt; sie wollen ihre Pfeifen anstecken, einer der Todtengräber entzündet das dazu nöthige Streichholz an der leeren Bahre. Hr. Paul Lazerges versetzt uns mit seinem schönen Bilde: „Reisende Araber" unter den leuchtenden Himmel des Orients. Hr. Lehoux stellt eine schön gemalte „Enthauptung Johannes des Täufers" aus. Der Gegenstand ist nicht mehr ganz neu. Die sehr amüsante „Groß-Wäsche" des Malers Gauthier gehört insofern auch mit unter die religiösen Gegenstände, als es eine Klosterwäsche ist. Der auch schon recht oft gemalte „Tod der Agrippina" von Layroub verdient insofern Erwähnung, als das Bild in Bezug auf seine Ausführung zu den besten des diesjährigen Salons gehört. Unmittelbar neben diesem schönen Bilde entdecken wir einen ebensalls ganz vortrefflich gemalten „Hafen von Rouen" von Lapostolet. Eine Episode aus der „Belagerung von Saragossa" von Girardet zieht die Menge gewaltig an; nicht minderen Beifall findet der vorjährige Besuch der drei Präsidenten in Cherbourg bei Gelegenheit der Flotten-Revue, ein officielles Bild, das den Reiz der Actualität für sich hat. Unter den zahllosen Porträts, die der diesjährige Salon enthält, will ich nur zwei anführen: das Bild der Gräfin Potocka von Bonnat, dem berühmten Porträtmaler; obgleich der Vorwurf sehr verführerisch war, denn die Gräfin Potocka, eine geborene Römerin, ist eine sehr hübsche Frau, so hat doch Hr. Bonnat mit diesem Porträt bewiesen, daß er Männer weit besser zu malen versteht als Frauen; die Porträts, die er von den Herren Thiers und Grevy gemalt hat, sind anerkannte Meisterstücke, sein Porträt von der Gräfin Potocka aber ist kein Meisterstück. Das Porträt des Citoyen Rochefort von Manet dagegen erregt Aufsehen. Der berüchtigte Revolutionär war in letzterer Zeit ziemlich vergessen, das Publicum vernachlässigte ihn offenbar; er hat sich vermuthlich mit der Ausstellung seines Porträts eine Reclame machen wollen; das ist ihm auch gelungen; das Bild wird fortwährend von einer neugierigen Menge umstanden.

Gestatten Sie noch die kurze Schilderung einiger anziehenden Genre-Bilder; in dieser Richtung leistet die französische Schule zumeist Hervorragendes, das Talent ihrer Maler bewegt sich auf diesem Gebiet mit besonderer Vorliebe. „Die Leiden des Junggesellenlebens" z. B. ist ein allerliebstes Bild; ein armer Junggesell ist emsig und mühevoll beschäftigt, die verschiedenen kleinen Schäden, die seine Garderobe wie seine Wäsche erlitten haben, wieder gut zu machen. „Ein Doppelgestirn" findet auch ungetheilten Beifall; dieses Doppelgestirn ist durch zwei sehr hübsche junge Mädchen repräsentirt, die sich in einer schönen Sommernacht unter einem leuchtenden Sternenhimmel in der durch hohes Schilfrohr versteckten Ecke eines blauen Sees baden. Die Bewegungen der schwimmenden Mädchen sind sehr graziös. „An coin d'un jardin" ist auch ein ganz allerliebstes Bild: eine junge Andalusierin, auf einer von Blumen umrankten Gartenbank sitzend, vertraut einem alten Kapuziner-Mönch die Geheimnisse ihres Herzens an; diese Geheimnisse scheinen indessen nicht sehr ernster Art zu sein, denn der Mönch reibt sich vergnügt schmunzelnd seine dicken Hände. „Contemplation" ist ein ernstes Genrebild: eine junge Frau ganz in Trauer sitzt am Gestade des Meeres und blickt sinnend auf die unendliche Wasserfläche, die sich vor ihr ausdehnt:

Elle écoute sans entendre et regarde sans voir,

wie Lamartine von einer Dame sagt, die sich in einer ähnlichen Situation befindet.

Wir haben unseren Rundgang durch die Säle der Gemäldeausstellung nun beendet und wenden uns den Sculpturen zu, deren Ausstellung sich zu ebener Erde im großen glasüberdeckten, gartenartig hergerichteten Schiffe des Industries-Palastes befindet. Einem großen wohlbesetzten Büffet gegenüber erhebt sich die gut getroffene Bronzebüste des Präsidenten der Republik, die indeß über eine so ganz materielle Nachbarschaft einigermaßen verwundert scheint; diese Büste ist eingesaßt rechts von einem „Verlorenen Paradies" von Gautherin und links von einer „Alceste" von

Alard, zwei schönen lebensvollen Marmorgruppen. In der Mitte des großen Schiffes, von Blumen umgeben, erhebt sich ein Monument, das die kühne Prätention hat, Shakespeare zu verherrlichen; der große Dichter, wenn er noch unter den Lebenden weilte, würde sich vermuthlich eine solche Verherrlichung verbeten haben. Das Monument sieht von Weitem aus wie ein riesiges Glücksrad; auf der obersten Speiche dieses Rades steht eine kleine Büste von Shakespeare, die übrigen Speichen sind ebenfalls sämmtlich mit Figuren geschmückt, die den Werken des Dichters entnommen sind — das Ganze streift ans Lächerliche. Vor der Büste des Präsidenten der Republik, die ich soeben erwähnte, steht ein „Anakreon" von dem Maler Gérome, der sich plötzlich, allerdings etwas spät, als talentvoller Bildhauer entpuppt. Der Shakespeare-Gruppe gegenüber steht eine andere Gruppe, die viel Aufsehen, aber nicht viel Begeisterung erregt: „Die Vertheidigung von Paris" von Barrias; man findet allgemein, daß der Künstler diese für die Pariser so schmerzliche, wenn auch glorreiche Erinnerung mit etwas mehr Feuer und Poesie hätte darstellen können; es ist ein kaltes Werk, das eben nur schmerzliche Erinnerungen wach ruft, ohne dem Patriotismus zu schmeicheln — und die Franzosen wollen gern geschmeichelt sein! Gustav Doré, der bekanntlich sehr gut zeichnet und auch (aber nicht so gut) malt, hat sich auf der diesjährigen Ausstellung nun auch als Bildhauer producirt. „Christenthum" — so ist die von ihm ausgestellte Gruppe betitelt. Eine barmherzige Schwester trägt in ihren Armen einen verwundeten Soldaten vom Schlachtfelde weg . . . es ist vielleicht eine etwas schwere Last für die arme Schwester! Das Werk ist aber einfach, verständlich und sehr schön in der Gruppirung. „Jakob und der Engel" von Gérard ist ebenfalls eine schöne Gruppe, wenn auch etwas übertrieben melodramatisch; aber der Kampf ist ernst; der Flügelschlag des Engels giebt der Gruppe einen fast epischen Anstrich. Eine „Salammbo" von Idrac ist ein schönes Werk, herrlich ausgeführt. Man findet in dieser Statue die eigenthümliche, verführerische Schönheit, die Flaubert für die carthagineńsische Jungfrau träumte.

Unter den zahlreichen ausgestellten Büsten ist vielleicht die des armen verstorbenen kaiserlichen Prinzen die beste; es ist die einzige bonapartistische Erinnerung auf der ganzen Ausstellung; man fühlt sich beim Anblick dieser Büste unwillkürlich ergriffen von dem traurigen Schicksale dieses armen jungen Prinzen, der einst zu so großen Dingen bestimmt schien. Unter den übrigen Büsten ist namentlich die Schauspielerwelt sehr zahlreich vertreten: eine Büste von der schönen Schauspielerin Croizette vom Théatre Français findet großen Beifall, ebenso eine Büste von der jugendlichen Sängerin Van Zandt von der komischen Oper. Der Bildhauer Carriès hat die sonderbare Idee gehabt, den Kopf des enthaupteten Königs Karl I. von England auszustellen; Blutstropfen quellen noch aus dem abgeschlagenen Haupte hervor. Hamlet würde vermuthlich Hrn. Carriès zu seinem Lieblingsbildhauer gemacht haben. Um uns von dem schauderhaften Anblick dieses abgeschlagenen Hauptes zu erholen, werfen wir den Blick auf eine reizende Mädchen-Statue, „Candeur" betitelt. Der Kopf dieses jungen Mädchens, der mit einem Kranz von Feldblumen geschmückt ist, hat etwas ganz Reizendes, Jungfräuliches; sie scheint der Zukunft zuzulächeln und dem Unbekannten, das ihrer harrt, mit Zuversicht entgegenzugehen. Sollte diese Statue etwa eine Allegorie der französischen Kunst sein, die, wenn auch minder jungfräulich, doch von der Zukunft jedenfalls mehr zu erwarten hat, als ihr die Gegenwart bietet? Mögen ihre Zukunftsträume in Erfüllung gehen! Vielleicht wird uns der nächstjährige Salon schon einen Theil dieser Erfüllung bringen; hoffentlich wird er wenigstens den diesjährigen übertreffen, was unter allen Umständen nicht schwer halten wird.

Der Schneckenstein im Vogtlande.

Von F. Pfenn, Lehrer.

Der Schneckenstein, welcher seinen Namen von den zahlreich an seinem Fuße in Höhlungen und Klüften sitzenden kleinen Schnecken (gegenwärtig ist der Fels und seine nächste Umgebung freilich sehr schneckenarm), nach anderer Deutung von Schöneck, das im Volke Sch'ned genannt werde, erhalten haben soll, erhebt sich im waldigen Gebirge ca. eine Stunde von Tannenbergsthal an der Auerbach-Klingenthaler Chaussee und ungefähr ebensoweit von der Haltestelle Hammerbrück der Chemnitz-Adorfer Eisenbahn.

Man kann ihn, von Norden kommend, von Friedrichsgrün-Hammerbrück und von Tannenbergsthal aus besuchen, in jedem Falle aber bedarf man eines der zu dem Felsen führenden Waldwege kundigen Führers und deren giebt es an dem genannten Orte nicht viele. Wir haben den Felsen zweimal, von Tannenbergsthal und von Friedrichsgrün aus, besucht und dürfen uns darum ein Urtheil über die dahinführenden Wege erlauben. Es sind eben Holzwege und Stege, die gekannt sein wollen. Uns hat der von Friedrichsgrün nach dem Felsen führende Weg noch am besten behagt, obgleich er nicht der schönste ist. Ein größerer Schultknabe aus diesem Orte, der schon mehrere Touristen nach dem einzigen Topasfelsen der Erde geführt, brachte auch uns das letzte Mal dahin. Mit 50 ₰ Trinkgeld war er reichlich befriedigt.

Der Schneckenstein erhebt sich isolirt auf einer kleinen Waldblöße als aufrecht stehender Stock aus dem Glimmerschiefergebirge des oberen Vogtlandes, welches sich als ein wenig breiter Streifen von Tannenbergsthal bis hinauf nach Sachsenberg erstreckt. Durch eine fentrechte offene Spalte ist der Fels in zwei Theile getheilt. Er hat einen Umfang von vielleicht 250 Schritten und erreicht eine Höhe von 17 Meter. Eingehauene Stufen erleichtern seine Besteigung und ein weiter Blick über den Wald hinweg ins Land erfreut dann das Auge. Im Laufe der Zeit hat der Fels vielfache Umgestaltungen erlitten. Angehäufte Bruchstücke, zerschlagen von den Hämmern der Topasjucher, liegen rings umher. Durch zahlreiche, jedenfalls ursprünglich mit Topasen und Bergkrystallen ausgekleidete Höhlungen erhält der Felsen auf seiner Oberfläche ein zerfressenes Ansehen.

Der als besondere Gebirgsart anzuführende Topasfels ist eine Breccie (Breccien sind verkittete, eckige, scharfkantige Gesteine einer oder verschiedener Arten, stets am Fundort gebildet, deshalb fast stets massig, nicht geschichtet) von Turmalinschiefer, dessen einzelne Stücken von Topas nebst Kaolin (Porzellanerde) verkittet wurden. Der Turmalinschiefer besteht aus abwechselnden Lagen von körnigem Quarz und schwarzem Turmalin, wodurch das Gestein ein besonders in abgeschliffenen Stücken recht scharf ausgeprägtes bandartiges Ansehen erhält. Quarz tritt als Hauptbestandtheil desselben auf.

In dieser quarzreichen Turmalinschieferbreccie finden sich Höhlungen, die an den Wänden mit Quarzkrystallen ausgekleidet sind. In diesen Höhlen oder Drusen liegen, theils frei, theils in Kaolin eingebettet, die Topaskrystalle. In Betreff der Durchsichtigkeit sind alle Grade vertreten. Die Farbe derselben ist ein schönes Weingelb, doch finden sich auch solche von dunklerem Gelb bis zum vollständigen Weiß herab. Sie krystallisiren in achtseitigen Prismen von 4 breiten und 4 schmalen Seiten. Pulverisirt man einen Topaskrystall und erhitzt ihn dann im dunkeln Zimmer über einer Spiritusflamme, so bemerkt man ein grünes, bei stärkerer Hitze in Blau übergehendes Licht.

Man theilte die Schneckensteiner Topase — siehe Dr. Köhler's „Beitrag zur Geschichte des Schneckensteins" in Heft 3 der Mittheilungen des Reichenbacher Vereins für Naturkunde vom Jahre 1877 — in Ring-, Hemdknöpf-,

Schnallensteine, Carmosirgut (Steine, welche zur Einfassung eines größeren Edelsteins verwendet werden) und unreines Gut. Die Preise, welche nach jenen Mittheilungen von dem dazu verpflichteten Taxator Joh. Georg Heilmann in Freiberg festgestellt wurden, betrugen für ein Pfund Ringsteine 10 bis 15 Thaler, für ein Pfund Hembehöpfsteine 8 bis 10, für eben so viel Schnallensteine 5 bis 7, Carmosirgut 1½ bis 4 Thaler. Der größte in jenen Mittheilungen erwähnte Topas wog 1½ Quentchen. Im Grünen Gewölbe zu Dresden sieht man Topase von 4 Zoll Länge und 2 Zoll Breite. Wir selbst besitzen 2 Topase von 15 Millimeter Länge und 10 Millimeter Breite, außer mehreren kleineren. In den Zimmern der geologischen Landesuntersuchung von Sachsen zu Leipzig sahen wir vogtländische Topase in Massen. — Wer jetzt nach dem Schneckenstein wandert in der Hoffnung, prächtige Krystalle zu finden, der wird sich täuschen. Zwar wird er Topase finden, aber klein und niedlich. Wenn nicht von Neuem größere Massen des Felsen losgesprengt und auf diese Weise neue Anbrüche bloßgelegt werden, so ist es ein seltener Fund, wenn der Besucher einen schönen Krystall mit nach Hause bringt. Man wird sich oft damit zufrieden geben müssen, den Felsen, diese Seltenheit der Erde, gesehen zu haben.

Der erste Topassucher, der den Werth der Krystalle kannte, war, wie man erzählt, ein Tuchmacher aus Auerbach, Namens Kraut. Aus Furcht vor Strafe wegen des bekannt gewordenen, Jahre lang getriebenen Schleichhandels und gegen eine Belohnung zeigte Kraut das Vorhandensein der Topase am Schneckenstein dem Kurfürsten August II. an, der den Felsen von den Besitzern des Grund und Bodens, Herrn von Trützschler auf Falkenstein, kaufte und 1737 einer eigenen Gewerkschaft überließ.

Die 124 Kuxe zählende Gewerkschaft bestand außer Bürgern von Falkenstein, Auerbach, Schneeberg, Plauen u. s. w. auch aus mehreren Edelleuten und kurfürstlichen Beamten, von welch letzteren der bekannte Minister Graf Brühl genannt wird. Die Zeche war Tagezeche und nannte sich „Königskrone". Die guten Steine blieben bis zur Ablieferung „versiegelt" beim Schichtmeister; später wurden sie beim Bergamte Voigtsberg deponirt.

Ueber die Ausbeute belehrt uns der schon oben erwähnte Beitrag des Herrn Dr. Köhler. Nach demselben wurden im Jahre 1752 außer 28 Pfund 26½ Loth nicht sortirten Topasen an guten Ringsteinen 1 Pfund 16 Loth 2½ Quent (zusammen 237 Stück) und in den Jahren 1767 bis 1772 überhaupt 88 Pfund 8 Loth Topase gewonnen. Außer einem Steiger arbeiteten höchstens 5 Häuer, zuweilen auch nur der Steiger und ein Häuer. Durch Schießen, Schlägel und Eisen wurden die Topase bloßgelegt.

Im Jahre 1800 wurde der Schneckenstein der Bergakademie Freiberg übergeben, welche noch heute Eigenthümerin desselben ist. Jetzt wird der Fels nicht mehr bearbeitet, da der Werth der in ihm eingeschlossenen Edelsteine, welche den ostindischen, sibirischen und brasilianischen nicht gleichstehen, bedeutend gesunken ist. — Eine sehr gute farbige Abbildung des Schneckensteines hängt im „Museum für Naturkunde" zu Reichenbach.

Dem Freunde der Botanik noch die Mittheilung, daß bei Friedrichsgrün, freilich nur vereinzelt, die Krummholzkiefer wächst als Zeugin dafür, daß der Winter hier ein strenger Herr ist, der mitunter auch lange regiert.

Bücherbesprechungen.

Histoire de la guerre du Pacifique 1879—1880, par Diégo Barros Arana. Première partie. Paris, Librairie militaire de J. Dumaine, 1881.

Wenn auch die europäische Tagespresse dem seit 2½ Jahren zwischen den südamerikanischen Schwester-Republiken Chile, Bolivia und Peru mit wachsender Erbitterung geführten Kriege volle Beachtung geschenkt und es nicht unterlassen hat, ihre Leser, zum mindesten über die Hauptbegebenheiten desselben, zeitweilig zu orientiren, so fehlte es doch bisher an einer zuverlässigen und umfassenden Darstellung dieses interessanten Krieges, infolge wovon leicht möglicher Weise gar mancher Zeitungsleser noch immer nicht volle Klarheit darüber zu gewinnen vermochte, bei welcher der beiden kriegführenden Parteien er das Recht zu suchen habe.

Diesem Mangel hat das zuvor genannte Buch des Hrn. Arana in erwünschter Weise abgeholfen. Freilich wol läßt dieser Geschichtsschreiber seine Leser gleich von vorne herein nicht im Zweifel darüber, daß er mit Leib und Seele auf der Seite seines chilenischen Vaterlandes steht, doch tragen seine politischen und militärischen Berichte, wie nicht minder seine Erörterungen volkswirthschaftlicher Natur, so deutlich das Gepräge strenger Wahrheitsliebe und würdevollen Ernstes an der Stirne, daß man ihm gerne vollen Glauben schenkt.

Im ersten Abschnitte seines Buches setzt der Hr. Verfasser die Ursachen des Krieges auseinander und geht hierbei so gründlich in politische und nationalökonomische Details ein, daß der unwillkürlich etwas ungeduldig gewordene Leser sich am Schlusse dieser Abhandlung fast verwundert fragt, wie es möglich war, daß die chilenische Regierung nahezu zwei Decennien lang eine solche Mißachtung von Seite des Nachbarstaates Bolivia ruhig ertragen konnte. Endlich ist aber denn doch das Maß der Geduld in San Jago erschöpft, und mit einer nach so langem Zuwarten um so wohlthuenderen Energie greift der chilenische Staat zum Schwerte, um einen Feind zu bekämpfen (Bolivia und Peru), der ihm an Zahl mehr als doppelt überlegen ist.

Die Landung des chilenischen Obersten Sotomayor mit 500 Mann aller Waffen in dem bolivischen Hafen von Antofagasta (12. Februar 1879) ist die erste Waffenthat des nun beginnenden Krieges, dessen Geschichte Hr. Arana in dem 1. Bande seines Werkes bis zur vollendeten Einnahme der peruanischen Seefestung Arica durch eine vom chilenischen General en chef Baquedano persönlich angeführte Division (7. Juni 1880) fortführt.

Der die militärischen Operationen behandelnde 2. Abschnitt des Buches gehört mit zu dem Interessantesten, was wir seit Langem gelesen haben. Die Beschreibung der Bodenverhältnisse und sonstigen Eigenthümlichkeiten des Kriegsschauplatzes, sowie die Schilderung der Armee-Einrichtungen der drei kriegführenden Mächte lassen an Genauigkeit Nichts zu wünschen übrig, und geradezu meisterhaft sind die in diesem Kriege vorkommenden „leitenden Persönlichkeiten" charakterisirt.

Der Raum gestattet uns nicht, auf die Einzelnheiten des Buches näher einzugehen, wir beschränken uns demnach, nur noch der Friedensorganisation des stehenden Heeres von Bolivia kurz zu erwähnen, welche für uns Europäer viel Erstaunliches hat, wenngleich dieselbe nur eine natürliche Folge der politischen Umwälzungen ist, unter welchen dieser unglückliche Staat seit einem halben Jahrhundert beinahe ununterbrochen zu leiden hatte.

Hr. Arana berichtet uns darüber wie folgt: Die Armee von Bolivia zählte vor Ausbruch des Krieges 2232 Soldaten, welche von über 1000 Officieren besetzigt wurden, unter denen es 22 Generale, 135 Oberste, aber nur 72 Lieutenants gab. Das 540 Köpfe starke Leib-Bataillon des Präsidenten der Republik bestand zu zwei Drittheilen aus Officieren, und der Generalstab des Staats-Oberhauptes zählte 20 Adjutanten, alle im Generals- und Obersten-Range.

S—n. „Culturkämpfe in Altengland, geschichtliche Darstellung von A. Dammann" betitelt sich ein Schriftchen, dessen erster Theil soeben bei C. Bertelsmann, Güters-

loß, erschienen ist und uns die Unduldsamkeit des römischen Ultramontanismus im hellsten Lichte zeigt, wiewol gerade dieser erste Theil des Büchleins sich naturgemäß nur zur Hälfte mit den Anmaßungen des Priesterthums von Rom befassen kann. Denn der erste Abschnitt beschäftigt sich lediglich mit der vorchristlichen Zeit, derjenigen der übrigens humanen und monotheistischen Druiden und ihrem Hauptsitz, der schottischen Insel Jona. Durch die Römer ward deren Macht gebrochen, um gegen 563 ganz zu enden und zwar infolge des Austretens von Kolum oder Kolumba, der auf Grund der Klosterregeln des Orients über 300 Kirchen und Klöster in Irland, Schottland und Altengland gründete. Um diese Zeit erlebte denn auch die sogenannte alte irisch-britische Kirche ihre Glanzzeit, die freilich bald vorüberging, als das Papstthum immer mehr den Presbyterianismus einzuengen wußte. In der letzteren verdrängenden hierarchisch-römischen Zeit haben wir als Hauptstütze des Papstthums im 12. Jahrhundert und Hauptgegner der weltlichen Macht König Heinrich's II. früheren Kanzler Thomas Becket, der zur größten Erniedrigung des Königthums beitrug. Dieses ganze Capitel dürfte zu den lehrreichsten und interessantesten gehören. Der letzte Abschnitt ist den Culdees gewidmet, einer Art Presbyter-Collegien oder Seminare, die indeß von Rom stets als schismatisch bekämpft wurden, da sie eben ihr Wissen rein aus der heiligen Schrift schöpften. Ein im Grunde doch wol entbehrlicher Anhang führt uns die nächsten Nachfolger Kolumba's in der Leitung des Presbyter-Collegiums namentlich auf. Das Büchlein macht einen freundlichen Eindruck, wäre der Verfasser nur chronologisch etwas strenger verfahren.

□ Das evangelische Pfarrhaus in seiner socialen Bedeutung. Von Wilhelm Wiener. Gotha, F. A. Perthes. 3 *M.* — Man kann mit dem Verfasser dieser Schrift über den Titel derselben rechten. Denn thatsächlich enthält dieselbe viel mehr, als sich nach dem Titel vermuthen läßt. Nicht blos vom evangelischen Pfarrhaus und seiner Bedeutung im gesellschaftlichen Leben ist die Rede, sondern von der Stellung der Kirche und der Theologie zur Gegenwart überhaupt, von dem Verhältniß der Religion und der Theologie, der Religion und der Moral, der Kirche und der Schule, und manchen anderen Fragen allgemeiner Natur, die nicht zunächst unter den Begriff des evangelischen Pfarrhauses gehören. Aber diese Erweiterung des Stoffes hat wesentlich ihren Grund in der Tendenz der ganzen Schrift, die sich als ein Wort zur Aufklärung und Verständigung darbietet und sich namentlich mit dem Radicalismus und Liberalismus auseinandersetzt, für den überhaupt evangelisches Pfarramt und evangelisches Pfarrhaus sehr unmöthig erscheinen, wenn er auch vielleicht die großen Verdienste, welche sich dasselbe insonderheit um unsre deutsche Cultur und Bildung erworben, für die Vergangenheit als eine unleugbare Thatsache anerkennt. Eine Auseinandersetzung mit jenen Kreisen hat gewiß ihre Berechtigung, und die frische, gewandte Art des Vers., der unter den Theologen sich als Homiletiker einen Namen erworben hat, die große Vertrautheit desselben mit der einschlägigen Literatur, die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit seines Urtheils, mit dem er neben liebevollem Eingehen auf die Lichtseiten des Pfarrlebens auch seine Schattenseiten nicht verschweigt, machen dies Buch bei seiner weiten Anlage und der Fülle interessanter Themata, die es in seinen Bereich zieht, zu einer für gebildete Laien ebenso, als für Theologen sehr lesenswerthen, anregenden und erfreuenden Lectüre.

—*— Die Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. Die uns jetzt vorliegenden weiteren Hefte bestätigen nur die Ansicht, die wir gleich beim ersten Erscheinen über die erwähnte neue Zeitschrift in diesen Blättern (Wiss. Beil. Nr. 37 von diesem Jahre) ausgesprochen haben. In knapper und anziehender Form wird das Wissenswertheste über den großen Weltverkehr dargeboten und derselbe nach seinen verschiedenen Seiten betrachtet, wie aus dem reichen Inhalte der bis jetzt vorliegenden Hefte hervorgeht. Ganz besonders möchten wir die Aufmerksamkeit auf den Artikel: „Deutsche Ansiedlungen im Bereiche der Atchison-, Tobeka- und Santa Fé-Eisenbahn in Kansas" lenken, der sehr vortheilhafte Perspectiven für Auswanderung nach jenen Gegenden eröffnet. Weiter möchten wir der Beachtung empfehlen die Aufsätze: „Die Niederdeutschen in Südafrika" von Schmidt-Weißenfels; „Die deutsche Auswanderung und der Kaufmann" von Alfred Kirchhoff; „Die Indianer in den Vereinigten Staaten" von Corvin; „Geschichte der deutschen Colonien in Südbrasilien, Provinz Rio Grande do Sul" und „Die Bevölkerungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten" von A. Schroot. Wenn wir andere Artikel unerwähnt lassen, so geschieht es lediglich, weil der Raum verbietet, auch ihrer Erwähnung zu thun. Wer sich über Weltverkehr, Colonisation und Auswanderung schnell und ohne Aufwand vieler Mühe und ohne eingehendere Studien zu machen, unterrichten will, dem können wir die „Weltpost" bestens empfehlen.

—*ψ*—. Der Beobachter. Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute. Für Touristen, Excursionisten und Forschungsreisende. Von Dr. Kaltbrunner. Nach dem vom Verfasser durchgesehenen „Manuel du Voyageur" bearbeitet von E. Kollbrunner. Zürich, J. Wurster u. Cie. geographischer Verlag, 1881. — Erst jüngst haben wir in diesen Blättern (Wissenschaftliche Beilage Nr. 24) des Manuel du Voyageur von Dr. Kaltbrunner Erwähnung gethan und dabei dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß das treffliche Buch, welches trotz des Sammelwerkes von Professor Neumayer in unserer Literatur seines Gleichen suchte, recht bald auch einem größeren deutschen Leserkreise durch eine gute Uebersetzung zugänglich gemacht werden möchte. Schneller nun, als wir vermuthet haben, sind unsere Hoffnungen in Erfüllung gegangen, indem bereits das erste Heft einer deutschen Bearbeitung des französischen Originales uns vorliegt. Obwol der Plan dieses, sowie der Inhalt desselben in der Uebertragung vollständig gewahrt worden ist, so hat sich doch der Uebersetzer nicht sclavisch an dasselbe gehalten, sondern ein wirklich deutsches Werk geschaffen, das zwar im Sinn und Geist des Manuel du Voyageur gehalten, alle die vorzüglichen Eigenschaften desselben besitzt, unter welchen wir namentlich die einheitliche und höchst sorgfältige, dabei alle Gesichtspunkte gewissenhaft berührende Ausführung hervorheben wollen, dabei aber der deutschen Eigenart in allen Stücken gerecht wird. So erhalten wir, nach dem bis jetzt vorliegenden Hefte zu urtheilen, nicht eine mechanische Uebersetzung, sondern eine Bearbeitung in unserer Sprache, welche zugleich die innigste Vertrautheit mit dem vielartig gegliederten Stoffe darthut. Als Uebersetzung, das heißt vom rein sprachlichen Standpunkte, ist die Uebertragung gewandt und frei von allen stilistischen Härten und von unserer Ausdrucksweise fremden Wendungen, so daß das Buch sich nicht nur mit Vortheil studiren, sondern auch angenehm und leicht lesen läßt, ein Vorzug, den man nicht immer selbst deutschen Originalwerken nachrühmen kann. Die Ausstattung des Buches in Papier und Druck ist eine ganz vorzügliche zu nennen. Wir freuen uns stets, wenn der üble Ruf, in dem die deutschen Buchhändler, und nicht ganz mit Unrecht, in dieser Beziehung stehen, Lügen gestraft wird. Wir sind gespannt auf die Fortsetzung des Werkes und werden nicht unterlassen, nach Vollendung desselben, wenn wir uns ein noch besseres Urtheil bilden können, als es nach der uns vorliegenden kleinen Probe möglich ist, auf dasselbe zurück zu kommen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 53. Sonntag, den 3. Juli. 1881.

Inhalt: Entwurf eines Gesangbuches für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königr. Sachsen, von Dr. Meier in Dresden. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musik-Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen (Memoiren zur Zeitgeschichte, von Oskar Meding. Reisebriefe eines Diplomaten, von Charilles. Die Forsters und die Humboldts, von Alfred Dove. Vor zehn Jahren, von Dr. Max Bauer. Saling's Börsen-Jahrbuch 1881—82). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Entwurf eines Gesangbuches für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königr. Sachsen.*)

Von Dr. **Meier** in **Dresden.**

Unter allen Gaben, für welche die versſossene „dankbare" Synode dem Kirchenregimente ihren Dank votirt hat, ist unbestritten die wertvollste und zugleich die populärste der Entwurf zu dem neuen Landesgesangbuche, der, seit langen Jahren nicht blos von Geistlichen, sondern auch von Laien in allen kirchlichen Kreisen lebhaft ersehnt, nunmehr in trefflichster und würdigster Ausstattung vorliegt. Das Bedürfniß eines einheitlichen, auf kirchliche Grundsätze basirten und einem geläuterten ästhetischen Geschmack entsprechenden Landesgesangbuches ist von allen Seiten anerkannt. Auch ein Vertreter der protestantenvereinlichen Richtung sprach auf der Synode den dringenden Wunsch aus, „daß wir zu einem einheitlichen Landesgesangbuch kommen und die unsingbaren Lieder der Aufklärungsperiode überwinden". Wie schwer sich die letztere nicht blos am Glauben, sondern auch an der Poesie unseres Volkes mit ihren salzlosen, verwaschenen Liedern von philisiröser Versſtändigkeit und mit der Verdrängung oder Verstümmelung des echten Kirchenliedes versündigt hat, das hat in jenen Tagen bereits Herder mit classischen Worten ausgesprochen. Keine Poesie hat — wir sprechen damit eine Thatsache aus, die lange noch nicht genug gewürdigt ist — einen so tiefgehenden Einfluß auf unser Volk geübt und eine so reiche, große Geschichte in ihm, als die geistliche Poesie in dem echten evangelischen Kirchenliede. Luther und P. Gerhardt sind populärer als Schiller und Goethe. „Ein' feste Burg ist unser Gott" und „Befiehl du deine Wege" ist in Aller Munde vom gebildetsten bis herab zum schlichtesten Mann aus dem Volke und zu dem alten Mütterchen, das von unsern großen Classikern nichts weiß. Nächst der deutschen Bibel und dem Katechismus Luther's bildet das evangelische Kirchenlied ein Geistesband, das sich, der Allgemeinheit der Religion entsprechend, um alle Stände und Classen des Volkes schlingt. Aus dem Geiste seliger Glaubensfreudigkeit herausgeboren, nicht gemacht, sondern gewachsen, ernsten Lebenserfahrungen entsprungen, ist es der volksthümlichste Ausdruck des deutschen Gemüths in seiner Innigkeit und treuherzigen Einfalt, und redet darum auch so sympathisch zu dem Herzen unseres Volkes. Während es in der classischen Periode unserer Literatur seine Verfallzeit hatte, hat es in der ödesten Zeit unseres Vaterlandes, als die weltliche Poesie keine Kraft hatte, das Herz des Volkes zu erheben, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, seine schönsten Blüthen getrieben, und unser Volk mit seinem köstlichen Trost ausgerichtet in unvergänglichen Liedeskläugen, die nie verklingen werden, so lange unser Volk noch nicht ganz aufgehört hat, das Volk Luther's und Paul Gerhardt's, das Volk der Reformation zu sein. An diesem Schatz hat sich der Rationalismus vergriffen und ihn aus den Gesangbüchern der verschiedenen deutsch-evangelischen Landeskirchen entweder ganz verdrängt oder in oft ganz absurder Weise verstümmelt und entstellt. Was die gebildete Welt an ihren Classikern mit Recht nicht ertragen und als Vandalismus brandmarken würde, Das haben „Wallhorn, Wassermann und Wegschneider", wie man die Verwüster und Verderber des Kirchenliedes witzig genannt hat, an den Classikern unserer Kirche, der kirchlichen Poesie gethan. Darum ist die Aufhebung des Bannes, der auf unsern edelsten geistlichen Sängern geruht hat, wie sie durch die jetzt in verschiedenen Landeskirchen erfolgte Einführung neuer Gesangbücher mit dem Schatz echter kirchlicher Lieder geschehen ist, vom kirchlichen und auch vom ästhetischen Standpunkte aus als eine wirkliche Wohlthat zu begrüßen.

Für die Grundsätze und Gesichtspunkte, welche bei der Bearbeitung neuer Gesangbücher zu beobachten sind, ist vor Allem der Vorgang Bunsen's bahnbrechend und epochemachend gewesen; durch sein im Jahre 1833 zuerst erschienenes Gesangbuch hat er sich bleibende Verdienste um die evangelische Hymnologie erworben. Diese Grundsätze und Gesichtspunkte hat s. Z. der Synodalausschuß im Jahre 1876 treffend in folgenden Worten präcisirt, die auch im Vorwort zu dem vorliegenden Entwurf das Landesconsistorium als den Ausdruck seiner Meinung acceptirt: „Bekenntnißgemäßheit der Lieder ohne spröde Ausschließlichkeit, Würdigung ihrer geschichtlichen Bedeutung und Verbreitung im Bereiche der evangelischen Kirche, sorgfältige Beachtung der ursprünglichen Textgestalt ohne hartnäckiges Festhalten rhythmischer und sprachlicher Härten, Berücksichtigung auch der subjectiven Lyrik in ihren zarten und sinnigen Ergüssen, jedoch mit Ausscheidung alles Spielenden in Gedanken und Ausdruck, Singbarkeit und über dem Allen Auswahl solcher Lieder, die einen wirklich dichterischen Werth haben."

Daß diesen Gesichtspunkten und Grundsätzen der vorliegende Entwurf in allem Wesentlichen entspricht, das wird, wie wir zuverläßlich erwarten dürfen, von einer besonnenen Kritik anerkannt werden. Es ist eine reiffe Frucht gründlichster und sorgfältigster Arbeit, der der Stempel des: „nonum prematur in annum" in besonderer Weise aufgedrückt ist, und für welche insbesondere der wärmste Dank den beiden hochachtbaren Männern gebührt, die ein reiches Maß ihrer Zeit und Kraft diesem Werke aus treuer Liebe zu ihrer Kirche und ihrem Volke in tiefem Verständniß der Bedürfnisse desſelben gewidmet haben. Ohne der Kritik vorgreifen zu wollen, und indem wir uns vorbehalten, auf das Detail des Entwurfs s. Z. näher ein-

*) Entwurf eines Gesangbuches für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königr. Sachsen. Herausgegeben von dem ev.-luth. Landesconsistorium zu Dresden. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

zugehen, fügen wir dem Vorstehenden noch einige allgemeine Bemerkungen zur Beurtheilung des Werkes im Ganzen hinzu.

Was die Disposition des Stoffes anlangt, so ist dieselbe eine durchaus dem innern Gange des christlichen Heils und der Entfaltung des christlichen Lebens entsprechende, insofern die großen Thaten Gottes zum Heile der Menschen, deren Feier die Sonn- und Festtage der Kirche gelten, und die Arbeit der Kirche mit den ihr anvertrauten Gnadenmitteln zunächst berücksichtigt sind, auf diesem Grunde aber der christliche Glaube und das christliche Leben in der ganzen reichen Mannigfaltigkeit ihrer Entwickelung durch die Arbeit und Mühe, den Streit und das Leid der Erde hindurch bis hinaus zum letzten Ziel der christlichen Hoffnung mit dem Lied begleitet werden. Alle Kategorien, die überhaupt in Berücksichtigung kommen können, sind unseres Erachtens vertreten. Nur sind unter den Standes- und Berufsliedern Bergmannslieder vermißt worden, eine Kategorie, die namentlich in Sachsen bei seinem starken Bergbau zu berücksichtigen scheint. Die Kategorie soll ausgefüllt werden nach officieller Versicherung, wenn sich Bergmannslieder von wirklich poetischem Werth finden. Vielleicht existiren solche zerstreut in einzelnen Sammlungen; wenn nicht, so wäre es eine schöne Aufgabe für ein poetisches christliches Gemüth, diese Lücke auszufüllen. Die meisten der uns bekannten Bergmannslieder sind an der Klippe künstlicher, in spielende Allegorie sich verlierender Specialität gescheitert.

Was die Auswahl der Lieder nach den verschiedenen Entwickelungszeiten des evangelischen Kirchenliedes anlangt, so behaupten selbstverständlich die Lieder aus der fruchtbarsten Epoche der evangelischen geistlichen Poesie den Vorrang, aus der Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihren beiden größten Sternen: Martin Luther und Paul Gerhardt. Wie das charakteristische Kennzeichen jedes echten Gedichtes überhaupt ist, daß es in einer allgemein verständlichen und Jedem sympathischen Weise das ausspricht, was verstanden und understanden durch jedes Menschenherz geht, wie dies insonderheit der unvergleichliche Vorzug der Goethe'schen Dichtung ist, so läßt sich auch das echte Kirchenlied als ein solches bezeichnen, das nicht blos der Inspiration des einzelnen Dichters als solchen entspringt, sondern das die Kirche durch ihn und in ihm als ihrem Interpreten angestimmt und das im Glauben der Kirche wurzelnd die Grundlaute des christlichen Bekenntnisses und der allgemeinen religiösen Empfindung ausspricht, in denen sich die ganze Gemeinde auf den verschiedenen Stufen und Standpunkten ihrer einzelnen Glieder begegnet. Dies aber ist unbestritten der Vorzug der Lieder aus der genannten Zeit. Es sind gemeindemäßige Lieder, die nicht blos eine subjective Wahrheit für Einzelne haben, in denen die christliche Empfindung bei aller Tiefe und Innigkeit ein so gesundes Maß innehält, frei von aller Ueberschwänglichkeit, und in denen der Ton edler Volksmäßigkeit so glücklich getroffen ist, daß es jedem Gemeindeglied mit Wahrheit in den Mund gelegt werden kann. In keiner späteren Zeit hat das geistliche Lied in gleicher Weise diesen Ton getroffen, der mit ursprünglicher Kraft aus der Fülle und Tiefe eines in sich gewissen, auf sicherem objectivem Grunde ruhenden Glaubens herausgeht. Daß die Lieder aus der genannten Epoche besonders reich in dem Entwurf vertreten sind und speciell von den zum Gemeingut der ganzen Kirche gewordenen Kraft- und Kernliedern keines fehlt, wie man getrost behaupten darf, wird die Billigung Aller finden, die ein Urtheil über die Sache haben. Solche Tradition im Volke zu erhalten, ist eine heilige Pflicht Aller, die zu Hütern solches Schatzes berufen sind, der zugleich ein kostbarer Schatz unserer Literatur ist. Neben den Liedern aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind besonders aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Lieder der pietistischen Schule zahlreich vertreten, und mit Recht. Es sind unter denselben nicht wenige echte Perlen geistlicher Poesie, voll christlichen Tiefsinns und hohen Schwungs. Unter den Dichtern dieser Gattung ragen hervor Gottfried Arnold, einer der tüchtigsten und edelsten Söhne unseres engeren Vaterlandes, ein Annaberger, Johann Freylinghausen, Friedrich Richter, Jacob Rambach, Gottlieb Woltersdorf, um Anderer zu geschweigen. Ihnen nahe steht ein Dichter der reformirten Kirche, der, mitten aus dem Volke aufgewachsen, ein Bandmacher, eine Fülle lauterster Mystik und tiefer christlicher Gedanken in seine Lieder ergossen hat mit einer bei kindlicher Einfalt großen Beherrschung der Form; wir meinen Gerhard Tersteegen. So wortvoll indessen diese Lieder sind, die namentlich für den inneren Gang des christlichen Lebens, für die tieferen christlichen Seelenerfahrungen einen treffenden, sympathischen Ausdruck und einen Quell fruchtbarster Anregung bieten, sie tragen doch durchschnittlich einen ausgeprägt subjectiven Charakter und sind theilweise mehr Lieder für die Privaterbauung, die Contemplation und Meditation der einzelnen Christenseele, als für die Gemeinde, für die Kirche. Wir müssen daher anheimgeben, ob nicht einzelne Lieder aus dieser Gattung, etwa von Rambach, Woltersdorf und auch von Tersteegen, gestrichen werden könnten; einzelne, für die Kirche bestimmte dürften wenigstens noch mit einem Stern, als für die Privaterbauung bestimmt, zu bezeichnen sein. Mit einer sehr großen Zahl von Liedern vertreten ist auch ein Dichter aus jener Zeit, der zu den fruchtbarsten der Periode gehört, der Schlesier Benjamin Schmolck. Viele seiner Lieder haben sich in der Gemeinde so eingebürgert, daß sie sehr ungern vermißt würden, und in der That hat der Dichter auch eine schöne Gabe christlicher Volksthümlichkeit; von warmem, innigem Gemüth, heimisch zumal in der Welt der biblischen Bilder und Gestalten, schlägt seine Dichtung einen sehr traulichen Ton an, und versteht er namentlich die Festtage des christlichen Hauses mit dem Kranz seiner Poesie zu schmücken. Und es ist ein frischer, ungenehmer Fluß in seinen Liedern, aber freilich hat ihn auch die Leichtigkeit seiner Dichtung verführt, sich zuweilen gehen zu lassen; manche seiner Lieder sind etwas fabrikmäßig gearbeitet, ohne höheren poetischen Werth. Ob nicht auch einzelne von seinen im Entwurf aufgenommenen Liedern ohne Noth entbehrt werden könnten, dürfte unsers Erachtens der Erörterung werth sein. Von den Liedern aus der evangelischen Brüdergemeinde sind mit großer und berechtigter Vorsicht nur die besten aufgenommen, die sich in den gesunden Schranken halten; speciell möchten wir nicht ein einziges von den Liedern des Grafen Zinzendorf missen, dessen Poesie einen ebenso erhabenen Ton mit einem wahrhaft hinreißenden Feuer christlicher Glaubensgluth anzuschlagen, als sie voll traulichster Einfalt zum Herzen des Volkes zu reden vermag. Seinen besten Liedern spürt man die Inspiration eines glücklichen, großen Augenblicks mit packender Gewalt ab. Und diese besten Lieder, von denen manche zu den Lieblingsliedern des christlichen Volkes gehören, sind hier gesammelt. Im vollsten formellen Gegensatz zu diesen Liedern stehen aus derselben Zeit die Gaben christlicher Poesie von der Hand eines Mannes, der zu den edelsten und besten Freunden unserer Nation zählt, in welchem speciell die Eigenthümlichkeiten unseres sächsischen Volksstammes sich charakteristisch rein und schön ausprägen, wir meinen Christian Fürchtegott Gellert. Wir glauben, eine allgemeine Erfahrung auszusprechen, wenn wir behaupten, daß man mit dem wachsenden Leben und mit den zunehmenden ernsten Erfahrungen gerade die geistliche Poesie Gellert's immer besser würdigen lernt. In der Schlichtheit und Schmucklosigkeit seiner Sprache, ja in dem zuweilen gar nüchternen Ton seines Liedes liegt eine viel größere Wahrheit und Tiefe der Empfindung, als in manchem Lied von großem Pathos und hochtönenden Worten. Zu welchem Schwung und welcher Kraft der Sprache sich übrigens auch Gellert's Poesie erheben kann, beweisen

namentlich seine Festlieder. Daß zumal in einem sächsischen Landesgesangbuche die Lieder seines populärsten und ehrwürdigsten geistlichen Sängers möglichst vollständig vertreten sind, verlangt schon die Pietät gegen den Mann, der durch den sittlichen Adel seiner geweihten Persönlichkeit und die Lauterkeit seines Christenthums von unendlichem Segen für unser Volk gewesen ist und noch ist.

Daß auch das 19. Jahrhundert seine Psalmen hat und daß gerade die nationale Erhebung mit dem Anfloß, den sie zu einer religiösen Erneuerung gegeben, auch dem Kirchenliede einen neuen Aufschwung verliehen, das bezeugt eine ganze Reihe edler Namen, die in unserem Gesangbuch aus dieser Zeit vertreten sind. Obenan nennen wir die Dichter unserer besten patriotischen Lieder, die mit dem Feuer der nationalen Begeisterung auch die heilige Flamme der Religion in den Herzen unseres Volkes entzündet haben, ebenso treue Freunde des Vaterlandes als der Kirche: Ernst Moritz Arndt und Max v. Schenkendorf. Ihnen reiht sich Friedrich Rückert mit einem köstlichen Adventslied an, in welchem der Ton des Kirchenliedes so glücklich getroffen ist, wie von wenigen neuern Sängern; leider ist's das einzige geistliche Lied von ihm. Die bekanntesten Namen aus diesem Jahrhundert, die außerdem sich im Entwurf vertreten finden, sind Albert Knapp, Philipp Spitta, Julius Sturm, Victor v. Strauß. Wir verdanken ihnen sehr werthvolle Gaben, zum Theil wirkliche Perlen des Liederschatzes. Besonders reich ist Albert Knapp vertreten, und mit Recht. Er ist ein gottbegnadigter Sänger; nicht wenige seiner Lieder sind echte Psalmentöne, aus dem Glauben der Väter heraus und in der Sprache unsers Jahrhunderts. Daneben sind freilich auch manche mattere Klänge, die wol entbehrt werden könnten.

Bei der Behandlung des Textes der Lieder, namentlich aus älterer Zeit, ist unter Berücksichtigung der hierüber in der neueren Zeit zu allgemeinerer Geltung gekommenen Grundsätze mit großer Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke gegangen worden. Daß wirkliche Härten in Sprache und Rhythmus, Ausdrücke, die uns geradezu unverständlich geworden sind oder sich mit dem allgemeineren Geschmack absolut nicht vertragen, nicht beibehalten werden können, namentlich wenn sich's um Lieder handelt, die gesungen werden sollen, darüber kann kein Zweifel sein. Es würde dies zu einer im Gottesdienst zumal unerträglichen Unwahrheit führen. Die Aenderungen aber sind mit möglichst schonender Hand vorgenommen worden. Ueber das dabei beobachtete Maß werden freilich die Ansichten sehr getheilt sein. Es wird die Aufgabe der Kritik sein, darüber eine Verständigung wenigstens bis zu einem gewissen Grade herbeizuführen.

Nicht minder werden die Ansichten über die Zahl der Lieder auseinandergehen. Der Entwurf zählt 899 Lieder, d. h. nicht so viel, als verschiedene Gesangbücher in unserem Lande, die zu den relativ besten gehören, und wenig mehr als z. B. das wol in unserem Lande verbreitetste Dresdner Gesangbuch, das 878 enthält und in der gewöhnlichen Ausgabe sehr handlich ist. Daß der Entwurf eine Partie Lieder enthält, die entbehrt werden können, wird von keiner Seite in Abrede gestellt, und daß bei der Schlußredaction des Gesangbuches die Streichung einzelner Lieder vom Landesconsistorium vorbehalten ist, geht aus dem Vorwort hervor. Mit Recht ist aber auch in demselben gegen eine umfassende Beschränkung der Grund geltend gemacht worden, daß das Gesangbuch nicht blos für die öffentliche, sondern auch für die Hausandacht bestimmt ist. Das Gesangbuch zählt zu den besten Hausfreunden des evangelischen Volkes und ist nächst der Bibel sein liebstes Erbauungsbuch; ja fast noch mehr, als aus der Bibel selbst, holt es sich aus ihm Trost, Stärkung und Erquickung. Für diesen Zweck muß eine reiche Auswahl getroffen werden, um der Privaterbauung den ihr nöthigen Reiz der Mannigfaltigkeit zu geben; und hat Gott einmal insonderheit unserer lutherischen Kirche so viel fröhliche Liederzungen geschenkt und sie mit einem so reichen, überströmenden Quell geistlicher Poesie gesegnet, so soll man doch auch diese kostbare Gabe in vollen Zügen genießen und aus dem Lebensquell reich und tief schöpfen. Wir freuen uns der unendlichen Mannigfaltigkeit in all' den herrlichen Gaben unserer classischen Literatur und genießen sie zu immer neuer Erhebung und Erquickung, so wollen wir's auch thun mit dem Blüthengarten heiliger Dichtung! Das Leben mit seiner Arbeit und Mühe und nicht minder mit seinem Glück braucht viel Poesie für den guten und für den bösen Tag. Und da ein Gesangbuch nicht für Diejenigen gemacht wird, welche es nicht brauchen, die freilich erfahrungsgemäß bei Einführung neuer Gesangbücher nicht selten die meiste Opposition machen, sondern für Diejenigen, welche es wirklich bedürfen, für Erbauung suchende Christen, diese aber zumeist mit dem Liederschatz unserer Kirche bereits mannigfach vertraut sind, und da jeder von ihnen seine Lieblinge hat, die er im Gesangbuch sucht, so muß auch um deswillen ein volles, reiches Maß geboten werden.

Was schließlich den Anhang anlangt, so beschränken wir uns darauf, ein Desiderium zu erwähnen, dem in der Synode ein ehrwürdiger Mund beredte Worte geliehen, daß nämlich ein kurzer Abriß der Reformationsgeschichte demselben beigefügt werde, wie dies in verschiedenen Gesangbüchern der Fall ist. Wir geben zu, einen solchen auf wenigen Seiten zu geben, ist nicht leicht. Aber es kommt auf die Probe an; handelt sich's doch auch nur um die erste schöpferische Periode der Reformation. Eine knappe, frisch und volksthümlich gehaltene Darstellung ihres Ganges von 1517 bis 1530 würde gewiß viele dankbare Leser im Volke finden, das sich immer wieder gern die großen Gestalten und mächtigen Ereignisse jener Jugendtage unserer Kirche vergegenwärtigt.

Daß das Gesangbuch nicht zwangsweise eingeführt werde, darüber herrscht allgemeines Einverständniß, aber in seiner großen innern Tüchtigkeit und Gediegenheit liegt eine zwingende Kraft, daß es sich, wenn auch vielleicht durch manche Schwierigkeiten hindurch, sicher Bahn brechen wird. Wir können nur dringend alle Freunde der Kirche einladen, sich den Genuß eines tieferen Einblickes in dieses köstliche Buch, einen wahren duftenden und grünenden Sängerhain, zu verschaffen, aus dem ein herrlicher Liederchor lieblich und wieder gewaltig, in hohem Schwung und wieder in schlichter Einfalt Einem entgegenschallt. Welche Fülle von Dichtergaben, welche Mannigfaltigkeit der verschiedensten Stimmen und Stimmungen, und doch Ein Geist, der durch das Ganze hindurchgeht! Hier ist eine wahre gesunde Union vertreten; Lutheraner, Reformirte, Herrnhuter, auch ein Katholik, Johann Scheffler (Angelus Silesius), ein hochbegabter, origineller Sänger, Männer und daneben edle Frauen aus den verschiedensten Ständen bis hinauf zum Fürstenthrone, darunter auch Fürsten im Reiche des Geistes, und von dem verschiedensten religiösen Charakter begegnen sich hier im Preise des Einen Gottes und Heilandes, eine edle, erlauchte Schaar! Durch Schuld einer Zeit, die freilich auch damit meinte, Gott einen Dienst zu thun, waren viele dieser Stimmen im Gottesdienst der Gemeinde fast ganz verstummt, aber doch war die Gemeinde ihrer schönsten Klänge beraubt, darum freuen sich Alle, welche ein Herz für die Kirche und für die heilige Poesie haben, daß die edlen Sänger, die zu den besten Freunden und Tröstern unseres Volkes zählen, aus diesem geistigen Exil wieder zurückkehren in die „schönen Gottesdienste", zu deren schönstem Schmuck geistgesalbte, aus dem Glauben geborene Lieder gehören, in denen die Gemeinde mit Einem Munde Gott im Himmel preist „soweit die deutsche Zunge klingt". Daß wir bei aller kirchlichen Zerrissenheit dieser Einheit vor Gott uns freudiger bewußt werden, dazu soll und wird, Gott gebe es, auch dieses theure, vortreffliche Werk mithelfen!

Leipziger Theater.

Die Firma: Ludwig Ganghofer und Hans Neuert, welche die wandernden Schauspieler des Münchener Gärtnerplatztheaters mit oberbayerischen Volksstücken versorgt, hat außer dem „Herrgottschnitzer von Ammergau" auch noch ein Volksschauspiel: „Der Prozeßhans'l" verfaßt, welches sich erfolgreicher bewährte als das erste Stück und das eigentliche Repertoirestück des Münchener Gastspiels geblieben ist. Offenbar ist von den beiden Verfassern Ludwig Ganghofer der eigentlich schöpferische Poet, während Hans Neuert, welcher in diesen Stücken die Hauptrollen spielt, für theatralische Einrichtung, für wirksame Zuspitzung der Austritte und der Acte und für die Belebung der Scene mit Gruppen, Tableaux und decorativem Aufputz thätig ist, sowie er gewiß dem Autor manche jener Nuancen an die Hand gegeben hat, die, für die Lectüre unscheinbar, für die Darstellung oft nicht wenig ins Gewicht fallen.

„Der Prozeßhans'l" ist nicht arm an solchen Nuancen und auch im Uebrigen ein ganz effectvolles Stück, man könnte sagen, ein bäuerliches Sensationsstück, in dem an Stelle der Stürme und Gewitter, welche die Räuber-, Ritter- und Geisterstücke unsicher machen, herunterstürzende Lawinen treten; doch trotz dieser Effectscenen und der zahlreichen in die Handlung verwebten Genrebilder gewinnt diese dadurch einen festen Zusammenhang, daß in ihrem Mittelpunkte ein gutgezeichnetes Charakterbild steht, welches nur im letzten Act durch die moralischen Tendenzen der Autoren etwas abblaßt; denn die meisten Bühnendichter glauben nicht ruhig schlafen zu können, wenn sie ihren Helden nicht in den üblichen vier oder fünf Acten durch die Dressur der von ihnen erfundenen Schicksale einen Charakterfehler abgewöhnt haben. Die Manie der Bekehrungen spukt einmal in der Welt der Coulissen und fast jede Komödie ist eine Komödie der Besserungen. Dadurch tritt aber das Theater in offenbaren Gegensatz gegen die Lebenswahrheit der realen Welt; denn hier zeigen sich die Charaktere in ihren Hauptzügen als unverbesserlich, besonders wenn die weiche Biegsamkeit der Jugend nicht mehr diesem oder jenem von außen kommenden Druck nachgiebt. Ein „Prozeßhans'l" in einem oberbayerischen Dorfe würde ein Prozeßhans'l bleiben, wenn ihm die niedergehende Lawine selbst auf den Kopf gefallen wäre; er würde nach dieser kleinen Störung bald wieder der Alte sein; im Stücke muß er sich bessern, damit die Zuhörer befriedigt nach Hause gehen.

Der starrköpfige Bauer hat übrigens eine gewisse Aehnlichkeit mit dem „Erbförster" von Ludwig, wenigstens darin, daß er auch meint, das Gesetz könne ihm nichts anhaben und er müsse seinen Willen durchsetzen. Bei einer Gemüthsnatur, wie der Erbförster, bei einem Mann, der sich stets in patriarchalischen Verhältnissen bewegt hat, ist dies leicht begreiflich; aber daß ein Prozeßhans'l so gering von den Paragraphen des Gesetzes denkt, ist schwerer verständlich; denn dieser muß doch, um seinem Namen Ehre zu machen, fortwährend bei den Advocaten und Gerichten antichambrieren, und wenn er sich erst von einem andern die Gesetze muß vorlesen und auslegen lassen, wenn er dann dem Gesetz gegenüber doch seinen Willen durchsetzen will, so nehmen diese Vorgänge ihm ja den Nimbus des „Prozeßhans'l"; ein solcher Rabulist muß mit allen Paragraphen des Gesetzbuches genau Bescheid wissen und wird sich gewiß hüten, irgendwo hineinzukriechen, wo ihm gar keine Hinterthür mehr offen steht. Der Held des Ganghofer'schen Stückes, Lahndorfer, der das gefauste Schutzholz niederschlagen läßt, obschon er sich überzeugt hat, daß er dadurch gegen die Bestimmung des Gesetzes verstößt und bei dem Niedergang einer Lawine in Strafe verfallen muß, ist kein prozeßwüthiger Bauer mehr: das ist einer jener trotzigen Naturmenschen, wie wir sie in vielen Dorfgeschichten finden, welche in ihrer despotischen Selbstherrlichkeit vermeinen, daß sie sich um das Gesetz gar nicht zu kümmern brauchen.

Dadurch ist aber in der entscheidenden Hauptbegebenheit des Stückes der Hauptcharakter etwas aus den Fugen gegangen.

Die beiden hier zur Aufführung gekommenen Dorfkomödien haben übrigens, so sehr ihr Colorit ein deutsch-provinzielles ist und so sehr gerade die Localfarbe zu ihren Hauptvorzügen gehört, immerhin nach einer Seite hin eine auffallende Aehnlichkeit mit den neufranzösischen Stücken. Die eigentliche dramatische Action dreht sich um den fils naturel oder um die natürliche Tochter. Das läßt man sich von der deutschen dramatischen Salonmuse nicht gefallen und das ist ein Vorrecht der Dialektstücke, welches in der bayerischen Hauptstadt um so mehr Geltung finden muß, als bekanntlich dort das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen von allen deutschen Hauptstädten sich für die letzteren am ungünstigsten stellt. Der „Prozeßhans'l" muß sich zu einem unehelichen Sohn bekennen, dem Toni, den er zeitlebens verleugnet hat und die „Boten-Lisl", die Mutter, hat diesem Toni stets gesagt, er solle für seinen todten Vater beten. Toni liebt nun des Lahndorfers Tochter Burgl, bis diese sich auf einmal als seine Schwester enthüllt. Toni ist auch das unglückliche Opfer der durch den Eigensinn des Lahndorfer niedergehenden Lawine; dem Todtgeglaubten gegenüber giebt der Alte vor allem Volk sein Incognito als Vater auf. Toni aber findet für seine verunglückte Liebe zur Schwester einen Ersatz in der Neigung, welche die reiche Bauerstochter Resl, die ihn bisher etwas im Stil der Donna Diana behandelt hat, ihm zuwendet. Auch sie verräth ihre Liebe an der Bahre, auf welcher der Schwerbetäubte hereingetragen wird, so daß die Lawine ihrem Opfer zugleich zu einem Vater und einer Braut verhilft.

Während der erste und letzte Act des Stückes vorzugsweise durch Genrebilder ausgefüllt werden, jener durch das oberbayerische Wirthshausleben, das Kegelschieben, an dem sich auch die Mädchen betheiligen, dieser durch Umzüge mit dem Wasservogel und ähnliche abseits von der Haupthandlung liegende scenische Episoden, enthält der zweite und dritte dramatische Scenen, die wenig hinter den gepriesenen Hauptscenen der Anzengruber'schen Muse zurückstehen. Namentlich mundet die Liebesscene zwischen der Burgl und dem Franz wie ein Trunk frischen Quellwassers; auch war die Darstellung durch Frl. Bach, die eine sehr anmuthende Naivetät besitzt und ergreifende Accente mit Glück aufzusetzen weiß, und durch Hrn. Otto Beck eine treffliche. Die große Scene mit Lahndorfer spielte Hr. Albert als Toni mit kräftigem, warmem Gefühlston. Lahndorfer selbst wurde von Hrn. Neuert, dem Mitverfasser des Stückes, gegeben: die Hauptscenen mit Toni, mit Franz und Burgl, die Scene des Lawinensturzes und die an der Bahre des Sohnes brachte er recht wirkungsvoll zur Geltung. Gleichwol konnte der Zwiespalt, der im Charakter selbst liegt, nicht ohne Einfluß auf die Darstellung der Rolle bleiben. Hr. Neuert war ganz der Prozeßhans'l und wurde in seiner Darstellung der Bezeichnung des Charakters durch den Titel des Stücks vollkommen gerecht; doch da auch der Trotz des autonomen Bauernthums in der Rolle sich geltend macht, so glaubten wir, daß dieselbe noch mit mehr Energie, mit mehr fester, selbstgewisser Haltung gespielt werden könnte. Ein treffliches Charakterbild war die Boten-Lisl des Frl. Schönchen. Die Resl wurde von Frl. Truhardt in ihrem anfänglichen Hochmuth und ihrer späteren liebevollen Hingebung anmuthend dargestellt.

Wenn die Mehrzahl der Gestalten, sowie die Hauptverwicklungen des Stückes mit geringen Modificationen auch in höheren Kreisen sich wiederfinden könnten, so ist dagegen eine originelle, aus dem Dorfleben herausgeborne Gestalt der Gemeindediener Schlaucherl, und gerade die Zeichnung dieses Charakters spricht für das Talent der Verfasser. Sie fand in Hrn. Dreher eine gelungene Wiedergabe. Die obrigkeitliche Ueberhebung dieses gemüthlichen Trunkenbolds und die Naivetät, die er bei Ausübung seines Amtes zur

Schau trug, machten in dem Spiel dieses Darstellers einen sehr ergötzlichen Eindruck. Im Uebrigen hat Hr. Hofpauer, der Leiter des Unternehmens, der den pfiffigen Kohln-Simmerl charakteristisch spielte, mit dem Ensemble und den Arrangements dieser Dorfstücke Ehre eingelegt. Die Volksscenen gingen gut zusammen und es war Alles auf den Ton schlichter Einfachheit und Natürlichkeit gestimmt. Der provinzielle Dialekt, gegen dessen Ueberwucherung auf der Bühne wir uns neulich erklärten, bot nur in den Ensemblescenen dem Verständniß einige Schwierigkeiten: der „Prozeßhans'l" fand noch lebhafteren Beifall, als der „Herrgottschnitzer von Ammergau": das Stück ist in den großen Scenen noch effectvoller ausgearbeitet.

Im Carolatheater sahen wir ein neues Lustspiel, das am Berliner Stadttheater mit Erfolg in Scene gegangen war. Das Stück führt den Titel: „Ein Lustspiel aus dem Leben" und gehört jenem jetzt üblichen flotten Lustspielgenre an, dessen Komik so wenig als möglich zu Athem kommen läßt. Der Verfasser Wilhelm Mejo, ist Schauspieler in Berlin und sein Stück hat natürlich alle Vorzüge, welche den dramatischen Dichtungen nicht fehlen, die von Schauspielern herrühren: geschickte Verwerthung komischer Motive, die sich auf der Bühne wirksam erweisen, all die kleinen Männchen und Mätzchen, welche im Lustspiel oft mehr einschlagen als solide Charakterzeichnung, Steigerung der Verwickelungen nach den Actschlüssen hin und einzelne Handhaben, mit denen der Darsteller etwas machen kann. Natürlich wirbeln im Atelier eines dichtenden Schauspielers, noch mehr als in demjenigen anderer heutiger Lustspielpoeten, unzählige dramatische Atome aus anderen Stücken herum, die er hascht, ohne es sonderlich zu merken und da bei derartigen Productionen der Bühnenroutine die Eigenart des Stils fehlt, das Gepräge eines originellen Dichtergeistes, so gemahnen viele Scenen als sehr bekannt und bei einigem Nachdenken weiß man sie auch unterzubringen an der rechten Stelle, man besinnt sich dann leicht auf ihre Originale.

Uebrigens wollen wir dem Mejo'schen Stück keineswegs nachsagen, daß es sich durchaus in ausgefahrenen Gleisen bewege: einige dramatisch ausgebeutete Einfälle sind ganz originell. So z. B. die Photographie nach dem Leben, von welcher das Stück den Titel hat, die Skizzen, mit denen der Gelegenheitsdichter nach den Angaben des Hrn. v. Pritzelwitz die Ereignisse photographirt, die sich vor unseren Augen zutragen, vor allem der unglückliche mit einer wichtigen Nachricht ausgerüstete Bote, der Buchhalter Lehmann, der für einen Strumpfwaarenhändler gehalten und ehe er sich verständigen machen und seinen wichtigen Auftrag ausrichten kann, stets fortgemaßregelt wird. Diese beiden Rollen, der Dachstübenpoet alter Schule mit seiner kaum durch etwas Selbstgefühl gehobenen Schüchternheit und der seestädtische Geschäftsmann, der sich mit echt hanseatischem Dialekt anklündigt, ohne daß die Visitenkarte, die er abgiebt, je respectirt würde, fanden in den Herren Lehmann und Wander komisch wirkende Darsteller.

Doch das sind nur Episoden: die Haupthandlung spielt zwischen Else Sander, Hrn. v. Pritzelwitz und Hrn. Philipp Barbeleben, das heißt, zwischen einem Mädchen, welches den ihr bestimmten Vetter sehr wenig liebenswürdig findet oder vielmehr zu finden glaubt, und sich erst mit ihm aussöhnt, als er verspricht, seine Heirathsansprüche aufzugeben, welches sich dann in aller Eile mit einem Cavalier sehr problematischer Art, dem Hrn. v. Pritzelwitz, aus dépit amoureux verlobt, als sie vermuthet, daß auch Philipp eine andere Neigung hegt, und zwischen diesem jungen Manne von Lande und jenem Helden des Jockeyclubs. Im Grunde hat Else eine schlimme Wahl; denn wenn wir auch an die Solidität des Vetters, der weit gescheidter ist als er aussieht, glauben, so macht er doch gerade nicht den Eindruck eines herzgewinnenden jungen Mannes, und der andere, der wenigstens amüsant ist und einige drollige Einfälle stets auf Lager hat, ist denn doch von einer so geckenhaften Haltlosigkeit, daß man gar nicht begreift, wie Else auch nur einen Augenblick sich an diesen Strohhalm klammern konnte. Die Else war übrigens eine Leistung des Frl. Berger, die im Kecken und Resolnten ebenso gut ausgearbeitet war, wie in dem sentimentalen Theil der Rolle, wo Else nämlich viel zu weinen und lange Monologe zu halten hat. Der Hr. v. Pritzelwitz des Hrn. Haenseler war eine recht ergötzliche Figur und wurde bei aller Fadheit doch nicht widerwärtig. Ebenso brachte Hr. Richter seinen charakterfesten und tüchtigen Gutsbesitzersohn ohne Uebertreibung der ländlichen Simplicität gut zur Anschauung, sowie Hr. Praeger den keineswegs sicher gezeichneten Commerzienrath Sander und Frau Richter-Nauen die anspruchsvolle Schwester Babette.

Das Stück, das vom dritten Act ab in seinem Fortgang etwas unwahrscheinlich wird und ebenso in einzelnen Scenen an Längen wie in anderen an Ueberstürzung leidet, hat doch auch viele amüsante Partien, welche das Publicum sichtlich erheiterten und mag, mit dem bescheidenen Maß der jetzt üblichen Lustspielschwänke gemessen, immerhin eine Berechtigung zur Aufführung in Anspruch nehmen können.

Rudolf von Gottschall.

Musik-Bericht aus Dresden.

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, hat die kgl. Oper schon ihre Ferien angetreten, deren Repertoire morgen, mit Wagner's Tannhäuser, für diesmal abschließt. Die letzten Tage brachten uns noch Bizet's Oper Carmen, Goldmark's Königin von Saba und Gounod's Margarethe in trefflichen Besetzungen und können wir nicht umhin, namentlich der Vertretung der Titelrolle der zuletzt genannten Oper durch Frl. Malten als einer hervorragenden Meisterleistung zu gedenken. Das künstlerische und geistige Wachsthum von Frl. Malten ist ein immer noch im Fortschreiten begriffenes. Hiervon legte wieder die gestern von ihr gegebene Margarethe einen glänzenden Beweis ab, in der sie als Schauspielerin nicht minder rührend und ergreifend wirkte, wie durch den zum Herzen dringenden Klang ihrer schönen Stimme und die Innerlichkeit ihres, trotz aller dramatischen Wahrheit und Leidenschaft, doch nie über die Grenze des Schönen und Maßvollen hinausschweifenden musikalischen Vortrags. — In einigen Tagen schließt auch das kgl. Conservatorium seinen Jahrescursus, um seine Schüler und Schülerinnen auf einige Wochen in die Ferien zu entlassen. Die drei den Vacanzen alljährlich vorhergehenden Prüfungsconcerte fanden bereits am 21., 23. und 25. Juni im Börsensaale vor einem zahlreichen Publicum statt und brachte das erste derselben besonders die vortrefflichen Leistungen der Orchesterclasse, das zweite vorzugsweise Vorträge der für den Sologesang ausgebildeten Schüler und Schülerinnen, das dritte endlich die ganz ungewöhnlichen Leistungen der durch Hofkapellmeister Wüllner zu dieser Höhe emporgehobenen Chorgesangsclassen zu Gehör. Möge das Institut in der bisherigen Weise zu wachsen und zu blühen fortfahren.

Dresden, 29. Juni 1881.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

— Von den „Memoiren zur Zeitgeschichte" von Oskar Meding (Gregor Samarow), welche im Verlage von F. A. Brockhaus erscheinen und deren erster Theil: „Vor dem Sturm" in diesen Blättern bereits (vergl. Nr. 51) Besprechung gefunden hat, ist unlängst unter dem Titel: „Das Jahr 1866" die zweite Abtheilung zur Ausgabe gelangt. Dieselbe ist schon gegenständlich die Auf-

merksamkeit der politischen Kreise wie des gebildeten Publicums überhaupt in noch höherem Grade auf sich zu ziehen geeignet, als der erste Theil, zumal der Verf. durch seine hervorragende amtliche Stellung und sonst in der Lage war, vielfach selbst thätig mitzuwirken in der Action jener denkwürdigen Zeitepoche. Er schildert uns zunächst die Zustände und Verhältnisse in Hannover und speciell vom dortigen Hofe unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges: die österreichischen und preußischen Werbungen um dieses Land; das Doppelspiel der französischen Politik gegenüber Oesterreich und Preußen; die Reise des Grafen Platen 1866 nach Berlin und die diplomatische Sendung des Verfassers nach Kassel im Mai dieses Jahres, um den Kurfürsten zu einer gemeinsamen Neutralität mit Hannover für den bevorstehenden Krieg der beiden deutschen Vormächte zu bestimmen; die dem letzteren unmittelbar vorangegangenen Verhandlungen am Bundestage; endlich die preußische Sommation an Hannover, die Antwort der dasigen Regierung darauf, die preußische Kriegserklärung und die Abreise des Königs Georg aus seiner Residenzstadt. Sodann wird die Katastrophe selbst vorgeführt: der Zug des Königs an der Spitze seiner Armee über Göttingen nach Langensalza; die diplomatischen Verhandlungen im Hauptquartier daselbst; die Schlacht bei Langensalza und die Capitulation der hannoverschen Armee nach derselben. Einen dritten Mittelpunkt der Aufzeichnungen des Verf. neben Hannover und Langensalza bildet Wien; er schildert seine Reise dahin mit dem damaligen hannoverschen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Platen, um die Hinkunft des Königs, der sich nach der Katastrophe von Langensalza zunächst auf das seinem Schwiegervater Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg gehörige Schloß Fröhliche Wiederkunft begeben hatte, vorzubereiten; die Entscheidung des Kriegs durch die Schlacht bei Königgrätz; die erfolglosen Verhandlungen des Königs Georg von Hietzing aus mit dem preußischen, russischen und englischen Hofe, um durch seine Abdankung der Annexion Hannovers vorzubeugen; endlich den Protest des Königs gegen die Annexion vor den europäischen Mächten und die Mission des Verf. nach Paris zur Organisirung eines fortgesetzten Kampfes gegen Preußen. Ist hiernach schon flüchtig der Inhalt des Buches von bedeutsamem Interesse, so wird dasselbe noch wesentlich gesteigert durch eine Fülle von Aufzeichnungen über die allgemeinen politischen Verhältnisse der damaligen Zeitperiode und die im Vordergrunde derselben stehenden Persönlichkeiten, welche theils ganz Neues, theils thatsächlich wenig oder nur unvollständig und Lückenhaftes darbieten. So werden noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangte wichtige Actenstücke über die betreffenden Vorgänge, Briefe des Königs Georg, Berichte über die Unterhandlungen in Berlin, St. Petersburg ꝛc. in authentischem Wortlaut zum Abdruck gebracht. Auch über die in Frankreich herrschende Stimmung gegen Preußen, insbesondere unmittelbar nach der Schlacht bei Königgrätz, die Frage der Erhaltung Sachsens, Beust's Eintritt in den österreichischen Staatsdienst ꝛc. werden Mittheilungen von Belang gemacht, die nicht ohne zeitgeschichtlichen Werth sind, wenn sie auch zum Theil nicht allenthalben im Einklang stehen mit anderen Versionen, womit dem guten Willen des Verf., sich über die Wahrheit der von ihm mitgetheilten Vorgänge, auch wenn dieselben nicht unmittelbar selbsterlebte, sich jederzeit nach besten Kräften auf das Verlässigste zu vergewissern, nicht Eintrag geschehen soll. Daß in dieser Beziehung einzelne Ungenauigkeiten gelegentlich unterlaufen, liegt in der Natur der Sache und hätte auch bei einem noch weitergehenden Grade von Sorgfalt kaum vermieden werden können. Völlig neu ist die Mittheilung des Verf., daß am 12. Juni 1866, unmittelbar vor dem Ausbruche des Kriegs, in Wien zwischen dem Grafen Mensdorff und dem Herzog von Grammont eine geheime Convention abgeschlossen worden sei, in welcher sich Frankreich im Falle eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen zu einer vollständigen Neutralität und dazu, Alles aufzubieten, die gleiche Neutralität von Italien zu erlangen, verpflichtet habe gegen die Zusage Oesterreichs, Venetien an Frankreich beim Abschlusse des Friedens abzutreten für den Fall, daß die österreichischen Waffen gegen Preußen siegreich sein sollten, — sowie auch für den Fall eines österreichischen Sieges in Italien, wenn dennoch die italienische Neutralität nicht zu erlangen sein sollte, nichts an dem status quo ante bellum in Betreff der Lombardei ändern zu lassen. Endlich verpflichte sich Oesterreich, wenn der Ausgang des Krieges die gegenseitige Stellung der deutschen Mächte unter einander verändern sollte, die Zustimmung Frankreichs nachzusuchen, bevor es irgend eine territoriale Veränderung annehme, welche geeignet sei, eine Veränderung des europäischen Gleichgewichts herbeizuführen. Wir haben von der staatsmännischen Befähigung des Grafen Mensdorff nie eine große Vorstellung gehabt, aber ein solcher Vertrag, bei welchem Oesterreich der allein Gewährende, Frankreich der allein Empfangende gewesen sein würde, scheint uns unter ebenbürtigen Mächten schlechterdings außerhalb des Bereichs des Möglichen zu liegen. Auch steht sein Inhalt diametral im Widerspruch mit den, schon ihrer Quelle halber viel authentischeren Angaben in La Marmora's „Etwas mehr Licht!", wonach dem Kriegsausbruch Anerbietungen Italiens, Venedig gegen Gewährung einer sehr bedeutenden, Oesterreich mit einem Schlage aus all' seinen finanziellen Verlegenheiten aufhelfenden Geldsumme zu erwerben, von Oesterreich zurückgewiesen worden seien. — Völlig neu ist die Mittheilung Meding's, daß, als Graf Platen auf Einladung Anfang des Jahres 1866 nach Berlin gekommen, Fürst — damals noch Graf — Bismarck „bei demselben vorgefahren sei und erklärt habe, daß er vom Könige beauftragt sei, den Wunsch einer Verbindung des Prinzen Albrecht Sohn von Preußen mit der Prinzessin Friederike von Hannover (gegenwärtig vermählt mit dem Baron von Pawel-Ramingen) auszusprechen", daß das Project aber an der Zurückhaltung des hannoverschen Hofes gescheitert sei. Wenn bei dieser Gelegenheit zugleich behauptet wird, Graf Platen sei darüber verstimmt gewesen, daß man ihm in Berlin nur das Großkreuz des Rothen Adlerordens verliehen habe, weil Hr. v. Beust und Hr. v. d. Pfordten bereits den Schwarzen Adlerorden besaßen, so ist dies betreffs Beust's nicht zutreffend, denn dieser hat den Schwarzen Adlerorden damals überhaupt noch gar nicht gehabt; er erhielt denselben erst als österreichischer Reichskanzler unmittelbar vor seinem Ausscheiden aus dieser Stellung, als sächsischer Minister hatte er nie mehr als den Rothen Adlerorden 1. Classe, der unter dem Großkreuz rangirt. Von sehr erheblichem zeitgeschichtlichen Interesse sind die Mittheilungen über den Hergang der Dinge unmittelbar vor der Langensalzaer Affaire, wennschon auch nach dieser Darstellung alle Rathsel keineswegs gelöst sind, wie dies der Verf. offen ausspricht. So viel geht indessen daraus hervor, daß die hannoversche Heeresleitung und der hannoversche Generalstab ihrer damaligen Aufgabe nicht entfernt gewachsen gewesen sind. König Georg hatte ursprünglich an die Spitze seiner Armee den General Gebser, einen Mann voll Entschlossenheit und Energie, berufen, der aber angeblich „nicht das Vertrauen der Armee besaß", und darauf daselbe dem Generallieutenant v. Arentschildt übertragen, der ihm als der Mann dieses Vertrauens bezeichnet worden war. Dieser Hergang gemahnt unwillkürlich an die sehr ähnliche Bewandtniß, die es in Oesterreich damit hatte, daß der Kaiser, der sogenannten öffentlichen Meinung Gehör gebend, dem General Benedek, der sich selbst mit soldatisch aufrichtiger Ehrlichkeit dazu für persönlich ungeeignet erklärte, den Oberbefehl der Nordarmee übertrug anstatt des für eine so schwierige und großartige Aufgabe wie geschaffenen Erzherzog Albrecht, dem nur das Unglück anhaftet, bei dem Wiener Pob

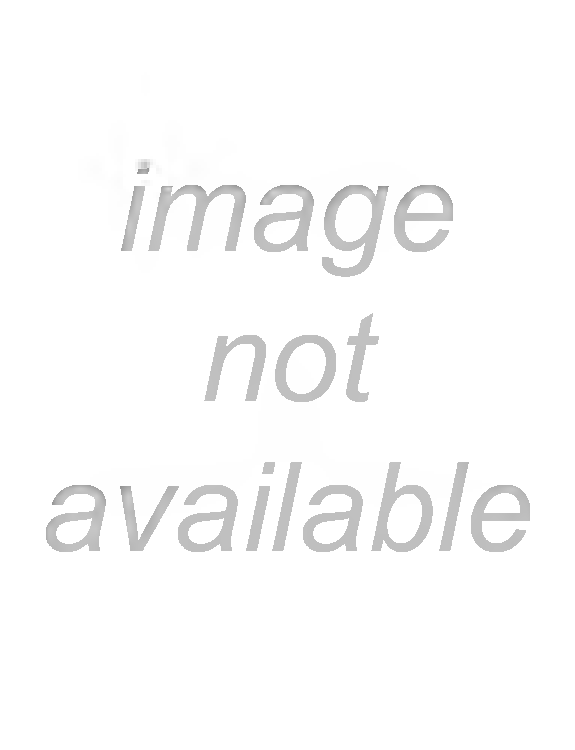
image
not
available

Franz, Die sociale Steuerreform, als die conditio sine qua non, wenn der socialen Revolution vorgebeugt werden soll. Mainz, Franz Kirchheim.

Frohschammer, Ueber die Principien der Aristotelischen Philosophie und die Bedeutung der Phantasie in derselben. München, Ad. Ackermann.

Göginger, Reallexikon der deutschen Alterthümer. 2. Heft. Leipzig, Woldemar Urban. 1 M.

Grieben's Reisebibliothek. 3. Bd.: Thüringen. 11. Aufl. von Dr. Schmidt; 16. Bd.: Die Schl. Schweiz. 11. Aufl. von F. Ohnesorge. Berlin, Albert Goldschmidt. 1 M.

Grafrathrdorfer Kirchenchores, Festschrift zum 200jähr. Bestehen des, von Lehrer Prazer und Kantor Taschachel daselbst.

Hobich's historischer Roman: Der Stadtschreiber von Liegnitz. 2. Aufl. Breslau, Ed. Trewendt. 3,60 M.

Haendel's Inseraten-Versendungsstelle. 23. Jahrg. Leipzig, C. A. Haendel.

Hofmann's Predigten über das Vaterunser. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1,60 M.

v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. 17. bis 19. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther.

Hunfalvy siehe „Oesterreich-Ungarn".

Kartawitsch, Zar Alexander II. als Mensch und Herrscher. Dresden, R. v. Grumbkow's Verlag.

Kaischer, Bilder aus dem chinesischen Leben. Leipzig, C. F. Winter.

Keyserling's Roman: Die Sturmhexe. Stuttgart, Ed. Hallberger. 5 M.

Kinderlaube, Die, Illustrirte Monatsschrift für die deutsche Jugend. 19. Bd. 6. Heft. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. Vierteljl. 90 Pf.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 3. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1 M.

Kuller, Neueste Erfindungen und Erfahrungen. 7. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Kosfuth, Meine Schriften aus der Emigration. 2. Bd. 1. u. 2. Hälfte. Prehburg & Leipzig, Carl Stampfl. 11 M.

Kraus, Artemidoros Symbolik der Träume. Wien, A. Hartleben. 4 M.

Kraszewski, Capreae und Rom. Bilder aus dem 1. Jahrh. 1. u. 2. Bd. Wien, A. Hartleben.

Krempelhuber, Für stille Stunden. 3. Aufl. München, Georg Franz.

Kretschmer & Rohrbach, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 14. u. 15. Lfg. Leipzig, J. G. Bach. à 4 M.

Kurtzmann, Die polnische Literatur in Deutschland. Posen, Joh. Konst Zupanski.

Lange's Specialkarte des Voigtlandes. Chemnitz, Rob. Friese.

v. Letzner, Unser Jahrhundert. 21. u. 22. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 Pf.

Leo, Allgemeine Nationalökonomie. Jena, Hermann Costenoble. 2,40 M.

Leonhardi, Rituale und Brevier für den Gottesdienst und die heiligen Cultusacte. Leipzig, C. Böhme. Broch. 2 M., geb. 2,40 M.

Leising's Werke. Illustr. Prachtausgabe von Heinr. Laube. 5. bis 7. Lfg. Wien, Leipzig und Prag, S. Bensinger. à 50 Pf.

Lippert, Die Religionen der europäischen Culturvölker. Berlin, Theod. Hofmann. 8 M.

Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen. 2. Aufl. 1. Abthlg. Gotha, F. A. Perthes. 3,60 M.

Lotz, Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. 3. Aufl. 1. bis 3. Bd. Leipzig, S. Hirzel. 22,50 M.

— —, System der Philosophie. 2. Aufl. 1. Theil: Drei Bücher der Logik. 2. Theil: Drei Bücher der Metaphysik. Leipzig, S. Hirzel, 18 M.

Mathias, Die Persönlichkeit Jesu Christi. 2. Aufl. Leipzig, Rich. Eckstein.

May's Schauspiel: Das Stammschloß. München, Theod. Ackermann. 1 M.

— — Schauspiel: Heimkehr. München, Theod. Ackermann. 1,60 M.

Meding's Memoiren zur Zeitgeschichte. 2. Abth.: Das Jahr 1866. Leipzig, F. L. Brockhaus.

Meyner's Festrede: Das Erzgebirge und seine Bedeutung für die Kulturentwicklung Sachsens. Annaberg, Herm. Graser. 40 Pf.

Meyer, Die Straßburger Goldschmiedezunft. Leipzig, Duncker & Humblot. 6 M.

Meyer's Reisebücher: Schweizerführer. 10. Aufl. Leipzig, Bibliographisches Institut. 6 M.

Murad Efendi, Dramatische Werke. 1. bis 3. Bd. Leipzig, T. O. Weigel. 15 M.

Musikalien, Neue, von Rob. Forberg, Leipzig: Becker, Opus 99; Behr, Op. 424 Nr. 1—4; Fleinmichel, Op. 33 Nr. 1—4; Krug, Op. 196 Nr. 216—221; Reinecke, Op. 163 Heft 1—4; Richter, Op. 58 Heft 1—3; Wohlfahrt, Op. 74 Heft 1.

Natur- und Heilkunde in Dresden, Jahresbericht der Gesellschaft für, Dresden, G. A. Kaufmann.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde. Von Dr. Ermisch. 2. Bd. 2. Heft. Dresden, Wilh. Baensch. Jarg. 6 M.

Nibelungen-Fest-Spielerei. Eine Humoreske in Makamensform von C. Mittkowsky. Leipzig, Edwin Schloemp.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Juni und Juli 1881. Breslau, S. Schottländer. Vierteljährl. 6 M.

Nordau, Paris. Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande. 2. Aufl. 1. u. 2. Bd. Leipzig, Duncker & Humblot. 10 M.

Oesterreich-Ungarns. Die Völker, Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. 5. Bd.: Die Magyaren. Von P. Hunfalvy; 6. Bd.: Die Rumänen. Von J. Slavici. Wien und Teschen, Karl Prochaska. à 4,50 M.

Palm, Briefe aus der Bretterwelt. Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 3 M.

Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde. 6. Aufl. 4. u. 5. (Schluß-) Lfg. Leipzig, Duncker & Humblot. Jsf. 6,20 M.

Pfloß, Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt. Berlin, Aug. Berth. Auerbach.

Polack's Historische Gedichte. Berlin, Theod. Hofmann. 60 A.

Pompeji. Revue illustrée d'Archéologie populaire et industrielle et d'Art. Num. 2. Naples, G. Nobile. Six mois 10 L.

Preße, Die periodische, im Gebiete der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Halle a. S. 1881. Magdeburg, A. & R. Faber.

Rammel's Leitfaden der Heimatskunde von Leipzig. 4. Aufl. von Ed. Mangner. Leipzig, J. J. Weber. 1,20 M.

Russlands. Briefe über die gegenwärtige Lage, 11. April 1879 bis 6. April 1880. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Sächs. Schweiz s. „Grieben".

Saling's Börsen-Jahrbuch 1881/82. 2. Lfg. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandlung. 2 M.

Samarow's Roman: Kaiserin Elisabeth. 1. bis 6. Bd. Stuttgart, Ed. Hallberger. 24 M.

Sauer's Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst. Berlin, Langenscheidt.

v. Schlechtendal-Zaller's „Flora von Deutschland". 5. Aufl. 5. Bd. Subser.-Pr. 6 M., Ladenpr. 9 M.

Schmid, Blüten einer Weltanschauung. München, Th. Ackermann. 2 M.

Schmoller, Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. 3. Bd. 2. Heft: Meyer, Die Straßburger Goldschmiedezunft; 3. Heft: Strud, Die Effektenbörse. Leipzig, Duncker & Humblot. à 6 M.

Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. 5. Jahrg. 2. u. 3. Heft, Leipzig, Duncker & Humblot. Jsf. 10 M.

Schulhesen, Betrachtungen über unser classisches, Leipzig, Ambr. Abel. 1,50 M.

Schweiz siehe „Meyers".

Siebel, Geschichte der Psychologie. 1. Th. 1. Abthlg. Gotha, F. A. Perthes. 6 M.

Sichler, siehe „Oesterreich-Ungarn".

Steiger's Vortrag „Ueber Ertragsfähigkeit größerer und mittlerer Landgüter". Dresden, G. Schönfeld. 40 Pf.

Stieler's Hand-Atlas, neue Ausgabe. 23. bis 26. Lfg. Gotha, Justus Perthes. à 1,80 M.

Stöcker, Vortrag: Die Bibel und die sociale Frage. 14. Aufl. Nürnberg, Joh. Phil. Raw. 20 A.

Strobel, Die freie Gesellschaft. Versuch einer Schlichtung des Streites zwischen Individualismus und Socialismus. Chemnitz, Ernst Schmeigner. 6,60 M.

Struß, Die Effektenbörse. Leipzig, Duncker & Humblot. 6 M.

Struve's künstliche Mineralwässer auf der 1. balneologischen Ausstellung zu Frankfurt a. M. Zur 60jähr. Jubelfeier der Dresdner Mutteranstalt, von Dr. H. Pfoß. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Thüringen siehe „Grieben".

v. Wächter's Pandekten. II. Besonderer Theil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 18 M.

v. Wahl, Amor in Frack und Uniform. Humoresken. Leipzig, Rich. Eckstein.

v. Wald und **v. Webell**. Nordische Skizzen. Leipzig, Rich. Eckstein.

Warnak, Die Wartburg und Eisenach in Sage und Geschichte. Wien, Wilh. Braumüller.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. Juni-Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Vierteljl. 1 M.

Willkomm, Führer ins Reich der Pflanzen. 2. Aufl. 2. Lfg. Leipzig, Hermann Mendelssohn. à 1,25 M.

v. Winterfeld's „Lustige Geschichten". 2 Bde. Leipzig, Rich. Eckstein.

Zinsen- und Dividenden-Tabelle, Allgemeine, Nr. 3. Von Franz Voigt, Coupons-Cassirer, Berlin W, Landgrafenstr. 6. Selbstverlag. Jährl. 3,75 M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandversandtur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 54. Donnerstag, den 7. Juli. 1881.

Inhalt: Vom Leipziger Kunstgewerbe-Museum. — Bücherbesprechung (M. Reymond's humoristisch-satirische Dichtungen).

Vom Leipziger Kunstgewerbe-Museum.

Die Weltausstellungen haben doch ihr Gutes gehabt, wenn auch mancher meint, sie hätten unter dem Vorwande, ihn belehren zu wollen, ihn nur gezwungen, sein Geld in Paris, London und Wien los zu werden. Wo jedes Land das Beste, was es in Kunst und Industrie leistete, zu Markte trug, war der Vergleich bequem. Die Fehler traten scharf an den Tag und einer, konnte vom andern etwas lernen. Die praktischen Engländer, obgleich sie in diesen öffentlichen Wettkämpfen nicht schlecht bestanden, waren die ersten, welche energisch daran dachten, das Gelernte zu verwerthen, vor allem aber der künstlerischen Ausbildung ihres Volkes durch gute Vorbilder zu Hilfe zu kommen. Die Entwicklung des South Kensington-Museums, welches wol als das erste und reichhaltigste Kunstgewerbe-Museum der Welt anzusehen ist, war die nächste Folge. Mehr oder weniger nach seinem Muster sind alle übrigen entstanden. Daß Leipzig hinter andern deutschen Städten, welche ähnliche Sammlungen anlegten, nicht zurückbleiben wollte, versteht sich ganz von selbst.

Inmitten der Stadt und doch geschützt vor Straßenlärm und Sonnenlicht, scheinen die wohlgeordneten Räume seines Kunstgewerbe-Museums so recht verlockend zur Einkehr während der heißen Tage. Trotzdem leistete mir bei meinem heutigen Besuche Niemand Gesellschaft und ein gewisses feierliches Schweigen wurde nicht unterbrochen. Mir ganz recht. So störte mich Niemand, ich konnte mich mit dem Inhalt der Zimmer genauer beschäftigen und sogar einen alten Bekannten begrüßen, einen gemalten natürlich. Es war dies der auf einer Fayence der Ded'schen Fabrik befindliche Kopf eines Orientalen, der in einem der Pariser „Salons" — ich glaube 77 — ausgestellt war. Damals intriguirte mich die Umschrift des Tellerrands, die weder ich noch meine Begleiter entziffern konnten, was nicht besonders merkwürdig war, da das Studium semitischer Sprachen von Malern selten noch nebenbei betrieben wird. Dieser Kopf ist ganz vortrefflich gemalt. Das wird ihm freilich nur der ansehen, welcher die eigenartige Schwierigkeit kennt, welche das Material dem Künstler entgegenstellt. Die Fayence wird nämlich, ehe man sie ornamentirt, mit der Glasur bedeckt, welche später mit der Malerei zugleich gebrannt wird. Diese Glasur liegt wie eine Art Kreideschicht auf dem Thon und saugt die Farbe, kaum aufgetragen, begierig ein. Jeder Strich sitzt fest oder ist doch nur zu entfernen, wenn man zugleich mit ihm den ganzen Kreidegrund noch einmal abhebt. Französische Künstler, darunter bekannte Meister wie Chaplin, Baudry, Madelaine Lemaire u. A., haben neuerdings eine gewisse Vorliebe für diese Technik gezeigt und ganz Ausgezeichnetes darin geleistet. Prof. Lessing, der Director des Berliner Kunstgewerbe-Museums, nannte in seinen höchst interessanten Berichten von der letzten Pariser Ausstellung die etwas kühne Behandlung der neuesten französischen Fayencemaler eine „Zukunftsmusik auf Töpfen und Tellern". Der Ausdruck gefiel mir, weil er wirklich sehr bezeichnend ist. Sowie nämlich die classische und neueste Richtung in der Musik miteinander im Streite liegen, befehden sich im Kunstgewerbe schon seit Jahren Porzellan und Fayence. Das classische Porzellan pocht auf seine vornehmen Qualitäten, den unvergleichlichen Glanz, die tadellose Reinheit, die elegante Halbdurchsichtigkeit. Es beruft sich auf seine Jahrhunderte alte Herkunft aus China und auf das Ansehen, das es im Mittelalter und während der Renaissance genoß. Die Fayence kann dagegen — selbst wenn man ihr die stolze Bezeichnung: Majolika gestattet — ihre bäuerische Abstammung vom gemeinen Töpferthon nie ganz verleugnen. Ihre Glasur bekommt leicht Sprünge, in denen sich Unreinigkeiten absetzen und mit ihrer Halbdurkeit ist es bekanntlich nicht weit her. Trotzdem ist die Aristokratin Porzellan auf den jüngsten Ausstellungen von der Bäurin Töpferthon siegreich geschlagen worden — ich spreche hier natürlich nicht in gewerblicher, sondern in künstgewerblicher Hinsicht. Diesen Sieg hat die Mode zu Stande gebracht, welche jetzt überall die malerische Wirkung, wie sie auch die Fayence gestattet, der zierlichen Ausführung, die das Porzellan erfordert, vorzieht.

Das hiesige Museum ist an Porzellan und Fayencen verhältnißmäßig reich. China und Japan sind recht hübsch vertreten, namentlich das letztere. Ferner sind da allerhand Gegenstände aus der schon genannten Fabrik von Deck in Paris. Darunter einige Vasen, originell in der Form, namentlich aber vornehm im Ton — grüne und blaugrüne Nüancen — und vortrefflich glasirt. Die Deck'schen Glasuren gehen nie über ihre eigentliche Bestimmung hinaus, d. h. sie brechen wol den Ton des unterliegenden Materials, aber sie heben ihn nicht ganz auf. Die englischen Kunsttöpfer, so geschickt sie sonst sind, werden jetzt durch die Erfolge der pâte sur pâte Malerei verleitet, diese Discretion manchmal hintanzusetzen. Von Meißen, wahrscheinlich weil es so nahe liegt, ist wenig vorhanden. Indeß fehlt auch hier die kleine Tasse nicht, die es überall mit sich führt und deren Form es von China geborgt hat, denn der Deutsche hätte sich die Erfindung dieses Duodeztrinkgefäßes nimmer zu schulden kommen lassen. An Kleinheit können nur die Fingerhüte mit ihm rivalisiren, aus denen man in Spanien Chocolade trinkt. Recht hübsche Proben sind vom Wächtersbacher Steingut vorhanden; Nachahmungen italienischer Majoliken von Seibel in Dresden — ihre Glasur giebt der Deck'schen nichts nach — und aus der bekannten Fabrik von Fischer in Budapest. Recht gut gefiel mir auch eine modernere Vase mit Untersatz von Lonij in Neuhaldensleben. Auf die japanischen glasirten Fliese möchte ich aber die Aufmerksamkeit etwaiger Besucher besonders lenken. Der Takt und das künstlerische Verständniß, mit dem diese gebildetsten Asiaten in der Benutzung organischer Formen für ornamentale Zwecke vorgehen, entzückt mich stets von Neuem. Statt die Natur mit photographischer Genauigkeit nachzubilden, wie der herrschende Naturalismus der Europäer es liebt, heben sie ihre Körperlichkeit auf durch Hinweglassung

der Schatten und ordnen sie dem Stile des zu schmückenden Gefäßes unter. Von Japan wende ich mich unmuthig zu Wedgewood und Minton ..... Nein, ich habe durchaus nichts gegen diese Firmen. Den Inhaber der ersten kenne ich sogar persönlich nicht nur als vorzüglichen Geschäftsmann, sondern auch als hochherzigen Menschen. Aber ein tiefer Groll steigt doch jedesmal in mir auf, wenn ich die Bedeutung dieser englischen Kunststöpfer auf dem Weltmarkte mit der ihrer deutschen Concurrenten vergleiche. Wir Deutsche haben durchaus keinen Anlaß, die Engländer um ihre künstlerische Begabung zu beneiden; wir dürfen sogar, was den Geschmack anlangt, eher auf sie herabsehen. Der Rückblick auf frühere Jahrhunderte liefert guten Grund dazu. Im Anfange des 17. Jahrhunderts, ehe der dreißigjährige Krieg seinen Wohlstand vernichtete, stand Deutschland mit vollem Rechte im Kunstgewerbe ebenbürtig neben Italien. Nürnberg, Augsburg, Köln, Ulm waren Blüthestätten einer vollkommen selbständigen Kunstindustrie, während man sich in England die Führer für die bildenden Künste vom Auslande holte. Welchen Einfluß Holbein und van Dyck am englischen Hofe geübt, ist bekannt. Aber nicht nur diese Meister, auch die Kunsthandwerker, Silberschmiede, Weber u. A. waren zum großen Theil Deutsche oder doch deutschen Ursprungs. Deutscher Gewerbefleiß schmückte die englischen Patrizierwohnungen. Die Steinguttöpfe kamen vom Niederrhein, die kunstvollen Webereien von Flandern. Und jetzt? Jetzt freilich haben wir auf allen Ausstellungen Medaillen für Kriegsgeschosse und ähnliche Liebenswürdigkeiten davongetragen, aber auf den Gebieten, welche nicht die Zerstörung, sondern die künstlerische Bedeutung und den Wohlstand eines Landes bezwecken, hinken wir traurig hinterdrein.

Daß Frankreich uns, wie jedem andern Lande, in der Silber- und Bronzeindustrie überlegen ist, müssen wir als eine natürliche Consequenz der Verhältnisse hinnehmen. Das hängt mit der weisen Verschwendung zusammen, die französische Regierungen, ob ihr Oberhaupt sich Kaiser, König oder Präsident nennt, stets beim Schmucke öffentlicher Bauten an den Tag legen. Der reiche und der wohlhabende Privatmann wollen dann in ihrer Art nicht zurückstehen. Daher der von Jahr zu Jahr sich steigernde Consum; daher die stets neue Anregung zum Schaffen und die daraus hervorgehende vollständige Beherrschung dieser prächtigen Kunstmateriale. Wir sind auf sparsames Wirthschaften angewiesen — das freilich der Landesindustrie oft theuer genug zu stehen kommt — und können's hier den Franzosen nicht nachthun. Daß wir aber unsere Kunststöpferei nicht einmal auf gleiche Höhe wie diese oder die Engländer gebracht, ist nur stets wie eine nationale Schmach und ein gar nicht zu berechnender Nachtheil erschienen. Das praktische Bedürfniß für glasirte Fliese, eines der Hauptartikel der Fayenceindustrie, ist z. B. in Deutschland gerade so gut vorhanden, wie in England. Auch wir leiden unter dem Kohlenstaub und den Unbilden des Klimas; auch uns ist eine leicht waschbare, saubere Bedeckung für die leicht geschwärzten Fußboden und Wände der Wasch-, Bade- und Eßzimmer, sowie der Vorsäle, Gartenhäuser und ähnlicher Räume wünschenswerth; der andern Bedürfnisse gar nicht zu gedenken, welche die Fayencefabrikation deckt, die in England und Frankreich nicht nur die eigene Nachfrage befriedigt, sondern beiden Ländern durch bedeutenden Export auch neue Wohlstandsquellen erschlossen hat. Als einen besonderen Vortheil rechne ich dieser Industrie auch die angemessene und lohnende Beschäftigung an, welche sie Tausenden von Frauen auch der bessern Stände gewährt. Ich las neulich erst, wie viele Arbeiterinnen — resp. Künstlerinnen, die jährlichen Ausstellungen in London liefern den Beweis — Howell und James allein beschäftigen. Leider ist mir die Zahl nicht recht erinnerlich, sie war sehr beträchtlich. Und Frankreich ist in dieser Hinsicht England noch voraus. Auf die Gebiete, wo Kunst und Industrie ineinandergreifen, möchte ich überhaupt alle Diejenigen verweisen, die in löblichem Eifer es sich angelegen sein lassen, die Erwerbsthätigkeit der deutschen Frau zu erweitern. Ob die Frau befähigt ist, die Kunst in ihren höchsten Aufgaben wesentlich zu fördern, lasse ich dahin gestellt sein. Daß das Kunstgewerbe — es thut mir leid, daß mir der Raum gebricht darzulegen, wie gleichberechtigt es neben der Kunst schreitet — ein Feld ist, auf dem sie die schönsten Früchte ernten könnte, ist mir durch fünfzehnjährigen Verkehr mit französischen Frauen zur Ueberzeugung geworden. Im Malen von Fächern, Fayencen und Porzellan, im Restauriren alter Gemälde, in der Holzschneide- und Kupferstecherkunst, dem Modelliren, wo es ins Kunstgewerbe eingreift, steht die Französin, wenn sie durch gleichen Unterricht gleiche Vortheile genießt, dem Manne ebenbürtig zur Seite. Versuche, diese Industrien bei uns einzuführen, sind da und dort schon gemacht worden. Davon zeugte z. B. die kürzlich in der Vorbildersammlung des Kunstgewerbe-Museums veranstaltete Ausstellung der von Frauen erfundenen Muster, sowie die im Museum selbst vorgeführten Arbeiten eines hier für Frauen errichteten Modellircursus. Allerliebste Sachen, die von großer Geschicklichkeit der Hand, von sorgfältiger Nachahmung, theilweise von künstlerischer Begabung sprachen. Ich wünschte hier nichts als größere Beachtung und Betheiligung. Namentlich eine Betheiligung solcher Kräfte, die sich nicht auf die Nachahmung von Vorlagen, wie die hübschen in Wachs bossirten Kleinigkeiten doch meist waren, beschränken ließen, sondern die durch gründliches Studium des Zeichnens sich die selbständige Beherrschung der Formen der Natur zum Zweck machten. Ja, unsere Fach- und Zeichnenschulen! Ich kenne keine speciell, wenn ich aber von dem, was ich auf Ausstellungen von kunstgewerblichen Arbeiten gesehen, auf sie zurückschließe, lassen sie noch viel zu wünschen übrig. An fein ausgeführten Arbeiten, die eine gewisse Geschicklichkeit der Hand verrathen, fehlte es von deutscher Seite nirgends; aber mit der freien Behandlung der Form, besonders bei Figuren und Blumen, ist es meist schlecht bestellt. Eine französische Zeichnenschule ohne einen der bekannten Muskelmänner — l'écorché de Hondon wird in Paris bevorzugt — wäre gar nicht denkbar. Selbst die von der französischen Regierung unterhaltenen Abendschulen für Frauen, die sich für gewerbliche Zwecke im Zeichnen ausbilden wollen, sind mit vorzüglichem derartigen Material versehen, obgleich der Unterricht durchaus unentgeltlich ist. Sie stehen unter der Leitung von Lehrerinnen, die ein ziemlich strenges Examen zu passiren haben. So müssen sie z. B. im Beispiel der Examinatoren und in kurz bemessener Zeit einen Act nach der Antike zeichnen, ferner nach einem vom Examinator gegebenen Motive ein Ornament componiren, ebenfalls in beschränkter Zeit und unter Aufsicht, die das Zuziehen von Hilfsmitteln unmöglich macht. Die Schulen selbst stehen unter der Oberaufsicht namhafter Künstler. So weiß ich, daß Carpeaux, ein Bildhauer ersten Ranges, ein oder zweimal wöchentlich in einer derselben corrigirte; Paul Dubois in einer andern u. s. f. Darnach auch die Resultate, denn ohne ein gründliches Studium des Zeichnens kommt man in der Kunst einmal über den Dilettantismus nicht hinaus. Der Dilettantismus aber wirft auf den Geist, wie das Zuckerwerk auf den Magen; er macht ihn für gesunde Arbeit unfähig.

Ich bitte hier zu bemerken, daß ich mich trotz dieser scheinbaren Abschweifung noch nicht aus dem Kunstgewerbe-Museum entfernt habe. Allerdings erinnere ich mich mit Beschämung, daß ich noch nicht einmal das eigentliche Capitalstück dieser Sammlung, den Luther'schen Trauring, erwähnte. Wem der Trauring das Symbol einer Fessel ist, dem wird dieser Luther'sche ganz nach Geschmack sein; groß und schwerfällig genug ist er. Daß er in seinen Sinnbildern die christliche Ergebung predigt, mit der jedes Geschick zu ertragen sei, finde ich nicht allzu schmeichelhaft für Katharina

von Bora. Dieser Ring sowie einige andere alterthümliche Kostbarkeiten sind von einer wuchtigen goldenen Kette eingeschlossen. Ich denke mir den Zustand der einstigen Besitzerin nicht neidenswerth, wenn sie dieselbe umlegte. Aber groß war die Macht der Mode schon damals. Marterwerkzeuge gab sie für Schmuck aus, und was das Wunderbarste, sie fand Glauben. Zu den im Museum aufbewahrten Marterinstrumenten, die übrigens dort unter einer anderen Rubrik angeführt sind, erlaube ich auch mir auch den italienischen geschnitzten Stuhl zu rechnen, dessen Sitzfläche mit der Rücklehne an spitzen Kanten weiterlief. Man frägt sich überhaupt oft, wo der gesunde Menschenverstand hingerathen, wenn man gewisse Dinge auf ihre Zweckmäßigkeit hin prüft; besonders scheint er mir den Kunsttischlern meist zu fehlen, wenn sie für unsere Bequemlichkeit arbeiten. Möbel sind für den Gebrauch bestimmt, sobald ihre Zierrathen mir diesen verleiden, haben sie für mich keinen Sinn. Zum Gebrauche zweckmäßig z. B. scheint mir das kunstvoll ausgelegte (Intarsia) Schweizer Buffet. Freilich müßte es im entsprechenden Raume stehen, denn zu den Möbeln eines mäßig großen Zimmers verhält es sich etwa wie der Kölner Dom zu den ihn umgebenden Häusern. Es steht so sorgfältig gearbeitet aus — Schweizer Möbel haben dafür von jeher einen guten Ruf —, daß ich ihm ohne Probe glaube, daß seine Schlösser gut schließen und seine Schubladen sich mit Leichtigkeit aufziehen lassen. Wahrscheinlich ist dasselbe auch bei dem Nürnberger Schrank der Fall, der ihm gegenübersteht. Der Stil — Spätrenaissance — macht sich hier etwas schwerfällig. Hinter Schrankthüren, welche durch Säulen und andere Architecturtheile so verwandelt worden sind, daß man ihnen ihre eigentliche Bestimmung nicht mehr ansieht, sondern sie für Grabkapellen halten möchte, würde ich nach meiner Wäsche nicht gern suchen.

Ich muß bekennen, daß ich mit dem Angeführten wahrscheinlich kaum den zwanzigsten Theil des Vorhandenen erschöpft habe. Stickereien, alte und neue, Bücherreinbände, Elfenbeinschnitzereien, getriebene und ciselirte, tauschirte und lamellirte Metallwaaren — es sind noch viele Gebiete vertreten, auf die einzugehen mir für heute die Zeit fehlt. Ja — ich muß zum Schluß noch einmal wiederholen, das Museum enthält schon eine ganz stattliche und interessante Sammlung. Die rechte Beachtung und Förderung wird sie aber doch erst finden, wenn die irrige Meinung mehr und mehr bekämpft sein wird, daß die Pflege des Kunstgewerbes eigentlich eine Art Luxussache sei. Leider steckt sie dem Deutschen noch recht tief im Blute!

Franz Vidal.

Bücherbesprechung.

** M. Reymond's humoristisch-satirische Dichtungen. Das von uns seiner Zeit an dieser Stelle besprochene Büchlein vom „gesunden und kranken Herrn Meyer" hat den bis dahin unbekannten Verfasser mit einem Schlage in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Wollten doch sogar scharfsinnige Kritiker wissen, der auf dem Titelblatte des originellen Büchleins zu lesende Name des Verfassers sei ein Pseudonym und es verberge sich darunter kein geringerer, als der berühmte Aesthetiker Vischer. Seitdem ist bekannt geworden, daß Moritz Reymond, im Jahre 1833 geboren, bis zum Jahre 1856 Officier in österreichischen Diensten und später Redacteur verschiedener Zeitungen, zur Zeit in Bern ausschließlich seiner belletristischen Thätigkeit lebt. Von demselben liegt uns eine weitere Anzahl Schriften vor, welche sich insgesammt durch Reichthum der Gedanken, gesunden Humor und fließende Verse auszeichnen. Da ist zunächst Das Buch vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer, bereits in 3. Auflage erschienen, ein humoristisches Supplement zu Hartmann's „Philosophie des Unbewußten", in zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond. Mit 95 Illustrationen von H. G. Ströhl. Der Verfasser spricht sich über den Grundgedanken dieser höchst ergötzlich zu lesenden Satire gegen die Philosophie und besonders gegen die Ausschreitungen des wissenschaftlichen Dilettantismus dahin aus, daß in demselben die Irrwege haben dargelegt werden sollen, auf welche der zwar allgemein vor- aber nicht gründlich durchgebildete Laienverstand gerathen kann, wenn er dem zufällig in flüchtigem Vorbeigehen erworbenen Halbwissen eine gleichwerthige Bedeutung mit ernsterem Fachstudium beilegt und den Wahn hegt, auf solch' schwankender und bröckeliger Unterlage sich einen selbstständigen Standpunkt schaffen zu können. Herr Justizrath Meyer, das Prototyp eines Durchschnittsmenschen der besseren Gesellschaft, verfiel sich zuerst, Dank seiner Anlage zu hypochondrischem Grübeln, in die Speculation über sein leibliches Ich, und wirft sich, nachdem dieselbe gegenstandslos geworden ist, da die Dauerhaftigkeit seiner Körperconstitution sich erprobt hat, auf die Speculation über Seele und Weltgeist, er verfällt der Modekrankheit, dem philosophischen Hypochondertum des Pessimismus, bis er endlich — etwas unvermittelt —, nachdem er seinem Ansuchen gemäß in den Ruhestand versetzt worden ist, den Sieg des Unbewußten findet, sein Leben frisch und fröhlich genießt und den Pessimismus nur noch theoretisch betreibt.

„Im Quietismus" liegt das Glück,
Hat Schopenhau'r docirt!
Drum gabst Du voll es mir zurück,
Da Du mich „quietscht".
— — — — — — —
Von je geneigt zur Dyskolie,
War ich an Grillen reich;
Es spielte mir die Phantasie
So manchen argen Streich.
Doch weil ich nun als Pessimschaft
Den Pessimismus treib',
Lähmt Weltschmerz nicht die Urtheilskraft
Und bleibt mir hübsch vom Leib,
Heida, juchhe,
Bleibt Weltschmerz mir vom Leib! u. s. w.

Seinem im Jahre 1876 veröffentlichten ersten Theile des Laienbrevieres des Häckelismus hat der Verfasser drei Jahre darauf einen 2. Theil unter dem Titel „Exodus oder der Auszug des Menschengeschlechtes aus Lemurien". Eine kritisch-analytische Komödie als Kommentar zu Häckel's „Natürlicher Schöpfungsgeschichte" (mit Illustrationen von F. Steub)" und etwas später das Pentateuchs dritten und letzten Theil: Leviticus-Numeri-Deuteronomium oder das Entwickelungs-Evangelium und seine Propheten folgen lassen. Nach unserer Ansicht werden allerdings an die Leser des „Laienbrevieres" höhere Anforderungen gestellt, als an die der übrigen Reymond'schen Schriften. Recht zu würdigen verstehen werden die einzelnen Theile des Laienbreviers nur diejenigen, welche für die naturphilosophische und socialpolitische Bedeutung des Häckelismus Interesse haben, und die Zahl dieser Leser wird nicht allzugroß sein. In dem Exodus, einer kritisch-analytischen Komödie, die in ihrer Composition an den zweiten Theil des Goethe'schen Faust erinnert, werden die Bemühungen Häckel's, die Welt von der Wahrheit seiner neuen Theorie der Schöpfungsgeschichte zu überzeugen, persiflirt.

„Wir haben die Zeugen nun Alle vernommen"

— läßt der Verfasser schließlich den auf seinem Wolkensitze thronenden Jahve sagen —

„Und sind zu dieser Erkenntniß gekommen:
Wie Ihr die Schöpfungsfrage erledigt,
So ist sie wol leicht vom Katheder gepredigt,
Wo höh're Geistesgymnastik man treibt
Und grundsätzlich nicht viel hängen bleibt.

Ein Jeder nennt and're Principien sein,
Ein Jeder denkt mehr für sich allein;
Doch will man das Volk zur Erkenntniß lenken,
So muß man eben für's Volk auch denken.
In Andetracht dieser Motive wird
Der neue Glaube ad acta spedirt
Und, bis die Dinge sich klarer gestalten,
Der alte einstweilen noch beibehalten."

Der dritte Theil behandelt in drei Mal acht Capiteln die neuesten Phasen der Geschichte unserer Schöpfungstheorien, oder, wie der Verfasser sich ausdrückt, „Das Entwickelungs-Evangelium und seine Propheten": Virchow's neueste Schwenkung gegen den Häckelismus wird in zierlichen Versen gepriesen oder vielmehr — gegeißelt. Der Dichter erzählt, wie Häckel auf dem Münchener Naturforschertage unter dem größten Beifall seine Theorie von Neuem entwickelt und begründet habe.

„Doch war der Gegner auch nicht faul,
Ihn dürstete nach Sieg,
Und auf den alten Stegreifgaul
Herr Rudolf Virchow stieg.
Er schwang voll Wuth das schneid'ge Wort,
Herr Häckel aber war schon fort —
Und wie in's Blaue hach zu Roß'
Er führte Schlag um Schlag,
Brach wiederum der Beifall los
Am deutschen Forschertag.
Hoch Virchow! scholl es furibund
Im Kreise, wie aus einem Mund!
Zuvivallerallerallerallà!" ꝛc.

Selbstverständlich hat sich Reymond auch nicht die Gelegenheit entgehen lassen, Jäger's neuestes Evangelium von der Duftseele — das Deuteronomium — in seiner gewohnten Weise zu befingen:

„In einem neuen höhern Lichte
Zeigt die Entwickelungsgeschichte
Dem Denker sich, der sich beketzert
Zur Duftdoctrin, die Jäger lehrt.
So mancher Zweifel wird zu Nichte,
So mancher Irrthum aufgeklärt.
Drum sollen Priester sich und Laien
Der Düfte Studium ernstlich weihen." — —

Die Erwägung, daß manche Stellen in den Werken unserer Geistesheroen, ja sogar ganze Werke derselben vom Geiste und den Forschungen der Neuzeit in einer Weise überflügelt worden seien, daß man unwillkürlich die Naivetät unserer Classiker belächeln müsse, hat in Reymond den Gedanken reifen lassen, einzelne dieser veralteten, aber an sich doch recht schätzenswerthen Geistesprodukte im Geschmacke der Zeit zu erneuern. Er thut dies in dem „Neuen freien Parnaß. Bausteine zur culturhistorischen Reform der deutschen Nationalliteratur und Begründung einer exacten Dichtkunst. Aus den gemeinverständlichen Vorträgen des Hrn. Magisters Vorwärts, P. D., zusammengetragen und in zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond." In dem ersten, bisher erschienenen Theile werden einige Werke der beiden Heroen der deutschen Literatur Schiller und Goethe in diesem Sinne reformirt. Bei Neuredaction des „Tauchen" mußten selbstverständlich die neuesten Forschungen Darwin's, Häckel's gebührend berücksichtigt werden, da es leider Schiller nicht mehr vergönnt war, von den neuentdeckten Bathybius, dem in großen Massen auf dem tiefsten Meeresgrunde vorkommenden eiweißartigen Schleimklumpen, der Urform alles organischen Lebens, sowie den Ergebnissen der zur Erforschung des tiefsten Meeresgrundes und seines organischen Lebens ausgesandten Expeditionen Kenntniß zu nehmen. Das Lied von der Glocke mußte zeitgemäß in das von der „Kanone" umgebildet werden, in der wir das Symbol der militärischen und technischen Größe Jung-Deutschlands zu erblicken haben. Der Verfasser bezeichnet dieses modernisirte Lied als ein Declamationsstück für Cadettenexamen. In dem „Punschlied" mußten die Elemente der organischen Welt statt der veralteten vier Elemente, von denen Schiller noch spricht, unter Benutzung der Ergebnisse der neuesten Forschungen der Chemie eingehender dargestellt und behandelt werden. Goethe's Faust wird an der Hand der neuen Reichsgesetze juristisch commentirt und dargethan, daß alle im 1. Theile auftretenden Personen mehr oder weniger Verbrechen und Vergehen sich zu Schulden haben kommen lassen, und einzig und allein nur — Mephisto in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme macht. Sehr treffend und — malitiös thut Reymond das Bedürfniß zur culturhistorischen Reform unserer deutschen Literatur dar, wenn er singt:

„Wo ist der „Messias" von Klopstock geblieben,
Seit Strauß und Renan ihnen „Jesus" geschrieben?
Wo Wieland's gelobtes „romantisches Land",
Seit Ebers' ägyptische Richtung entstand?
Wo Lessing's ästhetisch-kunstkritischer Geist,
Seit Lindau auf selbige Brauche gereist?
Wo Goethe's unerschütterliche Autorität,
Seit Friedrich Mitzka von Bodenstedt?
Wo Schiller's Genie im dramatischen Gestalten,
Seit Lindner den Schillerpreis dreifach erhalten?
Was Lessing hereinst vom Corneille gesagt,
Paßt heut auf ihn selbst und die Andern exact. ·
— — — — — — —

Daß M. Reymond übrigens wenn auch nicht in allen Sätteln, so doch in vielen gerecht ist, und nicht nur der Medicin, der Naturwissenschaften u. s. w., sondern auch der Juristerei sich befleißigt hat, beweisen außer der bereits erwähnten juristischen Commentation des Goethe'schen Faust vor Allem dessen unter dem Gesammttitel „Poetischer Reichsjurist" veröffentlichte Sammlungen, in denen er sich zur Aufgabe gestellt hat, in einer Form, welche dem Gedächtniß wesentlich zu Hilfe kommt, und dabei doch sich streng an den Sinn und möglichst genau sogar an den Wortlaut der Originale hält, die gesetzgeberischen Errungenschaften des neuen Reichs dem Volke spielend in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Ob diese Aufgabe erreicht werden wird, ist uns allerdings mehr als zweifelhaft, ergötzlich sind aber diese poetischen Paraphrasen gesetzlicher Bestimmungen jedenfalls. Weniger gelungen erscheint uns die in dieser Form servirte Verfassung des Deutschen Reiches, der Stoff hat sich zur poetischen Verarbeitung, selbst zur niedrigsten Form der Poesie — zu der Bänkelsängerei — doch als zu spröde erwiesen. Dagegen ist geradezu erstaunlich, wie ansprechend sich das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich in Gedächtnißversen ausnimmt, und wie es der Verfasser verstanden hat, den Thatbestand der einzelnen Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen sammt den darauf gesetzten Strafen in schönen Versen zu verherrlichen. Wir geben in Nachstehendem einige Proben aus dem originellen Werke:

§. 120. Gefangene soll man nicht befrei'n,
Und nicht hierzu behilflich sein,
Sonst giebt es bis drei Jahr Prison,
Selbst der Versuch ist strafbar schon.

§. 134. Was ex officio publicirt
Durch öffentlichen Anschlag wird,
Soll ja kein Bürger sich besteißen,
Zu schäd'gen oder abzureißen,
Sonst muß er ein Semester sitzen,
Auch bis dreihundert Mark oft schwitzen.

§. 242. Wer eine fremde Sache nimmt
Und sich zum Eigenthum bestimmt,
Erhält Gefangenschaft zum Lohn;
Auch der Versuch ist strafbar schon.

§. 323. Wer in's Malheur ein Fahrzeug bringt,
So daß es strandet oder sinkt,
Ist nach dem obigen Paragraphen
Wenn er's mit Vorsatz that, zu strafen.

Als der verstorbene Carl Zöllner die Namen der deutschen Bundesstaaten in Noten setzte, ergötzte sich Alles an dieser originellen Idee — wir glauben, Reymond's poetisches Reichsstrafgesetzbuch entbehrt nicht minder des Reizes der „Eigenartigkeit"!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 2.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 55. Sonntag, den 10. Juli. 1881.

Inhalt: Deutscher Vandalismus oder deutsche Humanität, von Dr. Georg Müller-Frauenstein. Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Die rechte Beständigkeit, Predigt von D. Chr. E. Luthardt. Das Neue Testament nach den ältesten Handschriften, bearbeitet von Dr. Riggenbach und Dr. Stockmeyer. Hornemann, vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode. Die Seele des Menschen, von Charles Baddington. Das Nervensystem des Menschen, von Dr. Paul Moebius. Jahresbericht der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Oscar Peschel's physische Erdkunde. Die materiellen Verhältnisse und Vortheile für Einwanderer im Staate Kentucky, Vereinigte Staaten von Amerika. Der Orient, von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld. Unsere Zeit).

Deutscher Vandalismus oder deutsche Humanität?

Nach französischen und deutschen Zeugnissen über den Krieg von 1870/71.

Von Dr. Georg Müller-Frauenstein.

Die Stellung, die das neue deutsche Kaiserreich und die wieder einmal junge Republik Frankreich seit dem Frankfurter Frieden nunmehr 10 Jahre einander gegenüber einnehmen, gilt allgemein, selbst außerhalb der Grenzen unseres Erdtheiles, als der Hauptfactor der ganzen europäischen Politik. Auch in Zukunft wäre es nun jedenfalls von uns Deutschen im höchsten Maße thöricht, wenn wir unsere Aufmerksamkeit nach anderen Richtungen hin lenken wollten, so lange wir geradezu die Gewißheit haben, daß der westliche, zu Zeiten von uns selbst so viel überschätzte, beneidete oder bewunderte Nachbar nur eine günstige Minute zur Revanche abwartet. Das Hohngeschrei, mit dem die deutschen aufrichtigen Schmerzbezeugungen bei dem Tode Alexander's II. von Rußland in Paris aufgenommen wurden, die unverhüllten neuen Bewerbungen um des Nachfolgers Gunst müssen, zusammengehalten mit so vielen anderen Anzeichen der letzten 10 Jahre ans dem Lager der Gambettisten, auch dem Vertrauensseligsten jene Moltke'schen Worte ins Gedächtniß zurückgerufen haben von der Nothwendigkeit einer fünfzigjährigen, wenn auch noch so schwer drückenden Waffenrüstung.

Sie allein befreit uns von dem Zwange, dem dritten jedenfalls uns wohlwollenden, aber leider selbst vielgeplagten Nachbar im Südosten zu viel anvertrauen zu müssen.

Aber welch' unglückliche Verkettung von Umständen hat dieses unnatürliche Verhältniß einiger der wichtigsten Culturstaaten der Erde veranlaßt! Die Zukunft wird uns anstaunen müssen ob der freiwillig übernommenen Lasten, ob der Opfer, die gewisse Ideen, allen anderen voran die des Patriotismus, uns auferlegen, ob des selbst im Militarismus sich aussprechenden Idealismus, der unserer sonst mit Recht als materialistisch verschrieenen Zeit anhaftet.

Oder ist es noch erlaubt, die Voraussetzungen dieser ganzen Rechnung anzuzweifeln? Glaubt wirklich der von seinen Steuern hartbedrückte Unzufriedene, daß etwa eine — im Ernste natürlich undenkbare — freiwillige Herausgabe von Metz oder selbst Straßburgs und des Elsasses die Chauvins befriedigen und uns Ruhe verschaffen würde? Ueber die Thoren, die eine tausendjährige Geschichte spurlos an sich vorbeigehen lassen, die selbst aus den letzten 10 Jahren nicht herauszulesen vermögen, daß das neue Losungswort an der Seine wieder von den alten Tönen verschlungen ist, daß die Franzosen von 1871 keine Preußen von 1807, daß überhaupt alle Culturvölker nur ganz selten einer großartigen Erneuerung fähig sind! Noch heute bieten in dieser Hinsicht eine klärende Lectüre jene Briefe, welche im September 1870 die beiden Gelehrten Renan und Strauß über die neue Stellung ihrer Heimathslande austauschten.

Mehr als je ist also noch immer unser Vaterland auf die tapferen Arme seiner Söhne, auf das militärische Talent derer, die am Ruder sitzen, angewiesen, wenn nicht wieder der beschämende Vergleich an unser Ohr klingen soll von Deutschland und einem Riesen, welcher seine Kräfte aus eigner Trägheit wie von fremder List eingeschläfert unbenutzt einrosten läßt. Ueber unsere Bereitschaft zu einem Kampfe, sollte er selbst wie Anno 1870 als ein Dieb in der Nacht kommen, können jedoch besser active Officiere urtheilen; das Vertrauen des ganzen Landes ist den Männern erhalten geblieben, die zumeist noch ebenso wie vor 10 Jahren ihr Wissen und Können der Ausbildung unseres Heerwesens widmen. Der großen Masse der Armee selbst wird nicht nur in dem nächsten, hoffentlich noch fernen Feldzuge, sondern sicher noch in späteren Jahrzehnten die Erinnerung an die Siege des glorreichen letzten Krieges als ein Palladium voranschweben. Möge aber dann, gerade wie vor 10 Jahren, das ist der Wunsch eines Soldaten von 1870, das deutsche Volksheer gleichermaßen wie im Feuer der Schlacht und bei den Anstrengungen des Marsches, so auch in den Tagen der Ruhe unparteiisches Lob ernten, möge zur furchtlosen Tapferkeit und der hartnäckigen Ausdauer, also zu den rein militärischen Vorzügen, ebenso wie damals die deutsche Humanität treten!

Denn wahrlich, es ist ein schweres Unrecht, das von der ungeheuren Mehrzahl unserer Gegner nicht nur, sondern einem recht großen Anhange sentimentaler, unkritischer Freunde der großen deutschen Armee von 1870 angethan wird, wenn man ihr Barbarei nachsagt. Und wahrlich ebenso groß ist das Unrecht, das man dem ganzen deutschen Volke zufügt mit den oft gehörten Anklagen der Grausamkeit gegen die Hunderttausende von Gefangenen!

Ueber das Gebiet dieser Fragen etwas mehr Licht zu verbreiten, nämlich über das — fast möchte ich sagen — friedliche Leben unseres Heeres in Frankreich und den zweifellos mehr friedlichen als kriegerischen Aufenthalt französischer Gefangenen in Deutschland, aus den leidenschaftlichen Anklagen mit Mäßigung das Wahre auszerkennen, das Falsche zurückzuweisen, ist eine Art Ehrenpflicht für Diejenigen, welche selbst mitbegriffen sind unter den Räubern und Mördern und professionellen Wüthe richen gegen alle zehn Gebote, wie die Franzosen ihre ungebetenen Gäste von 1870 nennen.

Doch wie? Ist die Discussion solcher Fragen noch nöthig, darf man sich von ihr irgend welchen Erfolg ver-

sprechen? Kann andererseits einem Theilnehmer des Feldzugs Unparteilichkeit genug zugetraut werden?

Nun, wir meinen, ehrenrührige Anklagen zu widerlegen ist nie unnöthig, es kann dies vielmehr geradezu erforderlich sein, wenn, wie schon öfter von französischer Seite, gesucht wird, die Geschichte systematisch zu fälschen, die Forschung späterer Zeit irre zu führen. Freilich das darf man nicht erwarten, die Franzosen der Gegenwart von dem Pendulenraub, von der vandalischen Grausamkeit der germanischen Hunnen abzubringen, solch ein Lieblingsdogma sitzt zu fest bei leidenschaftlichen Naturen. Aber auch unter unseren Landsleuten erhob ein Gustav Freytag seine mahnende Stimme: „Kommt zurück mit reinem Gewissen und leeren Händen"*). Diese Mahnung, die gar Viele, so gut sie gemeint war, doch schwer verletzte, verwechseln wir nicht mit manchen anderen deutschen, sentimental kosmopolitischen Jeremiaden, die in die französische Tonart einstimmten, doch muß sie nur eine noch gründlichere Discussion dieses Themas hervorrufen. Und wer ist dann mehr Autorität als ein Augenzeuge, der an verschiedenen Punkten des Kriegsschauplatzes gewesen ist, also viele eigenen Erfahrungen gesammelt hat und der offen, ohne Schonung die Wahrheit zu sagen die Absicht hat? Trotzdem würde ich es nicht wagen blos eigene Erlebnisse vorzutragen, wenn ich nicht zugleich auf einer ziemlichen Kenntniß der Kriegsliteratur meine Urtheile aufbauen könnte.

Wenn wir aus dem Lager der so oft geradezu hyperpatriotischen Franzosen einige vorurtheilslose Stimmen vernehmen, die unsere Humanität anerkennen, wenn wir von feindlicher Seite zahlreiche Proben von dieser selbst mitgetheilt finden, wenn solche Ehrenmänner zu einer Art Märtyrer dieser ihrer eigenen Wahrheitsliebe werden, dann dürften in unseren Augen einige wenige Werke der gedachten Art, sofern sie von gebildeten und unabhängigen, glühend patriotischen Männern geschrieben sind, die ganze Späterliteratur aufwiegen, selbst wenn zu dieser ein Michelet, ein Victor Hugo oder andere französische Koryphäen beisteuern.

Doch gestatte man mir, ehe ich beginne, als ersten Gegenstand die Aufführung der Deutschen jenseits des Rheins zu besprechen, eine kleine Einschränkung! Es ist eine auffällige, doch nicht unerklärbare Thatsache, daß sowol die französischen als die deutschen Officiere von den resp. Gegnern am ärgsten getadelt werden. Die Officiere aber schließe ich von meiner Abhandlung aus, ich für meine Person aus dem Grunde, weil mir der deutsche Officiersstand als solcher über derlei Verdächtigungen in corpore erhaben dasteht.

Wohl entsinne ich mich einzelner „Schlachtenbummler" oder selbst sogenannter „Liebesgabenonkels" recht genau, die ihren oft nur wenige Tage oder Wochen umfassenden Aufenthalt im Feindesland nicht vorbeigehen ließen, ohne einige Andenken, natürlich aus verlassenen Häusern, mitzunehmen, wenn auch nur ganz selten werthvollere Gegenstände, wie etwa Vasen aus dem Versailler Schloß.

Ich besasse mich hier nur mit dem gemeinen Manne, der großen Masse des Heeres, und zwar zunächst mit der Anklage der Unehrlichkeit, der Habgier und des Diebstahls, welche gegen sie geschleudert worden ist. Zugestanden muß allerseits werden, daß ein wirklicher Unterschied, wie in so vielen anderen Dingen, so auch in Betreff des deutschen Verhaltens gegen fremdes Privateigenthum zwischen der 1. und der 2. Hälfte des Feldzugs besteht. In der letzten ist es vorgekommen, daß auf den entferntesten Gebieten des Kriegsschauplatzes, in Gegenden, bis wohin die Armeen früher noch nicht vorgedrungen waren, die Weisung erging, das Land nicht mehr zu schonen wie bisher. Dem mochte ein politischer Zweck zu Grunde liegen, auf die noch immer kriegslustigen Provinzen sollte vielleicht eine Pression ausgeübt werden.

Wie mild aber in Wirklichkeit dieser hart klingende Befehl ausgeübt wurde, zeigt ein französischer Schriftsteller, der freilich das Gegentheil beweisen will.

Gabriel Monod veröffentlicht in seinen durch verhältnißmäßige Unparteilichkeit sich auszeichnenden Souvenirs de campagne*) den Brief eines deutschen Reiters im Original, der, in Arques bei Amiens geschrieben, ihm zum Zeugniß dienen soll, wie schonungslos die deutsche Nordarmee den Krieg geführt habe.

Der Adressant, der an sein „Mutterchen" schreibt und sich „Eugen" unterzeichnet, zählt mit folgenden Worten auf, was sie nach seinem Ausdrucke Alles „klemmten": Futter für Pferde und Menschen, Champagner, Pferde, Toilettensachen, Kämme, Spiegel, Bürsten, Schuhe, Strümpfe, besonders Nachtmützen, Notizbücher. Die Liste dieser Gegenstände zeigt wol am deutlichsten, daß nicht räuberisches Vergnügen den Arm dieser Reiter leitet, kein Werthgegenstand ist darunter, sondern, da ihnen einmal der Befehl zum Plündern gegeben wird, so greifen sie nach dem, was sie am schmerzlichsten vermissen, nach Eßwaaren und nach den im Frieden unentbehrlichen, im Kriege oft schwer ersetzbaren Gegenständen des einfachsten Comfort. Und wie drückt dies Verfahren trotzdem das Herz unseres seiner Mutter beichtenden Soldaten, es hat ihm an Muth gefehlt, sagt er, und er muß persönlich aufgemuntert werden von einem Officier.

Dieser Fall ist aber überhaupt ein in seiner Art fast einzig dastehender, ich meinestheils habe nie von einem ähnlichen Befehle vernommen und kann mir einen solchen nur an den nördlichen und südlichen Grenzen des Kriegstheaters denken. Doch wenn wir auch mit Recht fragen könnten, ob bei ähnlicher Gelegenheit französische Soldaten sich mit denselben im Großen und Ganzen durchaus nothwendigen oder geringfügigen Gegenständen begnügt haben würden, so kann doch die Plünderung selbst nur damit entschuldigt werden, daß sie besoldet war, und den Grund dafür zu suchen, ist hier nicht der Ort.

In Betreff aller übrigen Gegenden ist ein bedeutender Unterschied zu constatiren zwischen dem deutschen Auftreten in bewohnten Orten oder in leeren Häusern oder Dörfern. Wie oft haben wir selbst es in Frankreich ausgesprochen, daß die größte Unklugheit feindlicher Privatleute darin bestehe, ihr Hab und Gut, das unter ihren Augen unantastbar, geheiligtes Gut war, im Stiche zu lassen und es jedem, nicht nur den Deutschen, sondern auch französischen Nachbarn oder schlechtem Gesindel zu überantworten!

Auch der treffliche E. Pfeiderer spricht es in seinen „Erinnerungen und Erfahrungen eines (württembergischen) Feldpredigers aus dem Kriege des Jahres 1870/71" (Stuttgart 1874) aus, daß die Flucht der Bewohner den Hauptgrund der Verwüstung abgegeben habe. Es war ein unverzeihlicher Fehler der französischen Behörden, daß sie so schnell den Kopf verloren und nicht nur nicht von der Flucht abmahnten, sondern selbst dazu riethen. Kein Heer der Welt wird aber dann Wochen oder Monate lang in verlassenen Orten hausen, ohne das herrenlose Privateigenthum allmälig selbst in Benutzung zu nehmen. Das machte sich so ganz unmerklich. In den ersten Tagen war die angeborene Scheu, der Respect vor dem Fremden noch lebendig, dann wurden die Bettmatratzen, die Wäsche und zur Reinigung dienende Utensilien mit Beschlag belegt, bald waren ganze Einrichtungen nach der Bequemlichkeit der einzelnen Soldaten zusammengestellt. Natürlich verblieben diese an Ort und Stelle, die einzelnen Stücke wurden aber beim Abmarsch nicht in die verschiedenen Häuser oder Zimmer zurückgetragen, aus denen sie verpflanzt worden waren. Ich gestehe noch heute, weder in militärischem noch in moralischem Sinne etwas Verwerfliches darin entdecken zu können.

*) „Ueber Rotten und Rollen", ein Brief in der Zeitschrift „Im neuen Reich".

*) Allemands et Français, souv. de camp., Metz, Sedan, La Loire, par G. M., Paris 1872.

Wie in bewohnten Orten Ueberschreitungen der Disciplin in dieser Hinsicht geahndet wurden, dafür liefert gerade der Franzose Monod Beispiele genug, und Jeder, der nicht nur aus der Ferne urtheilt, kann Aehnliches berichten.

Unter der Million Krieger, die Deutschland nach und nach hinausgesandt, mußten natürlich auch schlechte Elemente sein, daß aber deren Ausschreitungen stets streng bestraft wurden, ist unwiderlegliche Thatsache. Ich würde nach den Erfahrungen, zu denen mein Armeecorps Gelegenheit bot, höchstens den einen Wunsch aussprechen, daß regelmäßige, aber auch außerordentliche Untersuchungen, genaue Visitationen derjenigen Personen, ihrer Habseligkeiten und Wagen von einem speciell damit beauftragten militärischen Beamten vorgenommen würden, die gewöhnlich unter dem Namen Marketender den Schutz der Armee genießen, aber unter einer weit weniger strengen Controle als diese selbst stehen. Das Inspiciren der Marketendertwagen hätte lange Monate hindurch, wo den Gemeinen keine Packetbeförderung erlaubt werden konnte, das Stehlen oder Hehlen völlig unmöglich machen müssen. Bei dem nahen Beieinander aller militärischen Grade auf dem Marsche und im Quartier waren übrigens Unredlichkeiten immer der größten Gefahr der Entdeckung ausgesetzt, und wo ein Fall bekannt wurde, pflegte die unbarmherzigste Strenge zu walten.

So weiß Monod, der hierbei als Franzose besonderen Glauben verdient, davon zu erzählen (S. 28), wie am 22. August in Etain, wo „die Sachsen unter General Steinbach die strengste Disciplin wahrten", ein Soldat hart gezüchtigt (rudement chatié) wird, weil er einer Frau ein Packet Tabak gestohlen. So wurden in Rancourt (S. 29) während der Schlacht bei Sedan Bayern (petits hommes, laids, sales), die nach der Erstürmung des Dorfes geplündert hatten, von ihren Officieren notirt und es wurde ihnen angekündigt, daß sie erschossen werden würden. „Ich weiß zwar nicht," fährt Monod fort, „ob dies geschah, aber das weiß ich, daß am andern Tage mehrere Executionen stattfanden." Von dem Tage nach der Schlacht an habe aber die Disciplin wieder die vollste Herrschaft geübt, es habe weder einen Diebstahl noch eine Gewaltthat noch irgendwelche Unordnung gegeben.

In Neufmontier bei Meaux wurde ein Soldat, der den Versuch gemacht hatte, einer alten Frau eine Uhr zu entreißen, auf ihr Geschrei sie aber sofort zurückgab, mit vielen Wochen strengen Arrests und Degradation zum Soldaten 2. Classe bestraft, und unsere Kriegsgesetze, die mit unnachsichtlicher, gleichmäßiger Strenge gehandhabt wurden, sprechen sich bei allen Fällen dieser Art deutlich genug aus.

Man braucht darum nicht daran zu denken, daß die Franzosen selbst am wenigsten Grund hätten, ein gewaltiges Geschrei zu erheben, wo ihnen doch unsere deutschen Städte und Burgen aus der Zeit des 17. bis ins 19. Jahrhundert Antwort geben könnten, sondern nur daran, daß es ein Schimpf für alle Zukunft ist, mit dem Napoleon's Marschälle, ein Oudinot, ein Davoust sich befleckten.

Man gestehe vielmehr, daß trotz peinlicher Sorgfalt des streng auf Ordnung haltenden Obercommandos dennoch im Laufe des Jahres Manches vorgekommen ist, was eben einfach als Diebstahl zu bezeichnen und lediglich nicht mehr zu vertheidigen ist.*) Aber es bleibt die größte Ungerechtigkeit, diese Fälle nicht als ganz vereinzelte Ausnahmen hinzustellen. Man könnte dagegen unendlich viele Beispiele anführen, wo in den bewohnten Ortschaften geradezu eine Rücksicht geübt wurde, wie es ein französisches Heer in Deutschland nie gethan hat. Sollten doch z. B. betachirte sächsische Truppen in einem zum allergrößten Theil verlassenen Dörfchen bei Meaux auf Befehl des Compagniechefs im November sich Brennholz aus den Wäldern selbst holen, weil die noch dazu ausnehmend großen Holzvorräthe im Dorfe wol von den nach und nach wieder aus ihren Verstecken sich hervorwagenden und heimkehrenden Bewohnern gebraucht werden würden.

Auf diese in ihren Häusern allmälig sich wieder einfindenden ursprünglichen Besitzer wurde ferner auch insofern Rücksicht genommen, als man ihnen in der Regel ihre von den deutschen Soldaten erst wieder wohnlich gemachten und nicht selten in einer früher ungewohnten Nettigkeit und Sauberkeit glänzenden Wohngebäude ohne Murren einräumte und die Culturarbeit, welche von den visitirenden Officieren öfter controlirt wurde, an einem anderen noch leer stehenden Hause von vorn anfing. Denn überall herrschte der Grundsatz, daß der oft wie ein Blitz aus heiterem Himmel erscheinende Besitzer alle innerhalb seiner vier Pfähle befindlichen Möbel übernahm, auch wenn vielleicht nur ein kleiner Theil derselben schon vorher sich darin befunden hatte. So vererbten in anderen Fällen diese nach deutschem Soldatengeschmack eingerichteten Häuslichkeiten von dem abziehenden weiter auf das nachrückende Regiment und manch schmerzlicher Abschied mußte in solchen Momenten genommen werden von einer liebgewordenen Lagerstätte, von bequemen Fauteuils oder von den zusammengetragenen kleinen Gemäldegallerien, welche der bunten Soldatenwirthschaft zur Zierde gereicht hatten. Nur die letzten Wochen der Belagerung von Paris brachten eine Ausnahme von der Regel. Nach verschiedenen trüben Erfahrungen risikirten es damals manche Soldaten nicht mehr, ihr altes wohnlich eingerichtetes Heim mit den oft völlig kahlen Wänden eines neuen Standquartieres zu vertauschen. Trotz des früher streng befolgten Verbotes fingen erst einige Compagnien, bald aber immer mehr und mehr an, von den Marketendern sich Wagen nachführen zu lassen, schwankend unter der Last von Möbeln und Matratzen, die zu den straff einhermarschirenden Colonnen einen sonderbaren Nachtrab bildeten. Dieselben Hausgeräthe, die vielleicht zuerst aus einem Keller oder einer der zahlreichen Höhlen vor der Ostfront von Paris hervorgeholt und von den Soldaten verschiedener Regimenter, ja selbst Brigaden und Divisionen in ihre völlig ausgeräumten Quartiere vertheilt worden waren, machten dann noch Reisen von mehreren Meilen, um schließlich oft recht weit von ihrem eigentlichen Bestimmungsorte von uns verlassen zu werden. Doch darf, wie gesagt, dies Verfahren nur als eine Ausnahme von der Regel gelten. Es waren immer nur einzelne, die in solcher Weise für ihre Bequemlichkeit sorgten, und ich könnte ganze Regimenter nennen, die diesen, übrigens doch nur einen sehr kleinen Flächenraum betreffenden Unfuge fernblieben. Den Bürgerkrieg, der zwischen den heimkehrenden Hausfrauen ob ihrer verschleppten Möbel nach unserem Abzuge ausbrechen mußte, haben wir uns oft auf dem Marsche mit lebendigen Farben ausgemalt, froh, daß wir nicht auch bei diesen Gefechten unsere Haut zu Markte tragen mußten.

Also innerhalb der von ihren Bewohnern im Stich gelassenen Dörfer, vor allem vor den Festungen, veränderte sich unstreitig der Besitzstand ganz ungemein, und dies mag wol den aus Paris herausströmenden Hausherren den Gedanken eingeflößt haben: die Deutschen stehlen wie die Raben. Da fand mancher Häusler anderseits aber wieder Möbel aus einem Schlosse der Nachbarschaft in seiner dürftigen Behausung und mir selbst ist es passirt, daß Anfang Februar 1871 ein Bürger von Chelles, der nach der Capitulation von Paris aus der Seinehauptstadt herauskam, um die Ruinen seines Besitzthums zu besehen, freudig erschreckt in der Thüre unseres Quartiers wie angewurzelt stehen blieb ob der günstigen Veränderung, die darin vorgegangen.

Bei diesem Ineinanderfließen der kriegsrechtlich erlaubten Befriedigung des wirklichen Bedarfs und willkürlicher Uebergriffe muß es in sehr vielen, ja den meisten Fällen zweifelhaft erscheinen, ob man von Vandalismus und moralischer Verwahrlosung sprechen darf. Alle diese Fälle sind aber den Franzosen Beweise einer schonungslosen Kriegführung, wie

*) Mit meiner Ueberzeugung völlig übereinstimmende Worte Pfleiderer's.

sie die Welt noch nie gesehen. Ich meine, trotz des vielen Geschreies wird ein billiger Urtheilsspruch, der Zeit und Umstände erwägt, keinen wirklichen Anklagegrund zu finden vermögen. Es läßt sich jedenfalls absolut kein Vergleich ziehen zwischen den Plünderungen und Verwüstungen, durch welche in früheren Kriegen bewohnte Ortschaften ins Verderben gestürzt worden sind, und dem Verfahren unserer Truppen in den menschenleeren, Wochen, ja Monate lang von den Einwohnern geräumten Gassen der französischen Landstädtchen und Dörfer. Gerade über dieses letztere aber verbreiten sich thatsächlich die leidenschaftlichen Jeremiaden der Pariser fast allein, die aus ihrer Riesenstadt heraus eilend im Frühling 1871 die Folgen des Winterfeldzuges in ihrer nächsten Umgebung vor Augen hatten.

Selbst eine statistisch vollständige Veröffentlichung der sogenannten „Findungen", namentlich vor Paris, d. h. der in Kellern, Gartenbeeten oder in unterirdischen Gängen versteckten und von uns hervorgezogenen Gegenstände, würde nach meiner festen Ueberzeugung ergeben, daß Beispiele von gemeiner Bereicherung in einem verschwindenden Procentsatz stehen zu den ungähligen tadellosester Ehrlichkeit. Wol entdeckte der sich merkwürdig schnell und glänzend entwickelnde, in allen Gärten systematisch grabende und bohrende Scharf- und Tiefsinn der deutschen Soldaten (wir citiren hier Pfeiderer's Worte) öfter edlere Weine, als die im Augenblick mit Sack und Pack geflüchteten Umwohner ihrer Einquartierung geliefert haben würden, aber Werthsachen, die diesen oft seltsamen, fast komischen, mit mehr oder weniger List übertünchten und maskirten Gräbern in Kellern und Gärten entstiegen, sind — man kann es mit Stolz sagen — fast stets ins Hauptquartier zur Rückerstattung nach dem Feldzuge abgeliefert worden. Hätten die französischen Behörden die Höhe dieser oft ganz enormen Summen späterhin veröffentlicht — es giebt Fälle, wo von solchen beinahe indianisch scharfsinnigen Weinsuchern 250 000 Frcs. und noch mehr auf einmal entdeckt wurden —, so hätten sie gegenüber den stillschweigend gebuldeten Verleumdungen nur eine Pflicht der Gerechtigkeit erfüllt. Funde von Geld oder Werthobjecten blieben nie verborgen. Am meisten Zeit und Geschick verwendeten nach meinen Erfahrungen auf dergleichen Untersuchungen die Reiter, aber auch bei ihnen wie bei der Infanterie nur einzelne beshalb allmälig in einen gewissen Ruf geratbende Individuen. Ich weiß in unserem Regimente von einem einzigen Menschen, daß er in dem Geruche stand, von einer gefundenen Geldsumme einen Theil zurückbehalten zu haben. Er galt seitdem selbst bei rohen Soldaten gewissermaßen für unehrlich, wurde von den meisten gemieden und sein Tod am 2. Dec. bei Brie fur Marne wurde geradezu für eine verdiente Strafe angesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Leipziger Theater.

Am Stadttheater erschien wieder als willkommener Gast Frl. Josefine Wessely, freilich zugleich mit einer tropischen Hitze, welche in dem nicht ventilirten Gebäude einen etwas beprimirenden Eindruck machte. Wer das Theater an diesen Tagen besuchte, der mußte die Ueberzeugung haben, daß die Leistungen „des Schweißes der Edeln" werth seien. Im „Alten Theater" tanzte Wessely-Fadette den Hexentanz nach den Melodien der Frau George Sand und der Frau Birch: die letztere hat die Erzählung mit besonderem Geschick für die Bühne transponirt. Doch die „Grille" ist uns noch aus der Charwoche in Erinnerung; auf das hexenhafte Bauernmädchen folgte im Neuen Theater die nicht minder hexenhafte Gouvernante, die ja zuerst das Pferd des Lord Rochester und dann diesen selbst „verhexr". Die „Waise aus Lowood" ist von Frau Birch durchaus nicht stiefmütterlich behandelt; die Bühnenmama hat für ihre Kunstnovizen aufs Beste gesorgt: Jane Eyre ist ein interessanter weiblicher Charakter und selbst die uninteressanteste Debütantin wird diesem charakterfestesten Mädchen einige wirksame Scenen abgewinnen. Die Jane Eyre des Frl. Wessely sprach am Schluß des ersten Actes mit den Feuerzungen der Entrüstung, hob später dem Lord gegenüber den Trotz der erwachenden Liebe, die sich gleichsam gegen sich selbst zur Wehre setzt, nicht allzuschroff hervor, sondern mit maßvoller Haltung, und zeichnete die Fortschritte der Neigung bis zur innigen Hingebung am Schluß des Stückes, bald himmelhochjauchzend, bald zum Tode betrübt, mit poetischem Colorit.

Doch Jane Eyre ist eine so alte Bekannte, daß die Freude des Wiedersehens keine allzugroße ist: anders verhält es sich mit „Agnes Bernauer", der dritten Rolle, die uns Frl. Wessely vorführte. Das Stück von Friedrich Hebbel ist wenig gekannt: es ist immerhin von Interesse, in der Mitte so vieler Nichtigkeiten das Trauerspiel eines begabten Dichters auf der Bühne zu sehen und es ist den Bühnenleitungen sehr zu empfehlen, nicht frühere Erfolge zum ausschließlichen Maßstabe bei der Festsetzung des Repertoires zu machen, sondern aus den dramatischen Werken namhafter Dichter eine neue Auswahl zu treffen und so sich eine Selbständigkeit und eine künstlerische Initiative zu wahren, die bei der heutigen Reclamewirthschaft um so höher im Preise stehen muß.

„Agnes Bernauer" ist schon oft von dramatischen Dichtern behandelt: das Loos der schönen Baderstochter hat schon im vorigen Jahrhundert viele Schnupftücher in Bewegung gesetzt, als Graf Törring-Seefeld 1780 sein Drama über die Bretter gehen ließ, das neben dem „Otto von Wittelsbach" Babo's die bayerische Geschichte auf der Bühne populär machte. Der mordende Ritter und die gemordete Barbierstochter waren eine Zeit lang sehr en vogue. Adolf Böttger's „Agnes Bernauer" (1845) ließ zu sehr die dramatische Energie vermissen, um sich auf der Bühne einbürgern zu können; dagegen hat das Trauerspiel „Herzog Albrecht" von Melchior Meyr (zuerst 1852 in Berlin gegeben) die Runde über die meisten Bühnen gemacht. Herzog Albrecht war eine Lieblingsrolle Hermann Hendrichs' und ganz geschaffen für diesen kräftigen und feurigen Darsteller. Ein anderer Dramatiker von Ruf, Otto Ludwig, hat sich mit dem Bernauerstoff, wie aus seinen Nachlaßschriften hervorgeht, in bedauerlicher Weise abgequält: nicht weniger als sechs Anläufe nahm er zur Bearbeitung dieses Stoffes: in der ersten sollte Herzog Albrecht von der Untreue seiner Agnes überzeugt worden sein, in den späteren sollte ein inneres Mißverhältniß zwischen den Beiden die tragische Katastrophe herbeiführen. Von diesen spitzfindigen Varianten sah der Dichter in der letzten Bearbeitung ab. „Das Drama sollte nun", wie sein Biograph mittheilt, „nichts anderes als eine einfache Liebestragödie sein; es sollte in ihm der verwegenste Kampf der Liebe mit allen anderen Pflichten auf Tod und Leben dargestellt werden, eine waghalsige Liebe, deren süße Frucht am Rande einer Schlucht gepflückt und so genossen wird, eine frevelhaft schöne Liebe voll innigster Treue, an den ihr feindlichen Verhältnissen und am Weltwillen scheiternd."

Das ist ungefähr auch das Thema Hebbel's, wie es schon der Inhalt des alten Stückes von Törring war. Befremden muß es nur, daß der Dramatiker des Problems, der gewagten dramatischen Fragestellungen und ebenso gewagten Antworten sich einen so einfachen Stoff wählte oder vielmehr den geschichtlich gegebenen Stoff so einfach, wie er war, in sein Drama aufnahm, ohne ihn in die Retorte seiner zersetzenden Dialektik zu werfen; ja man kann dem Dichter eher den Vorwurf machen, daß er von jeder innerlichen Vertiefung diesmal zu sehr abgesehen hat. Die erste Begegnung der beiden Liebenden entscheidet schon über ihr Schicksal, es ist das bei

„Romeo und Julie" auch der Fall; aber der Ballscene folgt die Gartenscene mit dem vollen Austausch der Gefühle, mit ihrer entzückenden Liebesstrikt. Davon ist bei Hebbel nicht die Rede; ihm galt ja die Knappheit überhaupt als Gesetz der Diction. Daß Agnes im zweiten Act sich von dem Herzog verlassen glaubt, da man ihr eingeredet hat, er nehme sein Eheversprechen zurück, ist nur eine müßige Nuance. Die Scene an dem Betpult auf Schloß Bohburg hat einen Zug von ahnungsvoller Poesie. Erst als die äußere Gewalt an Agnes Bernauer herantritt, in der Kampfscene auf dem Schloß und dem Kanzler und Richter gegenüber rafft sie sich zur Bedeutung einer tragischen Heldin auf; doch mag man mit Recht bezweifeln, ob die Gestalt hinlänglich über das passive Märtyrerthum hinauswächst. Wir halten die Lehre von der tragischen Schuld nicht für ein ästhetisches Märchen: ohne tragische Schuld keine tragische Versöhnung am Schluß. In der „Agnes Bernauer" selbst fehlt anfangs jeder tiefergreifende Conflict; sie ist sich in ganz naiver Weise ihres guten Rechts bewußt, dem Fürstensohn in Liebe zu folgen. Tiefergreifend ist der Kampf zwischen dem Herzog Ernst, dem Wächter des Bestehenden, der staatlichen Gesetze, der fürstlichen Familienbestimmungen, der in jener Mißehe den Keim verwüstender Bürgerkriege erblickt, und dem feurigen Herzog Albrecht, der nur das Gesetz der Liebe anerkennt und ritterlichen Sinnes für dasselbe in den Kampf zieht. Die Hauptscene des Stücks, die große Turnierscene, und dann wieder die Schlußscene, der Kampf, der Herold der Reichsacht, das versöhnlich überzeugende Wort des Vaters gegenüber dem Sohne schöpfen ihre dramatische Lebenskraft aus diesem Conflict und die Gestalt der Heldin selbst wird dadurch bisweilen so aus dem Vordergrund der Handlung verdrängt, daß sie nur als das mehr oder weniger gleichgiltige Object des Kampfes zwischen Vater und Sohn erscheint.

Das eigenartige Talent des Dichters und sein oft paradoxer Stil, der gern kühne, oft befremdende Bilder wählt, aber für einzelne Gedanken sowol wie Charakterzüge eine geniale Prägnanz des Ausdrucks findet, drückt auch diesem Stücke sein Gepräge auf, so daß es von Interesse ist, dasselbe auf der Bühne zu sehen, wo sich jetzt meistens nur die in ausgefahrenen Gleisen sich bewegende Routine breit macht.

Die Aufführung war offenbar wohl vorbereitet: sie ist keine leichte, denn Hebbel liebt in diesem Stück den Scenenwechsel altbritischer Dramatiker und nimmt auf die Anforderungen der Bühne dabei so wenig Rücksicht, daß er gerade die schwierigsten Scenen mit großen Massentableaux nicht am Anfang der Stücke, sondern nach einer Verwandlung im Acte selbst bringt. Die Folge davon ist die unverweiblich lange Dauer der Zwischenvorhangspausen, die sich gestern mehrmals sehr empfindlich machte. Die Arrangements selbst geben lebendige theatralische Bilder, namentlich die große Turnierscene, die Kampfscene auf Schloß Bohburg und diejenige zwischen den Truppen des Vaters und des Sohnes.

Das Stück hat vier große Rollen: Agnes Bernauer, die beiden Herzöge Ernst und Albrecht und den Kanzler Preising: alle andern gehen wenig über das Episodische hinaus. Frl. Wessely hatte es für nöthig gehalten, sich als Engel von Augsburg ins Blonde zu übersetzen; doch so sehr sie den Ton warmer Innigkeit trifft, so macht ihre Erscheinung doch nicht den Eindruck des Madonnenhaften. Sie weiß ihre Gestalten mit einem poetischen Hauch zu umgeben, aber der Nerv ihres Talentes tritt da am meisten zu Tage, wo es sich um Ausbrüche des Affectes, um heldenhafte Bewährung der Kraft der Seele handelt. So wirkte sie bedeutend in der Scene ihrer Gefangennahme auf Schloß Bohburg und in ihrer energisch festen Haltung gegenüber dem über sie verhängten Tode. Hr. Mylius spielte den Herzog Albrecht mit Feuer und Leidenschaft, wie dieser jugendliche und ritterliche Held gespielt sein muß, der ohne jede Erwägung dem Zuge seines Herzens folgt und am Schluß, als überzeugende Gründe auf ihn einstürmen, sich nur durch eine, wie uns Herzog Ernst berichtet, für die bayerische Thronfolge wohlthätige Ohnmacht vor ihnen zu retten weiß. Hr. Johannes suchte, den Intentionen des Dichters folgend, dem Herzog Ernst einen liebenswürdigen Zug zu geben, eine Wärme der Gesinnung und dem Auge des Blickes, die uns mit seiner unleugbaren Grausamkeit gegenüber der armen Agnes aussöhnen soll. Noch milder und würdevoller war der Kanzler Preising des Hrn. Pettera. Der Vater Bernauer des Hrn. Pohl hatte einen warmen Grundton. Von den übrigen Mitwirkenden erwähnen wir noch den unglücklichen Liebhaber Theobald des Hrn. Ellmenreich, die neidisch malitiöse Bürgerstochter Barbara des Frl. Butze, eine keck hingeworfene Skizze, und den Grafen Törring des Hrn. Hans Förster, der besonders im zweiten Act in der Scene bei dem Barbier das Charakterbild des Ritters mit markanten Zügen zeichnete.

Am Carolatheater ist jetzt die Operette en vogue: das Gastspiel des Frl. Sophie König ist ganz dazu geeignet, einer dramatisch-musikalischen Gattung, die schon an und für sich das Lieblingsgenre des Publicums ist, erhöhte Theilnahme zuzuwenden. Denn Frl. Sophie König tritt in die Fußstapfen der Frau Geistinger: es geht ihr der Ruf voraus, am Theater an der Wien wie an der Berliner Friedrich-Wilhelmstadt nicht blos mit Erfolg in diesen Rollen aufgetreten zu sein, sondern auch einige derselben in den neuen deutschen Operetten creirt zu haben. In der That haben Offenbach's Lorbeern einigen Componisten in Deutschland keine Ruhe gegönnt und nachdem Suppé in seiner reizenden „Schönen Galathee", die uns weit lieber ist, als manche Offenbachiaden, den Wettkampf mit dem Maestro der Bouffes Parisiennes, der im Grunde ja auch ein Rheinländer, ein Deutscher ist, glücklich bestanden, haben Strauß und Richard Genée ebenfalls die nach französischen Vorbildern schielende Operette gepflegt, welche auch in Deutschland die eigentliche komische Oper immer mehr bei Seite schiebt. Die beiden ersten Operetten, in denen sich Frl. König uns vorführte, sind deutschen Ursprungs. Was indeß unsere Textdichter betrifft, welche natürlich auf die Gestaltung der Musik wesentlichen Einfluß ausüben, so unterscheiden sie sich nicht unwesentlich von den französischen, so sehr sie ihnen nacheifern. Jener parodistische Leichtsinn und jene paradiesische Ungenirtheit, mit welcher die Musen jenseits des Rheins sich bewegen, ist doch für die Deutschen nicht erreichbar: die deutsche Solidität kann sich doch von ernstgemeinten Verwicklungen nicht ganz loßsagen und so könnte man die beiden Operetten: „Die Fledermaus" von Strauß und „Der Seecadett" von F. Zell und Richard Genée als Lustspiele mit Musik bezeichnen, das erste als ein modernes Conversationsstück, das zweite als ein historisches Lustspiel mit musikalischer Einkleidung. Und zwar ist die Erfindung in beiden Lustspielen eine glückliche zu nennen. „Die Fledermaus" hat sich hier genugsam eingebürgert durch die Rosafinde der Frau Geistinger: die Verwechslungen in dieser Operette sind echt lustspielartig, zwar etwas keck, etwas unwahrscheinlich, aber doch sehr ergötzlich. Wenn der Liebhaber statt des Gatten ins Gefängniß geführt wird, wenn der Gatte statt ins Gefängniß zunächst sich in eine Orgie unter falschem Namen begiebt, mit dem ebenfalls incognito anwesenden Gefängnißdirector Freundschaft schließt und sich gemeinsam mit ihm betrinkt, wenn die Gattin auch incognito mit ihrem Gatten ein Liebesabenteuer besteht und ihm die werthvolle Uhr abzuschmeicheln weiß, die für das Programm seiner Eroberungen ebenso unerläßlich ist, wie Eichendorff's Gedichte für Lindau's Frik Marlow; wenn alle diese Verwicklungen zuletzt in dem fidelen Gefängniß explodiren, so befinden wir uns in einem lustigen Taumel masKirter und unmaskirter Unmöglichkeiten, die uns aber in die heiterste Stimmung versetzen und zu keiner kritischen Ruhe kommen lassen. Natürlich gehört dazu eine Musik, welche wie Champagner

perlt und zugleich in die Fußspitzen führt, eine Musik, die zwar nicht von Offenbach's Olymp herkommt, aber doch vom Wiener Sperl und der es nicht an bacchantischen Rhythmen fehlt. Wie sollte auch der Meister der Tanzmusik nicht das Zeug dazu haben, dramatische Orgien zu componiren?

Im Ganzen ernster gehalten und nicht arm an musikalisch werthvollen Nummern ist „der Seecadett". Es ist der Stoff eines Intriguenlustspiels und er mag wol aus einem solchen herstammen. Eine Pariser Schauspielerin, die verlassene Geliebte eines portugiesischen Granden, sucht diesen zur Unzeit in Lissabon auf; er hat sich inzwischen insgeheim mit der Königin vermählt. Sie flüchtet sich vor Ihrer Majestät in ein Seitengemach und erscheint von hier aus in dem Costüm eines Seecadetten: eine Rolle, die sie nun wider Willen weiter spielen muß. Die Bewerbungen eines wilden Brasilianers suchen sie auch in der Maske heim, denn er weiß, daß es eben eine Maske ist; sie aber weiß sich, besonders durch seines Schachspiel, noch dazu mit lebenden Figuren, die Gunst der Königin zu erwerben, und wagt es, um sich wieder in das ewig Weibliche übersetzen zu können, ihr einen glühenden Liebesantrag zu machen, läßt sich dabei überraschen, flüchtet in ihr Schlafgemach und tritt aus demselben wieder in weiblichen Kleidern heraus: sie ist so gleichsam in ihren normalen Zustand zurückversetzt. Die Symmetrie in der Anlage dieser Operette kann man wol als künstlerisch bezeichnen; doch dem historisch ausstaffirten Humor fehlt immer eine gewisse flotte Leichtigkeit. Es wird alles zu ernst genommen; der parodistische Ton tritt nicht als alleinberechtigt hervor, sondern setzt immer nur einige flüchtige Lichter auf.

Frl. Sophie König spielte und sang sowol die Rosalinde in der „Fledermaus", als auch die Fanchette Michel, den Seecadetten, mit einer Frische und Gewandtheit, die ihren Ruf rechtfertigte. Ihre Stimme ist voll und kräftig und ihr Gesang so gut geschult, daß er auch Stich hält bei allen den originellen Nuancen, mit denen die kecke Persiflage in das Tongefüge hereinbricht. Von den engagirten Mitgliedern des Carolatheaters that sich besonders Frl. Lauber als Adele in der Fledermaus hervor: das war ein Kammerzöschen von keckem Humor. Der Gast wurde von den meisten Mitwirkenden gut unterstützt und die Arrangements, die Tänze in der Fledermaus, das Schachspiel, die Ensembleseenen im Seecadetten waren lebendig und geschmackvoll. Auch die Ausstattung verdiente Lob und das Seecadettencorps zeigte so elegante und kräftige Gestalten, daß man um die Zukunft der portugiesischen Marine unbesorgt sein konnte. Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

□ Die rechte Beständigkeit. Predigt im Schlußgottesdienst der dritten ordentl. Landessynode von Sachsen gehalten von D. Chr. E. Luthardt. Dresden, K. v. Zahn. — Diese Predigt, welcher die Worte Apostelgeschichte 2, 42: „sie blieben beständig in der Apostel Lehre" zu Grunde gelegt sind, zeigt, wie zum wesentlichen Charakter einer rechten Arbeit im Dienste der Kirche die Beständigkeit gehört und zwar die Beständigkeit vor Allem in der rechten apostolischen Lehre, für welche die ersten Christen als leuchtendes Vorbild hingestellt werden. Das Predigtwort, das gegenüber einem vielverbreiteten, verschwimmenden religiösen Subjectivismus sich auf den objectiven Grund der Schrift und der Kirche stellt, ist ein ebenso klares als scharfes und schneidiges Wort, das um so eindringender wirkt, als es, allen falschen rhetorischen Schmuck verschmähend, die bedeutsamen Wahrheiten, die es verkündigt, in ihrer Nacktheit hinstellt und lediglich durch das Gewicht seiner Gründe wirken will. Wir können der Predigt nur eine allgemeinere Verbreitung lebhaft wünschen, da sie sehr geeignet ist, herrschende Anschauungen über Religion und Kirche heilsam zu klären.

□ *H KAINH ΔIAΘHKH.* Das Neue Testament (Griechisch) nach den ältesten Handschriften. Frei nach Tischendorf bearbeitet von Dr. Riggenbach und Dr. Stockmeyer. Basel, C. F. Spittler. 2 *M.* — Diese neue, im Hauptdepot der Basler Bibelgesellschaft erschienene Ausgabe des Neuen Testamentes ist in freiem Anschlusse an die epochemachende Tischendorf'sche Edition nach den ältesten Handschriften von zwei schweizerischen gelehrten Theologen besorgt worden, deren Name schon für die Tüchtigkeit und Gediegenheit des Buches bürgt, das mit großer Sorgfalt und gewissenhafter Kritik bearbeitet ist. Die Ausstattung des Buches, namentlich sein großer, schöner Druck, der sich vor demjenigen mancher Ausgaben des N. T. im Urtext vortheilhaft auszeichnet, ist vortrefflich.

□ Dr. med. Hornemann, vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode. Aus dem Dänischen. Gotha, G. Schloeßmann, 1881. — Vom Zustand des Menschen unmittelbar nach dem Tode ist viel geschrieben worden, mit oder ohne Benutzung der spärlichen Andeutungen, welche die Bibel in dieser Frage giebt. Vom Zustand des Menschen kurz vor dem Tode ist wol selten geschrieben worden. In wahrhaft anziehender und belehrender Weise thut es im vorliegenden Schriftchen, das die sehr geschickte Hand des Predigers Michelsen aus dem Dänischen übersetzt hat, ein ebenso erfahrener und einsichtsvoller als edler, christlich gesinnter Arzt, der zu den angesehensten Aerzten Kopenhagens gehört. An einer großen Reihe einzelner, mit nüchterner Klarheit berichteter Fälle aus langjähriger Praxis weist er überzeugend den Satz nach, in welchem er das Resultat seiner Beobachtungen zusammenfaßt: „Das Gefühl der Todesnähe ändert und klärt den inneren Sinn (die Ansicht der Dinge), während die äußeren Sinne, namentlich auch die Empfänglichkeit für Schmerzen, unter der graduellen Abnahme der Lebensfunctionen, sich abstumpfen." Der leibliche Todeskampf, die Agonie, im Uebergangsstadium zwischen Leben und Tod, ist nach der Ansicht des Verf. ein schmerzensfreier Zustand, so wenig dies oft dem äußern Eindruck nach der Fall zu sein scheint. Anders ist es je nach der inneren Beschaffenheit der Einzelnen mit dem geistigen Todeskampf. Der innere Blick auf Vergangenes und Zukünftiges gewinnt in diesen Momenten eine größere Klarheit als sonst. Tröstlich ist, was der Verf. aus seiner reichen Erfahrung mittheilt, daß er bei vielen Zweiflern und Freidenkern beobachtet habe, wie in dem Augenblicke, wo die Hülle des Irdischen zerrissen oder dem Auge durchsichtig geworden, auch ihr Zweifel geschwunden. Das Schriftchen ist, ohne es sein zu wollen, in seinem edlen Ton und in seiner ruhigen Objectivität ein wahres Erbauungsschriftchen, das wir Laien und Aerzten angelegentlichst empfehlen.

— Die Seele des Menschen. Von Charles Wadbington, ord. Professor der Philosophie an der Sorbonne zu Paris. Deutsch von Professor Ferd. Moesch. Leipzig, Moritz Schäfer, 1880. — Dieses in guter und fließender Uebersetzung hier vor uns liegende Werk vereinigt die französischen Eigenschaften der Klarheit und Eleganz des Denkens mit den Anforderungen an strenge und systematische Ordnung, welche bei uns an ein wissenschaftliches Buch gestellt zu werden pflegen. Es ist namentlich auch eine ausführliche historische Darstellung des Fortschrittes der Psychologie in die ganze Gliederung desselben eingeflochten. Die einzelnen Hauptabschnitte sind: 1) Geschichte der Psychologie; 2) über die Seelenkräfte; 3) die Erkenntnißkräfte; 4) die Neigungen und Leidenschaften; 5) vom Willen; 6) von der Natur der menschlichen Seele. Ueber diese Disposition mit dem Verf. rechten zu wollen, ist hier um so weniger der Ort, als in allen solchen Dingen auch bei uns Freiheit und Mannigfaltigkeit herrscht. Die Gesammtrichtung des Verf.

ist eine der sensualistischen Lehre als der für die Stellung Frankreichs in dieser Frage bisher vorzugsweise bezeichnenden abgewandte. Bei der Regsamkeit des neueren philosophischen Strebens in Italien scheint auch dieses Symptom eines erneuten Erwachens des Interesses an der Philosophie in Frankreich wol der Beachtung werth. Der immerhin echt französische Charakter des Buches aber läßt dasselbe auch weiteren Kreisen als denen der bloßen Schulphilosophie als zugänglich erscheinen. C. H.

[:] **Das Nervensystem des Menschen und seine Erkrankungen.** Für Gebildete dargestellt von Dr. Paul Moebius, Arzt in Leipzig. (Leipzig, Philipp Reclam jun.) — Das vorliegende Bändchen (Nr. 1410 der Reclam'schen Universal-Bibliothek) hat dem als Neuro-Pathologen bekannten Autor Gelegenheit gegeben, eine bisher noch nicht populairisirte Disciplin — das gesunde und kranke Nervensystem — in einer dem Gebildeten verständigen Form zu schildern. Aus allen vorhandenen wissenschaftlichen Quellen und der eigenen Erfahrung hat der Verfasser ein gemeinfaßliches Bild jener ziemlich schwierigen Lehre vor den Augen des Laien zu entrollen versucht und zugleich für eine maßvolle Popularisirung der Medicin mit Glück eine Lanze gebrochen. Seine Darstellung des Anatomischen ist knapp und klar; die Lebens-Erscheinungen des Nervensystems sind sowol im Allgemeinen, als bezüglich des Rückenmarks, des verlängerten Marks, des Mittel-, Groß- und Kleinhirns treffend geschildert. Ebenso erhält der Laie richtige Vorstellungen von den Störungen der Empfindung, Bewegung und Ernährung, von der Störung seelischer Thätigkeiten, von den Ursachen der Nerven-Erkrankungen und von den Behandlungs-Methoden.

—*— **Jahresbericht der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden.** Sitzungsperiode 1879 bis 1880. Berlin, Druck von G. Reimer. 1880. — Es ist ein vielgenährter und weitverbreiteter Wahn, daß die Universitätsorte das ausschließliche Privilegium, die Menschheit durch die Fortschritte der Wissenschaft zu beglücken, besäßen. Daß nun auch außerhalb der akademischen Kreise die Wissenschaft gepflegt und gefördert wird, davon legt der oben erwähnte Jahresbericht ein lautredendes Zeugniß ab. Wenn die darin behandelten Fragen vorzugsweise nur die Fachkreise interessiren, so haben einige doch auch allgemeinere Bedeutung. So haben sich die Hoffnungen, welche an die Behandlung der Lungenschwindsucht durch Inhalationen von Natron benz. geknüpft worden sind, nach den Erfahrungen im Dresdner Stadtkrankenhause nicht bestätigt. Die Resultate der Behandlung sind völlig negativ gewesen, nicht einmal eine Besserung auch nur eines einzigen Symptomes ist erzielt worden, dagegen mußte mit der Fortsetzung der erwähnten Behandlung aufgehört werden, weil die Patienten sich weigerten, indem eine Zunahme der Beschwerden, anstatt einer Minderung derselben oder gar Heilung der Krankheit, eintrat. Es sind daher die aus Innsbruck gemeldeten überaus günstigen Erfolge einer solchen Behandlungsmethode bei weit vorgeschrittener Phthise mindestens sehr zweifelhaft, wenn auch vom theoretischen Standpunkte die Möglichkeit eines Erfolges nicht ausgeschlossen ist. So bemerkte jedoch der Vortragende, daß die antibakterielle Behandlung der in neuerer Zeit nach dem Vorgange von Klebs als Infectionskrankheiten erkannten Affectionen zu der irrthümlichen Erwartung eines über alle Möglichkeit hinausgehenden Erfolges derselben Veranlassung gegeben habe. Die Möglichkeit des Erfolges möchten wir nicht ausschließen, halten aber die Wahrscheinlichkeit eines solchen aus praktischen Gründen für sehr unwahrscheinlich. — Von erfreulicheren Resultaten berichten die Mittheilungen, welche der Geheime Medicinalrath Professor Dr. Haubner in einer der Sitzungen der Gesellschaft über die Erkrankungsgefahr der Menschen durch Anthrax und septicämisches Gift bei Fleischnahrung gemacht hat. Redner erwähnte Eingangs die in jüngster Zeit vorgekommenen Fälle von Massenerkrankungen nach dem Genusse von Fleisch und daß man dabei stets geneigt sei anzunehmen, das betreffende Fleisch stamme von einem milzbrandkranken Thiere her. Letztere Frage habe an sich und in forensischer Beziehung eine große Bedeutung. Nach einer Darlegung des Milzbrandes der Thiere und deren Ansteckbarkeit beim Menschen kam der Vortragende zu dem Schluß, daß die Erkankungsgefahr der Menschen durch Milzbrandgift an sich und insbesondere durch Fleischnahrung überaus gering sei, konnte aber denen nicht beipflichten, welche eine Ausnahme des Infectionsstoffes mit der Fleischnahrung ganz in Abrede stellten. Massenerkrankungen durch Fleischgenuß seien aber niemals durch Milzbrand hervorgerufen worden. Dies führte den Redner auf die Massenerkrankung in Wurzen, die vor zwei Jahren sich ereignete, und bei der 206 Personen erkrankten und 6 starben. Seine Ausein-anersetzungen gipfelten nun in der Behauptung, daß die Massenerkrankung in Wurzen nicht durch Milzbrand veranlaßt worden sei. Ueberhaupt gilt, sagte der Vortragende, daß alle Massenerkrankungen bei Menschen durch Fleischgenuß von kranken Thieren, niemals durch Milzbrandgift, sondern durch ein Fäulnißgift veranlaßt worden, was im kranken Thierkörper erzeugt und in dessen Säfte aufgenommen wurde. Es hat, um es anders auszudrücken, eine Blut- und Selbstvergiftung des kranken Thieres stattgefunden. — Obgleich auch manche andere Frage von allgemeinerem Interesse in dem gehaltreichen Heftchen verhandelt wird, so können wir doch hier nicht weiter darauf eingehen und müssen uns mit den angeführten wenigen Beispielen begnügen. Nur kurz erwähnen wollen wir noch, daß der Polizeiarzt, Hr. Dr. med. Oberländer, in einem Vortrag über Quecksilberausscheidung durch den Harn bei Quecksilbercuren mit Rücksicht auf die Untersuchungen des Hrn. Dr. Günz sich in dieser Beziehung gegen letztgenannten Herrn ausspricht. Wir haben bereits früher in diesen Blättern der interessanten Entdeckung des Dr. Günz gedacht und dieselbe nach Verdienst gewürdigt. Wenn nun Hr. Dr. Oberländer sagt: „Der Beweis dafür, daß der kurzemäße Genuß von Schwefelwasser, ebenso der Gebrauch von Salz- oder Dampfbädern einen wesentlichen Einfluß auf die Ausscheidung des Quecksilbers ausüben, ist noch nicht als erbracht zu erachten. Die auf irgend eine Weise künstlich bewirkte Erhöhung des Stoffwechsels bietet zufolge dessen eine Möglichkeit, nicht aber eine Wahrscheinlichkeit, am allerwenigsten aber eine zwingende Nothwendigkeit zur Ausscheidung des Quecksilbers aus dem Körper dar", so möchten wir hier nur zur Rechtfertigung des Hrn. Dr. Günz anführen, daß sich ganz gewichtige Stimmen für dessen Entdeckung ausgesprochen haben, unter denen eine Autorität wie die Sigmund's in Wien gewiß nicht wenig in die Wagschale fällt.

—ψ— **Physische Erdkunde.** Nach den hinterlassenen Manuscripten Oscar Peschel's selbständig bearbeitet und herausgegeben von Gustav Leipoldt. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. Zwei Bände, 1879 u. 1880. (1. Band S. XII, 571 — 2. Band S. VIII, 759; gr. 8.) — Gegenwärtig liegt das Buch, dessen wir schon zu wiederholten Malen in diesen Blättern (Wiss. Beil. 1879 Nr. 68 und 1880 Nr. 33) gedacht haben, vollendet vor uns. Es ist eine fleißige Arbeit, die mit peinlicher Sorgfalt die vorhandenen Originalquellen benutzt hat, so daß es sich bei dem gewissenhaft ausgearbeiteten Register trefflich als Hand- und Nachschlagebuch benutzen läßt. Wenn wir auch hier und da die Classicität vermissen, welche den Peschel'schen Stil auszeichnete und bei aller Schlichtheit das Studium selbst schwieriger Capitel so wunderbar anregte und erleichterte, so daß man die große Gelehrsamkeit auch nicht im mindesten drückend empfand, so hat sich doch der Herausgeber der „Physischen Erdkunde" nach Kräften befleißigt, im Geiste des leider allzufrüh verstorbenen Peschel zu denken und dessen Werk zu vollenden, wenn ihm auch dabei jene feinem

Lehrer und Meister in so hohem Grade eigene Gabe einer künstlerisch vollendeten Darstellung, wie wir sie wol am besten bezeichnen, abgeht. Dafür werden wir aber durch einen Bienenfleiß entschädigt, der nichts zu wünschen übrig läßt und dem Werke seinen materiellen Werth verleiht. Welcher Reichthum in dieser Beziehung geboten wird, mag aus einer kurzen Angabe des Inhalts hervorgehen. Derselbe gliedert sich in vier Theile, von welchen der erste das Weltall, soweit es empirisch erforschbar ist, ins Auge faßt, und zwar zunächst die räumliche und zeitliche Begrenzung der Körperwelt, die Sonne, die günstige Stellung der Erde im Sonnensystem, die Meteoriten und die Kometen. Der zweite Theil behandelt den Erdkörper und betrachtet denselben von seiner geologischen Seite, die Gestalt und Größe desselben, dessen Localattraction und Dichtigkeit, die Eigenwärme und die vulcanischen Erscheinungen, ferner die Kant-Laplace'sche Hypothese und die Gluthflüssigkeit des Erdinnern, worauf der geologische Bau, gleichsam die Anatomie, sowie die Physiologie und Physiognomie des Erdkörpers erörtert wird. Der dritte Theil hat die Wasser- und Lufthülle der Erde zum Gegenstand, während der vierte dem organischen Leben auf unserem Planeten gewidmet ist. Noch wollen wir nicht unterlassen hervorzuheben, daß eine Anzahl sehr instructiver Illustrationen ganz wesentlich dem Verständniß des lehrreichen Werkes zu Hilfe kommen, wie denn auch die Verlagshandlung an der Ausstattung es an Nichts hat fehlen lassen.

—y—. Die materiellen Verhältnisse und Vortheile für Einwanderer im Staate Kentucky, Vereinigte Staaten von Amerika. Kentucky, Bureau für Geologie und Immigration. John R. Procter, Director. Frankfurt, Kentucky, 1880. — Es sind Briefe eines im Staate Kentucky wohnenden Deutschen, des Hrn. Karl L. Franke, welche wir vor uns haben. Nicht immer kann man den Berichten, selbst von manchen unserer Landsleute, über amerikanische Verhältnisse und Zustände Glauben schenken. Ganz besonders gilt dies von den Schriften, welche die Einwanderung zum Gegenstand haben und oft Alles in den rosigsten Farben schildern, während in Wirklichkeit Grau in Grau gemeinet wäre. Die vorliegende Schrift macht dagegen den Eindruck voller Wahrhaftigkeit und nutzt nicht in leichtfertiger und gewissenloser Weise die Leichtgläubigkeit der Auswanderungslustigen aus. Der Verfasser, mit Land und Leuten durch eigene Anschauung vertraut, hat sich gleichzeitig durch mühsames Studium über die Hilfsquellen und den Zustand des Staates Kentucky eingehender unterrichtet, so daß er wol im Stande ist, genaue und zuverlässige Auskunft über denselben zu geben. Die Schrift behandelt in acht Briefen aus Kentucky nach Deutschland in möglichst engem Rahmen alle Facta und Data praktischer Bedeutung und geschichtlichen Werthes für die Bewohner des Staates und Einwanderer aus Deutschland, und berührt in gedrängter Kürze einige andere Punkte, welche für das größere Publicum wenigstens ein theoretisches Interesse haben. Die angeführten Thatsachen und Zahlen basiren, wie der Verfasser angiebt, meistens auf officiellen Berichten und dürfen als richtig und verläßlich angesehen werden. Trotz des mäßigen Umfanges der Schrift wird in derselben doch kein Punkt von irgend welcher Bedeutung übersehen, Alles, was für den Einwanderer wissenswerth ist, wird gebührend hervorgehoben, so daß der der deutschen Erde Müde sich ein treffendes Bild von dem machen kann, was ihn jenseits des Oceans erwartet. Da werden die geographische Lage und der Flächeninhalt, die topographischen Verhältnisse und die Bevölkerung behandelt; es wird ferner der Bodenreichthum an Kohlen und Eisenerz, die Wälder mit ihrem Brenn-, Nutz- und Bauholz, der ökonomische Werth derselben, sowie die Holzindustrie und der Holzhandel betrachtet, desgleichen der Charakter des Bodens und die Ergebnisse der Ernte. Weiter werden die staatlichen Verhältnisse geschildert, dem Handel, der Industrie und den Verkehrsmitteln Aufmerksamkeit geschenkt, sowie die socialen Zustände von ihrer Licht- wie Schattenseite beleuchtet. Endlich wird noch der Einwanderung nach den Vereinigten Staaten im Allgemeinen gedacht und einige Worte den Reisegelegenheiten gewidmet. Diejenigen, die sich im Staate Kentucky eine neue Heimath gründen wollen, können sich durch das Schriftchen in zuverlässiger Weise unterrichten.

—*— Der Orient. Geschildert von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. R. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. gr. 8. — Die überaus rührige Verlagshandlung tritt hier mit einem neuen Unternehmen auf, das sich den zahlreichen früheren derselben würdig an die Seite stellt. So Treffliches auch bisher über den Orient geschrieben worden ist, so hat es doch an einem Alles umfassenden Werke gefehlt, das uns ein Gesammtbild von Land und Leuten in anziehender Weise vorgeführt hätte. Das vorliegende Werk, von einem gründlichen Kenner des Orientes verfaßt, der schon vielfache Proben seiner Befähigung zu einer derartigen Arbeit abgelegt hat, die ebenso sehr gründliche Kenntnisse und scharfe Kritik wie künstlerisches Gestaltungsvermögen und ein feines poetisches Gefühl verlangt, ist angethan, das Interesse der weitesten Kreise in Anspruch zu nehmen. Das Werk, welches auf dreißig Lieferungen berechnet ist, wird alle das östliche Mittelmeer umgreifenden, ihrer Vergangenheit nach hochclassischen Länder vom Gestade von Durazzo bis an die äußerste Südküste von Arabien, von den Euphratquellen bis zu jenen des Nils behandeln. Die uns bereits vorliegenden Lieferungen befriedigen nicht nur hochgespannte Ansprüche, sondern berechtigen auch zu den besten Hoffnungen für das Ganze. Die Landschaften sind in malerischer Weise geschildert und durch ein buntes Völkertreiben belebt. Den historischen Verhältnissen ist stets die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden, ohne welche der Orient nicht zu begreifen ist. Ganz besonders sind auch die Ergebnisse der Alterthumsforschung, wie die Errungenschaften der Ethnographie bei der Darstellung verwerthet worden. Ebenso ist der Culturentwickelung, wie den socialen Verhältnissen Rechnung getragen worden, aber dies Alles nicht im trockenen Schulmeistertone, dem man die Absicht des Belehrenwollens nur zu sehr anmerkt und dadurch verstimmt wird, sondern in lebensvollen, farbenreichen Gesammtbildern, die ebenso unterhalten und durch ihren eigenartigen Reiz fesseln, wie ganz unbewußt unsere Kenntnisse vermehren, so daß wir dabei niemals die Beschwerde des Lernens empfinden. Bei dem Interesse, welches der Orient gerade im gegenwärtigen Augenblicke hat, wird das Werk gewiß als ein höchst zeitgemäßes allseitig begrüßt werden, zumal die Ausstattung eine ganz treffliche ist. Die Verlagsbuchhandlung hat es in dieser Beziehung an nichts fehlen lassen und das Werk namentlich auch mit vorzüglich ausgeführten Holzschnitten und instructiven Karten und Plänen versehen. Gegenwärtig liegen neun Lieferungen, also ziemlich der dritte Theil des ganzen Werkes vor. Sobald dasselbe vollendet vorliegen wird, werden wir nochmals darauf zu sprechen kommen.

— Das soeben erschienene Juli-Heft der Deutschen Revue „Unsere Zeit", herausgegeben von R. v. Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), enthält: Meister Gottfried. Von Karl Beck. — Literarische Plaudereien aus Madrid. Von Wilhelm Lauser. — Land und Leute Ostrumeliens. Von Gustav Krahmer. — Die Jesus-Dramen der Neuzeit. Von Rudolf v. Gottschall. — Die Ziele der gegenwärtigen Wirthschaftsbewegung. Von Adolf Samter. I. — Irische Zustände. II. — Die Regierung der niederländisch-ostindischen Colonien. Von Emil Metzger. I. — Madame de Tencin. Von Arthur Kleinschmidt. — Die Währungsfrage. Von Dr. Lorenz v. Stein. — Chronik der Gegenwart: Literarische Revue. Politische Revue.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 56. Donnerstag, den 14. Juli. 1881.

Inhalt: Deutscher Vandalismus oder deutsche Humanität, von Dr. Georg Müller-Frauenstein. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechungen (J. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. H. Hettner, das Königl. Museum der Gypsabgüsse zu Dresden. August Forelp, Anatomie für Künstler).

Deutscher Vandalismus oder deutsche Humanität?

Nach französischen und deutschen Zeugnissen über den Krieg von 1870/71.

Von Dr. **Georg Müller-Frauenstein.**

(Fortsetzung.)

Ebenso wie mit der besprochenen Anklage des Diebstahls verhält es sich mit dem gleichfalls oft erhobenen Vorwurf des roh en Zerstörens. Dieser kann mit einem Schein von Recht auch nur von den Bewohnern der Umgegend von Paris und Metz den beiden Belagerungsarmeen gemacht werden. Von der Frühlingssonne des Jahres 1871 wurden, ein Werk fremder oder auch französischer Geschütze, ganze Straßen von Ruinen beleuchtet, wo vor einem Viertel- oder Halbjahre reizende Dörfchen und Landstädte den thränengefüllten Augen der Abschiednehmenden zum letzten Male ihre Reize in der duftigen Septemberluft gezeigt hatten. Ich sehe sie noch vor mir, diese reizenden Villenörtchen mit prachtvollen Schlössern und geschmackvollen Villegiaturen, mit Gärten und Parks, weiten Rasenflächen und gepflasterten Höfen, wie sie in der Mitte des September unserem Vorbeimarsch zur ersten Feldwache vor Paris mit recht widerwilliger Miene zuschauten.

Ich empfinde noch die Reize dieses herrlichen Stückchens Erde, wo von uns z. B. im Marnethale Mitte November die letzten, Ende Februar die ersten Veilchen den Gartenbeeten entnommen wurden. Welch schweres Geschick zog über diese anmuthigen Gefilde vom September bis zum März dahin!

Es leben unter uns ja noch einzelne Zeitgenossen der Befreiungskriege, Leute, welche die Belagerung von Torgau, die Schlacht und später die Einschließung von Dresden, den Riesenkampf von Leipzig erlebt haben. Man lasse sich von ihnen erzählen, wie die freundlichen, damals schon recht behäbigen Dörfer in den Niederungen des Sachsenlandes weniger durch den schnell darüber hinwegbrausenden Sturm einer Schlacht als durch den längeren Aufenthalt einer Armee litten! Man stelle sich nur die heutigen anmuthigen Ortschaften, welche den Lauf der Elbe aus- und abwärts beränzen, an Zahl vielleicht verzehnfacht, in einem großen Bogen, der etwa bei Pirna und Meißen den Strom schneiden müßte, um die sächsische Residenz gelegt, so hätte man eine ähnliche Linie von Ortschaften, wie die war, in welchen während eines langen und herben Winterhalbjahres die große Belagerungsarmee, Hunderttausende von Menschen, viele Tausende von Pferden Unterkunft suchten. Wenn auch der greise Oberfeldherr des deutschen Heeres, wenn auch alle oberen und unteren Officiere desselben die wünschenswerth möglichste Schonung des feindlichen Besitzes durchzusetzen sich bemühten, so war es doch unmöglich, die ganz unausbleiblichen Folgen einer solchen Anhäufung von Menschen und Vieh zu hindern. Nirgends mußten diese vielmehr geradezu deutlicher in die Augen springen als an diesem Orte, in dieser Jahreszeit, so sehr auch Officiere, Corporalschaftsführer, kurz höhere und niedere Instanzen gemeinsam rohen Scenen vorbeugten. Wenn von einem Vandalismus die Rede sein kann, so ist es nach Pfleiderer's Ausdruck nur ein solcher „der Noth" gewesen, der z. B. die Soldaten zwang, als die Brennholzvorräthe aufgebraucht waren, zerbrochene Möbel, überflüssige Läden, Zäune, selbst Dachbalken und Sparren leerstehender Gebäude, ja nach und nach ganze Gartenhäuschen ins Feuer wandern zu lassen, um nicht zu erfrieren oder wenigstens krank zu werden. Wol sind mir auch einzelne Excesse bekannt.

Gewisse Regimenter, deren durchschnittliches Bildungsniveau niedriger als das anderer Truppentheile war, wurden von uns geradezu gefürchtet, wenn sie für einen oder mehrere Tage einmal in unsere gewöhnlichen Standquartiere einrückten. Und ein roher Geselle richtet dann mehr Schaden an, als 100 bessere wieder gut machen können! Ich empfinde noch jetzt die Entrüstung, die uns alle übermannte, als wir nach nur 24stündiger Abwesenheit aus Chelles unser kleines Billard durch einen Schnitt quer über das Tuch unbrauchbar gemacht, als wir einzelne unserer Oelgemälde durch Bajonettstiche durchbohrt fanden. Ich mag auch jene rohen Späße von Leuten unseres eigenen Regiments nicht in Schutz nehmen, welche aus der von französischen Granaten zerschossenen Orgel von Ville Evrard einzelne Orgelpfeifen herausgezogen hatten und mit diesen nun während der Neujahrsnacht in verschiedenen Häusern höchst disharmonische Concerte aufführten.

Aber wenn ich mich frage, ob ich dergleichen Fälle noch viele aufzählen könnte, so strenge ich mein Gedächtniß vergeblich an. Gerade indem ich sie aufzähle, wird mir erst recht klar, wie sie vereinzelt und von fast allen gemißbilligt waren. Wir entschuldigen uns in Betreff der allermeisten Gelegenheiten, wo die Leidenschaft französischer Chauvins unsere Zerstörungswuth zu constatiren sucht, mit denselben stereotypen Worten, durch welche der vom Schaden am meisten getroffene heimkehrende Bauer oder Bürger sich seufzend tröstete: C'est la guerre. Von einer thatsächlichen Verwilderung, einem sittlichen Sinken des deutschen gemeinen Soldaten im Allgemeinen darf mit Fug und Recht gar nicht die Rede sein.

Schon oft ist übrigens von anderer Seite hervorgehoben worden, wie viel von der vermeintlichen deutschen Zerstörung auf eigene französische Rechnung kommt. Die Armee von Paris, besonders auf der Ost- und Südseite, rückte in Ortschaften ein, die von ihren meisten Bewohnern geräumt, in den letzten Tagen nur von Mobilgardisten oder von zurückgebliebenem Gesindel niedrigster Art belebt gewesen waren. Namentlich dieses Letztere sah sich damals im Besitze der früher neidisch betrachteten, halbgeräumten Schlösser und Landhäuser der Reichen, und ihre Spuren haben wir überall beim Einmarsch in die menschenleeren Orte gefunden. Die

Quartiere der Vertheidiger von Paris unter den Forts und außerhalb der Enceinte zeigten uns sodann bei der Besitznahme nach der Capitulation eine mindestens gleiche, wenn nicht noch ärgere Zerstörung, als in den unsern herrschte. In Chelles, im Bereiche des Feuers der Forts, wurden viele Monate hindurch allwöchentlich die Straßen von sächsischen Soldaten gefegt, was in Neuilly, Bondy und anderen französischerseits gehaltenen Dörfern nicht, wol aber in den meisten deutschen Standquartieren geschah. Die regelmäßigen Besuche der Officiere in den von Truppen bewohnten Häusern ließen es in diesen selbst nie zur Vernachlässigung der Reinlichkeit und Ordnung kommen. Fielen dagegen einmal auf etliche Stunden oder eine Nacht von uns früher besetzte Schlösser in der Ausfallenden Hände, so zeigten diese den wieder vordringenden Deutschen in der Regel Spuren einer Barbarei, die bei unserer Disciplin unmöglich war. Ich erinnere nur an das Schlößchen Maison Blanche, dicht unter dem Avron, in welchem die Mobilgardisten binnen wenigen Stunden sogar alle Tasten eines Claviers, das uns früher die Wachttage verkürzt hatte, zerschlugen.

Mag darum Michelet die Sieger als Hunnen, Vandalen oder selbst wilde Thiere verketzern, es giebt auch der aufrichtigen Franzosen noch einige, welche sich von der Ungerechtigkeit absoluter Urtheile fernhalten und nicht die eine Nation auf Kosten der anderen in den Himmel erheben.

Solch ein offenes Geständniß finden wir bei dem schon genannten Monod, der in den Lazarethen den Charakter der Soldaten von beiden Armeen studirt und aus eigener Anschauung das Gebiet des Feldzugs von Metz bis an die Loire kennen gelernt hat. Er meint S. 62: „Die Rheinländer, Schleswig-Holsteiner, Hannoveraner und Sachsen hätten nicht mehr Verwüstung verursacht, als es die Gegenwart einer französischen Armee gethan haben würde", doch wol das höchste Eingeständniß, was man von einem Franzosen erwarten kann. Nur daß wir das, was er von einzelnen Corps rühmt, auf alle angewendet wissen wollen; er widerspricht sich, nebenbei gesagt, doch selbst, wenn er an anderer Stelle die Brandenburger im Allgemeinen lobt und gerade das aus der Mark recrutirende 3. Corps tadelt.

Die Franzosen lieben es bekanntlich noch heute, mit einem gewissen koketten Wohlwollen einzelne deutsche Staaten abzusondern von der großen Masse der bösen Deutschen; sie priesen, nachdem sie an den „himmelblauen biedern Bayern" den Geschmack bald gründlich verloren hatten, die „Graumäntel", die Württemberger, und rühmten deren Humanität im Gegensatz zu den schon als Grenznachbarn verhaßten Badensern. So auch noch Monod, der übrigens den beiden letzten nicht selbst begegnet ist; er behauptet aber, die Württemberger hätten sich gut aufgeführt, die Badenser jedoch überall das entsetzlichste Andenken hinterlassen. Die Franzosen geben ebenso uns Sachsen im Verein mit den Bewohnern der seit 1866 annectirten Provinzen das Lob, daß wir vortheilhaft abgestochen hätten von den gewöhnlich als Mordbrenner geschilderten Preußen. Nur schade, daß der sächsische Soldat im Felde meist überzeugt war, wenn er heute hörte: Saxons bons, Prussiens mauvais, so sagte morgen derselbe Bauer zu der preußischen Einquartierung: Prussiens bons, Saxons mauvais! Wir konnten nie recht begreifen, wie doch manche unserer Landsleute so naiv waren, jene Worte freudig als baare Münze zu acceptiren und geschmeichelt für wahr zu halten. —

Man verstehe mich recht! Sehr gern nehme auch ich Monod's Compliment für mich mit in Anspruch: „Les Saxons surtout se faissient remarquer par leur humanité", obgleich ich die beigefügten Beispiele leider als wenig wahrscheinlich erklären muß, aber, der Wahrheit die Ehre, ich habe wirklich einen wesentlichen Gegensatz mit anderen Corps nicht entdecken können. Kleine, wenn auch ins Auge fallende Unterschiede im Betragen der einzelnen Armeeabtheilungen zugestanden, muß man doch die Lobsprüche einerseits und die parteiischen Anklagen andererseits gegen das 3. Corps, gegen Pommern, Polen, Schlesier, Ostpreußen, Mecklenburger und Bayern miteinander vereinen, wenn man nicht gegen die überall herrschende Mannszucht ungerecht sein will. Dann wird man mit Monod's Worten sich nicht zufrieden geben: „Wenn wir, d. h. die Franzosen, in Deutschland gewesen wären, so würde das Betragen unserer Armee zweifellos nicht erbaulicher gewesen sein, als das der Deutschen in Frankreich", sondern man darf mit vollem Recht auf die tiefen Unterschiede hinweisen, die aus der andern Zusammensetzung, aus der strengeren Disciplin, aus dem andern Charakter der ganzen Armee entspringen. Man wird ohne Rückhalt behaupten können, die Franzosen würden 1870 in Deutschland ganz anders gehaust haben, als wir in Frankreich.

Nichts ist erfreulicher, nachdem wir uns so lange mit zwei im Ganzen völlig ungerechten Anklagen von französischer Seite beschäftigt, für eine allgemeinere Zeichnung unseres Heeres einer gegnerischen Stimme das Wort lassen zu können, welche uns der unangenehmen Aufgabe, uns selbst zu loben, fast überhebt. Es ist dies der öfter genannte Professor Monod, der Herausgeber einer vielgelesenen wissenschaftlichen Zeitschrift, ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur, der unumwunden so manche Fabeln seiner Landsleute zurückweist und bei diesen ob seiner milden und mäßigen Haltung als deutschgesinnt verschrieen ist. Auch er findet zwar im seltsamsten Contrast zu seinen sonstigen Ausdrücken einmal S. 55 la dureté systématique, la cruauté réglementaire als Charakteristica unseres Heeres, auch er spricht S. 61 es aus, die Deutschen lassen „sich leicht zur Brutalität fortreißen". Diese Schatten in seiner Zeichnung heben aber nur um so wirksamer die Fülle von Licht, die aus ihr hervorstrahlt.

Wie wohlthuend muß z. B. die Anerkennung berühren, die er der Achtung der Deutschen vor den Frauen und ihrer Liebe zu den Kindern zollt. „Der bemerkenswertheste Zug des ganzen Krieges ist die Achtung der Deutschen vor den Frauen; es ist dies eine nationale Eigenschaft und eine der Quellen der deutschen Stärke. In 7 Monaten des Feldzugs", schließt Monod dieses nach des Referenten Erfahrungen fast zu günstige Capitel, „habe ich nicht einen einzigen Frevel in dieser Hinsicht selbst erlebt oder in positiver Weise erzählen hören. Immer habe ich die Frauen mit einer wahren Hochachtung behandeln sehen, die die Verwunderung unserer Soldaten erregte: „„So würden wir es nicht gemacht haben"", hörte ich diese oft sagen." Freilich mögen die Franzosen nun nicht immer mit den Augen eines Monod die deutsche Zurückhaltung beobachtet haben, die meisten dürften eher einen Mangel seiner Bildung in dieser Sprödigkeit gewittert und sich auch in dieser Hinsicht den Barbaren überlegen gefühlt haben. (Aehnlich auch Pfleiderer S. 82.)

Durchaus naturwahre Züge trägt ferner Monod's reizende Beschreibung von der Liebe der fremden Krieger zu den Kindern: wie sie an den Fingern herzählen, wieviel sie selbst deren in der Heimath haben und mit der flachen Hand ihre Größe angeben, comme ça, comme ça, wie sie von den kleinen vengeurs, einem allgemein gewordenen Scherznamen, Französisch zu lernen versuchen, wie sie mit ihnen spielen und spazieren gehen, wie sie ihnen von Allem, was sie bei sich führen, zu essen geben. Denn auch der Umstand ist wol mehr ein Beweis von Humanität als Vandalismus, daß in bewohnten Orten die zurückgebliebenen Franzosen von den Vorräthen der einquartierten Deutschen oft geradezu ihr Leben fristeten.

Ernster, aber nicht minder wahr ist Monod's Bewunderung der deutschen Vaterlandsliebe und ihres religiösen Gefühls. „Gott, das Vaterland, die Familie, dafür glüht eine dreifache Begeisterung, welche die Einheit der Armee und des ganzen Volkes ausmacht. Hieraus schöpft ihre Volkspoesie, sie durchzieht ihre wunderbar schönen Lieder. Ich habe sie

nie singen hören, ohne ein Gefühl der Sehnsucht, der Bewunderung und der Theilnahme zu empfinden. Es waren für sie nicht nur leere Worte. Thränen habe ich sie vergießen sehen bei der Erinnerung an den fernen Herd. Wie waren sie stolz, alle zusammen für das große Deutschland zu kämpfen! An den Ufern der Loire bildeten sie sich noch ein, ihr Blut „„für Deutschlands Vertheidigung““ zu vergießen.“ Und daran schließen sich anerkennende Sätze über die allgemeine Bildung unserer Armee, welche im Munde eines Franzosen, der doch gewöhnlich an der Spitze der Civilisation zu stehen glaubt, doppelt schwer wiegen. „Fast alle hatten sie Notizbücher mit, in die sie gern eintrugen; alle lasen sie gern und alle konnten sie schreiben. Aber was mich am meisten in Verwunderung setzte, war die Klarheit und Festigkeit ihres Geistes. Mit fast Allen konnte ich mit eigenem Interesse mich unterhalten, und die sorgfältige Art und Weise, mit der sie mir Auskunft gaben, bewies mir, daß der kritische Geist, der den Ruhm der deutschen Wissenschaft ausmacht, unmerklich in alle Schichten der Gesellschaft eingedrungen ist. Wenn sie eine Schlacht erzählten, so verstanden sie es genau, das zu unterscheiden, wovon sie Augenzeuge gewesen waren, von dem, was sie aus zweiter Hand, aber mit der Gewähr der Wahrheit hatten, von dem, was sie nur von Hörensagen kannten. Die Deutschen waren Männer, welche kämpften gegen Kinder.“

In solchen starken Ausdrücken, nach unserem Ermessen zu streng gegen sein eigenes Volk, giebt Monod den Gesammteindruck wieder, den er von unseren im Felde stehenden Landsleuten empfangen hat. Und ebenso rühmend spricht er von den Verwundeten, die, unter seinen Augen gepflegt, eine Seelenstärke, eine unerhörte Geduld, ihre Leiden zu ertragen, gezeigt hätten, welche nur tiefe und gestählte Naturen offenbaren könnten. Wer nur immer warme, aus dem Herzen zum Herzen sprechende Worte über unsere Verwundeten und Sterbenden, über den in den Ambulancen sich offenbarenden nobeln Fond der menschlichen Natur lesen will, der schlage Monod's Worte S. 71—75 auf, sie ehren beide Parteien. „Dieselben Menschen,“ so schließt er, „die nie einen Schmerzensruf ausstießen, empfanden dabei eine Dankbarkeit für unsere Sorgsalt, hatten ein so weiches Gemüth, daß sie mit Thränen im Auge uns verlassen haben; wir haben nie Kranke gehabt, die leichter zu pflegen waren; sie waren unsere Freunde geworden.“

Das ist in flüchtigen Umrissen die Zeichnung, die ein Franzose von unserer Armee entwirft, ein Mann von hervorragender geistiger Bildung, und gestützt auf diese Berichte sowie auf die oft noch günstigeren der englischen Kriegscorrespondenten und ebenso mehrerer von unseren Feldgeistlichen, die als unbefangene Zeugen doch auch hochzuschätzen sind, mag der Deutsche fern bleiben von jener vermeintlich humanen, den Feind auf Kosten des Freundes hebenden Sentimentalität. Er mag sich vielmehr in der Ueberzeugung nicht beirren lassen, sondern mit Stolz sich sagen, daß das Heer nicht nur den Ruhm der Tapferkeit wohl verdient, sondern auch den tieferen Nationaltugenden unseres Volkes getreu und den Forderungen der Humanität und Civilisation gemäß im Lande des besiegten Feindes sich betragen hat lange Monate hindurch und zuletzt während einer schweren anforderungsreichen, die Geduld und Ausdauer zur Neige erprobenden Winterszeit. Bleiben wir aber auf der andern Seite auch fern, wie Monod S. 54 es ausdrückt, von der Ungerechtigkeit absoluter Urtheile, welche eine Nation auf Kosten der andern zu erheben sich vornehmen.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

*** J. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Halbband mit 53, zweiter mit 43 Holzschnitten. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1880 und 1881. — Der Verfasser hebt in dem Vorworte zu dieser neuen Auflage seines Werkes mit Recht hervor, daß es seit manchen Jahren kaum einen Zeitpunkt gegeben haben dürfte, in welchem sich der Herausgabe eines Werkes über griechische Kunstgeschichte oder auch derjenigen einer neuen Bearbeitung eines solchen größere Bedenken entgegenstellen, als in der Gegenwart. Denn nicht nur ist der Zuwachs an Material, welchen die Archäologie im letzten Jahrzehend erfahren hat, an und für sich ein außerordentlicher, sondern mit den Statuen und Reliefs sind aus ihren Gräbern fast ebenso viele Räthsel hervorgestiegen, und die Monographen, welche sie lösen sollten, sind mit ihrer Arbeit bei Weitem noch nicht am Ende. Insofe dessen wird der Bearbeiter, der das Ganze zusammenzufassen und jede neue Erscheinung an ihren Ort zu stellen hat, manches Capitel mit einem non liquet schließen müssen. Auf der anderen Seite darf man annehmen, oder sagen wir lieber hoffen, daß die durch Schliemann's höchst verdienstlichen und glücklichen Vorgang in aller Welt neu entzündete Lust am Graben und Schürfen sich so bald nicht abkühlen werde, und der Historiker, der ängstlich warten wollte, könnte daher durch die steigende Fülle der Aufersteyungen leicht in noch größere Verlegenheit versetzt werden. Und sodann, sügen wir hinzu, verlangt das Publicum gebieterisch sein Buch, seinen Leitsaden durch die immer reicher werdende Welt der Erscheinungen. Durch das beinahe dramatische Interesse an den Unternehmungen in Troja, Mykenä, Olympia hat der Sinn für Beschäftigung mit archäologischen Dingen sich gesteigert und die Zahl Derjenigen, für welche man eine Geschichte der griechischen Plastik berechnen muß, ist im Wachsen begriffen. Sicher ist nun aber kaum Jemand so befähigt wie Overbeck, dem vorhandenen Bedürfnisse zu entsprechen und namentlich auch über die noch nicht entschiedenen Fragen zu einem größeren Publicum aufklärend und orientirend zu reden; denn während er das Material wie Wenige beherrscht, klar vorzutragen und künstlerische Stilunterschiede in sicherer Ausdrucksweise zur Empfindung zu bringen weiß, ist er zugleich sehr besonnen, sehr sorgfältig im Abgehen der zu durchforschenden Gebiete und sehr aufmerksam auf die Bedenken, die den ersten raschen Schlußfolgerungen entgegenstehen.

Der umfangreichste Zusatz der neuen Auflage ist derjenige über die Bildwerke von Olympia, von welchen bis zum Jahre 1876 nur die wenigen Metopen-Fragmente im Louvre bekannt waren, und wenigstens über dieses Capitel, dem wol die allgemeine Wißbegierde am eifrigsten entgegenkommt, sei uns hier vergönnt, ein Wort zu sagen. Wie man sich erinnert, erregten die ersten Funde aus den Giebelgruppen des Zeustempels eine allgemeine Enttäuschung. Denn nach Pausanias sollten diese Werke zur Blüthezeit der griechischen Kunst entstanden sein und von einem Schüler des Phidias, Alkamenes, sowie von einem Zeitgenossen des Ersteren oder doch seiner Schüler, Paionios von Mende, herrühren. Mit dieser Nachricht schienen sich aber weder die groben Verfehlungen in den Proportionen, welche man wahrnahm, noch die Rohheit in der Draperung und die wenn nicht durchgängig, doch an vielen Figuren zu beobachtende Leichtfertigkeit in der Bearbeitung, noch endlich selbst die Composition zu vertragen. Aber im Laufe der Zeit und mit dem Anwachsen des Materials, aus welchem sich die Gruppen vervollständigten, hat man unterscheiden gelernt. Man hielt Ausführung und Entwurf aus einander und wog wiederum den Werth der Entwürfe zu beiden Darstellungen gegen einander ab. Und in letzterer Beziehung statuirt denn Overbeck einen großen Unterschied. Die Composition des Ostgiebels scheint ihm wenig geistreich; die Figuren sind hier mehr neben einander gestellt als auf einander bezogen.

Dagegen darf der Westgiebel als eine treffliche Composition bezeichnet werden und die Gruppenbildung ist hier kühn und von dramatischem Leben erfüllt. Es ist nach Overbeck, soweit nur der künstlerische Gehalt in Frage kommt, nichts im Wege, dieses Werk einem angesehenen Schüler des Phidias, wie Alkamenes war, zuzuschreiben, zumal deutlich erkennbar ist, daß der Künstler für seine Gruppen die Kentauren- und Lapithen-Metopen des Parthenon studirt hat. Mehr Schwierigkeit macht es, zu denken, daß der andere Giebel mit allen seinen Schwächen von Paionios herrühren soll, demselben, der die kühn herabschwebende Nike, das Weihgeschenk der Messenier und Naupaktier für Olympia, geschaffen hat. Aber der Verfasser glaubt bis zu bestimmtem Gegenbeweise auch an diesem Namen festhalten zu sollen; denn die Nike ist höchst wahrscheinlich in den Jahren zwischen 422 und 420 geschaffen, der Bau des Tempels aber 460 beendet, und wenn die Giebelgruppen auch nicht nothwendig mit der Vollendung desselben aufgestellt sein müssen, so ist doch immerhin ein großer Zeitraum zwischen beiden Ereignissen anzunehmen. Kann während dieser Periode sich der Künstler des Ostgiebels nicht dahin entwickelt haben, die lebensvolle (übrigens in der Gewandung willkürliche) Nike zu bilden, zumal wenn er inzwischen mit attischer Kunst in Berührung kam?

Was nun aber die Ausführung der beiden Entwürfe betrifft, so führt der Verfasser nach Treu's Vorgange aus, wie die Eleer zwar die Skizzen oder Zeichnungen von namhaften Künstlern machen ließen, die Marmorarbeit aber aus Mangel an Mitteln an eine einheimische Arbeiterschaft vergaben, unter welcher sich zwar die eine und andere geübtere Kraft hervorthat, die aber im Ganzen über das Niveau des Handwerksmäßigen nicht hinausragte. Und zwar ist es wahrscheinlich, daß in diese Steinmetzhütten nicht runde Modelle, sondern nur Zeichnungen gegeben wurden, weil gerade diejenigen Gliedmaßen zu kurz gerathen sind, welche dem Beschauer in ihrer Axe oder Längserstreckung zugewandt sind und die daher „in einer nur gezeichneten Vorlage in der schärfsten Verkürzung dargestellt waren".

Die Ausstattung des Buches, welches im Herbst d. Js. fertig vorliegen soll, ist die nämliche, durch welche sich bereits die früheren Auflagen auszeichneten; der erschienene erste Band weist 20 Holzschnitte mehr auf als der erste der Auflage von 1869.

*** H. Heltner, Das Königliche Museum der Gypsabgüsse zu Dresden. Vierte Auflage. Dresden 1881. — Wenn man diese Auflage des Kataloges mit der letzten vom Jahre 1872 vergleicht, so ergiebt sich ein nahezu objectiver und ziffernmäßiger Ausdruck für den archäologischen Entdeckungseifer und das kunstgeschichtliche Interesse, welches im letzten Jahrzehend herangekommen ist und auf das in der Besprechung des Overbeck'schen Buches hingedeutet werde. Denn während die berühmte und sorgfältig gepflegte Sammlung vor acht Jahren nur aus 644 Abgüssen bestand, zählt dieselbe gegenwärtig 940 (wobei hier wie dort zahlreiche Sammelnummern); sie ist also in dieser kurzen Zeit um 296 Objecte, d. h. beinahe um ein Drittel ihres gegenwärtigen Bestandes gewachsen. Dieser Zugang kommt nun freilich nicht ganz auf Rechnung der Ausgrabungen, sondern 109 Abgüsse gehören der Kunst des Mittelalters und der Renaissance an, für welche im Jahre 1879 eine eigene Abtheilung eingerichtet wurde; aber den Anstoß zu den zahlreichen Abformungen, wie sie gegenwärtig im Bereiche der bezeichneten Perioden allerorten und namentlich in Italien stattfinden, hat auch der wiedererwachte Eifer für die Antike gegeben, der sich weiter naturgemäß über das ganze Gebiet der Plastik ausdehnte. Wozu denn noch gewisse Einwirkungen von Seiten des Kunstgewerbes kamen, welches sich der Formensprache der Renaissance wieder zu bemächtigen lebhaft bemüht ist.

Die Fassung des Kataloges mußte eine sehr knappe sein und der Verfasser beschränkt sich meist darauf, unter Hinweisung auf die zugänglichste Literatur die gesicherten Ergebnisse der Forschung oder den Stand der Controverse in wenig Worten auszusprechen. Doch kommt es an einigen Stellen auch zu motivirter Darlegung eigener neuer Ansichten, und zum Vergleich mit den obigen Mittheilungen aus Overbeck's Buche führen wir hier an, was Heltner über die Frage der Autorschaft bezüglich der Giebelgruppen von Olympia äußert. „So mißlich es ist," sagt er, „dem Bericht des Pausanias zu widersprechen, dennoch ist es unleugbar, daß er uns in fast unlösbare Schwierigkeiten verwickelt. Die Formengebung ist noch altertümlich befangen und ungelenk, die Ausführung ist flüchtig und ungleich, oft sogar verständnißlos; man sieht deutlich, daß auf die Höhe des Standortes und auf die wirksame Nachhilfe der Bemalung gerechnet ist. Es ist schwer, zu glauben, daß der Ostgiebel von demselben Meister herrührt, welcher laut inschriftlichem Zeugniß wenige Jahre nachher die überkühne kolossale Nikestatue (Nr. 35) schuf. Und noch unglaublicher ist, was jetzt meist als Ausflucht behauptet wird, daß Meister wie Paionios und Alkamenes es über sich gebracht hätten, in einem so umfangreichen Werke und an so hervorragender vielbesuchter Stätte sich nur auf Skizzen und Zeichnungen zu beschränken, sorglos alles Weitere untergeordneten eilfen Künstlern überlassend. Sollte wirklich das Zeugniß des Pausanias so durchaus unansehbar sein, da doch seine Gewährsmänner wahrscheinlich nur die Fremdenführer in Olympia waren und da überdies leicht das Mißverständniß entstehen konnte, daß Pausanias, indem der Führende die Akroterienfigur oben auf dem Dach als ein Werk des Paionios bezeichnete, diesen Namen ungenau auch auf den darunterstehenden Giebelschmuck übertrug? Wäre der Bericht des Pausanias nicht vorhanden, so würde man sicher die unverkennbare tiefe innere Stilverwandtschaft zwischen den Gruppen und den Metopen schärfer beachten. Ist der gemeinsame Ursprung so ganz abzuweisen?"

[:] August Froriep: Anatomie für Künstler. Mit 39 Tafeln in Holzschnitt von Richard Helmert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1880. — Schon längere Zeit war ein dem neuesten Stande der Wissenschaft und der anatomischen Präparations-Technik sowie der Vervollkommnung unserer heutigen Xylographie entsprechendes Werk dieser Art Bedürfniß und man hat deshalb alle Ursache, die vorliegende fleißige und sorgsame Arbeit, zu welcher zwei tüchtige Kräfte sich verbunden haben, mit Anerkennung zu begrüßen. Das in sehr handlichem Format gehaltene Werk bietet zunächst eine kurzgefaßte Anatomie, Mechanik und Proportionslehre des menschlichen Körpers, denen lehrreiche allgemeine Bemerkungen über Symmetrie, Gliederung des Knochengerüstes, Knochen, Gelenke, Muskeln, Sehnen, über die Haut und die für den Künstler wichtigen Eigenschaften ihrer Oberfläche vorangeschickt sind. Hieran schließt sich die anatomische und functionelle Schilderung des Kopfes, Halses, Rumpfes und der Gliedmaßen. Die Darstellung entspricht ganz dem Zwecke, den Künstler in die wissenschaftliche Betrachtungsweise des menschlichen Körpers einzuführen, ohne ihm ein tieferes Studium der Anatomie zuzumuthen. Mit Geschick sind diejenigen Punkte hervorgehoben, welche für das Verstehen der Formen und Bewegungen unentbehrlich sind und somit ist hier dem Künstler, zum Vorstudium für die Arbeiten nach dem lebenden Modell, ein sehr brauchbarer Führer gegeben. Die Zeichnungen, offenbar nach guten Muskelpräparaten gefertigt, sind sorgsam und künstlerisch tüchtig, die 9 Abbildungen zur Proportionslehre dem berühmten, aber des Preises wegen nicht allgemein zugänglichen Werke Franz Liharzik's „Das Gesetz des Wachsthums" ꝛc. (Wien, 1862) entnommen, dessen Ergebnissen sich der Verfasser anschließt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 57. Sonntag, den 17. Juli. 1881.

Inhalt: Deutscher Vandalismus oder deutsche Humanität, von Dr. Georg Müller-Frauenstein. (Schluß.) — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikalisches aus Leipzig, von Oscar Paul. — Bücherbesprechungen (Der Abriß der empirischen Psychologie, von Georg Heß. Dr. Kirchner, Ethik. Karl Bentrath, Die Summe der Heiligen Schrift. Dr. Freihrn. v. Bunsen's allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch. Dominus vobiscum, Rituale und Brevier von Gust. Leonhardi. Die Christenlehre im Zusammenhang, von Gerh. v. Zezschwitz. Handbuch der Anatomie des Menschen, von Dr. Rob. Hartmann. Völkerkunde von Oscar Peschel).

Deutscher Vandalismus oder deutsche Humanität?

Nach französischen und deutschen Zeugnissen über den Krieg von 1870/71.

Von Dr. **Georg Müller-Frauenstein.**

(Schluß.)

Während wir nun draußen im schönen Frankreich weilten, hatten sich hier im nicht minder schönen Deutschland ebenfalls Hunderttausende ungebetener Gäste eingefunden. Ueber deren Verhalten würde umgekehrt von unsern geneigten Lesern ein gerechteres Urtheil gefällt werden können, als es uns von den Franzosen ergangen ist. Doch wollen wir nun einmal an dieser Stelle uns nur mit Recriminationen des deutschen Verhaltens während des Kriegsjahres befassen. Es liegt uns mehr daran, zu hören, was die Gefangenen über ihre Lage berichteten, und ich constatire hier zunächst, daß nach einer großen Zahl französischer Quellen sich der deutsche Vandalismus auch gegen diese Unglücklichen Lust gemacht haben soll. Doch dispensire ich mich von einer Wiederholung der ungereimten, oft geradezu wunderlichen Beschwerden in dieser Hinsicht, ich benutze vielmehr sofort vorurtheilsloses französisches und auch deutsches Material, indem ich einige Bücher aus der Kriegsliteratur Schritt für Schritt durchgehe, weil mir eigene Erfahrungen, also auch gewissermaßen ein Ueberblick aus der Vogelperspective über dieses Gebiet abgehen. Dies der zweite Theil meiner Arbeit.

Auch hier bespreche ich zuerst einen ungewöhnlichen Fall, der eine Art Gegenbild gewähren soll zu den übrigen, die Gefangenengeschichte eines Deutschen, von diesem selbst geschildert. Der bekannte märkische Romanschriftsteller Theodor Fontane, der wie kein anderer die sandigen Felder seiner Heimath mit einem poetischen Hauche zu umgeben weiß, war als Berichterstatter mehrerer großen Zeitungen im September nach Lothringen geeilt, wurde aber in der Gegend von Domremy, dem Geburtsorte der Jungfrau von Orleans, angehalten und als der Spionage verdächtig in das prison militaire der Citadelle von Besançon gebracht. Nach 18tägigem Aufenthalte unter 200 französischen Militärgefangenen mußte er über Lyon, Moulins, Poitiers, Rochefort bis zu dem für ihn bestimmten Internirungsort, der Insel Oléron im atlantischen Ocean wandern, natürlich per Bahn. Hier wurde er unter einer Anzahl deutscher Gefangenen etliche Wochen festgehalten, bis ihm — noch im November 1870 — Cremieux' Vermittelung die Freiheit wieder verschaffte. Fontane ist nun von vorn herein geneigt, die Franzosen eher mit zu günstigen als feindlichen Augen zu betrachten; rollt ja doch in seinen Adern ebenfalls noch französisches Blut, er hat aber sodann auch eine ganz andere Art von Gefangenschaft kennen gelernt, als die in Feindes Hand gefallenen deutschen Militärs. Er erzählt selbst, daß man nicht recht gewußt habe, was mit ihm anfangen, die Behörden hätten ihm ganz gutmüthig auseinandergesetzt, daß sie wol wüßten, er sei kein Militär, aber man könne ihn nicht freilassen wegen des militärischen Blickes, den seine Notizen verriethen. Er wurde nun behandelt wie ein höherer Officier, d. h. also möglichst milde; eine einzige Insolenz ist ihm zugestoßen; sonst rühmt er die Gefälligkeit und Humanität der französischen Beamten, z. B. der Gendarmen, die nicht auf Geldgeschenke speculirt hätten. Nie, so sagt er recht fühn, seien französische Beamte schlechter Laune. Auch die französischen Militärgefangenen haben ihm alle den angenehmsten Eindruck hinterlassen, er hat nie die geringste Unart oder Unanmehmlichkeit von ihnen zu erleiden gehabt. Vor allem sei ihr gegenseitiger Verkehr ganz frei von schlechten Nedereien oder Neid gewesen. Ein unerschöpflicher Schatz von Gutmüthigkeit, leichtem Sinn und heiterer Laune, ein lebhaftes patriotisches Gefühl tritt ihm überall entgegen. Freilich die Schattenseiten, die Zerfahrenheit, den Spott und Hohn, mit dem alle eigenen Güter behandelt werden, die Käuflichkeit, die jeder Franzose dem andern vorwirft, die entschieden geringere Schulbildung der unteren Classen streift er nur flüchtig. Von der verbissenen Wuth, mit der die Franzosen in diesem Unglücksjahre selbst die deutschen Gefangenen zum großen Theil behandelt haben, giebt er aber beiläufig doch einige Beispiele. So sieht er in Lyon einige deutsche Officiere, die er als höchst unglücklich bedauert; wo sie sich zeigten, würden sie vom Pöbel bedroht. Charakteristisch ist auch die Art, wie er einen ganz eclatanten Fall von Brutalität berichtet. Er traf in einer Gefangenenzelle von Oléron zwei Deutsche, die ihn mehr als die anderen interessirten, einen Sachsen-Altenburger und den Sergeant Genzel von den 10r Ulanen. Ueber den letzteren lasse ich ihm hier selbst das Wort: „Der zweite, der Sergeant Genzel, ein Halberstädter, war ein prächtiger Mann. Er erzählte mir, wie er gefangen nach Orleans hineingeschleppt worden sei. „Man warf mit Steinen, man spie vor mir aus, und Damen, nicht Weiber, stürzten auf mich los und hielten ihre kleinen, weißen Fäuste mir drohend ins Gesicht. Ich schritt ruhig weiter, aber in mir dachte ich unwillkürlich an unsern unsterblichen Schiller und sprach halblaut vor mich hin: Da werden Weiber zu Hyänen.“ Endlich trat ein Elsässer Officier an ihn heran und rief ihm zu: Wißt Ihr, was wir jetzt mit Euch machen könnten? Mit mir machen? schrie der empörte Genzel; gar nichts könnt Ihr mit mir machen. Todtschießen könnt Ihr mich und dafür will ich Euch noch dankbar sein. Geht erst hin und lernt, wie man einen anständigen Menschen behandelt. Das half. Solche Anreden hassen immer. Wer zu reden verstand, war durch. Das Wort ist in Frankreich eine größere Macht als bei uns.“

Dieser letzte Gedanke ist der einzige Schluß, den Fontane aus dem empörenden Auftritt zieht; daß er kein Wort der Entrüstung findet, wenn nicht nur der Straßenpöbel, sondern anständige Frauen, endlich französische Officiere sich an einem gefangenen Deutschen in dieser Weise zu rächen suchen, hat mir, ich gestehe es offen, fast den Genuß an dem sonst lesenswerthen Buche verdorben. Unsere Gefangenen sind thatsächlich nicht selten ohne Grund recht schlecht behandelt worden in dieser aufgeregten Zeit, das beweisen viele notorisch feststehende Thatsachen neben vielen anderen Fällen des Gegentheils.

So ließ z. B. der General Aurelle de Paladines, als er die Bayern aus Orleans hinausbrängte, die zurückgebliebenen Kranken aus den Lazarethen herausreißen und zu Kriegsgefangenen erklären, um sich mit einer möglichst großen Zahl derselben zu brüsten. Diese unglücklichen, vor dem Typhus Stehenden oder eben in der Reconvalescenz Begriffenen wurden nun herumgeschleppt und nach Oléron gebracht, wo gar keine lazarethliche Hilfe zu finden war. Von anderen Gefangenen, Freiwilligen und Unterofficieren, habe ich persönlich gehört, daß sie bei ihrem unfreiwilligen Einmarsche in Paris von ungeheuren Menschenmengen umringt und mit Insulten jeder Art, Schimpfreden wie thätlichen Angriffen, überhäuft wurden, ohne daß die escortirenden französischen Soldaten dazwischen getreten wären. Nun bin ich aber nicht im geringsten der Ansicht, die man gar nicht selten in Deutschland selbst findet, man müsse den Parisern mehr zu Gute halten, als anderen Franzosen, ich halte vielmehr, wenn Fragen der allgemeinen Bildung berührt werden, das directe Gegentheil für das Richtige. Darin sollten sich die Bewohner des „Hauptes der Welt", „des Auges und der Sonne der Cultur", um mit Victor Hugo zu reden, von den paysans der Normandie doch nicht übertreffen lassen. Und wenn dem Besiegten eine solche Ausschreitung eher verziehen werden muß, so können sich die Gamins und Grisetten, die an der Spitze der Civilisation zu marschiren glauben, doch ein Beispiel an den Bauern und Bürgern Preußens, Schlesiens und Pommerns nehmen, die in den ersten Monaten des Jahres 1813 in der Behandlung der kläglichen Reste der großen Armee eine so ehrenwerthe Größe der Gesinnung bewiesen.

Doch wenden wir uns nun zu dem, was französische Gefangene von ihrem Aufenthalt in Deutschland erzählen! Ich wähle zwei Bücher, die über die entgegengesetzten Enden unseres Vaterlandes berichten: Köln und Königsberg.

Eine reiche Fundgrube bildet das Werk eines französischen Feldgeistlichen: Six mois de captivité à Königsberg, Prusse orientale, par l'Abbé Camille Rambaud, Lyon 1872.

Dieser, ein Untergebener des Bischofs Mermillod, in Friedenszeiten in der Wohlthätigkeitsanstalt Cité de l'enfant Jésus in Lyon angestellt, ist ein tüchtiger Mann, von frommer und ernster Sinnesart, dabei freilich voll von Vorurtheilen gegen Deutschland, die fast alle während seines Aufenthaltes verschwanden, und mit einigen liebenswürdigen Schwächen, z. B. für ein gutes Diner ꝛc. ausgestattet, die ihn uns menschlich näher bringen. Er war aumônier in der belagerten Festung Metz gewesen, entschloß sich aber nach deren Fall, die Gefangenen nach Deutschland zu begleiten. Gewiß ein edles, menschenfreundliches Unternehmen, das ihm bei der Irreligiosität seiner Pfleglinge, über die er fortwährend bittere Klage führt, und bei seinen Vorurtheilen gegen Deutschland einen schweren Entschluß gekostet haben muß! Er wurde vom Prinzen Friedrich Carl freundlich empfangen, fand, daß für die ausgehungerten französischen Soldaten von deutscher Seite gut gesorgt sei, wunderte sich aber über die Maßen, daß die furchtbaren Befestigungen, über die man in Metz gefabelt hatte, nirgend zu erblicken und daß die Belagerer so wohlgenährt waren.

Die erste kleine Strecke des traurigen Marsches nach dem Lande der Gefangenschaft bis Saarlouis legte die Colonne zu Fuß zurück. Die preußischen begleitenden Soldaten, die ihn voll Ehrerbietung behandelten, z. B. auch für ihn kochten, nöthigten ihm wegen ihrer Marschtüchtigkeit die Klage ab: Meine Gefangenen, die doch gar nichts zu tragen haben, murren und ermüden, aber die Preußen marschiren, marschiren immer, ohne je zu klagen.

In der ersten deutschen Stadt, eben Saarlouis, werden die Gefangenen in den preußischen Casernen einquartiert, sie fühlen sich — ich spreche hier stets nur mit den Ausdrücken Rambaud's selbst — seit 3 Monaten, also seit dem Anfang der Blokade von Metz, zum ersten Mal ganz zufrieden und versorgt, kein Einwohner insultirt sie. Ueber die weitere Reise kann ich kurz hinweggehen, sie gelangten nach Trier per Bahn, von da zu Fuß bis Gerolstein und von hier verließen sie die Eisenbahnlinie nicht wieder bis Königsberg, wohin sie nach 12tägiger Fahrt über Köln, Hildesheim, Braunschweig, Magdeburg, Berlin, Küstrin, Bromberg und Elbing kamen.

Nur einige charakteristische Kleinigkeiten erwähne ich; im Kölner Bahnhofe findet er die Ordnung und Sorgfalt für die Gefangenen außerordentlich; von der Elbe an aber fehlt öfter Brod, worüber die begleitenden deutschen Officiere sehr aufgebracht sind und in colère terrible ausbrechen, während Rambaud die Schwierigkeiten anerkennt, die preußische Nation habe es gut machen wollen, aber es sei nicht so leicht. Von Elbing sagt er aber ausdrücklich, die Bewohner seien nur mildthätig gewesen gegen ihre eigenen Gardisten, die Begleitmannschaft der Gefangenen; im eigentlichen Preußen war eben die Erinnerung daran, wie Napoleon's Truppen gehaust, noch zu lebendig, als daß die Bürger aus freien Stücken Lebensmittel gebracht hätten. An das Erlernen der deutschen Sprache denkt freilich der gute Abbé durchaus nicht, vielmehr nimmt allmälig das Essen und Trinken bald alle Sorge in Anspruch; so erwartet er z. B. schon lange vor Berlin ein gutes Diner daselbst, findet sich aber enttäuscht. Von seinen geographischen Kenntnissen spricht es z. B., wenn er schildert, wie sie nach einer sehr langen Morgendämmerung, wo sich der Himmel mit den schönsten Nuancen von Roth, Gelb, Blau und Blaßgrün bedeckte, beim Sonnenaufgang gerade in die Bahnstation: Wartezimmer einlaufen, oder wenn er zwischen der Oder und Weichsel ausruft: Dies Volk scheint wirklich die ganze Erde zu besitzen, man möchte es darum beneiden!

Mit vollem Recht erscheint ihm sonst in diesen Provinzen das offene Land triste, die Städte schön, ebenso wie er in der Wesergegend und dem westlichen Niederdeutschland eine treffende Aehnlichkeit mit England entdeckt. Wohlthuend berührt es, daß die deutschen Protestanten sein Opfer viel mehr anerkennen, als seine eigenen Landsleuten, daß die Königsberger Officiere, voran der Gouverneur v. Borcke, sich sehr gütig beweisen, und daß er von dem Einzug daselbst, wo die ganze Stadt auf den Beinen war, berichten kann: „Wer hätte so viele Rücksicht und Sorgfalt erwartet? Ich glaube sagen zu können, daß durchaus kein beleidigender Zuruf gegen uns gefallen ist, wir haben vielmehr im Gegentheil viel Beweise von Sympathie erhalten."

Der lange Aufenthalt am fernen Pregelstrande vom 9. November 1870 bis Anfang Mai 1871 bringt nun in der humanen Behandlung keine Aenderung; ich zähle nur einige der wirklich zahllosen Beweise dafür auf. So gesteht Rambaud, was im Munde eines Franzosen fast unglaublich klingt, ganz direct: Die Behandlung der Gefangenen habe große Fortschritte gemacht seit Napoleon I., der die Preußen und Oesterreicher schlecht behandelt habe; sowol die gefunden als die kranken Franzosen seien zufrieden, nirgend höre er eine Klage, im Lazareth würden sie gleich den preußischen Kranken bedient. Als er die Baracken besichtigt, in die sie einquartiert werden sollen, meint er: Das sind ja keine Baracken, sondern Häuser aus Holz oder Backstein, wie die Landhäuser dieser Gegend.

Dies erschreckt ihn geradezu, so daß er fürchtet, die Preußen wollten sie sehr lange behalten. „Welches Geheimniß steckt dahinter?“ ruft er aus. Damit verbinden sich ganz wunderliche Fabeleien; die kriegsgefangenen Offiziere erzählten ihm z. B.: Rußland wolle auf Konstantinopel marschiren, Frankreich, Preußen und Oesterreich wollten es aufhalten, darum sei der wirkliche Krieg nur eine Komödie gewesen, um 300 000 Mann hierher zu spediren und gegen Rußland zu verwenden. Und was dergleichen Abenteuerlichkeiten mehr sind!

Als es Ende November immer kälter wurde, erhielten die Gefangenen eine dritte Wolldecke und Rambaud sagt, sie seien, was sonst selten in der Gefangenschaft, fast gerührt gewesen von dieser Aufmerksamkeit der preußischen Verwaltung. Unter dem 6. December folgt die Notiz: „Ein großes Ereigniß! Vertheilung des neuen Brods! Bis jetzt haben wir das Kommißbrod der preußischen Soldaten, Roggen und Kleie untereinander, gesoßt. Das neue ist zwar auch Roggen, aber ohne Kleie, und man kann es, offen gestanden, nur loben.“

Die Baracken bewährten sich, selbst als die Kälte immer höher stieg, bekanntlich in dem Winter 1870/71 höher, als man vorher hatte annehmen können; die Leute saßen alle ein, daß sich in ihnen besser als in den Casernen leben lasse. Zu den Sendungen an Geld, Tabak, Früchten ꝛc., die aus Frankreich, besonders Lyon, an ihn für die Gefangenen gelangten, gesellten sich mehrmals auch solche aus deutscher Hand. So empfing er Mitte December von einem Gutsbesitzer Friedrich v. Thielau, aus Lampersdorf im Kreise Frankenstein-Schlesien, eine Kiste mit Büchern, Obst und Geld, mit einem so liebenswürdigen Brief, daß er ihn den Soldaten vorlesen will, damit sie wenigstens sehen, daß die Preußen nicht alle Menschenfresser seien, wie die von Zeit zu Zeit einlaufenden französischen Blätter sie glauben machen wollten. Er für seine Person wendet vielmehr damals die Worte des heiligen Franziskus auf sich und seine Lage an: Retten wir uns, retten wir uns schnell aus diesem Lande, wo man uns zu sehr ehrt; hier ist nichts mehr für uns zu gewinnen. Aus den Briefen, die er zur Antwort in die Heimath sendet und in welchen er die Eltern beruhigen will, da ihre Söhne nicht schlecht behandelt würden, gebe ich nur eine Stelle wieder: Warum soll man den Haß gegen die Feinde so aufstacheln durch pure Lügen? Ich bin ein treuer Franzose und Lyonese, aber offen heraus, ich kann absolut nur die Theilnahme bewundern, die der Gouverneur v. Borcke, wie alle Offiziere, die ihn umgeben, für unsere Gefangenen zeigen; ich würde wahrhaftig sehr undankbar und selbst sehr sündhaft sein, wenn ich ihnen dieses Zeugniß versagte.

Zum Weihnachtsfest erhielt er ein Packet mit einem deutschen Brief ohne Unterschrift aus Neustettin, worin folgender Passus vorkam: „Zum heiligen Fest bitten mehrere Geschwister, deren eins diesen Christbaum auf das Papier gemalt hat, im fremden Land einen freundlichen Weihnachtsgruß nicht zu verschmähen. Sie werden, sehr geehrter Herr, dieselben sehr erfreuen, wenn Sie in den kalten Morgenstunden Tuch und Schuhe benutzen wollen.“ Anbei lagen Babuschen von schwarzem Sammt und ein Cache-nez von feiner Merinowolle.

Ueberhaupt scheint in den Baracken von Königsberg das heilige Fest weit vergnügter gefeiert worden zu sein, als es der großen Mehrzahl Deutscher in Frankreich möglich war. Durch die englische Gesandtschaft erhielten die Gefangenen aus den ersten Schlachten, Wörth, Saarbrücken und Metz unter dem Titel: Gefangenschaftslöhnung 3 oder 4 Thaler und Alles war erleuchtet, Alles fröhlich. Unser Rambaud verlebte den Christabend bei einer Familie „von Königstraß“ (wahrscheinlich eine Verwechslung mit der Straße, in der sie wohnte) und erhielt hier eine niedliche Petroleumlampe, am 1. Feiertag war er Gast des Obersten Schulz, der ihm seine Photographie mit einer sehr freundlichen Widmung schenkte.

Inzwischen stieg die Kälte in Ostpreußen immer höher, am 3. Januar klagt Rambaud: Man wäscht sich in Eis, der Wein gefriert; Ende Februar sagt er: ich bin halb todt, 24, 26, 27, ja 30—32 Grad des hundertheiligen Thermometers. Da wurde es nun freilich mit dem Gesundheitszustand immer schlimmer, die Lungen- und Magenkrankheiten grassirten furchtbar, was die Aerzte theilweise auf das Pferdefleisch schoben, das in Metz wochenlang die einzige Nahrung gebildet hatte. Der Gouverneur that sein Möglichstes, er ließ mehr Kaffee, an Stelle der Abendsuppe Häring und Kartoffeln und kräftige Bouillon reichen, die Fleischportion alle 4 Tage verdoppeln und kümmerte sich selbst um die kleinsten Details. So kam er trotz der Kälte zu Fuß in das Barackenlager und redete freundlich mit den französischen Gemeinen. Erst der März bringt die Erlösung: „Der schönste Sonnenschein entzückt uns, die Lerchen schmettern vor meinen Fenstern, das Gras grünt empor zwischen dem Schnee, der endlich zerschmilzt.“

Je näher aber der Tag der Rückkehr kam, um so größer wurde unseres Abbés Sorge, daß man ihn des Prussianisme beschuldige; er könne, seufzt er einmal, doch nichts dafür, daß er hier nicht Alles schlecht finde.

Wer weiß, wie heute nach 10 Jahren Rambaud's Erinnerungen abgeschwächt sind! Ob er nicht auch, gleich Hunderttausenden unserer Nachbarn, es für patriotischer und dem zukünftigen Rachetrieg dienlicher hält, wenn er von der Kälte und allen möglichen Unbequemlichkeiten spricht, als von dem deutschen Mitgefühl, der deutschen Rücksicht, der er in seinem Buche ein so bereitetes Denkmal gesetzt hat?

Wird ihm auch heute noch die Frage aufsteigen: „Ob Frankreich aus der Lection Profit zieht? Nach Allem, was ich aus der Heimath höre, ist es kaum anzunehmen.“ Wird er noch heute seine Worte vom 13. Januar unterschreiben: „Warum beschäftigen sich unsere Priester mit Politik? Warum schicken sie in die französischen Blätter Berichte voll Gift gegen die Preußen? Man kann sich die falschen Darstellungen und Uebertreibungen unserer Soldaten gar nicht schlimm genug vorstellen. Manche finden Alles schlecht.“

Diese seine Leichtkinder, um derenwillen er die schönen Rhoneufer mit dem eisigen Strande des frischen Haffs vertauscht hatte, machten ihm überhaupt seinen Aufenthalt unter ihnen recht schwer. Es spricht für die Trefflichkeit seiner Gesinnung, daß er trotz dem nicht einmal etwa an Rückkehr denkt oder über Undankbarkeit klagt. Es wurde ihm schon im November von dem Gouverneur bessere Wohnung und Kost in der Stadt angeboten, er aber wollte bei seinen Soldaten bleiben, die ihn im Geheimen, ja nicht selten offen ins Gesicht verlachten; das Pflichtgefühl hob ihn hinweg über derlei Demüthigungen, er hatte ein warmes Herz für Alle. Und schließlich doch mit einigem Erfolg; die Noth lehrte doch einige beten; je kälter die Luft, um so besuchter die kleine Kapelle, welche mitten unter den Baracken nach seiner Schätzung für 20—25 000 Frcs. eingerichtet worden war. Freilich seine Klagen über die Leichtfertigkeit und Gedankenlosigkeit ihrer Urtheile bleiben dieselben! In der französischen Armee giebt es nicht einen Soldaten, so sagt er, der nicht überzeugt wäre, alle unsere Niederlagen kommen vom Verrath her. Keiner denkt daran, sein Gewissen zu prüfen und sich zu gestehen, daß er vielleicht mehr oder weniger selbst Antheil an unsern Niederlagen gehabt hat. Sein Zorn wird entfacht, als er nur Balzac oder Sue in den Händen der Gefangenen findet, und bald interessirt er sich lebhaft für die Bemühungen des Gouverneurs, sie aus der dumpfen Trägheit, die sie selbst am Tage in die Betten trieb, herauszureißen. Aber Ordnung schien ihm unmöglich unter sie zu bringen, die Officiere und Unteroffiziere hatten gar keinen Einfluß mehr, die preußischen Wachen sind es, die ihn bitten, doch seinen Soldaten zu verbieten, daß sie die Blätter der Bibeln und Gesangbücher zum Anzünden der Cigarren verwenden. Am 6. Februar macht

er seinem gepreßten Herzen in einer langen Klageepistel Luft: „Man wollte die Gefangenen aus ihrer Unthätigkeit herausreißen, man hätte ihnen so gern etwas zu verdienen gegeben. Aber ach, heute ist unsere Werkstatt von Schuh- und Galoschenmachern in vollem Auseinandergehen. Der Oberste derselben hat sich so schlecht geführt, daß er hat in Arrest gesetzt werden müssen. Der Elsässer, der meine Aufträge besorgt, hat schon zum zweiten Male seine Urlaubskarte verloren. Dann kommen die Köche betrunken und überhäufen mich mit albernen Reden; infolge des Schnapses schreien sie ganz laut, was sie wahrscheinlich ganz im Innern denken. Nach ihrer Idee soll das Geld, das sie gewinnen oder erhalten, nur zum Trinken und zu nichts Anderem dienen. Darüber sollten unsere Journale sprechen, die Wahrheit sagen, die Meinungen aufklären anstatt sich mit Lügen anzufüllen. Die französische Presse entehrt sich wahrhaftig auf immer." Auch Monod hat es übrigens, ebenso wie der Deutsche Pfleiderer S. 47 bezeugt, daß die sonst deutsche Nationaluntugend unmäßigen Trinkens diesmal ganz überwiegend den Franzosen zur Last gefallen ist. Mitte Februar war Rambaud wieder einmal zufrieden mit seinen gefangenen Landsleuten, alle Werkstätten von Schuhmachern, Schneidern, Buchbindern waren in gutem Zug, die Leute verdienten bis zu 1 und 1¼ Frcs. und fertigten 55—60 Paar Galoschen pro Tag. Die Gefangenenbibliothek vertheilte täglich 3—400 Bände, die 23 Galoschenarbeiter allein erwarben sich wöchentlich 195 Frcs., einzelne bis 11¼ Frcs. Aber von dem Tage an, wo die Kanonen den Friedensschluß verkündeten, also schon 14 Tage später, rührte Niemand mehr Hand noch Fuß, Niemand las noch, die Spirituosen bewährten ihre alte Anziehungskraft, so daß z. B. in Thorn bei 3 Thaler Strafe verboten wurde, an Gefangene Schnaps zu verkaufen. Die französische Regierung hatte nämlich an die Gefangenen Geld vertheilen lassen, jeder Gemeine erhielt 2, der Corporal 4, der Sergeant 8 Thaler. In dem kleinen Theater, das sich die Gefangenen eingerichtet, brach darob der Uebermuth zuerst hervor, man verspottete die Geistlichen, den Abbé Rambaud, kurz der alte Leichtsinn machte sich mit verdoppelter Stärke Luft, und Rambaud mag mit gemischten Gefühlen Abschied genommen haben von den Leuten, denenwegen er den härtesten Winter seines Lebens an der Ostsee zugebracht hatte, während er mit einer Art Wehmuth nochmals der Humanität aller preußischen Officiere gedenkt, mit denen er hier bekannt geworden.

Ich übergehe die vielfach recht interessanten vertreuten Bemerkungen über die deutsche Armee, die Schule, insbesondere den Religionsunterricht, über deutsche Philosophie und Religiosität und erwähne nur, daß Rambaud von Königsberg aus, mitten im Winter, auch Thorn, Pillau, Labiau und die dortigen Gefangenendepots besucht hat, überall von seinen aus Frankreich, der Schweiz, Belgien und England geschickten Vorräthen spendend und Messe lesend. Seine Eindrücke über die Gefangenenbehandlung bleiben stets dieselben, auch von Torgau, wo ein Abbé Jacques bei 9000 Gefangenen sich aufhielt, hört er das Nämliche. Seine Rückreise nach Lyon erfolgte Anfang Mai über Berlin, Coblenz, Kehl und Lausanne.

Es erübrigen nur noch wenige Worte über die Gefangenen in der Rheinprovinz! Sehr schätzenswerthes Material hat hierüber der Gymnasiallehrer Dr. Kamp vom Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Köln zusammengestellt unter dem Titel: Bei den französischen Kriegsgefangenen, Mittheilungen aus rheinischen Lagern. Er war Seconde-Lieutenant im Reserve-Landwehrbataillon Köln Nr. 40 und wurde als Reconvalescent dem Organisationspersonal des Gefangenendepots Deutz zugewiesen. Außer seinen eigenen Erfahrungen konnte er die Acten des Kölner Gouvernements benutzen. Am 30. Juli 1870 war vom preußischen König ein Regulativ erlassen worden über die Behandlung und Beschäftigung der Kriegsgefangenen, das in 43 Paragraphen sehr ausführlich alles Nöthige feststellte. Es waren in der Rheinprovinz 81 000 Mann in Summa unterzubringen; außer in den Festungswerken lagen sie meist in Baracken, aus gemauertem Fachwerk; auf den Mann wurden dabei 30 Quadratfuß gerechnet. Wie solid und geräumig sie waren, beweist, daß in 2 Dörfern diese leergewordenen Gefängnisse der Franzosen als Kirchen benutzt wurden. Der Mann erhielt 2 Decken, 1 Kopfkissen und 1 Strohsack. Neue Kleidungsstücke und Leibwäsche wurden durch Liebesgaben angeschafft, wobei jedoch die traurige Erfahrung gemacht wurde, daß nicht Wenige die ihnen gelieferten Sachen zu Spottpreisen verkauften, um sich dem augenblicklichen Genusse von Branntwein hingeben zu können. Strenge militärische Maßregeln erreichten es endlich, daß Jeder 2 Hemden und 1 Paar Schuhe oder Stiefeln bei sich hatte, als sie in die Heimath entlassen wurden. Der Eingelne erhielt täglich 12½ Loth Rindfleisch oder 6 Loth Speck (auf Wunsch auch Hammelfleisch), 10 Loth Reis oder Erbsen oder Bohnen oder 7½ Loth Graupen, 15 Loth Kartoffeln, 1 Loth Kaffee, 1 Loth Salz, dazu eine genügende Brodportion. Für den Mann waren täglich 45 Pfennige angesetzt, wovon 5 Pfennige von der gemeinsamen Küche gespart wurden, um dafür von Zeit zu Zeit Weißbrod, Tabak, Cigarren, Papier, weiße oder grüne Seife zu vertheilen. Das Brod, das natürlich auch hier zuerst einen Stein des Anstoßes bildete, wurde nach und nach verbessert.

Die Kranken lagen mit den Preußen zusammen, hatten eine Haarmatratze, ein Kopfpolster und zwei Decken und genossen eine äußerst reiche Extradiät: Milch, Bouillon, Chocolade, Wein, Bier, Schinken, Eier ꝛc., so daß der Mann täglich 2 Mark kostete. 70 barmherzige Schwestern waren in den Lazarethen vertheilt, alle Feste, Nicolas- und Weihnachtstag wurden mit den Kranken gefeiert und vom 4. Mai 1871 an erhielt jeder täglich 10 Pfennige extra ausbezahlt, und bei der Abfahrt eine Reiseunterstützung von 1 Mark 70 Pfennige.

Die deutschen Einrichtungen erfuhren die rückhaltslose Anerkennung der französischen, schweizerischen und belgischen Oberärzte; besonders gut und glücklich wurde der Typhus curirt, die häufigste Todesursache war Schwindsucht. Wir sehen, auch hier trifft zu, was Rambaud von Königsberg berichtet; ebenso wie die Begräbnisse mit militärischen Ehren, die nach einer Ordre vom 2. November 1870 auch allen Franzosen zu Theil wurden, am Rhein wie am Pregel gleich feierlich und würdig vor sich gingen, ganz anders wie in Metz, wo man nichts derart, sondern nur ganz jämmerliche Einscharrungen erlebt hatte. Kirchlich waren die rheinischen Gefangenen ebenfalls versorgt, hier Geistliche amtirten in den Kölner Lagern und Lazarethen; wieder ein Seitenstück zu Rambaud, der ausdrücklich den Zeitungslügen entgegentritt, als ob unter den Gefangenen protestantische Propaganda gemacht werde. Auch die sittliche und militärische Aufführung der Franzosen war freilich überall die gleiche. Kamp findet nicht Worte, um die Jammergestalten zu schildern, die nach der Meyer Capitulation anlangten.

„Zum Putzen und Reinigen waren sie nur mit der größten Strenge anzuhalten. Infolge ihrer Unreinlichkeit brachen die Pocken aus. Sie schnitten ihre Uniformknöpfe ab, um nur Geld zum Tabakkaufen zu erlangen, und alte Troupiers verschacherten ihre Medaillen, ihre Kleidungsstücke bis zum Rock gegen wenige Francs." Doch sei die Disciplin im Ganzen schnell wieder hergestellt worden. Die Officiere allein hätten sich bis zum Schluß schlecht benommen; von den 450, die im Durchschnitt immer in Köln sich frei bewegen durften, desertirten nicht weniger als 26, also 6% mit Ehrenwortsbruch.

Interessanter ist, wie sich Rambaud's anerkennende Urtheile über die deutsche Schulbildung verhalten zu Kamp's Schilderung der Kenntniß des Lesens und Schreibens bei seinen Gefangenen und zu den Berichten Monod's von seinen Landsleuten. Der Letztere sagt direct Seite 114: Der Krieg habe ihm gezeigt, bis zu welchem Grade seine Nation unwissend sei, wie ihre moralischen und religiösen Ideen sich

verdunkelt hätten. „Die Mehrzahl der Soldaten kann weder lesen noch schreiben.“ „Kein Unterscheidungsvermögen, keine Kritik!“ Er habe mehr als ein Mal seine Soldaten sagen hören: „Die Deutschen sind beherzter als wir.“ Die große Unsittlichkeit, der Cynismus erschreckten ihn aufs Höchste.

Auch in Ostpreußen kam es nun vor, daß die Franzosen von preußischen Officieren oder Unteroffizieren sich ihre Briefe vorlesen ließen. In Deutz waren unter 790 202 des Lesens und Schreibens völlig unkundig, also mehr als 25%. Noch ungünstiger lautet der summarische Rapport von Köln, wo von 15 702 nur 10 857 lesen und schreiben konnten, dagegen über 4840 nicht. Und die orthographischen oder gar geographischen Kenntnisse der wenigen Gelehrteren ließen Kamp die ergötzlichsten Beispiele. Da wird Köln nach Bayern oder an die österreichische Grenze verlegt, die Briefe von Paris nach Köln sollen über die Schweiz am kürzesten gehen u. s. w. Die preußische Feldpost hatte dabei eine Riesenarbeit zu bewältigen. Man denke sich eine Adresse, wie sie wirklich vorkam: A Monsieur N. N., Pontonschuppen, Prusse, und sie gelangte an den richtigen Mann im Deutzer Pontonschuppen. Wer Briefe französischer Gefangenen lesen will, findet keine bessere Lectüre als die des besprochenen Buches; die meisten räsonnirten über Bazaine, Metz, Verrath, dann auch über ihre Lage in der Gefangenschaft, doch fühlte sich die große Mehrzahl bald den Umständen entsprechend ganz behaglich und verstand die von uns geübte Gastfreundschaft in anerkennender Weise zu würdigen.

Ich begnüge mich mit einem Beispiele: „Ich gestehe“, schreibt ein Franzose an seine Familie in der Heimath, „zu unserer, der Franzosen Schande, daß die Deutschen menschenfreundlicher als wir sind. Sie verstehen es, das Unglück zu ehren, indem sie dabei in ihren patriotischen Pflichten durchaus treu und fest bleiben. Mit einem Worte, ich bewundere ihre militärische Organisation und jeder verständige Mann wird zugeben müssen, daß, weil sie nicht nach Art unserer oberen Gesellschaftsschichten weichlich und sittlich corrumpirt worden sind, sie die erste Nation der Welt genannt zu werden verdienen. Und wenn es nicht ein Verbrechen, eine Feigheit und Ehrlosigkeit wäre, sein Vaterland zu verleugnen, so würde ich stolz darauf sein, Preuße zu werden. Frankreich empfängt eine Lehre, es hatte sie nöthig. Das Unglück, die Erniedrigung werden seinen Stolz und seinen Eigendünkel wieder niederschlagen.“

Eine ehrendere Anerkennung giebt es wol kaum, als die aus dem Munde des gefangenen Franzosen; sie ehrt ihn ebenso wie uns. In das geistige Leben seiner gefangenen Untergebenen läßt uns überhaupt Kamp fast besser einen Blick thun als Rambaud, der seinen Landsleuten mit Vorliebe als ein katholischer Priester gegenübersteht. Zwar war auch in den rheinischen Gefangenwerkstätten, als denen der Schuster und Schneider, die Disciplin recht schwierig, auch die Arbeiter, welche von Kreis- resp. Gemeindeverbänden und Privatpersonen oder Gesellschaften außerhalb des Lagers gegen anständige Extrahonorirung z. B. bei Bahn- und Wegebauten beschäftigt wurden, mußten zum größten Theil wegen schlechten Betragens, Unlust zur Arbeit, Widersetzlichkeit oder Versuchen zur Desertion in die Lager zurückgeschickt werden — aber in den letzteren selbst wußten die gesellschaftlichen Talente unserer westlichen Nachbarn sich bald Geltung zu erringen. Da gab es Kegelspiele, in unzähligen mannigfaltigen Arten, da Tivoli-, da Lustspiele. Erstaunliches aber leisteten sie mit höchst bescheidenen Mitteln in ihrem Theater. Das théâtre de la société française besand sich in einer freigelassenen Abtheilung der durch Bretterfußböden und gewaltige Oefen recht wohnlich eingerichteten Stallungen einer Kürassierscaserne. Das Repertoire umfaßte 17 Dramen, Komödien und Vaudevilles; die Texte waren theils aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, theils waren sie neue, selbständige Producte einer unfreiwilligen Muße. Ferner 18 Pantomimen, in welcher Specialität Meisterhaftes vorgeführt wurde und derenthalben auch unsere Landwehrleute als eifrige Zuschauer sich einfanden. Die Zwischenacte wurden außer durch Tänze durch nicht weniger als 110 Chöre, Romanzen und komische Gesänge ausgefüllt. Tägliche Placate gaben Kenntniß von den in Vorbereitung befindlichen Nouveautés. Das Programm des Abends wurde im Casernenhof angeschlagen und in sehr zierlicher Abschrift den commandirenden preußischen Officieren auf ihre Stube gebracht. Wöchentlich einmal wurde sogar in dem zum Lazareth eingerichteten Kölner Sommertheater gespielt, wozu es gedruckte Zettel gab.

So lebte man als französischer Gefangener an den Ufern desselben Stromes, den die Pariser Gassenhauer so oft als den französischen Fluß proclamirt haben, und vergaß leichter, als es wol unsere deutschen Jungen gethan haben würden, die Niederlagen und Verluste, deren Zeuge man gewesen war.

Und welches ist nun der Eindruck der Bilder, die uns auf der einen Seite das deutsche Heer am fremden Herde, nach dem Siege in Frankreich, und andrerseits die franzöſischen Conscribirten unter deutscher Bewachung in einem jedenfalls wenig beneidenswerthen Stillleben vorgeführt haben? Ich meine, ohne daß ich dieser Absicht meine Wahrheitsliebe geopfert hätte, doch die Ueberzeugung befestigt zu haben, daß das großartige Duell zwischen Frankreich und Deutschland 1870 sich im Ganzen frei gehalten hat von inhumanen, unseres Jahrhunderts unwürdigen Zügen, daß im Besonderen unser Vaterland niedrige Verleumdungen oder unüberlegte Anklagen in dieser Beziehung sich nicht zu Herzen zu nehmen braucht.

Es ist aber nöthig zu constatiren, daß auch Franzosen diesem Gedanken Worte geliehen haben, weil seit etwa 5 Jahren in der französischen Literatur Werke, ähnlich denen Monod's oder Rambaud's, nicht mehr zu finden sind. Die Stimmen, welche auch in Frankreich eine gerechtere Beurtheilung Deutschlands anbahnen wollten, sind verstummt, seit die Reorganisation der feindlichen Armee vollendet ist, seitdem jedes Jahr einen neuen Waffengang mit dem alten Nebenbuhler bringen kann.

Es ist unter diesen Umständen eine patriotische Pflicht, den Lügen, die man in anderer Zeit ignoriren könnte, mit steisem Nacken und offener Sprache entgegenzutreten, den Franzosen unverjährliche Zeugen aus ihrer eigenen Mitte vorzuhalten, gegenüber dem wüsten Gewirr verleumderischer, nur von unwahrem Patriotismus beherrschten Stimmen, deren Meister Gambetta ist, eben derselbe Mann, dessen gewaltige Willenskraft, dessen Rachedurst sich schon einmal überwunden sehen mußte von der gleichmäßigen, zähen Ausdauer des deutschen Vaterlandsgefühls.

Leipziger Theater.

Diese „Woche gehörte Frl. Wessely: wir haben die Portraitgallerie anmuthiger idealer Mädchengestalten, mit denen die liebenswürdige Darstellerin uns erfreute, bereits bei früheren Gastspielen besprochen: ihre „Dora“, ihre „Preciosa“ sind durchaus sympathische Heldinnen. Wenn sie eine gewisse Familienähnlichkeit miteinander haben, so ist dies bei so jugendlichen Charakteren kaum zu vermeiden; es liegt darin auch wieder ein gewisser Reiz, denn gerade das Mädchenhafte, das sich ebenso in dem Aschenbrödel der internationalen Coterien, wie in dem freizügigen Zigeunerkind ausprägt, ist auch das eigentlich Fesselnde in diesen Gestalten. Durch eine Verschärfung charakteristischer Züge könnten sie den Zauber leicht einbüßen, der sie umschwebt. Man kann die Dora auch in ihrer Unschuld pikan-

ter spielen; es liegt darin ein gewisser haut-goût zu sehen, wie naiv sie sich in den unsauberen Verhältnissen bewegt, die dicht an sie herantreten: doch Frl. Wessely giebt sie nicht als eine exotische Wunderblüthe, die in einem Sumpfe ihren Kelch erschließt, sondern als ein Mädchen deutscher Art, und das ist unserem Fühlen durchaus sympathisch. Frl. Wessely hat vor allem den künstlerischen Funken, die echte Inspiration; der Ausdruck des gesteigerten Gefühls wirkt bei ihr stets zündend ... und darin liegt die Garantie für die nichtermattenden Erfolge ihres Spiels. In der Detailmalerei wie in der Behandlung des Organs, das oft eine große Kraft entfaltet, hat sie neuerdings bedeutende Fortschritte gemacht, wie sie auch in der erfolgreichen Darstellung der „Amy Robsart" bewies.

In „Maria Stuart" führte sich Frau Charlotte Frohn bei uns ein, eine Darstellerin von Ruf, die bei ihrem langjährigen Engagement im Kunststempel an der Newa dem deutschen Publicum etwas fremd geworden ist. Die Darstellerin gab der schottischen Königin jenen leidenden Zug, den wir bei mancher kräftigen und resoluten „Maria Stuart" vermißten, welche nur, wie es schien, wieder einen Bothwell oder Darnley in Sicht zu haben brauchte, um von Neuem flott ins Zeug zu gehen. Die Auffassung des Details der Rolle und die Durchführung zeugte von seinem Verständniß; doch kam das Organ der Darstellerin an diesem Abend nicht zur rechten Geltung; es entfaltete sich auch in der Affectscene nicht zu freier, voller Macht; nur im letzten Act hatte es einen klareren Timbre.

Im Carolatheater setzt Frl. Sophie König ihr Gastspiel fort und führte uns in einer echten Offenbachiade die Putzmacherin Gabriele, eine sehr muntere und durchwitzte Schönheit vor, mit echten Pariser Allüren oder mindestens mit der Verve, die man an der blauen Donau gewöhnt ist. Um so mehr befremdeten die Leipziger Localcouplets, mit denen Frl. König ihre Pariser Handschuhmacherin ausstattete. Wir wissen nicht, wer der Lieferant dieser poetischen Schmucksachen gewesen ist, doch abgesehen von dem gewaltsamen Ruck, mit welchem wir von der Seine an die Pleiße versetzt werden, waren das auch lauter böhmische Steine des Humors. Die „fesche" Soubrette erntete übrigens den gewohnten lebhaften Applaus in dieser Rolle ein.

Rudolf von Gottschall.

Musikalisches aus Leipzig.

In Leipzig hält die Musik niemals Rast. Selbst im Hochsommer, in welcher Zeit der nervenerregte Musiker den Tönen entflieht, um sich zur angestrengten Thätigkeit für den Winter zu stärken, breitet die Tonkunst ihre Flügel aus, um das Ideale im irdischen Dasein zu schützen. Die zahlreichen Sommerfeste, deren verbindende Kraft im Socialen die Musik ist, erhalten in den einzelnen Vereinen das künstlerische Streben, verschiedene Kirchenconcerte fördern den Wohlthätigkeitssinn und unterstützen den religiösen Ernst, dessen Pflege in heutiger Zeit eine Hauptaufgabe der Gebildeten sein muß, auch die Oper feiert nicht und übt ihre Attraction auf das Publicum aus, welches immer bereit ist, die Theatercasse zu füllen. Besonders günstig gestaltete sich das Verhältniß zwischen dem Publicum und der musikalisch-dramatischen Kunst während der Gastdarstellungen des k. k. Kammersängers Hrn. Scaria aus Wien, dessen bedeutsame Leistungsfähigkeit schon durch frühere Darbietungen des berühmten Bassisten in Leipzig hinreichend bekannt ist. Hr. Scaria ist nicht allein ein Wagnersänger ersten Ranges, sondern er ist ein ungemein vielseitiger Künstler, welcher ebenso auf dem Gebiete der ernsten wie der komischen Oper in ausgezeichneter Weise zu charakterisiren versteht. Die ihm von der Natur verliehene herrliche Stimme behandelt der Sänger mit Einsicht und weiser Mäßigung, so daß die imponirende Gewalt des Organs niemals den künstlerischen Inhalt der Partie erdrückt. Sogar als „Falstaff" in Nicolai's Oper „Die lustigen Weiber von Windsor" gelang es ihm, die musikalischen Grenzen festzuhalten und den Charakter nicht im Burlesken untergehen zu lassen. Sein Holländer, Bertram, van Bett waren ebenfalls Glanzleistungen, welche die Theaterbesucher im höchsten Maße elektrisirten. Von den einheimischen Kräften sind Frau Reicher-Kindermann und Frau Sachse-Hofmeister, diese Zierden der Leipziger Bühne, gegenwärtig beurlaubt. Nach ihrer Rückkehr wird Beethoven's „Fidelio" wiederum herrliche Siege feiern; denn in diesen beiden Sängerinnen besitzt Leipzig zwei Leonoren, welche ihres Gleichen suchen. Wird auch später nach dem Abgang dieser Künstlerinnen das höchste aller musikalisch-dramatischen Kunstwerke in gleicher Schönheit uns vorgeführt werden können? Hoffen wir das Beste von der neuen Gestaltung der Dinge, welche für das gesammte Tonleben Leipzigs von der höchsten Wichtigkeit ist. In diesem hat sich auch das Königliche Conservatorium der Musik in neuester Zeit wiederum glänzend bewährt. Die öffentlichen Hauptprüfungen haben ergeben, daß in Behandlung sowol der Tasteninstrumente, Clavier und Orgel, als auch der Saiteninstrumente, Violine und Violoncello, ausgezeichnete Resultate erzielt worden sind, welche im Solo- und Ensemblespiel die Zuhörer außerordentlich erfreuten. Sogar virtuose Leistungen trefflicher Qualität waren zu bemerken und im Ensemblespiel wurde das Kunststück ausgeführt, daß 48 Geiger und 4 Violinspielerinnen unisono Solostücke reproducirten, woraus zu erkennen war, daß die Violinschule seit David's Hinscheiden nicht nur gar nicht gesunken, sondern vielmehr zur höchsten Blüthe gebracht worden ist. Auch in der Composition bewiesen verschiedene junge Tonsetzer ihr ernstes Streben und ihr sehr anerkennenswerthes Können, im Gesange wurde theilweise recht Befriedigendes geboten. Unter der neuen Leitung des Hrn. Dr. Günther, welche mit dem größten Vertrauen und mit wahrer, herzlicher Freude begrüßt worden ist, schreitet die Entwickelung des Instituts, dessen Erhaltung der eigenen Kraft anheimfällt, in günstiger Weise vorwärts. Daß die geistige Arbeit nicht eine schwächliche gewesen ist, beweist hinreichend das glänzende Bestehen des Instituts, welches auf dem eingeschlagenen Wege energisch weiter strebt.

Zum Schluß will ich bezüglich der literarischen Verhältnisse nicht versäumen zu bemerken, daß von den der Redaction zur Beurtheilung eingesendeten Musikzeitungen die von Max Goldstein in Berlin herausgegebene „Musik-Welt" belehrende und bezüglich der Form vortreffliche Artikel veröffentlicht hat, daß sich dieselbe auch von persönlichen Angriffen bisher entfernt hielt und sich auf dem Gebiete der Polemik, soweit solche überhaupt in die Abhandlungen hineingezogen wurde, in anstandsvoller Form bewegte. Mitarbeiter wie Hanslick, Paulus Cassel, Nottebohm, Ehrlich u. s. w. bürgen allerdings schon für die vornehme Haltung des Blattes. Auch das von R. Seitz in Leipzig herausgegebene „Musikalische Centralblatt", welches sehr tüchtige Mitarbeiter, wie Prof. Schletterer, Dr. Schelle u. A. besitzt, erfreut sich der Achtung der Fachmänner, und die mehr der Unterhaltung gewidmete, mit Illustrationen verzierte „Neue Musik-Zeitung", redigirt von Aug. Reiser, verlegt von P. J. Tonger in Köln am Rhein, hat sich durch ihre Billigkeit (80 Pf. pro Quartal) ein großes Publicum erworben. Als Beigabe zu dieser Zeitung erhält jeder Abonnent ein „Conversationslexikon der Musik", so daß also der Preis für die in vierteljährlich sechs Nummern erscheinende „Neue Musik-Zeitung" ein beispiellos billiger ist.

Zur Feier für das hundertjährige Bestehen der Concerte im Saale des Gewandhauses wird Alfred Dörffel (wenn die frühere Bestimmung geblieben ist) eine Festschrift herausgeben. Schon vor längerer Zeit äußerte ich

mich Hrn. Director Conrad Schleinitz gegenüber, daß Hr. Alfred Dörffel unbedingt der rechte Mann für die Abfassung der Festschrift sei; denn er könne aus der bedeutsamen Epoche „Mendelssohn-Schumann" Selbsterlebtes mittheilen und sei im Stande, aus eigener Erfahrung über jene für Leipzigs Tonleben so ungemein wichtige Entwickelungszeit wahrheitsgetreu, der Sache genau entsprechend zu berichten. Die Festschrift wird nach meiner Ueberzeugung einen äußerst schätzenswerthen Beitrag zur Kunstgeschichte Leipzigs darbieten. Oscar Paul.

Bücherbesprechungen.

S—n. Der Abriß der empirischen Psychologie von Georg Heß, Director des Gymnasiums und der Realschule I. Ordnung zu Rendsburg (Gütersloh, C. Bertelsmann's Verlag), verfolgt im Wesentlichen einen pädagogischen Zweck und will vornehmlich den Schülern der ersten Classen unserer höherer Schulen eine Anzahl grundlegender Begriffe aus dem Bereich der Wissenschaften und Künste näher legen, bezw. erklären, als da sind: Vorstellung, Anschauung, Empfindung, Idee, Ideal, Phantasie, Kunst, Gefühl, Temperament, Genie, Handlung, Begierde, Leidenschaft und noch eine ganze Reihe der gebräuchlichsten Wörter und Synonyma, so daß das Buch gleichzeitig in gewisser Hinsicht als Synonymik dienen kann. Diese Propädeutik der Psychologie soll uns keine neuen Bahnen eröffnen, sondern nur, wie der Verfasser selbst gesteht und auch sonst sich für den Kenner leicht herausfinden läßt, auf Grund der hervorragendsten Werke in diesem Fach eine thunlichst erschöpfende, dabei aber doch dem Zweck entsprechend kurze Uebersicht über die ganze empirische Psychologie geben; dabei läßt sie, was wol auch zu weit geführt haben würde, kläglich die Frage nach dem Wesen der Seele aus dem Bereich ihrer Erörterung und begnügt sich damit, lediglich ihre Aeußerungen darzustellen. Die ganze Arbeit verräth den praktischen Schulmann und dürfte besonders dem Lehrer eine gute Handhabe beim Vortrag dieses Gegenstandes abgeben, wie sie auch eben als Propädeutik, als Vorschule der empirischen Philosophie, für Studirende recht brauchbar ist. Ob sie für Primaner ohne die besondere Erklärung seiten des Lehrers durchweg geeignet wäre, das läme freilich noch darauf an; uns wollten wenigstens die ersten Abschnitte in dieser Hinsicht doch noch eine mündliche Klarlegung, bezw. Umschreibung durch den jedesmaligen Docenten räthlich erscheinen lassen, während wieder andere Theile, wie die, welche das Anschauungsvermögen, die Phantasie ꝛc. sowie das Gefühlsvermögen betreffen, selbst für Schüler und Laien ohne irgend welches Kopfzerbrechen verständlich sind; auf jeden Fall haben wir hier ein gutes und nützliches Buch und, was hier gar nicht genug anzuerkennen, ein solches in fließendem und elegantem Deutsch vor uns.

□ Dr. Kirchner, Ethik. Katechismus der Sittenlehre. Leipzig, J. J. Weber 1881. — Unter den verschiedenen Katechismen, die der auf mancherei Gebieten des Wissens orientirte, fleißige Verf. geschrieben, ist der vorliegende einer der besten. Er ist mit besonderer Liebe geschrieben, mit gründlicher Kenntniß des Gegenstandes und mit sorgfältiger, eingehender Berücksichtigung der reichen Literatur, namentlich auch aus neuerer Zeit. Und was wir besonders hervorheben möchten: durch das Ganze geht ein sehr wohlthuender sittlicher Ernst, der dem einseitigen Intellectualismus, sowie dem alle ethischen Gesichtspunkte verleugnenden Materialismus entschieden entgegentritt. Daß der Verf. der Ethik eine metaphysische und anthropologische Einleitung vorausgeschickt, hat seinen guten Grund; eine Ethik, die auf wissenschaftlichen Charakter Anspruch macht, muß aus dem Ganzen einer in sich einheitlichen Welt- und Gottesanschauung heraus construirt sein.

□ Karl Benrath, Die Summa der Heiligen Schrift. Ein Zeugniß aus dem Zeitalter der Reformation für die Rechtfertigung aus dem Glauben. Leipzig, 1880. Verlag von L. Fernau. — Der gelehrte Verf. hat in einem sehr eingehenden Vorwort mit Klarheit und Scharfsinn als das Original dieser in verschiedenen Sprachen erschienenen bedeutsamen, vielbesprochenen Schrift die niederländische Redaction derselben zu erweisen gesucht. Er nimmt an, daß sie gegen die Mitte des J. 1523 zuerst und zwar in Leiden erschienen, dann sofort ins Französische übersetzt und in Basel gedruckt worden sei. Er zeigt die Abhängigkeit der Schrift von dem Einfluße Luther's trotz abweichender Anschauungen im Einzelnen, namentlich in der Lehre von der Taufe. Als den Verfasser vermuthet er den niederländischen Pfarrer Heinrich Bommelius. Die Lectüre der sehr schön ausgestatteten, auf echt evangelischem Grunde ruhenden, von edler und geläuterter Frömmigkeit durchwehten Schrift ist ein Genuß.

□ Dr. Freihrn. v. Bunsen's allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch. In völlig neuer Bearbeitung von Albert Fischer. Gotha, F. A. Perthes 1881. — Bunsen's Gesang- und Gebetbuch hat eine epochemachende Bedeutung für die neuere Hymnologie. Der Verf., der sich bereits früher als Hymnolog bekannt gemacht, hat dasselbe in einer neuen, den Anforderungen der Gegenwart auf diesem Gebiete entsprechenderen Gestalt erscheinen lassen und eine sehr dankenswerthe Beigabe in einer vortrefflichen Uebersicht des Entwicklungsganges des evangelischen Kirchenliedes (außer einem Register) beigegeben. Wir können das Werk, das auf der gründlichsten Kenntniß des Gegenstandes und auf einem feinen kirchlich-ästhetischen Tact beruht, allen Freunden des evangelischen Kirchenliedes nur angelegentlichst empfehlen.

□ Dominus vobiscum. Rituale und Brevier für den Gottesdienst und die heiligen Cultusacte. Von Gust. Leonhardi, Lic. theol., Pfarrer in Zschaitz. Leipzig, G. Böhme. Preis: Mark 2,40. gebunden. — So römisch der Name klingt, so evangelisch ist der Inhalt dieses fein gedachten und fein ausgeführten Büchleins, das bestimmt ist, ein liturgisches Handbuch für lutherische Geistliche zu sein. Das Rituale, eine Agende im Kleinen, beschränkt sich nicht blos darauf, den Gang der einzelnen Cultushandlungen in der an dem Verf. gewohnten Sorgfalt anzugeben, sondern bemüht sich auch, mit Geist und Geschmack die höheren Gedanken, welche demselben zu Grunde liegen, anzudeuten und das Verständniß für den heiligen Kirchenstil auch nach dieser Seite hin zu wecken. So wird das Rituale statt ein bloßes kirchliches Ceremonialgesetz vielmehr zu einer Unterweisung über die echt evangelischen liturgischen Principien. Das Brevier mit seinen Gebeten für alle die verschiedenen Gänge des Amtslebens ist dazu bestimmt, dem geistlichen Amte, das manchmal so weiheslos und miethlingsmäßig betrieben wird, den Geist höherer Weihe, den Geist des Gebets zu verleihen, oder wie der Verf. im Vorwort sich ausdrückt: „es soll kein Gebetsodex sein, sondern nur ein Impello intrare in das Heiligthum des priesterlichen Gebetes und der Fürbitte für die Gemeinde". Der evangelische Geistliche ist kein Priester im römischen Sinne, sein Stand ist kein privilegirter Stand, aber im echten Sinne soll er ein Priester sein, d. h. im Sinne eines dem Herrn und der Gemeinde geweihten Opferdienstes. Dazu soll auch dies Büchlein mithelfen, das wir namentlich auch jüngeren Geistlichen angelegentlichst empfehlen; es ist eine treffliche Gabe aus der Hand eines bewährten Führers im Amte.

□ Die Christenlehre im Zusammenhang. Ein Hilfsbuch für Religionslehrer und für reifere Confirmanden. Von Gerh. v. Zezschwitz, Prof. der Theol. in Erlangen. I. und II. Abtheilung. Leipzig, Hinrichs 1881. — Der Verf. ist anerkanntermaßen ein Meister auf dem Gebiete der Katechetik. Seine unter diesem Titel erschienene Theorie dieses Zweiges der praktischen Theologie gehört zu dem Bedeutendsten, was in dieser Richtung geschrieben worden ist, wenn es nicht geradezu das bedeutendste Werk dieser Art ge-

nannt werden kann. Aber wie in der Theorie, so ist der Verf. auch Meister in der Praxis. Das vorliegende Werk liefert den Beweis dafür. Welche Fülle und Tiefe der fruchtbarsten Gedanken im lutherischen Katechismus liegt, und mit welcher Meisterschaft derselbe Wege und Winke zeigt für die Behandlung derselben im Verkehr mit Kindern, Das zeigt diese vortreffliche Schrift, die in ihrer zweiten Abtheilung den zweiten und dritten Glaubensartikel behandelt, jedem unbefangenen Leser in einer so eingehenden, so geistvollen und anregenden Weise, wie es kaum noch von andrer Seite so umfassend geschehen ist, so viele vortreffliche Auslegungen des Katechismus es auch giebt. Und durch das Ganze geht ein so warmer, wahrhaft erbaulicher Ton, daß man sich desselben nur freuen kann, doppelt bei einem Professor der Theologie von der hervorragenden Bedeutung des Verf. Man spürt es der Arbeit durchweg an, wie der Verf. im Vorwort zum zweiten Theil, den er in rührender Weise „der Mutter seiner Kinder in ewiger Dankbarkeit" widmet, hat schreiben können: „ich habe in meinem ganzen Leben keine beglückendere und seligere Arbeit gethan."

—ψ—. Handbuch der Anatomie des Menschen für Studirende und Aerzte von Dr. Rob. Hartmann, Professor an der Universität zu Berlin. Mit 465 in den Text gedruckten, zum Theil farbigen Abbildungen, großentheils nach Original-Aquarellen oder à deux Crayons-Zeichnungen des Verfassers. Straßburg, R. Schultz u. Comp., Verlag, 1881. (S. LX, 928; gr. 8.) — Wir leiden gerade keinen Mangel an Hand- und Lehrbüchern der Anatomie, und wenn man die trefflichen Arbeiten von Henle, Krause und Anderen auf diesem Gebiete betrachtet, so dürfte ein neues Werk, welches sich mit dem betreffenden Gegenstand befaßt, mindestens kein Bedürfniß sein. So dachten wir, als wir die oben angeführte Anatomie auf dem Büchermarkte vorfanden, allein wir wurden bald eines Anderen und Besseren belehrt. Das Werk ist so durchaus eigenartig, und in dieser Eigenart so vorzüglich, daß jeder Zweifel an der Berechtigung zu dessen Existenz genommen wird. Anatomie ohne Anschauung lehren zu wollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, es können daher beim Studium Abbildungen in keiner Weise entbehrt werden. In diesen liegt nun der eigenartige Werth des Hartmann'schen Buches. Selten dürfte es vorkommen, daß der Gelehrte auch die technischen Fertigkeiten zur Herstellung von Illustrationen besitzt, eine deutsche Anatomie, so aus einem Guß hervorgegangen, ist uns wenigstens unbekannt. Während den Verfassern zumeist die künstlerische, geht den Künstlern fast stets die gelehrte Bildung ab, so daß es nicht zu umgehen ist, daß zwischen der Auffassung des Gelehrten und der Darstellung durch den Künstler Differenzen entstehen. Hartmann ist nun nicht nur trefflicher Gelehrter, sondern auch ein ganz vorzüglicher Künstler, so daß Text und Illustrationen aus einer Quelle geflossen sind, wodurch die sonst bemerklichen Mängel vermieden worden sind, indem die bildlichen Darstellungen vollständig die Intentionen des Gelehrten decken. Dazu kommt aber noch, daß die Technik eine durchaus originelle, und der Künstler, um uns so auszudrücken, Realist ist. Den gleichsam idealen, schematischen Darstellungen hat derselbe naturgetreue, wahre entgegengestellt, aber in einer Weise, daß die Deutlichkeit auch nicht im Geringsten dadurch verliert, er hat hier eine Klippe zu umschiffen verstanden, an die man sich bislang in Deutschland nicht herangewagt hat. Wie schon angeführt, sind die Abbildungen zum großen Theil nach lebensgroßen Originalzeichnungen des Verfassers gefertigt und meist in farbigen Holzschnitten, einer Weise, die zu der realistischen Art ganz vortrefflich paßt, ausgeführt worden. Wir können hier nicht weiter auf die Abbildungen eingehen, auch kleine Versehen nicht besonders hervorheben, die wol zumeist der Holzschneider verschuldet haben mag. Auch ist hier nicht der Ort, eine Kritik des Textes auszuüben; nur erwähnen wollen wir noch, daß die neueren Forschungen auf das Sorgfältigste geprüft und verwerthet worden sind, ein schweres Stück Arbeit, namentlich wenn man dabei nicht aus dem Auge läßt, aus wie unendlich vielen Kleinigkeiten und Einzelheiten die Anatomie zusammengesetzt ist. Die Art der Darstellung ist ebenso klar, wie bestimmt und knapp, auch sehen wir, daß die descriptive Anatomie, die Mutter aller anatomischen Forschungen, noch keineswegs eine veraltete Schöne ist, wie man in der Neuzeit vielfach vernehmen kann, sondern noch immer der Entwicklung und Ausarbeitung fähig ist. Nicht unterlassen wollen wir schließlich noch zu bemerken, was zu ersahren für Viele gewiß von Wichtigkeit ist, daß auch der anatomischen Technik, welche sonst nicht mit in das Bereich des Handbuches gezogen wird, gebührende Beachtung geschenkt worden ist. So denken auch wir, wie der Verfasser, daß das Werk „sich als ein rechtes Studentenbuch bewähren wird".

—ψ—. Völkerkunde von Oscar Peschel. Fünfte Auflage, bearbeitet von Alfred Kirchhoff. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. 1881. (S. XII, 546; gr. 8.) — Ja kaum mehr als einem halben Jahrzehnt hat das vorstehend erwähnte Werk vier Auflagen erlebt, ein Ereigniß, das ebenso für die Trefflichkeit des Buches spricht, wie für das Interesse, welches die Gegenwart der Völkerkunde zuwendet. Aber damit ist dem Bedürfniß immer noch nicht Genüge geschehen, denn schon ist wieder eine neue Auflage nöthig geworden. Früher hatte man nicht gewagt, an der classischen Arbeit Peschel's, dem „Testamente an die Welt" des großen Geographen, etwas zu ändern. Allein die Wissenschaft schreitet unaufhörlich vorwärts, und ganz besonders ist in neuerer Zeit die Völkerkunde durch bedeutende Forschungen wesentlich erweitert und vertieft worden, so daß Peschel's Werk zwar nicht überwunden und veraltet, doch nach verschiedenen Seiten hin der Ergänzung und Berichtigung bedürftig geworden war. Professor Alfred Kirchhoff in Halle hat sich nun dieser ebenso schwierigen, wie ehrenvollen Arbeit unterzogen. Dabei ist er, wie er selber hervorhebt, bestrebt gewesen, „daß Fernerstehende seine Hand in der Bearbeitung gar nicht bemerken, Eingeweihte sie nicht zu oft vermissen möchten". Galt es doch meistens nur neue Beweise zu den Ausprüchen des Verfassers nachzutragen, selten einen geringfügigen thatsächlichen Irrthum zu berichtigen oder die Läuterung einer Ansicht durch inzwischen eingetretene Erweiterung und Vertiefung der Forschung zu verzeichnen. Diese Blätter haben gleich beim erstmaligen Erscheinen die ebenso geistvolle wie von gründlichen Kenntnissen auf dem Gebiete der Völkerkunde wie verwandter Wissenschaften zeugende Arbeit Peschel's nach Verdienst gewürdigt, so daß wir wol einer wiederholten Hervorhebung und Anpreisung des Werthes dieses grundlegenden Werkes entsagen können, zumal die Vorzüge desselben zur Genüge bekannt sind. Die neue Bearbeitung liegt jetzt vollendet vor uns und spricht in ihrer gegenwärtigen Gestalt ebenso für die geschickte und pietätvolle Hand, welcher die sehr subtil zu behandelnde Aufgabe anvertraut worden ist, wie sie von der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Herausgebers lautredendes Zeugniß ablegt. Auf das Sorgfältigste ist die neuere Literatur benutzt und die Ergebnisse der zahlreichen Reisen der letzten Jahre nachgetragen worden. An der Eintheilung des Ganzen ist durchaus nichts geändert worden, ebenso sind die Gesichtspunkte und Anschauungen im Allgemeinen dieselben geblieben, nur neuere Thatsachen sind nachgetragen worden, und wo es nothwendig war, diesen die Ansichten angepaßt worden, worauf wir jedoch nicht im Einzelnen eingehen können. Manchem dürfte es vielleicht zu ersahren willkommen sein, daß noch Exemplare der dritten und vierten Auflage des Werkes vorräthig sind, was namentlich für Diejenigen von Werth ist, welche den unveränderten Peschel'schen Text zu besitzen wünschen, da in der neueren Bearbeitung sich nicht immer die ursprüngliche Form von der gegenwärtigen Gestalt, die das Buch durch Kirchhoff erhalten hat, unterscheiden läßt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspesenaufschlag) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 58. Donnerstag, den 21. Juli. 1881.

Inhalt: Gregoriusfest in Coburg, von L. Glaß. — Bücherbesprechungen (Reiseliteratur. Die Weltpost. Geologische Uebersichtskarte des Königreiches Sachsen).

Gregoriusfest in Coburg.

Als ich am Sonnwendtage, unter meinen Schirm geduckt, mir die verregneten Kinder im Johannesthal betrachtete, erinnerte ich mich lebhaft einer originellen Feier, die ich während des letzten Sommers in Coburg zu beobachten Gelegenheit hatte.

Schulfeste haben etwas besonders Reizendes, weil die Kinder es noch am Besten verstehen, Feste zu feiern; und ihre glückselige Illusion, die im Alltäglichsten Wunderdinge zu spüren vermag, der Biene gleich aus den unscheinbarsten Blüthen Honig saugend, kann uns erwachsenen Zuschauern sogar hie und da in die Illusion versetzen, es gäbe da wirklich etwas Ungewöhnliches für Herz und Sinne. Umgiebt solch Kinderfest aber noch der ehrwürdige Schimmer einer alten, von Urvätern vererbten Gewohnheit, ist man sicher, überall Reste von Großelterngebräuchen zu finden, stehen Eltern, Geschwister, Pathen und Vormünder dabei, von ihren eigenen Erlebnissen am selbigen Fest aus einer für die Kinder grauen Vergangenheit erzählend, so steigert sich jener natürliche Reiz noch um Vieles und Niemand wird es verwundern, daß der Coburger „Gregoriustag", dem man all dies nachsagen kann, sich weit und breit des besten Rufes erfreut.

Ueber die Entstehung dieses Festes konnte ich trotz meines Fragens und Forschens nichts Bestimmtes erfahren. Die Einen — ich glaube, sie hatten ihre Weisheit aus einem Conversationslexikon geschöpft — behaupteten, es stamme von den griechischen Panathenäen und den römischen Minervenfesten ab, an denen Beiden das Volk beim Uebertritt zum Christenthume sehr gehangen hätte. Die Anderen, die eine nicht zu sehr nach Marktweiberklatsch aussehende Ansicht hatten, schoben es Papst Gregor IV. zu, der dies Fest im Jahre 830 gegründet haben sollte, seinem heiligen Vorgänger Gregor I. (590) zu Ehren, und nannten als ihren Gewährsmann den Gelehrten O. v. Rheinsberg-Düringsfeld.

Hatte doch Papst Gregor es auch verdient, als Patron der Schulen in der Kinder Gedächtniß zu bleiben, da er sich mit Liebe und regem Interesse der Lernenden annahm, Schulfeierlichkeiten begünstigte, Sängerchöre einrichtete, Singweisen erfand, überhaupt ein eifriger Freund der Jugend war.

Rheinsberg meldet uns, daß dies Fest durch die ganze katholische Christenheit gegangen ist und daß es vor Allem in Deutschland Anklang gefunden hat. Die eigentliche Feier bildete sich an jedem Orte je nach Geschmack und Geldverhältnissen der Behörden und Schulvorsteher individuell aus. Ich glaube nicht, daß jetzt noch irgendwo in Deutschland, außer in Coburg, Gregoriusfest gefeiert wird, denn in Böhmen und Ansbach, wo sich noch Anfang dieses Jahrhunderts die Jungen als „Gregoriussoldaten" verkleideten, mit Officieren und Generälen tüchtig pfeifend und trommelnd Umzug hielten, während ihr Profos mit Büchse und Korb um Geld und Eßwaaren bettelnd die Häuser abstrafte, findet sich heute kein Ueberbleibsel mehr und in Mühlhausen i. Th., wo man das Fest wie in Coburg feierte, hob es Anno 1750 ein Rathsbefehl auf als „dem Geist der Zeit nicht mehr entsprechend".

Gregoriustag ist, wie im Kalender zu lesen, der 12. März, doch wurde in Deutschland frühzeitig der rauhen Witterung wegen das Fest auf eine spätere Jahreszeit verlegt. Einige Orte begiengen regelmäßig den Pfingstdienstag bei, und das kleine Rodach, das in der Nähe Coburgs liegt, hat noch an diesem Tag Gebräuche, die sich vielleicht auf St. Gregorius zurückführen lassen. Coburg hat, seinem fleißigen Chronisten Karche zufolge, zu allen Sommermonaten das Fest gefeiert, ich fand es sogar im September verzeichnet. Besonders wurde, wenn irgend ein festlicher Tag in die Sommerzeit fiel — eine Jubelfeier oder ein erbprinzlicher Geburtstag —, dies zur Erhöhung der Festfreude benutzt.

So wurde z. B. im Jahre 1763 das Fest zugleich als Friedensfest gefeiert. Jedes Kind erhielt vom Erbprinzen 4 Ellen buntfeiden Band zu Achselschnüren und 2 Ellen schwarzfeiden Band zu Hut und Zopf. Die Mädchen trugen das bunte Band im Haar. Alle trugen sie Schuhe und weiße Strümpfe und zogen in den Schloßhof, wobei sie 4 Primaner als Marschälle anführten. Diese trugen 4 Stäbe, deren zwei mit Oelzweigen, einer mit einer silbernen Taube und der vierte mit dem Merkur geziert war, welche Stäbe noch Anfang dieses Jahrthunderts im Rathhaus zu sehen waren.

Vom Jahre 1826 berichtet der Chronist, daß Gregorius auf des „Herren Erbprinzen Geburtstag" verlegt worden. Man hat Vormittags mit allen Glocken geläutet, die Kinder sind aufs Schloß gezogen und haben gesungen, vom Nachmittag, schreibt der Chronist, „Zug in Anger, Conversation bis 5 Uhr, von 5 bis 9 Uhr Ball, am andern Tag ebenso".

Und im Jahre 1830 zogen die Kinder am 25. Juni mit ihren Lehrern nach der Veste, wo die Büste Luther's im Burghof aufgestellt war und der Rector zur Jubelfeier der Uebergabe der Augsburger Confession eine Rede halten wollte, „was er übergroßen Gedränges halber nicht auszuführen vermochte". Ich glaube, St. Gregorius war in seinem Himmel droben nicht ganz erbaut von dem Wandel der Zeiten — aber da er ein Kinderfreund gewesen ist, wird ihn der Jubel der Kleinen auf der schönen Veste etwas beruhigt haben, auch wird es ihm ein Trost gewesen sein, daß der Chronist am andern Morgen in sein Buch eintragen mußte: „Das Fest wurde durch Regen ganz außerordentlich gestört."

Im Laufe der Zeiten hat sich die Feier gar mancherlei Umwandlung gefallen lassen müssen und von Jahr zu Jahr fiel und fällt ein Stückchen ehrwürdigen Gebrauches nach dem andern ab. Nichts mehr sieht man von den wohlvermummten kleinen Bischof, nichts mehr von den zierlich maskirten Kindern, es werden keine Chöre mehr gesungen durch die Straßen der Stadt, keine Komödien mehr auf-

geführt vor dem Hof und den „meiningischen und saalfeldischen Herrschaften", man trägt keinen mit Brezeln, Johannisbrod und Pfefferkuchen geschmückten Maibaum vor den jüngern Classen her und von den Wein-, Bier- und Tabakspenden an die Lehrer hab' ich auch nichts vernommen.

Am anschaulichsten wird sein, wenn ich die Feier von sonst und jetzt, wie es mir der Chronist und eigene Anschauung gelehrt haben, nacheinander berichte. Alt sind die Nachrichten — die erste schriftliche, von der ich erfahren, lautet auf den 23. April 1600, und von da an stimmen die Schilderungen meist überein, kleine Abweichungen bei besonderen Festen ausgenommen. Während des 30jährigen Krieges ist das Fest oftmals ausgefallen und auch später hat es hie und da zu Kriegszeiten an der rechten Stimmung gefehlt. Der Chronist schreibt z. B., daß es 1672 in Wegfall gekommen „wegen vor Augen schwebender, großer Kriegsgefahr und angedrohtem Unglück, so das undankbare Deutschland mit seinen bisher übermachten Sünden herbeigelocket."

Die Vorbereitungen zum Fest begannen schon eine Woche lang vorher. Da gingen zwei Schüler zu den Kindern und luden sie zum Umzug ein, während die ganze Schülerschaft einen Bischof erwählte. Die Herren Lehrer aber — Collegen genannt — bekommen am Dienstag vorm Fest je 12 Brezeln vom Rath zum „Versuchen". Am Fest folgten diesem Versuch 36 Stück des Gebäcks vom Rathe, 12 von jeweiligen Kirchenherren und 12 von irgend einer Stiftung, so daß sich jeder Lehrer an 72 Brezeln erquicken konnte. Ueberhaupt pflegte man sich am Gregorius nicht zu kasteien. Da hielt der und jener einen Schmaus, freiwillig oder obligatorisch, im Schießhaus, im Rathssaal, in der Turnhalle; auf der Rathsstube gab's Bier, Kaffee und Kuchen, in der Schlokkellerei gab's Wein in Fülle und im Zollhose bekam Jeder alljährlich 2 Maß Wein und wol gar noch Tabak, wenn die Steuern gut gerathen waren. Nicht nur die Lehrer wurden also begabt, auch sämmtliche städtische Beamte und Bedienstete beschenkte man am Tag vorm Fest und ein großer, um diese Zeit üblicher Schmaus der Räthe und Honoratioren scheint auch zu den Gregoriusgebräuchen gehört zu haben. Besonders wurde der Rector bedacht, ihm wurde meist ein „höchst gnädiges Präsent" in Geld, auch wol eine silberne Tabatiere oder desgl. Er hatte indeß auch die mühselige Verpflichtung, alljährlich zu selbigem Fest eine „Comödie" zu schreiben, die seine Schüler mit Hilfe jüngerer Lehrer „auf dem Schloßhofe, vor der Suberintendantur und vor dem Rathshause" aufzuführen hatten. Lange hatten sich solche „Comödien" im Archive der Rathsschule erhalten und in ihrer alten Matrikel fanden sich noch jetzt wenigstens Titel, von deren originellsten ich einige anführen will.

Im Jahre 1716 spielte man: „Von der preißwürdigen Beständigkeit des großmüthigen und vor die reine Lehre und erkannte Wahrheit Leib, Leben, Guth und Bluth wagenden Johannis, Friederici Churfürsten zu Sachßen." 1719: „Die aus der heiligen Schrift, aus der praxi derer Apostel und der Uebung der reinen Kirche in denen ersten seculis und aus denen ächten Zeugnissen derer ältesten Väter mit unumstößigen Gründen klärlich erwiesene Taufe derer Kinder, ferner auch der Anfang und Wachsthumb, wie auch das verfluchte Beginnen derer Wiedertäufer, besonders derer zu Münster und das traurige Ende des wiedertäuferischen Königs Johann Betolts, der aus einem Schneider ein Comödiant, aus einem Comödianten ein Prophet, aus einem Propheten ein König, endlich aber ein trauriges Schauspiel wurde." 1721: „Der in seiner Historie seines Gleichen habende mit größter Boßheit, Verwogenheit und Frechheit an denen zweien sächsischen Prinzen Ernesto und Alberto, als nachmals preißwürdigsten Stiftern derer heutiges Tages glorwürdigst regierenden Chur- und fürstlichen Häuser zu Sachsen anno 1454 von Kuntz von Kauffungen, Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels zu Altenburg, begangene Menschendiebstahl und die durch Hülfe eines Köhlers geschehene Rettung." 1735: „Henricus Anceps oder vom Finkenherd zum Kaiserthron." 1744: „Das von Philippo II. König in Spanien mit dem Untergange bedrohte, von Elisabethe herzhaft vertheidigte England durch Ueberwindung der unüberwindlichen Flotte." 1747: „Die famose genueſische Revolte." 1748: „Die wohlgerathne Erziehung eines jungen Prinzen." 1749: „Arminii Sieg über Varus und Verbindung mit Thusnelda, worinnen auf nuptias serenissimi principis bored. Ernesti mit Antonia Brunsvic alludiret worden" und noch viel mannichfaltige Stoffe, wie sie einem gelehrten und loyalen Rector durch den Sinn gegangen sind.

Die jugendlichen Schauspieler nannte man „Agenten", und beschenkte sie reichlich und regelmäßig. Oefter ist in der Chronik Karche zu lesen, daß sie je einen „neuen Saalfelder Speciesthaler" erhielten. Natürlich ließ man sie weder hungern noch dürsten, sie bekamen Wein, Brezeln und den „Bazen" „von wegen der Unkosten" wie alle Kinder. Wie oft eigentlich die Herren „Collegen, Agenten und Rathsbediensteten" an diesem Tage officiell zu schmausen hatten, hab' ich nicht ausfindig machen können, sehr oft muß es gewesen sein.

Nach dem Theaterspielen und Schmausen — vorher oder dazwischen (zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Reihenfolgen), ursprünglich wol am frühen Morgen — geschah der „Bischofszug" in die Kirche. Der von den Knaben erwählte Bischof im Kostüm zog in die Kirche mit seinen kleinen Wächtern, hörte da auf dem Bänkchen vorm Altar sitzend eine Messe, später eine Predigt an, sprach schließlich selbst irgend etwas Erbauliches meist in Reimen und zog nach Beendigung des Gottesdienstes mit den sämmtlichen, gleichfalls verkleideten Schulkindern in feierlicher Procession durch die Stadt. Die Kostüme der Uebrigen waren im Lauf der Zeiten auch traditionell geworden, mehrere Capläne, alle Handwerke und Professionen fehlten nie; doch thaten sich die Coburger Eltern etwas darauf zu Gute, ihre Kinder außer diesen allgemeinen Gregoriusfiguren in National-, Bauerntrachten, Landsknechtskostümen und zierlichen Charaktermasken zu verstecken. Das war noch Mitte dieses Jahrhunderts im Schwang, während die eigentlichen „Bischofsauszüge" seit 1725 unterblieben sind, wo zuerst die Schulknaben in ihren gewöhnlichen Mänteln die Predigt des Generalsuperintendenten anhörten, darauf allerdings im Kostüm durch die Stadt zogen, aber ohne Bischof und ohne Nachahmung der kirchlichen Gebräuche. Schon seit 1711 hatte sich kein Rathsschüler mehr, der damit verbundenen Kosten halber, zum Bischof wählen lassen wollen, und man hatte eine Aenderung treffen müssen.

Während des Zugs sangen die Kinder vor den Häusern und sammelten ein. — Das so erhobene Geld kam den Lehrern zu Gute und als im Jahre 1801 das Chorsingen abgeschafft wurde, erhob sich so lebhafte Einsprache dieser Herren, daß der Rath sie anderweitig entschädigen mußte.

Hatte man nun die Bürger gebrandschatzt, war man von Stadt und Rath wohl gefüttert und getränkt worden, hatte man Hof, Geistlichkeit und Bürgermeister die wohleinstudirte „Comödie" vorgespielt, so zog man zur Nachmittagsfeier, in ältester Zeit in den Rathhaussaal, später in die Turnhalle und zuletzt nach dem „Ketschenanger", der am Ende der Stadt gegen den Ibgrund gelegen ist und seinen Namen von dem nahegelegenen Ketschendorf führt, das jetzt ziemlich mit der Stadt zusammengewachsen ist. Der Anger aber liegt noch, ein weiter, alleenumgebener, grüner Fleck, inmitten der Häuser Coburgs und die Kinder ziehen noch heute geschmückt und singend am Gregorius hinaus, sich zu vergnügen.

Nach allem Interessanten, was man mir von diesem alten Fest erzählt hatte, war ich begierig, mit eignen Augen zu sehen, was übrig geblieben war. Man feiert jetzt Gregorius — so viel ich weiß, regelmäßig — am 8. Juli, also in schönster Sommerzeit.

Am Morgen hat jede Schule ihren Actus und die Kinder bekommen wie in alter Zeit ihren „Batzen" „wegen der Unkosten, die ihnen der Zug verursacht" und Brezeln!

Brezeln sind das heilige Tagesgebäck — es würde durchaus ohne sie nicht abgehen; heißt es doch schon in dem uralten Gregoriuslied:

„Die Brezel heißt proliolum,
Ein Preislein für die Kinder."

Und die „vier letzten Schuljahre" bekommen Wein. Ich hörte erzählen (und fand es dann in der „Coburger Zeitung" bestätigt), daß man 3800 Brezeln und an „Batzen" 286,05 Mark vertheilt habe, desgl. an 254 ältere Kinder 70 Liter Wein. Die Kinder sangen, und bedankten sich vermuthlich, worauf sie in Regimenter getheilt wurden, denen Knaben in seidenen Schärpen vorstanden und jede Classe sich mit Fahnenträger und Lehrer zum Abmarsch bereit hielt. Der Zug kam gegen Mittag in Bewegung, nach einer vorher in der Zeitung bekannt gemachten Reihenfolge. Es betheiligten sich 1907 Kinder am Auszug und alle im prächtigsten Staat, die Knaben mit Bändern an Hüten, Mützen und Jacken, mit großen, grünen Zweigen in der Hand oder Stäben, an denen bunte Schleifen wehten (man sagte mir, das wäre eine Reminiscenz an die Stäbe der kleinen Marschälle vom Friedensfest, die seit jener Zeit in der Mode geblieben). Auch die Mädchen in weißen Kleidern, mit grünen Kränzen und lachenden, glückselig rothen Gesichtern (es war sehr heiß) trugen alle etwas in den kleinen Händen — Zweige, Stäbe oder in Erwartung der Dunkelheit hübsche bunte Laternen; in gewissen Abständen marschirten stolze Fahnenträger ihren Classen voraus.

So viel Musikchöre sich in Coburg austreiben ließen, so viele reihten sich, ihre Künste producirend, in den Zug ein. Sie kündigten ihn schon von fern an, zwischen der Musik hindurch aber tönte ein seltsam wunderliches Geschrei an mein Ohr, aus dem ich anfangs durchaus nichts zu machen wußte. Wie die Kinder nun an mir vorüber kamen, sah und hörte ich, daß sie Alle — Große und Kleine, die Kleinen aber mit besonderer Inbrunst — in langgezogenen, recitativartigen Tönen einige Zeilen riefen, die mit „Vivat hoch" endigten. Mit Hilfe eines Eingeborenen enträthselte ich schließlich die Worte dieser kindlichen Hymne, sie lauteten:

„Es leb' der Herr von Katzenkopf
Und seine Frau, die ohne Zopf! —
Vi — vat — hoch!"

Die letzten drei Silben wurden lang ausgezogen und nahmen so viel Zeit weg, wie eine der beiden seltsamen Zeilen.

Ich fragte: „Was soll das bedeuten?" aber es „war Niemand, der mir Antwort gab, von Allen die da kamen". Achselzucken und Lächeln war Alles und die Kinder schrieen ununterbrochen weiter, sich kaum Zeit gönnend zwischen Ende und Anfang zu einem erfrischenden Athemzuge, trotzdem die Julisonne brannte, die kleinen Gesichter glühten, Schweißtropfen auf den Stirnen standen und die kleinen Kehlen von Staub, Hitze und Anstrengung heiser geworden waren. Hätte ein Menschenfreund ihnen Einhalt geboten, sie würden ihn für den grausamsten, bosshaftesten Spielverderber gehalten haben.

Was es heißen soll, — woher es stammt, — wer sich's erdacht hat? — Niemand weiß es. Zwar gab mir Jeder, den ich fragte, eine Antwort, aber Jeder eine andere, und die neue stets unsinniger, als die vorhergehende.

„Katzenkopf ist ein Bischof, den sie verspotten, und die „Ohne-Zopf" seine Wirthschafterin."

„Katzenkopf ist ein wohlthätiger Stifter der Weinstiftung."

„Katzenkopf ist ein Sonderling, der sich an dem Lärm des Festes ärgerte."

„Katzenkopf ist der Gründer des Festes."

Stets widerlegte mir der Folgende des Vorigen Meinung mit so triftigen Gründen, daß ich nicht umhin konnte, ihm beizupflichten und es blieb mir schließlich nichts übrig, als mich mit der Gewißheit zu begnügen, daß der „Herr v. Katzenkopf" gegenwärtig bei den Kindern eine sehr beliebte Persönlichkeit ist. Unterdeß waren die Kinder auf dem Anger angekommen und der Zug löste sich auf. Bald drehten sich die Reitschulen, die Leierkästen klangen, die Bratwurstfeuer — wer Coburger Rostbratwürste nicht kennt, hat keinen Begriff, welchen Genuß eine Bratwurst unserm Gaumen zu bieten vermag — durchräucherten die Luft, Striegelsjungen und Brezelfrauen trieben sich umher, so daß nur zu bald der „Batzen" dahin war und mancher kleine Bub' mit Schelmenaugen — manch kleines Mädchen, den Finger verlegen im Mund, schmeichelte mir einen „Gregoriusbatzen" ab, um dann strahlenden Gesichts sich wieder unter die Kameraden zu mischen. Hier tanzten die Kinder zu den Klängen der Musik, dort spielten sie mit Lehrern und erwachsenen Geschwistern, ein buntes, fröhliches Bild!

Mit der Dunkelheit wachten die Laternen auf, die Tannzapfenfeuer glimmten magisch durch den Dampf, hie und da stiegen Schwärmer — und hie und da ertönt auch jetzt noch der Ruf:

„Es leb' der Herr von Katzenkopf!"

Uebrigens kann ich mich dem Chronisten von 1826 anschließen, der da schreibt: „ebenso am andern Tag." Man vergnügte sich, wenn auch ohne Auszug weiter. L. Glaß.

Bücherbesprechungen.

** **Reiseliteratur.** Für Touristen pflegt ein praktisches Reisehandbuch in jeder Beziehung ein wahrer Schatz zu sein und zwar ebensowol im Stadium der Vorbereitung zur Reise, als während der letzteren selbst. Geradezu unentbehrlich aber ist ein die Interessen des Reisenden sachkundig vertretendes, zuverlässiges und vollständiges Reisehandbuch für Diejenigen, die zum ersten Male die Schweiz zu bereisen gedenken, wo sich bekanntlich mannigfache, auf Ausbeutung der Fremden berechnete Institutionen vorfinden, denen entschieden entgegengetreten und vor denen der Reisende gewarnt werden muß. Ein solches Buch ist Meyer's Schweizer-Führer (Leipzig, Bibliographisches Institut), welcher bereits in zehnter Auflage vorliegt. Die letztere zeichnet sich vor ihren Vorgängern nicht nur durch Vermehrung und Verbesserung des Inhalts, Bereicherung mit neuen Karten und Panoramen, sondern — und das ist ein wesentlicher Vorzug — durch ein handlicheres, der Rocktasche angepaßtes Format aus. — Ebenbürtig zur Seite stehen den Meyer'schen Reisehandbüchern die wohlbekannten, roth eingebundenen Baedeker. Auch Baedeker's „Schweiz" — vor Kurzem in 19. neubearbeiteter Auflage erschienen — ist ein zuverlässiger, treuer Rathgeber für Reisende, der seiner Aufgabe, „die Unabhängigkeit des Reisenden so viel als möglich zu sichern, ihn in den Stand zu setzen, mit thunlichst geringem Zeit- und Geldaufwande alles Sehenswürdige zu überblicken, ihm behilflich zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen, ihn frei zu machen und ihn so zu befähigen, mit frischem Herzen und offenen Augen alle die wunderbar erhebenden Eindrücke in sich aufzunehmen, welche das Schweizerland, wie kein anderes in der Welt, dem Naturfreunde bietet", voll und ganz gerecht wird. — Auch von Baedeker's bekanntem Handbuche „Paris und seine Umgebungen nebst Reise-Routen durch das nordöstliche Frankreich" ist bereits die zehnte Auflage erschienen. Die kartographische Ausstattung dieses Bandes ist wiederum vermehrt und, um dem Reisenden die Benutzung der Pläne und Karten zu erleichtern, sind sämmtliche auf die Hauptstadt bezüglichen Pläne in einem

besonderen Hefte vereinigt worden, welches aus dem Buche ohne Weiteres herausgenommen werden kann. — Aus Grieben's bekannter Reisebibliothek (Berlin, Albert Goldschmidt 1881) liegen uns an neuen Auflagen vor: „Thüringen", elfte Auflage, revidirt von Professor Dr. G. Schmidt, mit einer Routenkarte, einer Gebirgskarte vom Thüringer Wald und vier Specialkärtchen und „Die Sächsische Schweiz", gleichfalls in elfter von dem Schuldirector Ohnesorge in Schmitz neu bearbeiteter Auflage. Die Grieben'schen Praktischen Reise-Handbücher sind kurz gefaßt, enthalten aber im Wesentlichen Alles, was zur Belehrung und Unterstützung des Touristen erforderlich ist, und sind dabei so billig, daß durch deren Anschaffung eine nennenswerthe Belastung selbst einer schmalen Reisecasse nicht erwächst. — Unter der Rubrik: „Reiseliteratur" verdient ferner ein neues buchhändlerisches Unternehmen erwähnt zu werden, welches allerdings gleichzeitig ein „Prachtwerk" im modernen Sinne des Wortes zu werden verspricht. Im Verlage von Edwin Schloemp in Leipzig wird nämlich das Erscheinen einer Reihe von Lebens- und Landschaftsbildern der beliebtesten Kurorte Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz unter dem Titel „Bäder und Sommerfrischen" vorbereitet. In denselben soll das Leben und Treiben aller größeren Badeorte, Fremden- und Sommerfrisch-Stationen geschildert und der Leser mit der Lage, den Bewohnern und ökonomischen Verhältnissen der „Kurorte" vertraut gemacht werden, so daß er einen gewissen Anhalt für die Wahl des seinen Neigungen und Bedürfnissen entsprechenden Badeortes erhält. Die erste Lieferung des Werkes — welches in 20 Lieferungen à 2 ℳ fertiggestellt werden soll — liegt uns bereits vor. Dieselbe enthält eine Beschreibung von Karlsbad aus der gewandten Feder Fr. Wernick's mit einer Reihe sehr hübscher Textillustrationen und einigen großen Vollbildern, die Sprudelcolonnade, die neue Mühlbrunnencolonnade und das Kurhaus in Karlsbad und, sonderbarerweise, die Darstellung einer Scene aus Baden-Baden. Für die ferneren Lieferungen sind ähnliche Darstellungen in Wort und Bild zunächst von den übrigen böhmischen Bädern, Marienbad, Franzensbad, Teplitz ꝛc. in Aussicht genommen.

—*—. Das jüngst erschienene Heft der „Weltpost, Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr", die namentlich Nordamerika und den dortigen Verhältnissen eine besondere Aufmerksamkeit schenkt, bietet wiederum einen sehr reichen Inhalt dar. Bemerkenswerth ist vor allen Dingen der Artikel: Wie hat sich die kaiserlich deutsche Regierung der Colonisationsfrage gegenüber zu verhalten? Unter der großen Zahl von Schriften, die in der letzten Zeit über Colonisation erschienen sind, warum wir zu colonisiren, wie wir zu colonisiren, wo wir zu colonisiren haben, nimmt die jüngst erschienene des Professors Dr. Hermann Wagner in Göttingen: „Ueber Gründung deutscher Colonien" eine hervorragende Stellung ein und zwar insbesondere deshalb, weil sie die Frage: wie hat sich die kaiserlich deutsche Regierung der Colonisationsfrage gegenüber zu verhalten? vom Standpunkte der Realpolitik bestimmt. In eingehender Weise wird dieselbe nun beleuchtet und wird namentlich hervorgehoben, daß wir nicht Ländergebiete, sondern Absatzgebiete bedürften. — Es fragt sich nun aber, werden wir Absatzgebiete uns erringen, wenn wir, wie der Poet in der „Theilung der Erde" überall zu spät kommen, uns von anderen Nationen das Land wegnehmen lassen, die dann selbstverständlich in erster Linie für sich sorgen, ihren Producten Absatz dahin zu verschaffen suchen und Fremde davon abhalten werden, wozu sie als Herren die Macht und die Mittel besitzen und diese ganz natürlich auch zu ihrem Vortheil verwerthen werden. — Die kaiserlich deutsche Regierung hat für den deutschen Handel und die deutsche Industrie, so wird bemerkt, durch Handelsverträge neue Absatzquellen zu eröffnen; sie hat Handelsgesellschaften und Colonie-Gesellschaften materiell zu unterstützen und ihnen die größtmögliche Freiheit der Bewegung zu gewähren. Fragen wir aber: wird z. B. England oder Frankreich solche für uns günstige Handelsverträge abschließen, uns Absatzquellen in einem überseeischen Lande eröffnen, wenn sie daselbst Herren geworden sind? Es wäre zu naiv, dies glauben zu wollen. Auch wirthschaftlich, sagt der Verfasser, ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß, wenn der deutsche Kaufmann das alte Geschäftsprincip aufrecht erhält: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit", wenn der deutsche Fabrikant so gut und billig arbeitet, wie die Engländer und Franzosen, daß dank infolge des gehobenen nationalen Bewußtseins im Mississippi-Thale, da, wo eine größere deutsche Einwanderung beisammen ist, der deutsche Export sich heben wird. Wir bemerken hierzu, daß allerdings die Deutschen auf der Weltausstellung zu Philadelphia noch Fiasco gemacht haben, wie es auch von Neuseeur in ganz verdienter Weise an den Pranger gestellt worden ist. Die Deutschen sind aber dadurch zur Einsicht gelangt, sie haben sich die Worte und Mahnungen Neuleurs zu Herzen genommen und fangen immer mehr an, im Geschäft wieder „Treu und Redlichkeit" walten zu lassen, wie auch die Ausstellungen zu Sydney und Melbourne in Australien dargethan haben. Aber mit „gut und billig arbeiten" und mit dem „gehobenen nationalen Bewußtsein" ist es allein nicht gethan. Nordamerika ist für uns als Absatzgebiet verloren, dafür sorgen schon die hohen Eingangszölle dahin. Weiter geht der Verfasser zu Südamerika über und faßt speciell die südbrasilianischen Colonien ins Auge. Jede directe Einmischung der kaiserlich deutschen Regierung in die brasilianische Colonisation, bemerkt er, würde der Sache schaden und Mißtrauen und Eifersucht bei der brasilianischen Regierung und Bevölkerung erwecken, was auch von den anderen südamerikanischen Staaten gilt. Wie warm, wie farbenreich, sagt der Verfasser zum Schluß, wie rhetorisch schön Hübbe-Schleiden die Colonial-Politik der Zukunft uns schildert, die Politik der Gegenwart erfordert, daß die kaiserlich deutsche Regierung den Colonisebestrebungen gegenüber sich nicht politisch, nicht colonisfreund, sondern rein wirthschaftlich verhalte. — Was den weiteren sehr mannigfaltigen Inhalt des Heftes betrifft, so müssen wir uns versagen, weiter auf denselben einzugehen und wollen die Aufmerksamkeit nur noch auf die Artikel: „Deutsche Culturpioniere" — „Ein dreißigjähriger Colonisationsverein" — „Atchin und die Atchinesen" und „Erlebnisse deutscher Auswanderer auf englischen Dampfern" lenken.

—ψ—. Geologische Uebersichtskarte des Königreiches Sachsen und angrenzender Landstriche. Nach Naumann und Cotta. Separatausgabe aus Henry Lange's Atlas von Sachsen. Revidirt 1881. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Henry Lange's Atlas von Sachsen hat längst die verdiente Anerkennung gefunden, so daß es überflüssig ist, noch hier etwas zu dessen Lobe vorzubringen. Fortwährend ist der Verfasser bemüht gewesen, denselben auf Grund der neuesten Forschungen, Messungen und Zählungen zu ergänzen, so daß er sowol in seinem physischen wie culturlichen Theile keine berechtigte Frage unbeantwortet läßt. Dies gilt auch in Bezug auf die vorliegende geologische Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen, welche zwar auf den bahnbrechenden Arbeiten von Naumann und Cotta basirt, aber in diesem Jahre revidirt worden ist, und wobei soweit dies bei dem beschränkten Maßstabe der Karte, 1:592000, möglich war, auch die neuesten Untersuchungen mit berücksichtigt worden sind. Wer sich ein allgemeines Bild von den geologischen Verhältnissen unseres Vaterlandes verschaffen will, dem können wir diese Uebersichtskarte, die namentlich auch bei dem Unterricht in der heimathlichen Erdkunde mit Nutzen gebraucht werden kann, bestens empfehlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 59. Sonntag, den 24. Juli. 1881.

Inhalt: Die Schulsparcassen im Allgemeinen und die des Schulinspectionsbezirkes Annaberg insbesondere, von Dr. Moritz Spieß. — Aus dem Dresdner Kunstleben, von Cornelius Gurlitt. — Bücherbesprechungen („König Johann", von Schwerdfeger. Schwester Dora, von M. Lonsdale. Cousine Mabella's Erfahrungen, v. E. J. Whately, deutsch von E. v. Bunsen. Erinnerungen an Amalie von Lasfaulx. Erhard Weigel, von Edmund Spieß. Briefe von Aug. Wilh. Iffland und Fr. L. Schröder an den Schauspieler Verdy, herausgeg. von Otto Devrient).

Die Schulsparcassen im Allgemeinen und die des Schulinspectionsbezirkes Annaberg insbesondere.

Von Schulrath Dr. **Moritz Spieß.**

Zu den größten volkswirthschaftlichen Uebeln gehört unbestritten die Armuth; nicht blos an sich, sondern weil durch sie und mit ihr die schwersten sittlichen Gefahren kommen und verknüpft sind. Wer Gelegenheit hat, die Statistik der Selbstmorde, der Diebstähle, überhaupt der Vergehen und Verbrechen kennen zu lernen, weiß, daß die Mehrzahl derselben ihren Ursprung und ihre Wurzel in der Armuth haben. Der Besitzende ahnt zumeist nicht, welchen Schutz und welche Bewahrung vor zahlreichen Reizungen und Lockungen er schon darin hat, daß er sich im Besitz befindet. Um wieviel härter drückt die Noth des Lebens, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Todesfälle, den Armen und Dürftigen und führt ihn nur zu leicht auf Wege, die abwärts leiten. Geht doch in gewisser Beziehung das Streben aller Volksfreunde, der wahren wie der falschen, dahin, die Armuth nach Möglichkeit zu beschränken, weil erst nach deren Beseitigung für den Einzelnen das menschenwürdige Dasein beginnt. Nun ist es zwar unmöglich, die Armuth aus der Welt zu bannen, aber andererseits hat Gott die Erde und die Menschen so geschaffen, daß Jedem die Mittel zu Gebote stehen, aus seiner Armuth emporzukommen. Diese Mittel heißen Arbeit und Sparsamkeit: Arbeit thut es nicht allein. Es kann Einer ein geschickter und fleißiger Arbeiter sein: versteht er nicht seinen Verdienst zusammen zu halten, seine Bedürfnisse und Genüsse zu beschränken, denkt er nicht an die Zukunft, so kommt er doch nicht vorwärts. Wie gewonnen so zerronnen.

Nun zweifelt zwar Niemand daran, daß der Mensch zur Arbeit gewöhnt und erzogen werden müsse. Der Hauptantheil an diesem Werk der Erziehung bleibt allerdings den Eltern, aber wie viele Anstalten und Veranstaltungen bieten ihnen dazu hilfreich die Hand. Da ist zunächst die Schule, die Volksschule, die den Kindern zu der sittlich-religiösen Bildung auch die für das bürgerliche Leben nöthigen allgemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten zu gewähren hat, da sind die verschiedenen Berufe, die es sich zur Aufgabe machen, die jungen Leute je nach Gabe und Vermögen weiter zu unterrichten und anzuweisen, damit sie geschickt werden, ihr täglich Brot durch Arbeit zu verdienen, um so vor der Armuth und Noth geschützt zu bleiben. Also für das eine Mittel gegen die Armuth, für die Gewöhnung und Erziehung zur Arbeit wäre hinreichend gesorgt.

Aber wie steht es mit dem anderen Mittel; wie steht es mit der Gewöhnung und Erziehung zur Sparsamkeit? Man erwidert: es giebt ja Sparcassen, die ziemlich gleichmäßig über das ganze Land verbreitet sind und Jedem Gelegenheit bieten, seine Ersparnisse schon von einem geringen Betrag an sicher und werthend anzulegen. Es giebt Vorschußvereine und Vereinigungen genug anderer Art zu denselben Zwecke. Man tritt sogar mehr und mehr der Ausführung des Gedankens nahe, sogenannte Postsparcassen einzurichten, welche die zinsbringende Anlegung ganz niedriger Posten ermöglichen.*) Das ist Alles äußerst entgegenkommend und beachtenswerth. Aber es ist noch keine Gewöhnung, keine Erziehung zum Sparen. Wir bringen dadurch den Sinn für das Sparen, den Sinn für die Bedeutung und den Werth des Pfennigs, wenn er aufgehoben und zurückgelegt wird, noch zu wenig in die breitere Volksschicht, in die Kreise, denen das Sparen und Zurücklegen insbesondere nöthig und nützlich sein dürfte. Man bezeichnet diese Kreise sehr oft als diejenigen, welche von der Hand in den Mund leben, d. h. solche, die das, was sie erwerben, auch alsbald wieder brauchen und verbrauchen. Diese Kreise denken zumeist gar nicht daran, daß sie in der Lage wären, etwas zurückzulegen. Sie aber bilden die große Mehrheit. Wenn man nun aber diese Masse von ihrem Irrthum bekehren könnte, wenn man in diese Masse gleichsam einen treibenden Sauerteig legte, der jene in die Höhe brächte, der ihnen augenfällig und handgreiflich zeigte, daß auch die kleinsten und geringsten Leute recht wohl in der Lage sind, dann und wann ein Weniges zurückzulegen, zu sparen, für künftig zu sichern und in einer Reihe von Jahren doch zu etwas zu kommen, würde das nicht mit der Zeit ein rechter Schutz und Damm gegen die Armuth und Verarmung werden?

Es ist Thatsache, daß dem eben erwähnten Theil der Bevölkerung, dieser Grundlage und Basis der Staatspyramide, — manche nennen ihn den vierten Stand — Begriff und Verständniß für das Sparen beinahe vollständig mangeln. Die Ursache davon ist keineswegs, weil ihnen die Voraussetzung zum Sparen — weil sie nichts zu sparen haben — fehlt. Wer dies bezweifelt, der schenke doch den Vergnügungsorten dieser Schichten einige Beachtung. Hast Du die Millionen berechnet, die an solchen Orten allein in Sachsen alljährlich in Tanz, Spiel und Getränken, mehr zum Nachtheil als zur Erholung, vergeudet und verschwendet werden? Hast Du beobachtet, wieviel Geld unnöthig und leichtlebig für Tand und Fitzter, für Näschereien, für die Absicht, „sich einen guten Tag zu machen", gerade von diesen Kreisen, am meisten von dem heranwachsenden Geschlecht, verbraucht wird? Unser Volk ist nicht arm, aber es versteht nicht zu sparen in den Zeiten überschießender Kraft und reichlicheren Verdienstes, ohne deshalb auf einen maßvollen und berechtigten Lebensgenuß zu verzichten. Es liegt dies in der Naivetät des Volkes, die sich von dem Werth und der Bedeutung des Geldes keine

*) Postsparcassen dürften aber im Interesse unserer Gemeindesparcassen und Gemeinden kaum zu befürworten sein.

Vorstellung macht, sondern an dem augenblicklichen Genuß haftet, den es sich mit dem Gelde zu verschaffen vermag. Gerade so verfährt das Kind: wenn ihm sein überwachender Vater, keine rathende Mutter zur Seite stehen, wird es Geld, das es empfängt, alsbald einer flüchtigen Empfindung, einer auftauchenden Neigung ohne Ueberlegen und Erwägen opfern. Sparen setzt eben eine denkende, die Zukunft ins Auge fassende Verstandsthätigkeit voraus, die weder dem Kinde, noch dem Theil des Volkes, der hier vor Allem in Frage kommt, von Natur eigen ist. Daher muß zum Sparen, gerade wie zur Arbeit gewöhnt, es muß dazu erzogen werden.

Dazu reichen aber die vorhandenen, oben erwähnten Veranstaltungen nicht aus. Es genügen auch nicht allerlei Rathschläge, Vorstellungen, Empfehlungen der Sparsamkeit in Schrift und Wort. Was anerzogen werden soll, das muß jahrelang praktisch geübt, das muß durch dauernde Uebung und Gewöhnung mit dem eigenen Wesen innerlich verwachsen, durch eigene Erfahrung als gut und nützlich erkannt werden.

Wäre es nun nicht eine That von großer volkswirthschaftlicher Bedeutung, Mittel und Wege zu finden, die Lust und Liebe zur Sparsamkeit gerade in die Volkskreise zu senken, wo sie am meisten fehlt, wo sie geflissentlich von gewissen Seiten bekämpft und untergraben wird, wo sie aber auch von dem segensvollsten Erfolge begleitet wäre, da gerade aus diesen Kreisen die Armuth sich am zahlreichsten recrutirt? Wäre das nicht auch ein Arbeitsfeld der inneren Mission, bei welcher man nicht selten durch äußere, materielle Hilfe und Bewahrung zugleich die ewigen, ideellen Güter und Gaben zu retten und zu sichern sucht? Ist doch die Sparsamkeit eine feine christliche Tugend, die namentlich für den, der von seiner Hände Arbeit lebt, die Brücke werden kann, die über den Abgrund führt, die Staffel, auf der er aufwärts klimmt.

Es werden nun wol in den einzelnen Orten, wohlmeinende Männer, Armenpfleger, Arbeitsherren, Geistliche, Gemeindevorstände u. s. w. nach wie vor jede geeignete Gelegenheit benutzen, die wenig Besitzenden zum Sparen zu ermuntern, mit Rath und That ihnen dabei zur Hand gehen und vielleicht da und dort einigen Erfolg erreichen. Aber das ist Alles, wie schon angedeutet, zu wenig allgemein und durchgreifend, zu theoretisch. Es kommt auch die Hilfe ziemlich spät, wo oft die besten Jahre für Erwerb und Verdienst vorüber, wo zu wenig Gewähr für erziehende Uebung und nachhaltige Gewöhnung vorhanden. Es giebt aber ein allgemeines, das gesammte heranwachsende Geschlecht umfassendes, durch praktische, jahrelange Uebung zur Sparsamkeit sicher erziehendes Mittel, das ist die Errichtung von Schulsparcassen.

Es bedarf wol keines Beweises, daß ein Kind, welches während seiner achtjährigen Schulzeit, und ist es ein Knabe, auch noch in den drei Jahren der Fortbildungsschule, sich daran gewöhnt hat, seine Pfennige, die es erwirbt oder geschenkt bekommt, zusammenzuhalten, das aus eigner Erfahrung wahrgenommen hat, wie im Laufe der Zeit diese Pfennige zu Mark und zu mehreren Mark anwachsen, daß dieser Betrag, der durch eigene Sparsamkeit gewonnen, zur großen Freude und Genugthuung gereicht und ein äußerst schätzenswerthes Hilfsmittel ist, das Fortkommen im Leben zu erleichtern und zu sichern, daß ein solches Kind, ein solcher Knabe darin und dadurch einen so unvergeßlichen Fingerzeig, eine so praktische Erziehung zur Sparsamkeit empfangen hat, daß dieser Vorgang wol nur in den seltensten Fällen ohne entsprechende Fortsetzung in der selbständigeren Periode des Lebens bleibt. Jung gewohnt, alt gethan.

Auf diese Weise haben wir also ein Mittel, einen Weg, unser Volk und gerade den Theil, der dessen am meisten bedarf, zur Sparsamkeit zu erziehen. Wie will man anders, als durch die Kinder, die Lust und Liebe zum Sparen in die Kreise verbreiten, die keine Vorstellung davon haben, die es gar nicht für möglich halten, daß auch sie etwas sparen, etwas für kommende Zeiten zurücklegen könnten? Will man es hier dahin bringen, die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Sparens für jede Familie zu begreifen, so muß man es den Eltern an den eigenen Kindern thatsächlich beweisen, sonst gleicht man Jenem, der dem Ertrinkenden den Rath gab, sich an seinen Haaren selber aus dem Wasser zu ziehen. Die Schule ist aber auch in anderer Beziehung die einzige Anstalt und Veranstaltung, die diese Aufgabe zu lösen vermag, weil ausnahmslos alle Kinder jene mehrere Jahre besuchen, weil Kind und Lehrer durch das Band des Vertrauens mit einander verknüpft sind, weil Wesen und Zweck der Schule schon von vornherein den Mißbrauch und jede falsche Richtung beim Sparen ausschließen, ohne daß dadurch erstere beeinträchtigt würde, und weil die Schule, ohne beim Sparen einen Zwang zu üben, durch das Beispiel der sparenden Mitschüler, durch die beiläufige gelegentliche Belehrung über den Segen des Sparens nach und nach auch die anfangs ablehnenden zu gewinnen vermag.

Je mehr aber die Auffassung, daß die Erziehung zum Sparen, daß die damit verbundene Mühe und Arbeit dem erziehlichen Zweck der Schule und ihrer Aufgabe nicht etwas Fremdes und Fernliegendes sei, Raum und Verbreitung gewinnt, desto mehr wird auch die ablehnende Haltung, der Widerspruch schwinden, den diese Einrichtung zur Zeit hier und da noch in pädagogischen Kreisen findet. Wenigstens liegt bis jetzt kein Fall vor, daß die sächsische Lehrerschaft einer Mißwaltung sich zu entziehen gesucht hätte, die sie als förderlich und ersprießlich für die Volkswohlfahrt erkannt hat. Daß aber diese Folge nicht ausbleiben werde, schließen wir daraus, daß unter den Lehrern, die selber Schulsparcassen leiten oder sich daran überhaupt selbstthätig betheiligen, noch kein Gegner dieser Einrichtung sich gefunden hat, sondern solche vielmehr für die Sache eintraten und ihre auch pädagogische Bedeutung und Wichtigkeit hervorhoben und betonten.

Durch diese Behauptung sind wir aber bereits auf das praktische Gebiet gekommen und es erübrigt daher nur noch das Wichtigste über die Entstehung und Einrichtung der Schulsparcassen im Inspectionsbezirk Annaberg hinzuzufügen. Der Keim zu diesen Cassen ward vor etwa zwanzig Jahren gelegt, also ist man wenigstens vor dem Vorwurf gesichert, die Sache sei von kurzer Hand her, mehr einer Mode oder flüchtigen Laune dienend, ins Leben gerufen worden. Die Entstehung war folgende: Im Jahre 1861 hielt der nun verstorbene, um die Regelung des Armenwesens in seinem Bezirk hochverdiente Gerichtsamtmann Friedrich in Chemnitz in dem benachbarten Dorfe Grüna eine Versammlung der Bezirksarmenvereine ab, in welcher unter anderem die Frage zur Erörterung kam: „Was ist zu thun, um die Armenanlagen, die für viele Gemeinden eine drückende Last geworden sind, zu ermäßigen, beziehentlich entbehrlich zu machen?“ Eine Antwort darauf lautete: „Lehrt die Armen sparen, fangt schon in der Schule mit den Kindern an und haltet sie von unnöthigen Ausgaben ab.“ Dieses Wort schlug in dem Herzen eines mitanwesenden jungen Lehrers, Mey aus Grüna, Wurzel und als derselbe später die Schulstelle Schönfeld bei Annaberg erhielt, begründete er dort am 13. September 1865 eine Schulsparcasse. Dieselbe gedieh vortrefflich und blüht heute noch fort. Zehn Jahre später (1875) wurde Mey nach der nahen Stadt Ehrenfriedersdorf versetzt und rief auch hier auf Wunsch des Bürgermeisters und Rechtsanwalts Meyer eine gleiche Einrichtung nach bereits erprobten Grundsätzen ins Leben. Die günstigen Ergebnisse, die geringen Schwierigkeiten, die die Einrichtung auch hier an einer größeren Schule (gegen 600 Kinder) bot, bewogen den damaligen Schulinspector des Annaberger Bezirks, jetzt Schulrath Eichenberg in Chemnitz, Lehrer Mey zu veranlassen, einen Vortrag über Schulsparcassen bei der Hauptlehrerconferenz des Bezirkes am 19. Februar 1877 zu halten. Dadurch

ward den Lehrern des Bezirkes Gelegenheit, Zweck und Nutzen dieser Einrichtung kennen zu lernen und Stellung dazu zu nehmen. Obgleich die Versammlung der Angelegenheit ihren Beifall schenkte, geschahen doch zunächst keine weiteren Schritte: nur die Stadt Thum führte, namentlich auf Anregung des dortigen Bürgermeisters und Rechtsanwalts Schneider, am 1. September 1877 ebenfalls mit gutem Erfolg eine Schulsparcasse ein.

Die Schulinspection des Bezirkes aber widmete der Frage der weiteren Einführung von Schulsparcassen während der folgenden Jahre ihre fortwährende Aufmerksamkeit, Sorge und Erwägung, aber erst mit Beginn des Jahres 1880, nachdem eine wesentliche Besserung der industriellen und gewerblichen Lage des Bezirkes eingetreten war, hielt sie es für angezeigt, für die auch ihrerseits als gut und ersprießlich erkannte Sache amtlich anregend vorzugehen. Es geschah dies durch folgende Verfügung an die Schulvorstände des Bezirkes vom 23. Januar 1880:

„Die unterzeichnete Königl. Bezirksschulinspection hat bereits seit einigen Jahren ihr Augenmerk den sogenannten Schulsparcassen zugewendet. Bei dieser Einrichtung soll den Schulkindern Gelegenheit und Veranlassung gegeben werden, unter Vermittelung der Schule durch Aufsammlung und bez. zinsbare Anlegung geringer Geldbeträge nach und nach sich ein kleines Capital zu erwerben, welches sie nach Beendigung des Schulbesuches ausgezahlt erhalten, andernttheils aber sollen hiermit die Schulkinder auf die einfachste Weise, gleichsam spielend, in das wirthschaftliche Leben eingeführt und an das in allen Ständen und Vermögensverhältnissen nothwendige Sparen gewöhnt, es soll also mit den Schulsparcassen nicht nur ein blos praktisches Ziel, die Ansammlung von Geld, erstrebt, sondern auch ein erziehlicher Zweck verfolgt werden.

„Bei den überaus gedrückten Erwerbsverhältnissen der letzten Jahre hielt die Königl. Bezirksschulinspection es nicht für angemessen, das Project der Schulsparcassen weiter zu verfolgen, zumal den Gemeinden des Bezirkes eine besondere Thätigkeit bei Errichtung von Statuten verschiedener Art zuzumuthen gewesen war. Jetzt aber, da in der letzteren Beziehung die Hauptsache gethan sein dürfte, und da die Erwerbsverhältnisse sich wesentlich günstiger gestaltet haben, glaubt man die Zeit zu allgemeiner Anregung der Frage gekommen, und dies um so mehr, als mit Schulsparcassen an mehreren Orten des Bezirkes, namentlich in Thum und Ehrenfriedersdorf, sehr gute Erfahrungen gemacht worden sind.

„Was über die vorliegende Frage von verschiedenen Seiten gesagt worden ist, und zunächst gesagt werden kann, hat der mitunterzeichnete Schulrath Dr. Spieß in einem Vortrage zusammengestellt, welchen er am 31. März 1879 im Bildungsverein zu Buchholz gehalten hat. Indem man den Schulvorständen des Bezirkes in der Anlage einen Abdruck dieses Vortrages zugehen läßt, wollen diese das in demselben Gesagte sowie sonst die vorliegende Frage prüfen und wenn irgend thunlich an ihren bezüglichen Orten mit Gründung von Schulsparcassen vorgehen.

„Die Bezirksschulinspection, welche den Schulvorständen dieserhalb nach allen Seiten beiräthig zu werden bereit ist, darf eine Benachrichtigung über den Stand der Sache bis Ende Februar 1880 erwarten."

Diese Aufforderung fand entgegenkommende Aufnahme. Doch alsbald stellte sich heraus, daß behufs gedeihlicher Weiterentwickelung der in Aussicht gestellte Beirath der Schulinspection vor allem erforderlich sei. Das nächste Bedürfniß waren Unterlagen für ein aufzustellendes Statut, dessen Bestätigung die Behörde sich vorbehielt. Wir schließen die wesentlichsten Punkte desselben, wie solche namentlich nach dem Vorangang von Thum aufgestellt worden waren, hier an:

§. 1. Zweck. Die an der Schule zu ..... seit ..... 188. errichtete Schulsparcasse soll der Schuljugend die Tugend der Sparsamkeit lieb und werth machen und den Kindern Gelegenheit geben, sich im Laufe der Schulzeit eine Summe Geld zu ersparen.

§. 2. Gewährleistung. Für die eingelegten Geldbeträge und Zinsen haftet die Schulcasse.

§. 3. Beaufsichtigung und Verwaltung. Die Beaufsichtigung übernimmt der Schulausschuß (Schulvorstand), welcher jährlich wenigstens einmal und jedenfalls am Schlusse des Verwaltungsjahres eingehend Kenntniß von der Lage der Sache nimmt.

Der Lehrer, welcher die Sparcasse verwaltet, hat zu diesem Zwecke die Rechnungsbücher mit einer Uebersicht dem Schulausschusse (Schulvorstand) vorzulegen und sich bescheinigen zu lassen, ob die Schulsparcasse in Ordnung befunden worden ist oder nicht.

§. 4. Sparzahlungen. Wöchentlich zweimal in einer allen Kindern bekannten und möglichst günstig gelegenen Zeit werden von den Kindern Einlagen von 1 Pfennig an eingenommen und doppelt, d. h. in die Sparbücher der Kinder und in das Einlegemanual der Schule eingetragen.*)

Der Unterricht darf durch die Sparcasse nicht beeinträchtigt werden.

§. 5. Verzinsung. Vor Ablauf des Monats ist die Gesammtsumme der Einlagen bei der Sparcasse zu ..... verzinslich anzulegen.

Der Lehrer hat darüber ein Quittungsbuch allezeit in Bereitschaft zu halten.

Verzinst auch die Sparcasse die Einlagen der Schulsparcasse mit 4 Procent, so werden dem sparenden Kind gleichwol nur 3½ Procent gewährt und zwar so, daß nur die volle Mark vom Beginn des neuen Monats an verzinst wird.

Hat z. B. ein Kind am 20. August in Summa 1 Mark eingelegt, so beginnt die 3½procentige Verzinsung am 1. September u. s. w.

Die Zinsenberechnung erfolgt alljährlich am Schlusse des Verwaltungsjahres und werden die Zinsen zum Capital geschrieben.

Den Confirmanden werden außerdem bei der Entlassung (§. 6) die Zinsen berechnet.

§. 6. Rückzahlungen. Im Laufe ihrer Schulsahre sollen die Kinder Rückzahlungen nur ausnahmsweise und in dringenden Fällen erhalten.

Wohl aber findet für die zu entlassenden Schüler einen oder zwei Monate vor Schluß des Schuljahres die Rückzahlung der gesparten Gelder und der Zinsen statt.

§. 7. Verwendung der Ueberschüsse. Der bei der Schulsparcasse sich ergebende Ueberschuß wird zur Deckung des eintretenden Verwaltungsaufwandes (Beschaffung der unentgeltlich an die Kinder zu gebenden Quittungsbücher, sowie der seiten der Schule zu führenden Bücher) verwendet.

Im Uebrigen behält sich der Schulausschluß (Schulvorstand) vor, von diesem Ueberschuß dem Schulsparcassenverwalter und den sonst dadurch Beanspruchten eine Entschädigung für ihre Mühewaltung zu gewähren.

§. 8. Betheiligung der Fortbildungsschüler. Es bleibt Fortbildungsschülern unbenommen, die Schulsparcasse in derselben Weise wie die Volksschüler zu benutzen. Bei der Entlassung aus der Fortbildungsschule ist aber das Verhältniß zur Schulsparcasse zu lösen.

Zu vorstehendem Statut sei noch bemerkt:

1) Bei größeren Schulen übernimmt der Director oder dirigirende Lehrer die Schulsparcasse oder man bestimmt einen anderen, dazu sich eigenden Lehrer. Auch kann, um Arbeitstheilung einzuführen, die Einrichtung getroffen werden, daß

*) In einer Dresdner Schule, mit welcher eine Schulsparcasse verbunden ist, fragt der Lehrer bei Annahme von Spareinlagen die Kinder in der Regel nach der Herkunft des Geldes. Es empfiehlt sich diese Praxis aus verschiedenen Gründen.

die Classenlehrer von ihrer Classe oder ihren Classen die Spareinlagen entgegennehmen und wöchentlich an den Hauptlehrer abliefern.

2) Schulorte, wo Ortssparcassen nicht vorhanden sind, haben §. 3 Absatz 2, um dem Lehrer die Besorgung der Spargelder in die zuweilen weit entfernte Sparcasse nicht aufzubürden, folgendermaßen geändert: „Der Lehrer übermittelt das von den Schulkindern zum Einlegen in die Sparcasse gebrachte Geld in der Regel wöchentlich an den vom Schulvorstand bestimmten Schulsparcassenverwalter, welcher den Monatsbetrag vor Beginn des neuen Monats an die Sparcasse zu ..... abliefert, vergl. §. 5.

3) Anstatt, wie §. 4 angiebt, Einlagen blos wöchentlich zweimal anzunehmen, ist mehrfach auch die tägliche Entgegennahme vor Beginn oder nach Schluß des Unterrichts beschlossen worden.

4) Es ist selbstverständlich, daß es Fortbildungsschülern, welche nach der Entlassung aus der Volksschule (§. 6 Abs. 2) im Orte verbleiben, auf ihren Wunsch gestattet ist, ihre Einlagen in der Schulsparcasse zu belassen.

5) Seiten einiger Schulvorstände ist festgesetzt worden, daß den Sparenden der volle Zinsenbetrag (§. 5 Absatz 2) zu Gute geht und der Verwaltungsaufwand von der Schulcasse getragen wird.

6) Die zur Einrichtung von Schulsparcassen erforderlichen Formulare (Quittungsbücher für die Kinder, Einlagemanual, Hauptbuch nebst Anhang) können mit der nöthigen Anweisung zu deren Gebrauch aus den Buchdruckereien von Hollstein in Buchholz und Löseke in Ehrenfriedersdorf bezogen werden.

Den oben erwähnten drei Orten im Bezirke Annaberg, die zuerst mit der Errichtung von Schulsparcassen vorgingen, Schönfeld, Ehrenfriedersdorf und Thum, haben, nachdem die Schulinspection ihre Verfügung sowie ihre Vorschläge zur Regelung der Angelegenheit erlassen, in der Zeit vom April 1880 bis Ende Mai 1881 noch folgende dreiundbreißig Orte des Schulbezirkes (nach der Reihenfolge der Eröffnung geordnet) sich angeschlossen: Arnsfeld, Dörfel, Cunnersdorf, Niederschlag, Stahlberg, Bärenstein, Kühberg, Neundorf, Wiesa, Königswalde, Oberschmiedeberg, Schwarzbach, Frohnau, Gelenau, Jahnsbach, Oberscheibe, Schmalzgrube, Hammerunterwiesenthal, Oberwiesenthal, Herold, katholische Schule zu Annaberg, Walthersdorf, Hermannsdorf, Elterlein, Scheibenberg, Schma, Tannenberg, Cranzahl, Crottendorf, Mildenau, Neudorf, Schlettau und Geyer, mit jenen früheren im Ganzen 36 Schulorte. Bei den noch fehlenden Orten (9) liegt der Grund in localen Hindernissen, nicht in etwaigem Widerspruch gegen das Institut an sich.

Fragt man endlich nach dem Ergebniß der im Gang befindlichen Schulsparcassen des Bezirkes, so kann es als ein geradezu überraschendes, in jeder Beziehung günstiges bezeichnet werden. Freilich ist es nicht thunlich, da blos die wenigsten der einstandenen Sparcassen bereits seit Jahresfrist arbeiten, jetzt schon eine übersichtliche Statistik zu geben. Doch sind die folgenden Erhebungen doch auch geeignet, eine Vorstellung von der ersprießlichen Wirkung der Einrichtung zu vermitteln. In Schönfeld, dem ältesten Sparort des Bezirkes, besaß am 1. April 1881 eine Anzahl von 81 Schülern eine Einlage von 893 ℳ, in Ehrenfriedersdorf, dem nächstältesten, Ende December 1880 441 Schüler — 3078 ℳ, in Thum, dem dritten Sparort der Zeit nach, bis zu demselben Termin 320 Schüler — 3627 ℳ. Die im Laufe des Jahres 1880 zunächst gegründeten 16 neuen Schulsparcassen brachten von 2762 Schulkindern bis zum 30. September 1880 6568 ℳ zusammen. Zu diesen gesellten sich bis 1. April 1881 noch 14 andere. Diese 30 Schulen wurden zur angegebenen Zeit von 8143 Kindern besucht, von denen 5552 über eine Spareinlage von 22 628 ℳ verfügen konnten. An mehreren Orten betheiligten sich 70 bis 80 Procent aller Schüler. Die sich nicht betheiligenden waren meist Kinder wohlhabender Eltern, die ihrerseits das Spargeschäft für ihre Kinder besorgten.

So unvollständig diese Statistik sein mag, so beweist sie doch, daß die Schulsparcassen aller Orten großen Anklang bei Eltern und Kindern gefunden haben. Die Erfahrung bestätigt, daß auch die Kinder der ärmsten Eltern unter den Sparern nicht fehlen, daß von Neid und Mißgunst, wenn ein Kind mehr einlegt, als die anderen, bei letzteren keine Spur sich gefunden und daß auch sonst keinerlei Bedenken oder Unzuträglichkeiten vorgekommen sind. — Bereits vor letztem Ostern waren einer ziemlichen Anzahl von Katechumenen die Sparbeträge, die sie aus den Schulsparcassen zurückempfingen, äußerst erwünschte Beihilfen zur Ausstattung für die Confirmation, wie man denn auch behaupten kann, daß ohne die Einrichtung von Schulsparcassen im Bezirke die angesammelte Summe, die man gegenwärtig füglich auf 30 000 ℳ annehmen kann, nicht mehr in dem Besitz derer sich befinden würde, die sich jetzt desselben erfreuen.

Es wäre demnach theoretisch und praktisch der Nachweis erbracht, daß die Schulsparcassen ein empfehlenswerthes Mittel sind, sicher und freiwillig die Kreise, die dessen am meisten bedürfen, zum Sparen zu erziehen und auf diese Weise zahlreiche Familien, zum Besten für dieselben wie für Land und Leute überhaupt, materiell und ideell zu stützen und zu heben.

Die Literatur über die Schulsparcassen ist bereits eine sehr umfangreiche. Zur weiteren Orientirung führen wir nur an: Hansen, die Schul- und Kinderparcassen, Aufsatz in der Zeitschrift „der Arbeiterfreund", Berlin, Jahrgang 1876, 6. Heft. — Dr. Willem Smitt, die Schulsparcasse, ebenda, Jahrgang 1881, S. 63 ff. — Valerius, die Erziehung zur Sparsamkeit, Aufsatz in der Gartenlaube, Jahrgang 1881, S. 63 ff. — Sencke l, Pfarrer in Hohenwalde bei Müllrose, Bezirk Frankfurt a. d. O., die Schulsparcassen, eine Denkschrift, Berlin 1878. — Seid sparsam! Mahnungen eines Jugend- und Volksfreundes. Herausgegeben vom Verein für Jugendsparcassen in Deutschland. Frankfurt a. d. O. 1881.

Aus dem Dresdner Kunstleben.

Die Ausstellung auf der Brühl'schen Terrasse ist am 17. d. M. geschlossen worden. Mit höherer Genugthuung als sonst kann man auf ihren Verlauf zurückblicken. Durch die Pröll-Heuer'sche Stiftung, durch die Lotterie des Albertvereines sind größere Ankäufe bewirkt und so dem Künstler materielle Interessen zur Beschickung des Dresdner Kunstmarktes geschaffen, welche voraussichtlich für die nächsten Jahre erst recht zur Geltung kommen werden. Auch das Dresdner Publicum zeigte eine weit größere Betheiligung als sonst, die größere Anzahl wirklich bedeutender Arbeiten war es, die dasselbe herbeirief, ein beherzigenswerther Wink, in dem Streben nach Vervollkommnung unseres Ausstellungswesens fortzufahren und nicht am Interesse der Menge zu verzweifeln. Das wahrhaft Gute wird stets willige Anerkennung finden.

Gelegentlich des zweiten Einlieferungstermins sind der Ausstellung noch zwei Bilder zugeführt worden, die im hohen Grade die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich senkten. Zunächst begrüßten wir einen Alma Tadema auf der Brühl'schen Terrasse. Allerdings war es nicht der Meister selbst, der sein Werk hierher zum Wettkampf sendete, sondern ein Privatmann, dessen Reichthum ihm gestattete, das entzückende kleine Bild für einen selbst bei so beliebtem Künstler beneidenswerthen Preis zu erstehen. Tadema nennt sein Werk „Der Abschied". Ein Mädchen zieht ein Kind zum Kuß an sich heran. Die Figuren sind in der Art des Meisters schlank

und grazios, bei vollendetem Naturstudium erkennt man deutlich die Anlehnung an die antiken Vasengemälde. Auch eine gewisse Vorliebe für gestreckte gerade Linien, wie beispielsweise in dem eigenthümlich nach oben gezogenen linken Arme des Mädchens, erinnert an jene Vorbilder und das aus ihnen entlehnte, in England jetzt so vielfach und so originell auch im Kunsthandwerk verwerthete Neugree. Die Gruppe steht im Atrium eines antiken Hauses. Vor dem Thor hält der Wagen, dessen Führer ungeduldig auf die Abschiednehmenden blickt. Dahinter wogt das bewegte Meer. Kleine Schiffe durchkreuzen dasselbe. Der Vorgang ist einfach genug und ebenso schlicht dargestellt. Die coloristische Meisterschaft aber und die tödsche Durchführung des Details macht das Bildchen zu einem Kunstwerk von so außerordentlicher Bedeutung, daß alle anderen Genrebilder der Ausstellung daneben im Hintergrunde verschwinden. Wie ist der Marmor des Fußbodens, wie der Teppich vor der Thüre gemalt! Welche Wahrheit, Unmittelbarkeit des Localtones! Es erscheint als ein mühseloses Reproduciren des Geschauten, bei der sonnigen Klarheit des Lichtes giebt sich jede Farbe in voller Kraft, fehlen die dämpfenden Abstufungen der Luftperspective. Und dabei weiß Tadema doch mit überzeugender Sicherheit seinen Gestalten plastische Vertiefung zu geben, unser Auge in entzückende Fernen zu locken. Die Farbe folgt seinen Wünschen in fast räthselhaft erscheinender Weise. Das im grellen Weiß strahlende Atrium wird übertroffen an Leuchtkraft durch das tiefe Blau des Meeres, aus dem wieder kaum durch den Pinsel angedeutete Wellenhäupter in reicher Bewegung hervorblitzen. Die Figuren stehen prächtig in der Umgebung, wenn sie diesmal gleich nicht dasselbe Interesse zu erwecken wissen als in früheren Bildern des Meisters. Ebers wird diesen „Abschied" schwerlich zum Gegenstand einer Novelle machen wie die „Frage" — vielleicht ein Vorzug des Bildes. Doch ist des Schönen in den gestreckten Gestalten genug, vor allem entzückt die volle Hingabe, die Innerlichkeit, die Tadema in den Ausdruck seiner Geschöpfe zu verlegen weiß und welche die etwas gesuchte Pose vergessen läßt.

Neben diesem miniaturartig durchbildeten Werke ist das Bild eines Dresdener Künstlers zu nennen, das schon durch seinen räumlichen Umfang das Auge auf sich lenkt. Theodor v. Götz hat, nachdem er als Oberstlieutenant den Dienst in der Armee quittirte, sich voll der Schlachtenmalerei gewidmet, zu der den ausgezeichneten Soldaten unverkennbares Talent berief. Von den ersten, noch etwas ängstlichen Versuchen ist er, nicht ohne durch Pauwels beeinflußt zu werden, zu breiterer sicherer Vortragsweise, zu voller Beherrschung des Technischen vorgedrungen. Davon giebt sein neuestes Bild „Das erste königl. sächs. Ulanenregiment Nr. 17 bei Doucy 31. August 1870" den schlagendsten Beweis. Die vollkommenste Kenntniß des von ihm behandelten Genres und absolute reale Wahrheit ist bei einem Officier, der ruhmvollen Antheil an den Feldzügen der sächsischen Armee nahm und inmitten der Aufregung des Kriegslebens Zeit fand, sein Skizzenbuch mit Aufnahmen der landschaftlichen Scenerie der Gefechtsfelder zu füllen, selbstverständlich. Seine Bilder haben die Verlässigkeit eines Generalstabsberichtes. Diese sachliche Wahrheit nun zu verbinden mit der künstlerischen, das ist die Aufgabe, der Götz mit jedem Bilde näher kommt. So auch in dem vorliegenden. Die unter des Malers eigenem Befehl marschirende Infanterie war auf eine französische Colonne gestoßen. Um diese zum Halt zu bringen, warf sich das 1. sächs. Ulanenregiment in kecker Attacke auf den Feind, der, seine Wagen verlassend, nach einer Wahldisière zu sich zurückzog, doch von den Reitern erreicht und überritten wurde. Dies ist der dargestellte Moment. Schon sind die Ulanen dicht an den feuernden Feind heran, der Elan ihres Angriffes läßt keinen Zweifel aufkommen, wem der Sieg zufallen wird. Die einzelnen Figuren, wie der ganze Zug der Linien sind trefflich componirt, die Situation ist mit höchster Deutlichkeit geschildert. Aber trotzdem ist es dem Maler nicht gelungen, die leidenschaftliche Erregung des Kampfes uns in ihrer furchtbaren Wucht, die Begeisterung und Gefahr, das wirre Durcheinander der Attacke voll und ganz wiederzugeben. Der Kugelregen läßt sich allerdings nicht malen, die Gefahr unserer Schlachten in ihren letzten Ursachen nicht darstellen. So muß sie denn in ihren Wirkungen zum Ausdruck kommen. Ich erinnere mich eines Bildes von Neuville, welches den Uebergang von Tirailleuren über einen vom Feind bestrichenen Bohndamm schildert: Angst und doch wieder Kraft der Selbstüberwindung in den Gesichtern, Kühnheit und doch besorgte Vorsicht in den Bewegungen, es sind Männer, Helden, die er schildert, selbst, wenn er zeigt, daß der tausendfach sie umsausende, unsichtbare Tod auf ihr pochendes Herz den vollen Einfluß augenblicklicher Gefahr ausübt. Wir glauben Neuville den Kugelregen. Nun glaubt man unserem tapferen Oberstlieutenant allerdings auch, daß er unser Heer wahr schildert, daß beispielsweise unsere Officiere selbstvergessen, doch wenig Schritt vor der Mündung des feindlichen Gewehres mit dem Blick nach rückwärts nur an den Ansturm der Ihrigen, nicht an die eigene Lebensgefahr denken, man glaubt dem Künstler aber nicht, daß die Gefahr wirklich so bedeutend sei, wenn sie für die hervorragendsten Figuren kaum als vorhanden erscheint. Die That verliert im Bilde an Werth, und dadurch dieses an Interesse; es ist ein Fehler gegen die künstlerische Oekonomie, wenn den unsichtbaren Geschossen gegenüber nicht durch alle Mittel das Verdienstliche des stürmischen Reiterangriffes geschildert wird und die Führer desselben selbst von der Erregung nicht in ganzer, hinreißender Kraft ergriffen sind.

Die Sculptur ist auf der Ausstellung in einigen tüchtigen Schülerarbeiten vertreten, die hier eingehend zu behandeln nicht der Raum ist. Neben den nicht eben zahlreichen Arbeiten tüchtiger Meister ragt die seit einiger Zeit neu ausgestellte Porträtbüste Christian Behrends' hervor, so daß dem jungen Künstler, dem Lieblingsschüler des Altmeister Hähnel, wol der Sitz unter diesen nicht mehr versagt werden kann. Behrends' Name wurde durch seinen in München zur Ausstellung gebrachten „Hagen" zuerst bekannt. Treffliche decorative Arbeiten für das Johanneum und das Hoftheater zu Dresden ließen sein Formentalent und seine Originalität errathen, die sich dann in seiner von höchster Leidenschaftlichkeit durchwehten Sphinx, seinen im großen Ganzen zwar verunglückten Concurrenzfiguren für einen Monumentalbrunnen weiter ausbildete. Zur Zeit ist Behrends mit der Schöpfung eines Denkmals des Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha betraut. Auch in der jüngsten in Marmor ausgeführten Büste zeigt sich die realistische Kraft und die feke Originalität des Künstlers. Es galt einen älteren Herrn mit etwas verwitterten Zügen, starken Thränenfäden, unzähligen Falten, in die Höhe gewichstem Schnurrbart, kokett seitlich gedrehter „Fliege", aber auch klugem, weitersahrenem Auge, wortgewandtem, geistverrathenem Mund zu schildern, der in untadelhaft sitzendem Frack, modisch weitem Hemdkragen und glattem Chips, vor das Ohr gestrichenen Locken nichts weniger als zu plastisch realistischer Darstellung geeignet schien. Aber Behrends wußte der schweren Aufgabe gerecht zu werden. Wol sind seine Vorbilder in der Lösung derselben deutlich erkennbar: die modernen Italiener; wol hat der Künstler ungewöhnlich geschickte Hände zur Uebertragung seines Modelles in Marmor gefunden, aber doch erkennt man deutlich die selbständige Kraft, welche sich auf das Ziel losging und mit glücklichem Wurf ein Werk von höchster Wahrheit und Lebendigkeit schuf. Breit und sicher ist die Büste in den Hauptformen angelegt, die Modellirung trotzdem von hoher Feinheit, im Detail, wie im Großen interessant; die

Wirkung dem Sujet entsprechend eine nach der malerischen Seite hin wirkende, fällt dabei nicht in den widrigen Realismus so vieler italienischer Bildwerke; denn es ist Behrends gelungen, den Geist und die individuelle Eigenart des Originals im Bildwerk zum Ausdruck zu bringen, ihm nicht nur ein körperliches, sondern hinter der unplastischen Form ein interessirendes inneres Leben zu geben, dem in den tausend Linien der Haut, in der ungewöhnlichen Kopfform, in allen Sonderbarkeiten der äußeren Erscheinung nachzuspüren immer neues Vergnügen bereitet.

Neben der Ausstellung auf der Brühl'schen Terrasse lockte die Vorführung einer seit langer Zeit betriebenen Schöpfung der vervielfältigenden Kunst zahlreiche Bewunderer auf sich. Durch die Gnade der Majestäten war es der bekannten Hof-Kunsthandlung von Ernst Arnold (A. Gutbier) ermöglicht, jene „Chronik des sächsischen Königshauses und Seiner Residenzstadt (18. Juni 1853 bis 18. Juni 1878)" dem Publicum vorzulegen, welche die Stadt Dresden als ein sinniges Geschenk bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Königspaares zunächst allerdings unvollendet überreicht und die nun endlich fertig gestellt wurde. Seinen Charakter erhielt das Prachtwerk wesentlich durch die glänzende typographische Ausstattung und diese ist wieder einestheils der berühmten Leipziger Firma W. E. Drugulin, andererseits dem Director der Dresdner Kunstgewerbeschule Hofrath C. Graff zu danken. In Lettern, Anordnung des Druckes, Wechsel der Druckfarbe in den Initialen, sowie im Charakter der von Graff entworfenen Umrahmungen, Kopf-, Schluß- und Randleisten hält sich die Chronik an deutsche Vorbilder des 16. Jahrhunderts. Den besten Werken dieser Glanzzeit der Buchausstattung entsprechen die Compositionen zu den Titelblättern, in welchen Graff abermals bewies, daß er von allen Meistern der deutschen Kleinkunst am feinsten in das Verständniß unserer Frührenaissance, ihrer maßvollen Fülle, ihrem sprudelnden Reichthum der Erfindung, ihrer anmuthigen fließenden Formgebung eingedrungen ist. Er versteht es, streng in den Grenzen seiner Aufgabe zu bleiben, stets decent decorativ zu wirken, ohne unbedeutend zu werden.

Seien es menschliche oder thierische Gestalten, Blattwerk oder die mit großem Geschick wieder aufgenommenen Schnörkelzüge der alten Schreibmeister — überall füllt die ornamental gehaltene Composition die leeren Räume in wohlthuender Weise, umschließt sie den Druck oder die bildliche Darstellung fest zu einem Ganzen, ohne selbständig oder auffällig für sich das Interesse zu absorbiren. Graff wußte sich einzuordnen, und gerade dadurch bewies er seine Meisterschaft. In Drugulin, einer derjenigen Officinen, die aus praktischen Rücksichten, durch ihren Reichthum an altholländischen und Schwabacher Schriften, aber auch durch ihr wahrhaft ideales Streben die Herstellung eines solchen Werkes ermöglichte, fand er auch einen willkommenen Gehilfen im Verständniß und Eifer für die Kunst im Gewerbe. Daß das Technische auf der höchsten Stufe der Vollendung steht, war bei so renommirter Firma zu erwarten. Aber auch das Arrangement des Satzes verräth, daß man es sich angelegen sein ließ, in jedem Blatte künstlerisch geschulten Geist darzuthun. Die Vertheilung des Roth der Initialen über die Seite, die Gruppirung der oft nach unten in eine Spitze auslaufenden Zeilen, die Illustrationen sprechen lebhaft hierfür.

Allerdings wollen diese letzteren nicht ganz zum Werke passen. Die von Professor Bürkner gezeichneten und, wie alle Holzstöcke, geschnittenen Porträts ausgezeichneter im Text genannter Persönlichkeiten befleißigen sich allerdings der alten, dem Renaissancecharakter des Druckes entsprechenden derben Manier, sind aber wol zu klein der wuchtigen typographischen Ausstattung gegenüber ausgefallen. Weniger noch wollen die landschaftlichen und architektonischen Blätter in den Rahmen des Ganzen sich einfügen, deren Maßstab auch meist als zu unbedeutend gewählt erscheint. Man hat gerade von Seite der Fachleute im Buchdruck auf diesen künstlerischen Zwiespalt aufmerksam gemacht und den Wunsch ausgesprochen, daß ein inhaltlich in der Neuzeit wurzelndes Buch auch äußerlich als ein Kind dieser Periode sich darstellen müsse. Aber welches ist der „Charakter der Neuzeit"! Gilt nicht gerade die Schwabacher Schrift in von allen antiquarischen Reminiscenzen freien Druckwerken als die modernste, haben nicht schon lange Umrahmungen unsere Druckwerke geziert und meist ansprechendere Zeichnungen, die ein eigenes, inhaltliches Interesse für sich forderten. Der Grund des Zwiespaltes liegt also nicht in der Zusammenstellung, sondern in der Ausführung des Holzschnittes, der zu sehr bemüht ist, dem Kupferstich den Rang abzulaufen, zu sehr in Tönen arbeitet, wo Linien allein am Platze wären. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß da, wo der Holzschnitt als selbständiges Kunstwerk auftritt, ihm nicht die volle Entfaltung seiner Kraft belassen werden müsse; wo er jedoch im Text und als Erläuterung zum Text erscheint, in der gewöhnlichen Druckerpresse gedruckt werden muß, da soll er auch den Lettern sich einordnen und durch einfache, im Schnellbruck erreichbare Mittel wirken, selbst ohne den breiten weißen Rand, durch den er im modernen Buche zum Bilde, der Druck zum Rahmen desselben umgestaltet wird. Während z. B. in den Büchern von Jost Ammon, wie sie jetzt die Verlagshandlung von Hirth in München nachbildet, Text und Illustration sich in verständiger Abwägung zu einander befinden, sind unsere modernen Prachtwerke in Holzschnitt reine Bilderbücher, deren Text, kaum gelesen, als bei der mühevollen Drucklegung der Stöcke nur störend, am besten ganz wegfiele. Die Kunst des Abwägens ist auch in der vorliegenden Chronik noch nicht in alter Weise erreicht, der Holzschnitt noch nicht zu jener innigen Zugehörigkeit zum Text gebracht, wie durch die berühmten Drucker des 16. Jahrhunderts. Als besonders gelungen seien Theodor Groſe's Vignetten zum einleitenden Widmungsgedicht bezeichnet.

Das Werk zieren außer einem von J. Hübner entworfenen und von E. Hübner in Berlin gemalten Titelblatt, das neben Graff's formensprudelnden Zeichnungen keine gute Figur macht, zwölf weitere Aquarelle verschiedener Dresdner Künstler. Handelte es sich um Blätter einer Mappe, so würden ohne Zweifel J. Scholz' empfundenem Gemälde „Lazareth in der kronprinzl. Villa zu Strehlen" und P. Kießling's „Regierungsantritt König Albert's", in welchem bildartig groß und breit behandelt einzelne Figuren in mehr oder minder flotter Behandlung hervortreten, der Vorzug zu geben sein. A. Diethe und A. Ehrhardt hielten sich an allegorisirende Vorbilder des vorigen Jahrhunderts. Wilhelm Walther, der Schöpfer des Sgraffitofrieses der Augustusstraße, führt in einem Doppelblatt eine kleine Reproduction desselben vor und scheint mir in der glänzenden Farbengebung, der minutiösen Durchführung, überhaupt in der Anlehnung an die köstlichen Miniaturen des 15.—16. Jahrhunderts den richtigsten Weg für Buchillustration gefunden zu haben, die darauf berechnet ist, aus nächster Nähe gesehen zu werden und deshalb auch im letzten Detail Interesse bieten muß. Nahe stehen ihm die flott gearbeiteten Blätter von Wilhelm Heine; von Leonhard Gey stammen einige gefällige Blätter. Der Einband von Hübel und Denck in Leipzig, das Vorsatzpapier von Theodor Kretschmar in Dresden sind nach Entwürfen Graff's angefertigt und helfen die Gesammtwirkung des mit seltenem Aufwande an geistigen und pecuniären Mitteln ausgestatteten Werkes zur vollen Entfaltung zu bringen.

In dem Verzeichniß der literarischen, künstlerischen und technischen Mitarbeiter an demselben fehlt jedoch ein Name, der wol in erster Linie hier genannt werden müßte, wie stets da, wo die Stadt Dresden der Kunst ihre Huldigung darbringt, derjenige des Oberbürgermeisters Dr. Stübel, eines

Mannes, der wahrlich nicht zum kleinsten Theile an den Sorgen und den Resultaten der schönen Chronik Theil genommen hat. Cornelius Gurlitt.

Bücherbesprechungen.

△ König Johann, eine Lebensskizze für unsere Zeit. Vortrag, gehalten bei Anwesenheit Seiner Majestät des Königs Albert und Ihrer Königl. Hoheiten des Prinzen Georg, der Frau Prinzessin Georg und der Prinzessin Mathilde im Deutschen Invaliden-Vereine „König Albert" zu Dresden den 16. März 1881 vom Staatsanwalt Schwerdfeger. Dresden, Druck von C. Heinrich. — Ein in großen Zügen gezeichnetes, warm empfundenes, offenbar aus patriotischem Herzen geflossenes Lebensbild unsers unvergeßlichen Königs Johann, „des Denkers mit der antiken Seele, des begeisterten Dichters, des deutschen Mannes mit dem treuen Sachsenherzen" — wie ihn der Verfasser bezeichnet, dem man für die auf vielseitiges Verlangen erfolgte Drucklegung seines Vortrages um so dankbarer sein wird, als der Reinertrag des Schriftchens dem Fond für das Denkmal des Fürsten bestimmt ist, dessen Gedächtnis in der Geschichte und in den Sachsenherzen lebendig bleiben wird, der gelebt hat für alle Zeiten.

—r. Schwester Dora. Eine Biographie von Margret Lonsdale. Autorisirte und von der Verfasserin revidirte Ausgabe von Auguste Daniel. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1881. (Preis: eleg. geb. 3 ℳ. 40 ₰.) Dorothea Wyndlow Pattison ist im Jahre 1832 im Dorfe Hauxwell bei Richmond (Grafschaft York) geboren und am Weihnachtsabend 1878 zur ewigen Ruhe eingegangen, nachdem sie ihr Leben mit bewundernswerthem Eifer und begeisternder Ausdauer dem Dienst der leidenden Menschheit gewidmet hatte. Sie war eine wahrhaft große Krankenpflegerin von unverwüstlicher Frische, stets gleichem Kraftgefühl und selbstverleugnender Liebe, wie sie in der reichen Geschichte christlicher Barmherzigkeit und Liebesarbeit kaum zum zweiten Male vorkommen wird. In England werden geradezu übernatürliche Geschichten von ihr und ihrem Wirken erzählt. In dem vorliegenden Lebensbilde — das englische Original ist bereits in 13. Auflage erschienen — wird dasselbe treu und anschaulich geschildert, ohne daß der Versuch gemacht worden wäre, die Biographie durch Mittheilung dieser aus der gerechten Verehrung abergläubischer aber dankbarer Menschen entstandenen Geschichten aufregender und anziehender zu gestalten.

△ Cousine Mabella's Erfahrungen. Skizzen aus dem religiösen Leben in England von Miß E. J. Whately. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Emilie v. Bunsen. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. — Das Buch hat unseres Erachtens eine treffliche Aufgabe: in Skizzen modernen Alltagslebens sollen einige der Gefahren und Versuchungen hervorgehoben werden, welche denjenigen drohen, die sich dazu bekannt haben, von höheren Grundsätzen, als den rein weltlichen, geleitet zu sein. Es ist der Verfasserin nur beizustimmen, wenn dieselbe darauf hinweist, wie die Gefahr vorhanden sei, daß Ostentation und Parteigeist sich auf dem Felde der Missions- und anderer Liebesthätigkeit einschleichen, und klösterliche Anschauungen sich unter solchen wieder geltend machen, die sich schon der Freiheit des Evangeliums freuten, daß selbst die gesegnetste christliche Arbeit durch Eigenwillen oder Eitelkeit beeinträchtigt und das Heiligthum des Familienlebens durch falsche Strenge auf der einen, Mangel an Selbstbeherrschung und Wachsamkeit auf der andern Seite gestört werden könne. Die Verfasserin hat es verstanden, diese Auswüchse der „Frömmigkeit" in das rechte Licht zu stellen und heilsame Fingerzeige zu geben, wie junge Christen sich vor Fehlern und Unbeständigkeiten bewahren können, die dem Glaubensleben — wie sie sich ausdrückt — seine Anziehungskraft und Lieblichkeit rauben.

— Von den „Erinnerungen an Amalie von Lasaulx" (Gotha, Friedrich Andreas Perthes), welche, zuerst vor drei Jahren erschienen, in den Kreisen, welche an gediegener Literatur Geschmack finden, die wärmste Aufnahme fanden, ist unlängst bereits die dritte Auflage erschienen — der vollgiltigste Beweis für den glücklichen Gedanken der Veröffentlichung des Lebensbildes einer selten hochbegabten ausgezeichneten Frau, welche nicht allein durch die Eigenschaften ihrer Persönlichkeit und durch die von ihr als Oberin der Barmherzigen Schwestern im St. Joannishospital zu Bonn vollbrachten großartigen Liebeswerke, sondern auch durch ihre eigenthümlichen Lebensschicksale und die um ihrer Ueberzeugung willen über sie ergangenen schweren Prüfungen und Heimsuchungen ein solches Ehrendenkmal wol verdient hat. „Schwester Augustine" — wie die vor sechs Jahren Heimgegangene mit ihrem Klosternamen genannt wurde — hat auch zu bedeutenden nichtkatholischen Persönlichkeiten der Gegenwart, so zu dem früheren preußischen Cultusminister v. Bethmann-Hollweg, Prof. Cornelius, Geheimrath Dr. Busch, den Familien Mendelssohn und Perthes in nahen Beziehungen gestanden, und durch die Benutzung der in diesem Verkehr gewechselten Briefe ist die Zeichnung ihres Lebensbildes wesentlich gefördert worden. Nach dem Erscheinen der ersten Auflage ist dem Verf. von verschiedenen Seiten her neues Material zugeflossen, was eine wesentliche Vervollständigung des Buches ermöglicht hat. Einen ganz besonders werthvollen Beitrag zur älteren Familiengeschichte hat der bekannte Domprobst Dr. Holzer geliefert; außerdem ist der Verf. durch Berichte von Augenzeugen über das Wirken der Oberin in den Kriegen von 1864 und 1866 seine Arbeit zu vervollständigen, bez. zu berichtigen in den Stand gesetzt worden. Ein wohlgelungenes Porträtbild der „Schwester Augustine" mit ihrem autographirten Sinnspruch: „Und doch ist es etwas Schönes um die Wahrheit, selbst wenn sie uns schmerzlich verwundet" ist dem Titelblatt des auch äußerlich wohlausgestatteten Buches vorangeschickt.

— Erhard Weigel, weiland Professor der Mathematik und Astronomie zu Jena, der Lehrer von Leibniz und Pufendorf. Ein Lebensbild aus der Universitäts- und Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts, gleichzeitig ein Beitrag zur Geschichte der Erfindungen, sowie zur Geschichte der Pädagogik. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen gezeichnet von Lic. Dr. Edmund Spieß, d. Z. Schloßpfarrer in Cüstrin a. d. Oder, vordem Professor der Theologie an der Universität Jena. Leipzig, J. Klinkhardt, 1881. — Abgesehen von einigen nicht gerade streng zur Sache gehörenden subjectiven Betrachtungen wird dieses fleißig und sorgsam ausgeführte Lebensbild eines interessanten, unruhig bewegten und vielfach einflußreichen Originales als ein schätzenswerther Beitrag zur Literatur- und Sittengeschichte jener Epoche, welche der glänzenden Erscheinung eines Leibniz unmittelbar vorausging, angesehen werden müssen. Das Haus Weigel's mit seinen verschiedenen mechanischen Curiositäten wird noch jetzt als eines der sieben Wunderwerke Jenas bezeichnet. Weigel war ein erfinderischer, aber noch in mancherlei gährenden Unklarheiten befangener Kopf, dessen Geburtszeit in die Wirrsale des dreißigjährigen Krieges zurückreicht und der insofern an der Grenze der damals herrschenden abenteuerlichen Einbildungen und der reinen und strengen Wissenschaft der neueren Zeit stand. Die einzelnen Abschnitte des Buches haben namentlich den äußeren Lebensgang, die akademische Thätigkeit, die literarischen Arbeiten, die akademischen Reisen, die Thätigkeit Weigel's als Baumeister, Mathematiker und Erfinder, sowie seine Verdienste um Astronomie und um Pädagogik zum Gegenstand. Weigel ist zu seiner Zeit, wo die einzelnen Wissensgebiete noch nicht so specialisirt waren als jetzt, eine Zierde der Universität Jena und ein mit dem allgemeinsten Beifall gehörter Lehrer gewesen. C. H.

E. Briefe von Aug. Wilh. Iffland und Fr. L. Schröder an den Schauspieler Werdy, herausgegeben von Otto Devrient. Frankfurt, b. Rommel 1881.

Die vorliegende Sammlung von Briefen ist dem Vater des Herausgebers, dem trotz mannigfacher Schrullen verdienstlichen Historiographen der deutschen Schauspielkunst, Eduard Devrient, von der Wittwe des Empfängers, einer geborenen Porth, die in erster Ehe mit dem aus der Weimarischen Zeit rühmlich bekannten Schauspieler Vohs verheirathet war und unter diesem Namen häufig in den Briefen erwähnt wird, mitgetheilt worden und hat sich in dessen Nachlasse vorgefunden. Sie umfaßt 47 Briefe Schröder's, und wenigstens der Nummer nach 78, in Wirklichkeit jedoch, da ein Brief nachlässiger Weise zweimal (unter Nr. 17 und Nr. 22, S. 46 f. u. S. 53 f.) abgedruckt ist, 77 Briefe Iffland's, ingleichen einen, vermuthlich im Concepte vorhandenen Brief Friedr. Aug. Werdy's selbst. Die Briefe erstrecken sich über die Zeit von 1791 bis 1815.

Die Zeitschrift: „Gegenwart" spottete einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit über die Vampyren-Literatur, die die Gräber der Todten ausplündre, um Stoff für eine gewisse Art von Buchmacherei zu finden. Der Nachlaß Ed. Devrient's scheint gegenwärtig in ähnlicher Weise wie der Varnhagen von Ense's, des Fürsten Pückler u. A. m. ausgebeutet werden zu sollen. Die Zeitschrift: „Rundschau" brachte bereits wiederholt solche Ueberbleibsel, z. B. Briefe H. Marschner's und des Bildhauers Rietschel. Ich will nun zwar durchaus nicht leugnen, daß auf diesem Wege so manches Interessante zu Tage gefördert worden ist. Namentlich die Zeit unserer classischen Literatur hat reiche Schätze dieser Art geliefert. Die Briefwechsel Schiller's z. B. mit Goethe, mit Körner d. Aelt., mit W. v. Humboldt möchte ich um Alles nicht in unserer Literatur missen. Leider liegt es in der Natur der Sache, daß derartige Mittheilungen, je später sie erfolgen, nur um so uninteressanter werden. Ed. Devrient befand sich bei Abfassung des 3. Bandes seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst (1848) bereits im Besitze dieser Sammlung. Gleichwol hat er nur sehr Weniges — meines Bedünkens aber Alles, was ein allgemeineres Interesse darbot, daraus benutzt. In der That ist das Licht, welches selbige über das gleichzeitige Theater-Leben und Treiben verbreitet, kein besonders klares. Der Herausgeber hat daher dasselbe durch Einschaltungen und Anmerkungen zu erhellen versucht. Der hierbei versuchten durchgehenden Gegenüberstellung des Charakters und der Lebensanschauungen der beiden großen Künstler, von denen diese Briefe herrühren, wird auch Keiner, der mit den einschlagenden Verhältnissen bekannt ist, seinen Beifall versagen. Der Herausgeber müßte aber nicht der Sohn seines Vaters sein, wenn man nicht auch hier bisweilen auf eines oder das andere jener Vorurtheile stoßen sollte, welche den Werth des väterlichen Geschichtswerks so sehr beeinträchtigen. So stellt sich derselbe z. B. bei der Erwähnung des Verunglückens der letzten Schröder'schen Theaterunternehmung aus dem Jahre 1812 wieder ganz auf die Seite Schröder's, obgleich schon längst — namentlich auch in den Denkwürdigkeiten Fr. L. Schmidt's — zur Genüge nachgewiesen ist, daß die Hauptschuld auf der Kurzsichtigkeit des, um mit Goethe zu reden, „unglaublich abgelebten", übrigens in Allem, was außerhalb der unmittelbaren eigenen Ausübung seiner Kunst lag, von jeher recht einseitigen und kleinlichen Theaterleiters beruhte. Ein Theater, das im Hauptwerke auf ein von Schröder selbst angefertigtes Repertoire gegründet werden sollte, hätte wol zu seiner Zeit etwas Gedeihliches leisten können, in der Zeit nach der großen, von Weimar ausgegangenen Kunstreform war dasselbe ein offenbarer Anachronismus, ein todt und lebensunfähig zur Welt gebrachtes Kind. Die Verfasser der S. 91 f. wieder abgedruckten anonymen Schrift waren daher, wenn auch vielleicht nicht in der Form, doch jedenfalls in der Sache ganz im Rechte, wenn sie gegen eine solche Wirthschaft protestirten.

Neueres über die Verfasser jener Briefe, Umstände, welche die Biographien der beiden berühmtesten deutschen Schauspieler wesentlich zu bereichern geeignet wären, enthält übrigens das Buch nicht. Ueber den Empfänger desselben scheint dagegen der Herausgeber selbst nur Weniges gewußt zu haben. Für mich, der ich das vortreffliche Werdy'sche Künstlerpaar, wenn auch natürlich erst in der späteren Zeit ihres Wirkens, — (ihn jedoch z. B. noch als Shylock, Buttler, Oberst Kottwitz, Lorenzo in Romeo und Julie, Ritter Neuß in Otto v. Wittelsbach, Oberförster in den Jägern, als alten Feldern in Hermann und Dorothea, sie als Amme in Romeo, Oberförsterin, Frau Feldern, Frau v. Stürmer im Oheim) — oft zu bewundern Gelegenheit gehabt habe, würde ein bezügliches näheres Eingehen besonders interessant gewesen sein. Freilich würde dies den Herausgeber zu dem Aufgeben eines anderen Irrthums seines Vaters, der ebenfalls in den Anmerkungen seines Sohnes wiederkehrt, genöthigt haben. Wenn es wirklich zwei einander principiell entgegenstehende Schulen der deutschen Schauspielkunst — eine Schröder'sche, realistische, und eine Goethe'sche, idealistische — und nicht blos einen Mißbrauch der Kunst bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin gegeben hätte, wenn man nicht in Hamburg, wie in Weimar, als einziges und alleiniges Ziel aller Kunstbestrebungen die Verebelung der Natur, die Erreichung schöner Wahrheit anerkannt und angestrebt hätte, so müßte ein solcher Widerspruch vor Allem bei dem Werdy'schen Ehepaar zu Tage getreten sein. Denn, während er, den L. Tieck bei seinem 50jährigen Künstlerjubiläum — am 19. März 1839 — mit der Anrede:

Heil unserm Veteranen!
Er stammt von wacken Ahnen
Der Schröder, Brockmann, Fleck . . . .

begrüßte, nicht weniger als 8 Jugendjahre (von 1790 bis 1798) in Schröder's Schule erzogen und herangebildet worden war, und wie wir auch aus diesen Briefen sehen, trotz eines 1798 eingetretenen Zerwürfnisses, mit seinem Meister immer in freundschaftlicher und künstlerischer Verbindung blieb, war sie, die erste Maria Stuart an der Weimarischen Bühne, die Tieck bei derselben Gelegenheit als diejenige feierte:

Die Schiller's Freundschaft ehrte,
Die Goethe selbst belehrte,

in der That und in Wahrheit ganz ein Zögling der Weimarischen Meister. Gleichwol war von einem solchen principiellen Widerspruch in den Leistungen beider Künstler natürlich keine Spur wahrzunehmen, ja ich bezweifle, daß auf der deutschen Bühne je eine größere Uebereinstimmung zweier Künstler, ein vollständigeres Eingehen des Einen auf einen Anderen gesehen worden ist, als es in dem Zusammenspiele Beider zu Tage trat. Beide waren eben wahre Künstler und wußten daher sehr wohl, wie die Darstellung eines Iffland'schen oder Kotzebue'schen Familienstücks von der Darstellung eines poetischen Werkes, eines Shakespeare'schen oder Schiller'schen Gedichtes, zu unterscheiden sei, daß aber ohne ein gewisses Idealisiren alles Theaterspiel das nüchternste und langweiligste Ding von der Welt sein würde. Beiläufig will ich überdies nicht unbemerkt lassen, daß der Festspruch, aus dem im Vorstehenden einige Stellen mitgetheilt wurden und der in dem Tagebuche des Kgl. Sächs. Hoftheaters zu Dresden von 1847 vollständig abgedruckt ist, zur Genüge beweist, welch' arge Geschichtsfälschung es ist, wenn man einen Kunst-Kritiker wie Tieck, weil er gewisse Ausartungen einer Declamationsmanier, für die, wie Goethe's Regeln für Schauspieler beweisen, Niemand weniger verantwortlich gemacht werden kann, als dieser große Weimarische Theaterleiter, mit dem Hinweis auf Natur und Wahrheit bekämpfte, zum Anhänger einer prosaisch-nüchternen, realistischen Schule der Schauspielkunst hat machen wollen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 60. Donnerstag, den 28. Juli. 1881.

Inhalt: Die Markgrafen zu Meißen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Großen, von Albert Fraustadt. — Bücherbesprechung (Moderne Grammatiken).

Die Markgrafen zu Meißen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Großen.*)

Das vorliegende Werk stellt auf Grund urkundlicher Forschungen unter Berücksichtigung und strenger Prüfung älterer Vorarbeiten die Geschichte des Hauses Wettin dar, welches am Ende des 11. Jahrhunderts in den erblichen Besitz der Markgrafschaft Meißen trat, mit der zum Theil die übrigen thüringischen Marken verbunden waren. Die frühere Geschichte dieser Marklande und der Fürstengeschlechter, welchen der Schutz derselben anvertraut war, wird zunächst eingehend von dem Verfasser behandelt, welchem es gelungen ist, falsche Ansichten früherer Schriftsteller zu berichtigen und auf Grund neu erschlossener Quellen dunkle Verhältnisse der Vorzeit aufzuklären. In Anbetracht der hervorragenden Bedeutung dieser Schrift für weitere Forschungen über unsere ältere Landesgeschichte scheint es angemessen, an dieser Stelle auf die vielfach neuen Ergebnisse des Verfassers hinzugehen.

Nach dem Verfalle des thüringischen Königreiches, welches um das Jahr 531 von den verbündeten Franken und Sachsen erobert wurde, drangen die slavischen Stämme, welche schon früher die durch die Auswanderung der Deutschen entleerten Gebiete eingenommen hatten, bis an die Saale vor, welche zur Zeit Karl's des Großen die östliche deutsche Landesgrenze bildete. Hier hatte dieser Kaiser eine sorbische Mark gegründet, von wo aus die Slaven von ihm und seinen Nachfolgern bekämpft wurden. Wenn keine sichere Nachricht vorhanden ist, wie weit sich die deutsche Herrschaft auf slavischem Boden damals ausgebreitet hat, so steht doch unzweifelhaft fest, daß der König Heinrich I. 929 die Daleminzier unterjochte und hier die Veste Meißen gründete, von wo aus die deutsche Herrschaft und das Christenthum in das Slavenland verbreitet werden sollte. Nach dem Tode des Markgrafen Gero zerfiel das von Karl dem Großen gebildete thüringische Markgebiet in mehrere Theile, wir erfahren aber nicht, wer damals in der Landschaft zwischen der Saale und Elbe gewaltet hat. Erst 968, als Otto I. in den thüringischen Marken die 3 Bisthümer Merseburg, Zeitz und Meißen gründete, erfahren wir die Namen der drei dort eingesetzten Markgrafen, Wigger in Zeitz, Günther in Merseburg und Wigbert in Meißen. Nach Günther's Tode soll der Markgraf Thietmar die Marken Meißen und Merseburg verwaltet, auch nach Wigger's Tode die Mark Zeitz übernommen haben. Rigbag aus dem Hause Wettin stand hierauf seit 982 den drei Marken vor und nahm hervorragenden Antheil an der Bekämpfung der Nordslaven. Als im Jahre 983 der Kaiser Otto II. verstorben war und der Herzog Heinrich von Bayern, welcher sich mit dem Herzoge Boleslav von Böhmen und andern Gegnern des Königshauses verbunden hatte, um die Vormundschaft des dreijährigen Königs Otto III. und zugleich die Regentschaft an sich zu reißen, so stellten ihm die reichstreuen Fürsten Sachsens, Thüringens und der Marklande kräftigen Widerstand entgegen. Sie drängten die Feinde bei Cythra zurück, vermochten aber nicht zu verhindern, daß die abziehenden Böhmen in Abwesenheit des Markgrafen Rigdag die Veste Meißen durch Verrath einnahmen, mit einer Besatzung versahen und den dortigen Bischof Volkold vertrieben. Bald darauf, 985, starb der ehrenwerthe Markgraf Rigdag, und da dessen einziger Sohn Karl wol nicht befähigt war, in jener stürmischen Zeit die Verwaltung der so wichtigen Mark Meißen zu übernehmen, so wurde dieselbe von der Kaiserin Theophano an Ekkehard I., Günther's Sohn, verliehen, welcher sich in den calabrischen Kämpfen, wo sein Vater gefallen war, treu bewährt hatte und durch seine Thatkraft sortan hohes Ansehen im Reiche gewann. Rigdag's Sohn erbte die Grafschaft seines Vaters im Schwabengau und starb im Jahre 1014, wie es scheint ohne Nachkommen hinterlassen zu haben; Ekkehard I. aber rechtfertigte vollständig das Vertrauen, welches die Kaiserin ihm geschenkt hatte. Unter ihm wurde Meißen wieder genommen und nicht nur die Ostgrenze des Reichs gefestigt, sondern auch später die deutsche Herrschaft über die Milzener in der heutigen Oberlausitz hergestellt. Ebenso nahm er an mehreren Feldzügen gegen die Nordslaven Theil, aber sein Hauptverdienst war es, daß er durch Güte und Gewalt die Nachbarfürsten gewann, so daß Boleslav von Böhmen ein Vasall des Reichs und Boleslav der jüngere von Polen des Markgrafen vertrauter Freund wurde. Der oberste Kriegsherr hielt seinen getreuen Markgrafen lieb und werth, er verlieh ihm Lehen in entfernten Gauen, auch außerdem das Münzrecht und erbliches Eigenthum in Thüringen, sowie die Burgen Strehla und Rochlitz. So erschien der gewaltige Ekkehard bald in den Augen des Volkes als Herzog der thüringischen Marklande. Als er aber, durch diese großartigen Erfolge ermuthigt, nach dem Tode des jungen Kaisers Otto III. die Königskrone zu erlangen strebte, wurde er im Jahre 1002 von seinen Feinden meuchlerisch ermordet.

Erst nach dem Tode des thatkräftigen Ekkehard erkannten die Deutschen, welche mächtige Stütze des Reichs derselbe gewesen war. Die Slavenstämme, welche er streng im Zaume gehalten hatte, überschritten nun wieder um so kühner die Grenzen, als sie erkannt hatten, daß sich bei dem Thronwechsel die alten Wirren im Deutschen Reiche erneuerten. Der Herzog Boleslaus von Polen besetzte die Niederlausitz, nahm Bautzen durch Vertrag und gewann sogar Meißen durch Verrath, worauf er die ganze Landschaft bis an die Elster in seine Hand bekam. Von hier aus wollte er ein mächtiges Slavenreich aufrichten und bedrohte den Herzog Boleslaus von Böhmen, welcher sich an den deutschen König Heinrich II. anschloß, um seine Herrschaft sicher zu stellen. Hierauf begab sich der Polenherzog zum Könige nach Merseburg, um den Besitz von Meißen durch eine hohe Geldsumme zu erwerben, erlangte aber nur mit Mühe, daß er mit den eroberten Landschaften der Lausitzer und Milzener belehnt wurde und

*) Die Markgrafen zu Meißen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Großen. Von Otto Posse. Leipzig, Giesecke und Devrient, 1881.

daß sein Stiefbruder Gunzelin, der zugleich ein Stiefbruder Ekkehard's I. war, die Markgrafschaft Meißen überkam. So gingen in kurzer Zeit die großen Errungenschaften, welche das Reich dem tapfern Ekkehard zu verdanken hatte, verloren; doch gelang es dem Könige, 1004 die Polen aus Böhmen zu vertreiben und den Herzog Jaromir dort einzusetzen. Wenn er aber später noch andere Vortheile über seinen unruhigen Feind erlangte, so gingen diese doch bald wieder verloren, weil einzelne deutsche Fürsten sich lau in den endlosen Kämpfen mit den Polen verhielten und andere sogar mit dem Herzoge Boleslaus in geheimer Verbindung zu stehen schienen. Der zweideutigste von ihnen war der Markgraf Gunzelin, welcher seine eignen Neffen, Hermann und Ekkehard II., die Söhne Ekkehard's I., beseh bete und den Polenherzog begünstigte. Deshalb ließ ihn der König verhaften und übergab im Jahre 1009 dem Grafen Friedrich von Eilsenburg, einem Gliede des Hauses Wettin, vorläufig die Verwaltung der Mark Meißen, bis sie in der Erntezeit desselben Jahres an Hermann, den Sohn Ekkehard's I., welcher schon früher eine Zeit lang der Mark der Milzener vorgestanden hatte, dauernd übertragen wurde. Er hatte zwar zu seiner ersten Gemahlin Regelindis, die Tochter des Herzogs Boleslaus, war aber seinem Schwiegervater nicht zugethan, um so weniger, als dieser am Tage vor Hermann's Einzuge in Meißen diese Veste vergeblich zu erobern versucht hatte. Hermann, welcher auch die Grafschaft Chutizi besaß, hielt strenge Wacht an der Grenze, auch gelang es ihm im Jahre 1015 seine Veste Meißen gegen die Uebermacht der Polen zu schützen, welche bereits in die Unterlaht eingedrungen waren und dieselbe in Brand gesteckt hatten. Der Kaiser Heinrich II. hat noch mehrere vergebliche Züge gegen die Polen unternommen und Verträge abgeschlossen, welche bald wieder gebrochen wurden, auch brachen unter den Reichsfürsten mancherlei Fehden aus, an denen bisweilen die Brüder Hermann und Ekkehard II. sich betheiligten. Mit dem Tode des Bischofs Thietmar von Merseburg im Jahre 1018 versiegt die wichtigste Quelle für die Geschichte jener Zeit, welche er mit treuer Gewissenhaftigkeit in seinen Jahrbüchern geschildert hat. Bald darauf, im Jahre 1024, starb mit Kaiser Heinrich II. der sächsische Königsstamm aus und erst nach langen Wirren wurde der Herzog Konrad von Franken zum deutschen Könige erwählt und 1027 zum Kaiser in Rom gekrönt, bei welcher Feierlichkeit die Brüder Hermann und Ekkehard II. zugegen waren. Wahrscheinlich haben die Letzteren bei dem Papste damals die Verlegung des Bischofssitzes von Zeitz in ihre Stadt Naumburg erlangt, wozu der Papst Johann XX. 1028 die Genehmigung ertheilte. Konrad II. hatte auch wenig Glück gegen die Polen, er konnte Bautzen nicht erobern und im Jahre 1030 fiel Misico, Boleslaus' Sohn, in das Land zwischen der Elbe und Saale ein, welcher große Verwüstungen hier anrichtete, wo er keinen Widerstand fand, als bei dem wackern Grafen Dietrich von Wettin, welchem es gelang, die Feinde zu vertreiben. Der Markgraf Hermann erhielt vom Kaiser viele Gunstbeweise, starb aber wahrscheinlich im Jahre 1032, wo sein Bruder Ekkehard II. mit der Mark Meißen belieben wurde. Misico, welcher von seinem Bruder Otto aus Polen vertrieben worden war, kehrte nach der Ermordung des Letzteren in sein Herzogthum zurück, mußte aber zu Merseburg die Oberlausitz an den Markgrafen Ekkehard von Meißen und die Niederlausitz an den Markgrafen Odo, den Enkel Thietmar's, abtreten, von welchem sie dessen Verwandter, Dietrich aus dem Hause Wettin, erbte. Dieser aber wurde von den Mannen seines Schwagers, des Markgrafen Ekkehard II. von Meißen, den 19. November 1034, wahrscheinlich auf Befehl ihres Gebieters, ermordet, weil dieser als näherer Verwandter von Odo ein Vorrecht an das Erbe desselben zu haben vermeinte. Erst nach Ekkehard's Tode im Jahre 1046 ging die Niederlausitz an Dietrich's Sohn Dedi über. In der Mark Meißen war damals unter den Sorben das Christenthum mit Erfolg ausgebreitet worden, aber in den slavischen Gebieten auf dem rechten Elbufer schien das kirchliche Leben fast erstorben zu sein.

Unter dem Könige Heinrich III. nahm der Herzog Bretislav von Böhmen eine drohende Stellung ein, indem er das durch innere Wirren zerrüttete Polen verwüstete und ein mächtiges Slavenreich zu stiften drohte. Als er sich zum Scheine unterworfen hatte, brach er den abgeschlossenen Vertrag und es gehörten mehrere Feldzüge dazu, ehe seine Macht gebrochen werden konnte. Der tapfere Ekkehard II. bewährte sich hierbei als der treueste Feldherr seines Königs, vermittelte aber auch durch seine Fürsprache günstige Friedensbedingungen für den Herzog, welcher sortan sich als eifriger Bundesgenosse Heinrich's III. in den späteren Kriegen gegen Ungarn bewährte. Der Markgraf Ekkehard II. starb plötzlich ohne Erben den 24. Februar 1046. Er war reich begütert, hatte die Naumburger Kirche glänzend ausgestattet und den König zu seinem Allodialerben eingesetzt. Die Nachkommen seiner Schwester Mathilde, der Gattin des Markgrafen Dietrich aus dem Hause Wettin, welchen Ekkehard II. 1034 hatte ermorden lassen, sollen von der Erbschaft ausgeschlossen worden sein, doch finden wir später einzelne Gebiete der Ekkehardiner im Besitze des Hauses Wettin.

Nach Ekkehard's II. Tode gelangte die Mark Meißen mit den beiden thüringischen Marken an das Haus Weimar-Orlamünde, welches in Thüringen reich begütert war. Als erster Markgraf aus diesem Geschlechte erscheint Wilhelm IV. Auch er war ein treuer Anhänger des Königshauses, welches durch den frühen Tod des Kaisers Heinrich III. im Jahre 1056 tief erschüttert wurde, weil die alte Feindschaft zwischen den Reichsfürsten, welche der frühere Herrscher kräftig niedergehalten hatte, wieder erwachte und der Kaiserin Agnes, der Vormünderin ihres sechsjährigen Sohnes, schwere Sorgen bereitete. Die Theilnahme des Markgrafen an diesen innern Zerwürfnissen tritt wenig hervor. Als aber 1059 der mit dem deutschen Königshause innig befreundete König Andreas von Ungarn von seinem Bruder, dem Herzog Bela, vertrieben worden war, wurde ein Reichsheer unter dem Oberbefehle des Markgrafen Wilhelm abgesandt, um den König Andreas wieder in seine Herrschaft einzusetzen. Tapfer kämpfend fiel er hier in die Hände der Ungarn, aber selbst die Feinde bewunderten seinen Heldenmuth und Geist, der Sohn Bela's, bewog seinen Vater, den Markgrafen Wilhelm freizulassen und mit seiner Tochter Sophie zu verloben. Der Markgraf beschloß, seine Braut im Frühjahre 1062 heimzuführen, auf dem Wege nach Ungarn aber erkrankte er schon am zweiten Tage und fand hier seinen Tod. Seine Braut reichte später dem Vetter Wilhelm's, dem Markgrafen Ubalrich von Istrien und Krain, ihre Hand.

Da Wilhelm keine Nachkommen hatte, fiel die Mark Meißen an seinen Bruder Otto, welcher schon 1067 verstarb, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Hervorragende Ereignisse, welche die Mark Meißen betreffen, sind unter seiner Verwaltung nicht vorgekommen. Seine thüringischen Unterthanen wurden gegen ihn erbittert, weil er dem Erzbischof von Mainz den lästigen Zehnten von seinen Besitzungen verwilligte, während seine Vorfahren in Uebereinstimmung mit dem Volke dieser lästigen Abgabe widersprochen hatten. Mit Otto's Tode war abermals die Markgrafschaft Meißen erledigt und wenn man damals wol erwartet hatte, daß wieder ein thüringisches Geschlecht wie bisher zum Schutze der östlichen Reichsgrenze berufen werden sollte, so waren doch unter der vormundschaftlichen Regierung über den König Heinrich IV. andere Grundsätze als früher befolgt worden, welche der vormaligen Reichsordnung entgegenstanden und vielfache Streitigkeiten hervorriefen. Ekbert I. aus dem Stamme der Brunonen war mit dem jungen Könige nahe verwandt und hatte den Grafen Otto, welcher dem Könige feindlich gesinnt war, bekämpft und dem Könige, welcher, um sich dem Einflusse des Erzbischofs Anno von Köln zu entziehen, in den Rhein gesprungen war, das Leben gerettet, deshalb wurde ihm 1067

die Mark Meißen übertragen. Damals trat eine Veränderung in der Verwaltung der Mark Meißen ein. Das Zeitzer Gebiet wurde davon getrennt und dem Markgrafen Udo von Stade übertragen. An das Haus desselben gelangte auch später die Mark Merseburg. Ekbert aber starb schon am 2. Januar 1068. Sein gleichnamiger Sohn stand erst im 7. Lebensjahre, aber von einer ihm bestellten Vormundschaft haben wir keine Kunde. Später, im Jahre 1073, als sich die sämmtlichen sächsischen Fürsten gegen Heinrich IV. erhoben, verband sich auch dieser Knabe, welcher noch nicht die Waffen führen konnte, mit ihnen. Der König wurde auf der Harzburg eingeschlossen, aber nachdem er sich durch die Flucht nach Hersfeld gerettet hatte und seine Bundesgenossen fand, mußte er den 2. Februar 1074 in dem Vertrage von Gerstungen die Forderungen der Sachsen anerkennen. Seit dieser Zeit verhielten sich die thüringischen Markländer ruhig und der Markgraf Dedi von der Lausitz (aus dem Hause Wettin) stand treu zum Kaiser und erwarb sich dessen Gunst, obgleich er früher, verleitet durch seine ränkevolle zweite Gemahlin Adela, geborne Gräfin von Brabant, die Wittwe des Markgrafen Otto von Meißen aus dem Hause Weimar, im Bunde mit Adalbert dem Grafen von Ballenstädt sich gegen den König empört hatte. Da er im Kampfe unterlegen war, ließ ihn der König verhaften und verlieh die Mark Lausitz an dessen gleichnamigen Sohn aus der ersten Ehe, der aber bald darauf, 1069, wie man vermuthet auf Anstiften der Adela, heimlich ermordet wurde. Nach seinem Tode wurde die Lausitzer Mark wieder an den älteren Dedi verliehen. Da aber der König mit dem böhmischen Herzoge Wratislav ein geheimes Bündniß geschlossen und ihm die Mark Meißen versprochen und auch mit dessen Hilfe 1074 die Sachsen bei Hohenburg auf das Haupt geschlagen hatte, sodann in Meißen verwüstend eingedrungen war, die Hauptstadt der Mark besetzt und den Bischof Benno gefangen abgeführt hatte, so sammelte sich in seinem Rücken ein starkes sächsisches Heer, welches ihn bestimmte, sich nach Böhmen zurückzuziehen. Im folgenden Jahre starb nach langer Krankheit der alte Markgraf Dedi, welcher sicher bei seiner dem Könige zuletzt bewiesenen treuen Anhänglichkeit und nach der bestehenden Reichsordnung hatte erwarten dürfen, daß Heinrich, sein Sohn zweiter Ehe, mit der Mark Lausitz würde belehnt werden. Diese Hoffnung aber ging nicht Erfüllung. Der König übergab die Mark Lausitz an Wratislav und der fünfzehnjährige Markgraf Ekbert II., welcher keinen Theil am Aufstande genommen hatte, wurde gezwungen, seine Privatbesitzungen in der Mark Meißen an Udalrich von Godesheim abzutreten. Hierdurch und durch die Gefangenhaltung der vornehmsten Fürsten und Bischöfe fühlte sich das sächsische Volk tief verletzt und als darauf den 22. Februar 1076 der König von Rom aus mit dem Banne belegt wurde, der ihn seiner Würden entsetzte und die Unterthanen ihres Eides entband, so nahm der Haß gegen den König im ganzen Reiche überhand. Nun hatten sich früher zwei Wettiner, Thiedrich und Wilhelm, die Söhne des Grafen Gero von Kamburg, eines Bruders des 1075 verstorbenen Markgrafen Dedi, auf das rechte Elbufer geflüchtet, um bessere Zeiten abzuwarten. Als sie hierauf von Mitteln enthlößt von der Unzufriedenheit der Sachsen Kenntniß erlangten, so begaben sie sich auf das linke Elbufer, wo sich anfänglich nicht blos Raubgesindel um sie sammelte, sondern bald auch große Schaaren bewährter Kriegsleute sich anschlossen, so daß ihnen eine Macht erwuchs, mit welcher sich Großes ausrichten ließ. Hierdurch fühlte der König sich bewogen, die sächsischen Fürsten und Bischöfe in Freiheit zu setzen und er verpflichtete sie, ihm Beistand gegen die Empörer zu leisten. Er selbst rückte mit dem Herzog Wratislav in die Mark Meißen ein, welche er verwüstete. Statt des erwarteten sächsischen Zuzugs trat ihm eine Schaar von 7000 leichten Reitern unter der Führung der Grafen Thiedrich und Wilhelm entgegen, welche gedachten, den König gefangen zu nehmen oder zu tödten, aber durch die angeschwollene Mulde verhindert waren, ihn anzugreifen. Heinrich IV. zog sich, weil er der feindlichen Uebermacht nicht gewachsen war, nach Böhmen zurück, nachdem er vorher dem Wratislav die Mark Meißen geliehen hatte. Der Markgraf Ekbert schloß sich dem Heere der Aufrührer an und eroberte Meißen mit der ganzen Landschaft.

Der König war durch seine schonungslose Behandlung der Reichsfürsten und namentlich des jungen ihm nahe verwandten Ekbert immer tiefer in der Achtung aller Stände gesunken und als er, um sich vom Banne zu lösen, nach Canossa zum Papste Gregor VII. gezogen war, wurde er den 15. März 1077 auf dem Fürstentage zu Forchheim, an welchem auch Ekbert theilnahm, abgesetzt und der Herzog Rudolph von Schwaben zum Könige erwählt. Nach der Heimkehr Heinrich's IV. fand er Zuzug von seinen Freunden in Süddeutschland, entsetzte auf dem Reichstage zu Ulm die ihm feindlichen Reichsfürsten und sprach auch dem ehemaligen Markgrafen Ekbert sein ganzes Eigenthum ab. In der unentschiedenen Schlacht bei Melrichstadt wurde der Graf Thiedrich von Kamburg gefangen, jedoch von den Sachsen wieder befreit. Bald war man vom endlosen Kampfe ermattet, der König Heinrich gewann durch geheime Versprechungen einzelne sächsische Fürsten und selbst Ekbert, welcher sich mit Adela's Tochter, Oda, vermählt hatte, trat, um Meißen wieder zu gewinnen, zu Heinrich's Partei über, blieb derselben aber niemals treu. Auch Bispracht von Groitzsch und Thiedrich von Kamburg sagten sich vom Gegenkönige los, der Letztere deshalb, weil Rudolph dem Bruder desselben, Günther, das Erzbisthum Magdeburg versagt und ihn nur das Bisthum Naumburg verliehen hatte. Trotz dieser neuen Bundesgenossen gerieth Heinrich IV. durch die Niederlage bei Hohenmölsen, den 15. Oktober 1080, in welcher der Gegenkönig fiel, in eine bedenkliche Lage, die ihn nöthigte, seine unzuverlässigen Bundesgenossen inniger an sich zu fesseln. Den 18. März 1081 gab er Ekbert und dessen Schwager Heinrich ihre Marken Meißen und Lausitz zurück und entschädigte den Herzog Wratislav durch die Mark Oesterreich, welche dem Markgrafen Luitpold abgesprochen war. Diese Gunstbeweise würdigte Ekbert nicht. Er war vorzeitig selbständig geworden, ohne feste Grundsätze erlangt zu haben und unter dem Einflusse seiner 1083 verstorbenen ränkevollen Schwiegermutter Adela war sein treuloses Herz nicht umgewandelt worden. Er hatte dem Könige eidlich gelobt, in Sachsen und Thüringen die Ruhe zu erhalten, wurde aber ein heimlicher Anhänger des neuen Gegenkönigs Hermann von Luxemburg und suchte unter Beistand der dem Könige feindlichen Bischöfe in den ihm anvertrauten Gebieten Unruhe anzustiften. Als Heinrich, welchen der Papst Clemens III. in Rom gekrönt hatte, 1085 heimkehrte, sehnten sich die Sachsen nach Frieden und fielen dem Kaiser zu, der sie bei ihren alten Rechten zu erhalten versprach. Im Gegensatze hierzu standen fünfzehn feindselige Bischöfe, welche auf der Synode zu Quedlinburg unter Beistand des Legaten Gregor's VII. und in Anwesenheit Ekbert's und der Söhne Otto's von Nordheim den Bann über den Kaiser aussprachen. Die Folge dieses unberechtigten Schrittes war, daß später dreiundzwanzig andere Bischöfe auf dem Concile zu Mainz jene fünfzehn absetzten. Als aber hierauf der Kaiser im Juli 1085 mit einem Heere in Sachsen einrückte, floh ein Theil seiner Gegner zu den Dänen, aber die Thüringer ergaben sich unter der Bedingung der Verzeihung und der Wiedereinsetzung der geächteten Anführer in ihren früheren Besitz. Unter ihnen befand sich Ekbert, der Haupträdelsführer, welcher friedliche Worte erheuchelte, aber als der leichtgläubige Kaiser sein Heer entließ, einen neuen Aufstand erregte. Hierauf berief der Kaiser einen Fürstentag nach Wechmar in Thüringen, auf welchem Ekbert wegen wiederholten Treubruchs seines Eigenthums für verlustig erklärt und mit der Reichsacht belegt wurde. Einen sichern Bundes-

genossen konnte der Kaiser nicht finden, der treueste derselben war bisher der Herzog Wratislav von Böhmen gewesen, welchem deshalb der Kaiser die Königswürde im April 1086 verliehen hatte. Da derselbe aber später die Wiedereinsetzung des Bischofs Benno in Meißen, eines der Hauptgegner Heinrich's, begünstigte, so sank er in der Gunst seines Oberherrn, welcher nochmals im Jahre 1087 zu Hersfeld den treulosen Ekbert zu Gnaden annahm und in den Besitz der Mark und seiner alten Güter einsetzte, damit durch ihn Sachsen und Thüringen unterworfen würde. Der treulose Ekbert verdient nicht, daß wir seine fortdauernden Eidbrüche ferner erwähnen. Im Jahre 1088 verhaftete der Kaiser über ihn die Reichsacht, welche 1089 erneuert wurde.

Erst jetzt nach so vielen traurigen Erfahrungen erkannte der Kaiser, daß das Wohl und der Friede des Reiches nur durch den Beistand edler und getreuer Fürsten hergestellt werden konnte. Demgemäß verlieh er an den ihm treu ergebenen Markgraf Heinrich von Eilenburg, dem bereits früher die ihm entzogene Mark Lausitz wieder zugestellt worden war, die Mark Meißen im Jahre 1089, welche von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag im erblichen Besitze des Hauses Wettin geblieben ist. Der König Wratislav von Böhmen hatte von da an keinen wesentlichen Einfluß auf die deutschen Verhältnisse. Wenn er auch früher versucht hatte, durch Anlegung der Burg Gnozdeck festen Fuß in der Mark zu fassen, so wurde er doch durch Ekbert II. immer wieder daraus verdrängt. Die Niederlausitz blieb auch im Besitze des Markgrafen Heinrich und der böhmische König behielt blos den Gau Nisani, ein Stück Landes rechts der Elbe, im Osten an die Oberlausitz grenzend, welches er dem Grafen Wipprecht von Groitzsch, seinem Schwiegersohne, überließ, der dasselbe seiner Gattin Judith als Leibgedinge aussetzte, das nach deren Tode 1139 an die böhmische Krone zurückfiel. Der treulose Ekbert II. fand am Ende seiner Laufbahn den wohlverdienten Lohn. Im Begriff, sich gegen seine Feinde in Braunschweig zu wenden, wurde er 1089 von Anhängern des Kaisers im Harzgebeite erschlagen, nachdem er vom Markgrafen Heinrich vorher eine empfindliche Niederlage erlitten hatte.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

* Moderne Grammatiken. Von den im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinenden modernen Grammatiken ist uns außer dem bereits erwähnten Lehr- und Lesebuche der italienischen Sprache neuerdings das ausführliche Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache, bearbeitet von F. Booch-Arrosby und Emile Labaste — in den früheren beiden Auflagen unter dem Titel: Theoretisch-praktischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach Robertson's Methode erschienen — zugegangen. Die Einrichtung desselben ist ganz die des italienischen Lehr- und Lesebuches, auch ihm ist für gebildete Selbststudirende in einem Supplemente ein Schlüssel bez. eine Lösung der Aufgaben beigegeben. Zum Zwecke der möglichst treuen Darstellung der richtigen Aussprache des Französischen ist nach dem Vorgange des phonetischen Systems von Adrien Feline das deutsche Alphabet mit Hinzunahme leicht faßlicher Zeichen gewählt. Ferner ist von demselben Verlage eine Neugriechische Grammatik nebst Sprachproben für die Fortbildung und Umgestaltung des Griechischen von Homer bis auf die Gegenwart. Rechtmäßige deutsche Bearbeitung des Handbook to Modern Greek by Edg. Vincent and T. G. Dickson von Professor Dr. Daniel Sanders veröffentlicht worden. Das vortreffliche, mit großem praktischen Geschicke ausgearbeitete Buch ist aus dem Gedanken hervorgegangen, daß unsere Gymnasiasten auf die mit verhältnißmäßig geringer Mühe zu erwerbende Kenntniß des heutigen Griechisch hingewiesen und zu dessen Erlernung angeleitet werden sollen, damit durch den innigen Zusammenhang der alten Sprache mit der lebenden auch die Theilnahme für jene lebendiger erhalten bleibe. Der 1. Theil des Buches enthält die Sprachlehre, der 2. Gespräche und Briefe, gegenüberstehend in den beiden Sprachen Deutsch und Griechisch, im 3. Theile werden Proben für die Veränderungen der griechischen Sprache in der Zeit von 850 vor bis 1824 nach Christi Geburt gegeben, zum Theile in Gegenüberstellung von Stücken aus Homer, Herodot, Xenophon und Plutarch mit neugriechischen Uebersetzungen, der 4. Theil enthält Sprachproben aus der neuesten Zeit, der 5. Theil endlich bietet den nöthigsten Wortschatz alphabetisch geordnet. — Als eine moderne Grammatik im eminentesten Sinne des Wortes kann weiter bezeichnet werden Die Leipziger Mundart. Grammatik und Wörterbuch der Leipziger Volkssprache. Zugleich ein Beitrag zur Schilderung der Volkssprache im Allgemeinen. Von Dr. Karl Albrecht, Realschul-Oberlehrer zu Leipzig. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1881. Der Verfasser hat hierin das Ergebniß seiner zwanzigjährigen Sammlungen veröffentlicht; in Flur und Wald — sagt er —, in Kirche und Schule, im Theater und auf dem Exercirplatze, auf dem Markte und in der Werkstätte, im Festsaale und im Schooße der Familien, überall habe er reiche Ausbeute und freiwillige Mitarbeiter an seinem Sammelwerke gefunden, die meisten aber in Volks-, Arbeiter- und Vereinsversammlungen, deren er während einer 25jährigen Thätigkeit als Berichterstatter oder als Stenograph an die 4000 besucht habe. Allerdings gehört nur der kleinere Theil der von Dr. Albrecht mitgetheilten Wörter und Redewendungen ausschließlich dem Leipziger Dialekt an, der größere Theil ist vielmehr, wie wir als Nicht-Leipziger bestimmt versichern und jeden Augenblick nachweisen können, weit über die Leipziger Stadtflur hinaus gebräuchlich; allein der Verfasser hat dies nicht ohne Absicht gethan; bei der Schwierigkeit, zu sagen, ob eine Redewendung dem oder jenem Landstriche ausschließlich zuſtehe, hat er sich entschlossen, in seine Sammlung Alles aufzunehmen, was nicht schriftdeutsch, aber in der Leipziger Mundart gebräuchlich ist, gleichviel ob es in dem oder jenem Dialekt deutscher Zunge ebenfalls bekannt ist, — und auch eine solche Sammlung ist dankenswerth, in hohem Grade interessant und zu weiteren Sprachforschungen und Vergleichungen anregend, wenn auch unter den angegebenen Umständen der Titel „Die Leipziger Mundart" cum grano salis genommen werden muß. Ueber diese oder jene Ansicht des Verfassers wird sich natürlich mit demselben rechten lassen: so scheinen uns beispielsweise die Grenzen des Gebietes, welches derselbe der Leipziger Mundart anweist, etwas willkürlich bestimmt zu sein. Schier verwundert werden die Bewohner der Burzener Gegend sein, wenn sie aus dem Buche ersehen, daß in ihrer Gegend der Gebrauch der Verkleinerungsendung „chen" aufhört und 't dafür eintritt. Auch in Wahren wird man nicht ohne Weiteres zugeben, daß daselbst bereits der preußische Dialekt, insbesondere die Aussprache „leben, Zift" beginne. — Zu welchen überraschenden Resultaten übrigens die Herren Sprachforscher mitunter gelangen, dafür giebt die Vorrede des Prof. Hildebrand ein Beispiel. Der Ruf „Cöcé", dessen die Kinder beim Haschenspielen sich bedienen, erscheint dem Letzteren als „von höchster Alterthümlichkeit, als ein in die Gegenwart hereinragendes Endchen aus dem Dunkel der ältesten germanischen Vorzeit", er hält denselben für — den ersten Theil des uralten Hilferufes Zeter!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandsfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 61. Sonntag, den 31. Juli. 1881.

Inhalt: Die Markgrafen zu Meißen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Großen, von Albert Fraustadt. (Schluß.) — Briefe aus Paris. — Neueste Erwerbungen der K. Gemäldegalerie zu Dresden. — Bücherbesprechungen (Christenthum ist Heidenthum, von C. Radenhausen. M. Mendelsohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik, herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. J. J. Kraszewski's ausgewählte Werke. Armin Stein: Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. „Deutsche Treue" von C. Jos. „Meister Norbert" von H. v. Zollern. Neue Judengeschichten, von Sacher-Masoch. Collection Spemann. Klassische Novellen-Bibliothek von Albert Goldschmidt. Salvator Rosa, von Wolfgang Kirchbach. Ein Don Juan-Examen, von Franz Koppel-Elsfeld).

Die Markgrafen zu Meißen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Großen.

(Schluß.)

Nach den ältesten Jahrbüchern hat schon seit dem 10. Jahrhundert das Haus der Wettiner mit den hervorragenden thüringischen und sächsischen Geschlechtern in näherer Verbindung gestanden. Die Besitzungen, mit welchen sie vom Reiche in der ostthüringischen Mark zwischen der Saale und Mulde schon frühzeitig beliehen worden waren, sprechen dafür, daß sie einen ruhmreichen Antheil an den Kämpfen gegen die Sorben genommen haben. Die zuverlässigen Jahrbücher des Bischofs Thietmar von Merseburg, welcher bis zum Jahre 1018 ein Genosse unserer Heimath war, geben uns vielfache Aufschlüsse über die früheren Verhältnisse unseres Fürstenhauses. In ihnen wird Dietrich aus dem Stamme Buzici als einer der älteren Ahnen des Hauses Wettin aufgeführt, aber gar mancherlei Versuche, die Vorfahren dieses Stammvaters genau zu ermitteln, haben deshalb zu keinem zuverlässigen Ergebnisse geführt, weil man vergeblich einen Stammsitz anzufinden suchte, nach welchem das Geschlecht, abweichend von der Gewohnheit der älteren Vorzeit, sich benannt habe, oder weil man unnütze Mühe darauf verwendete, den Stammbaum des Geschlechts auf den Herzog Widukind von Sachsen oder auf Burchard von Thüringen zurückzuführen. Hat man sich doch sogar so weit verirrt, daß man aus dem Worte Buzici den slavischen Ursprung des Stammes abzuleiten gesucht hat, ohne zu bedenken, daß es keinem deutschen Könige hätte beikommen können, einem slavischen Geschlechte die Schutzwache gegen sein eigenes dem Reiche feindliches Volk anzuvertrauen. Von dem Dietrich de tribu Buzici, welchen Thietmar's Chronik erwähnt und welcher 982 gestorben sein soll, läßt sich die ununterbrochene Ahnenreihe bis auf die Gegenwart fortführen, auch mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der im Jahre 949 als Graf im Hassegau erwähnte Dedi, welcher nach dem Fuldaer Todtenbuche den 17. März 957 verstorben ist, Dietrich's Vater gewesen sei, so daß die Ahnen des Hauses Wettin bis zum Anfange des 10. Jahrhunderts zurückzuführen sind.

Dietrich aus dem Stamme Buzici gehörte nach späteren Nachrichten, welche sich auf ältere Quellen gründeten, einem freien und edeln deutschen Geschlechte an, welches ursprünglich keinem Lehns- oder Dienstverhältnisse unterworfen war. Im Schwabengaue, der Landschaft zwischen den Mansfelder Seen, dem Harze, der Saale und Bode, sollen die ältesten Güter seines Geschlechts gelegen haben, eine Annahme, welche auch der Sachsenspiegel bestätigt, der die Markgrafen von Meißen und die Grafen von Brehna als Schwaben aufführt, welche nicht nur im Schwabengaue ansässig waren, sondern auch im Unterschiede von den Sachsen nach schwäbischem Rechte ihre Güter vererbten. Von Dietrich selbst ist nähere Kunde nicht auf unsere Zeit gekommen. Er hat zwei Söhne, Dedi und Friedrich, hinterlassen.

Dedi, der ältere derselben, fiel nach Thietmar's Angabe im Jahre 976 an der Spitze eines böhmischen Heereshaufens in die thüringischen Marklande verwüstend ein, führte von dort seine Mutter mit sich fort und vertrieb den Bischof Hugo von Zeitz. Damals war der Herzog Heinrich von Baiern gegen den Kaiser Otto II. aufgestanden und hatte sich mit den Herzogen von Polen und Böhmen verbündet, welchen sich mehrere deutsche Fürsten angeschlossen hatten. Später erscheint er als treuester Anhänger Otto's III. und trat mit seinem Bruder Friedrich in den Dienst seines Verwandten von väterlicher Seite, des Markgrafen Rigdag von Meißen. Sodann vermählte er sich mit der Thietburg, der Tochter des sächsischen Markgrafen Dietrich von der Nordmark, und nahm unter den Reichsfürsten eine angesehene Stellung ein, da er durch die Vermittelung des Erzbischofs Giseler von Magdeburg die Grafschaft im nördlichen Hassegau zwischen der Wipper, der Saale und den Mannsfelder Seen von Otto III. erlangte, welche der Graf Bio von Merseburg vorher besessen hatte und die an den Schwabengau angrenzte, wo Rigdag's Gebiet lag. Außerdem erwarb Dedi mit seinem Bruder Friedrich das Burgward Zörbig, welches schon früher seine Vorfahren besessen hatten. Auf welche Weise es dem Geschlechte verloren gegangen war, wird von Thietmar nicht erwähnt. In einer Fehde gegen den Markgrafen Werner, einen nahen Verwandten des Bischofs Thietmar von Merseburg, verlor er 1009 das Leben. Der Chroniker Thietmar war so gerecht, dem Feinde seines Hauses nachzusagen, daß derselbe vorzügliche Gaben besessen habe, der Kaiser aber bestrafte den Grafen Werner und verlieh die Nordmark an Bernhard, Dedi's Schwager.

Friedrich, der Graf von Eilenburg, war Dedi's einziger Bruder. Im Jahre 983 diente er unter seinem Verwandten, dem Markgrafen Rigdag von Meißen, und befand sich unter den wackern Streitern, welche nach hartem Kampfe die Slaven nöthigten, sich auf das rechte Elbufer zurückzuziehen. Als die Böhmen unter ihrem Führer Wagio in Abwesenheit des Markgrafen Rigdag Meißen durch Verrath einnahmen, befand er sich daselbst, ohne die Burg schützen zu können. Er bewährte sich mit seinem Bruder als ein treuer Anhänger des jungen Königs Otto III., auch gehörte er zu den Vasallen in den Marklanden, welche nach der Reihe mit ihren Mannschaften auf vier Wochen die Besatzung der Meißner Burg zu verstärken hatten. Dort finden wir ihn im Jahre 1009 und 1015, und als der Markgraf Gunzelin 1010 seiner Würde entsetzt worden war, wurde die Bewachung der Burg dem Grafen Friedrich anvertraut. Da er keinen Sohn, sondern nur drei Töchter hatte, welche nach schwäbischem Rechte nicht in das Erbe seiner Lehnsgüter eintreten konnten, so überließ er vor seinem Ende Eilenburg mit dem Gaue Siußli an seinen Neffen Dietrich, den Sohn seines Bruders Dedi, wodurch er berechtigt wurde, die übrige Allode auf seine

Töchter zu vererben. Er starb zu Eilenburg den 6. Januar 1017 und der Bischof Thietmar giebt ihm das Zeugniß, daß er weise, fromm und seinem Könige treu gewesen sei.

Da nun im Jahre 1014 der einzige Sohn des Markgrafen Rigdag erblos verstorben war, so ging der ganze Lehnsbesitz des Hauses Wettin an Dietrich, den einzigen Sohn des im Jahre 1009 ermordeten Grafen Dedi, über. Schon im Jahre 1010 hatte ihn der König mit der Grafschaft des Vaters und dem Burgwart Zörbig beliehen, außerdem erhielt er die nördliche Grafschaft im Hassegau und später die Grafschaft im südlichen Schwabengau, welche vormals Rigdag und dessen Sohn Karl besessen hatte. Er befand sich unter den Reichsfürsten, welche auf Befehl des Kaisers Heinrich II. den 30. Januar 1018 zu Bautzen mit dem Herzog Boleslav von Polen einen Frieden schlossen, welchen aber die unruhigen Reichsfeinde bald wieder brachen. Im Jahre 1030 fiel der Herzog Miseco von Polen ein, verwüstete die Landschaft zwischen der Elbe und Saale und wüthete namentlich gegen die Geistlichen und die Klöster. Hier wird erwähnt, daß der Graf Dietrich es war, welcher die Feinde angriff und mit Verlust zurückschlug. Nach dem Tode des Markgrafen Odo um das Jahr 1034 wurde Dietrich mit der Markgrafschaft der Niederlausitz, welche jener verwaltet hatte, belehnt. Der Markgraf Hermann von Meißen aus dem Hause der Ekkehardiner, welcher erwartet haben mochte, diese Mark selbst zu erlangen, ließ den Grafen Dietrich, seinen Schwager, durch seine Mannen, die denselben angeblich begrüßenwünschen wollten, den 19. November 1034 im Bette überfallen und ermorden. Hierauf bemächtigte sich Hermann der Mark Lausitz, ohne daß die Reichsregierung hiergegen einschritt.

Der Markgraf Dietrich war vermählt mit Mathilde, der jüngsten Tochter Ekkehard's I., Markgrafen zu Meißen, von welcher ihm 7 Kinder geboren wurden. Der älteste Sohn war Friedrich, der nachmalige Bischof von Münster, welcher den 18. April 1084 starb. Der zweite Sohn war Dedi, der Markgraf der Lausitz, der dritte Thiemo, Graf von Brehna, der vierte Graf Gero, der fünfte Konrad, der sechste der jung verstorbene Ribdag, die einzige Tochter Ida wurde an den Herzog Spitihnjew von Böhmen vermählt.

Dedi, Dietrich's zweiter Sohn, wurde nach Hermann's Tode Markgraf der Lausitz. Er war in erster Ehe mit Oda, der Wittwe des Grafen Wilhelm III. von Weimar, der Tochter des Markgrafen Thietmar II. von der Lausitz, vermählt. Otto, der Sohn derselben aus der ersten Ehe, erhielt die Mark Meißen nach dem Tode Wilhelm IV. 1062, wodurch sich der Stiefvater desselben verletzt fühlte, ohne jedoch hiergegen einschreiten zu können. Nach dem Tode Otto's wurde dessen reiche Wittwe Adela, aus dem Hause Brabant, die zweite Gemahlin des Markgrafen Dedi, welche diesen verheiratete, sich mit den Feinden des Königs Heinrich IV. zu verbinden, um die Herausgabe der Lehngüter ihres ersten Gatten zu erzwingen, auf deren Besitz sie aber keinen Anspruch zu machen hatte. Wie schon erwähnt wurde, endete der Kampf hierüber mit der Gefangennehmung des Markgrafen, der die Lausitz an seinen Sohn Dedi aus der ersten Ehe abtreten mußte, welcher aber 1069 auf Anstiften seiner Stiefmutter ermordet wurde. Der ältere Dedi erlangte bald seine Freiheit und die Mark Lausitz wieder, verlor jedoch einen Theil seiner früheren Lehngüter. Noch einmal wurde später Dedi von Adela gedrängt, sich den Feinden des Königs anzuschließen, doch blieb er nach dem Vertrage von Gerstungen demselben bis zu seinem Tode 1075 treu. Der Graf Thiemo, Dedi's Bruder, scheint Güter im Gaue Siusili besessen zu haben. Ob, wie unser Verfasser annimmt, derselbe schon Wettin besessen habe, wird sich urkundlich nicht erweisen lassen, dahingegen weist derselbe nach, daß Konrad der Große nicht der Sohn, sondern der Enkel Thiemo's gewesen sei, welcher einen gleichnamigen Sohn gehabt haben müsse. Wer von diesen Beiden, ob der Vater oder der Sohn, jener Thiemo von Kistritz gewesen sei, welcher unter den Wohlthätern der Naumburger Kirche aufgeführt wird und in dem Westchore des dortigen Domes eine Bildsäule erhalten hat, hat sich bis jetzt nicht nachweisen lassen. Da nun dieses Kistritz in der Nähe von Naumburg liegt und von Thiemo an das dortige Domkapitel geschenkt worden ist, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Kistritz, vermuthlich auch Kamburg mit Corbetha und anderen Besitzungen in der dortigen Pflege aus dem Ekkehardinischen Erbe an das verwandte Haus Wettin übergegangen sind, zumal da im Jahre 1103 Dedo, Thiemo's ältester Sohn, als Voigt des Hochstifts Naumburg erscheint, mithin ein Amt überkam, welches sich selbst die Stifter der Naumburger Kirche vorbehalten hatten.

Gero, Dietrich's vierter Sohn, besaß auch wol Güter im Gaue Siusili, etwa bei Landsberg, aber auch Kamburg, wird jedoch wie sein Bruder Thiemo auch Graf von Brehna genannt. Thiedrich und Wilhelm, seine beiden ältesten Söhne, haben, wie bereits erwähnt wurde, an der Spitze tapferer Freischaaren den König Heinrich IV. hart bedrängt, erscheinen aber seit 1080 nicht mehr unter seinen Gegnern. Wilhelm war mit einer gewissen Geva vermählt. Thiedrich scheint ehelos geblieben zu sein, und da keiner derselben einen Sohn hinterlassen hat, so ging ihr Besitzthum an den Markgraf Konrad von Wettin als den nächsten Verwandten über. Beide Brüder werden unter den Wohlthätern der Naumburger Kirche genannt, ihr dritter Bruder Günther war daselbst von dem Jahre 1079 an Bischof und starb den 1. April 1089; auch ihre beiden Schwestern traten in den geistlichen Stand, Willa wurde Aebtissin in Gerbstädt und Thietburg Pröpstin von Gernroda. Von den 3 jüngsten Kindern des Markgrafen Dietrich von der Lausitz, Konrad, Ribdag und Ida, sind nähere Nachrichten nicht vorhanden, auch haben die beiden Söhne männliche Nachkommen nicht hinterlassen.

Der Markgraf Heinrich I. von Meißen aus dem Hause Eilenburg lebte seit 1089 mit dem Kaiser Heinrich IV. in ungetrübtem Frieden. Er heirathete um 1102 des Markgrafen Ekbert II. Schwester Gertrud, welche vorher zuerst mit Graf Dietrich von Katlenburg, sodann mit Heinrich dem Fetten von Nordheim vermählt gewesen war, welchem letzteren sie die Richenza, die nachmalige Gemahlin des Kaisers Lothar II., geboren hatte. Sie selbst war eine reiche Erbin durch den Anfall der braunschweigischen Allode, hatte auch einflußreiche Verwandte und eine mehr als weibliche Willenskraft. Als ihr Gemahl schon im Jahre 1103 verstarb, besann sie sich in guter Hoffnung und da die Lehnsverwandten erfuhren, sie habe in demselben Jahre einen Sohn geboren, so verbreitete sich das Gerücht, dieses Kind sei untergeschoben worden. Frau Gertrud führte bis zu ihrem im Jahre 1117 erfolgten Tode mit kräftiger Hand die Vormundschaft über ihren Sohn Heinrich den jüngeren und erhielt ihm die Mark Meißen und die Lausitz. Abgesehen von den mancherlei Sagen, welche sich an diesen Streit zwischen den Geschlechtsgenossen knüpften, ist wol als sicher anzunehmen, daß nach dem Tode der Markgräfin Gertrud der Graf Konrad von Wettin den Titel eines Markgrafen von Meißen annahm und dadurch die ebenbürtige Geburt des jungen Heinrich nicht anerkannte, so daß eine offene Fehde zwischen Beiden ausbrach, in welcher Konrad in Gefangenschaft gerieth und in der Burg Kirchberg bei Jena festgesetzt wurde, wo er auf einem eisernen Bette schlief und viel Ungemach erduldete. Da Konrad noch den 9. November 1121 als Zeuge in einer Urkunde aufgeführt wird, kann er erst nach dieser Zeit seine Freiheit verloren haben. Der Markgraf Heinrich starb schon 1123. Er war mit Adelheid, der Tochter Markgraf Udo's III. von der Nordmark, vermählt, hat aber keine Kinder hinterlassen. Unmittelbar nach seinem Tode wurde Graf Konrad in Freiheit gesetzt.

Der Graf Thiemo II. war der einzige Sohn Thiemo's

von Brehna und hatte aus seiner Ehe mit Ida, der Tochter Otto's von Nordheim, Herzogs von Baiern, 2 Söhne, Dedi und Konrad, sowie eine Tochter Mathilde, in erster Ehe mit einem baierischen Grafen Gero und in zweiter mit dem Grafen Ludwig von Wippra vermählt. Man hat von seiner Jugendgeschichte in späteren Jahrhunderten Sagen erdichtet, daß er bei einem Wettreiten durch die Saat mit einem Freunde denselben ermordet habe und hierauf an den Hof des Kaisers geflohen sei, wo er große Ehre erlangt habe und bei der Anzeige vom Tode des Markgrafen Heinrich von Meißen im Feldlager mit dessen Mark belehnt worden, aber bald darauf bei einem Ausfalle der Belagerten gefallen sei. An dieser Nachricht ist kein Schimmer von Wahrheit, überhaupt scheint Thiemo sich selten an öffentlichen Angelegenheiten betheiligt zu haben. Er starb vor 1119. Sein ältester Sohn Dedi war, wie schon erwähnt ist, 1103 Stiftsvoigt in Naumburg und scheint ein Anhänger Heinrich's V. gewesen zu sein, in dessen Nähe er sich 1108 befand. Im Jahre 1112 unterstützte er den Kaiser gegen den Herzog Lothar in der Stade'schen Erbschaftsfrage und wohnte mit seinem Schwiegervater Wiprecht von Groitzsch der Belagerung von Salzwedel bei. Er scheint sich niemals den Gegnern des Kaisers angeschlossen zu haben. Seine Gemahlin Bertha, die Tochter des Grafen Wiprecht, hatte er verstoßen, war aber durch den Erzbischof von Magdeburg und den Bischof von Merseburg bewogen worden, sie wieder aufzunehmen. Um das ihr zugefügte Unrecht zu sühnen, gelobte er den Bau des Petersklosters auf dem Lauterberge und eine Wallfahrt nach Jerusalem. Auf dem Heimwege vom heiligen Grabe übereilte ihn 1124 der Tod, nachdem er zuvor ein in Silber gefaßtes Stück vom heiligen Kreuze seinem Kloster, dessen Bau sein Bruder Konrad vollendete, übersandt hatte. Er hinterließ eine einzige Tochter Mathilde, welche die Gattin des Grafen Rapoto von Abenberg wurde.

Konrad von Wettin, der jüngste Sohn Thiemo's II., war im Jahre 1098 geboren. Nach dem Tode Heinrich's des jüngeren und Dedo's war er der einzige Stammhalter seines Geschlechts und hatte demnach die Nachfolge in den erledigten Marken Meißen und der Lausitz rechtlich zu beanspruchen. Der Kaiser Heinrich V. erkannte aber das bisher geltende Recht nicht an, sondern verlieh auf dem Hoftage zu Worms die beiden Marken als dem Reiche angefallene Lehen an den Grafen Wiprecht von Groitzsch und die gleichzeitig erledigte Grafschaft Thüringen an den Grafen Hermann von Winzenburg, um diese Männer für sich gegen seinen Gegner, den Herzog Lothar, zu gewinnen, dessen treuer Anhänger bisher der Graf Wiprecht gewesen war. Da Lothar in dieser Verfügung eine Verletzung des bestehenden Rechts und in der Einsetzung der neuen Nachbarn eine Bedrohung seiner Herrschaft sah, so nahm er sich des mit seiner Gattin Richenza verwandten Grafen Konrad an, um dessen Rechte zu wahren. Im Bunde mit dem Grafen Albrecht von Ballenstädt vertrieben sie den Graf Wiprecht aus Meißen, wo mit Bewilligung der höheren Stände Konrad als Markgraf eingesetzt wurde. Albrecht erhielt die Lausitz, ein früheres Besitzthum seines Geschlechts. Ein späterer Versuch des Grafen Wiprecht, mit Hilfe seines Schwiegervaters, des Herzogs Wratislav von Böhmen, die Mark Meißen wiederzugewinnen, wurde von Lothar und seinen Verbündeten vereitelt. Bald darauf, den 22. Mai 1124, verstarb Wiprecht im Kloster zu Pegau, wo er das Mönchsgewand angenommen hatte. Sein Sohn Heinrich mußte sich mit der Landschaft Bautzen und der Burggrafschaft Magdeburg begnügen, hat jedoch später die Niederlausitz wieder erlangt, die Mark Meißen aber ist fortan dauernd bis auf unsere Tage im Besitze des Hauses Wettin geblieben.

Der Verfasser unseres Werkes hat auf Grund sicherer Quellen die älteste Geschichte der thüringischen Marklande vielfach bereichert, von alten und neuen Irrthümern gereinigt und somit andere Forscher angeregt, zur weiteren Aufklärung dunkel gebliebener Verhältnisse beizutragen. Mit Recht hat er der heimathlichen Landeskunde der Vorzeit seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und seiner Schrift werthvolle Karten zugefügt. Es war dies keine geringe Arbeit, denn durch die Auflösung und unvollständige Wiederherstellung des Hochstifts Merseburg waren die alten Grenzen der Marken und Bisthümer wesentlich verändert worden, auch hatte in den Stürmen des Mittelalters ein so gewaltiger Wechsel in dem Grundbesitze der einzelnen Geschlechter stattgefunden, daß die auf viele Gebiete zerstreuten Lehen- und Erbstücke schwer aufzufinden sind. Auch die Eintheilung der Bisthumssprengel hat besondere Berücksichtigung erfahren; aber leider ist nur für Meißen eine vollständige Matrikel in mehreren Abschriften vorhanden, für Naumburg ein bloßes Bruchstück und für Merseburg nur vereinzelte Angaben.

Ein werthvolles Hauptergebniß der auch äußerlich würdig ausgestatteten Schrift, welche wir dem treuen Fleiße des Hrn. Archivraths Dr. Posse verdanken, ist die sichere Feststellung des Jahres, in welchem das Haus Wettin in den dauernden Besitz der Mark Meißen eingetreten ist. Hier und in Thüringen hat dieses edle Geschlecht seit der grauen Vorzeit bis auf unsere Tage im Deutschen Reiche eine ruhmvolle und in den Erblanden eine landesväterliche Stellung eingenommen. Auf die Jubelfeier macht der Verfasser im Vorworte besonders aufmerksam, auf eine Jubelfeier, wie eine solche die deutsche Vergangenheit noch nicht zu verzeichnen hatte. Wenn die Heimathgenossen im Jahre 1889 auf die 8 Jahrthunderte, seit welchen die Geschichte unseres Vaterlandes mit der des Hauses Wettin auf das Engste verbunden wurde, zurückblicken, so mögen sie gedenken, wie unsere Vorfahren in Freud und Leid unwandelbar zu ihrem edeln Fürstenhause gestanden haben und die großen Verdienste würdigen, welche sich unsere Fürsten auf allen Lebensgebieten erworben haben.

Albert Fraustadt.

Briefe aus Paris.

(Die Nationalfeste in Frankreich. — Der Tod des Kritikers Paul v. Saint-Victor.)

\# \# **Paris**, im Juli.

Am 14. Juli ist hier das im vergangenen Jahre eingesetzte Nationalfest zum zweiten Male mit Sang und Klang, mit Pauken und Trompeten und mit gewaltigem Kanonendonner begangen worden. Ueber die unter allen Umständen sonderbare Wahl gerade dieses Tages — des Jahrestages der Erstürmung der Bastille — zum Nationalfeste ist bereits im vergangenen Jahre so viel hin und her gestritten, gesprochen und geschrieben worden, daß ich nur in Wiederholungen verfallen würde, wenn ich diese Zankfrage nochmals beleuchten wollte. Ich ziehe vor, nichts mehr darüber zu sagen. Der 14. Juli ist nun einmal zum Nationalfeste erhoben. Das ist ein fait accompli und über die faits accomplis wird jeder Streit überflüssig, wenigstens führt er zu nichts. Aber abgesehen von allen politischen Fragen muß ich gestehen, daß ich ein großer Freund dieser öffentlichen Feste namentlich hier in Paris bin, sie transfiguriren die Stadt und verleihen ihr schon mehrere Wochen vorher ein ganz apartes Aussehen, das sehr interessant zu beobachten ist. Am Festtage selbst ist das ewig auf- und abwogende unendliche Menschengewühl mit dem Ocean vergleichbar; am Abend aber, nach Mitternacht, wirkt der Eindruck besonders ergreifend; das

Menschengetöse hat sich gelegt, auf den Sturm, der den ganzen Tag über gebraust, folgt tiefes Schweigen; an einzelnen Fenstern und in den Baumzweigen der Gärten und der Boulevards brennen noch einzelne Lichter oder Lämpchen und bilden rothe Punkte in der schwarzen Nacht, die nach den vielen und glänzenden Illuminationen, des Abends noch schwärzer erscheint. Ganze Bataillone von Stadt-Sergeanten, die den Tag über alle Hände voll zu thun gehabt, um die Ordnung aufrecht zu halten, marschiren in langen Zügen auf ihre Wachposten zurück; die Stadt von nahe an zwei Millionen Einwohnern, die zwölf Stunden lang getobt hat, wird still, wie das Meer, das nach einem gewaltigen Sturm ruhig wieder in sein Bett zurücktritt; das Volk, das man so oft mit einem Löwen verglichen, wandert ermüdet seinen Lagerstätten zu, der Löwe mit seiner etwas leisenden Löwin, die eine ganze Reihe junger, schlaftrunkener Löwen und Löwinnen nach sich zieht.....

Diese öffentlichen Feste, diese grandes fetes nationales, die mindestens aller zwanzig Jahre ihr Material erneuern, ihre Wappenschilder, ihre Inschriften und Sinnbilder ändern müssen, sind eine recht eclatante Manifestation der ewigen politischen Wechselfälle in Frankreich. Mein nun mehr als zwanzigjähriger Aufenthalt in Paris hat mir auch in dieser Richtung Stoff zu mancherlei Beobachtungen geboten. Ich habe unter dem Kaiserreiche das Nationalfest vom 15. August, den sogenannten Napoleonstag, der aber nicht im Kalender steht, sondern ad usum imperatoris gegründet worden ist, oft mitgefeiert. Die damaligen Nationalfeste waren weit prächtiger, aber auch weit harmloser als die gegenwärtigen; Paris war überhaupt damals eine viel angenehmere, viel liebenswürdigere Stadt als jetzt; der heitere altfranzösische Geist war noch nicht ganz aus dem modernen Paris entschwunden und die Politik mit ihrer brutalen Realität und mit ihren vernichtenden Parteispaltungen hatte noch nicht Alles überfluthet; man amüsirte sich, um sich zu amüsiren, ohne politischen Beigeschmack. Ich wohnte damals den Tuilerien ganz nahe, konnte also die Vorbereitungen zum Feste, die natürlich in der Nähe der kaiserlichen Residenz mit besonderem Eifer und großer Sorgfalt betrieben wurden, sehr genau beobachten. Wenn der große Tag, das heißt der Napoleonstag gekommen war, setzte man sich einfach mit einigen bekannten Familien in irgend eine verborgene Ecke des Tuilerien-gartens und ließ den gewaltigen Menschenstrom an sich vorüberziehen, der den Champs-Elysées und dem Champ de Mars zudrängte, um die Feuerwerke zu sehen, die da abgebrannt wurden. Gegen zehn Uhr wurde der Garten in der Regel ganz still, die Menschenwellen waren vorübergebraust, die schöne Illumination des Gartens verglomm nach und nach; wir gaben uns ungestört unseren Gesprächen hin, die sich zumeist um die Großthaten und die großen Unternehmungen des Kaiserreiches drehten, das damals in seiner vollen Blüthe stand und festen Bestand gegründet schien. Elf Jahre sind seitdem verflossen und Alles ist zusammengestürzt und verschwunden: die Regierungsform, die Dynastie, sogar die hervorragenden Diener des Kaiserreiches. Von dieser gewaltigen Organisation, welche die Nation so fest an sich gekettet zu haben glaubte, ist nichts, absolut nichts übrig geblieben, alles ist verweht, vernichtet. Was ist menschliche Größe? Dieu seul est grand! Dies Wort Bossuet's am Sarge Ludwig XIV. bleibt ewig wahr.

Ich sagte es schon und ich wiederhole es, man kann aus den französischen Nationalfesten vielerlei lernen, denn die Geschichte des Landes spiegelt sich in diesen Festen wieder. In der Vergangenheit namentlich werden die unbedeutendsten Einzelheiten dieser Feste zu beachtenswerthen Documenten über die sociale Lage wie über die politischen, philosophischen, künstlerischen und literarischen Ideen und Anschauungen der entschwundenen Generationen. Im Mittelalter hatten diese Nationalfeste einen exclusiv religiösen Anstrich: Engel stiegen von Triumphbögen herab; die sieben Todsünden und die theologischen Tugenden figurirten hoch zu Roß in den Festzügen und ritten hinter den Monarchen und den fürstlichen Personen her, die irgend eine Stadt mit ihrem hohen Besuche beehrten und feierlich empfangen wurden. Die Renaissance-Epoche, die einen so heilsamen Einfluß auf den guten Geschmack geübt, trug diesen günstigen Einfluß auch auf die öffentlichen Festlichkeiten über, sie wurden sinn- und geschmackvoller. Unter der Herrschaft der Valois waren es gar hervorragende Künstler wie Philibert Delorme, Pierre Lescot, Bernard de Palissy, welche die Leitung der Volks- und Nationalfeste übernahmen, und Dichter wie Ronsard, Dorad, Baif, welche diese Feste in begeisterten Gedichten besangen. Diese Dichtungen würden heute noch als Meisterwerke in ihrer Art zu bezeichnen sein, wenn sie nicht einen gar zu hervorstechend mythologischen Beigeschmack hätten.

Eine Chronik aus jener Zeit meldet z. B., daß bei Gelegenheit des Einzuges König Heinrich II. von Valois — der später in einem Turniere so unglücklich umkam — in seine gute Stadt Paris am alten Chatelet ein schöner Triumphbogen errichtet gewesen sei; die Stadt Paris war bei dieser Gelegenheit in der Gestalt der „Pandora" personificirt, die dem Könige unter dem Triumphbogen entgegentrat, sich auf ein Knie niederließ und Seiner Majestät ihre famose Büchse — die Büchse der Pandora — darreichte, die aber nur schöne Geschenke und keineswegs die Unglücksgaben enthielt, welche Vulcan ehemals in die berüchtigte Büchse gelegt haben soll. Auf ihrem Haupte trug die Pandora eine goldene Inschrift mit den Worten: „Lutetia nova Pandora." Diese Inschrift ist unter allen Umständen sehr sinnreich, ja prophetisch; man sollte meinen, daß die Franzosen der Vorzeit den Römern gleich, die ihre Stadt vorahnend die heilige nannten, ebenfalls vorahnend durch allerlei Allegorien das künftige Schicksal von Paris weissagten. Zieht man diese Allegorien aus dem Staube alter Bücher hervor, so findet man sie noch heute frisch und poetisch wie Orakelsprüche, die auf die Blätter eines immergrünen Baumes eingeschrieben sind. Paris, das verführerische, ewig wechselnde Paris, das so viel kühne Theorien, so viel große Thaten, so viel Meisterwerke aller Art, aber auch so viel Sophismen und Lügen und so viel Elend in die Welt geschleudert hat, dieses glänzende, unwiderstehliche Paris ist recht wirklich und eigentlich eine Pandora; sogar die Büchse der Pandora ist symbolisch, sie wird gegenwärtig durch die Wahl-Urnen ersetzt, durch die Wahl-Urnen des modernen suffrage universel, aus denen so viel Böses, gleichzeitig aber auch manches Gute hervorgeht.

Unter Ludwig XIV. waren die Volksfeste feierlich, steif und ernst, unter Ludwig XV. verfielen sie in das Gegentheil und wurden lieberlich, ja zügellos. Die interessantesten Volksfeste aber bietet uns die Zeit der Revolution; sie bilden ein sonderbares Gemisch von erhabenen, zarten, rein menschlichen Gefühlen und von verwerflichen, abscheulichen, haarsträubenden Handlungen; einen unglaublichen Contrast zwischen den Worten und den Thaten, eine cynische Gleichgiltigkeit über die verübten Greuel, für welche sich keine Erklärung, noch weniger eine Rechtfertigung finden läßt. Man kann sich z. B. kaum eine befremdlichere Feier denken, als das unter Robespierre's Schreckensherrschaft veranstaltete Fest zu Ehren des „höchsten Wesens" — de l'etre suprême —, wie man damals in Frankreich den lieben Gott nannte. Bei dieser Gelegenheit lüftet Robespierre zum ersten Mal den Schleier, der bis dahin seine räthselhafte Persönlichkeit bedeckt hatte. Er will vor dem erstaunten Volke die Rolle eines Hohenpriesters spielen, er bietet sich als Vermittler zwischen dem Volke und dem Ewigen, dem Allerhöchsten, er wagt es, seine blutbefleckten Hände zum Himmel zu erheben, der freche und empörende Heuchler spielt seine Heuchlerkomödie zum ersten Male öffentlich. Der Convent hatte vor dem Schloß der Tuilerien eine

gewaltige Estrade errichten lassen, auf welcher sämmtliche Conventsmitglieder — die Männer des Blutes — Platz nahmen. Als die Nationalversammlung an dieser Estrade vorüberdefilirte, schritt Robespierre allein der ganzen Versammlung weit voraus; er trug seinen historisch gewordenen blauen Frack mit goldenen Knöpfen, in welchem er später guillotinirt wurden ist; an seiner Seite trug er den großen Säbel, für welchen der berühmte Maler David die Zeichnung gefertigt hatte. Er bestieg die Tribüne, die in der Mitte des Amphitheaters errichtet war, und hielt eine inspirirte Rede, die, abgesehen von ihrer ganz theatralischen, für Franzosen berechneten Form, für ein Musterstück revolutionärer Beredtsamkeit gelten kann. Am Fuße des Amphitheaters waren die Statuen des Atheismus, der Zwietracht und des Egoismus — der Feinde der öffentlichen Ordnung — in Pappe dargestellt; Robespierre steckte diese pappenen Statuen in Brand und der Zug setzte sich feierlich nach dem Marsfelde in Bewegung; die Männer gingen rechts, die Frauen links, in der Mitte schritten die Vertreter des Volkes mit Blumensträußen; im Centrum des Zuges befand sich ein von vier Stieren gezogener Wagen mit landwirthschaftlichen Geräthen; auf dem Revolutionsplatze, dem heutigen Concordienplatze, angelangt, wurden die Stiere scheu, der Geruch des Blutes, welches auf diesem Platze täglich von der Guillotine herab auf das Pflaster rann, hatte sie wild gemacht, die rasenden Thiere brachten große Unordnung in den Zug. Dies verhinderte indessen nicht die Feier des Festes auf dem Marsfelde, wo ein künstlicher Felsen zur Feier aller Feste in Permanenz errichtet war, diesen Felsen nannte man den „heiligen Berg". Die Sache war sehr geschickt in Scene gesetzt; die Marseillaise wurde in einer gut erdachten, die Volksmassen immer stark ergreifenden Weise zu Gehör gebracht: am Fuße des „heiligen Berges" standen Kinder und stimmten den ersten Vers der gewaltigen Hymne an, ein etwas höher stehender Frauen-Chor nahm den zweiten Vers auf, der dritte Vers wurde von einer noch höher stehenden Männerschaar intonirt; der vierte Vers der Hymne endlich wurde von den Mitgliedern des Convents gesungen, die auf dem höchsten Gipfel des „heiligen Berges" standen; eine Trompetenbegleitung gab den Rhythmus zu dem Gesange an; nachdem der Convent den Gesang beendet hatte, mischte sich das Volk in das Concert und sang mit; hunderttausend Stimmen heulten die Marseillaise und Kanonendonner, das einzig mögliche Accompagnement zu diesem Monstre-Gesang, dröhnte von einem Ende des Marsfeldes zum anderen. Dank diesen gewaltig aufregenden Mitteln gelang es dem Terrorismus, seine Herrschaft eine Zeit lang aufrecht zu erhalten; das Volk wurde dadurch in einer fortwährenden nervösen Ueberreizung erhalten, es sah überall Feinde und wurde mit teuflisch berechneter Gewalt grausam und gleichgiltig für seine eigenen Leiben, wie für die Leiden Anderer gemacht.

Dieser Rückblick auf die früheren Volksfeste in Frankreich hat mich von der Schilderung der diesjährigen Feier des Nationalfestes abgebracht. Es ist über diese Feier insofern nicht viel mehr zu sagen, weil sie in Summa die genaue Wiederholung der vorjährigen war, über welche ganze Bände geschrieben worden sind, mit denen die Journale ihre Spalten gefüllt haben; alle diese Journal-Artikel könnten füglich dies Jahr wieder abgedruckt werden; es ging Alles ganz genau wieder so zu wie am vorjährigen Nationalfeste: wir hatten dieselbe große Revue bei derselben glühenden Hitze, die wieder eine große Anzahl von Sonnenstichen bewirkte; Abends war dieselbe Illumination mit den obligaten fünf Feuerwerken an verschiedenen Punkten der Stadt. Die einzige Ausnahme und Neuerung in diesem Jahre war die Beleuchtung des Bois de Boulogne, die, außerordentlich gelungen, den Glanzpunkt des Abendfestes bildete und großen Enthusiasmus hervorrief. Es war also in Summa wieder ein schönes Fest, das, weder durch besondere Unfälle, noch durch politische Störungen irgend welcher Art getrübt worden ist. Paris hat sich gründlich amüsiren wollen und hat diesen Zweck vollkommen erreicht. Ich glaube meine Kritik des diesjährigen Nationalfestes darauf beschränken zu können.

Die Kritik ist überhaupt eine schwierige Sache; man behauptet zwar, daß man aus einem mittelmäßigen Künstler einen guten Kritiker machen, wie man schlechten Wein in guten Essig verwandeln könne; ich theile diese Ansicht nicht, sondern meine, daß man, um ein guter Kritiker sein zu können, eine echte Künstlerader in sich haben muß. Daher kommt es wol, daß gute Kritiker so selten sind; ihr Verlust ist also doppelt zu beklagen. Die hiesige literarische Welt hat gegenwärtig durch den Tod des Hrn. Paul v. Saint-Victor einen solchen Verlust erlitten. Hr. v. Saint-Victor war ein hervorragender Kritiker, der bedeutendste seiner Art in Frankreich seit Jules Janin's Hintritt. Er zeichnete sich namentlich durch einen glatten, glänzenden, ja classischen Styl aus; seine Feuilletons waren mustergiltig. Lamartine sagte von ihm: „Wenn ich Saint-Victor lese, muß ich eine blaue Brille aufsetzen; sein Styl blendet." Victor Hugo schrieb ihm einen Dankesbrief für die Kritik der „Misérables", in welchem er sagte: „Ich will mich sofort wieder an neues Buch machen, um recht bald das Vergnügen zu haben, Ihre Kritik darüber zu lesen." Hr. v. Saint-Victor hat also erreicht, was selten einem Sterblichen vergönnt ist: „er hat den Besten seiner Zeit genug gethan." Er hat also, wie Schiller sagt: „gelebt für alle Zeiten." Er war bis an sein Ende ein treuer Anhänger der classischen Schule, er opferte den alten Göttern; er streute Weihrauch und wohlriechende Myrrhe auf die Opferbeden vor ihren Altären; nach seinem Tode kann nun der heilige Tempel geschlossen werden; der Realismus überfluthet uns, die documents humains des Monsieur Zola und seiner Zunft haben die alten Götter todtgeschlagen, sie sind begraben und Niemand gedenkt ihrer mehr.

Der größere Theil des literarischen Nachlasses des Hrn. v. Saint-Victor beschränkt sich auf die glänzenden Wochen-Feuilletons, die er für verschiedene hiesige Journale, zuletzt für den „Moniteur Universel" geschrieben hat. Aber er hinterläßt auch mehrere Werke, die seinem Namen ein bleibendes Andenken sichern. Seine „Hommes et Dieux" z. B. sind den classischen Werken der französischen Literatur beizuzählen; neben den meisterhaft gezeichneten Gestalten der Diana, der Helena, der Ceres, der Venus von Melos finden wir darin die historischen Figuren Nero's, Marc Aurel's, Ludwig XI., Heinrich III. . . . . Das Erscheinen dieses Werkes machte Sensation, man verglich es mit einem Museum, in welchem die entgegengesetztesten Meisterwerke sich dennoch berühren und untereinander verbunden sind durch jene unsichtbare Kette, welche Saint-Beuve eine „literarische Religion" — „une religion littéraire" — nannte. Nicht geringes Aufsehen und nicht geringeren Beifall erregte ein zweites Werk des Hrn. v. Saint-Victor: „Les Femmes de Goethe". Durch dieses Werk tritt der französische Kritiker uns Deutschen näher und erregt unser Interesse. Er hat es unternommen, die unsterblichen Frauengestalten Goethe's seinen Landsleuten verständlich zu machen; er hat diese Gestalten keineswegs verzeichnet, er ist im Gegentheil mit einem bei den Franzosen seltenen Verständniß auf den Geist der deutschen Dichtung eingegangen und er hat das Glück gehabt, ihn zu begreifen; das war die Belohnung dieses hervorragenden Kritikers für die Verdienste, die er sich durch sein sehr lesenswerthes Buch um die Poesie im Allgemeinen erworben hat.

Ich wiederhole es, das Buch ist sehr lesenswerth. Bei der geradezu entsetzlichen Hitze, unter der wir nun schon seit Wochen schmachten, denkt man indessen nicht viel ans Lesen; man denkt überhaupt an gar nichts mehr, die Gedanken sind zerschmolzen. Diese glühende Temperatur setzt uns nun gar noch einer unter den gegebenen Verhältnissen geradezu diabolischen Unannehmlichkeit aus, wir sind mit Wassermangel

bedroht. Paris ohne Wasser! Haarsträubender Gedanke! Wer hätte sich bei den hier bestehenden Wasserleitungen, die man für mustergiltig, für einzig in der Welt hielt, eine solche Calamität jemals träumen lassen. Die Sparsamkeit mit dem Wasser wird bereits so weit getrieben, daß man die Straßen und öffentlichen Plätze nicht mehr besprizt. Wir erfrischen beinahe im Staube. Eine Stadt von zwei Millionen Einwohnern ist mit der Nationirung des für ihre Gesundheit und für ihre Sicherheit nöthigsten Elementes bedroht. Das sind schöne Zustände. Ich habe den Verdacht, daß der Komet, der eine Zeit lang an unserem nächtlichen Himmel gestrahlt hat, auf den bösen Streich, unter dem wir gegenwärtig so empfindlich leiden müssen, nicht ohne Einfluß gewesen ist. Diese geschwänzten, irrenden Gestirne werden mir in Zukunft sehr starkes Mißtrauen einflößen. Man schiebt ihnen indessen einen günstigen Einfluß auf den Wein zu. Vielleicht will der Komet von 1881 mit dem Kometen von 1811 rivalisiren. Wenn dem so sein sollte, könnten wir uns den gegenwärtigen Wassermangel in der Hoffnung auf guten Weinersatz eine Zeit lang gefallen lassen und wollen dem himmlischen Abenteurer den schlimmen Streich verzeihen, den er uns ex abrupto gespielt hat.

Neueste Erwerbungen der K. Gemäldegalerie zu Dresden.

*** Die K. Galerie ist um drei Gemälde von höchstem künstlerischem Werthe bereichert worden: ein Genrebild von Wilhelm Riefstahl und zwei Landschaften von Gustav Schönleber und Werner Schuch. Riefstahl, der seine künstlerische Ausbildung in Berlin empfangen hat und einige Jahre, bis 1873, als Professor an der Kunstschule zu Karlsruhe thätig war, lebt und wirkt seitdem wieder in Berlin. Er war anfänglich Landschafter und Architekturmaler, wandte sich jedoch später auch der Darstellung von Figuren zu, und zwar in der Weise, daß er sie in einer landschaftlich oder architektonisch bedeutsamen Umgebung erscheinen ließ, aus der sich ihre Stimmung, ihr Zustand oder ihre Handlung erklärte. Auf diesem Wege hat er eine Reihe vorzüglicher Gemälde geschaffen, die um so fesselnder sind, als sie vermöge jenes künstlerischen Princips immer eine Welt für sich zeigen, in der sich das Einzelne aus dem Ganzen völlig erklärt. Namentlich sind es feierliche Aufzüge, Begräbnisse, religiöse Versammlungen, die er zum Gegenstande seiner Darstellung macht und in der er mit einer gewissen Ausführlichkeit, aber ohne jede Ueberladung, ganze Bevölkerungsgruppen aufs Anschaulichste schildert. Seine Beobachtung ist ungemein scharf und eindringend; überall entdeckt er das Charakteristische, und seine Technik, in gleichem Maße durch sichere Modellirung wie durch freieste Pinselführung ausgezeichnet, ist eine so durchgebildete und vollkommene, daß er dasjenige, worauf es ihm ankommt, auch mit bezaubernder Leichtigkeit auszudrücken weiß. Seine Bilder sind daher bis ins Einzelnste hinein interessant und geben einem sinnigen Betrachter Stunden lang zu thun, während sie zugleich durch das Zusammengehen der Personen mit ihrer Umgebung, durch eine ruhige und scheinbar absichtslose, gleichwol höchst durchdachte Composition, sowie durch eine bewundernswerth durchgeführte Einheitlichkeit des Tones schon auf den ersten Blick höchst wohlthuend berühren. Riefstahl gehört zu den wenigen Meistern, welche die verschiedenen Richtungen der Gegenwart in sich vereinigen, ohne daß man irgend etwas von absichtlichem Eklekticismus bemerkte, und der diese Universalität erreicht, indem er seine Subjectivität völlig hintansetzt und sich ganz in seinen Gegenstand versenkt. Um einen Begriff von seiner Kunst zu geben, erinnern wir an seine in der Berliner Nationalgalerie befindlichen Gemälde „Feldandacht von Passeyrer Bauern“ und „Allerseelentag auf einem Kirchhof bei Bregenz“. Das für die K. Gemäldegalerie in Dresden angekaufte Bild stellt eine Procession von Kapuzinern und weißgekleideten verlarvten Genossen einer Grabesbrüderschaft am Pantheon in Rom dar und ist sowol das figurenreichste wie das künstlerisch bedeutendste Werk, welches Riefstahl bisher geschaffen hat. Im Jahre 1871 in Rom entstanden, befand es sich seither im Privatbesitze, Kunstfreunden als eine Perle der neueren Malerei wohl bekannt.

Von gleicher Bedeutung in ihrem Bereiche ist die Landschaft von Schönleber „Ebbe in Vitsfingen“. Der noch jugendliche Künstler gehörte bis vor nicht langer Zeit der Münchener Künstlerschaft an, die seine eminente Befähigung rasch erkannt und gewürdigt hatte und die ihn ungern scheiden sah, als er einem Rufe an die bereits genannte Kunstschule in Karlsruhe folgte. Wir sind von seinem Bildungsgange nicht unterrichtet, möchten aber annehmen, daß er die wichtigsten Anregungen von Schleich empfangen hat, der mehr als irgend ein Früherer die Atmosphäre mit ihren wechselnden Erscheinungen und namentlich mit ihrem Kampf zwischen Feuer und Wasser zum Gegenstand seines Studiums machte. Wenigstens sind alle Bilder, die wir von ihm kennen, wie „ein Canal in Ostende“, „ein Canal in Venedig“ durch die feinste Empfindung für die Zustände der Luft, namentlich für die perspectivische Kraft des Dunstes ausgezeichnet. Der intimen Beobachtung dieser Dinge fügte er dann aber diejenige des Wassers hinzu und wie dieses Element in allen seinen Erscheinungsformen sich zum Festen verhält und auf die Zustände und Beschäftigungen der Menschen einwirkt, das darzustellen wird sich als der wesentlichste Gegenstand seiner Kunst bezeichnen lassen. Das für Dresden angekaufte Gemälde, die bedeutendste seiner bisherigen Schöpfungen, schildert die Ebbe in einem Canal von Vlissingen bei völlig wassergesättigter Luft. Und zwar mit der erstaunlichsten Wahrheit und Feinheit. Die Galerie besitzt ein vorzügliches Gemälde von Andreas Achenbach, welches den Hafen von Vlissingen bei hoher Fluth, also im entgegengesetzten Zustande, darstellt, und es ist wahrlich schön zu sehen, mit welcher Gewalt die Wogen gegen die mächtigen Bollwerke und die wettergewohnten Hafenthürme emporbäumen; aber der jüngere Meister zeigt uns, daß es auch der Pause in diesem Kampfe, dem Ausruhen von dem Pathos des Sturmes und Drunges an eigenthümlichem Interesse nicht mangelt. Sein Werk bedeutet eine Erweiterung des Gebiets der Landschaftsmalerei und auf der mit Landschaften so reich beschickten diesjährigen Kunstausstellung ist es sogleich allgemein neben der für die Albertvereinslotterie angekauften Ansicht von Sorrent von Oswald Achenbach und dem gleich zu besprechenden Bilde von Werner Schuch als das hervorragendste dieser Gattung anerkannt worden.

Auch jenes Bild von Schuch, „Hünengrab“, ist für die Galerie erworben. Professor Schuch in Hannover, der sich ungemein rasch eine hervorragende Stellung unter den Künstlern der Gegenwart errungen hat, ist von Haus aus Architekt. Als Maler hat er eine akademische Schulung nicht genossen, dafür aber desto eifriger und inniger sich mit der Natur beschäftigt. Seine Phantasie ist für das Große, Weite, Melancholische, für das Romantische der wolkenbehangenen Ebene gestimmt, sein Gebiet ist die Haide. Auf diesem Grunde hat er ein Genre ausgebildet, das wir als die heroische oder historische Stimmungslandschaft bezeichnen möchten. Die Gestalten, mit welchen er seine braunen sandigen Gründe bevölkert, entnimmt er mit Vorliebe dem siebzehnten Jahrhundert, speciell dem dreißigjährigen Kriege, doch greift er auch in andere Zeiten hinüber. Hier führt er uns in die weit zurückliegende Periode der alten nordischen See- und Kriegskönige; aber er zeigt sie uns nicht selbst, sondern läßt uns ihren auf das Große und Imponirende gerichteten Sinn durch den Anblick eines ihrer aus erratischen Blöcken gebildeten Grabmäler fühlen, das sich in kühnen und großen Formen von einem grauen bewegten Himmel abhebt.

Die Erwerbung der beiden letztgenannten Gemälde ist aus den Zinsen der Pröll-Heuer-Stiftung erfolgt; diejenige des Riesthal'schen Werkes aus den eigenen Mitteln der Sammlungen.

Bücherbesprechungen.

□ Christenthum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre. Von C. Radenhausen. Hamburg, O. Meißner. — Ex ungue leonem! Der Titel genügt, um den Inhalt des Buches zu charakterisiren. Die Rückkehr zur „einfachen" Lehre Jesu wird als das alleinige Mittel zum innern Frieden der zerspaltenen Christenheit gepriesen; denn das geschichtliche Christenthum, auch in der katholischen und evangelischen Gestalt ist ein Machwerk der Priester alter und neuer Zeit. Die „einfache" Lehre Jesu ist freilich dem Verf. noch lange nicht einfach genug, selbst in der mehr als rationalistischen Verdünnung, in der er sie bietet; der „einfache Gottesglaube" der Zukunft und der geläuterte Standpunkt des aufgeklärten Jahrhunderts verlangt, daß diejenigen Lehren von „Jeschuah", wie der Verf. wiederholt zu schreiben liebt, zurückgelassen werden, welche durch fortschreitende Erkenntniß übertroffen worden sind. In diesem Tempel der Aufklärung sind Juden und Christen brüderlich vereinigt; „Mauscheh (Moses) und Jeschuah fänden ihren Platz in der Walhalla der Menschheit (wie sie der Verf. anstrebt) neben allen anderen edlen Männern aller Zeiten und Völker". Auf ihre Neuheit braucht diese Weisheit nicht stolz zu sein.

—st. Moses Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik M's. Herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. 2 Bde. Leipzig, 1880, Leop. Voß. — Was vor 100 Jahren Moses Mendelssohn, dieser feinfühlige, milde, gerechte Mann, der mit sokratischem Scharfsinn die kindliche Bescheidenheit vereinte, für Aufklärung und Humanität gewirkt hat, was ihm die deutsche Literatur dankt, die großen Verdienste, die er sich um die Aufklärung und Germanisirung seiner Glaubensgenossen erworben hat, das Alles ist oft, ja fast überschwenglich gepriesen worden. Insbesondere haben die Juden ihren allerdings großen Reformator nicht selten in panegyrischer Weise gefeiert, seine Beziehungen zu Leibniz einerseits, zu Kant andererseits über das Maß seiner wirklichen Bedeutung für die Philosophie erhoben. Dieser Fehler, dessen Entstehen man sich psychologisch sehr wohl erklären und den man entschuldbar finden wird, wenn man erwägt, welche expansive Wirkung diese bedeutende Erscheinung eines glänzenden National-Schriftstellers und die durch ihn bewirkte Erlösung von Jahrhunderte langem geistigem und sozialem Drucke auf die Juden ausüben mußte, diese vergötternde Ueberschätzung, welche der historischen und objectiven Werthschätzung nur Eintrag thut, finden wir in dem vorliegenden nüchternen, sachlichen Werke auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Weder der nagende Rost des Neides und Hasses, noch das funkelnde Sprühfeuer übermäßigen Lobes gewahren wir an dem Bilde, das uns der Verfasser von Mendelssohn entwirft. Edel und schlicht steht er vor uns, von dem Eduard Zeller in seiner Geschichte der deutschen Philosophie sagt: „Er war eine Persönlichkeit, welche die schönsten und besten Züge der Zeitbildung in seltener Reinheit an sich trug." Die Art, wie Brasch in seiner Einleitung jenen klaren, edlen Geist uns in den Hauptzügen seiner Thätigkeit vorführt, verdient das uneingeschränkte Lob; denn wir empfangen eine unbefangene, warm aber maßvoll gehaltene Darstellung seines äußeren und inneren Entwickelungsganges, seiner schriftstellerischen und persönlichen Individualität, welche unser Interesse an Mendelssohn's z. Th. einer unverdienten Vergessenheit anheimfallenden Werken ansacht. Nicht minder sind es die den einzelnen Schriften vorangeschickten Einleitungen und Vorbemerkungen, welche uns mit dem Inhalt und Gedankengang jenes lichtvollen Philosophen vertrauter machen. Neben den größeren Schriften metaphysischen, ethischen, ästhetischen und apologetischen Inhalts finden wir auch eine Anzahl kleinerer Essays mit aufgenommen, welche interessante philosophische Probleme in geistvoller Weise behandeln, und zwar alles nicht chronologisch, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten angeordnet, so gut bei Mendelssohn's Eigenheit eine systematische Zusammenstellung möglich war. Wenn man diese von dem Streben nach Wahrheit, Aufklärung und Duldsamkeit durchdrungenen, formvollendeten Schriften wieder liest, wenn man die Worte Mendelssohn's an Bonnet (9. Febr. 1770) liest: „In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemeinsam haben", dann kann man nur bedauern, daß wir ein Jahrhundert später jenem ersehnten Goldenen Zeitalter noch so fern sind, vielleicht ferner als damals. Die neue, correcte Ausgabe von Brasch wird hoffentlich dazu beitragen, daß sich so Mancher, aus dem wüsten Lärm des Tages flüchtend, wieder gern in diese Abhandlungen vertieft, die uns in classischer Prosa stets aufs Neue anmuthen, anregen und erheben.

Unterhaltungsliteratur. Die von Hartleben's Verlage veranstaltete Ausgabe ausgewählter Werke des Nestors polnischer Dichtkunst J. J. Kraszewski hat neuerdings die nachstehenden Romane, Erzählungen ꝛc. in guter Uebersetzung dem deutschen Lesepublicum zugänglich gemacht: 1) Wie Herr Paul freite. Wie Herr Paul heiratete. Zwei Erzählungen. 2) Der verlorene Sohn. Eine Erzählung aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts; 2 Bände. 3) Die Sphinx. Roman. 4) Der dritte Mai. Historisches Drama in 5 Aufzügen. Stahl und Stein. Dramatisches Sprichwort. Die Erzählungen und Romane des Verfassers werden schon mit Rücksicht auf die lebensvollen Schilderungen der socialen Verhältnisse seines Vaterlandes und die Rückblicke auf weniger bekannte Perioden der Geschichte desselben, welche gleichsam deren Basis bilden, Interesse erregen; beherrscht doch neuerdings die historische Tendenz auch unsere schöne Literatur in einer Weise, daß man dem Romanschriftsteller und Novellisten nur anrathen kann, seine Stoffe der Geschichte zu entnehmen: dazu weiß der Verfasser mit großem Geschick aus geringfügigem Stoffe Landschaftsbilder und Seelengemälde zu schaffen, welche die Theilnahme des Lesers wachrufen und zumeist bis zum Schlusse unvermindert erhalten. Gleich anziehend sind die beiden größeren Erzählungen unter 2) und 3): während in der ersteren der historische Charakter besonders ausgeprägt hervortritt, schildert der Verfasser in der zweiten das Lebensbild eines jüngeren polnischen Künstlers, welcher dem Glücke und der Kunst durch die Weiber — diese Sphinxe in Menschengestalt — entzogen wird. Die beiden Erzählungen unter 1) sind kleine Cabinetstückchen. Die Schilderung des Dagestolzen, seiner erwachenden Neigungen und seiner damit verbundenen inneren Kämpfe ist überaus lebenswahr und treffend. Das historische Drama „Der dritte Mai" ruft die Ueberzeugung wach, daß auf dem dramatischen Felde dem Verfasser nicht dieselben Lorbeeren erblühen werden, wie auf dem des Romans und der Novelle. Das dramatische Sprichwort „Stahl und Stein" ist ein hübsches Genrebildchen, allein auch ohne höheren Werth.

Als ein Volksschriftsteller im besten Sinne des Wortes erweist sich Armin Stein (H. Nietschmann) in seinen deutschen Geschichts- und Lebensbildern (Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses). Die uns vorliegenden Bände IV und V bieten ein Städtebild aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts: „Der Salzgraf von Halle" und eine historische Erzählung aus dem VIII. Jahrhunderte: „Editha", die gleichfalls in der Gegend des Saalthales spielt und in welcher der Verfasser den Sieg des Christenthums

über das Heidenthum unserer Vorfahren anschaulich zu schildern bestrebt ist. Einen recht glücklichen Ton hat derselbe in seinen schlichten „In der Dämmerstunde“ überschriebenen Geschichten angeschlagen, das sind auch deutsche Geschichts- und Lebensbilder, „aus vaterländischer Geschichte geschöpft und deutsches Leben spiegelnd“, zwar in einen engeren Rahmen eingeschlossen und doch phantasiereich und anmuthig und dabei sittlich bildend vom Anfange bis zum Ende. Wir wünschen ganz besonders diesen „schlichten Geschichten“ eine recht weite Verbreitung in unserem Volke.

In das Bereich der historischen Erzählungen fallen wieder zwei im Verlage von Richter & Kappler in Stuttgart erschienene Werke „Deutsche Treue“ von Eduard Jost und „Meister Norden“ von Hans von Zollern. In der ersteren führt uns der durch seine früheren Schriften „Studios Rheinfahrt“, „Christlich oder Päpstlich“ u. a. bekannte Verfasser in die Zeit der größten Ohnmacht und Schwäche unseres Vaterlandes, in welcher Ludwig XIV. ein Stück desselben nach dem andern ungestraft an sich reißen durfte, und illustrirt an der Hand einer auf realem, streng historischem Grunde aufgebauten Erzählung das Wort des Grafen Moltke, welches derselbe vor Kurzem im Reichstage sprach: „Die Trümmer am Rhein und am Neckar sind die Denkmäler unserer einstigen Schwäche.“ Im „Meister Norden“ spiegelt sich ein interessantes Stück freireichsstädtischen und nordisch hanseatischen Lebens ab, — der muthige Kampf der Danziger Bürgerschaft gegen die Ritter des Deutschen Ordens, die ihre bürgerliche Selbständigkeit und Freiheit bedroht, sowie gegen das sie und die gesammte deutsche Cultur von allen Seiten umringende Slaventhum. „Die Begebenheiten, über welche wir zu berichten haben, ereigneten sich zur Zeit der Vorgeschichte Danzigs, einer damals mächtigen Hansestadt und zugleich Freistaat (!); in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts“ — so leitet der Verfasser seine Erzählung ein, um sich sodann ohne Weiteres in mediam rem zu begeben.

Wenig entzückt haben uns die beiden neuesten Publicationen des fruchtbaren Schriftstellers Sacher-Masoch: Neue Judengeschichten, die im E. L. Morgenstern'schen Verlage in Leipzig und Galizische Geschichten, die in L. Frobeen's Verlag, Bern und Leipzig, erschienen sind. Die „Judengeschichten“ sind anderweite flüchtige Nachahmungen der ähnlich betitelten — „Die Juden von Barnow“ — aber viel höher stehenden Franzos'schen Erzählungen, die „Galizischen Geschichten“ dagegen bunte zusammengewürfelte Skizzen und Charakteristiken galizischer Verhältnisse und Typen, die ein höheres Interesse nicht zu bieten vermögen. Es ist zu beklagen, daß das unbestreitbare Erzähltalent des begabten Verfassers neuerdings — vielleicht in erster Reihe infolge der „Massenproduction“ desselben — so geringe Erfolge aufzuweisen vermag.

Die Klage, daß es wegen der verhältnißmäßig hohen Preise so schwer sei, gute Bücher sich eigenthümlich zu erwerben, und damit von den Leihbibliotheken sich zu emancipiren, hat der Verlagshandlung von W. Spemann in Stuttgart Veranlassung gegeben, unter dem Namen „Collection Spemann“ eine Reihe guter belletristischer, historischer, geographischer Werke zu dem in der That erstaunlich billigen Preise von 1 ℳ pro Band, geschmackvoll eingebunden, herauszugeben und damit Gelegenheit zu gewähren, den guten alten Brauch einer „Hand- und Hausbibliothek“ wieder zu Ehren zu bringen. Der erste Band enthält zwei Erzählungen der begabten Schriftstellerin Louise v. François, Phosphorus Holländer, die Freuden und Leiden eines Junggesellenlebens schildernd, und „Zu Füßen des Monarchen“, in etwas allzubreiter Darstellung die Wahrheit des Satzes belegend, daß die schönste Pflanze kümmerlich verderben wird, wenn man sie in fremden Boden zu versetzen unternimmt. Eine warme Charakteristik der Verfasserin von Joseph Kürschner leitet das Bändchen ein.

Auch ein bemerkenswerthes periodisches Unternehmen bereitet die Verlagshandlung von Albert Goldschmidt in Berlin vor, nämlich eine „Klassische Novellen-Bibliothek“ — richtiger würde es heißen müssen: eine Bibliothek klassischer Novellen! — aus der Literaturperiode 1750—1850. Der uns vorliegende erste Band enthält die manchem unserer Leser gewiß bekannte Novelle A. v. Tromlitz's „Die Vierhundert von Pforzheim“. Berücksichtigung sollen nach dem Prospecte ferner finden die Werke von der Velde's, F. v. Gaudy's, Blumenhagen's, v. Houwald's, C. T. A. Hoffmann's, von Brentano, Clauren, v. d. Droste-Hülshof, Fouqué, Hauff, v. Voß, Immermann, Musäus, Rochlitz, Herlossohn u. A. Jeder eine abgeschlossene Erzählung enthaltende Band kostet 50 ₰.

Mit der Anzeige eines eigenartigen Werkes, eines Romans, aus welchem südliche Gluth und glühende Phantasie hervorleuchtet, beschließen wir unsere heutige Revue. Es ist dies: Salvator Rosa. Roman von Wolfgang Kirchbach. 2 Bände. Leipzig, Verlag von Breitkopf u. Härtel. Die geschichtlichen Charaktere sind vorzüglich geschildert; abgesehen davon, daß die Schreibweise des Verfassers bisweilen an das Bizarre grenzt, kann Salvator Rosa als einer der besten historischen Romane bezeichnet werden, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. Bisher ist uns der Verfasser nur als Märchenerzähler bekannt geworden: sollte „Salvator Rosa“ sein erster Versuch auf dem Gebiete des historischen Romans sein, so würde dessen Ausführung doppelt anerkennenswerth sein. Das Werk ist übrigens dem „Freunde und Meister“ des Verfassers, dem Rector am hiesigen Staatsgymnasium Prof. Richard Richter zugeeignet.

†— Als 7. Heft der Schalkbibliothek ist soeben bei Fr. Thiel in Leipzig erschienen: „Ein Don Juan-Examen, Humoreske von Franz Koppel-Ellfeld. Der als Dichter und Feuilletonist vortheilhaft bekannte Autor bringt hier auf dem engbegrenzten Raume von 75 Seiten eine durch die gelungene Mischung heiteren Humors mit ernster Weltanschauung und scharfer Satyre wirklich fesselnde Erzählung. Junker Tropp auf Troppwiß faßt, getrieben theils von der scheinbaren Langenweile des Landlebens, theils von der Furcht vor einer in ihm aufsteimenden ernsten, seiner Ansicht nach unerwiderten Liebe, den tollen Entschluß, sich unter der Leitung eines in derartigen Dingen erprobten Freundes in den Vergnügungsstrudel der Residenz zu stürzen und sich zum vollendeten Don Juan auszubilden oder ausbilden zu lassen. Schon beim ersten Debüt in der Praxis krönt ein vollkommener Mißerfolg sein edles Streben. Die ernste ruhige Klarheit, mit welcher ihm das verspätete unschuldige Mädchen und dessen aus Kernholz geschnitzter Bräutigam entgegentreten, lassen ihn erkennen, daß er nicht das Zeug zu diesem Lotterleben hat, daß er sich auf Irrwegen befindet und daß der Mensch arbeiten muß, wenn er nicht auf böse Gedanken kommen will. Als Don Juan-Examen fertigt er daher eine praktisch-wissenschaftliche Arbeit, kehrt nach einigen ernsten Zwischenfällen aufs Land zurück und das Ganze endet mit der früher gefürchteten, jetzt ersehnten Vereinigung mit Cousine Aurora. In diesem scheinbar einfachen Rahmen werdem dem Leser eine Fülle reizender Einzelheiten geboten. Je seltener in unserer kampfschweren und pessimistischen Zeit der Humor wird, desto willkommener muß uns die Gabe eines Humoristen sein, der in geistvoller Weise und mit lachendem Munde treffende Wahrheit sagt, namentlich wenn er sich als Satyriker von jeder Plumpheit fern hält, und immer ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen behält. Man vergißt hierbei gern, daß an einigen wenigen Stellen die Farben etwas lebhaft aufgetragen sind, und erfreut sich auch, wenn man hier und da einem alten Bekannten aus Kalau begegnet. Das sind Kleinigkeiten, welche dem Werthe des Ganzen keinen Abbruch thun. Das gut ausgestattete, mit vortrefflichen Illustrationen versehene Werkchen (Preis 1 Mark) kann entschieden als eine Bereicherung auf dem Gebiete der humoristischen Literatur angesehen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 62. Donnerstag, den 4. August. 1881.

Inhalt: Die Coburg-Gothaer Hofbühne. — Bücherbesprechungen (Wilhelm Braune's „Gotische Grammatik" und „Althochdeutsches Lesebuch". „Historische Wandlungen in unserer Muttersprache", von W. Geisttbeck. Beiträge zu einem Hennebergischen Idiotikon, von Balthasar Spieß. Verzeichniß der alten Handschriften und Drucke in der Domherren-Bibliothek zu Zeitz, von Fedor Bech. Goethe's Pädagogik, von Dr. F. Eiselen). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Die Coburg-Gothaer Hofbühne.

—g. **Gotha**, im Juli. Gestatten Sie mir heute, Ihnen eine kurze Charakteristik unseres Hoftheaters zu geben, welches in jüngster Vergangenheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, weil der Opernverband desselben aufgelöst wurde.

Der mit der Geschichte des deutschen Theaters näher Vertraute weiß, welche hervorragende Rolle das Theater von Gotha in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gespielt hat. Wir wollen nur flüchtig darauf hinweisen, daß Gottsched drei sogenannte „Opern" anführt, welche zu Coburg dargestellt worden sind; er meint damit Schuftomödien, in denen Musik vorkam. Der Titel einer dieser „Opern" lautet: „Die gehöhnte aber endlich gekrönte Gottesfurcht, an Daniel in der Löwen-Gruben vorgestellet"; die Aufführung fand statt im Jahre 1687. Man hatte kurz zuvor (1684) eine Schaubühne anfertigen lassen „zu Opern-Balleten und Comoedien, vor welcher etzliche hundert Personen zum Zuschaun genugsam Platz haben". Um dieselbe Zeit wurde ein Bühnenverein gegründet, welchem selbst fürstliche Personen als Schauspieler beitraten. Aus den Jahren 1776—80 gaben nicht weniger als sechs umherziehende Gesellschaften Vorstellungen in Coburg; 1794 erhielt die renommirte Truppe von D. G. Quandt Erlaubniß, im herzoglichen Ballhause zu Coburg zu spielen und sand vorzugsweise mit Iffland'schen Stücken Beifall. Für den Culturhistoriker dürfte die Notiz interessant sein, daß die Schüler des Gymnasiums zu Coburg am 28. Sept. 1798 Schiller's „Räuber" zur Darstellung brachten. Der Quandt'schen Schauspielergesellschaft folgten von 1799—1827 eine bunte Reihe von Theaterdirectionen; als Curiosum sei erwähnt, daß 1827, als der Director Eberwein seine Leute im Stiche ließ, ein Candidat der Theologie die Leitung der Gesellschaft übernahm, um bald darauf gleichfalls zu verschwinden.

Zu Gotha wurde 1775 das vom Herzog Ernst II. errichtete stehende Hoftheater eröffnet, auf welchem die damals berühmte „Königl. Großbritannische Schauspielergesellschaft" unter Direction des Abel Seyler spielte. Technischer Director war damals der in der Geschichte des deutschen Theaters als Stern erster Größe glänzende Konrad Eckhof. Während seiner Thätigkeit debütirte am 15. März 1777 A. W. Iffland im Alter von 18 Jahren, dann auch die gleichfalls namhaften Künstler Joh. David Beil und Heinr. Beck. Damals hob sich das Gothaische Theater zu einer in Deutschland noch nicht erreichten Kunststufe; leider wurde ihm der unvergeßliche Eckhof schon 1778 durch den Tod entrissen. Wir übergehen die dazwischenliegende Periode und erwähnen nur, daß am 1. Juli 1827 die neue, jetzige Hofbühne Coburg-Gotha begründet wurde, bis endlich beide Residenzen im Jahre 1840 selbständige Theatergebäude empfingen. Wenn seit dieser Zeit Gustav v. Meyern 1860—68, Ed. Tempelley 1868—74, Becker von 1874 ab officiell als Intendanten fungirten, so war und ist doch der jetzt regierende Herzog Ernst II. die Seele des Ganzen. Vielleicht noch mehr als sein Vetter, der Herzog Georg von Meiningen, widmet er sich der obersten Leitung aller Theaterangelegenheiten. Herzog Ernst von Coburg-Gotha hat das Verdienst, zuerst in Deutschland mit seinem damaligen Theaterdirector Friedrich Haase Shakespeare'sche Stücke in jener realistischen Weise inscenirt zu haben, wie sie in England üblich war und neuerdings von den Meiningern mit so viel Glück nachgeahmt worden ist. Ohne in das Schablonenhafte der Meininger zu verfallen, hat sich Herzog Ernst jenes musterhafte Zusammenspiel als Ziel gesteckt, welches Laube während seiner Führung des Burgtheaters mit so großem Erfolg cultivirte. Als Opernkomponist ferner hat Herzog Ernst von Coburg-Gotha allerdings einen weithin bekannten Namen — sind doch seine großen Opern „Santa Chiara" und „Diana von Solange" sogar im Opernhause zu Paris aufgeführt worden. Ein genaues Studium aber der betreffenden Libretti und Partituren hat uns überzeugt, daß jene beiden Werke noch viel mehr Furore gemacht haben würden, wenn sie nicht — ein Herzog geschrieben hätte! Libretto wie Composition kommen denjenigen der „Hugenotten" von Meyerbeer an Bedeutung ziemlich nahe, „Santa Chiara" bekundet eine genaue Kenntniß des Wagner'schen Styles, „Diana von Solange" bricht einem neuen Style Bahn. Abgesehen von seiner hohen geistigen Begabung, welche zweifellos an diejenige seines Bruders, des Prinz-Gemahls Albert von England, erinnert, verdankt Herzog Ernst diese Leistungsfähigkeit dem Umgange und Unterricht von Männern wie Mendelssohn, Meyerbeer, Reißiger, Moscheles, Wagner, Liszt, Thalberg u. s. w.

Nach außen hin hat man vielfach seine Vorstellung davon, was so eine kleinere Hofbühne zu leisten vermag. Wenn innerhalb des Zeitraumes von 1827—77 an 7529 Abenden nicht weniger als 9165 verschiedene Stücke aufgeführt wurden, so sind diese Zahlen vielleicht nicht ohne Weiteres durchsichtig genug für Jeden. Darum fügen wir hinzu, daß während der Theatersaison sowol in Coburg wie in Gotha nur ganz ausnahmsweise Wiederholungen von Opern und Schauspielen stattfinden. Es liegen uns eine Reihe von Jahrgängen vor, aus denen ersichtlich ist, wie innerhalb der Zeit von je vier Monaten jede Woche zwei Opern neu einstudirt gegeben wurden, darunter Opern jeder Gattung. Um einen Begriff zu geben von der ganz enormen Anspannung der Bühnenmitglieder, greifen wir nur die eine Thatsache heraus, daß z. B. im Jahre 1876 in Coburg und Gotha aufgeführt wurden: 4 Trauerspiele, 38 Schauspiele, 45 Lustspiele, 72 Opern, nur je 2 Operetten und Singspiele, desgleichen nur 11 Schwänke und Possen. Geradezu alle irgend nennenswerthen Opern sowie alle guten Neuheiten im Schauspiel wurden hier berücksichtigt, alle hervorragenden Kräfte der deutschen Bühne zu Gastspielen herangezogen. Es ist kein Name von Bedeutung, welcher nicht hier seine Vertretung ge-

funden. Wir heben wenigstens einige von ihnen hervor: Ira Aldridge, D. Artot, Schröder-Devrient, Bürde-Ney, Dawison, E. Devrient, Th. Döring, H. Eßlair, H. Fichtner, W. Kunst, H. Marx, M. Seebach, H. Rubini, Henriette Sontag, Tichatschek, Ch. Wolter u. A. Aus den namhafteren in Coburg-Gotha engagirt gewesenen Künstlern sind zu nennen: Frau Frieb-Blumauer, Fr. Bochholz-Falioni, H. Bognar, Doebbelin, Frl. Garrigues, Fr. Grün, Friedr. Haase, Frl. v. Hagen u. A. Unter dem gegenwärtig thätigen Bühnenpersonal sind am bekanntesten in weiten Kreisen die beiden Brüder Brückner, zweifellos die ersten lebenden Decorationsmaler Deutschlands. Nicht blos zu den Wagner-Vorstellungen in Bayreuth, sondern für die meisten namhaftesten Theater haben diese Herren Coulissen gemalt, welche an Schönheit wie eventuell an Treue des Styles unerreicht dastehen. Um die Decorationen zu „Julius Cäsar" möglichst historisch treu zu treffen, haben sie selbst Reisen nach Rom nicht gescheut; von dem Talent dieser Brüder Brückner zehren die Meininger Schauspieler. Ganz besonders hervorragende Kräfte hat der Herzog für seine Oper zu gewinnen gewußt; meist „entdeckte" er sie selbst, ließ sie dann bei der Viardot-Garcia ausbilden und fesselte sie durch die erwiesenen Wohlthaten an sich. So z. B. hat die Coburg-Gothaer Oper bis zu ihrer Auflösung eine Kraft ersten Ranges besessen in Frl. Helene Gerl, welche als Coloraturssängerin nur an der Patti eine Rivalin hatte und mit meisterhaft geschulter, nicht großer aber edler Stimme Rollen wie Dinorah, Frau Fluth, Rosine, Lucia, Nachtwandlerin u. s. w. unübertrefflich sang. Ihr zur Seite wirkten Hr. Feßler, wol der beste lyrische Bariton, welchen Deutschland gegenwärtig neben Gura besitzt, und Hr. Eilers, welcher als Bassist zu den Bayreuther Nibelungenaufführungen mit herangezogen wurde. Von dem Schauspielpersonal heben wir hervor Frl. Schröder, welche als Tragödin einer Charlotte Wolter und Clara Ziegler würdig zur Seite zu treten vermag, aber ebenso wie Frl. Gerl die stille Zurückgezogenheit dem unberechenbaren Erfolg des Gastirens vorgezogen. Nach Auflösung der Oper soll das Schauspiel mit derselben Sorgfalt gepflegt werden wie bei den Meiningern, doch so, daß der Individualität des einzelnen Künstlers mehr Freiheit gelassen wird, als bei jenen. Die gegenwärtige Intendanz und Direction hat eine ganze Reihe von Vorstellungen in ihrem Repertoire zu verzeichnen, welche man als Muster getrost bezeichnen darf. Möge ihre Pflege des Dramas in Zukunft noch reiche Früchte tragen, damit eine der besten Pflanzstätten deutschen Schauspieles erhalten und von Erfolg gekrönt bleibe.

Bücherbesprechungen.

R—n. Ein sehr willkommenes und ohne Zweifel auch ersprießliches Unternehmen ist von Wilhelm Braune, früher Professor der deutschen Philologie in Leipzig, jetzt in Gießen, ins Leben gerufen worden, eine „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialecte", welche er selbst durch eine „Gotische Grammatik mit einigen Lesestücken und Wortverzeichniß" (Halle, Niemeyer 1880) in würdigster Weise eröffnet hat. Braune gehört dem Kreise der sogenannten „Junggrammatiker" an, welche neuerdings eine bedeutende Wirksamkeit entfalten und vielfach neue Resultate zu Tage förderten. Hören diejenigen unter ihnen, die nicht allein Sprachforscher, sondern auch speciell Germanisten sind, durch ihre grammatischen Studien nicht auf, der Philologie zu dienen, so trennen sie sich doch andererseits auch von den Vertretern der alten Schule, welche ihre Aufmerksamkeit weniger auf die Ursachen der Erscheinungen und auf den großen und allgemeinen Zusammenhang als auf den vorliegenden Thatbestand und den individuellen Sprachgebrauch eines einzelnen Sprach- und Literatur-Denkmals gerichtet halten. Mancher deutsche Philolog mag gespannt gewesen sein auf die Haltung der Gotischen Grammatik von Braune, in wie weit sie nach beiden Richtungen hin ihre Grenzen gesteckt haben wird. Da werden nun die Meisten ohne Zweifel sehr befriedigt sein, daß der Verfasser ein philologisches Buch lieferte, daß er principiell bestrebt war, „die gotische Sprache möglichst nur aus sich selbst zur Anschauung zu bringen" und daß er es vermied, „zerstreute Brocken aus der vergleichenden Grammatik einzumischen". Die grammatische Darstellung Braune's zeichnet sich durch Faßlichkeit, Klarheit und Kürze des Ausdrucks vortheilhaft aus. Die neuen sprachwissenschaftlichen Resultate sind verwerthet, doch wäre es erwünscht gewesen, wenn nicht nur hie und da, sondern immer und immer die ältere und bei vielen noch geltende Lehre Jacob Grimm's entweder im Texte selbst oder auch in Anmerkungen kurz angegeben wäre; so namentlich bei der Betrachtung des i, bei der ō-Declination der starken Feminina. Denn Jeder muß doch, sobald er Deutsch treibt, Grimm's Grammatik kennen, wenn auch im Einzelnen die Forschung andere Gesetze gefunden hat, so gut wie auch von dem modernen Botaniker die Kenntniß des Linné'schen Systems verlangt wird. Für den Selbstunterricht ist das Buch von Braune von ganz bedeutendem Werthe; ob es beim Unterrichte auf der Universität mit Vortheil zu Grunde gelegt werden kann, muß erst die Erfahrung lehren. Dem Referenten scheint es für den Unterricht doch etwas zu viel Material zu bieten und dem Lehrer zu wenig übrig zu lassen, sobald nur wenige Stunden wöchentlich zu Gebote stehen. Braune stellt als zweites Stück der Sammlung als „Ergänzung zu seinem Lesebuche" nun sicher in kurzer Frist einen Grundriß der althochdeutschen Grammatik in Aussicht. Auf dieses Buch wird allerdings schon längst gewartet; für keinen Theil der älteren Grammatik ist aber auch eine Neubearbeitung so dringend nöthig wie für diesen. Inzwischen ist nun in Braune's Sammlung eine mittelhochdeutsche Grammatik von Hermann Paul erschienen, über welche wir später zu berichten gedenken. Dagegen wollen wir für jetzt nicht unerwähnt lassen, daß von Wilhelm Braune's „Althochdeutschem Lesebuch" vor Kurzem eine zweite Auflage erschienen ist (Halle, Niemeyer 1881). Besaßen wir auch schon verschiedene Lehr- und Lesebücher des Althochdeutschen, ist diese Periode auch in Wackernagel's und Schade's größeren Lesebüchern vertreten, so kam doch Braune's Werk einem wirklichen Bedürfnisse entgegen. Die Correctheit der Texte, die verständnißvolle Auswahl, die Zuverlässigkeit des Glossars gewannen dem Buche, welches zuerst 1875 herauskam, zahlreiche Freunde, und so wird auch die neue Auflage für das Studium des Althochdeutschen vielseitig benutzt werden, auch von solchen, die sich bereits im Besitze der ersten befinden. Denn einige wichtige Stücke, wie besonders die von Barack entdeckten und urkundlich editen beiden Gedichte Memento mori und das Straßburger Ezzo-Fragment, sind neu hinzugekommen. Der Herausgeber hat es sich auch weiterhin angelegen sein lassen, sein Buch hinsichtlich der Texte, der literarischen Nachweisungen und des Glossars im Einzelnen zu bessern und zu ergänzen.

R—n. Mannigfache Versuche sind schon angestellt worden, die Ergebnisse der vergleichenden wie der historischen Sprachforschung in abhandelnder Form einem weiteren Kreise vorzutragen und zu vermitteln. Für unser deutsches Publicum schufen in solcher Weise verschiedene heimische Gelehrte, an deren Spitze ohne Zweifel August Schleicher mit seinem berühmten Werke über die deutsche Sprache steht. Aber auch fremde und in fremder Sprache abgefaßte Sprachbetrachtungen wie die Max Müller's und W. D. Whitney's fanden bei uns durch Uebersetzungen und Bearbeitungen Eingang und bereitwillige Aufnahme. Eine Verbindung des allgemein sprachwissenschaftlichen und des historisch grammatischen Elementes in

der Sprachbetrachtung, wie sie namentlich in jenem Buche von Schleicher versucht worden ist, finden wir in einem ähnlich gehaltenen Schriftchen von Dr. Michael Geistbeck „Historische Wandlungen in unserer Muttersprache. Ein Beitrag zur Förderung des grammatischen Studiums und Unterrichts“ (München, Ackermann, 1881). Die populäre Absicht des Verfassers bekundet der Titelzusatz, und so ist auch die Behandlung und Darstellung eine populäre, aber in gutem Sinne populäre. Der Verfasser schließt sich an Whitney's Buch über Leben und Wachsthum der Sprache an und betrachtet nach dessen verschiedenen Eintheilungsprincipien unsere deutsche Sprache in ihren Wandlungen, welche sich in Veränderungen, Verlusten und Neubildungen offenbaren. Der Verfasser steht noch vielfach auf dem Standpunkte Jacob Grimm's. Wenn nun auch neuere Forschungen andere Ergebnisse erzielt haben, so sind diese doch noch lange nicht durchaus festgestellt und allgemein anerkannt und darum auch noch nicht für die populäre Lehre reif. Insofern ist Geistbeck's Verfahren sehr zu billigen, gleichwol hätten in manchen Fällen die neueren Doctrinen wenigstens mit Vorbehalt erwähnt werden sollen, wie z. B. bei der sogenannten Brechung. Die vom Verfasser zur Erläuterung beigebrachten Beispiele sind meist zutreffend und geben Zeugniß von einem eindringenden Studium, doch zeigt sich daneben auch, daß der Verfasser zu einem kräftigen grammatischen Denken noch nicht völlig gelangt ist, welches, abgesehen von der individuellen Begabung, nur durch fortgesetzte Lectüre, nicht blos durch das theoretische Studium der sprachlichen Werke, der Grammatik und des Lexikons errungen werden kann und nicht nur durch Lectüre der zurechtgemachten Ausgaben, sondern auch der Handschriften und der alten Drucke mit besonderer Berücksichtigung des Mundartlichen und des Culturgeschichtlichen. Es ist hier nicht der Ort, einzelne Irrthümer in Geistbeck's Schriftchen anzumerken und zu berichtigen. Im Ganzen sind es ihrer nur wenige. In ihrer Gesammtheit macht die Arbeit einen recht vortheilhaften Eindruck und kann allen, die sich für unsere Muttersprache näher interessiren, wegen ihres mannigfaltigen und lehrreichen Inhaltes empfohlen werden.

R—n. Balthasar Spieß in Meiningen hat sich schon mannigfach verdient gemacht um die Aufzeichnung und Verwerthung der volksthümlichen Tradition und der Volksmundart im Henneberger Lande. Nach seinem kleinen Buche „Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen“ (Wien 1869) ließ er zur Ergänzung der schätzenswerthen und selbst hervorragenden Arbeiten von Georg Brückner und Friedrich Sterzing in Frommann's „Deutschen Mundarten“ und mit Beschränkung auf ein engeres Gebiet eine eigene kleine Schrift „Die Fränkisch-Hennebergische Mundart“ (Wien 1873) folgen, in welcher er hauptsächlich eine Darstellung der Laut- und Flexionsverhältnisse versuchte. Im 7. Bande (dem ersten der neuen Folge) von Frommann's „Deutschen Mundarten“ (Halle 1877) lieferte Spieß „Beiträge zu einem Hennebergischen Idiotikon“, welche bis in den Buchstaben U gelangten. Frommann's verdienstvolles Unternehmen fand leider nicht die rechte Unterstützung und wurde deshalb nicht fortgesetzt. So mußte auch die Arbeit von Spieß ein Bruchstück bleiben, falls nicht ein anderes Organ zu Gebote stand oder dem ganzen Idiotikon ein hilfreicher Verleger die Existenz und das Fortleben sicherte. Der Verleger der genannten Schriften von Spieß, Wilhelm Braumüller in Wien, bekanntlich ein geborener Thüringer, der seinem Heimathlande die treueste Anhänglichkeit bewahrt hat, nahm sich auch dieses letzten Werkes von Spieß freundlich und opferwillig an und ließ es unter seiner weltberühmten Flagge hinausgehen*), wofür ihm auch von Seite der deutschen Sprachforscher Dank gezollt werden muß. Denn wenn auch das Idiotikon von Spieß trotz der Beihilfe Karl Regel's und Karl Frommann's die Hand des Dilettanten nicht durchaus verleugnen kann, so ist es doch als Materialiensammlung von Bedeutung und Werth. Das berühmte Hennebergische Idiotikon von W. F. H. Reinwald (Schiller's Schwager) aus den Jahren 1793 und 1801 wird durch die neue Sammlung des Hennebergischen Wortschatzes zwar nicht überflüssig gemacht, aber doch ergänzt und historisch fortgeführt und modificirt. Durch die Verweisungen auf wichtige Idiotika (wie von Schmeller, Stalder, Schleicher, Weinhold, Lexer, Vilmar, Regel) ist der wissenschaftlichen Benutzung in dankenswerther Weise vorgearbeitet.

R—n. Besitzt die Domherren-Bibliothek zu Zeitz auch keinen großen Ruf als Bewahrerin hervorragender handschriftlicher Schätze, so sind doch schon verschiedene beachtenswerthe Veröffentlichungen aus ihren Handschriften erfolgt. Namentlich erwarb sich Fedor Bech, Professor am Gymnasium zu Zeitz, durch mehrere Textmittheilungen in germanistischen Fachzeitschriften und in Schulprogrammen nicht geringes Verdienst. Demselben Gelehrten verdanken wir nun auch einen vollständigen Katalog, der außer den Handschriften auch die Incunabeln berücksichtigt*). Solche Verzeichnisse haben ihren großen Werth und sollten eigentlich von allen älteren Bibliotheken existiren. Allgemach überzeugt man sich auch in den Kreisen der Regierungen von der Nothwendigkeit der Katalogisirung, und so dürfen wir hoffen, daß mit der Zeit die sämmtlichen Bibliotheken Deutschlands ihre gedruckten Handschriften- und Incunabeln-Kataloge erhalten werden. Bech verzeichnet in seiner orientirenden Einleitung zunächst in aller Kürze die andern Bibliotheken der alten Stiftsstadt Zeitz, unter denen die sogenannte Stiftsbibliothek mit über 30 000 Bänden, darunter gegen 88 Handschriften, hervorragt, dann charakterisirt er des Näheren den in der Capitels- oder Domherren-Bibliothek befindlichen Schatz an Manuscripten (87) und Incunabeln (163) nach Inhalt, Sprache und Alter und giebt hierauf eine Darstellung der mannigfachen Schicksale der Bibliothek. Am Schlusse dieses geschichtlichen Ueberblickes gedenkt der Verf. auch der neueren Veröffentlichungen, zu denen die Bibliothek den Stoff lieferte. Das Verzeichniß, in welchem erst die Handschriften, dann die Drucke an die Reihe kommen, ist äußerst sorgsam gearbeitet mit Hinweisen auf die Literatur. Bei den Incunabeln, die meist sehr alt und höchst werthvoll sind, ist immer auf Hain verwiesen, soweit in dessen großem bibliographischen Repertorium die einzelnen Stücke vertreten sind. Vermißt wird an dem trefflichen Werke Bech's ein Index der Schriften und der Autoren. Die Handschriften tragen doppelte Nummern (erst fortlaufende lateinische und dann in Klammer arabische); auf die arabischen ist in der Einleitung verwiesen; für diese zweiten Nummern hätte der leichteren Benutzung wegen sich auch eine fortlaufende Zusammenstellung mit der lateinischen Zahl daneben empfohlen. Die Ausstattung dieses Verzeichnisses ist ungemein splendid.

— Goethe's Pädagogik. Vortrag, gehalten zum Besten der Wilhelm-Augusta-Stiftung für Frankfurter Lehrerkinder am 7. Februar 1881 von Dr. F. Eiselen ꝛc. Frankfurt a. M., Diesterweg. 8°. 28 S. (Preis 50 Pf.) — Wie Goethe's Verhalten gegen alle möglichen Lebensbeziehungen, Wissenschaften und Künste schon wiederholt Gegenstand von Abhandlungen gewesen ist, so auch das Erziehungswesen; ich erinnere nur an die Schrift von Philipp Merz „Goethe als Erzieher“ (Leipzig, Brockhaus, 1864), welche eine große Anzahl auf Erziehung bezügliche Stellen aus Goethe's Werken mit entsprechender ausführlicher Einleitung enthält, sowie an „Bei-

*) Beiträge zu einem Hennebergischen Idiotikon. Gesammelt und herausgegeben von Balthasar Spiess in Meiningen. Wien, 1881. Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler. 8°. V und 296 Seiten.

*) Verzeichniss der alten Handschriften und Drucke in der Domherren-Bibliothek zu Zeitz aufgestellt und mit einem Vorworte zur Geschichte der Bibliothek versehen von Fedor Bech. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1881. (XI und 58 Seiten Lex. 8°.)

träge zu Goethe's Pädagogik", eine Reihe von Aufsätzen von Oberländer in der „Sächsischen Schulzeitung" von 1873. Obige Schrift hält sich hauptsächlich an diejenigen Ansichten über Erziehung, welche Goethe in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" niedergelegt hat. Den rechten Standpunkt zur Beurtheilung dieser Romanepisode dürfte man aber nur dann gewinnen, wenn man dieselbe mit den Grundsätzen vergleicht, welche Basedow für sein Philanthropin aufstellte. Es mag ungefähr gleichzeitig gewesen sein, daß Goethe sich im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" mit Basedow beschäftigte und daß er in den „Wanderjahren" die pädagogische Provinz schilderte, deren Eigenthümlichkeiten den von Basedow eingeführten oder wenigstens nach seinem „Elementarwerk" beabsichtigten entsprechen. So ist namentlich die den Frankfurter Schuldirector Eiselen (S. 12, 19, 27) besonders unangenehm berührende Ausschließung der Juden aus Goethe's pädagogischer Provinz nur aus einem Widerspruch gegen Basedow zu erklären, der in sein Philanthropin Kinder aller möglichen Glaubensbekenntnisse zulassen und sie durch eine „natürliche Religion" vereinigen wollte. Goethe erachtet im Gegensatz hierzu die Erziehung in einer positiven Religion für nothwendig und entschied sich für die christliche als derjenigen, welche die höchste Cultur ausgebildet hatte. Von Antisemitismus im Berliner Sinne ist dabei keine Rede.

Leipzig, 31. Juli. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Adreßbuch von Berlin, Kaufmännisches. Berlin, W. & S. Loewenthal. 4,50 ℳ.

Arioſt's „Rasender Roland". 17. bis 20. Lfg. Breslau, S. Schottländer. à 1,80 ℳ.

Armee-Eintheilung und Quartierliste des deutschen Reichsheeres und der Kaiserl. Marine für 1881. 12. Aufl. Potsdam, Ernst Siegfried. 50 ₰.

Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den besuchtesten Kurorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. 1. Lfg. Leipzig, Edwin Schloemp. à 2 ℳ.

Baedeker's Reisehandbücher: Paris und Umgebungen. 10. Aufl. 6 ℳ.; Die Schweiz. 19. Aufl. 7 ℳ. Leipzig, Karl Baedeker.

Berger, Katechismus des Girowesens. Leipzig, J. J. Weber. 2 ℳ.

Beobachter, Der, Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute ꝛc. 4. u. 5. Lfg. Zürich, J. Wurster & Cie. à 1,20 ℳ.

Bismarck, Für Fürst, und seine Wirthschafts-Politik. Berlin, Wahlverein der deutschen Conservativen.

Büttner's Predigt: Unsere Aufgabe an den Verlornen unsers Volkes. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, Von M. v. Nathusius. Juli 1881. Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 ℳ.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von Rich. Fleischer. 7. u. 8. Heft. Berlin, Otto Janke. Viertelj. 6 ℳ.

Eberſtein, Hamburgs Anschluß an das deutsche Zollgebiet. Hamburg, Otto Meißner. 2,40 ℳ.

Edardt, Chronik von Glauchau. 14. Lfg. Glauchau, Arno Peschke.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. 1. Abtlg. 22. Lfg.: Handbuch der Mathematik. 9. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Ephren, Vier Leitfragen in neuer Behandlung. Breslau, A. Heyner. 2 ℳ.

Filhé's Roman: Schloß Ifenstein. Breslau, Ed. Trewendt. 6 ℳ.

Fiſcher, Die sonn- und festtägliche Liturgie. Gotha, F. A. Perthes. 80 ₰.

Forberg's in Leipzig Neue Musikalien: Abt, Opus 582, 1 u. 2; Forberg, Op. 32; Giese, Op. 293, Nr. 1 bis 6; Loeschhorn, Op. 172, Nr. 1 bis 3 u. Op. 173; Möhring, Op. 102, Nr. 1 bis 3; Nürnberg, Op. 273, Heft 1 bis 3; Vogel, Op. 37, 38 u. 39; Wohlfahrt, Op. 66, Nr. 6 u. Op. 70, Nr. 3.

Freiberger Alterthumsverein, Mittheilungen vom, 17. Heft 1880. Freiberg, Gerlach.

Greif's Gedichte. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta. 3 ℳ.

Handelsvertrag zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, vom 23. Mai 1881. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 40 ₰.

Heman, Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1 ℳ.

v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. 20. bis 22. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Karl Günther. à 1,50 ℳ.

Huxley's, Thomas H., in Amerika gehaltene wissenschaftliche Vorträge ꝛc. Deutsch von Dr. Spengel, 1879. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Jüngſt, Die evangel. Kirche und die Separatisten und Sektierer der Gegenwart. Gotha, F. A. Perthes. 1 ℳ.

Kahnis, Der Gang der Kirche in Lebensbildern dargestellt. Leipzig, Dörffling & Franke. 8 ℳ.

Kaiſer-Wilhelm-Hymne. Von Hoffmann von Fallersleben, comp. von F. Schondorf. Güstrow, F. Schondorf's Selbstverlag. 50 ₰.

Kalender und Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen ꝛc. auf d. J. 1882. Dresden, C. Heinrich. 1 ℳ.

Kirchner, Katechismus der Logik. Leipzig, J. J. Weber. 2,50 ℳ.

Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben. 45. bis 48. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 50 ₰.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 4. Lfg. Leipzig, Heinrich Schmidt & Karl Günther. à 1 ℳ.

Kretschmer und Rohrbach, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 16. u. 17. Lfg. Leipzig, J. G. Bach. 8 ℳ.

Kyßhäuser-Photographie. Selbstverlag des Reichsfreiherrn Eduard v. Wolzogen, Berlin W., Ziethenstr. 16. 1,50 ℳ.

Lange, Katechismus der Bauconstructionslehre. Leipzig, J. J. Weber. 2,50 ℳ.

Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig 1830—1880. Die Begründung und fünfzigjährige Wirksamkeit der, Selbstverlag.

v. Leixner, Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen. 4. bis 7. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 25. u. 26. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Lindenthal, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. 1. Th. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Marx, Führer durch die Kunst- und Handelsgärtnereien und verwandten Branchen von Leipzig und Umgegend ꝛc. Neustadt-Leipzig, Wilh. Marx. Selbstverlag. 75 ₰.

Marx's neueste Uebersichts- und Eisenbahn-Karte des deutschen Reiches für 1881. Neue revid. Ausgabe. München, M. Rieger. 1,50 ℳ.

Nationalismus oder Internationale? Ein Wort über die Parteien im deutschen Reichstage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen ꝛc. 9. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 ℳ.

v. Pereira, Getreidebanken begründet auf dem Principe der Fungibilität. Wien, Manz.

Rinkleff, Systematische Darstellung des gesammten neuen Prozeßrechts. 2 Bd. Breslau, Maruschke & Berendt.

Rohmäßler, Der Wald. 3. Aufl. von Prof. Willkomm. 15. u. 16. Lfg. Leipzig, C. F. Winter. à 1 ℳ.

Schlagintweit, Indien in Wort und Bild. 26. bis 30. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1,50 ℳ.

Schreiber, Der Talmud vom Standpunkt des modernen Judenthums. Berlin, Wilh. Isleib. 1 ℳ.

Schwarz' Reiseschilderung: Algerien nach 50 Jahren französ. Herrschaft. Leipzig, Paul Frohberg.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. 10. bis 15. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 ₰.

Unſere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 7. u. 8. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Veterinärpolizei-Gesetze und Verordnungen, Die, für das Königr. Sachsen. Von Prof. Siedamgrotzky. Dresden, G. Schönfeld. 2 ℳ.

Vogt's Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde. 4. Aufl. 1879 1. u. 2. Bd. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Wallace, Die Tropenwelt nebst Abhandlungen verwandten Inhalts. Deutsch von Dr. Brauns. 1879. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Walter, Die Zwangsvollstreckung in Verwaltungssachen. Leipzig, Rossberg. 1,50 ℳ.

Weltpoſt. Blätter für deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr. 4. (Juli-) Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Viertelj. 1 ℳ.

Willkomm, Der k. k. botanische Garten zu Prag und die czechische Universität. Offener Protest gegen die geplante Theilung des Gartens ꝛc. Wien, Karl Gerold's Sohn.

Woll, Commentar zu den 3 Briefen St. Johannis. Leipzig, Köstling. 6 ℳ.

Zeitſchrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben. Von Dr. Luthardt. Heft VII u. VIII. Leipzig, Dörffling & Franke. Halbj. 4 ℳ, einzelne Hefte 1 ℳ.

Zinſen- und Dividenden-Tabelle, Allgemeine, Nr. 4. Von Franz Voigt, Coupons-Cassirer der Berliner Handelsgesellschaft. Berlin, Selbstverlag. Jährl. 3,75 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 63. Sonntag, den 7. August. 1881.

Inhalt: Zu Molière's Tartüffe, von Hans Marbach. — Bücherbesprechungen (Geschichte des Julikönigthums, von Karl Hillebrand. Geschichte Castiliens im 12. und 13. Jahrhundert, von F. W. Schirrmacher. Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Freiberg. Reallexicon der deutschen Alterthümer, von Ernst Göpinger. Die Parasiten des Menschen ꝛc., von Rudolph Leuckart). — Verzeichniß der im Winterhalbjahr 1881/82 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

Zu Molière's Tartüffe.

Eine dramaturgische Studie von **Hans Marbach.**

Vor längerer Zeit, bei Gelegenheit eines Gastspieles von Carl Sontag, ging auf dem Leipziger Stadttheater der Tartüffe von Molière in Scene. Trotz der im Ganzen recht gelungenen Darstellung wirkte es sehr störend auf mich, daß der Bearbeiter des Stückes (wie ich nachträglich erfuhr: der bekannte verstorbene hamburgische Theaterdirector T. L. Schmidt) sich eine Anzahl von Veränderungen erlaubt hatte, die mir, auch nach reiflichstem Nachdenken, gerade als das Gegentheil von Verbesserungen erschienen. Da waren die willkürlichsten Einschiebsel, Weglassungen, Anhänge von Actschlüssen, Alles gänzlich aus dem Tone und dem Zusammenhange des Stückes herausfallend — und Alles lediglich in der offenbaren redlichen Absicht bewerkstelligt, die Fäuste der „Gründlinge im Parterre" in Bewegung zu setzen, eine Wirkung, die — ich muß es leider bestätigen — auch hier nicht verfehlt wurde.

Es ist nun keine sehr angenehme Beschäftigung, auf solche Geschmacksverirrungen näher einzugehen und durchgängig und im Einzelnen nachzuweisen, wie ein ordinärer Bühnenpraktikus um des plumpen Effectes willen ein Meisterwerk verunstaltet und da, wo nach seinem Ermessen der Dichter nicht stark genug aufgetragen hat, auf die schönste, feinste Kunstmalerei seine grellen Farbentöpfe hintupft, — die freilich dem mit weniger scharfen Sinnen ausgestatteten Theile des Publicums mehr in die Augen schreien mögen, als die harmonischen Abtönungen des Originals. Vielleicht auch ließe sich zur Entschuldigung eines solchen Verfahrens noch das anführen, daß nicht gerade alle deutschen Schauspieler das Talent und die Zeit haben mögen, die Feinheiten eines Molière'schen Originals in ihrem Spiele herauszuarbeiten und zur Geltung zu bringen, und daß so mancher darstellende Künstler dem kundigen Bühnenbearbeiter gewiß recht dankbar sein mag, der auch in das zarteste, kunstvollste Gewebe einen handfesten Strick einzuflechten versteht, an den sich der kraftmeiernde Mime, zur Ausübung seiner gewohnten Capriolen, dreist anklammern kann. Trotzdem wirkt, wie gesagt, solch eine handwerksmäßige Verballhornung einer genialen dichterischen Schöpfung auf jeden feinfühligen und pietätvollen Zuschauer so widerwärtig, daß er gern so schnell als möglich sich des unangenehmen Eindruckes zu entschlagen sucht.

Anderseits aber wird man allerdings gerade durch das Vergleichen einer derartigen Bearbeitung mit dem Originale auf eine Menge einzelner Vorzüge des letzteren aufmerksam, über die man sich, bei aller Bewunderung des Ganzen, bisher möglicherweise noch nicht klar geworden war. Und um dieses ästhetischen Gewinnstes willen mag es sich wol lohnen, etwas bei der Sache zu verweilen.

Ich will hier wenigstens nur auf eine jener gewaltsamen Verschönerungen näher eingehen, und zwar auf eine, deren Verkehrtheit weniger in die Augen springt, sondern eine kritische Untersuchung gerade deshalb herausfordert, weil man ihr, bei flüchtigem Hinsehen, allenfalls eine Art von Berechtigung zuzugestehen geneigt sein könnte. Augenscheinlich war es in diesem Falle dem Bearbeiter auch weniger um den gröbsten Effect zu thun, als vielmehr darum, sich als den denkenden Regisseur, als den überlegenen Bühneneinrichter zu zeigen.

Den Gipfel von Tartüffe's verruchter Handlungsweise bildet bekanntlich die Anklage auf Hochverrath, welche er gegen seinen Wohlthäter Orgon richtet. Nachdem er denselben um sein Vermögen gebracht hat, will er ihn auch noch seiner persönlichen Freiheit, vielleicht gar des Lebens berauben. Diesen letzten vernichtenden Schlag zu führen, wird dem Scheinheiligen dadurch ermöglicht, daß ihm der von ihm betrogene Orgon in einer allerdings bedenklichen Sache zum Vertrauten gemacht und ihm eine Cassette übergeben hat, in der Papiere enthalten sind, die ihn eventuell als Staatsverbrecher, oder wenigstens, was in seinen Wirkungen beinahe dasselbe ist, als intimsten Freund und präsumtiven Vertrauten eines Staatsverbrechers graviren.

Von dieser ganzen Angelegenheit, aus welcher sich der Schluß des Stückes, die Wendung zum Guten für Orgon und die Bestrafung des Bösewichts, entwickelt, erfahren wir durch Molière erst in den letzten Worten des vierten und im Anfange des fünften Actes, also erst nachdem die Schändlichkeit Tartüffe's schon von seinem Opfer selbst erkannt worden ist, erst nach der Hauptkatastrophe. Zu Ende des vierten Actes, in dem Auftritt, der sich an die große Entlarvungsscene anschließt, dem kurzen Zwiegespräche zwischen Elmire und Orgon, erfolgt nur eine ganz flüchtige Andeutung der drohenden, neuen Gefahr. Nachdem Orgon gegen seine Frau der verderblichen Schenkung, die er dem Tartüffe gemacht hat, der Verschreibung seines gesammten Besitzthums Erwähnung gethan hat und Elmire ihn nach dem Näheren fragt, antwortet er:

Vous saurez tout

und fügt dann nur noch hinzu:

Mais voyons au plustôt,
Si certaine cassette est encore là-haut.

Damit schließt dieser Act und der folgende beginnt nun mit der näheren Erklärung dessen, was es mit dieser Cassette für eine Bewandtniß habe. Dieselbe ist es nicht Elmire, sondern Schwager Cléante, gegen den sich Orgon ausspricht. Die Stelle lautet (nach der C. Schröder'schen Uebersetzung, die hier so ziemlich sinngetreu ist):

Cléante. Wohin so schnell?
Orgon. Ach, was weiß ich!
Cléante. Mir scheint,
Daß man zusammen überlegen sollte,
Was man in diesem Fall beginnen müßte.

Orgon. Die größte Sorge macht mir jenes Kästchen,
Und bringt mich mehr als Alles in Verzweiflung.
Cléante. Welch' wichtiges Geheimniß birgt dies Kästchen?
Orgon. Argas, mein Freund, den ich so sehr beklage,
Hat mir es im Geheimen anvertraut;
Er übergab es mir bei seiner Flucht.
Papiere sind's, soviel er sagen konnte,
Woran sein Leben, sein Vermögen hinge.
Cléante. Jedoch warum gabt Ihr's in andre Hände?
Orgon. Gewissensscrupel brachten mich dazu.
Ich schenkte mein Vertrauen dem Verräther,
Der mich durch seine Reden dahin brachte,
Das Kästchen zur Verwahrung ihm zu geben,
Damit im Falle einer Untersuchung
Ich gleich den Vortheil einer Ausflucht hätte,
Wodurch mit voller Ruhe mein Gewissen
Beschwören könnte, daß ich Nichts besäße. —

In der kurzen sechsten Scene des fünften Actes erfahren wir noch durch Valère den Rest des Sachverhaltes: daß der erwähnte Freund Argas ein Staatsverräther sei und daß Tartüffe die ihm von Orgon anvertraute Cassette,

dont, au mépris, dit-il, du devoir d'un sujet
vous avez conservé le coupable secret,

dem Könige übergeben habe.

Doch diese ganze Scene gehört schon zur Entwicklung und Verwendung des Motivs. Wir haben es hier zunächst nur mit der Expositionen desselben zu thun, die hauptsächlich in der soeben citirten Scene des vierten Actes enthalten ist. Was diese betrifft, so brauchen wir nur noch darauf aufmerksam zu machen, daß der Dichter, wie wir sehen, sich's weiter nicht angelegen sein läßt, dem Publicum weitläufig zu erklären, wie es sich mit den hochverrätherischen Umtrieben des Hrn. Argas verhalte. Er beschränkt sich in der Sache auf die nothwendigsten und allgemeinsten Andeutungen. Er benutzt nur die Gelegenheit, um auch durch diese Episode einen neuen Lichtstrahl auf die Charaktere seiner beiden Hauptpersonen zu werfen, auch an diesem Falle zu zeigen, wie das süße Gift einer casuistischen Moral betäubend und verwirrend auf das schwache Hirn eines Orgon einwirkt und, statt ihn zu dem gesuchten wahren Heile zu führen, ihn vielmehr der sittlichen Verderbniß preisgiebt, hier zum Beispiel ihm direct den Meineid plausibel macht.

So behandelte Molière die Sache und so — glaubte Hr. Schmidt in seiner Bearbeitung sie nicht behandeln zu dürfen. Es beliebte ihm, folgende Veränderung vorzunehmen. Was bei Molière Orgon seinem Schwager erzählt, das läßt Schmidt auf der Bühne geschehen. Dieser Vorgang, welcher darstellt, wie Orgon den Tartüffe in die Cassettenangelegenheit einweiht und wie dieser ihn überredet, das corpus delicti ihm anzuvertrauen, ist eingeschaltet — eine andere Stelle ließ sich nicht wohl finden — in die siebente Scene des dritten Actes, wo Orgon, im Zorne über das Benehmen seiner Familie und speciell seines Sohnes, den er soeben aus dem Hause gejagt hat, beschließt, seine Angehörigen zu enterben und dem Tartüffe durch eine Schenkung sein ganzes Vermögen zuzuwenden.

Fragen wir nun, welche Gründe den Bühnenmann Schmidt bewegen konnten, eine so einschneidende Veränderung vorzunehmen und suchen wir dann darzuthun, weswegen wir glauben, daß der Dichter Molière die Sache denn doch etwas feiner und geschickter angefangen hat, als sein Verbesserer.

Es ist anzunehmen, daß bei einem Theaterdirector in erster Linie die Rücksicht auf Bühnenwirksamkeit maßgebend ist, und in unserem Falle wurde Schmidt höchst wahrscheinlicher Weise durch das im Allgemeinen ja nicht unberechtigte Vorurtheil bestimmt, das die meisten Bühnenpraktiker gegen das „Erzählen" hegen. Was auf der Bühne agirt werden kann, soll nicht berichtet werden, sagte sich der alte Schmidt: Setzen wir also die Erzählung in Handlung um!

Nun vergaß aber der alte Schmidt, daß Molière auch Theaterdirector gewesen war, und daß diesem, als einem Freunde von gut besetzten Häusern, das, was man heutzutage Bühnenwirksamkeit nennt, auch nicht gleichgiltig sein konnte. Ja speciell über die Bühnenwirksamkeit des Erzählens auf der Bühne hatte er gelegentlich nachgedacht und die Resultate dieses Nachdenkens nicht nur in der Praxis verwerthet, sondern dieselben auch direct schriftlich ausgesprochen, allen künftigen Theaterdirectoren, sowie berufenen und unberufenen Theaterkritikern zur Beherzigung.

In der Critique de l'école des femmes, diesem dramaturgischen Glaubensbekenntnisse Molière's in Lustspielform, erhebt ein gewisser Lysidas gegen das Lustspiel L'école des femmes unter anderem auch den Einwurf, daß in diesem Stücke zuviel, ja fast nur erzählt werde. „Denn kurz und gut", sagt er, „der Name „dramatische Dichtung" kommt von einem griechischen Worte her, das „Handeln" bedeutet, nun zu zeigen, daß das Wesen dieser Dichtungsart in der „Handlung" besteht, und in dieser Komödie gehen gar keine Handlungen vor, Alles besteht in Erzählungen, die von Agnes oder Horace vorgebracht werden." Auf diesen Einwand erwidert der Vertheidiger des Stückes, Dorante, nach einigen Zwischenreden: „Erstens ist es nicht wahr, zu behaupten, daß das ganze Stück nur aus Erzählungen bestehe. Man sieht darin viele Handlungen, die auf der Bühne geschehen. Und die Erzählungen darin selbst sind Handlungen, nach der Behandlungsart des Stoffes, indem sie alle, diese Erzählungen, ganz naiv der betheiligten Person vorgetragen werden, die, eben dadurch, alle Augenblicke in eine für den Zuschauer höchst ergötzliche Verwirrung географ, und, bei jeder neuen Nachricht, alle möglichen Maßregeln ergreift, um sich vor dem Uebel, das sie befürchtet, zu schützen."

Ohne uns der heiteln Aufgabe zu unterziehen, genau definiren zu wollen, was im Allgemeinen unter solchen „Erzählungen, die selbst Handlung sind", oder kürzer gesagt: dramatischen Erzählungen, zu verstehen sei, stellen wir nur dem von Molière angeführten Beispiele als zweites die in Rede stehende Scene aus dem Tartüffe zur Seite und fragen uns, ob die Erzählung des Orgon, durch welche er seinen Schwager von der Cassettenangelegenheit in Kenntniß setzt, nicht auch eine Handlung ist, und zwar eine recht effectvolle.

Man vergegenwärtige sich nur nur einmal die Situation! Orgon seinem Schwager Cléante gegenüber! Diesem Manne, der ihn immer gewarnt hat, den er deshalb verhöhnt, gescholten, dem er beinahe die Thür gewiesen hat, ihm muß er nun, durch die furchtbarste Erfahrung belehrt, nicht nur in Allem Recht geben (was er stillschweigend thut; es liegt das ja in der Situation und ist vom Darsteller des Orgon durch seine Haltung zu zeigen, gleich von Anfang an, wie er sich bemüht, dem Schwager auszuweichen und doch wieder sich gern von demselben festhalten läßt, weil er das Bedürfniß, sich mitzutheilen, hat), er muß ihm auch von einer neuen, äußersten Unvorsichtigkeit berichten, die er begangen hat und die jener noch nicht kennt, muß dem Gekränkten ein neues Motiv geben, über ihn zu triumphiren. Mit welcher Beschämung mag dieses geschehen! Hat Orgon bis dahin seinen Gefühlen nach der Entdeckung des an ihm verübten Betruges nur in Zornesausbrüchen gegen den heuchlerischen Schurken Luft gemacht, so steht er jetzt selbst wie der Angeklagte vor seinem Richter. Stockend, mit gedämpfter Stimme und niedergeschlagenen Blicken bringt er das Geständniß über seine Lippen, berichtet er, wie es dem Gleißner gelungen ist, ihn zu dem nicht nur über alle Maßen thörichten, sondern auch, wie er jetzt wohl erkennen wird, moralisch verwerflichen Schritte zu verleiten. Welche Aufgabe für den Schauspieler, dem der Dichter hier die Möglichkeit gewährt, lediglich durch den Ton der Stimme, durch Mimik und Gesten den heftigst bewegten Seelenzustand zu schildern! Wohl zu bemerken: den Orgon spielte Molière selbst.

Und während der Dichter durch diese Scene seine Hauptperson in die Lage bringt, auch diese Phase ihres Innern vor dem Zuschauer zu entwickeln, vermittelt er uns zu-

gleich die nähere und höchst erfreuliche Bekanntschaft mit dem sympathischen Charakter des Cléante, — der überdem hier, in seiner Eigenschaft als Hörer des Erzählten, gewiß im vollsten Sinne das ist, was Molière in seiner Dramaturgie eine personne intéressée nennt, durch deren Vorhandensein allein schon die Erzählung zu einer dramatischen wird. Wie so anders, als das unedle „Sieht Du wohl; ich hab's ja immer gesagt" vulgärer Seelen, wie rein sachgemäß, wie mild und fast tröstend für den armen Sünder klingen die Worte, die Cléante auf das Geständniß seines Schwagers folgen läßt:

Mit Euch steht es nach allem Anschein übel.
Die Schenkung und das mächtige Vertraun
Sind, um die Wahrheit offen zu gestehn,
Verirrungen, die Ihr im Leichtsinn machtet.
Man muß Euch davor zu behüten suchen.
Und da Euch dieser Mensch in Händen hat,
So ist es unklug, ihn noch aufzureizen;
Ihr solltet drum versuchen, einzulenken.

Halt! Da zwingt mich die leidige Ueberſetzungsfrage, den Gang meiner Demonſtration zu unterbrechen und mich einen Augenblick mit ihr zu beſchäftigen. Denn leider hat, wie ich ſoeben wahrnahm, auch die C. Schröder'ſche Ueberſetzung, an der ich meine Zuflucht genommen habe, die üble Angewohnheit, ſich manchmal durch einen höchſt gewagten Seitenſprung von der ſinngemäßen Treue zu entfernen. Von dieſem fünften Verſe unſeres Citates: „Man muß Euch davor zu bewahren ſuchen" weiß Molière kein Sterbenswörtchen. Er ſchreibt ſtatt deſſen: On peut vous mener loin avec de pareils gages, was Bavdiſſin, den ich im Uebrigen aus hier nicht zu erörternden Gründen nicht gern als Dolmetſcher Molière's brauchen würde, ganz richtig wiedergiebt; „Mit ſolchen Pfändern läßt ſich viel erzwingen."

Im Vorhergehenden giebt C. Schröder mit „Verirrungen, die Ihr im Leichſinn machtet", zwar den Sinn des Franzöſiſchen richtig wieder, macht ſich aber einer Verirrung vom richtigen deutſchen Sprachgebrauche ſchuldig, denn Verirrungen macht man nicht. — O dieſe Ueberſetzer! — Sie können ſich freilich kaum eine ſchwierigere Aufgabe ſtellen, als Molière'ſche Verſe in einer andern Sprache metriſch wiederzugeben. Dieſer Dramatiker bedient ſich in ſeiner gebundenen Rede ebenſo wie in der ungebundenen — im Gegenſatze zu ſeinem großen Rivalen Shakeſpeare — der knappſten, nüchternſten, ſchmuckloſeſten Redeweiſe, die ſich denken läßt. Trotz der untadelhaften Rhythmik und des mit unfehlbarer Sicherheit an der geforderten Stelle zwanglos ſich einfindenden Reimes, macht der Dichter nicht die geringſte falſche Conceſſion an die Versnothwendigkeiten; nicht eine Silbe ſcheint pour la rime eingefügt oder weggelaſſen; was geſprochen wird, macht den Eindruck, als könne es nur ſo und nicht anders geſprochen werden. Ohne je ſich mit einer „ſchwungvollen" Phraſe aufzuhalten, ſteuert dieſe Sprache in ſchnurgerader Richtung auf ihr Ziel los, das darin beſteht, klar, bündig, charakteriſtiſch, in der ſchlichteſten, möglichſt der Umgangsſprache des täglichen Lebens nachgebildeten Redeform ſich dem Hörer unmittelbar verſtändlich zu machen und ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen. Solche Verſe, die bei der denkbar größten Einfachheit, Kürze und Natürlichkeit auch noch vom Reize des Wohllauts beſeelt ſind und denen ſo der Stempel des Unveränderlichen, des Monumentalen aufgeprägt iſt, ſolche Verſe in die gebundene Form einer anderen Sprache umzugießen, iſt beinahe eine Unmöglichkeit. Wo jedes Wort an ſeinem Platze ſteht und für das Verſtändniß nicht nur der Situation, ſondern auch — bei Molière's unübertroffener, faſt wie ein individuelles, organiſches Gebilde erſcheinender Compoſition — zugleich für das Verſtändniß des Ganzen wichtig, oft unentbehrlich iſt, da bedeutet jedes Abweichen, jedes Zuſetzen und Weglaſſen ein Fehlgreifen; und doch iſt ohne ſolche Freiheit eine Ueberſetzung, zumal eine metriſche, gar nicht denkbar. Was zum Mindeſten verloren geht, iſt die Natürlichkeit, durch welche dieſe Sprache ſo eminent dramatiſch wird und die allein es dem Schauſpieler ermöglicht, ſtets richtig und natürlich zu betonen.

Doch kehren wir zu unſerem Thema zurück.

Wir conſtatiren zunächſt noch, wie der Dichter mit gewohntem Geſchick dieſe Scene noch zu einem ſehr wichtigen Zwecke benutzt. Als Orgon, nach ſeinem Geſtändniſſe, ſtatt ſich ins Unvermeidliche zu fügen und, dem Rathe ſeines Schwagers folgend, darauf zu ſinnen, wie er ſeine Thorheiten möglichſt wieder gut machen könne, in neue Anklagen gegen ſeinen Feind ausbricht und, den ſalſchen Schein mit wahrer Tugend verwechſelnd, ſich von allen „gens de bien" auf ewig losſagt, — es iſt, als wolle er durch dieſen Wuthausbruch ſeine eigene Beſchämung übertäuben und die Schuld doch noch von ſich abzuwälzen verſuchen, — da reißt auch dem ſanften Cléante die Geduld und ſeine gerechte Entrüſtung macht ſich Luft in den wundervollen Worten, die ſeiner durch und durch noblen, vorurtheilsfreien Geſinnung Ausdruck geben, oder vielmehr die erhabene Tendenz des Stückes, die großartige, von jeder kleinlichen Parteilichkeit himmelweit entfernte Geſinnung ſeines Autors für alle Zeiten verkünden:

Eh bien! ne voilà pas de vos emportements!

Schließend:

Laissez aux libertins ces sottes conséquences:
Démêlez la vertu d'avec ses apparences,
Ne hasardez jamais votre estime trop tôt,
Et soyez pour celà dans le milieu qu'il faut.
Gardez-vous, s'il se peut, d'honorer l'imposture;
Mais au vrai zèle aussi n'allez pas faire injure;
Et s'il vous faut tomber dans une extrémité,
Pêchez plutôt encore de cet autre côté.

Sehen wir nun zu, wie ſich gegen die Faſſung des Originals die der Bearbeitung unter der kritiſchen Loupe ausnimmt.

Jenes das Caſſettenmotiv exponirende Geſtändniß Orgon's, durch welches bei Molière eine ſo große Wirkung erzielt werden kann, vorausgeſetzt natürlich, daß der Darſteller die ſchauſpieleriſchen Intentionen des Dichters verſteht und zur Ausführung bringt, würde bei Schmidt, ſelbſt in der Geſtalt, die es im Originale hat, viel weniger Eindruck machen, weil es, als eine Wiederholung des ſchon auf der Bühne in Form von Handlung Vorgeführten, die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers nicht herausfordert, denſelben vielmehr, ſobald es angeſichtlagen wird, anlangweilt: „Ach, das kennen wir ſchon. Nur weiter!" Dieſe Ueberflüſſigkeit fühlend hat Schmidt allerdings nicht, wie er es folgerichtigerweiſe hätte thun müſſen, das Caſſettenmotiv aus dieſer Scene ganz weggelaſſen, aber er hat es wenigſtens beſchnitten und dadurch wol ſeiner eignen feſterhalten Aenderung Rechnung getragen, ſie aber keineswegs gut gemacht.

Denn was bietet er uns an Stelle der kunſtvollen Arbeit des Dichters, als Erſatz für alle die charakteriſtiſchen ſeinen Züge, die Molière, wie wir geſehen haben, in ſeiner Faſſung angebracht hat? Jener Dialog zwiſchen Orgon und Tartüffe, durch welchen Schmidt das Caſſettenmotiv einzuführen für gut findet, iſt als Situation nur eine Wiederholung, ein Mehr deſſen, was der Dichter ſchon durch die verſchiedenſten Beiſpiele gezeigt hat. Und nicht einmal als eine Steigerung erſcheint dieſes Motiv in der Kette von Thorheiten, die Orgon in ſeiner Verblendung begeht. Nachdem dieſer dem Tartüffe die Ehre ſeines Weibes blind preisgegeben, nachdem er ihm ſeine Tochter verlobt, ſeinen Sohn um des Schurken willen verſtucht, nachdem er dieſem ſein Vermögen verſchrieben hat, iſt der Umſtand, daß er dem falſchen Freunde auch in dieſer Caſſettenangelegenheit ſein Vertrauen ſchenkt, durchaus nicht mehr überraſchend und wirkt an dem Platze, wo Schmidt ihn angebracht hat, geradezu abſchwächend. Man führe ſich auch hier die Situation vor Augen. Im höchſten Zorne, nach einem Knüppel rufend, hat Orgon ſeinen Sohn vertrieben und unter dem Einfluſſe dieſer Wuth ſetzt er den Tartüffe

zu seinem Erben ein. Bei Molière ist diese Scene so kurz, wie sie eben sein muß, um begreiflich zu werden. Denn eine solche kolossale Dummheit und Ungerechtigkeit kann Einer eben nur in der äußersten, gesteigertsten Erregung begehen, in einem Zustande, der seiner Natur nach nicht lange anhalten kann. Schmidt hat dafür kein Verständniß. Er läßt dem Orgon, Gott weiß wie, mitten in seiner Rage, plötzlich die unglückliche Cassettengeschichte einfallen, er läßt dem Tartüffe eine weitläufige Erklärung geben, ausgestattet mit einer Menge von Details, wie er, Orgon, zu der Cassette gekommen sei, wie er dadurch in den Verdacht, ein Staatsverbrecher zu sein, gebracht werden könne u. s. w., Einzelheiten, die ganz überflüssig sind und von denen Molière daher auch kein Wort sagt; er läßt den Tartüffe sich in Rede und Benehmen noch einmal als den zeigen, als welchen er sich schon hinlänglich documentirt hat; kurz er dehnt durch dieses Einschiebsel diese siebente Scene des dritten Actes, die bei Molière so schlagend, so überzeugend wirkt, zu einer widernatürlichen, ermüdenden Länge aus.

Nachdem wir nun unserer Aufgabe genügt und nachgewiesen zu haben glauben, worin die Hauptschwäche der Schmidt'schen Veränderung hinsichtlich des Cassettenmotivs besteht — absehend von einigen nebensächlichen Vorzügen, welche die Molière'sche Fassung desselben vor der Version Schmidt's hat —, können wir es uns nicht versagen, noch einen Augenblick gerade bei diesem Theile der Komödie „Tartüffe" zu verharren und nach Betrachtung der formalen Seite (auf welche allein sich die Schmidt'sche Bearbeitung in diesem Punkte erstreckt) dieses Motiv auch einmal auf seinen inneren Werth hin zu prüfen.

Molière war kein Macher. Er baute nicht, wie so manche der heutigen französischen Routiniers und wie die Bewunderer und Nachahmer derselben in Deutschland, schöne Façaden, unbekümmert, ob die Räume dahinter auch den Ansprüchen derer genügen, die es gelüstet, näher zu treten und sich das Bauwerk von innen zu besehen. — Und doch hat man gerade in Bezug auf den von uns besprochenen Theil des Tartüffe Molière einer äußerlichen künstlichen Mache beschuldigt.

Es ist schon im Anfange bemerkt worden, daß aus dem Cassettenmotiv sich der Schluß des Stückes entwickelt. Ohne dieses Motiv liese die Affaire Tartüffe-Orgon auf einen einfachen Civilproceß hinaus, der unzweifelhaft zu Gunsten des Betrügers entschieden werden mußte — wie das ja auch im Stücke geschieht. Dagegen wird infolge jener einen Thorheit des Orgon die ganze Sache zu einer Haupt- und Staatsaffaire und als solche vor den König gebracht — wodurch allein die Bestrafung des Tartüffe möglich wird.

Man hat nun Molière den Vorwurf gemacht, daß die Art, wie der Schluß herbeigeführt werde, sowie dieser Schluß selbst willkürlich und zufällig seien; daß der Dichter, um der poetischen Gerechtigkeit willen oder gar um dem vulgären Verlangen des Publicums Rechnung zu tragen: daß am Ende das Laster sich erbrechen und die Tugend sich zu Tische setzen müsse, die günstige Wendung gewissermaßen durch einen Handstreich herbeigeführt habe, statt den Dingen ihren natürlichen Verlauf zu lassen, der dann wahrscheinlich zu einem tragischen, oder vielmehr traurigen, unbefriedigenden Ausgange geführt hätte.

Wir wollen nun von vornherein nicht in Abrede stellen, daß allerdings in Hinsicht auf das Schicksal des Orgon die Lösung eine zufällige genannt werden muß. Sein Charakter und seine Handlungsweise bedingen nicht nur nicht mit Nothwendigkeit eine so günstige Schlußwendung, sie stehen mit derselben sogar in einem gewissen Widerspruche.

Denn wenn es wahr ist, daß der Wille des Menschen sein Schicksal ist, und wenn der Poet die Aufgabe hat, in seinen Schöpfungen diese Wahrheit zur Anschauung zu bringen, so hätte man in unserem Falle vielleicht eher erwarten sollen, daß dem Orgon die Folgen seiner überaus thörichten und von egoistischen Motiven nicht freien Handlungsweise nicht ganz erspart bleiben möchten. Man müßte denn die furchtbare Enttäuschung selbst für eine genügende Bestrafung halten.

Aber mag man darüber denken, wie man wolle; um dem Dichter gerecht zu werden und der angeregten Frage gegenüber einen sicheren Standpunkt zu gewinnen, dürfen wir vor Allem nicht vergessen, daß der Held des Stückes nicht Orgon, sondern Tartüffe ist, und daß es beim Schlusse des Stückes dem Dichter viel weniger darum zu thun war, den Orgon zu retten, — denn er durfte dann blos das Cassettenmotiv weglassen und den Schwiegersohn Valère mit seinem Vermögen hilfreich einspringen lassen, so war der Schade ziemlich reparirt — als es ihm vielmehr darauf ankommen mußte, am Tartüffe Gerechtigkeit zu üben und so den Zweck der Komödie zu erfüllen, der nach Molière's eigenen Worten kein anderer sein kann, als: de corriger les vices des hommes, oder, wie er an einen anderen Stelle sagt: de corriger les hommes en les divertissant.

Allerdings ist und bleibt die Form, in welcher sich dieser Abschluß präsentirt, die des Zufalls, auch in Hinsicht auf das Schicksal des Tartüffe. Die Rache, die diesen Böse wicht ereilt, trifft ihn scheinbar wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Das Motiv, dessen sich der Dichter zur Herbeiführung der gerechten Sühne bedient, so geschickt es angebracht ist und so kunstvoll es der Dichter zur nachträglichen Charakterisirung seiner Hauptpersonen verwerthet hat — kraft jenes unsehlbaren Könnens, welches das Genie besäßigt, aus jeder Noth eine Tugend zu machen —, dieses Motiv ist doch nur sehr lose oder vielmehr gar nicht in den Gang der Haupthandlung verwebt und erscheint bei näherer Betrachtung eben nur als ein dramatischer Nothbehelf. Und selbst die Art, wie dieses Motiv wirkt, ist eine zufällige. Tartüffe, auch nachdem er das Cassettengeheimniß erfahren hat, braucht nicht einmal so weit zu gehen, sich desselben zur völligen Vernichtung seines Opfers zu bedienen. Es ist dies eine ganz unnütze, teuflische Bosheit. Er konnte sich vollständig damit begnügen, Orgon's Vermögen an sich gebracht zu haben; Orgon's Gefangenschaft bringt ihm weiter keinen Vortheil; sie schützt ihn nicht einmal vor der Rache der ins Unglück gestoßenen Familie, denn wenn auch das Oberhaupt unschädlich gemacht ist, so bleibt der viel gefährlichere heißblütige Sohn am Leben und in Freiheit.

Wenn aber, so betrachtet, dieser Ausgang, mitsammt der Art, wie er herbeigeführt wird, auch unleugbar in der Form des Zufalls erscheint, so benimmt sich doch dieser Zufall höchst vernünftig und jeder naive Zuschauer wird ihm Beifall spenden. In der That, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß ein schlechter Kerl, wie Tartüffe, mit seinem bösen Gewissen, den Bogen einmal zu straff spannt, und bei aller Schlauheit sich endlich doch in seiner eigenen Schlinge fängt? Und wer wollte so an der menschlichen Gesellschaft verzweifeln, daß er im Ernste glauben könne, sie würde sich auf die Länge von einem Einzelnen düpiren lassen und seine Schandthaten geduldig ertragen? Was den Tartüffe zu Grunde richtet, das ist sein böses Gewissen und das öffentliche Gerechtigkeitsgefühl, zwei Dinge, die der Dichter getrost als vorhanden und nicht des Beweises bedürftig voraussetzen durfte. Der Pessimismus war zur Zeit Molière's noch nicht erfunden. Deshalb genügte es ihm auch, am Ende seines Stückes zu lohnen und zu strafen, wie er es für recht hielt, und er machte sich weiter keine Skrupel über die Art und Weise, wie er diesem Bedürfnisse genügte. Daß er als den Repräsentanten des öffentlichen Gerechtigkeitsgefühls, als den Vertreter der göttlichen und menschlichen Ordnung, als Vollstrecker des höchsten Willens den König Ludwig XIV. hinstellte, dafür durfte er erst recht des Beifalls seiner Zeitgenossen sicher sein. Nicht als eine Schmeichelei gegen seinen Brodherrn und allmächtigen Gebieter ist die Verherrlichung des königlichen Regimes anzusehen, durch welche am Ausgange des Stückes

die günstige Lösung verkündet wird, sondern als ein Ausdruck für die Gesinnung der Nation, auf deren gedeihlichem Boden diese Dichtung entstanden war. Und so ehrlich aus dem Innern strömen bei diesem Gefühlsausbruche die Worte von den Lippen des Dichters, daß sie selbst uns heute noch mit Sympathie für den großen Monarchen erfüllen, und daß sie, so lange man des roi soleil gedenken wird, lauter und beredter tönen werden, als die Stimmen aller derer, die ihn tadeln.

Bücherbesprechungen.

—m— Geschichte des Julikönigthums (1830 bis 1848) von Karl Hillebrand. 2. Auflage. 1. Lief. Gotha, F. A. Perthes 1881. (2,40 ℳ.) — Daß schon jetzt eine neue Auflage der beiden bisher erschienenen Bände der Geschichte Frankreichs von Karl Hillebrand nothwendig ist und zwar eine auf einen größeren Abnehmerkreis berechnete Lieferungsausgabe, kann man als einen sehr erfreulichen Beweis dafür ansehen, daß auch in unsern Tagen das wirklich Gute auf dem Büchermarkte den verdienten Erfolg hat. Wir bezeichneten bereits vor mehreren Jahren in einer ausführlichen Anzeige des damals erschienenen 1. Bandes Hillebrand's Werk als eine der ausgezeichnetsten Leistungen der neueren Geschichtschreibung und können dies Lob ohne Einschränkung wiederholen. Die uns vorliegende erste der 10 Lieferungen, in denen die beiden Bände unter dem Separattitel einer Geschichte des Julikönigthums veröffentlicht werden sollen, zeigt von Neuem, welch ein feiner Kenner der französischen Geschichte und des französischen Volkscharakters und welch ein glänzender Stilist Hillebrand ist. Sie enthält eine (in der ersten Ausgabe fehlende) geistreich geschriebene Vorgeschichte des Julikönigthums, die in großen Zügen die Regierungsgeschichte Ludwig's XVIII. und Karl's X. skizirt, die innern und äußern Anlässe der Julirevolution klar legt und endlich diese selbst und die Erhebung des Bürgerkönigs darstellt. Wieder fallen uns vor allem die meisterhaften Charakteristiken der handelnden Personen in die Augen. Ludwig XVIII. stellt der Verfasser sehr hoch. „Ludwig XVIII. hatte nicht nur ein hohes Gefühl seiner königlichen Würde, er besaß auch ein sehr klares Verständniß der Aufgabe, welche einem constitutionellen Könige zukam; die Verfassung aber, welche seine Machtvollkommenheit beschränken sollte, hatte er selber verliehen, nicht als einen ihm aufgezwungenen Vertrag hinnehmen wollen. Er war durchaus Franzose der besten Tradition: fein, geschmackvoll, maßvoll. Das Interesse und die Ehre des Vaterlandes gingen ihm über Alles, aber er vergaß nie, daß die Rechte seiner Nation an denen der anderen Nationen ihre Grenzen fanden. Von eleganter und nicht oberflächlicher Bildung, leicht angehaucht von jenem skeptischen Geiste, der bei den Besten seiner Nation nie zu fehlen pflegt, liebte er die leise Anspielung, das witzige Wort, das leichte Lächeln auch über Das, was den meisten Menschen heilig ist, ohne doch je zu vergessen, daß die Religion zu den Erfordernissen eines Königs von Frankreich gehört. Er durchschaute die Menschen und kannte die Wirklichkeit; doch trug er nie jene cynische Verachtung alles Idealismus zur Schau, die Napoleon auszuhängen liebte. Stets gemäßigt, war er doch nie schwach, und, wie der durch sein Leiden zur Unbeweglichkeit verurtheilte Fürst beim Einzuge in die Hauptstadt seiner Väter (1814) dem neugierig sich herandrängenden Volke mehr imponirte in seiner Staatscarosse als der immer noch schmucke und gewandte Bruder hoch zu Roß, so wußte auch der nachgiebige Herrscher die Rechte der Krone wirksamer zu wahren, Freund und Feind besser zu widerstehen, als der zu seiner Nachfolge bestimmte Graf von Artois, jetzt „Monseigneur". — Ganz anders lautet das Urtheil über den letzteren. „Der künftige Karl X. hatte ein heiteres Jugendleben hinter sich, und der Jagd wie dem Spiel hatte er noch immer nicht entsagt. Er war ein schöner ritterlicher Herr, der sich selbst im Alter noch der Gunst der Frauen erfreuen durfte, auch er ein ganz französischer Typus, nur einer minder ausgesuchten Art als der Bruder: leicht erregbar und empfindlich im Ehrenpunkte, hatte er allerdings mit den Jahren den etwas herausfordernden Uebermuth der jungen Tage zum Schweigen gebracht; aber eine enge Religiosität hatte auch die natürlichen Schranken seines Geistes noch enger gerückt. Großmüthig und arglos, peinlich ehrenhaft und redlich, aber auch voller Standesvorurtheile, anmuthig in der äußeren Erscheinung, glich er dem Bruder nur in der, nicht immer harmlosen, Eitelkeit, welche ihn oft der Schmeichelei zugänglicher machte, als gut war; aber, im Gegensatz zu Ludwig XVIII., der selbst seine Günstlingsbeziehungen zu einem Decazes, einer Mme. du Cayla, den politischen Zielen dienstbar machte, war Monsieur bei allem Eigensinn höfist beweglich, erlaubte seiner Güte oft in Schwäche auszuarten" u. s. w. Diese Proben mögen genügen. Freunden einer eleganten, geistvollen und doch auch wissenschaftlich gediegenen Darstellung kann man das Werk auch in seiner neuen Gestalt und insbesondere die vorliegende Einleitung dazu nur warm empfehlen.

—m— Geschichte Castiliens im 12. und 13. Jahrhundert von Friedrich Wilhelm Schirrmacher, Professor der Geschichte an der Universität Rostock. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881. 8°. XIV, 696 S. — Den Gegenstand des vorliegenden trefflichen Werkes bildet ein wenig bekanntes, aber in hohem Grade interessantes Capitel der Weltgeschichte. Während die meisten Völker des Abendlandes vergeblich im Osten ihre beste Kraft einsetzten, um das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen, tobten gleichzeitig auf der pyrenäischen Halbinsel lange blutige Kämpfe zwischen Christen und Muselmännern; und hier gelang nach manchem Wechselfall, was dort immer aufs Neue umsonst versucht wurde: der Islam unterlag und mußte vom europäischen Boden verschwinden. Es gelang dies, trotz mancher wilden Fehde zwischen den christlichen Reichen im Norden Spaniens und trotz zahlreicher Kämpfe innerhalb derselben, einerseits der Ausdauer und der religiösen Begeisterung einer heldenmüthigen Bevölkerung, andererseits der Tapferkeit und dem Genie einer Reihe bedeutender Herrscher, deren Bilder uns der Verfasser in scharfen Umrissen zeichnet. Vollkommene Beherrschung des Stoffes, kritische Sichtung der Quellen, deren Zusammenbringung große Schwierigkeiten hatte und deren Zahl der Verfasser noch um eine wichtige, bisher unbenutzte arabische Handschrift der Bibliothek zu Kopenhagen vermehrt, endlich eine gewandte Darstellung zeichnen das Werk, das zugleich eine Fortsetzung von Schäfer's Geschichte Spaniens ist, in gleichem Grade aus.

—m— Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Siebenter Band. Leipzig, T. O. Weigel, 1881. 8°. — Das Wichtigste, was uns die neueste Publication der Deutschen Gesellschaft bringt, ist eine bisher unbekannte, höchst interessante dramatische Bearbeitung der Geschichte des Prinzenraubes, welche Bruno Stübel nach einer im Besitze der Gesellschaft befindlichen, leider nicht ganz vollständigen Handschrift in mustergiltiger Weise herausgegeben hat. Unter den mehrfachen Dramatisirungen dieses Vorganges nimmt sie nicht blos als die älteste, sondern auch der natürlichen, frischen Auffassung und der gewandten lebensvollen Darstellung wegen eine hervorragende Stellung ein und verdient ohne Frage einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Was den Stoff anlangt, so hält sie sich bis auf wenige willkürliche Abweichungen an die Neue Meißnische Chronica des Petrus Albinus, die auch den späteren Bearbeitungen

als Grundlage diente. Als Verfasser des Stücks, welches am 15. Mai 1589 auf dem herzoglichen Schlosse zu Weimar zur Aufführung gelangte, nennt die Aufschrift des Manuscripts einen Altenburger Nicolaus Roth, über den der Herausgeber leider nichts Näheres hat ermitteln können. — Außerdem enthält das Bändchen einen Vortrag von Aemil August Merkel über die Entwickelung der Erbfolgeordnung im Hause Wettin von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart, eine staatsrechtlich interessante Zusammenstellung, die freilich nichts Neues enthält, und Regesten der im Besitze der Deutschen Gesellschaft befindlichen, Deutschland betreffenden Originalurkunden von 1319 bis 1430. Die letzteren, bearbeitet ebenfalls von Dr. Stübel, schließen sich an eine Publication Gersdorf's im 1. Bande der Mittheilungen an, welche die Originalurkunden des Gesellschaftsarchivs aus den Jahren 1148 bis 1318 umfaßte. Die meisten der verzeichneten Urkunden betreffen Augsburg; verhältnißmäßig wenige sind für die sächsisch-thüringische Geschichte von Interesse.

b. Der Alterthumsverein zu Freiberg hat soeben das 17. Heft seiner „Mittheilungen" (Mittheilungen vom Freiberger Alterthumsverein, herausgegeben von Heinrich Gerlach, 17. Heft 1880) vom Stapel laufen lassen und unterlassen wir nicht, auf den reichen Inhalt desselben unsere Leser aufmerksam zu machen. Voransteht S. 1—16 eine Abhandlung über die Herzöge von Holstein-Wiesenburg. Von Frhrn. O'Byrn in Dresden; wodurch die Geschichte der alten Herrschaft Wiesenburg in dem Zeitraume von 1663 bis 1724 größtentheils aus bisher hierzu noch unbenutzten Quellen eine schätzenswerthe Erläuterung und Bereicherung erfährt. Beigefügt ist eine Abbildung des Schlosses. Hierauf folgt S. 17—32 eine Abhandlung „Zur Geschichte der Malerinnung in Freiberg". Von Dr. Ewald Wernicke in Bunzlau. Wichtig für die Kunstgeschichte Sachsens und namentlich Freibergs, indem darin von ca. 30 in Freiberg lebenden oder wenigstens nach Herkunft und Thätigkeit dorthin gehörenden Malern nicht allein die Namen, sondern auch die ungefähre Lebenszeit, von einzelnen sogar noch vorhandene Werke ihrer Hand festgestellt worden sind und ein gewisser Zusammenhang der Freiberger Innung mit derjenigen Breslaus und ein intimeres Verhältniß zu der Leipziger sich ergeben hat. Weiter: „Zur Geschichte des Freiberger Jungfrauenklosters und seiner Aufhebung" S. 33—52. Auf Grund noch unbekannter Nachrichten im K. S. Finanz-Archive von dem am 12. Dec. 1879 dahingeschiedenen, durch seine gründlichen Arbeiten auf dem Gebiete vaterländischer Specialgeschichte bekannten Rechtsanwalt Karl Gautsch verfaßt und aus seiner Hinterlassenschaft mitgetheilt. Mit Nachbemerkungen der Redaction S. 53—58, die Ueberreste jenes Klosters betreffend. Von S. 59—88 eine längere Abhandlung über „Die Kleinodien und Geschichtliches der alten Freiberger Schützengilde". Von Heinrich Gerlach, Vorstand des Alterthumsvereins. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Eine Menge interessanter Einzelnheiten über den fraglichen Gegenstand mittheilend. S. 89—100: „Bericht über Freibergs Bauwesen im Jahre 1880". Vom Stadtbaumeister Robert Körner; S. 101—110: „Das alte Freiberg in Bildern". Von Heinrich Gerlach. Auf die zahlreichen Photographien von Baulichkeiten und Kunstgegenständen aus früherer Zeit aufmerksam machend, welche, mit Erläuterungen versehen, in der Gerlach'schen Buchdruckerei in Freiberg zu haben sind. Zum Schluß S. 111—128: „Litterarische Umschau". Bericht über die wissenschaftliche Litteratur aus den Jahren 1878 und 1879, die Geschichte von Freiberg und Umgegend betreffend. Von dem durch seine fleißige Geschichtsforschung bekannten Dr. phil. Eduard Heydenreich, Oberlehrer am Gymnasium Albertinum zu Freiberg.

—m— **Reallexicon der deutschen Alterthümer.** Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studirende und Laien, bearbeitet von Ernst Göpinger. Heft 1 und 2. Leipzig, Woldemar Urban. 1881. 8°. à 1 ℳ — Ernst Göpinger, bekannt als tüchtiger Herausgeber schweizerischer Geschichtsquellen (Joh. Keßler's Sabbata-Chronik, Joachim v. Watt's deutsche Schriften), hat begonnen, nach Art von Lübker's Reallexicon der classischen Alterthümer und ähnlicher Arbeiten ein encyklopädisches Werk über die deutschen Alterthümer, das in ca. 20 Lieferungen oder 60 Bogen complet vorliegen wird, herauszugeben. Die beiden uns vorliegenden Hefte geben den Beweis, daß das Unternehmen in guten Händen ist. Der Verfasser hat die besten neueren Forschungen und Handbücher auf den Gebieten der deutschen Sprach-, Sitten-, Literatur-, Verfassungs- und Rechtsgeschichte mit großem Fleiße benutzt und vergißt nicht, bei den meisten Artikeln die Quellen, aus denen er geschöpft hat, anzugeben; dies macht das Buch auch für den Fachmann brauchbar, wenngleich es in der Hauptsache, dem Titel entsprechend, für Anfänger und Laien berechnet zu sein scheint. Ueber die Auswahl der alphabetisch geordneten Artikel kann man, wie wol überall bei derartigen Werken, streiten; im Ganzen scheint sie uns recht verständig getroffen zu sein. Wir werden auf das Werk zurückkommen, wenn es uns vollständig vorliegt.

—ψ—. Die Parasiten des Menschen und die von ihnen herrührenden Krankheiten. Ein Hand- und Lehrbuch für Naturforscher und Aerzte von Rudolph Leuckart, Doctor der Philosophie und Medicin, o. ö. Professor der Zoologie und Zootomie an der Universität Leipzig. Erster Band, 2. Lieferung, mit 222 Holzschnitten. Zweite Auflage. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1881. — Von Leuckart's bahnbrechender und grundlegender Arbeit über die Parasiten des menschlichen Körpers, deren wiederholtes Erscheinen auf dem Büchermarkt wir bereits in diesen Blättern (Wiss. Blge. d. Leipz. Ztg. 1880 Nr. 80) angezeigt und mit Freuden begrüßt haben, liegt jetzt auch die zweite Lieferung des ersten Bandes vor. Dieselbe ist von ganz besonderer Wichtigkeit für den praktischen Arzt, da sie eine überaus wichtige Ordnung der Classe der Plattwürmer, nämlich die Bandwürmer umfaßt. Bei der großen Bedeutung, welche die hierher gehörenden Thierfamilien und Thierspecies nicht nur für die menschliche Gesundheit, sondern auch für das menschliche Leben besitzen, und bei dem Namen Leuckart's, der auf diesem Gebiete als Forscher unerreicht dasteht, dürfte es schon genügen, die Aufmerksamkeit auf dies praktisch wie theoretisch gleich wichtige Capitel der Parasitenlehre zu lenken, das in seiner neuen Auflage die Ergebnisse der heutigen Forschung in der Leuckart eigenen geistreichen Weise, die wir als classisch bezeichnen müssen, darbietet. Wir enthalten uns jeder weiteren Anpreisung, da dies der Name des Verfassers besser vermag als unsere bescheidene Empfehlung, uns lag nur ob, das Erscheinen der zweiten Lieferung der neuen Auflage zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Verzeichniß der im Winter-Halbjahre 1881/82 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

(Anfang: 17. October. Schluß: 15. März.)

I. Theologische Facultät. Proff. ordd. Kahnis: Dogmengeschichte; Encyclopädie der Theologie; neuere Kirchengeschichte; Leitung der Uebungen des theologischen Vereines. — Luthardt: Synopse der vier Evangelien; Dogmatik; dogmatische Gesellschaft; dogmatische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Leipoldt: Vergleichende Symbolik; Leitung der kirchengeschichtlichen Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Delitzsch: Nachrichten der Propheten; alttestamentliche Heilsgeschichte; Leitung des Hebraicum I der Lausitzer Predigergesellschaft (ausgewählte Stücke des Buches Jeremia); Erklärung der Haggada des Talmudes (für Mitglieder des südwestlichen Missionsvereins); englisch-exegetische Gesellschaft (poetische Stücke des Pentateuchs). — Fricke: Auslegung des 1. Briefes Pauli an die Corinther; Dogmatik II. Theil (Christologie und Pneumatologie); über die wissenschaftlichen Grundlagen des

Glaubens an die persönliche Unsterblichkeit (für die Studirenden aller Facultäten); exegetisches Seminar v. u. N. T., Lausitzer Predigergesellschaft: a) biblisch-theologische Abtheilung des N. T., b) homiletische Abtheilung. — Baur: Erklärung der Psalmen; praktische Theologie II. Theil (Homiletik, Liturgik ꝛc.); Shakespeare, Goethe und Schiller in ihrem Verhältniß zur Religion; homiletisches Seminar; Hebraicum II der Lausitzer Predigergesellschaft (Fortsetzung). — Hellmann: Symbolik; Pädagogik und Geschichte derselben; katechetisches Seminar; pädagogisches Seminar; praktische Uebungen und Besuche von Lehr- und Erziehungsanstalten. — Schmidt: Auslegung des Evangelium Johannis; neutestamentliche Kritik und Hermeneutik; katechetische Gesellschaft; katechetische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Prof. hon. Holemann: Leitrische Ausleguug der Pastoralbriefe des Neuen Testamentes (1. u. II. Timoth. u. Tit.); exegetischer Verein d. A. und N. Testamentes. — Priv. Docc. Guthe: Topographie und Geschichte Jerusalems; alttestamentliche Gesellschaft (die israelitischen Feste mit Lectüre der betr. Gesetzesstellen); hebräische Gesellschaft, Cursus I (praktische Uebungen zur Repetition der Formenlehre). — Nyssel: Genesis; den 55. Capitel des Jesaias und die Geschichte seiner Auslegung; hebräische Gesellschaft, Cursus II (cursorische Lectüre der Bücher Samuelis). — König: Einleitung in das Alte Testament; über den Offenbarungsbegriff des Alten Testamentes. — Schultze: Kirchengeschichte I. Theil (Mittelalter); Kirchenpolitische Gesellschaft. — Schnedermann: Einleitung in die heilige Schrift Neuen Testamentes; exegetische Gesellschaft Neuen Testamentes.

II. Juristische Facultät. Prof. ordd. Windscheid ist mit Urlaub abwesend. — Oertloph: Deutscher Civilprocess; civilprocessrechtliches Seminar. — Müller: Sächsisches Privatrecht und die Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuches, II. Theil (Recht der Forderungen, Familienrecht); ausgewählte Lehren des sächsischen Privatrechts, bez. mit praktischen Uebungen. — Schmidt: Pandekten I. Theil (mit Ausschluß des Familien- und Erbrechts); Institutionen und äußere Geschichte des römischen Rechts. — Friedberg: Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte; Kirchenrecht; Handels-, Wechsel- und Seerecht; Uebungen der kirchenrechtlichen Gesellschaft. — Kunze: Innere Geschichte des römischen Rechts (einschl. röm. Civilprocesses); Pandekten II. Theil (Familien- und Erbrecht); römisches Staatsrecht (für Juristen und Philologen). — Stobbe: Deutsches Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts; katholisches und evangelisches Kirchenrecht; deutschrechtliche Uebungen. — Binding: Deutsches Strafprocessrecht; Strafrechtspraktikum. — Wach: Deutsches Strafrecht; Geschichte des römischen Civilprocesses; Civilprocesspraktikum. — Prof. ord. hon. Voigt: Encyclopädie des Rechts. — Prof. extr. Höd: Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte; Handels-, See- und Wechselrecht; Verfassung Italiens. — Ody: Ueber einen der Hauptsätze der Pandekten; Themata aus dem Handelsrecht. — Priv. Doce. Lenel: Pandekten II. Theil (Familien- und Erbrecht); Pandektenpraktikum. — Weismann: Summarische Processe und Concursprocess; Civilprocess. — Stammler: Encyclopädie des Rechts; Pandekten-Repetitorium (mit praktischen und exegetischen Uebungen). — Hegler: Völkerrecht; Seerecht. — Schwalbach: Besondere Processarten und Concursrecht; Civilprocess-Repetitorium mit praktischen Uebungen.

III. Medicinische Facultät. Prof. ord. Radius: Oeffentliche und private Hygiene; Pharmacognosie mit Demonstrationen. — Curschmann: Specielle und gynäkologische Klinik und Poliklinik; über geburtshilfliche Operationen, mit Einübung derselben am Phantome. — Wagner: Medicinische Klinik. — Ludwig: Physiologie der Empfindung und Bewegung; physiologische Besprechungen; Arbeiten im physiologischen Institut für Geübtere. — Thiersch: Vorlesung über Chirurgie II. Theil; chirurgische Klinik. — Socin: Klinik für Augenkrankheiten; Augenspiegelcursus; über specielle Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten. — His: Systematische Anatomie des Menschen (Eingeweide, Nerven und Sinnesorgane); Präparirübungen. — Braune: Systematische Anatomie des Menschen (Knochen, Gelenke, Muskeln und Gefäße); Präparirübungen. — Leipheim: Allgemeine Pathologie; demonstrativer Cursus der pathologischen Anatomie, zugleich mit Sectionsübungen; praktisch-mikroskopischer Cursus der pathologischen Histologie; experimentelle und mikroskopische Arbeiten im pathologischen Institut. — Hofmann: Ueber Ernährung und Nahrungsmittel des Menschen; Cursus über hygienische Untersuchungsmethoden; experimentelle Arbeiten und Uebungen im hygienischen Institute. — Gh: Specielle Pathologie und Therapie II. Theil (Krankheiten des gesammten Nervensystems); medicinische Poliklinik. — Prof. extr. Sonnenkalb: Staatsärztliches Praktikum; gerichtliche Medicin für Juristen. — Carus: Anatomie und Physiologie der Hausthiere; geographische Verbreitung der Thiere; Theorie der Thierzucht. — Winiker: Einleitung in das Studium der Medicin; Receptirkunst, nebst Uebersicht der wichtigsten Arzneimittel. — Hennig: Geburtshilfe, theoretisch und praktisch; über Frauenkrankheiten; pädiatrische Klinik. — Reclam: Communalhygiene (d. h. öffentliche Gesundheitspflege in kleinen und großen Gemeinden) mit Experimenten und Demonstrationen; gerichtliche Medicin (mit Demonstrationen). — Schmidt: Chirurgische Poliklinik; Anatomie am Lebenden; klinische Besprechungen. — Benzel: Repetitorium der systematischen Anatomie des Menschen; über Bau, Lebensverrichtungen und Pflege des menschlichen Bewegungsapparates und des Nervensystems (für Nichtmediciner, insbesondere für Pädagogen und Studirende der Naturwissenschaften). — Rauber: Histologischer Cursus; entwickelungsgeschichtliches Praktikum; Urgeschichte des Menschen. — Heubner: Diätetik; Poliklinik; specielle Pathologie und Therapie der wichtigsten Kinderkrankheiten. Hogen: Diätetische Poliklinik; laryngoskopische Poliklinik; Cursus der Ohrenheilkunde; Cursus der Laryngoskopie. — Brenner: Cursus der Elektrotherapie; Elektrotherapie der Sinnesorgane. — Flechsig: Physchiatrie, mit klinischen Demonstrationen. — Drechsel: Physiologische Chemie mit besonderer Berücksichtigung des Stoffwechsels; physiologisch-chemisches Praktikum. — Weigert: Ueber Geschwülste; pathologisch-anatomische Besprechungen; praktisch-mikroskopischer Cursus der pathologischen Histologie. — Priv. Doce. Meixner: Gerichtliche Geburtskunde; theoretische und praktische Operationslehre für Geburtshelfer. — Haase: Vorträge über theoretische Geburtshilfe. — Naumann: Allgemeine Pharmakodynamik und Hydrotherapie. — Friedländer: Specielle Pathologie und Therapie der Localkrankheiten. — Fürst: Pädiatrische Poliklinik, in Verbindung mit Vorträgen über Pathologie und Therapie der Kinderkrankheiten; Einleitung in die Geburtshilfe und Gynäkologie; über Vaccination, mit Uebungen in anim. und hum. Impfung. — Schröer: Poliklinik für Syphilis; Einleitung zur Augenuntersuchung; Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten; Augenspiegelcursus. — Leopold: Theoretische Geburtshilfe mit zahlreichen Demonstrationen; geburtshilfliche Operationsübungen am Phantom; geburtshilfliche und gynäkologische Besprechungen. — Schön: Augenspiegelcursus; augenärztlicher Repetitionscursus; Augenoperationskursus. — Zillmann: Chirurgische Operationslehre; chirurgischer Verbandcursus; über Fracturen und Luxationen. — Schildbach: Orthopädische Poliklinik. — Baelz ist beurlaubt. — Hesse ist beurlaubt. — Küster: Augenärztliche Poliklinik; augenärztliche Propädeutik (äußere Untersuchung, Ophthalmoskopie und Functionsprüfung bei gesunden und kranken Augen). — Oesser: Chirurgische Poliklinik; chirurgischer Verbandcursus; über die Grundsätze der modernen Kriegschirurgie. — Huber: Pathologische Anatomie des Geschlechtsapparates. — Strümpell: Cursus über Percussion und Auscultation; klinische Propädeutik. — Gaule: Cursus der mikroskopischen Anatomie; physiologische Besuchsmethoden; physiologisch-chemisches Laboratorium. — Meltzer: Cursus der Physiologie; Cursus der Laryngoskopie und Rhinoskopie. — Reißer: Vorlesungen und Demonstrationen über Haut- und venerische Krankheiten; Vorlesungen über Pathologie und Therapie der Syphilis. — Sänger: Pathologie und Therapie der Frauenkrankheiten; Repetitorium der Geburtshilfe, verbunden mit Operationsübungen am Phantom; Krankheiten des Wochenbettes.

IV. Philosophische Facultät. Prof. ordd. Drobisch: Ueber Kant's Theorie und Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens. — Teuchner ist vom Abhalten der Vorlesungen dispensirt. — Fischer: Erklärung des Koran nach Beidhâwi; Erklärung von Hariri's Makamen; Erklärung von Dschami's Yûsuf. Erklärung von Wickershauser's türkischer Chrestomathie; Uebungen der arabischen Gesellschaft. — Roscher: Praktische Nationalökonomie und Wirthschaftspolizei; Finanzwissenschaft; Hauptlehren der landwirthschaftlichen Politik und Statistik. — Hantel: Physik II. Theil (Magnetismus, Electricität und Wärme); physikalische Uebungen für künftige Lehrer und Mediciner; physikalische Uebungen für Fortgeschrittenere. — Zarncke: Einleitung in das Nibelungenlied und Erklärung ausgewählter Stücke desselben; über Goethe's Faust mit einer Einleitung über die Faustsage; Uebungen des königlichen deutschen Seminars. — Lotze: Geschichte der griechischen Kunstlehre, 1. Theil; Aesthetik der griechischen Kunst; Uebungen des königlichen archäologischen Seminars (Pausanias' Beschreibung der Akropolis von Athen). — Curtius: Geschichte der griechischen Poesie; Uebungen des königlichen philologischen Seminars (Interpretation von Homer's Ilias Buch XXI. und Disputiren über schriftliche Arbeiten); grammatische Gesellschaft. — Masius: Geschichte der Pädagogik, II. Theil. Charakteristiken aus der Humanitätszeit; Uebungen des pädagogischen Seminars und Vorträge über Methodik. — Ebert: Geschichte der französischen Literatur des Mittelalters; romanische Gesellschaft (Lectüre und Erklärung italienischer Gedichte). — Kolbe: Organische Experimentalchemie; chemische Praktikum für Geübtere; praktisch-chemische Uebungen und Untersuchungen für Fortgeschrittenere. — Voigt: Deutsche Geschichte vom Ausgange der Staufer bis zum Tode Maximilian's I.; Geschichte Alexander's des Großen und der hellenischen Welt bis 146 v. Chr. — Scheibner: Theorie der elliptischen Functionen; Capitel aus der Zahlentheorie. — Schenk: Experimentalphysiologie der Pflanzen; Arbeiten und Uebungen in dem botanischen Laboratorium. — Reumann: Electrodynamik (Fortsetzung) — Leuckart: Vergleichende Anatomie; praktische Uebungen auf dem zoologischen Institute für Anfänger und Geübtere; zoologische Gesellschaft. — Blomeyer: Die allgemeinen Grundsätze des Acker- und Pflanzenbaues; specieller Pflanzenbau, II. Theil (Cultur der Handelsgewächse und der Wiesen). — Zirkel: Allgemeine Mineralogie, nebst repetitorischen Uebungen; Geologie des Deutschen Reiches;

mineralogische und geologische Arbeiten und Untersuchungen im Institut. — Wiedemann: Anorganische Experimentalchemie; chemische und physikalische Arbeiten im Laboratorium. — Lange: Erklärung des XIV. Buchs der Annalen des Taeitus nebst Einleitung über die Verfassung des römischen Staates im ersten Jahrhundert nach Chr. Geb.; Uebungen der römisch-antiquarischen Gesellschaft (Interpretation von Cicero de legibus und Besprechung schriftlicher Arbeiten). — Böttner: Meteorologie mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Sonne; über Berkeley's Prinzipien der menschlichen Erkenntniß mit besonderer Rücksicht auf den Idealismus Kant's. — Springer: Culturgeschichte der Renaissance; Geschichte der holländischen Malerei im 17. Jahrhundert; Erklärung von kunsthistorischen Quellenschriften verbunden mit Uebungen; Anleitung zu kunsthistorischen Arbeiten für Geübtere. — Fleischer: Erklärung der syrischen Chrestomathie von Bernstein; Erklärung der äthiopischen Chrestomathie von Dillmann (Fortsetzung); Erklärung der Mu'allakat (Fortsetzung). — Hildebrand: Ueber das Volkslied älterer und neuerer Zeit in seiner Bedeutung für unsere Literatur und Culturgeschichte; Erklärung Shakespeare's von der Vogelweide. — Frieder: Naturrecht (Rechtsphilosophie); Völkerrecht. — Ebers: Lectüre und Erklärung hieratischer Texte (Fortsetzung); ägyptische Denkmäler. — Heinze: Einleitung in die Philosophie und Logik; Geschichte der neueren Philosophie (von der Renaissance bis zur Gegenwart); philosophische Uebungen (Kant's Kritik der reinen Vernunft). — Wundt: Physiologie; logische Gesellschaft. — Leskien: Grammatik der altbulgarischen (kirchenslavischen) Sprache; die epische Volkspoesie der südslavischen Völker (Croaten, Serben, Bulgaren); Uebungen im Lesen und Erklären litauischer Texte. — Lipsius: Erklärung von Demosthenes' Kranzrede mit Einleitung über Demosthenes und die zeitgenössischen Redner; Uebungen des königlichen philologischen Proseminars (Interpretation von Aristophanes' Acharnern und Disputiren über schriftliche Arbeiten); Uebungen der griechisch-antiquarischen Gesellschaft (Interpretation ausgewählter attischer Inschriften und Disputiren über schriftliche Arbeiten); Uebungen des kaiserlich russischen philologischen Seminars. — v. Noorden: Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts; Uebungen des königlichen historischen Seminars: a) die Germania des Tacitus und anschließende Fragen aus der deutschen Verfassungsgeschichte, b) die französisch-europäische Politik der Jahre 1665—1668. — Ribbeck: Metrik der Griechen und Römer; Uebungen des königlichen philologischen Seminars (Interpretation der Bacchä von Terenz und Disputationen über schriftliche Arbeiten); philologische Gesellschaft (literarästhetische Uebungen: Kallimachus). — Windisch: Ueberblick über die Sanskrit-Literatur; Sanskrit-Interpretation nach Benfey's Sanskritbuche; Einführung in das Studium des Keltischen; Sanskrit-Gesellschaft für Geübtere: Veda und Avesta (Jacobi's Kalpasûtra). — Wülcker: Geschichte der altenglischen Literatur (von 1066 bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts); Einleitung in das Studium Shakespeare's nebst Erklärung von dessen „Tempest"; englische Gesellschaft: Erklärung angelsächsischer Stücke nach seinen „Kleinen angelsächsischen Dichtungen, Halle 1883". — Klein: Einleitung in die projectivische Geometrie mit Einschluß der darstellenden Geometrie); Differentialgleichungen; mathematisches Seminar (Colloquium); Uebungen in darstellender Geometrie. — Proff. ord. hon. Strümpell: Einleitung in die Philosophie und Logik; psychologische Pädagogik; wissenschaftlich-pädagogisches Praktikum. — Marbach: Einleitung in die Technologie. — Biedermann: Geschichte der deutschen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert; Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert; allgemeine Geschichte vom Wiener Congreß bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums; Geschichte der geistigen, religiösen, sittlichen, geselligen Bildungszustände Deutschlands im 18. Jahrhundert (als Ergänzung zur Culturgeschichte Deutschlands in dieser Zeit); cultur- und literaturgeschichtliche Gesellschaft. — Credner: Allgemeine Geologie; die Lagerstätten der Erze. — Wenck: Geschichte Deutschlands vom Anfange der Revolutionskriege bis zur Erhebung gegen Napoleon I.; Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation. — Knop: Agriculturchemie; chemisches Praktikum. — Stohmann: Technische Chemie oder chemische Technologie, I. Theil; die Milch, ihre Production und Verwerthung; Uebungen im Laboratorium des landwirthschaftlich-physiologischen Instituts. — Hermann: Einleitung in die Philosophie und Logik; vergleichende Darstellung und Kritik der wichtigsten neueren philosophischen Systeme; über die Grundbegriffe der Aesthetik. Darstellung und Kritik von Hegel's Philosophie der Geschichte. — Mayer: Einleitung in die Differential- und Integralrechnung; Uebungen im mathematischen Seminar (Differential- und Integralrechnung). — Proff. extr. Jacobi: Einleitung in das Studium der Kameralwissenschaften; allgemeine Landwirthschaftslehre; über Etymologie. — Winckwitz ist vom Abhalten der Vorlesungen dispensirt. — Zitler: Psychologie; pädagogisches Seminar. — Esstein: Gymnasialpädagogik II. Theil; pädagogisches Seminar. — Brandes: Preußische Geschichte bis 1713; Geschichte des Orients im Alterthum; germanisch-antiquarische Gesellschaft. — Hirzel: Pharmacie (anorganische Präparate). — Seydel: Gesammtübersicht über die Geschichte der Philosophie; Physiologie. — Rückert: Geschichte des Papstthums; Uebersicht der brandenburgisch-preußischen Geschichte vom Großen Kurfürsten ab. — Birnbaum: Thierzucht II. Theil; über Taxation und Ertragsanschläge; über Buchführung; über wichtige Tagesfragen. — Zürn: Anatomie und Physiologie der Hausthiergattungen; die Untugenden der Hausthiere und die rechten Mittel zu deren Beseitigung; veterinärklinische Demonstrationen. — Carl Lange: Anorganische Chemie (ohne Experimente). — Paul: Allgemeine Geschichte der Musik; Harmonik; die Entwickelung der Tonkunst im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. — von der Mühll: Analytische Mechanik; mechanische Wärmetheorie; mathematisch-physikalische Uebungen im mathematischen Seminar. — Oelitzsch: Allgemeine Geographie II. Theil; geographische Gesellschaft. — Arndt: Deutsche Geschichte vom ersten Auftreten der Deutschen in der Geschichte bis auf den Ausgang des Salischen Königshauses; deutsche Geschichte im Zeitalter der Staufer; Goethe's Leben und Werke II. Theil: die erste Zeit in Weimar bis zur Reise nach Italien; Uebungen des königlichen historischen Seminars (ausgewählte Fragen aus dem Zeitalter der Staufer). — Bardthausen: Römische Geschichte; historisches Seminar (ausgewählte Fragen aus der Geschichte der römischen Republik). — Hirzel: Geschichte der griechischen Philosophie; Erklärung von Aristoteles' Poëtik. — Delitzsch: Die Keilinschriften und das Alte Testament; assyrische Grammatik; Arabisch für Anfänger; Interpretation assyrischer Keilschrifttexte. — Biedermann: Wärmelehre. — v. d. Meyer: Theoretische Chemie. — Weddige: Chemie der aromatischen Verbindungen. — v. d. Gabelentz: Chinesische Grammatik; Anfangsgründe der Mandschu-Grammatik; sinologische und linguistische Uebungen. — Priv. Doc. Weicker: Uebersicht der Physik. — Sachße: Einleitung in die Agriculturchemie. — Sauer: Morphologie, Physiologie und Systematik der Thallophyten; Repetitorium der Botanik. — Wolf: Philosophische Ethik für Lehrer und Erzieher; über Schopenhauer's Leben und Lehre. — Ehzardi: Geschichte der deutschen Heldensage und Heldendichtung; altnordische Gesellschaft (Lectüre und Erklärung ausgewählter Eddalieder); Uebungen des königlichen deutschen Seminars (althochdeutsche Abtheilung). — Kolbe wird nicht lesen. — Brugman: Vergleichende Lautlehre in indogermanischen Sprachen; Uebungen des kaiserlich russischen philologischen Seminars. — Walcker: Die Arbeiterfrage mit besonderer Berücksichtigung der englischen und deutschen Gewerbereform; nationalökonomische und statistische Uebungen. — Freyberg: Theoretische Nationalökonomik; die Bank- und Börsengeschäfte; volkswirthschaftliche Gesellschaft. — Kalkowsky: Uebersicht über die Geologie von Europa. — Birch-Hirschfeld: Französische Syntax; Cervantes' Leben und Werke (Lectüre des Don Quixote); Uebungen auf dem Gebiete des neueren französischen. — Windisch: Geschichte der indischen und persischen Religion; altpersische Grammatik und Erklärung der Keilinschriften; Lectüre ausgewählter Stücke des Tâittirîya-Brâhmana. — Chun: Zoologie und Entwickelungsgeschichte der Wirbelthiere; über Mollusken und Tunicaten. — Meyer: Griechische Epigraphik (Lectüre ausgewählter Inschriften); Uebungen des königlichen historischen Seminars, Abtheilung für alte Geschichte (Geschichte Alexander's des Großen). — Treitzenach: Geschichte der deutschen Literatur vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis auf Schiller's Tod; Uebungen einer literarhistorischen Gesellschaft. — Ost: Mazanajsko. — Hahn: Länder- und Staatenkunde Europas mit Ausschluß des Deutschen Reiches; Geographie des Deutschen Reiches; Uebungen der geographischen Gesellschaft: a) Besprechungen über die neuesten geographischen Forschungen, b) Einführung in das Studium Alexander v. Humboldt's mit Erklärung ausgewählter Abschnitte aus seinen Werken. — Holzapfel: Erklärung von Aristoteles' Politik; historische Uebungen (Geschichte der Pentekontaëtie). — Rohr: Functionentheorie; Uebungen hierzu. — Scherer: Griechische Religionsgeschichte mit Rücksicht auf die Cultusalterthümer; über den Stil in den bildenden Künsten; Uebungen einer antiquarischen Gesellschaft (Besprechung religionsgeschichtlicher Themen). — Marshall: Specielle Naturgeschichte der Vögel; ausgewählte Capitel aus der Darwin'schen Theorie. — Techmer: Einleitung in die Sprachwissenschaft, mit praktischen Uebungen namentlich im Gebiet der neueren Sprachen; Uebungen der Gesellschaft für Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der neueren Sprachen und der Sprachphysiologie. — v. Bahder: Einleitung in die germanische Philologie; gotische Uebungen. — Fraße: Ueber Parasitismus im Thierreich, mit besonderer Berücksichtigung der Parasiten des Menschen; allgemeine thierische Gewebelehre; praktischer Cursus der thierischen Gewebelehre (im Anschluß an die vorhergehende Vorlesung). — Schur: Allgemeine Theorie der Curven und Oberflächen; geometrische Uebungen. — Grube: Grammatik des Neuchinesischen nebst praktischen Uebungen; Anfangsgründe der tibetischen Grammatik. — Goebel: Ueber Pflanzenkrankheiten mit besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Culturpflanzen; vergleichende Entwicklungsgeschichte des Pflanzenreichs mit Einschluß der Zellenlehre und Embryologie. — Langer: Allgemeine Musiklehre; musikalische Formenlehre; liturgische Gesangsübungen; Uebungen des Universitäts-Sängervereins zu St. Pauli.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 64. Donnerstag, den 11. August. 1881.

Inhalt: Professor Dr. Carl Christian Bruhns †, von Dr. B. Peter. — Bücherbesprechungen (Lyrisches im Shakespeare, von W. Steuermann. Kleine Geschichten aus Frankreich, nach Dichtungen François Coppée's ins Deutsche übertragen von Robert Waldmüller. Walpurgisnacht, von F. Siegfried). — Vorlesungen der Göttinger Universität im Winter 1881/82.

Professor Dr. Carl Christian Bruhns †.

In der Nacht des 25. Juli dieses Jahres setzte der Tod dem Leben eines Mannes ein Ende, der sich aus einfachen Verhältnissen zu einer angesehenen wissenschaftlichen Stellung durch eigene Kraft und Ausdauer emporgeschwungen hatte. Es war dies der den Lesern dieser Blätter wohlbekannte Geheime Hofrath Professor Dr. Carl Christian Bruhns, Director der Sternwarte und ordentlicher Professor an der Universität in Leipzig. Geboren am 22. November 1830 zu Ploen in Holstein besuchte Bruhns die Schule seiner Vaterstadt und widmete sich dann einem mechanischen Berufe. Im Frühjahr 1851 kam er nach Berlin zu Borsig. Der Drang nach Wissen, der in seiner Jugend durch schwere Krankheit erst längere Zeit gehemmt worden war, fand in der preußischen Hauptstadt ein weites Feld für seine Befriedigung. Durch Arbeiten, welche er als Mechaniker an der Berliner Sternwarte auszuführen hatte, wurde er mit Encke, dem Director derselben, bekannt, der bald auf die außerordentlichen Eigenschaften aufmerksam wurde, welche Bruhns als Rechner besaß. Encke verschaffte ihm die Mittel zur weiteren Ausbildung und nun füllte Bruhns durch rastloses Streben in unglaublich kurzer Zeit die Lücken in seinem Wissen aus. Er unterzog sich der Absolutorialprüfung und ließ sich als Student an der Universität inscribiren. Schon 1852 stellte ihn Encke als zweiten Gehilfen der Sternwarte an, 1854 rückte er in die durch Galle's Weggang erledigte erste Gehilfenstelle ein und promovirte 1858 mit der „de planetis minoribus“ betitelten Dissertation. Nachdem er noch mit seiner Arbeit über „die astronomische Strahlenbrechung“ einen akademischen Preis gewonnen hatte, habilitirte er sich 1858 an der Universität als Privat-Docent. Auf Encke's Vorschlag wurde er 1860 nach Leipzig an d'Arrest's Stelle als außerordentlicher Professor der Astronomie berufen und nach Möbius' Tod zum ordentlichen Professor und Director der Sternwarte ernannt. Die damals noch auf der Pleißenburg befindliche Sternwarte entsprach schon lange nicht mehr den Anforderungen der Neuzeit und wurde daher Bruhns von Seiten der Regierung mit dem Baue einer neuen Sternwarte beauftragt. Nachdem die Unterhandlungen wegen der Platzfrage erst längere Zeit geschwebt hatten, entschloß sich Bruhns für die Errichtung des Institutes in dem damals noch völlig unbebauten Johannisthale. Inmitten von Gärten, weithin frei gelegen und doch in unmittelbarer Nähe der Stadt wurde ganz nach seinen Angaben die jetzige Universitäts-Sternwarte gebaut. Wenn diese auch neuerdings durch neuerrichtete Observatorien überflügelt worden ist, bei deren Bau bedeutendere Geldmittel zur Verfügung standen, so nimmt sie doch noch heutigen Tages eine geachtete Stellung unter den derartigen Instituten ein. Zahlreiche Beobachtungsreihen, theilweise von Bruhns selbst, theilweise von den hierzu angestellten Beamten der Sternwarte ausgeführt, legen Zeugniß ab für die erfolgreiche Thätigkeit des unter seiner Leitung stehenden Institutes. Durch die Entdeckung von sechs Cometen vermehrte Bruhns die Anzahl der uns bisher bekannten Gestirne. Sein eminentes Talent in astronomischen Rechnungen verwandte er mit Erfolg darauf, die Bahnen von zahlreichen Cometen und Planetoiden aus den angestellten Beobachtungen abzuleiten.

Von den Erfolgen seiner zwanzigjährigen Lehrthätigkeit an der Universität spricht die große Anzahl der von ihm herangebildeten Astronomen, deren Namen in der astronomischen Welt bereits einen guten Klang erhalten haben. Auch viele Mathematiker, welche sich der Lehrercarrière widmeten, lagen unter Bruhns astronomischen Studien ob.

Als im Jahre 1862 Generallieutenant v. Baeyer die mitteleuropäische Gradmessung ins Leben rief, wurde Bruhns zusammen mit Regierungsrath Nagel und Professor Weisbach als Commissar derselben für Sachsen ernannt. Als solcher ließ er von den trigonometrisch wichtigen Punkten innerhalb Sachsens Längen- und Breitenbestimmungen ausführen und bearbeiten und nahm auch sonst als Mitglied des permanenten Comités, dessen Schriftführer er bis zu seinem Tode war, einen lebhaften Antheil an den Gradmessungsarbeiten.

Die Errichtung eines über ganz Sachsen ausgedehnten meteorologischen Beobachtungsnetzes ist ganz sein Werk. Elf Bände von Beobachtungen bezeugen seine emsige Thätigkeit auch auf diesem Gebiete. Sehr wohl erkennend, daß eine Wissenschaft wie die Meteorologie nur durch das Zusammenwirken sämmtlicher Culturstaaten erfolgreich gefördert werden könne, brachte er den Gedanken eines internationalen meteorologischen Comités mit zur Anregung und Ausführung. Seine letzte schöpferische Thätigkeit auf meteorologischem Gebiete war die Errichtung des meteorologischen Bureaus für Witterungsprognosen, das er in Leipzig auf Anregung des Landesculturrathes ins Leben rief.

Nicht nur der Himmelskunde, auch der Ausbreitung und Vervollkommnung der Erdkunde widmete Bruhns seine nie ermüdende Kraft. Lange Jahre stand er an der Spitze der Leipziger Gesellschaft von Freunden der Erdkunde und war ein eifriger Förderer derselben. Die Gesellschaft bezeugte ihm ihren Dank durch Ernennung zum Ehrenmitgliede. Auch dem Vorstande der deutschen afrikanischen Gesellschaft gehörte Bruhns lange Zeit an. — Eine Reihe von populären Vorträgen aus dem Gebiete der Astronomie und Meteorologie, welche er im Laufe der Jahre in verschiedenen Vereinen hielt, bezeugt das Interesse, welches Bruhns allen Bestrebungen entgegenbrachte, welche auf Ausbreitung der Wissenschaft gerichtet waren. Mancher Verein, dessen Förderer in dieser Hinsicht er war, wird sein Hinscheiden schwer empfinden.

Außer zahlreichen Publicationen in den astronomischen Nachrichten, theils Beobachtungen, theils Berechnungen enthaltend, den unter seiner Redaction erschienenen Publicationen geodätischen Inhaltes und elf Jahrgängen der „Resultate aus den Beobachtungen der meteorologischen Stationen im Königreich Sachsen“ (die Monatsresultate erschienen auch in diesen

Blättern) sind noch als besondere Arbeiten von Bruhns zu nennen die schon erwähnte Preisschrift „die astronomische Strahlenbrechung", „Geschichte und Beschreibung der Leipziger Sternwarte", „die Astronomen der Pleißenburg", „Johann Franz Encke, sein Leben und Wirken". In Gemeinschaft mit mehreren anderen Gelehrten gab er ferner das große biographische Werk „Alexander von Humboldt" heraus. Der Kalender des statistischen Bureaus, dessen astronomischen Theil Bruhns redigirte, enthielt in den letzten Jahren von ihm stets einen populären Aufsatz über ein astronomisches Thema. Bruhns verdanken wir auch die Herausgabe sehr praktischer siebenstelliger Logarithmen.

Das große Organisationstalent, welches der Verstorbene besaß, bewies er, als es sich darum handelte, die deutschen Expeditionen zur Beobachtung des Venusdurchganges im Jahre 1874 auszurüsten. Ueberall, wo es galt, für eine neue Idee zu wirken, trat er ganz und voll mit seiner eigenen Person ein. Entgegenstehende Hindernisse kannte er nicht.

Im persönlichen Verkehr war Bruhns außerordentlich liebenswürdig, stets bereit, mit Wort und That zu helfen. Manche junge Kraft verdankt ihm allein ihre Entfaltung und nie war ein Appell an seine Freundlichkeit ohne Wirkung. Denselben Eifer und dieselbe Regsamkeit, die er selbst auf wissenschaftlichem Gebiete entfaltete, entwickelte er auch, wenn es galt, die wissenschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen Anderer zu fördern, und was er hier im Stillen gewirkt hat, ist nicht der kleinste Theil seiner Thätigkeit. — Bruhns war stets und für Jeden zu sprechen; seine Beamten konnten ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit aufsuchen.

Die rastlose Thätigkeit des Verstorbenen ohne irgend welche Unterbrechung und ohne irgend welche Erholungspause hat wol auch den Keim zu jener Krankheit gelegt, welche uns so plötzlich den gerade im kräftigsten Mannesalter Stehenden entrissen hat. Bereits seit Jahresfrist zeigten sich die Spuren einer eintretenden Ermüdung. Trotz der eindringlichsten Mahnungen seiner Angehörigen achtete Bruhns indessen nicht hierauf und arbeitete emsig weiter. Selbst als ihn Ostern dieses Jahres die nunmehr ernstlich auftretende Krankheit an das Krankenlager fesselte, welches er nicht wieder verlassen sollte, wollte er sich keine Ruhe gönnen. Trotz des Widerspruchs der Aerzte wollte der Kranke, welcher an die Schwere seiner Krankheit nicht glaubte, die gewohnte Thätigkeit fortsetzen. Noch einmal schien es, als ob seine zähe Natur die Krankheit überwinden würde und schon hielten ihn seine Freunde und Angehörigen für gerettet, da raffte ihn plötzlich der Tod hinweg mitten in neuen Plänen für die Zukunft. Den Neubau, welchen er aufführen ließ, um in ihm die meteorologischen Instrumente aufzustellen, die wegen der allmäligen Bebauung des Johannisthales in den Räumen der Sternwarte keine den wissenschaftlichen Zwecken entsprechende Aufstellung mehr finden konnten, sollte er nicht mehr sehen.

Orden und Auszeichnungen für seine vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit waren dem Verstorbenen in reichem Maße zu Theil geworden; die große Beliebtheit, deren er sich in allen Kreisen erfreute, zeigte sich auch in der allgemeinen Theilnahme bei seinem Begräbnisse.

Wir können diese Skizze nicht besser schließen, als mit den Worten, welche die Astronomischen Nachrichten Bruhns anläßlich seines Todes widmen:

„Innerhalb der Gemeinschaft der deutschen Astronomen und innerhalb eines engeren Kreises von Fachgenossen und Freunden war er die Seele, das zusammenbringende und zusammenhaltende, das treibende und belebende Princip aller gemeinsamen Hingebung an nützliche Arbeiten, und sein Tod läßt gerade in dieser Beziehung eine schwer auszufüllende Lücke."

„Seine näheren Fachgenossen betrauern in ihm einen allezeit bereiten, geschickten und energischen Mitarbeiter und einen Freund von vollendeter Herzensgüte, von unvergeßlicher Hingebung und Treue."

Leipzig, Sternwarte. Dr. B. Peter.

Bücherbesprechungen.

Die Abhandlung W. Steuerwald's „Lyrisches im Shakespeare" (München bei Ackermann 1881) hat die reiche Literatur, welche den großen Dichter zum Gegenstande genommen, um eine schätzbare Studie bereichert und darf um so freudiger begrüßt werden, als sie eine von wesentlich neuen Gesichtspunkten ausgehende Beurtheilung und Beleuchtung der Werke Shakespeare's enthält. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, das lyrische Element in den Dichtungen des Briten aufzusuchen, es auszuscheiden und als eine Einheit systematisch zusammen zu fassen, eine Aufgabe, die er in der Art zu lösen unternimmt, daß er nach kurzer Besprechung der selbständigen lyrischen Gedichte mit dem Secirmesser an die Dramen herantritt, um alle in den Kreis des Lyrischen zu verweisenden oder doch von lyrischem Grundtone und Grundgedanken durchzogenen Partien derselben herauszuschälen und die gewonnenen Resultate je nach ihrem Gehalte und ihrer eigenartigen Bedeutung gleichsam gattungsmäßig zu classificiren. Nachdem in den einleitenden Bemerkungen darauf hingewiesen worden, daß Shakespeare's Dichterruhm zu seinen Lebzeiten sich vorzugsweise auf die lyrischen Schöpfungen gegründet habe, da die Kunst des Dramatikers, der in directem Zusammenhange mit der Bühne, für die er schrieb, gestanden, ebenso wenig wie diejenige des Schauspielers bei der geringen moralischen Würdigung, die man demselben in jenen Tagen in England zollte, zu einer vollen und allgemeinen Geltung gelangen konnte*), während in den Zweigen lyrischer Dichtkunst vornehme Aristokraten, wie der Graf v. Surrey, Sir Philipp Sidney u. A. schöpferisch thätig waren, läßt der Verfasser rücksichtlich der Verdienste Shakespeare's als Lyriker Urtheile von Gervinus, Bodenstedt folgen, aus denen die hohe Werthschätzung des Dichters auf lyrischem Gebiete auch in unseren Tagen erhellt.

Verfasser berührt dann kurz die Frage nach dem Verhältnisse des romanischen und germanischen Wesens, das sich wie in der englischen Nation überhaupt, so besonders in den größeren Dichtern derselben verschmolzen zeige, und während er in Milton's Werken ein Gleichgewicht beider Elemente ausgeprägt findet, bezeichnet er Shakespeare als einen durch die Schule des Romanischen hindurch gegangenen germanischen Dichter, wie es die Betrachtung desselben als Lyriker besonders klar erweist, und will in den beiden lyrisch-epischen Gedichten Venus and Adonis und Lucrece, deren Stoff dem classischen Boden, deren Form dem italienischen Versbau entnommen, die gelehrte lateinische Schule erkennen. Hieran knüpfen sich dann die zur Schäferpoesie zu zählenden Gedichte: A Lover's Complaint, the Passionate Pilgrim, the Phoenix and Turtle, in denen sich der Geist der italisch-spanischen Muse verkünde. Bei der dann folgenden Besprechung der Shakespeare'schen Sonetten, deren Bau italienische Muster-form als Norm beibehalten, wie sich dieselbe denn bereits vor Shakespeare in England eingebürgert habe, betont der Verfasser die Innigkeit und den tiefen Ernst als ein entschieden germanisches Moment, zu dem sich der Dichter, der hier mehr als sonst subjectivisch erscheine, nach und nach emporgerungen.

Den eigentlichen Hauptinhalt des Steuerwald'schen Essays bildet nun das Lyrische in den Dramen, dem eine

*) Wir dürfen hier freilich mit der Bemerkung nicht zurückhalten, daß eben Shakespeare dem Drama zu dieser Geltung durch seine Kunst verholfen, an der doch Elisabeth und Jacob I. den innigsten Antheil nahmen.

eingehende Prüfung gewidmet wird. Wir müssen uns leider auf eine kurze Wiedergabe des vom Verfasser mit Liebe und Sorgfalt Ausgeführten beschränken.

Es finden sich hier drei Rubriken, in welche Steuerwald das Lyrische im Shakespeare'schen Drama absondert: das Dramatisch-Lyrische, d. h. dramatisch gehaltene, dialogisch geführte Partien mit lyrischem Gepräge, sodann das lyrische Gepräge im Stile der Jugendwerke und endlich die eigentlich lyrischen Einlagen.

Bei ersterem Genre unterscheidet er das Stimmungsmäßige, wie es sich besonders in Naturschilderungen kund thue, von denen Beispiele aus den beiden Edlen von Verona, dem Kaufmann von Venedig, dem Sommernachtstraum und Romeo und Julia den Eindruck warmer Naturfreude verrathen, während Bilder aus Macbeth, Cäsar, Hamlet und Lear das Unheimliche, Unheilvolle der Stimmung und Situation ausgedrückt zeigen; ferner das Empfindungsmäßige, welches vorzugsweise auf dem Gebiete der Liebe in ihren verschiedenen Stadien in lyrischen Klängen aushaucht, und endlich das Betrachtende, in dem bald die gedankenreiche philosophische, bald die gemüthvoll weiche, bisweilen elegische Seite hervortritt. Hierher gehören Portia's Predigt über den Segen der Gnade, Jaques' Reflexionen über den Wechsel des menschlichen Lebens und Anschauens, Hamlet's tiefsinniger Monolog, Bruder Lorenzo's Meditationen über die Heilkräfte in der Natur u. A. Das zweite Genre, von Steuerwald lyrisches Gepräge im Stile der Jugendwerke genannt, kennzeichnet sich durch die namentlich im Lustspiele häufig vorkommende Form von Sonetten und gereimten Versen, die geradezu Reimspiele bedeuten können und nicht selten scherzhafte Ergüsse bekunden, eine poetische Laune, in der sich der Dichter bei seinen späteren Arbeiten wesentlich zu beschränken wußte. Das dritte Genre, die lyrischen Einlagen, unter denen der Verfasser Prologe, Epiloge, Chorus, Balladen, lebende Bilder (Shows), allegorische Figuren mit Gesang und Tanz (eine Einlage, die man Masque nannte und in der besonders Ben Jonson productiv gewesen), Beschwörungs- und Zauberformeln, Räthsel, Sinn- und Denksprüche ꝛc. versteht, wird dann durch die zahlreichsten Beispiele aus sämmtlichen Dramen erklärt und der Ursprung aller der Lieder, die Shakespeare entlehnt und zu seinen Zwecken verwerthet hat, dargelegt. Wir müssen es dem Leser überlassen, sich an der feinsinnigen Zusammenstellung der hierher gehörigen Punkte zu erfreuen und dürfen ihn auffordern, sich mit ähnlichem Eifer und Nachdenken in die besprochene Schrift zu vertiefen, wie es Steuerwald selbst seinem Stoffe gegenüber gethan, bei dessen gründlicher, liebevoller Ausarbeitung es nur zu bedauern bleibt, daß er seine reichen Citate sämmtlich in englischer Sprache gegeben — ein Umstand, der leider eine sonst wohlverdiente Popularität des Buches ausschließen wird. A. Hoppenstedt.

— Kleine Geschichten aus Frankreich nach Dichtungen François Coppée's ins Deutsche übertragen von Robert Waldmüller (Eduard Düboc). Stuttgart, Verlag von Levy & Müller, 1881. — Diese vier vorzüglichen Gedichte des originellen Coppée dürfte man wol als elegische Idyllen bezeichnen können. Es sind einfache Lebensbildchen, mehr oder minder wehmüthigen Inhalts, welcher jedoch stets eine Versöhnung in sich trägt, und zwar in naivster Gestalt. Das erste: „In der Provinz" ist das friedvolle strengsittliche Zusammenleben zweier gealterter guter Menschen, eines männlichen und eines weiblichen Wesens, die von Kindheit auf sich innig liebend durch harte Lebensumstände verhindert wurden, den Ehebund zu schließen. Das zweite: „Die Zeitungsverkäuferin" darstellend, eine geschäftsrüstige und ergötzlich rührige Alte, wie sie das starke Neuigkeitsbedürfniß der Pariser versorgt, und wie sie freudig Geld einnimmt, doch dies nur um des Enkels willen, des verwaisten, eines begabten kleinen Knaben, der ihrer sehr bedarf, weil er sehr kränklich, der dann bald auch stirbt, was sie ganz niederbeugt; endlich wie sie wieder heiter wird, weil infolge politischer Krise der Zeitungsabsatz unerwartet reichlich wird, und sie nun endlich die Schulden abtragen kann, die sie gemacht für das etwas theure Grab ihres Lieblings. Das dritte Bild: „Die Krankenwache". Ein junges Mädchen während des letzten Kriegs mit Deutschland sich ängstigend um ihren gegen den Feind gezogenen Bräutigam, pflegt doch um so liebevoller einen verwundeten deutschen Krieger, welcher unter ihren Händen genest. Allein eben dieser erweist sich als der Tödter des Geliebten; sie glüht auf von Haß und Rachelust; denn der Kranke ist ja ganz in ihrer Hand; jedoch die Religion entwaffnet diese Hand, die fortfährt, ihn bis zur Gesundung zu pflegen. „Der kleine Krämer" endlich ist ein grundguther, still genügsamer Mensch, nur Eines sich fürs Leben vom Himmel erflehend: eheliche und Vaterfreuden. Dies wird ihm nicht gewährt. Sein Weib ist nicht mittellos, aber äußerst zänkisch und — unfruchtbar, und gleichwol bleibt er ein Kinderfreund sein Leben lang. Diese einfachen Stoffe sind mit unbeschreiblicher Kunst ausgeführt. Viel Dank auch gebührt dem deutschen Bearbeiter, der als Vers. der rühmlichst bekannten „Dorfidyllen" vielleicht der dazu geeignetste war, und dessen Wahl der fünffüßigen reimlosen Jamben nur zu billigen ist, da sie gewiß Form und Behandlung des französischen Originals am getreusten wiederzugeben im Stande sind. Nicht weniger dankenswerth und auch aus der Feder des Bearbeiters ist die vorausgeschickte Lebensskizze des eigenthümlichen, noch zu wenig bekannten Dichters. R. Tr.

— Walpurgisnacht. Ein Lustspiel von F. Siegfried. Leipzig 1881, Fr. Wilh. Grunow. Preis 3 ℳ. Dem Verfasser dieses Lustspiels hat ohne Zweifel Shakespeare's Sommernachtstraum bei Conception seines Werkes vorgeschwebt, weniger was den Inhalt, als vielmehr was Art und Weise der Behandlung anbelangt, eine greifbar historische Begebenheit in das Licht und den Glanz einer phantastischen Welt zu hüllen. Aber von dem Vorbild ist bei seiner „Walpurgisnacht" wenig zu spüren. Christine von Schweden, die Königin des Nordens, ist der Stern, um welchen sich das Stück bewegt, und der Inhalt liegt kurz resumirt in den Versen:

„Vom Thron gestiegen, und als Edeldame
Des Tiberstrands in Schweden zu Besuch,
Wird sie in Liebeswirren mit verstrickt,
Und löst und leitet sie, daß Alles glückt."

Den Inhalt bis ins Einzelne zu verfolgen, welcher sich um die Feier der Walpurgisnacht auf einem Landsitze Christinens in Schweden, Odinsholm, gruppirt, woselbst die verschiedenen Liebesverhältnisse corrigirt werden, wäre ohne Zweck: das Lustspiel ist ohne rechten Werth. Als phantastische Comödie entbehrt es der Phantastik, als Comödie des Komischen, als Dichtung des Poetischen. Die Geschmacklosigkeiten im Stil herzuzählen, würde zu viel Raum beanspruchen. Das Stück — ganz abgesehen von den eben hervorgehobenen Mängeln — ist schon deshalb nicht aufführbar, weil seinen Personen die Plastik, seiner Handlung die energischen Umrisse abgehen, ohne welche ein Drama auf der Bühne nicht möglich ist. Bei dem Scheine der Lampen würde das Werk verblassen und vergehen. Das Buch ist vorzüglich ausgestattet, namentlich im Druck. Schade, daß die Mühe der Ausstattung nicht an etwas Besseres gewandt worden ist.

Julius Riffert.

Vorlesungen der Göttinger Universität im Winter 1881/82.

I. Theol. Facultät. a) Ord. Prof.: Wiesinger: Homilet., katechet., neutestamentl. Seminar, synopt. Evv.; prakt. Theol. — Wagenmann: Kirchengeschichte, Th. II.; hannov. Kirchengeschichte; protest. Lehrbegriff; hist.-theol. Societät. — Ritschl: Dogmatik II.,

5 St.; Römerbrief, 5 St.; dogmat. Sem. — Reuter: Geschichte der Kirche seit Mitte d. 18. Jahrh., 4 St.; Kirchengeschichte seit der Reformation, 6 St.; kirchenhist. Uebungen. — Schulz: Apologie; Jesaias; homil. u. katech. Uebungen. — b) Außerord. Prof.: Lünemann: Ev. u. Br. des Joh. — Duhm: Psalmen, 5 St.; Geschichte Israels, 3 St.; hebr. Grammatik, 2 St. — Wendt: Einl. in das N. T., 4 St.; exeget. Soc.

II. Jur. Facultät. a) Ord. Prof.: Thöl: Handelsrecht m. Wechsel- u. Seerecht, 4 St. — v. Ihering: Röm. Sachenrecht, 4 St.; röm. Obligationenrecht, 5 St. — Meyer: Staatsrecht, 5 St.; deutsche Rechtsgeschichte, 4 St. — Dove: Kirchenrecht, 6 St.; Geschichte der Kirchenrecht. u. des Verh. von Staat u. Kirche, 2 St. — Bekker: Strafrecht, 6 St.; preuß. Privatrecht, 5 St. — Frensdorff: Deutsches Privatrecht, 5 St.; Völkerrecht, 2 St. — John: Encyklopädie, 3 St.; Civilproceßpraktikum, 2 St.; Criminalpraktikum, 2 St. — Hartmann: Röm. Rechtsgeschichte, 5 St.; Institutionen, 4 St.; röm. Civilproceß, 2 St. — v. Bar: Strafproceß, 4 St.; Civilproceß, 5 St. — b) Außerord. Prof.: Wolff: Röm. Erbrecht, 5 St. — Leonhard: Pandekten, allg. Theil, 3 St.; Pandektenpraktikum, 3 St.; röm. Familien- und Pfandrecht, 2 St. öff.; Exegetikum f. Anfänger, 1 St. öff.; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten a. d. Pandektenn. — c) Privatd.: W. Sidel: Deutsche Verfassungsgesch. die in d. 13. Jahrh., 2 St. — Ehrenberg: Gesellenjahre des Handelsrechts, 2 St. — v. Kries: Strafrecht, 5 St.; Concursproceß, 2 St.

III. Med. Facultät. a) Ord. Prof.: Wöhler: Uebungen und wissensch. Arbeiten im Laboratorium (mit Prof. Hübner). — Baum. Henle: Knochen- und Bänderlehre, 3 St.; systemat. Anat., Th. I, 6 St.; topograph. Anat., 3 St.; Präparirübungen mit Prof. v. Brunn. — Meißner: Experimentalphysiologie Th. II., 6 St.; öffentl. Gesundheitspflege, 3 St.; Arbeiten im physiolog. Institut. — Schwartz: Geburtskunde, 4 St.; gynäkologische Klinik, 4 St. — L. Meyer: Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten und psychiatr. Klinik, 4 St.; forensische Psychiatrie, 2 St. — Ueber: Klinik d. Augenkrankh., 4 St.; Augenoperationscursus, 2 St. — Ebbein: Medicinische Klinik und Poliklinik, 9 St.; specielle Pathologie und Therapie, Th. II, 4 St.; Electrotherapie mit prakt. Uebungen (mit Dr. Damsch), 2 St. — Marmé: Arzneimittellehre u. Receptirkunde, 3 St.; Uebungen im Receptiren und Dispensiren, 1 St.; Pharmakognosie, 4 St.; Demonstration der wichtigsten anorg. Gifte, 1 St. öff.; Arbeiten im pharmakolog. Institut, täglich. — Wilms: Chirurgische Klinik, 5 St.; chirurgische Poliklinik 1¼ St.; specielle Chirurgie. — Orth: Allgem. Aetiologie, 1 St. öff.; allgem. Pathologie, 4 St.; pathol.-anat. Demonstrationen, 2 St. — b) Außerord. Prof.: Herbst: Allg. u. bes. Physiologie mit Versuchen und mikrosk. Demonstr., 6 St. — Krause: Physiologie, 3 St.; allg. Physiologie, 1 St. öff.; gerichtl. Medicin, 2 St.; mikrosk. Curse, 4 St. — Lohmeyer: Specielle Chirurgie, 5 St. — Husemann: Gesammte Arzneimittellehre, 4 St.; Krankheiten durch den Genuß verdorbener Nahrungsmittel, 1 St. öff.; pharmakologische und toxikologische Untersuchungen. — Rosenbach: Lehre von den chirurg. Operationen, 4 St.; chirurgische Poliklinik (abwechselnd mit Prof. König), 1 St. — Eichhorst: Physikalische Diagnostik, 3 St.; Kinderkrankheiten, 2 St.; laryngoskopische Uebungen, 1 St.; Untersuchung des Harns und Auswurfs, 1 St.; poliklinische Referatstunde. — c) Privatd.: Wiese: Physikalische Diagnostik mit prakt. Uebungen. — Hartwig: Geburtshilfliche Operationsübungen am Phantom, 2 St. — v. Brunn: Mikroskop. Uebungen, sowol für Anfänger, wie für Geübtere, je 4 St. — Deutschmann: Augenspiegelcursus, 2 St. — Bürkner: Ohrenkrankheiten, 2 St.; otiatrische Poliklinik, 2 St. — Jägge: Die medicinisch wichtigsten Capitel der Chemie, 2 St., mit Uebungen, 4 St.; physiologisch-chemisches Praktikum, 4 St.; hygienische Untersuchungsmethoden, 2 St.; Verfälschungen der Nahrungsmittel, 2 St., unentg.

IV. Philos. Facultät: a) Ord. Prof.: Weber. Hanßen: Volkswirthschaftspolitik, 4 St. — v. Leutsch: Im philolog. Seminar Euripides' Phönissen, 2 St.; im Proseminar Euripides' Alkestis, 1 St.; Geschichte der röm. Beredtsamkeit, 4 St.; Aristophanes' Frösche, 4 St. — Bertheau: Jesaias, 5 St.; die chaldäischen Abschnitte des B. Daniel, 2 St.; Uebungen der alttestamentl. Abth. des K. theol. Sem., 2 St. — Listing: Krystallographie (nach Miller), 3 St.; physikalisches Colloquium, 2 St.; im math.-physikl. Sem. physikal. Uebungen, 1 St.; über Augen und Mikroskop, 2 St. — Wüstenfeld: Arabische Grammatik. — Wiesler: Archäol. Sem.; archäol. Kritik u. Hermeneutik, 2 St.; Aristophanes' Theaterwesen und Vögel, 3 St. — W. Müller: Nibelungenlied, 4 St.; altsächsische Grammatik und Heliand, 2 St.; deutsche Gesellschaft. — Sauppe: Im K. philol. Sem. Dialogus de orator.; im Prof. Briefe des Plinius; pädadog. Sem.; griech. Syntax; Plaut. Pseudolus. — Striepenstert: Allgem. und specielle Theorie der Viehzucht; landwirthschaftl. Racenkunde; Ackerbausysteme; Excursionen und Demonstrationen. — Stern: Mechanik, 4 St.; algebraische Analysis, 5 St.; Uebungen im math.-phys. Sem., 1 St. — E. Schering: Elliptische Functionen, 4 St.; Potential-Functionen, 4 St.; math. Sem., 1 St.; math. Soc., 1 St. — De Lagarde: Die griech. Uebersetzungen der Genesis, 1 St. öff.; syr. Ueberl. d. Recognitionen des Clemens, 2 St. öff.; Anfangsgründe der ägyptischen Sprache, 4 St. — Baumann: Logik, Geschichte der neueren Philosophie mit Einleitung über Patristik und Scholastik; über die Ausbildung des Willens und des Charakters. — Pauli: Allgemeine Geschichte des Mittelalters, 4 St.; Geschichte unserer Zeit seit 1840, 4 St.; historische Uebungen. — Dreßler: Einleitung i. d. landw. Studium; landw. Betriebslehre; landw. Berechnungen; Uebungen im landw. Laboratorium; Demonstrationen; Excursionen im Gebiete d. landw. Pflanzenbaues, 2. Th., 2 St.; Uebungen in Futterberechnungen, 1 St. — Ehlers: Bergl. Entwicklungsgesch. u. Anatom., 5 St.; zootom. Curs., 4 St.; zoolog. Uebungen, 15 St.; zool. Soc. öff. — Hübner: Allgem. Chemie, 6 St.; Benzolverbindungen, 1 St.; wissenschl. Arbeiten im akad. Laboratorium tägl. außer Sonnab. — Wismann: H. N. Schwarz: Kegelschnitte elementargeometrisch; analytische Geometrie; analytische Functionen; Seminar; mathemat. Colloquien. — Klein: Mineralogie, 5 St.; mineral. Uebungen, 2 St. öff.; krystallogr. Uebungen. — Dilthey: Gesch. d. griech. Poesie (Drama ausgeschl.), 4 St.; im K. philol. Sem. die schriftl. Arb. und Disput., 1 St. öff. — Wolfgang Jensen: Griech. Alterth., 4 St.; Staat u. Volk der Römer unt. d. jul.-claud. Kaisern, 2 St. öff.; histor. Uebungen, 1 St. öff. — Graf zu Solms: Pflanzenanatomie, 3 St.; Palaeophytologie, 2 St. öff.; Anleitung zu wissenschaftl. Arbeiten. — Reinke: Pflanzenphysiologie; mikroskopische Uebungen; Societät. — H. Hagen: Geogr. von Europa, 4 St.; geogr. Ueb., 1 St. öff.; geogr. Colloquien, 1 St. — v. Roenen: Geologie, 5 St.; Versteinerungen, 1 St. öff.; Uebungen, 2 St. öff. — E. E. Müller: Psychologie, 4 St.; philos. Soc. Berkeley's Abhdlg. üb. d. Principien d. menschl. Erkenntniß. — Vollmöller: Encykl. d. engl. Philologie, 3 St.; hist. Gramm. d. franz. Spr. I, 4 St.; vom engl. Gesellsch., 2 St. — b) Ord. Hon.-Prof.: Goethe: Volkswirthschaftliche Uebungen. — c) Außerord. Prof.: Boedeker: Praktisch-chemische Uebungen, 30 St.; Pharmacie, 5 St. — Krüger. Klinkerfues: Sphärische Astronomie, 4 St.; Anleitung zu astron. Beobacht., 1 St. — Vit. Alsus: Pharmacie; organische Chemie für Mediciner. — Ernepert: Differential- und Integralrechnung. — Riecke: Experimentalphysik (Magnetismus, Elektricität, Wärme), 4 St.; physik. Uebungen, 10 St.; im math.-phys. Sem. ausgewählte Theile d. Physik, 1 St. — Tollens: Technische Chemie i. Landw., 3 St.; organische Chemie, 2 St.; agr. chem. Praktikum (mit Kehrer). — Steindorff: Gesch. d. niederländ. Befreiungskrieges, 2 St.; Praktikum üb. Urkunden, 4 St. — Deutschen Kaiser 2 St.; hist. Ueb. — Goedeke: Lessing, 1 St. öff.; 16. Jahrh., 1 St. öff. — Esser: Anatomie, Physiologie und Krankheitslehre der Haushiere, 5 St.; klinische Demonstrationen im Thierhospital. — Fick: Sprache Homer's; Entwicklung der indog. Sprache; Duellen d. griech. Dialekte. — Weyers: Gesch. d. alten Philosophie, 4 St.; Kant's Kritik der reinen Vernunft, 2 St. — Rehnisch: Anhaltbarkeit der herkömmlichen logischen Lehre, öff.; Logik und Encyklopädie der Philosophie, 4 St. — Post: Organ. Chemie, 3 St.; chem. Technologie, 2 St. (in Verbdg. mit Egcurs.) — Schwoppe: Reinturnterricht. — Hille: Harmonie- und Compositionslehre. Singakademie. — Zschetzschenert: Gesangsunterricht im Zeichnen, 3 St. unentg.; Unterricht im Malen. — d) Privatd.: Tittmann: Gesch. d. dtsch. Dicht. 17. Jahrh., 5 St. — Wüstenfeld: Gesch. Italiens, 4 St. unentg. — Willens: Altpohd. Grammatik u. Lectüre, 2 St.; alid. Uebungen, 1 St. — Fesca: Allgem. Akerbaulehre; prakt. Ueb. im landw. Laboratorium. — Bernheim: Deutsche Gesch. vom Interregnum an, 4 St.; hist. Ueb., 1 St. — Falkenberg: Pilze u. Algen, 2 St. — Gilbert: Alte Länder, Völker u. Denkmälerkunde von Kleinasien und Griechenland. — Krümmel: Ausgew. Capitel d. allgem. Erdkunde, 2 St.; Hochgebirge, 1 St. — Bechtel: Interpretation eines ndchsischen Textes, 2 St.; dtsch. altsächs. Dialekte, 1 St. unentg. — Volkhorst: Pharmaceut. Chemie (organ. Th.), 4 St.; gerichtlich-chemische Analyse, 3 St. — K. Schering: Gesetze der Optik für Krystalle, 2 St. — Hettner: Krumme Flächen und Curven dopp. Krümmung, 4 St. — Eggert: Finanzwissenschaft. — Körte: Akritalische Kunste u. Culturgeschichte, 2 St.; Burg von Athen (nach Pausanias), 1 St. unentg.; archäol. Uebungen, 1 St. unentg. — Bartorius von Waltershausen: zeigt später an. — Andresen: Französ. Uebungen; Shakespeare's Julius Caesar. — Bruns: Thukydides, 2 St.; philol. Uebungen, 1 St. — Haupt: Bergleich. Grammatik d. assyr. Spr., 3 St.; Accad. Zauberformeln, 2 St.; Annalen Sardanapal's, 2 St. unentg.; assyriolog. Uebungen, 1 St. — Schmarsow: Gesch. d. ital. Kunst im Quattrocento, 3 St.; Rom z. d. Renaissance, 1 St. öffentl. — Berthold: Pflanzenkrankheiten.

Logiscommissär: Pedell Bartels (Kleperweg 2).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 65. Sonntag, den 14. August. 1881.

Inhalt: Goethe's „Satyros" noch einmal. — Neues Leipziger Stadttheater, von A. Hoppenstedt. — Bücherbesprechungen (Dittmar's Weltgeschichte. Steiermärkische Geschichtsblätter, herausgeg. von J. v. Zahn. Polen und die Großmächte. Bilder aus dem chinesischen Leben, von L. Kutscher. Bilder aus dem Leben in England, von L. v. Tunpiede. Indien in Wort und Bild, von C. Schlagintweit. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, herausgeg. von C. Arendts. Encyclopädie der Naturwissenschaften).

Goethe's „Satyros" noch einmal.

I.

Wie die bekannten sieben Städte griechischer Zunge im Alterthum um die Herkunft Homer's, anscheinend mit nicht mehr Aussicht auf völlige Beilegung des Kampfs, streiten Kämpen der Goetheliteratur um das Urbild von Goethe's „Satyros" in dem so benannten Drama. Es ist das aber nicht etwa ein Streit, um den blos die Zunft sich zu kümmern hat, er betrifft vielmehr eine Frage, bei welcher auch weitere Kreise der Gebildeten, wenngleich sie nicht selbst mit zu kämpfen in der Lage sind, doch nicht parteilos zuschauen können. Handelt es sich doch darum, ob eine Partei den Sieg erhält, deren Forschung zu einem Ergebniß gelangt, das geeignet ist, Leuten vom Schlage des Jesuitenpater Baumgartner oder des Franzosen Barby d'Aurevilly erwünschten Stoff zu Verunglimpfungen Goethe's an die Hand zu geben! Selbstverständlich darf eine solche Aussicht die Forschung nicht leiten oder auch nur beeinflussen, aber die gegentheilige Partei, deren Forschung zu anderem Ergebnisse führt, hat das deshalb um so schwerer ins Gewicht fallende officium nobile, ihrer Ueberzeugung zum Rechte zu verhelfen.

Im „Goethe-Jahrbuch" (I. Band S. 81 ff. und 95) nennt Professor Scherer etwa ein Dutzend Personen, die Goethe'n als Urbild des Satyros untergeschoben worden sind — darunter Goethe selbst —, von denen aber einige allerdings lediglich in der Absicht aufgestellt zu sein scheinen, um den ungenügend beglaubigten Urbildern andere nicht viel weniger mangelhaft beglaubigte entgegenzustellen. Daher hat man nicht nöthig, alle diese Aufstellungen eingehend zu widerlegen, zumal manche derselben von den Entdeckern gar nicht mit bestreitbaren Gründen unterstützt worden sind, die vielleicht erwartete allgemeine Zustimmung aber ausgeblieben ist.

Seit einigen Jahren sind zwar die Erörterungen über „Satyros" schon im Gange, allein nur bezüglich drei als Urbilder des Helden bezeichneter Personen hat ausführliche Begründung stattgefunden, indem Wilhelm Wilmanns im „Archiv für Literaturgeschichte" (VIII, 227—299) Rousseau, Wilhelm Scherer zuerst in seiner Schrift „Aus Goethe's Frühzeit" (43—68) und noch weiter im „Goethe-Jahrbuch" (I, 81—101) Herder, endlich ich selbst in diesen Blättern (1874 Nr. 40), mit einigen Zusätzen wieder abgedruckt in meinen „Goethe-Forschungen" (9—20), nach einer Andeutung von Gervinus Basedow nannte. Wilmanns hat meines Wissens weder Zustimmung gefunden, noch selbst fernere Vertheidigung seiner Aufstellung unternommen, daher können wir Rousseau einstweilen außer Acht lassen. Auch von Scherer's Behauptung konnte man nach dem fast allgemein erfolgten Widerspruch trotz der mit großem Aufwande von Kenntnissen und Scharfsinn vorgebrachten Beweisgründe glauben, daß sie endlich leise aus der Welt scheiden würde; nachdem jedoch in einer Recension des Professor Werner in Graz (Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1881, 1. Heft) zu lesen gewesen ist: „Scherer kann ruhig die allgemeine Anerkennung abwarten, sie wird gewiß nicht ausbleiben", erachte ich es für Pflicht, bei Zeiten, soweit ich es vermag, abzuwenden, daß nicht die Literaturgeschichtsschreiber sich durch Scherer's blendende Darstellung verführen lassen, mit der beliebten Formel „N. N. hat nachgewiesen, daß ꝛc." einen nach meiner unerschütterten Ueberzeugung sehr verhängnißvollen Irrthum zu verallgemeinern und zu befestigen. Zu Widerlegung der innerlich geschickt gruppirten, kunstgerecht gefügten Aufsätze Scherer's genügen aber nicht allgemein gehaltene Widersprüche, wie auch ich sie bereits in den „Goethe-Forschungen" und in der Besprechung des „Goethe-Jahrbuchs" in der Wissensch. Beil. d. Leipz. Zeitung erhoben habe; über Julian Schmidt's mehr eingehende, zudem auch nur wider Scherer's ersten Aufsatz gerichtete Entgegnung hat Scherer bereits geäußert, daß sie ihn nicht überzeugt habe; es bleibt mir also, will ich meine erkannte Pflicht erfüllen, nur übrig, Scherer's Aufsätze Stück vor Stück durchzunehmen und ihre — wie ich sie ansehe — Unhaltbarkeit darzulegen.

Ich verhehle nicht, daß ich manchmal bei sorgfältiger Betrachtung der von Scherer aneinander gereihten Gründe schwankend geworden bin; ich gebe zu, daß er für seine Deutung ungleich mehr Einzelheiten zusammengebracht hat, als ich bisher für die meinige; allein wenn ich bei wiederholter Vergleichung von Goethe's Drama bis zu dessen Schluß, zu der Nothzuchtsscene kam, rief ich allemal unwillkürlich aus: Unmöglich Herder! Namentlich dieser Schluß war es denn auch, der mich antrieb, weiter zu forschen, wodurch ich in meiner früheren Ansicht nur bestärkt worden bin.

Zum Unglück für Scherer's Gegner bringt nun der II. Band des „Goethe-Jahrbuchs" eine Mittheilung, welche es unmöglich zu machen scheint, noch ferner gegen ihn anzukämpfen. Scherer hatte nämlich im I. Bande dieses Jahrbuchs (S. 86—95) sich auf einen Brief Wilhelm Heinse's an Gleim vom 17. Mai 1774 bezogen, worin jener mittheilt, Goethe habe ein Drama gegen Herder geschrieben. Nur darum zauderte Scherer noch, dieser Nachricht durchschlagenden Einfluß einzuräumen, weil er bezweifelte, daß Heinse in dem damals mit Goethe noch auf gespanntem Fuße stehenden Jacobi'schen Hause zu Düsseldorf von einem Geheimniß, das eine gegen Herder gerichtete Posse zweifellos hätte sein müssen, Kenntniß gehabt haben könnte.

Nun bringt aber zu aller Ueberraschung der II. Band des „Goethe-Jahrbuchs" (S. 378 ff.) ein am 6. Mai 1774 in Fritz Jacobi's Hände gelangtes Gespräch Goethe's mit Johanna Fahlmer, Jacobi's Base, in welchem „Satyros" erwähnt wird. Der begleitende Brief der Fahlmer ist nicht vollständig erhalten, aber es läßt sich vermuthen, daß darin

noch nähere Auskunft über „Satyros“ ertheilt wurde, sofern Johanna nicht anzunehmen berechtigt war, daß Jacobi davon schon unterrichtet sei.

Ist man nunmehr nicht geradezu gezwungen, in dem von Heinse erwähnten Drama den „Satyros“ wiederzufinden? Fällt nach dieser neuesten Enthüllung der vorher für entscheidend zu erachtende Hinweis Werner's noch ins Gewicht, daß unter Heinse's „Drama gegen Herder“ wol das „Jahrmarktsfest zu Plunderweilern“ zu verstehen sei, worin die Ausrufungen des Schattenspielmannes an den ausrufungsreichen Stil der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts“ anklingen, ja mit einer Stelle derselben fast wörtlich übereinstimmen? (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1881. 1, 51 f.) Muß sich bei diesem merkwürdigen Zusammentreffen der briefschen Mittheilungen der Jahlmer und Heinse's, selbst wer es für bloßen Zufall hält, nicht entsagungsvolles Stillschweigen auferlegen und nur für sich denken: victrix causa diis placuit?

Noch mehr! Jener Brief der Jahlmer spricht zugleich gegen die bisherige Begründung der Ansicht, daß „Satyros“ sich auf Basedow beziehe, sofern dabei Goethe's persönliche Bekanntschaft mit demselben vorausgesetzt war, diese aber, soweit nachweislich, erst gegen 5 Monate nach der nunmehr bekannten Entstehungszeit des „Satyros“ gemacht wurde.

Wenn ich trotz der Erkenntniß der Bedeutung des Bundesgenossen, welchen Scherer in der von Johanna Jahlmer gegebenen Nachricht bekommen hat, mich dennoch nicht abschrecken lasse, den Kampf mit dem schon vorher wohlgerüsteten Gegner aufzunehmen, so möge man mir wenigstens die Anerkennung der Festigkeit meiner Ueberzeugung nicht versagen, wenn man mir auch den Sieg nicht zuzuschreiben vermöchte.

Scherer bescheidet sich selbst, daß keiner seiner Gründe einzeln entscheidend ist, — sonst wäre überhaupt nicht zu streiten — allein die Gründe sind denn doch von verschiedenem Gewicht. Nach diesem Gewicht sie vorerst gruppirend, führe ich meinen Angriff auf Scherer's Behauptung in der Weise aus, daß ich zunächst

die geradezu unhaltbaren, z. Th. sogar als Gegengründe zu benutzenden Gründe Scherer's,

sodann

dessen nur einfach nicht zwingende, z. Th. sogar erzwungenen Gründe

beleuchte, hiernächst

Gegengründe gegen die Beziehung des Satyros auf Herder u d endlich

Neubegründung meiner Ansicht, daß Goethe dabei Basedow im Auge gehabt habe,

beibringe.

Im Wesentlichen hat schon v. Loeper die Gründe gegen Herder und für Basedow zusammengestellt (Beilage zur Allg. Zeitung, 1879 Nr. 337), allein, da er nicht alle Scherer'schen Gründe einzeln vornimmt, bleiben scheinbar manche derselben nach wie vor in Kraft; in Bezug auf Basedow trifft er aber das Rechte nicht durchaus.

Scherer scheint seiner Darstellung zufolge (F 44. J 91 f.*)) zuerst auf Herder als Urbild des Satyros gekommen zu sein, weil die Herzogin Amalie von Weimar und vielleicht auch Fräulein v. Göchhausen in Briefen an Merck vom 2. August, beziehentlich 22. October 1779 Herder'n den Namen „Satyros“ beigelegt hätten. Die Herzogin schreibt nämlich: „Von dem Satyros weiß ich nichts, ist er todt oder lebend; ich bin nun in der Verdammniß, den Jupiter sus habe ich seitdem auch nicht wieder gesehen.“ Ihre Hofdame aber schreibt: „Der General—s führt sich noch immer schlecht auf und hat seit Ihrer Abreise sich nicht wieder sehen lassen.“

*) Die Anführungen aus der Schrift „Aus Goethe's Frühzeit“ werden mit F, die aus dem „Goethe-Jahrbuch“ mit J bezeichnet.

Woher weiß nun aber Scherer, daß in diesen Briefen von Herder die Rede ist? Ich muß meine Unwissenheit bekennen, keine Vorstellung von dieser Deutung der Spitznamen in diesen Briefstellen zu haben. Da hätte Scherer uns doch vor Allem darüber aufklären müssen. So bezieht er sich aber lediglich auf Düntzer's „Neue Goethestudien“, und etwas auf Düntzer's Ansehn hin zu glauben, wird er uns doch nicht zumuthen! Der Behauptung Düntzer's, wie sie in den „Neuen Goethestudien“ vorliegt, einfachen Widerspruch — der übrigens durch auf der Hand liegende Gründe ihrer Unwahrscheinlichkeit unterstützt wird — entgegenzustellen, würde völlig genügen, es läßt sich aber Düntzer's sonstige Deutung der ersten Briefstelle noch ausdrücklich widerlegen. Er findet nämlich in Jupiter sus: Wieland. Dieser kann aber darunter unbedingt nicht gemeint sein; denn jener Jupiter sus war nach dem Brief der Herzogin am 2. August 1779 bereits, während Wieland an diesem ganzen Tag, wie auch schon am vorhergehenden in Weimar anwesend war. Dies geht aus seinem Brief, der in Wagner's erster Sammlung des Merck'schen Briefwechsels S. 168 ff. steht, unzweifelhaft hervor; denn derselbe beginnt am 1. August, wird am folgenden Tage fortgesetzt und beendigt, und enthält am Schluß die Bemerkung, daß der Schreiber mit der Abendpost dieses selben Tags einen Brief von Merck erwarte. Durch diesen Nachweis wird mittelbar auch Düntzer's Deutung des Satyros in seiner Willkürlichkeit blosgelegt*), namentlich da man meines Erinnerns in den Weimarer Kreisen zwar manchmal erzürnt auf Herder war, aber niemals ihn verspottete und verletzende Spitznamen ihm beilegte. Bezüglich des „Satyr“ ist man sogar in der Lage, auf einen von G. v. Loeper angeführten Brief Friedrich v. Einsiedel's, also aus dem engsten Kreis der Herzogin Amalie, zu verweisen, worin dieser Herder'n 1779 schreibt: „Ihr habt auch nicht einen Zug von einem Satyr.“

Auf spöttische Aeußerungen, die in viel späterer Zeit Goethe und Schiller über Herder fallen ließen, wird weiterhin zurückzukommen sein.

In dem erwähnten Brief der Göchhausen ist aber obendrein die Deutung des unausgeschriebenen Wortes „General—s“ als „Generalsatyros“ durchaus zurückzuweisen. Ueber das so zusammengesetzte Wort ließe sich überhaupt rechten, insbesondere ist aber dagegen geltend zu machen, daß kein Grund abzusehen ist, warum das harmlose „Generalsatyros“ nicht ausgeschrieben worden wäre. Nicht unwahrscheinlich ist dagegen die Ergänzung „Generalsatanas“; die zweite Hälfte wäre alsdann aus derselben heiligen Scheu unausgeschrieben geblieben, aus welcher man auch Teufel blos mit T— oder ††† anzudeuten pflegt. Aber überdies ist ebensowenig erwiesen, daß unter der Person, die sich „schlecht aufgeführt“ hat, Herder gemeint gewesen sein könne, als daß unter dem „Satyros“ der Herzogin und dem „General—s“ der Hofdame eine und dieselbe Person zu verstehen sei.

Da Scherer durch die an der Spitze seines ersten Aufsatzes stehenden Briefstellen eine so sichere Grundlage seiner Beweisführung für den Herder-Satyros gewonnen zu haben vermeint, daß er ausruft (F 44): „so sollte ich denken, wir wüßten genug!“ übrigens auch des Weitern bestechende Schlüsse daraus zieht, so muß schon durch Untergrabung dieser Grundlage auch alles übrige Vorgebrachte wackelig werden.

Scherer unternimmt nun aber auch, die Bezeichnung Herder's als Satyros ausdrücklich zu rechtfertigen: er meint, Herder sei der „Dechant“ nach seinem Lieblingsschriftsteller Swift benannt worden und dieser sei Satiriker gewesen.

*) Der „Satyros“ des Briefs dürfte — allerdings unter Verwechslung des Satirikers mit einem Satyr — Wieland sein, dessen „Prozeß um des Eleis Schatten“ 1779 im „Merkur“ erschien, und der auch in seinem Brief an Merck vom 1. 2. August sagt, daß er seit Merck's Abreise von Weimar nicht in Ettersburg gewesen sei, was die Herzogin eben von ihrem Satyros berichtet.

(F 46.) Über Satiriker und Satyr sind doch ganz verschiedene Begriffe, und wenn auch das vorige Jahrhundert dieselben häufig vermengte (F 66), so konnte doch Goethe, wenn er einen immerhin schonungslosen Satiriker schildern wollte, keineswegs einen thierischen Satyr an dessen Stelle setzen — nicht zu gedenken, daß Satyros im Drama weniger Satiriker als Raufbold ist. Zwar scheint Herder selbst die Hand zu solcher Begriffsverwechslung bezüglich seiner Person zu bieten, da er von sich in einem Brief an Merck aus dem Jahre 1772 sagt: „Ich bin voraus nichts als Schaum, Sprung und Laune gewesen; es ist schwer, den Capriccio mit Bocksfüßen in den harmonischen Apoll zu verwandeln."*) (F 66. J 97.) Allein wenn auch Ceva dem Geist Capriccio, durch die Etymologie geleitet, Bocksfüße beilegte, so hat dieser Capriccio doch im Uebrigen, als Geist ungebundener, springender Laune, schlechterdings somit nichts mit einem Satyr zu schaffen, und ebensowenig wie sich folglich Herder selbst als einen der letzteren hinstellen wollte, so wenig konnte ein Anderer — gesetzt auch, daß er jene briefliche Aeußerung Herder's kannte — deshalb auf den Gedanken gerathen, ihn als Satyr zu schildern. Der fernere Inhalt der Briefstelle lautet: „Nehmen Sie nicht übel, daß ich so viel von mir spreche; das Copernicanische System ist nun schon auf eine Zeit ins Ptolomäische verwandelt: der Erdklos steht sich selbst in der Mitte. Es ist Ihnen aber ein Wink, daß Sie mir nichts von dem allen glauben sollen, eben weil ich so davon sprechen kann." Herder sagt demnach: wie wir die Erde nothwendigerweise immer als Mittelpunkt der Welt sehen, obgleich wir längst wissen, daß sie es nicht ist, so vermag auch ich meine Verhältnisse trotz aller beabsichtigten Unbefangenheit nur von meinem Standpunkte aus zu erblicken, weshalb man — ebenfalls nothwendigerweise — meine Aeußerungen über mich selbst mit Mißtrauen aufzunehmen hat. Wegen dieses bildlichen Vergleichs giebt nun Scherer Herder'n Schuld, daß er sich selbst als Mittelpunkt der Welt ansehe! Diese Schlußfolgerung — verzeihen Sie das harte Wort, Herr Professor! — ist zu kühn, um — erlaubt zu sein. Aus der Antwort, die Herder auf Merck's Antwort giebt (I. Sammlung des Merck'schen Briefwechsels S. 39), ist nichts Zuverlässiges zu entnehmen; es scheint, daß Merck aus obigen Briefstellen auf Haltungslosigkeit Herder's geschlossen hatte.

Die Berechtigung zur Darstellung Herder's als eines in Sinnlichkeit versunkenen Satyrs leitet Scherer aus dessen Briefwechsel mit seiner Braut ab (F 51 f., 58 f., 62); er glaubt, daß letztere „natürlich" Herder's Briefe den gemeinsamen Freunden nicht vorenthalten habe. Gegründet ist, daß Caroline Flachsland bisweilen Mercken und Goethen Mittheilungen daraus zugehen ließ, allein daß sie ihnen die Briefe zu *lesen* gab und namentlich Briefe von heißbrünstigem Inhalt, wo z. B. davon die Rede ist, daß Herder bei ihr am Bette oder daß sie Herdern auf dem Schooß gesessen habe, darüber liegt nicht nur keine Andeutung vor, sondern es ist schlechthin unmöglich. Zwischen Liebenden mag es sinnlichen Verkehr geben, das ist naturgemäß — selbst über die Schranken der Schicklichkeit hinaus, das ist verzeihlich; aber anderen Personen diesen Verkehr offenbaren, ist unbedingt schamlos. Und wie weit immerhin Caroline Flachsland in sinnlichen Anspielungen in den Briefen an ihren Bräutigam sich gefallen mag, der Schamlosigkeit kann sie niemand zeihen, außer wer ihr andichtet, was wir nicht wissen, auch nicht muthmaßen dürfen. Goethe konnte eigene Wahrnehmungen über Sinnlichkeit Herder's im Umgang mit seiner Braut auch nicht gemacht haben; denn er war in Straßburg, als Herder Carolinen kennen lernte, und auch noch als dieser sie auf seiner Reise nach Bückeburg besuchte; dann kamen Beide erst wieder zusammen, um sich trauen zu lassen. Uebrigens trifft man in Briefen und sonstigen Mittheilungen von Zeitgenossen keinerlei Anspielung auf Herder's sinnliches Wesen. Einem Spott darüber gebrach es sonach für Goethe an jeder Grundlage.

Wenn Scherer das Costume des Satyros mit Herder's Eigenheiten im Anzug in Verbindung bringt (F 53 f., J 95), so hätte er auch auseinanderlesen müssen, wie ein Satiriker darauf verfallen kann, Sonderbarkeiten in der — bei Herder übrigens nach Goethe's eigener Aussage „anständigen und saubern" — Kleidung dadurch zu verspotten, daß er den Verspotteten *ohne* Kleidung darstellt? Da verschwindet ja der Gegenstand des Spottes ganz!

Scherer bezieht sich ferner auf den Scherz in Goethe's Brief an Herder vom 5. Juli 1776, worin er für den Fall, daß Herders bei der Uebersiedlung nach Weimar die dasige Amtswohnung noch nicht eingerichtet vorfinden sollten, seine eigene Wohnung mit dem Beisatz zur Verfügung stellt: „ich möchte wol ein Faunchen in meinem Schlafzimmer geboren haben." (J 84 f.) Der Brief Goethe's ist nun aber insofern ein referens eins relato, als wir Herder's Briefe an Goethe nicht kennen und sich daher nicht beurtheilen läßt, ob ein Scherz Herder's Anlaß zu dem „Faunchen" gegeben hat, was anzunehmen jedenfalls näher liegt, als der Bezug auf den drei Jahr alten „Satyros," dessen mythologisches Wesen ihm nicht einmal mit dem eines Fauns deckt. Hätte „Faunchen" sich auf „Satyros" bezogen, so wäre dies Herder'n nur verständlich gewesen, wenn dieser wußte, daß ihn Goethe darin dramatisirt habe, und dann würde sich Goethe sicherlich gehütet haben, an solch verletzendes Zeugniß früherer Verstimmung gegen den Freund zu erinnern.

Scherer giebt selbst noch eine andere Deutung an: daß nämlich Herder den Namen „Faun" auf Grund eines Wortspiels des in den „Kritischen Wäldern" angegriffenen Harles in Karlsruhe erhalten habe. (J 84 ff.) Möglich wäre dies schon; eine sonstige Spur davon ist jedoch nicht bekannt. Daß aber gar die „Kritischen Wälder" unmittelbar die, namentlich im zweiten derselben vertheidigte Nacktheit in den bildlichen Darstellungen der Griechen Goethe veranlaßt haben sollten, Herder im Satyros zu verspotten, ist, wenn man Goethe's Weise des Dichtens, namentlich die jener Zeit kennt, ganz undenkbar. Der schoffenslustige junge Goethe warf seine Dichtungen, insbesondere seine Spottgedichte sofort hin, wie er von einem Gegenstand angeregt wurde und es wäre daher völlig unerklärbar, daß er sich erst nach vier, fünf Jahren darauf besonnen haben sollte, der 1769 erschienenen Schrift, die er damals gleich gelesen hat, eine Seite abzugewinnen, die zur Verspottung geeignet gewesen wäre; wie denn auch an sich derartige Spöttereien nur in Bezug auf ein neues, jedermann gegenwärtiges Werk am Platz und von Wirkung sind. Zu alledem war die Nacktheit der griechischen Statuen etwas, worin Goethe nie und nirgends Anlaß zum Spott hätte finden können.

Scherer hat aber noch einen Faun auf der Fährte, den er auch mit Herder in Verbindung bringt, und zwar die Bezeichnung „lokratischer Faun" für Herder's *Freund* Hamann in einer wol von Merck verfaßten Recension von Wieland's „Goldnem Spiegel". (F 46.) Selbst wenn diese Recension von Goethe wäre, würde diese Ableitung doch — in des Wortes verwegenster Bedeutung — weit hergeholt sein*).

Scherer sucht ohne sonderliche Wahl alles zusammen, worin eine Anspielung auf Nacktheit bezüglich Herder sich findet. (F 44 f.) So führt er einen Aufsatz Merck's an, in welchem dieser über Herder's „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" in voller Schätzung der Bedeutung dieser Schrift u. a. ironisch sagt: „Besonders aber empfindlich wird es dem Leser, wenn er aus allen Anstalten sieht, daß der böse Autor sein, des Lesers, Bedürfniß durch und durch gesehen und

*) Zu diesem Bilde ist Herder wol durch eine Stelle des Briefs seiner Braut vom 14. Nov. 1772 (Nachlaß, III, 374) veranlaßt worden; vergl. Antwort (a. a. O. 378).

*) Eher noch könnte man Hamann selbst im Satyros finden.

ihm aus der Fülle seines unrecht erworbenen Mammons nicht einmal das Nothdürftige hat reichen wollen. Geschieht es endlich gar auf eine ungebetene Art und wird der böse Wille nicht einmal mit dem Mantel und Kreuz des Wohlanstandes bedeckt, so hat der arme Leser nicht Ursach, seine Schmach in sich zu fressen ꝛc." Und weiterhin: „Zwar dürfte der Beklagte manches zu seiner Nothdurft vorzubringen haben. Ist er ein stolzer Mann, so spricht seine Seele zu sich selber: hier steht Hercules, das Werk meiner Hände, den Blöden und Schwachen ein Aergerniß, aber seines Gleichen Augenweide und Wonne. Seufze Hölsing, daß er nicht recht gekämmt ist, und du, Siechling, miß seine Lenden und Schultern nach deiner Ohnmacht. Seine Nacktheit ist euch ein ewiger Vorwurf. Gebt seinen Schenkeln, eure Blöße zu bedecken, Beinkleider und statt der Keule eine exause untern Arm, damit ihr euch tröstet und sagen könnt: Er ist worden wie unsereinder!" Noch mehr verständlich werden diese Gleichnisse durch den Schluß des Aufsatzes, welcher lautet: „Mir .... kommt es unbegreiflich vor, wie ein Mann, der seine Ruhe liebt und sein Zeitalter kennt, ein solches Buch, wie dieses, und in einer solchen Form hat schreiben und dann endlich in Druck geben können. Dem Dogmatiker zerhackt er seinen locus communis der Dreieinigkeit, dem Exegeten sein biblisches Dictionnaire, dem Deisten bringt er Sinn in die Bibel, den Bibelcommentator stellt er an den Pranger, dem Bibelübersetzer verdirbt er die Kundschaft, dem Literator stürmt er seine Bilder, den Wächter über Geschmack und Schreibart überstürzt er mit Metaphern, dem Buchhändler giebt er Maculatur und uns allen, die wir ein hübsches Ganze aus der Leipziger Ostermesse verlangten, statt Erklärung der Hieroglyphe eine neue Hieroglyphe in die Hand ꝛc."

Der Sinn dieser von Merck gebrauchten Gleichnisse ist demnach: Herder sei ein Riese an Geist, der sich nicht einmal die Mühe gebe, seine gewaltigen Glieder zu verhüllen, um zu erscheinen wie andere Menschen und bei den an Geist Schwachen, die solchen Riesenbau nicht auszeigen können, keinen Anstoß zu erregen. In ähnlichem Sinn schreibt auch Goethe Herder'n schon 1771: „Apollo von Belvedere! warum zeigst Du Dich in Deiner Nacktheit, daß wir uns der unsrigen schämen müssen;" ingleichen Herder von sich selbst an Merck 1772: „glauben Sie es ..., daß ich in solchem Fall weder Schlichterer noch Verkleinerer, noch Förder, noch Beinkleidermacher für meine Blöße nöthig zu haben oder anzuspannen mich erkühnen würde".

Kann man nun für möglich halten, daß diese Nichtverhüllung des Geistes in Herder's Schriften, diese preismürdige und gepriesene Offenheit, von Goethe als körperliche, thierische Nacktheit verspottet worden wäre! Aber zugegeben auch, daß dies wegen Herder's Rücksichtslosigkeiten, der Nichtachtung geheiligter Kirchenlehren, des Mangels an Schonung ängstlicher, gläubiger Gemüther hätte geschehen dürfen, so lag doch für Goethe 1773, welches Jahr Scherer von Anfang an als das der Dichtung des „Satyros" angenommen hat (F 64 f., 67), — bei dem damaligen Ruhen des Briefwechsels mit Herder durchaus nicht der geringste Anlaß vor, eine solche Verspottung im großen Stil vorzunehmen; denn die „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" war noch nicht erschienen und wenn auch Goethe in früheren Unterhaltungen mit Herder von den darin niedergelegten Gedanken unterrichtet gewesen wäre, so hätte er doch schon zwei bis drei Jahre früher sich darüber belustigen müssen, und es wäre unbegreiflich, warum sein Spott erst 1773 zum Ausbruch gekommen wäre. Scherer hat sich stillschweigend gestattet, Satyros allenfalls auch 1774 geschrieben sein zu lassen; wenigstens kann die Uebereinstimmung von Stellen dieses Dramas mit Stellen der „Aeltesten Urkunde" nur dann nicht als Zufälligkeit, darf vielmehr als von Goethe beabsichtigt betrachtet werden, wenn Goethe nicht blos mündlich von den Ideen des Herder'schen Werkes im Allgemeinen unterrichtet war, sondern das gedruckte Werk bereits vor sich hatte. Als solche Uebereinstimmungen führt Scherer an: die Stelle „Natur ist rings so liebesbang" mit Herder's Schilderung des ersten reinen Menschen (F 48 f.); die Beschreibung des Hervorbrechens des Lichts hier und dort (F 57); die Forderungen der Nacktheit, der Freiheit, des Wohnens im Freien, der Naturlichkeit in den Sitten, der rohen Kost ꝛc. (F 54 ff.) Alle diese Aehnlichkeiten fallen als Beweise für Scherer's Hypothese völlig weg, nachdem wir wissen, daß „Satyros" viele Monate vor dem Erscheinen der „Aeltesten Urkunde" geschrieben war.

Vorgedachte Gründe könnte man aber ohnedies nicht als giltig anerkennen; denn Goethe schrieb am 8. Juni 1774 an Schönborn über die „Aelteste Urkunde" in solchem Begeisterungstaumel, in so hohem Dithyrambenton, daß eine Verspottung derselben vollständig ausgeschlossen scheint. Wo Goethe in Possenspielen verhöhnte, traf er allemal den gehaltlosen oder gemeinen Hintergrund; über „Die neuesten Offenbarungen Gottes" von Bahrdt, „Hercules am Scheidewege" von Wieland, „Moldemar" von Jacobi, „Pilatus" von Lavater und was er sonst muthwillig in die Mache nahm, hat er sich niemals mit einem auch nur entfernt ähnlichen Entzücken ausgelassen. Aber über Herder's Schrift, der, wenn sie auch hin und wieder durch Schwulst oder Uebertreibung anstößig sein mochte, der tiefste Ernst, die geistvollste Auffassung zu Grunde lag, konnte Goethe'n an sich, wie wir ihn kennen, kein Spott in den Sinn kommen. Ihm so etwas ohne ähnlichen Vorgang anzudichten, wäre unverantwortlich.

Zwar vermeint Scherer (F 45) die Anerkennung der hohen Bedeutung der „Aeltesten Urkunde" seiten Goethe's in die Verse gerettet zu finden, die Satyros an sich selbst richtet:

> Haß Melodie vom Himmel geführt
> Und Fels und Wald und Fluß gerührt;

aber kann diese Anerkennung, selbst wenn sie in dieser Zusammenstellung als voller Ernst gelten könnte, das Frevelhafte des frechen Spottes sühnen?

An einer Stelle ist Scherer allerdings mit Goethe unzufrieden, daß im vierten Act des „Satyros" sich weniger Herderische Elemente aus der „Aeltesten Urkunde" finden, „als man erwarten möchte". (F 57.) Da erkennt Scherer also an, daß Goethe nicht so freundlich gewesen ist, seiner Hypothese entgegenzukommen.

Neben den bis hierher besprochenen, von Scherer für seine Ansicht in's Feld geführten Gründen, welche entschieden abzulehnen sind, bringt er allerdings auch einige, durch ihre Zahl einigermaßen verblüffende in's Gefecht, welche nicht mit solcher Bestimmtheit abgewiesen werden können und die wir daher zwar nicht als beweisende, aber doch als unterstützende Gründe gelten lassen würden, wenn es keine Gründe gegen Scherer's Ansicht gäbe. Jene an sich nicht unhaltbaren Gründe beziehen sich — nachdem wir alle aus Uebereinstimmungen mit der „Aeltesten Urkunde" hergeleitete Gründe als nicht weiter zulässig erfunden haben — lediglich auf Aehnlichkeiten zwischen Satyros und Herder selbst.

Als solche werden vorgebracht: daß Satyros die Wohlthaten des Einsiedlers mit Grobheiten vergilt, wie Herder die Fürsorge der Freunde in Straßburg, und daß Satyros über die Einsiedelei schimpft, wie Herder über die Hauptstadt des Elsaß (F 47); daß Satyros Ablehnungen sich beilegt, wie Caroline Flachsland ihrem Bräutigam (F 49); daß Herder zwar nicht durch seelenvollen Gesang wie Satyros, wol aber durch seelenvolle Declamation entzückte (F 50); daß Satyros kritisch ist, wie Herder (F 53); daß er wie dieser ein Redegewaltiger ist (F 54); daß Satyros den von ihm bestohlenen Einsiedler noch obendrein verhöhnt, wie Herder den heilenden Goethe, als dieser durch verspätete Rückzahlung eines Darlehns in Verlegenheiten gerathen war (F 58); daß Satyros seinem Pfleger den Gott raubt, wie Herder

Goethen die Freude an manchen Liebhabereien (F 44); daß Satyros sich gleich Herder mit „Großmuth-Sanftmuthschein" umgiebt (F 60); endlich daß Satyros vergöttert wird und sich als zum Herrscher geboren erachtet wie Herder. (F 60 ff.)

Außer den Uebereinstimmungen des Satyros mit Herder für seine eigene Person macht Scherer noch die der Psyche mit seiner Braut geltend (F 44 f., J 92 f.), weil letztere im Freundeskreise Psyche genannt, auch von Goethe unter diesem Name besungen wurde, und weil Psyche ganz so kritiklos hingebend handelt, wie die schnell anstoßende Caroline Flachsland und wie die als deren Abbild beglaubigte Leonore in „Vater Brey". Wäre es aber schon unerklärlich, daß Goethe Caroline zweimal wegen derselben Schwäche verspottet haben sollte, noch unerklärlicher, daß er Herder, der als Hauptmann im „Vater Brey" eine ganz würdige Rolle spielt, fast um dieselbe Zeit als Satyros eine so unwürdige hätte spielen lassen, so ist auch der Name Psyche kein so auffälliger, daß sich darauf Schlüsse bauen lassen; er kommt zu jener Zeit in Dichtungen als Frauenname oft vor, z. B. bei Wieland nicht nur in „Agathon" — an welchem Romane Scherer gleichfalls Anklänge im „Satyros" erkennt —, sondern auch in den „Dialogen (Nachlaß) des Diogenes von Sinope" als Titel eines Gedichtbruchstücks, das im „Almanach der deutschen Musen auf 1770" (S. 246 f.) abgedruckt war, und als pseudonyme Adressatin von Gedichten im „Teutschen Merkur" April 1774 und Januar 1776. Die einander gegenüberstehenden Gründe, welche es unwahrscheinlich erscheinen lassen einerseits, daß Goethe, wenn er Caroline gemeint hätte, sie so unzweideutig bezeichnet und dadurch bloßgestellt haben sollte, andererseits, daß Goethe den für Caroline üblichen Beinamen gewählt haben sollte, wenn er sie nicht gemeint hätte, dürften sich die Wage halten. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß Caroline, als Goethe den „Satyros" schrieb, schon mehrere Monate aus seinem Gesichtskreise sich entfernt hatte und er ihr nicht noch hinterdrein etwas anzuhängen Ursache haben konnte.

Auf Caroline paßt auch die Schlußzeile des Dramas ganz und gar nicht; denn

Es geht doch wol eine Jungfrau mit

enthält einen spöttigen Vorwurf, der schlechthin keinen Sinn für Carolinens Verheirathung mit Herder hat. Im „Satyros" sieht nun wol Psyche nur dem Wortsinn nach als diejenige, die so ganz Seele, ganz Gemüth war, daß sie über den Eindruck, den der Sänger und Redner Satyros auf sie macht, sein Aeußeres vergißt, während dann Arsinoe die Hocherständige, ohne Ueberschwänglichkeit, nüchtern das Aeußere in seiner Widerwärtigkeit auf sich wirken läßt.

Noch weniger glücklich bringt Scherer die Gräfin Maria von Bückeburg mit Eudora in Verbindung, deren Name, die „Wohlschenkende", er darauf deutet, daß sie Herder oft Geschenke gemacht habe! Aber Eudorens Hauptbestimmung im Drama ist doch, Satyros zu entlarven, und wann hätte die Gräfin Ursache dazu gehabt? Wie hätte die Herdern so wohlgesinnte Dame sich in eine Intrigue gegen jenen einlassen mögen, wie Eudora — wenn auch in bester Absicht — thut? (Fortsetzung folgt.)

Neues Leipziger Stadttheater.

Durch das Gastspiel der Frau Franziska Ellmenreich ist die Monotonie, welche seit Wochen in dem Schauspielrepertoire unseres Stadttheaters geherrscht, einstweilen freundlich aufgehoben worden.

Frau Ellmenreich, die wir auf hiesigen Brettern als eine höchst beliebte Künstlerin von feinstem Geschmacke oftmals gesehen sahen, macht uns den Eindruck, als habe sie der Beifall, in dem sie seit Jahren geschwelgt, etwas berauscht, als überhebe sie sich über ihre Kunst, sowie über ihre Umgebung. Das Anmuthvolle, Sympathische ihres früheren Spieles, jener Schmelz, durch welchen sie einst so tief zu entzücken und zu entzünden wußte, hat einer Manier weichen müssen, die als erster Irrgang des Virtuosen gelten darf. Wir sprechen das gefährliche Wort aus, das wir auf Frau Ellmenreich niemals anwenden zu müssen geglaubt hatten. Die schöne, poetische Weise ihrer Diction wird manchmal zu einer Art von Effecten verwandt, oder sagen wir gemißbraucht, auf welche eine geniale Künstlerin ebenso billig verzichten sollte, als auf jenes auffallend an Clara Ziegler erinnernde Bestreben, ihren kühnen und doch so geschmeidigen Bau durch imponirende Posen zur Geltung zu bringen. Frau Ellmenreich hat sich jene Blasirtheit zu eigen gemacht, die sich mit dem Natürlichen nicht mehr zufrieden giebt, vielleicht nur mit Ironie auf die Naivetät herabsieht, welche einst ihre Rollen geziert. Es ist dieser Umstand um so mehr zu beklagen, als es eine große, reichtalentirte Künstlerin ist, die wir auf leidige Abwege gerathen sehen, wie wir hier warnend betonen müssen; denn daß wir einem starken Talente in Frau Ellmenreich begegnen, beweist jedes Auftreten derselben auf das Schlagendste. Freytag's Valentine von Gelbern war die erste Rolle des diesmaligen Gastspieles. Gerade in dieser Partie wirkte die Künstlerin früher außerordentlich durch das überzeugende Betonen des Weibes, das zwar aus seinen Schranken herausgetreten, aber doch stets wieder in die natürlichen Bahnen zurücklenkt. Wir vermißten dieses Mal die feine Unterscheidung des Doppelsinns der Figur; an die Stelle der psychologischen Pointe war nur ein stark pointirtes Sprechen getreten, das uns unsern Freytag zu „überfreytagen" schien.

Ueberrascht hat uns in dem Stück der Georg Saalfeld des Hrn. Johannes, der die allerdings äußerst dankbare Rolle mit einer Glätte und Salontournüre spielte, die wir von dem mehr im Fache der Biedermänner heimischen Darsteller kaum erwartet hatten; nicht als ob wir den Saalfeld nicht auch für einen der größesten Biedermänner hielten — aber er ist ein Parquetbiedermann, ein Biedermann mit Methode.

Als zweite Rolle hatte sich der Gast die Herzogin von Septmont in Dumas' L'Etrangère gewählt.

Ueber das Drama ist zur Zeit seines Erscheinens auf deutschen Brettern so viel gesagt und geschrieben worden, daß ich mich hier füglich kurz fassen darf. Das sittlich Lockere des Grundthemas, wie es bei Dumas gewöhnlich apothesirt wird, widerstrebt unserem Gefühle und Geschmacke doch allzu sehr, um uns durch blendende Form des Dialogs und treffende Charakterzeichnung ästhetisch entschädigen zu können, so sehr es auf Augenblicke in gefälliger Darstellung interessiren mag. Stücke, die in Paris sensationell wirken, gefallen dem Deutschen vielleicht noch weniger, als unsere biederen Benedixianer dem Franzosen gefallen würden. Ein Deutscher würde solche Dramen, die man in Frankreich ohne alle Ironie „Sittengemälde" nennt, nie zu schreiben unternehmen, und es ist sehr bezeichnend, daß es gerade Lindau gefallen hat, unsere Bühne mit seiner höchst gewandten Uebersetzung der „Fremden" zu beschenken. Die Situation ist durchweg eine tragikomische, wofür wir lieber noch komi-tragische sagen möchten, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Gegen den Schluß des Stückes protestirt unser Gefühl am heftigsten. Der erbärmliche Herzog von Septmont, der moralisch vor unsern Augen schon durch seine Gattin wie durch Clarkson getödtet war, fällt nun auch physisch der gewandten Klinge des Letzteren zum Opfer. Die Gattin ist frei, der Tod des Gatten soll constatirt werden durch den Doctor Remonin. „Mit Vergnügen," erwidert dieser, als man ihm den Auftrag ertheilt, und — der Vorhang fällt. Wem hier, wem jetzt die Schuppen nicht vom Auge fallen! — Doch jam satis est.

Die Aufführung war eine fleißige, abgerundete, wenn gleich die Conversation häufig noch fließender hätte sein können. Mit dem Flusse des Dialoges steht und fällt ein solches Stück, und in Frankreich spielt man derartige Sachen weit schneller und geläufiger. Frau Ellmenreich athmete Züge von französischem esprit, sie zeigte sich darin den hiesigen Darstellern weit überlegen; die Rolle kam durch die Würde und Schärfe, welche ihr die Künstlerin zu geben wußte, zu weit besserer Geltung als ihre Valentine. Der Vertreterin der Haupt- und Titelrolle, in der sonst gastirt zu werden pflegt, gebührt unsere Nachsicht; die leidende Dame ließ begreiflicher Weise jede Leidenschaft vermissen.

Als beste Figur des Abends erschien uns der Herzog des Hrn. Conrad, dessen Naturell diese blasirte Gestalt äußerst günstig liegt. Es ist ein Typus jener Roués, welche das zweite Kaiserreich gezeitigt hat und die noch heute in Paris scharenweise umherschlendern. Die Naturwahrheit dieser Erscheinung repräsentirte Hr. Conrad mit einem Anfluge jener Kunst, über die Friedrich Haase so meisterhaft verfügt, wenn es solche Geschöpfe zu zeichnen gilt. Nächst dieser Rolle gefiel der Clarkson des Hrn. Hans Förster, dessen Wiedergabe als eine sehr wohlgelungene gelten kann, sowie nicht minder der Arzt Remonin des Hrn. Dr. Pohl, dessen Spiel immer ungemein sympatisch berührt.

Durften wir in der Darstellung der „Fremden" das Ensemble rühmen, so müssen wir dasselbe in der Aufführung von „Viel Lärm um Nichts" leider streng tadeln. Das Spiel war ein äußerst mattes, von keinem Funken Shakespeare'schen Geistes durchsprüht. Zwar hat sich schon Holtei in seiner Bearbeitung an dem Originaltext stark versündigt, aber die Darsteller irrten noch mehr, sie irrten bis auf's Gedächtniß. Hr. Johannes, der am schlechtesten gelernt hatte, war plump und witzlos, Hr. Eichenwald als Holzapfel (nach Holtei Ambrosius) vergaß die Hamlet'sche Warnung: „Laßt den Narren nie mehr sagen als in seiner Rolle steht", und Frl. Hauffe gab eine völlig poesielose, ja durch Derbheit verletzende Hero. Nur dem Geschmiersparer Ellmenreich sagen wir unseren Dank, daß durch ihr Spiel des Dichters Muse immer wieder zu ihrem Rechte kam: die Schwester führte uns eine launige, graziöse Beatrice vor, der wir nur etwas weniger Unruhe in der Bewegung gewünscht hätten, der Bruder einen sehr sympathischen Claudio, einen jugendlichen Amoroso mit allen Vorzügen und Launen, welche der Eros zu erzeugen pflegt.

Im Allgemeinen verlangen wir indessen einem Lustspiele gegenüber, das zu den liebenswürdigsten der Shakespeare'schen Laune zählt, eine größere Pietät seiten der Darsteller sowie ein sorgfältigeres Beachten jener Feinheiten, die bei der Lectüre gerade dieses Stückes für den eigentlichen Shakespeare-Gourmand so unausbleiblich zündend wirken, verlangen aber vor allen Dingen jene Bescheidenheit der Form, an der es die Meisten nur allzu sehr mangeln ließen. Die Vorschriften, welche Hamlet den Schauspielern ertheilt und die auch heute noch dieselbe Geltung beanspruchen, hatte dieses Mal Niemand beherzigt. Adolf Hoppenstedt.

Bücherbesprechungen.

—m— Wie die bisherigen, so kann auch die neueste (12.) Auflage von Dittmar's „Weltgeschichte in einem übersichtlichen, in sich zusammenhängenden Umriß für den Schul- und Selbstunterricht" (Heidelberg, Carl Winter 1881. 8°), welche Director K. Absicht zu Oels herausgegeben hat, als ein allen berechtigten Anforderungen völlig entsprechendes Unterrichtsbuch warm empfohlen werden. Sie ist bis zum Jahre 1880 fortgesetzt worden und hat auch in den früheren Theilen mannichfache Berichtigungen und Ergänzungen erfahren.

—m— Steiermärkische Geschichtsblätter. Herausgegeben von J. v. Zahn, Landesarchiv-Director. I. Jahrgang. Graz, Leykam-Josefsthal. 8°. 252 S. (4 fl. ö. W.) — Dies Unternehmen, von welchem Referenten durch Zufall nur das 4. (Schluß-) Heft des 1. Bandes zugegangen ist, ist zunächst zur Publication von einzelnen Urkunden, Actenstücken, chronikalischem Material, Correspondenzen und ähnlichen Quellen kleineren Umfangs zur Geschichte Steiermarks bestimmt; ferner soll es als artistische Beilagen Reproductionen von Manuscripten, seltenen Drucken, Kupferstichen und dergl. bringen und endlich sowol durch kritische Besprechungen einzelner Werke als durch systematisch geordnete Ueberschichten über die betreffende Literatur der Bibliographie der steierischen Geschichte dienen. Darstellende Arbeiten sind dagegen ausgeschlossen. Es ergänzt also in dankenswerther Weise die bisherigen Publicationen des historischen Vereins für Steiermark, die „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" und die „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark". Der Inhalt des nunmehr vollendeten 1. Bandes ist, soweit wir aus dem, dem Schlußheft beigefügten Inhaltsverzeichniß ersehen können, ein sehr reicher, und die Persönlichkeit des schon so vielfach verdienten Herausgebers bürgt dafür, daß er auch ein sehr gediegener ist. Das uns vorliegende Heft enthält eine längere Publication aus dem bischöflichen Archive zu Graz, Tagebuchblätter aus dem 17. Jahrhundert (aus den Handkalendern des Bischofs Jacob von Seckau 1617—1632), kurze Besprechungen neuer Werke (unter denen sich übrigens auch solche befinden, die nur sehr entfernte Beziehungen zur Geschichte Steiermarks haben) und in Lichtdruck ein Blatt aus einer kürzlich entdeckten Handschrift (14. Jahrh.) der Reimchronik Ottokar's von Horneck.

—m— Polen und die Großmächte. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881. 8°. 131 S. 3 ℳ — Eine kleine, mit Geist und Witz geschriebene Broschüre, die eine Erwiderung auf die stets wiederholten Klagen über den Untergang der polnischen Selbständigkeit und auf die Phrasen von dem durch die Theilung Polens begangenen „Verbrechen" giebt. Nachdem im ersten Theil das Verhältniß Frankreichs, besonders Louis Napoleon's, Rußlands, Oesterreichs und Englands zu Polen scharf beleuchtet und nachgewiesen ist, daß das zeitweise zur Schau getragene Interesse für das Schicksal des Landes in jedem einzelnen Falle lediglich auf eigennützige Pläne zurückzuführen war, giebt der zweite Theil eine köstliche Antwort auf den Ruf nach der Wiederherstellung eines polnischen Reiches; in einer fingirten Rede Bismarck's wird als logische Consequenz einer solchen eine allgemeine „Retrocession" aller jemals gemachten Eroberungen durchgeführt und dieser Gedanke in höchst launiger Weise so weit verfolgt, daß man schließlich bis nach „Lemurien", d. h. der Urheimath aller Nationen zurückkommt.

—ψ—. Bilder aus dem chinesischen Leben. Mit besonderer Rücksicht auf Sitten und Gebräuche. Von Leopold Katscher. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1881. (S. XVI, 367; gr. 8.) — Das alte Culturvolk der Chinesen, welches noch vor wenig Jahrzehnten der Gegenstand der Neugier des Abendlandes war, ist durch seine gelehrigen, talentvollen und geschickten Schüler, die Japaner, etwas in den Hintergrund gedrängt worden und aus der Mode gekommen, während diese jetzt die Augen auf sich lenken und wir möchten sagen von Europa verhätschelt werden. Während die Japaner Alles, was sie geworden sind, in Literatur und Kunst, in Wissenschaft und Industrie, den Chinesen verdanken, und sich dann allerdings auf Grund des einstmals Empfangenen zu einer Höhe aufgeschwungen haben, die uns mit Staunen erfüllt und unter welcher die heutigen Chinesen weit zurückgeblieben sind, so sind diese doch in allen ihren Einrichtungen und Leistungen, in ihren Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten, in Philosophie und Poesie, in Kunst und Handwerk

ungleich ursprünglicher und eigenartiger als die Japaner, und befanden sich bereits auf einer Höhe der Culturentwickelung, als diese erst zu lernen begannen. Es ist daher ganz natürlich, wenn das in seinen alten Formen viel mehr als Japan verknöcherte China der gelehrten Forschung ein ungleich reicheres und wichtigeres Material bietet, als es das kleine und geschickte Inselvolk vermag. Es verdient daher auch von Seiten des größeren Publicums das chinesische Leben etwas mehr Beachtung, als es in der neueren Zeit geschehen ist. Das oben erwähnte Buch beabsichtigt nun mit autorisirter Zugrundelegung eines Theiles des in John Henry Gray's „China: a history of the laws, manners, and customs of the people“ niedergelegten Materiales wieder etwas mehr die Aufmerksamkeit auf das eigenthümliche und eigenartige Volk im fernen Osten Asiens zu lenken. Was der Verfasser bietet, sind keine eigenen Forschungen, er ist nur bestrebt gewesen, als Dolmetscher fremde Untersuchungen dem deutschen Leser mundgerecht zu machen, wobei er sich, was nur anzuerkennen ist, jeder „romantischen“ Zuthat, jedes Ausfluges ins Reich der Phantasie thunlichst enthalten hat, er hat sich darauf beschränkt, nur Thatsächliches vorzubringen und das überaus weitschweifige, trockene und jeder schriftstellerischen Technik bare Buch Gray's genießbar zu machen, wobei er auch noch Material von anderer Seite mit verwendet hat. Die vorliegende Bearbeitung behandelt in elf Capiteln, während das Gray'sche Werk deren 32 enthält, den Staat, die Familie, das Bildungswesen, Feste und Unterhaltungen, Etikette und Verwandtes, die Todten, verschiedene abergläubische Gebräuche und Einrichtungen, das Armenwesen und die Wohlthätigkeit, Gasthöfe und Verwandtes, Flußbevölkerung und Ureinwohner und endlich Bagatellen. Der Stoff ist ein ungemein reicher, mitunter nur etwas zu aphoristisch behandelt, auch ist der viel und auf vielerlei Gebieten beschäftigte Auctor nicht von allen Flüchtigkeiten ganz frei zu sprechen.

— *Bilder aus dem Leben in England* von Ludwig Freiherrn von Ompteda. (Breslau, Druck und Verlag von S. Schottländer, 1881.) — Unter diesem Titel ist jüngst ein Buch erschienen, das sich zur Aufgabe gestellt hat, das Leben unserer englischen Stammesgenossen von einigen neuen Seiten und auf einigen Gebieten vorzuführen, welche in Deutschland im großen Ganzen weniger bekannt sind. Der Verf. wählte dafür sowol Licht- als Schattenseiten; beide ziehen an und fesseln durch die Eigenartigkeit der englischen Entwickelung und durch die Großartigkeit der dortigen Lebensverhältnisse. Die überwiegende Mehrheit der scharf ausgeprägten englischen Sitten und Unsitten entspringt nach der Meinung des Verf. aus löblichen und, namentlich für uns Deutsche, größtentheils nachahmenswerthen Eigenthümlichkeiten des englischen Nationalcharakters, zu denen er rechnet: die insulare Concentrirung auf sich selbst, verbunden mit einem unbefangenen, praktischen Nationalegoismus; den zuversichtlichen Respect vor sich selbst und die daraus kategorisch folgende ungeschminkte Einfachheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit im geselligen wie im geschäftlichen Verkehr; die ruhige, stetige Umbildung aller Zustände durch den unzerrissenen Zusammenhang von Alt und Neu; den gesunden Conservatismus in der Sitte und in den äußern Lebensformen; die freie Behandlung und stetige Ausscheidung des Abgestorbenen, und zwar ohne jede doctrinäre Systemmacherei, ohne alle springende Hast; die gesunde Abwesenheit aller kosmopolitischen Verschwommenheit und aller confessionellen Vaterlandslosigkeit; die organisirte Selbsthilfe, welche alle allgemeinen Mißstände, die Mängel der Gesetzgebung wie die Schäden der nationalen Moral, mit Zähigkeit und mit meistens langsamem, aber desto nachhaltigerem Erfolge bekämpft; endlich die allgemeine Vorliebe für das Landleben. In diesen beiden letzteren mit englischem Wesen und Sitte aufs Tiefste verwachsenen Erscheinungen erblickt der Verf. mit Recht sichere Zeichen der Volksgesundheit, ein reinigendes Reagens gegen die häufig trübe und gefälschte politische Intelligenz der Großstädte. Keine Nation kann durch ihr Beispiel uns Deutschen so viel heilsame und fördernde Lehren darbieten, als die englische, deren Volkscharakter, unter dem Einflusse ähnlicher klimatischer und Bodenverhältnisse, sowie gleicher Sprachwurzeln sich denselben ursprünglichen Typus bewahrt hat, den wir noch heute in der ländlichen Bevölkerung erkennen, welche in den alten angelsächsischen Ursprungsstätten, den niedersächsisch-friesischen Küstenländern seßhaft ist. Dieser in Deutschland noch wenig gäng und gäbe Auffassung englischer Verhältnisse und Zustände bei und Eingang zu verschaffen und zugleich einige der Vorurtheile zu lockern, die sich bei uns, in Beziehung auf England, festgesetzt haben —, Vorurtheile, die wesentlich wol aus unserer einseitigen Bekanntschaft mit der Species des „reisenden Engländers“, eines nichts weniger als normalen Repräsentanten seines Vaterlandes, oder aus unserer allzu oberflächlichen Berührung mit der ablehnenden Zurückhaltung gegen alles Fremdartige und Unbekannte, hinter der das englische Wesen, auch zu Hause, sich anfangs verbirgt, entsprungen sind —, ist die Aufgabe, welche sich der Verf. bei Abfassung und Veröffentlichung seines Buches gestellt hat, das in der That inhaltlich eine Fülle interessanter Beobachtungen, Wahrnehmungen, Schilderungen und Betrachtungen darbietet, wie sie selten in Büchern, die uns Land und Leute darstellen, in gewöhnlichen Touristen-Reisebeschreibungen nie zu Tage treten. Von der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des dem Leser Dargebotenen gewährt schon eine kurze Wiedergabe des Inhaltsverzeichnisses eine Vorstellung. Der erste Abschnitt des Buches behandelt englische Landsitze, Gärten und Gärtner, und hierunter namentlich die Landsitze zweier der reichsten und vornehmsten Mitglieder der englischen Nobility, Hatfield House und Woburn Abbey, dem Marquis von Salisbury und dem Herzog von Bedford gehörig, Windsor Castle und die königlichen Hausgärten, die botanischen Gärten in Kew, die nahe bei Windsor gelegene Cottage eines in der vordersten Reihe unter den Magnaten der City stehenden Häupter der deutschen Colonie in London, des seit länger als zwanzig Jahren in England ansässigen Baron Henry Schröder, mit denen wir bekannt gemacht werden. Weitere Aufsätze sind der „Trinkfrankheit in England“, „Irrfahrten in London“ und „Einem Tage in Oxford“ gewidmet. Dieser letztere führt uns in das Detail des ganz eigenartigen, von dem deutschen grundverschiedenen akademischen Lebens und Treibens in einer Vollständigkeit und Anschaulichkeit ein, wie sie uns noch kaum in einem deutschen Buche vor Augen gekommen sind, wogegen die Abhandlung über die Trinkfrankheit uns mit Mißständen, deren tiefgreifende Wirkung bisher in Deutschland nur wenig bekannt war, bekannt macht, zugleich aber die Heilmittel, deren man sich dagegen in England bedient, in ihrer Großartigkeit, Zähigkeit und Wirksamkeit vorführt. Wir behalten uns vor, aus beiden Aufsätzen gelegentlich ausgiebige Mittheilungen zu geben, zumal wir rücksichtlich der Art und Weise, wie man in England der „Branntweinpest“ entgegentritt, Mancherlei zur Nutzanwendung lernen können. Das Ompteda'sche Buch sei zum Schlusse aber allen unsern Lesern als ebenso unterhaltende, als geistig genußreiche, auch in der Form durch vortrefflichen Styl den höchsten Ansprüchen Genüge leistende Lectüre warm empfohlen.

— Von dem Lieferungs-Prachtwerk: „*Indien in Wort und Bild*“ von Emil Schlagintweit (Leipzig, Schmidt u. Günther) sind jüngst die Hefte 26—30 zur Ausgabe gelangt. Dieselben bringen zunächst die Beschreibung der Tadsch bei Agra, jenes berühmten Mausoleums, das an Pracht und Reichthum der Ornamentik dem Wunderbau der spanischen Alhambra an die Seite gestellt werden kann, wenn es denselben nicht übertrifft. Die zahlreichen, dem Text beigefügten Illustrationen geben uns eine treffliche Vorstellung von diesem großartigen Riesenbau, der in dem reinsten weißen Marmor in staunenswerther feiner Steinhauerarbeit ausgeführt

ist. Die Wände des Erdgeschosses sind mit Blumen-Arabesken und eingelassenen Edelsteinen verziert. Die weiteren größeren Illustrationen, begleitet von dem erklärenden Text, führen uns die Stadt Bhartpur, westlich von Agra, ferner Abbildungen der dortigen Citadelle, des „Kaisar Bhag“ (Kaisergartens) in Lakhnau, der „Martinière“(Schulgarten) und des alten Residenzgebäudes ebendaselbst, von Etmah-ud-Daulah's Grabdenkmal in Agra, der gegenwärtig als englisches Arsenal dienenden dereinstigen Moschee Imambara in Lakhnau, des gegenwärtig als fürstliches Absteigequartier für Europäer benutzten Blumenschlosses in Urtscha (Centralindien), ferner das Mausoleum von Balthawar Sing in Alwar und Landschaftsbilder aus den hochinteressanten Umgebungen dieser Stadt, Abbildungen von großartigen Monumentalbauten Centralindiens (Gwalior, Gowinbgarh, Birsing Deo), Städte- und Landschaftsbilder von da (Ansicht der Stadt Datiah, eine Diamantgrube in Panna) in künstlerischer Gesungenheit vor. Der in den Heften gegebene Text behandelt hauptsächlich das Land Audh, welchem ein ganzes Capitel, das vierte des zweiten Bandes, gewidmet ist. Das im 27. Heft beginnende fünfte Capitel hat Englands indische Vasallen zum Gegenstande; von einem der bedeutendsten dieser Vasallen, dem Maharadscha Sambhu, Singh von Udwipur, ist ein, denselben in seinem vollen Costümglanz zeigendes Portrait beigefügt. Die weiteren Hefte enthalten die Schilderung von Englands indischen Vasallenstaaten, welche in ganz eigenthümlichem Verhältniß zur Krone stehen. Auf Grund der Patente von 1862 giebt es dermalen 153 Lehnsträger der indischen Kaiserkrone, deren Repräsentant, der Vicekönig von Indien, pflichtwidrig handelnde Fürsten sofort abzusetzen befugt ist; der nächste Prätendent wird solchenfalls dem Lande als Regent gegeben. Mit Ausnahme einiger Staaten in Radschputana und der Sikhfürsten im Pendschab sind alle Fürsten Emporkömmlinge und nicht im Stande, ihren Stammbaum über Kaiser Aurengzeb, der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts regierte, zurückzuführen. Zu den wenigen älteren Geschlechtern gehören die Radschas von Marvar, welche ihren Ursprung bis in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Chr. Geb., dann der Radscha von Mewar, welcher seine Linie bis ins 8. Jahrhundert zurückzuführen vermag. Mehrere dieser Vasallenfürsten werden im vollen Prunk ihrer Galatleider als Porträt vorgeführt, so der Maharadscha von Gwalior, die Fürstin von Bhopal 2c. Von besonderem Interesse sind die zum Theil ganz neue Aufschlüsse gebenden Mittheilungen über die berüchtigte Würgerbande der Thugs, welche in den Vasallenländern noch ihr unheimliches, die Sicherheit von Person und Eigenthum schwer gefährdendes Wesen treibt. Wir geben gelegentlich eine auszügliche Bearbeitung dieser Mittheilungen, indem wir bedauern, wegen Mangels an Raum an gegenwärtiger Stelle nicht noch weitere Auszüge aus dem Texte des Werkes geben zu können, und bemerken nur noch, daß dem 29. Hefte eine neue, sauber und genau ausgeführte Karte des indischen Kaiserreichs beigegeben ist.

— Von der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München“ (A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig), sind neuestens das 10. und 11. Heft des 3. Jahrgangs zur Ausgabe gelangt, welche unter anderen Artikeln von hervorragendem Interesse auch drei zeitgeschichtliche willkommene Beiträge in den Aufsätzen: „Das Ahrek-Thal und der Feldzug der Russen gegen die Tekes-Turkmenen“ aus der Feder des bekannten Geographen Friedrich v. Hellwald, „Dr. Oskar Lenz's Forschungsreise von Marokko über Timbuctu nach Senegambien“, von Dr. J. Chavanne, endlich einen Aufsatz über Tunis von A. von Schweiger-Lerchenfeld zur Veröffentlichung bringen. Hiernächst enthalten jene Hefte eine wissenschaftlich hochbedeutsame Abhandlung von Dr. H. Dingler über „Die Eucalypten Australiens“, eine Arbeit des auch den Lesern der Wissensch. Beilage der L. Z. durch mannigfache schätzbare Beiträge bekannten C. A. Regnet: „Auf der bayerischen Waldbahn“ und: „Ein Besuch auf Süd-Georgien“ von Heinrich W. Klutschek. Sämmtlichen Artikeln sind Illustrationen und Orientirungs-Karten beigegeben. Dem Aufsatze: „Die Ortsbevölkerung Oesterreichs nach der Volkszählung vom 31. December 1880“ ist die namentlich im Hinblick auf die jüngsten Deutschhetzen des böhmischen Czechenthums beachtenswerthe Thatsache zu entnehmen, daß, während alle anderen größeren Städte Oesterreichs seit dem Jahre 1869 eine mehr oder minder bedeutende Zunahme der Bevölkerung aufweisen, sich die letztere nur in der Stadt Prag vermindert hat, welche innerhalb des seitdem verstrichenen elfjährigen Zeitraums von 157 713 auf 155 813 Seelen zurückgegangen ist. Eine ganz enorme Zunahme ergiebt sich für Wien, das, ohne Vororte, von 476 222 Einwohnern im Jahre 1857 auf 705 668 im Jahre 1880, mit Vororten dagegen von 587 271 auf 1 083 420 Seelen (ohne Militär) herausgegangen ist, dessen Bevölkerung somit sich in den letzten dreiundzwanzig Jahren um mehr als 30% vermehrt hat. Noch rapider erscheint dieser Zuwachs, wenn man die unmittelbar angrenzenden Ortschaften Hernals, Währing, Ottakring, Unter-Meidling, Rudolfsheim, Neu-Lerchenfeld, Simmering, Gaudenzdorf und Sechshaus, wie das der Sachlage nach gerechtfertigt erscheint, zu Wien schlägt. Diese Ortschaften weisen gegenwärtig eine Gesammtvolkszahl von über 300 000 Seelen auf, und in einzelnen derselben, Währing und Neu-Lerchenfeld, hat sich die Bevölkerung seit 1857 um 150,4 und 152,5% vergrößert. Nächst Wien und seinen Vororten hat Pilsen, dessen Bevölkerung seit 1857 sich beinahe verdreifacht und die ehedem zweitvolkreichste Stadt Böhmens Reichenberg weit überflügelt hat, ferner Pola, die österreichische Kriegshafenstadt, das von 3524 Einwohnern im Jahre 1857 sich auf 23 956 hob, die Badeorte Karlsbad (von 4384 auf 10 579), Teplitz (von 6854 auf 14 838), die Bergwerksorte Kladnow, Mährisch-Ostrau, Brüx (von 4984 auf 10 136) und Borysław, die Städte Czernowitz in der Bukowina (von 26 345 auf 45 600), Budweis, Aussig (von 6956 auf 16 506), Asch, Teschen 2c. eine bedeutende Vermehrung der Bevölkerung erfahren. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Ortschaften in Landestheilen gelegen ist, in denen das deutsche Idiom obwaltet. Während die Stadtbevölkerung von Prag, wie bereits erwähnt, sich vermindert hat, weisen die Vororte von Prag ebenfalls eine beträchtliche Zunahme der Bevölkerung auf, welche bei dem erst in den 60er Jahren entstandenen Tiztow, das gegenwärtig von 20 885 Seelen bewohnt ist, in dem Zeitraum von 1869 bis 1880 die an nordamerikanische Verhältnisse gemahnende Ziffer von 416,4% beträgt. Städte über 100 000 Einwohner zählte das cisleithanische Oesterreich Ende 1880 vier: Wien 1 083 420 (mit Vororten), Prag 234 898 (mit Vororten), Triest 133 383 (mit Vororten), Lemberg 110 250. Der 100 000 nahe kommt Graz mit 92 816 Seelen.

— Das Lieferungswerk: „Encyclopädie der Naturwissenschaften“, herausgegeben von einer Anzahl hervorragender deutscher Fachgelehrten, unter denen Prof. Dr. Schenk bei der Universität Leipzig als Docent eine hochbedeutsame Wirksamkeit übt, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch dem Königl. Sächs. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts als fachmännisches Mitglied angehört, ist bis zur 22. Lieferung der I. Abtheilung vorgeschritten, welche zugleich die 9. Lieferung des von Professor Dr. Heger bearbeiteten „Handbuchs der Mathematik“ bildet. Auch dieser Abschnitt des ebenso großartig angelegten und den Anforderungen strengster Wissenschaftlichkeit entsprechenden Unternehmens giebt beredtsamstes Zeugniß von dem einmüthigen Streben aller Mitarbeiter, ein Werk ins Leben zu rufen, das der deutschen Wissenschaft zur höchsten Ehre gereicht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandvorcatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 66. Donnerstag, den 18. August. 1881.

Inhalt: Goethe's „Satyros" noch einmal. I. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechungen (Juristische Literatur).

Goethe's „Satyros" noch einmal.

I.

(Fortsetzung.)

Was durch Aufzählen von Uebereinstimmungen, die durch ihre Masse zu beweisen scheinen, wahrscheinlich gemacht werden kann, hat Wilmanns für seine Behauptung, den „Satyros" in die Pariser literarischen Kreise jener Zeit zu verlegen, auf's Vorzüglichste geleistet, und doch hat meines Wissens sich keine namhafte Stimme für ihn erklärt, Niemand seine Nachweise überraschender Uebereinstimmungen für etwas mehr erachtet, als für Zufälligkeiten, großentheils auch dadurch veranlaßt, weil in Rousseau's Idealen damals sich eben so viele zusammenfanden.

Die Uebereinstimmungen des „Satyros" mit Herder und auf Herder Bezüglichem für bloßen Zufall zu erklären, berechtigt aber das Vorhandensein von Gründen, welche der Uebereinstimmung im Allgemeinen widersprechen. Die Uebereinstimmungen, deren gegenseitige Abhängigkeit nicht mit zwingenden Gründen erwiesen sind, gleichen hinsichtlich ihrer Geltung im Beweisverfahren bloßen Nullen: sie erhalten Werth nur, wenn eine Zahl dabei steht, die unbestrittenen Werth für sich allein hat; außerdem geben tausend zusammengerechnete Nullen nur immer eine Null.

Freilich hat man außer den mathematischen auch künstliche Beweise; das Gesetz selbst erkennt sie an und läßt sie sogar zu, wenn es sich um Verhängung der Todesstrafe handelt. Wie es aber bei solchen Beweisführungen oft zugeht, schildert Vansen im vierten Aufzug des „Egmont" treffend, und unzählige Justizmorde sind die Folge künstlicher Beweise gewesen; alle Tausende von Hexenhinrichtungen gehören hierher. In der Wissenschaft begründen derartige Beweise höchstens Hypothesen, und gegen sie sind unendliche Hypothesen ebenso berechtigt. Der wissenschaftliche Beweis muß zwingend sein, wie der mathematische. Die Häufung von Gründen ist hierbei ohne Werth; zwei sich ergänzende, zwischen welche sich kein auseinandertreibender Einwand einschieben läßt, genügen vollständig.

Freilich hat Scherer in einem vor einigen Jahren geschriebenen Aufsatz, der mir nicht zur Hand ist — irre ich nicht: in der „Deutschen Rundschau" — für literarische Untersuchungen der Art, wie die hier in Rede stehende, als Grundsatz aufgestellt, daß man im Aufspüren und Verknüpfen von gegenseitigen Beziehungen zwischen bekannten Thatsachen und aufzuklärenden Dunkelheiten nicht zu weit gehen könne. Ich halte das Anerkenntniß dieses Grundsatzes für gefährlich: es ist zu verführerisch, „mit diesem Trank im Leibe" in fröhlicher Wanderlust umherzuschweifen, allein man stumpft dabei den gesunden Blick für das Nahe ab. Wer stets das Fernrohr am Auge hat, sieht nicht, was ihm vor den Füßen liegt.

Ins Gedränge gebracht mit seiner Hypothese vom Satyros-Herder läßt nun Scherer sich nicht nur zu dem Geständniß herbei, daß außer Herder noch andere Personen zum Bilde des Satyros gesessen (J 95), sondern — wie er Herder schon bald als Satyr, bald als Satiriker betrachtet — er vertauscht ihn auch bald mit dem Urmenschen, bald mit Pan. (F 48 ff.) Alle Vorthei gelten. Das ist aber als Aufgeben der Herderdeutung überhaupt anzusehen; denn die Persönlichkeit des Satyros stellt sich durch mehrere eigenthümliche Züge als eine ganz bestimmte dar und kann daher nicht — wie von mancher Seite beim Mangel des unbestrittenen Nachweises eines Urbildes geschehen ist — nur als Vertreter einer gewissen Richtung aufgefaßt werden. Satyros zeigt nicht nur naturgemäße Derbheit — richtiger Grobheit — in der Rede, Forderung naturgemäßer Kost und Tracht, Haß gegen geoffenbarte Religion und dafür Selbstvergötterung, was alles allgemein als Ausfluß der Lehre Rousseau's gelten könnte, sondern auch bestialische Stimme, Gefühl der Vereinsamung, Redebegabung, Gier nach Weingenuß, Verlangen nach geschlechtlichem Umgang, Selbstruhm wegen Besitzes vieler Kenntnisse — lauter Eigenthümlichkeiten, deren Vereinigung in Einer dramatischen Person nur dann Sinn und Zweck haben könnte, wenn dadurch eine ganz bestimmte Person dargestellt werden sollte. Wenn durch Zusammenstellung solcher nicht als psychologisch zusammengehörig entwickelter Züge das Wesen verschiedener Personen wiedergegeben wäre, so fehlte dem Drama die Naturwahrheit, der Satire die Spitze.

Ist aber, so lange nicht ganz unbestreitbare Gründe dafür vorliegen, überhaupt denkbar, daß Goethe sich zu einer Verspottung Herder's bewogen gefunden habe? Es ist kaum ein anderer Mensch, von dem Goethe zu allen Zeiten, in der Gegenwart und in der Erinnerung, mit solcher Verehrung spricht als von Herder. Er empfindet und rügt manchmal bitter sein herbes Wesen, aber er läßt sich dadurch nicht irre machen in der höchsten Anerkennung seiner vorzüglichen Eigenschaften. Niemals machte er in jenen früheren Zeiten eine Aeußerung, die wie eine Verhöhnung Herder's aussah, ja er sagt im zehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Ausg. Hempel XXI, 181) ausdrücklich in Anschluß an eine Erzählung von Herder's Spottsucht: „mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Werth einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können". Klingen die letzten Worte nicht wie eine entschiedene Verwahrung gegen eine Unterstellung wie die Satyrosdeutung Scherer's? Nur erst viel später, als Herder in seinem blinden Haß gegen Kant nicht allein so weit ging, sich in seiner „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" die wunderlichsten Blößen zu geben, sondern auch endlich auf den ungeheuerlichsten Gedanken gerieth, in seiner Darstellung des goldnen Zeitalters der deutschen Literatur den Anhänger Kant's, Schiller, sammt dessen Freund Goethe todtschweigen zu wollen, nur

erst dann konnte es Goethe nicht lassen, in Briefen an Schiller sich über Herder scherzend zu ergehen. Aber auch da mit Maß und Würde.

Was sollte insbesondere Goethe vermocht haben, 1773 über Herder zu spotten? Nachdem dieser von Straßburg nach Bückeburg abgegangen war — April 1771 —, hatte Goethe ihn bis zu dessen Vermählung — am 2. Mai 1773 — nicht wiedergesehen. Bis kurz vorher standen Beide in Briefwechsel, der zwar, soweit er gedruckt vorliegt, mit Herder's boshafter „Bildersabel für Goethe" abschließt, jedoch zufolge Herder's Brief an seine Braut vom 24. März 1773 nach derselben noch fortgesetzt wurde. Der Trauung Herder's wohnte Goethe bei, nachher scheint indessen nach des Letztern Brief an ersteren vom 18. Januar 1775 eine gegenseitige Spannung eingetreten gewesen zu sein. Stoff zu einem Possenspiel hat aber Herder auch in dieser Zwischenzeit nicht gegeben.

Hätte aber auch Goethe Ursache gefunden, Herder seinem ganzen Wesen nach zum Spiel seiner spöttischen Laune zu machen, so würde er zweifellos jede Mittheilung davon an irgend Jemand vermieden haben. Herder, damals neben Lessing und Kant der geistig bedeutendste Mann Deutschlands, der in hohem Amte stehende würdige Geistliche, konnte nicht so leichtfertig mitgenommen werden, wie Leuchsenring, Bahrdt, Wieland und Jacobi. Als „Götter, Helden und Wieland" erschienen war, fand Goethe für nöthig, an Johanna Fahlmer zu schreiben, er gewärtige sich „wegen dieses Schand- und Freudenstücks eines Trittes vor den Hintern", und man werde mit ihm „nichts mehr gemein haben mögen". Diese Selbstverurtheilung wegen des milder zu beurtheilenden Angriffs auf Wieland, der durch seine lockern Dichtungen vielfachen Anstoß erregte, läßt deutlich erkennen, daß Goethe es geradezu für unmöglich gehalten haben würde, sich in ähnlicher Weise an Herder zu vergreifen. Zudem übertraf „Satyros" alle anderen Spottdichtungen Goethe's durch die gotteslästerliche Verhöhnung des kirchlichen Christenthums, welche, einem Geistlichen aus Muthwillen anzudichten, Niederträchtigkeit gewesen sein würde, insgleichen durch den tief verletzenden, an sich schon sehr gewagten Schluß eines ehebrecherischen Nothzuchtversuchs vor offner Scene.

Scherer glaubt den Einwurf, daß Goethe sich nicht unterfangen haben würde, Herder'n so zu begegnen, wie dem Helden des „Satyros", dadurch zu beseitigen, daß er hervorhebt, wie „Satyros" nur den nächsten Freunden im tiefsten Geheimniß mitgetheilt, auch in der That dieses Geheimniß gewahrt worden sei. (F 62.) Es ist das aber nicht soweit geschehen, daß nicht Goethe selbst die Bekanntschaft der Johanna Fahlmer mit dem Drama für möglich halten konnte. Und bot dann die nachherige Mittheilung an Jacobi, in dessen Hause viele schreiblustige Literaten verkehrten, von wo herein die Gewähr der Geheimnißbewahrung? Durfte Goethe darin auf den im Grunde schwachen Fritz Jacobi rechnen, den er entweder nicht erprobt hatte, oder dem er andernfalls die schlaffe Unzuverlässigkeit zutrauen mußte, zufolge deren später derselbe mit Verletzung der Pflicht der Verschwiegenheit manches der Oeffentlichkeit preisgab, wie nicht nur freundschaftliche, in „F. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel" gedruckte Briefe Lebender und über Lebende, sondern auch den damals als gotteslästerlich anzusehenden Monolog des Prometheus von Goethe, den Jacobi ohne Goethe's Vorwissen drucken ließ? Und wie rechtfertigt sich — wenn Goethe den „Satyros" geheim halten wollte — dessen Mittheilung an Professor Böckmann, der doch nicht zu Goethe's vertrauten Freunden gehörte? Wie konnte Goethe auf Bewahrung des behaupteten strengsten Geheimnisses rechnen, nachdem er den „Satyros" am 30. October 1777 dem Herzog, Coronen Schröter und ihrer Freundin Wilhelmine Probst vorgelesen hatte? Und wie durfte er dies Geheimniß daran wagen, wenn das Drama dem erst kurz zuvor und entgegen dem Widerspruch strenger Theologen durch Goethe's eigne Vermittlung nach Weimar berufenen Generalsuperintendent Herder gegolten hätte?

Zwar hat Scherer die fernere Ausflucht, daß Personen, denen „Satyros" von Goethe mitgetheilt worden sei, die Beziehung nicht gekannt hätten. (F 62.) Aber was war ihnen dann das Stück? Es ist unmöglich, daß ein Zeitgenosse dasselbe kennen gelernt haben sollte, ohne nach der für ihn zuverlässig in nicht so dichtes Dunkel gehüllten Deutung zu forschen, und Goethe konnte dies schlechterdings nicht anders voraussehen. Ueber das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" konnten — wie dies Goethe selbst erwähnt — auch allenfalls solche lachen, denen die Beziehungen nicht alle verständlich waren; denn da galt das Lachen der nach allen Seiten hin ausschlagenden Posse; aber „Satyros" mit seinen ernsthaft scheinenden Partien war dem, der die Bedeutung nicht kannte, nichts als ein Räthsel, dessen Lösung den unwillig Hinund Herrathenden vorenthalten wurde, großentheils eine schaale Unbegreiflichkeit.

Als nach einem Menschenalter das verloren geglaubte Drama wieder in Goethe's Hände gelangte, würde dieser — wenn damit der verwerfliche Ausdruck einer vorübergehenden Verstimmung gegen den zu dieser Zeit schon verewigten Herder wieder an Tag gekommen wäre, über den er 1783 an Lavater geschrieben hatte: „eines edleren Herzens und weiteren Geistes ist nicht wol ein Mensch", — würde Goethe sich unselbar noch mehr bedrückt und beschämt gefühlt haben, als da, wo er als Greis seine Studentenbriefe an Horn wieder zu Gesicht bekam und vernichtete; statt dessen empfand er über Wiederauffindung des „Satyros" zu Anfang 1808 als eines „Documents der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre" große Freude.

Scherer lehnt endlich den Schluß von Goethe's Verehrung für Herder auf die Unmöglichkeit seiner Darstellung als Satyros mit der Bemerkung ab, daß Goethe von anderen von ihm angegriffenen Personen ebenfalls mit Hochachtung gesprochen habe. (J 97 f.) Das ist zwar wahr, aber von Herder sprach er mit mehr, als Hochachtung; er sprach von ihm mit der tiefen Verehrung, die ein Schüler dem weisen Lehrer, jeder gebildete Mensch dem erleuchteten Geiste, jeder Christ dem sittenreinen Priester zollte und zollen mußte.

Freilich würde alles von mir gegen die Möglichkeit einer Verspottung Herder's durch Goethe Vorgebrachte bloßes Gerede bleiben, und gegenüber etwaiger Gründe von entschiedenem Gewicht, daß sie dennoch stattgefunden habe, nichts beweisen, als das Bestehen einer Unbegreiflichkeit; denn bis hierher habe ich im Wesentlichen nur Ansicht gegen Ansicht geltend gemacht. Durchschlagend ist aber nunmehr, daß Goethe die Annahme, Satyros sei auf Herder gemünzt, selbst abgewiesen hat.

Um das Vorhandensein dieses Verbots zu begründen, kann ich nur, wie schon in meinen früheren Widersprüchen gegen Scherer's Hypothese geschehen, nochmals auf die Stelle Bezug nehmen, in der Goethe sich über das Urbild des Satyros in „Dichtung und Wahrheit" (Ausg. Hempel XXII, 109) ausspricht. Er erzählt bekanntlich, Merck hätte ihn auf Menschen aufmerksam gemacht, „die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit Vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen. . . . . Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern und als Reisende bald hier, bald da eintreffen, so kommt ihnen die Gunst der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern sollte; denn es ist dieses eine herkömmliche Sache, die jeder Reisende zu seinem Vortheil, jeder Bleibende zu seinem Nachtheil öfters erfahren hat."

Goethe fährt dann fort: „Dem sei nun wie ihm wolle, genug: wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß

zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im „Pater Brey", einen andern, tüchtigern und derbern in . . . „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt."

So viele Aussprüche, so viele Widersprüche gegen die Deutung auf Herder! Scherer fühlt das selbst und wehrt sich dagegen mit der vollständig aus der Luft gegriffenen Behauptung, daß diese Stelle nur insoweit Herder beim Satyros vorschwebte, auf „Satyros" zu beziehen sei (F 65 f.), das heißt unverblümt: die Stelle betrachte ich insoweit als nicht vorhanden, als sie mit meiner Hypothese nicht zu vereinigen ist. In Wahrheit erklärt aber Goethe in den unzweideutigsten Ausdrücken, daß alles Vorhergesagte wie auf „Pater Brey" so auch auf „Satyros" Anwendung finde; begründen läßt sich Scherer's Einschränkung also in keiner Weise.

Nur so viel kann man aus dem Schlußsatz — wonach dort ein zarter und weicher, hier ein tüchtiger und derber dargestellt ist — herleiten, daß die Kennzeichnung der beiden „Zunftgenossen" von dem einen in schrofferem, von dem andern in abgeschwächtem Sinne zu verstehen ist.

Prüfen wir nunmehr die angeführte Stelle aus „Dichtung und Wahrheit" im Einzelnen!

Die Bezeichnung eines „Menschen ohne sonderliche Talente" von Herder abzuweisen, bedarf es keines Wortes.

Die Frage als unwesentlich übergehend, ob Herder mit „einem gewissen Geschick" bei dem Streben, „sich persönlichen Einfluß zu verschaffen", verfahren sei, können wir uns gleich daran halten, ob er überhaupt gewußt und gesucht habe, sich solchen Einfluß zu verschaffen. Was heißt: sich persönlichen Einfluß verschaffen, wenn es, wie hier, als Tadel ausgesprochen wird? Doch nichts weiter, als: Einfluß zu persönlichen Zwecken und nicht, um selbstlos für eine Sache zu wirken, anstreben. Nirgends kann man aber in Schilderungen anderer über Herder's Persönlichkeit, in seiner Lebensgeschichte, in seinen Schriften eine Handhabe auftreiben, um daran den Vorwurf der Sucht nach Gewinnung selbstsüchtig persönlichen Einflusses zu heften; im Gegentheil weist sein Leben auf, daß er immer nur gesucht wurde. Er wird zu ehrenvoller Stellung nach St. Petersburg berufen, verzichtet aber darauf und sogar auf seine Lehrerstelle in Riga, um eine Bildungsreise nach Paris zu unternehmen; es wird ihm die Führerschaft eines Prinzen von Holstein übertragen, er macht sich aber von demselben wieder los, sobald es thunlich ist; es wird ihm die Stelle des Hofpredigers und Superintendenten in Bückeburg fast wider Willen zu Theil und man schätzt sich dort glücklich, daß er annimmt. Daß er in der Familie, aus der er sich seine Braut holte, sich bekannt machte und um Liebe warb, wird sich niemand einfallen lassen als Haschen nach persönlichem Einfluß zu betrachten; war es doch keine reiche Erbin, welcher er seine Liebe zuwandte. Scherer zwar hält diesen Ausdruck für gerechtfertigt, wenn man etwa gezweifelt hätte, ob Herder Caroline sitzen lassen würde. Das verwünschte: wenn! Wer hat denn an Herder's redlichen Absichten gezweifelt? Wer namentlich 1773? Ganz unmöglich war der Zweifel Ende 1773, nachdem Herder ein halbes Jahr verheirathet war. Ueberhaupt — das muß hier nochmals ausdrücklich hervorgehoben werden — hat Scherer manche Gründe für den Herder-Satyros vorgebracht, die in nichts zerfallen, nachdem feststeht, wann „Satyros" geschrieben ist; vorher paßten einige seiner Gründe nur auf das Entstehungsjahr 1773, andere nur auf 1774.

Weiter sagt Goethe von dem Manne, den er beim Satyros zum Vorbild nahm, daß er zu Denen gehört habe, die „durch die Bekanntschaft mit Vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchten". Bei Herder war gerade das Umgekehrte der Fall: Viele — darunter Goethe selbst — suchten durch Bekanntschaft mit Herder aus sich etwas zu bilden. Da nun Herder eben kein solcher Mann war, so hatte er auch keine Ursache, aus den Gründen solcher Leute — um Einfluß zu gewinnen und aus sich selbst etwas zu bilden — den Ort zu verändern. Die Ortsveränderungen, die Herder durchgemacht hat, waren in allen Fällen durch höhere Lebenszwecke bedingt; er zog nicht „auf eigne Hand hin und wieder"; er legte nicht „in jeder Stadt vor Anker", sondern nur da, wo er wichtige Aufgaben zu erfüllen hatte.

Zwar meint Scherer, das Umherziehen, um in Familien Einfluß zu gewinnen, passe, wie es allerdings nicht ganz auf Herder passe, so auch nicht auf Satyros, dessen Ehrgeiz höher strebe. (F 63.) Das im Grunde zwecklose Umherziehen wird Scherer dem Satyros nicht absprechen, der selbst von sich sagt:

> Woher ich komm', kann ich nicht sagen,
> Wohin ich geh', müßt ihr nicht fragen.

Aber daß es den Urbildern des Satyros und Pater Brey nur um Einfluß in Familien zu thun gewesen sei, sagt so Goethe gar nicht, sondern vielmehr, daß sie wenigstens in Familien Einfluß hätten gewinnen wollen. Mit dem „wenigstens" trifft Goethe beide Zunftgenossen; nach Einfluß trachteten beide, aber Leuchsenring begnügte sich mit dem Weniger des Familieneinflusses, während das Urbild des Satyros mehr beanspruchte.

Von Herder war ferner nicht zu sagen, daß ihm hätte „die Gunst der Neuheit zu Gute kommen" müssen, da er, wie gedacht, bevor er seine Reise nach dem Elsaß, nach Hessen und nach Westfalen antrat, schon ein berühmter Mann war, der zu Geltendmachung seiner Person nicht jener Gunst bedurfte. Daß er darum von Goethe mit „neidischer Aufmerksamkeit" betrachtet worden wäre, hat Scherer selbst nicht behauptet.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

Juristische Literatur. 1) Von den **Pandekten** des verewigten **Carl Georg von Wächter**, herausgegeben von dessen Sohne O. v. **Wächter** (Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel), ist nunmehr auch der zweite, besondere Theil — das Sachenrecht, Obligationenrecht, Familienrecht und Erbrecht enthaltend — erschienen und damit das vortreffliche Werk, welches von der gesunden, praktischen Anschauung, der unübertroffenen Klarheit und Präcision des unvergeßlichen Rechtslehrers erneutes Zeugniß ablegt, abgeschlossen. Ein genaues alphabetisches Register und ein Verzeichniß der früher an die Zuhörer vertheilten gedruckten sogenannten „Beilagen", welche sämmtlich im Texte des Lehrbuches beziehentlich den dazu gegebenen Anmerkungen Aufnahme gefunden haben, sind dazu bestimmt und auch geeignet, den Gebrauch des Werkes zu erleichtern.

2) Im Verlage von Duncker & Humblot in Leipzig erscheint eine Sammlung aller wichtigen Entscheidungen des Reichsgerichts sowie aller auf die Reichsrechtsprechung bezüglichen Erlasse und Verfügungen, unter Mitwirkung des Rechtsanwalts am Reichsgerichte Justizrath Dr. Braun herausgegeben von Rechtsanwalt Dr. Hans Blum unter dem Titel „**Annalen des Reichsgerichtes**". Von denselben liegt zur Zeit der dritte Band abgeschlossen vor. — Sowol die Auswahl der mitgetheilten Entscheidungen, als die für die Mittheilung gewählte Form verdient Anerkennung. Am Schlusse des 3. Bandes finden sich wie in den beiden vorhergehenden alphabetische Sach- und Gesetzesregister der mitgetheilten Straf- und Civilrechtsfälle, sowie vergleichende

Tabellen der in den „Annalen" sowie in der von Mitgliedern des Reichsgerichts unter dem Titel „Entscheidungen des Reichsgerichts" herausgegebenen gleichartigen Sammlung behandelten Fälle: aus den letzteren ist zu ersehen, daß die Zahl der in den „Annalen" mitgetheilten Entscheidungen größer ist, als der in den „Entscheidungen" veröffentlichten.

3) Das in demselben Verlage erscheinende Rechts-Lexikon. Encyklopädie der Rechtswissenschaft in alphabetischer Bearbeitung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Rechtsgelehrten von Prof. Dr. Franz v. Holtzendorff. Dritte, auf Grund der neuesten Reichsgesetzgebung vollständig umgearbeitete und unter besonderer Berücksichtigung des Verwaltungs- und des Handelsrechtes bedeutend vermehrte Auflage ist bis zur 24. Lieferung, die Buchstaben N und O umfassend, vorgeschritten. In den bisher aufgenommenen Artikeln werden in knapper, klarer Darstellung wichtige Materien des Rechts — im weitesten Sinne dieses Wortes — in alphabetischer Reihenfolge behandelt und kurze Charakteristiken derjenigen juristischen Schriftsteller, welche nur irgend Anspruch auf Beachtung haben, gegeben. Einige nicht gerade belangreiche Versehen, welche bei Zusammenstellung der einzelnen Artikel und der Redaction des Ganzen vorgekommen sind, werden voraussichtlich am Schlusse des Werkes ihre Correctur finden.

4) Das Reichsgesetz, betreffend den Wucher, vom 24. Mai 1880, dieses für den Geldverkehr und Credit so wichtige und dabei doch in vielfacher Beziehung unklaren Auffassungen ausgesetzte Gesetz, hat in dem Sächs. Generalstaatsanwalte Dr. v. Schwarze, dem Mitgliede und Berichterstatter der Reichstagscommission über die Wucherfrage, einen competenten Commentator gefunden. Vortrefflich sind insbesondere die selbständigen Deductionen über die nationalökonomischen Grundsätze, von denen in dieser Materie auszugehen gewesen ist, sowie über die Erfahrungen, die mit den älteren Zinsgesetzen gemacht worden sind, und die Vorführung der hieraus für die Auslegung des Gesetzes sich ergebenden Momente. Der Preis dieses bei Palm & Enke in Erlangen erschienenen, übrigens einen Separatabdruck aus der „Gesetzgebung des Deutschen Reiches mit Erläuterungen" bildenden Werkes ist auf 2 ℳ. 60 ₰. festgestellt.

5) und 6) Von der beliebten handlichen Ausgabe der Deutschen Reichsgesetzgebung. Textausgabe mit Anmerkungen (Verlag von J. Guttentag [D. Collin], Berlin und Leipzig) liegen uns zwei weitere Bände vor: die Civilproceßordnung mit Gerichtsverfassungsgesetz und den Nebengesetzen. Vom Landrichter H. Sydow in Halle. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Taschenformat; cartonnirt 3 ℳ., — in welcher u. A. auch auf die bezüglichen Ausführungsgesetze der größeren Staaten, wie Preußen, Sachsen, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, durch fortwährende Verweisungen Bezug genommen wird, sowie auch ein Verzeichniß der wichtigeren Ausführungsbestimmungen sämmtlicher Bundesstaaten jeder der beiden Abtheilungen des Werkes angehängt ist — und die Sammlung kleinerer Reichsgesetze. Ergänzung zu den in demselben Verlage erschienenen Einzel-Ausgaben Deutscher Reichsgesetze, zusammengestellt von F. Litthauer, Rechtsanwalt. Dritte Auflage. Taschenformat; cartonnirt 2 ℳ. 50 ₰., eine Auswahl der praktisch besonders wichtigen reichsgesetzlichen Bestimmungen über das Paßwesen, Münz-, Maß- und Gewichtswesen, über mit auswärtigen Staaten abgeschlossene Uebereinkommen, das Haftpflicht-, das sog. Socialistengesetz u. s. w. enthaltend. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß sich die Guttentag'schen Ausgaben Deutscher Reichsgesetze durch Correctheit des Textes ganz besonders auszeichnen.

7) Die Zeitschrift für Gesetzgebung und Praxis auf dem Gebiete des Deutschen öffentlichen Rechts, herausgegeben vom Reichsgerichtsrath W. Hartmann (Berlin, Carl Heymann's Verlag), hat mit dem Abschlusse des VI. Bandes ihr Erscheinen eingestellt, wie aus einer kurzen Bemerkung des Herausgebers am Schlusse des letzten Heftes des gedachten Bandes hervorgeht. Unseres Wissens hat diese Zeitschrift trotz ihrer vortrefflichen Redaction und trotz der großen Anzahl hervorragender Mitarbeiter nie rechten Boden gewinnen können: jedenfalls ist deren Eingehen bei dem Mangel an anderen ähnliche Ziele verfolgenden literarischen Unternehmungen — wir sehen hier ab von den zur Förderung der Ausbildung des öffentlichen Particular-Rechtes einzelner deutscher Bundesstaaten bestimmten Zeitschriften — zu beklagen.

8) Eine recht gute, kleine Monographie über die Lehre vom Strafantrage, insbesondere der Sätze im §. 61 des Reichsstrafgesetzbuchs hat Dr. jur. Alfred Lehmann (Leipzig, Fues' Verlag — A. Reisland — 1881) veröffentlicht. Die sehr bestrittenen Fragen, ob der Satz „Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein" ein materiellrechtlicher oder ein proceßrechtlicher, ob die Antragsfrist eine Verjährungsfrist und das Antragsrecht ein subjectives Recht sei, was „Kenntnißerlangung" bedeute, werden eingehend behandelt und geschickt beantwortet, die Momente der Hemmung bez. Erledigung des Antragsrechtes erschöpfend entwickelt. Der Verfasser hat das Erscheinen eines zweiten Heftes, worin von den Motiven zur Schaffung von Antragsdelicten, Versuch, Confiscation, Concurrenz, Theilnahme und Begünstigung bei Antragsdelicten gehandelt werden soll, in Aussicht gestellt.

9) Der soeben erschienene zweite Band der Systematischen Darstellung des gesammten neuen Proceßrechts einschließlich des Gerichtsverfassungsrechts in seiner Gestaltung für die ordentlichen Gerichte des ganzen Preußischen Staats und für das Reichsgericht auf Grund der Reichsgesetzgebung, der Preußischen Landesgesetzgebung, sowie der Vorschriften der Preußischen Landesjustizverwaltung vom Geh. Ober-Justizrath Rintelen (Breslau, Maruschke & Berendt 1881) enthält 15 Beilagen zum ersten Bande und giebt damit eine vollständige, übersichtlich geordnete Zusammenstellung der die im ersten Bande behandelten einzelnen Materien betreffenden Vorschriften, die gesammten Einführungs-, Ausführungs- und Uebergangsbestimmungen zur Reichsproceßgesetzgebung, die auf das Bureau-, Gerichtsvollzieher-, Gefängniß-, das Vorbereitungs- und Prüfungswesen, das Cautions-, Fonds- und Hinterlegungswesen sich beziehenden Verfügungen u. s. w.

10) Der Rechtsanwalt im Hause. Ein Hand- und Hilfsbuch für Gewerbetreibende, Kaufleute, Beamte, Landwirthe, Haus- und Grundbesitzer, Techniker u. s. w. Mit zahlreichen Formularen zur selbständigen Anfertigung aller möglichen (!) Eingaben, Klagen, Gesuche, Verträge, sowie mit Anleitungen zur selbständigen Führung von Klagen jeder Art, nach der Reichs-Civil-Proceßordnung. Herausgegeben von einem praktischen Juristen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, 1880. Verlag von H. Liebau. — Die Bedenken, die uns im Allgemeinen gegen solche Werke, wie das vorliegende, in denen schwierige wissenschaftliche Materien populär dargestellt werden sollen, beigehen, haben wir an dieser Stelle wiederholt entwickelt und glauben daher einer nochmaligen Darlegung derselben uns enthalten zu können. Die größte Gefahr für die Besitzer des „Rechtsanwalts im Hause" scheint uns darin zu liegen, daß sie nunmehr glauben könnten, dasselbe mache die Zuziehung eines Rechtsanwaltes von Beruf in vorkommenden Fällen überflüssig. Solchenfalls würden dieselben aber recht bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihnen das gewiß gut gemeinte Buch — welches übrigens, soweit nicht reichsrechtlich geregelte Materien in Frage kommen, lediglich das Preußische Recht berücksichtigt — eher Schaden als Nutzen bringt. Dagegen wollen wir gern zugestehen, daß der „Rechtsanwalt im Hause" manche praktische Erläuterung gesetzlicher Bestimmungen enthält, deren Kenntniß für den Laien nur erwünscht ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfranco) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 67. Sonntag, den 21. August. 1881.

Inhalt: Goethe's „Satyros" noch einmal. (Schluß.) II. — Ferdinand Lassalle's Grab. — Bücherbesprechungen (Die Völker Oesterreich-Ungarns, von Joan Slavici. Die Wartburg und Eisenach in Sage und Geschichte von Mathias Warnatz. Ueber Kopfhaltstraßen, von E. O. Schubarth. Spamer's Illustrirtes Konversationslexikon der Gegenwart. Saling's Börsen-Jahrbuch 1881—82).

Goethe's „Satyros" noch einmal.

(Schluß.)

II.

Paßt aus den zuletzt dargelegten Gründen Goethe's eigne Schilderung des Urbildes des Satyros in keiner Richtung auf Herder, so doch um so mehr auf Basedow. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es nur noch einiger Fingerzeige bedürfe, um der Deutung des „Satyros" auf Basedow, die Gevinus nur flüchtig angeregt hatte, allgemeine Anerkennung zu verschaffen, und da es mir eigentlich darauf ankommen schien, Düntzer's flachen Einwand dagegen zu widerlegen, habe ich — wie ich bekennen muß — in meinem frühern Aufsatz die Vergleichung nicht mit solcher Sorgfalt angestellt, daß sie gegen Scherer's fleißige Arbeit zu Gehör zu kommen erwarten konnte; ich werde daher Manches darüber nachbringen.

Vor allen Dingen ist Basedow der obigen Anführung aus „Dichtung und Wahrheit" gegenüberzustellen, und zwar nach der Schilderung des Mannes durch Goethe selbst, ebenfalls in „Dichtung und Wahrheit" gelegentlich seiner Reise mit Basedow und Lavater auf dem Rhein nach Ems (Ausg. Hempel XXII, 158—165, 171 f.). Da ist freilich zunächst zuzugeben, daß es auch über Basedow nicht ganz gerechtfertigt sein würde zu sagen: er sei „ohne sonderliche Talente" gewesen. Goethe erzählt ausdrücklich, daß man seine „großen Geistesgaben bewundert habe"; allein er war denn doch nichts weniger, als ein bahnbrechendes Genie, wie z. B. Herder, sondern verdankte seinen Ruhm wesentlich seiner unermüdlichen Thätigkeit, mit welcher er nach Rousseau's Anregung die Umgestaltung des Erziehungswesens ins Leben einzuführen sich beeiferte. Seine zahlreichen Schriften verrathen nichts weniger als einen außergewöhnlichen Geist und die Bewunderung, von der Goethe spricht — er sagt nicht geradezu, daß er selbst zu den Bewunderern gehört habe — gründete sich hauptsächlich auf den Eindruck seiner Persönlichkeit und Beredtsamkeit.

Was hiernächst Goethe vom Urbild des Satyros über Erstrebung persönlichen Einflusses durch häufige Ortsveränderungen und Anknüpfung vieler Bekanntschaften sagt, entspricht fast wörtlich seiner Mittheilung über Basedow, so daß man die Vermuthung für nicht zu gewagt ansehen darf, die beiden Stellen in „Dichtung und Wahrheit" seien mit absichtlichem gegenseitigen Bezug geschrieben; denn von Basedow heißt es (Hempel XXII, 159): „er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publicum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen."

Sodann hatte Basedow sehr auf die „Gunst der Neuheit" zu rechnen, da er nach Goethe's Darstellung durch unausgeschlossenes Betragen und durch harte und unverantwortliche Bekämpfung christlicher Glaubenslehren die Gemüther der Menschen verletzte und die kaum gewonnenen wieder von sich entfernte (a. a. O. 159 f., 162). Basedow scheint dies selbst gefühlt und Goethe dies durch die Bemerkung angedeutet zu haben: „als .... Lavater sich zur Abreise bereitete, fand Basedow seinen Vortheil, sich anzuschließen" (a. a. O. 163).

Das Hin- und Wiederziehen „auf eigne Hand" ist gleichfalls ganz bezeichnend für Basedow's Reisen: er reist mit Lavater den Rhein hinab, besucht die Nachbarschaft von Ems, entschließt sich, mit Lavater zurückzureisen, weil er es in seinem Vortheil findet — alles wie es ihm behagt, „auf eigne Hand", nicht auf bestimmte Orte angewiesen, nicht fremden Rufen und Aufträgen folgend. Er „reiste um zu reisen" sagt Meier, der Verfasser von „Basedow's Leben, Charakter und Schriften" (I, 316).

Ja sogar eine bildliche Redensart, die Goethe bezüglich des Urbildes des Satyros gebraucht, schließt sich nach seinem Gebrauch, wonach er bei Anwendung von Bildern gewöhnlich an naheliegende Verhältnisse anknüpfte, an die Reise mit Basedow an, indem er sagt, daß dergleichen Leute „sich in jeder Stadt vor Anker legten". Ist das nicht unverhüllter Hinweis auf die Rheinfahrt, auf das „Landen in Coblenz"? (Hempel XXII, 163.)

Endlich fehlt auch Goethe's „neidische Aufmerksamkeit" auf Basedow nicht; einen Anhauch von Neid verräth es wenigstens, wenn er bei dem Zusammentreffen mit der Familie Jacobi davon angenehm berührt ist, daß man ihn „nicht blos als den Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne — Basedow und Lavater — behandelte" (a. a. O. 165).

Haben wir bisher Goethe's Schilderung der Persönlichkeit Basedow's mit der Dramenfigur Satyros verglichen, so hat dies nun noch mit dem ganzen Drama zu geschehen. Jene Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" ist mit so sprudelnder Laune gewürzt, daß man herausfühlt, wie der muthwillige Dichter in jener Periode der sich jagenden Possenspiele es nicht hat übers Herz bringen können, auch den berühmten Erziehungsapostel zum Gegenstand einer solchen zu machen.

Indessen nöthigt die neueste Mittheilung des „Goethe-Jahrbuchs" von 1881 zur Vorsicht, bei solcher Vergleichung. Wir können gegenwärtig nicht mehr wie früher annehmen, daß die Darstellung des Satyros die frische Wiedergabe des Eindruckes sei, den Goethe von der Bekanntschaft mit Basedow davongetragen hat; denn nachweisbar ist nicht, daß Goethe dieselbe früher gemacht, als im Juli 1774, während er nach jener neuesten Mittheilung bereits im September 1773 den „Satyros" fertig gehabt hat.

Den Nachweis, daß in diesem Drama Basedow zu finden sei, müßten wir also aufgeben, wenn wir ihn nicht anderswie zu begründen vermögen. Diesen Versuch zu unter-

nehmen, nöthigt aber immerhin die Uebereinstimmung so vieler Einzelheiten, sowol der Charakteristik des Urbildes des Satyros, als auch des Dramas selbst mit der Schilderung der Persönlichkeit Basedow's.

Ueberblicken wir zu diesem Ende das Leben und Wirken dieses Mannes.

Basedow war 1723 zu Hamburg geboren. Vater war der Perückenmacher Bassedau, der den unbändigen Sinn des Sohnes mit Härte zu zähmen versuchte, damit aber nur erreichte, daß er entlief. Später erworbene Gönner ermöglichten ihm zu studiren; dann war er Hauslehrer, empfahl sich dabei durch eigenthümliche Erziehungsweise und erhielt infolge dessen 1753 eine Lehrerstelle an der königlich dänischen Ritterakademie zu Sorae. Durch anstößiges Privatleben und freie Aeußerungen über die christliche Religion machte er sich dort mißliebig und wurde deshalb 1761 als Professor ans Gymnasium zu Altona versetzt. Von hier aus veröffentlichte er mehrere Schriften, in denen er verschiedene Lehren der christlichen Kirche, namentlich von Christus, dem heiligen Geist, der Inspiration, der Taufe, dem Abendmahl und den Höllenstrafen heftig angriff; diese Schriften waren: „Philalethie — neue Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft (1764)"; „Abgenöthigte polemische Abhandlungen (1764)"; „Grundriß der Religion, welche durch Nachdenken und Bibelforschen erkannt wird (1764)"; „Methodischer Unterricht der Jugend in der Religion und Sittenlehre der Vernunft (1764)"; „Theoretisches System der gesunden Vernunft (1765)"; „Versuch einer freimüthigen Dogmatik (1766)" u. a.

Nachdem Basedow durch diese religiös-freisinnigen Schriften Aufsehen erregt hatte, war dies in höherem Grade der Fall durch seine im Sinne Rousseau's gegebenen Anregungen zu Verbesserung des Erziehungswesens. Er begann sie mit der Schrift „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen und Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt. Mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntniß, 1768", worin er die Nothwendigkeit, die Aufsicht über die Schulen der Kirche zu entnehmen und sie unter Staatsaufsicht zu stellen, sowie ein für zweckmäßige Jugendbildung geeignetes Lehrbuch zu beschaffen, darlegt, und sich vom Publicum die Geldmittel erbittet, um ein solches Elementarbuch bearbeiten und herausgeben zu können. Sein Anliegen unterstützte er durch persönliches Drängen bei mehreren deshalb unternommenen Reisen, so daß er sich bald in den Stand gesetzt sah, Hand anzulegen und schon 1770 das „Elementarbuch für die Jugend und für ihre Lehrer und Freunde in gesitteten Ständen" herauszugeben.

Auch nach dieser Veröffentlichung setzte Basedow sein Umherreisen fort, wobei er als Zweck angab, sich über das bestehende Schulwesen eingehender zu unterrichten; auch die Einsammlung von Geldmitteln betrieb er weiter, und gab 1774 selber den Ertrag auf 15 000 Thaler an. Neben dieser Einnahme bezog er noch ansehnliche Pensionen von Dänemark und Anhalt-Dessau, so daß er mit seinen Jugendbildungsbestrebungen ein ganz gutes Geschäft machte. (Meier I, 86 f., 96 f.) Auch war er 1772 nach Dessau berufen worden, um eine Musterschule nach seinen Ideen daselbst zu errichten. Dieselbe — das Philanthropin — wurde Ende 1774 eröffnet. Mit der Jahresschaft 1774 erschien nun auch sein ausführlicheres Werk in vier Bänden unter dem Titel: „Des Elementarwerks erster (2c.) Band. Ein geordneter Vorrath aller nöthigen Erkenntniß. Zum Unterrichte der Jugend, von Anfang bis ins akademische Alter, Zur Belehrung der Eltern, Schullehrer und Hofmeister, Zum Nutzen eines jeden Lesers die Erkenntniß zu vervollkommnen."

Sind wir hiermit in dem Ueberblick über Basedow's Leben und Leistungen bis zu der Zeit gekommen, in welcher Goethe's „Satyros" entstand, so haben wir nunmehr zu ermitteln, ob Goethe im September 1773 Basedow von Person, sowie ob er schon damals dessen „Elementarwerk" gekannt haben konnte.

Basedow's schon vor 1773 häufiges Reisen bezeugt sowol Niemeyer in der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" (VIII, 8), als auch Meier in „J. B. Basedow's Leben, Charakter und Schriften unparteiisch dargestellt und beurtheilt"; 1791 und 1792 (I, 15 f., 86, 314 ff., 410 [Anm.], 427). Auch Wieland konnte es nur mit Rücksicht auf Basedow's viele Reisen meinen, wenn er in Brief an Jacobi vom 1. Juli 1774 voraussetzte, daß dieser jenen persönlich kenne. (F. H. Jacobi's auserl. Briefw. I, 172.) Bin ich zwar nicht im Stande, die von Basedow bereisten Orte, also namentlich nachzuweisen, ob derselbe irgendwo vor Ende 1773 mit Goethe zusammengetroffen sein könne, so mag doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß es auf eine Bekanntschaft in Straßburg hinzudeuten scheint, wenn Goethe im „Biographischen Schema" (Goedeke, Grundr. z. Gesch. d. deutsch. Dicht. I, 878) Basedow das erste Mal unterm Jahre 1770 erwähnt. Damit mag auch zusammenhängen, daß „Satyros" im ersten Druck 1828 das Jahr 1770 als Angabe der Entstehungszeit enthielt. Gesetzt aber auch, daß Goethe nicht selbst Basedow von Person kennen gelernt hatte, so fehlte es doch keinesfalls an Leuten, die sowol Basedow wie Goethe kannten und Letztern über des Ersteren auffällige Persönlichkeit unterrichten konnten. Wir sind nun in der Lage nachzuweisen, daß es Merck war, der nicht nur Goethe im Allgemeinen auf Leute von der Gattung des „Vater Brey" und „Satyros" aufmerksam machte, sondern daß er dies wahrscheinlich auch bezüglich Basedow's insbesondere schon 1773 that.

Merck bittet den Berliner Nicolai in Brief vom 29. März 1774, Basedow mit Bezug auf frühere persönliche Begegnung eine Artigkeit zu sagen. (III. Merck'sche Briefsammlung S. 95.) Daß Merck diese Begrüßung durch Nicolai gehen ließ, erklärt sich wiederum dadurch, daß er jedenfalls Basedow durch Nicolai kennen gelernt hatte, und zwar auf seiner von Anfang Mai bis Ende December 1773 dauernden Reise nach St. Petersburg, wobei er über Leipzig und Berlin gegangen und mit Nicolai zusammengetroffen war. Nun theilt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" mit, daß Merck ihm von dieser Reise „ausführliche Briefe" geschrieben habe (Ausg. Hempel XXII, 119 f.) und es war unstreitig ein ausgiebiger Stoff für die Feder des scharf und nüchtern beobachtenden, sowie spottsüchtigen Merck, den vielgepriesenen Basedow so zu schildern, wie er ihn sand und wie ihn die Gegner desselben sahen. Kurz, wir dürfen als ausgemacht annehmen, daß Goethe im Frühjahr oder Sommer 1773 genaue Kunde über Basedow's Wesen durch Merck empfangen hatte.

Einige Worte möchte ich über Meier's Lebensbeschreibung von Basedow einschalten. Niemeyer bezeichnet sie als feindlich; das ist sie aber offenbar nicht in dem Sinne, daß sie Verleumdungen enthielte, sondern nur insofern, als sie das Schwindelhafte bei Basedow's Unternehmungen, das Rohe in seinem Wesen und das Mangelhafte in seinen Kenntnissen nachdrücklich hervorhebt, seine Erfolge aber fast gar nicht gelten läßt. Indessen giebt sie darum ein um so treueres Bild der Ansichten, welche unbefangene, von Basedow's Aufrufen nicht bestochene Personen von demselben hegten. Daß es deren schon vor 1773 gab, befundet z. B. der Brief Sulzer's an Bodmer vom 10. December 1771, worin Basedow geradezu ein „Charlatan" genannt wird (Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner, herausgeg. v. Körte, S. 402). Aus solcher Auffassung konnte auch nur eine Dichtung, welche Basedow verspotten wollte, ausgehen.

Kehren wir zurück zu der Frage, ob Goethe das „Elementarwerk" im Herbst 1773 schon gekannt haben konnte. Das scheint ausgeschlossen, da die Vorrede des ersten Bandes

vom 11. März 1774 datirt ist. Allein trotzdem waren die ersten drei Bände schon mehrere Monate früher ausgegeben. Die „Frankfurter gelehrten Anzeigen — Nr. IV & V. Den 14. Jan. 1774" enthalten eine vom 8. Januar datirte „Nachricht", worin mitgetheilt wird, daß Basedow seit der Michaelismesse eine Anzeige seines Elementarwerks erlassen habe, welche — wenn auch vielleicht nur für engere literarische Kreise — von den bis dahin erschienenen drei Bänden begleitet gewesen sein muß, da der Schreiber der Nachricht hinzufügt, daß er „die drei ersten Bände dieses neu gearbeiteten Elementarwerks durchgelesen" habe. Auch sonstige Merkmale bestätigen, daß im ersten Bande diejenigen Blätter, welche dem von vorn paginirten ersten Buch des Elementarwerks vorausgehen, später nachgeliefert worden sind; denn außer der mit römischen Ziffern paginirten Vorrede und dem unpaginirten Inhaltsverzeichniß befinden sich darin auch 48 Seiten mit Angabe des Inhalts der Kupfertafeln und mit einem Anhang „Einige Zweifel, Zusätze und bemerkte Fehler", worunter sich einige Berichtigungen finden, die sich unzweideutig als infolge der Ausstellungen von Lesern gemacht kundgeben. Goethe konnte also bei seinen literarischen Verbindungen sehr wohl schon 1773 die drei ersten Bände des „Elementarwerks" gelesen haben. Freilich ohne die Vorrede. Wenn wir uns dem ungeachtet versucht fühlen, auf diese Vorrede Bezug zu nehmen, so kann es um deswillen geschehen, weil es nicht unwahrscheinlich ist, daß die zur Michaelismesse versandte, nicht zu erlangen gewesene Anzeige sich bereits in ähnlicher Weise ausgelassen habe, wie es dann, wenn auch ausführlicher, die Vorrede that. Diese kündigt in der unbesangensten Ruhmredigkeit an, daß der Verfasser ein noch nicht dagewesenes Werk liefern werde, das Alles enthalte, was die Jugend zu wissen nöthig habe und auch dem Erwachsenen über Gegenstände, die nicht gerade seinen besonderen Beruf betrafen, genügen werde. Wenn Einiges noch mangelhaft sei, so liege die Ursache darin, daß der Verfasser Alles habe allein bearbeiten müssen, wozu eigentlich eine „Collegenschaft" nöthig gewesen sei.

Dieses Selbstlob, das, wie gesagt, auch der Meßanzeige nicht gefehlt haben wird, mußte um so komischer wirken, als das Gelesiete wirklich ziemlich dürftig ausgefallen war.

Aber Goethe kannte vielleicht auch die „Vorstellung an Menschenfreunde" von 1768, gewiß jedoch „Das Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker". 3. Auflage, 1773; das ersieht man daraus, daß er an der Stelle in „Dichtung und Wahrheit", wo er vom „Elementarwerk" spricht, sich auch über Basedow's Vorschriften über das Anlernen der alten Sprachen auslätzt (Hempel XXII, 159), worüber Basedow jedoch nicht in letztgenanntem Werk, sondern in der „Vorstellung" §. 43 und in dem „Methodenbuch" im VI. Hauptstück handelt.

An der Hand der von Goethe gekannten Schriften Basedow's und der Nachrichten, die uns über Basedow's Erscheinung und seine Thätigkeit überkommen sind, haben wir nun das Drama „Satyros" durchzugehen und zu prüfen, inwieweit es mit jenem Stoff übereinstimmt.

Das den ersten Act des „Satyros" eröffnende Selbstgespräch des Einsiedlers drückt aus, daß der Rückzug aus den geklünstelten Zuständen der menschlichen Gesellschaft auf das Naturleben Befriedigung gewähre; daß es hier in „Gottes Stadt"

— freilich auch geht drüber und drunter,

aber sie

— geht dem ohngeacht't nicht unter.

Der Einsiedler stellt sich damit sofort in Gegensatz zu Basedow, der die Welt gewissermaßen für verloren hielt, wenn er sie nicht mit seinen Erziehungsplänen verbessere. Ehe noch nach dieser Einsiedlerrede Satyros auftritt, giebt dieser sich schon durch eine Stimme zu erkennen, die der Einsiedler für die einer „verwundeten Bestie" zu halten versucht ist. Auch Basedow's Stimme ist widerlich: Goethe stellt an die Spitze seiner Schilderung des Mannes im XIV. Buch von „Dichtung und Wahrheit" „rauhe Stimme" und bezeichnet sie weiterhin als „heiser" (Hempel XXII, 158, 161); Meier nennt in „Basedow's Leben" dessen Stimme Alles überschreiend und schmetternd. (I, 4 f., 29 f.)

Auf des Einsiedlers Theilnahme über das Mißgeschick des Satyros hat dieser nur ungehöflete, flegelhafte Antworten — ein Betragen, das ganz Basedow's Sitten entsprach. Goethe hält sich in „Dichtung und Wahrheit" auf über dessen höhnisches Lachen, grinsenden Spott, unmäßiges Rauchen schlechten Tabaks, verletzende Gespräche, tückische Neckereien, Schadenfreude am Abschen vor seinen ekelhaften Beschreibungen, unartiges Betragen, plumpes Vorgehen (Hempel 158—161, 171). Ebenso läßt Meier sich wiederholt über Basedow's aufbrausendes, auffahrendes, hitziges, oft etwas ungestittetes und rohes, ja gewaltthätiges Betragen aus (I. 241, II. 134 f., 191—207).

Das erste Begehren des Satyros ist Wein und Obst; ebenso rühmt derselbe im Monolog des zweiten Acts, daß er dabeim Wein habe und im dritten Act, daß seine Reden wie Weines Geist ins Blut dringen. Goethe drückt sich schonend aus, daß Basedow ein starker Trinker gewesen sei (Der Farbenl. polem. Th. §. 391), während Meier nachdrücklich die Trunksucht desselben rügt (I. 65, II. 135, 161 f., 184). Wenn Satyros auf das Angebot dürftiger Kost dem Einsiedler erwidert:

Da droben im Gebirg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Faß' mit dem Maul thre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel bespritzen,
Das ist, bei Gott! ein ander Wesen —

so ist das unverkennbare Anspielung auf die beliebte Redensart Basedow's, der gemäß zu handeln er so trefflich verstand: das Publicum sei eine Kuh, zum Melken da; es komme nur darauf an, ihr so viel möglich Milch abzugewinnen. (Meier, I. 15 f., 298, II. 198, 231.) Goethe verwandelt die Kuh in Ziegen, als dem Satyros mehr entsprechend.

Da Basedow-Satyros so geübt im Melken des Publicums war, findet er es höchst armselig, daß der Einsiedler sich mit den Mitteln begnügt, die ihm die Natur gegeben hat und seinen Athem sowol zum Kühlen des Warmen als zum Erwärmen des Kühlen nutzt. — Gegen warme Speisen äußert sodann Satyros seine Abneigung, wie Basedow Kindern warme Getränke verfagt haben will. (Meier, I. 139.)

Im zweiten Act tritt Satyros allein auf, preist wiederum den Genuß, den er an Wein und Milch findet und macht sich hierauf daran, das Crucifix des Einsiedlers herabzureißen und ins Wasser zu werfen. Von Basedow's Befeindung kirchlicher Glaubenslehren ist schon oben die Rede gewesen und Goethe erzählt insbesondere von seinem leidenschaftlichen Haß gegen die Dreieinigkeitslehre und gegen die Taufe. (Hempel XXII. 159, 162, Gedicht: „Diner zu Coblenz". Meier II. 275 f., 290 ff.)

Der dritte Act vergegenwärtigt den Einfluß, den Basedow auf die Menschen sich zu verschaffen gewußt hatte. Erst ist es der Gesang des Satyros, durch den dieser Eindruck macht. Wie Basedow vorgeworfen wurde, daß er Projectenmacher sei, der immer nur umherspähte, wodurch er Aufsehen erregen könne und ein begonnenes Werk überdrüssig aufgab, sobald er glaubte, weiteren Ruhm damit nicht erringen zu können (Meier I. 32 ff., 44 ff., 244, 259, 264 ff., 281 ff., II. 111 ff., 226 ꝛc.), so singt auch Satyros in unbestimmter Sehnsucht:

Dein Leben, Herz, für wen erglüht's?
Dein Adlerauge, was erspäht's?
Dir huldigt ringsum die Natur;
's ist alles Dein —

und wenn er fortfährt:

Und bist allein,
Bist elend nur!

so klingen darin die Klagen wieder, die Basedow darüber vorbrachte, daß er als „Einziger" genöthigt sei, ein Uni-

versalwerk, wie das „Elementarwerk“, zu verfassen. (Vorstell. an Menschenfr. §§. 41, 57, 58. — Methodenbuch, Vorrede.) Das „Adlerauge“ ist gleichfalls nicht ohne Beziehung auf Basedow's Persönlichkeit; denn Goethe beschreibt dessen Auge als „tief im Kopfe, klein, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblickend“ (Hempel XXII. 158). Der fernere Inhalt des Gesanges:

Hast Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt;
Und wonnlicher war Dein Lied der Flur,
Als Sonnenschein —

bezieht sich auf den Erfolg, den Basedow bei aller Welt mit seinen Aufforderungen zur Beisteuer zu seinen Unternehmungen fand, sein „Gesang“, d. h. seine schriftlichen und mündlichen Bitten, waren ihm fruchtbringender, als Sonnenschein der Flur.

Der entgegengesetzte Eindruck, den Satyros auf die beiden Mädchen Psyche und Arsinoe macht, entspricht der Art und Weise, mit der Basedow von Frauen begegnet wurde: wie sie überhaupt leicht von allen Berührungsteilen begeistert zu werden pflegen, waren sie es auch von Basedow und zürnten seinen Gegnern; allein die Persönlichkeit des Mannes, seine Unsauberkeit, seine Ungezogenheit, seine Unchristlichkeit schreckten denn doch viele wieder ab. (Meier I. 319; Bodemann, Julie v. Bondeli S. 156; Hempel XXII, 160. 162.) Schon im ersten Act sagt Satyros selbst von sich, daß alle Mädchen vor ihm davonlaufen; Goethe stellt die Vernachlässigung des Aeußern und die Rohheit des Betragens, wodurch Basedow Abscheu erregte, bei Satyros nicht nur im dritten Act durch ungekämmtes Haar und lange Nägel, sondern auch im ersten Act durch völlige Nacktheit, als die höchste Stufe des Unanständigen, dar.

Satyros erwidert auf die Frage nach seiner Herkunft:

Woher ich komm', kann ich nicht sagen,
Wohin ich geh, müßt ihr nicht fragen.

Damit geißelt Goethe Basedow's rastloses Umherreisen, ebenso wie weiterhin mit der Aeußerung:

Mein ist die ganze weite Welt,
Ich wohne wo mir's wohlgefällt;

wenn aber Satyros ferner sagt:

Im fernen Land, hoch Berg und Wald,
Ist mein beliebter Aufenthalt —

so weiß ich allerdings den „Berg“ gar nicht, den „Wald“ nur auf das waldbedeckte Anhalt, oder auf die übliche Ableitung dieses Ländernamens von am Holz zu deuten, die Goethe z. B. aus Zedler's „Universallexikon“ entnommen haben könnte.

Die Frage nach seinem Namen und Geschlecht beantwortet Satyros:

Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat niemand mir mein'n Vater genannt,

wol mit Bezug darauf, daß Basedow diesen seinen Namen nicht von seinem Vater Bassedau übernommen hatte, also mit seinem angenommenen Namen allerdings ohne Herkunft war. Vielleicht zielt die Vaterlosigkeit auch auf die verschiedenen Schriftstellernamen, unter denen Basedow auftrat, wie: Bernhard aus Nordalbingien, Schuster Christian Traugott, Ernst Freimuth. — Seine Mutter scheint Basedow wirklich nicht gekannt zu haben; sie starb früh und an Wahnsinn (Meier I, 161. 164). Noch anders läßt sich die Verleugnung von Vater und Mutter seiten des Satyros darauf beziehen, daß Basedow von ersterem, der ihn als Knaben mit Strenge behandelt hatte, unehrerbietig zu sprechen pflegte und sich überhaupt seiner, dem Handwerkerstand angehörigen Verwandten zu schämen schien. (Meier I, 26 f., 39 f., 168 f., 175 f.)

Satyros sagt: er lebe

Vom Leben, wie ein andrer Mann,

das ist ein beißendes Wortspiel auf Basedow's Lebemannsein, d. h. Leben in des Wortes leichtfertigster Bedeutung.

Das Gerühme:

Ich herrsch' über's Wild und Vögelheer,
Früchte auf der Erden und Fisch' im Meer;
Auch ist auf'm ganzen Erdenstrich
Kein Mensch so weis' und klug als ich.
Ich lern' die Kräuter ohne Rast,
Der Sterne Namen allzumal —

ist nicht sowol eine Verspottung von Basedow's Selbstbewunderung und Selbstruhm (Meier I, 27 f., 54 ff.), als vielmehr insbesondere seiner Ueberhebung bei Abfassung des „Elementarwerks“, worin er sich geradezu alles in großsprecherischster Weise zu lehren vermaß.

Das höchst poetische Liebesgespräch zwischen Satyros und Psyche scheint außerhalb des Basedow'schen Kreises liegende Bezüge zu haben; doch könnte es auch eingefügt sein, um den Gegensatz zwischen Basedow's ehrwürdigem Erzieherton in seinen Schriften und dem gemeinen Ton, den er für gewöhnlich im Leben anschlug, zur Darstellung zu bringen — ein Gegensatz, dem ein ähnlicher durch das ganze Drama sich ziehender entspricht.

In der Anrede des Satyros ans Volk wird Goethe der von ihm selbst anerkannten Begabung Basedow's gerecht, „groß und überzeugend zu sprechen“, sowie „sich über seine Pläne mit leidenschaftlicher Beredtsamkeit auszulassen“ und „die Fechterstreiche des Disputirens zu üben“ (Hempel XXII, 159. 160. 162). Was den Inhalt der Rede anlangt, so trifft diese Basedow's Treiben in verschiedener Hinsicht. War es ihm schon, wie Goethe erzählt, „einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte“, auf welchen Zweck „er nur allzugerade loseilte“ (Hempel XXII, 159), so strebte er in ähnlicher Weise auch durch Anpreisung der natürlichen Religion im „Elementarwerk“ und sonst die Menschheit zu Urzuständen zurückzuführen. Wie Goethe später bei der Emser Reise gegen Basedow's Wunderlichkeiten „zu den Waffen der Parodogie griff, seine Meinungen überflügelte und das Verwegene mit Verwegnerem zu bekämpfen wagte“ (Hempel XXII, 160), so thut er es auch hier, indem er Satyros die Vorzüge völliger Nacktheit predigen läßt. Aber Satyros handelt so nicht blos um seines Ideals willen, wie auch Goethe Basedow im Verdacht hatte, daß er „geistige ... Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchte“ und indem er „zu lehren, zu unterrichten und zu überzeugen bemüht war, doch auch gewisse Absichten im Hinterhalte verbarg, an deren Beförderung ihm sehr gelegen war“. (Hempel XXII, 159. 171 f.) Um dies zu erkennen, bedurfte es für Goethe nicht erst der Mittheilungen Merck's; denn schon früher sprach man laut davon, daß Basedow bei seinen Bemühungen, die Mittel zu Errichtung eines Philanthropins zusammen zu bringen, ganz wesentlich mit Vortheile für sich, namentlich durch Erzielung reichlichen Auskommens und Gewinnung der Mittel für ein gutes Leben im Auge hatte.

Satyros hat auch bei seiner Anpreisung naturgemäßen Lebens einen sehr gemeinen Zweck: die Beseitigung aller Hindernisse zur Befriedigung geschlechtlicher Genüsse. Er spricht dies unzweideutig aus, indem er zu Unterstützung seiner Forderung, alle Kleider abzulegen, sagt, daß dieselben entfernen

— „von Wahrheit und Natur,
Drin doch alleine Seligkeit
Besteht und Lebens-Liebesfreund.“

Wie gut die in ihn verliebte Psyche ihn versteht, verräth ihr Ausruf:

O, wie beschwert mich schon mein Kleid.

Wie Satyros schon im dritten Act als ein neue Wahrheiten verkündender Prophet auftritt, so noch weiter im vierten Acte, wo ihn das Volk ausdrücklich als Propheten begrüßt; im fünften Act nennt ihn auch der Einsiedler so. Basedow's von Charlatanerie nicht freie Thätigkeit hatte namentlich durch seine Sicherheit im Behaupten etwas Prophetenmäßiges. Schon als er nach Altona versetzt wurde,

begrüßte man in ihm einen Propheten (Meier I, 233) und so nennt ihn ja auch Goethe gelegentlich des „Diners zu Cobleny" (Hempel II, 253). Die erste Rede des Satyros:

Und bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Ertenntniß; horchet meinem Gesang!

kündigt in den hier ausgezeichneten Worten, welche genau so in dem hochtönenden Titel des „Elementarwerks" enthalten sind, daß nunmehr diese Schrift in die Mache genommen werden soll. So giebt es auch im Folgenden:

Vernehmt wie im Unding
Alles durcheinander ging;
Im verschloßnen Haß die Elemente tosend
Und Kraft an Kraft widrig von sich stoßend,
Ohne Feindsband, ohne Freundsband,
Ohne Zerstören, ohne Vermehren —

und weiter:

Wie im Unding das Urding erquoll,
Lichtsmacht durch die Nacht scholl,
Durchdrang die Tiefen der Wesen all,
Daß aufsteimte Begehrungsschwall
Und die Elemente sich erschlossen,
Mit Hunger ineinander ergossen,
Allburchdringend, allburchdrungen —

durchweg Anspielungen auf das Elementarwerk. Namentlich spricht Basedow in diesem vom „Unding" (I, 419 f.): ein „Urding" nennt er zwar nicht, aber abgesehen vom „Urstäubchen" (I, 350) mehrmals das „Urwesen" (I, 374. 386. II, 42.), womit er Gott bezeichnet. Dieses Wort in „Urding" umzuwandeln, bewog Goethe sowol die scherzhafte Klangspielerei, als seine sonstige Bezeichnung Gottes als: „das liebe Ding". (Brief an Gräfin Stolberg vom 15. April 1775.)

Das Schallen des Lichts möchte man ebenfalls aus dem Elementarwerk herleiten, indem Basedow auseinandersetzt: so wie die Zitterung der Luft den schallenden Körper hörbar mache, so könne man sich vorstellen, daß die leuchtenden Körper dem Aether eine Zitterung verschafften, welche bis ans Auge, wie die Zitterung der Luft bis ans Ohr fortgepflanzt werde; doch befindet sich diese Stelle in dem, anscheinend im September 1773 noch nicht ausgegebenen IV. Bande des Elementarwerks (S. 87 f.). Endlich handeln mehrere Stellen des Basedow'schen Werkes vom Verhalten der Körper zum Raum, zur Bewegung und zu anderen Körpern, ingleichen vom Anfang der Erde. (I, 350 f. IV, 6 ff. 112 f. 155 f.) Allein da Basedow diese Dinge sehr trocken und in nicht auffallender Weise bespricht, so dürfte Goethe in den zuletzt angeführten Versen, obgleich er Gegenstände des Elementarwerks dabei berührt, dennoch nicht Ursache, davon im „Satyros" zu reden, gehabt, damit vielmehr beabsichtigt haben, die Anordnung des Werkes im Allgemeinen zu geißeln und somit zu treffen, was er an demselben prosaisch so tadelt: „mir mißfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerks noch mehr, als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammen steht und sie deshalb ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und scheinbarer Verwirrung immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk hingegen zerspittert sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen nebeneinander steht." (Hempel XXII, 159.)

Um ein Beispiel der zweckwidrigen Aneinanderreihung verschiedenartiger Gegenstände im Elementarwerk zu geben, führe ich aus der Abtheilung „Etwas aus der Mythologie oder Fabellehre" an, daß nach Abhandlung der griechisch-römischen und der ägyptischen Mythologie noch in einem Abschnitt mit der Ueberschrift: „Noch mehr Kleinigkeiten dieser Art in alphabetischer Ordnung" folgende Gegenstände unmittelbar hinter einander kurz erklärt werden: Allrunen — Amazonen — Amphion — Ancile — Antäus — Astaroth — Asträa — Atlas — Atreus — Auspicia — Baal — Bacchantinnen — Baucis und Philemon — Beelzebub u. s. w. (Elementarwerk III, 245—253.) Für ein Unterrichtsbuch gewiß ein seltsames Wirrsal!

Verständlich genug werden im „Satyros" in den obigen Versen die einzelnen Abschnitte des Elementarwerks, welche sich unerträglich drängen, „Elemente" genannt. Mit dem Vers:

Ohne Zerstören, ohne Vermehren —

dürfte Goethe dem Werke vorwerfen, daß es neue Ideen nicht zu Tage förderte, wie es alte auch nicht zu zerstören vermochte.

Ob Goethe mit dem im vierten Act dem Satyros als Widersacher entgegentretenden Einsiedler einen bestimmten der Gegner Basedow's im Sinne gehabt hat, möchte ich nicht sagen. Bis 1773 waren Schriften gegen Basedow erschienen vom Hauptpastor Göze, M. Zigra, Rector Müller in Hamburg, Pastor Paulsen, Schlözer, Lavater, Krebs, Schlägel u. A. Daß Satyros dem Volke überläßt, den feindseligen Einsiedler zu tödten, zielt wol darauf, daß Basedow den Professor Schlözer wegen seiner Gegenschrift auf Pistolen forderte.

Die Vorgänge des fünften Acts bis zur Schlußscene dürften nur der dramatischen Entwicklung wegen da sein und großentheils keine äußeren Beziehungen haben, nur die Reden des Einsiedlers scheinen auf eine bestimmte Person zu deuten, z. B. durch die Berufung auf seine Naturkenntnisse.

Mit dem Schlusse des Dramas, der Bewgewaltigung Eudorens, hatte es Goethe auf Basedow's pädagogischen Grundsatz abgesehen, schon die Kinder mit den Vorgängen bei der Zeugung bekannt zu machen, was gleich im ersten, für die früheste Jugend bestimmten Band des Elementarwerks, man kann sagen mit Vorliebe geschieht (S. 196 ff. 212 f. und 308 ff.). Satyros, mit der von ihm bedrängten Eudora überrascht, rechtfertigt sich ausdrücklich mit seinen Lehrzwecken:

Wollt' eure dummen Köpfe belehren!

Er nennt aber das auf ihn eindringende Volk „Esel" und an diesen Ausdruck wollen wir anknüpfen, um die Erklärung des Dramas mit einer Erklärung seines Titels zu schließen. „Satyros" auf Basedow bezogen, ist schlechterdings keine unmythologische Verwechslung mit einem Satiriker, wie Scherer sie bezüglich Herder's anzunehmen genöthigt ist, sondern bezeichnet wirklich einen der griechischen Untergötter, von denen Basedow in dem schon oben erwähnten Abschnitt des Elementarwerks „Etwas aus der Mythologie" (III, 242) sagt, sie hätten die Füße, Ohren, Hörner — und, setzen wir erläuternd hinzu, Begierden — eines Ziegenbocks. Der zweite Titel des Stücks, „Der vergötterte Waldteufel" hängt mit dem im dritten Act erwähnten „beliebten Aufenthalt" zusammen, den ich oben glaubte auf Anhalt deuten zu sollen. Vielleicht hat aber Basedow durch seine im „Elementarwerk" (III, 5 f.) gegebene Schilderung wilder oder ungesitteter Völker Anlaß geboten, ihn als einen solchen Wilden darzustellen. Dort heißt es u. A.: „Einige Völker sind wild; ... andere sind mehr oder weniger gesittet. Aber auch die gesitteten Nationen haben fast durchgängig die Nachricht, daß sie von einigen wilden oder halbwilden Vorfahren abstammen, welche nackt oder nur mit Fellen bekleidet einhergingen und nur von Kräutern, Eicheln ... lebten. Diese ... Gegenden waren damals unzugängliche Wälder ... ein Wohnplatz nur für ... wilde und halbwilde Menschen ... die Sinnlichkeit, der Geschlechtstrieb, der Trieb zu ihren Kindern ... sind fast ihre einzigen Triebe." In der zuerst angeführten Stelle des „Elementarwerks" (III, 242) sagt nun Basedow ferner: „Die vornehmsten Satyren heißen Silenen und reiten oft auf Eseln." Auf dieses Eselreiten dürfte nun Satyros anspielen, wenn er das Volk „Esel" nennt, denen er „eine Ehre anthut", indem er auf ihnen reitet.

Die Erfahrung, daß Goethe „Satyros" auf Basedow geschrieben hat, ohne diesen persönlich zu kennen, führt uns darauf, auch die Frage über die Entstehung des „Mahommed" nochmals zu prüfen. Bekanntlich erzählt Goethe in „Dichtung und Wahrheit": er habe bei der Reise mit Basedow und

Lavater im Sommer 1774 wahrgenommen, wie diese Männer zur Erreichung höherer Zwecke niedrige Mittel anzuwenden genöthigt seien, dabei aber selbst scheitern mußten — eine Wahrnehmung, welcher er durch den „Mahommed" dramatischen Ausdruck habe geben wollen. Man nimmt nun allgemein an, daß Goethe in dieser Erzählung in doppelter Hinsicht sich geirrt habe, und zwar zunächst über die Zeit, da nachweislich Stücke des „Mahommed" bereits 1773 gedichtet gewesen seien, als auch sorgerecht über die Veranlassung dieses Dramas, da er eben 1773 Beobachtungen auf einer Reise mit Basedow und Lavater noch nicht gemacht haben konnte.

Diesen Doppelirrthum anzunehmen, war man nach den bisher bekannten Thatsachen einigermaßen berechtigt; nunmehr aber über die Zeit der Entstehung des „Satyros" neue Nachrichten an den Tag gekommen sind, ist es Pflicht, Goethe's Bericht über „Mahommed" nochmals genau anzusehen. Da ergiebt sich denn, daß nur Goethe's Irrthum in Bezug auf die Zeit der Entstehung unbestreitbar ist, daß er aber sehr wohl — Lavater hier bei Seite gelassen — die marktschreierischen Ankündigungen Basedow's, seine heftigen Streitschriften und seinen Eifer, Geldmittel aufzutreiben, als niedrige Mittel zu Ausführung seiner vielversprechenden Pläne angesehen und darin Anlaß zum „Mahommed" gefunden habe. Solchenfalls hätte zuerst das Bedeutende der Anregungen des Propheten Basedow auf Goethe gewirkt, während später der komische Eindruck seiner Uebertreibungen die Oberhand gewonnen, womit der gottgesandte Prophet „Mahommed" fallen gelassen worden wäre, um ihn durch den falschen Propheten „Satyros" zu ersetzen.

Vergleiche ich nun zum Abschluß die Ergebnisse der Scherer'schen und meiner Beweisführung, so stelle ich zunächst fest, daß mir gegen die Möglichkeit einer Verspottung Basedow's durch „Satyros" kein anderer Einwand bekannt worden ist, als der von Düntzer, wonach Goethe aus Verehrung für Basedow keiner Verspottung desselben fähig gewesen sein soll. Diesen Einwand habe ich in meinem frühern Aufsatz über „Satyros" genügend widerlegt, er ist auch meines Wissens von niemand getheilt worden, kommt aber überdies der von Scherer behaupteten Verspottung Herder's gegenüber gar nicht weiter in Betracht. — Hiernächst habe ich mich in meinen einzelnen Beweisstücken nicht zu solcher Kühnheit verstiegen, wie Scherer so oft, so daß ich glaube, es wird keiner meiner Beweisgründe für an sich unhaltbar erkannt werden können, wie es hinsichtlich mehrerer der von Scherer vorgebrachten geschehen mußte. Bringt man nun diese unhaltbaren Gründe Scherer's in Abzug, so werden die übrigbleibenden schon der Zahl nach hinter meinen Beweisgründen zurückstehen. Das Gewicht der beiderseitigen Gründe endlich anlangend, so konnte keiner der Scherer'schen als zwingend und durchschlagend betrachtet werden; ob aber nicht ein Theil der meinigen, namentlich hinsichtlich der Anspielungen auf das Elementarwerk, für unwiderleglich gelten darf, überlasse ich dem Urtheil der Kundigen.

April 1881. Bdrmn.

Ferdinand Lassalle's Grab.

Der Schlesischen Gewerbeausstellung wegen in Breslau verweilend, benützte ich eine freie Morgenstunde, um das Grab Lassalle's aufzusuchen, welches am Todestage desselben, dem 31. August, früher der Gegenstand großer Demonstrationen zu sein pflegte. Schon am frühen Morgen jenes Tages sogen Scharen von socialdemokratischen Arbeitern an das Grab, um dort Kränze mit rothen Schleifen niederzulegen und Ansprachen zu hören, bis die Polizei dem demonstrativen Unfug ein Ende machte. Am 31. August steht der neue Judenfriedhof in Breslau von früh bis Abends unter polizeilicher Bewachung. Der frühere Pastor Würkert dichtete seiner Zeit ein Lied auf jenes Grab nach der Melodie: „Es zogen drei Burschen wol über den Rhein". Dasselbe beginnt mit dem Verse:

„In Breslau ein Kirchhof, — ein Todter im Grab, —
Dort schlummert der Eine, der Schwerter uns gab."

Die Blasphemie dieses abscheulichen Liedes ist weiterhin auf die Spitze getrieben. Lassalle wird als Stern der Arbeit, seine Schriften werden als Schwerter und Arbeiterbibel, die Werkstatt eines Socialisten als Kirche gepriesen. Der Schluß lautet:

„Verlassen nie werde ich Schwerter und Stern,
Treu bleib ich der Bibel, der Kirche, dem Herrn!"

Um zu erfahren, auf welchem der jüdischen Gottesäcker das Grab sich befinde, fragte ich in mehreren Kleiderhandlungen nach, deren Inhaber sich in der Ladenthür von der Morgensonne bescheinen ließen und in ihrem Gesichts- und Bein-Typus als „Deutsche mosaischer Confession" kenntlich waren. Aber keiner der Kleiderhändler konnte mir angeben, wo das vielbesprochene Grab sei. Mehr als Einer richtete sogar, wenn ich nach „Lassalle's Grab" fragte, die Gegenfrage an mich, „was denn der gewesen sein solle". Bei Berliner oder Leipziger Kleiderhändlern würde man auf solche Unkenntniß gewiß nicht gestoßen sein. Man merkte eben, daß Breslau die erste große Station auf dem Zuge vom Osten nach dem Westen bildet. In Polen selbst werden die Juden Lassalle noch weniger kennen. Erst im vierten Laden sagte mir ein alter deutscher Arbeiter, daß Lassalle auf dem neuen jüdischen Friedhofe ruhe, bezeichnete auch die Stelle näher.

Dort angekommen, ließ ich mich an das Grab führen. An einer Mauer, die zwei Abtheilungen des Kirchhofs von einander scheidet, befindet sich ein Erbbegräbniß mit der Ueberschrift: „Familie Lassal". Lassalle französirte bekanntlich selbst seinen Namen, ein Beispiel der Nationslosigkeit, welche der Fremde entstammt und die Stätte der Geburt wieder gegen eine andere Fremde eintauscht. Hier ruhen zunächst die Eltern Ferdinand's: Heymann Lassal (geb. 1791, gest. 1862) und Rosalie Lassal geb. Heizfeld (geb. 1797, gest. 1870). Vor ihren Gräbern aber trägt eine einfache, übergroße Marmorplatte die berühmt gewordene Inschrift:

„Hier ruht was sterblich war von Ferdinand Lassalle, dem Denker und Kämpfer, geb. am 11. April 1825 in Breslau, gest. den 31. Aug. 1864 in Genf."

Die Inschrift hat ihre Geschichte. Der große Boeth, der Lassalle's Geist kannte und schätzte, hatte als Grabinschrift vorgeschlagen: „Dem großen Denker und dem großen Kämpfer." Indessen sprach die jetzige, von Lassalle's Freunde, Doctor Pritzel in Berlin abgefaßte, mehr an.

An der Mauer des Erbbegräbnisses befindet sich ein Marmormedaillon mit dem Profil Lassalle's, welches freilich den Adlerblick und das Dämonische dieses verhängnißvollen Mannes kaum erkennen läßt. Es ist von der kürzlich verstorbenen Gräfin Sophie Hatzfeldt, die Lassalle vielleicht am Genauesten kannte, für die er sich mit dem Ungestüm der ungebändigten Jugend in der bekannten Cassettendiebstahlssache in die Schranken warf, der er testamentarisch 1200 Thaler Jahresrente vermachte, gestiftet und wie es heißt, gegen den Wunsch der Familie und der jüdischen Gemeinde dort eingemauert. Menschliche Bildnisse dürfen auf jüdischen Friedhöfen nicht angebracht sein. Thatsache ist, daß das Lassalle'sche Medaillon für gewöhnlich von einer angeschlossenen Blechkapsel umhüllt ist.

Auffallend war es, daß auf diesem Friedhofe, in dessen Boden ein Christ oder eine Christin auch dann nicht ruhen dürfen, wenn sie Gatten eines Juden waren, ein Erbbegräbniß, der angesehenen Familie Peringsheim gehörig, Christi

Wort trägt: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Bemerkenswerth ist endlich, daß in der großen jüdischen Gemeinde Breslaus, die gegen 18 000 Seelen zählt, die Todtengräberdienste, die Instandhaltung der Gräber u. dgl. nur von Christen besorgt werden, ein deutlicher Beleg für den Satz, daß körperliche Arbeit, selbst wenn sie ausschließlich den jüdischen Gefühlen dient, von Juden gemieden wird.

Bücherbesprechungen.

—ψ—. Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. Sechster Band. Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina. Von Joan Slavici. Wien und Teschen, Verlag von Karl Prochaska. 1881. (S. 236; gr. 8°.) — Nächst Rußland und der Balkanhalbinsel ist Oesterreich-Ungarn das in ethnographischer Beziehung interessanteste Gebiet Europas. Neben jenen ist es das einzige Land auf unserem Continente, wo neben arischen Völkerstämmen auch noch eine „mongolenähnliche" Race, ein Zweig des finnischen Stammes, die Magyaren vorkommen, welche die westlichsten Ausläufer der großen uralischen Völkerfamilie bilden. Es ist ein buntes Gemisch, welches uns die österreichisch-ungarische Monarchie auf ihrer Völkerkarte vorführt, da finden wir Deutsche verschiedener Herkunft, Slaven aller Schattirungen, als Czechen und Slovaken, Polen und Ruthenen, sowie die vielgegliederten Südslaven, Serben, Croaten, Bosnier, Dalmatiner und andere mehr, ferner finden wir romanische Völker, Italiener, Ladiner und Rumänen, ugrische, als Magyaren, Jazygier, Kumanier und Szekler, endlich und zwar mit ganz besonderer Lebenskraft Semiten, sowie auch Zigeuner. Ein seltenes Durcheinander der heterogensten Völkerelemente bietet der große Kaiserstaat an der Donau, der in Bezug auf seine Bewohner nicht minder für den Ethnographen, Archäologen, Geschichtsforscher und Culturhistoriker von Bedeutung, wie für den praktischen Politiker ein noch immer nicht gelöstes Problem ist. Die gelehrte Forschung hat auf dem Felde der Ethnographie wie Culturgeschichte Oesterreichs bereits reiche Früchte gezeitigt, treffliches Material aufgehäuft und in für die Wissenschaft sehr werthvollen Monographien sowie in größeren Arbeiten niedergelegt, so daß das hochinteressante Gebiet bis jetzt größeren Kreisen wenig zugänglich war. Es wird daher das Unternehmen der Verlagshandlung von Karl Prochaska, die Völker Oesterreich-Ungarns in Einzeldarstellungen von den bewährtesten Specialforschern ethnographisch und culturhistorisch schildern zu lassen, so daß wir ein anschauliches Bild sämmtlicher Völker des Kaiserstaates in anziehender, gemeinverständlicher Form erhalten, gewiß allseitig auf das Freudigste begrüßt werden, da es einem dringenden Bedürfnisse abhilft und zugleich angethan ist, bei der Tendenz, welche es verfolgt, im Geiste der Versöhnung, auf die sich leider nur allzusehr befehdenden und dadurch die Staatsidee untergrabenden und in Gefahr bringenden Elemente einzuwirken. Das ganze Werk ist auf 12 Bände berechnet, von welchen je vier die Deutschen und Slaven, sowie je einer die Magyaren, Rumänen, Semiten und Zigeuner umfassen werden. Ein gemeinsamer Plan liegt dem Ganzen zu Grunde, nach welchem die innere Eintheilung des Stoffes in folgende Gruppen gegliedert wird: 1) Geographisches Gepräge des Wohngebietes, insoweit das Land auf den Charakter seiner Bewohner, auf ihre leibliche und geistige Entwicklung Einfluß übt. — 2) Einwanderung und Ansiedelung. Culturzustand zur Zeit derselben. Ausbildung des staatlichen Gemeinwesens. — 3) Religion und geistiges Leben. — 4) Sociale Entwickelung. — 5) Volkswirthschaftliche Entwickelung. — 6) Die neue Zeit und die Stellung des Volksstammes im Staate. Die neue Erhebung des nationalen Geistes. — 7) Gegenwärtiger Stand: Statistisches. Territoriale Vertheilung. Sitten und Gebräuche. Sage und Volkslied. Geistige Entwickelung. — 8) Stellung inmitten der anderen Völker und Verhältniß zu denselben. — Der uns gegenwärtig vorliegende Band, der sechste der ganzen Reihe, umfaßt die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina und ist von Joan Slavici bearbeitet. Der Verfasser, welcher Land und Leute aus eigener Erfahrung genau kennt, ist auch mit der einschlagenden Literatur wohl vertraut, so daß er mit der Forschung auch die Anschauung verbindet. Zunächst werden die Bodenverhältnisse des Landes erörtert, in dem die Rumänen seit dem dreizehnten Jahrhundert sich niedergelassen haben, sodann geht der Verfasser zur Betrachtung der Frage über Abstammung und Entwicklung des Volkes über, welche gerade in der neueren Zeit vielfach behandelt worden ist und zu widerstreitenden Ansichten Veranlassung gegeben hat, wobei sich namentlich Rösler und Pič mit ihren Theorien über den Ursprung der Rumänen gegenüberstehen. In der Frage, ob die Rumänen slavischer oder römischer Abkunft seien, vertritt der Verfasser die Ansicht derjenigen Gelehrten, welche behaupten, daß die Rumänen zur Gruppe der romanischen Völker zu rechnen seien. Uns scheint die Sache noch nicht so sicher abgemacht zu sein, zumal man, wie Slavici ganz richtig hervorhebt, aus dem zur Verfügung stehenden historischen Materiale Nichts oder doch nur sehr Zweifelhaftes über die Rumänen, die während der ersten acht Jahrhunderte des Mittelalters in den Karpathen gewohnt haben sollen, in Erfahrung bringen kann. Man muß sich daher nach anderen als historischen Quellen umsehen, und da scheint uns eine größere Berücksichtigung der anthropologischen Verhältnisse, als dies bisher der Fall gewesen ist, sehr am Platze zu sein. Wenn auch durch diese allein die Frage nicht gelöst werden wird, so werden sie doch, namentlich wenn man auch noch die sprachlichen Verhältnisse mit zu Rathe zieht, in welcher Beziehung die Arbeiten von A. de Cihac, dessen „Dictionnaire d'Etymologie Daco-Romane, éléments latins comparés avec les autres langues romanes" und dessen „Dictionnaire d'Etymologie Daco-Romane, éléments slaves, magyars, turcs, grecs-moderne et albanais" ganz neue Anschauungen geben, auf die Beantwortung entscheidend mit einwirken. So ist nach A. v. Cihac die rumänische Sprache ihrem Baue nach allerdings eine romanische Sprache, nach der Anzahl der romanischen Worte aber keineswegs. Es bildet das heutige lateinische Element etwa nur den fünften Theil des gesammten Wortvorrathes, während zwei Fünftheile vom slavischen eingenommen werden. Ferner zählt Cihac ungefähr 500 lateinische, 1000 slavische, 300 türkische, 280 neugriechische, 20 bis 25 magyarische Wörter, welche sich zugleich in der rumänischen und der albanesischen Sprache finden. Auch machen wir auf die eminente Arbeit von Miklosich „Die slavischen Elemente im Rumänischen" und auf die Publication von Rösler „Die griechischen und türkischen Bestandtheile im Romänischen" und auf dessen Abhandlung „Das Magyarische im Romänischen" in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien in den „Romänischen Studien" aufmerksam. Doch wir müssen uns versagen, näher auf das interessante Thema hier einzugehen und bemerken nur noch, daß das von der Verlagshandlung ganz vorzüglich ausgestattete Buch in den folgenden Abschnitten noch die Religion, die Bukowiner, die nationalen Eigenthümlichkeiten und die gegenwärtigen Zustände behandelt.

a. Die Wartburg und Eisenach in Sage und Geschichte schildert Mathias Warnag in Coburg in einer Schrift, welche aus Wilh. Braumüller's (selbst eines alten Thüringers) k. k. Hofbuchhandlung zu Wien hervorging. Dieselbe will zunächst als eine Art Führer bei Wanderungen durch die Hallen der Burg dienen und dem Besucher alle die Gestalten vergegenwärtigen, die in Freuden und Leiden die-

selben belebten. Durch geschickte Darstellung der gesammelten Erinnerungen weiß der Verfasser diesen Zweck zu erreichen. Seine Erzählungen beginnen mit der Sage von der Gründung Eisenachs und setzen sich bis zum Wartburgfeste 1817, sowie dessen Nachfall 1867, wo die baulichen Erneuerungen eingeweiht wurden, fort. Anziehenden Bildern aus dem sächsischen Regentenhause Thüringens (der Landgrafen Ludwig, der Elisabeth, des Sängerkrieges) folgen Schilderungen aus der Zeit der Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin, der Begründung der ernestinischen Regentenlinie, von Luther's Aufenthalte auf der Wartburg. Eine Abbildung der letzteren in gegenwärtiger Gestalt erhöht das Interesse an dem eleganten Gedenkbuche für Thüringens geschichtliche Vergangenheit.

—•— Ueber Asphalt-Straßen. Von E. O. Schubarth, Landrath a. D. Nebst einem Plane von Berlin mit Angabe der asphaltirten Straßen. Berlin 1881. Polytechnische Buchhandlung (A. Seydel). — Wer in Berlin geweilt hat, der wird sehr bald der Annehmlichkeiten inne geworden sein, welche die Asphaltirung der Straßen darbietet, so daß die Angelegenheit nicht nur eine Sache der Ingenieure und städtischen Verwaltungen ist, sondern das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt, handelt es sich dabei doch nicht allein um Bequemlichkeit und Wohlgefühl, sondern auch um Fragen von hohem wirthschaftlichen und sanitären Werth. Bei der Bedeutung, welche die Asphalt-Straßen in dieser Beziehung haben, sucht nun der Verfasser das Wissenswerthe und Interessante über den Gegenstand für die weiteren Kreise kurz und übersichtlich zusammenzustellen. Wir können dem Autor hier unmöglich in die Einzelheiten seiner Auseinandersetzungen folgen und begnügen uns als Ergebniß der Anund Ausführungen die folgenden Schlußfolgerungen anzuführen: 1) Die Asphaltirung des Fahrdammes bietet dem Verkehr große Annehmlichkeiten und vermindert die Anstrengung der Pferde und die Abnutzung der Wagen. 2) Bei großer Reinlichkeit und gehöriger Sorgfalt ist Asphalt im Allgemeinen für den Verkehr ebenso sicher wie Granit; aber unmittelbar nach leichtem Regen und kurz, bevor Trockenheit eintritt, ist derselbe in Straßen mit starkem Verkehr oder wenn diese nicht ordentlich rein gehalten werden, schlüpfriger als jener. 3) Große Reinlichkeit ist bei Asphalt wesentlich. Derselbe kann reiner erhalten werden als irgend ein Pflaster. Die Kosten hierfür sind nicht viel höher, als die für andere Straßenbefestigungen, und bei gehöriger Reinigung ist ein Besprengen unnöthig. 4) Eine Asphaltirung kann so schnell gelegt und ausgebessert werden wie Granit, erfordert jedoch zu einer ordentlichen Ausführung besseres Wetter. Nach Beendigung der Arbeit verursacht sie weniger Unbequemlichkeiten als Granit, bei Ausbesserungen oder Aufgrabungen wird die Aufnahme geringerer Flächen erforderlich, aber die Kosten werden sich höher stellen als bei Granit. 5) Die Haltbarkeit des Asphaltes wird allerdings geringer sein, als die des Granits; über das Maß derselben hat man sich aber hier zu Lande noch keine Erfahrung bilden können. 6) Die Anlagekosten für Asphalt sind ungefähr dieselben, wie für Granit; aber die Unterhaltung wird in verkehrreichen Straßen kostspieliger und je nach dem Charakter der Straße und dem Verkehr auf derselben wechseln. Im Allgemeinen wird daher Asphalt kostspieliger sein, als Granit. Speciell für Berlin haben sich die Anlagekosten der Asphaltirung geringer, als die der Steinpflasterung mit Steinen erster Classe herausgestellt, auch sind daselbst die Unterhaltungskosten der Ersteren wesentlich niedriger, als in London ausgefallen. 7) Wo viel Verkehr ist, wird Asphalt wohlfeiler sein, als macadamisirte Straßen, und ist derselbe frei von den Unannehmlichkeiten derselben. 8) Nach den vorliegenden Erfahrungen ist es im Allgemeinen nicht rathsam, Asphalt auf steileren Fahrstraßen, als 1 : 60 zu verwenden. 9) Asphalt ist auf allen Straßen mit geeignetem Gefälle anwendbar, ausgenommen solche, in denen besondere Handelszweige betrieben werden, in denen es schwer sein möchte, einen gehörigen Reinlichkeitszustand zu erhalten. Nach diesen Ausführungen ist der Vorzug der Asphalt-Straßen wol ersichtlich und dürfte der Ausspruch Leon Malo's wol als berechtigt anzuerkennen sein, daß die Fahrstraße aus comprimirtem Asphalt, hergestellt aus gutem Material, durch geschickte Arbeiter, mit den vervollkommneten Apparaten, auf einer festen und trockenen Unterbettung, unzweifelhaft die Fahrstraße par excellence darstelle.

— Von dem im Verlage von Otto Spamer in Leipzig erscheinenden Lieferungswerke: „Illustrirtes Konversationslexikon der Gegenwart" (vergl. Nr. 101 der W. B. vor. Js.) sind unlängst die Lieferungen 8—10 zur Ausgabe gelangt, welche vom Artikel „Gleisweiler" bis „Medicin" reichen. Die Art der Behandlung des Stoffs, welcher wir bereits beim Erscheinen der früheren Hefte anerkennend gedachten, bleibt sich in ihrer Vortrefflichkeit gleich. Den Verfassern der einzelnen Artikel ist es fast ausnahmslos gelungen, sich kurz zu fassen, ohne dabei Wesentliches zu übersehen, so daß der Zweck des Spamer'schen Lexikons: ein handliches Nachschlagebuch zu bieten, welches über alle Fragen der Gegenwart Auskunft zu ertheilen im Stande ist, in kaum noch etwas von Erheblichkeit zu wünschen lassendem Umfange erreicht wird. Die höchst gelungene Verbindung von Wort und Bild hilft diesen Zweck wesentlich fördern. Auch die letzterschienenen Lieferungen zeichnen sich durch reichhaltige, saubere illustrative Ausstattung aus, wie denn auch der Text in Bezug auf Technik und Correctheit kaum Besonderes von Erheblichkeit zu wünschen läßt. Auf einem, in den wol mit Sicherheit zu erwartenden späteren Auflagen leicht zu reparirenden Druckfehler beruht es jedenfalls, wenn dem bekannten Bühnenkünstler und mehrjährigen Leiter des Leipziger Stadttheaters das Jahr 1837 statt 1827 als Geburtsjahr gegeben wird (vergl. S. 191, 8. Lieferung). Besonders hinzuweisen sei an dieser Stelle auf den höchst instructiv geschriebenen Artikel: „Hawaii" (S. 257 f., 8. Lief.), der im Augenblick der Reise des Königs Kalakaua ein besonderes unmittelbares Interesse darbietet.

— Von „Saling's Börsen-Jahrbuch 1881—82, Fortsetzung von Saling's Börsenpapieren, bearbeitet von W. L. Herstlet" (Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung), ist soeben die dritte Lieferung zur Ausgabe gelangt, welche die Industriegesellschaften und die Versicherungsgesellschaften behandelt und Nachträge und Ergänzungen zu den beiden ersten Lieferungen enthält. Als ernste Mahnung zur Vorsicht, welche dem capitalbesitzenden Publicum nicht eindringlich genug zur Beherzigung empfohlen sein kann, tritt darin das fast fünf Seiten einnehmende Verzeichniß werthlos gewordener Industrie-Actien entgegen, das nicht einmal nach der ihm vorangeschickten Vorbemerkung vollständig ist, sondern im Allgemeinen nur die Actien derjenigen Gesellschaften, welche in den früheren Auflagen von „Saling's Börsenpapieren" besprochen und seitdem werthlos geworden sind, enthält. In diesem Augenblick, wo, alle Reminiscenzen der kaum zum Abschluß gelangten furchtbaren Katastrophe des großen Krachs der siebenziger Jahre in den Wind schlagend, das Gründerunwesen bereits wieder üppige Blüthen zu treiben drauf und dran ist, kommt diese Warnungstafel besonders à propos und ihre Lectüre ist Allen, an welche die Sirenentöne der neuen Gründungsprospecte sich mit verführerischen Vorspiegelungen wenden, recht zu empfehlen. Nach den gemachten schweren Erfahrungen wird man gut thun, jeder neuen Gründung, wenn sie auch noch so verlockend auftritt und sich noch so sehr in den Tugendmantel strengster Solidität hüllt, zu mißtrauen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspesen) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 68. Donnerstag, den 25. August. 1881.

Inhalt: Die Hofsilberkammer zu Dresden. — Bücherbesprechung (August von Kotzebue, von W. von Kotzebue).

Die Hofsilberkammer zu Dresden.

Unter dem Titel: „Die Hofsilberkammer und die Hofkellerei zu Dresden" ist jüngst durch das Kgl. Oberhofmarschallamt eine Schrift dem Druck übergeben worden, welche wegen des in ihr benutzten historischen Materials zugleich einen werthvollen Beitrag zur deutschen Culturentwickelung, namentlich auch nach der kunstgewerblichen Seite hin, darbietet und demzufolge wol das Interesse weiterer Kreise in Anspruch nehmen darf. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint ein näheres Eingehen auf den Inhalt dieser Arbeit, bei welcher, dem Vernehmen nach, ein durch verschiedene schätzbare Beiträge zur sächsischen Landesgeschichte rühmlich bekannter Forscher auf diesem Gebiete, Kammerherr Frhr. v. Byrn, wesentlich thätig gewesen ist, an gegenwärtiger Stelle wol gerechtfertigt.

Die sächsische Hofsilberkammer entstammt in ihren Anfängen einer Zeit, aus welcher urkundliche Nachrichten nur sehr spärlich der Gegenwart überliefert sind. Der älteste Nachweis findet sich in einem Inventarium vom 7. Januar 1443, welches über die Hinterlassenschaft der am 18. December 1442 zu Grimma verstorbenen Wittwe des Kurfürsten Friedrich des Streitbaren, Katharina, geb. Herzogin von Braunschweig, aufgenommen worden ist. Von der Einfachheit und Anspruchslosigkeit damaliger Verhältnisse auch in den höchsten Gesellschaftskreisen zeugt es, daß der gesammte Tafelsilbervorrath dieser hohen Frau, der Wittwe eines der mächtigsten deutschen Fürsten damaliger Zeit, auf 12 silberne Löffel, 3 Holzlöffel mit Silberbeschlägen, zwei silberne Gießbecken, zwei Paar Tischmesser mit Silberbeschlägen ꝛc., die Tischwäsche auf 30 Tischlaken und 15 Handtücher sich belaufen hat. Daß auch die Hofhaltung der regierenden Herren damaliger Zeit nicht viel reichhaltiger bestellt war, ergiebt sich aus einem Inventarium von 1469 über die „Silberkammer" des Kurfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht von Sachsen, worin 22 Stück Eßsilber und „vier cleine senfflicher" für die höchsten Herrschaften, 24 Stück „ritter silber" (für Gefolge und Gäste), 3 Paar silberne Gießbecken, 13 silberne Löffel, 6 Paar Tischmesser, 3 silberne Gabeln, 24 silberne Becher, eine vergoldete silberne Kanne, zwei vergoldete silberne Flaschen ꝛc. aufgeführt werden.

Schon damals war, wie sich aus verschiedenen Specialitäten in den Inventarienverzeichnissen ergiebt, nach vielen Richtungen hin eine rege kunstgewerbliche Entwickelung bemerkbar; mit besonderer Befriedigung nimmt man das bei der Tuch- und Leinwandfabrikation wahr, bei welcher auch Sachsen schon betheiligt erscheint. Die Producte der Gold- und Silberarbeiter, sowol Nürnberger, welche damals als die kunstgeübtesten ihres Gewerbes in Deutschland galten, als auch vaterländische, Freiberger, sind in dieser Zeit erwähnt.

Spätere Verzeichnisse ergeben eine rasche Zunahme der Hofsilberschätze. Aus einer vorhandenen Notiz ersieht man, daß das in Herzog Georg's Besitz nach dessen Tode (1539) vorgefundene Silber einen Münzwerth von 128 393 Guldengroschen hatte. Dieses Inventar hat zugleich als erste Anlage zum Grünen Gewölbe in der Eigenschaft einer Schatz- und Schmuckkammer landesgeschichtliche Bedeutung. Auch leuchtet aus dessen Inhalt eine große Pietät hervor, die sich in der Aufbewahrung von alten und unbrauchbaren Gegenständen, „als von den alten Fürsten herrühren", kundgiebt. Quantitativ war die Silberkammer derart angewachsen, daß deren Inhalt fünf Schränke füllte; er bestand nächst reichhaltigem Speisesilber aus vergoldeten und silbernen Trinkgeschirren, darunter „Scheuern" polnischen Ursprungs, aus Gießbecken, Flaschen ꝛc. Von der Herzogin Mutter, Katharina, rührten Kostbarkeiten her, unter denen ein verdeckter Becher, „der Mainzer" oder „mennzer" genannt, als ein besonderes Prunkstück galt. In einem Schranke befanden sich außer acht „trommeter Wappen" die außer Gebrauch gesetzten Hofkapellengefäße, zwei silberne Monstranzen, ein Kelch mit Patene ꝛc. Außerhalb der Schränke war noch eine Anzahl Silbergeschirr, besonders das zum täglichen Gebrauch erforderliche, darunter auch vergoldetes vorhanden. Nebenbei wurde auch eine silberne Tafel und eine große Erastiue aufbewahrt, letztere vielleicht ein Ueberbleibsel von dem silbernen Tische, an dem Herzog Albrecht der Beherzte am 23. April 1477 mit seinen Räthen in der St. Georgenzeche bei Schneeberg getafelt hatte.

Kurfürst Moritz war schon, als er noch Herzog war, auf Vermehrung seiner Silberkammer bedacht. Der während des Renaissancezeitalters sich steigernde und geschmackvoll entfaltende Luxus in allen Lebensbedürfnissen gab dem nicht nur die Eigenschaften eines großen Herrschers in sich vereinigenden, sondern auch kunstsinnigen Fürsten willkommenen Anlaß, nach allen Seiten hin dem Range gemäß sich zu zeigen, den seine politische Bedeutsamkeit ihm anwies. Um auf dem Reichstage von Speier 1544 eine stattliche Tafel halten zu können, wurden sechsundbreißig „kleine Silber" und vier silberne Schalen neu angefertigt, die Anfänge eines silbernen Tafelservices, welche nach der Heimkehr mit den 1543 von Kaiser Karl V. erhaltenen Geschenken, einer goldenen Kanne und zwei goldenen Trinkgeschirren, in die Kammer zur Verwahrung abgegeben wurden.

Auch der Nachfolger des Kurfürsten Moritz, Kurfürst August, war unablässig bestrebt, seinem Hofe ein, den fortgeschrittenen Anforderungen der Renaissance entsprechendes Ansehen zu verleihen. Für das Gewerbe der Juweliere, Goldarbeiter und Silberschmiede führte dieser erhöhte Hofglanz ergiebige Zeiten herbei. Die Fürstlichkeiten beschenkten sich unter einander häufig mit Erzeugnissen der Werke der Kleinkunst, mit edlen Rossen, kostbaren Stallgeschirren, Utensilien zu Kampf- und Ritterspielen. Auch war es Sitte an den Höfen geworden, daß die Gesandten, Neuvermählte, Gevatterschaften, Dedicationen von Schriften ꝛc. mit Verehrungen in Schmuucksachen, Ketten mit Bildnissen, vergoldetem und silbernem Geschirr „vergnügt" wurden. Kurfürst August, so haushälterisch er sonst war, erwies sich allezeit bei solchen Anlässen freigebig und die dicken Folianten der Kammerrechnungen aus seiner Regierungszeit bezeugen

seine fürstliche Liberalität in tausendfachen Einträgen über Ankäufe von Kostbarkeiten. Kurfürst August war anscheinend auch der erste sächsische Landesfürst, der Gold- und Silberschmiede zu regelmäßiger Beschäftigung eigens in den Hofdienst nahm und zu diesem Behuf auch Ausländer nach Sachsen zog. Nürnberger und Augsburger Künstler sinden sich zu Ausführung feinerer Goldarbeiten schon damals in Dresden vor oder versorgten aus ihren heimischen Werkstätten den sächsischen Hof. Was unter diesem Fürsten zur Vermehrung der Schätze der Silberkammer geschehen, ergiebt sich aus dem nach seinem Ableben aufgestellten Inventar. Acht Schränke waren bereits nöthig, um das Silber des Kurfürsten August und seiner Gemahlin Kurfürstin Anna zu bergen und darunter befanden sich wahre Prachtstücke von hohem Werth.

Kurfürst Christian I. war in noch höherem Grade, als sein Vater, der Prachtentfaltung seines Hofes zugeneigt und noch freigebiger in seinen kostbaren Geschenken, bevorzugte aber, mit geringen Ausnahmen, das inländische Kunsthandwerk, das demzufolge ersichtliche Fortschritte machte. Als die bedeutendsten einheimischen Künstler in dieser Zeit und unter der Regierung des Kurfürsten Christian II., der für eine glänzende Hofhaltung noch mehr Sinn hatte, treten Daniel und Johann Kellerthaler auf. Zu Daniel Kellerthaler's bedeutendsten Arbeiten gehört ein in der evangelischen Hofkirche zu Dresden befindliches Gießbecken mit Kännchen von vergoldetem Silber in reicher getriebener Arbeit, auf drei Muschelgruppen ruhend, mit ausgezeichneter Figur des Heilandes als Kind. Von der Zunahme des Silbers in dieser Zeit giebt das Inventar Kunde, das nach Christian II. Tode am 26. Februar 1612 aufgenommen wurde. Dasselbe ist auch insofern von Bedeutung, als in diese Zeit die definitive Scheidung zwischen Silberkammer und Kunstsammlungen fällt. Dieses Inventar führt bereits 16 große, 79 mittlere, 163 kleine Messer und Gabeln von Silber, 89 vergoldete silberne Schalen, 49 vergoldete silberne Teller, 161 silberne Teller, 138 silberne Löffel, theilweise vergoldet, 20 theils silberne, theils silbervergoldete Gießbecken, eine große Anzahl silberner Becher, 9 Marschalls-, 15 „Trinkmarschalls"-Stäbe ꝛc. auf.

Unter den nächstfolgenden Regenten geschah wenig von Erheblichkeit, die Schätze der Silberkammer zu vervollständigen und zu vergrößern. Die Drangsale der dreißig schweren Kriegsjahre geboten Einschränkungen. Erst die Regierungen der Kurfürsten Johann Georg II. und III. brachten wiederum bessere Zeiten. Aus den Ausgabeetats dieser Fürsten ist zu ersehen, wie freigebig die letzteren mit Geschenken von Silbergeschirr aller Art, vom kunstreichen Gießbecken an bis zum kleinen Becher herab, an fürstliche, adelige und bürgerliche Personen, an Personen des Hofstaats, an Räthe, Doctoren und Beamte verfuhren, so daß alljährlich allein an die Augsburger Goldschmiede Riedel und Krahmer für Silbergeschirr 8400 Thlr. verausgabt wurden. Zweifellos sind die dafür gelieferten Arbeiten und Werthe auch der Vervollständigung des kurfürstlichen Zimmer- und Tafelmobiliars zu Gute gekommen. Unter Johann Georg III. bestand das Hofsilber bereits aus sieben vollständigen Services und unter den Gegenständen für den persönlichen Gebrauch des Kurfürsten wird ein großer Schwenkkessel mit zugehöriger Kanne aufgeführt. Das Personal der Silberkammer belief sich zur Zeit des Kurfürsten Johann Georg IV. auf 36 Personen unter der Direction des Silberkämmerers Gleichmann.

Mit dem Regierungsantritt des Kurfürsten-Königs Friedrich August I. entfaltet sich am sächsischen Hofe, wie für alle Zweige der Hofhaltung, so auch für die Silberkammer, ein Glanz, ein Reichthum und zugleich ein kunstsinniger Geschmack, der alles Bisherige weit hinter sich läßt und dessen Schöpfungen zum großen Theile noch heute in den Schätzen der Hofsilberkammer vorhanden sind. Als dieser Monarch, dazumal noch Prinz, in den Jahren 1687 und 1688 in Versailles war, hatte er die dort herrschende Pracht kennen gelernt und daran sich ein Muster genommen. Die Prachtentfaltung seines Hofes war die glänzendste seines Zeitalters, aber, was mitunter nicht entsprechend gewürdigt wird, mit diesem Glanz Hand in Hand ging ein feinsinniges Kunstverständniß. Nicht allein die großen Gold- und Silberlieferanten in Augsburg, welche großentheils wirkliche Künstler waren, wurden durch großartige Bestellungen in Nahrung gesetzt, sondern Meister von Ruf in der Goldschmiedekunst und Silberarbeit auch nach Dresden gezogen. Die Namen Dinglinger, Gerbeck, Ingermann, die beiden Irminger nehmen hierunter die erste Stelle ein. Was in dieser Hinsicht während der Regierung des Kurfürsten-Königs Friedrich August I. geleistet und zu Stande gebracht worden ist, davon bot das im Jahre 1730 abgehaltene Lustlager bei Zeithayn ein interessantes Schaubild. Dieses „Campement bei Radewitz", wie es nach den Oberhofmarschallamtsacten officiell benannt wurde, ist vielleicht die größte administrative Leistung, welche je in einer königlichen Hofhaltung bewältigt worden ist. Nachweislich wurden die Vorbereitungen dazu seit Jahresfrist getroffen. Der Oberküchenmeister Frhr. v. Seyffertitz hatte das schwierige Amt der materiellen Versorgung von zwölf Herrschafts- und Diensttafeln in zwölf verschiedenen Locales. Dieselben fanden theils im königlichen Feldlagerpalais, theils in den dazu bestimmten Zelten statt und wurden in die drei ersten oder goldenen, die fünf silbernen und die vier zinnernen eingetheilt. Bei dieser Gelegenheit tritt die Anzahl von vorhandenen Services zum ersten Mal in ihrer Vollständigkeit auf; wir finden genau verzeichnet, was seit langen Jahren in der Silberkammer angesammelt worden war. Diese zwölf Tafeln waren:

Die erste goldene Tafel, für den König von Preußen bestimmt, hatte zum „Directeur" den Oberhofmarschall Frhrn. v. Löwendal und wurde von Pagen, Türken und 36 Cadets bedient. Das Goldservice dazu war 1730 aus der königlichen Chatouille für den Preis von 4000 ℳ vermehrt worden.

Die zweite goldene Tafel, für den Kronprinzen von Preußen und andere Fürstlichkeiten, war vom Oberküchenmeister Frhrn. v. Seyffertitz präsidirt; zur Bedienung waren Lakaien, zum Speisenauftragen 36 Grenadiere beordert.

Die dritte goldene Tafel, welcher der Hofmarschall v. Haugwitz vorstand, für Prinzen und andere vornehme Gäste, war von Heiducken und 36 Janitscharen bedient.

Der vierten, der preußischen Silbertafel, präsidirte Graf Lynar; 8 Bockpfeifer servirten und 36 Grenadiere trugen die Speisen auf.

Die fünfte, die polnische Silbertafel, wurde vom Kammerherrn v. Unruh geleitet und von 12 Mohren und 36 Janitscharen bedient.

Die sechste, die Fremdentafel, hatte der Kammerherr v. Löwendal unter sich und sie wurde von 8 Bockpfeifern und 36 Grenadieren servirt.

Der siebenten, der Marschallsilbertafel, stand ein königlicher Kammerjunker vor; 12 Mohren und 36 Janitscharen servirten.

Der achten, der Officiertafel, wurde auf Zinn servirt und hatte dieselbe den Generalquartiermeister v. Renard zum Vorsitzenden.

Die neunte, zehnte und elfte Tafel für Subalterne wurden gleichfalls auf Zinn von Stalleuten und Janitscharen bedient.

Die zwölfte war die Damentafel, welcher im Feldpalais des Königs unter der Leitung des Kammerherrn v. Bomsdorf auf Silber servirt war: für die Gräfinnen Orzelska, Pociey, Bielinska, Gilleis und Frau v. Prohengrues. Diese Damen wurden von ihren eigenen Leuten bedient.

Zum Mobiliar dieses Lustlagers gehörten auch die großen Schwenkkessel, ein jeder angeblich 4 Centner an Silbergewicht,

von denen je zwei in jedem der vier im Hauptlager des Königs befindlichen Speisezelte aufgestellt waren.

Als nach dem Tode des Kurfürsten-Königs Friedrich August I. eine Revision der Silberkammer vorgenommen wurde, ergab sich folgender Bestand:

1) ein silbernes mattvergoldetes Service mit dem gestochenen sächsisch-polnischen Wappen;

2) ein silbern-glanzvergoldetes Service;

3) 12 Stück silberne Epargnen (worunter ein Plateau mit aufgesetzten Schalen, Essig- und Oelflaschen, Büchsen, Leuchtern ꝛc. zu verstehen ist), ein Bestandtheil des „Surtout de table", der seit dem 18. Jahrhundert in Frankreich zu einem geschmackvollen Arrangement des Desserts diente;

4) ein silbernes Service, das auf den Reisen des Hofes nach Polen, auf den Jagden und bei den Hofjagdlagern zu Hubertusburg, Torgau und Pillnitz in Dienst gestellt wurde;

5) ein silbernes Service, das 1739 aus dem nach dem Aussterben der Merseburger Seitenlinie an den Dresdner Hof gefallenen Merseburger Hofsilber vervollständigt wurde;

6) ein silbernes Service, das auf Jagden, Reisen nach Polen, in Leipzig ꝛc. benutzt und ebenfalls 1739 aus dem Merseburger Silber completirt wurde;

7) ein silbernes Service, gleichfalls vielfältig auf Jagden und Reisen im Gebrauche;

8) das „godronnirte" Silber der ehemaligen kurprinzlichen Silberkammer;

9) das vergoldete silberne kurprinzliche Service, darunter vier vergoldete Jagdbestecke mit Messern, Gabeln, Löffeln, Markziehern und Salzfäßchen in Futteralen;

10) diverse Bestecke aus der kurprinzlichen Silberkammer;

11) aus purem Golde drei vollständige Bestecke nebst Eierlöffeln;

12) vergoldetes und weißes Silber aus der kurprinzlichen Silberkammer, darunter ein großes „godronnirtes" vergoldetes, rundes Gießbecken mit Kanne, ein „passicht" dergleichen Gießbecken mit Kanne, ein weiß godronnirter Schwenkkessel;

13) vergoldeter Waschinentkessel und weißes Silber, darunter vier silberne, inwendig vergoldete Schwenkkessel;

14) das alte sächsische Service, von dem speciell sechs mit der Chiffre König August II. und mit Figuren versehene Leuchter erwähnt werden;

15) das von der Königin Christine Eberhardine hinterlassene Service;

16) das zur Ostermesse 1730 von Güllmann in Augsburg gekaufte Silber, das 1738 und 1743 durch Ingermann umgearbeitet wurde;

17) das von Penty' sel. Erben gekaufte Silber, das 1733 und 1738 eingeschmolzen wurde;

18) das Bretschneider'sche Service, das 1730 erkauft worden war;

19) das Lützelburgische Service, das 1733 aus der Hofhaltung der Herzogin von Holstein zurückgelangte;

20) 2 massiv silberne, 13 schwarze, mit silbervergoldeten, bez. silbernen Beschlägen versehene Marschallstäbe;

21) ein silberner Confectaufsatz, von Ingermann 1733 geliefert;

22) verschiedene Einzelstücke an Löffeln, Messern, Gabeln ꝛc. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

August von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart. Zusammengestellt von W. von Kotzebue. Dresden 1881. Wilhelm Baensch Verlagshandlung.*)

Die literarischen „Rettungen" stehen heutzutage in einem etwas üblen Rufe, und gar leicht möchte es der Fall sein, daß auch dem vorliegenden Buch keine allzugünstige Aufnahme zu Theil wird. Die Berechtigung des Verfassers freilich, eine solche Rettung zu unternehmen, steht — wenigstens nach einer Seite hin — außer allem Zweifel. Er genügt einem Acte der Pietät, wenn er das Andenken des Vaters von den Flecken, mit welchen Mitwelt und Nachlebende ihn — allzureichlich — versehen, zu reinigen beabsichtigt; er ist auch in der Lage, aus den Familienpapieren manchen Aufschluß zu geben. Eine andere Frage ist es, ob er die Fähigkeit gehabt, parteilos seines freiwillig übernommenen Amtes zu walten und weiter: ob sein guter Wille nicht durch Mangel an Kritik aufgewogen wird. Wir müssen dem Hrn. Verfasser es zum Ruhme anrechnen, daß er ernstlich bestrebt gewesen ist, die Pflicht eines Geschichtschreibers sine ira et studio zu erfüllen. Er hat sich von vornherein der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß heutzutage in der Literaturgeschichte und in der Geschichte über Kotzebue, den Menschen sowol als den Schriftsteller, ein einmüthiges Verdammungsurtheil ausgesprochen wird, daß einst die Zeitgenossen in seltener Einstimmigkeit ihrer Abneigung und ihrem Widerwillen gegen die Persönlichkeit Kotzebue's Worte geliehen haben. Ja selbst das blutige Ende des Vielgeschmähten hat nicht vermocht, mildere Anschauungen zu erwecken, so sehr man den Mord verabscheute und wegen seiner Folgen beklagte, ebensowenig hat sich eine Stimme erhoben, die da erklärte, daß Alles, was auch geschehen, was auch gesündigt, reichlich durch den Tod gesühnt sei und das Andenken Kotzebue's als eines solchen, der in die Seele des deutschen Volkes viel Aussaat geworfen, segensreich fortleben werde. Das geschah nicht, das konnte nicht geschehen, denn nimmermehr ist es wegzuleugnen, daß ein ursprünglich reich veranlagtes Talent doch schließlich nur Werke geschaffen hat, die nur für kurze Stunden wirkten und keinen Nachhall in der Seele zurückließen, weder höher, noch guter Art. Kotzebue war kein Lehrmeister der Nation, und nichts ist vielleicht falscher als ein Urtheil, das bald nach seinem Tode über ihn gefällt wurde (vergl. S. 85): „Wenn man Schiller mit Aeschylus und Goethe mit Sophokles vergleicht, so könnte man Kotzebue vielleicht mit Euripides vergleichen!" Noch heute leben die Dramen des Euripides in ewiger Jugendfrische fort, Kotzebue dagegen ist fast ganz vergessen und kaum mehr gelesen, von den zahlreichen Stücken, die er für das Theater geschrieben (es sind nach Angabe des Sohnes 211), hat sich kein einziges als dauernd lebensfähig erhalten; was von ihnen noch aufgeführt wird, dient dazu, reisenden Schauspielern Gelegenheit zu geben, sich in gewissen Paraderollen dem Publicum zu zeigen.

Der Hr. Verfasser hat denn auch einen verhältnißmäßig kleinen Raum in seinem Buche zur Beleuchtung der Frage, was Kotzebue als dramatischer Dichter geleistet, bestimmt. Er hat deutlich erkannt, daß der Vorwurf, den bereits die Zeitgenossen gegen Kotzebue erhoben, den man noch heute immer wieder und wieder aussprechen hört, er sei ein russischer Spion und der Verräther seiner deutschen Landsleute an Rußland gewesen, am schwerwiegendsten sei. Im Grunde handelt es sich um das vielbesprochene Bulletin, das an den Jenaer Historiker Luden gekommen, durch diesen veröffentlicht wurde. Leider müssen wir aber gestehen, daß der Hr. Verfasser bei Beleuchtung dieser Frage recht unkritisch zu Werke gegangen ist. In der Oken'schen Zeitschrift „Isis" (Jahrgang 1818) ist das nöthige Material gegeben, um Luden's Verhalten genau prüfen zu können. Verfasser behauptet (S. 122), daß der Abschreiber Kotzebue's, „der französischen Sprache nicht sehr kundig, sich einiger zweifelhafter Stellen wegen an Luden

*) Das zweite Capitel: Goethe und Kotzebue, von dem Frhrn. Woldemar von Biedermann, ist bereits in unserem Blatte, Nr. 104, 105 des Jahrgangs 1880, gedruckt.

gewandt habe". Dieser habe aus der ihm so übergebenen Abschrift Auszüge gemacht, um sie in der von ihm redigirten „Nemesis" ohne Vorwissen Kotzebue's abdrucken lassen. „Sollte das wol unverfänglich sein?" frägt unser Apologet. Durch Luden's eigene Erklärung („Isis" S. 203) steht aber fest, daß ihm wirklich die Auszüge aus dem bewußten Bulletin zugeschickt sind, und komisch wäre es doch gewesen, wenn der Kotzebue'sche Abschreiber von Weimar aus, wo diese Bulletins redigirt wurden, eigens nach Jena herübergewandert wäre, um Luden wegen einiger Worte, die er nicht lesen konnte, zu befragen. In Wahrheit hat der Copist (vgl. „Isis" S. 762) den mit ihm in einem Hause zu Weimar wohnenden Dr. Lindner um Rath gefragt, welcher aufmerksam geworden sich das Manuscript ausbändigen ließ. Dieser Dr. Lindner hat dann die eigenhändig gemachten Auszüge mit einem anonymen Brief an Luden gesandt. Das steht unzweifelhaft fest durch die im Wortlaut mitgetheilten Entscheidungsgründe des Leipziger Schöffenstuhls, an den von Weimar aus die Acten in dem, auf Kotzebue's Klage gegen Luden, Oken und Wieland (als Veröffentlicher des Bulletins) angestrengten Criminalproceß zur Entscheidung mitgetheilt waren. Wir können uns nicht denken, daß dies wahre Sachverhältniß dem Hrn. Verfasser unbekannt geblieben ist. Ist es wirklich der Fall, so muß seiner ganzen Arbeit Flüchtigkeit in der Benutzung der einschlagenden Quellen vorgeworfen werden; hat er aber die betreffenden Actenstücke gekannt, so steht die Sache schlimmer. Und auffallend ist es doch, daß Vers. das ganze Bulletin, das zu jenen tiefaufregenden Verhandlungen damals Veranlassung gegeben, als überaus harmlos hinstellt. Die geringfügigen Auszüge, die sich in der „Isis" finden, bezeugen das Gegentheil. Leider war es uns nicht möglich, den vollen Wortlaut einsehen zu können, denn von der „Nemesis" wurde die betreffende Nummer confiscirt, in der „Isis" der Abdruck verboten; Wieland's „Volksfreund", in welchem das Bulletin sich finden soll, blieb uns unzugänglich. Es wäre wol angezeigt gewesen, daß Vers. einen vollständig genauen Wiederabdruck geliefert hätte. Auch in Bezug auf die anderen Bulletins, die bis jetzt gänzlich unbekannt geblieben, wäre dies erwünscht. Vers. sagt zwar (S. 126): „Ich habe mir die Mühe gegeben, einzelne jener im Entwurf mir vorliegenden Bulletins genau durchzusehen und kann keine übelwollende Verunstaltung der besprochenen Schriften in denselben finden." Sein Wort in allen Ehren! Aber wird man nicht doch immer und immer wieder verlangen, daß nicht der Sohn oder der Apologet die Vertheidigung führt, sondern Kotzebue selbst? Man gebe uns die echten Actenstücke, die er nach Rußland sandte, man gebe uns — und das wäre (falls sie noch vorhanden) wol das Beweisendste — die Instruction, die ihm vom russischen Kaiser aus gegeben worden ist. Daß Kotzebue in einem Briefe an seine Mutter (S. 119) die Sache so dargestellt, daß er nur von „allen neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht ꝛc. in Deutschland und Frankreich in Umlauf kommen", monatlichen Rapport an den russischen Kaiser erstatten solle, daß er meint, daß er dadurch für das russische Reich unendlich viel Gutes stiften könne, daß endlich der Großherzog Karl August von Weimar diese Thätigkeit Kotzebue's als eine rein literarische angesehen zu haben scheint, beweist doch schließlich gar nichts gegen die Auffassung, welche der größte Theil der damaligen Mitlebenden getheilt hat, Kotzebue habe eine politische Mission in Rußlands Sold gehabt.

Unerklärlich ist uns stets ein Umstand gewesen. Kotzebue zeigt sich beim Beginn der großen Kriege gegen Napoleon als der unerbittlichste Feind des Imperators, seine Feder ist nie in dem Kampfe, den sie gegen die Franzosen zu führen hatte, ermattet. Wie kommt es, daß die Artikel, die er im „Freimüthigen", in der „Biene", in dem russisch-deutschen „Volksblatt" veröffentlichte und die wahrhaftig mit vollster Energie zum Kampfe gegen den Corsen aufforderten, in den Seelen der deutschen Patrioten gar keinen Nachklang fanden, das deutsche Volk selbst „kühl bis ans Herz hinan" ließen? Das ist eins der psychologischen Räthsel, die uns die Geschichte bisweilen aufgiebt. Dasselbe deutsche Volk, das Fichte's Worten anbächtig lauscht, das die kernhaften Lieder seiner Sänger in froher und stolzer Hoffnung singt, das Schill's verwegene That jubelnd vernimmt, das endlich wie ein Mann auf des Königs Ruf zu den Waffen greift — es scheint Kotzebue's Stimme nicht einmal gehört zu haben! Sollte wirklich das Andenken an eine literarische Jugendsünde, an jenes wunderliche Pasquill „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn" noch übermächtig gewesen sein? Der Vers. scheint es, nach vielfachen Andeutungen, die er darüber giebt, zu glauben. In dem ersten Capitel seines Buches hat er im Ganzen unparteiisch über diesen Vorfall gehandelt. Wir haben das bewußte Büchlein infolge der gegebenen Anregung gelesen und wir gestehen, erst nach der Lectüre ist uns klar geworden, wie man einst auf die Entdeckung des Vorsfassers sahnden, wie man dem endlich Erkannten mit dem grimmigsten Hohn begegnen konnte. Nicht das hat damals die Welt aufgeregt, daß der verrusene Bahrdt, den jeder anständige Mensch verachtete, hier an den Pranger gestellt war; nicht der Umstand, daß die Nicolai, Gedicke, Biester, Boie und Genossen, die in den von ihnen geleiteten Zeitschriften als Führer der Aufklärung auftraten, hier in schimpflichster Weise handelnd, und zwar mit voller Namensnennung, auftraten; nicht das Versteckspielen auf dem Titel, das den geachteten Freiherrn v. Knigge als Verfasser angiebt; nein — die Mitwelt stand hier einem Schmutz des Denkens und der Phantasie gegenüber, wie sie ihn noch niemals, so lange Guttenberg's Kunst erfunden, mit schwarzen Lettern auf weiß Papier gebannt, gesehen hatte. Herder sagte einmal: man besände sich bei den Kotzebue'schen Stücken immer in einem feinen Bordell! Bei diesem Stück wähnt man in Sodom und Gomorrah zu sein! Alles, was Kotzebue durch seine bisherigen Dichtungen an Ansehen und Ruhm bei seinen Zeitgenossen erlangt, war wie mit einem Schlage verwischt. „Die Fluth von Stücken und Schriften der verschiedensten Art, die er seitdem ausgoß — sagt einer unserer besonnenen Literarhistoriker — konnte den Makel nicht von ihm abwaschen."

Es ist hart, ein Verdammungsurtheil aussprechen zu müssen! Es ist noch härter, dem Manne, der aus reiner Kindesliebe die Vertheidigung des Vaters gegen alle Welt, und gewiß in dem schmerzlichen Vorgefühl, daß er nicht eine Freisprechung erzielen werde, führt, gegenüber zu treten und seine Mühen abweisen zu müssen. Wir glauben ja gern, daß Kotzebue auch verehrungswürdige Eigenschaften gehabt, wir erkennen es bereitwillig an, daß in mancher Hinsicht die Acten noch nicht geschlossen sind; aber das Urtheil, das sich die Nation gebildet hat, scheint doch festzustehen. Wir meinen, daß schon Goethe in dem kleinen, im Februar 1816 entstandenen Gedicht (das aber erst im Jahre 1836 veröffentlicht wurde) Ursache und Wirkung recht erkannt hat.

„Natur gab Dir so schöne Gaben,
Als tausend andre Menschen nicht haben;
Sie versagte Dir aber den schönsten Gewinnst,
Zu schätzen mit Freude fremdes Verdienst.

Könntest Du Dich Deiner Nachbarn freuen,
Du stelltest Dich ehrenvoll mit in den Reihen;
Nun aber hat Dich das Rechte verdrossen,
Und hast Dich selber ausgeschlossen.

Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und Deiner,
So darf er es nicht anders sagen;
Du kannst ihn beim jüngsten Gericht verklagen."

W. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfranco) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 69. Sonntag, den 28. August. 1881.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Die Hofsilberkammer zu Dresden. (Schluß.) — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (F. Lassalle's System der erworbenen Rechte. Friedrich Arnold Brockhaus, geschildert von H. E. Brockhaus).

Briefe aus Paris.

(Die Eröffnung der Elektricitäts-Ausstellung. — „Erinnerungen eines alten Kritikers" vom Grafen Armand v. Pontmartin. — „Der Barfahr" (l'Anecêtre) von Victor Fournel. — Die Wahlen vom philosophischen Gesichtspunkte.)

Paris, im August.

Die Eröffnung der Elektricitäts-Ausstellung, von der man uns Wunderdinge verspricht, die man vermuthlich auch halten wird, war bereits auf den 1. August anberaumt, sie hat aber erst am 10. August stattgefunden; es war die letzte officielle Handlung des Präsidenten der Republik vor seiner Abreise auf sein Landgut Mont-sous-Vaudray, wo er gegenwärtig die Freuden der Villegiatur genießt. Diese Eröffnung, die buchstäblich über Stock und Stein, das heißt über herumstehende und herumliegende Kisten und Kasten und über allerhand noch nicht einmal ausgepackte elektrische Apparate erfolgte, war ein großer Act der Langmuth von Seiten des Hrn. Präsidenten; was man ihm zeigen konnte, war noch ganz unvollendet und eines officiellen Besuches noch keineswegs würdig; der Hr. Präsident hat auch das, wie so vieles Andere, stillschweigend hingenommen und hat nur bei seiner Abfahrt geäußert: „nach dem Gesehenen habe er die Ueberzeugung, daß die Ausstellung Hervorragendes zu leisten im Stande sei, wenn sie einmal fertig sein werde." Sie ist aber bis heutigen Tages noch nicht fertig! So lange die von der Place de la Concorde nach dem Industrie-Palaste in den Champs-Elysées, wo die Ausstellung stattfindet, angelegte elektrische Eisenbahn dem Publicum noch nicht zugänglich gemacht sein wird, so lange man die Ausstellung in den Abendstunden noch nicht in das in Aussicht gestellte blendende Meer elektrischen Lichtes getaucht sehen kann, so lange die Säle noch nicht alle geöffnet und die Maschinen noch nicht alle in Gang gesetzt sein werden, so lange mit einem Worte dieser große internationale Wettstreit nicht die volle und glänzende Entwickelung seiner bewunderswerthen Mittel verwirklicht und erfüllt haben wird, so lange ist die Ausstellung noch nicht als wirklich eröffnet zu betrachten und es ist noch kein Urtheil über dieselbe möglich. Die endliche Erfüllung der in Aussicht gestellten Wunderdinge wird von Seiten der Leiter der Ausstellung auf den 1. September zugesichert. Ich constatire dieses Versprechen und hoffe in meinem nächsten Briefe den Lesern dieser Blätter eine getreue Schilderung dieser wichtigen Ausstellung geben zu können, die den löblichen Zweck hat, die Anwendung der Elektricität zu vulgarisiren; wenn das Unternehmen gelingt, kann es uns in dieser Richtung um fünfzig Jahre vorwärts bringen; es scheint also der Mühe werth, dasselbe mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Für heute bitte ich um die Erlaubniß, die Aufmerksamkeit der Leser auf einige literarische Novitäten richten zu dürfen, die beim Pariser Publicum großen Anklang gefunden haben. Sie bilden einen wohlthuenden Gegensatz zu den unerquicklichen und unsauberen literarischen Productionen, mit denen Hr. Emil Zola und die leider keineswegs geringe Anzahl seiner Schüler, Anhänger und Nachbeter den hiesigen Büchermarkt noch immer überfluthen. Das soeben erschienene Werk des Grafen Armand v. Pontmartin: „Erinnerungen eines alten Kritikers" trägt uns auf angenehme Weise hinweg aus der ungesunden Sphäre jener Materialisten, die der modernen französischen Literatur weder zur Zierde noch zur Ehre gereichen. Der Graf v. Pontmartin, dem Namen und der Gesinnung nach ein Grandseigneur von reinstem Wasser, ist doch vor allen Dingen Kritiker und Journalist und zwar ein alter Journalist, der lange gelebt und demnach, wie Goethe sagt: viel erlebt hat. Diese reichen Erlebnisse seiner langjährigen journalistischen Thätigkeit in dem bunten und wechselvollen Pariser Leben hat Hr. v. Pontmartin in seinem neuen Buche recht anziehend zusammengefaßt. Ich bitte um die Erlaubniß, einige dieser Erinnerungen hier wiedergeben zu dürfen.

Hr. v. Pontmartin beschreibt uns z. B. die erste Aufführung eines Shakespeare'schen Stückes, die hier in Paris im Jahre 1827 im Theater des Odeon stattgefunden hat. Daß sind also kaum vierundfünfzig Jahre her. Hr. v. Pontmartin irrt indessen, wenn er dies als die erste Shakespeare-Aufführung in Paris bezeichnet, denn es hatte schon fünf Jahre vorher im Theater der Porte Saint-Martin ein derartiger Versuch stattgefunden, der aber im Publicum einen solchen Sturm des Unwillens und der entschiedensten Opposition hervorrief, daß die Polizei der Vorstellung ein Ende machen mußte. Dies ereignete sich im Jahre 1822, kurz nach dem Tode Napoleon's I. auf der Insel St. Helena. Alles, was damals in Frankreich auf den Titel eines „Patrioten" Anspruch machte — und die Zahl war nicht gering —, alle Anhänger des gestürzten Kaiserreiches hatten geschworen, daß man auf einer französischen Bühne kein englisches Werk, und wäre es selbst eine Tragödie von Shakespeare, ungestraft zur Aufführung bringen solle. Hieraus erhellt, daß es damals schon in Frankreich zugegangen ist wie heute, und daß damals wie heute die Politik sich in Alles gemengt hat. Im Jahre 1822 wie später im Jahre 1827 waren es namentlich die Romantiker mit Victor Hugo an der Spitze, die Shakespeare durchaus auf die französische Bühne bringen wollten; die Romantiker waren damals Royalisten, Victor Hugo selbst war ein eifriger Royalist — in dieser Beziehung hat sich freilich auch Manches geändert!! —, die Gegner Shakespeare's dagegen, die sich unverfroren genug „Classiker" (classiques) zu nennen wagten, waren Bonapartisten und sogenannte Patrioten, das heißt angehende Republicaner. Hr. v. Pontmartin, ein eifriger Anhänger Shakespeare's, gehörte unter die Romantiker; er stand mit seiner Ansicht nicht allein, im Gegentheil, er hatte viele Gesinnungsgenossen und unter denselben, wie er sich zu bescheiden ausdrückt: „Einige, deren Namen später bekannt geworden sind." In der That, unter diesen Shakespeare-

freundlichen Gesinnungsgenossen befanden sich Männer wie Victor Hugo, Alfred v. Vigny, Eugen Delacroix, Alfred v. Musset, Sainte-Beuve, Theophil Gauthier, Philarète-Chasles, mit einem Worte, die ganze literarische Generation von 1830, die Morgenröthe einer neuen Kunst, der gesammte Romantismus!

Es gelang denn auch endlich den Romantikern, allerdings erst nach harten Kämpfen und mit vieler Mühe, eine Aufführung von Shakespeare's „Romeo und Julie" durchzusetzen. Am Abend der Vorstellung hatten die Gegner des großen englischen Dichters ihr Hauptquartier im Café Voltaire, dem Odeontheater ganz nahe, aufgeschlagen. Ihre Zahl, die nicht unbedeutend war, wurde plötzlich noch durch einen Marineofficier verstärkt, der in voller Uniform und in Begleitung von sechs Matrosen, die sämmtlich mit Pfeifen bewaffnet waren, wie ein Orkan in das Kaffeehaus stürmte und eine Bowle Punsch für „zwölf" Mann bestellte. Die antishakespearischen Gesinnungen dieses Officiers mit seiner Escorte, die ein respectables Contingent von Pfeifern, Zischern und im Falle eines Handgemenges auch von Kämpfern abgegeben haben würden, konnten nicht in Zweifel gezogen werden. Hr. v. Pontmartin, der den Officier glücklicher Weise persönlich kannte, schritt mit der seierlich ernsten Anrede auf ihn zu: „Unglücklicher, was wollen Sie thun! Ich glaube wirklich, daß Sie die Absicht haben, Shakespeare auszupfeifen!" „Ich mache mir den Kuckuck aus Shakespeare," lautete die Antwort des Officiers, „aber ich will Wellington auspfeifen, ich will Hudson Lowe auspfeifen, ja ich will die ganze englische Nation auspfeifen, die meinen Kaiser gemaßt und gemartert hat und meine Matrosen hier theilen vollständig meine Ansicht." Dem beweglichen Zureden Pontmartin's gelang es endlich, dem Officier das Versprechen abzuringen, daß er das Stück erst anhören wolle, bevor er sich zu Thätlichkeiten entschlösse. Der Officier hielt sein Versprechen, er hörte das Stück an, er ward davon ergriffen, er gab seinen Matrosen ein Zeichen und die urspründlich beabsichtigte Pfeifmanifestation verwandelte sich in einen Beifallsdonner — Shakespeare hatte gesiegt!

Eine andere nicht minder pikante Erinnerung des Hrn. v. Pontmartin ist die „Geschichte eines Klaviers". Der berühmte Pianist Thalberg spielt darin die Hauptrolle. Der große Künstler hatte sich dem Schicksale nicht entziehen können, von dem so viele Sterbliche erreicht werden, er hatte sich verliebt und zwar in eine schöne, junge Wienerin. Die Dame seines Herzens hatte dem Künstler um den Preis ihrer Hand die harte Probe auferlegt, daß er ein ganzes Jahr lang kein Klavier berühren solle. Thalberg hatte diese für ihn höchst peinliche Prüfung angenommen. Ein Jahr lang der Freuden seiner Kunst beraubt, war er wie ein geschlagener Mann durch ganz Europa geirrt; am 30. April endete sein Prüfungsjahr; am 29. traf er mit dem Grafen Pontmartin in Avignon zusammen und entdeckte in dessen Salon einen prächtigen Flügel von Erard — er kann der Versuchung nicht widerstehen, setzt sich ans Klavier und spielt einen kürzlich von ihm componirten Trauermarsch. An demselben Tag und genau um dieselbe Stunde stirbt seine Braut in Wien! Man meint ein Märchen von Hoffmann zu lesen. Glücklicher Weise enthält indessen die „Geschichte eines Klaviers" auch heitere Episoden. Eine zweite Zusammenkunft des Hrn. v. Pontmartin mit Thalberg führt uns in die Cité d'Orléans in Paris ein; diese Cité d'Orléans war ein von lauter berühmten Menschen bewohnter Häusercomplex, ein wahrer Bienenstock, dessen Königin Madame Sand war. Vier und zwanzig verschiedene Treppen führten in diesem interessanten Häusercomplex in die Wohnungen berühmter Leute; die Einwohner waren: Adolph Adam, der bekannte Componist, Chopin, Leo Goslan, der talentvolle Romancier, und vor Allen und über Allen: Alexander Dumas, der große Dumas, der unsterbliche Dumas, obgleich er nicht Mitglied der französischen Akademie geworden ist. Dumas hatte in dieser Cité d'Orléans im Jahre 1834 einen Maskenball arrangirt, der legendarisch geworden ist. Der Maler Delacroix hatte die Kostüme dazu gezeichnet und der berühmte Bildhauer Danton hatte kleine Statuetten von Alexander Dumas angefertigt, die er bei dieser Gelegenheit, als italienischer Pifferaro verkleidet, an die Gäste vertheilte. Der Ball endete mit einem Monstre-Galopp, der in der Cité d'Orléans begann und sich wie eine Riesenschlange bis auf den Boulevard des Italiens fortzog, wo er im Café Anglais mit einer Ananas-Bowle endete. Die „Erinnerungen eines alten Kritikers" sind interessant, sie führen uns in eine der schönsten und bedeutendsten Epochen der französischen Kunst.

Ein weiteres kürzlich erschienenes Buch, das ich der Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter empfehlen möchte, hat den Titel: „L'Ancêtre" — der Vorfahr —. Der Verfasser, Hr. Victor Fournel, legt seinem Buche eine originelle Idee zum Grunde. Messire Jean-René de Girvay hat sich im siebenzehnten Jahrhundert nach einem von dem damals berühmten Doctor Petit erfundenen chemischen Proceß lebendigen Leibes einbalsamiren lassen. Nach zweihundert Jahren kommen seine Nachkommen auf den Einfall, den alten Herrn, den „Vorfahren", aus dem silbernen Kasten, in welchem er geruht hat, hervorzuholen und durch die Anwendung einer speciellen Flüssigkeit sein vor zweihundert Jahren künstlich in Stockung gebrachtes Blut wieder in Umlauf zu setzen. Der Proceß gelingt und Messire Jean-René de Girvay, der unter Ludwig XIV. eingeschlafen ist, erwacht plötzlich in dem modernen Paris. Man kann sich leicht vorstellen, in welches Erstaunen, in welch unaussprechliche Verwunderungen dieser moderne Epimenides geräth und vor wie zahllosen Räthselfragen er sich befindet. Sein Kostüm zunächst bringt ihn schon mit der Polizei zusammen, die ihm den Vorwurf macht, daß er sich außerhalb der Carnevalszeit, also unerlaubter Weise verkleidet habe; er wird arretirt und hat somit Gelegenheit, auf dem Wachposten die erste Bekanntschaft mit dem neuen Strafgesetzbuche zu machen. Wie mit dem Kostüm, geht es dem alten Herrn mit allen anderen Dingen; er begreift die moderne Zeit nicht; die neuen Erfindungen: der Telegraph, die Eisenbahnen, das Telephon, der Phonograph erregen wol seine Bewunderung, aber in unheimlicher Weise; als aber die von der Commune angerichteten Verwüstungen und gar die Ruinen der Tuilerien vor ihm auftauchen, verwandelt sich seine Bewunderung in hellen Zorn, er fragt, wozu die modernen Erfindungen genützt haben und was sie für das Glück und die Bildung des Volkes vermocht, wenn trotz ihres Einflusses und trotz ihren Segnungen solche Schandthaten möglich waren. Es wird dem alten Herrn unheimlich in dem modernen Paris und er verlangt in die Ruhe seines silbernen Kastens zurückzukehren; er wird denn auch wieder eingeschläfert, der silberne Kasten wird geschlossen und mit der Inschrift versehen: im Jahre 1909 wieder zu öffnen. Welche Ueberraschungen, so fragt der Autor, werden den „Vorfahren" im Jahre 1909 erwarten?

Auf diese Frage ist schwer zu antworten. Für die Einen wird das zwanzigste Jahrhundert die Erfüllung aller bis jetzt unerreichten Ideale bringen, während es nach der Meinung Anderer den Untergang alles Bestehenden bezeichnen soll. Das neunzehnte Jahrhundert betrachtet bereits wie alle Jahrhunderte, die ihrem Ende nahe sind, das von ihm Vollbrachte, wie man von einem Berge herab den zurückgelegten Weg betrachtet. Niemand möchte den Weg noch einmal zurücklegen; ohne indessen ein laudator temporis acti sein zu wollen, scheint die Frage doch erlaubt, ob alle die Triumphgesänge und die begeisterten Lobeserhebungen unserer Zeit und ihrer Fortschritte ganz gerechtfertigt sind. Die Sitten sind milder geworden, das menschliche Leben hat einen größeren Werth als ehemals, behaupten die Einen. Darauf antworten Andere mit einem Rechenexempel: man zähle die Menschenmasse zusammen, die in den Jahren von 1680—1780

und in den Jahren von 1780—1880 von der Kriegsfurie, den Revolutionen u. s. w. hingemäht worden sind und man wird staunen, wie sehr das Resultat zu Ungunsten unserer sogenannten civilisirten Zeit ausfällt. Man ist im Allgemeinen glücklicher geworden! Darauf antwortet die Statistik, daß die Zahl der Selbstmorde, die im Jahre 1830 fünfzehn hundert betrug, gegenwärtig in Frankreich auf jährlich sechs tausend angewachsen ist. Wir haben wenigstens ein moralisches und geistiges Uebergewicht über unsere Vorfahren erlangt! Hierauf antwortet wieder die unbarmherzige Statistik, daß die Zahl der Irrenhäuser in den letzten fünfzig Jahren hat verfechsfacht werden müssen.

Hieraus ergiebt sich, daß wir trotz aller unserer Fortschritte, Erfindungen und Vervollkommnungen von der Vollkommenheit noch weit entfernt sind. Die Periode unleugbaren Verfalls, die wir gegenwärtig in Frankreich durchzumachen haben und die von den hervorragendsten Männern der Nation mit Trauer constatirt wird, verräth sich namentlich im politischen Leben. In dieser Beziehung befinden sich aber die Franzosen noch immer in einer bei einem so intelligenten Volke ganz unbegreiflichen Selbsttäuschung, die sich nur dadurch erklärt, daß man dem Volke zu viel weiß gemacht hat, ja ihm noch immer zu viel weiß macht. Wenn man einem Volke unaufhörlich vorkaut, daß es groß, erhaben, unvergleichlich, unerreichbar ist, darf es nicht Wunder nehmen, wenn es schließlich an diese unwürdigen Lobhudeleien glaubt. Dem allmächtigen Ludwig XIV. durften wenigstens die Geistlichen auf der Kanzel in den Predigten während der Fastenzeit zuweilen die Wahrheit sagen; dem souverainen Volke, das gegenwärtig in Frankreich anstatt der ehemaligen Könige herrscht, darf aber Niemand mehr die Wahrheit sagen; das Volk ist in dieser Beziehung unleidlicher wie die Könige, man hat es mit ewigen Lobhudeleien verwöhnt. In dieser Beziehung ist während der Wahlperiode, die wir gegenwärtig hier durchgemacht haben, in den öffentlichen Versammlungen wieder ganz Unglaubliches geleistet worden. Man hat dem armen Volke wieder entsetzlich viel weiß gemacht. Das Handwerk der Volksredner hat indessen auch seine bösen Seiten. Das Volk ist nicht mehr so leichtgläubig als früher; es ist nach all den gemachten traurigen Erfahrungen blasirt geworden und seine Blasirtheit spricht sich neuerdings durch Theilnahmlosigkeit in allen politischen Fragen aus. Indifferenz ist der Grundzug, der allgemeine Eindruck, den die soeben stattgefundenen Wahlen hervorgebracht haben. Der Wahlkampf ist absolut ohne Begeisterung geführt worden. Die Politik hat gegenwärtig in Frankreich nichts Verführerisches mehr. Man muß zu tief herabsteigen, um erhört zu werden und zu Würden und Einfluß zu gelangen. Der Neid, diese Geißel aller Demokratien, übt auch in Frankreich seine vernichtende Macht. Man beneidet den Tribunen um seine Beredtsamkeit, den Minister um seine einträgliche Stellung, den durch seine Arbeit reich gewordenen Bürger um das Landhaus, das er sich gekauft. Zu diesem ächt demokratischen Neide gesellt sich eine der Demokratie ebenfalls angeborene Eigenschaft: das Mißtrauen. Das ewig beweihräucherte, aber auch ewig belogene Volk weiß nicht mehr, wem es sich anvertrauen soll; man hat ihm die Kirche, die der Hort und der Rettungsanker der früheren Generationen war, verdächtig gemacht; dieser Bruch hat das Volk unbewußt verbittert; man hat ihm den Glauben an ein höheres Ideal aus dem Herzen gerissen; der Himmel, auf den es gehofft, wird ihm als leer dargestellt; der überwuchernde Materialismus kann die in dem Volksglauben dadurch entstandene Lücke nimmermehr ausfüllen und das Volk wird immer neidischer, mißtrauischer und verbitterter. Da es indessen unter der Sonne nichts Neues giebt, so sind die Scenen, die wir gegenwärtig erleben, nur eine Wiederholung, wenn auch eine abgemilderte Wiederholung, der Annalen der Vergangenheit. Die gegenwärtig handelnden und hervortretenden Persönlichkeiten ragen weder an Größe noch an Verworfenheit an die Acteure der großen Revolution hinan. Die Dantons, Robespierres und Marats von ehemals heißen heute: Gambetta, Clémenceau, Rochefort; die Menschen sind kleiner, unbedeutender und uninteressanter geworden, die Situation ist aber ungefähr dieselbe geblieben und es läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß, wenn der ehrenwerthe Messire Jean-Roné de Givray im Jahre 1909 wieder aus seinem silbernen Kasten hervorgeholt werden sollte, die Situation auch noch dieselbe sein wird. Vielleicht werden die Menschen bis dahin noch etwas uninteressanter werden.

Die Hofsilberkammer zu Dresden.

(Schluß.)

Weitere Inventuren der Silberkammer wurden vorgenommen in den Jahren 1741 — 1743, 1774 — 1788, 1789 und 1876. An Erwerbungen aus dieser Zeit sind zu erwähnen: Die Weißenfelser Silber-Verlassenschaft, welche im August 1747 eintraf, ferner Silber aus der Barby'er Erbschaft, käufliche Erwerbungen von der verw. Oberstallmeister Gräfin Brühl und von der Asa Gräfin Marktinitz im Jahre 1747. Ueber das Schicksal der Silberkammer während des siebenjährigen Krieges sind wenig Nachrichten vorhanden. Was der Kurfürst-König Friedrich August II. zu dem schon vor Ausbruch des Krieges projectirten Aufenthalte zum Reichstag in Warschau an Silber benöthigte, mochte in noch friedlicher Zeit aus Dresden dorthin vorausgeschafft worden sein. Die Galerieschätze und das Grüne Gewölbe waren auf dem Königstein geborgen. Was in Dresden zurückgelassen wurde, stand im Gebrauche des Hofes, der daselbst zurückgeblieben war. Das Versiegen fast aller Einnahmequellen veranlaßte die Kurfürstin-Königin, das Kostbarste der Silberkammer in Versatz zu geben. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß ein Theil der Schätze der Silberkammer auch bei der Kaiserkrönung Leopold II. in Frankfurt a. M. paradirte. Die Ausstattung der kursächsischen Gesandtschaft für diesen Zweck war besonders prächtig. Am 18. Juni reisten der Wahlbotschafter Graf v. Löben und am 20. Juni der Wahlbotschafter Graf v. Schönberg mit einem Gefolge von 200 Personen und 40 Pferden von Dresden nach Frankfurt a. M. ab. Die Grafen Riaucour und Edding, der Reisemarschall Kammerherr Frhr. v. Keyserlingk, die Kammerjunker Marquis de Piatti, v. Metzradt und v. Polenz, die Pagen v. Einsiedel, Marquis de Piatti, v. Könneritz und v. Polenz bildeten die Suite; 45 Schweizergardisten mit 2 Officieren gaben die Ehrenwache ab. Auf den Galatafeln paradirten Prachtstücke des Grünen Gewölbes und der Silberkammer. Die Gesammtkosten der Mission betrugen, einschließlich des in Frankfurt für 10 000 fl. erkauften Galawagens, 37 000 ℛ. Auch zur Kaiserkrönung Franz II. im Jahre 1792 gingen mehrere Wagen mit Effecten der Silberkammer nach Frankfurt a. M. ab. Ebenso haben die Schätze der Silberkammer bei der Pillnitzer Zusammenkunft des Kaisers Leopold II. mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. im August 1791, ferner bei dem russischen Kaiserbesuch vom 11. bis 13. November 1805, sowie an den Festen, welche des Kaisers Napoleon I. mehrmalige Anwesenheit in Dresden veranlaßte, paradirt.

Bei dem Herannahen der Kriegsgefahr im Jahre 1813 gewährte die Festung Königstein wiederum Zuflucht für die Kostbarkeiten des königl. Hauses, denen auch die Hofsilberkammer beigefügt war. Nichtsdestoweniger war die letztere

in dieser Zeit insolge einer Pflichtwidrigkeit des damaligen Festungscommandanten ernstlich gefährdet. Als nämlich im Sommer 1814 in Dresden der Besuch hoher Fürstlichkeiten, insonderheit des Kaisers von Rußland erwartet wurde, verfügte das Generalgouvernement an den königl. Oberschenk v. Tümpling, daß das zur königlichen Hofsilberkammer gehörige, auf dem Königstein verwahrte Silber nach Dresden geschafft und in der Hofsilberkammer daselbst wieder aufgestellt werden solle. Insolge dieser Anordnung verabfolgte der Festungscommandant, Generalmajor v. Warnsdorf, der ausdrücklichen Weisung des Königs zuwider, den in seiner Verwahrung befindlichen Silberschatz an die vom Oberschenk v. Tümpling abgesendeten sächsischen Beamten. Das Generalgouvernement ließ darauf, das königliche Privateigenthum nicht respectirend, denselben nach Leipzig schaffen, um ihn behufs Erlangung von Mitteln zur Hebung des Credits der sächsischen Cassenbillets zu veräußern. Insolge vieler Bemühungen wurde die Ausführung dieses Vorhabens verhindert, dagegen zu Erreichung desselben Zwecks der Schatz bei dem Hause Ewald in Berlin versetzt. Bis 1816 verblieb der verpfändete Theil daselbst und wurde sodann durch die Vermittelung des Leipziger Handlungshauses Frege u. Co., unter der Fürsorge des sächsischen Geschäftsträgers zu Berlin, Legationsrath Breuer, ausgelöst. Der Silberschatz gelangte schließlich unter Escorte eines preußischen Unterofficiers mit sechs Mann Soldaten bis zur sächsischen Grenze, und von da in die alten Räume des kgl. Schlosses zu Dresden unversehrt zurück.

Unter der Hofwirthschaftsdirection des Oberhofmarschalls v. Gersdorff erhielten in den Jahren 1859 und 1860 die Geräthschaften der Hofsilberkammer ihre dermalige für die Besichtigung und Controle gleich zweckmäßige Aufstellung.

Im Jahre 1876 wurde unter Leitung des dermaligen Oberhofmarschalls Frhrn. v. Könneritz ein neues Inventarium der Silberkammer aus Anlaß der inzwischen vielfach vorgekommenen Umarbeitungen und Ergänzungen aufgestellt.

Danach sind dermalen vorhanden

I. an purem Golde:

1) drei Bestecke mit dem sächsisch-polnischen Wappen;

2) drei Eierschälchen, im Jahre 1800 von den Gebrüdern Schrödel hinzugearbeitet;

3) ein neufoconnirtes, geschlagenes und glanzgeschliffenes Mundbesteck von feinem Golde mit der Kurfürstin Wappen gestochen, nebst einem 1800 hinzugekommenen Eierschälchen.

II. an vergoldetem Silber:

1) drei silberne doppelt-matt-vergoldete Epargnen, jede aus 26 einzelnen Stücken bestehend, die ältesten Stücke aus dem Jahre 1718 herrührend;

2) an silbernem doppelt-matt-vergoldetem Service:
vier Terrinen mit Deckeln und Unterschalen,
vier Suppenschalen mit Deckeln,
zwei runde große Schüsseln, mit Einlegetellern, Mittelschüsseln, kleinen Schüsseln, Assietten, Kuchentellern,
acht ovale große Schüsseln, acht mittelovale dergl., acht kleine,
vier passigte Deckel zu Saladièren,
vier runde Mittelschüsselglocken, zwölf kleinere dergl.,
sechszehn Assietten,
zwölf Kuchenteller,
vier große, vier mittlere, vier kleine ovale Glocken,
Saucièren, Lerchenspieschen und zwölf Credenzteller,
240 Tafelteller,
Speisemesser, Gabel und Löffel,
zwei Vorschneide-Messer und Gabeln,
zwei Credenzmesser,
54 Confectmesser, Gabeln, Löffel und Eislöffel,
fünf Martzieher, drei mit Eierschälchen,
zwei Olivenlöffel,
zwei Rechauds,
drei Zuckerbüchsen,
acht Salzfäßchen,
sechs Brotteller,
zwei ovale Schwenkkessel,
sechs große Becher,
sechs Kettenflaschen.

NB. Alle diese Gegenstände stammen nach dem Monogramm aus den Jahren 1718 und 1730, vorwiegend aus dem ersteren her, und sind in Augsburg gefertigt worden.

3) an silber-vergoldeten Leuchtern:
24 große Girandolen,
40 hohe Tafelleuchter,
24 kleine dergl.;

4) Thee-, Kaffee- und Chocoladen-Service;

5) vier große runde Gießbecken und Kannen, zwei kleinere dergl., zwei godronnirte Gießbecken, ein mattvergoldetes dergleichen;

6) allerhand einzelnes vergoldetes Silber, darunter sechs Credenzteller, 24 Stück silberne und vergoldete Bestecke mit fürstlichen Chiffren und Wappen, sechs ganz vergoldete Suppenlöffel, 22 Ragoutlöffel u. s. w.

III. an Silber:

1) eine große Epargne nach französischer Façon in Dresden von dem Hofsilberarbeiter Christian Gottlob Irminger gearbeitet, 125 Mark 10 Loth schwer, das schönste Kunstwerk der Sammlung;

2) sechs vollständige Service mit verschiedenen Monogrammen, das älteste mit dem Monogramm P. J. (Paul Ingermann);

3) an silbernen Leuchtern:
36 Girandolen, 180 Tafelleuchter, 8 „glanzverzeichnete" kleine Leuchter, 424 Spielleuchter, diverse Leuchter neuerer Anschaffung;

4) an silbernem Thee- und Kaffee-Zeuge: vier Kaffeebretter und zahlreiches anderes Silber.

Außerdem bewahrt die Silberkammer die Marschallstäbe, 6 Stück Trompeten, 2 Paar Pauken, von denen 1 Paar mit dem Wappen und der Inschrift Kurfürst Johann Georg III., 1 Paar mit dem sächsisch-polnischen Wappen.

Ferner gesellen sich ihren Schätzen noch bei 7 Tafelaufsätze von Bronze, sächsischen Edelsteinen, Glasmosaik, Krystallglas und Porzellan; sodann von Meißnischem Porzellan gefertigt:

Das Service mit dem sächsisch-polnischen Wappen, nur mit 150 Stück in der Silberkammer, zum größeren Theil im königl. Porzellan-Cabinet aufbewahrt, aus der letzten Regierungszeit des Kurfürsten-Königs Friedrich August I. herrührend. Dasselbe wird vom königl. Hofe bei feierlichen Anlässen in Gebrauch genommen;

das Watteau-Service aus der Zeit des Grafen Marcolini;

das Service mit dem rothen Drachen;

das Service mit blauem und Mosaikrand und Fruchtmalerei, aus der Marcolini'schen Zeit;

das Service mit Goldstab und grünem Band umwunden, aus derselben Zeit;

das Service mit dem gelben Löwen, zu den ältesten Inventarienstücken der Hofsilberkammer gehörend, vielleicht schon zur Regierungszeit des Kurfürsten-Königs Friedrich August I. angeschafft;

zwei Service mit blauer indianischer Malerei;

das Service mit bunten Blumen und Goldrand, im täglichen Gebrauche des Hofes im Schlosse zu Dresden;

verschiedene einzelne Porzellane, weißes schlesisches und englisches Fayence-Porzellan.

An Tafelwäsche birgt die Hofsilberkammer 11 Damastgedecke, das älteste mit polnisch-sächsischem Wappen von 1744, das jüngste von 1870. Unter dem Tischgeräthe befinden sich ferner: eine weißseidene Damastserviette aus der Groß-

Schönauer Fabrik, angefertigt zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum des Königs Friedrich August des Gerechten; eine dergl. dem Könige Anton 1829 überreicht; eine weiß- und grauseidene Serviette mit dem Portrait des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, umgeben von den Wappen der deutschen Zollvereinsstaaten.

Die übrigen Inventarbestandtheile entbehren des kunstgewerblichen oder historischen Interesses.

Leipziger Theater.

Unser Stadttheater trachtet seit langer Zeit nach einer Heroine; doch fanden bisher verschiedene Debutantinnen kein dauerndes Engagement. Es giebt in der That wenig Künstlerinnen in Deutschland, welche auf den Namen einer „Heroine" Anspruch machen können und einige der ersten Hoftheater haben sich mit wenig geeigneten Kräften während langer Zeit beholfen müssen. Man braucht sich unter einer Heroine nicht gerade eine mit dem Schwert und der Fahne bewaffnete Heldenjungfrau zu denken, sondern nur eine Künstlerin, welche hochtragische Aufgaben durchzuführen vermag. Es bedarf dazu nicht gerade einer Hünengestalt; denn wenn auch Clara Ziegler unter den Bühnenheldinnen einen ersten Rang einnimmt, so gilt dies ebenso von Charlotte Wolter, welche nach dem Größenmaß durchaus nicht auf den rechten Flügel der Compagnie deutscher Darstellerinnen gestellt werden kann. Charlotte Wolter ist indeß eine Ausnahme; wenige werden wie sie über die zündende Macht des Affectes und der Leidenschaft gebieten und deshalb wird die Unterstützung durch eine imponirende äußere Erscheinung, wenn sie auch keine unerläßliche Bedingung ist, doch nicht gering zu achten sein.

Ist es doch mit den Helden ebenso schlimm bestellt: wo sind die Macbeth, die Wallenstein, die Lear, wo sind unsere neuen Ebläirs? Die Begünstigung des bequemen Conversationsstückes seitens der Directionen sowie eine Menge von Einwirkungen der Zeit und der Mode haben die Tragödie überhaupt in den Hintergrund gedrängt und die Darstellung hat mehr oder weniger den großen Stil verlernt. Wir bewegen uns hier in einem Kreise von Wechselwirkungen, indem Directionen, Publicum und Darsteller sich gegenseitig herabzustimmen suchen. Die classische Dichtung hat noch immer eine gewisse Autorität und verlangt gebieterisch gelegentliche Huldigungen, wenn diese auch mit unzureichenden Kräften ins Werk gesetzt werden; die neueren Dichter aber, welche Werke im großen Stil der Tragödie schaffen, dürfen nur höchst ausnahmsweise auf eine entsprechende Darstellung rechnen. Tauchen in Deutschland wieder große Begabungen für die Tragödie auf, so wird dies auf die Richtung der dramatischen Poesie und auf ihre Schöpfungen von großem Einfluß sein; ja es wird manches jetzt bei Seite geschobene Werk eine überraschende Wiedergeburt hinter den Prosceniumslampen erleben.

Mit Recht richten die Directoren ihr Augenmerk auf neuauftauchende Kräfte; die alte Garde ist sehr gelichtet und meistens in die Winterquartiere der Hoftheatergastspiele eingerückt. Bei den jüngeren Aspirantinnen fehlt aber, insofge unserer jetzigen Theaterverhältnisse, die gute Schulung, und das Unreife und Naturwüchsige tritt oft störend hervor. Wie schwer das Letztere zu beseitigen ist, dafür ist ein schlagender Beweis, daß die erste Tragödin der Wiener Burg, die geniale Charlotte Wolter, keineswegs immer ein reines und richtiges Deutsch spricht — was soll man da vom grünen Holze erwarten? Frl. Emilie Wald, die jetzt am Stadttheater für das Fach der Heroinen gastirt und bisher als „Maria Stuart" und als Gräfin Orsina in Lessing's „Emilia Galotti" aufgetreten ist, stammt aus dem schönen Lande der Magyaren; sie hat zuerst ungarisch gesprochen, ehe sie deutsch sprechen lernte und so hat sie eine gewisse fremdartige Klangfärbung bisher nicht abzustreifen vermocht. Freilich! hat sie im Lande des Tokaiers auch eine andere Mitgift erhalten, die ihr für größere tragische Aufgaben zu statten kommt: Feuer und Kraft und die Fähigkeit, sich in den poetischen Dithyrambus der Tragiker hinein zu fühlen.

Wir sind den ersten Debuts dieser Darstellerin auf dem Carolatheater bereits mit Antheil gefolgt. Die Bühne der Südvorstadt, die sich jetzt immer mehr dem Operettengenre zuwendet, war indeß keine geeignete Stätte für die Entfaltung ihrer Anlagen. Ihre „Deborah" überraschte uns durch einzelne machtvolle und imponirende Wirkungen, ebenso ihre „Marie Anne". In anderen mehr im Conversationston gehaltenen Stücken war sie weniger am Platze. Am Stadttheater spielte sie zuerst die „Maria Stuart" und wenn auch mit Discretion und Maß, so doch nicht ganz im elegischen Styl. Gegen den „Schatten der Maria" legte ihre Individualität nicht weniger Protest ein, als diejenige der Clara Ziegler; als eine zarte Passionsblume konnten beide ihren besten Willen nicht die schottische Königin darstellen. „Marie Stuart" war aber in besseren Zeiten eine sehr leidenschaftliche Fürstin, auflodernd in Liebe und Haß und wenn auch diese Leidenschaftlichkeit in langer Kerkerhaft gebrochen war, so wird sich doch der Grundzug des Charakters nie verleugnen. Schiller fügt ja jenem rührenden Bilde, das Maria Stuart von sich selbst entwirft, alsbald die widersprechendsten Züge bei, indem er die gebrochene Heldin im heftigsten Affect auflodern läßt. Wir halten es für ein Verdienst der „Maria Stuart" des Frl. Wald, daß sie schon in den ersten Scenen, bei aller äußeren Ruhe, jene leidenschaftliche Ader zeigt, deren stürmischer Pulsschlag dann die große Scene des dritten Actes belebt. Hier konnte die Darstellerin ihrem Ungestüm im energischen Ausdruck des Affectes, zu dem ihre Mittel sie befähigen, sich voll und ganz hingeben. Sie that es besonders in den Schlußworten, die sie der abgetheilten Elisabeth nachruft. Auch als „Orsina" zeigte sie ihre Begabung für das Hochtragische besonders in dem bacchantischen Erguß, in welchem sie sich zur Mänade träumt, die den Fürsten zerfleischt — doch ex ungue leonem! Wer in einzelnen Momenten so machtvoller Darstellung fähig ist, der hat eben Beruf für die Tragödie, mag auch sonst die Leistung noch vielfach den Eindruck einer Gebundenheit an sich tragen und in Haltung und Geberdenspiel nicht volle Freiheit und Beherrschung der Mittel zeigen. Das Organ des Frl. Wald wird übrigens auch sanfteren Stimmungen und Färbungen gerecht und zeigt sich hier durchaus wohllautend: um so mehr ist zu wünschen, daß sprachliche Reinheit und Correctheit den Genuß dieses Wohllauts ungetrübt erhalte.

Die „Emilia Galotti" selbst spielte Frl. Friedhoff und zwar trat sie mit ihrem Organ frischer und freier hervor, als wir erwartet hatten. Auch gab sie die Hauptscene mit richtigem Verständnis der Rolle, deren eigentlicher Commentar in der letzten Scene zwischen ihr und dem Vater zu suchen ist; hier liegt der Schlüssel, wie die früheren Scenen zu spielen sind. Der Dichter selbst hat in ihnen Manches nur angedeutet, viel dem Spiel der Darstellerin überlassen. Besonders im dritten Act muß man erkennen, wie Emilia unter dem magischen Bann steht, den die Persönlichkeit des jungen Fürsten auf sie ausübt, wie sie halb widerwillig, halb mit berauschter Hingebung ihm folgt, in seiner Nähe Alles zu vergessen scheint, was sie erschreckt und beängstigt und was gewaltsam in ihr Leben eingegriffen hat. Frl. Friedhoff spielte in solcher richtigen Auffassung die Scene, in welcher sie dem Fürsten folgt.

Frau Franziska Ellmenreich hat von den Leipzigern wieder Abschied genommen: als letzte Rolle spielte sie die „Catharina Howard" in dem Trauerspiel des Unterzeichneten, eine Rolle, die sie gewiß zu ihren besten und glänzendsten Leistungen rechnen darf. „Ein glühend Kind

voll Witz und Leidenschaft" — so erscheint sie gleich in den ersten Auftritten, im Federballspiel mit den Gesellschafterinnen und einen gewissen Grundzug rascher Beweglichkeit behält sie auch bei in den späteren Scenen, in denen ihr Geschick sich zu tragischer Höhe steigert. Vorzüglich spielte sie die große Scene mit dem Könige und im letzten Act traf sie abwechselnd den Ton der Verzweiflung und Erhebung, wie er in den Schlußscenen angeschlagen ist. Der König Heinrich VIII. des Hrn. Mylius hatte düstere Energie, Leidenschaftlichkeit und einschneidende Schärfe; doch erschien er uns in seinem Wesen ein wenig zu jugendlich und liebenswürdig; der König muß mehr das Aussehen eines üppigen, wüsten Schlemmers haben und mehr Breite der Repräsentation in Wort und Haltung. Wenn der begabte Darsteller diese zum Theil äußerliche Correctur an seiner Rolle vornimmt, so wird der Charakter noch eigenartiger werden und alle Vorzüge der Darstellung in noch helleres Licht treten.

Hr. Ellmenreich, der den Arthur Derham in der „Catharina Howard" mit vielem Feuer spielte, stellte neulich auch den Schiller in Laube's „Karlsschüler" dar: ebenfalls mit Mark und Kraft, besonders in den letzten Acten; auch die Liebesscene mit Laura that ihre Wirkung, obschon die Liebeslyrik in ihrer zarten Ueberschwenglichkeit nicht gerade die Domäne ist, in welcher dieser Darsteller sich heimisch fühlt.

Das Carolatheater bringt jetzt selten eiu recitirendes Schauspiel. „Fatiniza", „Der Seeladet", die „Schöne Helena", alle die Productionen von Strauß und Offenbach sind dort an der Tagesordnung und werden zum Theil durch Gäste getragen. Namentlich hat Frl. Sophie König, die in der Rolle der „Schönen Helena" Abschied nahm, durch ihr flottes und beggirtes Spiel hier viele Sympathien gefunden.

„Die Rosa-Dominos", von A. Delacour und A. Hennequin, die neulich hier den Operettencyklus unterbrachen, sind ein echt französisches Fastnachtsstück. Unsere deutschen Carnevalsfeste haben einen burlesken Charakter; es läuft hin und wieder wol etwas cynische Derbheit mitunter; aber ein so frivoles Raffinement, wie es die Pariser Autoren der zweiten Bühnen lieben, findet sich nicht darunter. Da ist ein alter Herr, Besitzer einer Gattin, mit der er Jahre lang in verträglich langweiliger Ehe gelebt. Einmal den Opernball zu besuchen, ist ein Wunsch, der ihn mit jugendlichem Feuer erfüllt; seinem Abenteuer mit einer Schauspielerin, die ihm fortläuft und ihm die Freude gönnt, das theure Souper allein zu genießen, sind ergötzlich genug und noch mehr seine Begegnungen mit dem Neffen, der im Zustande seliger Trunkenheit von einer Schönen an die andere geräth und sie alle mit einander verwechselt; da ist eine junge Gattin, welche das Evangelium der Toleranz in ehelichen Dingen mit beredter Zunge predigt und sich nur das Vergnügen macht, ihren Gatten selbst durch einen Maskenscherz in Verlegenheit zu setzen und sür seine Treulosigkeit ein wenig zu strafen; da ist dieser Gatte selbst, welcher vorgiebt, eine Geschäftsreise unternehmen zu müssen, zu der er sich die nöthigen Telegramme selbst bestellt, und dann auf dem Opernball herumabenteuert; da ist zuletzt eine Kammerzofe, welche sich ebenfalls in einem abgelegten Domino der Herrin auf den Ball begiebt und dort allgemeine Verwirrung anstiftet, indem sie die Cirkel der beiden Frauen stört, die dort ihren Männern nachgehen, und mit jenen beiden Rosa-Dominos fortwährend verwechselt wird, bis zuletzt bei der nüchternen Untersuchung des folgenden Tages ein Riß in ihrem Domino und ein Kaffeefleck auf demselben das Räthsel löst. Die Hauptscenen spielen nun auf dem Opernball; die Helden und Heldinnen kommen aus den cabinets particuliers, wo sie sich ein rendez-vous geben, herausgestürzt oder eilen wieder hinein: es ist die möglichst süberliche Scenerie und Staffage und eine Freibeuterei der Liebestollheit, der zuletzt jedes Object, wenn es nur dem Genre des ewig Weiblichen angehört, gleichgiltig ist. Wenn auch die Handlung nicht ohne vis comica ist, so überschreitet doch dieses tolle Durcheinander der leichtfertigsten Liebesabenteuer das erlaubte Maß dessen, was auf der Bühne zulässig ist, wie wir überhaupt solche Aneignungen des französischen Bühnenfutters untergeordneter Art und schlechter Tendenz nach wie vor verdammen müssen. Was die Ueberstürzung der Handlung betrifft, so können die Rosa-Dominos hierin mit unseren beliebtesten Lustspielschwänken wetteifern: der zweite Act ist ein wahres Schnellfeuerwerk von durcheinanderprasselnden Bühnenraketen.

Gespielt wurde das Stück mit einer ineinandergreifenden Lebendigkeit. Eine irgendwie markante Hauptrolle findet sich nicht in demselben: man müßte denn den über die Schnur hauenden Onkel Beaubuisson, den Hr. Lehmann im Styl der Haase'schen Cabinetsstücke spielte, oder den betrunkenen Neffen Henri, den Hr. Haenseler mit vielem Humor darstellte, oder den Oberkellner Philippe, eine ergötzliche Charge des Hrn. Hanno, für dramatische Aufgaben halten, die des Schweißes der Edeln werth sind.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

F. Lassalle's System der erworbenen Rechte. 2. Auflage. Man hat gelehrte literarische Werke mit schweren Geschützen, agitatorische Flugschriften mit leichten Angriffswaffen verglichen. Man kann diesen, nicht unberechtigten Vergleich auch dahin ausdehnen, daß Flintenkugeln nicht wohl aus demselben Rohre abgeschossen werden können, welches den massigen Kanonenball in die Ferne schleudert. Ein merkwürdiges Beispiel dafür, daß den Verfasser schwer gelehrter Werke Begabung und Neigung auch zu Abfassung leichter Agitationsschriften führen können, bietet indessen Ferdinand Lassalle. Seine große Bekanntheit verdankt Lassalle neben seinem persönlichen Auftreten wesentlich seinen Flugschriften, von denen einer socialdemokratischen Nachricht zufolge bis zum Jahre 1877 allein in Berlin 96 000 Exemplare gedruckt worden waren. Noch weit größer dürfte die Auflage der Lassalle'schen Schriften sein, welche der Allgemeine Deutsche Arbeiter-Verein in Leipzig und Braunschweig drucken ließ. Alle jene Schriften entstammen den beiden letzten Lebensjahren Lassalle's (1862—64). Die beiden großen literarischen Werke, welche seiner Feder entstammen, datiren dagegen aus dem vorhergehenden Jahrzehnt. Im Jahre 1858 erschien sein zweibändiges Werk über „die Philosophie Heraklitos des Dunkeln von Ephesus", ein gelehrter Versuch, die übrig gebliebenen Bruchstücke der Schriften dieses Philosophen in ein System zu bringen. Nach der Versicherung von Georg Brandes soll der Einundzwanzigjährige (1846) dieses Werk in der Hauptsache bereits fertig ausgearbeitet gehabt haben. Die Abgelegenheit und Schwierigkeit dieses Stoffes mag der weiteren Verbreitung des Werkes entgegengestanden haben. Dagegen hat das andere, ebenfalls zweibändige (nahezu 950 Seiten zählende) Werk Lassalle's, „das System der erworbenen Rechte" (Leipzig, F. A. Brockhaus), nach 19 Jahren im vorigen Jahre eine zweite Auflage nöthig gemacht. Die neue Auflage wurde von keinem Geringern als Lothar Bucher herausgegeben und mit einer Vorrede versehen. In dem, vier Tage vor seinem Tode verfaßten Testamente bestimmte Lassalle seinen Freund Bucher nicht allein zum Testamentsvollstrecker, sondern setzte ihm auch eine Rente von 1698 ℳ aus, und vermachte ihm 200 Bände aus seiner Bibliothek, eine Satyrstatue und „das Eigenthum an seinen sämmtlichen gelehrten und schriftstellerischen Werken". In einem an die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gerichteten Briefe vom Juni 1878 sagt Bucher hierüber: „Lassalle's freundschaftliche Absicht, mir dadurch eine Einnahme zuzuwenden, hat sich nicht erfüllt. Noch im Laufe des Jahres 1864 entsagte ich, in einem an den damaligen Präsidenten

des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins gerichteten Schreiben, den mir aus dem Testamente zustehenden Rechten in Betreff der agitatorischen Schriften Lassalle's. Seinen Heraklit und sein System der erworbenen Rechte hatte er auf eigene Kosten drucken lassen und sich von den Verlegern Rechnungslegung über den Verkauf ausbedungen. Beide Verleger können mir bezeugen, daß sie mir bisjetzt weder Rechnung gelegt, noch etwas gezahlt haben; freilich habe ich sie nie erinnert."

In seinem „System der erworbenen Rechte", welches er auf dem Titel als „eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie" bezeichnet, sucht Lassalle darzuthun, daß die Kategorien der Rechtsphilosophie nicht als absolute und ewige, sondern als historische, wandelbare und bei den einzelnen Völkern verschiedene, zu denken seien, daß, wie man in der Religionsphilosophie nicht von dem Gotte, dem Jenseits, sondern von der griechischen, der egyptischen, der altdeutschen Gottesidee u. s. w. rede, so auch in der Rechtsphilosophie nicht der Begriff „des Eigenthums" schlechthin, sondern der des römischen, deutschen Eigenthums, Erbrechts u. s. w. entwickelt werden müsse, daß „die Rechtsinstitute nur die Realisationen historischer Geistesbegriffe, nur der Ausdruck des geistigen Inhalts der verschiedenen historischen Volksgeister und Zeitperioden und daher nur als solche zu begreifen seien". Im zweiten Bande versucht Lassalle nach diesen Grundsätzen die Idee des römischen und die des germanischen Erbrechts zu entwickeln.

So harmlos, wie diese Entwickelungen hiernach scheinen, sind sie nicht. Indem Lassalle alle Rechtsbegriffe in den Fluß der Geschichte stellt und absolute Rechtsbegriffe verwirft, stellt er auch den allen Gesetzgebungen zu Grunde liegenden, durch die Gerechtigkeit und politische Rücksichten gebotenen Satz, daß neue Gesetze nicht rückwirkend sein dürfen, in das Belieben des Gesetzgebers, beziehendlich der Mehrheit, welche die Gesetzgebung beschließt. Nach Lassalle würden z. B., wenn die Gesetzgebung eines Staates heute bestimmt, daß das Privateigenthum an Grund und Boden aufgehoben werden solle, nicht blos Neuerwerbungen von Grundeigenthum ausgeschlossen werden, sondern auch diejenigen, welche unter der Herrschaft des bisherigen Rechtes Grundeigenthum erworben hatten, dasselbe verlieren und zwar ohne Anspruch auf Entschädigung. Lassalle folgert letzteres daraus, weil mit dem Erlaß des Aufhebungsgesetzes das Privatgrundeigenthum erloschen sei, für etwas Nichtiges aber eine Entschädigung nicht gezahlt zu werden brauche. Wenn Lassalle diese Räuberlogik nicht in ihren praktischen Consequenzen entwickelt hat, so ist solches wol nur mit der Rücksicht auf das lediglich in Gelehrtenkreisen zu suchende Leserpublicum zu erklären. Daß der Gesetzgeber Verantwortlichkeit für das trägt, was mit seiner Billigung bisher bestand, daß er alles Vertrauen einbüßt, wenn er heute etwas anerkennt, was er morgen als ein Unrecht behandelt, scheint Lassalle nicht zu fühlen.

In dem zweiten Bande macht Lassalle die Probe seines Grundsatzes an dem römischen und germanischen Erbrechte. Nach seiner Ansicht gebührt ihm der Ruhm „der Entdeckung des römischen Erbrechts und seines geistigen Gehalts, ja des Erbrechts überhaupt". Für alle Die, welche mit dem römischen Rechte bekannt geworden sind, bietet dieser zweite Band viel Interesse. Nach Lassalle war der römische Erbe in erster Linie Erbe des Willens, und erst in zweiter Linie, oder überhaupt nicht Erbe des Vermögens seines Erblassers. Lassalle fußt hierbei auf einer Stelle des Quintilian, nach welcher der den Tod überdauernde Wille der einzige Trost beim Tode ist. Die Fortpflanzung des Willens sei hiernach das wahre Wesen des römischen Erbrechts. Zudem hält Lassalle seinen Lesern eine Stelle aus Leibnitz's nova methodus juris prudentiae entgegen, in welcher es heißt: „Testamente wären mit vollem Rechte null und nichtig, wenn die Seele nicht unsterblich wäre. Aber weil die Todten in Wahrheit fortleben, so bleiben sie Eigenthümer ihrer Sachen; diejenigen aber, welche sie als Erben zurückließen, sind aufzufassen als procuratores in rem suam (Vertreter des Erblassers, der ihnen die Ablieferung der Sachen erließ)", und ruft aus, Leibnitz sei nahe daran gewesen, das Princip des römischen Erbrechts aus sich heraus zu reproduciren. Im Gegensatz hierzu findet Lassalle das Wesen des germanischen Erbrechts in dem alten Rechtssatze: Der Todte erbet den Lebendigen (mortuus aperit oculos vivantis), d. h. unmittelbar nach dem Tode des Erblassers und von selbst geht die Erbschaft auf den Erben über, und erklärt hiermit den Umstand, daß die alten Deutschen nur ein Intestaterbrecht, aber keine Testamente kannten. Eigenthümer des Vermögens sei nach germanischem Rechtsbegriffe nicht der Einzelne, sondern die ganze Familie. Beim Tode des Vaters erhalte der erbende Sohn demnach kein neues Eigenthum, sondern nur freiere Verfügung über das schon bisher ihm mitgehörende Eigenthum. Lassalle erklärt infolge dessen die Aufnahme der römischen Testamentirfreiheit in das germanische Erbrecht, welches die Möglichkeit einer Testamentserrichtung grundsätzlich ausschließe, für ein großes, welthistorisches Mißverständniß, und wenn der von ihm scharf bekämpfte Stahl einmal forderte, daß die Wissenschaft umkehren müsse, so wünscht Lassalle, daß sogar die Weltgeschichte, welche die Testamentirfreiheit dem deutschen Erbrechte einverleibte, umkehren möge. Als wenn nicht, wie die Sprache, so auch das Recht eines Volkes Ueberlieferungen anderer Völker, selbst grundsätzlich anders gearteter Ueberlieferungen in sich aufnehmen könnte!

Lassalle's rechtsphilosophische Theorien sind von der geschichtlichen Rechtswissenschaft nicht anerkannt worden. Gleichwol ist das Studium des mit großer Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn aufgebauten Werkes von hohem Interesse. Denn die Irrthümer bedeutender Menschen sind lehrreich.

Die Sprache des Buches streift nicht selten an den Stil eines Feuilletons. Wir führen als Beispiele folgende Stellen an: „Der Erbe, der nichts bekommt und dennoch Erbe ist und nach dem Willen des Erblassers handelt, der noch zu den Schulden und Lasten der Erbschaft verpflichtet bleibt, — der enterbte Erbe ist der gipfelnde Triumph des erblasserischen Willens. Im enterbten Erben feiert und bethätigt dieser transcendentale Wille seinen wollüstigsten metaphysischen Kitzel." (S. 60.) „Für den Legatar ist der entscheidende Schlag, den der Erbe durch die lex Falcidia dem Erblasser versetzt, die Erlösung von der Pein, den dröhnenden Resonanzboden zu bilden, auf dem Erbe und Erblasser ihre Trampolinsprünge gegen einander aufführen." (S. 83.) „Der Erbe hat mit der lex Falcidia den Legatar losgelassen, ist über ihn hinweg dem Erblasser direct an die Kehle gesprungen und glaubt ihm das Knie auf die Brust gesetzt zu haben. Aber in diesem viel verschlungenen dialektischen Pas de deux, welches sich bisher nur um den Legatar herumbewegte, ist, diesen jetzt auch seinerseits wegstoßend, der Erblasser nun vielmehr mit einer einzigen wirbelnden Pirouette über den Kopf des Erben hinweg hoch oben auf das ihm aus dem Himmel seines Begriffs ausgeworfene Rettungsseil fideicommissarischer Freiheit gesprungen, und hier, hoch über dem Erben, hoch erhaben nicht nur über die lex Falcidia, sondern jetzt auch über den früheren Zwang der Voconia und Furia und über allen Zwang überhaupt, schickt er dem erstaunten Erben, der ihn schon gefaßt zu haben glaubte, ein schallendes Gelächter hinunter." (S. 84.) Ein Glück, daß eine so aufgeregte, nervöse Schreibweise in der deutschen Wissenschaft nicht üblich ist! Nach Alfred v. Wurzbach soll Lassalle's Werk das Geistreichste sein, was seit Donellus über das Erbrecht geschrieben worden ist. Obige Proben gestatten Jedermann, sich ein Urtheil über die Berechtigung dieses Ausspruches zu bilden.

— Das biographische Werk: „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und anderen Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Hein-

rich Eduard Brockhaus“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), dessen früher erschienenen beiden ersten Bände in diesen Blättern (vergl. Nr. 83—85 u. 87 der Wissensch. Beil. d. L. Z. Jahrg. 1876) bereits eingehende Besprechung gefunden haben, ist mit dem gegenwärtig zur Ausgabe gelangten dritten Bande nunmehr zum Abschluß gelangt. Dieser Schlußband behandelt den verhältnißmäßig kürzesten Theil des Lebens von Friedrich Arnold Brockhaus, nämlich nur die fünf letzten Jahre desselben; doch sind diese gerade von besonders inhaltschwerer Bedeutung nicht allein für den Genannten in seinen persönlichen Verhältnissen, sodann auch in seinen Beziehungen zur Allgemeinheit, da in diesen Zeitraum die in der Geschichte der deutschen Presse und des deutschen Buchhandels epochemachende Wirksamkeit Brockhaus' für eine durchgreifende Reform der Gesetzgebung über die Presse wesentlich sich zusammendrängt. Diese Reform ward angestrebt einmal in der Richtung der Beseitigung des in der Censur seinen charakteristischen Ausdruck findenden Präventivsystems der Preßgesetzgebung, sodann zum Zwecke der Herbeiführung eines gesetzlich geordneten Schutzes des literarischen Urheber- und Verlagsrechts gegen willkürliche Beeinträchtigungen und Vermögensschädigungen. Die schmerzlichen Erfahrungen, welche Brockhaus nach beiden Richtungen hin an sich selbst zu machen hatte, theils in seinen Conflicten mit der preußischen und in geringerem Maße mit der österreichischen Regierung, theils in seinen Streitigkeiten mit den Nachdruckern seiner Verlagsartikel, insonderheit seines Conversationslexikons, bilden den äußern Anlaß für jenes Vorgehen von Brockhaus, mit dem es ihm indessen bei seiner ganzen Individualität und Denkweise zugleich Herzens- und Ehrensache war. In den, der Darstellung dieser Kämpfe und Conflicte gewidmeten Abschnitten greift die Biographie von Friedrich Arnold Brockhaus über den Rahmen eines bloßen Lebensbildes weit hinaus und bildet einen der interessantesten Beiträge zur deutschen Literatur-, Cultur- und Zeitgeschichte, der um so werthvoller ist, je weniger bisher über die hier einschlagenden Materien in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Der Biograph hat, was ihm die Kritik als besonderes Verdienst anrechnen muß, namentlich auch das hierüber vorhandene reiche Material in den Staatsarchiven von Dresden, Berlin und Wien, deren Benutzung ihm für diesen Zweck mit von ihm dankbar gewürdigter Liberalität gestattet wurde, mit ebenso günstigem Erfolg als sachkundigem Verständniß benutzt. Für die im Werke befindliche Geschichte des deutschen Buchhandels erscheint die Biographie von Friedrich Arnold Brockhaus demgemäß als eine der gehaltvollsten und bedeutsamsten Vorarbeiten. Die Kämpfe Brockhaus' mit der preußischen Regierung wurden hauptsächlich hervorgerufen durch schwere Conflicte mit der Censur, welche Anfang der zwanziger Jahre des laufenden Jahrhunderts einen ganz besonders acuten Charakter annahmen infolge des Erscheinens mehrerer, das äußerste Mißfallen der preußischen Regierung erregenden Brockhaus'schen Verlagsartikel. Der Biograph läßt hierbei dem Verhalten der sächsischen Regierung, bei welcher von der preußischen über Brockhaus' buchhändlerische Unternehmungen Beschwerde geführt worden war, besondere Anerkennung angedeihen und hebt in dieser Beziehung namentlich einen von dem sächsischen Conferenzminister unterm 30. December 1820 an den König erstatteten, theilweise wörtlich im Werke wiedergegebenen Vortrag hervor, „weil die darin hervortretende unparteiische, echt staatsmännische Auffassung von Seiten der sächsischen Behörden einen wohlthuenden Gegensatz bildet zu dem Reactionseifer der damaligen preußischen Regierung. Brockhaus — fügt der Biograph hinzu — hätte in dieser Angelegenheit wirklich keinen besseren Vertheidiger gegen die preußische Regierung und keinen milderen Richter über die von letzterer gerügten Vorkommnisse finden können als das sächsische Ministerium“. Der somit fehlgeschlagene Versuch der preußischen Regierung, die sächsische zu einem strengeren Einschreiten gegen die Brockhaus'schen Verlagsunternehmungen zu bestimmen, hatte preußischerseits eine in der deutschen Preßgeschichte einzig dastehende und sachlich nur in dem bekannten Bundestagsverbote der Schriften des sogenannten „Jungen Deutschland“ ein gewisses Analogon findende Maßregel zur Folge: die Verhängung einer sogenannten Recensur über den gesammten Brockhaus'schen Verlag, d. h. alle Erzeugnisse des letzteren unterlagen, um in Preußen Eingang zu finden, auch wenn sie das Imprimatur der sächsischen Censur erhalten hatten, noch einer zweiten Censur der preußischen Staatsbehörden. Diese Recensur bestand nahe an drei Jahre in Kraft und wurde erst nach Brockhaus' Tode durch Cabinetsordre vom 13. Dec. 1823 wieder aufgehoben, mit dem Vorbehalte jedoch des sofortigen Wiedereintritts, „wenn die gegenwärtigen Besitzer (der Buchhandlung Brockhaus) ihrer Verschiedenheit (daß die Brockhaus'sche Buchhandlung nicht weitere Schriften von nachtheiliger Tendenz verlegen wird) nicht genügen“. Selbst mit einer so nachdrücklich durchgreifenden Maßregel glaubte indessen die damalige preußische Regierung Brockhaus gegenüber noch nicht allenthalben auszureichen, denn aus dem Jahre 1822, Brockhaus' letzem Lebensjahre, wird ein Schreiben des damaligen Ministers des Innern und der Polizei, v. Schuckmann, dessen ganz besonderes Mißfallen Brockhaus auf sich gezogen hatte, im Wortlaute mitgetheilt, in welchem Brockhaus anläßlich gewisser Behauptungen des Letzteren in seinen Vorstellungen an die preußische Regierung, welche „als unwahre beleidigende Beschuldigungen“ bezeichnet werden, verwarnt wird: „durch den Druck solcher Unwahrheiten das Ministerium nicht zu nöthigen, bei Sr. Majestät dahin anzutragen: daß die Producte Ihrer Handlung im königlich preußischen Staate ohne Ausnahme verboten werden, dagegen der Nachdruck derselben unter diesseitiger Censur verstattet und dies öffentlich bekannt gemacht werde, damit achtbare Verfasser, denen an dem Umlauf ihrer Werke im diesseitigen Staate gelegen ist, in der Wahl ihres Verlags sich hiernach richten.“ Der Biograph fügt bei, daß „ein solcher Vorgang — daß ein preußischer Minister es also noch im 19. Jahrhundert wagte, dem Unterthan einer andern deutschen Regierung mit der Gestattung des Nachdrucks, eines schon damals von der öffentlichen Meinung verurtheilten, vom Fürsten Hardenberg (dem damaligen preußischen Staatskanzler) für „ehrlos“ erklärten und in Preußen gesetzlich verbotenen Gewerbes, zu drohen, ja noch mehr, zu erklären, daß er seinen König selbst zu einer solchen offenen Verhöhnung des Gesetzes veranlassen wolle — glücklicherweise einzig dastehe in der Geschichte Preußens“. — Nächst den Mittheilungen über die Kämpfe Brockhaus' mit der preußischen und der österreichischen Regierung und der Darstellung seiner Differenzen wegen des Nachdrucks des Conversationslexikons seiten des in Württemberg wohnhaften Buchhändlers Maclot, wobei ihm seiten der württembergischen nicht nur keine Unterstützung, sondern eher das Gegentheil einer solchen zu Theil wurde, sind es hauptsächlich Brockhaus' Streitigkeiten mit Müllner, dem bekannten Autor der sogenannten Schicksals-Dramen, über welche das Werk authentische Aufschlüsse giebt, die heutzutage freilich auch literar-geschichtlich nur noch einen Curiositätswerth haben. Nur der zwölfte (und Schluß-) Abschnitt des vorliegenden Bandes ist, streng genommen, biographischer Natur; er schildert die letzten Lebenstage Brockhaus' vom Herbst 1819 bis zu seinem am 20. August 1823 erfolgten Ableben. Brockhaus starb sozusagen noch in seinen besten Jahren, jedenfalls noch in der Vollkraft des menschlichen Schaffens, denn er hatte die fünfzig nur erst um wenige Jahre überschritten. Die von seinem Biographen mitgetheilten zahlreichen Beileidsäußerungen, welche den Hinterbliebenen von den verschiedensten Seiten her, von Fachgenossen, Gelehrten, Staatsmännern und Freunden zugingen, beweisen, in welch bedeutendem Ruf Brockhaus als Buchhändler wie als Privatmann in weiten Kreisen gestanden hatte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 70. Donnerstag, den 1. September. 1881.

Inhalt: Aus Jean Paul's Briefbüchern, mitgetheilt von Paul Nerrlich. — Bücherbesprechungen (Deutschlands beste Obstsorten, von J. G. C. Oberdieck. Illustrirtes Lexikon der Astronomie und der Chronologie, von A. Drechsler. Jahresbericht der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Aus Jean Paul's Briefbüchern.

Mitgetheilt von **Paul Nerrlich.**

Der im Germanischen Museum zu Nürnberg deponirte Nachlaß Jean Paul's enthält zwar nicht den gesammten Briefwechsel des Dichters — derselbe befindet sich noch in München bei Hrn. Hofrath Dr. Ernst Förster —, allein es sind sämmtliche Brief- oder Correspondenzbücher Jean Paul's, d. h. die ersten Niederschriften seiner Briefe, in Nürnberg niedergelegt; aus diesen theile ich jetzt Folgendes mit:

An Schlichtegroll. 21. Februar 1797.

Ihr Brief brachte mir zu den Vorfrühlings-Tagen, die der Himmel über uns öffnet, gleichsam die Schmetterlinge und die Blumen mit. Man wird besser durch Bücherlesen als durch Bücherschreiben und ich habe oft gewünscht, ich könnte meine Sachen lesen ohne sie zu machen, um mein eigner Bischof in partib. infid. zu werden. Wahrlich oft bedarf der Exorcist selber des Exorcismus. Das Gute hat das Schreiben, daß es den grellen Contrast des Ideals mit den Alltäglichkeiten mildert. Die ewige Sehnsucht nach dem Ideal wird durch die Darstellung desselben entladen wie die Liebe durch Besitz. Aber bei Lesern, die die Darstellung nur betrachten, ist der umgekehrte Fall. Möge Ihnen das Schicksal den Contrast ersparen oder verbergen durch Mittelstinten. Möge es aus Ihrem Lebens-Mai die Maifröste weg lassen. Und auf dem Siegel Ihrer Zukunft stehe immer das holde Wort des Ihrigen *zaïge*.

An Charlotte Reimer. 18. April 1798.

Sie haben Ihren Brief nicht so kurz gefasset wie Ihr Haar, sondern mir wenigstens die Hälfte meines Willens gethan. Ihr Brief brachte meiner Phantasie Ihr Auge, Ihre Stimme, Ihr Haar, Ihren Mund — diesen doch nicht ganz — und sogar das Fenster mit, wo ich Sie so oft quäle. Ich hoffe es bald wieder zu thun und da ein Christ täglich sterben soll, will ich von Ihnen täglich Abschied nehmen. Fliegen Sie mir also wenn ich in die Stube trete — die ich diesmal ungesehen offen lasse — frendetrunken entgegen. Und thun Sie Ihrem vorigen Tisch- und künftigen Gassennachbar überall seinen Willen, das wird ihn laben.

An den Herzog von Meiningen. 14. September 1802.

Monseigneur. Pardonnez à ma liberté et à ma franchise. La femme qui vous présente ces lignes, en a voulu de moi pour Vous pouvoir porter les plaintes de sa destinée. Elle ne troublera pas là les plaisirs d'un Prince dont le plus grand est celui de soulager le malheureux.

An v. Ahlefeldt. 9. März 1803.

Eine Welt voll artistischer Neuigkeiten, die mir das Kauffarteischiff der Zeitungen spät und schlecht zuführt, könntest Du mir durch Deine Brieftauben zufliegen lassen, die aber vielleicht lieber nisten als fliegen. Sag mir etwas Geschenkes d. h. Langes d. h. Breites von dem Aus- und Eingang der Hoffnungen und Flüche. Die Vergangenheit soll dann mit einem ganzen Frühling auf dem Kopfe blühend wiederkehren und uns ansehen und ich werde nichts zu Dir sagen als: habe Dank und nimm eine Frau.

An den Herzog von Gotha. 14. August 1804.

Mein erster Brief sei ein Dank für den Ihren, der mich unter dem Einpacken antraf*) und der durch seine schöne Perspektive meinem Wagen grade die entgegengesetzte Richtung hätte geben können, wenn ich der Freude und Hoffnung mehr gehorchen dürfte, als dem Bedürfniß. Es wäre so schön, im schönen Gotha zu leben und von Ihnen durch Sie selbst zu hören. Aber die Zukunft hat ja noch viel Platz und viel Frühlinge. Man sieht oft auf einem Gemälde eine Hand aus einer Wolke kommend. Ihr Brief ist ein solches und die Wolke ist morgenroth.

An Antonie v. Mützefahl. 19. Juli 1808.

Jetzt sprech ich leider auf dem Schreibtisch mit Ihnen, neulich vor demselben. Dieser Unterschied macht die Vergangenheit so schön als die Gegenwart arm. Die Tage sind verflogen, aber sie haben neue Erinnerungen in mich zurückgebracht, und wir leben ja fast alle von Erinnerungen — Ihr Herz bleibe so rein als es warm ist. Nur schließen Sie zuweilen, da das Herz 4 Kammern hat, eine davon oft zu, weil man sich bei offnen Thüren am leichtesten erkältet. Sage einmal am Ende des Briefes wie ich jetzt Du.

An die Dobeneck. 26. Mai 1809.

Dieses Blättchen sage Ihnen meine Freude über die Wiederkehr eines für Ihre Freunde so schönen Festes und drücke den Wunsch aus, daß der Tochter des Maies der Lebensweg mit nichts härterem bestreut werde als mit den Blumen dieses Monats, denen sie so gleicht an Bescheidenheit und Reiz. Dann werden durch 1 Glück 4 Menschen beglückt.

An Langermann. 24. April 1810.

Guter Medizinal und Staats Rath! Freilich wäre mir der kleinere Titel lieber. Könnten Sie mir nicht noch etwas schenken, einen Schwanengesang, eine Finalkadenz, nämlich den morgenden Abend? Sie würden dann Ihre Freunde auch mit beschenken, die ich dazu bäte.

An die Rosen-Gärtnerin (Fr. Meusebach in Dillenburg). 22. Juni 1810.

Ich habe, Unvergessne und Verehrte, meinen Dank so lange verschoben, daß er Ihnen kaum einer mehr sein wird in der Zeit wirklicher Rosen für Ihre perennirenden. Sie haben

*) Jean Paul siedelte von Koburg nach Bayreuth über.

Ihr Ebenbild trefflich getroffen, wie wenigstens Leute sagen, die es verstehen; z. B. meine Frau, der ich daher das schöne Beutelchen — mehr werth als all was hinein kommt — gegeben habe, da es für ein Mannesfäustchen zu klein ist. Noch recht klar erinner ich mich unsrer schönen — Tage leider nicht, sondern nur — Stunden in Cassel. Aber es kehrt nichts um, höchstens der Schmerz, nicht die Freude. Auch diese kehre nicht zu Ihnen um, sondern sie gehe gar nicht fort von Ihnen. Meine Frau grüßt Sie mit wärmster Liebe. Und ich ahme ihr nach.

An den Obertribunalsrath Mayer, J. P's. Schwiegervater.
7. August 1810.

Die Wetterwolken waren schon seitwärts gezogen als ich an dem Tage, wo ich Ihren ruhigen Brief auf meinen unruhigen empfing, Ihnen antworten wollte. Ich danke Ihnen Ihre philosophische Aufnahme meines stürmischen Ausdrucks, der weniger gegen die Wahrheit als gegen die Liebe für Sie und Ihre Tochter sündigt. Denn dies ist eben das Schmerzliche und Gute zugleich, daß ich und sie niemand sonst lieben — daß diese Liebe uns einander unentbehrlich macht, aber dafür desto reizbarer und daß also jede Trennung — moralische oder geographische, uns nur mehr vereinigt und aus ihrem Winter die ersten Maiwochen der Liebe wiederbringt. Eine Reise zu Ihnen wäre die beste Cur, litten es sonst die Umstände. Sie, der Sie so unendlich von ihr geliebt und geachtet werden, würden durch Wiederholung meiner Grundsätze leichter siegen, daß ein Ehemann durchaus die Oberherrschaft haben müsse, daß ein bester Vater, wofür sie mich selbst erklärt, auch der beste Ehemann sein könnte, wäre sonst alles gleich, daß ein Mann, der im Kriege sogar nicht borgte, sondern verborgte und der blos seiner Wissenschaft und Frau und Kindern lebt, mehr zu schonen wäre. Aber statt einer Reise könnten ja Briefe dasselbe sagen. Ihre unerschöpfliche Liebes Quelle gegen andere und ihren Muth brauch ich Ihnen nicht zu malen. Unsere ersten Kämpfe waren medizinische über die Kinder und sie. Meine Kenntnisse; ihre Unkenntniß der Arzneikunde die Verzärtelung der Kinder — Ich bitte Sie um Ihre allmächtige Ermahnung.

An Hardenberg. 5. December 1815.

Auf dem großen Wege, wo Ihro D. Länder retten, vergrößern und beglücken und wo mit Ihrem Glanze zugleich der Glanz eines Königreichs wächst, wagt doch eine kleine Bittschrift Ihnen zu begegnen und Sie um einen Blick zu bitten. Seine Majestät der König haben mir im Jahre 1801 eine Anwartschaft auf eine Präbende allergnädigst zu ertheilen und solche im Jahre 1808 auf meine erneuerte Bitte zu bestätigen geruht, wie beiliegende Abschriften bezeugen. Heute wagt ich es, vor Sr. Königlichen Majestät mit der wiederholten Bittschrift zu treten. Während des Abflusses der 14 Jahre haben weder Verfall des Buchhandels noch Druck der Kriege mich im Baue wissenschaftlicher und ästhetischer Werke unterbrochen: eine Hoffnung, welche unter so schwierigen Verhältnissen 14 Jahre alt geworden, darf sich vielleicht ohne Vorwurf zu großer Jugend, dem großen Staatsmann nahen, welcher zugleich der Gönner und der Günstling der Musen in so schönem Grade ist. Wenn es nicht zu großes Vertrauen auf die verzeihende Geduld Ihrer D. ist, so füg ich noch hinzu, daß ich die einzige fremde Unterstützung meines blos schreibenden Lebens, eine Pension von 1000 fl. aus der Civilliste des Fürst-Primas seit dessen Thronentsagung verloren habe; und daß deren Ersatz noch auf die Entscheidung der hohen Verbündeten wartet, welche zugleich für Gerechtigkeit und Wissenschaft gestritten*). Mög es die überfließende Güte eines warmen, auf politischen Höhen seltenen Herzens verzeihen, daß ich von meiner kleinen Angelegenheit zu einem ganz Europa angehörenden Staatsmanne gesprochen, dessen, verdunkelte Zeiten durchblickender Geist zuerst den Ariadnes Faden spann und reichte, an welchem man den europäischen Minotaurus besiegte und der jetzo die Ableitungskette europäischer Gewitter wurde. — Mit tiefer Ehrfurcht u. s. w.

An den königl. bairischen Minister Montgelas.
September 1815.

Ew. Exc. bitt' ich um die Gnade, unter der Menge so vieler wichtigen Angelegenheiten, welche Ihren Blick erwarten, auch einen flüchtigen auf eine kleine zu werfen. Möcht' ich meine Bittschrift so kurz machen als eine Antwort auf eine ist!

Im Jahre 1808 wurde mir vom Fürsten-Primas eine jährliche Pension von 1000 fl. rhl. aus der Civilliste bewilligt, um den ermgebornen Schriftsteller nach 25 Jahren schriftstellerischer Arbeiten in armmachenden Zeiten zu unterstützen.

Nach der Abdankung des Großherzogs von Frankfurt wurde mir die Pension von dem provisorischen Gouverement blos bis Ende J. 1813 ausgezahlt; und ich mußte seitdem die Lasten der Zeit, besonders des Krieges allein und ohne andere Hülfe als die geringe tragen, welche der gesunkene Buchhandel geben konnte.

Nach anderthalb Jahren Verlust darf ich mir vielleicht aus folgenden Gründen die kühne Hoffnung und Bitte der wiederkehrenden Unterstützung durch meinen Landesvater erlauben.

Ich bin ein gebornes Landeskind Seiner Königlichen M. aus Wonnsiedel gebürtig. Nie hab' ich, nachdem ich 30 Jahre lang für Religion, Dichtkunst und Philosophie mit einiger Zufriedenheit Deutschlands gearbeitet, von meinem Vaterlande eine Unterstützung erhalten, sondern blos in ihm die auswärtige und meinen schriftstellerischen Erwerb verwandt.

Da nun jetzo das Fürstenthum, dessen Fürst mir die erste und einzige gegönnt, auch ein Theil meines Vaterlandes geworden: so hab ich vor Ew. Exc. die Sie das Licht- und Sonnensystem der Wissenschaften von den Akademien an bis zu den Landschulen herab gleichsam als eine geistige Milchstraße heruntergeführt und mit unermüdeter Kraft fest erhalten, vielleicht meine Hoffnungen mehr vorzutragen als zu entschuldigen nöthig.

— So überlass' ich denn schweigend meine Zukunft dem mächtigsten und beredtesten Vertreter meiner Sache, dem Auge eines großen Staatsmannes.*)

Mit schuldigstem tiefstem Respekt
Ew. Excellenz
Jean Paul Friedrich R.

An Cotta. 20. December 1821.

Erst heute erhielt ich, höchstgeschätzter Freund, Ihr werthestes vom 9. November; und eben war der Aufsatz für das Morgenblatt vollendet.

Nach der ziemlich nahen Vollendung des dritten Bandes des Kometen werde ich sogleich mein wichtiges Werk über die Unsterblichkeit der Seele — von welchem das Campanerthal nur das Thal, nicht die Höhe, giebt, — zu schaffen anfangen! Nur die meinen großen Anstrengungen ungünstige Winterzeit konnte mich von einer Arbeit zurückhalten, deren dreißigjährige Vorarbeitungen in Brennpunkte zusammengedrängt für so manche nasse oder dunkle Augen ganz neue lichte Stellen und Reiche im zukünftigen Lande des Seins zeigen werden. Nicht die Bibel, sondern der rechte Blick ins All tröstet und kräftigt; nur aber für dieses Leben

*) Jean Paul hatte sich an mehrere beim Wiener Congreß einflußreiche Personen gewendet, so an Metternich, Stägemann, den Kaiser von Rußland. Die Präbende erhielt schließlich nicht er, sondern — Lafontaine.

*) Jean Paul's Bitten waren diesmal nicht vergeblich; der König bewilligte nicht nur die Fortzahlung der Pension, sondern auch die Nachzahlung der rückständigen. Wie am Berliner Hofe, so war auch in München die Königin eine warme Verehrerin seiner Werke; Jean Paul hat ihr die Levana zugeeignet.

nicht ganz, durch welches hindurch wir ein theuerstes Wesen unwiderbringlich entbehren müssen. Alle Güter, sogar Ehre und Tugend können, wenn verloren oder entrissen — doch wieder erkämpft werden; aber ein geliebtes Herz bekomme ich nicht eher wieder, als wenn meines steht, und darum die immer peinlicher wachsende Sehnsucht.

Bücherbesprechungen.

* Deutschlands beste Obst-Sorten. Anleitung zur Kenntniß und Anpflanzung einer, nach strenger Auswahl zusammengestellten Anzahl von Obstsorten mit besonderer Berücksichtigung derer, welche auch in trockenem Boden noch viele und gute Früchte liefern, oder nur in feuchtem Boden gut gedeihen. Von J. G. C. Oberdieck, weiland Superintendenten in Jeinsen im Calenbergischen, correspondirendem Mitgliede und Ehrenmitgliede zahlreicher Vereine und Gesellschaften für Garten- und Obstbau. Leipzig, Verlag von Hugo Voigt, Hofbuchhandlung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. 1881. gr. 8°. — Die Zucht guter Obstsorten ist eine ebenso edele wie lohnende Beschäftigung, leider bei uns in Deutschland noch immer nicht in der Weise geübt, wie sie wol verdiente. Eine Auctorität ersten Ranges auf genanntem Gebiet ist nun bemüht, durch vorstehend erwähntes Werk für den Anbau edeler Obstsorten zu wirken und Anleitung zur Kenntniß und Anpflanzung derselben zu geben. Noch fehlte uns bis jetzt eine derartige umfassende Arbeit, die besonders die so überaus wichtige Frage aufwirft und beantwortet: in welchen Boden man jede Sorte pflanzen müsse, um den möglichst großen Ertrag und wirklich werthvolle Früchte von jeder Pflanze zu erhalten. So sagt der Verfasser: „Ich habe geglaubt, durch alle meine Beobachtungen schon völligen Grund zu haben, um als allgemein giltiges Princip es bereits aufstellen zu können, daß es hauptsächlich und in den meisten Fällen — wenn auch nicht allein und durchweg — von dem im Boden vorhandenen Feuchtigkeitsgrade abhänge, ob ein Obstbaum gesund bleiben oder bei manchen Sorten kränklich wachsen, ja selbst nach und nach absterben wird; ob ein Baum viele oder nur höchst wenige Früchte ansetzen, ja selbst nach reichster schönster Blüthe die Blüthen alle taub abfallen lassen werde; ob ein Baum die ansehenden jungen Früchte festhalten und sie zur Perfection bringen, oder sie bald nach der Blüthe, bei eintretender Dürre oder nach einigen heißen Tagen Ende Mai oder Anfangs Juni, wieder fallen lassen werde; ob eine Frucht sich günstig und zu schöner Größe ausbilden, oder zu klein bleiben werde; ob eine Tafelbirne recht schmelzendes Fleisch bekommen und delicaten Geschmack zeigen werde, oder nur halbschmelzend, vielleicht selbst adstringend, zu körnig oder gar steinig im Fleische sein, und selbst für die Küche nur geringen Werth haben werde; endlich ob eine Frucht auf dem Lager leicht und gewöhnlich welken, oder diesen Fehler nicht zeigen werde." Der Verfasser ist nun bemüht, die wichtige Frage zu lösen, welchen Boden jede Obstsorte zu ihrem richtigen Gedeihen erfordert, damit die erwähnten Nachtheile vermieden und eine möglichst reiche und vorzügliche Ernte erzielt werden. Es ist uns unmöglich, hier auf die weiteren Auseinandersetzungen des Verfassers näher einzugehen, denn nur das Studium des Buches selber und ein gründliches Studium desselben kann die nöthige Unterweisung geben; uns konnte es nur darauf ankommen, auf die Bedeutung der Schrift aufmerksam zu machen und sie zum Gebrauche bei der Auswahl des Bodens und der Obstsorten zu empfehlen. Aber auch noch manche andere Frage findet in dem auf gründlichster Sachkenntniß beruhenden Werke ihre Erledigung, so die, aus welchen Baumschulen soll man die Stämme beziehen, welche man zu pflanzen wünscht; ferner wird die Frage erörtert, zu welcher Zeit man die Obstbäume pflanzen soll und wie die Pflanzung, um guten Erfolg zu haben, vorgenommen werden müsse. Auch wird Anweisung gegeben, wie eine Obstpflanzung am zweckmäßigsten einzurichten ist und mit dem besten Erfolg ausgeführt wird. Wir beschränken uns schließlich darauf, noch zu erwähnen, daß das Werk in sechs Lieferungen gegenwärtig vollendet vorliegt und nicht mehr als neun Mark kostet. Die Ausstattung ist eine vorzügliche, wie wir sie von der bekannten Hofbuchhandlung gewohnt sind.

P. Illustrirtes Lexikon der Astronomie und der Chronologie nebst den astrognostischen und astrologischen Benennungen und den zugehörigen Bezeichnungen aus anderen Wissenschaftszweigen von Adolph Drechsler. Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1881, geb. 6 Mark. — Das erhöhte Interesse, welches in neuerer Zeit der astronomischen Wissenschaft auch in weiteren Kreisen entgegengebracht wird, läßt es gerechtfertigt erscheinen, daß auch der populären astronomischen Literatur mehr Aufmerksamkeit zugewandt wird. Auch das vorliegende Werk hat den Zweck, astronomische Kenntnisse in weiteren Kreisen zu verbreiten und hat hierzu die Form des Lexikons gewählt. Es finden in ihm Chronologie, Astrognosie und Astrologie die weitgehendste Berücksichtigung und wird man in ihm kaum einen auf diese Gebiete bezüglichen Ausdruck oder einen ihrer Vertreter vermissen. An einzelnen Stellen ist der Verfasser in seiner Vollständigkeit sogar zu weit gegangen. — Das eigentliche Gebiet der Astronomie ist gegenüber der Chronologie und der reinen Topographie des Himmels entschieden zu kurz weggekommen. Wirklich vollständig behandelt ist nur die Astronomie der Alten, ihre Erklärungen des scheinbaren Laufes der Gestirne und die Beschreibung ihrer astronomischen Instrumente. Auch noch die neuere praktische Astronomie ist mit leidlicher Vollständigkeit behandelt; das Nämliche kann man aber nicht von der theoretischen, noch weniger aber von der theoretischen Astronomie sagen. Um nur Eines zu erwähnen, hätte dem Capitel „Störungen" ein viel längerer Abschnitt gewidmet werden müssen, ebenso den verschiedenen Grundprincipien der Mechanik. Leider ist den neueren Forschungen der Astronomie, namentlich auf dem Gebiete der physischen und theoretischen Astronomie nicht die genügende Berücksichtigung zu Theil geworden. Unter Anderen ist nicht einmal der Spectralanalyse ein besonderer Artikel gewidmet; in drei bis vier kleinen Artikeln wird sie mit etwa im Ganzen dreißig Zeilen abgethan. Größere Ausführlichkeit wäre hier entschieden eher am Platze gewesen, als in den astrognostischen Artikeln, wo z. B. dem Leser berichtet wird, daß sich in den Atlanten von J. Schiller, Harsdörffer, Rheita an Stelle des Sternbildes „Coma Berenices" Sternbilder mit der Bezeichnung „Geißel Christi", „Haare Absaloms" und „Schürzluch der heiligen Veronika" finden. Dankenswerth anzuerkennen ist es, daß der Verfasser auch biographischen Notizen Raum gegeben hat. Leider sind aber auch hier die Astronomen des Alterthums besser weggekommen, als die der Neuzeit. Von unseren bedeutenderen neueren Astronomen hebt der Verfasser meist gerade die Werke nicht besonders hervor, durch welche sie sich besonders bekannt gemacht haben, erwähnt aber gewissenhaft, daß sie Planeten- und Kometenbeobachtungen angestellt haben. Die Schreibweise ist im Allgemeinen verständlich, wenn auch viele Artikel an Deutlichkeit entschieden gewonnen haben würden, wenn noch mehr schematische Figuren dem Texte eingefügt worden wären. Einzelne Artikel leiden leider an offenbaren Unrichtigkeiten; so ist die Erklärung der Methode der kleinsten Quadrate augenscheinlich falsch. Von den Figuren sind einzelne recht gut ausgeführt, namentlich die schematischen und geometrischen und die Carpenter und Nasmyth entnommenen Darstellungen der Mondoberfläche; andere Figuren hingegen müssen in einer späteren Auflage des Lexikons un-

bedingt durch bessere ersetzt werden, vor Allem Fig. 93, 136 und 156. An Stelle der einzelnen Sternbilder und der Figuren auf Seite 212 und 213 wäre es besser gewesen, dem Lexikon eine gute größere Sternkarte beizugeben.

—*—. Jahresbericht der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Sitzungsperiode 1880—1881. Mit vier Holzschnitten. Dresden, G. A. Kaufmann's Sortimentsbuchhandlung, 1881. — Der soeben ausgegebene Jahresbericht ist nicht minder reichhaltig als der von uns vor einiger Zeit besprochene über die vorhergegangene Sitzungsperiode, doch dürfte nur ein kleinerer Theil für nicht fachmännische Kreise von Interesse sein, für diese bietet aber der Inhalt wiederum viel werthvolles Material.

Leipzig, 31. Aug. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Arendts' Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 11. (Aug.-) Heft 1881. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.

Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Kurorten Deutschlands ꝛc. 2. Lfg. Leipzig, Edwin Schloemp. à 2 ℳ.

Beobachter, Der, Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute ꝛc. Von E. Kollbrunner. 6. u. 7. Lfg. Zürich, J. Wurster & Cie. à 1,20 ℳ.

Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. Neue Folge VIII. Bd. 3. Heft. Jena, Frdr. Frommann. 4 Hefte 10 ℳ.

Bürnstein, Fünfundsiebzig Jahre in der alten und neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden. 1. u. 2. Bd. Leipzig, Otto Wigand.

Conversative Monatsschrift, Allgemeine, von M. v. Nathusius. August 1881. Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 ℳ.

Dalton, Johannes a Lasco. Roth a, Frdr. Andr. Perthes. 11 ℳ.

Der kleine Czar. Russisch-historische Roman-Chronik aus dem 18. Jahrh. von M. Solowieff. Deutsch von A. Grikuroff. 1. bis 3. Th. Leipzig, Wilh. Opetz. Jul. 5,60 ℳ.

Durenwell-Schatz, Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst. 7. bis 9. Lfg. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler. à 1 ℳ.

Dreßler, Illustrirtes Lexikon der Astronomie und der Chronologie. Leipzig, J. J. Weber. 6 ℳ.

Eckardt, Chronik von Glauchau. Glauchau, Arno Peschke. 15. u. 16. Lfg.

Erdkunde zu Leipzig. Mittheilungen des Vereins für, 1880. Leipzig, Duncker & Humblot.

Frauer, Neuhochdeutsche Grammatik. Heidelberg, Carl Winter. 6 ℳ.

Frey, Gebt uns Kolonien! Ein socialpolitischer Mahnruf aus der deutschen Jugend. Chemnitz, Ernst Schmeitzner.

Goethe's Briefe: Berzeichniß derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Von Fr. Strehlke. Berlin, Gustav Hempel. 1. Lfg.

Göttinger, Reallexikon der deutschen Alterthümer. 3. Heft. Leipzig, Woldemar Urban. à 1 ℳ.

Groteske, Eine, Leipzig, in Commission b. Alfred Lorenz. 4 ℳ.

Gutzeit, Worin besteht unsere Unsterblichkeit? Berlin, H. Th. Mrose. 80 ₰.

Hagemann, 1) Ist es rathsam die sog. deutsche schrift und die großen anfangsbuchstaben der nomina appellativa aus unseren schulen allmaehlich zu entfernen? 2) Die majuskelterrorie ꝛc. 2 Abhandlungen. Berlin, H. Th. Mrose. 1,60 ℳ.

Hahn's Roman: Im Bark zu Rodenstein. 2. Aufl. 1. und 2. Band. Dresden, E. Pierson.

Hammer, Juda und die Deutsche Gesellschaft. Berlin, H. Th. Mrose. 1 ℳ.

Horr, Freistan v. Bunsen. 1. und 2. Band. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 12 ℳ.

Hundschmann, Stock und Fäulniß, Ueber, und deren Bekämpfung durch „Mycothanaton". 20. Aufl. Berlin, Bilain & Co. Selbstverlag.

v. Heinemann, Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler. 3 ℳ.

Heppe, Katechismus der Farbwarenkunde. Leipzig, J. J. Weber. 2 ℳ.

v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. 23. bis 25. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1,50 ℳ.

Jäger, Katechismus der Nutzgärtnerei. 4. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 2 ℳ.

Jahrbuch der Berliner Börse. 1881. 2. Ausg. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Juden-Frage, Die, Denkschrift über die Ursachen eines erfolgten Uebertritts zur christlichen Kirche ꝛc. München, Th. Ackermann. 1,40 ℳ.

Kaiser-Büchlein. Kaiser Wilhelm als Christ. 14. Aufl. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Kentucky, Die materiellen Verhältnisse und Vortheile für Einwanderer im Staate, Vereinigte Staaten von Amerika. Frankfort, Kentucky, Vereinigte Staaten von Nordamerika, John R. Procter.

Knipser, Der Entwurf eines Gesangbuchs für die ev.-luther. Landeskirche des Königr. Sachsen. Beleuchtet und ausführlich besprochen. Leipzig, F. C. Hinrichs. 1 ℳ.

Koch, Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins ꝛc. Berlin, H. Th. Mrose. 1 ℳ.

Koch, Recensenten-Unbehör. Berlin, H. Th. Mrose. 30 ₰.

Kochkunst, Universal-Lexikon der, 2. Aufl., 5. und 6. Lfg. Leipzig, J. J. Weber. à 1,20 ℳ.

Kolbewey, Lebens- und Charakterbilder. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler. 2,50 ℳ.

Kreiß, Theophilosophie. Berlin, H. Th. Mrose. 6 ℳ.

Kromer, Zwölf Betrachtungen über die heiligen zehn Gebote. Leipzig, Heinrich Matthes. 1 ℳ.

v. Langsdorff, Die Landwirthschaft im Königr. Sachsen und ihre Entwickelung in den Jahren 1876 bis einschl. 1879. Dresden, G. Schönfeld. 5 ℳ.

Latendorf, Karl Horn und Heinr. Gesellius, die Lieblingslehrer Fritz Reuter's. Biographische Mittheilungen ꝛc. Pößneck, C. Latendorf. 1,20 ℳ.

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 27. und 28. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Limmer, Bilder die Irrwingianer. Drei Predigten. Freiberg, J. G. Engelhardt. 35 ₰.

Löhe, Katechismus der Drainirung ꝛc. 3. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 2 ℳ.

v. Marenholtz-Bülow, Ueber Schulwerkstätten. Dresden, H. L. Dittrich.

Musikalien: Zwei Lieder für eine mittlere Stimme, comp. von Hugo Jüngst. Op. 14. Dresden, Rob. Meinhold. 1,50 ℳ.

Naturschätzen. Malerische Wanderungen durch Norwegen ꝛc. 10. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 ℳ.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Aug. 1881. Breslau, S. Schottländer. Viertelj. 6 ℳ.

Oekonomischen Gesellschaft im Königr. Sachsen 1880/81. Mittheilungen der, Dresden, G. Schönfeld. 2 ℳ.

Oesterreich-Ungarns Wehr. 1. Bd.: Die Deutschen in Nieder- und Ober-Oesterreich ꝛc. von Dr. Schober. Teschen, Karl Prochaska.

Reich, Rath und erste Hülfe bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen bis zur Ankunft des Arztes. Berlin, Gustav Hempel. 1,50 ℳ.

Rinn, Der Hausdoktor und die Ausschmückung der Wohnräume. Bonn, Verlag der „Maler-Zeitung".

Rosegger's ausgewählte Schriften. 21. bis 30. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 ₰.

Saling's Börsen-Jahrbuch 1881/82. 3. u. 4. Lfg. Berlin, Haude & Spenersche Buchhandlung. à 2 ℳ.

v. Schorlemer, Nächstliebe auf das Wirthschaftsleben Sachsens i. J. 1880. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Schöne, Gesetzlasel für das Deutsche Reich. Systematische Uebersicht der Reichsgesetze nebst alphabetischem Sachregister. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 1,20 ℳ.

Schulz, Autographen-Verzeichniß. Nr. XIV. 1882. Leipzig, Otto Aug. Schulz.

Semler, Die wahre Bedeutung und die wirklichen Ursachen der nordamerikanischen Concurrenz in der landwirthschaftl. Production. Wismar, Hinstorff.

Siegmund, aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus. 12. bis 20. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon der Gegenwart. 8. bis 10. Dreimark-Lfg. Leipzig, Otto Spamer.

Städtevereinigungsfrage, Zur, 1. Heft: Die Schwemmcanalisation vor den Berliner Stadtverordneten am 14. Oct. 1880. Dresden, Gustav Schonfeld. 1 ℳ.

Statistischen Bureaus, Zeitschrift des Königl. Preußischen, 21. Jahrg. Heft 1 u. 2 1881. Selbstverlag, 10 ℳ pr. Jahrg.

Steyer, Die Gebührentarife der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung für das In- und Ausland ꝛc. 1. u. 2. Lfg. Freiberg i. Sachsen, Postdir. Steyer, Selbstverlag. à 2 ℳ.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 9. (Sept.-) Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vom Fels zum Meer. Spemann's illustr. Zeitschrift für das deutsche Haus. 1. (Oct.-) Heft 1881. Stuttgart, W. Spemann. à 1 ℳ.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt! Ein Zinglblatt zu den Schachsten. Von einem Amateurklub-Konservativen. Trier, O. Troschel. 50 ₰.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr. 5. (Aug.-) Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Viertelj. 1 ℳ.

Willkomm, Führer in's Reich der Pflanzen. 2. Aufl. 3. u. 4. Lfg. Leipzig, Hermann Mendelssohn.

Zelle, Theorie der Musik. Berlin, H. Th. Mrose. 1,60 ℳ.

Zirngiebl, Johannes Huber. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 6 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 71. Sonntag, den 4. September. 1881.

Inhalt: Eine kunstgeschichtliche Wanderung durch Sachsen, von v. Criegern. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen („Konstitutionalismus und Stenographie". Organisation und Rechtsgewohnheiten des Deutschen Buchhandels, von Aug. Schürmann. Illustrirte Lieferungswerke. Rosegger's Ausgewählte Schriften. „Vom Fels zum Meer." „Weltwoh." „Deutsche Revue.").

Eine kunstgeschichtliche Wanderung durch Sachsen.*)

Eine kurze Wanderung durch Sachsen, auf welcher ich den Leser mich zu begleiten bitte, soll uns zeigen, von welch außerordentlich hoher Bedeutung die Fürsten aus dem Hause Wettin für die Entwickelung der Kunst gewesen sind. Es ist hier nicht der Raum, von allem dem zu reden, was unser erhabenes Herrscherhaus während eines Zeitraumes von mehr als 750 Jahren in dieser wie in jeder anderen Hinsicht für Sachsen gethan hat: ich werde nur einige der wichtigsten Stationen der kunstgeschichtlichen Forschung auf meiner Wanderung berühren.

Mit dem Namen Konrad's des Großen, mit welchem, nachdem schon andere Glieder des Hauses Wettin Markgrafen von Meißen gewesen waren, die Erblichkeit der Markgrafschaft in diesem Fürstenhause begann, ist der jetzt allerdings preußische Petersberg zu eng verknüpft, als daß nicht auch hier von demselben ausgegangen werden müßte. Wenn man von Leipzig nach Berlin fährt, erhebt sich hinter Halle 240 m über dem Spiegel der Saale ein Porphyrfelsen, ursprünglich der Lauterberg (mons serenus), dann nach dem Schutzherrn des daselbst errichteten Klosters: Petersberg genannt, den gewiß jeder Vorüberfahrende mit Freuden als die einzige Bodenerhebung auf jener furchtbar einförmigen Strecke, der Sachse aber mit Ehrfurcht und Wehmuth als die Begräbnißstätte des großen Konrad begrüßt. Hier hat er das letzte Jahr seines Lebens zugebracht (1156—57). Als nach einem im Sinne eines ritterlich frommen Fürsten geführten Leben die Abnahme seiner Kräfte ihn mahnte, an das Heil seiner unsterblichen Seele zu denken, faßte er den Entschluß, der Welt ganz zu entsagen; er legte die Waffen ab, die er gegen die Feinde des Deutschen Reiches bei Ankona und gegen die Feinde des Kreuzes in Palästina mit Ruhm geführt, und ging als Laienbruder zu seinen Augustinern auf den Petersberg. Dorthin zog es ihn, denn schon bei Lebzeiten hatte er den Bau des Klosters vollendet und es durch Schenkungen bereichert; er sah mit richtigem Blicke in ihm eine Stadt auf dem Berge, ein Licht zu erleuchten die Heiden, nämlich die Wenden, welche zum Christenthum zu bekehren er als eine Hauptaufgabe seines markgräflichen Amtes betrachtete. Es soll ihn noch, nach der Chronik, dann und wann die Lust, in die Händel der Welt einzugreifen, angekommen sein, aber am 5. Februar 1157 brachte ihm der Tod die ewige Ruhe. Sein Leib ward hier auf seinen Wunsch beigesetzt, an der Seite seiner Gattin Luitgard, die schon 1140 hier begraben worden war. Das im Jahre 1540 säculariſirte Kloster ward 1697 von Kurfürst Friedrich August dem Starken um 40 000 Thlr. an Brandenburg verkauft, doch ist dies dem Bau insofern zu Gute gekommen, als Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, von 1853 an das Ganze mit sorgfältiger Benutzung des alten Baues restauriren ließ. Er hatte die einfache Schönheit dieser alten Basilika wohl erkannt; sie ist ein romanischer Bau, möglicher Weise an derselben Stelle errichtet, wo im 7. Jahrhunderte die Slaven eine Opferstätte hatten. Das Altarhaus ist überwölbt, das Langhaus hat die dem Style angemessene flache Decke, der Thurm (die Kirche hat nur einen) ist aus dem Quadrat herausgebaut und steht in der Mitte der Westfront. Die im Altarhause angeordneten Emporen können für die Nonnen bestimmt gewesen sein, deren es auf dem Petersberge auch gegeben haben soll. Von höchstem Interesse sind die bei der Ausgrabung gefundenen Steinsärge der Wettinischen Fürsten; sie sind aus Sandstein gebauen, ungefähr einen Fuß tief, am Kopfende breit und ausgehöhlt, nach den Füßen spitz zulaufend. Die des Stifters und seiner Gemahlin sind besonders sorgfältig gearbeitet, mit ausgeschweiften Linien an den Rändern der Vertiefungen und mit ausgesparten Sockeln für die Füße.

Wie der Name des großen Konrad mit dem Petersberge, so ist der Name Otto's des Reichen, seines ältesten Sohnes und Nachfolgers in der Meißner Mark, mit Altzelle bei Nossen und mit Freiberg verknüpft. Als er die 800 Hufen des Miriquidi-Waldes ausroden ließ, welche er zur Ausstattung des von ihm gegründeten Klosters Altzelle, des ersten im Meißner Lande, bestimmt hatte, ist man wahrscheinlich auf den im Boden vorhandenen Reichthum an edlen Metallen aufmerksam, und so der Anfang zum Freiberger Silberbergbau gemacht worden. Von Altzelle stehen nur noch Reste des Klostergebäudes, doch ist das schöne romanische Portal des jetzt als Wirthschaftsgebäude dienenden Remters ein würdiges Denkmal der Kunstentwickelung in Obersachsen. Das Grabmal mit der Reliefgestalt Dietrich's des Bedrängten ist von hoher Schönheit, ausgezeichnet durch weiche Behandlung und idealen Ausdruck. Bis zu Friedrich dem Strengen, gest. 1397, sind die sächsischen Fürsten hier begraben. Jedoch vor eine noch schönere und viel bekanntere Pforte will ich den Leser jetzt führen, nämlich vor die goldene Pforte des Doms zu Freiberg, eines der brillantesten Portale des romanischen Stils, bei welchem, wie ein großer Kunstkenner sagt, das Gefühl für die Antike in einer gleichwol völlig selbständigen Behandlung deutlich hervorleuchtet. Ihren Namen soll sie dem Umstande verdanken, daß die Figuren derselben ursprünglich gemalt und vergoldet waren, wie denn auch an etlichen Figuren in Seitenpartien, wenn sie naß gemacht werden, sich die alten schönen Farben zeigen. Allein sie verdient ihren Namen heute noch. Es ist ein hoher Genuß, in die

*) Nach einer Festrede, gehalten zum Geburtstage St. Maj. des Königs Albert den 23. April 1881 im conservativen Verein zu Leipzig von Dr. v. Criegern, Subdiakonus zu St. Thomä daselbst.

Abstufungen der schrägen Thürleibung hineinzuschauen und die vielen, die Vorbereitung des Heils in der alttestamentlichen Zeit repräsentirenden Figuren zu betrachten, dann zum Thürsturz aufzuschauen, wo Maria mit dem Kinde thront, und endlich in der den Thürbogen umgebenden Hohlkehle an den Darstellungen der heiligen Dreieinigkeit, der Auferstehung und des Weltgerichtes die wichtigsten Glaubenslehren der Christenheit sich zu veranschaulichen. Das Werk ist tief gedacht und verbient, daß es der fromme Beschauer nachdenke. Der Brand des Jahres 1483 hat die goldene Pforte glücklicher Weise verschont.

Künstlerisch derselben sehr nahe verwandt ist die Klosterkirche zu Zschillen oder, wie man jetzt gewöhnlich sagt, die Schloßkirche zu Wechselburg, welche seit 1843 wieder zum Gottesdienste und zwar zum katholischen verwendet wird. Das Kloster ist 1174 von Markgraf Dedo, dem Feisten, gegründet worden. Wenn diese Kirche auch ihre Thürme verloren hat und durch mancherlei Anbauten entstellt ist, so ist doch ihr Inneres fast ganz erhalten. Von höchstem Werthe ist die uralte steinerne Kanzel, nördlich am östlichsten Pfeiler des Schiffes stehend, welche noch ganz an die sogen. Ambonen der byzantinischen Zeit erinnert. Sie hat eine fünfseitige Brüstung und ist mit außerordentlich schönen Reliefbildern geschmückt. Die schon angedeutete Aehnlichkeit dieser Figuren mit denen der Freiberger goldenen Pforte machen es wahrscheinlich, daß sie beide ihre Entstehung einer Schule verdanken. Möglicher Weise ist die Wechselburger Skulpturarbeit eine Nachbildung der Freiberger. Im Allgemeinen zeichnen sich die obersächsischen Bauten durch schöne Bildhauerarbeiten aus, welche, sich an die besten Muster des Alterthums anlehnend, doch eine durchaus originelle Auffassung bekunden. Am wahrscheinlichsten erklärt sich dies aus einer in Sachsen sehr früh in hoher Blüthe stehenden Holztechnik. So sind z. B. die Säulenkapitäle in der Krypta des Naumburger Doms so anmuthig, reich und sorgfältig gearbeitet, daß sie geradezu wie geschnitzt aussehen. Aehnliche finden sich in Merseburg und in Freiburg a. d. Unstrut.

Auch in der Entwicklung der gothischen Bauweise behauptet Sachsen denselben ehrenvollen Rang, welcher diesem Lande in der Ausbildung des romanischen Styles anzuweisen war. Malerisch auf hoch ansteigendem Hügel am linken Elbufer steht Meißens erhabener Dom, als Bauwerk das dritte im Bunde mit Halberstadt und Magdeburg, rein und edel in seinen Verhältnissen, großartig und eigenthümlich, ausgezeichnet durch den zum Wahrzeichen gewordenen höckrigen Thurm, den einzigen mit durchbrochener Spitze in Obersachsen. Prachtvoll ist das reiche Westportal und vor demselben die fürstliche Begräbnißkapelle aus spätgothischer Zeit. Schön ist auch die Sacristei aus dem Jahre 1502. — Aus der spätgothischen Zeit hat das sächsische Erzgebirge eine ganze Reihe von Kirchen aufzuweisen, in denen sich eine originelle und sehr wirkungsvolle Behandlung dieses an sich nüchternen Styles bekundet. Die durch die flachere Form der Bogen entstehenden Hallen machen in jenen sächsischen Kirchen einen harmonischen Eindruck: man steht in einem freundlichen hellen Raume, in welchem Einen schon etwas von neuem, reformatorischem Geiste anweht. Jedenfalls sind diese Hallen für unseren evangelischen Gottesdienst, bei welchem sich die Gemeinde um das Wort sammelt, sehr geeignet, und wo man evangelische Kirchen in gothischem Style baut, muß man immer Hallen schaffen. Solche Kirchen sind: die Marienkirche in Zwickau, die Pfarrkirchen in Annaberg und Schneeberg, der Freiberger Dom, nämlich der durch den Brand von 1483 nothwendig gewordene Neubau, sodann die Stadtkirche zu Pirna, die Simultankirche zu Bautzen, die Sophienkirche zu Dresden; die Kirchen zu St. Thomä, St. Nicolai und St. Pauli in Leipzig sind ebenfalls mehr oder weniger entstellte spätgothische Hallenbauten. Auch in dieser Periode zeichnen sich Sachsens Kirchen durch reiche und feine Ornamentik aus. Wie prächtig ist z. B. die Steinmetzarbeit an der äußeren Gallerie der Zwickauer Marienkirche! Annaberg hat an den Emporen 78 Reliefs, welche die ganze biblische Geschichte darstellen, — die reichste Folge der Art, die man überhaupt kennt! Außerdem hat es noch ein Curiosum, nämlich eine Darstellung des männlichen und des weiblichen Lebens durch je 10 symbolische Figuren, welche ein sprechendes Beispiel der da und dort unter dem Heiligen hervorlugenden Schalkhaftigkeit der alten Meister sind. Da ist nämlich der Mann mit 10 Jahren ein Kalb, mit 20 ein Bock, mit 30 ein Stier, mit 40 ein Löwe, mit 50 ein Fuchs, mit 60 ein Wolf, mit 70 ein Hund, mit 80 eine Katze, mit 90 ein Esel, mit 100 ein Todtengerippe. Das Weib mit 10 Jahren eine Wachtel, mit 20 eine Taube, mit 30 eine Elster, mit 40 ein Pfau, mit 50 eine Henne, mit 60 eine Gans, mit 70 ein Geier, mit 80 eine Eule, mit 90 eine Fledermaus, mit 100 ein Todtengerippe. Ganz dieselbe Darstellung findet sich auf der Wartburg in den Lünetten der von Moritz v. Schwind gemalten Fresken; sie ist also nicht seine Erfindung, wie man gewöhnlich annimmt. Wenn ich nun zum Schlusse dieser Periode wiederum die gegenwärtige politische Grenze überspringend die Schloßkirche zu Wittenberg erwähne, so geschieht es nicht wegen etwa vorhandener architektonischer Schönheiten: sie ist ein von Ziegeln und Sandstein errichteter, einschiffiger, im Osten dreiseitig geschlossener, mit einer Empore und zwei Fensterreihen versehener Hallenbau; sondern ich thue es wegen des großen Fürsten, der sie erbaut hat. Das war Friedrich der Weise, mit welchem Sachsen universalhistorisch wird. Unter ihm beginnt die Reformation! Die Reliquien, welche erforderlich waren, um in den Altar der Schloßkirche eingelassen zu werden, hat er noch selbst von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande mitgebracht; aber derselbe Fürst ward der hochherzige Beschützer Luther's, welcher seinerseits seinem Kurfürsten mit rührender Treue und Anhänglichkeit zugethan war. Unter Friedrich dem Weisen beginnt die neue Zeit. Dem Worte Gottes wird wiederum die Ehre, die ihm gebührt, und mit ihm wird Alles neu: Politik, Familienleben, Wissenschaft und — Kunst. Denn es ist historisch durchaus falsch, wenn man der evangelischen Kirche den Vorwurf macht, daß ihr der Kunstsinn mangele, und auf ihre Kosten die katholische Kirche als die alleinige Beschützerin der Künste preist. Auf die Zeit vor der Reformation kann man sich dabei nicht berufen, denn da war die evangelische Kirche noch in der katholischen mit enthalten; und was die Zeit nach der Reformation betrifft, so hat die evangelische Kirche eine selbstständige Kunstentwickelung gehabt, welche es mit der der katholischen wohl aufnimmt. Einen Muster wie Johann Sebastian Bach hat es nur einmal gegeben, und mit Stolz nennt ihn die evangelische Kirche ihren Sohn! Gemälde wie die Lessing's, der Huß und Luther mit Vorliebe dargestellt, Monumente wie Rietschel's Lutherdenkmal zu Worms, biblische Darstellungen wie Schnorr's Bilderbibel gehören zu den besten Leistungen der Kunst. Es giebt eine evangelische Kunst, und ihr Vater ist der mit der Geschichte unseres Fürstenhauses so eng verbundene Lukas Cranach. Um von der Art dieses Meisters eine rechte Vorstellung zu bekommen, braucht man nur im städtischen Museum zu Leipzig den „Sterbenden" zu betrachten. Ueber dem Sterbenden in seinem Bett erhebt sich seine Seele, welcher Teufel ihre auf 4 Tafeln eingeschriebenen Sünden vorhalten, während auf der anderen Seite ein Engel nur eine Tafel mit der Inschrift: „gute Werke" hält; oben thront die heilige Dreieinigkeit von Engeln und Patriarchen umgeben; darüber ein Bildchen für sich bildend eine Kapelle, in welcher das Sterbeglöcklein geläutet wird. Der Priester, welcher den Sterbenden tröstet, hält ihm das Bild des Gekreuzigten vor, er weist ihn nicht auf die Heiligen hin, sondern auf den Sohn Gottes, den einigen Mittler und Erlöser; er ist nicht mit dem Meßgewande angethan, sondern mit dem schwarzen Talare, den damals Leute von Stand trugen und

der uns als Priesterrock geblieben ist. So trägt hier Alles schon evangelischen Charakter. Man kann an diesem überaus zarten und innigen Bilde, dessen Ausführung im Einzelnen meisterhaft ist, sehen, daß auch ohne die Himmelskönigin und den sonstigen Legendenreichthum gerade genug Motive zu künstlerischer Darstellung sich bieten, wenn man nur aus Schrift und Leben schöpfen will. Das Leipziger Museum hat ferner von Cranach's Pinsel „Die Verklärung Christi", ein Bild, von welchem Goethe sagt: „Christus ist eine wahre Vergötterung des Menschen, die erhabenen Gestalten des Himmels umgeben ihn, auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume, eine herrliche Aussicht eröffnet sich dem Auge weit über das Meer und ein reich behautes Vorgebirge. Das Bild ist ein Moment, ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchste, gunstreichste Augenblick in Cranach's Leben." Leider hat die Wiederherstellung nicht alle Spuren der Mißhandlung verwischen können, welche das Bild erlitten. Als nämlich Oefer im vorigen Jahrhunderte die Nicolaikirche modernisirte, mußten die Cranach'schen Bilder ihren geweihten Platz mit dem in einer Rumpelkammer unter dem Kirchendache vertauschen. 1815 entdeckte sie v. Quandt unter Schutt und Moder, zum Theil als Scheidewände eines Taubenschlages zusammengenagelt und rettete sie nicht ohne Mühe und Opfer vom gänzlichen Untergange. Leipzig hat sodann von der Hand Lukas Cranach des Jüngeren den „Sündenfall und die Erlösung": in der Mitte Christus am Kreuze, rechts vorn Adam, den ein Lehrer des Wortes auf den Gekreuzigten hinweist, links Christus als Ueberwinder von Tod und Teufel, im Hintergrunde Sündenfall, Vertreibung aus dem Paradies, Gesetzgebung auf Sinai und Aufrichtung der Schlange in der Wüste — eine vortreffliche Nachbildung des großen Altarblattes in der Stadtkirche zu Weimar, mit welchem Lukas Cranach der Aeltere seine Künstlerlaufbahn beschloß. Auf letzterem Bilde stehen im Vordergrunde Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige, Luther so, wie ihn die ganze evangelische Welt kennt und der Maler selbst, auf dessen Stirn ein entsündigender Blutstrahl aus der Seitenwunde des Gekreuzigten springt. Diese drei herrlichen lebensgroßen Figuren hat die Leipziger Nachbildung nicht, dafür aber ist auf ihr der Bauch des Teufels mit Päpsten, Cardinälen, Mönchen und Nonnen angefüllt, — eine stark polemische protestantische Zuthat! Endlich sehen wir in Leipzig den Maler Lukas Cranach selbst auf einem Bilde des edlen Theobald v. Oer; es stellt den treuen Hofmaler dar, wie er seinen unglücklichen, in der Schlacht bei Mühlberg von den Kaiserlichen gefangen genommenen Fürsten in der Gefangenschaft zu Innsbruck tröstet, indem er ihm ein eben vollendetes Bild: Die Befreiung Petri aus dem Gefängnisse nach Act. XII zeigt.

Indem wir nun die Ernestiner verlassen, um der Entwickelung der Kunst unter den Albertinern zu folgen, die mit Moritz auf den Thron Kursachsens kommen, werden wir in eine ganz andere Welt versetzt: in die bunte und mannigfaltige, zum Theil allerdings auch schlüpfrige und süsterne Welt der Neuzeit. Wir haben nun in und an den Kirchen fast gar nichts mehr zu suchen, sondern kommen zu den Kunstsammlungen und Kunstanstalten, durch welche die Albertiner ihre Residenzstadt Dresden zu einem Wallfahrtsorte für die Kunstfreunde der ganzen Welt gemacht haben. Vater August, der das von Kurfürst Moritz begonnene Werk vollendete, begründete das Naturaliencabinet oder die Kunstkammer, für welches mit Vorliebe Seltsamkeiten aller Art, neben Meerwundern, Sirenen und einem Meteorstein auch ein ausgestopfter Phönix erworben wurden, und legte durch eine theils in Leipzig, theils im Auslande angekaufte Sammlung von wissenschaftlichen Werken in 2354 Bänden den Grund zu der nachmals so berühmt gewordenen Dresdener Bibliothek. Einen bedeutenden Fortschritt machte unter ihm die Musik. An die Spitze seiner 1555 reorganisirten Kapelle berief er den Matth. Le Maistre und nach dessen Tode den Antonio Scandelli, der als Kapellmeister den beispiellos hohen Gehalt von 400 Gulden erhielt. — Selbst in der rohen und geschmacklosen Zeit des 30jährigen Kriegs fehlte es am sächsischen Hofe nicht an Pflege der Kunst. Unter Johann Georg I. 1611—1656 erlebte Dresden durch Heinrich Schütz, den größten Tonsetzer des 17. Jahrhunderts, eine Glanzperiode, wie sie dieser Stadt im 18. Jahrhunderte nur theilweise durch Hasse und Naumann, im 19. durch Carl Maria v. Weber wiederkehrte. Die Lust an glänzenden Hoffesten kam der Schauspielkunst zu Gute. Bereits im Anfang des 17. Jahrhunderts erscheinen am sächsischen Hofe Schauspieler von Profession. Noch viel entschiedener huldigte Johann Georg III., 1680—1691, ungeachtet seiner kriegerischen Neigungen, der Musik und dem Theater und in beiden dem italienischen Geschmacke, zumal seitdem er 1685 in Venedig zum ersten Male Frauen auf der Bühne gesehen und die berühmte Sängerin Margherita Salicola gen. la Bella ihrem Contracte bei dem Herzoge von Mantua förmlich entführt hatte. Die Malerei hat im 17. Jahrhunderte keine bedeutenden Männer aufzuweisen; am ehesten ist noch Bottschildt zu nennen, doch berühmter als durch seine eigenen Leistungen ist er dadurch, daß er von einer Kunstreise nach Italien viele Gemälde für die kurfürstliche Gallerie mitbrachte, deren Director er wurde. Desgleichen brachte General v. Klengel von einer Reise nach Griechenland Kunstgegenstände nach Dresden mit. Das Kunstgewerbe fing an zu blühen durch die berühmte Goldschmiedfamilie Dinglinger, welche unter Johann Georg III. aus Schwaben nach Sachsen übersiedelte. — Von bleibendem Einflusse für das Kunstleben Sachsens war die Regierung Friedrich August's I. (als König von Polen August II. 1697—1733) und Friedrich August's II. (als König von Polen August III. 1733—1763). August der Starke vertheilte die in der Kunstkammer (jetzt „grünes Gewölbe") bunt zusammengewürfelten Gegenstände in verschiedene Sammlungen. Unter ihm entstanden besondere Antiken-, Münz-, Kupferstich-, Modell- und Naturalien-Cabinete, um deren Ordnung sich der Leibarzt v. Heucher besonderes Verdienst erworben hat. Zur Bereicherung der Rüstkammer durchreiste der Parforcejäger Ziegler Europa, um die seltensten Stücke für seinen Herrn zu erwerben; und so ist jenes historische Museum entstanden, welchem unbestritten der erste Platz in der Welt gebührt. Als ich voriges Jahr die Waffensammlung im Tower zu London sah, auf die doch England nicht wenig stolz ist, kam mir erst die ganze Größe der Dresdener Sammlung zum Bewußtsein. Die Gemälde, welche bis dahin in den fürstlichen Schlössern, in Kirchen und Kapellen vertreut gewesen waren, wurden zu einer Gallerie im kurfürstlichen Stallgebäude vereinigt und durch den Ankauf der sogen. brandenburgischen Sammlung, sowie mehrerer einzelner italienischer Bilder vermehrt. 1705 ward nach dem Plane des großen Philosophen Leibnitz eine Malerakademie gegründet, an welcher um die Mitte des Jahrhunderts Anton Raphael Mengs, Hofmaler August's III., wirkte. Sie ward die Grundlage zu der 1763 errichteten Akademie, der zeichnenden und bildenden Künste. 1701 legte ein Brand fast die Hälfte des kurfürstlichen Schlosses in Asche. Wahrscheinlich dadurch veranlaßt, faßte Angust der Starke den Plan, eine neue, prächtige Winterresidenz zu erbauen, von der jedoch nur der Vorhof nach Daniel Pöpelmann's Entwurf zu Stande kam. Dies ist der jetzige Zwinger, jene prächtige „Dithyrambe des Rococostyls", das Schönste, was derselbe hervorgebracht hat. Vielleicht ist Dresden überhaupt die Wiege des Rococostyls. Er hat sich in Sachsen an der Porzellanmanufactur ausgebildet und ist wahrscheinlich erst von uns aus im Gefolge einer sächsischen Prinzessin nach Frankreich gekommen, wo er sich in wuchernder Ueppigkeit entfaltet hat. — Die Glanzzeit der Erwerbungen für die Bildergallerie, in welcher die

heute noch als die leuchtendsten Juwelen der Dresdener Sammlung geltenden Bilder angekauft wurden, fällt unter Kurfürst August II. Die wichtigste und bedeutendste Erwerbung der Zahl wie dem Werthe nach war die der Modenesischen Gallerie, einer Anzahl von 100 Bildern, die sich im Besitze des Herzogs Franz von Este-Modena befunden hatten und von ihm um augenblicklicher Geldverlegenheit willen veräußert wurden. 1746 gelangten diese Bilder nach Sachsen. Schlaukeit und Geldgier der Italiener bereitete den sächsischen Unterhändlern: Hofmaler Rossi, Gallerieinspector Guariente und Kunstkenner Zannetti in Venedig große Schwierigkeiten; nur mit Hilfe fortwährender Regali (Trinkgelder) war es möglich, die Bilder auf neutrales Gebiet, nach Padua, zu bringen. Der modenesische Finanzminister Bondigli erpreßte noch baare 1000 Scudi romani, d. i. 1000 Speciesthaler, dafür, daß er sächsische Steuerbillets, vortreffliche zinstragende Staatspapiere, als Zahlung annahm, und die Verzögerung der Zahlung durch Bankier Thomas de Rachel in Venedig um nur wenige Tage führte einen Cautionsverlust von 7000 Zecchinen, d. i. 21 252 Thaler herbei. Der Preis der 100 Bilder betrug 100 000 Zecchinen, d. i. 303 600 Thaler. Für das Zehnfache würde man heute eine solche Sammlung nicht mehr haben können, aus welcher ich nur die „heilige Nacht“ und die „büßende Magdalena“ von Correggio, den „Zinsgroschen“ von Tizian, die vier großen Bilder des Paolo Veronese und das Bildniß Moretto's von Holbein hervorhebe. Ist doch in neuerer Zeit für eine Madonna des Murillo der Preis von 500 Tausend Reichsmark bezahlt worden. 1743 kaufte Algarotti die Holbein'sche Madonna für den Spottpreis von 4000 Thalern (28 024 Lire venetianisch), und 1753 ward durch die Vermittelung des Malers Carlo Cesare Giovanni die Perle der Perlen, die Sixtinische Madonna, von den schwarzen Mönchen des Kloster San Sisto in Piacenza für 40 000 Scudi romani, d. i. 40 000 Speciesthaler à 4 Mark, erworben. Vertragsmäßig mußte eine davon genommene Copie dem Kloster geliefert werden, welches erklärlicher Weise es nicht veröffentlicht wissen wollte, daß das Bild verkauft worden war. Als es am 21. Mai 1754 in Dresden anlangte, befahl König August III., wie eine gut verbürgte Tradition berichtet, voll Verlangen, das heiß ersehnte Bild wiederzusehen, das ihn schon 20 Jahre früher bei seiner Reise nach Italien entzückt hatte, es sofort auszupacken und im Schlosse aufzustellen. Als man es nun in den Thronsaal gebracht hatte und einen Augenblick zögerte, es des vortheilhaftesten Lichtes wegen gerade da aufzustellen, wo der königliche Thronsessel stand, schob der König denselben mit eigner hoher Hand rasch beiseite mit den Worten: Platz für den großen Raphael! Guido Reni's Bild „Ninus und Semiramis“, wie es gewöhnlich bezeichnet wird, ward von der Familie des Marquese Giovanni Nicolo Tanara um 6000 Scudi romani gekauft. Eine Anzahl von 69 italienischen und niederländischen Bildern ward 1748 in Prag durch Placido Gialbi um 50 000 Thaler acquirirt, darunter „die Schweinsjagd“ von Rubens und van Dyk's „Carl I. von England und dessen Gemahlin“. Zu jedem Geburtstage erhielt der kunstliebende König von seiner Gemahlin ein Bild; und als er einstmals statt eines solchen einen kostbaren Stock bekam, frug er, ihn in den Händen haltend und betrachtend: „Wo bleibt denn aber mein Bild?“ Neben dem Fürsten war sein allmächtiger Minister Graf Brühl ein eifriger Pfleger der Kunst. Seiner großartigen Gemäldesammlung gehörten die jetzt der Dresdener Gallerie einverleibten Canalettos an, die ein so anmuthiges Bild des damaligen Dresden geben. Wenn man heute auf der Brühl'schen Terrasse stehend ein Landschaftsbild vor den Augen sich entrollen sieht, dem sich kaum eins auf Erden an Lieblichkeit vergleichen läßt, so bannt man aus seinem Herzen für einige Zeit alle sonstigen traurigen Erinnerungen, die sich für den Sachsen an den Namen Brühl knüpfen. Ueber die Prachtliebe der beiden Auguste, die doch sicherlich dem Lande viel gekostet hat, vernehmen wir aus dem Munde der Zeitgenossen keine klagende, geschweige denn eine murrende Stimme. Beide waren sehr populäre Herren; das Volk freute sich an dem Glanze ihrer Feste, zu welchen sie in liberalster Weise ihren Unterthanen den Zutritt gestatteten. Als einst Gottsched von Leipzig aus zu einem solchen Feste in Dresden gewesen war, feierte er August III. in einem begeisterten, patriotischen Gedichte. Fürchtbar hingegen ward das arme Sachsen von Friedrich dem Großen ausgelogen, der das besiegte Land die ganze Härte seines Zorns empfinden ließ. Unter Anderem gab er das schöne Schloß Hubertusburg dem Freibataillon des Quintus Icilius zur Plünderung preis, und was etwa diese noch von Kunstgegenständen übrig gelassen hatten, schleppten die beiden für Sachsens Nationalwohlstand so verhängnißvoll gewordenen Juden Ephraim und Itzig fort, welchen Friedrich der Große das Schloß Hubertusburg für 72 000 Thaler verkaufte.'

Hiermit ist nun die Zeit der wichtigsten Erwerbungen von Kunstgegenständen vorbei. Kurfürst Christian redressirte sofort, nachdem er August's III. Nachfolger geworden war, einen Ankauf von 17 vortrefflichen Bildern holländischer Meister in Amsterdam. Doch gründete er, wie schon oben angedeutet, die Akademie der bildenden und zeichnenden Künste. Mit weiser Schonung der dem Lande zu Gebote stehenden Mittel und mit gewissenhafter Einhaltung der constitutionellen Form haben die Wettiner in unserm Jahrhunderte der Kunst eine geregelte Pflege zu Theil werden lassen. Unter König Friedrich August II. wurden 1853 15 spanische Bilder, darunter eine großartig ernste Madonna des Murillo und unter König Johann 1860 mehrere Bilder aus dem Nachlasse des Kunsthändlers Samuel Woodburne in London, darunter eine heilige Familie des Luca Signorelli und eine Madonna des Leonardo da Vinci, erworben. Namen wie die der Maler Bendemann, welcher im Auftrage Königs Johann das Innere des Dresdener Schlosses mit historischen Bildern geziert hat, Hübner, der geradezu ein Regenerator der Kunst von Kunstverständigen genannt wird, Schnorr v. Carolsfeld, dessen wir bereits rühmend gedachten, der Bildhauer Rietschel, Donndorf, Haenel, des Componisten Carl Maria v. Weber, zeugen von dem Kunstleben Sachsens in der Neuzeit. Ebenfalls im Auftrage des hochseligen Königs hat Walther die äußere Wand des Stallgebäudes nach der Augustusstraße zu, welche schon früher einmal bemalt gewesen ist, durch das mit Recht schnell bekannt gewordene Bild „der Fürstenzug“ al Sgraffito decorirt: die erlauchten Herrscher aus dem Hause Wettin von Konrad dem Großen bis auf Se. Maj. den König, damals Kronprinz, Albert ziehen da historisch treu dargestellt an unserem Auge vorüber. König Albert schließt sich in der Pflege der Kunst, die ja eine Pflicht und ein Recht der Fürsten ist, seinen Ahnherren würdig an. Die in früherer Zeit gesammelten Schätze sind unter ihm erhalten, vermehrt und zugänglicher gemacht worden. Dresden bewahrt unter ihm neben den modernen Kunststädten München, Düsseldorf, Berlin seinen alten Ruhm. Hoch erfreulich war es für jeden Freund sächsischer Kunst, als die Restauration der unter Albrecht dem Beherzten durch Meister Wilhelm von Westfalen erbauten Albrechtsburg in Meißen vorgenommen ward. Zwar wissen wir, daß König Albert auch unter anderen Verhältnissen, als in Friedenszeiten, ein Regent ist, zu dem sich das Volk des Besten versehen kann; er hat als Feldherr hervorragende Talente an den Tag gelegt und die staatliche Neugestaltung Sachsens nach der Errichtung des Deutschen Reiches mit sicherer Hand geleitet; allein wir wünschen ihm und uns, daß sein Reich ferner ein Reich des Friedens sei, in dem Kunst und Wissenschaft sich entwickeln können.

Leipziger Theater.

Wer die neuere französische Dramatik und die deutsche, die sich von französischen Mustern unabhängig erhält, miteinander vergleichen wollte: dem gaben zwei Aufführungen dazu Gelegenheit, die jüngst im Stadttheater und im Theater der Südvorstadt geboten wurden: dort „Der Attaché" von Henri Meilhac, hier „Die Märchentante" von F. Otto Gensichen. Beide gehören zu den erfolgreicheren Stücken. Der deutsche Dramatiker, einer der wenigen, der nationalen Inspirationen huldigt, hat sich zur Aufgabe gestellt, dem Idealismus in den Verhältnissen des Lebens ein Loblied zu singen, eine Aufgabe, die sich im Rahmen eines Lustspiels schwer durchführen läßt. In solcher weitgreifenden Tendenz zeigt sich deutsche Art und Weise; aber die Folge davon ist nothwendig, daß sich der Grundgedanke und die Ausführung nicht decken; das vorhandene Gas genügt nicht den Ballon zu füllen und große Theile desselben schlottern nebenher. Anders der Franzose: er hat durchaus keine tieferen Grundgedanken, die er in die dramatische Form kleiden will; er wählt für sein Drama einen ganz bestimmten Fall, ein aus dem Leben gegriffenes Motiv und dadurch gewinnt sein Stück die nöthige Präcision; es ist nichts müßig darin; am wenigsten gewährt es Platz für prinzipielle Auseinandersetzungen, die, wenn sie nicht in Handlung umgesetzt werden, für das Drama selbst doch nur Lustschtereien sind. Ebenso eröffnet der deutsche Dichter eine reiche Gemüthswelt in poetischer Beleuchtung; aber diese mit Liebe ausgeführten Perspectiven in der Märchenwelt haben für die Handlung selbst gar keine Bedeutung; es ist ein Land der Träume, das nur eine, wir möchten sagen geistig decorative Magie hat. Dagegen gehen die Gemüthsregungen in dem Stücke des Franzosen nur aus der Handlung selbst hervor; sie treten nur in wenigen Momenten derselben zu Tage, wo die Liebenden sich ihrer Neigung bewußt oder an ihr irre werden. Bei Meilhac ist die Intrigue einheitlich; bei Gensichen spielen mehrere Intriguen, sogar ohne Beziehungen zum Grundgedanken neben einander her. In dem französischen Stück geht alles, was der Autor will, ohne Rest in der Handlung auf; in dem deutschen Stück bleibt dagegen ein sehr großer Rest, der sich im Dialog verflüchtigt und zwar in einem Dialog, der bisweilen der Debatte zum Verwechseln ähnlich sieht. Mit einem Wort, das deutsche Lustspiel ist reicher an Gemüth und Poesie; das französische hat bei weitem mehr dramatische Spannung und geschlossene Handlung.

Meilhac's comédie ist von älterem Datum und Theaterfreunden wohlbekannt. Der Held ist ein deutscher kleinstaatlicher Attaché in Paris, der diplomatische Adjutant eines sehr beschränkten Gesandten. Eine steinreiche Dame aus dem Ländchen lebt in Paris, umworben von französischen Freiern; es liegt im Interesse des kleinen Staates, daß ihr Geld nicht aus dem Lande kommt und der Attaché erhält von seinem Vorgesetzten den Auftrag, die französischen Freier um jeden Preis aus dem Wege zu räumen. Wie er sich nun dieses Auftrags entledigt, wie er dabei selbst sein Herz an jene Schönheit verliert, wie er nach einigen Zweifeln und Hemmnissen die Hand der Schönen erobert und damit seinem Lande einen großen Dienst leistet: das ist der ergötzliche Inhalt des Lustspiels und es ist in der That mit vieler Feinheit durchgeführt; man freut sich zu sehen, mit welcher Gewandtheit der Graf Prachs seinen Odysseusbogen spannt, um die Freier zu erlegen. Doch auch eine schöne Helena darf in einem französischen Lustspiel nicht fehlen und da hier in dem Baron Scherpf bereits ein Menelaus de pur sang vorhanden ist, das heißt ein Menelaus im Offenbach'schen Stil, so läßt sich der französische Dramatiker die Gelegenheit nicht entgehen, eine kleine frivole Episode in dem Stück anzubringen, in welcher die staats- und ehemännische Weisheit des Diplomaten dupirt wird. Ohne derartige Streiflichter geht es einmal in einer französischen comédie nicht ab: im Ganzen aber hat das Meilhac'sche Stück ein auch für deutsche Sitten annehmbares Lustspielthema. In Bezug auf nationale Unbefangenheit leistet das Stück von Meilhac mehr, als man von einem französischen Autor erwarten durfte, ja als heutzutage nach dem großen Krieg ein französisches Stück sich herausnehmen dürfte: der deutsche Diplomat, obwol dem Trunke ergeben und also mit der deutschen Erbsünde behaftet, schlägt die französischen Ritter, Gecken und Schurken mit solcher geistigen Ueberlegenheit und Tapferkeit aus dem Felde, daß es eine Freude ist.

Das ist immerhin für den Chauvinismus jenseits des Rheins wenig schmeichelhaft, mag auch neben dem Baron Prachs der höhere deutsche Diplomat als eine Art von Cretin stehen. Auch daran glaubt man heutigentags in Frankreich nicht mehr. Man wird sich jetzt hüten, deutsche Diplomaten zu verherrlichen, aber auch ebenso sie lächerlich zu machen.

Gespielt wurde das Stück in deutscher Manier, aber frisch und lebendig; dagegen fehlte die französische Feinheit, die mit allen ihren Nüancirungen für deutsche Darsteller unerreichbar ist. Hr. Eichenwald als Baron Scherpf gab zwar die eingebildete Beschränktheit des Gesandten treffend wieder; doch verträgt sich diese wol mit mehr äußerer Repräsentation, ja tritt durch dieselbe noch komischer hervor. Hr. Senger als Graf Prachs war jovial und munter; doch verfiel er an einzelnen Stellen zu sehr in einen schweren tragischen Ton; es muß sich im Lustspiel eben alles leichter ausprägen, auch der Schmerz getäuschter Liebe. Frl. Friedhoff als Baronin Palmer hatte einen anmuthenden Ton von Wärme und Innigkeit; weniger trat die Bedeutung der geistig vornehmen und äußerlich glänzenden Weltdame hervor. Von den französischen Freiern heben wir besonders den Hrn. v. Frondeville des Hrn. Conrad als eine energisch gezeichnete Gestalt hervor; der Hr. v. Ramsay des Hrn. Schubert erschien dagegen wie ein petit bourgeois der ban-lieue.

Wenden wir uns nun zur guten „Märchentante", der das Carolatheater ein trauliches Nest gebaut hat. Da sitzt sie im Lehnstuhl hinter dem warmen Ofen, erzählt Märchen und sucht, wie sie immer gethan, Gemüth und Poesie in dem nachwachsenden Geschlecht zu pflegen. Ihre Märchen sind so poetisch werthvoll, daß ihre Freunde sie in Druck geben unter dem Titel: „Was das Herdfeuer rauscht". Dieser Titel erscheint uns nicht ganz glücklich gewählt; er beruht auf einer Verwechslung der Elemente; denn bisher rauschte in der deutschen Sprache nur das Wasser, nicht das Feuer. Gleichviel, wir gönnen der guten Tante das wohlthuende Gefühl, sich gedruckt zu sehen, ja ein recht ansehnliches Honorar dafür einzunehmen; nur verliert eine so gedruckte Märchentante viel von ihrem traulichen Reiz.

Nach diesem Stücke zu urtheilen, müßte man glauben, daß das Märchen Hauptträger des deutschen Idealismus sei. Gensichen sagt diesen überhaupt nur als inniges Gemüthsleben; außerdem soll ihn die Wissenschaft und die Gelehrsamkeit vertreten gegenüber dem praktischen Buchhandel. Es giebt aber eine Wissenschaft, die durchaus nicht idealistisch ist. Jener Curt Bertram zeigt in seiner Darstellung der Memnonssäulen poetische Auffassung; aber solch ein Entomologe wie der Schmetterlingssänger Professor Kramer vertritt an und für sich durchaus nicht den Idealismus; wir wissen ja, wie viele unserer Naturforscher hierüber denken. Freilich, der Gelehrte unseres Stückes hat in einem Winkelchen seines Herzens lauter Sonnenschein, Erinnerung an seine Jugendliebe . . und zwar ist der Gegenstand derselben Niemand anderes als die Märchentante selbst. Ein deutscher Dichter freilich! nennt dergleichen blöde Jugendseligkeiten; doch haben solche Erinnerungen einen wehmüthigen Nachschimmer fürs ganze Leben, wenigstens für ein Leben, dem sonst nichts von Bedeutung passirt ist. Das

Wiedersehen zwischen den beiden Alten und die Scene zwischen ihnen bezeichnet einen Höhepunkt des Stückes; sie fand auch lebhaften Beifall; wir aber können uns mit dieser Sentimentalität nicht befreunden und finden den Altenweibersommer nicht gerade poetisch.

Was thun aber nun die Idealisten im Stück, um den Realismus zu bekämpfen und zu besiegen? Verzweifelt wenig! Kurt erkennt, daß das eine Mädchen, Amalie, nicht zu seiner Fahne schwört oder vielmehr überhaupt nichts von ihm wissen will und wendet sich nun der Schwester zu, deren Herz für ihn schlägt und die ihm von der Märchentante, in deren Schooß sie entschlummert ist, als das Dornröschen präsentirt wird, das er als ritterlicher Prinz wachküssen soll. Er ist augenblicklich bereit dazu, obschon er noch kurz vorher in die Schwester verliebt war, wenn auch nicht himmelhochjauchzend, doch zum Tode betrübt, und man noch immer glaubt, ihre Ballschleppe auf den Stufen der Haustreppe rauschen zu hören. Das ist wieder keine Großthat des Idealismus, dieser rasche Wechsel der Gefühle, so viel Herdfeuer und Mondschein auch der Dichter daran verschwendet hat. Und was thun die Idealisten noch sonst in dem Stücke? Sie drucken die Märchen der Tante und wissen sie durch buchhändlerische Reclame schlimmster Art, durch gedruckte Lügen über den Verfasser, der bald für einen Fürsten, bald für einen berühmten Parlamentarier ausgegeben wird, in die Höhe zu bringen. Damit kann ja der tapfere Realist, der Buchhändler Bertram, sehr zufrieden sein; er wird ja durch die Märchenfreunde hierin übertroffen. Gegen diesen Bertram wird indeß von ihnen, besonders von seinem eigenen Factotum, eine kleine Intrigue in Scene gesetzt. Er hat stets Orden und Titel verpottet; man weiß ihm dieselben zu verschaffen und er acceptirt sie. Das hätte doch nur dann einen Sinn für den Grundgedanken des Ganzen, wenn man Orden und Titel für Weihgeschenke des Idealismus hielte.

Wir meinen, der talentvolle Dichter hat sich durch die Tendenz, die er seinem Lustspiel zu geben suchte, eine Tendenz von so zeitgeschichtlicher Bedeutung, wie der Kampf zweier Weltanschauungen, seine Arbeit unnöthigerweise erschwert. Der deutsche Idealismus kommt doch nicht recht zu Tage; wir wenigstens suchen ihn wo anders als in Gefühlsdusel und Märchenwesen. Die poetischen Klänge des Stückes würden noch mehr anmuthen ohne diese hochgehende Tendenz. Wir würden uns dann die Märchentante und den alten Professor als zwei Menschenexemplare gefallen lassen, die in einer eigenthümlichen Art von Romantik dahinleben. Der gebildete Dialog des Stückes, manche wohl arrangirte Wendung der Actschlüsse, wie die Dornröschengruppe, das allerdings etwas verbrauchte Motiv der zum Durchbruch kommenden Ordens- und Titelsucht und einige von echtem Lustspielgeist durchwehte Scenen, wie die Brautwerbung des praktischen Tillig um die ebenso praktische Amalie: das würde um so mehr zur Geltung kommen, je weniger uns der Dichter darauf hinwiese, daß hier die große Weltschlacht zwischen Idealismus und Realismus ausgefochten werden solle, wozu die Kräfte auf beiden Seiten, besonders aber auf der ersteren, unzureichend sind.

Otto Gensichen zeigt in dem Stück indeß praktischen Sinn und das Streben, auf eigenen Füßen zu stehen und den Nachbarn jenseits des Rheins nichts abzugucken. Den zahlreichen stillen Gemüthern und schönen Seelen, die an der Märchenwelt Gefallen finden und welche die Poesie am höchsten schätzen, die wie ein Heimchen am häuslichen Herde zirpt, wird das Stück gewiß nachhaltige Freude bereiten.

Die Rolle der Märchentante ist in Berlin von Frau Friedl-Blumauer gespielt worden und diese in ihrem Fach unübertreffliche Schauspielerin hat der Rolle und damit auch dem Stücke dort einen schönen Erfolg verschafft. Hier wurde sie von Frau Richter-Nauen in tüchtiger Weise durchgeführt. Der gemüthliche Ton und auch der poetische Hauch fehlte nicht, besonders in der großen Scene mit dem Professor Kramer, den Hr. Lehmann als einen alten Gemüthsmenschen von reinstem Wasser hinstellte. Der Kurt Bertram des Hrn. Geidner, der junge Finanzmann Tillig des Hrn. Richter, das Factotum Görke des Hrn. Praeger, der Buchhändler Bertram des Hrn. Schneider waren glaubwürdige Gestalten; auch wurden die beiden Schwestern, Hertha und Amalie, von Frl. Köttschau und Frl. Berger in entsprechenden Contrast gestellt. Der Maler Fredi und seine Geliebte sind eine Episode, von der man nicht recht weiß, wohin sie in Bezug auf die Tendenz des Ganzen gravitiren soll: im Spiel des Hrn. Hanno und des Frl. Pook gravirte sie jedenfalls nach der Posse hin.

Das Carolatheater hat, abgesehen von der „Märchentante", der Posse und Operette neuerdings eine fast ausschließliche Pflege zugewendet. Frl. Martha Neumann sahen wir in der Wilken'schen Posse: „Ehrliche Arbeit" als Margarethe und sie gefiel uns wie dem Publicum durch den sympathischen Zug ihres Wesens und anmuthig maßvollen Humor. Die Posse ist zwar nicht frei von aufdringlicher Tendenzhascherei, hat aber eine gesunde Moral und gehört im Ganzen zu den besseren Volksstücken. In der Operette von Johann Strauß: „Der Carneval von Rom", die recht lebendig arrangirt war, besonders in den Trink- und Klosterscenen des zweiten Actes, trat Frl. Marie Lauber als Gräfin Falconi nach längerem Urlaub zum ersten Male wieder auf und wurde mit Blumenspenden von mancherlei Art ausgezeichnet: sie spielte diese Rolle, die an und für sich nur Degoût einflößen kann, mit schalkhafter Grazie und Pikanterie. Frl. Bielska, die zum ersten Mal auftrat als Marie, erntete für Spiel und Gesang Beifall: ihr Wesen ist nicht unsympathisch und ihre Stimme hat Kraft in der höheren Tonlage.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

△ Gelegentlich der Feier des fünfzigjährigen Constitutionsfestes hat das königl. sächsische stenographische Institut zu Dresden unter „Constitutionalismus und Stenographie" eine Denk- und Dankschrift an die königl. sächsische Staatsregierung und Ständeversammlung gerichtet, in welcher überzeugend nachgewiesen wird, daß die stenographische Kunst in der Gegenwart in Europa und jenseits des Oceans zu einer immer größeren Bedeutung für das öffentliche Leben trotz aller Michelamaschinen und Phonographen gelangt ist, überall da festen Fuß gefaßt und sich immer mehr entwickelt und verbreitet hat, wo sich parlamentarisches Leben bildete. Die erste nachweisbare Spur des Vorhandenseins einer, wenn auch noch auf einer sehr niedrigen Stufe befindlichen Stenographie fällt in die Zeit der Catilinarischen Verschwörung und verdankt ihre Entstehung dem Freigelassenen Cicero's Tiro. Nach dem Erlöschen der später nach ihrem Erfinder „Tironische Noten" genannten Schnellschrift im 10. Jahrhundert n. Chr. sind effectvolle Versuche, eine das flüchtige Wort fixirende Schnellschrift zu erfinden, erst im 17. Jahrhundert in England, dem Musterlande modernen Verfassungslebens, gemacht worden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelangten die bereits zu Ende des vorigen gelegten Keime einer Stenographie in Frankreichs, Spaniens, Portugals und Italiens Parlamenten zur praktischen Verwerthung. Nicht minder folgten in dieser Richtung die skandinavischen Staaten. Ebenso diente die Stenographie von der Mitte des Jahrhunderts an zur Aufnahme der Verhandlungen der legislativen Körper in den Niederlanden, in Belgien und Griechenland, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Mexico, Brasilien und in der argentinischen Republik. Ueberall, wo die Stenographie zu parlamentarischen Zwecken dienstbar gemacht wurde, gewann diese Kunst

auch mehr oder weniger Interesse und Verwendung im öffentlichen und privaten Leben. Namentlich wurde die Stenographie wissenschaftlich gepflegt und entwickelt da, wo das deutsche System Gabelsberger's in und außer Deutschland Eingang fand. Bayern war bekanntlich der erste deutsche Staat, der eine constitutionelle Verfassung erhielt und mit deren Einführung die „Redezeichenkunst" Gabelsberger's zur Anwendung gelangte. Seit jener Zeit datirt ein reiches Leben auf dem Gebiete der Stenographie in Deutschland. Und von Deutschland und Oesterreich aus drang die geniale Schöpfung Gabelsberger's nach den slandinavischen Staaten und nach Griechenland und dort wie in den slavischen Ländern Oesterreichs und in Bulgarien, vorzüglich aber auch in Italien, dient Gabelberger's System, den betreffenden Landessprachen angepaßt, zur Wiedergabe der parlamentarischen Discussion jener Länder. Von München aus verpflanzte sich die Gabelsberger'sche Kunst in viele Kammern deutscher Staaten, in die Volksvertretungen von Württemberg, Hessen, Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar, Preußen 2c., vor Allem aber nach Sachsen, wohin der vom Altmeister Gabelsberger empfohlene Rechtspraktikant und spätere Professor Dr. Wigard berufen wurde, welcher den Grund zu der von seinen Nachfolgern mehr und mehr ausgebildeten, von der königl. Staatsregierung und der Ständeversammlung mit großer Munificenz ausgestatteten einzigen continentalen Staatsanstalt dieser Art, dem im In- und Auslande wegen seiner praktischen und wissenschaftlichen Leistungen auf graphischem Gebiete anerkannten „königl. sächsischen stenographischen Institute" legte. Nach dem Rücktritte Wigard's und seines Nachfolgers Schladitz wirkten und erwarben sich um die Entwicklung dieser Anstalt anerkennenswerthe Verdienste Geh. Regierungsrath H. Häpe, Dir. Prof. Dr. M. Heyde und der dermalige Vorstand Prof. H. Krieg, unter dessen umsichtiger ersprießlicher Leitung derzeit sieben Stenographen erster Classe als festbesoldete Staatsbeamte im Landtage, Reichstage 2c. praktisch, sowie als königl. Prüfungscommission für Lehramtscandidaten der Stenographie und als Lehrer dieses Faches, als auch in wissenschaftlicher und propagandistischer Richtung eine umfassende Thätigkeit ausüben. Diese beachtliche literarische Festgabe, welche den Beweis liefert, daß Regierung und Stände in Sachsen seit Einführung der Verfassung in unserm engeren Vaterlande stets bemüht gewesen sind, die Interessen der Stenographie zu fördern, ja daß Sachsen in dieser Beziehung allen deutschen Staaten, selbst Preußen und dem Mutterlande der deutschen Stenographie, Bayern, durch Creirung und Dotirung des königl. stenographischen Institutes vorangeht, schließt mit einem beiden gesetzgebenden Factoren dargebrachten warm empfundenen Dankesworte ab.

** *Organisation und Rechtsgewohnheiten des Deutschen Buchhandels.* Von Aug. Schürmann. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. — Das vorliegende, dankenswerthe Werk zerfällt in drei Theile bez. Bände, von denen jeder ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. In dem *ersten* werden die *Entwickelung des Deutschen Buchhandels* von der Erfindung und ersten Ausbreitung der Buchdruckerkunst zum Stande der Gegenwart, die Autoren- und Verlegerverhältnisse von dem preußischen Landrecht ab bis — wie der Verfasser sich ausdrückt — zur schiefen Bahn der modernen Nachdrucksgesetzgebung, die Organisation des Buchhandels und der ihm verwandten Geschäftszweige, die Centralgestaltungen und genossenschaftlichen Verbindungen, der Verkehr zwischen Verlags- und Sortimentshandel, endlich die daraus für den literarischen Verkehr sich ergebenden Momente behandelt; der zweite stellt die *Usancen des Deutschen Buchhandels und der ihm verwandten Geschäftszweige* dar (also beispielsweise das Geschäftsverhältniß zwischen Verlags- und Sortimentshandel, die Preis- und Rabattverhältnisse, Fracht und Emballage, Auftragsformen, Bezugs- und Lieferungsformeu, Jahresrechnung u. s. w., den Credit, das Commissionsgeschäft, den Geschäftsverkehr mit dem Publicum, das Antiquariat und Auctionswesen, das ausländische Sortimentsgeschäft) und schließt mit einer Grundordnung des deutschen Buchhandels nach seinen herrschenden Gebräuchen. Der dritte — bisher noch nicht erschienene — Theil endlich soll den Rechtsgewohnheiten zwischen Autoren und Verlegern gewidmet sein. Wir gedenken nach Erscheinen des letzten Theiles mit diesem eine fühlbare Lücke unserer Literatur im Wesentlichen ausfüllenden Werk uns noch eingehender zu beschäftigen.

Illustrirte Lieferungswerke. Von der von uns wiederholt mit größter Anerkennung besprochenen Prachtausgabe des Ariost'schen „Rasender Roland" (Schottländer'scher Verlag in Breslau und Leipzig) liegen uns nunmehr 20 Lieferungen vor, womit das Werk bis zur Reproduction des 19. Gesanges vorgeschritten ist. — Dr. Kleinpaul's „Rom in Wort und Bild" (H. Schmidt & C. Günther in Leipzig) gewährt uns in der 4. Lieferung in bildlicher Darstellung einen Blick durch den Titusbogen auf das Thal des Colosseums, sowie Ansichten des Palatins, des Circus Maximus, der Mündung der Cloaca Maxima, der Aedes Publicae u. s. w., während das Ebers-Guthe'sche, im Hallberger'schen Verlage erscheinende Prachtwerk „Palästina" sich auch in der neuesten, der dritten, Lieferung noch mit den Sehenswürdigkeiten der heiligen Stadt „Jerusalem" beschäftigt. Unter den Illustrationen tritt besonders ein schönes Vollbild „Der Oelberg, vom Zion aus gesehen" hervor. — Von den im Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig erscheinenden „Malerischen Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales", den sogenannten „Nordlandfahrten", liegen bis jetzt zehn Lieferungen vor. Die neunte Lieferung enthält den Schluß einer Beschreibung der Border-Landschaften und Burgen von Richard Oberländer und sodann eine Darstellung der englischen Seebistricte, des „Poetenwinkels" Englands, in Wort und Bild, während die zehnte uns in die schönen Thäler von Derbyshire mit ihrem prächtigen Pickering Tor, dem Thee-Thor, der Pik- und Eremitenhöhle u. s. w. führt. — Die illustrirte Ausgabe des Freiherrn v. Hübner'schen „Spazierganges um die Welt" (Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther) ist bis zur 25. Lieferung vorgeschritten. Dieselbe enthält u. A. an Illustrationen die Abbildung der Theaterstraße in Osaka, sowie der Scene „Baron Hübner dringt in den Palast des Mikado ein". — „Unser Jahrhundert", ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit von Otto v. Leixner (Stuttgart, Verlag von Engelhorn), beschäftigt sich in den letzten (25.—26.) Lieferungen mit den hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Künste seit dem zweiten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Die Illustrirte Weltgeschichte für das Volk endlich, von Otto v. Corvin, L. F. Dieffenbach u. A. im Spamer'schen Verlage herausgegeben, ist in den Lieferungen 51—56 bis zum 4. Bande vorgeschritten, in welchem der zweite Theil der Geschichte des Mittelalters zur Darstellung gelangt. Nach einer Bekantmachung der Verlagshandlung hat dieselbe übrigens sich bewogen gefunden, Hrn. Otto v. Corvin die fernere Leitung des Werkes zu entziehen und dessen Vollendung in andere Hände zu legen. So wird der 4. Band von dem Professor Dr. Diestel in Dresden und dem Gymnasialoberlehrer Dr. Lammert hier, der 5. und 6. von Professor Dr. Kämmel in Dresden, der 7. und 8. Band endlich von Professor Dr. Volz in Potsdam bearbeitet werden.

** Von Rosegger's *Ausgewählten Schriften* (A. Hartleben's Verlag) sind uns die Lieferungen 21—30 zugegangen. Dieselben enthalten die in weiteren Kreisen bekannten Werke Rosegger's „Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert", eine ethnographische, frische und er-

frischende Studie, und „Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern dargestellt", eine nicht minder gelungene Schilderung der Sitten und Anschauungen der Landsleute des Dichters, die Niemand so gut kennt, noch weniger aber Jemand so prächtig darzustellen versteht, als eben Rosegger, der selbst inmitten dieser oft aus recht sprödem Holze geschnitzten Gestalten ausgewachsen ist und, wie jede Seite seiner Schilderungen ersehen läßt, mit seinen Landsleuten „gebetet, gescherzt, gejauchzt, gestritten, gelitten, gesündigt" hat.

— Vom Fels zum Meer. Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus. 1. Band. Heft 1. October 1881. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. Preis vierteljährlich 3 Mark. — Vorliegende Zeitschrift, von Josef Kürschner, dem bekannten Theaterchronisten, redigirt, beren erstes Heft soeben erschienen ist, könnte man etwa eine Verbindung von „Westermann's Monatshesten" mit dem „Deutschen Familienblatt" nennen, und zwar deshalb, weil dieselbe mit einem Inhalt, der sich aus poetischen und wissenschaftlichen Beiträgen zusammensetzt, ein schweres Gewicht auf künstlerische Beigaben, Illustrationen und Kunstblätter legt. Das Unternehmen hat also, indem es allen Anforderungen, inhaltlichen und decorativen, gerecht zu werden sucht, den Zweck (wie es in der „Ankündigung" auch ausgesprochen wird), der gebildeten deutschen Familie ein Organ zu schaffen, das ihr einen geistigen Mittelpunkt bieten soll. Diesen Anspruch erheben allerdings alle unsere belletristisch-populärwissenschaftlichen Wochen- und Monatsschriften: ob mit mehr oder weniger Recht, möge dahin gestellt sein. Es giebt deren eigentlich schon zu viele: gut ein Theil könnte in Wegfall kommen, ohne daß dem Publicum sonderlicher Schaden geschähe: es würde dabei nur von dem unangenehmen Schwanken befreit werden, welches die Wahl, ob dieses oder jenes Blatt zu halten sei, nothwendig erzeugen muß. Weniger Zeitschriften, und das Gute mehr concentrirt in denselben, dies müßte die Parole sein. Diese Bemerkung richtet sich nicht gegen das neue Spemann'sche Unternehmen, sondern soll eher für dasselbe gelten: denn wenn es sich in den betretenen Pfaden auch in Zukunft hält, möchte manche periodische Schrift, die sich das Ziel gesetzt hat, zu unterhalten und zu bilden, überflüssig gemacht sein. Das vorliegende Heft weist über hundert Seiten in großem Format auf, mit guten, gediegenen, einigen sogar hervorragenden schriftstellerischen Gaben, und einer vorzüglichen illustrativen Ausstattung. Dichterisch am Werthvollsten ist eine Studie von Ludwig Anzengruber, betitelt: „Oertler", die Geschichte zweier Menschen, Vater und Sohn, in einem jener Dörfchen seßhaft, welche ob ihrer abgelegenen Lage in den österreichischen Alpen ein Geschlecht von Menschen erzeugt haben, das nie aus den Grenzen seines engen Bezirks herausgeschritten ist, und deshalb „Oertler" oder „Ortschafter" genannt wird — ein österreichischer Ausdruck —; in diesem engen, beschränkten, isolirten Leben entwickeln sich enge, beschränkte, isolirte Charaktere, die, wenn sie aneinander gerathen, wie in besagter Erzählung Vater und Sohn ob der Wirthschaft, die der junge Bauer nicht rechtzeitig genug vom alten übernacht bekommen kann, bei dem Streit eher brechen, als sich beugen: da der Alte nicht weicht, geht der Sohn, als Soldat, in die Fremde, und Beide sehen sich nie wieder: eine lebendige Illustration zu der Wahrheit, daß der Mensch, „der den Kampf des Daseins auf weitem Plane kämpft, inniger an das Nächste und die Nächsten sich anschließt, der Mensch jedoch, dem die Welt eingeengt ist, selbst den Zunächststehenden oft als Plage empfindet". Diese Wahrheit hat Anzengruber in psychologisch fein begründeter Weise in seiner Studie veranschaulicht. Die übrigen dichterischen Beiträge, novellistischer und lyrischer Natur, stammen von Robert Byr („Andor"), August Silberstein („Das Pfeiferlein am Bach", eine sinnige dichterische Skizze), Gerhard v. Amyntor („Im Walde", Gedicht), Johannes Proelß („Vorüber", Gedicht), Luise v. François („Maria und Josef", eine calabresische Sage) und E. Werner („Der Egoist"). Den belehrenden Aufsätzen nenne ich vier: „Eine Gondelfahrt durch Venedig" von Gottfried Kinkel, „Das frühere Dar For" von dem bekannten Afrikareisenden G. Nachtigal, eine Geschichte von der Gerechtigkeitspflege „Aus der guten alten Zeit" von Karl Braun-Wiesbaden, eine sehr instructive Wanderung durch die „Wunder der Bühnenwelt", nämlich bei Tage, an der Hand des Theatermaschinisten, von Josef Kürschner. — Wie schon oben erwähnt, sind die illustrativen Beigaben hervorragender Natur: ein Kunstblatt, ein Studienkopf in Rothstiftdruck von Prof. A. Lasch, ist eine, insolge Schönheit und correcter Reproduction, ungewöhnliche Beilage zu einer Zeitschrift. — Der Erfolg des Spemann'schen Unternehmens wird von zwei Factoren abhängen: von der regen Theilnahme des Publicums und der Vortrefflichkeit der ferneren Hefte im Sinne des ersten: beides kann nur von Herzen gewünscht werden: das Probeheft ist in jeder Beziehung zu empfehlen.

Julius Rieffert.

— Von der „Weltpost, Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr" ist soeben das fünfte Heft für den Monat August ausgegeben worden, das wiederum einen sehr reichen Inhalt aufzuweisen hat. Ganz besonders möchten wir die Aufmerksamkeit auf einen Artikel: „Texas von Richard Lesser" und dabei namentlich auf die graphische Darstellung des Größenverhältnisses der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einander und zu den meisten europäischen Staaten lenken. Das Bild, welches mit einem Blick die Größenverhältnisse der 47 Staaten und Territorien der nordamerikanischen Union veranschaulicht, wird noch durch die beigefügten Bevölkerungszahlen der verschiedenen Länder ergänzt. Sofort wird Einem klar, welcher Complex von unermeßlichen Flächen im amerikanischen Staatenbunde noch der Bevölkerung und der Ausbeute harrt. Welche ungeheuren materiellen Hilfsquellen die Zukunft den Vereinigten Staaten von Nordamerika erschließen wird, einem Reiche von der Größe Europas, welches aber nur 50 Millionen Einwohner zählt gegenüber 316 Millionen, welche unsern Erdtheil bevölkern. Aus der graphischen Darstellung geht auch hervor, daß der größte Staat der nordamerikanischen Union die Ausdehnung des Deutschen Reiches um 62 365 englische Quadratmeilen übertrifft. Während Deutschland nun eine Bevölkerung von über 45 Millionen Menschen zu ernähren hat, leben in Texas nur eine und eine halbe Million Seelen. Während ferner in Deutschland der Boden zum großen Theile erschöpft ist, oder sich zur Cultur nicht eignet, wartet noch der größte Theil des jungfräulichen Bodens in dem ungeheueren Gebiete des texanischen Reiches — an 40 bis 50 Millionen Acker — nur des Pfluges und der fleißigen Hand des Landwirthes, um seine unerschöpfliche Productionskraft in erstaunendem Maße zu zeigen. Wie in dem erwähnten Artikel, den wir der Beachtung empfehlen, Texas, will der Verfasser auch die anderen für die deutsche Auswanderung besonders geeigneten Gebiete Nordamerikas in den folgenden Heften eingehender schildern.

— Das soeben erschienene 9. (September-) Heft des sechsten Jahrganges der „Deutschen Revue", herausgegeben von Richard Fleischer, Verlag von Otto Janke in Berlin, hat folgenden Inhalt: Frankreich in Tunis und Ziasien. — Kaiser Nikolaus und die Juli-Revolution, I. — Europäische Steuerschmerzen von M. Haushofer. — Autochthonen und Touristen (Schluß) von Alfred Hartmann. — Ein wissenschaftlicher Congreß auf afrikanischem Boden von J. Kollmann. — Ueber die Bedeutung des Wechsels von Thätigkeit und Ruhe im Leben des Menschen, I, von Karl Voit. — Die Lehrer Rafael's, II, von Marco Minghetti. — Aus der Vergangenheit des deutschen Zeitschriftenwesens, III, von Otto v. Leixner. — Literarisches.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 72. Donnerstag, den 8. September. 1881.

Inhalt: Christian Felix Weiße. — Bücherbesprechungen (Mikrokosmus von H. Lotze. Ueber die Principien der Aristotelischen Philosophie und die Bedeutung der Phantasie in derselben, von J. Frohschammer. „Unsere Zeit“).

Christian Felix Weiße,*)

geb. zu Annaberg am 28. Januar 1726, gest. zu Leipzig am 16. December 1804.

So besucht auch am Abend des 28. Januar 1826 unser altes Leipziger Theater war, so klein dürfte doch schon heute das Häuflein Derer sein, die sich der damals in diesen Räumen veranstalteten Feier des hundertsten Geburtstages Christian Felix Weiße's noch erinnern. Die Festvorstellung wurde mit einem von unserem vaterländischen Dichter Siegfried August Mahlmann gedichteten scenischen Prologe eingeleitet, in welchem die eigentliche Festrede der kurz darauf (1828) in Leipzig verstorbene Schauspieler Stein (Eduard Franz v. Treuenfeld), von dessen Beliebtheit ein auf dem Johannis-Kirchhofe befindliches, ansprechendes Denkmal Zeugniß redet, in der Rolle eines Studenten zu sprechen hatte, und bestand im Uebrigen in einer Aufführung der von dem bekannten Leipziger Musikdirector Johann Adam Hiller 1770 in Musik gesetzten Weiße'schen Operette: „Die Jagd“. Der Erfolg dieser Productionen bewies zur Genüge, wie populär der Gefeierte noch 22 Jahre nach seinem Tode in Leipzig, das allerdings fast 60 Jahre der Schauplatz seines Lebens und Schaffens gewesen, bestand. Es erklärt sich dies jedenfalls zum großen Theil aus dessen pädagogischem Wirken. War doch „Weiße's Kinderfreund“ mit seiner Fortsetzung: Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes (1776 bis 1792) auf nicht weniger als 36 Bände angewachsen und verschiedentlich in andere Sprachen übertragen worden. Mögen auch die jugendlichen Theaterbesucher, welche, wie Referent, im Jahre 1826 der Lectüre solcher Jugendschriften noch nicht entwachsen waren, eine entschiedene Minorität gebildet haben, so war doch sicherlich auch ein großer Theil der Erwachsenen, die sich durch Mahlmann's Verse, durch Stein's Organ, dessen Rede, wie Küstner sagt, Musik war, und durch Hiller's einfache, immer aber ansprechende Melodien zu lautem Beifall begeistern ließen, mit diesem Stubium aufgewachsen. Waren es doch die Leipziger Studenten, welche bei der Beerdigung Weiße's (1804) vier Kränze, einen Eichenkranz mit der Inschrift: Dem verehrten Bürger, einen Lorbeer- und Myrthenkranz mit der Inschrift: Dem Dichter, einen Kranz von Frühlingsblumen mit der Inschrift: Dem Kinderfreunde und einen verschlungenen Palmen- und Oelzweig mit der Inschrift: Dem vollendeten Gerechten auf sein Grab niederlegten. „Jede Familie wird ihm einen Altar bauen und ihn segnen!“ schrieb Caroline Herder, als sie seinen Tod erfahren hatte. Ueberdies war Weiße recht eigentlich eine Leipziger Größe. Schon das Amt eines Kreissteuereinnehmers, das er bekleidete, hatte bei der damaligen Finanzverfassung unseres Vaterlandes und in dem zu jener Zeit noch ziemlich kleinen Leipzig*), wo noch fast alle öffentlichen Functionen in den Händen städtischer Beamten waren, eine ganz andere Bedeutung, als man heut zu Tage demselben beimessen dürfte. Ebenso war belletristischer Ruhm in jenen Tagen etwas ganz anderes, als heut zu Tage, wo man nicht nur von jedem gebildeten Manne, sondern auch von jeder gebildeten Frau, wenn auch bisweilen vergeblich, erwartet, daß sie sich leicht, klar und geschmackvoll auszudrücken vermöchten. Weiße stand überdies, zumal als Mitbesitzer des Rittergutes Stötteritz, in Mitte der Leipziger Gesellschaft. Daß dagegen die Lustspiele und die zum Theile noch in den gespreizten Alexandrinern gedichteten Tragödien desselben schon bei jener Zubelseier als einer überwundenen Zeitperiode angehörig angesehen wurden, beweist ohne Weiteres schon der Umstand, daß man bei dieser theatralischen Festfeier eben keines dieser Werke zur Darstellung zu bringen wagte, sondern, wie der Veranstalter derselben, Karl Theodor Küstner, in seinem Rückblicke auf das Leipziger Stadt-Theater S. 147 hervorhebt, hauptsächlich an dasjenige Verdienst anknüpfen zu müssen glaubte, welches sich Weiße als Verfasser oder Bearbeiter des Textes der ersten, mit unerhörtem Beifalle aufgenommenen deutschen Oper: „Der Teufel ist los!“ (1752) erworben hatte.

Mehr als 50 Jahre sind seit jenem Abende verflossen; die Welt dürfte sich aber seitdem nicht gerade viel und oft mit dem Leben und den Werken des alten Herrn beschäftigt haben. Vor etwa 20 oder mehr Jahren brachten das Hof-

*) Bei Gelegenheit der Schrift: Christian Felix Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts von Dr. J. Minor. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung 1880.

*) Es war freilich schon das Leipzig, von dem Goethe in seiner 1775 gedichteten Studentenscene sagt:

. . . . . Mein Leipzig lob' ich mir,
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute!

Es ist mir aber immer fraglich erschienen, ob wir nicht schwer irren, wenn wir dieses Dichterwort als ein besonderes, unserer guten Vaterstadt gespendetes Lob auffassen. Ich weiß recht wohl, daß Goethe der Stadt, in welcher er sich vom October 1765 bis September 1768 Studirens halber aufhielt, stets ein reges Interesse bewahrte; auch übersehe ich keineswegs, daß der große Dichter, namentlich auch im Faust, nicht in dem Grade Dramatiker ist, daß man alle Reden, die er seinen Personen in den Mund legt, nur als Ansichten und Aeußerungen dieser letzteren, nicht auch als solche des Dichters selbst auffassen müsse. Immerhin kann ich jenes dem trunkfestigen, besonders rohen Frosch in den Mund gelegte Wort nicht wohl anders verstehen, als im Sinne des vor 48 Jahren oft gesungenen Studentenliedes:

Mein Jena! Du sollst leben,
Sollst mir den Bierstoff geben;
Du bist ein Bier-Canal!

Die Ausdrucksweise dieses Liedes unterscheidet sich freilich von jenem auf Leipzig bezüglichen Dichterworte ungefähr so, wie in Zacharia's Gedicht: „Der Renommist“ die Jenaer von den Leipziger Studenten; Goethe's, wie ein neuerer Forscher (W. Herbst: Goethe in Wetzlar S. 134) annimmt, seinen Gießner Erfahrungen entlehnte Charakteristik der letzteren trifft dagegen weit mehr mit der zusammen, die Zacharia von den ersteren giebt.

theater zu Dresden und das Friedrich-Wilhelmstädter Theater zu Berlin „Die Jagd" noch einigemal nicht ganz ohne Erfolg zur Aufführung. Zweck und Gelingen dieser Reprisen erklären sich jedoch hauptsächlich aus dem komischen Contraste, in dem die überaus einfache Handlung des Stücks, vornehmlich aber die noch einfachere Harmonik und Instrumentation der Hiller'schen Musik zu unserem heutigen Opernwesen stehen. Die 50. Wiederkehr des Todestages Weiße's ist wol selbst in Leipzig ebenso wenig, wie der 150. Geburtstag desselben gefeiert worden. Geht auch A. Lindner jedenfalls zu weit, wenn er (in Nr. 21 des Januars der Wiener Presse) die Behauptung aufstellt, daß „selbst ausführliche und vortreffliche Compendien" Christ. Fel. Weiße's gar nicht mehr gedächten, so ist doch zuzugeben, daß auch hier, wie in hundert anderen Fällen, die Nachwelt das gegen Weiße's Zeitschrift: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, gegen die „Leipziger Geschmacksherberge", wie sie Schiller an einem andern Orte nennt, gerichtete Verdict der Xeniendichter im Musenalmanach von 1797:

Jahre lang schöpften wir schon in den Sieb, und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll!

und:

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

vollinhaltlich bestätigt hat. In der That, hätte nicht G. E. Lessing im 20. Stücke seiner glücklicher Weise noch heute in Aller Händen befindlichen Dramaturgie die „Amalia" und im 73. den „Richard III." seines alten Freundes und Stubenburschen einer, freilich nicht gerade glimpflichen, Besprechung unterzogen, und hätten nicht fleißige Commentatoren (vergl. namentlich: L's Hamburg. Dramaturgie erläutert von Dr. Fr. Schröter und Dr. Rich. Thiele, Halle 1877, S. 126 Nr. 11, S. 237 Nr. 14 und S. 407 Nr. 13) hierbei über des Verfassers Wirken und Werke gründliche Auskunft gegeben, so würden selbst literarisch leidlich Gebildete wenig mehr von dem Dichter und seinen veralteten Werken wissen. Nach Schiller's Ausspruche:

Es ist ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit!

mag es daher als ein Anachronismus erscheinen, wenn ein neuerer Gelehrter, Dr. Jac. Minor, in dem Eingangs angezeigten, mehr als 400 Seiten umfassenden Werke das Interesse auf den in weiteren Kreisen allerdings fast vergessenen Autor zurückzuleuken versucht hat.

Nun soll es sich aber bei diesem Versuche, einen Todten auszuerwecken, nicht eben darum handeln, dessen Dichtungen die entschwundene Popularität zurück zu erobern. Weder die Prosa, noch die Verse des alten Herrn erscheinen, wie schon aus den Proben erhellt, die H. Kurz in seiner Geschichte der deutschen Literatur (Bd. II. S. 503 f. u. S. 630) davon giebt, dazu angethan, heutige Leser zu befriedigen; und der Gehalt derselben ist kein solcher, daß er diese Mängel übersehen ließe. „Zweck der vorliegenden Arbeit", erklärt der Verfasser, „war es nicht, die vergessenen Producte Weiße's einem modernen Leser in die Hand zu geben, sondern ihre historische Bedeutsamkeit festzustellen;" so, wenn ich den auf der ersten Seite des Vorworts enthaltenen, wahrscheinlich corrumpirten Satz richtig verstehe, meint derselbe sogar, durch seine Forschungen und Mittheilungen einem etwaigen Nachfolger die selten erquicklich Lectüre der massenhaften, nicht immer und überall zugänglichen Weiße'schen Werke erspart zu haben.

Weiße's Leben und Wirken hat allerdings schon bisher nicht im Dunkeln gelegen. Abgesehen von anderen, sich speciell mit diesem Gegenstande beschäftigenden Werken, besitzen wir sogar eine, freilich ziemlich unbedeutende, Selbstbiographie desselben. Das Wissenswerthe aus seinen Lebensverhältnissen ist denn auch von dem Verfasser mit Fleiß und ohne Weitschweifigkeit zusammengestellt.*) Auffällig und bei Biographen und solchen Gelehrten, die einem Specialstudium Zeit und Mühe gewidmet und deshalb der Ansteckung mit jenem furor biographicus, über den Macaulay so häufig spottet, nur zu leicht ausgesetzt sind, höchst ungewöhnlich ist, daß er, weit entfernt, sich für den Gegenstand seiner eifrigen Bemühungen besonders eingenommen zu zeigen, unseres Bedünkens namentlich bei Besprechung der theatralischen Thätigkeit Weiße's den historischen Standpunkt, auf den der Verfasser in der Vorrede zu der 1783 erschienenen Sammlung seiner Lustspiele den Kritiker sich zu stellen bittet, mehr, als billig, aus dem Auge läßt.

Weiße hat uns — außer verschiedenen, in seinem Kinderfreunde enthaltenen, von und vor Kindern zu spielenden Stücken — 8 Bücher zu Operetten, 17 Lust- und 10 Trauerspiele hinterlassen. Alle diese Werke haben ihrer Zeit auf der Bühne Beifall gefunden.**)

Bei den Operetten mag dies und daß sie sich länger, als die recitirenden Schauspiele, in der Gunst der Menge erhalten haben, vor Allem den Componisten, besonders dem schon erwähnten A. Hiller, zuzuschreiben sein. Schon der Umstand, daß sich Weiße, der doch aus der Schule weiland Prof. Dr. Gottsched's hervorgegangen war, und derselben im Grunde sein Leben lang anhing, auf ein, seinem Lehrer und Meister so überaus verhaßtes Feld wagte, beweist — zumal in Verbindung mit dem stürmischen Erfolg, den er damit erzielte —, daß er den Geschmack seiner Zeit richtig verstanden hatte.

Hiernächst wird zwar wer die Hekatomben überblickt, die seitdem dem Theatergötzen geopfert worden, wer die Wohlfeilheit und Schwindsüchtigkeit des Beifalls kennt, mit dem alljährlich zahllose, kaum die laufende Saison hindurch am Leben bleibende Novitäten begrüßt werden, auf das momentane Gefallen eines dramatischen Werkes kein allzugroßes Gewicht legen. Auch läßt sich nach Dem, was wir oben in Betreff der Urtheile Lessing's und der Xenienbichter sahen, sicherlich nicht sagen, daß der Dramatiker Weiße den Besten seiner Zeit genug gethan habe. Trotz alledem ist doch selbst der blos momentane Theaterbeifall schon immer auch etwas und zwar ein Etwas, von welchem in kaum minderem Grade, wie von dem Dichterlorbeer, das Wort gilt:

von Tausenden gesucht — und nicht errungen!

Darüber ist auch nicht mit dem Wizworte Tieck's — so viel Wahres immerhin darin enthalten ist —: „daß gewisse Dinge auf dem Theater Glück machen, das ist eben das Unglück!" hinweg zu kommen, denn im Grunde verdankt doch

*) Ein Leipziger dürfte dabei Einiges zu erinnern finden. Wir wollen nur Zweierlei hervorheben. S. 36 wird der Gesellschaft Harmonie gedacht und bemerkt, daß selbige 60 Jahre bestanden habe. Dieselbe besteht aber noch heute und hat ihren einhundertsten Geburtstag längst hinter sich. Weiter wird S. 359 und anderwärts ein Freund Weiße's Namens Dörrien genannt und als Kaufmann bezeichnet. Derselbe, dessen jetzt ausgestorbener Name in der Bezeichnung einer zu Ehren seines Sohnes so benannten Leipziger Straße fortlebt, hat niemals dem Handelsstande angehört, sondern war als Führer eines jungen Adeligen nach Leipzig gekommen, hatte im Polnischen Anstellung gefunden und ist 1813 als Oberpostdirector daselbst verstorben.

**) Ganz besonders gilt das von dem, allerdings sehr frei, nach Shakespeare bearbeiteten Trauerspiele: Romeo und Julie, welche Bearbeitung nicht nur den Späteren, aus diesem Stoffe gefertigten Opernetzten zu Grunde liegt, sondern auch — und zwar, wie es scheint, wiederholt — ins Französische übertragen wurde. Wenigstens gedenkt L. Tieck (Dramaturgische Blätter, 1. Aufg. Bd. I., S. 271) einer solchen Uebersetzung von dem, uns Deutschen namentlich als Verfasser des Schauspiels: Der Essighändler bekannten Dramatiker: Louis Sebastian Mercier, unter dessen Werken jedoch Rob. Prölß in seiner Geschichte des neueren Dramas (Bd. II., S. 348) ein Trauerspiel unter dem von Tieck angegebenen Titel: Les tombeaux de Vérone nicht mit aufführt, während unser Verfasser S. 244 eine solche in Versen unter dem Titel: Romeo et Juliette anführt und als deren Verfasser einen mir unbekannten Schriftsteller: d'Ozincourt nennt.

auch das jämmerlichste Machwerk das Glück, welches ihm, wenn auch stets nur vorübergehend, auf dem Theater zu Theil wird, nicht seinen Mängeln, sondern gewissen, sei es stofflichen oder technischen Vorzügen, die ihm trotz seiner poetischen Mängel innewohnen. Jedenfalls urtheilte E. Raupach praktischer, wenn er bei einer ähnlichen Gelegenheit — (in der That sprachen Beide von jetzt längst vergessenen Stücken H. Clauren's) — sich dahin äußerte: „Bei Allem, was dem Publicum behagt, muß man im Stande sein, die Gründe dafür aufzufinden; ist man sich aber darüber klar, so gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel, wenn auch vielleicht auf ganz anderem Wege, zu erreichen."

Wer Raupach's Wesen und Ansichten auch nur einigermaßen kennt, wird in jener Auslassung die Verwahrung finden, daß man bei allem Streben nach augenblicklichem Erfolg immer noch ein großer Dichter bleiben könne. Ob und inwieweit dies bei ihm eingetroffen, habe ich hier nicht zu untersuchen. Offen gestanden, glaube ich die Dramen, welche er, wie die „Fürstin Chawnesky", vor der Zeit dichtete, in welcher er sich mit der in obigem Ausspruche enthaltenen Tendenz der deutschen Schaubühne bemächtigte, höher stellen zu müssen, als die zahlreichen Werke dieser späteren Epoche. Jedenfalls ist es aber wahr, daß ein vollkommenes dramatisches Werk eine doppelte Eigenschaft besitzen muß und sowol, wie jedes dichterische Werk, den literarischen, als auch den theatralischen Erfordernissen zu genügen hat. Freilich gehören die großen theatralischen Poeten, denen, wie Shakespeare, den Spaniern, Molière und unserem Schiller, dieses doppelte Element in gleich vollendetem Maße beiwohnt, zu den allergrößten Seltenheiten. Fehlt es aber einem dramatischen Werke auf der einen Seite, so haben wir eben ein Buch- oder Lese-Drama, kein eigentliches Theaterstück, mangelt es auf der anderen, so fällt dessen Verfasser nach einer kurzen Zeit des Beifalls unter jene „Pedanten der Zeit", von deren Werken Platen singt, daß sie

. . . . . verwahrt in Bibliotheken
Vor Staub und Schmutz vermoderten als wurmige Scharteken!

Daß auch Weiße's Dramen diesem Loose anheimgefallen, sagen wir bereits. Auch bestreite ich die Gerechtigkeit dieses Verdictes keineswegs. Seine Lustspiele sind kaum noch durchzulesen. Sie stehen noch ganz auf dem Standpunkte der Frau Gottsched geb. Culmus und können höchstens mit Lessing's ersten Anfängen verglichen werden. Aber macht nicht die Mehrzahl der Dramen v. Kotzebue's, machen nicht bereits die älteren Stücke der Frau Charl. Birch-Pfeiffer fast denselben Eindruck? Kann aber ein Einsichtiger bestreiten, daß diese Virtuosen das Publicum ihrer Zeit ganz und vollständig verstanden und die dasselbe Schaubühne beherrscht haben? Und können wir nicht schon heute mit aller Bestimmtheit voraussagen, daß unsere Kinder oder Enkel über die Bühnenhelden unserer Tage, mögen sie v. Moser oder Rosen, L'Arronge oder Lindau heißen, ebenso abfällig urtheilen werden?

Ihrem innern Gehalte nach stehen auch Weiße's Trauerspiele kaum höher. Sie unterscheiden sich jedoch von dessen Lustspielen vornehmlich dadurch, daß, während von den letzteren nur die noch unter Lessing's Einfluß gedichtete Matrone von Ephesus in Versen geschrieben ist, der Verfasser bei seinen Schauspielen augenscheinlich nach einer entsprechenden künstlerischen Form gesucht hat. Daß er hierbei zunächst — bei seinen 5 ältesten Tragödien — den Alexandriner wählte, kann bei dem Schüler Gottsched's, dem Zeitgenossen Joh. Elias Schlegel's nicht Wunder nehmen. Hatte doch auch Lessing sein unvollendet gebliebenes Trauerspiel: Samuel Henzi, in diesem Versmaße angelegt. Wenn Weiße dagegen später — in der Bereinung von Theben — den fünffüßigen Jambus annahm, so halte ich die S. 225 ausgesprochene Ansicht, daß er auch hierin „dem Vorgange Lessing's" gefolgt sei, für entschieden unrichtig. Angewendet hat der Letztere dieses Versmaß nicht eher, als in dem in der Ostermesse 1779 erschienenen Nathan, während Weiße's oben genanntes Trauerspiel schon 15 Jahre früher (1764) gedruckt erschien. Meines Wissens war es Joachim Wilh. v. Brawe, der in seinem um 1757 gedichteten Freigeiste zuerst in Deutschland dem Beispiel der Engländer folgte und den fünffüßigen Jambus für das Drama verwendete.

Möglich ist allerdings, daß, wie der Verfasser (S. 247 f.) darzuthun bemüht gewesen, das bürgerliche Trauerspiel: Jean Calas erst nach 1773 und nicht ohne Einfluß des in diesen Jahre veröffentlichten Götz von Berlichingen geschrieben sein mag. Die prosaische Form hatte aber Weiße bereits früher — seit 1767 — angewendet. Hierin glaube ich Lessing's Beispiel erblicken zu dürfen.

Auch darin kann ich mich nicht mit dem Verfasser einverstehen, daß er diesen wiederholten Wechsel der Form Weiße'n zum Vorwurf macht und hieraus, sowie aus der sowol in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, als in den Vorreden zu seinen dramatischen Werken wiederholt empfohlenen Vermittelung zwischen dem französischen und englischen Geschmacke ein Wahrzeichen für die Unselbständigkeit, ja Furchtsamkeit Weiße's ableitet. Wir heut zu Tage sollten wol vor Allem anerkennen, daß Weiße damit das allein Richtige, die eigentliche Basis unseres Bühnenwesens, entdeckt hat. Die deutsche Schaubühne, welche sich zwar nicht in der Art und Weise der französischen Classiker wollte beschränken lassen, mußte, weil sie gleichwol die äußere Form der Scene beibehielt, die bei den Franzosen bestand und sich für eine auf die Regel von den drei Einheiten gegründete Dramatik ausgebildet hatte, unbedingt eine solche Vermittelung suchen und die Form, in der Lessing, Schiller und, mit alleiniger Ausnahme des Götz, auch Goethe ihre Dramen dichteten, nimmt auch in der That eine solche vermittelnde Stellung ein. Diese Nothwendigkeit frühzeitig empfunden oder erkannt und der überhandnehmenden Formlosigkeit der dramatischen Werke der Sturm- und Drang-Periode gegenüber entschieden vertreten zu haben, rechne ich daher nicht zu den Schwächen, sondern zu den offenbaren Verdiensten Weiße's und ich erblicke auch hierin wenigstens ein Zeichen seines richtigen Instinctes für die Erfordernisse der realen Bühne.

Ich gebe zu, daß in dieser Beziehung oft recht schwer ist, gerecht zu sein. Die dramatischen Werke, denen kein weiteres Verdienst beiwohnt, als daß sie einer entschwundenen Zeitrichtung huldigen, erscheinen den Nachlebenden in der Regel von einer unglaublichen und unbegreiflichen Nüchternheit und Fadheit. Am meisten dürfte zu einer einigermaßen billigen historischen Würdigung der Vergleich mit noch älteren Werken derselben Art und Gattung führen. Um zu erkennen, welcher Fortschritt Weiße's Trauerspiele waren, vergleiche man z. B. eines und das andere derselben mit Gottsched's 1731 erschienenem „sterbenden Cato", der gleichwol bis 1757 nicht weniger als 10 Auflagen erlebte. Und um sich wieder diese Thatsache zu erklären, nehme man beispielsweise von einem 1720 im Druck erschienenen Trauerspiele: Zenobia von Palmyra Einsicht, das ein gewisser H. L. C. Stockhausen (Göbeke's Grundriß §. 200 Nr. 423 unter Nr. 2) 1720 auf die „glückseligste Verbindung des durchlauchtigsten Sächsischen und Oesterreichischen Hauses" gedichtet und mit Anmerkungen begleitet hat, die weit mehr als das Zehnfache des Textes ausmachen*) und über deren Geschraubtheit selbst ein heutiger Philolog, dem über der Lehre von der consecutio temporum und von dem Gebrauche der Partikel ἄν längst alles Verständniß für Horaz und Sophokles verloren gegangen ist, höchstlich erstaunen dürfte. Um meinen

*) Den in der dritten Handlung vorkommenden allerdings unklaren Worten: „Kränzt der Sonne Rauchaltar!"
ist z. B. eine volle 18 Seiten einnehmende Erklärung beigefügt, die von Citaten aus Werken strotzt, deren Titel mir sonst nirgends vorgekommen.

Lesern einen, wenn auch nur entfernten, Begriff von diesem seltsamen Machwerke zu geben, führe ich nur die ersten Verse einer Anrede, mit welcher ein Priester den triumphirenden Aurelian begrüßt:

Steig an Tarpejens Schloß Du andrer Hannibal
Die Ewigkeit verstummt vor Deinem Siegesschall!

sowie den Umstand an, daß am Schlusse bei der Siegesfeier: Sonne, Isis, Astarte u. s. w. redend eingeführt und die Fürstenhäuser von Sachsen und Oesterreich mit Hyperbeln gefeiert werden, wie:

Laß uns den sechsten Carl noch ein halb hundert Jahr,
Weil er gedoppelt ist, was Carl der Große war;
Laß ihn des Altrecht Schwert, des Sigmunds Scepter führen,
Und als den Pertinax in güldner Zeit regieren.
Denn sein Gemüthe ist noch größer, als sein Glanz,
Sein Glanz noch herrlicher, als wie sein Lorbeerkranz.
Laß uns den Wittekind in jungen Wittekinden
Und Sachsens alten Ruhm in jungen Sachsen finden!

Die Geschichte unserer Literatur und Kunst darf aber, meine ich, weder diese Vorgänge, noch namentlich den Fortschritt ignoriren, der wesentlich mit das Verdienst unseres Weiße war. B. Et.

Bücherbesprechungen.

— Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie von Hermann Lotze. 3. Bd. Dritte Auflage. Leipzig, S. Hirzel, 1876. — H. Lotze, System der Philosophie. 1. Band, Logik: drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen. Zweite Auflage. 1880. 2. Band, Metaphysik: drei Bücher der Ontologie, Kosmologie und Psychologie. 1879. Ebenda. — Diese beiden größeren Werke bilden den Abschluß eines an Arbeit und Erfolgen reichen Gelehrtenlebens, nachdem Hermann Lotze kurz nach seinem Uebergange nach Berlin und durch den Tod entrissen worden ist. Der Mikrokosmus gehört mit zu den bekanntesten und gelesensten populär-philosophischen Schriften unserer Epoche. Es würde unrichtig sein, Lotze entweder als den entschiedenen Anhänger eines bestimmten philosophischen Systems oder auch als den Begründer eines solchen im strengen und eigentlichen Sinne zu bezeichnen. Alle einseitige und schroffe dogmatische Abgeschlossenheit widerstrebte seiner Natur, die sich vielmehr in unabhängigen, allseitig freien und vom Geiste des künstlerischen Maßes getragenen sorgsamen Erwägungen und Untersuchungen über das ganze Gebiet der philosophischen Fragen gefiel. Von streng gelehrten Werken der Schule unterscheiden sich seine Schriften namentlich auch durch die Abwesenheit alles weitläufigen literarischen Apparates, indem im Allgemeinen die Ansichten Anderer nur ganz ungesucht als gegebene Anknüpfungspunkte mit in seinen eigenen Gedankengang hinein verwebt sind. Seiner ursprünglichen Methodik nach auf dem Boden der Anschauungen der streng beobachtenden und mechanischen Naturwissenschaft stehend, strebte er doch zugleich überall einer höheren idealistisch-teleologischen Erklärung der Welt und ihrer Erscheinungen zu. Auch der sogenannte Realismus des Herbart'schen Systems kann ihn nur in durchaus beschränktem Sinne zu seinen Anhängern zählen. Sein Mikrokosmus greift namentlich auch in die Sphäre des höheren denkenden oder philosophischen Begreifens der historischen Erscheinungen des menschlichen Lebens über. Zu der Vervollständigung des „Systems der Philosophie" war noch ein dritter, die wichtigsten Aufgaben der praktischen Philosophie, der Aesthetik und Religionsphilosophie enthaltender Band in das Auge genommen. Es ruft jede Zeit auch in der Philosophie andere Typen und Formen des geistigen Denkens und der Weltauffassung hervor. Lotze war ein vorzugsweise zu kunstreicher und sinnvoller Handhabung der Sprache angelegter Geist, während ihm dagegen mehr die markige und schnell auf ihr Ziel zugehende Energie des Gedankenausdruckes fremd war. Man hat bei Lotze's Untersuchungen immer das Gefühl, in einem weitläufigen Park auf schönen und wohlgepflegten Wegen einherzuwandeln, die aber nicht leicht zu ganz bestimmten und scharf begrenzten Ausflichtspunkten hinführen. Es lag in seiner ganzen Richtung etwas Ausgleichendes und Versöhnendes, so wie er auch in seinem persönlichen Wesen den verschiedenen Anschreitungen der Philosophie und des Gelehrtenthumes fern stand und es ist jedenfalls in ihm eines der edelsten und bedeutendsten Geister der Nation in der Gegenwart von uns geschieden. C. H.

— Ueber die Prineipien der Aristotelischen Philosophie und die Bedeutung der Phantasie in derselben. Von J. Frohschammer, Professor der Philosophie in München. München, A. Ackermann, 1881. — Der Verfasser dieses Buches hat schon in mehreren Schriften versucht, die Phantasie in die ihr vermeintlich gebührende Stelle in der philosophischen Auffassung der Welt einzuführen und zwar theils indem er sie in die Welt selbst, theils indem er sie in gewisse frühere historische Systeme, Aristoteles, Kant, Spinoza, beides vielleicht mit etwas fraglichem Erfolg, hinein interpretirt hat. Ist denn das nicht auch nur wiederum ein neuer Name für Dinge und Vorstellungen, die auch früher schon dagewesen, bekannt und in der Philosophie hervorgetreten sind? Es wird jetzt leicht ein pomphaftes Aufheben gemacht von einer vorgeblichen Entdeckung, die bei Lichte betrachtet in eine bloße Veränderung der Nomenclatur zusammenschrumpft. Der Vers. ist im Uebrigen ein ernsthafter, strenger und gründlicher wissenschaftlicher Denker, der uns im ersten Theile seiner Schrift eine objectiv gehaltene, eingehende und sachliche Darstellung der metaphysischen und psychologischen Lehren des Aristoteles giebt. Im zweiten Theile sucht derselbe die Phantasie als einheitliches Princip der Aristotelischen Weltauffassung nachzuweisen. Der ganze Ausdruck Phantasie ist hier nicht sowol im subjectiven als vielmehr im objectiven Sinne als ein der Welt selbst immanentes bewegendes Lebensprincip — also hier analog dem zweckesetzenden und ausdauenden Formgedanken des Aristoteles — aufzufassen. Frohschammer schließt sich insofern dem Vorgange Schopenhauer's und Hartmann's an, die auch mit der Uebertragung und Hineinbeutung subjectiver oder psychologischer Kategorien in die äußere Objectivität ein Spiel getrieben haben und er darf darum mit diesen zu einer bestimmten Gruppe von Denkern zusammengefaßt werden. Daß ihm hierdurch leicht auch andere Systeme in einem ähnlichen Lichte erscheinen, ist wohl erklärlich; durch solche Voreingenommenheiten und launenhafte Liebhabereien aber wird wol weder die wahrhafte Objectivität in der Würdigung historischer Erscheinungen, noch auch unser denkendes Begreifen der Welt in ihren Vorgängen und Principien selbst wirklich gefördert. C. H.

— Das soeben erschienene September-Heft der Deutschen Revue „Unsere Zeit", herausgegeben von R. v. Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), enthält: Die Narowanize. Aus den Aufzeichnungen eines deutschen Arztes. (Schluß.) — Italiens Land- und Seemacht. Von Leo Tellenbach. — Reise in der Troas. Von Dr. Heinrich Schliemann. II. — Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten im Jahre 1880. Von Rudolf Doehn. I. — Londoner Theatergänge. Von Ottomar Beta. I. — Die Regierung der niederländisch-ostindischen Colonien. Von Emil Metzger. II. — Die gegenwärtigen Verhältnisse der Philosophie in Deutschland. Von Conrad Hermann. — Ueber den gegenwärtigen Zustand unserer Binnenfischerei. Von Robert Hartmann. — Lusitanische Sonette von Alfred Friedmann. — Markgraf Waldemar. Von Wilhelm Hosäus. — Chronik der Gegenwart: Revue der Erd- und Völkerkunde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandsfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 73. Sonntag, den 11. September. 1881.

Inhalt: Vom Ursprung der Sprache. — Die Verbrecherkaste der Thags in Indien. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1880. Katechismus der Logik, von Friedr. Kirchner. Kaiser-Büchlein. Orden, Wappen und Flaggen aller Regenten. Der gute Ton für Damen).

Vom Ursprung der Sprache.

Die folgenden Zeilen haben ein Thema zum Gegenstande, über das bei der großen Menge des Publicums, soweit es sich überhaupt mit demselben beschäftigt hat, die absonderlichsten und verwirrtesten Vorstellungen existiren. Ja, man kann sagen, daß selbst Leute, welche auf einen nicht gewöhnlichen Grad von Bildung Anspruch erheben, über die Frage nach dem Ursprung der Sprache nicht viel mehr als nichts Positives zu sagen wissen.

Eine ebenso lehrreiche als traurige Illustration zu dieser Behauptung, wie zu der immer allgemeiner werdenden Klage, daß so viel Unbersene sich um die Popularisirung der Wissenschaft bemühen und damit heillosen Schaden stiften, liefert ein von Hrn. Lasker im Novemberheft der „Deutschen Rundschau“ vom Jahre 1879 veröffentlichter Aufsatz, welcher den hochtrabenden Titel führt: „Ursprung, Zweck und Entwicklung der Sprache“ und der Abdruck eines Vortrages ist, den Hr. Lasker zu Gunsten eines Arbeitervereins in Berlin gehalten hatte. Wir wissen nicht, welcher plötzlichen Wandlung im Innern Hrn. Lasker's man es zu danken hat, daß er sich mit einem Male an die Behandlung von Fragen wagte, welche so ganz abseits von jener Sphäre liegen, in der er sich sonst zu bewegen pflegte. Zu verwundern ist allerdings nicht, daß ein Mann, der selbst so viel geredet hat, auch einmal über den Urgrund alles Redens, über die Frage nach dem Ursprung der Sprache nachdenkt. Jedenfalls aber ist das Product dieses Nachdenkens überaus merkwürdig ausgefallen; es ist das unreifste Kauderwälsch, das je über die vorliegende Frage veröffentlicht wurde. Hr. Lasker kennt zweifelsohne nichts von der beträchtlichen Literatur, welche sich mit jenem Probleme befaßt. All die epochemachenden Leistungen auf dem Gebiete der Sprachphilosophie, die bahnbrechenden Werke Wilhelm v. Humboldt's, Steinthal's, Max Müller's, die einschlägigen Arbeiten Grimm's, Heyse's, Wackernagel's und wie sie alle heißen, existiren für den Verfasser des genannten Artikels nicht. Jeder wissenschaftlichen Methode direct ins Gesicht schlagend, geht er stillschweigend zur Tagesordnung über die großartigen Errungenschaften jener Männer über, setzt sich an seinen Schreibtisch, nimmt die Feder und fängt, ohne Heranziehung irgend welches Materials, an, auf eigene Faust über ein Problem zu philosophiren, dessen Lösung einzig und allein auf inductivem Wege gefördert werden kann. Für ihn ist der „Urquell der Sprache das Mittheilungsbedürfniß, welchem ein Mittheilungsvermögen entspricht“. Er steht noch auf dem Standpunkte der vorkantischen Metaphysiker, daß zur fertigen Vorstellung, die der Verstand gegeben hat, ein Lautzeichen ganz äußerlich hinzugefügt worden sei. Diese oberflächliche Ansicht hat besonders Tiedemann in seinem 1772 erschienenen „Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache“ vertreten, indem er sagt: „Die Sprache ist ein Inbegriff, eine Sammlung von Tönen, durch deren Verbindung und Folge auf einander man sich seine Gedanken mittheilt.“ Und Tiedemann stellt sich nach Steinthal den Entwicklungsgang so vor: Zuerst war der Mensch in thierischem Zustande; Nothwendigkeit gegenseitiger Mittheilung; Geberdensprache unzulänglich: Schallnachahmung. „Durch den guten Erfolg und die Bequemlichkeit der Töne aufgemuntert, fingen die Menschen an, nach Anlaß der nachahmenden auch andere zu erfinnen, die weniger Aehnlichkeit mit den Dingen hatten.“ Ganz ähnlich Lasker, nur daß seine Bemerkungen manchmal einen gewissen Cynismus zur Schau tragen, der gerade bei ihm in Erstaunen versetzt. Da heißt es z. B.: „wo zwei Menschen bei einander sind, ruft der Geselligkeitstrieb die Lust zum innigsten Verkehr hervor. Für die ersten rein sinnlichen Zwecke genügt die Annäherung, Berührung, das Betasten, der innige Anschluß, die Umarmung. Aber so mächtig die körperlichen Verbindungen sind, durch welche der eine Lebensstrom in den andern fließt, so reichen sie doch nur aus für solche vereinzelte Beziehungen, die nur gelegentlich und nach großen Zwischenräumen geübt werden, meist also unterbrochen sind. Sie kommen unmittelbar aus dem Drang der Empfindungen, steigern sich mit diesen bis zum Höhepunkt und weichen der Abspannung. Eines continuirlichen Zusammenhangs sind sie nicht fähig und sie enthalten keine Mittheilung in irgend einem bestimmten Ausdruck, als nur der Lust und der Hingebung. Selbst unter dem Einfluß vernünftiger Mäßigung ist die Scala der Liebkosungen klein und bald stellt sich die Ermüdung ein, welche bis zur Ueberwindung der aus der Sättigung entstandenen Unlust die Vereinigten auseinander bringt und weil die Unlust oder doch die naturgesetzlich auferlegte Enthaltung über den weit größeren Zeitraum sich erstreckt, bildet die Trennung den regelmäßigen Zustand.“ Und weiter heißt es: „Als der Mensch mit den ersten Mittheilungen sich versuchte, fand er die bereitesten und zahlreichsten Hilfsmittel in den Bewegungen der Glieder, und er bediente sich ihrer, wie sie den empfangenen Eindruck am besten auszudrücken schienen. Daneben brachen einige Naturlaute fast unwillkürlich hervor, andere bildeten und vermittelten die Uebergänge von ganz natürlichen zu berechneten, von ganz einfachen zu componirten Lauten. Rufe der Ueberraschung, des Schreckens, der Freude, der tiefere Athemzug, der Seufzer (sic!), das Rascheln in dürren Blättern, Nachahmung mannigfacher Geräusche der Thiere, der bewegenden unterklingenden Luft geben einen andeutenden Schattenriß von der Stufenleiter, an welcher der Mensch zum Bereich der sprachlichen Lautbildung sich hinaufschwang. Als er im fortschreitenden Bedürfniß und Vermögen des großen Reichthums sich bewußt wurde, welchen die Combination von Lauten darbot, wendete er sich mit größerem

Fleiß der Ausbildung dieser Geschicklichkeit zu. In solchen Versuchen begann die Rede." Zu welch armseligem Wesen wird da doch der „Herr der Schöpfung" herabgedrückt! Der Mensch muß nach dieser Ansicht, um das zu erlangen, was für ihn charakteristisch ist, beim Thiere, ja bei der gesammten leblosen Natur in die Schule gehen. Es ist unbegreiflich, daß die Vertreter dieser menschenunwürdigen Theorie vom Ursprung der Sprache den tiefgehenden Widerspruch, welcher in derselben liegt, nicht einzusehen vermögen! Wie soll man sich denn vorstellen, daß der Mensch aus sich selbst die Fähigkeit zu solcher Sprachbildung hätte erlangen können? Man wendet ein, das Kind erlebe sich auch erst allmälig aus völliger Stummheit zum umfangreichsten Gebrauche articulirter Laute. Es wird aber doch kein Vernünftiger, der je der geistigen Entwicklung eines Kindes seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, in Abrede stellen können, daß das Kind von Anfang an die Disposition zu all jenen Fähigkeiten und Kräften besitzt, welche den Menschen zum Menschen macht, und daß man das Sprechenlernen der Kinder nur ein Erwachen und Wachsen des ihnen innewohnenden Sprachvermögens nennen kann. Wilhelm v. Humboldt sagt sehr schön und richtig (sämmtl. Werke III, 252): „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein." Hr. Lasker hat sich eben nicht umgesehen, sonst müßte er wissen, daß diese Theorie, gegen welche schon Condillac in seinem „essai sur l'origine des connaissances humaines" 1746 energisch Protest erhoben hat, heute absolut keine wissenschaftliche Berechtigung mehr besitzt. Er steht, wie gesagt, ganz auf dem veralteten Standpunkte Tiedemann's. Für Beide ist die Sprache nichts mehr als eine Geschicklichkeit, erfunden, entwickelt und geübt aus Noth. Steinthal in seiner trefflichen Schrift „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Berlin 1858" bemerkt bei der Besprechung Tiedemann's und seiner Leistungen auf sprachphilosophischem Gebiete mit vollstem Rechte: „Die Noth ist für jene die einzige Triebfeder menschlichen Thuns. Hier weiß man nichts von der Liebe und den ästhetischen Ideen, welche mit ursprünglicher Gewalt den Menschen an den Menschen knüpfen, nichts von jener ohne Rücksicht auf Nützlichkeit freispielenden Uebung der angeborenen Fähigkeiten und der dadurch erweiterten geistigen Kräfte. Demgemäß ist das Wesen der Sprache in der obigen Definition in der größten Aeußerlichkeit aufgefaßt als eine Sammlung von Tönen; Sprechen heißt: das Denken mit Tönen begleiten."

Interessant ist es, zu sehen, welche Stellung das Alterthum unserer Frage gegenüber eingenommen hat. Herodot berichtet uns, daß schon der ägyptische König Psammitich der Frage nach dem Ursprung der Sprache u. zw. dadurch auf die Spur kommen wollte, daß er zwei neugeborene Kinder einem Schäfer mit dem Befehle anvertraute, sie an Ziegeneutern saugen zu lassen und in ihrer Gegenwart nie ein Wort zu sprechen, aber genau darauf zu achten, welches Wort sie zuerst aussprechen würden. Die Kinder sollen nun zuerst „bekós" gerufen haben, was auf phrygisch Brod bedeutet und woraus man schließen wollte, daß das Phrygische die Ursprache der Menschheit sei. Max Müller bemerkt hierzu: „Dieses bekós ist derselben Wurzel entsprossen, die dem deutschen backen (engl. to bake) zu Grunde liegt. Wie diese unglücklichen Kinder zu der Idee gebackenen Brodes, die die Ideen Korn, Mühle, Ofen, Feuer u. s. w. mit in sich begreift, kamen, dies scheint den alten ägyptischen Weisen nie auffällig gewesen zu sein."

Aber auch die Griechen haben sich nie ernster und tiefer um die Lösung des vorliegenden Problems bemüht. Sie haben, ohne sich im Entfernetsten um sprachliche Thatsachen zu kümmern und inductiv vorzugehen, sich sofort an die Aufstellung von Theorien gemacht. Wir besitzen einen Dialog Platon's von dem Ursprung der Sprache, den er nach seinem Lehrer Kratylos benannte; auch hat die stoische wie die epikuräische Schule ihre eigenen Ansichten darüber gehabt und geäußert, aber es fehlten ihnen allen die Vorbedingungen, dieser Frage etwas näher auf den Leib rücken zu können: eine systematische Besassung mit der Sprache als solcher und die Erkenntniß, ja selbst der Glaube an die Möglichkeit der Verwandtschaft ihrer Sprache mit der umliegender Völker. Plato spricht sich allerdings in dem genannten Dialoge dahin aus, daß die Griechen ihre Wörter von den Barbaren erhalten haben könnten, da die Barbaren älter wären als die Griechen. Er bezieht sich auf die Identität der Ausdrücke für Feuer, Wasser, Hund im Phrygischen und im Griechischen und er glaubt an eine Herübernahme derselben seiten der Griechen. Aber diese Erkenntniß sprornt ihn und seine Nachfolger weder zu einer eingehenden Untersuchung über die Art dieser Verwandtschaft an, noch stellen sie a priori den Satz auf, daß beide Sprachen aus einer dritten entstanden sein könnten. Und Max Müller sagt in seinen berühmten „lectures on the science of languages" mit Recht: „Es ist sonderbar, daß selbst ein so vielumfassender Geist, wie Aristoteles, doch in den Sprachen durchaus nichts von jener Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu entdecken vermochte, welche er doch in jedem Reiche der Natur so genial aufzufinden verstand. Da aber ein Aristoteles keinen solchen Versuch machte, so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß er in den nächsten zweitausend Jahren von keinem Andern gemacht wurde."

Die Römer sind in allen wissenschaftlichen Studien stets von den Griechen abhängig, meist nur ihre Nachbeter gebliehen. Mit Ausnahme der Griechen nannten sie alle andern Nationen „Barbaren". Barbarisch ist aber einer jener vagen Ausdrücke, der viel und nichts besagt. Hätten die Römer die Celten und Germanen nicht unter dem Titel „Barbaren" als unebenbürtige Nachbarn betrachtet, so würden sie dieselben unbefangener beobachtet und dann bald entdeckt haben, daß diese Völkerschaften, trotz aller äußeren Unterschiede, doch eigentlich nicht allzu weitläufig mit ihnen verwandt waren. So war aber auch für sie eine unüberwindliche Schranke gezogen gegen jede Art sprachvergleichender Thätigkeit und zum bloßen Theoretisiren über das Mysteriöse der Sprache waren sie viel zu nüchtern, wie sie ja überhaupt auf dem ganzen, weiten Gebiete der Philosophie nirgends selbständig productiv aufgetreten sind.

Auch das Mittelalter vermochte die Lösung unserer Frage nicht zu fördern. Erstens einmal, weil demselben überhaupt eine Richtung auf streng wissenschaftliche, exactere Forschung serne lag und sern liegen mußte, und dann, weil jene, denen sich aus religiösem Interesse unsere Frage wiederholt und mit Macht aufdrängte, von dem großen Irrthume ausgingen, daß das Hebräische die Ursprache des Menschengeschlechts sein müsse. Die Kirchenväter hatten diese gloriose Idee ausgeheckt und verfochten sie mit dem Aufwande größter, ja geradezu Erstaunen und Bewunderung erregender Gelehrsamkeit. Es ist dies ein ausgezeichnetes Beispiel, zu sehen, in welchen Zickzackwegen der menschliche Geist, im Drange nach der Erforschung einer Frage, herumzuirren gezwungen ist, bevor er sich zu jenem hohen Standpunkte unparteiischer, vorurtheilsfreier Betrachtung und der durch nichts beeinflussten Unbefangenheit zu erheben vermag, von dem aus allein der einfache, kurze und ungleich mühelosere Weg zur richtigen Determinirung und stichhaltigen Lösung wissenschaftlicher Probleme führen kann.

Leibniz war es, welcher jenen Irrthum zuerst mit Erfolg zu bekämpfen begann. Es seien, sagt er, ebenso viele Gründe vorhanden, das Hebräische für die Ursprache des Menschengeschlechts zu erklären, als für die Annahme jener Ansicht des Goropius, der 1580 ein Werk in Antwerpen herausgab, um zu beweisen, daß im Paradiese holländisch gesprochen worden sei. Und Leibniz, dieser große

Philosoph, der wie in der Mathematik, so auch in der Philosophie nach nothwendigen Wahrheiten suchte, entfernte, wie Max Müller sagt, nicht blos diesen einen gewaltigen Stein des Anstoßes von der Schwelle der Sprachwissenschaft; er that noch mehr. Er zuerst wandte die Principien eines gründlichen inductiven Verfahrens auf einen Gegenstand an, über den vor ihm nur in den Tag hinein geschwätzt worden war. Er wies zunächst auf die Nothwendigkeit hin, daß man vor allen Dingen eine möglichst große Anzahl von Thatsachen zu sammeln habe. Leibniz hat in dieser Richtung eine erstaunliche Thätigkeit entfaltet und sich durch all dies große, unvergängliche Verdienste um die Sprachwissenschaft erworben.

Aber derartige Bestrebungen mußten auf belangreiche Resultate verzichten, da ohne die Entdeckung der Sanskritsprache und ihres eigenthümlichen Verwandtschaftsverhältnisses zu den europäischen Sprachen der Schritt von jener empirischen Stufe zu einer Classification der Sprachen und zu der erst daraus möglichen Aufstellung einer Theorie über die Sprache als solche nicht möglich war. Man fuhr allerdings fort, mit vielem Eifer sprachliche Thatsachen zu sammeln und zu sichten, aber alles Theoretisiren blieb doch eitel Humbug und mußte es bleiben; und es ist ein Spiel des Zufalls, daß der geistreiche, aber närrische Lord Monboddo in dem Momente der Entdeckung des Sanskrit sein großes Werk „On the Origin and Progress of Language“ veröffentlichte, in welchem er das ganze Menschengeschlecht von einem Paar schwanzloser Affen und alle Sprachen der Welt von einer, ursprünglich von einigen ägyptischen Göttern ersonnenen Ursprache ableitet.

Die Wissenschaft der Sprache datirt also erst seit dem Anfange unseres Jahrhunderts, denn die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Sanskrit konnte erst anheben, nachdem Friedrich Schlegel 1808 sein epochemachendes Werk „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“ der staunenden Menschheit übergeben hatte. Im Jahre 1833 begann hierauf das Meisterwerk, Bopp's „vergleichende Grammatik der arischen Sprachen“ zu erscheinen und damit war eine Position errungen, gewaltig genug, uns dem Ziele um ein Bedeutendes näher zu bringen. Bopp behandelt in diesem großartigen Werke zum großen Theile jene Sprachen, welche gemeinhin unter dem Namen der indogermanischen, indoeuropäischen oder auch indoceltischen Sprachen zusammengefaßt werden. Es sind dies, wie bekannt, die durch Urverwandtschaft unter einander verbundenen Sprachen einer großen Zahl von Völkern, welche, ihren Raceeigenthümlichkeiten nach sämmtlich dem kaukasischen Menschenstamme angehörig, über einen großen Theil Asiens, fast über ganz Europa, und von da aus auf dem Wege der Colonisation nach anderen Erdtheilen, besonders nach Amerika und Australien verbreitet sind. Durch eine eingehende Vergleichung dieser Sprachen wurde man nun zu der Annahme einer ihnen allen gemeinsamen Ursprache geführt, in welcher im Großen und Ganzen schon die Grammatik vorhanden gewesen sein muß, welche sich in den einzelnen Sprachstämmen vorfindet. „Deshalb,“ sagt M. Müller, „sind die Umrisse der Grammatik im Sanskritischen, Griechischen, Lateinischen und Gothischen wenigstens im Großen dieselben, und die scheinbaren Verschiedenheiten können durch eine lautliche Corruption, welche wieder durch die lautlichen Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Nation bestimmt wird, erklärt werden. Im Ganzen ist die Geschichte aller arischen Sprachen weiter nichts als ein allmälig vor sich gehender Verfall.“ Es müssen nun aber auch alle Wörter, welche in diesen Sprachen möglichst genau dieselbe Form und Bedeutung haben, schon vor der Trennung, d. h. in jener Ursprache vorhanden gewesen sein. Und so ist man denn auch in der Lage, den Culturzustand jener arischen Vorzeit zu reconstruiren, wie man die Ursprache reconstruirt hat. „Sie kannten die Kunst des Pflügens, des Straßen- und Schiffbaues, des Webens und Nähens, des Häuserbaues; sie hatten Kenntniß der Zahlen, wenigstens bis hundert. Sie hatten ferner die wichtigsten Thiere, die Kuh, das Pferd, das Schaf, den Hund gezähmt; sie waren mit den nützlichsten Metallen bekannt und mit Beilen und Aexten zu friedlichen und kriegerischen Zwecken bewaffnet. Sie erkannten die Bande des Bluts und der Ehe an; sie folgten ihren Führern und Königen und der Unterschied zwischen Recht und Unrecht war durch Gesetz und Brauch festgestellt. Ihrem Geiste war die Idee eines obersten Wesens eingeprägt und sie riefen es mit verschiedenen Namen an. Alles dies kann durch sprachliche Belege bewiesen werden.“

Suchen wir nun einen höheren Standpunkt einzunehmen, sämmtliche Sprachen der Welt in ihrer Allgemeinheit zu betrachten und sie nach gewissen charakteristischen Merkmalen zu classificiren. Zu diesem Behufe ist es nothwendig, sich über den Begriff „Wurzel“ klar zu werden.

Die ältesten Elemente aller Sprachen sind Laute und Lautverbindungen und zwar einsilbige Lautverbindungen, welche die Function haben, etwas zu bedeuten oder auf etwas hinzuweisen. Man nennt diese ältesten Elemente Wurzeln und unterscheidet Bedeutungs- (prädicative) und hinweisende (demonstrative) Wurzeln, z. B. das älteste Element des verbum substantivum (d. h. das Zeitwort, das für sich selbst bestehen kann = „sein“) ist in den arischen Sprachen ein Lautcomplex as, der uns in der Bedeutung „sein“ entgegentritt; die ursprüngliche Bedeutung wird aber wol eine sinnlichere gewesen sein. Dies ist eine Bedeutungswurzel. Anderseits finden wir in den arischen Sprachen ein weitverbreitetes Pronomen der Hinweisung, das die Wurzel ta als ihr Element ergiebt; dies repräsentirt eine hinweisende (Demonstrativ-) Wurzel. Zwischen Verbal- und Nominalwurzeln zu unterscheiden, hat keinen Sinn; die älteste Sprachperiode scheidet nicht zwischen Zeitwort und Hauptwort. Denn eine prädicative Wurzel hat eine Bedeutung, welche jener der sich später entwickelnden Bedeutung des Adjectivs, Substantivs und Verbums entspricht. Die Wurzel z. B., welche „gehen“ bedeutet, bedeutete ursprünglich zugleich: Gang, Gänger, gehend ꝛc. Diese Wurzeln sind uns nicht überliefert; sie können nur erschlossen werden. Man findet die Wurzel, wenn man einem wirklichen Worte alles ablöst, was zum Ausdrucke der Beziehung dient, wenn man alles wegnimmt, was über die reine Prädicirung eines Wortes hinausgeht.

Da es nun keine Sprache giebt, die sich nicht in prädicative und demonstrative Wurzeln zerlegen ließe, so ist es selbstredend, daß man nach Art der Zusammensetzung dieser Wurzeln zu Wörtern eine Classification der Sprachen vornehmen kann. Man unterscheidet demnach mit Max Müller drei Stufen in der allmäligen Formation der Sprache: 1) die radicale, d. h. die Wurzeln können selbst als Wörter gebraucht werden, indem jede Wurzel ihre volle Selbständigkeit behauptet; 2) die terminationale (gemeinhin agglutinative genannt), d. h. zwei Wurzeln können verbunden werden, um Wörter zu bilden, und in diesen Zusammensetzungen kann eine Wurzel ihre Selbständigkeit verlieren; 3) die flectionale, d. h. zwei Wurzeln können verbunden werden, um Wörter zu bilden, und in diesen Zusammensetzungen können beide Wurzeln ihre Selbständigkeit einbüßen.

Die 1. Stufe wird am besten durch das Chinesische repräsentirt, die 2. durch die turanische Sprachenfamilie, die 3. durch die arische und semitische Familie.

Auf der 1. Stufe, im Chinesischen, ist also jedes Wort eine Wurzel; Nomen, Verbum, Adjectiv, Adverbium und Präposition sind der äußern Form nach nicht zu unterscheiden. Alles hängt von der richtigen Wortstellung ab. So bedeutet nach Max Müller: ngò tá ni, ich schlage Dich; aber: ni tá ngò würde heißen: Du schlägst mich.

Die 2. Stufe umfaßt die größte Zahl von Sprachen, die Gesammtmasse der sog. turanischen Sprachengruppe. Diese Sprachenfamilie besteht aus zwei Hauptabtheilungen, der nördlichen und der südlichen. Erstere, auch die Ural-Altaische oder Ugro-Tartarische genannt, umfaßt das Tungusische, Mongolische, Türkische, Finnische und Samojedische. Die südliche Gruppe zerfällt in vier Classen, die tamulische oder die Sprachen des Dekhan-Bhotiya oder die Dialecte Tibets und Bhotans; die tatsche oder die Dialecte von Siam und die malayische oder die Dialecte der Malayen und Polynesiens.

Wir können uns nun darauf nicht weiter einlassen. Man kann sich am besten über all diese Sprachen, ihre Eigenthümlichkeiten und Verwandtschaftsgrade orientiren durch Heranziehung der öfters von uns citirten, trefflichen „lectures on the science of languages“ unseres berühmten Landsmannes Max Müller, welche auch dem deutschen Publicum, wie bekannt, durch eine ausgezeichnete Uebersetzung Prof. Böttger's bequem zugänglich gemacht wurden. Und es wäre nur zu wünschen, daß das gebildete deutsche Publicum sich die in jenen unvergleichlichen Vorlesungen niedergelegten geistigen Schätze mit demselben Eifer zu eigen machte, als dies von Seiten des wißbegierigen englischen geschehen ist!

Wir haben also von der Stufenleiter in der Entwicklung der menschlichen Sprachformen gehört. Man muß diese Bezeichnung festhalten, denn die Wissenschaft ist zu der sicheren Annahme gelangt, daß sämmtliche Sprachen sich einstmals auf jener ersten, jetzt noch durch das Chinesische repräsentirten Sprachstufe befanden und daß einerseits die turanischen, anderseits die arischen und semitischen Sprachen sich erst allmälig zu jener höheren Art der Zusammensetzung der Wurzeln entwickelten, welche sie heute repräsentiren. Natürlich vollzog sich aber dieser Entwicklungsgang zu einer Zeit, als die Sprachen, noch in lebendiger Gestaltung begriffen, durch die Schrift noch nicht fixirt waren.

Bevor wir nun an der Hand der Thatsache, daß sich jede Sprache in gewisse untheilbare Elemente, Wurzeln, zerlegen läßt, die von Max Müller in genialer Weise geschaffene Lösung unseres Problems besprechen, müssen wir einen Blick auf einige falsche, aber immer noch stark verbreitete Ansichten, vor allem aber auf die wichtigen Errungenschaften werfen, welche wir Wilhelm v. Humboldt, Heyse und dem würdigen Schüler dieser beiden Sprachphilosophen Prof. Steinthal zu danken haben. Wir werden uns aber möglichst kurz fassen und nur einige hauptsächliche Bemerkungen vorbringen.

(Schluß folgt.)

Die Verbrecherkaste der Thags in Indien.*)

Thag ist ein Wort der Hindu-Sprache und bedeutete ursprünglich einen Betrüger, jetzt bezeichnet es einen Mörder. Das indische Strafgesetzbuch verfolgt in Art. 310 als Thag: „wer sich mit einem Andern oder Mehreren unter Anwendung von Mord zur gewerbmäßigen Beraubung von Raub und Kinderdiebstahl verbindet“. Sich selbst nennen Thag jene Räuber von Profession, welche auf Befehl ihrer Götter zu handeln vorgeben und unter diesem Namen zu einem religiösen Orden zusammengetreten sind. Nach der Sage drohte der Dämon Rakat-bidsch-bana durch seinen ungeheuren Appetit auf Menschenfleisch die neu geschaffene Welt zu entvölkern. Die Göttin Kali wollte das Ungeheuer tödten, aber aus den Blutstropfen, die aus den beigebrachten Wunden zur Erde fielen, entstanden neue Ungethüme und das Uebel ward größer statt kleiner. Da gab Kali zwei Menschen, die sie aus dem Schweiße ihrer von der Arbeit ermüdeten Arme bildete, je ein Tuch und ließ durch sie die Dämonen erdrosseln; dabei durfte kein Blut vergossen werden. Die Henker führten den schwierigen Auftrag glücklich aus; zur Belohnung schenkte ihnen Kali die gebrauchten Tücher, befahl ihnen, ihr Brod durch Erwürgung ihrer Nebenmenschen ohne Blutvergießen zu verdienen und versprach Vorsorge gegen Entdeckung durch Beseitigung der Cadaver. Die Göttin knüpfte ihr Versprechen an verschiedene Bedingungen; die wichtigste war das Verlangen, daß man sie bei Behandlung der Leichname nicht belauschte. Ein Thag konnte der Versuchung nicht widerstehen und sah Kali den Getödteten zerreißen, seine Gliedmaßen den Genien und Geistern zur Nahrung vorwerfen; Kali entdeckte den Beobachter, versagte seither ihre Dienste, brach sich aber einen Zahn aus und befahl mit diesem als Axt die Gruben zu graben, auch dann würden die Gräber vor Entdeckung sicher sein. Was hier Hindus der Göttin Kali zuschreiben, das gilt bei den unter Thags zahlreichen Mohamedanern als Werk von Fatima, der Tochter des Propheten, der Frau des Khalifen Ali. — Diese Legenden werden in ganz Indien geglaubt. Zur verbrecherischen Genossenschaft von Straßenräubern und zur Religionssecte der Thag wuchsen die Kundigen im Gebrauche der Schlinge zusammen unter den traurigen politischen Verhältnissen, welche in Centralindien die Aufrichtung der mohamedanischen Herrschaft und wiederum ihren Zusammenbruch begleiteten. Ob dem Glauben nach Hindus oder Bekenner des Islam, ob der Kaste nach Brahmanen oder bäuerliche Tagelöhner, die Thags verrichten gemeinsam gewisse Ceremonien und betrachten sich als Angehörige einer und derselben religiösen Kaste.

Zum Thag wird man kraft Kaste, wie aus freier Wahl. Thag-Väter gewöhnen ihre Söhne schon in zarter Jugend an das schreckliche Gewerbe. Der Novize heißt Tschela oder Schüler und erhält einen Guru oder Lehrer an die Seite gesetzt, bis er unter ihm die erste Erdrosselung kaltblütig ausführte. Der Thag operirt nicht einzeln, sondern in Banden; man widmet sich nicht ständig dem Gewerbe, sondern nur zeitweise, findet sich hierzu aus verschiedenen Dörfern zusammen und treibt in der übrigen Zeit wirklich oder scheinbar ein ehrbares Geschäft. Man verabschiedet sich von seiner Umgebung zu einer Geschäftsreise oder geht auf Besuch zu Verwandten, trifft auf dem Wege am vereinbarten Orte mit den Spießgesellen wie zufällig zusammen und geht nun an die Arbeit. Das Erste ist, daß man sich der Gunst der Göttin vergewissert; kreuzt ein Schakal den Weg von rechts nach links, pfeift ein Waldvogel im Fluge, krächzt der Rabe vom Baume herab, begegnet man einer schwangern Frau, so gilt dies als Thidon oder rechtshändiges gutes Omen, während linkseitige oder Pilhauzeichen als böse Vorbedeutung vom Vorhaben abmahnen. Sodann werden die Rollen ausgetheilt. Man wagt sich nur an Reisende und vollzieht die Erwürgung jederzeit auf der offenen Landstraße. Haben die Kundschafter ein lohnendes Opfer ausgemittelt, so schließen sich Thags, welche nach Kaste und Religion auf Annahme rechnen können, an den verschiedensten Vorwänden den Reisenden an; ihre Mitwisser gehen als Diener u. dergl. mit, alle benehmen sich höchst zuvorkommend und freundlich. Ist ein passender Lagerplatz erreicht, so schleichen sich Nachts, wenn die Reisegesellschaft schläft, die Träger der Kaisi oder Haur, die an Stelle des Zachnes von Kali trat (über dessen Schicksal die Legende keinen Aufschluß giebt), vom Lagerplatze weg, suchen einen geeigneten Bel oder Berscharrungsplatz aus und graben eine Grube in der erforderlichen Größe. Bis Tagesanbruch muß ihre Arbeit vollendet sein; dann wecken sie ihre Genossen. Die Bhartot oder Erwürger ziehen die Binde und schürzen einen

*) Vergl. das in Nr. 65 besprochene Kunst- und Prachtwerk: „Indien in Wort und Bild“.

Knoten. Die Schamsia oder Handlanger halten dem Opfer die Hand, der Bhartot preßt die Binde von vorn gegen den Hals des aus dem Schlafe noch nicht völlig Erwachten und steckt den Kopf in die Schlinge, während der Schamsia den Körper schnell dreht; ist dem Angegriffenen die Kehle zugeschnürt, so hat das Opfer nach wenigen Minuten ausgehaucht. Gemeinschaftlich werden die noch warmen Leichname zur Grube getragen und so eingelegt, daß die Füße des einen Leichnams auf dem Kopfe des anderen ruhen. Jeder erhält beim Einlegen mit dem Dolche einen Stich ins Herz. Ist die Grube zugeschüttet, so bricht die Bande mit den Effecten des Ermordeten auf; an einem Verstecke wird den Zuckermelasse unter eigenen Sprüchen der Gottheit geweiht und schweigend gegessen, dann folgt Theilung der Beute; die zur Entdeckung führenden Gegenstände gehen sofort in entfernte große Städte ab, um seinerzeit ohne Aufsehen veräußert zu werden.

Reisenden nützte die größte Vorsicht fast niemals; die Thags waren immer scharfsinniger als ihre Opfer. Im Beginne des Jahres 1820 reiste ein reicher mohammedanischer Kaufmann mit großen Schätzen von Lahore nach Delhi und nahm sich wohlbewaffnete Diener mit, auf deren Treue er rechnen konnte. Alle litten schnelle Pferde, in ihren Gürteln steckten scharf geladene Pistolen, um ihre Schultern hingen ausgezeichnete englische Jagdgewehre. Am dritten Reisetage bittet eine Anzahl wohlgekleideter Hindus, unter ihrem Schutze die Reise fortsetzen zu dürfen; der Muselmann hält die Bittsteller für Thags, kann sie aber als Andersgläubige leicht zurückweisen. Einige Tage später stößt die Karawane auf arme Mohammedaner, welche, sich tief verbeugend, ihre Freude ausdrücken, einen Glaubensgenossen gefunden zu haben, und viel von den Gefahren des Weges erzählen; sie bieten sich als Gehilfen an, aber der Mohammedaner giebt seinem Pferde die Sporen und sprengt mit seiner Begleitung davon. In der nächsten Woche stößt nichts Verdächtiges auf; nur wenige Tagereisen noch liegt die Stadt Delhi, das Reiseziel, entfernt. Um eine Waldecke biegend gewahren die Reisenden ein erschütterndes Schauspiel; in einem frischen Grabe liegt ein Leichnam, händeringend umstehen die Grube sechs Männer, Muselmans, und geben auf Befragen an, ihr Begleiter sei gestern von einer Schlange gebissen worden und der Wunde erlegen; ihr Jammern habe darin seinen Grund, daß sie des Lesens nicht kundig seien und deswegen nicht im Stande, die vorgeschriebenen Todtengebete zu lesen. Unser Kaufmann denkt hier ein Werk zu verrichten, das im Himmel Anspruch auf Belohnung gebe; er steigt vom Pferde, seine Begleiter auch, alle legen die Waffen ab und ihr Herr nimmt die für die traurige Handlung vorgeschriebenen Waschungen vor. Als er sich zum Vortrage der Todtengebete niedergekniet hat, fallen die vermeintlich Trostlosen als Thags über die Andächtigen her und erdrosseln sie; der den Todten spielende Thag entstieg dem Grabe, in das nun die Gemordeten geworfen wurden. Alle Leute, die sich unterwegs dem Kaufmann hatten anschließen wollen, waren Thags gewesen.

Alle Unternehmungen hatten etwas unheimlich Geheimnißvolles an sich. Niemals hörte man von einem mißlungenen Anschlage, nie kamen Zeugen zum Vorschein; nach dem Grundsatze: Todte reden nicht, wurde jedergeit die ganze Reisegesellschaft umgebracht. Niemals fand man Blutspuren, stieß nie auf zerrissene Kleider, die auf einen Kampf schließen ließen, oder las Waffen auf. Die kühnsten Reisenden zitterten vor Thags-Anschlägen; im ersten Viertel dieses Jahrhunderts war vom Indus bis zur Südspitze Indiens hinab jeder Straßenzug und jeder schiffbare Fluß von Thags-Bürgerbanden besetzt.

Die englische Armeeverwaltung machte zuerst auf die Nothwendigkeit aufmerksam, dieser Landplage zu steuern; ihre Soldaten, die mit ihren Ersparnissen in Urlaub gingen, wurden regelmäßig auf dem Wege in die Heimath ermordet und beraubt. 1820 wurden zum ersten Male Streifen gegen die Thags angeordnet, später ward ein eigenes mobiles Polizeicorps gegründet, reguläre Truppen beigestellt und 1835 zur Oberleitung eine eigene Centralstelle geschaffen. Karawanen im Besitze von Geld und Waaren, über deren redliche Erwerbung Aufschluß nicht gegeben werden konnte, wurden processirt und ihre Mitglieder als Thags zum Tod durch den Strang verurtheilt. Das Versprechen, für Angeberei das Leben zu retten, führte zur Festnahme weiterer Banden; zwischen Januar und October 1835 waren rund 2000 Thags dingsfest gemacht, 382 wurden gehängt, 1200 auf Lebenszeit in die Strafcolonien auf den Adamant-Inseln (im bengalischen Meerbusen) abgeführt, der Rest auf Zeit abgesperrt oder verstarb im Gefängnisse. In den nächsten vier Jahren wurden die Thags in ihren Verstecken aufgesucht und so hart verfolgt, daß viele Banden sich freiwillig stellten unter der Erklärung: ein Leben ohne Rast und ohne Schlaf, ohne Heimath, ohne Verkehr mit den Seinen, mit der steten Aussicht der Gefangenschaft und Hinrichtung mit dem Stricke sei des Namens nicht werth. Im Jahre 1839 konnte das englische Reichsgebiet von Thagbanden gesäubert erklärt werden; was sich flüchten konnte, zog sich in die Vasallenstaaten, suchte dort unter den Leibwachen Dienst oder als Dorfwächter Stellung, verläßt aber diesen Dienst, sobald sich Gelegenheit giebt, zu dem alten Handwerk zurückzukehren. Die somit auch noch gegenwärtig bestehende Gefahr dieser zerstreuten Banden für die öffentliche Ordnung liegt hauptsächlich darin, daß, während die Fürsten auf Verlangen einen Novizen unter den Thags bereitwillig ausliefern, es außerordentlich schwer hält, fanatische Charaktere ausgeantwortet zu erhalten. Diese aber sind fähig, jederzeit wieder eine Bande zusammen zu bringen, wenn man sie gewähren ließe. Man läßt deshalb Centralstellen zu Unterdrückung des Thag- und Räuberhandwerks auch noch heute fortbestehen; ihre Hauptaufgabe besteht dermalen in Ueberwachung umherwandernder Verbrecherbanden, die durchaus unseren Zigeunern gleichen, eine Diebssprache reden und zu seßhafter Lebensweise nur schwer zu bringen sind. Thag-Ueberfälle kamen im letzten Jahrzehnte immer noch ein bis zwei im Jahre vor, sie ereigneten sich ausschließlich in Vasallenstaaten.

Leipziger Theater.

Das Stadttheater hat im Laufe der letzten Woche mehrfach der ernsten Dichtung gehuldigt, auch ältere Repertoirestücke wie „Böse Zungen" von Laube wieder hervorgesucht. Wir meinen, die deutschen Directionen sollten noch einen Schritt weiter gehen und nicht blos auf die bereits ausgeführten Stücke namhafter Autoren Acht haben, sondern auch eine Nachlese halten unter denen, die aus irgend welchen Gründen früher gar nicht, oder nur ausnahmsweise das Licht der Prosceniumslampen erblickten; es würde sich darunter noch des Werthvollen und Verwendbaren genug finden; wir denken z. B. an Gutzkow's Stücke; doch auch bis zu Raupach und Auffenberg könnte man zurückgehen. Sonst verewigt sich das oft beschränkte oder durch Vorurtheile bestimmte Urtheil der Zeitgenossen, und auch aus der Vergangenheit kann keine frischere Strömung auf die Bühne der Gegenwart geleitet werden.

Und doch weiß diese von manchen Ehrenrettungen zu melden. Die Stücke Heinrich v. Kleist's sind bei Lebzeiten des Dichters gar nicht zur Aufführung gekommen; man hat sie nach dem Tode desselben hervorgesucht und für die deutsche Bühne eingerichtet. Ein Wetteifer der Dramaturgen entbrannte hierin: wie oft ist „Käthchen von Heilbronn", wie oft „Die Hermannschlacht" bearbeitet und scenisch zurecht gemacht worden! „Der Prinz von Homburg" war

von Hause aus bühnengerechter. Am Vorabend des Sedanstages sahen wir dies Drama des hochbegabten Dichters hier wiederum über die Bretter gehen. Welche Wirkung hätte dasselbe ausüben müssen, wenn es in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung zur Aufführung gekommen wäre! Die Schlacht bei Fehrbellin, die Siegesfeier, die Losung: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs“ und ähnliche Fanfaren der Poesie hätten mit zündender Kraft Begeisterung geweckt. Doch damals wagte ja keine Bühne, eine solche Kriegserklärung gegen den siegreichen Feind zu schleudern, den „Prinzen von Homburg“ oder „die Hermannschlacht“ zu geben! Aber die anderen Kleist'schen Stücke? Das „Käthchen von Heilbronn“ war wahrlich nicht staatsgefährlich; es war die Urtheilslosigkeit der damaligen deutschen Theaterdirectionen, welche den poetischen Werth dieser Stücke nicht erkannten, ja nicht einmal ihre Bühnenwirkung zu taxiren wußten. Dergleichen kommt in neuester Zeit ebenso häufig vor; die dichterischen Talente sind unbequem; ihre Werke sind schwer einzustudiren, erfordern hervorragende Kräfte; das Publicum bringt ihnen nicht gleich ein rasches Verständniß entgegen; kurz man legt derartige Dichtungen ad acta. Nach dem Tode der Dichter findet sich vielleicht ein Dramaturg, ein Künstler von Bedeutung, der sie wieder in's Leben ruft; vielleicht... nicht immer; denn wer in seiner Zeit ein stiller Mann war, der bleibt es öfters auch für die Nachwelt, während die Zanitscharenmusik der Zeitgenossen meistens ein lang nachhallendes Echo weckt.

Die Aufführung des „Prinzen von Homburg“ war eine wohleinstudirte. Die Pünktlichkeit der Bühnenuhr mochte bei den Meiningern noch größer, noch sorgsamer regulirt sein; dafür waren einzelne Rollen hier besser besetzt. Hr. Mylius als Prinz von Homburg besonders gab seinem Helden jenen warmen Pulsschlag feurigen Lebens und zugleich krankhafter Schwärmerei, wodurch seine Handlungsweise begreiflich wird. Gewiß hat die sommambule Scene bei Beginn des Stückes und die entsprechende Schlußscene einen gewissen romantischen Reiz; beide üben auf der Bühne eine fast opernhafte Wirkung aus; doch der Gedanke, einem Brandenburger Reitergeneral die Rolle eines Nachtwandlers zuzuweisen, konnte wol nur im Kopfe eines Poeten der romantischen Schule Wurzel schlagen; er geht allen anderen Sterblichen mehr oder weniger gegen den Strich; denn es giebt kaum einen größeren Contrast als das derbe Brandenburger Haudegenthum, das aus urwüchsiger Thatkraft und militärischer Zucht hervorgegangen ist, und diese willenlose Hingabe an nervöse Zufälle und Zustände, wie sie hysterischen Mädchen und Frauen eigen zu sein pflegen. Und durch welche gewagte Dissonanzen hindurch führt der Autor den Charakter seines Helden! Ein so verträumter Liebhaber, daß er die Anordnungen zu einer entscheidenden Schlacht überhört, weil er sich von der Nähe der Geliebten magnetisch angezogen fühlt und zuletzt erkennt, daß es ihr Handschuh ist, den er am Traumabend vorher bei sich gefunden: ein so innerlich vernichtetes Opfer des Kriegsgerichts, daß er sich mit einer krampfhaften Angst an das Leben festklammert, leben, nur leben will um jeden Preis.. und doch ein Held! Es sind dies sehr kühne Ausweichungen des dramatischen Contrapunktes; aber Kleist ist ein Meister der Dialektik und weiß aus dem Abgrund dieser innersten Zerrüttung hervorzuheben zu jener Sonnenhöhe klaren Bewußtseins, wo der Einzelne sich nur als ein Theil des Ganzen fühlt und sich diesem mit Hingebung opfert. Der Darsteller muß aber für diese krankhafte Erregtheit, für diese nervösen Schauer die rechten Farben auf seiner Palette haben: und wir müssen es Hrn. Mylius nachrühmen, daß er seinen Helden, mochte er nun hinmelhoch jauchzend oder zum Tode betrübt auftreten, mit der nöthigen excentrischen Verve spielte. Der Kurfürst ist eine echte Herrscherfigur: Hr. Pettera spielte ihn mit imponirender Kraft; aber auch die milderen Züge des Charakters traten warm und wirksam hervor. Die Natalie des Frl. Friedhoff war eine sanfte Frauengestalt von zartem Empfinden; aber in der Scene, wo sie als Chef des Regiments Befehle giebt, konnte sie mit mehr Energie und wir möchten sagen, militärischer Bravour sich waffnen. Den Obrist Kottwitz hatte Hr. Hans Förster richtig angelegt und gut gezeichnet; aber er wird die Umrisse der Rolle gewiß noch mit wärmerem Colorit auszufüllen wissen. Der Graf Hohenzollern des Hrn. Ottbert, die Kurfürstin der Frau Senger, der Mörner des Hrn. Ellmenreich und der Graf Sparen des Hrn. Senger waren ganz an ihrem Platze. Die beiden letzten episodischen Gestalten sind Träger der Schlachtberichte und verlangen wie „Ritter Raoul“ in der „Jungfrau“, der „schwedische Hauptmann“ in „Wallenstein's Tod“ Darsteller, welche dem rhetorischen Vortrag und seiner Detailmalerei, welche Licht und Schatten wohl vertheilt, gewachsen sind.

Auf Kleist's „Prinzen von Homburg“ folgte Mosenthal's „Deborah“, eine Dichtung, welche sich mehr als die andern Werke dieses Dramatikers auf der Bühne behauptet hat, und zwar durch den dichterischen Schwung der Hauptscenen, der an Byron's „Hebrew melodies“ und die geistesverwandte Lyrik begabter Poeten anknüpft. Wir haben die „Deborah“ des Frl. Wald bereits besprochen, als die Darstellerin in dieser Rolle zuerst am Carolatheater auftrat. Der große Rahmen des Stadttheaters drückte nicht auf diese dramatische Gestalt: die imposanten Mittel des Frl. Wald kamen zu ihrem vollen Recht; auch zeigte sich eine mehr gleich schwebende Temperatur bei den Uebergängen von den Ausbrüchen des Hasses zu den schmelzenden Accorden der Liebe.. doch was diese letzteren betrifft, so vermißten wir meistens den Ton herzlicher Innigkeit; es war mehr eine phantastische Sentimentalität, die sich in ihnen aussprach. Frl. Wald hat seit ihrem ersten Auftreten in Leipzig schon manches hinzugelernt, vieles ermäßigt; sie wird bei fortgesetzter Säuberung ihres dramatischen Vortrags von fremdsprachlichen Anklängen gewiß bald höhere Ziele erreichen.

Mosenthal's poetisch gehaltene „Deborah“ und Heinrich Laube's ziemlich prosaische „Böse Zungen“ haben das gemeinsam, daß in beiden Stücken falsche Denunciationen den Gang der dramatischen Handlung bestimmen. Es spricht sich in dem Laube'schen Stücke eine kenntnißreiche Gesinnung aus, welche den Auswüchsen im Staatsleben, besonders dem österreichischen Spitzelwesen, energisch den Krieg erklärt und da das unsaubere Treiben dieser „Spitzel“ zuletzt den „Spitzbuben“ selbst ins Handwerk greift und überhaupt mit den schreiendsten Farben geschildert ist, so haben die Ergüsse jener freimüthigen Gesinnung die ganze Sympathie des Publicums für sich: wer verschlüsselt sich den Wirkungen einer solchen entschiedenen Meinungsäußerung? Wer applaudirt nicht dem ehrlichen Mann, der den Spitzbuben zur Thür hinauswirft? Und das ist eigentlich der Inhalt des Stückes, der in immer neuen Variationen ausgeprägt wird. Fr. v. Straß hat den Vortritt in der großen Scene des zweiten Actes: hier schleudert sie jenes bekannte niederschmetternde Anathema auf die falsche Staatsmoral und ihre Vertreter, welches der Rolle so viel Ansehen bei gastirenden Künstlerinnen gegeben hat und welches von Fr. Senger mit Entfaltung aller seelischen und stimmlichen Kraft zur Geltung gebracht wurde. Dann kommt Ferdinand v. Mack an die Reihe; er hat den dritten Actschluß; das Verdammungsurtheil ist etwas transponirt, aber im Wesentlichen dasselbe. Hr. Senger erhielt für den männlichen Ton, in dem er es vortrug, den gleichen Applaus wie seine Gattin im Act vorher. Auf den älteren Bruder folgt der jüngere: abermalige Transposition; hier wird das Anathem in einem Scherzo ausgesprochen, und Hr. Stöckel entledigte sich dieser Aufgabe mit gewohnter Virtuosität. Endlich im letzten Act zeigt sich der höchste Vertreter der Staatsgewalt, der Monarch selbst, in einem Cabinetsschreiben, gleichgesinnt und gleich-

gestimmt und beseitigt definitiv die Parasiten des Staatswesens, als deren Vertreter der von Hrn. Hans Förster gut und ohne Uebertreibung gezeichnete Rath Fischer erscheint. Es geht ein fortwährendes Thürhinauswerfen durch das Stück, in welchem überdies die Thüren immer offen stehen: ein bequemes Hausmittel für Einfädelung dramatischer Intriguen. In der That, die Leichtfertigkeit der Verwickelung und Lösung läßt das Laube'sche Stück, bei aller Kernhaftigkeit der Gesinnung und dem oft markigen Ausdruck derselben als wenig lebensfähig erscheinen.

Im Carolatheater nimmt jetzt das Gastspiel des Frl. Pagay das Interesse in Anspruch. Diese Soubrette von flotter Keckheit wirkte schon früher lange Zeit hindurch am Theater der Südvorstadt mit und ist in weitesten Kreisen bekannt. Sie hat inzwischen in Nordamerika mit Erfolg gastirt, mehr zum Nutzen ihrer Casse als wie es scheint ihrer Stimme. Neue Züge sind ihrem Bilde kaum hinzuzufügen: sie trat auf als „Seecadet", als „Blitzmädl", als Paul Friquet in „Fortunio's Lied" von Offenbach, als Nandl im „Ein Versprechen am häuslichen Herd". Wir sahen sie in den beiden letzten Rollen: der flotte und durchtriebene Schreiber, der etwas vom deutschen Studenten in seiner Blüthezeit hat, und eine Almerin von einer Urwüchsigkeit, wie sie nur auf der Kuhweide aufwachsen kann, mit allerlei derb realistischen Nüancen gezeichnet, zeugten von einer Keckheit der Auffassung und Wiedergabe, welche die Erfolge dieser Künstlerin verbürgt.

Ein anderes Genre vertritt die dem Carolatheater dauernd angetraute Frl. Lauber: das ist mehr das Niedliche und Pikante, das Drollige und Schalkhafte. So erschien sie als „Schönröschen" Offenbach's, eine Operette, die nach längerem Schlummer wieder in dem Theater der Südvorstadt ins Leben gerufen wurde. Das im Rocockostüm gespielte Stück hat zum Inhalt, wie ein alter Gecke, der einer jungen Braut nachgeht und sie noch in der Brautnacht in seinen Netzen fangen will, „genasführt" wird und mag infofern als eine Operette bezeichnet werden, deren Tendenz nicht gegen den Codex der guten Sitte verstößt. Nun heiligt aber der Zweck auf der Bühne nicht immer die Mittel, und in diesen sind die Offenbachiaden wenig wählerisch, was die Moral, aber raffinirt wählerisch, was frivole Effecte betrifft. Schönröschen muß es sich nicht nur gefallen lassen, daß man ihr auf der Bühne, noch dazu, während sie auf einen hohen Tisch gestellt wird, um sich porträtiren zu lassen, das Strumpfband raubt; sie muß sogar innerhalb eines allerdings neunköpfigen Kreises von Kammerfrauen Toilette machen und zweimal mit der Schnelligkeit eines Blitzes, wenn auch nicht ganz à la Makart, doch in fragwürdigster Bekleidung vor dem Publicum erscheinen. Frl. Lauber zog sich in drolliger und schalkhafter Weise allerliebst aus der Affaire, wie sie auch die Rolle ohne Aufdringlichkeit mit anmuthender Koketterie durchführte.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

— Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1880. Nebst dem zwanzigsten Jahresbericht des Vereins, einer Ansicht, zwei Karten, Abbildungen meteorologischer Instrumente und einem Nachtrag zum Katalog der Vereinsbibliothek. 8°. Leipzig, 1881, Duncker & Humblot. — Der vorliegende 20. Jahresbericht des Vereins ist mit einer Reihe von Abhandlungen ausgestattet, welche geeignet sind, auch in weiteren Kreisen Interesse zu erregen, und welche in ihrer planvollen Zusammenstellung eine Anleitung zum Verständniß geographischer, geologischer, klimatologischer Beobachtungen gewähren. Wir nehmen zuerst den Jahresbericht über Bestand und Thätigkeit des Vereins zur Hand. Die Mitgliederzahl ist von 438 ordentlichen und 11 Ehrenmitgliedern, mit denen das Vereinsjahr 1880 begann, auf 421 ordentliche und 10 Ehrenmitglieder zurückgegangen: durch Abmeldung, Tod (9) und Wegzug gingen 49 Mitglieder dem Verein verloren, während nur 32 neu aufgenommen wurden: es mag sein, daß die unumgängliche Erhöhung der Mitgliederbeiträge jenen Rückgang veranlaßt hat. Der Vorstand des Vereins besteht nach wie vor aus den beiden Vorsitzenden Prof. Dr. Ferdinand Zirkel und Prof. Dr. Otto Delitsch, den beiden Cassirern Bankier Otto Keil und Kaufmann Julius Wagner, den beiden Schriftführern Ernst Debes, Inhaber einer kartographischen Anstalt, und Dr. Pechuel-Lösche. Hiezu kam als Bibliothekar Privatdocent Dr. Ernst Kalkowsky an Stelle des ausscheidenden Dr. Dahlmann. Es wurden in acht Vereinssitzungen, sämmtlich im Saale des Kaufmännischen Vereins, zwölf größere wissenschaftliche Vorträge gehalten; die Beziehungen zu den auswärtigen gelehrten Gesellschaften, Behörden, Redactionen wissenschaftlicher Zeitschriften sind in beständigem Steigen begriffen. Ein geographischer Lesezirkel führte den daran Betheiligten zahlreiche neu erschienene Bücher und Zeitschriften aus dem Gebiete der Erdkunde zu; die Bibliothek ist durch Ankauf und durch zahlreiche Geschenke, namentlich auch von Seiten des erwähnten Lesezirkels, ansehnlich vermehrt worden. (Das Lesezimmer, in welchem dieselbe aufgestellt ist, ist an zwei Nachmittagen wöchentlich der Benutzung der Vereinsmitglieder geöffnet.) Es hat demnach auch in dem verflossenen Jahre der Verein seine Aufgabe, Anregung und Gelegenheit zum Studium der Erdkunde und ihrer Hülfswissenschaften zu bieten, mit Erfolg gelöst. Die Jahresrechnung des Vereins zeigt (in runden Summen) eine Einnahme von 4366 Mark, gegenüber einer Ausgabe von 4839 Mark, und einen Abschluß mit 311 Mark Deficit — einem Deficit, welches einstweilen durch die Bestände des Somer'schen Legats und die Ueberschüsse der Karl Ritter-Stiftung gedeckt erscheint. Hauptposten der Ausgabe waren 1236 Mark für den Jahresbericht von 1879, 489 Mark Localmiethe, 283 Mark Kosten eines meteorologischen Apparats für die Gabun-Station, 800 Mark für die Afrikanische Gesellschaft in Berlin u. s. w. Die Karl Ritter-Stiftung schließt mit einem verfügbaren Bestande von 2671 Mark und mit einem festen Vermögen von (nominell) 20 400 Mark ab. Unter den sieben wissenschaftlichen Abhandlungen, welche der Jahresbericht enthält, stehen oben an: 1) Die Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen des Hrn. Hermann Soyaux in Sibange-Farm am Gabun (West-Afrika), von Dr. A. v. Danckelman. Soyaux, der als Botaniker früher an der deutschen Expedition nach dem äquatorialen West-Afrika theilnahm, ist im Auftrage des Hauses Wöhrmann in Bremen wieder nach der westafrikanischen Küste gegangen, um in Sibange-Farm am Awandu, in der Colonie Gabun, botanischen Studien obzuliegen und eine botanische Versuchs- und Acclimatisations-Station zu leiten; der Verein für Erdkunde zu Leipzig hat ihn mit meteorologischen Instrumenten ausgerüstet und dafür von ihm eine Reihe werthvoller Beobachtungen erhalten: um so werthvoller, als in jenen Gegenden eine meteorologische Station bis jetzt nicht existirte und wichtige, ja unerwartete meteorologische Erscheinungen dabei zur Darstellung gelangt sind. — 2) Dr. Otto Kuntze, das Sargassomeer, mit einer Uebersichtskarte des Atlantischen Oceans. Verfasser weist — zum großen Theile infolge eigener Beobachtungen — nach, wie weit die Verbreitung der Anhäufung von schwimmendem Seetang geht; daß die sogenannten Seetangwiesen lediglich aus losgerissenen und durch die Meeresströmung an ruhigen Stellen zusammengeführten Fragmenten der nahe an den Küsten auf dem Seegrunde wachsenden Pflanzen bestehen; daß endlich die Angaben der „Sargassomeere" auf Karten und in Lehrbüchern vielfach übertrieben sind. — 3) Prof. Dr. Hermann Credner berichtet über die unter seiner Direction

stehende geologische Landesuntersuchung des Königreichs Sachsen während der Jahre 1878—81. Wir erhalten hier eine auch durch ein Kärtchen vermittelte Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der umfangreichen Arbeiten, welche verhältnißmäßig rasch gefördert worden sind, wie auch einen Nachweis der bisher erschienenen Veröffentlichungen und eine Zusammenstellung der beobachteten hauptsächlichen geologischen Erscheinungen. Das bis jetzt geologisch bearbeitete und fertiggestellte Gebiet umfaßt — einschließlich der im Laufe des Jahres 1881 noch erscheinenden Sectionen — einen zusammenhängenden Raum von Rötha, Naunhof, Liebertwolkwitz, Grimma, Döbeln südwärts bis Zwickau, Lößnitz, Elterlein, Jöhstadt, zusammen 30 Sectionen, während nach allen Seiten anstoßende Sectionen, zusammen 15, sich im Aufnahme befinden. Allerdings bleiben noch 110 Sectionen der auf 155 Blätter (einschließlich etwa 50 Randblätter, welche zum Theil nur geringe Bearbeitung verlangen) berechneten Karte übrig, doch steht zu erwarten, daß auch diese in rascher, regelrechter Aufnahme werden gefördert werden. Jedenfalls wird dadurch das geologisch vorzugsweise interessante Königreich Sachsen ein Werk von wissenschaftlicher Vollkommenheit erhalten, wie kein anderer Staat ein solches aufzuweisen hat. Die Scheidung der einzelnen, durch Structur und Constitution abweichenden Arten und Varietäten der Gesteine wird auf das Genaueste und Eingehendste durchgeführt; so ist unter anderen nachgewiesen, wie die an die Eruptivmassen des Granits, Porphyrs u. s. w. von Ane, Schwarzenberg und anderen Orten angrenzenden Schichtengesteine längs dieser Grenzen in regelmäßigen Zonen umgewandelt sind (Contact-Metamorphismus), wie sich die Porphyre von Leisnig, Colditz, Grimma, ihrer Entstehung nach in verschiedene, oft übereinander geflossene Eruptivmassen, hin und wieder auch in Anhäufungen von Porphyrtuff — ein solcher Tuffkegel ist der Rochlitzer Berg — scheiden lassen. Ist der vorliegende Bericht auch auf nur 22 Seiten zusammengedrängt, so giebt er doch ein klares Bild des bisher Geleisteten, und ist bei seiner großen Reichhaltigkeit geeignet, die Aufmerksamkeit in weiten Kreisen auf diese Arbeiten zu lenken. — 4) Von Prof Dr. Karl Bruhns — der leider seitdem dem Lande und der Wissenschaft durch frühzeitigen Tod entrissen ward — liegen die Resultate der meteorologischen Beobachtungen in Leipzig aus dem Jahre 1880 vor, wie sie seit Jahren regelmäßig in den Berichten des Vereins für Erdkunde erschienen sind, in ihrer Gesammtheit eine sehr werthvolle Serie bildend. Das Jahresmittel der Temperatur war 8,80° C., des Juli 18,68°, des Januar — 2,24°, das Maximum 33°, das Minimum — 14,2°, der mittlere Barometerstand 751,62 Millimeter, das Maximum 770,67, das Minimum 729,20 Millimeter, die mittlere absolute Feuchtigkeit 7,03, die mittlere relative Feuchtigkeit 78,62, die Menge der Niederschläge 671,70 Millimeter. An 194 Tagen fiel Regen, an 41 Tagen Schnee, 2mal trat Hagel ein, Gewitter waren 25; die größere Menge der Winde kam wie gewöhnlich von Südwest, doch waren Ost- und Nordostwinde stärker als sonst vertreten und brachten namentlich im März und April zahlreiche Nachtfröste; am 30. April war der letzte, am 23. October der erste Nachtfrost. — 5) Der Maler Anton Göring von Leipzig hat den Jahresbericht mit einem durch seine Eigenthümlichkeit sich auszeichnenden Landschaftsbilde, dem Tafelland von Merida (in Venezuela), geschmückt und dasselbe kurz erläutert: völlig horizontal lagert sich das Plateau mit der Stadt dem Hochgebirge vor, auf dem Bilde in ganz gerader Linie erscheinend, und mit plötzlichen schroffen Abhängen stürzt es zum Thale des Rio Chama ab. — 6) Es folgt aus der Hand des Dr. Bruno Peter, Astronomen an der Sternwarte in Leipzig, eine Anleitung zur Anstellung geographischer Ortsbestimmungen auf Reisen mit Hilfe des Sextanten und Prismenkreises. Wir können über diese ausführliche, für die wissenschaftlich Reisenden in ihrem Inhalt ebenso wichtige, wie in klarer Fassung gegebene Darstellung hier nicht eingehender berichten und theilen nur mit, daß es sich dabei ebenso um Messung der Meridiane (geographische Länge) als der Parallelkreise (geographische Breite) handelt, und daß eine Anzahl Tabellen der ausführlichen, 52 Seiten umfassenden gediegenen Arbeit beigegeben ist. — 7) Um die Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen für Reisende möglichst vollständig und fruchtbar zu machen, hat die Redaction noch eine Abhandlung von Dr. A. v. Danckelman beigegeben: „Meteorologische Beobachtungen, ihre Wichtigkeit und Durchführung in wenig erforschten Gebieten. Zur Instruction für Nicht-Fachleute.“ Die Abhandlung hat zum löblichen Zweck, theils Reisende, welche sich der Wissenschaft nützlich machen wollen, zum rechten Gebrauch der Instrumente anzuleiten und von unfruchtbaren, oft mühsamen und doch schließlich nicht brauchbaren Arbeiten abzuhalten, theils das Publicum in weiteren Kreisen über die Art und Bedeutung der Beobachtungen, welche jetzt in zahlreichen Zeitschriften veröffentlicht und doch so oft mißverstanden werden, zu orientiren. Beigegeben sind zu besserem Verständniß mehrere Abbildungen von Barometern, Regenmessern, Thermometergehäusen. O. D.

— Katechismus der Logik. Von Friedrich Kirchner. Mit 36 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber 1881. — Nächst einer Einleitung über Begriff, Verhältnisse, Geschichte und Eintheilung der Logik zerfällt dieser Katechismus in die drei Theile der Erkenntnißtheorie, Elementarlehre (System der Denkformen) und Methodenlehre. Es ist also im Wesentlichen der ganze Begriff der älteren oder gemeinen von Aristoteles festgestellten Logik, auf den sich diese Darstellung bezieht, welche, ohne auf eigene Selbständigkeit Anspruch zu machen, dem Zwecke einer belehrenden Orientirung für Gebildete vollkommen entspricht. C. H.

* Kaiser-Büchlein. Kaiser Wilhelm als Christ. Vierzehnte Auflage. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger 1881. — Eine kurze, warmempfundene Darlegung, wie unser Kaiser Wilhelm nicht nur ein Held auf dem Schlachtfelde, sondern auch ein Held im Glauben stets gewesen ist in allen Lebenslagen, wie er als Kind, als Prinz von Preußen, als Regent, bei seiner Krönung zum Könige, in den Kriegen gegen Dänemark, gegen Oesterreich und gegen Frankreich, im kirchenpolitischen Streite, im Kampfe gegen den Unglauben und Umsturz, endlich als Ehejubilar stets unerschütterlich im Bekenntniß zu seinem Heiland und Erlöser gestanden hat, in guten wie in schlimmen Zeiten!

— In eleganter Mappe liegt uns eine Anzahl in prachtvollen Farben, in Gold-, Silber- und Bronzedruck ausgeführter Tafeln vor, auf denen die Orden, Wappen und Flaggen aller Regenten (Verlag von Moritz Ruhl, Leipzig; Preis 20 *M.*) in originalgetreuen Abbildungen dargestellt sind. Das Unternehmen verdient nicht nur wegen der eleganten Ausstattung, sondern vor Allem auch wegen der Uebersichtlichkeit des Gebotenen und seiner Vollständigkeit alle Anerkennung; dasselbe wird dem Heraldiker, sowie jedem Anderen, der im einzelnen Falle bezüglicher Information bedarf, als ein zuverlässiger und treuer Commentator sich erweisen. Der Preis ist im Verhältnisse zu den Herstellungskosten, die gewiß nicht gering gewesen sind, nicht zu hoch.

** Der gute Ton für Damen oder Anleitung, sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als wohlerzogene, gebildete Dame zu betragen. Von Malwine v. Steinau. Dritte, durchgesehene und veränderte Auflage. Wien, Hartleben's Verlag. — Den Titel des Buches finden wir nicht recht geschmackvoll, dem Inhalte vermögen wir auch nicht besonderes Lob zu spenden, derselbe ist eine etwas wässerige Nachahmung des Ebhardt'schen gleichnamigen Buches.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 74. Donnerstag, den 15. September. 1881.

Inhalt: Vom Ursprung der Sprache (Schluß). — Bücherbesprechungen (Reden und Aufsätze naturwissenschaftlichen, pädagogischen und philosophischen Inhalts, von H. Huxley. Afrika im Lichte unserer Tage. Goth. Ephraim Lessing, ein Festblatt).

Vom Ursprung der Sprache.

(Schluß.)

Man wird sich an das erinnern, was wir von der Ansicht des Hrn. Lasker über den Ursprung der Sprache vorgebracht haben. Es wurden dort die „Rufe der Ueberraschung, des Schreckens, der Freude, der tiefere Athemzug, der Seufzer, das Rascheln in dürren Blättern, Nachahmung mannigfacher Geräusche der Thiere, der bewegenden und erklingenden Luft" herangezogen, um die menschliche Sprache als eine Nachbildung dieser Laute hinzustellen. In diesen Ausführungen finden wir zwei lang verfochtene Ansichten gestreift, aber ohne daß der Verfasser sich für eine vollkommen entscheidet und sie durch Gründe erhärtet: es ist die onomatopoetische und die interjectionale Theorie vom Ursprung der Sprache. Erstere hat besonders Herder mit viel Geschick und Scharfsinn verfochten. „Schon als Thier hat der Mensch Sprache. Es giebt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist." Aber Herder ist durchaus nicht der Ansicht, aus der Sprache der Empfindung den Ursprung der menschlichen erklären zu können. Ohne Hinzukommen des Verstandes werde aus dem Geschrei nie menschliche Sprache. Das ist ein sehr fruchtbarer Gedanke, den Herder leider nicht consequent durchführt. Herder sieht die Hauptsache in der Besonnenheit und darin hat er vollkommen Recht. Unrecht aber hat er, diese als fertig anzunehmen, denn, wenn Besonnenheit und Sprache identisch sind, entsteht sie mit der Sprache, kann dieselbe aber nicht erzeugen. Ihm ist die ganze menschliche Sprache eine Sammlung von Ton- und Schallnachahmungen. Jede Sprache besitzt eine Anzahl Wörter, welche auf solche Nachahmungen zurückzuführen sind, aber es sind ihrer verschwindend wenige. Diese Theorie konnte Herdern auf die Dauer nicht befriedigen, er gab sie vollständig auf und schloß sich jenen an, die die Sprache als durch ein Wunder offenbart ansahen.

Der interjectionalen Theorie hat schon Epikur das Wort geredet. Wir sprechen, meint er, durch die Natur hierzu angeregt, ganz ebenso, wie die Hunde bellen. Wer möchte leugnen, daß es in jeder Sprache Empfindungslaute gebe? Welcher Vernünftige wird aber behaupten, daß die Naturlaute, die wir, wie alle Thiere, besitzen, mit den articulirten Ausdrücken identisch seien, womit wir dieselben zu bezeichnen pflegen? Horne-Tooke macht in seinen „ἔπεα πτερόεντα or the diversions of purley" die feine psychologische Bemerkung: „Interjectionen werden nur da gebraucht, wo das plötzliche Eintreten oder die Heftigkeit einer Gemüthsaffection oder Leidenschaft den Menschen in seinen Naturzustand zurückversetzt und ihn für einen Augenblick den Gebrauch seiner Sprache vergessen läßt, oder wenn irgend eines Umstandes wegen die Kürze der Zeit ihm den Gebrauch seiner Sprache nicht gestattet." Es zeugt nur für den überraschenden Mangel an Gründlichkeit, den die Franzosen bei der Behandlung derartiger Fragen stets an den Tag legten, wenn Renan in seinem überaus geistvollen Werke „de l'origine de language" die darauf bezügliche deutsche Literatur zwar vollkommen zu beherrschen scheint, sich schließlich aber doch zu jener epikuräischen Ansicht bekennt. Er zieht eigens das Lehrgedicht des Lucrez „de rerum naturae" heran, welches die interjectionale Theorie versicht und sagt von den betreffenden Abschnitten: „si beaux vers qu'on ne peut s'empêcher de les citer."

Eine dritte Theorie ist die der „willkürlichen Erfindung," welche zuerst Locke in seinem „essay concerning human understauding" propagirt hat. Dieser Ansicht hat sich auch Adam Smith in dem Anhange zu seiner „Theory of moral sentiments." angeschlossen, ja man kann sagen, die gesammte neuere Philosophie pflichtet ihr bei, sofern sie überhaupt auf unsere Frage zu sprechen kommt, und so steht denn auch noch heute das große Publicum auf diesem Standpunkte. Locke und seine Anhänger meinen, der Mensch habe eine gewisse Zeit in einem Zustand der Stummheit gelebt, indem er zur Mittheilung nur die Gesten seines Körpers, die Mienen seines Gesichtes benutzte. Als sich aber die Ideen, auf welche nicht länger mit Fingern hingewiesen werden konnte, vervielfältigten, fand man es für nothwendig, künstliche Bezeichnungen zu ersinnen, deren Bedeutung durch gemeinsame Uebereinstimmung unter den Menschen festgestellt wurde. Es hat aber, so viele sich auch für diese höchst abgeschmackte Theorie begeistert haben und noch begeistern, bisher Niemand zu erklären vermocht, wie denn ohne Sprache eine Discussion über die Tauglichkeit eines jeden einzelnen Wortes, wie sie doch einer wechselseitigen Ueberkunft nothwendig vorausgehen mußte, eröffnet werden konnte.

Erst mit Wilhelm v. Humboldt erhält die Forschung nach dem Ursprung der Sprache einen nie geahnten Aufschwung, eine großartige, geistige Vertiefung. Man hat ihn mit Recht den Schöpfer der neueren Sprachphilosophie genannt. Es möge uns nun gestattet sein, die von Humboldt in seinen Werken „Ueber den Organismus des menschlichen Sprachbaues*" und „Ueber die Kawisprache**)" aufgestellten Hauptgesetze in gedrängter Kürze mitzutheilen, wobei wir dann mit einigen Worten die treffliche Kritik und Fortentwickelung der Humboldt'schen Ansichten durch Prof. Steinthal erwähnen wollen**).

*) Kawi, Kawi (sanskr. d. i. Dichtersprache), Name der alten, jetzt auf Java kaum noch verstandenen Literatursprache der Javanen, welche nach ihrem sprachlichen Organismus durchaus den malayischen Sprachen angehört, den größten Theil ihrer Wörter aber aus dem Sanskrit herübergenommen hat.

**) Steinthal, „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens, Berlin 1858". Die neueste, vermehrte und umgearbeitete Auflage des genannten trefflichen Werkes ist dem Verfasser des obigen Artikels zur Zeit der Abfassung desselben leider nicht zugänglich gewesen.

Schon Herder hat sich, wie wir sahen, das große Verdienst erworben, daß er dem Ursprung der Sprache die richtige Stelle anwies. Aber erst Humboldt weiß den fruchtbaren Herder'schen Gedanken zu verwerthen und verweist die Forschung ganz entschieden auf das Gebiet der Psychologie. Nach ihm ist die Sprache kein todtes Erzeugtes, sondern eine fortwährend thätige Erzeugung, kein Werk (ergon), sondern eine Wirksamkeit (energeia); Sprache ist Sprechen. Ferner: die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens. Sie entsteht einerseits mit dem Gedanken und dieser entwickelt sich anderseits erst durch die Verbindung der intellectuellen Thätigkeit mit dem Laute. Sprechen und Denken ist nach Entstehung und Wesen ursprünglich Eins. Damit ist nun die Grundanschauung der neueren Sprachforschung gewonnen: die Forschung nach dem Ursprung der Sprache wird eine psychologische. Humboldt stellt dem Naturinstinct der Thiere die Sprache als einen intellectuellen der Vernunft gegenüber. Die Sprache ist nicht erschaffen, sondern bricht selbstthätig aus der innersten Natur des Menschen hervor. „Dieser Satz," sagt Steinthal, „hat für die Sprachwissenschaft dieselbe Bedeutung, welche für die neuere Philosophie der cartesianische Ausspruch: „cogito ergo sum" erlangt hat, nämlich: „cogito ergo loquor." Wir fragen aber nicht nach der durch den seit urdenklichen Zeiten schon gegebenen Sprachstoff bedingten immerwährenden Wiedererzeugung, sondern nach der ursprünglichen Sprachschöpfung. Ein anderer Widerspruch liegt für Humboldt in der Verschiedenheit der Sprachen, deren Grund doch nicht die durch die verschiedenen äußeren Verhältnisse bedingte Verschiedenheit der Volksgeister sein kann, da die Sprache ja rein selbstthätig ist. In der Lösung dieser Widersprüche sieht Humboldt die Lösung der Frage nach dem Ursprung der Sprache. Humboldt's großes Verdienst ist es wieder, gezeigt zu haben, daß die Frage: wie entsteht die Sprache? zusammenfällt mit der andern: wie ist Verständniß möglich? Insofern die Sprache dem Volke angehört, ist Verständniß möglich, sie gehört aber ebenso nur dem Individuum an und so ist Verständniß unmöglich. Die Lösung des ersten Gegensatzes sieht Humboldt in der „Einheit der menschlichen Natur". Die Sprache beruht also auf dem allen Einzelnen gemeinsam Menschlichen. So ist auch das Verstehen begreiflich, denn Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen derselben Sprachkraft. Die Sprache läßt sich daher nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüthe wecken. Das Sprechenlernen der Kinder ist ein Wecken des Sprachvermögens, eine Entwicklung der Sprachkraft. Freilich kann jedes Kind auch unter jedes fremde Volk versetzt sein Sprachvermögen aus dessen Sprache entwickeln, aber dies beweist noch nicht, daß die Sprache blos ein Wiedergeben des Gehörten ist, sondern nur, daß der Mensch überall eins ist mit dem Menschen und die Entwicklung des Sprachvermögens daher mit Hilfe jedes gegebenen Individuums vor sich gehen kann. Sie geschieht darum nicht minder aus dem eigenen Innern; nur weil sie immer zugleich der äußeren Anregung bedarf, muß sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade erfährt und kann es bei der Uebereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Frage, ob die Sprache menschlichen oder göttlichen Ursprungs sei, läßt Humboldt ungelöst. Aber Heyse, ein Jünger der Humboldt'schen Ideen, weist treffend nach, daß die Sprache nicht göttlich in dem Sinne sei, daß sie dem Menschen von Gott anerschaffen oder offenbart wäre; aber sie sei auch nicht menschlich in dem Sinne, daß sie das Werk des individuellen Geistes, des reflexiven Verstandes sei. Ebenso wenig ist sie ein Naturproduct des Menschen. Sie ist allerdings Erzeugniß des Menschen, aber nicht des besonderen, subjectiven Geistes, des reflectirenden Verstandes, sondern des allgemeinen, objectiven Geistes, der menschlichen Vernunft in ihrem Naturgrunde. Die Erzeugung der Sprache geschieht mit Nothwendigkeit, ohne besonnene Absicht und klares Bewußtsein, aus innerem Instinct des Geistes, also in der Form einer organischen Naturthätigkeit. Bei dieser Entwicklung des Geistes fällt Göttlichkeit und Menschlichkeit, Freiheit und Nothwendigkeit zusammen. Steinthal sucht nun die Frage zu ergründen, welche Thätigkeitsform des menschlichen Geistes die Sprache erzeugt habe. Wir können uns hier nun nicht des Näheren darauf einlassen, zumal da sich vielleicht bald Gelegenheit ergeben wird, die neue Auflage seines Werkes in den Spalten dieses Blattes zu besprechen. Bemerkt sei nur, daß wir uns mit der von ihm bisher festgehaltenen „Abgrenzung der seelischen Ereignisse in zwei Kreise, in den, welcher die Thätigkeiten und Erzeugnisse des Denkens, der Intelligenz, und in jenen, welcher die Empfindungen, Gefühle, Triebe, Strebungen, Wallungen umfaßt", nicht einverstanden erklären können, da sich für eine derartige Trennung wol kaum eine psychologische Rechtfertigung finden läßt. Er spitzt unsere Frage zu der psychologischen Aufgabe zu, die Entstehung des Geistes aus der Natur darzulegen. Welche Bedeutung hat das Sprechen für die Vermenschlichung des Bewußtseins? Wie bricht aus thierischer Stumpfheit menschliches Selbst, Persönlichkeit hervor? Was hat die Seele an dem Worte gewonnen? Nach welchen psychologischen Gesetzen entsteht und wirkt die Sprache? Das sind nun aber wirklich die letzten Fragen alles Wissens. Wir deuten sie hier nur an, ohne auf sie näher eingehen zu wollen, weil es da noch so viel Dunkles aufzudecken giebt und es noch in gar weiter Ferne steht, bis diese Probleme eine positive Lösung erfahren, daß das große Publicum vor der Hand damit noch nicht behelligt werden darf.

Zum Schlusse wollen wir noch einen Moment bei der Lösung unseres Problems verweilen, welche Max Müller, der ebenso ein streng methodisch vorgehender Philolog, als ein würdiger Schüler Humboldt's auf dem Gebiete der Sprachphilosophie ist, demselben zu geben sucht. Wir haben mit der Besprechung der rein psychologischen Deduction Humboldt's, Heyse's und Steinthal's uns etwas vorgegriffen und müssen die Ausführungen M. Müller's gleichsam noch als Mittelglied der Argumentation einfügen.

Wir haben gehört, daß sich jede Sprache durch philologische Analyse in untheilbare Elemente, Wurzeln, zerlegen läßt. Das ist die Basis, worauf M. Müller seine Theorie vom Ursprung der Sprache gründet. Jedermann muß zugeben, daß die Thiere Empfindung, Wahrnehmung, Gedächtniß, Willen und Verstand besitzen, worin sie sich in nichts vom Menschen unterscheiden. Einige Philosophen bilden sich ein, Alles erklärt zu haben, wenn sie den Thieren statt des Verstandes Instinct beilegen. Verstand und Instinct schließen sich aber nicht aus. Auch der Mensch hat Instinct. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier besteht in der Sprache. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die Thiere, obgleich sie keine articulirten Laute besitzen, dennoch über eigenthümliche Mittel zu gegenseitiger Verständigung verfügen. Man muß daher den Punkt bestimmen, wo der Mensch die Schranken des thierischen Verstandes überschreitet. Sehr scharfsinnig urtheilt Locke in seinem oben erwähnten Werke, indem er nach der Erklärung, auf welche Weise universelle Ideen gebildet werden, sagt: „Wenn es zweifelhaft erscheinen mag, ob nicht die Thiere ihre Ideen auf jenem Wege bis zu einem gewissen Grad verbinden oder erweitern können, so glaube ich doch soviel bestimmt behaupten zu können, daß das Vermögen der Abstraction ihnen durchaus nicht innewohnt und daß das Fassen allgemeiner Ideen einen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier begründet und ein Vorzug ist, den die Fähigkeiten der Thiere keineswegs erreichen können." Daraus scheint nun zu folgen, daß die Sprache das äußere Zeichen und die Realisirung jenes inneren Vermögens der Abstraction ist, das

uns unter dem schlichten Namen der Vernunft noch besser bekannt ist. Was von der onomatopoetischen, was von der interjectionalen Theorie zu halten ist, haben wir bereits erörtert. Wir wissen, daß die Elemente aller Sprachen nicht willkürliche Nachahmungen von Thierlauten, noch Interjectionen sein können, sondern daß diese Elemente Lautcomplexe sind. Und diese Lautcomplexe, Wurzeln, drücken nicht eine individuelle, sondern eine generelle Idee aus. Alle Nomina drücken ursprünglich eines der vielen Attribute eines Gegenstandes aus, und dieses Attribut, mag es nun eine Qualität oder eine Thätigkeit sein, ist nothwendigerweise eine allgemeine Idee. Genau an dem Punkte, wo der Mensch sich von der Thierwelt lostrennt, bei dem ersten Aufblitzen der Vernunft finden wir die wahre Geburtsstätte der Sprache. Man analysire jedes beliebige Wort und man wird erkennen, daß es eine allgemeine, dem Individuum, welchem der Name angehört, eigenthümliche Idee ausdrückt. Was bedeutet „Mond"? — der Zeitmesser. Was „Sonne" — der Erzeuger. Was „Erde"? — die Gepflügte. Die Thatsache, daß jedes Wort ursprünglich ein Prädicat ist, daß die Namen, obgleich Zeichen für individuelle Begriffe, ohne Ausnahme von allgemeinen Ideen herzuleiten sind, ist eine der wichtigsten Entdeckungen in der Wissenschaft der Sprache. Daß Sprache und Abstractionsvermögen nur verschiedene Ausdrücke für dieselbe Thatsache seien, wurde erst erkannt, als man der Wurzeltheorie den Vorzug vor den Theorien der Schallnachahmung und der Interjectionen eingeräumt hatte. Die alten Bildner der Sprache müssen das doch schon sehr wohl erkannt haben; denn im Griechischen heißt die Sprache logos, aber logos ist auch die dem Sprechen zu Grunde liegende Kraft der Seele, die Vernunft, und alogon wurde zur recht eigentlichen Bezeichnung des Thieres gewählt. Kein animalisches Wesen denkt, keines spricht, den Menschen ausgenommen. Sprache und Gedanke sind untrennbar. Wörter ohne Gedanken sind todte Klänge; Gedanken ohne Wörter sind ein Nichts. Denken ist lautloses Sprechen, Sprechen lautes Denken.

Man sieht, M. Müller kommt auf inductivem Wege zu denselben Resultaten, wie Humboldt, Heyse, Steinthal auf dem der Deduction. Dies beweist nach logischen Gesetzen schlagend, daß die gegebene Theorie vom Ursprung der Sprache eine richtige ist. Die letzten Fragen sind allerdings, wie schon erwähnt, noch lange nicht gelöst. M. Müller ist sich auch vollkommen klar, um was es sich noch handelt. Wie kann der Laut zum Ausdruck des Gedankens werden? Wie werden Wurzeln zu Zeichen allgemeiner Ideen? Er antwortet darauf vor der Hand mit einer speculativen Vermuthung Heyse's. Dieser erinnert an das Naturgesetz, daß jeder Körper, in Bewegung gesetzt, unter gewissen Bedingungen einen Schall erregt. Jede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Ebenso sei es mit dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken der Natur. Auch er erregte Klänge, er antworte u. s. w. Der Mensch besaß in seinem vollkommenen Urzustand das Vermögen, seinen abstracten Vorstellungen einen articulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hat er nicht selbst herangebildet. Es war ein Instinct des Geistes, ebenso unwiderstehlich, wie jeder andere Instinct. Der Mensch verliert seine Instinkte, indem er aufhört, ihrer zu bedürfen. So erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie zum ersten Male durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck verlieh, sobald als es seinen Zweck erfüllt hatte.

M. Müller täuscht sich aber darüber nicht, daß solche Speculationen noch keine sichere Handhabe bieten, jene allerletzten Fragen wirklich beantworten zu können. L.

Bücherbesprechungen.

—ψ—. Reden und Aufsätze naturwissenschaftlichen, pädagogischen und philosophischen Inhalts. Von Thomas Henry Huxley, Professor in London. Deutsche autorisirte Ausgabe, nach der fünften Auflage des englischen Originales herausgegeben von Dr. Fritz Schultze, ord. Professor der Philosophie am königl. Polytechnikum zu Dresden. Zweite Ausgabe. Berlin, Verlag von Theodor Hofmann. (S. X, 328; gr. 8.) — Huxley gehört zu den namhaftesten Naturforschern der Gegenwart in England, wo er neben Charles Darwin eine hervorragende Stellung einnimmt, dessen erklärter Anhänger er ist, ohne dabei an seiner Selbständigkeit etwas einzubüßen. Am meisten bekannt, besonders in weiteren Kreisen und namentlich auch bei uns in Deutschland, dürfte er durch seine „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" geworden sein, welche J. Victor Carus mustergiltig aus dem Englischen übersetzt hat. In der zweiten Abhandlung der oben genannten Arbeit legt er sein naturwissenschaftliches Glaubensbekenntniß über die Beziehungen des Menschen zu den nächstniederen Thieren ab, in welcher er der Darwin'schen Theorie allerdings gerecht wird, ohne jedoch, wie dies namentlich von deutschen Nachbetern so oft geschieht, für deren Schwächen blind zu sein. „So viel mir bekannt ist — äußert sich in Bezug hierauf Huxley — ist Darwin's Hypothese mit keiner bekannten biologischen Thatsache unvereinbar; im Gegentheil erhalten durch ihre Annahme die Thatsachen der Entwickelung, vergleichenden Anatomie, geographischen Verbreitung und Paläontologie eine gegenseitige Verbindung und eine Bedeutung, die sie zuvor nie besaßen. Was mich betrifft, so bin ich völlig überzeugt, daß diese Hypothese, wenn sie nicht streng wahr, doch eine solche Annäherung an die Wahrheit ist, wie die Kopernikanische Theorie für die Planetenbewegung war. Trotz alledem muß unsere Annahme der Darwin'schen Hypothese so lange provisorisch sein, als ein Glied in der Beweiskette noch fehlt; und so lange alle Thiere und Pflanzen, die sicher durch Zuchtwahl von einem gemeinsamen Stamme entstanden sind, fruchtbar sind, und ihre Nachkommen untereinander, so lange fehlt jenes Glied. Denn für so lange kann nicht bewiesen werden, daß die Zuchtwahl alles Das leistet, was zur Erzeugung natürlicher Arten nöthig ist." Huxley ist ein ebenso philosophischer Kopf, wie gründlicher und gewissenhafter Beobachter, welch erstere Eigenschaft unseren heutigen Naturforschern meistens abgeht, die sich keines Höheren rühmen können, als trefflicher Empiriker zu sein. In geistreicher und zugleich allgemein verständlicher Weise behandelt der Verfasser in den vorliegenden Reden und Aufsätzen Fragen naturwissenschaftlichen, pädagogischen und philosophischen Inhalts, überall von der Beobachtung und dem Experiment ausgehend, die nackte Erfahrung aber stets durch philosophisches Denken vergeistigend. So werden die Themata abgehandelt: Ueber die Dringlichkeit der Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts. — Schwarze und weiße Emancipation. — Eine freisinnige Erziehung und ihre Fundstätte. — Bemerkungen aus einer Nachtisch-Rede über naturwissenschaftlichen Unterricht. — Ueber den pädagogischen Werth der Naturwissenschaften. — Ueber das Studium der Zoologie. — Ueber die physische Grundlage des Lebens. — Der wissenschaftliche Gehalt des Positivismus. — Ueber ein Stück Kreide. — Ueber geologische „Gleichzeitigkeit" und „persistente Lebenstypen". — Die Reform der Geologie. — Der Ursprung der Arten. — Kritiken über den „Ursprung der Arten". — Ueber Decartes' Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauches und der wissenschaftlichen Wahrheitsforschung. — Wir können unmöglich auf die einzelnen Essays hier näher eingehen, nur über den Vortrag über die physische Grundlage des Lebens wollen wir hervor-

heben, daß er ein philosophischer Protest gegen den naturhistorischen Materialismus ist und ganz besonders den Standpunkt, wie die Gesinnung des Verfassers charakterisirt.

— ψ —. Afrika im Lichte unserer Tage. Bodengestalt und geologischer Bau (mit einer hypsometrischen Karte von Afrika) von Josef Chavanne. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag 1881. (S. VIII, 184; 8°.) — Auch in der Wissenschaft herrscht die Mode, ohne damit sagen zu wollen, daß es eine unvernünftige sein müsse. Wie vor Kurzem die von Petermann angeregte Nordpolfrage an der Tagesordnung war, so ist es gegenwärtig die Erforschung Afrikas, welche die Gelehrten wie die Laienwelt gleich beschäftigt und in Anspruch nimmt, eine neue Mode, die wir wesentlich der Initiative des trefflichen Bastian zu danken haben, die ebenso zweckmäßig, wie im Geschmacke der Zeit ist, denn man kann sagen, daß sie zu einer internationalen geworden ist. Bereits haben wir der Anregung Bastian's und der Bemühungen seiner Mitarbeiter eine reiche Fülle von Ergebnissen zu danken, welche auf Grund der vielfachen neueren Erforschungen gesammelt worden sind, so daß die Berechtigung, Afrika eine terra incognita zu nennen, von Tag zu Tag immer mehr schwindet, ist doch das bis vor Kurzem noch gänzlich unbekannte Innere dieses Continentes nunmehr auch der Sage entrissen und der exacten Wissenschaft gewonnen worden. Nachdem nun durch die rege Thätigkeit unserer Reisenden eine große Anzahl von bisher unbeantwortet gewesenen Fragen namentlich in Bezug auf die Bodengestalt und den geologischen Bau Afrikas erledigt worden sind, hat es der auf dem Gebiete der Erdkunde wohlbekannte Verfasser der oben angeführten Schrift unternommen, die einzelnen zerstreut sich vorfindenden Bausteine zur Kenntniß Afrikas zu sammeln, und so weit es möglich war, zu einem organischen Ganzen zu vereinen, das zwar noch vielfache Lücken aufzuweisen hat, dennoch ein unserer gegenwärtigen Bekanntschaft mit Afrika entsprechendes Bild dieses Continentes liefert und namentlich die verticale Gliederung desselben in anschaulicher, leicht verständlicher Weise vorführt. Ein besonderes Augenmerk richtete der Verfasser bei dieser Gelegenheit darauf, das Relief des Plateau-Continentes durch möglichst zahlreiche verläßliche Höhenmessungen zu illustriren und in der beigegebenen Karte, welche sich auf alle bisher bekannten Höhenmessungen stützt, plastisch zum Ausdruck zu bringen. So werden der Reihe nach das Atlas-System, die Sahara, die Plateauzone des Sudan und das central- und südafrikanische Hochland zur Anschauung gebracht, wobei der Verfasser auch die allerneuesten Daten mit verwendet hat, so daß wir ein dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft vollständig entsprechendes und dabei anziehendes Bild erhalten, dessen Herstellung bei dem Reichthum der Quellen und der Fülle des vorhandenen Materiales keine leichte Aufgabe war, die aber Chavanne in der ihm eigenen plastisch darstellenden Weise recht glücklich gelöst hat. Auch der Verlagshandlung gebührt für die treffliche Ausstattung des Werkchens volles Lob.

— Gotthold Ephraim Lessing. Festblatt zum 8. September 1881. Hamburg, Strumper und Comp. Preis 1 ℳ. — Am verwichenen Donnerstag, dem 8. September, ist das Lessing-Denkmal auf dem Gänsemarkt in Hamburg, ein Werk Schaper's, enthüllt worden. Zum Andenken an diesen Tag hat die überzeichnete Verlagsfirma eine Anzahl von Illustrationen Hamburgs und seiner bedeutenden Bürger aus den Jahren 1756 bis 1780 zusammengestellt, während welcher Zeit Lessing mehrmals, bald für längere, bald für kürzere Dauer, in den Mauern Hamburgs verweilte, welche Illustrationen — in Reproductionen moderner Künstler — durch einen verbindenden Text von Director Dr. C. Redlich aus Hamburg zu einem Ganzen vereinigt worden, so daß man dieser Broschüre wol den Titel: Lessing in Hamburg geben könnte. In dieser Eigenschaft ist sie selbst für den Literarhistoriker nicht ohne Interesse. Bereits im Frühjahr 1756 hatte der 27jährige Lessing der freien Hansestadt einen kürzeren Besuch abgestattet, bei welchem er Konrad Ethof — so ist der Name zu schreiben — kennen lernte, der unter Schönemann damals im Theater am Dragonerstall spielte (s. Abbild. 3); aber dieser kurze Aufenthalt sollte nur das Vorspiel zu einem längeren sein, welcher den Bühnenreformator vom December 1766 bis April 1770 an die norddeutsche Handelsmetropole fesselte, und zwar von 1767 bis 1769 als Consulent und Dramaturg des dortigen Nationaltheaters. Ackermann hatte das neuerbaute Schauspielhaus nämlich (Abbild. 4) 1766 auf 10 Jahre an die drei Kaufleute Seyler, Tillemann und Bubbers verpachtet, welche nun mit Eifer an das Werk gingen, ein deutsches Nationaltheater zu gründen. Man weiß, wie dieses Project nach kurzem Erfolg im Sande verlief. Für Lessing war die Frucht dieser Jahre die „Dramaturgie"; am 30. September 1767 fand zudem in dem Nationaltheater die erste Aufführung von „Minna von Barnhelm" statt, mit Ethof, Mad. Hensel und Mad. Mecour in den Rollen: Tellheim, Minna und Franziska (Abbild. 6 u. 7). Im April 1770 verließ Lessing Hamburg: sein bedeutendster Aufenthalt in dieser Stadt war vorüber. Doch sollte er nicht ohne Nachwirkung bleiben. Während der verflossenen vier Jahre hatte er Eva König kennen gelernt, die Gemahlin des Seidenhändlers und Tapetenfabrikanten Engelbert König; seit dem 20. December 1769, an welchem Tage Eva König ihren Gatten verlor, stand er dieser Frau, welche später die seinige werden sollte, nicht mehr allein als Freund gegenüber. Der Verlobung mit ihr galt sein Besuch im Herbst 1771 in Hamburg, welchem 1776 ein nochmaliger folgte, der den Vorbereitungen zur Hochzeit galt. Am 10. Januar 1778 bereits sollte er seine Frau durch den Tod verlieren. Nur zweimal noch, 1778 und 1780, suchte er für kürzere Zeit Hamburg auf. — Diese Daten bilden etwa den sachlichen Inhalt der vorliegenden Festschrift. In Form eines unterhaltenden Spazierganges aus dem alten Hamburg wird dem Leser Lessing's Leben daselbst geboten. Man lernt Lessing's Wohnhaus kennen, seine Erholungswege (Abb. 9 u. 10), seine Bekanntschaften, wie Goeze, mit welchem er damals noch auf gutem Fuße lebte, Claudius, Herder, Reimarus, seine Kneiplocale und sonstigen Liebhabereien — dies alles wird illustrativ veranschaulicht (Abb. 12, 13, 15 17, 18, 19, 20, 34 u. ff.). Den Beschluß macht eine Abbildung des nun vollendeten Schaper'schen Standbildes: es ist bekanntlich das zweite Denkmal, welches Deutschland seinem großen Sohne errichtet hat. Das Berliner harrt noch seiner Fertigstellung. Angefügt sind die Autographen derjenigen Bühnenkünstler, welche am 31. März 1879 in einer Festvorstellung des „Nathan" mitwirkten, deren Reinertrag dem Standbilde gewidmet war. Zwei davon, Friedmann's und Barnay's Wahlsprüche — beide gaben die unbedeutenden Rollen der Mamelucken im V. Act — „Wer kann sich solcher Mamelucken rühmen" und „Es wird wol noch ein Dritter kommen — wenn Er anders kommen kann" muthen etwas unbehaglich anmaßend an. Hier und da ist des Guten bei den Illustrationen zu viel gethan: so hätte das Bild, welches die „Gallerie" des Hamburger Stadttheaters am Tage obiger Aufführung des Nathan darstellt, wol fortfallen können. Ein fernerer Mangel ist die fehlende Nummerirung der Illustrationen; der Leser, welcher deren Bedeutung entziffern will, ist gezwungen, die Abzählung der Bilder nach dem Register selbst vorzunehmen. — Das Denkmal Lessing's ist auf dem Gänsemarkte postirt: eine Darstellung dieses Gänsemarktes nach alten Stichen und Zeichnungen, wie er etwa zu Lessing's Zeit ausgesehen haben mag, eröffnet das Heft: es schließt somit Anfang und Ende das Ganze energisch zusammen. — Der Ertrag der Festschrift soll dem Denkmalsfonds zufließen. Julius Riffert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfranco) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 75. Sonntag, den 18. September. 1881.

Inhalt: Die Hohen Messen von J. S. Bach und L. van Beethoven, von G. Portig. — Die beiden großen Cometen dieses Jahres, von Dr. B. Peter. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Zur Lösung der Trojanischen Frage, von Dr. E. Brentano. Katechismus der Bauconstructionslehre, von W. Lange. Die periodische Presse im Gebiete der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Halle a/S. 1881).

Die Hohen Messen (Hmoll und Ddur) von J. S. Bach und L. van Beethoven.

Von G. Portig.

Wenn später kommende Geschlechter eine lange vergessene Größe im Reiche der Kunst neu entdeckt haben, so sind sie nicht selten in Gefahr, in der dankbaren Würdigung eines solchen verkannten Genius das gebührende Maß zu überschreiten. Noch mehr aber neigen Biographen, welche ihre beste Kraft an das Lebensbild eines einzelnen Geistesfürsten setzen, in wohlgemeintem Uebereifer dazu, ihren Helden auf Kosten anderer zu erheben und in ihn alle denkbaren Vollkommenheiten hineinzuschauen. Die Literatur- und Kunstgeschichte ist reich an Belegen für diese psychologisch so begreifliche und verzeihliche Erscheinung. So hat auch der Verfasser unserer besten Bach-Biographie, Philipp Spitta, in dem zweiten Bande seines großen Werkes „Johann Sebastian Bach" (Leipzig, 1. Band 1873; 2. Band 1880) in der Verherrlichung des großen Tonmeisters zu viel gethan. Dort mißt er Bach nicht blos mit dessen eigenem Maßstabe und erörtert, was Bach geleistet haben kann innerhalb der Schranken seines Genius und seiner Zeit; er schraubt vielmehr die relative Bedeutung Bach's zu einer absoluten hinan, indem er denselben mit Beethoven vergleicht und über diesen in seinen bedeutendsten Werken stellt. Spitta unterwirft (a. a. O. II, 518 ff.) die große Hmoll-Messe von J. S. Bach einer eingehenden, historisch-kritischen Besprechung und gelangt hierbei zu folgenden Sätzen: „Bach nahm nur die von der katholischen Kirche festgestellten Formen im Großen und Ganzen an. Er hat die Grundbestandtheile der Messe beibehalten, hat sie aber in hohem Grade vergeistigt, denn er konnte und wollte seinen protestantischen Stil nicht verleugnen. Wo es die protestantische Liturgie gebot, ist Bach sogar von den Grundlinien der katholischen Messe abgewichen. Gerade in Sachsen sollte das Kunstwerk entstehen, welches den Protestantismus nicht als Gegensatz des Katholicismus erscheinen ließ, sondern nur als eine nothwendige Weiterbildung desselben auf gleicher Grundlage (?!). Nur in der Hmoll-Messe wird offenbar, wie unermeßlich (?!) viel tiefer und weiter Bach's kirchliches Empfinden war, als das seiner Zeit. In ihm lebte der Geist des Reformationszeitalters mit all seiner Streitfreudigkeit und Gefühlsinnigkeit, aber auch mit seiner ganzen umfassenden Kraft. Zu Bach's Zeit lebte in den Orthodoxen wol noch der alte, wenngleich bornirt gewordene Kampfesmuth, in den Pietisten die religiöse Empfindung; das Gefühl von der historischen Bedingtheit des Protestantismus, von seinem innern Zusammenhange mit der katholischen Kirche hatte kaum Einer mehr. Der Musik war es vorbehalten, alles dies in einem unsterblichen Kunstwerke der Welt noch einmal vereinigt zu zeigen. Bach war berufen, das objectivste, weit zeitlich entfernte, das reinste und verklärteste Bild von dem kirchlich-reformatorischen Geist jener großen Epoche in seiner Hmoll-Messe zu geben. Mehr als jedes andere Werk ist dieses der freie Ausdruck seiner mächtigen Individualität, aber einer Individualität, die aus dem kirchlichen Leben bis von dessen Urgrund her ihre Nahrung gezogen hatte. Es giebt kein Wort, welches dem ächt protestantischen Geiste mehr Genüge thäte." (a. a. O. II, 524 f.)

Hierzu bemerken wir nur soviel, daß Spitta den principiellen Gegensatz, in welchem der Protestantismus zum mittelalterlichen und tridentinischen Katholicismus steht, wesentlich zu gering anschlägt. Auch kann von einem „innern Zusammenhange" höchstens bei dem Verhältniß der evangelischen Kirche zu derjenigen der drei ersten Jahrhunderte gesprochen werden. Weiter sagt Spitta S. 524 ff.: „Die Messe erweist am überzeugendsten und in den größesten Formen die Tiefe des kirchlich-christlichen Empfindens ihres Schöpfers. Wenn man diese Messe hört, so ist es, als rausche der Genius von zwei Jahrtausenden über den Häuptern hin. Beethoven's zweite Messe der Bach'schen ebenbürtig an die Seite setzen, wie man es heutzutage zu thun beliebt, kann nur der, welcher den unverhüllbaren Riß nicht sehen will (?!), der zwischen dem, was die Idee eines solchen Werkes fordert, und dem Geiste, in welchem seine Gestaltung unternommen wurde, aufklafft. In Beethoven's Messe muß man die gewaltige Persönlichkeit ihres Schöpfers bewundern; man wird diese Messe verstehen und mag sie lieben, so lange hundert andere Werke vorhanden sind, aus denen sein Genius reiner und voller (?) und mit einer annoch unsere Zeit beherrschenden Macht kundbar wird. Von Bach's Compositionen könnte Alles verloren gehen: die Hmoll-Messe allein würde bis in unabsehbare (?) Zeit von diesem Künstler zeugen, wie mit der Kraft einer göttlichen Offenbarung." Nicht blos charakteristisch, sondern bedenklich muß es erscheinen, wenn derselbe Spitta an einer anderen Stelle (Sammlung musikalischer Vorträge, herausgeg. von Paul Graf Waldersee, Leipzig 1879, S. 48) sagt: „Bach's Hmoll-Messe bezeichnet nicht eine Verschmelzung von protestantischer und katholischer Kirchlichkeit zu einem höheren Dritten, aber sie ist ein Triumph der Kunst über confessionelle Schranken." Das klingt doch bedeutend gemäßigter, ja es hebt fast sein erstes Urtheil auf. Immerhin ist uns Spitta's Entschiedenheit lieber als Chr. H. Bitter's absichtliche Schwebetheorie, derzufolge er jeden Vergleich zwischen den beiden großen Meistern ablehnt und den Mangel an einer eindringenden sachlichen Analyse der Hmoll-Messe durch eine blühende Beschreibung der Stimmführung sowie durch eine Umschreibung der musikalischen Motive zu verdecken sucht. In der zweiten Auflage (1880; 1. Aufl. 1865, Berlin, 2 Bde.) sagt Bitter: „J. S. Bach erhob sich in diesem großen Werke über das Confessionelle der äußeren Form; in ihm trat das reine absolute Christenthum in siegender Größe hervor. Wir finden in dem wunderbaren Tondilde, welches Bach auf diese

Art geschaffen hat, eine völlige Selbständigkeit der christlich-religiösen Ideen, eine großartige Auffassung des allgemeinen kirchlichen Inhalts der Religion, welche sich dem Idealen in seiner höchsten Bedeutung zuwendet." „Die hohe Messe erscheint uns wie ein in gigantischen Zügen gezeichnetes Frescobild, das mit riesigen Dimensionen die Offenbarungen des Christenthums in sich schließt. Stets wird unser staunender Blick voll bewundernder Ehrerbietung auf diesem Meisterwerke ruhen."

In denselben empfindlichen Fehler verfallen freilich auch die Biographen Beethoven's, Lenz und Marx, welche fast nichts weiter als Ueberschriften zu den einzelnen Theilen der Messe und daran geknüpfte emphatische Ausrufungen bringen. Nur Brendel versucht, in sachgemäßer Weise in das innere Wesen der beiden Messen einzudringen und den Unterschied derselben aus verschiedenen Factoren zu erklären. Da wir es nun in den genannten beiden Hauptwerken von Bach und Beethoven nicht blos mit kunstgeschichtlich hervorragenden, sondern auch mit culturhistorisch bedeutsamen Werken zu thun haben; da ferner die Behauptung von der Oberhoheit Bach's sich in dem Munde eines so tüchtigen Forschers findet wie Spitta: so wird eine erneute Klarlegung des Sachverhalts zur Pflicht der geschichtlichen Wahrhaftigkeit. —

Beginnen wir zunächst mit Vergleichungspunkten von mehr äußerlicher Natur, um dann durch die unmittelbare Gegenüberstellung der beiden Messen zu einem Resultat zu gelangen. Von geringster Bedeutung erscheint uns zunächst der Umstand, daß zwar Bach und Beethoven beide schwer verständlich sind, daß aber dennoch Beethoven's Messe auf den Laien noch mehr eine unmittelbare — wenn auch unerklärliche Wirkung ausübt, wie diejenige Bach's. Die Bachenthusiasten unserer Tage vergessen nur zu leicht, durch welche Mittelglieder und welche theoretischen Studien sie sich erst in das Verständniß und den Genuß ihres Lieblings hineinreflectirt haben. Wenn sie es dann so herrlich weit gebracht, den Riesen des 18. Jahrthunderts in seiner Sprache zu begreifen, so übersehen sie, daß es den Laien in dem Bach'schen Urwald musikalischer Architektonik fröstelt, daß er den Ariadnefaden in jenen Tonlabyrinthen verliert und nur noch mühsam zuletzt athmet, weil er sich eingeschnürt findet in ein genial gewobenes Begriffsnetz. Mag der Laie Beethoven ebensowenig wirklich verstehen wie Bach, er wird doch ungleich mehr von ersterem den Eindruck unmittelbaren Lebens empfangen; er wird einen Unterschied zwischen beiden empfinden, ungefähr wie zwischen einem herrlichen Abendmahl in Farben und dem gegessenen Genuß des Sacramentes selbst, zwischen einer dichterisch besungenen und einer wirklich erfahrenen Liebe. Bach versteht wol, wie Cornelius in grandioser Weise zu zeichnen, aber er besitzt nicht die Harmonie von Composition, Zeichnung und Farbengebung wie Raphael-Beethoven. Der Bach eigene Stil ist nicht blos Mittel zu einem künstlerischen oder künstlichen Spiel; vielmehr ist die streng gebundene Bach'sche Form das Abbild jenes festgeschlossenen kirchlichen Systems, welches in seiner ewigen Wahrheit über den Individuen steht. Sehr treffend ist auch die Aeußerung Goethe's über die Bach'sche Musik: „So mag es wol in Gott ausgesehen haben, bevor er die Welt schuf." Ein geistiger Mikrokosmus thut sich uns in dieser Musik auf, in welcher „Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern wirkt und lebt". Dieses Leben rein in der religiösen Idee, die Abstraction von der mehr stofflichen Einzelempfindung, diese geistig-symbolische Seite der Bach'schen Musik ist es, welche ihr einen großartig tiefsinnigen Zug verleiht und oft eine gewisse Weite und Breite der Conception bedingt. Daher ist es auch zu erklären, daß der Schwerpunkt der ganzen Messe in den Chören, den Vertretern der Gemeinde liegt; die Arien sind nicht durchaus geistdurchdrungen und ideell beziehungsvoll; vielmehr gewahren wir oft in ihnen ein abstractes Sich-Ergehen ohne bestimmten Ausdruck und auf Kosten des Sinnes.

Von Gewicht sind ferner gewisse Thatsachen aus der Geschichte des neueren Meisters. Beethoven schuf diese Messe in derjenigen Periode seines Lebens, in welche überhaupt seine höchsten Leistungen fallen; er arbeitete von 1818/19 bis 1822 mit einer so ungeheuern Energie an diesem Werke, daß sein Freund Schindler darüber erzählt: er habe den Meister niemals vorher oder nachher in einem solchen Zustande absoluter Erdenentrücktheit gesehen. Beethoven selbst erklärte seine hohe Messe für seine größte und gelungenste Schöpfung und schrieb auf den Umschlag der Partitur: „Von Herzen ist es gekommen, zum Herzen soll es dringen." Von dem Kyrie seiner eigenen Composition wurde er bei jeder Aufführung so sehr ergriffen, daß er es nur in gebeugter Stellung zu dirigiren vermochte. Das Alles sind doch wol Momente, welche uns wenigstens Fingerzeige für die Würdigung der Messe selbst geben können. Der Mann, welcher in herber Selbstkritik uns sogt um so manche Perle unter seinen Arbeiten gebracht hätte, dessen Charakter auch nicht durch den leisesten Schatten eines Buhlens um Menschengunst entweiht ist: der muß doch wirklich ein Urtheil darüber gehabt haben, wie hoch seine Messe zu stellen sei. Mag man nun seiner Ansicht folgen oder nicht: nur blinde Voreingenommenheit könnte leugnen, daß Beethoven's große Messe wie ein einziger großer Wurf dasteht, in einem Geiste und Guß dahinströmt. Das aber läßt sich von der Bach'schen Schöpfung durchaus nicht sagen. Indem Spitta die Entstehungsgeschichte der H moll-Messe mit antiquarischer Genauigkeit verzeichnet, thut er unbewußt sein Möglichstes, um seinen Ausspruch über den Gesammtwerth dieses Tonwerkes in ein zweifelhaftes Licht zu rücken. Zunächst folgt Bach nicht dem Drange seines Genius oder dem Bedürfniß des evangelischen Gottesdienstes, sondern seine Messe soll ihm nur Mittel zum Zwecke sein. In seinem Widmungsschreiben an den Kurfürsten Friedrich August III. von Sachsen spricht er die Bitte aus, „ihm gnädigst ein Prädikat von Dero Hoff-Capelle zu conferiren" und „offerirt sich in schuldigstem Gehorsam, jedesmal auf Allerhöchstes gnädigstes Verlangen in Componirung der Kirchenmusik seinen unermüdeten Fleiß zu erweisen". Wo bleibt da die stolze Bescheidenheit, welche auf ihre eigene Größe und nicht auf Titel sich stützt? Ein Beethoven hätte das sicherlich nicht gethan. Um so mehr thut es fast weh, erfahren zu müssen, daß höchstwahrscheinlich überhaupt gar nichts von der Bach'schen Messe in Dresden aufgeführt worden ist. Der sächsische Cantor hat übrigens seinem Hofe nur die beiden ersten Theile der Messe überreicht, und an diese hat er darum auf Kosten der übrigen eine unverhältnißmäßige Kraft gewendet. Die folgenden Sätze sind verreinzelt nach und nach entstanden; das Credo ist möglicherweise schon vor dem Kyrie und dem Gloria ganz für sich componirt worden; das Sanctus ist erst zwischen 1735 und 1737 geschrieben, die Restbestände enthalten weiter nichts als Ueberarbeitungen schon früher vorhandener Compositionen. Spitta steht auch nicht an, ein anderes Sanctus von Bach doch über das in der großen Messe befindliche zu stellen. Auch räume er ein, daß Bach sich dem Einfluß der italienischen Kirchenmusik und Oper überlassen habe, als er in die H moll-Messe Arien und Duette einfügte und eine Reihe von Chorsätzen fünfstimmig schrieb. Unter solchen Umständen ist es nicht etwa Mangel an Pietät, sondern eine Forderung der historischen Gerechtigkeit, daß wir die einheitlich geniale Conception des Bach'schen Werkes in Zweifel ziehen und dessen Ueberordnung über die Beethoven'sche hohe Messe beanstanden. — Um nun aber unsere Stellung zu Bach möglichst genau zu bezeichnen, müssen wir uns aussprechen über das Verhältniß der großen Messe zur Matthäuspassion desselben Meisters. Wir stimmen mit Spitta darin überein, daß unter den Werken, welche den eigenthümlichen Bach'schen Genius am treuesten widerspiegeln, die H moll-Messe allerdings das größte ist;

wir bestreiten aber, daß sie darum auch das schlechthin bedeutendste religiöse Tonwerk überhaupt sei. Wir stellen vielmehr unbedenklich die Matthäuspassion von Bach über dessen große Messe. In ersterer ist das Wort der h. Schrift mit so unmittelbarer Gewalt auf Bach eingedrungen, daß er seine musikalische Eigenart mäßigte und sie nur da zur glanzvollsten Entfaltung brachte, wo sie wirklich am Platze war. An den erhabensten dramatischen Stoff des Menschengeschlechts fühlte er sich gebunden; diesen sollte er musikalisch innerhalb der gegebenen Frist des Charfreitags-Nachmittagsgottesdienstes bewältigen, Chöre, recitativische Erzählung, Solostimmen, Choräle mußten verwendet werden, und so nöthigte die Originalität wie die Ueberfülle des Stoffes den evangelischen Cantor, alle diese Elemente (das epische, lyrische und dramatische) zu einer unvergleichlichen Gesammtwirkung zu verweben. In der Matthäuspassion packt uns der wichtigste Theil der evangelischen Geschichte, die eigentliche Erlösungsthat, in seiner ganzen riesigen Unmittelbarkeit. Darum hat es Bach auch über sich vermocht, diese urgewaltige Handlung gewissermaßen sich selbst aussprechen zu lassen. In den Messen hingegen haben wir es lediglich mit einer Schöpfung der Kirche zu thun, die großen Züge der Heilsgeschichte sowol im Einzelnen wie in der Gemeinde werden in einem umfassenden Weltbilde dargestellt. Das subjectiv vorhandene Sündenbewußtsein des Einzelnen oder der Menschheit (Kyrie) ergreift die objectiv vollbrachte und aus Gnaden dargebotene Erlösung mit höchstem Danke (Gloria). Aus diesen zwei Factoren, dem subjectiven immer neuen und dem unverrückbaren geschichtlichen, erwächst der Glaube der Kirche (Credo), welcher seine Selbstbezeugung und Selbstbereicherung feiert im Abendmahl (Sanctus und die folgenden Theile), damit durch diese erneute Menschwerdung Christi, durch die Selbstmittheilung des Hauptes an die Glieder das Reich Gottes und der Zustand der Vollendung immer mehr herbeigeführt werde. Aus der Tiefe des Sündenschmerzes entwickelt sich in der Messe der gewaltigste Fernblick hinaus bis zur Weltvollendung. Die Urheimath der Religion, das Gefühl, drückt hier in Tönen aus, was dem Worte ewig unfaßbar bleibt; das Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit umfassende Drama der göttlichen Liebe spielt sich in den Theilen der Messe ab: gewiß eine Aufgabe, an deren Lösung sich nur ein Genius ersten Ranges wagen sollte.

Wie nun bei Bach die H moll-Messe zu einem Vergleich mit der Matthäuspassion herausfordert, so weist auch Beethoven's Missa sollennis mit innerer Nothwendigkeit auf die 9. Symphonie hin. Die erste ist gewissermaßen die göttliche Antwort auf die menschliche Frage der zweiten. In der 9. Symphonie arbeiten sich die Instrumente aus den tiefsinnigsten und verschlungensten Tonreihen empor zu einem Jubel der Verklärung, wie er großartiger nicht gedacht werden kann. Die Instrumente haben hier gewissermaßen alle sinnliche Klangfülle, allen Reiz und Wohllaut des Tones abgestreift; sie reden miteinander als die Repräsentanten der verschiedenen Grundrichtungen des menschlichen Geistes und streiten unter sich wie die Chorführer der einzelnen Weltanschauungen. Wie aber der Evangelist Johannes das Räthsel der Welt nur im ewigen fleischgewordenen Wort als der erschienenen göttlichen Liebe gelöst sieht: so greift auch der größte musikalische Genius zu dem klangbeseelten Wort, um durch dasselbe das Evangelium von der allgemeinen Freude und Menschenliebe zu feiern. Die 9. Symphonie zeigt das Faust'sche Ringen, aus eigner Kraft das höchste Gut zu finden. Durch Kreuz zur Krone, durch Kampf zum Frieden, durch Finsternis zum Licht: das ist das Panier, unter welchem der in Beethoven verkörperte Mensch des modernen Ideals kämpft und siegt. Alles Große und Erhabene in Religion und Geschichte, in Kirche und Kunst hat dieser Mensch in sich aufgenommen, um mit all diesen Gütern ausgerüstet den Himmel zu erobern. Da nun bringt er es von sich aus wol zu einer Idealisirung und Vergötterung alles Menschlichen; da schwingt er sich empor zur Humanität im edelsten Sinne des Wortes: die thatsächliche Einheit aber von Gott und Mensch bleibt ihm trotzdem fern, wenn nicht die göttliche Liebe selbst herniedersteigt. Diese freie That der göttlichen Gnade, die Erlösung mit all ihren Voraussetzungen und Wirkungen schildert nun die hohe Messe. Da schweigt alles Ringen der Töne; da herrscht lauter himmlische Klarheit, lebt die frohe Gewißheit des Besitzes. Da ist der Grundton der ganzen Symphonie (Dûr) das selige Feiern, die unaussprechliche Freude am Reiche Gottes; da ist die vollendetste Vermählung der erhabensten Worte mit der tiefsinnigsten musikalischen Form, da sind die Instrumente untergeordnet den Alles beherrschenden Menschenstimmen. Wir haben ernstlich gerungen, um den rechten Ausdruck zu finden für das innerste Wesen dieser Musik. Vielleicht dürfte folgender der zutreffende sein: Soweit ein Mensch die gottgewirkte Einheit des Göttlichen und des Menschlichen, die Geschichte der göttlichen Liebe in der Menschheit schildern kann, soweit ist es hier geschehen. Die Doppelaufgabe aber, die Hinanbewegung des Menschlichen zum Göttlichen und die Herabbewegung des Göttlichen zum Menschlichen zu schildern, hat nur Beethoven in der 9. Symphonie gelöst. Goethe behandelt dichterisch im „Faust" das erste Problem, Dante's „Göttliche Komödie" wurzelt wesentlich im zweiten. Dieses Höchste zu leisten war Beethoven zunächst befähigt durch die Größe seines musikalischen Genius; er hat die Symphonie und die Oper, die Sonate und die Kammermusik mit gleicher Vollendung behandelt und ist somit mindestens universeller als Bach, welcher seine Kraft blos der Kirchenmusik widmete. Mit den Elementen einer ganz anderen höheren Culturwelt, mit einer reicheren Weltanschauung gestattet tritt Beethoven auf dem Gipfel seines Schaffens an die Composition seiner großen Messe. Wol sind beide Männer fromm, aber Spitta selbst nennt Bach's Frömmigkeit eine angeborne und natürliche. Bach hat nie an dem Glauben seiner Väter gezweifelt; der Sitte seiner Zeit gemäß las er gern in theologischen Erbauungsbüchern und war auf Herzensneigung ein eifriger Besucher der Gottesdienste. Sowie die Kirche mit ihren vielen Gottesdiensten, mit ihrem auch den Staat beherrschenden Bekenntniß, mit ihrer Streittheologie und asketischen Literatur das damalige Geschlecht beherrschte und fast die ganze Geistesnahrung der einzelnen Nichtgelehrten aus der Bibel, dem Gesangbuch und dem Katechismus bestand: so ist auch Bach's Musik eine durch und durch kirchliche, und weil sie das ist, kann sie nur eine bestimmte Confessionskirche, wenn auch in idealer Reinheit, abspiegeln. Beethoven war nicht kirchlich; mit seinem Verstande huldigte er wol der Kant'schen Religionsidee, in seinem Herzen aber war er tieffromm, sein Glaube war ein durch und durch persönlicher, allen Zweifeln und allen Gegensätzen der modernen Culturwelt abgerungener. Wenn er auch Anstoß nimmt am Buchstaben des kirchlichen Dogmas, den religiös-ethischen Gehalt desselben erschaut er ähnlich in Tönen wie Luther in Worten. So ist es eine wesentlich andere Art des Christenthums, welche in Bach und welche in Beethoven zur Erscheinung kommt. Bach weiß sich nur als Glied der kirchlichen Gemeinde, als eine Persönlichkeit, welche in ruhiger innerer Entwickelung und der erziehenden Leitung der Kirche sich überlassend, das kirchliche Bekenntniß sich angeeignet hat, und zwar nicht blos das allgemeine christliche, sondern das specifisch lutherische. Allerdings erscheint bei ihm die Orthodoxie durch die Gegenströmung des Pietismus gemäßigt, vergeistigt und mit Gemüthselementen erfüllt; wol vereinigt er den kritischen Grundzug des Protestantismus mit einer quellenden reinen Mystik. Dennoch tritt bei ihm das Element der persönlichen Heilsaneignung zurück; seinem mehr gemeindemäßigen Glauben entsprechend ist auch seine Musik überwiegend episch in den Chören, lyrisch in den Einzelgesängen. Beethoven hat sich emporgeschwungen über die Tradition der

Kirche, ohne doch die wesentliche innere Einheit mit letzterer zerreißen zu wollen; wol will er glauben, aber nicht, weil die Kirche es lehrt, sondern nur, wenn es sich ihm als Wahrheit im tiefsten Herzensgrunde versiegelt. Er möchte das äußerlich an ihn herangebrachte Bekenntniß seinem innersten Wesen nach selbst prüfen und erfahren; er will auch den unzerstörbaren Gehalt des Christenthums als die höchste Geistesmacht erweisen, nur möchte er die andern wirklichen Güter in Kunst und Wissenschaft nicht darüber verlieren. Darum ist er durch und durch dramatisch in seiner Musik, natürlich nicht in dem Sinne der Oper, sondern nur soweit eine religiöse Musik des dramatischen Grundpathos überhaupt fähig ist. Bach umschreibt und idealisirt im Grunde nur die kirchliche Liturgie, wenn auch mit dem Aufgebot der höchsten Kunst; Beethoven giebt in Tönen den gewaltigsten Commentar zu dem Christenthum überhaupt. Bach's Musik hat einen Beigeschmack von weltflüchtigem Spiritualismus, Beethoven offenbart den Vollbesitz der göttlichen Lebensfülle mitten im Strome der Welt. Bei Bach kommt die Individualität nur so weit zur Geltung, als dies im Epos möglich ist und nur reliefartig lösen sich bei ihm die Personen ab vom zusammenhaltenden Hintergrund des Gemeindeglaubens; darum leiden auch alle Theile seiner Messe an allzugroßer Familienähnlichkeit. Bei Beethoven ist jeder Absichnitt die anders geartete, ureigenthümliche aber vollendete Verkörperung eines besonderen Stückes in der christlichen Heilsgeschichte. Schelling hat einmal die drei Stufen des petrinischen, paulinischen und johanneischen Christenthums unterschieden. So möchten wir auch in Bach eine ideale Erscheinung des petrinischen und paulinischen Typus sehen, während uns der Beethoven der Messe an den über allen Gegensätzen selig ruhenden Johannes erinnert. Ein Genius von der Anlage eines Bach kann wol durch die göttliche Inspiration so weit über sich selbst herausgehoben werden, um durch seine Musik das ideale Gegenbild seiner Confessionskirche wiederzugeben; aber nur ein Mensch von den Dimensionen eines Beethoven vermag das Christenthum in Tönen wahrhaft universell auszudrücken. Wir kennen nur einen Mann, in welchem Christ und Mensch, Gemeindebekenntniß und persönlicher Heilsglaube, tiefstes Denken, mystisches Fühlen und gottbegeistertes Handeln zur vollendeten Einheit zusammengegangen sind: dieser Eine ist Luther in der Zeit von 1517—1527. In der darauf folgenden Periode wird der große Reformator immer mehr der Gründer seiner Confessionskirche. Auch wir sehen im lutherischen Bekenntniß seinem wesentlichen Gehalte nach die relativ treueste Ausprägung des Christenthums, so weit dieses in einen Lehrbegriff gebracht werden kann; wir können aber nicht umhin, den Vollgehalt des Lebens über die Lehre zu stellen. Sowie Luther auf der Höhe seines Wirkens die Zusammenfassung aller einzelnen Typen des Christenthums ist, so ist uns auch Beethoven's Messe das Ausleben jenes idealen Luther, während Bach den späteren Luther repräsentirt. Oder wäre es, wie Spitta will, psychologisch denkbar, daß Bach die Schranken seiner Erziehung, seiner Zeit und seiner Individualität so weit überschreiten konnte, um mit den Mitteln des modernen Ideals jenen Luther auf der Höhe seines Wirkens zu reproduciren? Wir unserseits müssen dies verneinen und bekennen, daß der dem Heros der Reformation so geistesverwandte Beethoven solches weit eher vermochte.

(Schluß folgt.)

Die beiden großen Cometen dieses Jahres.

Ueber den Cometen 1881b, den ersten großen Cometen dieses Jahres, liegen nunmehr genauere Rechnungen vor, welche es ermöglichen, in Betreff seiner Identität mit dem großen Cometen vom Jahre 1807 einen definitiven Schluß zu ziehen. Die Bahn dieses letzteren hat bekanntlich Bessel zum Gegenstand einer größeren eingehenderen Arbeit gemacht. Mit Benutzung fast des gesammten über diesen Cometen vorhandenen Beobachtungsmaterials erhielt er als Elemente der definitiven Bahn desselben:

Durchgangszeit durchs Perihel	1807 September 18.745
Länge des aufsteigenden Knotens	266° 47′ 11″
Neigung der Bahn	63 10 28
Abstand des Perihels vom Knoten	4 7 30
Kleinster Abstand von der Sonne	0.64612 Sonnenweiten
Halbe große Achse	143.195 " "
Excentricität	0.99549
Umlaufszeit	1713.5 Jahre.

Hierbei sind die von den großen Planeten (mit Ausnahme des damals noch nicht entdeckten Neptun) verursachten Störungen streng in Rechnung gezogen. Wie groß der Einfluß dieser Störungen auf die Umlaufszeit ist, kann man daraus ersehen, daß bei Vernachlässigung derselben die Umlaufszeit sich zu 1483.3 Jahren ergab. Berücksichtigt man die Einwirkung der Planeten auch für den weiteren Lauf des Cometen, so findet sich nach Bessel, daß der Comet, „wenn er in die Region kömmt, wo die Störungen der Planeten wenig Einfluß mehr auf ihn äußern, eine Bahn besitzt, die ihn in 1543 Jahren zur Sonne zurückführen wird". Als äußerste Fehlergrenze findet Bessel ungefähr ± 400 Jahre, sagt aber selbst, daß der wirkliche Fehler sich jedenfalls nicht so hoch stellen werde. Von März 1808 ab ist nur noch die Einwirkung des Jupiter zu berücksichtigen, indem Saturn und Uranus dann sich in dem ihm entgegengesetzten Theile seiner Bahn befinden und daher nur sehr geringen Einfluß auf ihn haben können. Das Nämliche wie für Saturn und Uranus gilt auch für Neptun, den Bessel noch nicht mit berücksichtigen konnte. Bei seiner Rückkehr nach der Sonne wird der Comet natürlich wieder in die Attractionssphäre der großen Planeten kommen und dadurch weitere Störungen seiner Bahn erleiden. Für unsere Betrachtung haben diese Aenderungen aber keinen Belang, da sie die Umlaufszeit jedenfalls nicht unter 1000 Jahre herabdrücken werden.

Ende Mai dieses Jahres wurde nun von Cordoba und fast gleichzeitig von Melbourne und vom Cap der guten Hoffnung das Auftreten eines großen Cometen gemeldet, der sich rasch nach Norden bewegte und am 22. Juni in unseren Breiten sichtbar wurde. Es war dies der Comet 1881b, der allerdings nur eine kurze Zeit als glänzende Erscheinung am Himmel stand. Um einen Anhalt über den ungefähren weiteren Lauf des neuen Gestirnes zu haben, hatten schon die ersten Beobachter desselben, sobald genügenden Material vorlag, eine genäherte Bahn desselben berechnet und zu ihrer Verwunderung gefunden, daß die Elemente derselben (natürlich abgesehen von der Excentricität) fast vollkommen mit denen des großen Cometen von 1807 übereinstimmten, welchem nach Bessel's sorgfältiger Berechnung doch eine Umlaufszeit von über Tausend Jahren zukömmt. Die Frage war lange eine offene, ob man es hier nur mit zwei Cometen zu thun habe, die sich in derselben oder doch in sehr ähnlichen Bahnen bewegten oder ob nicht etwa beide Objecte identisch seien.

Aus den ersten Beobachtungen eine elliptische Bahn zu berechnen, wollte nicht gelingen, es konnten dieselben durch eine Parabel genügend dargestellt werden. Mit Benutzung einer größeren Anzahl von Beobachtungen, welche den Zeitraum vom 23. Mai bis 13. August umspannen, ist es indessen Professor Dunér in Lund, gemeinschaftlich mit F. Engström, gelungen, elliptische Elemente abzuleiten. Reducirt man dieselben der besseren Vergleichung mit den Elementen des Cometen von 1807 wegen auf das mittlere Aequinoctium 1807.0, so stellen sich dieselben folgendermaßen:

Durchgangszeit durchs Perihel	1881 Juni 16.478	
Länge des aufsteigenden Knotens	269° 55′ 35″	
Neigung der Bahn	63 25 16	
Abstand des Perihels vom Knoten	351 15 36	
Kleinster Abstand von der Sonne	0.73457	Sonnenweiten
Halbe große Achse	178.464	„ „
Excentricität	0.99588	
Umlaufszeit	2384.1	Jahre.

Hiernach ergiebt sich also eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Bahnen der beiden Cometen, die sich auch auf die Excentricität erstreckt. Professor Dunér erwähnt übrigens, daß die letztere Uebereinstimmung bei einer definitiven Berechnung sich wahrscheinlich verringern werde, da aller Wahrscheinlichkeit nach die Excentricität und infolge dessen auch die Umlaufszeit sich noch etwas größer ergeben wird.

Wenn auch die definitive Berechnung der Bahn dieses Cometen auf Grund des gesammten Beobachtungsmateriales und mit Berücksichtigung der Einwirkung der großen Planeten, die vorstehend noch nicht in Betracht gezogen ist, vielleicht einzelne Elemente der Bahn etwas verändert ergeben wird, so ist doch durch Dunér's Rechnung schon der allgemeine Character der Bahn als festgestellt zu betrachten. Es ergiebt sich sonach, daß der große Comet von 1807 und der erste große Comet dieses Jahres nicht mit einander identisch sein können, wol aber sich beide nahezu in der nämlichen und zwar elliptischen Bahn bewegen.

W. Huggins in London gelang es zur Zeit der größten Helligkeit des Cometen, das Spectrum desselben zu photographiren, zu welchem Zwecke allerdings eine Exposition der Platte von einer Stunde nöthig war. Es besteht dasselbe aus zwei hellen Linien im ultravioletten Theile und einem continuirlichen Spectrum, in welchem die dunklen Fraunhofer'schen Linien deutlich zu erkennen sind. Die Lage der hellen Linien deutet auf das Vorkommen von Kohlenwasserstoffverbindungen, während das Auftreten der Fraunhofer'schen Linien zeigt, daß ein Theil des uns vom Cometen zugesandten Lichtes reflectirtes Sonnenlicht ist. Der Umstand aber, daß die erwähnten beiden hellen Banden eine bedeutend größere Intensität besitzen als das continuirliche Spectrum, spricht dafür, daß die Hauptmenge des vom Kometen ausgestrahlten Lichtes doch auf einer eigenen Lichtentwickelung beruht.

Verschiedene Versuche, welche von Draper, Janssen und Common angestellt wurden, den Cometen selbst zu photographiren, sollen leidliche Resultate ergeben haben; als Haupthinderniß stellte sich nur die große Eigenbewegung des Cometen dar, der man mit dem photographischen Instrumente nicht zu genügen vermochte.

Der Comet zeigte im Fernrohr vom Anfang seiner Erscheinung an einen festen Kern, umgeben von einer Nebelhülle, und einen von der Sonne abgewandten Schweif. Von dem festen Kerne gingen verschiedene Ausstrahlungen aus, die im Laufe der Zeit sehr variirten und theils von der Sonne abgewandt, theils ihr zugewandt waren. In der letzten Zeit seiner größten Helligkeit zeigten sich vom Kern ausgehend nur Strahlenbündel, die der Sonne zugewandt waren, in einiger Entfernung vom Kern seitlich umbogen und in den der Sonne abgewandten breiten Schweif übergingen. Der Comet ist auch jetzt noch im Fernrohr ein ansehnliches Object, zeigt aber nur noch einen scharfen Kern mit Nebelhülle, während vom Schweife Nichts mehr zu erkennen ist.

Zur Zeit, als dieser Comet noch in seinem größten Glanze war, wurde aus Amerika bereits wieder die Entdeckung eines neuen Cometen gemeldet, der nahe bei Capella stand, in der nämlichen Gegend, in welcher der Comet 1881 b bei uns sichtbar geworden war. Der Entdecker dieses Cometen (1881 c) ist der Astronom Schäberle in Ann-Arbor, ein geborener Süddeutscher, der aber schon als Kind mit seinen Eltern ausgewandert ist. Der neue Comet war bei seiner Entdeckung nur ein unansehnliches Object, das aber an Helligkeit rapid zunahm, so daß er Ende August fast dem Cometen 1881 b an Glanz gleich wurde. Sein immerhin tiefer Stand am Nordhimmel ließ seine Helligkeit bei uns nicht zur vollen Geltung kommen. Auch dieser Comet zeigte einen langen, von der Sonne abgewandten Schweif; während derselbe aber bei Comet 1881 b sich fächerförmig ausbreitete, wurde er bei diesem Cometen immer schmäler, je weiter er sich vom Kern entfernte. Seine ziemlich scharfen Contouren gaben ihm bei schwacher Vergrößerung das Aussehen eines Rattenschwanzes. Von besonderer Gestaltung des Kernes konnte auf der Leipziger Sternwarte an den wenigen klaren Abenden, die sich während der Erscheinung des Cometen darboten, Nichts bemerkt werden. Auch die Bahnelemente des Cometen bieten außer dem Umstande, daß die Bahn des Cometen die der Erde beinahe unter einem rechten Winkel schneidet, nichts Merkwürdiges dar, wenn sie auch eine, allerdings nur geringe Aehnlichkeit mit denen des Cometen von 1812 haben, für welchen Encke eine Umlaufszeit von 70, Schulhof neuerdings von 74 Jahren gefunden hat. Die Untersuchung, ob auch der Comet 1881 c sich in einer geschlossenen elliptischen Bahn bewegt, muß noch verschoben werden, bis mehr Beobachtungen des Cometen vorliegen. Für uns ist der Comet seit einigen Tagen unsichtbar geworden, wird aber auf der südlichen Halbkugel noch einige Zeit zu verfolgen sein. In Leipzig wurde derselbe zum letzten Male beobachtet am 5. September in der Dämmerung, doch stand er auch da schon am Westhimmel tief im Rauche und Dunste der Stadt.

Zum Schlusse sei anknüpfend noch erwähnt, daß am 20. August auch der periodische Encke'sche Comet von 3.3 Jahren Umlaufszeit zugleich in Leipzig und Straßburg und unabhängig davon am 24. August auch in Pulkowa aufgefunden worden ist. Weder in Leipzig noch in Straßburg gelang am 20. August wegen aufsteigenden Nebels eine Beobachtung. Nach einer Straßburger Beobachtung vom 25. August ist die Abweichung von der Ephemeride des Dr. Backlund in Rectascension −39″, in Declination −1′.5. Der innere Theil des Cometen hat einen Durchmesser von 1′ und ist gleichmäßig hell.

Dr. B. Peter.

Leipziger Theater.

Journalisten als Lustspielhelden — davon haben sich Kotzebue und Iffland nichts träumen lassen. Wol gab es schon kritische Bibliotheken, Zeitschriften, Redacteure, doch man begnügte sich damit, sie in Xenien poetisch zu verwerthen; man warf sich gegenseitig den Federball der Polemik zu; doch auf die Bühne brachte man damals Journalisten nicht. Sie gehörten noch in die Gelehrtenrepublik; die Sorte war noch zu rar und zu wenig volksthümlich. Erst als in Frankreich die Zeitungsliteratur in Blüthe stand und das täglich erscheinende Feuilleton eine kritische Macht wurde: als die Journalisten und Publicisten jenseits des Rheins gelegentlich eine geschichtliche Rolle zu spielen begannen: als die Ruhmesfabriken zu arbeiten anfingen, die Reclame ihre Wunder that: da waren die Journalisten bühnenfähig geworden und der beliebteste Dramatiker der Julidynastie, Scribe, machte sie zu Helden eines Lustspiels: La Camaraderie. In Deutschland dichtete damals Roderich Benedix seinen „Doctor Wespe": es war dies für die damalige Zeit ein kühner Griff und der Autor hatte darin noch keine Vorgänger; doch in einer Epoche, in welcher noch der Kampf mit der Censur nicht ausgefochten war, konnte die Tagespresse keine entscheidende Macht sein; auch gab es damals noch kein Feuilleton im französischen Stil und die Kritik war nur in Wochenschriften vertreten. Wol brach hier die jungdeutsche Richtung mit ihren kühneren Tendenzen sich Bahn; aber das große Publicum wurde noch beherrscht von

der Spätromantik der Abend-, Morgen- und Mitternachtzeitungen und exquickte sich an dem ästhetischen Theewasser, das ihm hier vorgesetzt wurde. Das war der Kreis, aus welchem Benedix sich seinen Helden nahm: und er konnte in einer Zeit, in welcher den Theaterrecensenten noch mit Gold gepflasterte Champagnerkörbe seiten namhafter Bühnenkünstler zugeschickt wurden, seine Farben recht grell auftragen. So ist denn sein „Doctor Wespe" im Grunde ein Lump; aber er ist zugleich, und das entschied den Erfolg des Stückes, ein Geck, dessen Gedenhaftigkeit mit ergötzlicher Virtuosität geschildert ist, und da er überall, wo er landen will, Havarie und Schiffbruch erleidet und zwar insolge von Verwicklungen und Verwechslungen, die in dem Stücke einen vollkommenen Rattenkönig bilden, so erklärte sich das Publicum mit dieser Nemesis des Lustspiels durchaus einverstanden und die Journalistik, die damals noch seinen esprit de corps hatte, ließ diesen traurigen Vertreter ziemlich ungerupft passiren.

Doch die Zeiten änderten sich; die Presse wurde eine politische Macht im Kampf der Parteien, bei den Wahlbewegungen, das Feuilleton eine Macht den literarischen und Kunstleistungen gegenüber. Da schrieb Gustav Freytag seine „Journalisten", eins der besten Lustspiele unserer neuen Literatur; das waren in ihrer Mehrzahl Publicisten, gesinnungsvolle Männer, die für ihre Ueberzeugung eintraten und die von der Aufgabe der Tagespresse die höchste Meinung hatten. Gerade der übermüthige Conrad Bolz spricht sich hierüber in prägnanter Weise aus. Freilich fanden auch die gesinnungslosen penny-a-liners in dem Stück ihren Vertreter, und auch die belletristischen Kritiker fehlten nicht; doch standen sie nicht mehr im Mittelpunkte wie bei Benedix, sondern sie waren an die Peripherie gedrängt. Der herausfordernde Doctor Wespe hatte sich in den bescheidenen Bellmaus verwandelt, der mit seiner harmlosen Lyrik und Theaterkritik von dem Vertreter des politischen Leitartikels mit vornehmer Herablassung behandelt wurde.

Seitdem sind die „Journalisten" stehende Figuren in den neueren Lustspielen geworden, wenn ihnen auch keine tonangebende Hauptrolle mehr in denselben zugetheilt wurde. Dies geschah wiederum in dem Lustspiel: „Aus der Zeitungswelt" von Ferdinand Groß und Max Nordau, welches im Laufe der Woche hier zweimal auf der Bühne des Alten Theaters zur Aufführung kam. Gleich der erste Act führt uns ein ganzes Album von journalistischen Charakterköpfen vor; aber der Beleuchtungswinkel ist ein anderer, als in dem Freytag'schen Stück; es fällt ein grelleres Licht herein; die Profile zeichnen sich schärfer ab; es herrscht hier nicht die feine Jovialität und der liebenswürdige Humor des deutschen Dichters; diese österreichischen Schriftsteller silhouettiren mit satyrischer Schärfe, und wenn bei Freytag auch die auf der Nachtseite des Stückes gruppirten Charaktere wie Schmock noch einen gewissen Fonds an Gemüth unter ihrer Gesinnungslosigkeit verbergen, so finden sich in dem neuen Journalistenstück ganz corrupte Subjecte, bei denen nicht eine Aber sittlicher Gesundheit mehr zu finden ist.

Die Atmosphäre des Stückes ist österreichisch; es weht die Wiener Luft durch dasselbe. Es handelt sich auch um bestechliche Kritik wie in „Doctor Wespe", auch um politische Fragen wie in den „Journalisten"; aber das „Persönliche" tritt in den Vordergrund, das Pasquill und der Scandal; dagegen verschwinden die literarischen und politischen Interessen. Das eigentliche dramatische Agens ist der „Preßrevolver". Wol wird der Vertreter der käuflichen Scandaljournalistik, der mit seinen Erpressungsversuchen sich an den Finanzbaron wagt und für den Nichtabdruck beschimpfender Artikel hohe Summen verlangt, nach Gebühr beseitigt; doch der edle Vertreter der Presse, der Alles zum guten Ziele und zur befriedigenden Harmonie am Ende des Lustspiels hinausführt, der nur von den besten Tendenzen beseelt ist: setzt er deshalb nicht ebenso dem Finanzmann den Revolver auf die Brust? Zwingt er ihn nicht, als Wahlcandidat zurückzutreten, seine Einwilligung zu einer ihm mißliebigen Verbindung zu geben, durch die geheime Drohung, seine Lebensschicksale, seinen früheren Namen der Oeffentlichkeit zu übergeben? Der Revolver wird nicht hervorgezogen, der Hahn nicht gespannt; aber man weiß, daß der Redacteur ihn in der Tasche trägt. Und noch ein Preßrevolver wird in dem Stück abgefeuert und zwar auf eine Schauspielerin. Der Sohn des Bankiers liebt diese; sein Vater will aber nicht seine Einwilligung geben zur Ehe mit einer Schauspielerin; nur dann, wenn sie von der Bühne zurücktreten ist. Der Liebhaber bedient sich nun eines Radicalmittels: er erkauft sich gegen eine hohe Summe von dem angestellten Theaterreferenten das Recht, die Kritiken über jene Künstlerin zu schreiben und zwar verfaßt er vernichtende Recensionen, um dadurch dieselbe zu nöthigen, von der Bühne zurück zu treten: wieder Ausübung eines Zwangs mit Hilfe der Presse. Die Liebe zwischen Ida und Otto ist überdies durch keine eigentliche Liebesscene illustrirt, und erscheint etwas blaß, während sie im Verlauf der Handlung doch eine nicht unwichtige Rolle einnimmt. Mußte Otto zu einem so verzweifelten Mittel greifen? Konnte er der Geliebten, die ja die Kunst nach den Geständnissen der Mutter nur als Existenzfrage behandelt, nicht mittheilen, daß, wenn sie von der Bühne zurücktritt, sein Vater gegen eine Ehe nichts einzuwenden haben würde? Dann war sie ja jeder Noth des Lebens überhoben.

An Edward Holding, den Finanzmann, knüpft sich die Novelle, welche die Vorgeschichte des Stückes bildet. Holding hieß früher Neuhold, wie aus alten Jahrgängen der Zeitung ermittelt wird. Die Regierung erlaubte ihm, seinen Namen zu ändern. Als Neuhold hatte er sich unsaubere Affairen zu Schulden kommen lassen, deren Opfer gerade der Vater jener jetzt mit der Noth des Lebens kämpfenden Schauspielerin geworden war. Durch Enthüllungen der Mutter auf dem Redactionsbureau kommt das Alles zu Tage; den seltenden Zusammenhang zwischen Neuhold und Holding ergänzt die Zeitung; so ist jetzt Holding ganz in die Macht des Redacteurs gegeben, der damit die Fäden des Stückes in seinen Händen hielt und seinem Opfer, dem Finanzmann, das Gesetz dictirt. Ein kleines Bedenken bleibt dabei doch noch übrig: es wissen ja noch andere um das Geheimniß, z. B. Hr. Erb, der die Jahrgänge der Zeitung nachgeschlagen hat, um den Regierungserlaß herauszufinden; auch lauert ja der zur Thür hinausgeworfene Hr. Ignaz Schütz noch auf sein Opfer: wird der Chefredacteur, Dr. Schwarz, im Stande sein, die ganze Position des Mannes, der durch seine Willfährigkeit sein Schützling geworden ist, zu decken?

Es ist keine dankbare Rolle, dieser Bankier Holding, und Hr. Pettera gab ihm ein zu tieftragisches Colorit. In seiner Jugend hat er einen schlechten Streich gemacht; jetzt sucht er uns durch seine Liebe zu seiner zweiten Frau und seinem Sohne zu rühren; doch das gelingt ihm nicht sonderlich und der entlarvte und zerknirschte Neuhold am Schluß macht einen möglichst kläglichen Eindruck. Solche Gestalten müssen mehr im Conversationston gehalten werden; auf dem Kothurn sind sie unhaltbar. Da hat freilich der Chefredacteur Dr. Schwarz eine bei weitem willkommenere Aufgabe: als ein Deus ex machina, ein Stück Vorsehung ordnet er die Geschicke der Sterblichen. Hr. Johannes stattete ihn mit der nöthigen bonhommie und Entschiedenheit aus. Aus der blassen Schablonenkünstlerin Ida konnte Frl. Friedhoff so wenig machen wie Hr. Ellmenreich aus dem Liebhaber Otto.

Die eigentliche Novelle des Stückes, wenn wir so sagen dürfen, erregt überhaupt keine tiefer zu Herzen gehende Spannung. Der eine der Autoren, Ferdinand Groß, hat sich durch selbständige Novellen und pikante Feuilletons beliebt gemacht, der andere, Max Nordau, vorzugsweise durch seine Reisebilder. Daß es bei Novellisten im Drama nicht ohne eine kleine Novelle abgehen würde, die in Gestalt einer

längeren Vorgeschichte erscheint, war von Hause aus anzunehmen; ebenso aber, daß gewiegte Vertreter des Feuilletons auch das Feuilleton auf der Bühne durch pikante Charaktere und Einfälle bereichern würden. In der That liegen die Vorzüge des Stückes nach dieser Seite: nur ist der Reichthum an Motiven fast zu groß und die Autoren sind etwas verschwenderisch damit umgegangen. So ist der weibliche Feuilletonredacteur Lina Wilken — zum Theil wol eine Photographie nach einem Wiener Modell — in der Liebe zu dem schüchternen Carl Hellenfeld recht anmuthend geschildert und im Spiele des Frl. Butze und des Hrn. Stöckel kamen die Pointen dieser Liebe ganz naiv und drollig zu Tage; doch hätte sich diese Lina Wilken ähnlich wie die Else in Wilbrand's „Malern" wol noch etwas psychologisch vertiefen lassen. Der Ignaz Schütz, ein Ablömmling von Laube's Zeitungsherausgeber Pranger und von Lindau's Theateragent, wurde mit seiner Unverschämtheit von Hrn. Broda ebenso treffend charakterisirt, wie der Lyriker Junghaas, zur Species Bellmaus gehörig, von Hrn. Paulik. Der selbstgewisse Erb (Hr. Conrad), der traurige Nepomuk Brause, der Schurke im Stück (Hr. Haus Förster), der Literat Sturmvogel, an tragischen Flug gewöhnt (Hr. Eichenwald), der reservirte Mann der Regierungspresse, Redacteur Dr. Stillig (Hr. Schubert), waren die übrigen Vertreter der Presse. Gute Chargen gaben Hr. Sommerstorf als Schauspieler Gonini, ein ebenso hochmüthiger wie gunstbuhlender Virtuos, Hr. Tietz als judenfeindlicher Bankier Dornenberg mit ausgesprochenem semitischen Typus und Hr. Schwendt als geschäftiger Metteur en pages.

Einzelne Scenen des Lustspiels wirkten recht erheiternd; mit Ausnahme des dritten Actes, an dessen Schluß Hr. Nepomuk Brause als böte noire allzu abschreckend wirkt, fanden auch die Actschlüsse ungetheilten Beifall.

Diesem Lustspiele voraus ging die einactige Plauderei: „Meine geschiedene Frau" von Maximilian Bern, einem jüngeren Novellisten, der einzelne stimmungsvolle Erzählungen verfaßt hat. In dieser Plauderei nimmt er sich die causeries von Alfred de Musset und Octave Feuillet zum Muster. Es ist nur zur Hälfte wahr, wenn man meint, die Kunst der Causerie bestehe darin, über ein Minimum von Handlung durch ein Maximum espritvoller Unterhaltung einen Act hindurch hinweg zu täuschen. Gewiß ist die Gewandtheit im Federballspiel des Esprit für den Autor einer Causerie unerläßlich und die äußere greifbare Handlung nimmt in ihr nur einen sehr geringen Platz ein. Dennoch bedarf es einer feinen Gliederung für ihren „Seelenleib", um hier statt des ästhetischen einen spiritistischen Ausdruck zu gebrauchen, und zwischen einem platonischen Dialog und einer Musset'schen Causerie ist immerhin in formeller Hinsicht ein großer Unterschied: so zart ein solcher Organismus ist, es muß doch in seinen Linien seine dramatische Eigenart hindurchschimmern; mit einem Wort, auch ein solches einactiges Drama braucht Exposition, Entwickelung, Abschluß. Das ist schwierig bei so kurzgemessener Zeit, auf dem wandlungslosen Bühnenroum. In dem Maximilian Bern'schen Stück ist diese Gliederung wol vorhanden. Ferdinand v. Traut hat sich im Seebad aus der Ferne in Julie v. Zedwitz verliebt und sucht sie kühn in ihrer Wohnung auf, indem er sich bei der Wirthschafterin für den Gatten ausgiebt, von dem sie sich habe scheiden lassen. Das Motiv setzt stark genug ein und giebt auch zu einem komischen Effect Anlaß, der nicht müßig ist; denn der Fortgang der Causerie knüpft sich daran. Es ergiebt sich, daß Hr. v. Traut jene ihm begegnende Schöne in der That für eine geschiedene Frau gehalten und daß seine Genossen sie spottweise als seine geschiedene Frau bezeichnet hatten; es ergiebt sich ferner, daß sie wirklich eine geschiedene Frau ist und nachdem sich Hr. v. Traut als ahnungsvoller Engel bewährt hat, auch sonst als ein sehr liebenswürdiger Herr, beginnt die bekannte dramatische Liebesdialektik, etwas dépit amoureux, Schmollen, Versöhnung, Erklärung und Verlobung. Das geht etwas rasch, doch einem Einacter muß man Manches zu gute halten; er hat eben keinen langen dramatischen Athem. Das Stück hat übrigens eine poetisch angehauchte Diction und einige erheiternde Lustspielwendungen. Hr. Johannes (Ferdinand v. Traut) und Frl. Friedhoff (Julie v. Zedwitz) brachten die Pointen der Causerie meistens gut zur Geltung; nur bewegte sich der Redesluß des Hrn. Johannes nicht immer im sicheren Bette. Frau Schubert secundirte ganz gut als Anna Creselb. Dergleichen Proverbes gehören zu den gebrechlichen Nipptischschachen des Repertoires; die fehlende handgreifliche Handlung macht sie für das Gros des Publicums nicht recht genießbar; immerhin war die Aufnahme der Plauderei am Sonntag eine ganz freundliche.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

*** Zur Lösung der Trojanischen Frage. Nebst einem Anhang: Einige Bemerkungen zu Schliemann's Ilios. Von Dr. E. Brentano. Mit einer Karte der Troischen Ebene und zwei Plänen. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881. (VI u. 138 S.) — Bis zum Jahre 1877 gab es, abgesehen von jener Ansicht, welche der Ilias eine geschichtliche und geographische Grundlage überhaupt nicht zugestehen will, drei Theorien über die Lage des homerischen Troja: die Hissarlik-, die Bunarbaschi- und die Asche-Köi-Theorie. Die erste sucht die alte Stadt auf einem Bergvorsprunge in dem Winkel, den die Flüsse Mendereh und Dumbrek mit einander bilden, die zweite auf dem Hügel Bali-dagh bei den 40 Quellen (Bunarbaschi) am Austritt des Mendereh in die Ebene, die dritte am Kimar-Flüßchen, nicht weit von da, wo es sich in den Mendereh ergießt. Die erste, schon von den äolischen Bewohnern Neu-Ilions vertreten, welches auf Hissarlik lag, ist diejenige, welcher Schliemann durch die Ergebnisse seiner Ausgrabungen zum Siege verholfen zu haben glaubt, die zweite, von Lechevalier zuerst entwickelt, hatte bis zu Schliemann's Unternehmung die meisten Anhänger, namentlich in Deutschland, die dritte, von Rennell und Ulrichs herrührend, und neuerdings durch Christ mit der ersten auf Grund der Annahme einer doppelten Localanschauung in der Ilias combinirt, ist nur von Wenigen anerkannt worden. Dieselbe stützte sich auf die durch Strabo überlieferte Ansicht des Demetrios von Skepsis (um 180 v. Chr.), der die Troade zuerst wissenschaftlich genau untersucht hatte und den Ansprüchen der Neu-Ilienser, die Ortserben der alten zu sein, entgegengetreten war. Im Jahre 1877 nun trat E. Brentano in seiner Schrift „Alt-Ilion im Dumbrekthal" mit einer vierten Theorie hervor, die ebenfalls auf Demetrios von Skepsis zurückging. Aber der Verfasser unternahm es zunächst, die unleugbaren inneren Widersprüche, welche in den bei Strabo mitgetheilten Worten desselben erscheinen und die durch Mißverständnisse des Ersteren oder eines späteren Redactors verschuldet sind, zu beseitigen und die wahre Meinung des alten Geographen klar zu legen. Auf diesem Wege gelangte er zu dem Ergebnisse, daß Demetrios den homerischen Stamander nicht mit dem historischen, dem heutigen Mendereh, identificire, sondern in dem historischen Simois, dem heutigen Dumbrek, den homerischen Simois aber in dem Bache Erym-Köi erkenne — ein Ergebniß, welches er durch Plinius bestätigt fand. Damit aber kam er in ein ganz anderes Thal, nämlich in dasjenige, welches mit dem Hellespont parallel läuft und mit der Ebene des Mendereh einen spitzen Winkel bildet. Letzterer Fluß aber fiel ganz aus der Betrachtung. Nach des Demetrios weiterer Angabe nun, daß Alt-Ilion 30 Stadien östlich von Neu-Ilion gelegen habe, setzte er das erstere auf einem zwischen die beiden Thal-

wände im Hintergrunde hineintretenden Bergrücken zwischen den heutigen Dörfern Halil-eli und Dumbrek-köi an und suchte die von Homer bezeichenden Landmarken, das Flossgrab, den Erineos, die Batieia u. s. w. in der Nähe dieses Punktes nachzuweisen. Hierauf folgten zwei Arbeiten von Virchow: „Beiträge zur Landeskunde der Troas“ in der Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1879, und „Troja und der Burgberg von Hissarlik“ in der „Deutschen Rundschau“ VI, 1880; und zwei von Schliemann: „Meine neuesten Ausgrabungen in Troja“ in „Unsere Zeit“ VI, 1880, sowie das größere Werk „Ilios, Stadt und Land der Trojaner“, Leipzig 1881. Schliemann hielt an seiner, schon in einem ziemlich frühen Stadium der Ausgrabungen verkündeten Ansicht fest und Virchow unterstützte ihn in derselben. Gegen diese Schriften wendet sich das vorliegende Buch. Der Verfasser vertheidigt seine Position, greift die Schwächen der Gegner an und weiß namentlich aus Virchow's topographischen Mittheilungen für seine Ansicht Nutzen zu ziehen. So kommt zu den von ihm schon früher als nachgewiesen aufgeführten Landmarken die eine der „beiden Quellen“, der kalten und warmen, hinzu, die für die Bestimmung der Lage Trojas wichtig sind. Während nämlich die Quellen bei Hissarlik circa 14,6° C. zeigen, hat Virchow in dem Bette des Dumbrek eine solche entdeckt, die nur 12,8° C. hat. Die warme hat sich freilich weder hier noch in der Mendereh-Ebene finden lassen; sie wird, wie auch für jede andere Theorie angenommen werden muß, infolge vulcanischer Vorgänge verschwunden sein, und es ist immerhin beachtenswerth, daß gerade in der Nähe jener kalten Quelle Eruptivgestein zu Tage tritt. Bei unbefangener Betrachtung wird man mit Brentano zu dem Ergebnis kommen, daß durch Virchow's Mittheilungen zwar für die Kenntnis des Landes viel, für die Ansicht Schliemann's aber nichts gewonnen ist und daß die eigenen Auslassungen des Letzteren nur bedenklicher gegen dieselbe gemacht haben. Nachdem zu Anfang der Ausgrabungen ein großes Mauermassiv bloßgelegt worden war, durfte man hoffen, daß nun weitere Trümmer imponirender Architekturen, daß die Reste einer ansehnlichen Königsstadt zum Vorschein kommen würden; aber dies ist nicht geschehen. Es ist, abgesehen von den Resten des spätgriechischen Tempels, nur jämmerliches, schlecht construirtes Mauerwerk zu Tage getreten, wie sich einiges dergleichen schon anfänglich neben der großen Mauer zeigte. Aber Schliemann, obwol auch er ja sehr wohl sieht und bekennt, daß der Befund weit unter der Vorstellung geblieben ist, die man sich von der homerischen Stadt des Priamos gebildet hatte, sträubt sich doch dagegen, die volle Wirklichkeit gelten zu lassen. Er nennt noch jetzt einen Königspalast, was eben für einen Stall gut genug ist, er bezeichnet ein Plätzchen von 10 Meter Länge und 5 Meter Breite als Agora, er spricht von einem großen Thurm, ohne auch nur eine Etage desselben nachweisen zu können, er läßt hier ein goldreiches Volk von 3000 Menschen wohnen und verkehren und findet doch nur zwei schmale kurze Straßen. Und so überall tritt seine Phantasie in Widerspruch mit den Thatsachen der von ihm selbst gegebenen Situationspläne und Ansichten. Was jenes Mauermassiv betrifft, welches sich durch seine Mächtigkeit von allem Uebrigen unterscheidet, so kann Simpson sehr wohl Recht haben, der es für eine Rampe, für eine zu der Tempelanlage führende Fahrbahn hält, und diese Tempelanlage mit den erforderlichen Nebengebäuden wird es eben allein gewesen sein, was die Fläche des Hügels einnahm.

Unseres Erachtens hat nun Brentano seine Ansicht gegenüber den älteren so weit begründet, daß dieselbe einen Anspruch darauf hat, durch Ausgrabungen zur Entscheidung gebracht zu werden. Schliemann selbst sollte seinen außerordentlichen Verdiensten — und sie bleiben ihm auch in Bezug auf Troja, sofern er eine überraschende Fülle früher nicht bekannter Gerätheformen zu Tage gefördert hat — noch das hinzufügen, dieselben zu unternehmen. Er kennt den Boden und die Arbeitskräfte; Niemand würde rascher zum Ziele kommen als er. Neben den Ausgrabungen aber ist die Herstellung einer generalstabsmäßig genauen Karte unbedingt nothwendig. Brentano's Arbeiten legen dies wiederum nahe. So ist z. B. auf der Karte der zweiten Schrift die Batieia anders gezeichnet als auf derjenigen der ersten und auf beiden ist der Dumbrek zu breit gerathen, worauf übrigens der Verfasser selbst aufmerksam macht. Vor Allem bedarf es einer absolut genauen hydrographischen Aufnahme der Landschaft, um den wirklich quälenden Differenzen in den Beschreibungen der Reisenden ein Ende zu machen. Es sind dazu mindestens zwei farbige Karten erforderlich, eine Winter- und eine Sommerkarte. Denn die Wasserverhältnisse sind in beiden Jahreszeiten ganz verschiedene und im Winter kann als Hauptfluß erscheinen, was im Sommer eine todte Rinne ist.

HA. Wol zum ersten Male ist es versucht worden, die Lehre von den Bauconstructionen in Katechismus-Form zu bringen, um in Frage und Antwort die einzelnen Punkte der Bautechnik befriedigend zu lösen. Es scheint anfangs, als müsse eine solche Behandlungsweise etwas Unbefriedigendes und Gezwungenes an sich haben und kaum dem Zwecke genügen können. Allein ein näherer Einblick in das soeben im Verlage von J. J. Weber hier erschienene Werkchen „Katechismus der Bauconstructionslehre“ zeigt uns, daß der Verfasser desselben, Hr. Architekt W. Lange in Holzminden, es verstanden hat, dieses Thema in praktischer Weise zu bearbeiten und in eine Form zu bringen, welche das Buch dem Bautechniker sehr werthvoll macht, da es im Stande ist, die in der Praxis so oft auftauchenden Fragen über Constructionen, Reparaturen, Umbauten 2c. zu beantworten. Dem Verfasser des Buches stehen jedenfalls zahlreiche Erfahrungen und Kenntnisse zur Seite und es ist sehr dankenswerth, daß er dieselben hiermit der Oeffentlichkeit übergeben hat, um anderen, namentlich studirenden Bautechnikern, damit zu nützen. Der geringe Preis dieses neuen, interessanten, mit vielen Holzschnitten ausgestatteten Katechismus beträgt nur 2,50 ℳ, hierdurch kann ihm gewiß, in Verbindung mit seinem inneren Werthe, eine weite Verbreitung und günstige Aufnahme im Baufache prophezeit werden.

△ Die periodische Presse im Gebiete der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Halle a/S. 1881. (Magdeburg, Faberſche Buchdruckerei.) Im Pavillon der „Magdeburgischen Zeitung“ auf der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Halle ist eine Ausstellung von je einem Exemplare der periodischen Presse des Königreichs Sachsen, der Provinz Sachsen, des Herzogthums Anhalt und der Thüringischen Staaten veranstaltet, also der gesammten Presse des Ausstellungsgebiets. Als eine Ergänzung dieser Ausstellung und zugleich als eine Erinnerung an die letztere soll die vorliegende Zusammenstellung der Titel, Verlagsorte, der Drucker, Verleger und Besitzer, der Begründungsjahre und Erscheinungsweise der einzelnen ausgestellten periodischen Druckschriften gelten. Diese Zusammenstellung ist jedenfalls dankenswerth und interessant — aber nicht vollständig. So vermissen wir beispielsweise im Bezeichnisse des III. Abschnittes der periodischen Presse (Staats- und Rechtswissenschaft, Nationalökonomie) allein die Anführung von zwei in diese Rubrik gehörigen, in Leipzig erscheinenden Zeitschriften. Ebenso enthält die Zusammenstellung der wöchentlich erscheinenden Tagespresse mehrfache Lücken. Allerdings ist in der Vorrede ausdrücklich betont, daß der Erfolg gezeigt habe, daß eine Betheiligung der gesammten politischen Presse des Ausstellungsgebiets an der Ausstellung nicht herbeizuführen gewesen sei.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspesenzuschlag) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 76. Donnerstag, den 22. September. 1881.

Inhalt: Die Hohen Messen von J. S. Bach und L. van Beethoven, von G. Portig. (Schluß.) — Leipziger Oper, von Oscar Paul. — Bücherbesprechung (Lehrbücher der Nationalökonomie).

Die Hohen Messen (H moll und D dur) von J. S. Bach und L. van Beethoven.

Von G. Portig.

(Schluß.)

Vergleichen wir nunmehr die einzelnen Theile der Messen miteinander. Das Kyrie von Bach denkt sich Spitta während der Fastenzeit im protestantischen Gottesdienst zu Leipzig gesungen; die übermäßige Länge desselben sucht er damit zu entschuldigen, daß es ein umfassendes Gebet der ganzen Christenheit sei. In der That ist die Kunst der Stimmführung bei Bach schlechthin unvergleichlich; wenn aber ein christliches Grundgefühl, das des Sündenschmerzes, durch zwei Chorsätze und ein Duett hindurch variirt wird; wenn die Stimmen sich förmlich in einem Meer von Klagen ergießen, so ist es psychologisch unmöglich, daß ein Einzelner oder eine Gemeinde so lange in diesem höchsten Grade der Zerknirschung auszuhalten vermag. Das hier nahe liegende Beispiel von der langen Nacht der Juden oder der ähnlichen Bußtagsfeier unserer Vorfahren wird doch wol Niemand im Ernste zur Rechtfertigung Bach's heranziehen wollen. Der Gegensatz von menschlicher Schuld und göttlicher Gerechtigkeit erscheint in diesem Kyrie in seiner herbsten Ausprägung. Ganz im Geiste der protestantischen Orthodoxie wird das Sündenbewußtsein bis zum Aeußersten angespannt, damit die göttliche Gnade durch Vermittelung der kirchlichen Absolution um so größer erscheine. Man muß eingedenk sein, wie der Protestantismus in seinem Gegensatz zum Katholicismus sich vorzugsweise auf diejenigen paulinischen Briefe stützte, welche die allgemeine Sündhaftigkeit am schärfsten bloslegen und das freie Walten der göttlichen Gnade am nachdrücklichsten betonen. Man muß wissen, wie die Mehrzahl der protestantischen Schriften und Predigten sich nicht genug thun zu können glaubte in der Betonung des Sündenbewußtseins, um den eigenthümlichen Charakter des Bach'schen Kyrie zu begreifen. Beethoven bringt etwas unendlich Zarteres zum Ausdruck, weniger quantitativ als qualitativ drückt er das Weh über die Sünde durch seine Töne aus. Ihm schwebt vor jenes Wort Christi: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden; selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden" (Matth. 5, 4 und 6). Zwar leise aber göttlicher Traurigkeit voll ertönen die Selbstanklagen dessen, welcher in sich den heiligen Geist betrübt hat (Eph. 4, 30). Bei Bach windet sich der Mensch wie ein Wurm, weil er sich der göttlichen Gerechtigkeit verfallen weiß; bei Beethoven bittet er vertrauensvoll wie ein Kind, welches sich an das Vaterherz wirft mit den Worten: „Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße" (Luc. 15, 21). Die Tonreihen banen sich auf in einer fast überirdischen Durchsichtigkeit und erhabenen Einfachheit; unwillkürlich klingen da herauf jene köstlichen Jesaianischen Tröstungen: „Siehe, um Trost war mir sehr bange; du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe." „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, das glimmende Docht nicht verlöschen." „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen: du bist mein." Wirkt nicht jene zagend vertrauende Demuth, jene zarte Scheu vor dem, welcher im sanften Säuseln an den Seinen vorübergeht (2. Kön. 19, 21), tiefer eindringend und nachhaltiger, als das friedelose Ausmessen des Sündenschmerzes, das Wühlen im Krampf der Buße, das endlose Sichselbstkreuzigen, wie es Bach in Tönen schildert? Auch Beethoven läßt das paulinische protestantische „Soli deo gloria" (Gott allein die Ehre!) zum vollen Rechte kommen; wenn er die Bitten um Vergebung trotz der nachdrucksvollsten Steigerungen immer wieder zu dem demüthig leisen Grundton zurückführt. Obwol das gegenseitige Sichablösen, Steigern und Ausruhen von Orchester, Solostimmen und Chor die Gefahr nahe legt, als solle auch hier eine Massenwirkung auf Gott ausgeübt werden, so endet doch das Beethoven'sche Kyrie mit dem Bekenntniß: „Es kommt ja nicht auf unsere Gebetsopfer, sondern zuletzt nur auf deine Gnade allein an; unser Flehen muß verstummen: rede du allein!" Und Gott antwortet wirklich. Dies bezeugt das dem Kyrie folgende Gloria. Bei Beethoven erschallt es in überwältigender Hoheit, als ein Jubeln der ganzen erlösten Menschheit; bei Bach ist es nur — wie auch Spitta zugiebt — ein unschuldiges Jauchzen von Weihnachtsengeln und somit kein entsprechendes Gegengewicht zu dem ungeheuren Tongewoge des Kyrie. Bei Beethoven schwingen sich alle einzelnen Stimmen lobpreisend auf, um gemeinsam anzulangen auf dem einen Worte „Deo!" (Gotte — sei allein die Ehre!); daran reiht sich das großartige: et in terra pax hominibus, das ganz leise gehaltene: adoramus te (wir beten dich an), bis wieder, dem Grundcharakter des ganzen Tonstückes entsprechend, das glorificamus te (wir preisen dich) in markerschütternder Weise erbraust. Wie versteht ist es dagegen, wenn Bach auf den Worten bonae voluntatis (von guter Gesinnung) alle Stimmen völlig zwecklos sich in endlosen Coloraturen ergehen läßt; wenn er die Verherrlichung Gottes einer einzelnen Solostimme überträgt, anstatt die volle Gewalt des Tonkörpers im glorificamus te zu entfesseln. Während Bach hierauf viel Zeit verwendet, um die nun austretenden dogmatischen Sätze und Begriffe zu umschreiben, so charakterisirt sie Beethoven immer nur so weit, als es unbedingt nothwendig ist: durch die ukräftige Kürze und Prägnanz seiner Figuren läßt er erkennen, daß der Mensch hier eben nur verstummen, seinen Glauben an die höchsten religiösen Wahrheiten wol bezeugen, aber nicht beweisen

(Der Verfasser ersucht uns, zur Berichtigung einer Stelle des in der vorigen Nummer der Wiss. B. erschienenen Anfanges dieses Aufsatzes, zu den auf S. 447, zweite Spalte, Zeile 22 von oben stehenden Worten „hat nur Beethoven in der 9. Symphonie gelöst", nachträglich hinzuzufügen „und in der großen Messe". D. R.)

kann. Die Worte domine deus (Herr Gott!) und rex coelestis (himmlischer König!) sind so grandios einfach gehalten, daß man sich sagen muß: an solchen Urwahrheiten, welche nur sich selbst aussprechen können, darf kein Sterblicher rütteln. Kann man sich etwas Erhebenderes denken als die Art, wie der ganze Chor in der höchsten Lage durch einen einzigen lang ausgehaltenen Ton die den Menschen in den Staub niederwerfende Allmacht veranschaulicht, oder wie die Worte „der Sohn des Vaters" das ewig sich selbst gleiche, alles Denken übersteigende innergöttliche Verhältniß des Sohnes zum Vater ausdrücken, doch so, daß auch hier die Liebe das allbestimmende Princip ist? Was sollen nun da die üblichen Coloraturen auf dem unigenite (Eingeborner) bei Bach? Wie verblaßt dessen „allmächtig" gegen den strahlenden Glanz des Beethovenschen! Wie unzulänglich ist es, die göttliche Allmacht immer wieder von zwei Solostimmen variiren zu lassen, anstatt sie durch einige wuchtige Schläge und die Klangmassen des ganzen Chors zu charakterisiren! Endlich will Beethoven durch seinen fortwährenden Wechsel von Chor und Solostimmen andeuten, daß Gemeindebekenntniß und persönlicher Heilsglaube sich gegenseitig bedingen und ergänzen, daß sie denselben Inhalt und Gewißheit haben. Während nun bei ihm dies durch die Natur der Sache gefordert erscheint, greift Bach im Anschluß an die herkömmlichen musikalischen Formen zu Soloarien, wodurch jene angedeutete Beziehung mehr als eine äußerliche denn als eine innerlich vermittelte erscheint. Das qui tollis peccata mundi (der du trägst die Sünden der Welt) ist auch bei Bach classisch einfach und tief gefühlvoll componirt; wir würden ihm freudig den Preis zuerkennen, wenn uns derselbe Sah bei Beethoven unbekannt geblieben wäre. Unbeschreiblich ergreifend ist die Art, wie hier Beethoven wieder in leise gehaltenen Tönen des ganzen Chores das miserere ausklingen läßt, während die Solostimmen, sich gegenseitig ablösend und über dem Chorgesange schwebend, in viel bewegteren Rhythmen die Bitte wiederholen, bis endlich alle Sänger mit der durchdringenden Klage abschließen: miserere nobis! (erbarme dich unser!) Hier fühlt man unwillkürlich, wie solch' ein Gebet die Gewißheit der Erhörung in sich selbst trägt. Endlich malt Beethoven vollkommen sachgemäß das qui sedes ad dexteram patris (der du sitzest zur Rechten des Vaters) in ruhig gehaltenen Accorden von einfacher Größe; Bach aber zieht es wiederum vor, das Wort „du sitzest" durch das Rollen endloser Coloraturen zu illustriren. Daß auch Beethoven die Kunst der Fuge mit absoluter Meisterschaft zu üben versteht, wenn er nur will, das bezeugt sodann der für die Sänger äußerst schwierige Chor: in gloria dei patris. Amen. Ein solches Aufbauen des gewaltigsten kirchlichen Tongefüges, ein solches jubelndes Ablösen und Ueberbieten der einzelnen Stimmen, eine solche Alles mit sich fortreißende Macht des Amen existirt nicht zum zweiten Mal. Das Gloria an dieser Stelle ist nicht der Preis Gottes, wie er aus dem Munde von sterblichen Menschen ertönt. So müssen die Morgensterne und Kinder Gottes gejauchzt haben bei der Schöpfung (Hiob 38, 7); so die Engel im Himmel, als die Erlösung am Kreuz vollbracht war; so auch müssen die Tonocean dahinwogen, wenn das Weltgericht vollzogen, das Reich der Herrlichkeit angebrochen und der Lobgesang der seligen Geisterheere erschallen wird.

Das folgende Credo symbolisirt bei Beethoven jenen Felsenglauben, auf welchen der Herr seine Kirche gründen will (Matth. 16, 18), jene unerschütterliche Gewißheit, welche Berge versetzen und die Welt überwinden kann. Nur auf wenige bedeutsame Züge möchten wir aufmerksam machen. Wiederum schildern die Singstimmen im Verein die überwältigende Majestät Gottes. Das Orchester spricht aus, wie die Allmacht gleich einem Donnerkeil Alles zermalmend vor sich niederwerfen könnte, in Wirklichkeit aber doch nur der göttlichen Liebe als dem allbeherrschenden Wesen Gottes dienstbar wird. Das besagt das fortissimo im 21. Takt. Das natum ex patre (geboren vom Vater) im 54. und 55. Takt drückt aus, wie der Sohn gleichsam blitzartig mit innerer Nothwendigkeit aus dem Wesen des Vaters hervorgeht ante omnia saecula (vor aller Zeit), welche letzteren Worte in den tiefsten Tönen das unaussprechliche Geheimniß der ewigen Zeugung andeuten. Wenn man die auffallende Freudigkeit und Wucht beobachtet, mit welcher Beethoven das consubstantialem (gleichen Wesens mit dem Vater) von allen Stimmen gesondert viermal auf demselben Tone wiederholen läßt, so lernt man ahnen, wie auf der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater allerdings die absolute Bedeutung des Christenthums als Weltreligion beruht. Wie endlich die ewige Liebe des Sohnes den Himmel gewissermaßen zerreißt und herniedersteigt um unseres Heiles willen: das wird so sehr als Höhepunkt des göttlichen Wirkens aufgefaßt, daß selbst ein Beethoven seine Singstimmen mehrere Takte hindurch verstummen lassen muß, so daß das Orchester nur noch allein den Jubel fortführen kann. Während die Gemeinde (der Chor) auf immer denselben leisen Tönen die Worte singt: et incarnatus est de spiritu sancto ex Maria virgine (empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria), um damit auszudrücken, daß sie das unkündbare Geheimniß der Menschwerdung nur leise zu stammeln wagen, so preisen die Solostimmen in unnachahmlicher Zartheit die himmlische Reinheit der frommen Jungfrau Maria. Ebenso ist der heilige Schmerz über das Leiden Christi sowie der Jubel über seine Herrschaft im Himmel in vollendeter Weise zu Gehör gebracht. Als ungerreißbare Glieder der einen großen Glaubenskette markirt Beethoven die einzelnen Theile des Apostolicums, dann aber eignet sich bei ihm die Gemeinde die göttlich gewirkten Thatsachen im Amen an. In Worten würde der Sinn jenes riesig schweren Satzes ungefähr folgendermaßen lauten: Beschreiben und beweisen läßt sich die Gewißheit und die Seligkeit des Glaubens nicht. Aber mag man ihn dem Feuer der schärfsten Kritik aussetzen, mag er erprobt werden durch Trübsale, mag er das Ringen eines ganzen Lebens erfordern: dennoch wollen wir mit ihm Thaten thun (fortissimo aller Stimmen), mit ihm auch unsere Seele aushauchen (pianissimo aller Stimmen). Bach verfällt in seinem Credo nicht blos in seine gewöhnliche epische Breite, sondern es geht ihm auch die Charakterisirung der einzelnen Momente des Bekenntnisses völlig ab. Sehr schön hebt er das crucifixus, sepultus und resurrexit (gekreuzigt, begraben und auferstanden) heraus. Der ganze Chor aber hat etwas Sprödes, Strenges, zeigt gegen das Ende hin kunstvolle Nachahmungen der alten Niederländer, sowie die Benutzung einer alten gregorianischen Melodie. Bach mag wol diesen Chor absichtlich so aufgebaut haben, um den Inhalt des Glaubensbekenntnisses als einen von Alters her fest begründeten, unerschütterlich allen Zeiten trotzenden zu symbolisiren.

Von dem figural gehaltenen Sanctus erzählt Spitta, daß es in der Leipziger Liturgie seinen Platz gehabt und an den drei hohen Festen die der Communion vorhergehende Präfation abgeschlossen habe. Wir erwähnten schon oben, daß selbst Spitta ein anderes Sanctus hoch über das in der großen Messe befindliche stellt. Unsererseits müssen wir hinzufügen, daß kein neuerer Musiker ungestraft es wagen dürfte, die göttliche Heiligkeit in solcher figurirten Musik darzustellen, wie Bach es hier — wenn auch in langsamerem Tempo — gethan hat.

Das Bach'sche Rollen und Wogen der Töne wird hier zum seligen Sichwiegen auf dem Strome der eigenen göttlichen Vollkommenheit, aber das Wesen der göttlichen Heiligkeit (Gott ist der absolut Gute) bleibt unausgesprochen.

Die letzten Sätze: das Osanna, Benedictus, Agnus und Dona sollen nach Spitta als zusammenhängendes Ganze während der Abendmahlsspendung in den protestantischen Kirchen Leipzigs gesungen worden sein. Das Agnus bilde nur ein wirkungsreiches Mittelglied, alles Uebrige aber einen feierlichen

Dankeshymnus. Während nun Bach hier von der Höhe der beiden ersten Theile fühlbar herabsinkt, wirft sich Beethoven mit der ganzen Wucht seines Genius gerade auf den Schluß seines Werkes, um in breiterer Stimmführung die Messe zum letzten Ziel der Heilsgeschichte hinauszutragen. Während Bach den Inhalt des Benedictus mit einer kurzen Tenorarie abmacht, so ergießt Beethoven die ganze selige Wonne der Abendmahlsfeier in wundervoll süßen Weisen, welche abwechselnd Chor, Orchester und Solostimmen übernehmen. Was diese Töne ausdrücken, das ist nicht blos der Gottesfriede, welcher an heiliger Stätte beim Anhören des Evangeliums die Seele beruhigend erfüllt. Es ist vielmehr, als senkte sich das Wesen des erhöhten Christus selbst in die Herzen der Gläubigen, als feiere die Seele auf Erden ihr Zusammenschmelzen mit dem himmlischen Bräutigam. Ebenso wurzelt das Agnus in dem Gedanken, daß auf Golgathas Höhen nicht etwa nur ein Glaubenshelb und Reformator stirbt, sondern daß es sich um die weltbewegende Thatsache der Erlösung handelt. Gewissermaßen die Quintessenz seines ganzen Werkes faßt Beethoven noch einmal zusammen in dem Schlußchor des Dona nobis pacem! (Gieb uns Frieden!) Weil er hier selbst an den Rand geschrieben: „Bitte um äußeren und inneren Frieden", so hat man die banale Erklärung nicht gescheut, daß er die Bitte um Abwendung von Kriegsgefahr im Sinne gehabt habe. Unendlich Größeres erschaut hier Beethoven als ein gottbegeisterter Seher. Wie er am Anfang heraufklagte aus den Tiefen des Schmerzes, so triumphirt er nun auf den Höhen seliger Vollendung. Wie er am Anfang gestammelt von der Seligkeit, der Liebe in Gott vor aller Schöpfung, so blickt er nun am Ende aus in jenes Reich der Vollendung, da Gott Alles in Allem sein wird (1. Cor. 15, 28), da dem inneren Frieden der äußere, der Seligkeit die Glückseligkeit, der Erlösung von der Sünde auch das Freisein von allem Uebel entsprechen wird. Dann wird Gott selbst bereichert, seine aus der ganzen verklärten Welt ihm zurückstrahlende Herrlichkeit, Glaube und Hoffnung werden ausgelöst sein in die allumfassende Liebe. Mag diese Perspective noch so großartig sein: das fortissimo wie das pianissimo in Tönen von überirdischer Klangschönheit am Schluß der Messe offenbaren das Gesicht des gotterfüllten Propheten: „Ich sehe einen neuen Himmel und eine neue Erde" (Offenb. Joh. 21, 1).

Leipziger Oper.

Auf dem Gebiete der Spieloper haben sich die Franzosen neben den Italienern nicht geringe Verdienste erworben. Insbesondere vermochte der geistvolle Tondichter Auber durch seine ungemein anziehenden Producte der französischen Spieloper auch in Deutschland eine höchst ehrenvolle Stellung zu sichern, von welcher sie bis zur Gegenwart nicht verdrängt werden konnte. Wie es Auber gelang, durch das Hineinziehen der Romantik der Conversationsoper eine größere Anziehungskraft zu verleihen und namentlich seinem Fra Diavolo die Popularität auch unter den Deutschen zu sichern, so glückte es in neuester Zeit einem jungen hochbegabten französischen Tondichter, welcher jedenfalls von Auber viel gelernt und die Methode desselben scharf beobachtet hat, eine Oper in die Welt zu senden, deren Inhalt dem deutschen Publicum lebhaftes Interesse abgewinnt. Georges Bizet, reich an Talent, geliebt von den Freunden, fröhlich und wohlgemuth in der herrlichen Natur Gottes, welche er besonders in den Felsen und Schluchten der Pyrenäen bewunderte, componirte mit den kühnsten Hoffnungen die Oper „Carmen", seinen Schwanengesang, nachdem die Herren Henry Meilhac und Ludovic Halévy die Prosper Mérimée'sche Novelle gleichen Namens dramatisch gestaltet und für die musikalische Composition vortheilhaft geformt hatten. Der Text führt uns im ersten Acte mitten hinein in das spanische Volksleben. Auf einem Platze in Sevilla, welchen die Hauptwache und eine in der Nähe gelegene Cigarrenfabrik beherrschen, finden wir Soldaten, die spielende Jugend, Verkäufer und Käufer. Die Arbeiterinnen jener Cigarrenfabrik eilen, von der Arbeit Erholung suchend, ins Freie. Die schönste und interessanteste unter ihnen erscheint zuletzt; sie nennt sich Carmen und ist mit ihrer Leidenschaftlichkeit, mit ihrem excentrischen Wesen ein die Männerherzen berückendes Zigeunermädchen. Den mit einer Arbeit ruhig beschäftigten Brigadier Don José zieht sie ebenfalls in ihren Zauberbann, aus welchem ihn selbst die Erscheinung des tugendhaften Bauernmädchens „Micaela", die ihm Grüße von der Mutter bringt, nicht erlösen kann. Wol nimmt sich José vor, dem Wunsche der Mutter zu folgen und an der Seite Micaela's ein stilles, friedsames Leben zu führen, aber der Dämon Carmen vernichtet alle guten Vorsätze. Von glühender Leidenschaft erfaßt, vergißt der Soldat dem Zigeunermädchen zu Liebe sogar Ehre und Pflicht, indem er Carmen, welche eines blutigen Streites wegen hinter Schloß und Riegel gebracht werden soll, entschlüpfen läßt. Er selbst wird dafür durch strengen Arrest gestraft. Nach überstandener Strafe sucht er aber Carmen in der Schänke des Lillas Pastia auf, wo ein Volksfest zu Ehren des Stierfechters Escamillo gefeiert worden ist. Auch der Officier „Zuniga" war zugegen. Dieser, in heftiger Liebe zu Carmen entbrannt, kehrt wieder zurück und überrascht Carmen mit José im Gastzimmer. Der Officier befiehlt dem Sergeanten José zu gehen, dessen Weigerung Wortwechsel und Schwertergekampf zur Folge hat. Von herbeigeeilten Schmugglern wird der Officier entwaffnet und José gehört nun infolge seines Benehmens und aus Neigung für Carmen der Schmugglerbande an, mit welcher er in die wilden Gebirgsschluchten zieht. In einer derselben hat der zwischen leichtsinnigem Handeln und guten Vorsätzen hin- und herschwankende, von der Eifersucht gequälte José die Wache zu halten. Der gefeierte Stierfechter Escamillo, welcher bereits von Carmen geliebt wird, erscheint, um sein Liebchen zu besuchen. Gegenseitige Erklärungen führen einen Messerkampf herbei, in welchem das Messer des Stierfechters zerbricht. Vor dem Tode rettet ihn die Dazwischenkunft der Geliebten, welche in Uebereinstimmung mit der Schmugglerbande dem schwermüthigen José den Rath giebt, sie zu verlassen und der unerschütterlich treuen Micaëla, die wieder erschien, um José vor dem gänzlichen Untergange zu retten, zur sterbenden Mutter zu folgen, weil er nicht zum Handwerk der Schmuggler und zum Banditen passe. Er geht zwar, kommt aber dann zum Stiergefecht nach Sevilla, wo der Stierfechter Escamillo die im Festgewand erschienene Carmen als seine Geliebte feiert. Von ihren Freundinnen vor José gewarnt, erwartet sie entschlossen denselben, um zu hören, was er sagt. Furcht kennt sie nicht, mit Energie tritt sie dem Anfange Bittenden, später aber Rasenden entgegen und erklärt ihm, daß der Stierfechter Escamillo ihr ganzes Glück sei. Dem verzweifelnden José einen Ring, das Unterpfand seiner Liebe, vor die Füße werfend, ruft sie aus, daß er sie tödten könne, ihr Entschluß aber, Escamillo anzuhören, stehe fest und werde niemals zum Wanken gebracht werden. Bis zum Wahnsinn gereizt, erfaßt José die Zigeunerin und ersticht sie, während das Volk in der durch einen Vorhang von dem Orte der That getrennten Arena dem Stierfechter Victoria zurust. Das geschehene Unglück zu spät erkennend, eilen Escamillo und seine Freunde zur Leiche, welche der ebenfalls zusammengebrochene José im Arme hält.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Herren Meilhac und Halévy die Mérimée'sche Novelle sehr geschickt benutzt und

mit glücklicher Berechnung den in der Novelle nicht vorhandenen tugendsamen Charakter der Micaëla als Contrast zu Carmen eingeführt haben. Selten haben Deutsche das Geschick, ein so wirksames Libretto zu schaffen, wie es hier von den Textdichtern geschehen ist. Mit außerordentlichem Dispositionstalent sind die Solostücke und Ensemblenummern vertheilt. Niemals steht die Handlung still, niemals wird sie geradezu langweilig. Sie wußten genau, daß jedes Stück, auch wenn es in edler Form gehalten ist und sich durch die Sprache auszeichnet, auf dem Theater hinfällig wird, sobald die Zuhörer Langeweile empfinden. Dennoch würde die Musik von einem weniger Begabten zur Lebensfähigkeit des Stückes nicht hinreichen. Der Charakter der wilden, leidenschaftlichen Zigeunerin, Carmen, welche nach Escamillo's Ausspruch nur sechs Wochen in der Liebe zu einem Manne ausdauern kann, würde geradezu unerträglich sein, wenn nicht das bedeutende Talent des Musikers hier die künstlerische Kraft zur Hebung des Charakters entwickelt hätte. Georges Bizet besaß ein reiches Erfindungstalent für die in leichten Rhythmen dahinströmende Melodik. Vertraut mit den spanischen Volksgesängen und Tänzen wußte er seinen Melodien jenes eigenthümliche nationale Colorit zu geben, welches unbedingt das Interesse fesselt und den Hörer mitten hineinzieht in das südliche Volksleben, von welchem Gesang und Tanz unzertrennlich sind. Inmitten dieses nationalen Treibens hebt sich der Hauptcharakter glänzend heraus. Der wilden, leidenschaftlichen Zigeunerin mit den glühenden Blicken, deren Grazie und Schönheit alle Herzen erobert, sind die besten Melodien in den Mund gelegt, sie überstrahlt durch ihren zauberhaften Gesang, durch ihren berückenden Tanz alle anderen Mädchen und in jeder Situation, wo sie thätig ist, wird ihr die Hauptaufgabe zugetheilt. Zu den feurigen Rhythmen in den national gefärbten Liedern der Carmen und den Tänzen der Zigeunerinnen erscheint die reizvolle Lyrik im Gesange der Micaëla als wirksamer Gegensatz. Dem Componisten ist mit großem Unrecht vorgeworfen worden, daß er Micaëla zu wenig bedacht habe; meiner Ueberzeugung nach hat er aber für das einfache Landmädchen gerade die rechte Melodik getroffen, welche hinreichend ausgedehnt ist, um einen passenden Gegensatz zum flatternden Leichtsinn und zur wilden Leidenschaftlichkeit der Carmen zu bilden. Hätte er die mit dem ernsten Wesen der Micaëla verbundene Lyrik in größeren Formen gehalten, dann würde sicherlich das Werk schwer geschädigt worden sein. In der von ihm gewählten Form erscheint Micaëla als reizvolles musikalisches Gegenbild, mit weiter ausgedehnter Lyrik würde sie Langeweile erzeugen und die Theilnahme verlieren. Auch in dem Gegenübertreten der beiden Nebenbuhler José und Escamillo, welche in der Waldeshschlucht den Kampf mit einander bestehen, hat der Componist ein großes Dispositionsgeschick entwickelt. Jedem giebt er das Seine, ohne daß eine Ueberladung in der musikalischen Declamation erkennbar wird. Zugleich zeichnet er, obgleich gern in leichten Rhythmen schwelgend, doch vortrefflich die einzelnen Charaktere und selbst die Gestalten von geringerer Bedeutung, wie der Lieutenant Zuniga, die Schmuggler und Freundinnen der Carmen treten mit ihren kleineren Aufgaben wirksam aus den Ensembles heraus, welche sich durch wirksamen Chorsatz, anmuthvolle Tänze und prächtige Instrumentirung auszeichnen. Selbst an den Stellen, wo der Componist zur gewöhnlichsten Melodik herabsteigt, wird man der Factur noch eine gewisse Theilnahme schenken müssen.

Die Reproduction war meiner Ueberzeugung nach sehr gut, sie lehrte aufs Neue, welchen Schatz die Leipziger Oper in Frau Reicher-Kindermann besitzt. Wer die geniale Künstlerin in hochdramatischen Partien von Gluck, Beethoven, Wagner bewundert hat und die mächtige Ausdrucksfähigkeit derselben in der Tragik kennt, wird erstaunt sein über die Leichtigkeit und Feinheit der Bewegungen inmitten der tanzenden Gruppen, über die Virtuosität, mit welcher sie das ganze Wesen der Zigeunerin wiederspiegelte. Die sinnliche Gluth in den national gefärbten Gesängen, die Liebesklagen dem José gegenüber und die Energie des Willens, die Entschlossenheit vor dem tödtlichen Ausgange sicherten der großen dramatischen Künstlerin die höchste Anerkennung. Von wunderbarer Wirkung war wiederum das herrliche Organ bei Anwendung des mittleren Stimmregisters, dessen Schönheit kaum überboten werden kann.

Neben der Titelheldin verdienten aber auch die anderen Kräfte gerechtes Lob. Frau Schreiber führte die Partie der Micaëla mit angemessener Einfachheit durch. Die musikalische Reproduction war in jeder Beziehung eine edle und würdige. Desgleichen hatte Hr. Broulik den schwermüthigen José sehr gut aufgefaßt und aus dem Gesange war zu erkennen, daß der Künstler sein prächtiges Stimmorgan jetzt recht sorgsam und wirkungsvoll behandelt. Das ausgezeichnete Material des Hrn. Schelper eignete sich vortrefflich zur gelungenen Charakteristik des starken Stierkämpfers Escamillo, der Lieutenant Zuniga hatte in Hrn. Biberti einen passenden Vertreter gefunden und die Schmuggler, Zigeunermädchen, Cigarrenarbeiterinnen, Straßenjungen lösten ihre Aufgaben ganz befriedigend. Die Vorzüglichkeit des Orchesters unter Leitung des Hrn. Kapellmeister Seibel trug nicht wenig zum Gelingen der Aufführung bei, welche auch der Operndirection des Hrn. Neumann zur Ehre gereicht.

Oscar Paul.

Bücherbesprechung.

△ Allgemeine Wirthschaftslehre von Gustav Richter, Professor an der K. S. Forstakademie zu Tharand. Freiberg und Tharand, Craz & Gerlach 1881. — Deutsche Volkswirthschaftslehre für Jedermann von G. Kaufmann, Rittmeister a. D. und Gutsbesitzer. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung 1881. — Allgemeine Nationalökonomie. Unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der praktischen Landwirthe und Forstmänner, sowie der Studirenden der Land- und Forstwirthschaft, dargestellt von Dr. Ottomar Victor Leo, K. Pr. ordentl. Lehrer der Nationalökonomie z. D. Jena, Costenoble 1881. — Von diesen uns gleichzeitig vorliegenden drei neuen Lehrbüchern der Nationalökonomie haben wir das Leo'sche als das am Umfang und wol auch innerem Gehalte am wenigsten hervorragende an letzter Stelle genannt. Der Verfasser glaubt, die Land- und Forstwirthschaft habe in den bisher erschienenen nationalökonomischen Hand- und Lehrbüchern verhältnißmäßig eine unzureichende Berücksichtigung erfahren und hat deshalb insbesondere in der Lehre von der Gütervertheilung den Capiteln des Land- und forstwirthschaftlichen Zinsfußes u. A. m. erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet, ohne freilich irgend etwas Neues hierbei vorzubringen. Das Kaufmann'sche Werk will die Grundzüge der Volkswirthschaft in populärer Weise darlegen, und thut dies im Allgemeinen nicht ohne Geschick. Die fortwährende Bezugnahme des Verfassers auf die gegenwärtigen Zustände ist geeignet, die Gemeinverständlichkeit seiner Ausführungen zu erhöhen. Durch Wissenschaftlichkeit, Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung, sowie durch Reichthum an literarischen Citaten zeichnet sich G. Richter's Wirthschaftslehre aus, die derselbe selbst nur als einen Grundriß bezeichnet und betrachtet wissen will, um in das Studium der Allgemeinen Wirthschaftslehre einzuführen und dasselbe zu erleichtern. Auch Studirende an der Universität werden sich dieses Werkes mit Erfolg sowol zu diesem Zwecke, als unter Umständen behufs der Vorbereitung zu der in der Nationalökonomie abzulegenden Prüfung bedienen können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspesenantur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 77. Sonntag, den 25. September. 1881.

Inhalt: Unter schwarzgelber Fahne. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Vidal. — Schloß Hubertusburg. — Bücherbesprechungen (Das kleine Kind, Beobachtungen und Studien von Dr. med. H. Ploß. Zur Städtevereinigungsfrage. Saling's Börsen-Jahrbuch für 1881/82).

Unter schwarzgelber Fahne.

Erinnerungen eines deutschen Officiers.

Preßburg 1860—61.

Die Demobilmachung des österreichischen Heeres nach dem unglücklichen Sommerfeldzuge von 1859 hatte für das Officierscorps meines Regiments dieselben unerwünschten Folgen wie diejenige des Jahres 1856. (Vergl. Nr. 78 des Jahrganges 1879 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung.)

Durch die Wiederauflösung der Grenadier-, Depot- und 5. Feld-Bataillone wurde fast die Hälfte aller Infanterie-Officiere der Armee überzählig, welche Thatsache unsere Avancements-Aussichten für eine lange Reihe von Jahren vollständig vernichtete. Abermals griff das kaiserliche Kriegsministerium, um die fortlaufenden Ausgaben für das Heer baldmöglichst zu verringern, zu dem Auskunftsmittel der Massen-Verabschiedung von Officieren, welche wegen augenblicklicher Geldverlegenheit, oder um anderer Ursachen willen, sich bereit finden ließen, für die ihnen angebotene Abfindung mit einem doppelten Jahresgehalte ihrer Charge, den Dienst zu quittiren, und damit auf alle bisher erworbenen Versorgungsansprüche an den Staat Verzicht zu leisten. Daß durch diese Maßregel wiederum viel brauchbare Officiere der Armee verloren gingen, schien man in den leitenden Kreisen für unbedenklich zu halten, wie denn überhaupt in den Letzteren die merkwürdige Ansicht, daß unsere Mißerfolge auf den Schlachtfeldern Italiens nicht etwa inneren Mängeln des österreichischen Heeres, sondern hauptsächlich der wiederholten Unqunst des Zufalls und in zweiter Linie wol auch der größeren Zweckmäßigkeit einzelner Einrichtungen der französischen Armee zugeschrieben werden müßten, immer weitere Verbreitung fand. Demzufolge wurde unser zukünftiges Heil vor Allem in der Nachahmung französischer Gefechtsformen und Beweglichkeit, ja selbst französischer Uniformschnitte, gesucht.

Hatte die uns gegenüber gestandene feindliche Infanterie, theils wegen ihrer minder guten Bewaffnung, theils den eigenthümlichen Terrainverhältnissen des italienischen Kriegsschauplatzes Rechnung tragend, sich mit eben so viel Glück als Gewandtheit der Stoß-Taktik bedient, so wurde diese Kampfweise bei den österreichischen Fußtruppen, von nun an, mit ausgesprochener und stetig wachsender Vorliebe cultivirt, bis man durch die Niederlagen des Jahres 1866 in Böhmen belehrt wurde, daß auch der Bajonett-Angriff als unfehlbares Mittel zum Siege nicht unter allen Umständen gelten könne.

Für die auffallende Thatsache, daß die französischen Bataillone den, an Zahl fast doppelt so starken, österreichischen in allen Gefechten des Feldzuges von 1859 sich zum mindesten vollkommen gewachsen erwiesen hatten, glaubte man eine hinreichende Erklärung theils in der zweigliederigen Stellung der Franzosen, theils in ihrer größeren Beweglichkeit gefunden zu haben.

Infolge dieser Erkenntniß wurde, von nun an, auch die österreichische Infanterie in zwei Gliedern rangirt, und, zur Steigerung ihrer Beweglichkeit, der Laufschritt, auch selbst beim gewöhnlichen Exerciren, in einem Maße angewendet, welches über das wirkliche Bedürfniß weit hinaus ging. Um der zweigliederigen Stellung willen machte es sich dann nöthig, die Etatsstärke der österreichischen Bataillone beträchtlich zu verringern, und da zu gleicher Zeit — durch Entlassung der Lombarden aus der Armee — auch ihre Anzahl eine Reduction erfuhr, so verminderte sich, infolge der eingeführten Neuerung, der gesammte Kriegs-Etat der kaiserlichen Linien-Infanterie fast um ein Drittheil seiner früheren Stärke, ein Resultat, welches durch die Abtretung einer, circa 3 Millionen Bewohner zählenden, Provinz denn doch wol nicht hinreichend motivirt erschien.

Selbst die, wenn auch nur theilweise, Nachahmung des französischen Uniformschnittes konnte als ein glücklicher Gedanke nicht bezeichnet werden. Der taillenlose Waffenrock und die übermäßig weiten Beinkleider verunzierten die bisher so schmucke äußere Erscheinung der österreichischen Infanterie, und boten unserer verletzten Eitelkeit keinen Ersatz durch die ihnen — und noch dazu mit Unrecht — nachgerühmte größere Bequemlichkeit.

Von allen diesen Reformen griff aber keine so tief in die kameradschaftlichen Verhältnisse der Armee ein, als die, am Schlusse des Jahres 1859 durchgeführte, Verkleinerung der Linien-Infanterie-Regimenter. Dieselben hatten, von nun an, im Frieden drei Bataillone anstatt der bisherigen vier, zu formiren, dafür wurde die Zahl der Regimenter von 62 auf 80 erhöht. Mein Regiment hatte zwei Bataillone an ein neu zu bildendes ungarisches abzugeben. Zu diesem Ende wurden alle aus unserem Preßburger Ausbilds-Ergänzungsbezirke stammenden Mannschaften in das 2. und 3. Bataillon, unsere Nieder-Oesterreicher dagegen in das 1. und 4. versetzt. Im Frühjahr 1860 erfolgte dann die definitive Theilung des Regiments, und traurend sahen wir die langjährigen Freunde davon ziehen. Von den zurückgebliebenen Bataillonen bekam das 4. nunmehr die Nummer 3, und als neues 2. Bataillon wurde uns das bisherige 3. eines ober-österreichischen Regiments überwiesen. Selbstverständlich nahmen wir die neuen Kameraden freundlich auf, doch dauerte es mehrere Jahre, ehe sich wieder ein so intimes Einvernehmen im Officierscorps des Regiments herausbildete, wie es vor der Theilung desselben bestanden hatte.

Im Sommer 1860 wurde uns die Ehre eines mehrwöchentlichen Besuches des durchlauchtigsten Regiments-Inhabers, Erzherzogs Maximilian von Oesterreich-Este, zu Theil. Dieser „königliche" Prinz besaß, trotz seines hohen Alters, noch immer ein überaus lebhaftes Interesse für Artillerie-

wesen und Ingenieurwissenschaft. Höchstderselbe hatte sich in jüngeren Jahren, nicht ohne Glück, als Reformator auf beiden Gebieten versucht, war jedoch in späterer Zeit, als das zunehmende Alter seine Rechte bei ihm geltend machte, hinter den rapide fortschreitenden Neuerungen der Gegenwart etwas zurückgeblieben, und zwar, leider, ohne sich dessen selber bewußt zu werden, denn des Kaisers pietätvolle Rücksichtnahme hatte es bisher stets verhindert, daß sein altehrwürdiger Oheim durch offene Ablehnung seiner wiederholten artilleristischen Verbesserungs-Vorschläge gekränkt werde. Und so war denn auch jetzt dem Erzherzoge Maximilian mit größester Bereitwilligkeit die Allerhöchste Genehmigung ertheilt worden, seine neueste Erfindung, ein Infanterie-Geschütz, Spingarde genannt, bei seinem eigenen Regimente erproben zu dürfen. Die Lafette der Spingarde hatte große Aehnlichkeit mit einem Scherenschleifer-Karren, denn dieses Geschütz — jede Compagnie wurde mit einem derselben betheilt — mußte von Menschenhänden fortbewegt werden, und sollte die Infanterie überall hin begleiten. Auf ebenem und hartem Boden waren zum Transport desselben schon mindestens vier Mann erforderlich, auf ungünstigem Terrain reichten dazu, leicht möglicher Weise, die Kräfte der ganzen Compagnie nicht aus. Den Spingarden zu Liebe sollte unsere bisherige Infanterie-Taktik vollständig beseitigt und an deren Stelle eine andere gesetzt werden, deren Gefechtsformen uns ebenso unzweckmäßig als längst veraltet erschienen. Dazu kam, daß die Schußleistung dieser — nicht gezogenen — Miniatur-Kanonen selbst hinter unseren bescheidensten Erwartungen noch weit zurück blieb, weshalb es uns Infanteristen vom Fach denn wol auch nicht zu verargen war, daß wir, je länger wir damit zu thun hatten, desto erbittertere Feinde der Spingarden wurden.

Unser durchlauchtigster Regiments-Inhaber dagegen war von der Vortrefflichkeit seiner Erfindung so durchdrungen, daß er auch nicht den leisesten Zweifel daran extragen mochte, und mit dem Starrsinne des Alters peinigte der sonst so leutselige Prinz uns, zum großen Nachtheile für den gewöhnlichen Dienstbetrieb des Regiments, viele Wochen lang, Tag für Tag, mit der Einübung von Evolutionen, die nur ihm allein gefielen. Endlich waren wir genügend ausgebildet, und der Erzherzog verließ unsere Garnison, wie es schien, mit dem wohlthuenden Bewußtsein, daß die von ihm ausgestreute Saat gute Früchte tragen werde. Kaum hatte jedoch das Dampfroß den hohen Herrn entführt, als seine Spingarden in den Wagenschuppen der Schloßberg-Caserne wanderten, um aus demselben niemals wieder hervorgeholt zu werden.

In Preßburg lebte zu der Zeit, aus welcher ich hier berichte, eine in mancher Hinsicht merkwürdige Familie. Das Haupt derselben führte vor der Welt zwar nur den Titel eines Lords Stuart, Grafen von Albany, prätendirte aber inofficiell nichts Geringeres, als rechtmäßiger Beherrscher des britischen Reiches zu sein. Da die Zeiten der Geltendmachung seiner Thron-Ansprüche, über deren Werth ich kein Urtheil habe, nicht günstig waren, so beanspruchte der Graf königliche Ehren bis auf Weiteres nur im engsten Zirkel seiner eigenen Familie und derjenigen seines jüngeren Bruders, welcher in dem, 30 Kilometer nordöstlich von Preßburg liegenden, Städtchen Tyrnau residirte.

Der „Prätendent" war von hohem Wuchse, hatte sehr edle, von langem dunklem Lockenhaar umrahmte Gesichtszüge und eine ungemein sympathisch klingende, tiefe Stimme. Seine ganze Erscheinung zeigte eine hoheitsvolle, wahrhaft königliche Würde, und dieser günstige Eindruck wurde nur noch erhöht, wenn man erfuhr, welch ein durch und durch edler Mensch, dann, ein wie liebevoller Gatte und treuer Vater, und ein wie aufopfernder Freund aller Hilfsbedürftigen dieser, durch eine unselige Familien-Ueberlieferung geknechtete, Mann sei. Von Hoch und Niedrig wurde ihm die allgemeinste Verehrung entgegen gebracht, und ich glaube, daß er dieselbe in vollstem Maße verdiente.

Schon während des Krieges von 1859 hatte sich der magyarischen Nation eine hochgradige politische Aufgeregtheit bemächtigt, welche nach dem Friedensschlusse nicht nur fortdauerte, sondern sich auch den anderen Völkern des Kaiserreiches allmälig mittheilte. Immer häufiger und lauter ließ sich der allgemeine Wunsch nach Abänderung, wenn nicht gar gänzlicher Beseitigung des bestehenden, streng absolutistischen, Regierungssystems vernehmen, welches allerdings, während der zehnjährigen Amtsthätigkeit des Ministers Bach, sich irgendwelcher günstigen Erfolge, namentlich auf nationalökonomischem Gebiete, nicht zu rühmen hatte. Angesichts der heraufziehenden inneren Wetterwolken überließ dieser Minister am 21. August 1859 sein Portefeuille dem Grafen Goluchowski, doch erfolgte, obwol der Finanzminister Bruck dringend dazu rieth, eine Rückkehr zu dem constitutionellen Regierungssysteme vorerst noch nicht.

Erst das kaiserliche Patent vom 5. März 1860, durch welches dem, um mehrere Mitglieder verstärkten, Reichsrathe eine beschränkte Mitwirkung bei der Gesetzgebung und bei der Controle des Staatshaushaltes eingeräumt wurde, konnte als der erste Schritt dazu angesehen werden. Als dieser jedoch nirgends befriedigte, entschloß sich die Regierung zu einem weiteren Zugeständnisse, indem das Diplom vom 20. October 1860 den zur St. Stephans-Krone gehörenden Ländern eine neue Verfassung, den übrigen Provinzen aber besondere Landtage in Aussicht stellte und überdies die Berufung eines allgemeinen Reichsrathes für die gemeinsamen Reichsinteressen anordnete.

Das October-Diplom fand in Ungarn nicht den von der kaiserlichen Regierung erwarteten Beifall. Zwar ließ man sich daselbst die Wiederherstellung der früheren Municipal- und Communal-Verfassung ganz gern gefallen, und war auch bereit, die angeordneten Wahlen zum Landtage vorzunehmen, stellte aber auf der Conferenz zu Gran (18. December 1860) das Verlangen, daß dieselben nach dem Modus der Gesetze vom Jahre 1848 stattzufinden hätten, welche, nebenbei bemerkt, vom damaligen Kaiser Ferdinand nicht sanctionirt worden waren. Die Magyaren stellten sich hiermit von vorne herein auf den dualistischen Standpunkt, denn ihre Landesverfassung und Gesetzgebung von 1848 setzten vor allen Dingen ein verantwortliches ungarisches Ministerium voraus. Daß die kaiserliche Regierung nicht Willens war, so weit gehende Zugeständnisse zu machen, zeigte sich alsbald, denn die, unter dem Einflusse des neuen Staatsministers, Ritter v. Schmerling (welcher am 13. December 1860 an die Stelle des Grafen Goluchowski getreten war) emanirte, neue Reichsverfassung vom 26. Februar 1861 setzte die Autonomie der einzelnen Kronländer auf ein möglichst bescheidenes Maß herab, und versuchte eine vollständige Reichseinheit, auf constitutionellem Wege, herzustellen. Hiermit standen nun allerdings die 1848er Gesetze der Ungarn in grellstem Widerspruche, und der, am 2. April 1861 in Pest zusammen getretene und dem überwiegenden Einflusse Franz Deák's folgende, Landtag weigerte sich denn auch mit aller Entschiedenheit, die österreichische Februarverfassung durch Beschickung des Reichsrathes zu Wien anzuerkennen. Die kaiserliche Regierung beantwortete diesen Protest mit der Auflösung des ungarischen Landtages (21. August 1861) und der Wiederaufhebung der Municipal- und Communal-Verfassung, unter gleichzeitiger Einsetzung von Militärgerichten (für politische Vergehen) in ganz Ungarn.

Auch in Preßburg gingen 1861 die Wogen der politischen Aufregung ziemlich hoch, trotzdem die slavisch-deutsche Majorität der Stadtbewohner sich von ihren magyarischen Mitbürgern vor der Hand noch nicht ins Schlepptau nehmen ließ. Am exaltirtesten benahmen sich die sogenannten „Studenten" — in Oesterreich wurden nämlich auch die

Gymnasial-Schüler mit diesem Titel beehrt — welche riesige Nationalcocarden mit der Jahreszahl 1848 an den Kanász*)-Hüten trugen und, magyarische Freiheitslieder brüllend, allabendlich die Straßen der entlegeneren Vorstädte durchzogen, oder in Kaffeehäusern und Restaurationen dritten Ranges sich als patriotische Redner hervorthaten. Zu thätlichen Ausschreitungen kam es nur höchst selten, und bestanden diese auch meistens nur in dem Einwerfen einiger Fensterscheiben bei irgend einem unbeliebten Magistratsbeamten oder Lehrer.

Niemals habe ich aber gehört, daß ein Geistlicher der Gegenstand einer solchen patriotischen Mißbilligung gewesen wäre, denn der ungarische Klerus aller Confessionen hat von jeher mit der Actionspartei im Lande coquettirt, und ist der kaiserlichen Regierung niemals aufrichtig ergeben gewesen, trotz aller Vortheile und Bevorzugungen, welche vom Minister Bach, zum mindesten der römisch-katholischen Kirche, in so überreichem Maße zugewendet respective zugestanden wurden.

In dem Kaffeehause „zum grünen Baum", woselbst wir Officiere der Garnison zu verkehren pflegten, erschien auch regelmäßig, zu bestimmter Abendstunde, ein katholischer Dechant. Einen Tag wie den andern blieb er, nachdem er eingetreten, einen Augenblick in der Nähe der Thür stehen, räusperte sich geräuschvoll, um die Ausmerksamkeit der Anwesenden auf sich zu lenken, und rief dann mit dröhnender Stimme: Eljen a haza! (Es lebe das Vaterland!) Selbstverständlich antworteten die zur Stelle befindlichen Patrioten mit einstimmigem „Eljen!", worauf dann der Urheber der Demonstration, sichtlich befriedigt von seiner eigenen Kühnheit, würdevoll an dem gewohnten Tische Platz nahm.

Minder harmlos, als in der Stadt Preßburg, verlief indeß die politische Bewegung in denjenigen größeren Ortschaften des Preßburger Verwaltungs-Districts, in welchen die Magyaren einen beträchtlicheren Procentsatz der Bevölkerung bildeten, wie z. B. in der Stadt Neutra, wo man im Januar 1861 die kaiserlichen Aemter gewaltsam aus dem Comitatshause belogirt hatte, um in diesem das neugewählte nationale Municipium zu installiren. Da der wiederholt gegebene Befehl der kaiserlichen Regierung zur sofortigen Wiederherstellung des „status quo ante" unbeachtet blieb, so rückte am 27. Januar das 1. Bataillon meines Regiments nach Neutra ab, um, nöthigenfalls mit Waffengewalt, die aus dem Comitatshause vertriebenen Beamten wieder dahin zurückzuführen. Von Preßburg bis Tornocz mittels Eisenbahn befördert, erreichten wir, von dieser Station aus, nach fünfstündigem, höchst beschwerlichem Marsche durch tiefen Schnee, bei eben einbrechender Dunkelheit die Stadt Neutra, woselbst indeß unser plötzliches Erscheinen keineswegs die Bestürzung hervorrief, die wir erwartet hatten. Im Gegentheil, man schien daselbst nicht übel Lust zu haben, uns zu verhöhnen; zum mindesten bekamen wir schon in der Vorstadt allerlei Schimpfreden von rechts und links zu hören, die wir indeß, unseren Vormarsch möglichst beschleunigend, unbeachtet ließen. Nur als, am Eingange der eigentlichen Stadt, ein halb erwachsener Bursche sich uns mitten auf der Straße entgegenstellte und mit ausgebreiteten Armen die Marschcolonne gleichsam aufhalten zu wollen schien, da belehrte ein derber Faustritt des an der Spitze marschirenden Bataillons-Tambours den jungen Patrioten, daß er sich hinsichtlich der rechten Gelegenheit, um seinen Muth zu bethätigen, doch wol vergriffen hatte. Von dem wuchtigen Stoße gerade auf den Magen getroffen, überschlug sich der Bursche förmlich in der Luft, um im nächsten Augenblicke lang ausgestreckt im Schnee zu liegen. Schnell raffte er sich jedoch wieder empor und lief, sich mit beiden Händen den Leib haltend und vor Schmerzen laut heulend, unter dem schallenden Gelächter unserer Soldaten davon.

*) Die Hüte, welche die magyarischen „Unversöhnlichen" in den 60er Jahren trugen, nannten sie selber sehr bezeichnend „Kanász"- das ist zu Deutsch „Schweinehirten"-Hüte.

Gerade schlug es 5 Uhr in der Stadt, als wir den Platz vor dem Comitats-Hause erreichten, woselbst das Gros des Bataillons Stellung nahm, während eine Compagnie in das Innere des Regierungs-Gebäudes eindrang und unverzüglich alle Ausgänge desselben besetzte. Sodann ließ der Bataillons-Commandant durch Officiers-Patrouillen, welchen je ein Comitats-Pandur als ortskundiger Führer beigegeben wurde, die in der Stadt anwesenden Mitglieder des nationalen Municipiums herbeiholen und ertheilte diesen, als sie vollzählig versammelt waren, den Befehl, das widerrechtlich von ihnen in Beschlag genommene Comitats-Gebäude sofort zu räumen. Schweigend fügten sich die Herren in das Unvermeidliche.

Als die Acten und Bureau-Utensilien des Municipiums fortgeschafft waren, forderte Oberstlieutenant v. M. die inzwischen ebenfalls herbeigerufenen kaiserlichen Beamten auf, ihre früheren Kanzleien wieder in Besitz zu nehmen, was auch sofort geschah. Nach Verlauf von kaum zwei Stunden war der status quo ante im Comitats-Hause hergestellt, eine volle Compagnie verblieb daselbst als Wache, und der Rest des Bataillons wurde in der Stadt einquartiert. Ein günstiges Geschick führte meine Wenigkeit zu einem Arzte, welcher, umringt von seiner zahlreichen Familie, mich mit freundlicher Zuvorkommenheit, in deutscher Sprache, bewillkommnete, und mich einlud, das einfache Abendessen der Familie mit dieser zu theilen. Dankbar acceptirte ich das Anerbieten und wurde dann binnen weniger Stunden mit der liebenswürdigen Familie meines Wirthes so befreundet, als ob wir uns schon seit Jahren gekannt hätten. Doctor E. war ein Ungar von altem Schrot und Korn, er liebte sein Vaterland über Alles. „Extra Hungariam non est vita", versicherte er mich zu wiederholten Malen, obwol er auch das Ausland aus eigener Anschauung kannte, denn er hatte einen großen Theil seiner medicinischen Studien auf deutschen Universitäten absolvirt. Mit dem überhastenden Treiben der Jung-Magyaren konnte er sich aber nicht befreunden; diese Leute, behauptete er, wollten alles Bestehende beseitigen, um dann, lediglich nach ihren eigenen Ideen, ein ganz neues Regierungssystem aufzurichten, dessen Vorzüge indeß von einer großen Anzahl erfahrungsreicher Patrioten sehr stark bezweifelt würden. Es sei ein großes Unglück für das Land, daß dasselbe in diesen schwierigen Zeiten des gekrönten Königs entbehren müsse, denn dem legitimen Träger der St. Stephans-Krone würden, daran sei keinen Augenblick zu zweifeln, alle politischen Parteien, ohne Ausnahme, unbedingten Gehorsam leisten. Er (Doctor E.) könne es nur dem bedauerlichen Umstande, daß Se. Majestät der Kaiser Franz Joseph sich noch immer nicht zum apostolischen Könige von Ungarn habe krönen lassen, zuschreiben, daß ein Theil des magyarischen Volkes den Hetzereien gewissenloser Agitatoren ein williges Ohr geliehen habe. Denn die große Masse der Nation, und besonders alle wahren Patrioten, ständen noch treu zum habsburgischen Herrscherhause, in der festen Ueberzeugung, daß der Kaiser sein freiwillig gegebenes Versprechen, dem Königreiche Ungarn seine alte Verfassung zurückzugeben, auch halten werde. Daß die Regierung zur Ein- und Durchführung der neuen Ordnung Zeit bedürfe, müsse jeder vernünftig Denkende einsehen, und es sei deswegen nur um so mehr zu beklagen, wenn durch das unüberlegte Vorgehen einiger Heißsporne, denen es durch die Macht der Ueberredung gelungen wäre, ihre ruhigeren Amtsgenossen mit sich fortzureißen, Ausschreitungen, wie diejenigen in Neutra, herbeigeführt würden, welche nur dazu dienen könnten, das so dringend nothwendige, vertrauensvolle Einvernehmen zwischen der Regierung und Bevölkerung, gleich von vorne herein, ernstlich zu trüben.

So wie der Doctor E. mochten, leicht möglicher Weise, noch viele Bewohner von Neutra über das Geschehene denken, die jnnge Männerwelt dagegen schien die Sachlage anders aufzufassen und gar nicht abgeneigt zu sein, wenn nöthig, auch der Militär-Gewalt Trotz zu bieten. Zum min-

besten ging es in allen Gast- und Kaffeehäusern der Stadt äußerst lärmend zu, und selbst in dem Hotel, wo wir Officiere verkehrten, ließen die als Gäste anwesenden jungen Herren ihre nationalen Trutzlieder erschallen. Als es jedoch, nach und nach, in der Stadt ruchbar wurde, daß die Bürger für das einquartierte Militär nicht nur keine Entschädigung erhalten, sondern überdies auch noch die demselben gebührenden außerordentlichen Geldzuschüsse, wie nicht minder die gesammten Marschkosten des Executions-Bataillons aus ihrer Tasche zu bezahlen haben würden, da sank den Familienvätern und demnächst auch ihren widerstandslustigen Söhnen der Muth und, sehr kleinlaut geworden, erklärte der Magistrat sich schon am dritten Tage unserer Anwesenheit bereit, alle Forderungen der kaiserlichen Regierung sofort und pünktlichst zu erfüllen. Insolge dessen traf denn auch schon in der Nacht zum 31. Januar die telegraphische Rückberufungs-Ordre für unser Bataillon ein, und noch nicht volle 6 Stunden später verließen wir, im Morgengrauen, die Stadt.

Nach recht beschwerlichem Marsche im tiefen Schnee und halb erfroren, denn es herrschte eine grimmige Kälte an diesem trüben Wintertage, erreichten wir gegen 1 Uhr Nachmittags die kleine, weitab von dem gleichnamigen Dorfe, an der Waag liegende Eisenbahn-Station Tornocz. Hier mußten wir noch bis zum Abend im Freien campiren, da der für uns bestimmte Extrazug sich sehr verspätete. Erst nach Mitternacht trafen wir in Preßburg ein, und ließen uns, nachdem alles Dienstliche erledigt war, ein warmes Früh-Essen in einer, glücklicher Weise noch offenen, Restauration vortrefflich schmecken, ehe wir unsere eisigkalten Garçon-Quartiere aufsuchten.

Während unserer Anwesenheit in Neutra hatte ich volle Muße, mich in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung umzusehen. Die Erstere bietet kaum etwas Bemerkenswerthes außer der bischöflichen Residenz. Diese ist auf einem isolirten Felsen-Hügel erbaut, welcher, über 50 Meter hoch, aus der Thalsohle steil emporragt und mit seiner Südseite an die Ober-Stadt grenzt, während die drei anderen Fronten vom Neutra-Flusse umspült werden. Der ganze Gebäudecomplex sieht eher einer mittelalterlichen Ritterburg als der Residenz eines friedlichen Kirchenfürsten unseres Jahrhunderts ähnlich, und in diesem Gedanken wird man nur noch bestärkt, wenn man, durch das untere Thor eintretend, sich plötzlich der bischöflichen Leibgarde gegenüber sieht, welche in ihren überreich verschnürten Dolmans von längst veralteten Schnitte und mit ihren langen Steinschloß-Flinten einen ganz eigenthümlich frembartigen Eindruck macht.

Der Ausblick vom Schloßberge gefiel mir, trotz des Winterkleides der Natur, ganz ungemein. Im Süden liegt die Stadt Neutra, mit ihren sich weithin ausstreckenden Vorstadtdörfern, dem Beschauer unmittelbar zu Füßen. Von Westen her kommt, ein dunkelgrüner Streifen in dem blendend weißen Schneegefilde, der Neutra-Fluß heran geschlängelt. Beiderseits ist sein geräumiges Thal mit waldbedeckten Höhen eingefaßt. Im Norden erhebt sich der, rebenumkränzte, imposante Zobor-Berg, dessen Kuppe die Ruinen eines Klosters trägt. Die vielen Winzerhäuschen und Weinbergshütten auf seinem südlichen Abhange sehen im Schnee freilich wol ein wenig frostig aus, und auch die kahlen Obstbäume in ihrer Nähe scheinen sich nicht gerade behaglich zu fühlen. Im Osten verschwindet der Neutra-Fluß sehr bald hinter der Stadt, an welche er sich noch einmal recht nahe heranschmiegt, vielleicht um deren Grüße mitzunehmen an die gewaltige Reichsfestung Komorn, vor welcher er seine Fluthen mit denjenigen der Waag-Donau vereinigt. Möglicher Weise haben aber auch jene finster blickenden Waldberge, welche sich, dort nach Osten zu, vor den altberühmten Bergbau-Städten Schemnitz und Kremnitz aufthürmen, den Fluß verscheuchtert und zu seiner plötzlichen Coursveränderung nach Süden bewogen.

Wenig Leben regt sich in der Umgebung der Stadt, nur eine lange Reihe von Ochsen-Schlitten bewegt sich langsam Thal aufwärts, und erinnert mich unwillkürlich an die Salzschlitten-Karawanen der Marmaros.

Leipziger Theater.

Das ausfallende Gastspiel der Frau Hedwig Raabe, welche für die ersten Meßwochen den großen Magnet bilden sollte, hat die Direction sichtlich in Verlegenheit gesetzt: sie sucht nun allerlei ältere Stücke von komischer Wirkung hervor, um dafür Ersatz zu bieten. So erschien neu einstudirt auch das Lustspiel: „Rosenkranz und Güldenstern" von Michael Klapp; ein Stück, welches merkwürdigerweise sich auf dem Repertoire des Wiener Burgtheaters behauptet, während es den übrigen deutschen Bühnen meistens nur einen flüchtigen Besuch abgestattet hat. Das Stück ist ein Schwank, der in einzelnen Scenen etwas vornehmere Allüren zur Schau trägt, und da das Burgtheater sonst keine Schwänke giebt, so war ihm eine zulässige Vertretung dieses Genres willkommen als eine Abwechslung im Repertoire und das Stück that auch als rara avis seine Schuldigkeit; denn auch das Burgtheaterpublicum will einmal die dramatische Muse in Hemdärmeln sehen und einmal lachen ohne ängstliche kritische Controle. Auf den deutschen Stadttheatern und den zweiten Bühnen der großen Hauptstädte hat aber der Stoff von „Rosenkranz und Güldenstern" durchaus nicht den Reiz der Neuheit: da sind solche Reisschwänke und Touristenpossen längst im Schwang; da sind die spleenhaften Engländer und die sächsischen Particuliers und ähnliche Figuren seit langer Zeit typisch und derartige wohlfeile Reisescherze, die aus Verwechslung der Personen hervorgehen, aus Unterschätzung oder Ueberschätzung ihres Standes und Ranges, üben keine sonderliche komische Wirkung mehr aus. Daß zwei vornehme Aristokraten für Schauspieler und ein Bierbrauer nebst Sohn für Aristokraten gehandelt werden, bildet, wenn wir von dem ersten Act absehen, der in der That einen feineren Lustspielton anschlägt, den Kern der Handlung; denn die Liebesscenen sind sehr stiefmütterlich und uninteressant und die Lösung des Knotens geht in einer höchst einfachen Weise vor sich, ohne irgend welche spannende Zwischenfälle, indem der alte Graf seinen hartnäckigen Ueberzeugungen und seinem ganzen Charakter untreu wird. Mit der Wahrscheinlichkeit nehmen es die Schwankdichter nicht so genau: eine Gräfin, die einen Brauereibesitzer wie diesen Sanftleben für ihresgleichen hält und in seinem tölpelhaften Sohn einen jungen Grafen wittert, giebt es nicht in der civilisirten Welt: dafür sorgt der Tick und Instinct, der gewissen Kreisen eigen ist; freilich macht die alte Gräfin Kienborn der Frau Spitzeder selbst den Eindruck einer Brauereibesitzerin und ihr war schon ein apartes Urtheil über stilverwandte Persönlichkeiten zuzutrauen. Wir machen der Darstellerin daraus keinen Vorwurf: es liegt in ihrem Wesen und in ihrer Erscheinung etwas, was den aristokratischen Pli ausschließt, während es kleinbürgerlichen Rollen zu Statten kommt und ihnen eine glänzende Wirkung sichert: nur die Thatsache, daß das Fach der älteren Salondamen bei uns seit Jahren verwaist ist, nöthigt Frau Spitzeder oft zur Uebernahme von solchen für sie wenig geeigneten Partien. Rosenkranz, ein Lebemann aus der Bauernfeld'schen Schule, und Güldenstern, ein aristokratischer Naturbursche mit leidlichem Talent zum Roué, das durch eine frühzeitige Liebe und Verlobung indessen erklärt wird, wurden von den Herren Senger und Ellmenreich entsprechend gegeben: ebenso der Brauer Sanftleben von Hrn. Eichen-

wald, sein Sohn von Hrn. Stöckel, der Engländer von Hrn. Paulik. Eine mit localer Dialektfärbung und sächsischer Volkskomik gut ausstaffirte Charge war der Gutsbesitzer Schmählich des Hrn. Schubert und eine von seinem Humor beseelte Leistung der Fürst Liebenau des Hrn. Conrad. Die jungen Damen sind von dem Dichter gerade nicht glänzend bedacht worden und traten auch in der Darstellung nicht sonderlich hervor. Die Comtesse Clarisse des Frl. Butze war eine schlaue junge Dame, wie es der Dichter verlangt; aber man merkte ihr doch die Comtesse zu wenig an. Das von Hause aus für den Traualtar der Lustspielmuse bestimmte Opfer, die Vilma, wurde von Frl. Friedhoff nicht über das Durchschnittsniveau des verliebten Mädchens gehoben.

Das Carolatheater fährt inzwischen mit vollen Segeln im Fahrwasser der Operette, welche diese Bühne mehr und mehr zu ihrer Specialität zu machen sucht, während im Stadttheater jetzt ein Operettenpersonal nicht vorhanden, und die Muse von Offenbach und Strauß, nachdem sie Frau Geistinger in Schwung gebracht, im Alten Theater wieder eingeschlummert ist. Nachdem Frl. Pagay mit ihrem derben naturwüchsigen Humor eine Reihe von Bühnenabenden für das Publicum des südvorstädtischen Theaters schmackhaft gemacht hat, trat Frl. Mittler in mehreren Rollen besonders als Rosalinde in der „Fledermaus" auf und bewährte sich als eine Gesangssoubrette von anerkennenswerther technischer Ausbildung und einem Stimmsonds, der in einzelnen Lagen nicht ohne Schmelz und Kraft ist. Neuerdings sahen wir sie, und zwar bereits als engagirtes Mitglied, in der Strauß'schen Operette: „Prinz Methusalem", in welcher sie die Titelrolle gesanglich sehr gut durchführte, während sie in ihrem Spiel nicht ganz mit der Keckheit anderer Soubretten wetteifern konnte. Dieser Prinz erschien uns als ein etwas solider Liebhaber, trotz seiner Turnübungen am Nebenspalier; sein militärisches Auftreten war indeß frisch und munter. Die Operette erinnert im Grundton etwas an die „Großherzogin von Gerolstein"; es ist derselbe travestirte Hofstil forcirter kleinstaatlicher Größe; es sind dieselben militärischen Evolutionen nach den Prosceniumslampen hin; nur hat „Prinz Methusalem" einen stärkeren politischen Beigeschmack; es findet sich darin auch eine Parodie auf Duodezrevolutionen, auf Annexionen, und der klägliche abgesetzte Fürst, der wie ein greiser Ubland'scher König sein Leid zur Riesenharfe singt in einem Gassenhauer, bei dem ihn seine Gattin tapfer unterstützt, ist einer der bejammernswerthesten Prätendenten, welche die Phantasie der französischen Autoren, der ja so viele derartige Originale vorschweben, auf die Bühne gebracht hat. Doch im Ganzen ist das Inventar an Motiven, welches der Operette zur Verfügung steht, nicht sehr reichhaltig: karikirte Kleinfürsten und Hofchranzen, schauerliche Conspirationen im Stile der schreienden Meßbilder und ihrer Interpreten, eine komische oder gutkostümirte kleine Heeresmacht, und das am meisten nachhaltige Motiv aus dem alten Singspiel: „Sieben Mädchen in Uniform": das Mädchen als militärischer Jüngling kostümirt, in kleidsamer verführerischer Tracht: das ist der Hausschatz der Operette, seitdem sie die alten Griechen und ihren Olymp nicht mehr vor die Prosceniumslampen schleppt. Prinz Methusalem ist übrigens kein frivoler Courmacher; er trachtet in allen Ehren nach einer ebenbürtigen Liebe; ja er wird schon im ersten Acte verheirathet, und nur politische Verwicklungen machen es nothwendig, daß er sich vi, clam ao precario das jus primae noctis erkämpft, ganz wie Romeo seligen Angedenkens. Seine Pulcinella ist ebenfalls eine durchaus anständige Prinzessin, nur mit einer gewissen Neigung für kleine Schelmereien, welche im Spiel und Gesang des Frl. Lauber wie immer in sehr pikanter Weise hervortrat. Die Duette zwischen den beiden Liebenden, darunter einige Perlen der Strauß'schen Melodik, kamen in Spiel und Gesang durchaus zur Geltung. Sehr ergötzliche Chargen waren der ausgemergelte Fürst Cyprian des Hrn. Präger, die energische Phantoffelschwingerin Sophistika des Frl. Gauger, der bis zum Blödsinn servile Marchese des Hrn. Richter, der an die Haase'sche Darstellungsweise erinnernde Vulcanio des Hrn. Lehmann, der ränkevolle Thronräuber Sigismund des Hrn. Hanno. Der Trombonius des Hrn. Schnelle, der mit dieser Rolle debütirte, war etwas zu wenig burlesk gehalten; für seinen Gesang fand der junge Debütant Beifall.

Die Anspielung unpassender Coupletverse war auch in dieser Operette wieder zu rügen. Was haben die Unterthanen der Fürsten Sigismund und Cyprian mit der deutschen Industrie zu thun? Und wenn der deutsche Kaiser in einem Lobvers mit dem Täppelchen auf dem i, dem Refrain des Couplets, verglichen wird, so wird man an Hegel's Rechtsphilosophie erinnert, wo dem constitutionellen Fürsten eine derartige Bedeutung zugeschrieben wird; doch was soll im Land der Lazzaronis und der Bravos eine ernstgemeinte Strophe, welche den deutschen Kaiser verherrlicht? Wenn die Decorationen in Bezug auf das Colorit einen stimmungsvollen Eindruck machen, so wird dieser wieder durch die Couplets verdorben. Die Ausstattung der Operette war übrigens splendid und das Ensemble ging im Ganzen gut zusammen. Eine Operettenbühne, die sich nicht in einer Millionenstadt befindet und nicht jede Aufführung fünfzig- bis hundertmal wiederholen kann, verbraucht übrigens ein großes Material derartiger Productionen, und es ist die Frage, ob der vorhandene Proviant der Librettisten und Componisten auf die Länge ausreicht. Jedenfalls ist die Pflege des Lustspiels daneben zu empfehlen.

Rudolf von Gottschall.

Vom Leipziger Kunstverein.

Während sich bei meinem letzten Besuche eine gewisse Ebbe in den Bildern bemerklich machte, waren die graphischen Künste ganz vorzüglich vertreten. Die Ausstellung von Reproductionen der Albrecht Dürer'schen Kupferstiche durch Heliogravuren von Amand Durand und J. W. Obernetter ist wol das Interessanteste, was der Verein seinen Mitgliedern in jüngster Zeit geboten hat. Es scheint mir von geringem Betracht, abzuwägen, in wie weit es die Heliogravuren den Lichtdrucken zuvorthun. Das Wesentliche bei einer solchen Sammlung ist ja doch, daß sie ein geschlossenes Bild von dem Entwicklungsgange eines bedeutenden Menschen giebt. Wenigstens nach einer Richtung hin giebt. Denn Albrecht Dürer gehörte zu den Bevorzugten, bei denen Vielseitigkeit nicht zugleich Zersplitterung der Kräfte bedeutet, und die, ob sie den Pinsel führen oder den Grabstichel, ob sie architektonische Entwürfe zeichnen, oder modelliren, der Kunst stets neue Bahnen brechen. Daß der Mensch bei Dürer dem Künstler nicht nachstand, bezeugen seine Zeitgenossen. „Die Malerkunst, so hoch sie auch gestanden," sagt Melanchthon von ihm, „war nur das wenig Bedeutende im Vergleich zu dem Geiste, mit dem er alle Dinge erfaßt und in sich verarbeitet hat."

Die Mode oder — da der Ausdruck vielleicht hier etwas frivol klingt — die Geschmacksrichtung hat sich in den letzten Decennien den alten Meistern deutscher Schulen ganz besonders günstig gezeigt. Während diese früher im Gefolge der großen Meister der Renaissance etwas vernachlässigt einherschritten, weist man ihnen jetzt Ehrenplätze an und zieht sie in den Vordergrund. Man verfolgt ihren Bildungsgang bis ins kleinste Detail, forscht nach ihren verborgensten Beziehungen und legt ihren Allegorien und Phantasiestücken Deutungen unter, die sehr geistreich sind und nur den Nachtheil haben, oft nicht in den Rahmen der Zeit zu passen, dem die Originale angehören. Vor einem Jahrzehnt war Holbein der Jüngere ein Hauptobject der Kunstwissenschaft.

Sicher hatte es dieser, als er Deutschland verließ, um nach dem blutbefleckten Hofe Heinrich VIII. zu ziehen, nicht vorausgesehen, daß im Vaterlande einst ein Streit um eines seiner Bilder — die Madonna mit der Familie des Bürgermeister Meyer — entbrennen würde, wie er in den Annalen der friedlichsten Kunst gewiß nicht oft verzeichnet ist. Vielleicht hätte es ihn nicht einmal sehr berührt, wenn er es gewußt. Was im Vaterlande geschah, kümmerte ihn wenig. Mit kosmopolitischer Gleichgiltigkeit verhielt er englischen Lords und Ladies — theils von zweifelhaftem Ruf — durch seinen Pinsel zur Unsterblichkeit, während das Volk daheim im tiefsten Innern bewegt wurde und unter Angst und Schmerzen einen neuen Glauben gebar.

Ganz so ernst ging's bei dem bekannten Madonnenkriege glücklicherweise nicht her. Er konnte mit der Feder ausgefochten werden und das ist gründlich geschehen. Denn erst nachdem man Alles gesagt, was sich nicht nur von Holbein, sondern auch von Holbein's Vater, Großvater und sämmtlichen Verwandten sagen ließ — erst nachdem man nicht nur den Bürgermeister Jacob Meyer und dessen Familie bis in seine frühseste Vergangenheit stedbrieflich verfolgt, verhört und beurtheilt hatte, sowie alle diejenigen, welche Holbein je gemalt, gezeichnet oder gestochen hatte, oder die er auch nur je hätte malen, zeichnen oder stechen können, schwieg der Kampf — die Munition war vollständig verschossen. Das kunstsinnige Publicum aber, das ihm mit höchster Spannung gefolgt war, konnte endlich wieder Athem schöpfen.

Jetzt ist die Aufmerksamkeit auf Albrecht Dürer gerichtet. So viel auch bereits über ihn gedruckt, ich zweifle nicht, daß der Gegenstand noch lange vorhalten wird. Charles Ephrussi, ein bekannter Dürer-Enthusiast, bereitet, wie mir neulich versichert wurde, den Lesern der „Gazette des beaux Arts" schon wieder eine kleine Ueberraschung hinsichtlich eines neu aufgefundenen Blättchens mit dem bekannten Zeichen vor, und Moritz Thausing, welcher bis jetzt das umfassendste und wissenschaftlich bedeutendste Werk über Dürer geschrieben, wird die nächste Auflage noch um ein Ansehnliches vermehren können. Ich habe eine ganz außergewöhnliche Hochschätzung für die Kunstliteratur, aber ehrlich gestanden sind mir bei einem Maler seine Werke immer noch interessanter wie seine Biographen, und wenn man mich hinsichtlich der Dürer'schen Blätter um einen Rath gefragt — eine Voraussetzung, die sich wol schwerlich weder bei dieser noch ähnlicher Gelegenheit erfüllen wird —, so hätte ich den gegeben, sie doch einmal statt im Lichte der Commentare, die über sie existiren, im Lichte der historischen Quellen jener Zeit anzusehen. Manches sehr modern angehauchte Motiv — recht Goethisch zuweilen —, das man einzelnen Blättern, wie der „Melancholie", den Hexen- und Teufelsphantasien unterlegt, würde da vielleicht eine etwas andere Deutung gewinnen. Man würde sich erinnern, daß in jener Zeit der „Maserei des Glaubens in den Gemüthern" Gewissensscrupel und innere Kämpfe oft sinnlich wahrnehmbare Gestalt für die Betheiligten hatten und daß der Teufel ihnen keine bloße Abstraction war, sondern daß sie, als sei er Fleisch und Blut, sich gegen ihn zur Wehr setzten. Man braucht hier nur an Luther zu denken oder an die brastische Erzählung der Helene Kottanerin, als sie die Krone Ungarns für das königliche Wickelkind, Ladislaus, entwendete. Auch die Thierwelt hatte damals noch das Vorrecht des Dämonischen, fast wie im Alterthum, was mir die Zeichnungen Dürer's lebhaft zu vergegenwärtigen scheinen. Mit Deutschland theilte Italien diesen Aberglauben, ja es war, obwol es in der Bildung damals bekanntlich voranschritt, in manchem noch viel krasseren befangen. Ist es doch, als sei die Entführung der Ammone durch ein Seeungeheuer, eines der interessantesten Blätter der Sammlung, nur die Illustration zu einem Vorgange, dessen (nach Burkhardt) Poggio, einer der radicalsten Denker des damaligen Italiens, als einer wirklichen Begebenheit erwähnt. Er erzählt nämlich, daß ein Triton, bärtig und mit Hörnchen, unten in einen Fischleib ausgehend, also gerade als habe er zu dem Dürer'schen Stich gesessen, am dalmatinischen Ufer gesehen worden sei, der Weiber und Kinder vom Ufer weggefangen habe, bis ihn fünf tapfere Mannschaften mit Steinen und Prügeln getödtet hätten. Dürer's Neigung, das Charakteristische einer Persönlichkeit vor Allem scharf aufzufassen, machte ihn zu einem sehr angesehenen Porträtisten, obgleich es fast scheint, als ob man ihn von einer gewissen Uebertreibung in dieser Eigenschaft nicht freisprechen könne. Die der Sammlung beigegebenen Bildnisse waren wol Jedem längst bekannt. Einen großen Theil der Dürer'schen Kupferstiche nimmt die Madonnen-Sammlung ein. Wir haben da die: Madonna mit der Heuschreck, mit der Birne, mit dem Wickelkind, mit dem Affen und noch viele andere. Ich weiß, welch hohen Werth — nicht nur historischen, sondern auch ästhetischen — anerkannte Kunstkenner gerade diesen Madonnen beilegen. Trotzdem muß ich bekennen, daß mir der Mangel eines gewissen idealen Schönheitssinnes — nur wenige Blätter Dürer's lassen ihn nicht vermissen — nie schärfer entgegengetreten ist, als gerade in ihnen. Statt dem Unvollkommnen des individuellen Menschen durch Veredelung der Form eine höhere Weihe zu geben, ist es hier oft bis zur Caricatur herausgebildet. Sie mögen hochachtbare Bürgersrauen von Nürnberg gewesen sein, diese Madonnen, aber vom Ideal einer Gottesmutter sind sie himmelweit getrennt. Ja, man könnte fast annehmen, als habe Dürer, der bekanntlich auf der Seite der Reformatoren stand, wenn auch nicht unbedingt, selbst gegen den antikisirenden Schönheitssinn der italienischen Papisten, mit diesen Madonnen protestiren wollen. Fehlte ihm aber auch ein gewisser idealer Schwung in der Form, so besaß er dafür etwas, was ihn uns theuer macht, trotz dieses Mangels. Das war der Ernst und die Aufrichtigkeit, mit der er seine eigene Ueberzeugung in der Kunst nach jeder Seite hin vertrat. Darin sind nur Wenige ihm gleich gewesen und das wird ihm einen bleibenden Werth in der Kunstgeschichte sichern, selbst wenn die gegenwärtige Begeisterung, die ihm neuen Lorbeer flicht, etwas verrauscht ist. Wer weiß, dankt er sie nicht gerade seinen Mängeln, die unserer Zeit verwandter sind, als seine großen Eigenschaften. Auch die moderne Kunstrichtung hat mit dem Ideal gebrochen und einen bis zum Aeußersten getriebenen Naturalismus an seiner Stelle zum Princip erhoben. Wie lange wird er herrschen?

Franz Bidal.

Schloß Hubertusburg.

Dem Schloß Hubertusburg sonst und jetzt hat Oberlehrer W. Riemer in Hubertusburg eine liebevolle monographische Skizze gewidmet, welche soeben die Presse verlassen hat und als Beigabe eine lithographische Ansicht des Schlosses mit seinen Anlagen aus der Vogelperspective enthält. Schloß Hubertusburg, bekannt durch den daselbst am 1. März 1763 geschlossenen Frieden, welcher dem siebenjährigen Kriege ein Ende machte, ist schon wiederholt in dieser Zeitung, auch in der Wissenschaftlichen Beilage (so 1863 Nr. 15 und 1872 Nr. 26) Gegenstand der historischen Behandlung gewesen, und wir dürfen somit seine frühere Geschichte als bekannt voraussetzen. Vom König Friedrich August I. 1721—24 erbaut und zum Jagdschloß bestimmt und der Schauplatz mancher Festlichkeiten, dann von den Preußen 1761 (nicht 1760, wie irrthümlich angegeben) geplündert und zerstört, hierauf 1763 als Stätte des Friedensschlusses vielgenannt, von Kurfürst Friedrich August III. wieder hergestellt, seit 1791 in der Hauptsache als riesiges Militärmagazin und nebenbei zu Privatwohnungen und als Absteigequartier des

Landesherrn, inzwischen vorübergehend von 1813—15 als Lazareth dienend, ist es in der Jetztzeit lediglich Humanitätszwecken gewidmet, denn König Friedrich August II. ließ daselbst 1837 ein Hospital für arme, alte Männer und Frauen, ferner eine Heilanstalt für schwere, chronische Kranke, eine Versorgungsanstalt für Blödsinnige und Epileptische, sowie neue Strafanstalten errichten, welche letzteren indeß inzwischen theils ganz wieder aufgehoben, theils nach andern Orten verlegt worden sind. So wurde das 1837 daselbst gegründete Landesgefängniß für solche Gefangene, die die bürgerlichen Ehrenrechte nicht verloren hatten, besonders politische Verbrecher (darunter der verstorbene Gründer der „Gartenlaube", Ernst Keil), 1872 wieder aufgehoben und einige Zellen dienten nur noch eine Zeit lang zur Aufnahme von Festungsgefangenen, worunter die hervorragendsten Socialistenführer; so ging das 1838 gegründete Arbeitshaus für weibliche Sträflinge schon 1871, die Anstalt für weibliche Correctionäre 1874, das 1840 errichtete Pensionär-Correctionsinstitut für junge Männer der besseren Stände 1873 wieder ein, so daß daselbst gegenwärtig unter dem Namen „Vereinigte Landesanstalten zu Hubertusburg" nur noch Pflege- (bezw. Erziehungs-), Heil- und Versorgungsanstalten bestehen und das Buch für solche, die sich für das jetzige Hubertusburg interessiren, unentbehrlich ist; denn die 1844 erschienene Monographie des Pastors Bergsträßer befaßt sich in der Hauptsache nur, abgesehen vom geschichtlichen Theil, mit den Strafanstalten. Die älteste humanitäre Anstalt ist das aus einer alten Privat-Stiftung (von 1456) hervorgegangene, am 2. Mai 1839 eröffnete Landeshospital, für vorerst 60 Personen bestimmt, die bedürftig und würdig und über 50 Jahre alt sein und jährlich 50 Thaler Verpflegung zahlen mußten; dieser Anstalt trat 1853 noch eine 2. Abtheilung, das sogenannte Pflegehaus, hinzu, namentlich für solche unbescholtene Hilfsbedürftige, die aus Dringlichkeitsrücksichten, besonders unverschuldeten Körpergebrechen ꝛc. aufgenommen werden können und eventuell auch noch nicht 50 Jahre zählen. Die Verpflegsbeiträge betragen für Abtheilung I 216, für Abtheilung II 108 ℳ, Gemeinden zahlen davon nur die Hälfte. Der Zudrang zu beiden Abtheilungen ist stets ein großer. — Die Krankenhäuser zerfallen gleichfalls in 2 Abtheilungen. Die erstere bildet das am 1. Mai 1840 eröffnete Landesiechenhaus für solche Kranke, deren körperliches Uebel ihre Absonderung von andern erfordert; für völlig zu isolirende Körperkranke ist 1862 das „neue" Siechenhaus erbaut worden. Die zweite, das eigentliche Landeskrankenhaus, ebenfalls am 1. Mai 1840 gegründet, dient zur Aufnahme namentlich Unbemittelter, die an acuten oder chronischen äußeren oder inneren Körperkrankheiten leiden und nach ihrer Genesung übrigens auch in der Anstalt auf einige Zeit noch Beschäftigung erhalten können; Epileptische fanden von 1860—77 gleichfalls dort Aufnahme, seit welcher Zeit eine solche Anstalt in Königswertha besteht. Die Zahl der Aufzunehmenden betrug anfangs 30, später weit mehr. Für gewöhnliche Verpflegung sind jährlich 216 ℳ, für Einzelverpflegung 540 ℳ zu entrichten; (sächsische) Gemeinden zahlen für ihre Pfleglinge nur 108 ℳ. — 1850 wurde ferner eine Versorgungsanstalt für unheilbare weibliche Geisteskranke unter dem Namen „Versorghaus zu Hubertusburg" errichtet und wiederholt bedeutend erweitert, da der Zudrang immer zunahm. Dies Versorghaus enthält 3 Classen, solche, welche jährlich 756 ℳ (und mindestens 162 ℳ für Nebenbedürfnisse), solche, welche 450 ℳ (und mindestens 90 ℳ für Nebenbedürfnisse) und 3. solche, welche 216 ℳ entrichten; Gemeinden zahlen für die 3. Classe, in welche auch die Kinderstation rangirt, 108 ℳ; Reconvalescenten finden nachher in einer der 3 Meiereien Platz, welche Colonien des „Versorghauses" sind. Dieses Versorghaus erfreut sich, wie natürlich, der ganz besonderen Fürsorge der Regierung. Nebendem ist noch eine Erziehungsanstalt für (bildungsfähige) blödsinnige Kinder, zunächst 1846 blos als Versuchsanstalt, 1852 aber definitiv ins Leben gerufen, seit 1857 auch für Mädchen; Verpflegsbeitrag 216 ℳ (eventuell auch weniger, Gemeinden 108 ℳ); für entlassene Blödsinnige ist auf Veranlassung des derzeitigen Oberlehrers Pflugk eine Unterstützungscasse gegründet worden, die 40 000 ℳ beträgt und aus der schon wiederholt jährlich über 1200 ℳ gezahlt worden sind, doch bedarf die Casse dringend noch weiterer milder Spenden, um allen Anforderungen zu entsprechen, und werden solche vom Begründer der Anstalt stets dankend entgegengenommen; die Zöglinge bleiben auch nach ihrer Entlassung unter der Obhut des Oberlehrers, der zu dem Behuf periodisch wiederkehrende Inspectionsreisen zu machen hat. Schließlich besteht auf Hubertusburg eine Blindenvorschule für Kinder beiderlei Geschlechts, welche, anfangs für 30 Zöglinge bestimmt, 1869 und 1870 gleichfalls erweitert werden mußte; die Aufnahme in diese Anstalt erfolgt gewöhnlich nicht vor dem 6., nie aber vor dem 4. Jahre. Im Jahre 1876 betrug die Schülerzahl schon 60, so daß am 3. Oct. 1877 eine Anzahl Schüler in die neue Vorschule zu Moritzburg überführt werden mußte. Der Verpflegungsbeitrag beträgt gleichfalls 216 ℳ (Gemeinden die Hälfte; auch existiren eine Anzahl Freistellen). — Der Verwaltungsapparat der gesammten Anstalten ist natürlich ein sehr ansehnlicher. Die Oberleitung hat ein Arzt als Director, dem 4 promovirte Aerzte, der erste als sein Stellvertreter, zur Seite stehen. Außerdem hat die Anstalt 2 protestantische Geistliche und für Angehörige der katholischen Kirche den daselbst angestellten katholischen Pfarrer. Erziehung und Unterricht der Kinder liegt in den Händen von 6 Anstaltslehrern, deren 2 den Titel Oberlehrer führen und denen das nöthige Aufsichts- und Wärterpersonal zur Verfügung steht. Ferner hat die Anstalt noch je einen besonderen Rendanten, Wirthschaftsinspector, Inventarverwalter und das nöthige Expeditions- und Aufsichtspersonal. Außerdem bilden die Beamten der Anstalt die freiwillige Feuerwehr derselben. Bei der letzten Volkszählung hatte Hubertusburg einschließlich der in den Neckwitzer Colonien Untergebrachten 2092 Einwohner, nämlich 185 Personen in selbständiger Haushaltungen, Beamte und deren Angehörige, 13 Wärter, 120 Wärterinnen, 63 Personen im Landeshospital, 91 Personen im Pflegehaus, 103 im Landeskrankenhaus, 53 im Siechenhaus, 1266 im Versorgungshaus (incl. Kinderstation), 82 in den Colonien (Meiereien), 84 in der Erziehungsanstalt für blödsinnige Kinder und 32 in der Blindenvorschule, wozu noch 65 Personen insgesammt am Zähltage beurlaubte kamen. Seine Majestät König Albert, der für sich das nahe Wermsdorfer Schloß hat wieder herrichten lassen, hat auch die Hubertusburger Anstalten wiederholt mit seinem Besuche erfreut, ebenso Ihre Majestät die Königin Carola, welche eine wahre Freundin der Elenden und Kranken, eine Landesmutter im echten und edelsten Sinne des Wortes, selbst den vom härtesten Schicksal Heimgesuchten persönlich ihre Theilnahme des öfteren huldreich bezeugt hat. So waltet über der alten Hubertusburg, von der schon 1763 einmal das ersehnte Wort „Frieden" durch die Lande erscholl, auch jetzt noch und hoffentlich auf lange, lange Zeit der Engel des Friedens und schafft neuen Segen und lindert Elend und Noth Jahr aus Jahr ein.

K. 8—n.

Bücherbesprechungen.

—ψ—. Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt. Ueber das Legen, Tragen und Wiegen, Gehen, Stehen und Sitzen der kleinen Kinder bei verschiedenen Völkern der Erde. Beobachtungen und Studien von Dr. med. H. Ploß, praktischem Arzte (nicht wie auf dem Titel steht: „praktischer Arzt") in Leipzig.

Mit weit über 100 Abbildungen. Berlin, Verlag von Aug. Berth. Auerbach, 1881. (S. XII, 120; gr. 8.) — Seit einer langen Reihe von Jahren bearbeitet Dr. Ploß ein ganz eigenartiges Gebiet der vergleichenden Völkerkunde, auf dem es ihm kein Fachgenosse gleich thun dürfte. So ist er auf dem betreffenden Felde eine Auctorität, von der wir jede Gabe mit Dank entgegen nehmen. Die Domäne, welche er mit eben so viel Fleiß wie glücklichem Erfolge bebaut, ist die Geschlechtssphäre des Weibes und das Kind in ethnographischer Beziehung. Diesen interessanten Specialstudien verdanken wir nun bereits reiche Früchte. So veröffentlichte Dr. Ploß außer einer Anzahl kleinerer Schriften „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker", welches Buch wir seiner Zeit in diesen Blättern (Wiss. Blge. 1877 Nr. 102) nach Verdienst gewürdigt haben. Jüngst hat er nun die weiteren Ergebnisse seiner Forschungen in dem oben angeführten Werke niedergelegt, für das wir ihm aufs Neue verbunden sind, denn wir erhalten eine solche Fülle werthvollen, bis jetzt meist unbeachteten oder ungekannten ethnographischen Materials, daß unsere Kenntnisse nach dieser Seite des Völkerlebens hin und unsre Anschauungen darüber ganz wesentlich erweitert werden. Es ist ohne Zweifel, sagt der Verfasser, ein hochinteressanter Theil der Naturgeschichte der Menschheit, dessen weitere Vernachlässigung uns gewiß zum Vorwurf gereichen würde. Denn die Aufgabe, über die besondere Lagerungs- und Einhüllungsweise, über das Bergen und Schützen der Kinder bei allen Völkern Vergleichungen anzustellen, tritt an uns gewiß viel ernster heran, als die Frage über den Nestbau der Vögel, welche man in Sammlungen und Schriften schon von jeher eingehend cultivirt hat. Von diesem Vorwurf hat uns Ploß nun befreit und dadurch nicht nur der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet, sondern auch in seiner Eigenschaft als praktischer Arzt und namentlich als Frauen- und Kinderarzt manchen für die Zwecke des täglichen Lebens recht brauchbaren Wink in Bezug auf Hygiene und Pädagogik gegeben. Die Methode der vergleichenden Forschung, auf welcher ein gut Theil unserer heutigen wissenschaftlichen Errungenschaften beruht, gelangt immer mehr auch in der Völkerkunde zur Anwendung und erhebt diese Wissenschaft zu dem Range der vergleichenden Anatomie, der vergleichenden Sprachforschung, der vergleichenden Sagen- und Mythenkunde, der vergleichenden Religionswissenschaft und ähnlicher Disciplinen. Auch Ploß hat die Methode der comparativen Forschung befolgt und liegt hierin ein besonderer Werth der nach jeder Seite hin werthvollen Schrift. Dabei hat sich der Verfasser nicht begnügt, nur die Thatsachen zu sammeln und je nach ihrer Bedeutung als Homologien zusammenzustellen, sondern er hat auch die Ursachen, welche die ähnlichen Erscheinungen bedingen, in scharfsichtiger Weise zu erörtern versucht. Ausdrücklich verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß er den Gegenstand erschöpft habe, vielmehr ist es ein erster Versuch, den weiter zu führen und zu ergänzen Dr. Ploß in einer zweiten Auflage hoffentlich recht bald Gelegenheit finden wird, ebenso um kleine, bei derartigen Arbeiten stets unvermeidliche Unrichtigkeiten auszumerzen. Wesentlich zum Vortheil des Buches gereichen auch die Abbildungen, die an sich in Zeichnung und Schnitt wohl gelungen, aber im Druck etwas sauberer hätten ausgeführt sein können.

△ Zur Städtereinigungsfrage. Erstes Heft: Die Schwemmcanalisation vor den Berliner Stadtverordneten am 14. October 1880. Eine historisch-kritische Studie. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung 1881.— Die Frage, ob mit der Berliner Schwemmcanalisation und Rieselwirthschaft ein glücklicher Griff gethan oder — wie der Verfasser der vorliegenden Broschüre nachzuweisen versucht — ein großer Fehler begangen worden ist, hat in erster Reihe für die Bewohner und Steuerzahler von Berlin ein hohes Interesse, in zweiter allerdings auch für alle diejenigen, welche sich für die wichtige Frage der Städtereinigung überhaupt interessiren. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, die Schwemmcanalisation Berlins, wie sie bisher ausgeführt und betrieben worden sei, leide an dem grundstürzenden Fehler, daß sie die Verwerthung der städtischen Abfälle als gleichgiltig vernachlässige und meint, man dürfe dagegen die Augen nicht länger verschließen, sondern müsse auf die Anfänge zurückgreifen und mit rücksichtsloser Selbstkritik von vorn beginnen. Der städtischen Verwaltung der Reichshauptstadt, sowie den bei der Ausarbeitung und Ausführung der Canalisationsvorlage betheiligten Sachverständigen und Nicht-Sachverständigen geht er dabei scharf zu Leibe! Wenn übrigens der Verfasser in der Vorrede sagt, seine Kritik sei eigentlich zunächst für Berlin niedergeschrieben und deshalb in einer dasigen Zeitung nach und nach veröffentlicht worden, so wollen wir diese Mittheilung dahin ergänzen, daß es — der „Berliner Börsen-Courier" war, welcher eine Zeit lang mit den bandwurmartigen Ausführungen des Verfassers angefüllt war.

— Saling's Börsen-Jahrbuch für 1881/1882, bearbeitet von W. L. Hertslet und Th. Stegemann (Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung; Pr. geb. 10 ℳ), liegt, nachdem das Schlußheft soeben zur Ausgabe gelangt ist über die früher erschienenen Hefte vergl. Nr. 43, 53 u. 67 der Wiss. Bl.), nunmehr vollendet vor und bietet stoffsich vollständig das derzeit Wissenswerthe aus den fünf Bänden der „Saling'schen Börsenpapiere", deren Quintessenz hier in Einem, allerdings 63 Bogen starken, gleichwol aber bei der Compreßheit des Druckes und der Qualität des zwar dünnen, aber festen Papiers nicht übertrieben voluminösen Bande vorliegt. Selbstverständlich konnten die einzelnen Staatspapiere, Banken, Industriegesellschaften und Eisenbahnen nicht in derselben ausführlichen Weise wie im Grundwerke behandelt werden, alles für die Gegenwart Wichtige ist daraus aber in thunlichst zusammengedrängter Form wiedergegeben. Besonders dankenswerthe Beigabe ist ein Auszug aus dem neuen Börsensteuergesetz, welches die wichtigsten Bestimmungen des letzteren klar und allgemein verständlich darlegt. Ein Nachtrag bringt das ganze Werk bis zum 1. September 1881 au courant. Es sind demnach theils im Text selbst, theils in diesem Nachtrage alle neu eingeführten Staatspapiere und Pfandbriefe mit enthalten, ebenso die verschiedenen neuen Banken (insbesondere die Maklerbanken), Pferdebahnen ꝛc. Bei den Industriepapieren ist, falls eine längere Dividendenlosigkeit vorliegt, das Anwachsen bez. Abnehmen der Unterbilanz in den letzten Jahren angegeben, bei den Bau- und Terrain-Gesellschaften die allmälige Realisirung ihres Besitzes und die damit verbundene Reduction ihres Actiencapitals; bei den Banken und Industrie-Gesellschaften die Gründerrechte und Vorschriften betreffs der Gewinnvertheilung, auch die wichtigsten Personalnotizen; bei den Eisenbahnen sind ebenfalls alle Daten von Bedeutung aufgeführt, bei den verstaatlichten oder zu verstaatlichenden insonderheit die Bedingungen der Verstaatlichung, bei allen Actiengesellschaften endlich außer den neuesten Bilanzen und Gewinn- und Verlust-Conten auch alle etwa vorgekommenen Capitalveränderungen infolge von Erhöhung, Reduction ꝛc. des Actiencapitals. Die beigefügten Verzeichnisse über Actien liquidirender Gesellschaften und werthlos gewordene Actien werden gleichfalls dem Geschäftsmanne wie dem Capitalisten hoch willkommen sein. Ein gut gearbeitetes, übersichtliches Register erleichtert endlich das Auffinden der einzelnen Papiere nach Möglichkeit. Die äußere Ausstattung des Buches ist höchst geschmackvoll und schließt sich in Format und Einband den bekannten Bädeker'schen Reisehandbüchern an.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 78. Donnerstag, den 29. September. 1881.

Inhalt: Der erste sächsische Weltumsegler, von Herrmann Vogt. — Bücherbesprechungen (Goethe's Briefe. Die polnische Literatur in Deutschland, von L. Kurzmann. Kaiserin Elisabeth, Roman von Gr. Samarow. Johannes, poetische Erzählung von H. Freimann. „Aus beiden Hemisphären", englische Dichtungen des 19. Jahrhunderts, übertragen von Edm. v. Beaulieu-Marconnay. Artemidoros aus Daldis Symbolik der Träume, übersetzt zc. von Friedr. S. Kraus. Brockhaus' Conversations-Lexikon, 13. Auflage).

Der erste sächsische Weltumsegler.

In den neuesten Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle finden wir die Beschreibung einer schon am Ende des 17. Jahrhunderts, also vor beinahe 200 Jahren von einem sächsischen Edelmanne ausgeführten Weltumsegelung, die bislang gänzlich unbekannt geblieben war. Der bekannte Geograph, Professor Dr. A. Kirchhoff in Halle, hat in dem Gräflich Stolbergischen Archive die dem kühnen Reisenden vom Magister Johann Durrius, Pastor in dem Elbstädtchen Pretsch, gehaltene Leichenrede, nebst einer Lebensbeschreibung desselben entdeckt, welche in damaliger Schreibweise den Titel führt:

Decennium memorabile.
Das ist
Gründliche Beschreibung, der Weitleuftigen, und zu Land und Wasser gesehrtichten Reisen, durch Europam, Africam und Americam. Mit vorgehens gehaltener Christlichen Leichpredigt. Bey bestattung, des Weyland Wol Edlen Bernhard von Mittitz, zu Pretsch, Churfürstl. S. Durchl. verdienten Haupt- auch hiebevorn in frembden Landen wolversuchten und erfarnen Kriegsmannes. Welcher den 18. Tag Novembr. des abgewichenen 1626. Jahres
Selig im Herrn entschlaffen.

Leider ist das während dieser Fahrt um die Erde geführte „Reisebüchlein" weder im Mititz'schen Familienbesitz noch im Dresdner Staatsarchive aufzufinden gewesen, so daß dessen Vorhandensein nur aus dem „Decennium memorabile" bekannt ist. Dieses selbst stützt sich vornehmlich auf jene Aufzeichnungen, und ist deren Verlust um so mehr zu bedauern, als dem braven Magister sowol Sprachkenntniß, als auch geographisches und naturhistorisches Wissen nicht in genügendem Grade zu eigen gewesen sein mögen, um das theilweise spanisch geschriebene Tagebuch in ungeschmälertem wissenschaftlichen Werthe zu ersetzen. Professor Kirchhoff hat den Inhalt des Decennium geprüft und gesichtet, und seinem Aufsatze sind die nachfolgenden Notizen entnommen, die im engern Vaterlande des längst verstorbenen kühnen Mannes reges Interesse erwecken dürften. —

Bernhard v. Mittitz ist auf Schloß Scharfenort in der Gegend von Meißen geboren, wo auch das Stammhaus des Geschlechts v. Mintwitz liegt. Er hat ein vielbewegtes Leben geführt, schon 1591 und 92, kaum zwanzigjährig, an den Kriegen in Frankreich und den Niederlanden Theil genommen, nach der Weltumsegelung große Reisen in Italien und Spanien gemacht, später im kurfürstlichen Auftrage diplomatische Missionen an den Höfen von Frankreich, England und Oesterreich ausgeführt und als Hauptmann der Grafschaft Mansfeld im dreißigjährigen Kriege sich auch militärische Verdienste erworben. Das war bekannt und ist auch bereits geschildert, während die Thatsache einer „Reise um die Welt" erst jetzt an das Tageslicht gezogen ist.

Ueber der Veranlassung zu dieser Fahrt schwebt ein gewisses Dunkel, denn wenn der damals im 25. Jahre stehende deutsche Edelmann am 13. December 1594 in Dieppe sich als „Hauptmanns Leutnant" mit einer Compagnie bewaffneter Mannschaft nächtlicher Weile einschifft, so macht das den Eindruck eines kecken Freibeuterunternehmens, bei dem es auf Schleichhandel, auf gelegentlichen Sclavenhandel und Seeräuberei abgesehen gewesen zu sein scheint. Diese Vermuthung erhält auch durch die folgenden Abenteuer weitere Bestätigung, wie derartige Züge zu überhaupt im Geiste der Zeit ihre Begründung finden.

Das Schiff erreicht am Neujahrstage 1595 die Canarischen Inseln, von wo „die wohlsingenden Canarien-Vogel in Spanien und unsere Lande" kommen. Die Bevölkerung scheint den bewaffneten Fremden, welche durch eine Windstille hier acht Tage aufgehalten wurden, nicht freundlich gesinnt und stört sie im Frischang; am 13. Januar bekommen sie die Küste des afrikanischen Festlandes in Sicht, tauschen gelegentlich den üblichen Seemannsgruß mit einem begegnenden größeren englischen Geschwader aus und sind des feindlichen Empfangs wegen genöthigt, die Inseln vom „grünen Ende" (cap verde) bald wieder zu verlassen. Am 1. Februar sehen sie an der Küste von Guinea zum ersten Male Neger, „das schwarze, wilde und nackete Volk", welches mit Kähnen zum Tauschhandel an Bord kommt. An der Küste entlang fahrend, „gerathen sie unter die Mohren, derselben sie zwölfe mitgenommen und verkaufft haben". Südlich des Rio grande wurden sie demnächst Zeuge der damals ganz ungescheut getriebenen Menschenfresserei, „inmassen sie den Fleisch von einer Negresse (von einer schwarzen Möhrin Braten) für ihren Augen gesehen".

In Südafrika scheint man nur kurze Zeit verweilt zu haben, denn schon am 6. März befindet sich das Schiff auf der Fahrt zwischen Mozambique und Vorderindien. Calicut wurde nicht angelaufen, wol aber Goa, als der Sitz des spanischen Vicekönigs, und Malaka.

Von der Fahrt über den Stillen Ocean wird Nichts berichtet; am 10. Februar 1596 wirft das Schiff an der Nordküste Venezuelas, bei der Perleninsel (Margarita) Anker. Die Spanier sammelten hier die echten Muscheln durch Negersclaven, welche die reiche Beute bis zu 12 Klaftern aus der Meerestiefe heraufholten. — Gegen Ende März 1596 legt man in aller Stille hinter einer kleinen Insel an der Nordküste von Hayti an. Jeder Handelsverkehr mit Fremden war auf der Insel streng verpönt, Schleichhandel war also sehr lockend und sehr gewinnreich. Wahrscheinlich hat unsere „Compagnie" hier auch Schmuggelgeschäfte treiben wollen, sie geht wenigstens nur heimlich und mit großer Vorsicht an Land, um Trinkwasser einzunehmen und „ihre Kaufmannschaft" d. h. die noch immer an Bord befindlichen 12 Neger „zu verhandeln". Verrätherisch werden sie angegriffen und überwältigt. Mititz wird ohne Sattel und Zaum auf ein Pferd gesetzt, das an den Schwanz eines Soldatenpferdes festgebunden

ist und mit seinen Schicksalsgefährten nach der Hauptstadt Domingo als Gefangener abgeführt. Sieben Wochen dauerte dieser Marsch durch die herrliche tropische Landschaft zunächst im Thale des Yaquefl usses hinauf und dann in der Ebene des Yuna. Im Ganzen war die Behandlung glimpflich und als ein Mal gegen die Gewohnheit nach dem Tagesmarsche unser Landsmann in Fesseln die Nacht zubringen sollte, schaffte ihm das „Küchenlatein", über das er von der Zeit der Wittenberger Hörsäle her noch verfügen konnte, in dem Priester des Orts einen Gönner, der ihn nicht nur gastfreundlich bei sich aufnahm, sondern ihm noch kluge, lateinisch verfaßte Instructionen in Bezug auf das Halsgericht, das seiner wartete, mit auf den Weg gab. Diesen Instructionen scheint er sein Leben zu verdanken, denn während der Schiffscapitän Mason und der Oberteuermann gehenkt, die Mannschaft zu zweijähriger Galeerenstrafe verurtheilt wird, geht er nicht nur straflos aus, sondern der Gouverneur Lope, der Gefallen an ihm zu finden scheint, nimmt ihn in seinem eigenen Palaste als Gast auf. Gegen den Rath dieses seines Freundes geht er am 20. August auf einem kleinen Fahrzeuge zur Heimreise auf See, leidet an der Südspitze Haytis Schiffbruch, so daß er nur das nackte Leben auf einer wüsten Insel rettet und erst nach vielen Mühen und Drangsalen wieder nach Domingo zurückkehrt. Der Präsident empfängt ihn mit gleicher Güte und behält ihn, bis er am 19. October mit einer Kaussahrerflottille zum zweiten Male in See sticht. Wol hat diese Flotte Kämpfe mit einem englischen Schiffe zu bestehen, dem nach der reichen Ladung gelüsten mag, aber glücklich kommt sie und mit ihr Mitnik in Europa an, der am 23. December 1596 in Sevilla zum ersten Male seit zwei Jahren wieder den Fuß auf europäischen Boden setzen kann.

Herrmann Vogt.

Bücherbesprechungen.

— **Goethe's Briefe.** Verzeichniß derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Ueberssichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethe's zu diesen, und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethe's. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 1. Lieferung. Berlin, 1881. Verlag von Gustav Hempel (Bernstein und Frant).

Dieser Titel ist so ausführlich, daß ein Referent über Zweck und Einrichtung der Schrift nichts hinzuzufügen hat. Goethe's Briefe sind bis jetzt nicht in seine gesammelten Werke aufgenommen; den bedeutenden Gehalt, der in einer großen Zahl derselben verborgen ist, die wichtigen Aufschlüsse, die sie über Leben und Werke Goethe's darbieten, kann sich der Goethefreund nur verschaffen, wenn ihm eine ansehnliche Bücherssammlung zur Seite steht. Zwar besitzen wir zwei Sammlungen von Goethe's Briefen; allein die erste, von H. Döring, 1837 erschienen, ist so veraltet, daß sie nicht viel mehr als den zwanzigsten Theil der jetzt gedruckten Briefe enthält, und selbst eine spätere, in der Berliner Verlagsanstalt von 1856 bis 1865 herausgekommene Sammlung bleibt weit hinter dem gegenwärtig bekannten Goethe'schen Briefbestande zurück. Eine neue Sammlung zu veranstalten, wäre verfrüht, da noch wichtige Ergänzungen dieses Bestandes bevorstehen, z. B. die vierte abermals ergänzte Auflage von Goethe's Briefwechsel mit Schiller — von dem bis heute (Mitte Septembers) nur der erste Theil erschienen ist —, mit Cotta, mit Bettina v. Arnim, ungerechnet die Briefe, von deren Vorhandensein wir unterrichtet sind, ohne zu wissen, ob deren Veröffentlichung zu hoffen ist.

Was die Einrichtung des vorliegenden Briefverzeichnisses betrifft, so glaubt der Referent, daß alle, die mit Goethekunde sich beschäftigen, ein Briefverzeichniß nach der Zeitfolge vorzugsweise haben würden. Die alphabetische Zusammenstellung nach den Briefempfängern würde sich dann leicht obendrein haben herstellen lassen, wie es auch in der Berliner Briefsammlung geschehen ist; bei der jetzigen Einrichtung nachträglich die Briefe nach der Zeitfolge zu verzeichnen, wird viel mehr Raum beansprucht.

In der vorliegenden 1. Lieferung finden sich die Briefe an die Akademie der Wissenschaften zu Paris, Legationsrath Albrecht, Freiherr v. Stein zum Altenstein, Professor d'Alton, Elisabeth v. Arnim, L. A. v. Arnim, Graf Auersperg, den Ausschuß zur Errichtung eines Blücherdenkmals, Könige Ludwig und Maximilian von Bayern, Caroline Barbua, Professor Batsch, Freifrau v. Beaulieu-Marconnay geb. Freiin (nicht: Gräfin) v. Egloffstein, Professor Begas, Hofrath Behrendt, Schauspieler Heinrich Becker, Benecke, Oberhofmeisterin v. Berg, Bergbauamt zu Ilmenau, Freiherr v. Beroldingen, Legationsrath Bertuch, Landkammerrath Bertuch, Moritz v. Bethmann, Friederike Bethmann geb. Flittner, gesch. Unzelmann, Oberst v. Beulwitz, Graf v. Beust, Geheimer Oberregierungsrath Beuth, Ritter Biondi.

Referent ist der Ansicht, daß Bendavid unter den Briefempfängern mit aufzuführen gewesen wäre; denn obschon das im Briefwechsel mit Zelter abgedruckte Billet vom 2. April 1829 nicht die Form eines Briefes trägt, so ist es dem Inhalte nach doch ein solcher.

Bei der Aufzählung der einzelnen Briefe Goethe's ist es fast unvermeidlich, einige zu übersehen, da sie in unzähligen Büchern und Zeitschriftenblättern zerstreut sind. Referent hat folgende vermißt:

an d'Alton die Stelle aus dem Briefe des Herbstes 1822, die in den Heften „Zur Naturwissenschaft überhaupt" II, 104 abgedruckt ist und auf welche sich d'Alton's erster Brief an Goethe in „Goethe's naturwissenschaftlicher Correspondenz, herausgegeben von Bratranek", bezieht, sowie den an d'Alton und Carus zugleich zum Neujahr 1826 geschriebenen Brief, den der Letztgenannte in seinem „Goethe" S. 33 f. veröffentlicht hat;

an Batsch, allerdings wol erst nach dem Druck der vorliegenden 1. Lieferung in den „Grenzboten" von 1881 II, 288 erschienen;

an Frau v. Beaulieu-Marconnay, in der Wissensch. Beil. d. L. 3. 1880 S. 630;

an Frau Bethmann, in der Beil. zur „Allg. Zeitung" 1878 S. 359 befindlich.

Auch wäre vielleicht des Billets zu gedenken gewesen, das in meinen „Goetheforschungen" S. 227 als wahrscheinlich an Legationsrath Bertuch gerichtet angeführt ist.

Dagegen sind in dem Hefte zum ersten Male, wenigstens zuerst vollständig, gedruckt je ein Brief an L. A. v. Arnim, Behrendt und Beroldingen, sowie zwei an Batsch; die an Frau v. Berg und an v. Bethmann waren zwar bekannt, aber die Adressaten finden sich erst hier bestimmt; der Brief an die Erstgenannte stand schon in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. (V, 103), der an Bethmann in Westermann's Monatsheften (Nr. 137, S. 255).

Bei einigen Briefempfängern sind die Personalien vom Herausgeber nicht ermittelt worden; die der Oberhofmeisterin der Herzogin von Cumberland, nachherigen Königin von Hannover sind:

Karoline Friederike v. Berg, geb. v. Häseler, geb. 1760, gest. Teplitz am 15. November 1826.

Es ist zu wünschen, daß der Verlagsbuchhandlung oder dem Herausgeber (Gymnasialdirector in Thorn) Mittheilungen über ausfüllende Lücken zugehen, damit dieselben in der Schlußlieferung nachgetragen werden können und das verdienstliche Unternehmen dadurch der wünschenswerthen Vollständigkeit so nahe wie möglich gebracht werde.

Wir behalten uns vor, nach Schluß des Werkes auf dasselbe zurückzukommen.

Bdrm.

§—n. Die polnische Literatur in Deutschland, bibliographisch zusammengestellt von L. Kurtzmann. Posen, J. K. Zupanski's Verlag. — Die polnische Literatur ist für die meisten Deutschen ein ziemlich unbekanntes Ding und jedenfalls weit mehr als all unsere andern Nachbarliteraturen. Diesem Uebelstande wenigstens einigermaßen abzuhelfen und uns die Uebersicht über die polnische Literatur, soweit sie ohne Kenntniß der polnischen Sprache uns zugänglich, möglichst zu erleichtern, ist die Absicht des uns vorliegenden Nachschlagebuches, das, unseres Wissens das erste in seiner Art, mit Dank zu begrüßen ist. Der Herausgeber, früher Custos der Breslauer Stadtbibliothek, hat sich zur Aufgabe gemacht, die Titel sowol aller Werke, welche aus jener Literatur ins Deutsche übertragen worden, als auch derjenigen, welche diese Literatur behandeln, in möglicher Vollständigkeit aufzuzählen, immerhin ein erkleckliches Stück Arbeit, wenn man erwägt, daß der Verfasser erst das Meiste mühsam zusammentragen mußte und trotzdem das Büchlein gegen 90 große Octavseiten umfaßt. Ursprünglich aus einer kürzeren Arbeit im „Serapeum" 1870 hervorgegangen und damals 124 Titel enthaltend, ist dies Nachschlagebuch binnen 11 Jahren um das Achtfache gewachsen und es dürfte von selbstständig im Buchhandel erschienenen Publicationen nicht eben viel übergangen sein. Wenn auch absolute Vollständigkeit nicht erreicht worden ist und fürs erste ja auch nicht wohl möglich war, so genügt das Büchlein, das nur noch ein wenig übersichtlicher in mancher Beziehung hätte sein dürfen, trotzdem für jeden Literaturfreund, welcher der polnischen Literatur sein Interesse zuwenden möchte, zunächst völlig. Ergänzend wollen wir noch außer den nicht umfangreichen Nekrologen, welche sich in Gottschall's „Unsere Zeit" befinden: über Goszczyński (Bd. XII, 73); über Mierosławski (XV, 477) und Raczyński („A. Z." Neue Folge, XI) sowie über den von Kurtzmann gar nicht erwähnten Grafen Alexander Wielopolski („A. Z." XV, 158), den Verfasser zweier wichtiger Flugschriften in deutscher Sprache, nur anführen: 1) Nachrichten über Polen, 1. Theil, p. 192—303: Geschichte und Uebersicht der polnischen Literatur alter und neuer Zeiten in Briefen, Salzburg 1792; 2) den einactigen dramatischen Scherz des Grafen Fredro „Vor dem Frühstück", deutsch von A. Rosen; 3) Jul. Stowacki's fünfactiges Trauerspiel „Mazeppa", deutsch von August v. Drake und endlich „Der Enthusiast" von Edw. Marjan, aus dem Polnischen von J. Klaczko in den „Belletrist. Blättern für Rußland" 1853, I. Jahrg. p. 244—80; dasselbe Journal enthält auch ein Bruchstück von C. Liebelt's „Frauen und Gelehrtheit" aus dem Polnischen. Das sind nur einige wenige Ergänzungen, wie sie Referenten gerade zu Handen gekommen, andere mögen noch mehr finden; auf jeden Fall aber ist die vorliegende Arbeit keine verlorene gewesen, und das Werk erfüllt seinen Zweck.

— Kaiserin Elisabeth. Roman von Gregor Samarow. 6 Bände. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. — Der durch seine, die Geschichte der jüngsten Vergangenheit behandelnden Zeitromane, neuerdings durch die Schilderung seiner eigenen Erlebnisse aus der Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit im Dienste des unlängst verstorbenen Königs Georg V. von Hannover (vergl. Nr. 53 d. Bl. B. d. L. Z.) bekannte Verfasser hat in seinen letztveröffentlichten belletristischen Arbeiten das Gebiet des historischen Romans im weiteren Sinne betreten, und diesmal Stoff und Personen der russischen Geschichte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entlehnt. Im Allgemeinen hat er damit einen glücklichen Wurf gethan: nicht allein, weil die von ihm zum Gegenstande seiner Geschichtserzählung erwählte Periode überhaupt das Interesse nach den mannigfachsten Richtungen hin in Anspruch nimmt, sondern weil dieselbe auch, was namentlich die Activität der russischen Politik in den damaligen Welthändeln anlangt, verhältnißmäßig noch viel dunkle, der Aufklärung harrende Punkte darbietet. Nach dieser Seite hin mannigfach Licht gebracht zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst des Romans, der sich, was insbesondere die von dem Verf. augenscheinlich benutzten Quellen anlangt, durch sorgsame Auswahl und kritische Benutzung der letzteren vor vielen sogenannten historischen Romanen neuerer Zeit, namentlich den in diesem Punkt durch Leichtfertigkeit und Urtheilslosigkeit geradezu berüchtigten Machwerken der Louise Mühlbach und Cons. sehr vortheilhaft bemerkbar macht. Das allgemeine Urtheil läßt bekanntlich den unmittelbaren Nachfolgern Peter's des Großen und seiner geistig ihm nicht unebenbürtigen Gattin Katharina I. auf dem russischen Thronthron wenig Anerkennung angedeihen und in der That ist ja auch nicht zu leugnen, daß die Kaiserinnen Anna und Elisabeth in ihrer Regentenbegabung hinter Katharina I. nicht minder weit zurückstehen wie Peter's des Großen Sohn hinter seinem berühmten Vater. Die Grundzüge hauptsächlich der auswärtigen russischen Politik, wie sie der Gründer des russischen Staatswesens im europäischen Sinne durch seine ganze Regierung in gewaltiger Fracturschrift entworfen hat, sind indessen auch für diese weniger begabten Lenker der russischen Monarchie im Großen und Ganzen maßgebend gewesen. Dies tritt in besonders greifbarer Deutlichkeit aus Samarow's Romanarbeit hervor, welche insofern zugleich ein ganz besonderes zeitgeschichtliches Interesse beanspruchen kann.

— Johannes. Eine poetische Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—1871 von Heinrich Freimann. Kassel, A. Freyschmidt. Preis 1 ℳ. Diese Dichtung kann nur sehr mäßigen künstlerischen Ansprüchen genügen. Wenn sie sich eine „poetische Erzählung" nennt, so ist diese Bezeichnung natürlich nur als ein Charakteristicum zu nehmen, welche das Werk an der Stirn trägt: in Wahrheit giebt sich dasselbe als ein ausführlicher, ausgesponnener, gereimter Zeitungsbericht. Von Poesie ist wenig zu spüren. In Redewendungen, wie S. 16:

„Mag Deutschland noch die Hoffnung hegen,
Daß in der Scheide bleibt das Schwert,
Sie" u. s. f.

und S. 24 f.:

„Wie tief ihn auch die Worte schmerzen,
Läßt unerwidert sie Johannes,
Um nicht aufs Neue zu entfachen
Des alten Kriegers Zorn und Wuth" u. s. f. —

in solcher in Rhythmus umgesetzten Zeitungsprosa bewegt sich das Gedicht. Diesem Stil entspricht ein unbedeutender Inhalt, ein Inhalt, wie ihn die vielfachen Dutzendnovellen auftischen, welche der Krieg und Sieg von 1870/71 gezeitigt hat. Ein Liebespaar, der Mann ein Deutscher, das Mädchen Französin, werden durch das Ereignis des Krieges, der beider Völker Haß entfesselt, auseinander gerissen und schließlich wieder vereint — das ist Alles. Formell möge noch Einiges erwähnt werden, weil es allgemeinerer Natur ist. Metrum ist der bekannte epische Vers mit vier Hebungen und Reimpaaren, welche letztere ab und zu kunstvollere Verschlingungen eingehen. Der Verfasser war aber ohne Zweifel unsäßig, diese — gar nicht so leichte — Arbeit zu bewältigen. Selbst die einfachen Reimpaare sind so leicht nicht zu handhaben: sie fordern Abwechslung und Reiz. Reime wie „hat" und „ist", wie Heinrich Freimann sie, der Noth gehorchend, sehr oft benutzt (S. 7, 20, 26, 29, 46), sollte man vermeiden: nicht nur der Wortklang soll reimen, auch möglichst der Wortwerth. „Ist" und „Zwist" sind aber nicht gleichwerthig. Treten Reimverschlingungen ein, so muß die Berechtigung vorhanden sein, d. h. der momentane Inhalt solchen rhythmischen Reigen erfordern. Aus der Noth eine Tugend machen, wie S. 49, und hinschreiben: Greise — Hand — hat — stand — Weise — Land — empfand — Soldat — Stand — sand — Kranz — Glanz, ist eine Ausflucht, welche im Reiche der Kunst nicht gilt. Auch darf man, wie in der ebencitirten Stelle, die gleichen Vocale, „a" beispielsweise, nicht zu sehr häufen:

Reichthum soll auch in solchen Kleinigkeiten walten. Dem Reim zuliebe statt der Tempora der Vergangenheit die der Gegenwart setzen, wie S. 8:

„Aus seinen Augen, die sonst mild
Und fegnend auf der Tochter haften" —

wo es „hafteten" heißen müßte (vgl. auch S. 11 oben), ist ebenfalls nicht erlaubt. Noch zwei Schlußbemerkungen: Wählte der Poet aus der jüngsten historischen Vergangenheit, die wir alle miterlebt haben, den Stoff seiner Poesie, läßt seine Helden sich gewissermaßen von dieser Vergangenheit nähren, so thut er gut, der Geschichte auch im Kleinen die Namen nicht vorzuenthalten. Wenn Johannes am Sturm einer Stadt als deutscher Soldat theilnimmt, so ist es angebrachter, den Namen dieser Stadt zu nennen: das Historische will auch hier zu seinem Recht kommen. Die Wahrheit des poetisch Erzählten, an die wir ja augenblicklich glauben sollen, gewinnt dadurch. Bei älteren Stoffen, die uns ferner stehen, ist dies etwas anderes. Wozu zweitens Anmerkungen über die Hauptereignisse von 1870/71, die mit dem gereimten Text durch Zahlen verbunden sind, beigegeben worden, ist nicht zu ersehen. Von der Schlacht bei Sedan und der Kaiserproclamation in Versailles weiß ja jedes Kind zu erzählen. Julius Riffert.

— „Aus beiden Hemisphären", englische Dichtungen des 19. Jahrhunderts, übertragen von Edm. Frhrn. v. Beaulieu-Marconnay. — Unter dem Titel: „Aus beiden Hemisphären" haben wir eine Reihe von Gedichten englischer und amerikanischer Autoren unseres Jahrhunderts in der Verdeutschung des Frhrn. v. Beaulieu-Marconnay vor uns und begrüßen in dieser Sammlung eine schöne Blüthenlese aus dem Garten britischer Lyrik, dessen Erzeugnisse durch ihren Duft, durch ihre Innigkeit, sowie nicht selten durch tiefe Melancholie ein echt germanisches Element enthalten und Früchten deutscher Poesie ebenbürtig an die Seite gestellt werden dürfen. Nachdem zuerst einige Gedichte von Lord Byron und Thomas Moore, Englands größten Poeten dieses Jahrhunderts, vorausgeschickt worden, folgen Proben von John Keats William Wordsworth, dem Haupte der s. g. Seeschule (lake school), Robert Southey, welcher nicht ohne Erfolg mit Byron zu wetteifern unternahm, Walter Proctor und Shelley, dessen naturseliger Pantheismus einer warmen Freundschaft mit dem von düsterem Skepticismus durchdrungenen Byron nicht hinderlich war, und dessen Asche — er verunglückte 1822 auf einer von Livorno aus unternommenen Bootfahrt — Byron bekanntlich bei der Pyramide des Cestius in Rom bestatten ließ. Hieran schließen sich Lieder von der feinsinnigen, formschönen Felicia Hemans, deren Leistungen zu den Juwelen moderner englischer Literatur gezählt werden, von Charles Lamb, der zwar eigentliche Bedeutung nur als Journalist gehabt, von Charles Wolfe, dem didaktischen Dichter Samuel Rogers, dem genialen, im Humoristischen wie im Pathetischen meisterhaften Thomas Hood, dessen Lied vom Hemde (the song of the shirt), ein erschütterndes Anklagelied von culturhistorischer Bedeutung, in unserer Sammlung sehr treffend wiedergegeben ist; ferner von Joseph Callanan, Adelaide Procter, Henry Wilde und der unglücklichen Enkelin Sheridan's, Karoline Norton, die man den weiblichen Byron genannt hat, Alfred Tennyson, dessen Dichtungen eine seit Byron sonst nicht wieder erreichte Pracht bekunden, und von dem unser Buch mit Recht eine größere Anzahl von Liedern bringt, u. A. des „Müllers Tochter", die „Locke", das „Opfer", auf die wir besonders hinweisen wollen. Mit kleineren Proben von Elisabeth Browning, James Withers, Rosetti, dessen zwar in vorliegender Uebertragung mitunter etwas formspröde „Beichte des Sterbenden" das interessanteste Gedicht dieses Cyklus genannt werden darf, Charles Swinburne, aus dessen „Atalanta", einer im hellenischen Geiste gedichteten Tragödie, ein Chorlied treffend übersetzt ist, und William Mallock beschließt die Sammlung die Reihe der englischen Lyriker und läßt noch einige Gedichte amerikanischer Sänger folgen. Es sind Sheckbury, Longfellow, Allan Poe, Lowell, Emerson, Bayard Taylor, Whittier, Holmes und Cullen Bryant, von denen uns indeß außer den hochpoetischen Liedern des letzteren nur das von Longfellow und Lowell Gebotene größeren Werth zu haben scheint. Im Ganzen dürfen wir jedoch die Sammlung als einen schönen Kranz englischer Lyrik begrüßen und dem Uebersetzer für seine mit bestem Erfolg gekrönte Bemühung unseren Dank wissen.

A. Hoppenstedt.

S—n. Artemidoros aus Daldis Symbolik der Träume. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich S. Kraus. Wien, Hartleben's Verlag. — Der dem 2. Jahrhundert n. Chr. Geb. angehörige griechische Philosoph und Naturforscher Artemidor in Rom ist der Verfasser des ältesten uns überkommenen Traumbuches, dessen Verdeutschung hier vorliegt. In der Einleitung bemüht sich Kraus, die Lebenszeit des Artemidor festzustellen, und setzt diese von 135—200 n. Chr., welche Zeit wir freilich mit demselben, wo nicht mit noch größerem Recht um 10—20 Jahre hinausschieben könnten; wenigstens kann er um so viel später gelebt und doch die bewußten Läuse und Kitharöden, die 139 öffentlich aufgetreten, noch gekannt haben, von persönlicher Bekanntschaft übrigens braucht nicht einmal die Rede zu sein. Dagegen könnten wir Artemidor's Leben sich noch ein gut Stück ins 3. Jahrh. ausdehnen lassen, wenn wir zumal die Entstehungsgeschichte unseres Buches erst ums Jahr 200 setzen müssen, wie dies ja im Grunde Kraus selbst thut. Das Buch selbst nun enthält über Sitten und Bräuche der antoninischen Zeit vieles Interessante und verdient selbst dann noch aus eben diesem Grunde Beachtung, wenn man der Symbolik der Träume selbst nicht die gleiche Bedeutung zusprechen will, wie z. B. Arthur Schopenhauer und noch mehr Lazar Hellenbach, welcher Letztere behauptet: „Keine Wirkung ohne Ursache! Träume sind Wirkungen und müssen ihre Ursachen haben; dadurch aber sind wir berechtigt, von den Wirkungen auch auf die Ursachen zu schließen." Die Verdeutschung schließt sich mit möglichster Gewissenhaftigkeit dem Original an, hätte aber mit noch größerer Freiheit in Ausmerzung heikler Stellen verfahren dürfen, ohne daß deutsche Leser dabei etwas verloren hätten. Daß auch so schon vieles, was an sittengriechischer Deutlichkeit und Unverhülltheit seines Gleichen sucht, einfach vom Uebersetzer weggelassen worden ist, ist ganz selbstverständlich. Andre Zeiten andre Sitten! Andre Sprachen und andre Deutung desselben Ausdrucks! Daß die Uebersetzung nicht durchweg fließend und allgemein verständlich, erklärt sich aus der Mühsamkeit der Uebertragung selbst, in der Kraus sich an keine andern Vorbilder anlehnen konnte, und aus der Verstimmelung des Textes; doch ist ihm im Großen und Ganzen trotzdem die Uebersetzung insoweit gelungen, daß sie sich recht gut liest und das Original mehr oder weniger entbehrlich macht.

*** Das erste Heft der neuen (13.) Auflage von Brockhaus' „Conversations-Lexikon" ist soeben zur Veröffentlichung gelangt. Als die durchgreifendste Aenderung erscheint die Illustration des Textes mittels Abbildungen und Karten; es sollen 400 Tafeln, je nach der Natur des Gegenstandes in Holzschnitt, Phototypie, Lithographie oder Farbendruck hergestellt, geliefert werden, denen sich noch in den Text selbst gedruckte Holzschnitte anschließen. Im ersten Hefte befinden sich: eine Karte des nordwestlichen Afrika (auf der auch die Routen der neuern Afrikareisenden verzeichnet sind) und drei Blätter mit Abbildungen zur Architektur, Botanik und Zoologie: Alhambra, Ampelpflanzen und Antilopen. Trotz dieser und anderer wesentlicher Verbesserungen hat die Verlagshandlung den niedrigen Subscriptionspreis von 50 ₰ für das Heft, wie er bei den vorhergegangenen Auflagen bestand, ebenfalls wieder eintreten lassen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 79. Sonntag, den 2. October. 1881.

Inhalt: Die religiös-sittliche Gesinnung der Hellenen bei und nach ihren Siegen über die Perser, von W. H. Roscher. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherdurchsprechungen (Mississippi-Fahrten, von C. v. Hesse-Wartegg. Spanien und die Malocaren, von Dr. W. Willkomm. Praktischer Führer im Obstbau. Kalenderbüchlein, von Dr. A. Drechsler). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Die religiös-sittliche Gesinnung der Hellenen bei und nach ihren Siegen über die Perser.*)

Von W. H. Roscher.

Wol Keinem, der die Dichtungen des Aeschylos, jenes größten griechischen Dramatikers und begeisterten Mitkämpfers bei Marathon und Salamis, und das Geschichtswerk des edlen patriotischen Herodotos mit Aufmerksamkeit liest, kann es verborgen bleiben, daß die Siege von Marathon und Salamis, von Platää und Mykale größtentheils eine Frucht der reinsten Frömmigkeit, des unerschütterlichsten Gottvertrauens gewesen sind. Nichts würde verkehrter sein als dem antiken Heidenthum, wenigstens in seiner politischen und culturellen Blüthezeit, die Tugend tiefer und inniger Religiosität abzusprechen zu wollen, ohne welche überhaupt eine höhere Cultur im wahren Sinne des Worts, eine wahrhafte Blüthe des Staatswesens nicht denkbar ist. Denn man hüte sich vor der Irrmeinung, daß alle Religiosität nur in denjenigen Formen und Glaubenssätzen sich aussprechen könne, welche uns durch Christi Lehre so theuer geworden sind. Was J. Grimm von dem Aberglauben unserer eigenen Vorväter so schön sagt, daß wir froh sein dürften, denselben lebig zu gehen, daß er jedoch das Leben unserer Voreltern nicht allein mit Furcht, sondern auch mit Trost erfüllte, das gilt in noch höherem Grade von den Hellenen der guten alten Zeit. Gott hat sich, wie schon der Apostel Paulus klar erkannt und offen ausgesprochen hat, auch den antiken Heiden nicht unbezeugt gelassen, indem er ihnen, „ohne daß sie's wußten oder wollten, den unwiderstehlichen Trieb verlieh, den Ursachen der Dinge nachzuspüren, ihren Zusammenhang zu errathen und so den großen Urheber aller Dinge und Wesen, wenn auch nur von ferne, zu begreifen und zu erkennen". Denn in das Innere der göttlichen Natur eingedrungen vermag der Mensch überhaupt nicht, da er, wie Herder so schön sagt, „keine Kraft des Dinges von innen einsiehet, ja wenn er sie gestalten wollte, so hat er geirrt und mußte irren, denn Gott ist gestaltlos, obwol die erste und einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer des wahren Gottes Licht und jeder trügliche Altar, den der Mensch ihm baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur des göttlichen Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, es zu erkennen und anzubeten".

Versuchen wir jetzt von diesem Standpunkte aus der Art der griechischen Religiosität und der Früchte, welche dieselbe in den großen Kämpfen des griechischen Volkes diesem getragen hat, uns klar bewußt zu werden! Wenn Demuth, Bescheidenheit und Gottvertrauen, hervorgehend aus dem lebendigen Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten, welche die Menschen je nach ihrer guten und schlechten Gesinnung zu strafen und zu belohnen vermögen, wenn ein kindlich naiver Glaube an ein persönliches und sichtbares Eingreifen der Götter in die Schicksale des Menschen Kennzeichen wahrer Religiosität und frommen Glaubens an höhere leitende Mächte sind, so sind die Griechen zur Zeit der Perserkriege wenigstens in ihrer großen Mehrzahl streng religiös gewesen. Der Glaube an ein persönliches und unmittelbares Wirken der Gottheit, welcher den Hellenen schon durch die homerischen Gedichte so tief eingeprägt war, machte sich auch in den Perserkriegen auf das Deutlichste geltend, wie zahlreiche Beispiele aus Herodot's Geschichtswerke beweisen.*)

Als z. B. die Athener unmittelbar vor der Schlacht bei Marathon den Herold Pheidippides nach Sparta sandten, um die Lakedämonier zur Hilfeleistung aufzufordern, soll ihm in der Gegend des arkadischen Partheniongebirges bei Tegea der Gott Pan erschienen sein und ihm befohlen haben, den Athenern zu melden, daß er ihnen wie bisher so auch künftig in der Stunde der Gefahr beistehen werde. Sobald nun Pheidippides zurückgekehrt war und seinen Mitbürgern von der Erscheinung des Gottes erzählt hatte, errichteten diese, frommen Sinnes an die Wahrheit seiner Aussage glaubend, dem hilfreichen Gotte sofort ein Heiligthum in halber Höhe der Akropolis. Später aber bewies derselbe Gott in der Schlacht bei Marathon damit sein Wohlwollen, daß er ihnen zu Hilfe den panischen Schrecken sandte, welcher sich der Feinde bemächtigte. Zwei weitere, nicht minder schlagende Belege für diesen frommen Glauben der Hellenen an ein unmittelbares und persönliches Eingreifen der Götter liefert uns die herrliche Erzählung Herodot's von der Seeschlacht bei Salamis. Als die hellenischen Feldherren nach längerem Hader sich endlich entschlossen hatten, dem Rathe des Themistokles zu folgen und die Seeschlacht zu beginnen, da entstand beim Aufgang der Sonne ein gewaltiges Erdbeben. Da beteten die Hellenen, welche darin sofort ein göttliches Zeichen erkannten, zu allen Göttern und Heroen und sandten, um sich des wirksamen Beistandes derselben zu versichern, alsbald ein Schiff nach Aegina, um die Aiakiden zur Hilfe herbeizuholen, wie sie aus Salamis selbst den Aias und Telamon herbeiriefen. Und als im Anfang der Schlacht die griechischen Schiffe wieder zurückgingen, da soll ihnen Athene in eigener Person erschienen sein und ihnen mit lauter Stimme, so daß es das ganze Heer vernahm, zugerufen haben: „Unselige, wie weit wollt ihr noch zurückweichen?"

Dieser kindlich fromme Glaube also an die unmittelbare und persönliche Hilfe der Götter, verbunden mit dem klaren Bewußtsein von der Gerechtigkeit ihrer Sache ist es in erster Linie gewesen, was die Hellenen in der Stunde der Gefahr gerettet, ihnen den Muth, es mit einem nach menschlichem Ermessen unendlich überlegenen und furchtbaren Gegner auf-

*) Aus einer Rede, gehalten zur Feier des Tages von Sedan 1881 an der Fürstenschule zu Meißen von Prof. Dr. W. H. Roscher.

* Vgl. Wecklein: Ueber die Tradition d. Perserkriege in d. Ber. d. Kgl. Bayr. Akad. Philos.-hist. Cl. 1876 S. 251 ff.

zunehmen, verliehen hat. Sprach es doch Themistokles, der größte Held in jenem Kampfe, welcher sich rühmen konnte, allein mehr für die Freiheit von Hellas gethan zu haben, als alle Uebrigen zusammengenommen, unmittelbar nach dem Siege bei Salamis in demüthigster Bescheidenheit selbst offen vor den übrigen Griechen aus: „Solches haben nicht wir ausgerichtet, sondern Götter und Heroen, die mißgünstig waren, daß ein einziger Mann über Asien und Europa König sein sollte, und dies ein sündiger Frevler, dem Eigenthum und Heiligthum gleich galt, der der Götter Bilder verbrannte und zerstörte und auch das Meer geißelte und Fesseln hinabsenkte." Und auch Aeschylos, ein glaubwürdiger Augenzeuge jener Kämpfe und tapferer Mitstreiter bei Marathon und Salamis, sagt an mehreren Stellen seiner Perser, jenes unvergleichlichen Dramas, welches das Andenken an den letzteren Sieg feiern sollte, daß der bewiesene außerordentliche Muth der Hellenen gegenüber der erdrückenden Uebermacht der Barbaren wesentlich auf einem guten Gewissen, auf dem frohen Bewußtsein, ihre heiligen Pflichten gegenüber den Göttern stets erfüllt zu haben, beruht habe, während die Barbaren durch Zerstörung der Tempel und Verachtung der Götter deren Zorn und Strafe gegen sich herausbeschworen hätten. Seinen schönsten und erhebendsten Ausdruck fand dieses Gottvertrauen der Hellenen in dem heiligen Paian, d. h. einem zugleich ein Gebet an die Götter enthaltenden Schlachtgesang, womit die Griechen am Morgen des Tages der Salamisschlacht unmittelbar nach Sonnenaufgang singend auf die Barbaren einstürmten. Ich kann es mir nicht versagen, hier den Wortlaut jener classischen Schilderung des Beginnes der Schlacht in Aeschylos' Persern anzuführen, worin der große Dichter ausdrücklich jenes feierlichen Schlachtgesanges und der väterlichen Götter gedenkt:

„Als drauf der Tag mit seines Wagens Lichtgespann
Die ganze Meerbucht sonnenhell erleuchtete,
Da schallt zuerst von den Hellenen freudiger
Gesang herüber, und den Kriegsruf hallt zurück
Des fels'gen Eilands tausendstimm'ger Widerhall.
Furcht überschlich jetzt uns Barbaren allzumal,
Die wir getäuscht uns sahen, denn nicht wie zur Flucht
Erklang der Griechen feierlicher Paian jetzt;
Sie sangen, sich in den Kampf zu stürzen frohen Muths.
Trompeten flammen schmetternd drein mit ihrem Ruf
Und rauschend theilt der Ruder Wechselschlag
Gehorsam dem Befehl des Meeres Fluth.
Bald waren alle sichtbar unserm Blick.
Der rechte Flügel führte wohlgeordnet
Die Scharen an, drauf folgt der ganze Zug
Mit lautem Ruf' ihm nach, der weit im Kreis
Erscholl: „O kommt Hellenensöhne,
Befreit das Vaterland, befreit die Kinder,
Die Weiber und der Götter heim'sche Sitze,
Der Ahnen Gräber; Allem gilt der Kampf!"

Auch ein schönes Gebet ist uns aus jener Zeit unter den Fragmenten des Theognis erhalten, worin der Dichter bei dem Herannahen der Perser den Apollon, den Schützer und Schirmer seiner Vaterstadt Megara, mit innigen Worten anruft. Es lautet:

„Herrscher Apoll, du thürmtest ja selbst der megarischen Veste
Zinnen dem Pelopssohn einst dem Allathoos auf;
Wehre denn selbst nun auch vor der Stadt die Geschwader der wilden
Meder zurück, auf daß froh, wie es Brauch ist, das Volk
Dir im erwachenden Lenz darbringe die Festhekatomben
Und sich des Cithergetöns freu' und des wonnigen Mahls,
Und beim Reigengesang aufjauchz' um deinen Altar her.
Denn es befällt mich ein Grau'n, seh ich in tödtlichem Haß
Also blind die Hellenen entzweit; drum halte du selber
Gnädig die schirmende Hand Phoibos, ob unserer Stadt."*)

Und wie die Hellenen vor der Schlacht zu den Göttern um Sieg und Rettung flehten, so dankten sie ihnen auch, als sie den Sieg mit göttlicher Hilfe erfochten hatten. Eine ihrer ersten Handlungen nach der Beendigung des Krieges war die Weihung der Erstlinge der Beute in die großen Nationaltheiligthümer. Ein Theil der Beute, angeblich ein Zehntel, ward in Form eines goldenen Dreifußes, der auf einer dreiköpfigen ehernen Schlange ruhte, nach Delphi in den Tempel des pythischen Apollon geweiht. Ein anderer Theil ward zu einer kolossalen Statue des Zeus verwandt, welche dem Basis die Namen der Städte verzeichnet waren, welche am Ruhme des Kampfes theilgenommen hatten; mit ihr schmückte man das Heiligthum in Olympia. Ein dritter Theil endlich ward in ähnlicher Weise dem Poseidon auf dem Isthmos geweiht, und 80 Talente beponirte man zur Errichtung eines Tempels der Athene in Platää.*) Wie viele Stiftungen außerdem noch in den einzelnen Städten, welche am Kampfe theilgenommen, zu lange dauerndem Angedenken an die thätige Hilfe der Götter gemacht wurden, läßt sich schwer feststellen; daß deren Zahl aber eine sehr große gewesen sein muß, ergiebt sich schon aus der Nachricht, daß in Athen allein eine prachtvoll ausgemalte Säulenhalle, die sogenannte Stoapoikile, die Erscheinung der verschiedenen Schutzgötter Athens in der Schlacht von Marathon verewigen sollte.

Auch Siegesfeiern zu Ehren der großen Schlachten von Marathon, Salamis, Platää wurden gestiftet, doch zeugt es von der Bescheidenheit und dem tiefreligiösen Sinne der Griechen, daß d[illegible]en mit schon bestehenden religiösen Festen verbunden wurden. Auf diese Weise hüteten sich die Hellenen nicht blos vor aller Hybris, d. i. dem Uebermuth, der sich bei einer weltlichen Siegesfeier so leicht entwickelt, sondern sie vermieden es auch, durch ihre Feste den Haß und die Rache des Gegners zu erwecken, indem sie nicht ihre eigenen, sondern der Götter Thaten priesen. So kehrten z. B. die Athener die Feier des Sieges bei Salamis, welchen sie angesichts des Artemistempels auf der Halbinsel Munychia und in den Tagen eines bedeutenden Festes dieser Göttin errungen hatten, wobei dieselbe ihnen mit vollem Monde (Panselenos) zuleuchtete, mit seinem Takte an eben dieses Fest der munychischen Artemis an, welches schon lange vorher bestanden hatte.**) Es ist dasselbe Fest, an welchem glaubwürdigen Nachrichten zufolge der jugendschöne Sophokles als Chorage, die Leier in der Hand, den Chor der tanzenden Jünglinge angeführt haben soll. Noch wissen wir aus Inschriften, daß das Fest, der Art des Sieges entsprechend, als Ruder-Regatta gefeiert wurde, um das Andenken an die Tüchtigkeit der Ruderer von Salamis stets wach zu erhalten und die jugendlichen Nachkommen derselben durch solches Andenken zu gleicher Tüchtigkeit und Kraftanstrengung anzufeuern. Es muß in der That ein herzerfreuender und erhebender Anblick für die älteren Athener gewesen sein, wenn sie hoch oben auf der Höhe von Munychia, oberhalb der Halle des Artemistempels, stehend und den herrlichen saronischen Golf, einst den Schauplatz des rühmlichsten Kampfes, überschauend, ihre festlich geschmückten Söhne auf sogenannten heiligen, eigens dazu bestimmten Schiffen aus dem Peiräeus heraus und um die Halbinsel herum im eifrigen Ruderwettstreit in die Bucht von Munychia, wo der Tempel stand, herein fahren sahen. Dann schifften sie abermals im Wettstreit nach Salamis hinüber und maßen sich hier im Dauerlaufe mit der salaminischen Jugend. Hier war es das Riasfest, welches den Mittelpunkt der Feier bildete, des Aias, welcher einst vor Troja der tapferste Vorkämpfer der Hellenen gegen die Asiaten gewesen war, und welchen deshalb auch die Griechen nach Herodot mit solchem Erfolge in der Schlacht bei Salamis zu Hilfe gerufen hatten. Ferner fand daselbst eine feierliche Procession und ein Fackellauf statt. Ein glückliches Geschick hat uns noch eine Anzahl von Inschriften aufbewahrt, in welchen die salaminische Behörde diejenigen Jünglinge,

*) Diese Uebersetzung ist, wie auch mehrere der später folgenden, Geibel's class. Liederbuch entnommen.

*) Schmitz, Gesch. Griechenlands S. 196. Vgl. auch hinsichtlich der Siegesfeier von Marathon Curtius gr. Gesch. II, 26.

**) Vgl. A. Mommsen, Heortologie S. 403 ff.

welche sich bei der Feier besonders ausgezeichnet hatten, belobt. Zum Andenken des platäischen Sieges aber wurde vor den Thoren der Stadt ein nationales Heiligthum des Zeus Eleutherios (d. i. des Befreiers) gegründet, an dessen Altar alljährlich das Dank- und Siegesfest erneuert werden sollte, und zwar alle vier Jahre mit besonderen Feierlichkeiten, mit Wettkämpfen und Preisvertheilung. Noch ist die Inschrift des Altars erhalten, welchen die Hellenen dem befreienden Zeus zum Danke stifteten. Sie soll von dem berühmten Simonides von Keos verfaßt sein und lautet:

Dieser Altar, das gemeinsame Werk des befreieten Hellas,
Gründeten Griechen dereinst dem sie befreienden Zeus,
Als sie siegten im Kampfe mit den männermordenden Ares
Und mit muthigem Sinn warfen die Perser zurück.

Im engsten Zusammenhang mit dieser frommen und dankbaren Gesinnung der Griechen gegen die Götter steht die Anschauung, daß die Perser ihr großes Unglück ihrem eigenen Uebermuth, ihrem Frevelsinn, ihrem Mangel an Frömmigkeit und Achtung vor dem Heiligen zuzuschreiben hätten. Die grenzenlose Niederlage des Feindes erschien ihnen weniger als ein Sieg der eigenen Tugend und Tapferkeit, sondern vielmehr als ein Triumph der göttlichen Gerechtigkeit, als ein Strafgericht der Götter, als eine wohlverdiente Züchtigung barbarischen Hochmuths und Frevelsinns. Diese Stimmung mußte sich nothwendig im Verlaufe des Kampfes bilden und in ihr und aus ihr hat Aeschylos als Zeitgenosse sein unsterblichstes Trauerspiel, hat später Herodotos sein großartiges, echt populäres und durch und durch mit frommem Geiste erfülltes Geschichtswerk geschrieben: diese Werke also müssen wir studiren, wenn wir jene Gesinnung und Stimmung der Griechen vor und nach ihren großen Freiheitskämpfen genauer erkennen und verstehen wollen. So ist es ein Hauptzweck des Herodotos, einerseits die Macht, Zahl, Furchtbarkeit, anderseits den Uebermuth, die Verblendung, die frivole Gottlosigkeit und anmaßende Grausamkeit der Perser im Allgemeinen und ihres despotischen Herrschers im Besonderen mit lebhaften Farben zu malen. Den Ausbruch von Sardes schmückt er mit der Erzählung von der unerhörten Grausamkeit des Xerxes gegen den Pythios, der sich doch gegen ihn so edel benommen hatte. Ein zweiter Hauptgrund für die Bestrafung des Xerxes wurde in seiner Gottlosigkeit, in der frivolen Zerstörung der griechischen Tempel und Heiligthümer gefunden. Der Anblick der in Trümmern liegenden Tempel mußte den Gedanken erwecken, daß die schmachvolle Niederlage die Strafe für solche Ruchlosigkeit sei.*) Darum weissagt der heraufbeschworene Schatten des Dareios bei Aeschylos noch schweres Leid, welches dem Perserheere in Böotien, am Gestade des Asopos widerfahren werde:

Dort ihrer harrt das schlimmste noch der Leiden,
Des Frevels Lohn, des gottvergeßnen Sinnes,
Der auf dem Zug durch Hellas nicht die Tempel
Zu plündern, Haine zu verbrennen scheute.
Altäre sanken, Götterstige schwanden
Von Grund aus umgestürzt und wild durchwühlt.
Die solches thaten, dürfen nichts Geringes
Dafür zu leiden hoffen! Noch ist übrig
Im Leidensteiche, noch quillt die Neige nach!
Plataia's Feld wird von der Dorer Lanze
Des Perserblutes Opfer tropfen sehn,
Und Todtenhügel bis ins dritte Glied
Den Nachgeborenen stumme Zeugen sein,
Daß nicht zu hoch der Mensch das Haupt erhebe!
Blühender Uebermuth trägt schon die Aehre
Der Schuld, zu thränenreicher Ernte reif.

Als höchster Gipfel des persischen Uebermuthes galt bekanntlich die Ueberbrückung und Geißelung des Hellesponts und der Durchstich der Landenge am Berge Athos, so daß Xerxes, wie es noch in den Werken späterer Rhetoren heißt, über das Meer zu Fuß ging und über das Land zu Schiff fuhr, worin die Griechen einen Uebermuth sonder Gleichen, eine wahrhaft gottlose Durchbrechung der heiligen Ordnung der Natur erblickten. Auch diesem Gedanken leiht der Schatten des Dareios in Aeschylos' Persern Worte, wenn es heißt:

Nun sprang des Leidens Quelle meinem Haus;
Mein überstolzer Sohn erkannt' es nicht,
Der Hellas heil'gen Strom dem Knechte gleich,
Den mächt'gen Bosporos in Bande schlug,
Den Weg sich bahnt' und mit den Eisenfesseln
Dem großen Heer die weite Straße schuf.
Im tollen Wahn — ein Mensch — die Götter alle,
Poseidon selbst zu zwingen. War das nicht
Krankheit der Sinne? Meines Reichthums Last
Wird nun des Ersten Raub, der danach faßt! —

Und zwar war dieser Uebermuth des Perserkönigs in den Augen der Griechen um so unverzeihlicher, als es ihm vor seinem Ausbruch gegen Hellas nicht an warnenden Stimmen gefehlt hatte. Vor allen soll ihn sein verständiger Oheim Artabanos auf die Furchtbarkeit des Götterneides und auf die Erfahrung aufmerksam gemacht haben, daß Hochmuth vor dem Falle kommt; denn nach Herodot (VII, 10) sagte er: „Siehst du nicht, wie der Gott die hervorragenden Dinge mit dem Blitzstrahl trifft und nicht prangen läßt, die Kleinen aber ihn nicht reizen? Siehst du nicht, wie er immer in die größten Gebäude und solcherlei Bäume seine Geschosse schleudert? Denn überall pflegt der Gott Alles zu erniedrigen, was hervorragt."

Doch das Bild von der religiös-ethischen Gesinnung und Stimmung der Hellenen bei und nach den Siegen über die Perser würde unvollständig sein, wollte ich hier nicht auch kurz jener erhebenden Pflichttreue, jenes begeisterten Patriotismus gedenken, welcher die Mehrzahl der Hellenen in der Stunde der Gefahr beseelte und einestheils auf dem allen gemeinsamen Haß gegen das Barbarenthum, dem man allen Sinn für eine menschenwürdige freie Entwicklung zur sittlichen Persönlichkeit absprach, andernntheils auf dem klaren Bewußtsein von dem Werthe der gemeinsamen Abstammung, Sprache, Sitte, Cultur und nicht zum wenigsten auch der Religion beruhte.*) In dieser Beziehung ist die Antwort ewig denkwürdig, welche die Athener auf Aristides' Rath, wie es scheint, den Lakedämoniern gaben, als diese, besorgend, die Athener möchten die vortheilhaften Anerbietungen des Mardonios annehmen und sich mit dem Xerxes vertragen, Gesandte zu ihnen geschickt hatten (Herod. VIII, 144): „Auch sind da viele und wichtige Gründe, die uns das zu thun verwehren, selbst wenn wir möchten. Vor allen Dingen der Götter Bildnisse und Wohnungen, die verbrannt und verschüttet sind, für welche wir vielmehr Rache nehmen müssen, als mit dem einen Vertrag schließen, der das gethan hat. Ferner die Gemeinschaft des Blutes und der Sprache und der Heiligthümer und Opfer und die Gleichheit der Art und der Sitte, an welchen die Athener nicht Verräther werden dürfen." Und weil der Grieche fester als der moderne, mehr oder weniger von kosmopolitischen Anschauungen beherrschte Mensch davon überzeugt war, daß er dem Staate seine ganze physische und moralische Existenz verdanke, daß seine Ideale von freier Menschenwürde eben nur in seinem Staate verwirklicht werden könnten, so glaubte er auch, daß die Größe, Mannigfaltigkeit und Unschätzbarkeit solcher nur in und durch den Staat zu erreichenden Güter jeden einzelnen Bürger dazu verpflichte, nichts auf Erden mehr zu lieben und höher zu halten, als den Staat und das ihm lediglich durch diesen gewordene Vaterland. Aus solcher Bedeutung des antiken Staates erklärt es sich, daß die Geschichte der Griechen so überreich ist an den erhebendsten Beispielen der Vaterlandsliebe, welche den antiken Bürgern nicht blos die größten Vermögensopfer, sondern häufig auch die Pflicht auferlegte, das werthvollste Gut, das eigene Leben und das der Söhne für das Vaterland dahinzugeben. Solche Pflichttreue leuchtet uns

*) Vgl. Becklein a. a. O. S. 259.

*) Vgl. für dies und das Folgende Nägelsbach, Nachhomerische Theologie S. 288 ff.

vor Allem aus dem Verhalten des Leonidas und seiner Getreuen an den Thermopylen entgegen, sie ist niemals wieder mit so ruhigem Selbstbewußtsein und in so stiller prunkloser Größe gefeiert worden, wie in jener Grabschrift des Simonides von Keos, welche lautet:

Wanderer, meld' es daheim Lakedämons Bürgern: erschlagen
Liegen wir hier, noch im Tod ihrem Gebote getreu.

Dieselbe innige Vaterlandsliebe athmet aber auch aus dem Epitymbios des Aeschylos, welchen der große Dichter sich selbst verfaßt haben soll, und worin er auffallenderweise kein Wort von seinen unsterblichen Dramen sagt, sondern nur das Glück preist, dereinst bei Marathon tüchtig mitgekämpft zu haben:

„Aeschylos deckt dies Grab, Euphorions Sohn, den Athener,
Welchen der Tod im kornprangenden Gela bezwang.
Seiner gewaltigen Kraft zeugt Marathons Hain und der Perser
Tiefumlocktes Geschlecht, das sie im Treffen erfuhr."

Ja selbst die Frauen der damaligen Zeit scheinen in Aufopferung und Patriotismus mit den Männern gewetteifert zu haben, indem sie ohne Klage ihr Liebstes, ihre Gatten und Söhne, auf dem Altare des Vaterlandes opferten und sich mit dem erhabenen Bewußtsein trösteten, auf diese Weise ihre Bestimmung erreicht, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Ein wahrscheinlich auf diese Zeit bezügliches, rührend-schönes Epigramm der griechischen Anthologie lautet:

„Demänete, die wider den Feind acht Söhne gesendet,
Legte sie all in's Grab unter denselbigen Stein.
Aber sie brach nicht aus in unendliche Klage, sie sprach nur:
Heil Dir Sparta, für Dich trug ich die Kinder im Schooß."

Natürlich konnte nach den großen Siegen den gefallenen Helden, welche in selbstloser Pflichttreue ihr Alles, ihr eigenes Leben opferfreudig dargebracht, auch der begeisterte Dank und das pietätvolle Andenken der Ueberlebenden nicht fehlen, welche sich rühmen durften, Brüder und Söhne solcher Helden zu sein. Das herrliche melische Gedicht des Simonides auf die gefallenen Thermopylenkämpfer lautet:

Die ihr erlagt an den Thermopylen,
Im Tode gewannt ihr das herrlichste Loos!
Ein Altar ist das Grab euch, Gedächtniß die Trauer
Und die Klage Triumphlied.
Dies Heldenmal deckt nimmer das Moos
Mit Vergessenheit zu,
Noch tilgt es die Allverderberin Zeit.
Denn es wohnt ja mit euch im dunkeln Gewölb
Der Ehrenhort des Hellenengeschlechts,
Mit euch Leonidas, Spartas König,
Der das leuchtende Vorbild männlicher That
Und unsterblichen Ruhm uns nachließ.

* * *

Versuchen wir jetzt noch zum Schluß in aller Kürze einen Vergleich zwischen dem griechischen und deutschen Volke hinsichtlich der beiderseitigen Stimmung bei und nach ihren großen Siegen zu ziehen, so dürfen wir, glaube ich, ohne Ueberhebung sagen, daß auch wir, wenigstens in den Tagen der Gefahr, einen regen religiösen Sinn, echtes Gottvertrauen, unmittelbar nach den Siegen auch ein lebendiges Dankgefühl gegen den allmächtigen Schlachtenlenker gezeigt haben und in dieser Beziehung einen Vergleich mit den Hellenen nicht zu scheuen brauchen. So sieht sich ein hervorragender Geschichtschreiber der neuesten Zeit, welchem man gewiß nicht den leicht erhobenen Vorwurf pietistischer Gesinnung machen kann, genöthigt, anzuerkennen, „daß in jenen Tagen auch eine altväterliche, von den starken Geistern des Radicalismus oft verspottete, Wahrheit wieder zu Ehren gekommen sei, die Einsicht, daß nur fromme Völker frei und tapfer sind. Wie ein Naturlaut brach der Name Gottes aus 100 000 Lippen, als die Blüthe unserer Jugend in dichten Haufen, gleich gemähten Halmen, dahinsank. Und wahrlich nicht bloße Unfreiheit des Denkens, nicht jene knechtische Angst, die noch in allen schweren Zeiten die Franzosen schaarenweise zum Beichtstuhle trieb, sprach aus dieser deutschen Frömmigkeit. Katholiken und Protestanten, Schriftgläubige und philosophische Köpfe, alle die zahllosen persönlichen Bekenntnisse, die das freie Geistesleben unseres Volkes mit edler Duldsamkeit umschließt, beugten sich andächtig vor der göttlichen Vernunft, die über den Schrecken und Nöthen dieser Tage sinnvoll waltete. Ohne den männlichen Glauben an das Ewige, das über die niederen Sorgen des Einzeldaseins hinausreicht, konnten unsere tapfern Heere nicht schlagen, wie sie schlugen, nicht leiden, wie sie litten."

So war in der That die religiöse Stimmung des deutschen Volkes vor und unmittelbar nach den großen Siegen, als wir uns vorkamen wie Menschen, denen in tiefer Noth plötzlich die Hand Gottes nicht blos Rettung aus der Gefahr, sondern überdies noch ein unerwartet großes Glück gebracht hat, aber leider war diese Gesinnung nicht von Dauer, sondern wurde nur zu bald von den Hochmuthsgedanken eitler Selbstvergötterung erstickt, welche die erfochtenen unerwartet glänzenden Siege nicht mehr als ein Gottesgericht über einen übermüthigen Feind, sondern als einen Triumph der eigenen Kraft und Klugheit, die man an sich selbst zu bewundern und zu preisen habe, auffassen wollte. Genährt aber wurde jener eitle Uebermuth, der sich damals des deutschen Volkes bemächtigte, vorzugsweise von dem bösen Dämon des Goldes, welches nach dem Friedensschlusse in unermeßlicher, nie zuvor gesehener Fülle von Frankreich nach Deutschland herüberströmte. Eine durch und durch materialistische, unheilige und verderbliche Gesinnung verbreitete sich wie jenes Gold mit wahrhaft dämonischer Schnelligkeit in immer weiteren Kreisen unseres Volkes, als wir uns zugleich im Besitz der größten militärischen Macht und der gewaltigsten finanziellen Mittel sahen, und verursachte einen allgemeinen Taumel und Schwindel, eine hohle Prahlsucht und blinde Verehrung des äußeren Erfolges, wie sie die deutsche Geschichte bis dahin noch nicht gesehen hatte.*) Eine große Revolution der Geister begann. Man sagte und glaubte, Alles sei Natur und werde von blinden Naturgesetzen beherrscht, der Mensch sei genau genommen nur ein Thier und darum dem „Naturgesetze vom Kampfe ums Dasein" unterworfen, wir hätten nur darum gesiegt, weil wir im Kampfe ums Dasein nun einmal insolge unserer natürlichen Beschaffenheit die stärkere Rasse gewesen seien. Die Folgen davon liegen vor unser aller Augen. „Es entstand eine wilde Jagd der entfesselten Selbstsucht nach mühelosem Gewinn und Genuß. Man prahlte von Hebung des Nationalwohlstandes, von Cultur und Humanität", man stellte diese beiden Begriffe in einen thörichten Gegensatz zur Religion und Kirche unserer Väter, man vergaß, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf und dieses deshalb erlösungsbedürftig ist, man verspottete und verachtete Diejenigen, welche noch in der Kirche ein wesentliches Fundament des Einzelnen, wie des Staates erblickten. In dieser Zeit und aus dieser Gesinnung heraus wurden Lieder bejubelt und gesungen wie dieses:

„Heil Dir, Satan, und Deiner Zunft.
Siegreiche, rührende Kraft der Vernunft.
Dankopfernd sei Dir der Weihrauch geschwungen,
Du hast den Jehovah der Priester bezwungen!"

Aber siehe da, alsbald folgte Verbrechen auf Verbrechen, Elend auf Elend, Krach auf Krach, jedem tiefer Blickenden zwar ein leuchtendes Mene tekel, aber noch stand die Masse unthätig und rathlos den Verhältnissen gegenüber. Da wurde plötzlich

*) Vgl. die treffenden Worte eines der berufensten Beurtheiler unserer Zeit und unseres Volkes (Fr. Theodor Vischer in „Auch Einer", 1, 87 ff.): „Die Deutschen können das Glück und die Größe nicht recht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie's einmal haben ... und nun nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: unsere Heere haben's ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge!" —

die unheimliche Schwüle und Stille durch den Knall der Schüsse unterbrochen, welche gottlose Frevlerhände auf das geheiligte Haupt unseres theuern Kaisers abzufeuern wagten, und erst dies erschütternde Ereigniß lehrte uns Alle, wohin „die entfesselte und entgötterte Natur den nur auf sich selbst gestellten Menschen bringt". Ist doch der Unglaube nach einem treffenden Vergleich wie eine Eisdecke, über welche Einzelne mit Vorsicht ungefährdet zu gehen vermögen, während eine Masse von Menschen unfehlbar durchbricht und, sich gegenseitig an der Rettung verhindernd, in wildem Gewühl trostlos zu Grunde gehen muß.

Als es zu jenen ruchlosen Attentaten gekommen war, da fiel es plötzlich Millionen wie Schuppen von den Augen, man erkannte, an welches Abgrunds Rande man gestanden und fing allmälig an, von demselben zurückzuweichen. Mit einem Male besannen sich wieder viele auf die Grundbedingung unserer bisherigen nationalen Cultur, auf die christliche Religion, und suchten wieder an die frommen Traditionen unserer Väter, denen man untreu geworden war, anzuknüpfen. Und wie es immerdar in den Zeiten innerer Gefahren bei uns muthige und fromme Männer gegeben hat, welche wie Berthold v. Regensburg, Tauler, Luther allem Hohne und allem Hasse zum Trotz Buße und Umkehr gepredigt haben, so sehen wir auch heutzutage solche starke Geister auftreten und mit Erfolg Alle, denen die Rettung und Erhaltung des Staates am Herzen liegt, zur Anspannung ihrer Kräfte auffordern, damit nicht Menschenfurcht an Stelle der Gottesfurcht, Zügellosigkeit oder Servilismus an Stelle der wahren Freiheit, Zweifelsucht oder Aberglaube an die Stelle wahrer Wissenschaft trete. . . .

Leipziger Theater.

Ein kurzes Gastspiel des Hrn. Siegwart Friedmann, für welches wegen des plötzlichen Abschlusses von der Direction wenig Vorbereitungen getroffen werden konnten, zeigte uns diesen beliebten Darsteller zum Theil von einer neuen Seite in verschiedenen Lustspielrollen: im December wird er dann wiederkehren, um sich in den größeren Aufgaben der Tragödie unserem Publicum vorzuführen.

Friedmann begann sein Gastspiel mit dem „Königslieutenant" in dem Lustspiel von Carl Gutzkow, einer Rolle, die wir schon früher von ihm gesehen haben. Der Königslieutenant von Friedrich Haase hat sich für uns Leipziger so mit der Gestalt des Dichters verschmolzen, daß es fast der Arbeit des Umdenkens und Umdichtens bedarf, um sich in einen andern Königslieutenant hineinzufinden. Wie oft schritt Haase-Thorane über die Bretter des Alten und Neuen Theaters mit seinem chevalereskten Wesen, seiner vornehmen Repräsentation, den hundert kleinen und feinen Detailzügen, mit denen er die Rolle ausstattete: wir erwähnen nur die Eröffnung des Briefes mit der linken Hand, nachdem der rechte Arm verwundet worden war. Thorane mit seiner „Misogyne" bleibt eine Genrefigur, trotz aller Sentimentalität, die wie auf tieftragischem Hintergrunde ausgetragen ist, trotz seiner Bravour in Krieg und Duell; man ist nicht geneigt, ihn ernst zu nehmen. Es kommt hinzu, daß Alcidor und Belinde nur auf der Bühne erscheinen, wie die Marionetten einer Puppenkomödie und daß der deutsch-französische Jargon und die Sprachübungen des Generals einen mehr komischen Eindruck machen. So bleibt der Thorane eine etwas wunderliche Rococogestalt, aus einer Mosaik bunter Züge zusammengesetzt, und gewährt so einem meisterhaften Detailmaler, wie Friedrich Haase, die reichste Ausbeute. Friedmann faßt die Gestalt mehr aus dem Vollen; er giebt ihr mehr Feuer, mehr südfranzösisches Temperament, einen mehr jovialen Zug. Viele Scenen gewinnen dadurch ein etwas anderes Ansehen: gleichwol ist es unmöglich, daß wir uns für die Herzenserlebnisse des Generals, die er im letzten Act erzählt, erwärmen können. Der Dichter hat dabei eine Art von Porzellanmalerei angewendet, wie sie für den buntschedigen Nipptisch jenes Zeitalters paßt; aber die mit Dialektfärbung vorgetragene Rococonovelle wird immer kalt lassen.

Einen anderen Abstecher in das Haase'sche Repertoire, den Marquis von Rocheserrier in „Eine Partie Piquet", waren wir leider! verhindert, mitanzusehen, was in Betreff des ziemlich albernen Einacters kein großer Verlust war; doch auch diese Rolle ist für uns Leipziger so mit Haase's Persönlichkeit verwachsen, daß es immerhin interessant gewesen wäre, einmal die Möglichkeit mitzuerleben, daß dieser Marquis auch in einer anderen schauspielerischen Menschwerdung vor den Prosceniumslampen erscheinen kann.

Das Gastspiel Friedmann's brachte uns auch eine Neuaufführung des Lustspiels von Roderich Benedix, „Die zärtlichen Verwandten", welche leider! über das Knie gebrochen war, wie die Unsicherheit vieler Mitspielenden bewies. Hr Friedmann spielte in diesem Stücke eine episodische Gestalt, den Schummrich, im Grunde eine Schablonenfigur aus dem Bereich jenes Rollensachs, welches man früher als dasjenige der Dümmlinge bezeichnete. Hier kommt es auf die Gestaltungskraft des Darstellers an, welche derartigen Charakteren eine bestimmte Eigenart geben muß. Der Schummrich Friedmann's war nicht einer jener „dummen Jungen", deren Unreife sich auch äußerlich ausprägt; er trug einen kräftigen Backenbart, das Zeugniß männlicher Reife, während sein Geist allerdings ein noch unbeschriebenes Blatt war. Jedenfalls wußte Hr. Friedmann das Erstaunen und das Erschrecken des „reichen Mannes" über jeden neuen Gedanken, der seine wenigen geordneten Vorstellungsreihen umzuwerfen drohte, die Kunstpause des brütenden Tiefsinnes, womit er diesen Eindringling in seinem beschränkten Geistesrevier heimisch zu machen suchte, sehr glaubwürdig zur Anschauung zu bringen. Der härteste Schlag trifft freilich die Siegesgewißheit des Brautwerbers, der mit einigen Körben beschrachtet von dannen zieht: Hr. Friedmann führte uns diese Enttäuschungen ergötzlich genug vor.

Seine dritte Rolle war der Richard Kerbriand in Scribe's Lustspiel: „Feenhände", eine prächtige Gestalt, welche von dem Darsteller mit warmem Colorit und feinem Verständniß colorirt wurde. Kerbriand ist ein „Stotterer" aus der Bühnenfamilie der Percy Heißsporne, die gerade nicht zahlreiche Mitglieder zählt, da es immer ein Wagniß ist, eine mit solchem Naturfehler behaftete Gestalt, bei welcher der Dichter selbst nur auf Andeutungen beschränkt ist, den Händen der Darsteller anzuvertrauen; denn nur ein gewiegter Künstler wird sie sicher in den Hafen führen; bei jeder taktlosen Behandlung, bei jeder übertriebenen Anwendung des „Stotterns" muß sie Schiffbruch leiden. Hr. Friedmann zeigte darin seine Kunst, daß er nur an jenen Stellen der Rolle, die auf eine komische Wirkung berechnet sind, dies Motiv voll und ganz wirken ließ und für die zu mißhandelnden Worte eine Auswahl traf, die einen komischen Effect hervorrufen mußte; es ist dies gerade der Fall, wo der mehrsache Vorschlag des Stotterns zu Wörtern von verschiedener Bedeutung führen kann, die wohl oder übel in den Zusammenhang passen. Dagegen ermäßigte Hr. Friedmann in den ernsteren Momenten die störende Eigenart und folgte der Anweisung des Autors, daß ein kräftiger Kernschuß jede Stockung aus dem Wege räumt und dann die Worte ihm von den Lippen fließen im ungehemmten Erguß einer aus den Tiefen des Herzens kommenden Beredtsamkeit. Jedenfalls wäre es ein Irrthum des Darstellers, wenn er glaubte, blos durch richtige Behandlung des Stotterns dem Charakter des Kerbriand zu seinem Rechte verhelfen zu haben. Eine so schwierige, aber bei guter Ausführung glückliche Handhabe für die Darstellung auch dieser mißliche Eigenheit bietet: sie bleibt doch immer etwas Aeußerliches. Der

fromme Sinn, die edle Seele dieses Kerbriand giebt erst das eigentliche Colorit des Charakters und Hr. Friedmann, dessen Gestalten man überhaupt eine wohlthuende Gefühlswärme nachrühmen muß, traf das Colorit vortrefflich. Als Kerbriand wie als Schummrich und Thorane erntete der Gast reichen Beifall; ebenso als Bonjour in dem Holtei'schen Einacter „Die Wiener in Paris", eine Prachtrolle Dawison's, dem sie sein Schüler mit Glück nachspielt.

Das Lustspiel „Die zärtlichen Verwandten" gehört zu den glücklicheren Inspirationen von Benedix: ein uralter Lustspielstoff, das Parasitenthum, ist hier mit dem beliebten deutschen Aschenbrödelmotiv glücklich verschmolzen und namentlich sind die Charaktere der zärtlichen Verwandten gut contrastirt und mit ergötzlicher Komik ausgestattet. Viel davon ging freilich bei der nicht genugsam vorbereiteten Aufführung verloren. Hr. Johannes als Oswald Bernau bewährte seine Begabung für die Darstellung tüchtiger und bieberer Charaktere aus der bürgerlichen Sphäre, in der sich die Muse von Benedix mit Vorliebe bewegt, von Neuem und auch Frl. Friedhoff als Thusnelda, die uns nur anfangs einen zu zerknirschten Eindruck machte, brachte die Scenen gemüthvoller Innigkeit und Hingebung zu entsprechender Geltung; ebenso zeigte Frau Western, welche die ziemlich umfangreiche Rolle der Ulrike, wie wir ersahren, erst an demselben Tage übernommen hatte, eine seltene Beherrschung des Textes und die Gabe, sich rasch in die dramatischen Situationen hineinzufinden; auch Frau Schubert als Irmgard gab die gelehrte Dame mit würdevoller Repräsentation; doch an manchen Stellen, besonders im Anfang, erkannte man die übereilte Vorführung an zahlreichen Stockungen, von denen der Löwenantheil der Frau Spitzeder (Abelgunde von Halden) zufiel.

Das französische Lustspiel: „Feenhände" unterscheidet sich von demjenigen von Benedix durch die größere Feinheit der Intrigne, wie dies ja im Geschmack der französischen comédies liegt, die aus den Degen- und Mantelstücken herausgewachsen sind. Bei Benedix, besonders in den „zärtlichen Verwandten", spielt sich die Handlung glatt herunter; ihr Ausgang läßt sich bald übersehen und auf dem Wege zum Ziele giebt es keine Ueberraschungen; bei Scribe sind die Fäden vielfach verschlungen und wer das aufgegebene dramatische Räthsel in der Mitte des Stückes errathen wollte, würde schwerlich die richtige Lösung finden.

„Feenhände" ist eine der feinsten französischen comédies und schwerlich wird die auf Effecte speculirende Muse der Jünger Scribe's in der dramatischen Filigranarbeit ihrem Meister gleichkommen. Niemals ist die Thorheit des sashionablen Lebens, die Modetollheit, köstlicher gegeißelt worden, als in den Scenen im Atelier der herzoglichen Schneiderin, wo die Marquise von Menneville und Frau v. Berny in ihrer Nebenbuhlerschaft so heftig auseinanderplatzen. Bei der letzten Aufführung wurden gerade diese Scenen trefflich gegeben: Frau Western brachte die hochgradige Nervosität der excentrischen Modedame mit dem krampfhaften Ausschrei ihrer wechselnden Affecte sehr ergötzlich zur Anschauung und die Frau v. Berny des Frl. Butze war ebenfalls eine kokette „Dame von Welt", welche ihre Giftpfeile mit Grazie schleuderte. Frl. Friedhoff, die junge Herzogin, Helene, die Besitzerin der Feenhände, das französische Aschenbrödel, hatte Wärme und Innigkeit, edle Fassung in der Resignation, lebensvollen Muth, wo es entschiedende Entschlüsse galt. Die alte Gräfin von Lesneven wurde von Frau Schubert dargestellt: für derartige Rollen besitzt sie indeß nicht den hocharistokratischen Pli, wenn sie dieselben auch sonst mit dem anerkennenswerthen Streben durchführt, den Intentionen des Dichters zu entsprechen. Der „Tristan" des Hrn. Ottbert war ein eleganter Edelmann, und wurde auch den wechselnden Stimmungen, dem Ausdruck zarter Neigung, eifersüchtiger Zweifel, feuriger Hingebung in seinem Spiel gerecht. Die kleine Bertha des Frl. Tullinger hatte für das wärmere Gefühl nicht die ergreifenden Accente; der Herzog von Pennmar des Hrn. Johannes zeigte männliche Haltung.

Die Aufführung dieses Stückes ging bei weitem mehr zusammen, als die der zärtlichen Verwandten; die Scenen im Schneideratelier waren gut arrangirt; das Gegenspiel der beiden Rivalinnen wurde dadurch gehoben. Der Eindruck des Ganzen war ein günstiger und wenn auch die Feinheiten der Pariser Schauspielkunst, unterstützt durch langes Einstudiren und höchst zahlreiche Proben, für deutsche Darsteller, ganz abgesehen von der Verschiedenheit des Naturells, nicht erreichbar sind, so werden doch Stücke, die nicht auf dem Raffinement der modernen Ehebruchdramatik ruhen und nicht mit allen Pointen krasser Situationsmalerei ausgestattet sind, meistens auch in Deutschland so gegeben, daß den Intentionen der französischen Dichter ihr volles Recht zu Theil wird.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

—*— Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden (1879—1880). Von Ernst v. Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Verlag von Carl Reißner 1881. (S. VI, 354; gr. 8°.) — Der Verfasser des vorstehend erwähnten Werkes, bereits rühmlichst bekannt durch sein treffliches Buch: „Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute", bietet in dieser neuen Arbeit eine Monographie über die im Stromgebiet des Mississippi gelegenen Südstaaten der Union, die um so werthvoller ist, da sie nicht blos auf dem Studium der bisher vorhandenen, ziemlich mangelhaften Literatur beruht, sondern aus den eigenen Beobachtungen und an Ort und Stelle vorgenommenen eingehenden Untersuchungen des vielgewanderten Verfassers hervorgegangen ist. In der ihm eigenen anziehenden Weise schildert nun v. Hesse-Wartegg den „Vater der Ströme" von St. Louis an bis nach New-Orleans, welche Gegend er auf zweimaligen Reisen in den jüngsten Jahren, namentlich in Bezug auf die Einwanderung von Seiten deutscher Elemente nach Arkansas, Louisiana und Alabama, ferner mit Rücksicht auf die socialen Errungenschaften der einstigen Sclaven, auf die Stellung der Baumwollenkönige und des Creolenthums, endlich im Hinblick auf den Eintritt des Mississippi in den Weltverkehr eingehender studirt hat. Es sind dies alles Fragen von der weitgehendsten Bedeutung, die auch hier in der alten Welt ein nicht geringes Interesse in Anspruch nehmen. Allen Ansprüchen wird der Verfasser gerecht und behandelt sowol die praktischen Gesichtspunkte, wie er sich auch den wissenschaftlichen Ansprüchen nicht verschließt, und zwar stets in einer Form, die das Buch für Jeden zu einer höchst angenehmen und anziehenden Lectüre macht. So werden die socialen, commerziellen und industriellen Verhältnisse mit viel Verständniß besprochen, wie auch die landschaftlichen Reize und Eigenthümlichkeiten geschildert. Hr. v. Hesse-Wartegg hat einen ebenso weiten, wie scharfen Blick, der die Verhältnisse durchdringt und schnell und sicher zu erfassen versteht, dazu ist er kenntnißreich und besitzt ein sehr gesundes Urtheil, alles Vorzüge, die mit der Gabe, anmuthig zu schildern, in dem Werke zur vollsten Geltung gelangen. Wie nun der Verfasser in demselben sein Bestes giebt, so ist es auch von der Verlagshandlung trefflich ausgestattet worden, Papier, Druck und Illustrationen befriedigen die weitgehendsten Ansprüche, so daß das Buch nach jeder Seite hin bestens empfohlen werden kann.

—ψ—. Spanien und die Balearen. Reiseerlebnisse und Naturschilderungen nebst wissenschaftlichen Zusätzen und Erläuterungen. Von Dr. Moritz Willkomm, Professor an der Universität und Director des botanischen Gartens in Prag. Mit einem Plane der Tropf-

steinhöhlen von Artà. Neue Ausgabe. Berlin, Verlag von Theodor Hofmann. (S. XII, 350; gr. 8.) — Der Verfasser des vorstehend genannten Werkes ist nicht nur Mann der Wissenschaft und besonders gelehrter Botaniker, als welcher er auch eine Reihe von Jahren an unserer Hochschule thätig gewesen ist, sondern er besitzt auch die nicht gerade häufige Gabe, anschaulich zu schildern, wobei mir namentlich die Treue seiner Bilder hervorheben müssen, denen jede Effekthascherei fremd ist. Es sind die Erlebnisse und Schilderungen der dritten Reise nach Spanien, welche Willkomm uns hier giebt, so daß er im Lande kein Fremdling mehr war, und dasselbe gleichsam wie ein alter Bekannter betrachtet. Diesmal war es speciell die Inselgruppe der Balearen, der er seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, so daß fast die Hälfte des ganzen Buches den Inseln Menorca und Mallorca gewidmet ist, was um so verdienstvoller, als diese Inseln noch bei weitem weniger genannt und erforscht sind als das Festland Spaniens. Doch die Erinnerung an frühere glücklich daselbst verlebte Jahre veranlaßte den Verfasser, seine Reise auch auf den Südosten, das Centrum und den Süden der Iberischen Halbinsel auszudehnen. Zwar nur im Fluge wird das Land durcheilt, aber die Zeit ist hinreichend, um alte Bilder wieder aufzufrischen, mit deren Beschreibung er ein recht gesundes und natürliches Urtheil verbindet. In einem Anhange werden die während des zweimonatlichen Aufenthaltes auf den Balearen gemachten Beobachtungen über die geographischen, geognostischen, klimatischen und pflanzengeographischen Verhältnisse dieser Inseln, sowie über die Physiognomie und die Charakterpflanzen der balearischen Vegetation und über verschiedenes Andere mehr geschildert und wissenschaftlich erläutert. Wem es nicht um eine phantastische, poetisch aufgeputzte Reisebeschreibung zu thun ist, sondern wer nach einer wahrheitstreuen Schilderung des Landes verlangt, dem kann das Buch auf das Wärmste empfohlen werden.

△ Praktischer Führer im Obstbau. Im Selbstverlage der Gärtnerlehranstalt zu Röthа. Dresden, 1881, Offizin von Wilhelm Baensch. — Der Verfasser der vorliegenden, soeben erschienenen Schrift ist der um die Hebung und den zweckmäßigen Betrieb des Obstbaues in Deutschland und speciell im Königreiche Sachsen hochverdiente Begründer der Gärtnerlehranstalt zu Röthа, der dasige Rittergutsbesitzer Kammerherr Frhr. v. Friesen, welcher den vielen Verdiensten, welche er sich um die Aufklärung der sächsischen Landwirthe über die volkswirthschaftliche Bedeutung einer rationellen Obstbaumzucht und über die Mittel, welche anzuwenden sind, um größere Erfolge auf diesem Gebiete zu erzielen, erworben, durch Abfassung und Herausgabe dieses „Praktischen Führers im Obstbau" ein neues hinzugefügt hat. Auf Grund der in der Gärtnerlehranstalt gemachten Erfahrungen, sowie seiner eingehenden sonstigen Studien auf dem Gebiete des Obstbaues hat der Hr. Verfasser in dem vorliegenden Leitfaden zunächst das Nothwendigste über Pflanzen, Beschneiden und Düngen der Obstbäume zusammengestellt und sodann klare Uebersichten der zum Anbau in Sachsen empfehlenswerthesten Obstsorten unter kurzer Angabe der charakteristischen Eigenschaften der einzelnen Sorte, des Bodens und der Lage, in welcher dieselbe gedeiht und der Verwendung, zu der sie sich eignet, gegeben. Jeder Beschreibung einer Obstart geht wiederum ein allgemeiner belehrender Theil voraus, dann folgen die Sorten in alphabetischer Ordnung, diesen alphabetischen Verzeichnissen endlich schließen sich mehrere Zusammenstellungen derjenigen Sortimente an, welche sich für verschiedene klimatische und Boden-Verhältnisse, verschiedene Verwendungen und zur Anzucht in mehreren Formen eignen. Die Anordnung des Stoffes ist überaus zweckmäßig, ebenso verdient die Art und Weise der Verarbeitung desselben alles Lob, und so wird die kleine Schrift gewiß voll und ganz den Zweck erfüllen, den deren Verfasser im Auge gehabt hat, nämlich, unsere sächsische Bevölkerung zunächst im Allgemeinen mit denjenigen Obstsorten bekannt zu machen, welche sich für das Königreich Sachsen als die einträglichsten erwiesen haben, dem Landmanne und Gartenbesitzer die Auswahl aus diesen immerhin noch zahlreichen Sorten für die besonderen Zwecke, welche er erreichen will, zu erleichtern, denjenigen, welche Bäume aus den Röthaer Baumschulen entnehmen, eine kurze Anweisung über die weitere Behandlung der Bäume mitzugeben, gleichzeitig aber auch denjenigen, welche einen Lehrcursus an der Anstalt durchgemacht haben, einen Leitfaden zu liefern, welcher ihnen das praktisch Erlernte in das Gedächtniß zurückruft.

—*— Kalenderbüchlein. Katechismus der Chronologie mit Beschreibung von 33 Kalendern verschiedener Völker und Zeiten. Von Dr. Adolph Drechsler. Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1881. — In dem vorliegenden Werkchen bietet der Verfasser mehr als der bescheidene Name eines „Kalenderbüchleins" vermuthen läßt. Wir erhalten gleichsam ein klares Compendium der Chronologie, welches in gedrängter Kürze, ohne dabei auch nur eine wissenswerthe Frage zu übergehen, Alles, was auf die Zeitbestimmung Bezug hat, berührt und soweit es für das größere Publicum Bedeutung hat, erörtert. In einem ersten Abschnitt gelangen die Grundlagen der Chronologie zur Darstellung; es werden die natürliche Zeiteintheilung und die Ausgleichversuche des Mondjahres mit dem Sonnenjahre, ferner der Uebergang zu willkürlichen Zeitbestimmungen und endlich die Zurückführung der Zeiteintheilung auf astronomische Beobachtungen auseinandergesetzt. Der zweite Abschnitt betrachtet die hauptsächlichsten Zeitabschnitte: den Tag, die Nacht, den Monat, das Jahr, den Cyclus, die Periode und die Aeren, welche zwischen den nur in unserer inneren Anschauung vorhandenen Vorstellungen der Ewigkeit und des Momentes, des zeitlich Unendlich-Großen und Unendlich-Kleinen, als für uns sinnlich erfaßbar liegen. Der dritte Abschnitt kennzeichnet das Wesen der Chronologie. Einerseits die Grundlage geordneter Zustände und Vorgänge im Staatsleben, im gesellschaftlichen Verkehre und in den Culten und Religionen, andererseits die unentbehrliche Gehilfin der Geschichtsforschung, ist sie im Wesentlichen ein Kalender der Menschheit im Allgemeinen: sie erforscht die Zeitgröße, bewirkt die Theilung der in unaufhörlicher Gleichförmigkeit fließenden Zeit und ordnet die Feststellung von Grenzen an, welche es ermöglichen, die Aufeinanderfolge der Begebenheiten und Handlungen in ihrer Reihenfolge und in ihren zeitlichen Abständen in Betreff der Vergangenheit zu erschauen und in Betracht der Zukunft zu bestimmen oder zu erkennen. Im vierten Abschnitt werden dann dreiundbreißig Kalender verschiedener Völker und Zeiten angeführt und erklärt, während in einem fünften und sechsten Abschnitt die Heiligen- und Märtyrertage der Katholiken, sowie die chronologische Literatur aufgezählt und verzeichnet werden. Die Nothwendigkeit einer dritten Auflage bürgt für die Brauchbarkeit des kleinen Schriftchens.

Leipzig, 30. Sept. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Alexandrowitsch, Bewegte Zeiten. Roman aus dem letzten russisch-türkischen Kriege. Dresden u. Leipzig, Heinr. Minden.

v. Ammon, Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege. 24. Aufl. Leipzig, S. Hirzel.

Anaper, Die Einführung des Tabakmonopols in Deutschland. Celle, Capaun-Karlowa'sche Buchhandlung.

Arbeitsgesetz, Ein, als Lösung unserer Tagesfragen. Breslau, Leuckart'sche Buchhandlung.

Arendts' Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 12. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 A.

Auswanderungs- und Deutsch-Amerikanische Zeitung. 9. Heft. Leipzig, Gustav Weigel. à 60 A.

Bachofner-Baxter, Mathildens Genesung. Eine Erzählung aus einem Kinder-Spital. 4. Aufl. Basel, C. F. Spittler. 30 A.

Bäder und Sommerfrischen. 3. Jfg. Leipzig, Edwin Schlömp. 2 ℳ.

Berger, Die deutsche Gewerbe-Ordnung ꝛc. 4. Aufl. Berlin, J. Guttentag. 1,20 ℳ.

Bismarck, Fürst, Parteileben und Volkswohl. Zwölf Kapitel aus der neuesten deutschen Geschichte, Wählern und Politikern zur Erwägung gestellt. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 1,20 ℳ.

Blackie, Das Leben David Livingstones. Uebersetzt von Otto Denk. 1. Bd. Gütersloh, C. Bertelsmann. 3,60 ℳ.

Blankenstein's Erzählungen: Der lahme Anton. 2. Aufl. 20 ₰. und B.'s Vier Erzählungen: Lichtblicke im Kinderleben. 1,50 ℳ. Basel, C. F. Spittler.

Bonde, Feldblumen. Gedanken und Betrachtungen aus stillen Stunden ꝛc. Altenburg, Oskar Bonde. 1,50 ℳ.

Brees's Biblische Studie: Johannes der Täufer. Leipzig, Johannes Lehmann. 2 ℳ.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 1. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.

Claussen, Gotthold Ephraim Lessing's Leben. 1. Bd. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8 ℳ.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, Von M. v. Nathusius. Sept. c. Leipzig, F. C. Hinrichs. Viertelj. 2 ℳ.

Das tägliche Brod des Christen. Ein christliches Vergißmeinnicht. Basel, C. F. Spittler. 65 ₰.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von Rich. Fleischer. 9. u. 10. (Sept.- u. Oct.-) Heft. Berlin, Otto Janke. Viertelj. 6 ℳ.

Duehn, Beiträge zur Geschichte der nordamerikanischen Union. 1. Bd. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 6 ℳ.

Ebers und **Guthe**, Palästina in Bild und Wort. 4. bis 6. Lfg. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, vorm. Ed. Hallberger. à 1,60 ℳ.

Eckardt, Chronik von Glauchau. 17. u. 18. Lfg. Glauchau, Arno Peschke.

Eisenbahnen, Statistischer Bericht über den Betrieb der unter K. Sächs. Staatsverwaltung stehenden, ꝛc. i. J. 1880. Dresden, C. Heinrich.

Eisenbahngüterdienstes, Systematische Sammlung der Frachtausdrücke des, nebst alphabet. Waarenverzeichniß. Vom Reg.-R. Paul Hirche. 1. Th. Bromberg, Selbstverlag. 3 ℳ.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. 1. Abth. 23. Lfg.: Handbuch der Botanik 8. Lfg.: 1. Abth. 24. Lfg.: Handbuch der Mathematik 10. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Erzgebirge, Aus dem, Wiedereröffnung des Rettungshauses Friedrich-August-Stift am 3. Juli 1881. Waldkirchen u. Grünthainichen, Pfarrämter. 30 ₰.

Fabriken- und **Dampfkessel-Inspectionen** für 1880. Jahresberichte der Königl. Sächs. Berlin, Fr. Korthkampf.

Fricke, Die Ueberbürdung der Schuljugend. Ein Mahnwort. Berlin, Theodor Hofmann. 50 ₰.

Gerstfeldt, Zahlen und Bilder zur Reichssteuerfrage in ihrer Zweckbeziehung zu der Finanzlage der Gemeinden in Preußen. Leipzig, Otto Wigand. 5 ℳ.

Gnelenau. Von Moritz Berndt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1,80 ℳ.

Gnineß, Das nahende Ende des Zeitalters. Basel, C. F. Spittler. 40 ₰.

Haberkorn, Die Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen vom 4. Sept. 1831 sonst und jetzt nebst Nachrichten über Zeit und Dauer der Landtage und ihre Directorien. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne.

v. Hartmann, Die politischen Aufgaben und Zustände. Berlin, Carl Duncker.

Hasloer, Volksthümliche Rechtskunde. 1. Teil, Königsberg i. Pr., Hartung'sche Verlags-Druckerei. 1 ℳ., und **H.**, Das preußische Feld- und Forst-Polizeigesetz vom 1. April 1880. Dieselbe. 1 ℳ.

Häusliche Glück, Das, Vollständiger Haushaltungsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen. 3. Aufl. M.-Gladbach und Leipzig, A. Riffarth. 1 ℳ.

Herbst, Encyklopädie der neueren Geschichte. 6. bis 9. Lfg. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. à 1 ℳ.

Herford & **Hahn**, Verzeichniß kraftlos erklärter (mortifizierter) und aufgehobener Wertpapiere. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer.

Hoffmann's Vortrag: Die Missouri-Synode in Nordamerika, historisch und kritisch beleuchtet. Gütersloh, C. Bertelsmann. 40 ₰.

Hösling, Die Polizeibehörden in ihrer Thätigkeit als Hülfsbeamte der Staatsanwaltschaft und als Polizeirichter. Leipzig, Breit & Co. 2 ℳ.

v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. 26. u. 27. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1,50 ℳ.

Ibsen's. Im Reiche des, Drei Vorträge. Leipzig, Rosberg'sche Buchhdlg. 1,50 ℳ.

Kalender: Frommann's in Jena verbesserter Historien-K. auf 1882. — Hoffmann, Hefter & Co., Wein-Groß-Handlung in Leipzig, K. und Preisliste.

Kämmlitz, Paulus, der Apostel Jesu Christi. Frankenberg i. S., C. G. Rosberg. 1,80 ℳ.

Kielland's ausgewählte Novelletten. Aus dem Norwegischen von Poestion. Wien, A. Hartleben. 2 ℳ.

v. Kirchmann, Zeitfragen und Abenteuer. Leipzig, F. J. Weber. 2 ℳ.

Knauth's Rede: Die Faustfrage. Freiberg i. S., J. G. Engelhardt.

Kretschmer & Rohrbach, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 18. & 19. Lfg. Leipzig, J. G. Bach. à 4 ℳ.

Küchler, Fur freiheit des Gewissens. Leipzig, Joh. Lehmann. 5 ℳ.

Kulturkämpfer, Der, Zeitschrift für öffentl. Angelegenheiten. Von Otto Glogau. 2. Jahrg. 39. u. 40. Heft. Berlin, Expedition des Kulturkämpfer. à 60 ₰.

Kuntze, Zur Statistik und Kritik von Leipzig und 42 Vororten. Leipzig, Arthur Felix.

Lange, Die allgemein-pädagogische Bedeutung Friedrich Fröbels. Hamburg, C. Boysen.

v. Leixners, Unser Jahrhundert. 29. u. 30. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Margot's Erzählungen: Wunderfame Gotteswege aus der Gegenwart. 1,20 ℳ; Wie es kam, daß ich ein Doktor wurde. 20 ₰. Basel, C. F. Spittler.

Mittelpartei, Eine, im Reich, Leipzig, Duncker & Humblot. 1 ℳ.

Moody, Der Himmel und das ewige Leben hier und dort. Basel, C. F. Spittler. 80 ₰.

Musikalien, Neue, von Rob. Forberg, Leipzig: Becker, Op. 101 Nr. 1 bis 4; Forberg, Op. 33; Graner, Op. 112; Kirchner, Op. 79 Nr. 1 & 2; Löschhorn, Op. 174 Heft 1 u. 2; Wöhring, Op. 103 Nr. 4, 5 u. 6; Reinberger, Tarantella; Wohlfahrt, Op. 76, 77 u. 78 Nr. 1 u. 2.

Nord und **Süd**. Deutsche Monatsschrift, Sept. u. Oct. c. Breslau, S. Schottländer. Viertelj. 6 ℳ.

Offener Brief eines besoldeten Lehrers an einen jüngeren Kollegen über Schulvereinshäuten und Schulsparkassen. Olchap, Fr. Oldecop's Erben. 10 ₰.

Ortmann, Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Directors. Hamburg, F. F. Richter.

Pasig's Erzählung: Rigberta. Leipzig, Georg Böhme. 2 ℳ.; P., Glockensagen. Gotha, Gottfold-Expeditor. 50 ₰.

Programm der K. Sächs. Bergakademie zu Freiberg 1881/82. Freiberg, F. G. Engelhardt.

Redenbacher's Erzählung: Die Salzburgerin. 4. Aufl. Basel, C. F. Spittler. 1 ℳ.

Reismann's Handlexikon der Tonkunst. 1. Lfg. Berlin, Robert Oppenheim. à 50 ₰.

Religion, Die, des kommenden Jahrhunderts. Von H. G. 2. Aufl. Budapest, Ludwig Aigner.

Richter, Die Abiturienten der Realschulen 1. O. und Gymnasien in Preußen vor dem Forum der Statistik. Altenburg, Oskar Bonde.

Rückert, Friedrich, gesammelte poetische Werke. Neue billige Ausgabe. 1. Lfg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. à 60 ₰.

Rüdorff, Stoffgeschbuch für das Deutsche Reich. 11. Aufl. Berlin, J. Guttentag. 1 ℳ.

Saling's Börsen-Jahrbuch für 1881/82. Schlußlieferung. Berlin, Haude und Spener. Geb. 10 ℳ.

Schlagintweit, Die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen. Köln und Leipzig, Ed. Heinr. Mayer. 2 ℳ.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. 16. bis 22. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Stein, Johannes Falk. Ein Zeit- und Lebensbild. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 3,30 ℳ.

Stretton's Erzählungen: Stephan Fern. 2. Aufl. 1 ℳ.; Allein. 2. Aufl. 20 ₰. Basel, C. F. Spittler.

Theurer's Rede: „Wie soll man die Bibel lesen?" Basel, C. F. Spittler. 10 ₰.

Vom Frieden zwischen Staat und Kirche. Frankfurter Vereinsdruckerei.

Wagner, Gold, Silber und Edelsteine. Wien, A. Hartleben. 3,25 ℳ.

Wangemann, Einführung in das Verständniß des Dr. M. Luther'schen Katechismus. 3. Theil. Leipzig, Georg Reichardt.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. 2. Aufl. 67. bis 69. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 6. u. 7. (Sept.- u. Oct.-) Heft. Leipzig, Richard Lesser. Viertelj. 1 ℳ.

Werner, Karl Friedrich, Erinnerungen aus dem Leben des seligen, Pfarrer in Felsbach. Basel, C. F. Spittler. 1,20 ℳ.

v. Wilseben, Die Entstehung der constitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen. Zur Feier des 50jähr. Bestehens der Verfassungsurkunde. Leipzig, B. G. Teubner.

Zanker's Vortrag: Warum haben wir nicht mehr Segen von den Predigten, die wir hören? 2. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann. 40 ₰.

Zeller, Bibel-Betrachtungen und Haus-Andachten. Basel, C. F. Spittler. 60 ₰.

v. Zezschwitz, Luther's kleiner Katechismus. II. Abth. Leipzig, J. C. Hinrichs. 50 ₰.

Zöller, Gottes Zeugen im Reich der Natur. Biographien und Bekenntnisse großer Naturforscher aus alter und neuer Zeit. 1. Theil. Gütersloh, C. Bertelsmann. 4,50 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 80. Donnerstag, den 6. October. 1881.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Bücherbesprechungen (Geschichte von Ost- und Westpreußen, von Dr. Karl Lohmeyer. Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Directors, von Reinhold Ortmann. Erinnerungen an Heinrich Heine, von Maria Embden-Heine. Jugenderinnerungen von Ernst Rietschel. Italienische Dichter- und Künstler-Profile).

Briefe aus Paris.

(Die Elektricitäts-Ausstellung. — Notre-Dame und das Hôtel Dieu; eine Wanderung durch vergangene Zeiten.)

\# \# **Paris**, im September.

Die Elektricitäts-Ausstellung im Industrie-Palast der Champs-Elysées ist nun endlich definitiv eröffnet und steht in ihrem vollen Glanze. Sie bietet ein unvergleichliches Schauspiel und man staunt, daß eine Wissenschaft, die noch ganz in ihren Anfängen steht, schon im Stande war, so große Resultate zu erzielen. Vor zehn Jahren war die Elektricität noch wenig bekannt, der Telegraph allein machte sich ihre Macht zu Nutz, und heute hat sie sich schon so gewaltig entwickelt, daß der mir hier verstattete Raum nicht hinreicht zur Aufzählung der verschiedenen und vielseitigen Anwendungen, denen sie mit Nutzen unterworfen wird. Es werden zum ersten Male zu Gunsten dieser neuen Wissenschaft feierliche Assisen abgehalten. Die französische Regierung hat es als eine Ehrensache betrachtet, der Welt zuerst eine glänzende Vereinigung aller dieser Wunder vorzuführen, es gebührt ihr und es gebührt namentlich dem französischen Minister der Post und des Telegraphenwesens für diese rühmliche Initiative Anerkennung und Dank. Alle Nationen sind dem an sie ergangenen Ruf gefolgt, der sogar bis in den äußersten Orient gedrungen ist, sie sind alle auf dieser glänzenden Ausstellung anerkennenswerth und bedeutend vertreten. Das Publicum, das sich bisher nur unter Tages über die seit zehn Jahren gemachten gewaltigen Fortschritte Rechenschaft geben konnte, hat nunmehr, da die Ausstellung bis 11 Uhr Abends geöffnet bleibt, die willkommene Gelegenheit, sich auch bei Nachtzeit mit den Wirkungen des elektrischen Lichtes vertraut zu machen, dessen Glanz beinahe mit dem der Sonne vergleichbar ist.

Vor kaum drei Jahren hatte Hr. Jablochkoff zuerst das Wagstück unternommen, mit dem von ihm bereiteten elektrischen Lichte in Paris öffentliche Versuche anstellen zu lassen; heute finden wir uns auf der Elektricitäts-Ausstellung bereits fünfzig verschiedenen Beleuchtungs-Systemen gegenüber, die sämmtlich in höherem oder geringerem Maße Aufmerksamkeit und Beachtung verdienen. Diese interessante Ausstellung ist in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit vollendet worden; alle die Wunder, die unser Staunen in so hohem Maße erregen, sind in der kurzen Spanne Zeit von kaum zwei Monaten vereinigt worden; um dieses Kunststück zu ermöglichen, sind zur Production der Elektricität Dampf- und Gas-Maschinen von 3000 Pferde-Kraft und elektrische Leiter in einer Länge von über hundert Kilometer angewendet worden, ohne die dabei in Mitbenutzung gezogenen telegraphischen, elektrischen und ganz besonders telephonischen Apparate zu zählen.

Die Telephonie, das heißt die elektrische Uebertragung des Wortes, hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit des Publicums sehr beschäftigt. Wer entsinnt sich nicht, daß im Jahre 1876, als die amerikanischen Blätter mittheilten, daß Hr. Graham Bell das Mittel entdeckt habe, das gesprochene Wort auf weite Entfernungen zu übertragen, ganz Europa ungläubig lächelnd die Achseln zuckte — und dennoch habe ich nunmehr selbst das Vergnügen gehabt, im hiesigen Industrie-Palast einem Act der Oper „Robert der Teufel" beizuwohnen, die in der großen Oper, also in einer Entfernung von ungefähr einer halben Stunde, zur Aufführung kam. Das bekannte Duett und die große Scene, die den ersten Act schließt, kamen uns mit allen Nüancen so vollständig zu Gehör, daß selbst der verwöhnteste und anspruchsvollste Dilettant sich für befriedigt erklären mußte. Man unterschied genau die Stimmen der verschiedenen Sänger, man hörte das Beifallklatschen der Menge und wenn man die Bühne vor Augen gehabt hätte, so würde die Illusion vollständig gewesen sein und man hätte sich einbilden können, in einem bequemen Sperrsitz der Vorstellung der Oper beizuwohnen. Für diese telephonischen Experimente, die mit gleichem Glück auch mit den Vorstellungen der komischen Oper und des Theater Français angestellt werden, sind sehr elegante Säle eingerichtet, zu denen der Andrang des Publicums so gewaltig ist, daß die der natürlich in einem Abend oft wechselnden Zuhörerschaar jemalig zu gewährenden Auditionen auf das verhältnißmäßig geringe Zeitmaß von drei Minuten beschränkt werden müssen, und diese Zeit wird in Berücksichtigung der immer neu andrängenden Menge sehr streng eingehalten. Diese nichtsbesteweniger höchst interessanten Auditionen, denen ich seit der Eröffnung der Ausstellung bereits vielfach beigewohnt habe, gaben öfters Anlaß zu sehr amüsanten und ergötzlichen Scenen. So hatte sich z. B. neulich ein noch ziemlich junger Herr nicht ohne Mühe bis in den Auditions-Saal der Opern-Vorstellungen Bahn gebrochen; es wurden ihm wie aller Welt die nöthigen beiden Hörrohre übermittelt, anstatt dieselben aber an seine Ohren zu setzen, behielt er sie in den Händen und schmunzelte vergnügt vor sich hin. „Wenn Sie etwas hören wollen," bemerkte ihm der die Operationen beaufsichtigende Beamte, „so müssen Sie sich dazu halten und vor allen Dingen die Hörrohre an Ihre Ohren halten." „Ach nein," antwortete der Jüngling leichthin, „ich warte auf das Ballet!"

Der telephonische Apparat, welcher den Industrie-Palast mit der Oper verbindet, ist dem fleißigen, unermüdlich thätigen Hrn. Aber zu verdanken, dem man den Beinamen des „französischen Graham Bell" gegeben hat; dieser emsige Forscher sucht gegenwärtig noch ein anderes Problem zu lösen: die Transmission der Gesichtsstrahlen (rayons visuels). Man fragt sich nicht ohne Bangigkeit, welch eine kolossale Subvention der Director der großen Oper verlangen wird, wenn es einmal so weit gekommen sein wird, daß man von einem bequemen Lehnsessel aus in seinem Studirzimmer den Vorstellungen der Oper wird vollständig beiwohnen und

die graziösen Tanzfiguren des Ballets wird bewundern können. Aber auch abgesehen von dieser angenehmen Seite, scheint mir das Telephon des Hrn. Aber berufen, vielseitige und namentlich auch den Journalen nützliche Dienste zu leisten. Man wird z. B. künftig in den Redactions-Bureaux der verschiedenen Zeitungen den Sitzungen des Parlamentes beiwohnen und die Leser schneller und zuverlässiger von den gefaßten legislatorischen Beschlüssen in Kenntniß setzen können. In dem republicanischen Frankreich wird eine solche Neuerung besonders willkommen sein.

Leider gestattet mir der Raum hier kein näheres Eingehen auf die zwar bescheideneren, aber nicht minder überraschenden Apparate der elektrischen Telegraphie und der Anwendung der Elektricität auf verschiedene Industrien. Nur über die Beleuchtung der Ausstellungsräume möchte ich ein Wort sagen, weil dieselbe uns über die in dieser Richtung bereits erzielten Fortschritte im doppelten Sinne des Wortes „aufklärt". Diese Fortschritte sind denkltig. Wir befinden uns einer großen Menge von neuen Beleuchtungs-Systemen gegenüber, von denen in der französischen Section der Ausstellung die der Herren: Jablochkoff, Jamin, Lontin, Werdermann und Gramme, in der auswärtigen Section die der Herren: Edison, Bousch, Swan, Jasper, Maxim als die bedeutendsten hervorzuheben sind. Die verschiedenen Aussteller haben in sehr eingehenden und übersichtlichen Tabellen das Wesen ihrer Systeme zusammengefaßt; sie geben praktische Aufklärungen über die bewegende Kraft, die zur Production der Elektricität angewandten Maschinen, die Masse des erzeugten Lichtes, die Kosten der Beleuchtung auf Stunden berechnet u. s. w. Alle diese Punkte sind von unbestreitbarer Wichtigkeit. Es wird indessen für die Belehrung des Publicums, das sich für die Anwendung des elektrischen Lichtes auf die Industrie interessirt, noch mehr gethan; es sind zu diesem Behufe in einem der Säle der Ausstellung Conferenzen organisirt worden, die von den hervorragendsten Capacitäten auf dem Gebiete der elektrischen Wissenschaften geleitet werden. Diese Conferenzen werden ohne Zweifel zur Vulgarisirung dieser Wissenschaften wesentlich beitragen und die Ausstellung, die uns in dieser Richtung neue Horizonte für die Zukunft erschließen soll, wird auf diese Weise einen ihrer hauptsächlichsten Zwecke glücklich erfüllen.

Nachdem wir nunmehr unseren Umgang in dieser für die Zukunft jedenfalls sehr, ja vorläufig noch unberechenbar bedeutenden Ausstellung vollendet haben, schlage ich den Lesern dieser Blätter vor, mir noch auf einer nicht minder interessanten Wanderung durch vergangene Zeiten freundlich folgen zu wollen.

Es erscheint gegenwärtig hier im Verlage von Firmin Didot ein sehr interessantes und hervorragendes Werk unter dem Titel: „Paris à travers les âges"; dieses mit großem Luxus ausgestattete und kunstverständig illustrirte Werk ist ein werthvolles Denkmal oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine interessante Heraufbeschwörung, eine Evocation des ehemaligen Paris; die Kupferstiche, die den kunstvollen Abschluß jeder Lieferung dieses bedeutenden Werkes bilden, zeigen wie in einem Zauberspiegel der gegenwärtigen Generation das Paris der Vorfahren. Die zweite Lieferung, die Geschichte der Notre-Dame-Kirche gewidmet, ist eine der bedeutendsten des ganzen Werkes; es ist von hohem Interesse, die Schicksale dieser alten Kirche durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen. Gleich nachdem das Christenthum in Gallien Eingang gefunden, erbauten die Christen in dem dichten Gehölz, das sich an der Stelle des gegenwärtigen Paris befand, auf den Ruinen eines zu Ehren des Tiberius Augustus errichteten Tempels eine Kirche, die vom heiligen Dionysius eingeweiht und der Mutter Gottes — Unserer lieben Frau, Notre Dame — gewidmet wurde. Zur Zeit der Normannen flüchteten sich die Pariser auf das Gebiet dieser Kirche, die halb zerstört wurde und bis zum Jahre 1160 in verfallenem Zustande blieb; um diese Zeit unternahm Moritz v. Sully den Aufbau der gegenwärtigen Kathedrale, die sich von anderen Kathedralen, die nur langsam und nach und nach entstanden sind und demnach den Einfluß verschiedener Epochen verrathen, dadurch unterscheidet, daß sie ohne Unterbrechung in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum erbaut worden ist; diesem glücklichen Umstande verdankt der schöne Bau seine bewunderungswürdige Einheit.

Die Zeit des Baues der Notre-Dame ist eine der interessantesten Epochen der französischen Geschichte; es ist die Zeit der Allmacht der Kirche; die Zeit des naiven, bedingungslosen Glaubens; die Kirche ist Alles; an den Stufen des Altars wird der Leibeigene frei, wird der Feind mit dem Feinde ausgesöhnt, werden Verträge abgeschlossen und erhalten ihre Giltigkeit; wer diesen geweihten Boden betritt, ist gerettet, Dank dem Asylrechte; hier wird Recht gesprochen und gelehrt; die Kirche ist Schule und Gericht, sie ist Zufluchtsstätte, Hospital und öffentlicher Versammlungsort; hier unterzeichnen die Könige ihre Erlasse und Decrete, um ihnen höhere Bedeutung, größeren Nachdruck zu verleihen, hier auch üben die Könige das schönste ihrer Rechte, das Recht der Begnadigung aus. Die Kirche übt ihren oft und ungerecht bestrittenen, aber ganz unleugbaren civilisatorischen Einfluß aus. In dem unmittelbar an den Thoren der Notre-Dame gestifteten Kloster wird die erste Schule gegründet, die als Pflanzstätte für die übrigen Schulen in Frankreich zu bezeichnen ist.

Wollte man alle die historischen Ereignisse verzeichnen, die sich in der Notre-Dame erfüllt haben, so müßte man die ganze Geschichte Frankreichs umschreiben. Jede Freude und jede Trauer des Landes hat in den gewaltigen Säulengängen dieser herrlichen Kirche ihr Echo gefunden. Philipp der Schöne, um Gott für den bei Mons-en-Puelle erfochtenen Sieg zu danken, ritt bedeckt mit der Rüstung, die er im Kampfe getragen, auf seinem Schlachtroß in die Kirche ein. Heinrich IV., der zum Katholicismus übergetretene Hugenott, hörte hier seine erste Messe, zur Bestätigung seines bekannten Ausspruches: „Paris vaut bien une messe!" Bossuet hielt hier seine berühmte Trauerrede am Sarge des großen Condé . . . Nach den Saturnalien der Revolution, nach den schmachvollen Festen zu Ehren der „Göttin Vernunft" öffneten sich die Thore der Notre-Dame vor dem Papste, der in Person nach Paris gekommen war, um in dieser Kirche, die so lange Zeugin des Glanzes der alten Monarchie gewesen, Napoleon I. zum Kaiser zu krönen.

Der Theil von Paris, in welchem sich die Notre-Dame erhebt, ist einer der interessantesten der Metropole, er ist das Sanctuarium der Geschichte der Stadt. Neben der alten Kirche, der Trösterin für Seelenleiden, erhebt sich das Hospital, die Zufluchtsstätte gegen physische Leiden, das alte vom heiligen Landry gegründete „Hôtel Dieu", das so eng verwoben ist mit den Traditionen von Paris, daß man nicht gewagt hat, das neue Hôtel Dieu auf einem anderen Platze wieder aufzubauen als auf der Stelle, welche das alte Jahrhunderte lang eingenommen hat. Das alte Hôtel Dieu war gleich nach seiner Stiftung durch die von allen Seiten herbeifließenden frommen Gaben sehr reich geworden; die Kranken und die Armen wurden hier vortrefflich gepflegt; die Chroniken aus jener Zeit geben darüber sehr eingehende und ganz erstaunliche Details, die zu der Vermuthung berechtigen, daß das Mittelalter ob seiner Grausamkeit und Härte vielfach ungerecht verschrieen wird.

Das Stadtviertel von Notre-Dame ist überreich an historischen Erinnerungen; jede Straße hat hier ihre Geschichte oder ihre Legende; in der Rue des Marmousets war der famose Bäcker, der seine Pasteten mit gewiegtem Menschenfleisch füllte; in der Rue Saint-Landry residirte der wiederspenstige Stadtrath Broussel, der in den Zeiten der Fronde dem Cardinal Mazarin das Leben so schwer machte; in der

Rue des Ursins, die dem berühmten Juvenal des Ursins ihren Namen verdankt, wohnte der Dichter Racine als Bräutigam; in der Rue de Glatigny endlich befand sich das famose Val d'Amour, das unter Ludwig XIII. so vielen galanten Abenteuern zum Schauplatz gedient hat.

Die Lectüre dieses in jedem Sinne bedeutenden Werkes „Paris à travers les ages" und namentlich die der Notre-Dame-Kirche gewidmete Lieferung erweckte in mir unwillkürlich das Bedürfniß, dieses alte historische Stadtviertel wieder einmal zu durchwandern. Sein Anblick ist gegenwärtig freilich ein anderer geworden, aber die Seele der entschwundenen Generationen scheint in diesen Straßen noch zu leben; man sieht im Geiste die glänzenden Processionen wieder vor sich, die ehemals unter Absingung von Litaneien, Klag- oder Freuden-Liedern mit all dem von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Fest- oder Trauer-Pomp langsam und feierlich nach der Kathedrale zogen; man sieht auf dem geräumigen Vorplatz vor der Kirche, auf welchem ehemals um die Osterzeit der berühmte Schinkenmarkt abgehalten wurde, die gläubige Menge beim Vorüberzug des Allerheiligsten andächtig auf den Knieen liegen und die kleinen, reinlichen und zierlichen Häuser, die heute noch den Platz umstehen, auf welchem sich ehemals das mächtige zur Kirche gehörige Kloster erhob, bevölkert die gefällige Phantasie mit ihren einstigen Insassen, den Canonici von Notre-Dame, die ehemals so große Macht und so gewaltigen Einfluß besessen. Ehe wir dieses interessante Stadtviertel wieder verlassen, werfen wir noch einen ehrfurchtsvollen Blick auf die majestätische Basilica, die nach so vielen Zeitstürmen noch in ihrer ganzen Schönheit aufrecht steht und ihre Thürme zum Himmel erhebt wie ein versteinertes Gebet, das die Stadt schirmen soll, die unter ihrem Schutze liegt und die das Beten oft vergißt.

Bücherbesprechungen.

—y—. Geschichte von Ost- und Westpreußen. Von Dr. Karl Lohmeyer, Professor an der k. Albertus-Universität zu Königsberg. Erste Abtheilung. Zweite Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1881. (S. VIII, 290; 8°.) — Die Stelle, welche einst Johannes Voigt als Historiograph Preußens eingenommen, wird gegenwärtig in ausgezeichneter Weise durch Karl Lohmeyer in Königsberg, der sich speciell die geschichtliche Erforschung der für die Ausbreitung des Deutschthumes so wichtigen Provinzen Ost- und Westpreußen zur Lebensaufgabe gemacht hat, ausgefüllt. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist es her, daß Johannes Voigt seine „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens" begann, die ihrerzeit als ein Musterwerk historischer Quellenforschung und Kritik angesehen wurde. Wie viel hat sich aber davon im Laufe der Zeit als stichhaltig bewährt? Wenn man den ersten Band derselben mit der gegenwärtig vorliegenden Arbeit von Lohmeyer vergleicht, so wird man recht inne, wie schnell vergänglich auch die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung sind. So ist ein gut Theil dessen, was Voigt über die Urgeschichte Preußens mittheilt, durchaus in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Doch daraus ist weniger Voigt als der Zeit ein Vorwurf zu machen, die jene zahlreichen Quellen noch nicht eröffnet hatte, die uns heute zugänglich sind. Wenn dagegen noch jüngst Pierson in seinem „Electron oder über die Vorfahren, die Verwandtschaft und den Namen der alten Preußen" und ähnliche Märchen auftischt und unter dem Deckmantel anscheinend tiefer Gelehrsamkeit seiner üppigen Phantasie die Zügel schießen läßt, so giebt es dafür keine Entschuldigung mehr und Jedem, der das Buch desselben gebraucht, ist große Vorsicht und strenge Kritik vor allen Dingen anzuempfehlen. Tüchtig ist seit Voigt auf dem Gebiete der preußischen Geschichte gearbeitet worden. Es war lange Zeit hindurch fast allgemeine Sitte, sagt Lohmeyer, eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß das baltische Küstenland zwischen Weichsel und Memel, Preußen im ursprünglichen und engeren Sinne, um des Bernsteins willen insofern glücklich gepriesen wurde, als durch ihn die preußische Geschichte nicht blos um Jahrhunderte, sondern um Jahrtausende früher zu dämmern begonnen hätte, wie es ohne ihn der Fall gewesen wäre. Wo nur immer in den Schriften des Alterthums Bernstein und ein Bernsteinland erwähnt wird, da sollte stets dieser Theil des Ostseegestades gemeint sein. Was ist nicht Alles in dieser Beziehung gefabelt worden, bis Müllenhoff in seiner trefflichen „deutschen Alterthumskunde", von der leider immer noch nach einem Jahrzehnt nur der erste Band vorliegt, endlich der Sage, daß Preußen das Bernsteinland der Alten sei, ein Ende machte, indem er darthat, daß Pytheas, welcher allerdings weiter gekommen war, als je ein Reisender vor ihm, doch nicht bis zur Südküste der Ostsee gelangt sein könne. Es würde uns zu weit führen, auf dieses so überaus interessante Thema jetzt näher einzugehen. Nur kurz wollen wir noch in Bezug auf das Werk Lohmeyer's erwähnen, daß in demselben die neuesten Quellen auf das Gewissenhafteste benutzt und verwerthet, leider aber nirgends angegeben worden sind; durch ein Anführen derselben würde, wenn auch nicht der Werth, so doch die wissenschaftliche Brauchbarkeit ganz wesentlich erhöht worden sein. Die uns vorliegende erste Abtheilung des Werkes, von welcher bald nach dem erstmaligen Erscheinen eine zweite Auflage nöthig geworden ist, behandelt die Urgeschichte Preußens, wobei der Verfasser alle vagen Hypothesen bei Seite gelassen hat, sowie die Bildung und Befestigung des Ordensstaates bis 1309, und dessen Aufsteigen und Blüthe von 1309 bis 1407. Die zweite Abtheilung, mit welcher dann das Werk beendet sein wird, soll in Kürze folgen. Dieselbe soll die Geschichte des Landes von 1407 bis zur Erhebung des Herzogthums Preußen zu einem Königreiche behandeln. Wir werden seinerzeit darauf zurückkommen, da auch sie des Interessanten eine reiche Fülle erwarten läßt, namentlich in Bezug auf die Verhältnisse zu Polen.

— Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Directors. Erinnerungen, Skizzen und Biographien aus der Geschichte des Hamburger Thalia-Theaters von Reinhold Ortmann. Hamburg, 1881, J. F. Richter. — Vor wenigen Tagen, am 1. October d. J., beging Charles Maurice das 50jährige Jubiläum seiner Directionsführung am Hamburger Thalia-Theater, einer Bühne, welche insofern neben dem Meiningen'schen Hoftheater einzig in Deutschland dasteht, als sie den Schwerpunkt des Spiels auf ein mustergiltiges Ensemble — und zwar in der Salonkomödie — gelegt hat, als auf das erste Erforderniß, von den Brettern herab künstlerisch zu wirken. Gewiß wird jeder Einsichtige diesem Streben vollauf zustimmen; und da dieses richtige künstlerische Princip am Hamburger Thalia-Theater durchgeführt zu haben das Werk von Charles, oder wie er sich nennt: Chéri Maurice ist, so ist eine Gedenkschrift zu seinem 50. Ehrentage doppelt am Platz. Und eine Gedenkschrift ist diese „Sammlung von Erinnerungen, Skizzen und Biographien", als welche der Verfasser sie auch selbst bezeichnet, keine Geschichte des „Hamburger Thalia-Theaters": dazu fehlen dem Buch doch mancherlei Eigenschaften. Abgesehen von dem etwas leichten Plauderton, in welchem die Darstellung sich ergeht, vermißt man die Zuverlässigkeit der Angaben; Ortmann gesteht selbst (S. VI) zu, daß ihm authentische Quellen sehr spärlich zugeflossen sind. Doch dieser Mangel wäre weniger Schuld des Geschichtsschreibers als seiner Bürgen; was aber das Werk für den zukünftigen Theater-

historiker noch mehr nur zu vorsichtiger Benutzung geeignet empfiehlt, ist sein etwas panegyrischer Charakter. Nicht daß Ortmann ab und zu Schwächen der Maurice'schen Directionsführung eingestände: aber er berührt sie sehr leise, sucht dieselben zu entschuldigen, die Pille zu überzuckern. Durch die ganze Schrift (ich brauche keine Belege anzuführen, sie finden sich sehr zahlreich) windet sich wie ein rother Faden eine gewisse Antipathie gegen das Hamburger Stadttheater, als dem Concurrenten der Thaliabühne, eine Antipathie, die sich auch an dem Geschichtschreiber des Hamburger Stadttheaters, Dr. Hermann Uhde, reibt. In dieser Beziehung ähnelt das Werk den vor Kurzem erschienenen „Briefen aus der Bretterwelt" von Adolf Kalm, welche, in Form einer Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters, eine unbillige Polemik gegen dessen Intendanten, Feodor Wehl, eröffnet hatte; diese Einseitigkeit ist auch ein Mangel der Ortmann'schen „Fünfzig Jahre". Sonst ist das Buch sehr unterhaltend geschrieben: ein Bild des Jubilars ziert dasselbe. Maurice ist geborener Franzose (geb. 29. Mai 1805 in Agen, Departement Lot et Garonne); seine Familie wanderte 1826 in Deutschland ein. Kaufmann, Leiter eines Vergnügungsetablissements in Hamburg, Theaterdirector am zweiten Hamburger Theater, dem sog. „Steinstraßen-Theater", welches sich 1843 den Namen „Thalia-Theater" zulegte — so nahm seine Carrière ihren Lauf. Die Geschichte des genannten Theaters ist mit den Namen bedeutender deutscher Schauspieler und Schauspielerinnen verknüpft; in der Neuzeit wirken und wirkten an ihm Carl Mittell, Clara Horn, Emil Thomas und dessen Frau Betty Damhofer, Marie Swoboda, Stategemann als darstellende Kräfte, Franz Bittong als Regisseur. Seinen Schwerpunkt verlegt dasselbe, wie schon erwähnt, in ein ladelloses Zusammenspiel. Sein Repertoire ist das der Salonkomödie. Unter mancherlei Kämpfen hat das Institut sich zu seiner jetzigen Bedeutung emporgearbeitet: dies ist zum großen Theil das Werk von Chéri Maurice.

Julius Rieffert.

—r. Erinnerungen an Heinrich Heine von seiner Nichte Maria Embden-Heine, Principessa della Rocca. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1881. Daß sich die Angehörigen und hinterlassenen Verwandten Heine's in das Dichters Ruhme zu sonnen lieben, ist nicht gerade auffallend. Für die Verfasserin, eine Nichte Heine's, ist wahrscheinlich ein anderer Grund für die Veröffentlichung dieser Erinnerungen an ihren Onkel auch nicht bestimmend gewesen, wenn schon sie in der Vorrede versichert, sie habe lediglich, um den Bitten ihrer Freunde und der Verehrer des großen Dichters Genüge zu leisten, sich entschlossen, das Buch — es ist eigentlich nur ein Büchelchen — dem Andenken ihres berühmten Onkels zu widmen, sowie auch falsche Angaben seiner Biographen zu berichtigen. Ihre Quellen bilden hauptsächlich Erzählungen ihrer Mutter und Großmutter. Sehr ergiebig sind dieselben nicht gewesen, wenigstens erfahren wir daraus wenig wesentlich Neues über den Charakter und das Lebensschicksal des Dichters, und, was neu ist, bedarf zumeist doch auch noch weiterer Beweismittel, als sie die Verfasserin anzuführen vermag. Wir denken hierbei u. A. an das, was die letztere bezüglich der Existenz oder vielmehr Nichtexistenz von Memoiren Heinrich Heine's behauptet. Auf die Wittwe des Letzteren, Mathilde, die jetzt noch in Paris lebt, ist die Verfasserin offenbar nicht gut zu sprechen, — eine Folge der mannichfachen Differenzen, in welche die kleine Französin nach dem Tode ihres Gatten mit dessen Familie gerathen war. Uebrigens wird in den vorliegenden Erinnerungen ausdrücklich betont, daß Heine's Wittwe von Hoffmann & Campe für die hinterlassenen Schriften ihres Gatten 10 000 Frcs. und für das Uebersetzungsrecht von Michel Levy in Paris 18 000 Frcs. erhalten habe, außerdem aber noch eine jährliche Rente von 6000 Frcs. von der Heine'schen Familie und von 2250 Frcs. von der genannten deutschen Buchhandlung beziehe. — Die Darstellung der Frau Fürstin entbehrt hier und da der wünschenswerthen Glätte, auch wäre an der Anordnung des Stoffes mancherlei auszusetzen. Doch wir wollen mit dem Opus der Nichte Heine's, die das schriftstellerische Talent jedenfalls nicht von ihrem Onkel geerbt hat, nicht allzustreng in das Gericht gehen und zum Schlusse gern anerkennen, daß einige Mittheilungen der Verfasserin über Episoden aus dem Leben H. Heine's ganz amüsant sind.

—r. Jugenderinnerungen von Ernst Rietschel. Separatabdruck aus der Biographie Rietschel's von Andreas Oppermann. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881. Bei dem anerkannten Werthe, der den von dem verewigten Künstler Rietschel, unserem grossen Landsmanne, für seine Familie niedergeschriebenen Aufzeichnungen seiner Lebensschicksale innewohnt — Adolf Stahr rechnet sie nach Form und Inhalt zu dem Werthvollsten, was wir an autobiographischen Erinnerungen bildender Künstler in unserer Literatur besitzen, die den großen Künstler auch als Meister auf einem Gebiete zeigen, dem sein Leben und Streben fremd gewesen —, ist es dankenswerth, daß diese einen Theil des vortrefflichen von Rietschel's Schwager Oppermann verfaßten, das Leben und Wirken Rietschel's schildernden Werkes bildenden Aufzeichnungen dem deutschen Volke in einer besonderen Ausgabe dargeboten werden. Möchte die letztere zahlreiche Leser finden!

+ Italienische Dichter- und Künstler-Profile. Kritische Essays von Martino Röder. Leipzig, Verlag von Louis Senf. (Preis 3 ℳ.) Daß über das Geistesleben und die idealistischen Bestrebungen der zeitgenössischen italienischen Künstlergemeinde in Deutschland mitunter recht pessimistische Anschauungen vertreten sind, ist dem Verfasser zuzugeben. Man hört oft die Behauptung aufstellen, die italienische Musik habe in Verdi ihren letzten nationalen Vertreter gefunden, gute Maler existirten in dem schönen Italien nicht mehr, an der modernen italienischen Architektur sei wenig oder nichts zu loben ꝛc. Der Verfasser, dem man nicht nur an seinem in „Martino" umgewandelten Vornamen, sondern zuweilen auch an der Art und Weise, wie er die deutsche Sprache handhabt, anmerkt, daß er seit geraumer Zeit in Italien ansässig ist, ganz abgesehen davon, daß er „selbst einiges nicht unerhebliche Verdienst um Einführung guter classischer und moderner Musik habend" — ipsissima verba — in stetem Verkehr mit den italienischen Künstlern, Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten gestanden hat, sucht diese Anschauungen auf das richtige Maß zurückzuführen, indem er in Form kritischer Essays und künstlerischer Plaudereien die Eigenarten und Vorzüge einiger der hervorragendsten Vertreter der modernen italienischen Kunst darstellt. Er plaudert u. A. über den Musiker Arrigo Boito, Componist und Dichter des Musikdramas Mefistofele, Verfasser verschiedener Libretti, Antonio Bazzini, den großen Geiger und tüchtigen Componisten mehrerer Quartette, sowie insbesondere einer herrlichen Sinfonie-Cantate, Giuseppe Mengoni, einen hervorragenden Architekten, und Alberto Mazzuccato, dem das Verdienst zufällt, zuerst in Italien eine gesunde, auf ästhetischen Grundsätzen basirte musikalische Kritik eingeführt zu haben, Salvatore Farina, Vittorio Berzezio, Edmondo de Amicis, Pietro Cossa, Giesnè Carducci, Lorenzo Stecchotti, Giacinto Gallina, Giuseppe Giacosa als nennenswerthe Vertreter der neueren italienischen Literatur, Eleuterio Pagliano, den besonders durch virtuose Behandlung von Licht und Schatten ausgezeichneten Maler. Ein Anhang enthält noch einige lesenswerthe Betrachtungen über „Deutsche Musik in Italien", „Spanische Kunst auf der Pariser Ausstellung", „Das Osterfest in der ewigen Stadt", „Der Carneval in Mailand" und eine kritische Beleuchtung des obenerwähnten Musikdramas „Mefistofele".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 81. Sonntag, den 9. October. 1881.

Inhalt: Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau, von W. Hosäus. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Der Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen, von J. Knipfer. Die sonn- und festtägliche Liturgie, von A. Fischer. Unsere Aufgabe an den Verlorenen unsers Volkes, von J. S. Büttner. Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier der deutschen Christenthumsgesellschaft, drei Reden von Dr. Riggenbach, Dr. Stockmeyer und Missionssecretär Prätorius. Die Sprache und Litteratur Deutschlands bis zum zwölften Jahrhundert, von Dr. Paul Piper).

Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau.

Von W. Hosäus.

Johann Kaspar Lavater (geb. 1741 zu Zürich) war Diakonus an St. Peter in Zürich, als ihn im Jahre 1782 der Fürst (seit 1807 Herzog) Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau auf seiner damaligen Schweizerreise aufsuchte. Was mochte den Fürsten zu Lavater führen? Gewiß nicht bloße Neugierde, den Mann zu sehen, der schon als einundzwanzigjähriger Jüngling gewagt hatte, mit einer Anklageschrift gegen den Landvogt aufzutreten; der kaum zweiundzwanzigjährig auf einer Reise durch Deutschland von Männern wie Gellert, Zollikofer, Ramler, Sulzer, Moses Mendelssohn, Spalding u. A. mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Wollte etwa der Fürst in ihm den Dichter so vieler christlichen und patriotischen Lieder, biblischen Dramen und Cantaten, den Verf. des jüngst erschienenen „Jesus Messias“ kennen lernen? Wollte er vielleicht den Freund Basedow's und der Philanthropine rücksichtlich einer Hebung des Dessauer Philanthropins in Anspruch nehmen? Wollte er sich mit dem berühmten, von Goethe, Zimmermann, Herder, Jakobi, Claudius u. v. A. gefeierten Physiognomen, durch dessen Schriften der Fürst selbst in seiner Richtung auf bildende Kunst willkommene Anregungen erfahren haben mochte, unterhalten? Wollte er den Sammler älterer Kunstwerke begrüßen und ihn für seine eigenen Sammelzwecke benutzen? Suchte er in ihm den bekannten Seelenführer und christlichen Rathgeber, mit dem er Angelegenheiten des Herzens und Hauses besprechen wollte? Genug, daß so viele Motive denkbar sind, die dem Fürsten Lavater's Bekanntschaft wünschenswerth erscheinen lassen konnten.[1])

Bei seiner Abreise von Zürich nahm der Fürst Lavater mit sich nach Karlsruh zum Markgrafen von Baden, mit dem Lavater schon seit Jahren in Verbindung stand. In Karlsruh trennten sich Beide: Lavater machte noch eine kleine Reise über Offenbach, wo er den Fürsten von Ysenburg besuchte, nach Stuttgart, sahe Schubart auf dem Hohen-Asperge und wandte sich dann nach Zürich zurück; der Fürst ging über Weimar nach Dessau. Am 29. Juli kam er in Weimar an. Goethe meldete es noch an demselben Tage Lavater, dem er es gönnte, daß er diesen „merkwürdigen Sterblichen“ auch kennen gelernt habe und den Zürcher Freund um sein Urtheil über den Fürsten. Den 9. August schreibt er weiter: „Der Fürst hat mir einen Geruch Deines Paradieses schon an seinen Kleidern mitgebracht“ und den 4. October bemerkt er in einer Antwort an Lavater: „Was Du von dem Fürsten von Dessau sagst, bestätigt mein Verhältnis zu diesem würdigen Manne noch mehr. Zwar sind wir bisher einander noch nichts geworden und ich bin alle Tage auch gegen gute und treffliche Menschen weniger andringend, genug, wenn man weiß, daß eine schöne und große Natur irgendwo existirt, und daß man sie, wie es so tausendfältig geschieht, nicht verkennt.“[1])

Wie angenehm dem Fürsten der Verkehr mit Lavater[2]) gewesen, geht daraus hervor, daß er ihm das Jahr darauf seine ganze Familie zuführt. Den 12. Juli 1783 geht er mit Franz v. Waldersee zum Markgrafen von Baden nach Karlsruh voraus und den 13. Juli folgt ihm die Fürstin mit dem Erbprinzen und der Gräfin Luise von Anhalt. Der Fürst und die Fürstin benutzten darauf die Bäder von Baden im Canton Aargau, von wo aus der Fürst Lavater verschiedene Male in Zürich aufsuchte. Das letzte Mal nahm er ihn sodann auf mehrere Tage mit sich, ihn in Baden der Fürstin vorzustellen. Ebenso wie der Fürst, war auch die Fürstin von Lavater's Persönlichkeit gefesselt und, dürften wir auch beim Fürsten verschiedene Motive seines Interesses für Lavater gelten lassen, bei der Fürstin handelte es sich vor Allem darum, sich seiner geistlichen Führung anzuvertrauen und ihn in Angelegenheiten des Herzens als Seelenrath zu benutzen.

Ob die Wahl eine glückliche war?

[1]) Als im Herbst 1776 der Apostel des Kraftgenietums Kaufmann in Dessau weilte, benutzte Lavater den Kulenhoft dieses seines Freundes, den Fürsten und den Fürstin nachstehenden Brief überreichen zu lassen. „Zürch, den 30. Nov. 1776. Darf ichs wagen, Vortreffliches Fürstenpaar, ohne vorherige Anfrage an Ihre Durchlauchten zu schreiben? und sogleich bey meinem ersten Vortritt eine Bitte zu thun . . . Basedow und neuerlich mein auserwählter Kaufmann haben mir so viel von Ihnen, würdige Menschen, gesagt, daß alle Verantwortung auf sie zurückfällt, daß ich so kühn bin. Kurz — Genaue Silhouetten und genau crayonnirte Porträte von dem väterlichsten Fürsten, der edelsten Fürstin und dem hoffnungsvollsten Erbprinzen, unter meines Kaufmann's Aufsicht bald gezeichnet — ist meine ehrerbietige hoffnungsvolle Bitte. Ich will mein Butzauen nicht durch Bbbitte schwächen. Ich weiß, an wen ich schreibe. Der die Ehre hat, Ihren Hochfürstl. Durchlauchten dieß Blat zu überreichen, rede für mich. Es ist mir eine Herzensfreude, daß er in Dessau ist. Ich ersterbe Ihrer Durchlauchten Verehrer . . .“ Daß Kaufmann schon vorher dem Fürsten durch Lavater empfohlen worden sei, ist nicht nachzuweisen, so wird durch diesen Brief, den L. einen „ersten Vortritt“ nennt, wie es scheint, widerlegt. Ein briefsicher Verkehr zwischen dem Hofe und L. war aber allerdings nun eingeleitet und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Fürst sowol als die Fürstin vor der persönlichen Bekanntschaft mit L. schon in Briefwechsel gestanden haben.

[1]) Vgl. den Aufsatz des Verfassers: „Großherzog Karl August von S.-W.-E. und Goethe in ihren Beziehungen zu Herzog L. Fr. Franz von Anhalt-Dessau“ in den Mittth. des Vereins f. Anh. Gesch. und Alt. I, S. 505 ff. In Separat-Abdruck erschienen Dessau, H. Heybrock'sche Hofbuchdruckerei (R. Reiter) 1877.

[2]) Daß auch Lavater die Verbindung mit dem Fürsten und der Fürstin zu schätzen wußte, beweist sein Neujahrswunsch, 28 Xbr 1782 „bes. der Louise von Dessau gewidmet“ und die Sendung einer Abschrift seiner eigenthümlichen Selbstbiographie, die Jahre 1741—1753 umfassend, mit Lavater's eigenhändiger Aufschrift: „Eigenthum des Fürsten von Dessau, abgesandt von Zürich am 1. August 1782.“

Lavater wurde als geistlicher Rathgeber und Führer von sehr vielen Zeitgenossen geschätzt und war für Leute einer gewissen religiösen Richtung eine sehr gesuchte Persönlichkeit. Gewiß besaß er auch Vieles, was ihn zu einer solchen Stellung befähigte: er machte stets Eindruck durch seine Erscheinung und gewann leicht die Herzen durch sein kindlich freundliches Wesen[1]), er besaß Feinheit des Geistes, auf die Gedanken und Empfindungen der verschiedensten Charaktere einzugehen; er hatte Uebung in Beurtheilung der Menschen und selbst Goethe rühmt sein „physiognomisches Genie"; er war ein gläubiger Christ und auf dem Gebiete des inneren Lebens nicht ohne Erfahrung; auch war er ein fleißiger, inbrünstiger Beter, war wohlthätig, versöhnlich, unermüdlich, wo er helfen konnte, ohne Menschenfurcht — und doch war die Wahl der Fürstin eine verfehlte. Lavater, von hektischer Anlage, nervös, war weniger tief als beweglich, nur zu leicht von Eindrücken bestimmt, lebhafter Appercep-tionen fähig, aber dabei zugleich oft unbedacht, in hohem Grade reizbar. Das Kindliche in ihm war mit einer Neigung zum Spielen und Tändeln verbunden und so überraschend richtig er bisweilen Menschen beurtheilte, ebenso oft irrte er auch wieder; seine Furchtlosigkeit Menschen gegenüber artete vielfach in knabenhafte Keckheit aus; im Umgange hatte er eine starke Vorliebe zu Vertraulichkeit und ließ es namentlich Frauen gegenüber bisweilen an der nothwendigen geistlichen Zurückhaltung fehlen; seine religiösen Ueberzeugungen entbehrten nur zu sehr der Abklärung und Durchbildung, in seinen Schriften verbinden sich Glaube und philosophisches Raisonnement mit abenteuerlichster Phantasterei; sein Eifer war oft mehr einer flüchtigen Fieberhitze, als einem energisch aus der Tiefe drängenden Impulse ähnlich; dabei war er rechthaberisch und voller Eigenliebe. Wie charakteristisch ihn sein Vorgehen gegen Moses Mendelssohn, dem er in der Vorrede zum zweiten Theile der von ihm übersetzten Bonnet'schen Beweise für das Christenthum (1770) die Forderung stellt, entweder das Buch zu widerlegen oder Christ zu werden! Und wenn er später dies Wort als unbedacht bereut hat, hat es ihn von ferneren Unbefonnenheiten ähnlicher Art abgehalten?

Bald nach ihrer Bekanntschaft mit Lavater zog die Fürstin nach Zürich, miethete dort zu einem längeren Aufenthalte ein Landhaus, sah Lavater fast täglich und fesselte auch ihrerseits den „Propheten" durch hohe Begabung und edlen Sinn. Der Fürst kehrte jedoch bald wieder heim und langte am 12. Sept. Abends 9 Uhr mit dem Erbprinzen wieder in Dessau an.

Wie sehr sich die Fürstin nach dem Verkehr mit Lavater gesehnt, geht aus ihren Briefen an Freundinnen und deren Antworten hervor. „Möchten Sie doch endlich, schreibt Jenny Möser[1]) der leidenden Fürstin, Lavater kennen lernen; ich flehe Gott an, diesen brünstigen Wunsch Ihres Herzens zu erfüllen."

Die Fürstin, Luise Henriette Wilhelmine, geb. 1750, Tochter des Markgrafen Heinrich von Brandenburg-Schwedt, hatte sich am 25. Juli 1767 in Charlottenburg mit ihrem Vetter, dem jungen geistvollen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, der im J. 1758 (achtzehnjährig) die Regierung übernommen hatte, vermählt. Der Fürst — noch jetzt in seinem Lande unter dem Namen „Vater Franz" allgemein geliebt und geehrt — war mit hohen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestattet und entwickelte schon früh eine rege Thätigkeit in der Beförderung von Kunst und Wissenschaft, wie in der Hebung der Wohlfahrt seiner Unterthanen. Die Fürstin war ihrem Gemahle in jeder Beziehung ebenbürtig: gleich ihm von edler Geburt, von hoher Gestalt und fürstlichem Anstande[2]), von reicher Begabung, von tiefen Anlagen des Herzens. Dennoch zieht sich durch ihr Leben eine immerwährende Klage, der Ausdruck dauernder Leiden, tiefen Unbefriedigtseins. Sie litt an der damaligen Krankheit sentimentaler Freundschaftsschwärmerei, der die natürlichen Bande der Familie, die einfache Erfüllung der vom Leben auferlegten, freilich oft sehr prosaischen Pflichten nicht genügte; bei der man Freundschaften mit einer Gluth und Leidenschaft, mit einer Anspannung der Erwartungen schloß, auf welche Abspannung und Enttäuschung folgen mußten. Die Fürstin war eine edle Seele, von entschiedener Richtung auf das Geistige, Hohe, und zugleich herablassend, wohlthätig, milde, theilnehmend, treu, religiös — und doch fortwährend unbefriedigt, suchend und nicht findend, und durch Selbstpeinigung den reichen Glanz, den das Leben um sie breitete, verdunkelnd.

Die Eindrücke, welche die Fürstin in Zürich von Lavater empfing, schienen ihren Erwartungen zu entsprechen. In einem geistvollen, sympathischen Verkehre mit Lavater lebte sie auf, Trauer und Schwermuth verließen sie, sie empfand die lang entbehrte Freude des Daseins. Lavater selbst, von der Fürstin, wie sonst von Wenigen, „fasciert"[3]), war möglichst viel um sie und gesellte zum Amte des ange conducteur das des maître de plaisir. Die Fürstin verkehrte als Schwester in Lavater's Hause und befreundete sich bald mit Lavater's übrigen Freunden in Zürich. In größeren und kleineren Kreisen wurde die schöne Umgebung der Stadt besucht und Alles, Menschen und Natur, schien sich zu verbinden, die „hohe Luise" zu entzücken.

[1]) Ulrich Hegner schildert Lavater's äußere Erscheinung folgendermaßen: „Schon durch die Feinheit seiner äußeren Gestalt zeichnete sich L. vor der Menge aus. Lang und wohl gewachsen, aufrecht, leise und leichtschwebend in Gang und Bewegung, dabei eine unverkennbare geistliche Haltung ohne alle Ziererei. Auffallender noch war seine Geschichtsbildung . . . Milde und doch lebhaft im Ausdruck war die Miene, und rein blaß die Farbe, daher ihn auch Asmus den „Mann mit Monbstrahl im Gesicht" hieß. Das Schönste aber waren die Augen, von denen er selbst in einem Scherzgedichte (als ihn Diogg malte) sagt:

„„Du wirst in meinem Aug' ein amorose Schmachten,
Licht, Nacht, Sturderie und Luft mit Luft betrachten.""

So ist uns auch sein glänzendes Auge, bis es im Tode erlosch, immer vorgekommen, obgleich jesuitisch möchte man sagen: „Goethe schildert ihn in der Lust der Zuneigung zu ihm als „heiter und herzlich, anmuthig ohne Gleichen — ein Individuum einzig ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird — tiefe Sanftmuth des Blickes, bestimmte Lieblichkeit der Lippen — zutraulich, schonend, segnend, erhebend — man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Sein Geist war durchaus imposant; ein vorzügliches Wesen — in seiner Nähe konnte man sich einer entschiedenden Einwirkung nicht erwehren." Später fährt U. Hegner fort: „Uebrigens hatte L. einen großen Reichthum des Ausdrucks und der Wendungen in seiner Gewalt; kraftvoller jedoch und treffender im Blitze des Momentes, als in ausgeführter Schrift oder Rede; mehr Leichtigkeit in Worten als logischen Zusammenhang, mehr sinnlichen natürlichen Anstand als gittige Ueberzeugung. Er überzeugte mehr mit seiner reinen Gegenwart als mit Worten. Der hochdeutschen Mundart war er nie mächtig; er predigte allenthalben, in Bremen wie in Zürich, im schweizerischen Kanzeldeutsch."

[1]) Jenny Möser, Tochter des durch seine patriotischen Phantasien und seine edaubrückische Geschichte noch jetzt rühmlich bekannten Justus Möser, war im J. 1749 geboren, später verheirathet mit einem Hrn. v. Voigts. Sie war gleich der Fürstin zu Gefühlsergusz und Freundschaftsschwärmerei — der damaligen Zeitkrankheit — geneigt und derselben sehr sympathisch. Die uns vorliegenden Briefe Jenny's an die Fürstin umfassen die Jahre von 1780 bis 1808. Sie sind meist angefüllt mit Reflexionen über Herzenszustände und Ausdrücken wärmster Hingabe an die „geliebteste, edelste, hohe, erhabene, einzige, angebetete Fürstin". Jenny hatte frühe mit A. M. Sprickmann einen Bund geschwisterlicher Liebe geschlossen, und der Fürstin, die für dergleichen Seelenbünde nur zu viel Interesse hatte, Sprickmann's Briefe ziemlich regelmäßig zugelandt. Dadurch war auch Spr. mit der Fürstin in Beziehung getreten.

[2]) Als der Fürst kurze Zeit nach seiner Vermählung mit seiner jungen Gemahlin in London war, blieben die Menschen auf der Straße stehen und sahen ehrerbietig staunend dem hohen Paare nach.

[3]) Vergl. J. K. Lavater's Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann G. Gegner. Winterth. 1802. II, 329.

Am 19. September 1783 besuchte die Fürstin mit ihrer Begleitung, dem jungen Waldersee und der kleinen Gräfin Luise von Anhalt, den Albis. Lavater war natürlich von der Partie. Vor uns liegt (in der Handschrift der Fürstin) ein Gedicht, das Lavater damals improvisirte und das uns, freilich ohne weitere poetische Zuthat, in die kleine Gesellschaft, die im Wirthshause beisammen war, blicken läßt. Das Gedicht ist „Vormittags ½10 Uhr geschrieben" und trägt die Ueberschrift: „Liebe Berg."[1]) Es beginnt:

Unser sind am Tische hier
Zwei mal zwei, das macht vier.

und schließt:

Die Gräfin klein wird so genannt,
Sie stricht jetzt mit geschickter Hand;
Herr Waldersee zur neuen Schrift
Spitzt und beleckt jetzt seinen Stift;
Am Tagbuch schreibt die Königinn
Der Herzen, die nach meinem Sinn
Empfindet, denkt und spricht und gibt
Und sehr geliebt, passable liebt[2]).

Zum Geburtstage der Fürstin (24. Sept.) hatte Lavater eine große Anzahl leerer Blättchen mit gravirten Randverzierungen an seine Getreuen vertheilt, die sie mit Reimen und Sprüchen und Wünschen auszufüllen hatten. Die Zuschriften sind theils überschwenglich, theils süßlich spielend. Bei der Feier, zu der sich die Züricher Freunde um die Fürstin gesammelt hatten, überreichte Nette Lavater nebst Nette Schinz folgendes Gedicht:

In Dessau, sagt man, soll es heut
Am Hofe Galla geben —
Und heißen wird es weit und breit,
Es soll Luise leben!

Nun, Hofgianz haben wir zwar nicht,
Du beste aller Frauen!
Nur einen Kranz, den Unschuld flicht
Von Blumen unsrer Auen.

Den legen wir in Deinen Schooß
Mit tausend Wünschen nieder —
Für Schmeicheleh bist Du zu groß,
Doch nicht für unsre Lieder.

Genieße lang der stillen Ruh
Geprüft durch tausend Schmerzen,
Und geßt zurück nach Dessau Du,
Denk' unsrer Schweizerherzen.

Und sage Deinem lieben Franz,
Dem Edeln, Treuen, Guten —
Daß auch für Ihn in unserm Kranz
Viel tausend Wünsche ruhten.

Es lebe Franz, der Edle, Treue, Gute,
Der Vater heißt und Vater ist,
Der saft zu Redliche, in dessen Blute
Kein Tropfen Trugs und Falschheit ist.

Wiewol die Fürstin abwesend war und auch der Fürst den 24. Sept. auf Reisen (in Leipzig) zubrachte, wurde doch der Geburtstag der Fürstin in Dessau mit einem großen Mittagsmahle bei Hofe und feierlicher Illumination am Abend begangen. Frau v. Berg hatte in dem durch Lavater vermittelten Briefe an die Fürstin geschrieben: „Ich hoffe auf den 24. September wie auf einen Tag des Heils."[1])

Wie es scheint, hatte der Fürst selbst später die Fürstin aus der Schweiz ab und am 26. Nov. kamen beide mit dem jungen Waldersee und der Gräfin Anhalt nach Dessau zurück.[2]) Am 9. Dec. 1783 schreibt Jenny Mösser der Fürstin: „Endlich sind die Wünsche erfüllt, die voriges Jahr Ihre Brust belebten! Sie sind zu Zürich gewesen, haben Lavater gesehen, ihn den Edeln, den Einzigen in seiner Art. Ich bin überzeugt, daß er dem Ideal ganz entspricht, welches wir uns von ihm bildeten und daß er Ihrer Freundschaft werth ist." Und Frau v. Berg ergießt sich am 28. Febr. 1784 in Worten der Sehnsucht: „Wie sehr verlangt mich, mit Luise von Lavater zu sprechen . . . ich habe es vorausgesehen, wie sehr Lavater auf Luise wirken würde. Gott vergelte es dem Fürsten, daß er Sie zu ihm geführt hat, daß er ihn Ihnen nicht nur bloß gezeigt als eine der raritäsen unseres Jahrthunderts, sondern daß Sie auch besjammen waren in ruhigem Daseyn" und in einem andern Briefe: „Was macht unser einziger Lavater? wird er nicht einst nach Deutschland kommen? Sie sind im vorigen Herbst [auf der Rückreise aus der Schweiz, 20.—24. Nov. 1783] in Weimar gewesen, haben Sie sich und hat sich die Herzogin Louise — Ihnen genähert?"

Wie hatte nun Lavater seine Stellung als Seelenrath aufgefaßt, welches Verfahren hatte er eingeschlagen, die gebeugte Seele der Fürstin auch für die Zukunft bleibend aufzurichten?

Elisa v. d. Recke[3]) schreibt darüber in einem spätern Briefe an Hensler in Kiel, Lavater habe es damals der Fürstin zur Pflicht gemacht, täglich eine eingehende Herzensprüfung vorzunehmen und über ihre Empfindungen, Stimmungen und Gedanken genau Tagebuch zu führen, ihm dergl. Berichte sodann von Zeit zu Zeit zuzusenden und seine Bemerkungen,

[1]) Frau Karoline v. Berg geb. v. Häseler auf Schönfeld bei Prenzlau in der Uckermark war mit dem Halberstädter Domherrn v. Berg verheirathet und seit 1778 mit der Fürstin befreundet. Sie ist bekannt durch ihren Verkehr mit der Königin Luise von Preußen und ihre Hingebung an Hasselbe. Im J. 1786 übernahm die Fürstin „Vathenstelle bei einer Tochter Karolinens, die nach der Fürstin „Luise" genannt wurde. In dem dem Verf. vorliegenden Briefwechsel der Frau v. Berg mit der Fürstin, der die Jahre von 1780 bis 1806 umfaßt, ist viel von Lavater die Rede, zu dessen schwärmerischen Verehrerinnen Frau v. Berg bis zum J. 1787 gehörte. Auch die Berg gehörte in früheren Jahren zu den an Empfindelei leidenden Frauen, die sich überall unbefriedigt fühlen, selten sich verstanden glauben. Später scheint sie wesentlich anders geworden zu sein. Im Herbste 1782 hatte sie den Besuch Mattei's, eines Freundes Lavater's, dem sie am 25. Oct. einen Brief an L. mitgab, in dem sie ihm ihren Besuch bei Hyorker in Halle und Gleim's Grüße mittheilte. Im Juli 1783 schrieb sie wieder an L. und sagte einen Brief an die Fürstin bei: „Mögen diese Zeilen durch Lavater's Hand der Fürstin v. Dessau willkommen sein u. mein Andenken in Ihrer Seele erneuern. Sprechen doch Ew. Hoheit mit L. von der Frau von Branconi, die mit mir in Dessau war, er kennt sie wol." Die Schwärmerei der Branconi war freilich eines sehr bedenklicher Art, wie nachstehender Brief, den sie am 22. Febr. 1781 an Lavater schrieb, zeigt: „Quand je pense à toi, mon âme se confond avec la tienne, et je ne vis plus qu'en toi. O toi, chéri pour la vie, l'âme de mon âme! Il y a quatre semaines, o souvenir! — Je t'envoye quelque chose qui te fera plaisir — je sais combien j'en ai, quand je reçois quelque chose de toi. — Ton mouchoir, tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretières sont pour toi — Toi qui sais surprendre si agréablement, toi source de tout amour. Tu seul peux porter le nom d'infinito — senza pari. — Comment es tu avec la Kachor? — as tu été avec elle comme avec moi?? Addio mia cara mia vita!"

[2]) Dieser scherzhaft ironisch gefärbte Ausdruck Lavater's beweist, daß die Fürstin selbst in ihrem Freundschaftsverhältnisse zu ihm nie die fürstliche Würde vergaß. Man vgl. damit die später anzuführende Aeußerung L's, daß die Fürstin ihm doch nur einmal erscheinen möchte wie der Fürst. Jedenfalls war die Fürstin in ihrem Verkehre mit ihm stets reservirter als der Fürst, der seine bekannte Leutseligkeit und Rücksichtslosigkeit auch Z. gegenüber nicht verleugnet haben wird. Dem entsprechend darf auch nur das Verhältniß der Fürstin zu Matthison, von dem weiter unten die Rede sein wird, aufgefaßt werden.

[1]) Frau von Berg war zu diesem Tage selbst nach Wörlitz gereist und hatte den Geburtstag der Fürstin „bei schönstem Wetter" gefeiert. Um dieselbe Zeit errichtete der Fürst den zierlichen Pavillon auf dem Sieglitzer Berge mit der geheimnißvollen Inschrift: „Der Besserung, am 26. Sept. 1783 eingedenk." Wie gewinnt diese Inschrift in diesem Zusammenhange Licht.

[2]) Vgl. Berenhorst, Tagesbemerkungen in den Mitth. des Vereins für Anh. Gesch. u. Alterthumsk. Bd. I, S. 190 ff.

[3]) Elisa v. d. Recke, geb. 1756, kam 1784 nach Dessau, wo sie bald mit der Fürstin „einen Seelenbund für's Leben" schloß. Als sie sich von der Fürstin verabschiedete, rief ihr diese nach: „Wir haben uns gefunden, wir werden uns nicht mehr verlieren." Elisa weilte später oft bei der Fürstin und im J. 1789 schreibt sie von Wörlitz (17. Dec.) an Bürger: „. . . Louise von Dessau ist eine herrliche, eine seltene Seele! Sie gibt dem Menschenbeobachter, der das Glück hat, ihr nahe zu sein, täglich neue Gelegenheit, die feinen Nüancen ihres Geistes und Herzens zu bewundern und zu lieben."

Warnungen, Ermunterungen darüber zu vernehmen. Wir haben keinen Grund, an Elisa's Worten zu zweifeln, auch paßt die Methode durchaus zu Lavater's Wesen. Wäre es aber im Falle der Fürstin nicht empfehlenswerther gewesen, dieselbe vor Allem in eine solide Arbeit zu weisen, um etwa beunruhigende Gedanken im Keime zu ersticken? mußten letztere durch das Nachsinnen der Fürstin, durch ihr Grübeln und Reflectiren über dieselben nicht erst recht erweckt und genährt werden? ... Lavater unterhielt die Fürstin daneben mit wiederholten Zuschriften, sandte ihr seine geistlichen Briefe an den Markgrafen von Baden und den Geh.-Rath v. Edelsheim in Karlsruh (20. Dec. 1783 und 7. Nov. 1783) wie an seinen Freund Ewald (23. März 1784) über den Glauben, die Person Christi, das Wesen der Versöhnung u. dgl. Als er wol einsah, daß dies Alles nicht genüge, veranlaßte er die Fürstin, einen seiner jüngeren Freunde und Schüler, den die Fürstin 1783 in Zürich kennen gelernt hatte, zum täglichen Verkehre zu engagiren. So kam Häseli[1]) als Kaplan, Vorleser und Privatsecretär im Jahre 1784 nach Wörlitz — allerdings eine der würdigsten Persönlichkeiten, denen die Fürstin je ihr Vertrauen geschenkt hat. Den 7. October predigt er zum ersten Male in Wörlitz.[2])

Als der Geburtstag der Fürstin herannückte, war Lavater wieder geschäftig, geränderte leere Blättchen an Freunde und Freundinnen zu vertheilen, um der Fernen die Glückwünsche einer ganzen stillen Gemeinde zu senden. Das Packet wurde Frau Regula Häseli übergeben, die zum 24. Sept. in Wörlitz eintraf. Ein leeres Blatt war auch für Häseli dabei und Frau Regula füllt das ihr bestimmte Blatt den 24. Sept. „am ersten Abend in Wörlitz" aus. Wir erfahren aus diesen Zetteln die Namen derer, mit denen die Fürstin im J. 1783 meist verkehrt hatte: Baronne de Müralt (?), Nette Näschler, J. K. Pf. Orelli, Katharina Pfenninger geb. Ziegler, nebst acht Kindern „erzeugt und geboren von Johann Konrad und Katharina Pfenninger", Anna Magd. Kitt, Barbara Wegmann, Schultheß, Regula Meyer („Ich fühle, Sie drücken den Kuß inniger Liebe auf den Namen Regula Meyer"), N. Frieß, Dr. Lavater und Frau, Regula Lavater geb. Usteri, Anna Schinz, Anna Lavater, Joh. Heinrich Lavater, Mari Lisen (sic) Alberti, B. Stolz, Ulrich Brändlin, Tobler, Schultheß, J. J. Stolz. Eine Sarah . . schreibt: „Was Lavater liebt — lieb ich auch"; was Lavater liebt — von dessen Liebe kann ich nicht fern seyn. Lavater versichert mich seiner Freundschaft! Er beweißt die Aufrichtigkeit Seiner Versicherung durch ein Blättchen, das Er mir sendet, einen Wunsch für Sie darauf zu schreiben ...." Das ganze Packet war von einem gelben Carton (in 8°.) umschlossen, welcher von Lavater's Hand die Aufschrift trug: „Auf den 24. Sept. 1784 an die Königlichste Luise von Dessau." Der Geburtstag der Fürstin wurde in Wörlitz diesmal um so feierlicher begangen, als die Fürstin selbst gegenwärtig war. Nach Berenhorst's Bemerkung wurde er auf dem Begräbniß (dem Drehberge bei Wörlitz) in Gegenwart von einundbreißig fremden Gästen des Hofes gefeiert.

Den 15. November war Lavater's Geburtstag. Wie derselbe in Wörlitz gefeiert wurde, mag Häseli erzählen. Derselbe schreibt in einem Briefe vom 24. Nov. 1784 an Lavater[3]): „Liebster, schon vor acht Tagen fing ich eine Geschichte der Wörlitzer Feyer Deines 44. Geburtstages an; ich wurde aber an der Fortsetzung derselben gehindert, und jetzt kann ich auch das Angesangene nicht mehr finden. — Also sange ich wieder von vorn an und gebe Dir mit diesem Briefe zu lesen eine wahrhaftige, getreue, umständliche Erzählung, was Maaßen der funfzehnte November 1784 von königlichen, fürstlichen, gräflichen und auch geistlichen Personen im Schloß und Garten zu Wörlitz begangen worden. — Sonntags am 14. Nov. Abends um 5 Uhr, da ich eben von Jahnweh geplagt im größten Neglige die Schlafmütze über die Ohren gezogen die Stube auf- und abging, kam ganz unerwartet der Fürst, den ich noch in Dessau dachte, und brachte mir Deinen Brief ... In der Nacht erwachte ich grade nach zwölf Uhr, und mein Gebetß und meine Sehnsucht war bey Dir. Ach daß dieß Dein 2. Gebuhrtstag würde; ach daß ein Finger seiner Hand in diesem quellenlosen Lande Dich einmahl berührete!! Ich dachte so Deiner Geschichte nach, Deinem mehr als zwanzigjährigen Hoffen und Harren und Schmachten; und konnte am Ende doch nur dabey stehen bleiben: Du mußt noch erhört werden! Des Morgens stand der Fürst unerwartet wieder in meiner Stube. Ich gab ihm Deine Verse zu lesen und das Zettelchen an mich — Er mir Deinen Brief an ihn. Heute war sein Namenstag Leopold. Er lud mich zum Mittagessen ein und ich mußte auch Köhlern [damals Propst in Wörlitz] einladen. — Nun stellte ich Deine große Silhouette, die mir Luise vor einigen Wochen geschenkt hat, auf, und unten daran stellte ich Deine Verse hin. Es war das Erste, was Luise sehen mußte, wenn sie in mein Zimmer trat. — Um 11 Uhr, hatte Franz gesagt, werde Luise kommen. — Sie kam. Sie las Deine Verse — wir standen vor Deiner Silhouette. — Du mußt doch einen Hauch der Wünsche und Gebethe der Liebe, mit der Du geliebet wirst, gefühlt haben. — Die Comtesse [Gräfin Luise von Anhalt], Mama [die Fürstin] und ich gingen nun in ein Gartenhaus nahe am Schloß. Es war der lieblichste Sommertag; ein Theil des Sees und des Gartens lagen vor uns. — Wir aßen von einem großen Gebuhrtstagskuchen, den Luise von Dessau mitgebracht hatte, und tranken Kaffee und Chokolade — auf Deine Gesundheit. Wir schwiegen und sprachen und schweigend und sprechend meynten wir Dich. — Wir aßen, als der Fürst von der Jagd zurückgekommen, in der chinesischen Kammer. Er und Sie, Friedrich [der Erbprinz] und die kleine Luise, Köhler und ich. Wir tranken alle aus dem großen eidgenössischen Glase, das Du dem Fürsten zu Zug gegeben hast, auf Deine Gesundheit; und nachher schlugen wir noch die Gläser an. — Köhler drückte mir doch die Hand, als er anschlug, und sagte so innig als er wohl in seinem Leben noch nichts gesagt hat: Ja, er soll leben! — Nach dem Essen brachten Luise und die Kleine eine große Tragbahre mit zwey grünseidenen Kissen. Sie stellten sie ans Fenster einer Kammer, in welcher schon lange Dein steinernes Brustbild diesem Tag aufbehalten wurde. Dieß wurde nun herausgenommen und auf die grünen Kissen gelegt. — Wir faßten die Tragbahre; voran der Fürst und Friedrich, in der Mitte Luise und die Kleine, hinten Köhler und ich — und trugen Dich an den See, schifften uns mit Dir ein, und fuhren von Musik begleitet an das andere Ufer hinüber. Hier gingen Luise und die Kleine voraus, und Franz und Friedrich, Köhler und ich trugen Dich wieder in der vorigen Ordnung von Musik gefolgt weiter. Wir hatten ein ziemlich Gewicht an Dir zu tragen; so schwer wäre Deine leibhafte Persönlichkeit kaum gewesen. Nach öfterm Ausruhen und Händereiben gelangten wir endlich mit Dir auf den bestimmten Platz, wo drey Nischen standen, welche der Fürst zu Wohnungen und Tabernakeln dreyer besonders von ihm verehrter und geliebter Menschen hat errichten lassen, und welche bis jetzt noch leer waren.[4]) Hier

[1]) Joh. Kaspar Häseli, geb. 1754, privatisirte 1783 in Zürich als Pfarr-Expectant, stiftete 1789 die Anhalt-Dessauische Pastoralgesellschaft, wurde 1792 Consistorialrath in Dessau, siedelte 1793 nach Bremen über, wurde 1805 Superintendent in Bernburg und starb am 4. April 1811, nur wenige Monate vor der Fürstin.

[2]) Vgl. Berenhorst, Tagesbemerkungen a. a. O. Am 9. November 1784 schreibt Jenny Möser an die Fürstin: „Möchte ich Lavater, möchte ich Häseli kennen, wie nöthig thät's nicht meiner Seele!"

[3]) In einem Briefe vom 26. Sept. 1784 hatte Häseli an Lavater geschrieben: „Der Fürst sagte mir, er habe Dir eine neue frohere Existenz zu danken" — und am 17. Oct.: „O wie bist Du so gut, wie würdig, geliebt zu werden von der Einzigen [der Fürstin], die würdig lieben Dich kann."

[4]) Später wurde in die zweite nach Westen gerichtete Nische Gellert's Büste gesetzt. Die dritte Nische ist leer geblieben. Das

nahmen wir Dich nun von den seidenen Kissen, wo Du mit zum Himmel gerichtetem Angesicht gelegen hattest, richteten Dich auf und stellten Dich in eine der Nischen, die gegen Mittag, also gerade gegen Zürich sieht. Luise hatte Dir Kränze geflochten. — Wir standen noch eine Weile auf dem Platze, sahen Dich an und den herrlichen sommerlichen Himmel über uns, und innigst nahe war Dir unsere Seele. — In der sanftesten wonnewehmüthigsten Dämmerung, unter dem Klange der Musik gingen wir nun wieder durch den Garten und über den See zurück. Auf dem Schiffe saßen wir noch einige Minuten stille; der sichelförmige Mond ging unter und die Sterne schimmerten hervor. — Vor Tische las ich noch Deinen durch Franz Abends um sieben Uhr an Luise übergebenen Gesang „der Schächer" vor. Und dann las Franz in der französ. Physiognomik, was Du über Dich selbst sagst. — Bei Tische ward wenig gesprochen aber viel an Dich gedacht, für Dich empfunden, nach Dir gesehnet. O Du Innigstgeliebter, daß ich kräftig, daß ich glaubend genug für Dich beten könnte! Ach Gott! möchtest Du einen Funken der Kraft und des Glaubens in dem Worte finden: Werde nicht laß, wirf die Hoffnung nicht weg!! — Es ist des Teufels Stunde und die Gewalt der Finsterniß."[1])

(Forts. folgt.)

Testament der Büste Lavater's trägt die Inschrift: „Daß mein Sinn dem Deinen gleiche." Als Modell zu dieser von Klauer in Weimar gearbeiteten Büste mag wol die kleine Büste Lavater's (aus Blei) gedient haben, welche sich gegenwärtig im herzoglichen Schlosse zu Gr.-Kühnau bei Dessau befindet.

[1]) Vgl. Ulrich Hegner, Beiträge zur näheren Kenntniß und wahren Darstellung Joh. Kaspar Lavater's, Lpz. 1836. S. 172.

Leipziger Theater.

Wer das Repertoire der Meßwochen an unseren beiden Theatern studirte: der mußte zur Ueberzeugung kommen, daß unsere deutsche Bühne jetzt nur einen einzigen, in Betracht zu ziehenden Autor besitzt, der das Scepter in sicheren Händen hält, nämlich Adolph L'Arronge. Eine so einseitige Bevorzugung eines einzigen Bühnenschriftstellers, wie sie das Stadttheater sich in jüngster Zeit zu Schulden kommen ließ, verdient aber doch die Rüge der Kritik; es ist schon das zweite Mal, daß wir einen L'Arronge-Cyklus auf dem Repertoire finden. Ohne den Verdiensten dieses Autors zu nahe zu treten, muß doch jeder unbefangene Beurtheiler sagen, daß dies des Guten zuviel ist. Da sahen wir nacheinander „Wohlthätige Frauen", den „Doctor Klaus", den „Compagnon" und nicht genug damit, auch eine ältere Posse, welche L'Arronge in der Zeit, wo er noch nicht burgtheaterfähig war, im Gemeinschaft mit G. v. Moser verfaßte, „Der Registrator auf Reisen", muß wesentlich die Kosten des Meßamüsements im Alten Theater tragen helfen. Und das Theater in der Südvorstadt secundirt mit „Gebrüder Bock", einem Stück, das in mancher Hinsicht als eine Jugendsünde von L'Arronge bezeichnet werden kann. L'Arronge im Neuen, im Alten, im Carolatheater, mit seinen Lustspielen, seinen Possen: das culminirende Gestirn der deutschen dramatischen Literatur oder mindestens der deutschen Bühne: diese Thatsache muß der Theaterstatistiker, wenn er nur die zwei Leipziger Theaterwochen im Auge hat, dem Literaturhistoriker überliefern. Neben L'Arronge, dessen Lustspiele ja wohlbekannt und hier sämmtlich besprochen sind, tauchte am Stadttheater noch Sardou auf mit seinem Stücke: „Flatterjucht". Man kann die Lustspiele Sardou's in zwei Gruppen sondern: in die comédies mit großen Rührscenen und einer bunten Mosaik komischer Genrebilder und in die Lustspielschwänke, die allerdings nicht für die ersten französischen Theater berechnet sind, aber in denen er seiner guten Laune bis zu den keckesten Purzelbäumen die Zügel schießen läßt und für die sein Talent wol in erster Linie geschaffen ist; denn die großen Rührscenen machen oft den Eindruck, als ob er sie seiner Begabung mehr abquälen müsse. Zu seinen besten Lustspielschwänken gehört: pattes de mouche, als „letzter Brief" auch auf deutschen Bühnen heimisch, ein Stück von glücklicher Erfindung und ergötzlicher Wirkung, zu den schwächeren Arbeiten in diesem Genre aber wol „Flatterjucht". Im „letzten Brief" ist die Handlung durchaus verständlich und wenn der Vorhang fällt, zur Zufriedenheit abgeschlossen; „Flatterjucht" aber hat zur Tendenz die Bekehrung eines mari volage, und solche Bekehrungen auf der Bühne sind immer mißlich. Meistens können sie nicht überzeugend sein, und dann hinterlassen sie doch beim Publicum ein begründetes Mißtrauen betreffs des alten Adam und der baldigen Wiederkehr früherer unausrottbarer Neigungen. Und wodurch wird der Gatte bekehrt, der von der Poesie des Wechsels in Liebesabenteuern aufs Tiefste durchdrungen ist? Er wird von einer Freundin seiner Frau im Kreis herumgeführt durch verschiedene Marterstationen; er wird von ihr, man möchte sagen, pädagogisch trainirt und besonders durch Hunger und Kälte in eine Atmosphäre von geistiger Depression versetzt, in welcher seine Leidenschaft sich bedeutend abkühlt. Die Voraussetzungen dieser Handlung sind ebenso gewagt, wie ihre Schlußfolgerungen unlogisch. Er hält jene Freundin für die Kammerzofe einer Italienerin, die er auf der Eisenbahnfahrt kennen gelernt hat, und sie geht auf das Mißverständniß ein; sie erklärt sich bereit, ihm zu einem rendez-vous zu verhelfen. Um diesen Apparat spielen zu lassen, dazu gehören manche wunderliche Handhaben. Er ist in seinem eigenen Landhaus und weiß es nicht, da er diese Besitzung, auf der seine Frau seit längerer Zeit verweilt, nicht kennt. Als er dies erfahren, gilt es nun für die Freundin, die ihm gerade ein rendez-vous mit der eigenen Frau verschaffen will, ihn fortwährend hin und her zu führen und ihn mit einer Binde um die Augen zu seinem Glücke zu bringen. Eine Binde um die Augen? Ja, jene Frau hält etwas auf ihren guten Ruf. Nun, da müssen andere Leute eine Binde um die Augen erhalten. Das Motiv ist doch zu gesucht, daß er selbst nicht wissen soll, mit wem er's zu thun hat. Und doch beruht die ganze Komik des Stücks auf diesem Blindekuhspiel. Das geht treppauf, treppab und zwar immer im eignen Hause; das geht über die Stühle, die für Treppenstufen gehalten werden, das geht auf den Balkon, wo der ungetreue Gatte frieren muß. Verwicklungen mit einem eifersüchtigen Italiener, der als Othello und moderner Barbar auftritt, ein Sprung vom Balkon, der ihn mit einem Verehrer seiner Frau in unliebsame Berührung bringt, Verfolgung, Hetzjagd mit Hunden, die ihn übel zurichten: das Alles kommt hinzu, um ihm die gute Laune und die abenteuerliche Liebespoesie gänzlich zu verleiden: und sehr kleinlaut tritt er der vermeintlichen italienischen Donna gegenüber, in welcher er dann später seine eigene Frau wiedererkennt, nachdem die Binde gefallen ist. In dieser tumultuarischen Handlung sind so viele scenische Unwahrscheinlichkeiten als nur irgend möglich; und die Moral derselben ist, wie gesagt, wenig einleuchtend. Der Dichter zieht freilich den Schluß, daß der einer so gründlichen Kur unterworfene Ehemann nie mehr auf Abwege gerathen wird; das Publicum aber muß sich doch sagen, daß er künftig zwar unbequemen Abenteuern mehr aus dem Wege gehen, bei bequemen aber, wo es ohne Hunger, Frost und Hunde abgeht, die ihm so systematisch beigebrachte Moral wieder in den Wind schlagen wird.

Wir finden den Humor in diesem Stücke oft forcirt, wenn auch hier und dort Sardou's gute Laune und scenische Geschicklichkeit zu ihrem Rechte kommt. Eine Aufführung desselben kann nur wirksam sein, wenn die Handlung mit

athemloser Geschwindigkeit sich vor unsern Augen entwickelt; denn Augenblicke der Besinnung und des Nachdenkens verträgt sie nicht. Die Schauspieler des Stadttheaters hatten dies eingesehen und nahmen fast alle das beschleunigte Tempo an, welches das Stück verlangt. Frl. Friedhoff spielte die Camilla, das eigentliche Agens des Stückes, mit Lebhaftigkeit und Entschlossenheit; hier und dort hätte eine schalkhafte Nüance mehr nicht schaden können. Frl. Butze hatte eine mehr passive Rolle, die „Constance"; doch gab sie die Bemühungen, den Gatten wieder zu erobern, nicht ohne Anmuth wieder und spielte auch die Scene, in welcher ihre Phantasie auf dieselben Abwege zu gerathen droht, auf denen der flatterhafte Gatte wandelt, mit entsprechendem dramatischen Ausdruck. Einen so frommen Knecht Fridolin, wie Hr. Stöckel ihn vorführte, hat sich die Gräfin von Savern gewiß nicht träumen lassen: er war noch um einige Procent beschränkter, als jener Chorknabe und Bote nach dem Eisenhammer; freilich hat er auch resolutere Anwandlungen und will der angebeteten Frau seine Liebe erklären; doch kommt er nicht über die gestotterten Präliminarien hinaus. Das Alles führte uns Hr. Stöckel in höchst ergötzlicher Weise vor. Hr. Conrad gab den Herrn von Champignac sehr beweglich, sowol in seiner anfänglichen phantasievollen Laune, wie auch später, als seine Liebe ganz in desolate Umstände gerathen ist. Das Element des Liebhabers trat aber bei dem Darsteller mehr zurück; Hr. Pettera gab dem Herrn von Riverol die wilden Allüren eines stets zur Explosion bereiten Temperamentes.

Die Posse: „Gebrüder Bock" von L'Arronge, die am Carolatheater in Scene ging, stammt aus jener Zeit, wo der jetzige Nachfolger von Benedix noch in den Bahnen der Kalisch und Pohl wandelte, wenn auch seine Muse schon einen ernsteren Zug hatte, die Schlechtigkeit der Menschen an den Pranger zu stellen und der Tugend mit allen Kräften zum Sieg zu verhelfen suchte. Freilich, die Gesangsposse setzte diesen moralischen Bestrebungen doch Hindernisse entgegen; denn für ihre Couplets und Quodlibets und Tänze interessirte man sich doch mehr, als für die ernsten Declamationen, denen nur an Actschlüssen eine melodramatische Begleitung seiten des Orchesters zutheil wird. Mag Herr Dornwald mit dem Schicksal rechten, das seinen guten Ruf in der ungerechtesten Weise gefährdet hat; mag Herr Jacob Bock seinen bösen Charakter in seiner fluchwürdigen Abscheulichkeit enthüllen, die indeß nicht ganz so schlimm ist, wie man anfangs vermuthet, da man ihm betreffs der verloren gegangenen Schenkungsurkunde eine criminelle Unthat zutraut, während sich das wichtige Blatt blos verschoben hatte: das alles interessirt das Publicum bei Weitem nicht so sehr, wie wenn Frau Purzel ihren Besen schwingt, Herr Muffel seine „Kalauer" vom Stapel läßt oder wenn beide zusammen in einem ganz lustig arrangirten Quodlibet sich gegen die andringende Menge und Polizei zur Wehr setzen, oder gar in einem Tanzquodlibet, das den Cancan nicht ausschließt, ihre Virtuosität in einer Kunst, für die sie nicht engagirt worden sind, zur Schau stellen. Das ist alles die landläufige Maschinerie, die mehr oder weniger in allen Berliner Possen spielt und der sogenannten Lachersolge ziemlich sicher ist: eine gute Soubrette und ein guter Komiker decken solche Rollen schon mit ihrer Persönlichkeit. Hr. Praeger (Muffel) besitzt guten Humor und kautschukartige Beweglichkeit; Frl. Lauber (Purzel) hat eine oft pikante Drolligkeit und weiß ihre Couplets mit allerlei neckischen Nuancen auszustatten . . und so ward auch hier diesen Partien der Posse der Erfolg gesichert. Im Uebrigen steht sie auf sehr schwachen Füßen; alle anfangs erregten Erwartungen des Publicums auf irgend welche spannende Verwickelungen, auf eine thatkräftige Betheiligung der Hauptpersonen des Stückes werden getäuscht; es ist ein Hinundher, eine müßige Charaktermalerei, meistens nach alten Schablonen: so der heuchlerische Jacob Bock und sein schwächlicher Bruder, so der frische Freihold und der redliche, pessimistisch gestimmte Dornwald: Rollen, welche von den Herren Hanno, Wander, Richter und Lehmann charakteristisch dargestellt wurden.

Das Carolatheater fährt indeß jetzt mit vollen Segeln im Fahrwasser der Operette; einige der ersten Schauspielmitglieder sind über Bord geworfen, andere bei dem jetzigen Repertoire ein überflüssiger Ballast. Ob Leipzig eine exclusive Operettenbühne verlangt und verträgt, mag noch immer fraglich erscheinen; zu einer langen Reihe von Wiederholungen ist die Stadt nicht groß und bevölkert genug und neue Operetten verlangen immer Zeit zum Einstudiren; wir hätten eine Abwechselung mit dem Lustspiel doch geeigneter gefunden. Inzwischen drängen sich Gäste und Debütantinnen im Bereich der Operette, in welcher auf Vervollständigung des Repertoires hingearbeitet wird: Frl. Ella Sandorie spielte den Seekadetten und den Wladimir in „Fatinitza" nicht ohne eine gewisse Verve, obschon ihr Dialekt nicht frei ist von einer etwas ausländischen Färbung und ihre Persönlichkeit, bei anmuthigen Gesichtszügen, doch durch körperliche Fülle die „zierlich schlanke Taille", welche die Haremsdamen an dem verkleideten Wladimir bewundern, nicht recht zur Anschauung zu bringen vermag. Die Ausstattung und Inscenirung aller dieser Operetten ist übrigens durchaus lobenswerth: Decorationen, Kostüme, Arrangements sind geschmackvoll und das Zusammenspiel ist ein lebendiges. Freunde der Operetten, dieser merkwürdigen neuesten Mischgattung von Dialog und Gesang, von musikalischer Lyrik und dramatischer Possenreißerei, werden im Theater der Südvorstadt auf ihre Rechnung kommen.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

□ Der Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen. Beleuchtet und ausführlich besprochen von J. Knipser, Sup. in Eisenberg. Leipzig, Hinrichs 1881. 1 ℳ. — Unter den bis jetzt im Druck erschienenen Kritiken des Entwurfs für das neue sächsische Landesgesangbuch ist die vorliegende die ausführlichste. Ihr Verf. hat sich bereits auf hymnologischem Gebiete hervorgethan; auch die gegenwärtige Schrift beweist seine große Vertrautheit mit dem Gegenstande und seine besondere Befähigung zum Urtheil über denselben, ebenso nach der kirchlichen, wie nach der ästhetischen Seite. Sein Gesammturtheil über den Entwurf (S. 13) ist ein sehr anerkennendes und beifälliges. Mit dem Entwurf im Wesentlichen nach Form und Inhalt einverstanden bezeichnet er ihn — und dies in Uebereinstimmung mit nicht wenigen Urtheilen von berufener Seite — als eine durchaus solide und saubere Arbeit, die auf jeder Seite Zeugniß ablege von der außerordentlichen Liebe und Hingebung, wie von dem großen Fleiß und der Umsicht, mit der gearbeitet worden sei; dazu komme eine mit der vollständigsten Sachkenntniß und Stoffbeherrschung verbundene bis ins Einzelnste gehende, fast juristische Akribie. — Bei aller wesentlichen Uebereinstimmung ergeben sich indessen für den Verf. nicht unerhebliche Differenzen, zunächst in Bezug auf die Auswahl der Lieder. Während nicht wenige Stimmen sich für den Umfang der Lieder, wie ihn der Entwurf bietet, lebhaft ausgesprochen haben, einzelne sogar für Erweiterung desselben, spricht sich der Verf. im entgegengesetzten Sinne aus. Der Entwurf enthalte auf der einen Seite zu viel, auf der anderen zu wenig. Der Verf. macht nicht weniger als 193 Lieder namhaft, welche gestrichen werden könnten, spricht sich dagegen für nachträgliche Aufnahme von 51 anderen Liedern aus, die zum Theil aus älterer Zeit stammen, zum Theil modernen Dichtern angehören, z. B. Novalis, den der Verf. mit einzelnen Liedern vertreten wünscht, worin wir

ihm nur beistimmen können. Sind dieselben auch ausgesprochen subjectiver Natur, so athmen sie doch eine solche tiefe Innigkeit religiöser Empfindung, glaubenswarme Klänge aus öder Aufklärungszeit, und haben sich in christlichen Kreisen so eingebürgert, daß sie unseres Erachtens nicht fehlen dürfen. Was die desideraten Lieder aus früherer Zeit anlangt, so wünscht der Verf. namentlich das 16. Jahrhundert, und speciell Luther mehr vertreten. Die zur Ergänzung dieser Lücke empfohlenen Lieder gehören sämmtlich zu den in christlichen Kreisen wohlbekannten, zum Theil sind es classische Lieder, in denen der Glaube mit ursprünglicher Kraft sich Ausdruck giebt, wie dies namentlich von den Lutherliedern gilt, die der Verf. vermißt. Aber um der materiellen und formellen Härten willen, die einzelne von ihnen enthalten, eignen sich nicht alle zum Gesang, was indeß nicht hindern würde, daß sie zur Privaterbauung, und um ihrem historischen Werth zu genügen — ein Gesichtspunkt, der doch nicht ganz ignorirt werden kann, — aufgenommen würden. Im Allgemeinen theilen wir die Ansicht des Verf., daß die classische Zeit des evangelischen Liedes in das 16. und 17. Jahrhundert fällt, und daß darum dieselbe so viel möglich zu berücksichtigen ist, wie wir andrerseits uns freuen, daß er sich gegenüber der geistlichen Poesie der neueren Zeit nicht so spröde und ablehnend verhält, wie dies von andrer Seite geschieht. Man hat sich zur Unterstützung dieser letzteren Ansicht u. A. auf Gervinus berufen, der ein sehr ungünstiges Urtheil über die moderne geistliche Poesie fällt und die neuere Zeit überhaupt eines völligen Mangels an Productivität auf diesem Gebiete beschuldigt. Dieses Urtheil ist sehr parteiisch und rührt von einem Manne her, der bekanntlich über religiöse Erscheinungen überhaupt mit großer Einseitigkeit und Befangenheit geurtheilt hat. — Die großartige Objectivität und Einfalt jener aus der Fülle eines seiner selbst gewissen Glaubens herausgeborenen Kernlieder erreicht freilich das moderne Kirchenlied nicht, aber wahre Poesie und wahre religiöse Empfindung mangeln dem letzteren in seinen besseren Erzeugnissen deshalb durchaus nicht; man muß nur dieselben aus sich selbst, wie aus ihrer Zeit heraus verstehen und darf sie nicht nach dem Maßstab einer anderen Zeit beurtheilen; man darf auch nicht das Urtheil des geschulten, kirchlich und ästhetisch gebildeten Theologen mit dem unmittelbaren Eindruck und der Empfindung des Laien verwechseln. Manches lehrhaft geartete ältere Lied mit prononcirt dogmatischem Ausdruck wird der Theolog ohne Weiteres acceptiren, weil er den religiösen Gehalt auch unter der Hülle einer uns fremd gewordenen, spröden und harten Sprache zu würdigen versteht, der Laie aber, auch der christlich gesinnte wird sich daran stoßen nicht sowol um des Inhalts willen, den er in anderer Gestalt wohl verträgt, als um der ihm unzugänglichen Form willen. Was die 193 Lieder anlangt, welche der Verf. gestrichen wissen will, so geben wir ohne Weiteres zu, daß nicht alle auf poetischer Höhe stehen, und verschiedene derselben, namentlich solche, welche zwar nicht in ihren Gedanken, aber in ihrer Sprache das Gepräge der Aufklärungszeit mit ihrem Reflectiren und Moralisiren tragen, gestrichen werden können, ja müssen, aber unter denselben sind auch, wie der Verf. selbst zugeben muß, wirkliche Perlen unseres Liederschatzes, Lieder, die von einem nicht geringen Theil der Gemeinde schwer vermißt werden würden, und außerdem finden sich unter ihnen nicht wenige, die sich speciell in Sachsen seit längerer Zeit eingebürgert haben, denen auch in ihrem schlichten und bescheidenen Gewand in der „gewählten Gesellschaft", in der sie sich befinden, ein Platz zu gönnen ist, da sie doch mit den übrigen dem Inhalte nach harmonisch gestimmt sind und aus derselben Grundmelodie des Glaubens herausgehen. Manches Lied, das nach ästhetischem Maßstab gemessen keinen besonderen Werth hat, ist doch der Gemeinde lieb geworden um einzelner erbaulicher, ihr unmittelbar verständlicher Wendungen willen, wie dies namentlich von verschiedenen populär gewordenen Liedern des vorigen Jahrhunderts gilt. — Was die Anordnung der Lieder anlangt, so beruht dieselbe, wie auch der Verf. zugiebt, auf einem „wohldurchdachten" Plan. Und die Disposition ist unsers Erachtens auch eine der christlichen Idee ganz entsprechende, indem sie von den großen Thaten Gottes in Christo, auf die das Heil sich gründet, in Anknüpfung an das Kirchenjahr ausgeht, dann zu der Kirche mit ihren Gnadenmitteln übergeht, um darauf die Lieder vom christlichen Glauben und Leben mit der Mannichfaltigkeit seiner verschiedenen Lebensordnungen und Lebensgänge folgen zu lassen, bis das Lied über alles Weh und allen Kampf der Zeit hinaus die christliche Hoffnung triumphiren läßt und sich dorthin aufschwingt, wo man Lieder singt im höhern Chor. Die Disposition im Großen und Ganzen entspricht darnach durchaus der Natur der Sache und kann als „doctrinär" nicht bezeichnet werden. Ob die Anordnung im Einzelnen nicht zu sehr ins Detail geht, darüber läßt sich disputiren. Einzelne Rubriken könnten wol entbehrt werden, z. B. die lange Reihe der verschiedenen christlichen Tugenden. Durch diese Rubricirung der einzelnen Stücke christlicher Ethik wird leicht, so durchaus fern dies auch dem Entwurfe liegt, mancher Pfarrer in der Neigung zu moralisirenden Betrachtungen bestärkt, aber auch in der Neigung, im sog. Predigtlied die Gemeinde sich vorsingen zu lassen, was sie nachher in der Predigt hört, eine liturgische Verirrung, die ebenso wenig mit dem Charakter des Gottesdienstes, als mit demjenigen des Liedes sich verträgt und die der Verf. mit Recht scharf tadelt. — Mit dankenswerther Ausführlichkeit geht der Verf. auf den schwierigsten und delicatesten Theil der Gesangbuchsarbeit ein, auf die Textredaction der Lieder. Auch diese bezeichnet der Verf. im Allgemeinen als gelungen, und hebt namentlich hervor, daß die Glaubensjubstanz und der dogmatische Gehalt der Lieder von den vorgenommenen Veränderungen durchaus unberührt geblieben sei, ein Urtheil, das sich jeder unbefangenen Prüfung bestätigen wird. Gleichwol beanstandet der Verf. bei einer ganzen Reihe von Liedern die vorgenommenen Aenderungen, resp. Kürzungen. Da es sich hierbei nicht um dogmatische Differenzen, sondern um eine Sache des ästhetischen Geschmacks handelt, wenigstens in den weitaus meisten Fällen, eine Sache sehr individueller Natur, so ist eine Verständigung über diesen Punkt mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, und am wenigsten kann es die Aufgabe sein, in diesen Blättern den Gegenstand ins Einzelne zu verfolgen. Jedenfalls dürfen alle Freunde der Kirche und der kirchlichen Poesie bei der allgemein anerkannten außerordentlichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der das Gesangbuch bearbeitet worden ist, sowie bei der Pietät und Treue gegen die kirchliche Tradition, die dabei gewaltet, mit Zuversicht der Hoffnung sich hingeben, daß die gemachten Ausstellungen aufs Genauste geprüft werden, und daß die hier und da unverkennbar hervortretende Ungleichartigkeit in der Behandlung der Liederredaction, die wol in der langen Geschichte des Gesangbuchs ihren Grund hat, bei der Revision des Ganzen ihre Ausgleichung im Sinne und Geiste der Kirche finden wird. Der Vorgang, den die neue sächsische Agenda und speciell die Geschichte ihrer letzten Redaction bietet, ist gewiß geeignet, alle kirchlich gesinnten Kreise in dieser Zuversicht zu bestärken.

□ Die sonn- und festtägliche Liturgie. Ein Beitrag zur Revision der preußischen Agenda von A. Fischer, Oberpfarrer und Superint. a. D. Gotha, Perthes 1881. Preis: 80 ₰. — Die Revision der preußischen Agenda vom Jahre 1829, die wegen der mit ihr verbundenen Einführung der Union so bedeutsam geworden ist, beschäftigt seit geraumer Zeit die kirchlichen Kreise Preußens vom Kirchenregimente herab bis zu den geistlichen Conferenzen in lebhafter Weise. Zur Zeit ist es ein Gegenstand der Berathung für die preußischen

Generalsynoden. Zum Zweck der Orientirung über diese hochwichtige Sache, über welche selbst in theologischen Kreisen noch vielfache Unklarheit herrscht, hat der dazu in besonderer Weise berufene Verf. ein sehr erwogenes und besonnenes, auf echt evangelische Grundsätze basirtes Votum abgegeben, das sich ebenso von dem römischen, als von dem reformirten Extrem fern hält. Das Votum verdient auch über die Kreise der preußischen Landeskirche hinaus, an die es zunächst sich wendet, die Aufmerksamkeit der kirchlichen Kreise, und nicht blos der Geistlichen, sondern auch der Laien, die, statt selbstthätig und lebendig an der Liturgie sich mit zu betheiligen, sich zumeist ganz passiv dabei verhalten, was zum guten Theil im Mangel an Kenntniß und Verständniß der Liturgie und ihrer Bedeutung seinen Grund hat.

□ Unsre Aufgabe an den Verlorenen unsers Volkes. Predigt über Luc. 15, 1—10 von J. S. Büttner, Pastor zu Hannover. Leipzig, Hinrichs 1881. — Eine vortreffliche, aus echt evangelischem Glaubensgeist geborene, mit großem homiletischem Geschick angelegte und durchgeführte Predigt, die mit einer sehr sinnigen Textbenutzung die herzandringende Beredtsamkeit eines tief von Christo und seiner Liebe ergriffenen Seelsorgerherzens verbindet. Wir wünschen dieser auf der Kanzel eines Uhlfeld'schen Geiste gehaltenen Gastpredigt im Interesse der Aufgabe, von der das Thema redet und für die sie die Herzen in so gewinnender Weise erwärmt, die weiteste Verbreitung.

□ Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier der deutschen Christenthumsgesellschaft. Drei Reden von Prof. Dr. Riggenbach, Antistes Dr. Stockmeyer und Missionssecretär Prätorius. Basel, Spittler. — Am 17. Oct. v. Js. ist das hundertjährige Gedächtniß der in Basel in der Zeit einer falschen Aufklärung von frommen, christlichen Männern zum Besten der Verbreitung des wahren Christenthums gegründeten Gesellschaft, deren Namen der Titel angiebt, gefeiert worden. Diese Gesellschaft, von kleinen senfkornartigen Anfängen ausgegangen, ist die Mutter der in bester Blüthe stehenden Basler Bibel- und Missionsgesellschaft geworden. So ist denn auch das Gedächtniß der Jubilarin nicht blos nach ihrer allgemeinen, sondern auch nach ihrer speciellen Bedeutung, als der Urheberin dieser bedeutenden christlichen Unternehmungen, in beredter Weise von competenter Seite durch die vorliegenden Reden gefeiert worden.

R—n. Für das Studium des Mittelhochdeutschen, welches wegen seiner ausgeprägten Schriftsprache und seiner reich und künstlerisch entwickelten Literatur naturgemäß und mit allem Rechte bevorzugt wird, ist schon durch die verschiedenartigsten Hilfsmittel ausreichend gesorgt worden. Weniger günstig steht es um die ältere Periode der deutschen Sprache und Literatur. Jetzt aber ist ein Lehrbuch erschienen, welches der Beschäftigung mit dieser Frühzeit nicht allein eine außerordentliche Beihilfe gewähren und mächtigen Vorschub leisten wird, sondern diese Beschäftigung selbst auch ohne Zweifel sortan allgemeiner und ausgebreiteter zu machen geeignet ist. Jeder Studirende, der sich mit dem Deutschen beschäftigt, empfindet sehr bald die Nothwendigkeit, sich auch neben dem in erster Linie stehenden Mittelhochdeutschen mit dem voraugegangen Sprach- und Literaturzustande bekannt und vertraut zu machen, und so kommt es, daß die Universitätsvorlesungen, welche die ältere Periode behandeln, eigentlich eben so gut besucht sind, wie die dem Mittelhochdeutschen gewidmeten. Aber nicht immer bietet sich die Gelegenheit, derartige Vorlesungen zu hören. Ohne lebendige Anleitung, nur mit Hilfe der vorhandenen Grammatiken und Lesebücher die nicht geringen Schwierigkeiten, welche die ältere Periode bietet, zu überwinden, ist eine Aufgabe, der viele nicht gewachsen sein werden und vor der auch thatsächlich manche zurückschrecken. Um so freudiger wird daher das neue Werk auch von Seite der Studirenden begrüßt werden, dessen Haupttitel lautet: „Die Sprache und Litteratur Deutschlands bis zum zwölften Jahrhundert. Für Vorlesungen und zum Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Paul Piper." Der Gelehrte, der sich dieser dankenswerthen Arbeit unterzog, ist durch zahlreiche kleinere Studien auf dem Gebiete des Altdeutschen, vornehmlich aber durch eine hervorragende Ausgabe von Otfrid's Evangelienbuch (1. Theil, Paderborn 1878) bekannt und anerkannt; er bewährt sich nun hier in seinem neuen Lehrbuche auch in pädagogischer Hinsicht. Das Werk enthält zwei Theile. Der erste „Litteraturgeschichte und Grammatik des Althochdeutschen und Altsächsischen. Für Studirende bearbeitet" (Paderborn, Schöningh 1880) ist weder eine Literaturgeschichte noch eine Grammatik im gewöhnlichen landläufigen Sinne: eine Literaturgeschichte nicht, weil nicht mit Voraussetzung des vorhandenen literargeschichtlichen Materials eine Erzählung des geschichtlichen Verlaufes geboten wird, eine Grammatik nicht, weil Laute und Formen nicht in bestimmt formulirter Weise aufgeführt und aneinander gereiht und in lakonischer Form erläutert und beurtheilt werden. Piper's Werk ist vielmehr eine objectiv gehaltene lehrhafte Darstellung der Literatur und Sprache unserer ältesten Periode in abhandelnder Form mit Berücksichtigung nicht nur der Quellen, sondern auch der gesammten gelehrten Literatur. Dadurch ist das Werk nicht blos dem Studirenden höchst dienlich, sondern auch dem Germanisten, der mit seinen Studien auf einem andern Gebiete steht. Ob aber das Werk mit seiner Fülle der Angaben als Lehrbuch in Vorlesungen zu Grunde gelegt werden kann, ist doch zu bezweifeln. Uns erscheint dieser erste Theil vielmehr als das Muster eines Lehrbuchs für den Selbstunterricht, nicht für das Collegium. Hierfür ist dagegen der zweite Theil in hohem Maße geeignet, das „Lesebuch des Althochdeutschen und Altsächsischen. Für Studirende bearbeitet und mit einem Wörterbuch versehen" (Paderborn, Schöningh, 1880). — Die Specialität nennen das Althochdeutsche und Altsächsische. Der Haupttitel lehrt uns, daß die ganze alte Zeit bis zum zwölften Jahrhundert berücksichtigt ist, also auch die Uebergangsperiode vor dem Mittelhochdeutschen, die wir nicht mehr als althochdeutsch bezeichnen können. Da indessen in der That das Althochdeutsche sammt dem Altsächsischen (Altniederdeutschen) in Piper's Buche die Hauptsache ist, so wollen wir uns mit den Specialtiteln gerne begnügen, weil sie so besser klingen, als wenn sie noch mit einem Zusatz versehen worden wären. — Es würde hier zu weit führen, wollten wir selbst nur im Allgemeinen den überaus reichen Inhalt des Werkes vorlegen; noch weniger ist hier der Ort, im Einzelnen zu kritisiren oder Nachträge zu machen. Nur einige Bemerkungen mögen als Wünsche verstattet sein: für eine zweite Auflage, die dem Werke voraussichtlich nicht fehlen kann, wird es sich empfehlen, wenn die schwierige Frage über das Verhältniß der Praefatio zum Heliand noch etwas genauer und für Nicht-Eingeweihte deutlicher behandelt würde. Auch die Frage, ob der Heliand ein originales Werk oder nach Holtzmann's Ansicht eine Uebersetzung sei, verdiente wenigstens kurz berührt zu werden. Auch das ungünstige Urtheil Scherer's über den Heliand, der nun nichts weiter als ein Lehrgedicht sein soll, muß in einem Werke, welches eine „Literaturgeschichte", selbst mit Vermeidung ästhetisirender Raisonnements sein will, nothwendig zur Sprache kommen. Für das Lesebuch darf der Wunsch geäußert werden, daß das Glossar noch etwas reichhaltiger sein und noch mehr, als bis jetzt geschehen, Stellen-Citate enthalten möchte. Auf einen besonderen Vorzug des Werkes mag schließlich noch hingewiesen werden: im Anhang des ersten Theils ist auch eine kurzgefaßte Darstellung der altdeutschen Metrik gegeben, der Stabreimdichtung sowol wie der Endreimdichtung. Das ist um so willkommener, als die alte Metrik so überaus schwierige Verhältnisse aufweist, die dem Studirenden sich nur durch Unterweisung erschließen und nicht durch die Praxis allein erkannt und verstanden werden können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandversandtur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 82. Donnerstag, den 13. October. 1881.

Inhalt: Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau, von W. Hosäus. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechungen (Zur Volkskunde der Juden, von R. Andree. Die Judenfrage. Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde).

Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau.

Von W. Hosäus.

(Fortsetzung.)

In Lavater's Gedichten ist wenig, was uns heutzutage noch zu fesseln vermöchte, wiewol competente Richter, und nicht mit Unrecht, seine poetische Befähigung nicht gering anschlagen. Was ihm zur Schöpfung eines dichterischen Werkes von höherem Werthe fehlte, war eine gründliche ästhetische Bildung[1]) und — infolge seiner Vielgeschäftigkeit — genügende innere Sammlung, welcher letztere Mangel bei ihm um so nachtheiliger wirkte, als seine reiche und bewegliche Phantasie sein plastisches Vermögen von Natur weit überwog. Dennoch hat er viel geschrieben: Reim und Vers wurde ihm leicht und die Rede floß unaufhaltsam von seinen Lippen. Es dürfte hier eine schickliche Stelle sein, der Ergüsse seiner Muse über den Fürsten und die Fürstin zu gedenken. In seinen vermischten gereimten Gedichten[2]) (1785) gehören folgende Gedichte hierher:

„Tägliches Gebetlied für L. v. D." (a. a. O. S. 109.) Es schließt mit den Worten:

„Laß mich meines Fürsten Freude,
Seine Ehre; Laß uns bede
Deine Vaterfreude seyn!

Weisheit, Lernbegier und Tugend
Gieb dem Sohne! — Seine Jugend
Sey des Alters Freudensaat!

Freuden laß durch mich empfahen
Alle, die sich je mir nahen —
Freunde, Diener, Unterthan!

Aus des Herzens Tiefen quillen
Diese Wünsche — Deinem Willen
Setzen meine Wünsche gleich!"

„An L . . s Gebuhrtstag, den 24. Sept. 1783." (S. 208.)

„Nur Einen Blick, nur Einen
Von Jesus Christus wünsch' ich Dir . . ." u. s. w.

„An L. im Namen von F. Am Gebuhrtstage 1783." (S. 209.)

Es beginnt:

„O meines Lebens schönste Freude!
Du meines Herzens liebstes Herz!
Heut stehen wir zum Vater beyde;
Sey unsre Freud' in Freud' und Schmerz!"

und schließt:

„Mit Freude schaut Gott auf uns nieder,
Auf Alle, die heut für uns fleh'n.
Wir werden, seh'n wir bald uns wieder,
Gebeiterhörung um uns seh'n."

„An L . . s Gebuhrtstag 1784." (S. 210.)

„Freundinn, vieler Guten Freude,
Und des besten Freundes Lust . . .
In der Tugend Seidenliebe,
Andacht in der reinen Brust . . .
Wandle fort die Thränenpfade
Zu dem vollen Freudenquell!
Immer mache Gottes Gnade,
Während Du Dich dem Gestade,
Dir das Land der Freyheit hell!
Unterdeß entstiehe keiner
Deiner Tage Thatenlos!
Immer Gottbestrahlter, reiner,
Immer sichrer, froher Deiner
Ewigkeit — Sey gut und groß!"

„An das Fürstenpaar Franz und Luise von Anhalt bey ihrer Zurückkunft nach Dessau [1783]." (S. 212.)

Es beginnt:

„Himmels-Engel treten,
Erden-Engel vor Euch her!
Tausend Herzen beben
Fröhlich: — Froh sey Sie und Er!" u. s. w.

„An L . . Am Weihnachtstage 1783." (S. 405.)

„Daß Dir und mir das Schönste alles Schönen
Das Allerschönste sey!
Daß Dein und mein unendlich Sehnen
Nach Ihm mit jedem Tage neu,
Zuletzt sich der Erfüllung freu' . . .
Dieß, Freundin, ist mein Flehen heut,
Da jedes Christenherz sich Christus Liebe freut!"

„An L. H. W." (S. 465.)

„Dein Thränenschönes Angesicht,
Wo trinkt's itzt Mond und Sternenlicht?
Der reine volle Mond exquickt
Dein Aug' itzt, das zum Himmel blickt,
Und Deiner frommen Sehnsucht Schmerz
Steigt Glaubensvoll nun Himmelwärts —
Dann senkt sich Dein entthränter Blick
In's Grab, der Schmerzen Ziel, zurück."

Von seinem Gedichte „Jesus Messias", das Lavater der Klopstock'schen Dichtung, die ihm nicht „menschensöhnlich und kunstlos" genug war, entgegenstellte, überreichte er der Fürstin während ihres Aufenthaltes in Zürich den ersten Band. Das Titelblatt trägt von L.'s Hand die Worte: „Zürich, den 8. Herbstmonats 1783, Montagsmorgens um 7 uhr. Hier ist der Glaube allmächtig; dort die Liebe." Den zweiten Band widmete er der Fürstin mit einem längeren, daselbst abgedruckten Widmungsgedichte. Das Exemplar der Fürstin enthält außerdem von L.'s Hand die Bemerkung: „Dienstagsabends 9 uhr, den 6. April 1784 an Luise von Anhalt Dessau von J. C. L." Der dritte Band ist einfach bezeichnet: „Ihrer königl. Hoheit, d. 21. April 1785"; der vierte Band: „Der Königlichen. 9. 9. 86."

[1]) Lavater sagt gelegentlich selbst einmal zu seinem Schwiegersohne: „Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, die Alten zu studiren, ich wäre als Dichter ein anderer Mann geworden."

[2]) Johann Kaspar Lavater's vermischte Gereimte Gedichte vom Jahre 1766 bis 1785. Für Freunde des Verfassers. Winterthur, 1785.

In diese Zeit poetischen Verkehrs wird auch das Geschenk, welches Lavater der Fürstin mit der von ihm im J. 1780 eigenhändig genommenen Abschrift von Goethe's „Iphigenia" machte, zu legen sein. Lavater's Handschrift — eine nur in diesem Exemplar vorhandene zweite Bearbeitung der Iphigenia — befindet sich noch jetzt auf der herzogl. Bibliothek zu Dessau. Die erste Nachricht davon gab in einem ohne Namen des Verf. in den Blättern für litter. Unterhaltung 1834, Nr. 24 erschienenen Artikel der Bibliothekar Professor H. Lindner in Dessau. Später wurde die Handschrift von H. Düntzer in dessen Werke: „Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie" (1864) neu beschrieben und beurtheilt. Ob sie damit genug gewürdigt, das zu untersuchen gehört nicht hierher.

Außer den oben mitgetheilten Versen wurden noch handschriftlich manche Reime, z. B. „Ein Räthsel an Luise", „Weihnachtslieder", „religiöse Gedanken" u. dergl. von Lavater eingesandt und am 10. August 1784 (dem Geburtstage des Fürsten) trafen zwei andere kleine Ergüsse von L. ein, ein „Gebet" und „An Luise":

Völlige Gesundheit, frohes Leben,
Jeden Sinn der Franz erfreenden Liebe,
Jede Kraft, sein Leben zu erleichtern,
Jeden Blick, der in sein Herz dringt,
Jedes Wort, das wohlthut seiner Seele,
Jedes Lichtgedankens Wonne
Wünscht Dir der Nahseste und Fernste,
Der Neueste und Ewigste
Deiner Freunde

Feldkirch, den 4. Aug. 1784. L.

Den 7. Sept. 1784 schrieb L. der Fürstin: „Was soll ich der Nahseste und Fernste Aller meiner Lieben schreiben? Ach! wäre ich stark genug für mich? Liebend genug gegen Sie, zu versprechen nicht mehr — keine Sylbe mehr zu schreiben, bis ich ein einziges Wort schreiben kann — aber so stark, so liebend bin ich nicht. Das Wort „gesunden zu haben", was ich suche, ist mir noch nicht vom Himmel niedergestiegen. Unterdessen wünsche ich meiner Ewigliebe und ihrem Ewiglieben Geduld, Glaube, Hoffnung auszuharren, bis der, ohne den wir nichts sind und mit dem wir Alles haben, wenigstens die äußerste Spitze seines Fingers regt und jedem von uns, sey's noch so leise, sagt: Ich bin dein! Zürich, d. 7. 7br 1784." — Im April 1785 meldet ein anderer Brief L.'s: „Liebe Seele! Ich schreib' itzt in der Stube, wo Dein Bild gegenüber dem meiner Frau hängt und mich von der linken Seite her ansieht an einem kalten letzten Aprilmorgen . . ."

In diesem halb ernsten, halb tändelnden Tone zog sich der Verkehr Lavater's mit der Fürstin hin, bis das J. 1786 herankam. Wir scheiben hier nur noch einen Brief der Frau von Berg ein, in dem auf die oben erwähnte Lavater-Schwärmerin von Branconi und auf Lavater selbst Beziehung genommen wird. „Die Branconi, schreibt Frau von Berg unter dem 3. Nov. 1785, hatte mir seit December 84 nicht geschrieben, nun aber empfing ich einen Brief von ihr aus Boulogne sur mer vom 18. August, worin sie mir sagt, sie sei dort, um die Bäder zu gebrauchen, sie gehe über Paris nach der Schweiz und werde den Winter in Neufchâtel zubringen. Sie sagt auch u. A.: „Si vous écrivez à notre Sainte Patronne, mettez moi à ses pieds, car je l'adore et mon coeur a un vrai culte pour elle." Im Frühjahr 86 kommt sie zurück nach Langenstein. Sie wollte auch jetzt zu Lavater gehen."

Als Verehrer und Freunde im Jahre 1786 Lavater in Bremen zum dritten Pfarrer an der St. Ansgari-Kirche wählten, wurde dies für den Kirchenvorstand von St. Peter in Zürich eine Veranlassung, ihm, dem bisherigen Diakonus an dieser Kirche, das Pfarramt an derselben anzutragen. Lavater wies den Bremer Antrag zurück und nahm den Züricher an. Gleichwol entstand ein lebhafter Wunsch in ihm, die fernen Freunde in Bremen, die ihn zu ihrem Hirten gewünscht, kennen zu lernen, und er benutzte die Reise seines Sohnes, der in Göttingen Medicin studiren wollte, sich ebenfalls auf die Reise zu begeben. Er begleitete seinen Sohn nach Göttingen und ging von da nach Bremen. Das Aufsehen, das er dort machte, war unerhört; er predigte unter einem solchen Zudrange der Massen, daß ihm die Wache den Weg zur Kanzel hahnen mußte, und als er abreiste, mußte er, wiewol er sich alle Geschenke verbeten hatte, ein paar silberne Schüsseln und einige goldene Medaillen, die ihm nach seiner Rückkehr zugesandt wurden, als Andenken aus Privathänden annehmen. Einem Briefe Lavater's an Spalding entnehmen wir rücksichtlich dieser Reise noch folgende Bemerkungen: „. . . Jerusalem habe ich noch sehr munter und Semmlern redlicher gefunden, als ich ihn zu halten mich berechtigt glaubte. Mit Zimmermann und seiner weisen, guten, bescheidenen Gemahlin war mir in Wörlitz einige Tage recht wohl. Eine meiner liebsten, ich möchte sagen, heiligsten Bekanntschaften, war ein Benzler, Bibliothekar in Werningerode. So viel Weisheit, Kultur, Geschmad, Litteratur, Bonhomie, Dehmuth, Güte, Religion, Christenthum hab' ich selten beysammen gefunden. Herdern fand ich im Umgange äußerst geistreich, sein unterhaltend, offen und gut; Goethe älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer — doch ich breche ab und sage nur noch: Ich freue mich, von Ihnen und allenthalben auch von Ihrem Sohne so viel Gutes zu vernehmen."

Der Aufenthalt Lavater's in Wörlitz fällt in die Mitte des Monats Juli. Ein kurzer poetischer Erguß von seiner Hand in eine weiße Scheibe des durch bemerkenswerthe Glasmalereien ausgezeichneten Hauptfensters im „Geistl. Kabinet" des gothischen Hauses giebt uns davon Kunde:

„Ihr Denkmal alter Kunst und Gottvertrauter Zeiten,
Bewundrung, Wemuth, Muth und Hoffnung sehn euch an;
Zwar Kunst und Zeiten hin, doch zeigt ihr uns in Weiten,
Was frommer Menschheit Fleiß und ernste Tugend kann."
Wörlitz, den 15. Juli 1786. Joh. Casp. Lavater."

Aus jener Zeit datiren auch viele andere Bemerkungen und Sinnsprüche, die wir von Lavater's Hand auf Gemälden und Kupferstichen der herzoglichen Sammlungen in Wörlitz u. s. w. finden. Auch eines in Stein gemeißelten Verses seiner Muse muß hier gedacht werden, der sich in der sog. Einsiedelei findet:

„Du nur Stille kannst mir geben,
Was mir kein Vertrauter giebt,
Selbstgefühl und neues Leben,
Und Gefühl, daß Gott mich liebt.
Lavater."

Wie beglückt die Fürstin durch diesen Besuch war, läßt sich denken; doch auch dem Fürsten war Lavater gewiß sehr willkommen — sand er in ihm doch zugleich einen sinnigen Verehrer älterer Kunst, der mit ihm vollkommen auf diesem Gebiete sympathisirte. Ein großer Theil der Acquisitionen, welche der Fürst durch Lavater für seine Sammlungen machte, so z. B. verschiedene Glasmalereien[1]) und eine Anzahl Oelgemälde, mag vielleicht erst infolge dieses Aufenthalts Lavater's in Wörlitz bewirkt worden sein. Von einem

[1]) Ueber die Glasgemälde des gothischen Hauses zu Wörlitz vgl. den betr. Aufsatz des Verf. in Zahn's Jahrbb. für Kunstwissenschaft, 1869 (II, 219—233). Der Ueberlieferung zufolge sind die Glasgemälde dieser Sammlung meist durch Lavater für den Fürsten in der Schweiz aufgekauft worden, wobei immerhin die Nachricht Reil's ganz wohl bestehen kann, daß auch der Fürst selbst auf seinen Reisen in der Schweiz, Frankreich und Süddeutschland viele solcher Scheiben erstanden habe (vgl. F. Reil, Leop. Friedr. Franz. 1845). Ueber Lavater's Antheil schrieb dem Verf. vor einiger Zeit ein schweizerischer Forscher, Hr. Dr. Hermann Meyer-Zeller: „Dafür, daß J. C. Lavater viele Sendungen alter Glasgemälde an den Fürsten Franz von Anhalt-Dessau gelangen ließ, habe ich allerdings in dem hier [Zürich] vorhandenen Nachlasse Lavater's alle Beweise gefunden, jedoch keinerlei Specifikation, keinerlei Angaben über den früheren Standort dieser Scheiben."

hervorragenden Bilde der Sammlung des gothischen Hauses (Nr. 1512 Brustbild des Kurfürsten Friedrich's des Weisen von Lukas Kranach, 1525) wissen wir genau, daß es erst später aus Lavater's Hand nach Wörlitz gekommen ist, indem eine Inschrift Lavater's auf der Rückseite das Datum des 9. Januar 1787 trägt. Die Inschrift selbst lautet:

„Frommes, treues Gesicht, so derbdeutsch, fest und so mannhaft, Send' im Gothischen Saal ein geistiges Lächeln dem treusten Arges nicht kennenden Fürsten, der mir so fern und so nah ist.
Zürich, 9. 1. 1787. Joh. Casp. Lavater."

Leider liegen über Lavater's Besuch weiter keine Mittheilungen vor, auch Berenhorst's Tagesbemerkungen, die uns schon so oft gehol fen, verlassen uns hier und Reil's Andeutungen sind zu vage, als daß wir sie hier anzuziehen vermöchten — es steht nur fest, daß Lavater am 18. Juli Wörlitz verließ und mit dem Fürsten nach Weimar ging. Beide kamen unmittelbar nach der Geburt einer Prinzessin daselbst an. „Endlich, meine Liebe, schreibt Goethe an Frau v. Stein (21. Juli), ist das Kindlein angekommen, ein Mägdlein, und der Prophet gleich hinter drein." Lavater logirte bei Goethe, auch gab Goethe ihm zu Ehren eine Abendgesellschaft, an der der Herzog, Herder, Wieland u. A. Theil nahmen — aber die alte Freundschaft war — wenigstens von Goethe's Seite — vorbei. „Die Götter wissen besser was uns gut ist, als wir es wissen, drum haben sie mich gezwungen ihn zu sehen. Davon sollst Du viel hören. Er hat bei uns gewohnt. Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser." Wenn übrigens Goethe weiter schreibt, das allgemeine Mißtrauen habe ihn bald (schon am nächsten Tage) verscheucht, so übertreibt er. Herder, den Lavater jetzt zum ersten Male sah, war durchaus herzlich und offen gegen ihn, Wieland küßte ihm, als er in den Wagen stieg, die Hand[1]) und die Herzogin-Mutter war von seiner „Liebe und Güte" ganz entzückt. „Wenn ich eine große Monarchin wäre, schreibt sie kurze Zeit darauf an Merck, müßte Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle ebenso gut bekleiden würde, als jetzt die von einem Premierminister Christi."

Von allen Freundinnen der Fürstin nahm Frau v. Berg den lebhaftesten Antheil an den Beziehungen zu Lavater. Dieselbe hatte „Berlin, den 25. Febr. 86" geschrieben: „Lavater ist jetzt hier recht verrufen, wegen seiner Wunderkuren, er hat sich freilich sehr übereilt."[2]) Den 25. Juni fragt sie an: „Wann geht Lavater nach Bremen? Ist seine Frau jetzt gut? Wie hat Ihnen das Bekenntniß der Frau von der Reck [gegen Cagliostro] in der Berliner Monatsschrift gefallen?" Die Fürstin mochte Frau v. Berg über Lavater's Mesmerism etwas beruhigt haben und diese schreibt am 26. Aug. weiter: „Theilen Sie mir doch Etwas von Lavater mit und seinen Fortschritten im Magnetisiren; ich habe dieser Tage des Marquis Puységür Buch darüber gelesen, es überzeugt mich aber im Geringsten nicht, vielmehr erregt es mir Zweifel. Es ist ein Exemplar, welches er gegeben und an den Schluß des Buches hinterher eigenhändig geschrieben croyez et voulez, also ganz in Lavater'schem Sinne." Etwas später fragt sie wieder: „Haben Sie noch immer genaue Nachrichten von Lavater, d. h. schreibt er noch immer so regelmäßig und so oft? Magnetisiert er noch immer mit Eifer? Haben Sie nichts von ihm, das ich lesen könnte? es kommt wahrlich nicht aus meinen Händen. Doch wie Sie wollen . . ." In einem Briefe vom 17. November lesen wir: „Mir war's nicht vergönnt, den Mann zu sehen, dessen Sinn und der Ihrige Eins sind in Religion, in wahrem innerlichen Gottesdienst. Auch für mich würde diese Bekanntschaft Wohlthat und Segen geworden sein. Ich war sehr nahe daran: er ist zweimal hier [Halberstadt] durchgegangen, das zweite Mal hat er sich bei Gleim melden lassen, wo ich ihn gewiß würde gesehen haben, ich war aber abwesend. Auch ist er in Braunschweig gewesen und nur einige Tage, ehe ich dahin kam, wieder abgegangen. Es thut mir unendlich leid, daß ich seine Bekanntschaft verfehlt habe; doch vielleicht begegne ich ihm bald irgendwo. Als ich mit Lavater war, hat er mir wol zehnmal gesagt — „heute nah, morgen fern, und danach gewis wieder nah," aber wo und wann? . . . Hier etwas vom Bruder L. vom 3. dieses: „Kommen Sie nach D. [Dessau], o, so lassen Sie mich nicht ferne von Ihnen sein; vorzüglich nennen Sie meinen Namen der Fürstin; ach wenn Sie mir einmal erschiene wie Er. Auch schreibt er, daß er jetzt am 2. Theil seines Pontius Pilatus arbeite und an der Messiade. Vielleicht send' ich nächstens etwas Msc. von ihm. Vorgestern war sein Geburtstag, den ich in der Stille gefeiert. Hat Mattei nicht recht viel von Lavater erzählt? Ich habe noch keinen Menschen gefunden, der ihn so genau gesehet hat wie dieser Mattei, der so viel von ihm weiß, ihn so wahr schildern kann. Auch liebt ihn Lavater sehr, traut auf ihn ungemein. Dieser Mattei, den ich hier täglich gesehen, hat mir oft durch seine warmen Erzählungen von Dessau und Wörlitz Freude gemacht. Ich weiß nicht, ob ich schon von einigen Urtheilen Lavaters aus seiner Reisebeschreibung (der letzten mit dem Fürsten) geschrieben habe? Vom Fürsten sagt er: „Der Allgenießen[de] alles Genießbaren"; vom Markgrafen zu Baden: „Seine Marmornheit drückte mich vom ersten Augenblick bis zum letzten" — dessen bin ich Zeuge gewesen. Was er vom Landgrafen von Homburg und andern mehr gesagt, wird vermuthlich Mattei, der sich's aufgezeichnet hatte, erzählt haben. Daß L. [Luise] Lavaters Manuscripte als von ihm durch mich gesandt nicht hat behalten wollen, hat mir im Herzen wehgethan. Ich hätte sie nicht vermißt; sie wären mir vom Br. Lavater gleich wieder ersetzt worden. Hier eine Medaille, das Bild ist ähnlich, ich überlasse L. [Luise], damit zu machen, was Sie will; sie bei sich zu tragen, wenn's Ihr wohlthut oder mir wieder zurückzusenden . . . Simon aus Straßburg hat mir vor einiger Zeit geschrieben, daß er Hoffnung hätte, sein Institut in Dessau zu etablieren . . . und er erwarte hierüber eine entscheidende Antwort des Fürsten . . . Gott segne Luisen, für die ich, meinem Herzen und Sinn nach, weiter keinen Beinamen kenne . . . . Caroline." Um diese Zeit hatte sich nun auch im Publicum die Ansicht gebildet, Lavater sei Jesuit geworden, und die Berg mochte sich schon ziemlich vorurtheilslos vorkommen, wenn sie der Fürstin schrieb, daß sie den Jesuiten zwar nicht alles Schlechte zutraue, aber so ganz trauete sie ihnen doch nicht. „Es ist mir auch nicht unwahrscheinlich (schreibt sie Berlin, b. 23. Jan. 87), daß es diese Lente gelüstet habe, einen Mann wie Lavater zu sich zu ziehen und durch ihn große Absichten zu erreichen. Da kann nun wol L. mit treuem und wahrhaftigem Sinn angenommen haben. Aber diesen Sinn kennt die Welt nicht, auch sonst gute und unbefangene Menschen kennen ihn an Lavater nicht — daher all die Mißverständnisse." Den 2. Febr. 87 schickte sie von Berlin der Fürstin das Werk: „Jesuitismus. Deutschland 1786", angeblich in Frankfurt a/M. erschienen. „Sehr ernsthafte Betrachtungen von Teller gegen de Marées haben Sie vermuthlich gelesen." (Forts. folgt.)

[1]) Dies hinderte allerdings den leichtbeweglichen Wieland nicht, sogleich nachher übel auf Lavater zu schelten, vielleicht gerade um den schon damals viel besprochenen Handkuß möglichst in Vergessenheit zu bringen. Im Jahre 1793 sitzt er freilich mit Lavater und Reinhold wieder ganz freundschaftlich bei Tisch.

[2]) Im Sommer 1785 war Lavater in Genf mit dem „Magnetismus" bekannt geworden und hatte nach seiner Rückkehr Versuche eines magnetischen Heilverfahrens an seiner nervenkranken Frau gemacht. Der Erfolg ermuthigte ihn, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, einem Arzte, auch an anderen Kranken Versuche vorzunehmen. Näheres in J. K. Lavater's Lebensbeschreibung von G. Geßner, II, S. 395 ff.

Bücherbesprechungen.

—*—. Zur Volkskunde der Juden von Richard Andree. Mit einer Karte über die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing 1881. (S. VIII; 296 8°.) — Nichts ist geeigneter, erhitzte Gemüther, wie sie gegenwärtig in der Judenfrage entflammt sind, zu besänftigen, als ein ruhiges, rein objectives Erwägen der Thatsachen. So hat Richard Andree nun, wenn er sich auch in dem oben angeführten Buche in dem Streite, der im Augenblicke so heftig entbrannt ist, ganz neutral verhält, doch indirect durch seine Arbeit die Basis geschaffen, von der aus die Angelegenheit klar gelegt und richtig beurtheilt werden kann. Wie alle Werke Andree's bekundet auch das vorliegende die umfassenden Kenntnisse des Verfassers, wie dessen eminente Gabe, anziehend zu schildern. Wir erhalten in dem Buche gleichsam eine Naturgeschichte dieses interessanten und in alle Lebensverhältnisse so bedeutungsvoll eingreifenden Volksstammes. Nachdem in der Einleitung allgemeine Fragen, welche in Betracht kommen, erörtert worden sind, beginnt der Verfasser im ersten Capitel mit den Semiten in ihrer Totalität und deren Beziehung zu den Ariern, wobei er Sprache, Urheimath und frühere Wanderungen darlegt. Das zweite Capitel beschäftigt sich mit dem physischen Habitus der Juden, wie dieselben uns auf den ägyptischen und assyrischen Denkmälern entgegentreten und wie wir sie heute noch in den verschiedenen Theilen der Erde vorfinden. Im dritten Capitel wird die Mischung der Juden mit anderen Völkern besprochen. Es ist das ein wichtiger Punkt, denn mit Recht hebt Andree in der Einleitung zu seinem Buche hervor: „Niemals wird sich eine nationale Einheit unter neben einander und zwischen einander wohnenden Völkern herausbilden, wo nicht durch Blutmischung die physischen und geistigen Gegensätze der verschiedenen Racen ausgeglichen und durch solche fortgesetzte Mischung ein neues homogenes Product, eine neue Nationalität erzeugt wird. Bleibt die physische Trennung aufrecht erhalten, so kann nur von einer mechanischen Vertheilung der Völkerelemente unter einander die Rede sein, sie verhalten sich zu einander wie die Theile einer Emulsion, die unter passenden Umständen sich leicht wieder zersetzt, nicht aber wie eine chemische Lösung mit innig verbundenen Substanzen. Bleiben aber die Elemente heterogen, mischen sie sich nicht, dann hilft der übergewohnte Mantel gleicher Staatsangehörigkeit, gleicher Sprache, ähnlicher Culturbestrebungen nichts, diese sind nur Tünche, unter der die Grundfarbe, der angeborene Racencharakter bei passender Gelegenheit wieder zum Vorschein kommt.“ Und dies ist bei den Juden der Fall. Obgleich auch sie, wie alle Völker der Erde, nicht unvermischt geblieben sind, so sind sie doch in keinem der Elemente, in dem sie sich bewegen, aufgegangen und bilden in ihrer Eigenart noch heute, wie vor Jahrtausenden, einen „allophylen Stamm“. Das vierte Capitel beschäftigt sich mit den biotischen Verhältnissen der Juden, während das fünfte von den Pseudo-Juden handelt, von Völkergruppen, die zwar in den mosaischen Religionsverband getreten sind, deshalb aber noch nicht zur jüdischen Race gezählt werden dürfen, wie die Falascha in Abessinien, die schwarzen Juden an der Malabarküste, die sogenannten Negerjuden und die Karäer oder Karaiten in der Krim. Die folgenden drei Capitel ergehen sich nun über die Sprache, Namen, Sitten und Gebräuche der Juden, die reich an interessanten Einzelheiten sind und das Wesen dieses Volksstammes in seiner Eigenart ganz besonders charakterisiren, während das neunte Capitel von der Verbreitung der Juden über die Erde handelt und das zehnte eine statistische Uebersicht derselben giebt. Danach giebt es keinen Welttheil, wo nicht Juden zu finden wären. Von ganz besonderer Wichtigkeit für uns ist die Häufung des jüdischen Elements in Westrussland und der Zuzug der Juden noch den großen Städten. Wenn auch der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle bei den Juden ein sehr günstiger ist, so wird doch die rasche Zunahme der jüdischen Bevölkerung in den großen Städten dadurch allein nicht erklärt, dieselbe wird vielmehr vorzugsweise durch die Einwanderung bedingt, die namentlich von Osten her erfolgt. Deutlich zeigt sich, führt Andree an, diese Erscheinung im Königreiche Sachsen, wo von den Juden des Landes 80 Procent in Leipzig und Dresden wohnen. Von den 5360 sächsischen Juden kamen 1875 2564 auf Leipzig — 1880 aber bereits 3179 —, 1956 auf Dresden, 211 auf Chemnitz, 59 auf Zwickau, 378 auf alle übrigen Städte und nur 192 auf das platte Land. Die Zahl der Juden in Sachsen, heißt es in der Zeitschrift des königlich sächsischen statistischen Bureaus vom Jahre 1876, hatte bis zum Jahre 1861 nur langsam und zwar im gleichen Verhältnisse wie die übrige Bevölkerung zugenommen. Die Aufhebung der Beschränkung des Wohnsitzes der Juden auf Dresden und Leipzig und des Verbotes der Grunderwerbung hat nur sehr langsam gewirkt und ein schnelleres Wachsthum der jüdischen Bevölkerung ist erst seit 1867 bemerkbar, was mit der Einführung der Freizügigkeit zusammenfällt. Ganz besonders möchten wir auf diese in sociale Beziehung so wichtigen Verhältnisse die Aufmerksamkeit lenken, über welche das Andree'sche Buch den besten Aufschluß giebt.

△ Die Judenfrage. „Denkschrift“ über die „Ursachen“ eines erfolgten Uebertritts zur „christlichen“ Kirche und die sich — aus demselben wie auf Grundlage vorherrschend specifisch „christlicher“ Weltanschauung — ergebende „Veranlassung“ für die „gebildeten“ deutschen (insbes. „ungläubigen“) Juden, zur Ueberantwortung der künftigen Generation an die „christliche“ Kirche. Von einem Officier a. D. (Der Reinerlös zum Besten des „Vereines für Officiers-Wittwen-Pension in Bayern.) München, G. Franz. — Es hat uns eine wahre Ueberwindung gekostet, uns durch dieses halb consuse, mit „Gänsefüßchen“, fettgedruckten Wörtern und Anmerkungen bis zum Ueberdruß angefüllte Buch bis zum Schlusse durchzuarbeiten. Der Verfasser legt darin eine Lauge für seine früheren Glaubensgenossen ein, motivirt aber gleichzeitig seinen Uebertritt zum Christenthum und empfiehlt den gestteten und gebildeten, d. h. aufgeklärten und freidenkenden Juden sein Beispiel zur Nachahmung, nämlich: „auch ihre Kinder, mindest ihre zukünftigen — schon gleich von der Geburt an — der christlichen Kirche zu überantworten.“ Wir bedauern, daß dieser Appell an die Juden Deutschlands in eine so wenig klare Form eingekleidet ist!

△ Das 2. Heft des II. Bandes des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde (Dresden, Wilhelm Baensch) enthält zwei größere Abhandlungen: „Herzog Wilhelm von Sachsen und sein böhmisches Söldnerheer auf dem Zuge vor Soest“ von Adolph Bechmann und „Heinrich Friedrich Graf von Friesen, königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Geheimer Cabinets-Minister und General der Infanterie“ von O. v. Schimpff. Heinrich Friedrich Graf v. Friesen war der Sohn Julius Heinrich's Graf v. Friesen, kaiserl. General-Feldzeugmeisters und königl. englischen Generallieutenants, dessen Lebensbild Heinrich Frhr. v. Friesen bereits im Jahre 1870 veröffentlicht hat. Nachdem der Erstere in den Trancheen vor Straßsund und im Kampfe mit den polnischen Insurgenten als tapferer Soldat sich erwiesen hatte, kehrte er nach Dresden zurück und fand sich auf dem dasigen glänzenden Parquet bald so heimisch, daß er nicht nur die Gunst der Frauen, sondern auch insbesondere die seines Königs erwark, der ihm sogar im Jahre 1725 eine der ihm von der Gräfin Cosell geborenen Töchter zur Gemahlin gab, und ihn zu hohen Ehrenstellen beförderte. Im Jahre 1739 starb Graf v. Friesen mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, „August Heinrich“, mit dessen Tode bereits der gräfliche Zweig der Friesen'schen Familie wieder erlosch.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspesen) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 83. Sonntag, den 16. October. 1881.

Inhalt: Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau, von W. Hosäus. (Fortsetzung.) — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Die Galerie Schack, von C. A. Regnet. — Bücherbesprechungen (Abriß der deutschen Silbenmessung und Reimkunst, von Daniel Sanders. Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. Das Lesebuch zum kurzgefaßten Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie, von Dr. Heyde und Dr. jur. Rüsch. Auf der Höhe, internationale Revue herausgegeben von Leopold v. Sacher-Masoch).

Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau.

Von W. Hosäus.

(Fortsetzung.)

Die Fürstin konnte von all den üblen Gerüchten über Lavater, welche sich von Tag zu Tag mehrten, nicht unberührt bleiben und war eine zu strenge, wahrheitsliebende Natur, als daß sie L. nicht hätte warnen und ermahnen sollen. Auch Häfeli wird mit der Fürstin ganz übereingestimmt haben. In solchen ernsten Worten mögen Beide eine Pflicht echter Freundschaft zu erfüllen geglaubt haben, und daß der Tadel wirklich nur freundschaftlich gemeint sein konnte, beweisen die offenen, vertrauensvollen Geständnisse, die sich sonst durch die Briefe an L. hindurchziehen. So schreibt ihm Häfeli (10. Sept. 1785): „Bleibe vest bey deinem Dennoch! Er kann sich doch nicht immer enthalten, wie lange Er sich auch enthalte"[1]) — und am 29. März 1786 gesteht er ihm: „Es herrscht wenig religiöser Ton hier [Dessau und Wörlitz], am wenigsten der Deinige" . . . Bekannt ist aber, daß L. von der Schwachheit, die er gern an Andern tadelte, nämlich Irrthum nicht einräumen zu wollen, selbst am wenigsten frei war, und so bewirkten die Briefe der Fürstin und Häfeli's gerade das Gegentheil von dem, was sie bezweckten. Ja Lavater in seiner Reizbarkeit nahm die Zurechtsten so übel, daß er sie sich ganz verbat. Mußte die Fürstin dadurch schon sich bewogen fühlen, die Correspondenz mit dem wunderlichen Freunde abzubrechen, so scheinen auch noch andere Gründe mitbestimmend dafür gewirkt zu haben. In dem oben erwähnten Briefe Elisa's v. d. Recke an Henseler ist auch von Indiscretionen Lavater's rücksichtlich der Selbstbekenntnisse der Fürstin die Rede. Es heißt daselbst, er sei mit diesen Geständnissen beim Häuflein seiner Gläubigen umhergegangen und habe dieselben weitergetragen.

Mit dieser veränderten Stimmung der Fürstin harmoniren zwei Briefe der Frau v. Berg. Am 1. Oct. schreibt dieselbe: „Häfeli ist also Ihr einziger Gesellschafter? ich kann nicht sagen, wie sehr ich den guten frommen Biedermann verehre. Aber haben Sie denn, seitdem die Comtesse abwesend ist [sie hatte sich am 20. Mai 1787 mit dem i. J. 1786 in den Grafenstand erhobenen Franz v. Waldersee vermählt und lebte in Breslau] keine weibliche Seele um sich? Mit Lavater bin ich gar nicht zufrieden, kann es nicht sein; ich wünsche mir nicht, ihn wiederzusehen . . . Seine schreckliche Indiscretion in den heiligsten Dingen der Freundschaft ist mir sehr bekannt und schon lange ein Stein des Anstoßes gewesen und eine von den Sachen, die ich an ihm nicht habe begreifen können, ist, daß bei aller seiner Kenntniß des menschlichen Herzens, die man ihm nicht absprechen kann, bei allem seinen Takt, er so oft Menschen hat verwechseln können und wollen und man kann recht eigentlich sagen, daß er die Perlen vor die Säue geworfen;" und am 11. Nov. fährt sie fort: „Mit Lavater werde ich immer unzufriedener. Er kommt mir gar nicht mehr vor wie der Lavater vor einigen Jahren; seine Feinde haben Galle in sein Herz gegossen und der alte Adam ist in ihm erwacht. Wie viel hätte er thun können und wie weit hätte dieser Mensch wirklich kommen können — ohne seine Eigenliebe. Ist sie es nicht, die ihn verleitete, Allen gefallen zu wollen, jedem Alles in Allem zu scheinen? Ich glaube, sein eigen Herz hat ihn lange selbst betrogen, aber diese Leidenschaft lag immer tief in ihm. Darum konnte er seinen Weg nicht still fortwandeln, ohne auf die Welt zu achten und sich immer links und rechts umzusehen; und da er diese Welt nicht kannte, so machte er sich beständige Illusionen, machte Mißverständnisse, wurde mißverstanden. Dies wäre ihm nicht begegnet und er hätte an innerer Kraft und Stärke zugenommen und auf Tausende gewirkt, wenn er nur resigniert gewesen wäre, nicht auf Millionen wirken zu wollen . . . Hätte er nur jetzt Kraft genug, sich über alle Erbitterung hinwegzusetzen, von Allem sich loszumachen, in sich selbst sich zurückzuziehen, da seine Ruhe, seine Rechtfertigung zu suchen, so würde ihm besser seyn und er würde für die, die ihm angehören und ihn lieben, doch nicht ganz verloren seyn. Denn daß dieser Mensch auf Menschen wirken kann und den Menschen sehr viel seyn kann und daß er unter Tausenden einer mit einer vorzüglichen Seele geboren ist, bleibt doch ewig wahr. Es ist zu beklagen und wir lernen, wir sollen auf nichts Vergängliches bauen." Auf diesen Brief scheint die Fürstin erwidert zu haben, daß sie offen an Lavater geschrieben und den 2. December 1787 bittet Frau v. Berg: „Schreiben Sie mir, wie und was Lavater wird geantwortet haben." Lavater's Antwort ist allerdings nicht vorhanden, wir können sie aber aus einem Briefe Häfeli's an ihn vom 26. März 1788 entnehmen: „Bey dieser Gelegenheit, schreibt H., noch ein Wort von mir über Deine immer wiederholten Klagen über das Schweigen von Luise. Hat Dir die Schultheß die Briefe nicht gewiesen, die Luise ihr über diese Sache schrieb? — Hast Du in diesen Briefen nicht klar und deutlich gelesen, daß, weil Du in einem Briefe an Luise ausdrücklich sagst und forderst: „„Um Gotteswillen schreibst mir nicht mehr, ich bin des Zuchthauslebens müde u. s. f.““, Luise Dir auch nicht mehr schreiben werde, bis Du Deine Forderung und Bitte zurücknehmest und wieder bestimmt verlangest, daß Sie Dir schreibe? — Hast Du dies in Luisens Briefen an die Schultheß gelesen und verstanden, so möchte ich Dich auch fragen: Welch ein Geist hat denn

[1]) Diese und ähnliche Ausdrücke beziehen sich auf L.'s Trachten nach sinnenfälliger Offenbarung Gottes an ihm. Geistige Erfahrung genügte ihm nicht. Je älter er wurde, desto heißer, dringender, ungeduldiger ward dieses Schmachten, desto ungeklümer seine Begierde nach sinnlicher Gemeinschaft mit Gott in Christo.

Dich versteinert und so eigensinnig gemacht, nicht ein einzig Mahl klar und umschweiflos sagen zu mögen: „„Luise, ich habe in bitterer Wehmuth meines Herzens zu viel gesagt, es ist mir nun nicht mehr so; ich wünsche wieder Briefe von Deiner Hand zu haben u. s. f.““, sondern nur immer über Schweigen zu klagen? — Oder hast Du dies in Luisens Briefen an die Schultheß nicht gelesen, nicht verstanden, so lieset und verstehet Du's gewis jetzt. — Nur einmahl ein Abend mündlicher Unterredung, und es würde sich Manches ins Licht setzen, was jetzt in einer Dämmerung schwebt, die sich durch Tinte nicht aufklären läßt, doch was geschehen soll, wird nicht ungeschehen bleiben.“

Die von H. gewünschte Erklärung Lavater's erfolgte nicht und so löste sich das Band zwischen der Fürstin und L. immer mehr. Auch der Fürst verlor sein Interesse an L. und so oft auch später der fürstliche Hof, insonderheit die Fürstin in der Schweiz weilte — eine Verbindung mit L. ist nie wieder eingetreten. Auch Frau v. Berg sagt sich immer mehr von L. los und als sie im Jahre 1788 in Zürich[1]) war und L. zufällig auf der Straße erblickte, wandte sie schnell nach einer andern Seite ab. Sie schreibt darüber: „Zürich am 13. August 88“: „Je me suis promenée en ville et je me suis trouvée presque nez à nez avec L., wo ich denn kurz umkehrte, als wenn ich mich in der Straße geirrt hätte. Er war in einer Unterredung begriffen und hat mich nicht bemerkt. Sein Anblick hat mir etwas weh gethan, wie ich denn nicht gern von einem Menschen abbreche. Aber wie konnte ich zu ihm gehen, ohne ihm aufrichtig meine Meinung zu sagen und bei seiner Rechthaberei, welche Explikationen, welches Misverstehn! und ich habe ja nicht das Geringste, was mich gegen ihn verpflichtet, wir sind niemals in genauerer Verbindung gewesen.“ [?]

An die Lösung der Verbindung der Fürstin zu Lavater hätte sich fast eine Trübung ihres Verhältnisses zu Frau v. Berg geknüpft. Frau v. Berg war von Zürich zur Fürstin nach Bevey gegangen (wo auch Lavater von neuem mit der Fürstin anzuknüpfen suchte) und die Fürstin, verstimmt und mißmuthig, vielleicht durch neue Gerüchte auch gegen die Berg eingenommen, hatte sich gegen die Freundin weniger herzlich als sonst gezeigt. Nach der Heimkehr schrieb Frau v. Berg (4. Jan. 89): „Ich denke gewis oft an Sie, nur kann ich mir nicht verhehlen, daß ich Ihnen nicht mehr bin, was ich Ihnen sonst war und daß ich Ihr Zutrauen nicht mehr habe. Womit ich es verloren, weiß ich nicht, ich meine es gewis gut und die Mienen, die Sie mir beschuldigen, haben kein Arges. Ich sage dies so frei heraus, es muß doch einmal gesagt sein.“ Auf die Antwort der Fürstin schreibt Frau v. Berg am 28. Jan. 89 weiter: „Sie haben mich, beste Fürstin, fürstlich misverstanden. Erlauben Sie mir diesen Ausdruck. Ich klage Ihnen, daß ich glaubte, ich hätte Ihr Zutrauen verloren und wäre Ihnen nicht mehr, was ich Ihnen sonst war — dieses war eine Klage meines Menschenherzens gegen Ihr menschliches, nicht fürstliches Herz. Wenn die gewöhnlichen Menschen, die Sie sowie alle Fürstenkinder umgeben, nicht immer von Ihnen belohnt werden, wenn Sie nicht immer Belohnung ausstreuen für jede kleine Handlung, die sonst weiter nichts als Menschenpflicht ist, so klagt man freilich sogleich über Undank. Nicht so — ich . . . Lavaters Verdrehungen und Erdichtungen, was zwischen mir und ihm gesagt worden, wundern mich gar nicht, vielmehr wundert's mich, daß nach Allem, was Sie Selbst und Herr Häfeli in der Art erfahren und mir erzählt haben, er es mit mir nicht noch ärger gemacht. Seine Rechtfertigungssucht geht über Alles. Ich konnte es wol denken, daß er es mir nicht vergeben würde, daß ich ihm sein förmliches Verlangen, ich möchte ausbreiten und sagen, seine Hinkunft zu Bevay wäre ein bloß verfehltes Rendez-vous mit der Fürstin von Dessau, nicht zugesagt. Dieser Auftrag, den er mir beim Abschied gab und die nachher erfahrene Klatscherei mit der Frau Häfeli sind's eigentlich, was mich am meisten gegen ihn empörte . . . Aber ist es so seine Methode, wenn er mit den Leuten ist, herzensgut zu thun, um sie zu zwingen, auch so zu sein, und um nachher sagen zu können, man sei die besten Freunde gewesen. Und hätte er Sie nur eine halbe Stunde gesehen, so hätte er Ihnen, sich selbst und der ganzen Welt weißmachen und einbilden wollen, sie wären beide ganz ausgesöhnt und die besten Freunde. Wenn das nicht Erniedrigung war, mir und Frau Häfeli alles Mögliche und Jedem insbesondere zu sagen, was uns auf seine Seite bringen konnte, einem Jeden es auf die Art zu sagen, von der er glauben konnte, daß es am meisten wirken würde, wenn das nicht Erniedrigung ist, so weiß ich nicht mehr, was auf der Welt so zu nennen ist . . . Sie wissen mit wie viel Schonung ich Ihnen von allem dem gesprochen, was Lavater sich bei mir herausgelassen; aber wahrhaftig, wenn er zu schimpfen anfängt, wird die Geduld mir vergehen; der Lüge hat er mich schon erklärt, als er mich beschuldigte, ich hätte den Punkt wegen der Zurückforderung seiner Briefe ganz wider die Wahrheit vorgetragen. So behandelt zu werden, bin ich nicht gewohnt — deswegen ich es auch für nöthig halte, ungeachtet meiner Abneigung, mich ferner in diese Sache zu mischen, ihm doch noch einmal zu schreiben, um seine Art zu verfahren etwas zu rügen. Doch lasse ich es bei Ihnen ansehen, ob Sie es gut finden oder nicht; ich werde, ehe Sie mir antworten, ihm nicht schreiben und auch nachher soll mein Brief offen durch Ihre Hände gehen. Im Grunde kann's mir einerlei sein, was er von mir sagen und schreiben kann und ob er über mich lacht oder weint, denn beides ist bei ihm sehr leicht hervorzubringen und so abwechselnd wie das Wetter. Er macht es mit Andern nicht besser und nach dem, was er bei mir von der Frau v. d. Reck gesagt, die doch mehr Verdienst hat, als ich, darf ich mich über nichts mehr wundern. Ich könnte mich über jeden Punkt Ihrer Citation rechtfertigen, wenn die Zeit mich nicht gereuete. Vermuthlich haben ihn seine Sinne wieder betrogen, wenn er gehört, daß ich Gott gedankt hätte, ihn wieder zu sehen. Und nun genug für heut.“ Die Fürstin schickt darauf am 6. März einige Briefe Lavater's und der Schultheß an Frau v. Berg und diese erwidert unter dem 16. März: „Die Post brachte mir gestern Nachmittag Ihren Brief vom 6. nebst den Einlagen, welche ich hier zurücksende. Ich danke Ihnen für die Mittheilung. Allein Alles, was diese Einlagen über mich selbst enthalten, ist noch viel zu unbestimmt, zu unwichtig, zu Lavaterisch und Schultheßisch deklamatorisch, als daß man dagegen mit bestimmten klaren Worten antworten könnte. Ich werde also noch warten. Es könnte noch mehr kommen und alsdann will ich um Frieden bitten oder Frieden fordern . . .“ Den 26. April fährt sie fort: „Wegen Lavater sage ich heut nichts, als daß ich Sie bitte: 1) au die S. [Schultheß] zu schreiben . . . daß Sie es überdrüssig wären, die beständigen Anklagen von L. über Dinge, die ich gesagt und nicht gesagt hätte. Sie verlangten Ihrer selbst wegen und um mich ganz zu kennen, daß er Alles schreibe, was ich ihm über Sie gesagt, aber nicht zweideutig, abgebrochen, exklamatorisch, sondern in einem eigenen Brief an mich selbst, der offen durch Ihre Hände gehen sollte, sowie meine Antwort. 2) Daß, wenn je durch irgend eine Begebenheit, einen Zufall Sie wieder eine Neigung fühlten, sich Lavater zu nähern, Sie es mir aufrichtig und unverholen sagen, daß ich Sie bei Zeiten noch einmal ernstlich warnen

[1]) Frau v. Berg kam damals von Pfeffers, das sie in ihren Briefen an die Fürstin mit der Hölle vergleicht und wo sie nicht glaubt aushalten zu können; nur Herder's und Zimmermann's u. a. Schriften, wie die Großartigkeit der Natur, die sie an Ossian erinnert, machen es ihr erträglich: „Es ist unmöglich, daß Zimmermann diesen Ort in seiner ganzen physischen, moralischen und politischen Beschaffenheit kenne, sonst könnte er ihn nicht so empfehlen. Die Quelle aber ist herrlich, ein liebliches Wasser von 26—28° Wärme nach dem Reaumur'schen Thermometer.“

kann. Dies würde ich für meine heiligste Pflicht halten ... Und die ewige Wiederholung, daß ich den Punkt von der Zurückforderung seiner Briefe verbrieft hätte. Aus diesem einen Punkte wird mir schon der ganze Charakter des Mannes verächtlich, denn entweder ist er ein Narr, der von einem Augenblick zum andern vergißt, was er sagt, oder er kann abscheulich lügen. Ich kann vor Gott bezeugen, daß er mir nicht Einmal, sondern viermal zum wenigsten gesagt hat: „„Aber ich muß meine Briefe wieder haben, und im Original.““[1])

Es wird schwer sein, in den Worten der Frau v. Berg genau zu sichten, was auf Kosten ihrer Aufregung zu setzen und was den Thatsachen entspricht. Wie sehr es ihr aber Ernst war, geht daraus hervor, daß sie ihr obiges Verlangen, auf das die Fürstin nicht einging, in späteren Briefen dringend wiederholt. Endlich schreibt sie am 17. Sept.: „Nun weiß ich also bestimmt, daß Sie mit Lavater und Madame S. [Schulthess] nichts mehr zu thun haben, daß also durch Sie die Aufforderung, die ich verlangte, nicht geschehen kann. Aber sollte ich nicht, um endlich der Sache den Garaus zu machen, nun schreiben ... Es ist nicht, um mich gegen Sie zu rechtfertigen. Das glaube ich nicht nöthig, vorzüglich nach alledem, was diese Leute selbst an Ihnen und auch an Häfeli gethan haben. Diesen letzten haben sie wol noch ärger als mich selbst beschuldigt. Aber es ist, um den Leuten zu beweisen, daß man doch nicht ihre dupe sei (ich kann jetzt kein besseres Wort finden) und daß sie einem doch nicht so viel imponieren, daß man nicht weiter reden dürfte.“ Die folgenden Briefe der Frau v. Berg schweigen über Lavater. Nur im Briefe vom 13. Dec. 1789 fragt sie: „Sagt Lavater jetzt nichts mehr? Ich freue mich, daß Sie Frau v. b. Reck bei sich gehabt, vielleicht noch haben ... Ich gäbe viel darum, ihr näher bekannt zu sein.“[2])... Als die Fürstin den Plan hatte, 1790 wieder nach der Schweiz zu gehen, räth die Berg ab und schreibt unter dem 23. Jan. (Berlin): „Wird aber die Schweiz auch das sein, was Sie bedürfen? wäre nicht vielleicht Italien besser? Ich nehme Alles in Rücksicht auf Ihre Gesundheit, die doch der Hauptzweck ist [die Fürstin litt seit einiger Zeit an schwerem Gehör] und da werden Sie beim Klima der Schweiz nicht viel gewinnen — und dann die Menschen und daß Sie dort schon bekannt sind. Auch hier sagt man, Lavater würde im Juni herkommen. Auch sagt man, er habe einen ansehnlichen Banqueroute gemacht, das wäre möglich. Ich sehe hier viel den Grafen Friedr. Leopold von Stolberg, den dänischen Gesandten, ein Deutscher, auf den wir Alle stolz sein können, von dem ebelsten Geist und Herzen. Er heirathet eine Gräfin Redern, meine Freundin, eine sehr würdige Person. Der Herzog von Weimar ist vom königl. Hause mit vielen Freuden empfangen worden, ich finde ihn aber verändert und gealtert.“ Die früheren Differenzen zwischen der Fürstin und Frau v. Berg waren jetzt wieder vollkommen ausgeglichen und die Fürstin wünscht sehnlichst zur Besiegelung des neuen Bundes eine mündliche Besprechung. Frau v. Berg, welche nicht nach Wörlitz gehen wollte, schlug ein Rendezvous im Posthause zu Treuenbrietzen vor, das denn auch am 16. März stattfand.

Wie viel hatten sich beide mitzutheilen! wie viel zu berathen! wie entzückend war das Wiedersehen!! Von nun an empfahl die Berg der Fürstin die Lectüre Rousseau's. Die Fürstin folgt dem Rathe und die Berg segnet die Wirkung; Rousseau gilt Beiden fortan als der Mensch der Natur und der Wahrheit [letzteres wahrscheinlich bes. Lavater gegenüber]. Die Fürstin sollte ja in den Romanen anstreichen, was ihr gefalle, dergl. Zeichen seien ein wahres vehiculum der Mittheilung ... „Hoffmann's Rath wegen Italien, schreibt sie kurze Zeit darauf, ist sehr gut, Italien war längst das Land, welches ich für Sie erwählt ... Empfehlen Sie mich dem Fürsten. Ich grüße Häfeli, es wird wol einmal Tag unter uns werden.“

Jenny Möser, welche es 1786 so unendlich bedauerte, Lavater auf seiner Rückreise von Bremen nicht gesehen zu haben und die damals um seinetwillen gern eine beschwerliche „Wallfahrt“ unternommen hätte, ist inzwischen auch anderer Meinung geworden. Im Jahre 1790 machte sie in Pyrmont die Bekanntschaft Elisa's v. b. Recke[1]) und unterhielt sich mit derselben täglich von der „erhabenen, einzigen, angebeteten Luise“. „Mit Entzücken, schreibt sie der Fürstin, spricht Elisa von Ihnen zu mir und mit Ehrfurcht zu Andern; noch gestern wurde gesagt, daß Lavater sich beschwere über Ihren Kaltsinn und für ihn verminderte Freundschaft und es wurde Elisa um die Ursach desselben gefragt. Sie antwortete endlich mit der ganzen Heftigkeit ihrer Seele, daß Lavater auch hier wieder aufs Neue erscheine in seinem gewöhnlichen Leichtsinn und Eitelkeit — denn Luise von Dessau — spricht nicht von ihm. Einmal wäre sie vorwürig genug gewesen, Sie um die Ursach selbst zu fragen. Da hätten Sie geantwortet: genug, daß ich meine Gründe dazu habe, und so hätte sie das nie wieder gewagt. Feierlich schloß sie: „„Um Verzeihung, meine erhabenste Luise, verzeihe, einzige, große, wahre, erhabene Seele, daß ich mich konnte hinreißen lassen, Dein Gebot, von Dir nicht zu sprechen, zu übertreten; aber wer kann auch so schweigen, wie Du thust.““ In spätteren Briefen äußert sich Jenny's Widerwille gegen Lavater noch viel schärfer.

Häfeli hatte sich, wie es scheint, am 8. October 1792 von Lavater mit den Worten losgesagt: „Leben Sie wohl. Ihrer Frau und Kindern viele Empfehlungen. — Gott sey mit Ihnen.“ Im J. 1793 war Häfeli nach Bremen als dritter Prediger an die St. Ansgari-Kirche berufen worden, und wunderbar, am Tage vor seiner Antrittspredigt traf Lavater ebenfalls in Bremen ein. Lavater hörte die Predigt des ehemaligen Freundes und Schülers, doch verlautet nichts von einer Wiederannäherung Beider. L. kam damals von seiner Reise nach Kopenhagen, wo er so außerordentliche Auszeichnung genossen hatte, daß man noch lange davon sprach.

Die Fürstin, welche bei ihrer zunehmenden Schwerhörigkeit Jemanden als Bibliothekar, Reisebegleiter und Privatsecretär brauchte, glaubte Matthisson, dessen Gedichte sie sehr liebte und den sie im J. 1792 in der Schweiz auch persönlich kennen gelernt hatte, dazu geeignet, und als dieser sich mit ihrem Hoffräulein Luise v. Glasen im J. 1793 verheirathete, trat es ihr noch näher, demselben eine Stellung an ihrem Hofe zu gewähren. Mit dem J. 1795 tritt M.[2])

[1]) Da sich Lavater's Briefe an die Fürstin im herzogl. anhalt. Hausarchive nicht finden, so liegt die Annahme nahe, daß sie ihm damals sämmtlich zurückgeschickt worden sind.

[2]) Im Sept. 1790 wurde Frau v. Berg dieser Wunsch erfüllt. Sie schreibt der Fürstin von Berlin aus den 15. Sept. 1790: „... Frau v. d. Reck hat mich hier besucht und ich habe sie nachher oft gesehen bei ihrer Schwester, der Herzogin [von Kurland], doch nur gesehen und ich könnte nicht sagen, daß wir uns näher gekommen wären. Doch scheint sie mir viel achtungswürdige Seiten des Charakters zu haben und ich wünschte wirklich, sie näher zu kennen, denn noch ist mein Urtheil gar nicht bestimmt. Es ist außerordentlich, mit wie viel Achtung und Liebe sie von Ihnen spricht und mit wie viel Ernsthaftigkeit von dem Ausenthalt in Wörlitz. Sagen Sie mir doch, wie Ihnen die Herzogin von Kurland gefallen, mir scheint sie Vorzüge vor ihrer Schwester zu haben.“

[1]) Als ihr die Fürstin im Jahre 1786 mittheilte, daß Elisa bei ihr gewesen sei, antwortete Jenny (26. Jan. 1786): „Ganz theile ich das Glück der Bekanntschaft der Gräfin Recke. Sie hat sich lange in Ellrich aufgehalten bei Göckingk, wie er mir schrieb. Es ist so selten, eine ebenso große Seele zu finden, wie die Ihrige ist — o, meine erhabene Fürstin, um desto mehr muß die Ihrige empfunden haben bei der Ihren so ähnlichen Seele. Tief hat's mich gerührt, daß Luise und die Gräfin Recke sich wohl in Jenny's Herzen vertragen würden und ich nehme sie drinnen auf als eine Ihnen Theure, Ihnen Gleiche — ist mir nicht Alles theurer in dem Maße es Ihnen ist?“

[2]) Matthisson hatte Lavater am 15. Juni 1786 in Heidelberg kennen gelernt, als derselbe „in Reichardts, Clarers und Lotte Albertis Gesellschaft nach Bremen reiste“ und am 18. Aug. 1787 in Zürich wiedergesehen. Ueber den letzten Besuch schreibt er in

sein neues Amt an und vom Sommer 1795 bis Sommer 1796 weilt er mit der Fürstin auf einer italienischen Reise. In jene Zeit fällt auch der Verkehr der Fürstin mit Friederike Brun[1]), mit Angelika Kaufmann, mit verschiedenen römischen Gelehrten u. A. und von Lavater ist nun kaum noch die Rede, um so weniger, da sich die Fürstin sehr vertrauensvoll an Matthisson anschloß.

Auch die Freundinnen, Frau v. Berg und Jenny Möser, nehmen Theil daran, daß die Fürstin in Matthisson eine ihr so sympathische Persönlichkeit gewonnen hat. Frau v. Berg[2]) schreibt Berlin, d. 6. Febr. 98: „J'ai vu Matthisson ce matin et j'en suis très-contente. Ce qu'il m'a dit de Votre étoile [?] me rassure aussi. Il vous écrira en détail, je crois; je compte le voir encore souvent." Den 11. Febr. schickt sie ihr Bild: „Voici mon portrait, Dieu sait qu'il est bien mauvais; je ne suis ni aussi jeune, ni aussi jolie" und gleich darauf ergeht sie sich wieder in Matthisson's Lobe: „Je ne puis vous dire assez combien je suis contente de Matthisson. Vous avez en lui un sûr et fidèle ami que vous ne sauriez assez apprécier." Und diese Verehrung der Berg für M. dauerte fort, so daß sie noch den 22. April 1806 als Vermittlerin und Patronin für ihn eintritt. „Hier ist ein Brief von Matthisson. Er wollte zuerst nicht nach Strelitz, er wollte zu Ihnen zurück; doch ich selbst habe ihn beredet zu gehen und er konnte nicht anders. Sie gönnen gewiß dem Ihnen so ergebenen guten Prinzen Georg diese Freude. Er hat jetzt beren nicht viel. Hier ist mein Ring, den ich vierzehn Jahre getragen habe. Ich bitte Sie, ihn zu tragen; nach einigen Jahren sollen Sie mir ihn wiedergeben, dann wird er nicht mehr, wie auch bis jetzt, mich verlassen".[1]) Und Jenny Möser schreibt den 24. Oct. 1796: „Wie sehr habe ich nicht die Brun beneidet, mit Ihnen den ganzen schönen Genuß [der ital. Reise 1795—1796] getheilt zu haben. Der glückliche Matthisson! ach ich möchte den lieblichen Dichter der reinen, zu meinem Herzen sprechenden Gefühle persönlich kennen. Ein Glück, daß Sie mit ihm die Vergangenheit noch einmal durchleben können. Warum bin ich nicht bei Ihnen, warum bin ich denn allein so abgesondert seit vierzehn Jahren?"

Am 2. Januar 1801 starb Lavater infolge eines Schusses, welchen er am 26. Sept. 1799, während er mit der Erquickung und Tröstung Verwundeter beschäftigt war, von einem betrunkenen französischen Soldaten erhalten hatte, nach langer schmerzlicher Krankheit. Sein Schmachten nach finnlicher Offenbarung war nicht erfüllt worden[2]); hingegen trotz seiner Furcht vor dem Wundarzte hatte derselbe bis zuletzt an seinem Schmerzenslager zu thun; die Verbindung mit der Fürstin, deren Freundschaft ihm höher als alle andere galt, war nicht wieder angeknüpft worden ... (Schluß folgt.)

[1]) Dergleichen Geschenke, bisweilen auf Zeit, waren damals sehr Mode. Am 26. Jan. 1785 dankt Jenny der Fürstin für einen Ring aus deren Haaren. Frau v. Berg sendet und empfängt wiederholt Ringe, die vorher von dem Einen oder dem Anderen getragen worden waren. Man sieht, der Platonismus jener Zeit hatte auch seine kleinen sinnlichen Liebhabereien.

[2]) In Beziehung hierauf ist es wol zu verstehen, wenn er einmal auf seinem Sterbebette sagt, er sei doch „ein guter Narr mit dem lieben Gott".

seinem bis jetzt nicht veröffentlichten Tagebuche: „Sein (L.'s) Studirzimmer ist das ordnungs- und geschmackvollste, das ich noch bei einem Gelehrten gefunden habe. Seine Mspte. liegen in Papskästchen mit Aufschriften ... Er ließ mich zu Tisch einladen. Besonders gefiel mir, daß er und sein Hausgesinde an einem Tisch speisen. Seine Frau sah ich nicht, weil sie sehr krank ist ... Ich habe L. heut von sehr interessanten Seiten kennen gelernt; besonders als Freund, Helfer und Rathgeber von Nothleidenden. In einem Zeitraume von 2 Stunden waren allein 8 Menschen da, von denen 4 Geld und 4 guten Rath und Trost von ihm erhielten. Er versicherte mich, er werde keine Streitschrift mehr beantworten, doch thue ihm die Beschuldigung wegen des Katholicismus am wehesten — als Schriftsteller werde er bald absterben, das sei ihm gleichgültig, aber für einen Hypokrit gehalten zu werden, das mochte [das Folgende unleserlich] ... 16. Aug. Spaziergang auf dem Platze mit Lavater und Meßmer. Aus allen Fenstern staunte oder lachte man dem Wundermanne nach und ich erröthete in seinem Namen." Von seiner Reise im J. 1794 notirt er: „29. Merz [Kopenhagen] Gespräch mit der Gräfin Bernstorf über L.r [Lavater] und R.t [Reichardt] — Sie wollte mich überreden, die Aussöhnung zw. L. u. der F. v. D. zu befördern ... 31. Merz .. Die Gräfin Bernstorf gab mir heute förmlich den Auftrag zu unterlinchen, als Lavater in Absicht auf die F. v. D. schuldig oder unschuldig sei ... gibt es zu, daß L. höchst eitel und höchst indiskret ist."

[1]) Vgl. den Aufsatz des Verf. „Herzogin Luise von Anhalt-Dessau und Friederike Brun" in den Mittth. des Vereins f. Anh. Gesch. u. A. Bd. II, S. 788.

[2]) Vor ihrer persönlichen Bekanntschaft mit Matthisson schrieb Frau v. Berg (17. Juli 1797): „Parlez-moi aussi de Matthisson; croyez qu'il n'y a personne au monde qui vous comprenne mieux que moi."

Leipziger Theater.

Während das Stadttheater der noch von der Meßatmosphäre inficirten Stimmung des Publicums durch Wiederaufnahme der alten in dieser Hinsicht amüsanten Posse von Emil Pohl: „Pechschulze" im Alten und Neuen Theater Rechnung trug, brachte die Carolabühne eine neu einstudirte komische Oper: „Donna Juanita" (Text von F. Zell und Richard Genée, Musik von Franz v. Suppé), die allerdings erst für die letzte Meßwoche zurechtkam und in der ersten Sonntagsvorstellung ein zahlreiches Publicum versammelte. Offenbar hatte das Carolatheater „wie auf eine große Nummer" auf die „Donna Juanita" und ihren Erfolg „gesetzt"; denn die Direction hatte eine wahrhaft glänzende Ausstattung auf die Operette verwendet und eine lange Reihe von Proben war der ersten Aufführung vorausgegangen.

„Donna Juanita" schmückt sich mit dem Titel einer komischen Oper; man darf indeß dabei nicht an „Martha", nicht an die „Lustigen Weiber von Windsor" denken; wir finden zwar einige musikalisch nicht werthlose Nummern in dem Werk, welche das Talent des Componisten der „Schönen Galathea" in günstigem Lichte zeigen; namentlich gilt dies von den Liebesduetten zwischen Gaston und Petrita; aber dies in ederem Styl gehaltene Beiwerk kann doch den Eindruck nicht aufheben, daß das Ganze mehr eine Operette als eine komische Oper ist. Der parodistische Ton Offenbach's spukt zwar nicht in aufdringlicher Weise vor; aber das Erbtheil der Operette, die Caricatur und der burleske Unsinn, sind in Donna Juanita doch unverkennbar. Namentlich gilt dies von dem Jamaikafest im letzten Act, welches als ein möglichst überflüssiger possenartiger Auswuchs erscheint, der um so mehr in die Augen fällt, als er in den letzten Act und kurz vor die eintretende Katastrophe verlegt ist. Diese Puppenkomödie kann nur auf kindliche Gemüther den gewünschten Eindruck machen. Man befindet sich aber durchaus nicht in so harmloser Stimmung; denn das Stück hat einen ganz ernsten Hintergrund. Es handelt sich um die Ueberrumpelung von San Sebastian, das in der Hand der mit den Spaniern verbündeten Engländer ist, durch die Truppen der französischen Republicaner, also im Grunde um eine geschichtliche Haupt- und Staatsaction. Eingeleitet wird sie allerdings durch allerlei kecke Abenteuer, deren Held René ist, der Bruder eines französischen kriegsgefangenen Officiers. Er schleicht sich als Spion in die Festung, entgeht aber der Verfolgung, indem er sich für eine verkleidete Spanierin ausgiebt. Als solche treibt er ein übermüthiges Spiel mit dem hinfälligen, lendenlahmen spanischen Commandanten und dem stolzen Alcalden von San Sebastian, welche sich beide in die liebenswürdige Donna verlieben; es gelingt ihm, da er die Staatsweisheit dieser Matadore der Allirten

belauscht, die Franzosen in einer Verkleidung in die Stadt zu schmuggeln, so daß sie durch einen Handstreich die Festung nehmen. Der General Bichegru hoch zu Roß mit zwei Adjutanten zu Pferde hilft das Schlußtableau bilden.

Wenn man die Operetten auf den ästhetischen Seeritsch legt, so wird man leicht die Schablone entdecken, welche durch alle diese jüngsten Mischkinder der leichtgeschürzten deutsch-französischen Dichtung und Musik geht. Eine solche kritische Analyse ist ihnen bisher noch nicht zu Theil geworden, da die höhere Kritik zu vornehm ist, um sich eingehender mit diesen ephemeren Tagesproducten zu befassen. Gleichwol sollte dies geschehen: denn die Operette übt ohne Frage einen sehr wichtigen Einfluß auf die Gestaltung unseres Bühnenwesens, und dramatische Erzeugnisse, welche in den großen Hauptstädten viele hundert Aufführungen erleben und für welche sogar besondere Theater gebaut sind, verdienen jedenfalls schon wegen ihrer Bedeutung für die signatura temporis aufmerksame Beachtung.

Ein frivoler Grundzug gehört zur Operette, wie sie sich neuerdings gestaltet hat. Ohne einen gewissen haut-goût darf sie nicht auf Erfolg rechnen. In „Donna Juanita", wie in „Fatinitza", einer Operette ganz verwandten Inhalts mit ähnlichem militärischen Prunk und Lärm, besteht dieser haut-goût im Geschlechtertausch. Es ist zwar dies ein altes Motiv der Komödie, von welchem sogar der solide Benedix Gebrauch machte und welches in früheren beliebten Singspielen, wie „Die sieben Mädchen in Uniform" u. a. stets zur Geltung kam: doch liegt der Unterschied darin, daß sich in allen diesen Stücken die Mädchen als Männer verkleideten. In „Fatinitza" und „Donna Juanita" ist dies umgekehrt; da verkleiden sich die halb- und ganzwüchsigen jungen Männer als Frauen; um aber der Sache einen noch pikanteren Beigeschmack zu geben, werden diese Jünglinge im Weiberrock wiederum von Darstellerinnen gespielt, so daß dadurch ein wahrer Carneval von geschlechtlichen Maskeraden entsteht. Die Autoren suchen darin das Pikante in höherer Potenz. Im Grunde aber hebt eins das andere in der Wirkung auf. Wenn sich die beiden Respectspersonen von San Sebastian in „Donna Juanita" verkleiden, welche der verkleidete „junge Mann" ist, so mag dieser Hohn auf die Stimme der Natur immerhin einen burlesken Eindruck machen; wenn aber dieser Mann von Frl. Lauber gespielt wird, so hat jene Verliebtheit ja wieder etwas ganz Begreifliches und der Theaterzettel beeinträchtigt so die beabsichtigten Wirkungen des Stückes. Die albernen alten Gecken gehören ebenso zum eisernen Inventar der Operetten und müssen sich's gefallen lassen, daß sie von lustigen Mädchen und Frauen genasführt werden: so in „Madame Favart", in „Fatinitza", in „Donna Juanita". Dazu kommen kriegerische Sturmattaquen, der Vormarsch von Allem, was da auf der Bühne kreucht und fleugt, von Soldaten, Mädchen, Kind und Kegel bis an die Proscheniumslampen, die fortwährende Parodie auf den miles gloriosus, Trinkscenen, Kußscenen: kurz, es sind in verschiedenen Kostümen und mit leichten Varianten der Erfindung immer dieselben Motive, auf welche die Wirkung des Ganzen berechnet ist. In „Donna Juanita" hat die erste Hälfte noch mehr die Haltung der komischen Oper; in der zweiten Hälfte aber bricht die Operette mit Macht herein und überfluthet alle solideren Grundlagen der dramatischen Architektonik.

Die Aufführung der „Donna Juanita" war glänzend ausgestattet; die Decorationen nach guten spanischen Motiven entworfen und ausgeführt; die Kostüme der Spanier, der Soldaten, der Pilger geschmackvoll und gänzlich neu. Das Orchester unter Leitung des Hrn. Hartenstein that seine Schuldigkeit, auch die Chöre waren im Ganzen taktfest. Daß der Frauenchor des Carolatheaters durch mehrere weibliche Schönheiten besticht und im Ganzen stets einen angenehmen Eindruck macht, sei noch ausdrücklich erwähnt.

Donna Juanita wurde von Frl. Lauber gegeben, einer gewandten und pikanten Soubrette, welche zwar nicht das Militärmaß für einen Bladimir hat, aber den jungen René, der nicht zu schwer ins Gewicht fallen darf wegen der verschiedenen, gymnastischen Proceduren, die mit ihm vorgenommen werden, glaubwürdig wiederzugeben vermag. Im Gesang taktsest, stattet sie ihr Spiel mit allerlei drolligen und artigen Nüancen aus, und ist keck und übermüthig, ohne je die Decenz zu verletzen. Die militärische Bravour und Energie dicht vor dem Schluß konnte noch mehr hervorgehoben werden. Allerliebst trug sie das Rondo vor, in welchem sie ihre Lebensschicksale erzählt, zurückgreifend bis zur Liebesgeschichte von Papa und Mama, die sich im Stillen Ocean und auf der Insel Sumatra abspielt. Ergötzlich wurden auch die Chargen der beiden verliebten Alten, des englischen Obersten Douglas und des Alcalden, von den Herren Präger und Hanno gespielt, namentlich aber von Frl. Gauger die Gattin des Bürgermeisters, Olympia, eine alte Kokette vom Ballet, die mit seelenvollen Pantomimen und beredten Pirouetten ihren Gefühlen Ausdruck giebt. Dagegen genügten die Träger der Liebesduette, welche den Anspruch der Operette auf den Rang einer komischen Oper vorzugsweise begründen sollen, Gaston und Petrita, nicht den Anforderungen, welche man für die Durchführung derartiger musikalischer Partien stellen muß: die fleißige und correcte Sängerin der letzteren gebietet nicht über eine hinlänglich kräftige Stimme, um den melodischen Reiz dieser Nummern zur Geltung zu bringen.

Rudolf von Gottschall.

Die Galerie Schack.

Zu den zahlreichen Schriften unsers berühmten Dichters, Literarhistorikers und Uebersetzers Grafen von Schack ist dieser Tage eine neue gekommen*), die wir um so freudiger begrüßen, als der Gegenstand, den sie behandelt, durch die Liberalität des Besitzers gewissermaßen Gemeingut aller Gebildeten geworden ist.

Nachdem die Galerie Schack, die unbegreiflicher Weise in den ersten Jahren ihres Bestehens weniger Beachtung gefunden, neuerlich die Augen von Künstlern und Kunstfreunden namentlich aus der Fremde auf sich gezogen, ward sie und ihr künftiges Schicksal kürzlich von der Presse zum Vorwurf lebhafter und, sei es nur gesagt, bisweilen herzlich taktloser Besprechungen gemacht. So ward die öffentliche Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sie gelenkt, als je zuvor. Und wie es den Anschein hat, auch die der Stadtvertretung Münchens, welche sich jetzt erst der außerordentlichen Verdienste des Grafen um die Kunststadt erinnerte und ihm im Hinblick darauf — spät genug — durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts die höchste Auszeichnung zu Theil werden ließ, über welche sie gesetzlich verfügen kann.

Wer in Sachen der Kunst nicht ganz Laie ist, der weiß, daß sich in drei Punkten die Galerie Schack wesentlich von anderen ähnlichen Sammlungen unterscheidet und dadurch erhöhtes Interesse bietet. Einmal darin, daß man einzelne neuere Maler kaum anderswo als in ihr kennen lernen kann. So vor Allen Genelli, Schwind, Böcklin, auch Feuerbach und Spitzweg. Dann darin, daß sie höchst gelungene Nachbildungen von werthvollsten Gemälden alter Meister den Erzeugnissen moderner Kunst gegenüber stellt.

Daß ein so fein gebildeter Kunstfreund bei der Wahl von Kunstwerken von festen Principien ausging, versteht sich. Anlangend Originalwerke, so war sein erster Grundsatz, daß

*) Meine Gemäldesammlung. Von Adolf, Grafen von Schack. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1881. 8°.

er nur Werke neuerer und vorzugsweise lebender Maler kaufte, denn er wollte, wie er selber sagt, nicht blos einer Liebhaberei fröhnen, sondern so viel in seinen Kräften stand, die Kunst selbst fördern. Als zweiten Grundsatz hielt Graf von Schack den fest, nur Arbeiten deutscher Künstler anzukaufen und als dritten stellte er den auf, sich bei der Wahl des zu Erwerbenden nicht durch berühmte Namen bestechen zu lassen.

Jeder Unbefangene wird mit mir darin übereinstimmen, daß sich gegen diese Principien mit Grund nichts Erhebliches einwenden lasse.

Die Kunst der Gegenwart kann nur gefördert werden, wenn die zeitgenössischen Künstler Absatz für ihre Arbeiten finden. Das aber kann nur in minderem Grade möglich werden, wenn öffentliche Anstalten und Private die zu ihrer Verfügung stehenden umfangreichen Mittel ausschließlich oder fast ausschließlich an den Erwerb alter Werke wenden.

Wenn Graf von Schack nur Originalwerke deutscher Künstler für seine Sammlung erwarb, so that er das in der Ueberzeugung, daß die moderne französische Kunst im Allgemeinen beträchtlich überschätzt worden und zum Theil noch wird, und weil er von jeher die bei uns in Deutschland herrschende Sucht, das Ausländische dem Einheimischen gegenüber zu bevorzugen, als echter Patriot mißbilligte.

Mit weitaus größeren Schwierigkeiten war die Durchführung des dritten Grundsatzes verbunden. Es liegt freilich nicht in der Natur eines in Sachen der Kunst so wohlerfahrenen Mannes wie Graf von Schack, sich vom Ruhme des Tages verblenden zu lassen und es schien ihm auch lohnender, junge tüchtige Kräfte zu entdecken oder aber solche zu beschäftigen, welche brach lagen, weil sie der Gunst des großen Publicums entbehrten. Mißerfolgen zu entgehen bedurfte es hier vor allem, was Graf von Schack in hohem Grade besitzt, tüchtiger Urtheilskraft. Giebt er sich auch nicht für unfehlbar, so wollte er sich doch lieber auf eigene Faust irren als mit der großen principienlosen Menge. Und wenn er nun sagt, daß er wenigstens im Wesentlichen nicht fehlgegriffen, so kann er sich zum Beleg dazu mit Recht darauf berufen, daß die meisten der Maler, deren Werke seine Sammlung bilden, als er sie kennen lernte, entweder verkannt oder gar noch völlig unbekannt waren, sich aber seitdem eine täglich wachsende Gemeinde von Verehrern gewonnen haben, „wenn auch auf dem lauten Markt noch theils die alten thönernen Götzen, theils neu creirte, hohler als jene, angebetet werden".

Welches waren nun aber die Principien, nach denen Graf von Schack sein Urtheil bestimmte?

Derjenige, dem es bislang noch nicht gegönnt war, des Grafen berühmte Gemäldesammlung zu besuchen, mag jene Grundsätze am besten aus seiner eben besprochenen Schrift erkennen.

So sagt er vom Naturalismus: „Die Idee, der Künstler feiere einen Triumph, wenn er die Natur möglichst täuschend wiedergebe, ist freilich bei dem großen Haufen von jeher verbreitet gewesen; das zeigt die Anekdote von den Vögeln, welche die von Appelles gemalten Trauben angepickt haben sollen, und die weitere, daß die Römer vor dem Portrait Paul's III. von Tizian niedergekniet seien, während, den Papst selbst zu sehen. — Aber keiner der großen Meister hat sich von solchen Principien leiten lassen, auch nicht die Venetianer, obschon diese sich schon etwas dem Naturalismus zuneigten. Erst in der Zeit des Versalles der Caravaggio und Spagnoletto wurde dieser Naturalismus herrschend. Aber auch sie, die immer gewaltige Talente waren, hielten sich doch noch von dem Irrthum frei, ihren Gemälden den Schein der Wirklichkeit zu geben und die darauf befindlichen Gegenstände so darstellen zu wollen, als wären sie leibhaftig darauf vorhanden, als könnte man sie mit Händen fassen. Dieses Kunststück ist keineswegs schwierig; jeder Anfänger lernt es bald.*) Aber es heißt die Aufgabe der Kunst verkennen, wenn man es sich als Ziel vorsteckt. Man würde schließlich das Erstrebte dadurch noch vollkommener erreichen, wenn man Figuren kleiner Bäume, Wellen ꝛc. basreliefartig in Holz schnitzen ließe und sodann bemalte."

Und ein andermal schreibt Graf Schack: „Nur der Handwerker copirt die Wirklichkeit; der Künstler stellt sie so dar, wie sie erscheint, nachdem ihr Bild durch seine Seele gegangen ist." Die Begriffe Naturalismus und Idealismus sind wol noch nie klarer gestellt worden, als in diesen Worten. (?)

Von welchen Gedanken Graf von Schack bei der Sammlung von Copien berühmter alter Gemälde ausging, ersieht man aus folgender Stelle seines neuesten Buches:

„Das schönste künstlerische Geschenk, das ein König seinem Lande zu bieten vermöchte, wäre daher ein Museum, worin die auf der ganzen Erde zerstreuten Hauptwerke der Malerei in vorzüglichen Copien einen Platz fänden. Denn eine gute Copie vermag ein so vollständiges Bild des Originals zu liefern, daß der Unterschied zwischen beiden, wo nicht ganz aufhört, doch bis auf ein Minimum verschwindet; daß jedenfalls, wenn die genaue Betrachtung auch kleine Differenzen ergiebt, mindestens dieser Unterschied für den Kunstgenuß völlig unerheblich ist. — — Eine Copie kann ein wahres und echtes Kunstwerk sein, ebenso wie eine ausgezeichnete Uebersetzung; denn sie wird, wenn sie gut ist, nicht auf mechanische Weise hervorgebracht, sondern es gehört eine bedeutende künstlerische Kraft dazu, um sie ins Leben zu rufen."

Und Graf von Schack hat solche Kräfte in Franz Lenbach, Ernst von Liphart, Hans von Marées und Anderen gefunden und sie haben ihm für seine Sammlung Copien von Werken der ersten alten Meister geliefert, welche die oben bezeichneten Eigenschaften im höchsten Grade besitzen.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich Beispiele anführen, wie sich der Verfasser so ganz in die Seele der schaffenden Künstler zu versenken, wie er mit wenigen Zügen die Eigenart derselben und ihrer Werke aufs Lebendigste zu schildern, wie er Scenen aus ihrem und seinem Leben in seine geistreichen Betrachtungen anmuthig einzuflechten versteht. Ich muß mich eben darauf beschränken, festzustellen, daß die Lectüre seines neuesten Buches den Genuß, den der Besuch seiner berühmten Sammlung gewährt, noch namhaft erhöht und daß dieses darum in der Bibliothek keines Kunstfreundes fehlen sollte.

Wenn sich Graf von Schack schließlich über die Gleichgiltigkeit der deutschen Nation gegenüber seinem eigenen geistigen Schaffen beklagt, so kann ich ihm, angesichts der Thatsache, daß seine Werke mit wenigen Ausnahmen zwei und drei Auflagen erlebten, gleichwol nicht Recht geben. Das alte Wort „facta loquuntur" wird wol auch hier gelten.

Carl Albert Regnet.

*) Darum konnte Piloty sich rühmen, er werde aus jedem normal constituirten jungen Menschen in anderthalb Jahren einen Künstler machen. D. C.

Bücherbesprechungen.

R—n. Daniel Sanders hat sich durch sein großes Wörterbuch der deutschen Sprache bedeutende und unvergängliche Verdienste erworben. Muß auch der Fachmann, der das Studium des Deutschen zu seinem Lebensberufe erwählte, gar manche Irrthümer und Fehler, namentlich unrichtige Auffassung des historisch Gewordenen bemerken und beklagen, so werden solche Schwächen reichlich aufgewogen durch die Fülle und die musterhafte Ordnung und Correctheit des dargebotenen Stoffes. Bei dieser gewaltigen Lebensarbeit hat der Verfasser so überaus zahlreiche Beobachtungen an literarhistorischen, an sprachlichen und an dichterisch-formalen Thatsachen machen

müssen, daß es ebenso natürlich wie berechtigt erscheint, wenn er später seine Erfahrungen nochmals in besonderen Arbeiten zu verwerthen suchte. Sanders hat in der That nach Vollendung seines Hauptwerkes eine ungemeine Rührigkeit entfaltet, die sogar den Beigeschmack der Büchermacherei nicht ganz verleugnen kann. Alle die kleineren Bücher und Büchlein, deren Werth ein sehr verschiedener ist, zeigen eine Richtung des Verfassers ausgeprägt, die schon in seinem Wörterbuche hervortrat: die rein empirische Sprachbetrachtung, die Bernachlässigung des historischen Sprachstudiums. Sanders trat ja von vornherein als Gegner Grimm's auf; diese Gegnerschaft ist für ihn verhängnißvoll gewesen, denn alle Arbeiten, die er nach dem Wörterbuch geschaffen, selbst seine noch am höchsten stehenden orthographischen Studien, sind erfüllt vom Geiste des Dilettantismus, sind unwissenschaftlich, haben nur Werth als Materialiensammlungen. In vollem und vollstem Sinne gilt dies nun auch von dem jüngsten Werke von Sanders, von seinem „Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst" (Berlin 1881, Langenscheidt). Der erste Theil, die Silbenmessung, schon enthalten in der zweiten Auflage von des Verfassers deutschen Sprachbriefen, ist fast ganz in antikisirendem Sinne gehalten; der Verfasser betrachtet hier die Versfüßen als lang oder kurz und sucht eine Vermittelung mit der Hebungs- und Accent-Theorie nur dadurch anzubahnen, daß er auch mittelzeitige Silben statuirt, die zwischen Länge und Kürze schweben, und die, je nachdem die Versbetonung es verlangt, entweder die Länge oder die Kürze vorherrschen lassen, also nach dem Zeichen — ⏑ oder — ○ sind. Ueber so grundverschiedene Auffassung läßt sich nicht streiten. Alles was der Verfasser vorbringt, gehört in die Lehre vom Accent. Werthvoll wegen seiner Brauchbarkeit ist die mit guten Belegen versehene Zusammenstellung der mehrsilbigen Wörter, welche in der neueren Poesie verschieden accentuirt werden, nach Sanders' Ausdrucksweise: beren Betonung und Silbenmessung schwankt wie Tábak und Tabáck (Sanders: Tábák und Tábak), Pállast und Pallást, Áltar und Altár u. a. m. — Sehr kurz, nur eine Seite lang ist das zweite Hauptstück „Von der Form der gebundenen Rede im Allgemeinen". Das dritte Hauptstück handelt vom „Gleichklang". Hauptsächlich ist hier natürlich vom Reim die Rede. Im Anfang ist hier auch eine Belehrung über Anlaut, Inlaut und Auslaut gegeben, die mit dem allgemeinen, von Grimm herrührenden Gebrauche — von Grimm stammen ja überhaupt diese Ausdrücke her — nicht übereinstimmt. Neu war uns auch, daß Binnenreim eine deutsche Benennung für Assonanz sei. Unter „Binnenreim" versteht man doch etwas ganz anderes; Sanders braucht dann das Wort später auch in dem gewöhnlichen Sinne als Reim im Innern des Verses. Ein interessantes Capitel und lehrreich durch die vielen Beispiele ist das vom unreinen Reim (§. 156 ffg.). Der Verfasser nimmt hier mit Recht auch auf die mundartliche Aussprache Rücksicht, allein seine Angaben sind sehr allgemein; man merkt, daß er sich im deutschen Land nicht viel umgesehen hat; er hält vieles für rein und allein giltig, was Andere anders zu sprechen gewohnt sind. Das zeigte sich auch schon vorher bei Betrachtung der Accentwirung zusammengesetzter Wörter, wo der Gebrauch landschaftlich verschieden ist. — Der vierte Theil, der von den Versfüßen und Versmaßen handelt, enthält die meisten bedenklichen Dinge: sowol in den allgemeinen Anschauungen wie in den einzelnen Angaben. Hier macht sich des Verfassers Mangel an historischem Sinne und an historischen Kenntnissen besonders fühlbar. Genau kritisiren können wir hier natürlich nicht, aber Einzelnes müssen wir zur Begründung dieses strengen Urtheils doch hervorheben. Wie ist es nur möglich, daß ein Mann, der über unsere alte Metrik, insbesondere über die des Nibelungenliedes belehren will, statt Stellen aus dem Original heranzuziehen, solche aus der Uebersetzung Simrock's wählt? Das angegebene Schema des Nibelungenverses ist deshalb total falsch gerathen. Von der Metrik des Hans Sachs hat Sanders eine wahrhaft komische Vorstellung. Goethe's Reimpaare in seinem berühmten Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung" hält er allen Ernstes denen des alten Meisters conform. In solcher Weise hätte Hans Sachs nun und nimmer dichten können. Wenn Goethe über dessen Versbau nicht unterrichtet war, so können wir ihm, dem Dichter, daraus keinen Vorwurf machen. Goethe ahmte nur den äußern Schein der alten Weise nach. Aber von Einem, der theoretisch belehren will, kann man doch wol verlangen, daß er sich selbst erst die rechte Kenntniß erwerbe, und diese hätte sich Sanders außer bei Koberstein auch aus der deutschen Versskunst von Bilmar-Grein*) höchst einfach und bequem verschaffen können. Hätte er ferner nur das Buch von der deutschen Poeterei von Martin Opitz studirt, so hätte er von selbst gefunden, wie es mit dem Versbau des 16. Jahrhunderts stand, den Opitz zu reformiren strebte. Von diesen interessanten Dingen der neuen Verskunst erfährt man bei Sanders nichts oder man muß sie mühsam zusammensuchen; so ist vom Hiatus nicht die Rede, auch sind nicht für sich betrachtet die vom Opitzischen System abweichenden zweisilbigen Senkungen, die sich namentlich Heine gestattet, und die schwebenden Betonungen zu Anfang der Jamben, die bei Schiller so wichtig sind; auch von den Sonettenkränzen schweigt der Verfasser. Es wäre wol einmal eine schöne Aufgabe, eine Darstellung der neueren Verskunst von Opitz an zu liefern; eine solche Arbeit hätte im Allgemeinen nur das auszuführen und durch Beispiele zu illustriren, was Koberstein in seiner Literaturgeschichte beigebracht hat. Wer sich eine praktische Kenntniß verschaffen will, wird immer noch besser thun, zu Bilmar-Grein zu greifen als zu dem Sanders'schen Buche, welches nur durch die fleißige Sammlung der Beispiele nützlich ist.

— Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. Leipzig, Verlag von Ambrosius Abel. 1881. — Der anonyme Verf. giebt in 84 kurzen aber interessanten §§. wider das heutige Gymnasialwesen, nicht minder gegen gewisse Richtungen verderbter philologischer Wissenschaft, als Gegerinnen und Pflegerinnen jenes Unwesens, seine entschieden abfällige Stimme ab. Das Meiste seiner Angriffsätze ist bereits allgemein als wohlberechtigt anerkannt, doch dies, sowie das Neue, was er hinzubringt, geistreich motivirt. Das Ganze besteht aus zwei Theilen, einem einreißenden, und einem, worin einige Winke zum Wiederaufbau. Am Schlusse des ersten (§. 64) bemerkt der Verf.: man werde nun wol annehmen, daß „die Realschule sein Eldorado" sei; allein bei aller Anerkennung des frischen und thätigen Lebens dieser um die Pflege der Naturwissenschaften so verdienten Anstalt sei sie ihm doch nicht sein Bildungsideal, denn es fehle ihr „das heilsame Gegengewicht der sog. Geisteswissenschaft". — Die Besserung sei freilich schwierig. Doch wage er die Grundzüge einer allgemeinen Zukunftschule anzugeben. Er scheidet die Schule in 2 Haupttabtheilungen mit je 3 Classen. In der niedern Abtheilung vorherrschend und von Classe zu Classe sich erweiternd: Deutsche Sprachlehre nebst Geschichte; und als Ersatz antiken Schriftenthums: Lesen und Erklären von ausgewählten Stücken aus alten Schriftstellern nach guten Uebersetzungen. In der 3. (der obersten) Cl.: Beginn des Französischen. Erst in der 4. (der untersten der höhern Abtihlg.: Englisch. In dieser höhern Abtihlg.: fortgef. Geschichte, bes. aber Culturgeschichte; ferner fortgef. deutsche Sprachübungen, bes. freie Uebersetzung aus dem Englischen und Französischen. Ferner (nicht obligatorisch) Erlernen der beiden antiken classischen Sprachen; natürlich hauptsächlich für „Juristen, Philologen, Philosophen, Historiker",

*) Die deutsche Versskunst nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Mit Benutzung des Nachlasses von Dr. A. F. C. Bilmar bearbeitet von Dr. C. W. M. Grein. (Marburg und Leipzig, Elwert, 1870.)

doch auch für „jeden, der Lust hat". — Daß die ganze Schule auch Naturwissenschaft von der allerunterſten bis zur allerobersten Classe zu betreiben habe, ist dem Vers. selbstverständlich; jedoch bescheidet er sich der Angabe des Einzelnen, da er (wie ja so viele Andere), „Dank seiner philologischen Bildung", darüber nicht urtheilen könne. Gleichwol macht er die Anmerkung: daß der Nutzen der Mathematik zur Schulung des Geistes zwar oft überschätzt werde, aber doch dieselbe „von dem beruhigenden Gefühl des wirklichen Fortschritts begleitet sei, was beim Sprachunterricht in weit geringerem Maße der Fall". — Alles Weitere, meint der Vers., müsse der Universität überlassen bleiben, für welche denn der Unterrichtsminister stets die trefflichſten Lehrer zu wählen, und namentlich zur Philologie für Männer von dem Schlage etwa Teuffel's, Böth's, Ottfried Müller's, Köchly's ꝛc. zu sorgen habe. — Ref., der im Allgemeinen den Standpunkt des Vers. gern theilt, kann doch nicht umhin, hinsichtlich der Bedeutung der griechischen Sprache für deutsche Gymnasien sich zu einer etwas abweichenden Ansicht zu bekennen. Er betont: deutsche Gymnasien, und meint: daß unsere deutsche Sprache (wol sammt den meisten germanischen Schwestern) in Bezug auf Wortbildung und Prosodie unter allen dem arischen Stamme erwachsenen der altheilenischen vielleicht überhaupt am verwandtesten ist, gewiß aber ungleich mehr als alle bedeutenden Literatursprachen des neugeschichtlichen Europa, denen sie daher als eine originelle gegenübersteht; daher denn auch ein besonderer Nutzen für das Studium unserer Muttersprache uns aus der Beachtung dieses schönen Vorbildes hervorgehen dürfte. — Zum Abschluß spricht der Vers. noch drei Wünsche aus, von denen vielleicht der erste mehrfachen Beifall finden wird, während der zweite und dritte wol auf nicht geringen Widerspruch stoßen werden. 1) Die Jünglinge möchten belehrt werden über die Elemente der Verfassungs- und Verwaltungspolitik; 2) (aus mehr als einem Grunde) etwas praktische Technologie treiben, d. i. irgend ein Handwerk lernen; 3) es möchte, zumal da das gegenwärtige Schulturnen, als einseitig und der Anmuth entbehrend, nicht befriedige, endlich einmal der Werth der körperlichen Erziehung erkannt werden (?). — Beigegeben sind der Schrift als Zeugnisse für des Vers. Anschauung einige Stimmen bekannter hochgeschätzter Schriftsteller, als: Herder, Jean Paul, Pfitzer u. A. Dr. Richard Treitschke.

△ Das Lesebuch zum kurzgefaßten Lehrbuch (Preisschrift) der Gabelsberger'schen Stenographie, herausgegeben vom königl. sächs. stenographischen Institute, durchgesehen und umgearbeitet durch Prof. Dr. Heybe und Dr. jur. Käpſch, ist in 50. Auflage im Verlage von Gustav Dieze zu Dresden erschienen. Die Brauchbarkeit dieses, nach den für die Gestaltung des Gabelsberger'schen Stenographiesystems so bedeutungsvoll gewordenen Dresdner Beschlüssen verfaßten, Buches hat seine glänzende Anerkennung dadurch gefunden, daß es in Sachsen, Bayern und Oesterreich durch Verordnungen der resp. hohen Ministerien an allen höheren Unterrichtsanstalten zur Einführung gelangt ist. Nach der Dr. Lautenhammer'schen Umarbeitung der Preisschrift war eine Revision und theilweise Umarbeitung auch des Lesebuchs nothwendig geworden, welche nunmehr vorliegt. Danach hat die 1. Abtheilung, welche die Wortbildung behandelt, ein von den früheren Auflagen gänzlich verschiedenes Ansehen erhalten. In der 2. und 3. Abtheilung, welche der Wortkürzung und Satzkürzung gewidmet sind, finden wir inhaltlich veraltete Lesestücke durch ansprechendere und zeitgemäßere ersetzt. Einzelne anderweitige Neuerungen scheinen geeignet, die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen. Dahin gehört die Aufnahme einer Sigeltabelle, die Berücksichtigung der Beschlüsse der letzten Stenographentage ꝛc. Auch die Regeln für die neue deutsche Rechtschreibung sind in Gemäßheit der betreffenden ministeriellen Generalverordnung in der neuen Auflage befolgt. Somit ist Alles geschehen, diesem Lesebuche seine Beliebtheit zu erhalten, indem seine Verwendbarkeit durch eine den Anforderungen der Gegenwart gerecht werdende Umarbeitung gesichert ist.

— Auf der Höhe. Internationale Revue herausgegeben von Leopold v. Sacher-Masoch. I. Band. 1. Heft. October 1881. Leipzig, Greßner & Schramm. — Eine neue Revue liegt dem Publicum in obigem Unternehmen vor, eine Revue über das gesammte Culturleben unserer Zeit, wie wir deren schon mehrere besitzen: ich erinnere nur an Rodenberg's „Rundschau", an Lindau's „Nord und Süd", an Fleischer's „deutsche Revue". Die Sacher-Masoch'sche Revue kündigt sich in Unterscheidung von den genannten als „Internationale Revue" an. Ob die Herausgabe derselben nöthig war, will ich dahin gestellt sein lassen; ob dieselbe sich Terrain unter den Lesenden erobern wird, muß die Zukunft entscheiden. Leider fehlt mir hier der Raum, auf das Vorwort beleuchtend, resp. widerlegend einzugehen; ich führe nur einige Sätze desselben hier an, welche die Stellung der Revue der schönen Literatur gegenüber kennzeichnen und wol angethan wären, analysirt zu werden. Es heißt da S. IV: „Die heutige Prosadichtung macht den Eindruck, als ob die Welt seit fünfzig Jahren still gestanden wäre, als wenn alle die großen Entdeckungen der Naturforschung gar nicht gemacht worden wären. Wir werden Alles aufbieten, um der Prosadichtung den Platz zu erobern, der ihr heute, als der Führerin der Dichtkunst, an der Seite der Wissenschaft gebührt; deren lichtbringende und befreiende Thätigkeit sie zu unterstützen die Aufgabe hat, indem sie, anstatt der flachen geistlosen Unterhaltung zu dienen, zu den Problemen der Forscher die farbenreichen Bilder malt und so gleichsam eine poetische Naturgeschichte des Menschen liefert." Was haben Naturforschung und Dichtung mit einander zu thun? Seit wann will man der Poesie solch eine coordinirte — oder sage ich besser: subordinirte? — Stellung zur Wissenschaft anweisen? — Es erübrigt noch, über den Inhalt des ersten Heftes zu berichten. Ich nenne von den Beiträgen, welche dem Buche Physiognomie geben, folgende: den Anfang einer Novelle von Sacher-Masoch „Der Judenrabbi" — ein Urtheil muß auf den Abschluß derselben verspart werden —; „Oesterreich-ungarische Zustände und Gestalten" von einem verabschiedeten Staatsmann; Carl Vogt, „Ueber den Ursprung des organischen Lebens"; Blumtschli, „Prisenrecht und Prisenrechtsspiege"; Joh. Fastenrath, „Die Madrider Calderonfeier"; Richard*) Oberländer, „König Kalakaua und das Königreich Hawaii" (sehr belehrend geschrieben); Daniel Sanders, „Sprachgeistenthümlichkeiten bei Lessing" (zur Beherzigung zu empfehlen); Corvin, „Auf dem Kriegspfad" (eine interessante Schilderung der Schlacht am Antietam im letzten amerik. Kriege); Rabbiner L. Stein, „Das Beste im Hause. Aus dem Talmud" und Charl. Arand, „Der Herr Assessor. Ein Berliner Stilleben". Ein Gedicht Hermann Lingg's „Die Genien der Menschheit", das den Sieg der Cultur über die Barbarei feiert, leitet, ein Programm der neuen Revue in Versen, das Heft ein: ich gestehe, daß ich von Lingg Besseres gelesen habe. Eine Passage, wie folgende, klingt wie gereimte Prosa: „Was hilft ihm (dem Eroberer, als dem Gegner der Cultur) sein Beten, — Sein Almosen geben, es kann — Dem Schöpfer doch nicht gefallen sein Niedertreten — Oder es gleiche Gott ihm und dann, ja dann — Wär auch die Gottheit nur ein Tyrann; — Und das läugnet mir höchstens das Lallen — Der Unschuld, davon lebt in allen — Geschöpfen kein Gegenbeweis" u. s. f. Man wird abzuwarten haben, wie die neue Revue sich ausbilden wird. Julius Riffert.

*) Nicht „Heinrich", wie S. VII zu lesen ist

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfranco) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 84. Donnerstag, den 20. October. 1881.

Inhalt: Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau, von W. Hosäus. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Als Eskimos unter den Eskimos, von H. W. Klutschak. Carl Weyprecht, der österreichische Nordpolfahrer, von Heinrich v. Littrow. Die Veterinärpolizei-Gesetze und Verordnungen für das Königreich Sachsen ꝛc., zusammengestellt von Dr. O. Siedamgrotzky).

Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau.

Von W. Hosäus.

(Schluß.)

Nachdem die Fürstin Zürich lange gemieden, ging sie endlich im Jahre 1809 wieder dahin und nahm eine Wohnung „im Winkel“. Ihr Aufenthalt blieb der Familie Lavater's natürlich nicht verborgen, man näherte sich der Fürstin bescheiden und endlich entschließt sich Lavater's Tochter Luise, die dem Vater immer am nächsten gestanden, einen Versuch zu wagen, das Herz der Fürstin (nunmehr Herzogin) mit dem Andenken an Lavater selbst auszufühnen. Sie schreibt am 13. Aug. 1809, Nachts ½12 Uhr: „So oft ich das Glück hatte, J. D. zu sehen, so regte sich jedesmal neu der Trieb in mir, ein Wort kindlicher Liebe an Ihr Herz zu sprechen. Sie können, Sie werden es Lavaters Tochter nicht verargen, wenn sie es wagt, ein leises Wort für ihren sel. Vater zu sprechen. Die Güte, mit der Sie mich aufnahmen, bürgt mir, daß Sie auch diese Zeilen nicht anders als aus dem wahren Gesichtspunkt, als Erfüllung einer kindlichen Pflicht gegen meinen innig geliebten Vater ansehen werden. — Sie erwarten nicht, daß ich in Details eintrete. Dies kann und werde ich nicht thun; ich will den Vorhang ziehen über Begebenheiten, über die ich doch nicht bestimmt Auskunft geben könnte, weil ich damals noch so ganz Kind war. Ach! verzeihen J. D., wenn ich hier eine Saite berühre, die nicht nur Lavatern, sondern gewis auch Sie so oft zu Wehmuth stimmte. Aber ich war in spätern und besonders in den letzten Jahren, da mein Vater lebte (wo ich fast immer um ihn war), Zeuge so mancher heißen Thräne, so manches Seufzers, der zum HErrn für Sie emporstieg, daß mich nun mein Herz mächtig treibt, Ihnen noch zu sagen, was mein Vater Ihnen so gern noch selbst gesagt hätte, wenn es möglich gewesen wäre — nämlich, daß es zu seinen heißesten Kämpfen gehörte, daß das enge Freundschaftsband zwischen Ihnen und ihm zerrissen werden mußte, ohne daß er über die Klagepunkte verhört wurde. Der innige Wunsch einer Wiedervereinigung mag ihn wol oft zu Schritten verleitet haben, die, ich will es gern zugeben, nicht klug waren, Ihnen nicht edel scheinen mußten, und dies, sowie Früheres, das er selbst als Fehler einsah, hätte er so gern zurückgenommen, so unaussprechlich gern vergütet, und daß er dies nicht konnte, war heißes Leiden für ihn, das ihn aber auch oft zu heißen Gebeten für Sie trieb. — Mir ist, mein sel. Vater rufe mir itzt vom Himmel her zu: „Benutze Du den Anlaß, den Dir der HErr gab und sage Du in meinem Namen an Louise von Dessau, daß mein Herz ihr nie untreu war, wenn es auch noch so sehr dies scheinen mußte; daß ich sie immer liebte und innig für sie flehte, daß mein Herz nicht Bitterkeit, wol aber Wehmuth gegen sie fühlte und daß ich ihr gewis auf Erden noch schon längst vergeben hatte, da wo auch ich mich beleidigt hielt.“ — Und nun erlauben Sie noch eine Bitte der Tochter — oh, edle Fürstin! vergeben auch Sie Lavatern ganz! Glauben Sie, daß die Fehler des Temperaments und der Uebereilung von dem edeln Herzen meines Vaters tief bereuet wurden. Ach, lassen Sie den Glauben an sein Herz in Ihrem edlen Herzen wieder freyern Raum gewinnen! — — Die Stunde des Wiedersehens, des ewigen Beysammensseyns bleibt nicht aus, sie nähert sich immer mehr und dann — oh dann wird Ihnen und Lavatern manches klar werden, was auf dieser Erde oft in das tiefste, nächtliche Dunkel, in die unbegreiflichsten Verwicklungen aller Art gehüllt war. — Alles, was mir besonders Wichtiges und Wohlthätiges begegnet, sehe ich so gern als einen Segen meines Vaters, als Gnade, die er mir vom HErrn erflehet, an: aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich auch das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft und das unverdiente, gütige Wohlwollen gegen mich und darum freue ich mich doppelt darüber. Aber auch darum hielt ich es für heilige Pflicht, dem innigsten Triebe meines Herzens nicht zu widerstreben. — Noch füge ich die Versicherung bey, daß niemand weiß, daß ich Ihrer Durchlaucht diese Zeilen schrieb, selbst meine Mutter nicht, der die unverhoffte Freude, Sie wiederzusehen, und jede Aeußerung der Liebe von Ihnen so wohlthuet. Ich fragte nur Gott und mein Herz hierüber um Rath, und als nach heißem Flehen meine innere Stimme immer lauter für Ja entschied, so wagte ich diesen Schritt im Glauben an Ihr edles Herz, das die Sprache kindlicher Liebe nicht verkennen, sondern sie hören wird. Dürfte ich wol ein schriftliches Wort von J. D. erwarten, das mir die Versicherung gäbe, daß Sie mir diese Zeilen verzeihen? oh, wie würde mich dies freuen! mündlich werde ich diesen Punkt nie berühren. — Der Segen des HErrn begleite Sie und gieße auch in dunkeln Stunden Licht in Ihre Seele. Mit dankbarer Hochachtung Ihrer Durchlaucht ergebenste Louise Lavater.“

Die Herzogin nahm, wie von ihrer Hochherzigkeit zu erwarten, die Zeilen der Tochter des ehemaligen Freundes mit inniger Rührung auf und der nächste Brief von Luise L. (27. August) drückt ihr den warmen Dank für ein Geschenk aus: „... Wir hörten, daß J. D. mit Frau Schultheß spazieren fahren würden und freueten uns so herzlich des lieblichen Abends für Sie, und eben sprach ich mit Mama von Ihrer Güte gegen mich, als Ihr so schönes Geschenk kam — wie wir überrascht und gerührt wurden von diesen in jeder Rücksicht fürstlichen Geschenken, deren innerer großer Werth bei Mama und mir noch so außerordentlich erhöhet wird durch den freundschaftlichen Werth (erlauben Sie mir diesen Ausdruck), den sie dadurch erhalten, daß Sie Selbst die schönen Granaten Jahre lang trugen.“ Außer Luise L. hatte auch die Mutter und Luisens Schwester, Nette Geßner, die uns vom 24. Sept. 1783 bekannt ist, Geschenke erhalten, ebenso Nette's kleine Tochter. Nette schreibt der Herzogin am 28. August: „Nie erlosch die kindliche Achtung und Liebe, die ich von früher Jugend auf vor Sie

in meinem Herzen hegte — einen neuen Zuwachs erhielt sie bei Ihrem jetzigen Aufenthalte in Zürich, da Ihr Wiedersehen meinen Geliebtesten so köstlich ward." Der Aufenthalt der Herzogin, der sich ihr selbst unerwartet lange bis in den September hinausgezogen hatte, nahete aber nun seinem Ende und Frau Lavater, die an einem offenen Fuße leidend das Haus nicht wohl verlassen konnte, hatte dennoch am 10. Sept. die Herzogin gebeten, ihr einen Abschiedsbesuch machen zu dürfen. Den 12. schreibt sie ihr noch vor der Abreise: „Noch sei es mir vergönnt, Ihnen, theuerste Fürstin! ein Wort der Liebe und des Danks zum Lebewohl zuzurufen. Was mein Herz empfand bei Ihrem Wiedersehen, wie wohlthätig dies für mich war, weiß nur Einer, dem nichts verborgen bleibt und der auch mein Innerstes durchschauet." Nachdem sie noch gebeten, ihr ein Christusbild zum Andenken mitgeben zu dürfen, fährt sie fort: „Einst werden wir uns wiedersehen und uns dann erst ganz Seiner Liebe freuen können. Dann wird jede Scheidewand gehoben sein. Dann werden wir mit Lavater (der gewis um unser Wiedersehen weiß und dem HErrn dankt) in die Chöre der Seligen, wo kein Mißlaut mehr tönt, einstimmen . . . Deine A. L.=S." [Anna Lavater-Schinz.] Auch die Herzogin sandte noch ein Andenken an Frau Lavater und den 13. Sept. Abends ½7 Uhr dankt Luise L. im Namen der Mutter dafür, zugleich sich selbst der Herzogin zum letzten Male nähernd. Am 14. Sept. früh scheint die Abreise der Herzogin erfolgt zu sein. Die Herzogin schreibt an Luise noch einmal von Offenbach aus und am 11. Oct. antwortet diese nach Dessau.

So hat sich zuletzt die Herzogin mit den Manen Lavater's versöhnt und eine warme herzliche Correspondenz mit Lavater's Familie füllt ihre letzten Jahre aus. Man nimmt gegenseitig an allen Erlebnissen, die auf beiden Seiten immer trüber und trüber sich gestalteten, Theil und weist sich gegenseitig auf Gottes allmächtige Hilfe. „Vor einigen Tagen, schreibt Luise L. den 11. Oct., hatte Mama die Freude, Ihr Portrait durch Frau Schultheß zu erhalten; sie dankt Ihrer Hoheit nochmals herzlich dafür. Wenn es auch schon nicht ganz so ähnlich ist, wie man es wünschen möchte, so fehlt doch der liebende Blick nicht, und da hat es schon viel Werth. — Ihr heiteres Auge bei der Friedensnachricht hätte ich sehen mögen. [Es kann hier wol nur der Friede von Wien gemeint sein, der allerdings erst den 14. Oct. unterzeichnet wurde] . . . Gestern trat ich mein 30. Jahr an . . . beim Rückblick auf die Wohlthaten, die mir in dem nun entflohenen Jahre zu Theil wurden, verweilte ich so gern dabei, daß ich Sie, edle Herzogin, kennen lernte; und mit welch eigenen Empfindungen ich dafür dankte, können Ihnen Worte itzt nicht aussprechen. — Vor ein paar Tagen gieng ich heim Winkel vorbei zu meiner Schwester. Fenster und Hausthüren waren offen und ich konnte es beinahe nicht ertragen, daß das Haus dennoch für mich verschlossen war und ich nicht auf einige Augenblicke hinauf und zu Ihnen! eilen konnte. Es wandelte mich recht eine Art Heimweh an . . . ". Den 18. Oct. antwortete die Herzogin und fügte ihren Brief einem Briefe an Frau Schultheß bei und den 5. Dec. dankt Luise L. dafür, indem sie zugleich ihr längeres Schweigen mit der Krankheit der Mutter und eigenen Leiden entschuldigt. Die Herzogin war damals ebenfalls viel mit Krankheit und Schmerzen behaftet und Luise sucht sie mit Worten ihres Vaters zu trösten. „Mein sel. Vater sagte einmal an einem heißen Leidenstage zu mir: Fühle ich nicht immer die ganze Hand des mich haltenden Gottes, so berührt Er mich entweder mit Seiner äußersten Fingerspitze, oder er lispelt mir ein Wort der Gnade in meine Seele. Mit Einem Worte, Er läßt mich nicht! und ich kann Ihn nicht lassen!" Im weiteren Verlaufe des Briefes schreibt sie: „Frau Schultheß sagte mir, daß Hr. von Matthisson [1]) wieder in Dessau sei — hat sich wol sein früheres, unbegreifliches Benehmen gegen Sie seit seiner Zurückkunft verächtertigen können? ich zweifle fast und wünsche nur, daß entweder sein Bleiben weniger drückend für Ihre Hoheit sein möge, als seit einiger Zeit, oder wenn dies nicht möglich ist, daß Er selbst fühle, daß er nicht mehr Ihnen sei, was Sie mit Recht erwarten können und die Trennung dann um so leichter möglich sei." Die Herzogin, welche gegen Ende des Jahres sehr leidend war, schreibt am 30. Dec. ihren Neujahrsbrief an Luise, die ebenfalls viel leidet und erst am 22. März 1810 antwortet. „Vielleicht bringt Ihrer Hoheit die gleiche Post, die diesen Brief in Ihre Hand bringt, auch einen Brief von Frau Schultheß mit froher Nachricht. Doch da dies nur ein Vielleicht ist, so kann ich mich nicht enthalten, Ihrer theilnehmenden Liebe zu sagen, daß Bäbeli Geßner Braut ist mit einem jungen Kaufmann Usteri, der allgemein als ein sehr braver Mann geschätzt und gekannt ist. Die Verlobung geschah den 16. März am Geburtstage von Geßner. . . Wie erstaunt war ich über die Nachricht, daß Hr. v. Matthisson Bräutigam sei. [2]) Der Unterschied des Alters ist da wirklich so groß, daß man fast fürchten muß, er sei zu groß. Das Unbegreiflichste war mir, daß er Ihrer Hoheit! keine Silbe von seinem Vorhaben gesagt, bis an dem Tage, wo es eine allgemein bekannte Sache wurde . . ." Im April schreibt die Herzogin, daß sie den Sommer, wenn es Gott nicht anders beschlossen habe, in Wörlitz zubringen werde und Luise erwidert am 25. Juni 1810: „Gewis kann Ihr Herz am ruhigsten bleiben bei der völligen Hingebung in des HErrn Willen; und wenn Sie auch manchen Genuß entbehren müßten, manches Leiden mehr zu tragen hätten, so muß Ihnen gewis auch dies Entbehren, dies Leiden Segensquelle werden . . . Ich glaube, daß Frau Schultheß J. H. voriges Jahr einen Theil der Correspondenz zwischen Hrn. Antistes Heß und einer Frau v. Oeynhausen über die Apokalypse mitgetheilt hat. Nun war diese Frau v. O. zehn Tage in Zürich und Allen, die sie sahen, that diese Bekanntschaft wohl. Obgleich sie sehr von Besuchen gedrängt war, so ward mir denn doch die Freude, sie und ihre liebenswürdige Tochter einige Male zu sehen; besonders heut vor acht Tagen hatte ich einen äußerst genußvollen Nachmittag an ihrer Seite, da ich mit Geßner und ihr allein auf den Albis fuhr. Man sühlt ihr so bald an, daß sie durch so vielerlei Erfahrungen so ganz vertraut mit dem HErrn ist, und daß es ihr ernstes Bestreben ist, andere Menschen Ihm auch näher zu bringen . . . Ihre große Lebhaftigkeit mag sie vielleicht wol einmal dahin, daß sie nicht mit der gehörigen Vorsicht handelte . . . aber ihr Herz hat bei Allem einen so edeln, hohen Zweck und der HErr segnete so viele ihrer Bemühungen augenscheinlich. — Vor einigen Wochen schrieb mir Mattei, er komme vielleicht nach Zürich; nun hat er aber seinen Plan geändert und wird wol nächstens in Dessau eintreffen." [3]) Auf einen Brief der Herzogin vom 17. Juli antwortet Luise den 13. Sept. Morgens 9 Uhr: „Wenn ich seit einigen Wochen beim Winkel vorbeigieng, so war es mir ganz besonders und das Andenken an die glücklichen Stunden, die ich vor einem Jahre durch Ihre Güte an Ihrer Seite in dieser Wohnung verlebte, riß mich so hin, daß ich nicht umhin konnte, mit ganz besondern, wehmüthigen, wohlthuenden Empfindungen jedes Fenster anzublicken. Den 13. Sept. 1809, in dieser Stunde, war es, wo ich doch das letzte Mal bei Ihnen war, wo Sie .... mir Muth einsprachen zu ruhigem, vertrauensvollem Fortwandeln auf meiner Lebensbahn. Ewig unvergeßlich wird mir diese Abschiedsstunde bleiben . . . Daß auch Ihrer Hoheit das Andenken an Ihren Aufenthalt in Zürich lieblich ist,

[1]) Matthisson war im Jahre 1809 vom Könige von Württemberg zu den erblichen Adelsstand erhoben worden. Das Diplom liegt vor.

[2]) M. hatte sich eben mit Luise Schoch, der noch nicht ganz neunzehnjährigen Tochter des Gartenintspectors Schoch in Wörlitz, verlobt.

[3]) Mattei brachte darauf auch einige Zeit in Dessau und dem bei Dessau gelegenen Luisium zu.

ist auch für meine theure Mutter und mich so wohlthuend, und wie gern würden auch wir dazu beitragen, um Ihnen wieder einen Aufenthalt mit mehreren Bequemlichkeiten zu verschaffen ... Freund Mattei schrieb mir, daß er so glückliche Stunden in Ihrer Nähe verlebt habe und daß Sie sich so freundschaftlich unser erinnert und so liebevoll von uns gesprochen haben. O, auch dafür dankt Ihnen Mama und Louise Lavater gerührt! Vermuthlich wird nun der treue Mattei schon nicht mehr in Dessau sein." Zum Schluß bemerkt sie, Hr. Etzlinger sei durch die ihm von der Herzogin gesandten Blumen höchst erfreuet, der Brief von der Hand Ihrer Hoheit habe seiner unbeschreiblichen Freude noch die Krone aufgesetzt. Der nächste Brief Luisens (Antwort auf einen Brief der Herzogin vom 24. Oct.) datirt vom 27. Dec.: „Wie sehr, schreibt sie u. a., wünschte meine liebe Mutter, daß die Hindernisse von Außen sich heben ließen, die Ihnen, verehrungswürdige Herzogin! im Wege stehen, um den entscheidenden Schritt zu thun, zu dem Ihr Herz hinneigt; aber die Liebe stimmt auch ganz in Ihre Ansicht ein, daß es doch gewagt wäre, mit Macht heben zu wollen, was sich so schwer in den Weg stellt; sie ist überzeugt, daß, wenn es des HErrn Wille sei, daß dieser Schritt geschehe, so werde Er Ihnen Mittel und Wege an die Hand geben, um zu rechter Stunde die Sache auszuführen. Beim ruhigen hingebenden Warten und beim stillen prüfenden Hinhorchen, wenn die Stimme des HErrn noch entscheidender in Ihrem Innern sich ausspricht, könne doch nichts verloren, sondern nur gewonnen werden ... Daß Sailer[1]) Ende October ein paar Tage in Zürich war, haben J. H. wol schon durch Frau Schultheß ersahren. Für Mama war dieser Besuch besonders wohlthuend und der treue Freund schenkte ihr in dieser beschränkten Zeit jeden möglichen Augenblick. Er sagte mir schon früher und itzt wieder, er halte es für heilige Pflicht der Liebe, die er für meinen sel. Vater hatte, um so viel möglich gegen Mama und uns Alle zu beweisen und so lange meine Mutter hienieden walle, werde sie bei seinen Besuchen in Zürich sein Hauptaugenmerk sein und bleiben... Wenn Sailer mir so ans Herz spricht mit der Liebe, der Kraft und der Ermuthigung zu furchtlosem Anschließen an den HErrn, so ist's mir allemal heiliger Nachhall der Stimme meines Vaters, der so oft so zu mir sprach ... Freund Mattei schrieb mir mit vieler Wärme von den glücklichen Stunden, die er im Luisium zubrachte ..." Die Herzogin antwortet den 2. März 1811 und am 16. April 1811 erfolgt Luisens letzter Brief. Sie meldet, daß Frau Lavater und Nette lange leidend gewesen seien und fährt dann fort: „Daß der HErr erst kürzlich auch eine Christin, die sehr thätig für sein Reich war, heimrief, haben Sie vielleicht schon durch Frau Schultheß ersahren — es ist die edle Frau v. Oeynhausen, deren Hinscheiden alle ihre Freunde in Zürich so sehr frappirte. Sie starb den 9. März im beseligenden Glauben an ihren Erlöser. Sehr frappant ist, daß die Gattin von Herrn Antistes Heß am nämlichen Tage starb. Dieser würdige Mann verlor also an Einem Tage seine Gattin und diese Freundin, mit der er so nahe im HErrn verbunden war; da er sich aber den geistigen Einfluß Derer, die im HErrn entschlafen sind, auf ihre Zurückgelassenen von so großer Wirksamkeit denkt, so erblickt sein Glaube da nur Gewinn, wo Andere Verlust ahnen ..."

Das Verhältniß der Fürstin zu Frau v. Berg blieb seit seiner Wiederherstellung (1790) ungetrübt, wenn es auch mit der Zeit kühler wurde und den Charakter des Schwärmerischen verlor. Im J. 1797 wurde Frau v. Berg von der Fürstin nach Luisium zu längerem Verweilen eingeladen. Sie schrieb darauf den 7. März: „Ich will kommen, wenn Sie wollen und das Projekt von Luisium gefällt mir sehr. Den 25. oder 26. d. M. wird es 17 Jahre, daß ich Sie zuerst sah, ich möchte diesen Tag bei Ihnen sein! Ich denke nie ohne Wehmuth an den Eindruck, den Sie mir gemacht, wie schwärmerisch ich Sie geliebt. Darum sind Sie auch, ist Ihr Bild so ganz genau mit meinen jugendlichen Eindrücken und Phantasien, mit den wärmsten und zärtlichsten Gefühlen meines Herzens verwandt, daß ich immer wieder zu Ihnen zurückkehre, so wie man nach seiner Heimath zurückkehrt — mein Herz gehört recht eigentlich bei Ihnen zu Hause. Ich liebe Sie vielleicht nicht mehr so schwärmerisch, aber doch so innig und so ächt, mit einem so festen Vertrauen, daß uns eigentlich nichts mehr trennen kann." Sie ging im Juli nach Luisium, sendet nach ihrer Abreise, wie wir oben bemerkt, bisweilen Bücher und schreibt den 12. Febr. 1799 an die damals in Stuttgart weilende Fürstin: „Die Schilderung Ihrer Einsamkeit und Ihrer Beschäftigungen ist mir sehr rührend. Ich kenne Nichts, was dem Herzen mehr Friede gewährt, als strenger ernster Fleiß. Es dauert vielleicht, ehe man zu diesem ernsten strengen Fleiße gelangt, aber auch nie kehret man nach einer gewissen Zeit wieder um. Viele Grüße an Matthisson." Aus dem Jahre 1803 liegen wieder mehrere Briefe voll Innigkeit und Sehnsucht vor. „Je näher man dem Ziele des Lebens rückt, schreibt sie am 12. Aug., desto theurer werden einem die, denen man beim Beginn der Laufbahn begegnete." Besuche in Dessau scheint übrigens Frau v. Berg möglichst vermieden zu haben, weshalb sie denn auch in diesem Jahre wieder ein Rendezvous mit der Fürstin im Hotel de Saxe in Leipzig vorschlägt. Erst nachdem die Fürstin drei Tage daselbst vergeblich gewartet, trifft die Berg ein. Der letzte Brief derselben vom 22. April 1806 ist oben erwähnt.

Am 21. December 1811, kurze Zeit nach Mitternacht, starb die Herzogin nach langem Leiden. Ihr Tod war nach Berenhorst's Ausdruck ein Entschlafen im eigentlichsten Sinne. In ihrem Nachlaß fand sich, wahrscheinlich aus Lavater's Nachlasse stammend, ein Couvert mit Lavater's Aufschrift: „Denkzeile nach meinem Tode an die Fürstin Luisa von Dessau. Erlenbach 10. VIII. 1800." In diesem Couvert ruhet ein Kärtchen mit gravirter Randverzierung, welches von Lavater's Hand die Worte trägt:

„An Luise von Dessau in Dessau.
Alles ist eitel! Täuschung ist Alles, was Sinnen von Staub uns
Geben oder nehmen, zu geben, zu nehmen uns scheinen —
Aber eitel nicht ist das Gefühl, nicht Täuschung der Sinne,
Daß wir sind, daß wir leben und denken können: wir sind doch.
Erlenbach. 7. VIII. 1800. Johann Caspar Lavater."

In demselben Couvert, vielleicht erst später beigefügt, findet sich ein zweites ähnliches Kärtchen mit folgenden Worten, gleichfalls von Lavater's Hand: „Den guten violetnen Winterrock, den mir 1783 die L. v. D. schenkte, den ich alle Winter trug, der nun so abgetragen ist, daß Mama und Luisa ihn nicht mehr an mir toleriren wollten, gab ich gestern mit Wehmuth weg — Ihr Bild hängt noch neben dem meiner Frau — und ein Wort von mir hinter einem Bildchen von Ihr neben dem †, das auf dem von Ihr geschenkten Bureau hängt. Das Bildchen zeigt sie mir kniend. 10. X. 1798. Lavater."

Außerdem finden sich noch auf einem besondern Zettel von Lavater's Hand folgende Gedanken an die Fürstin Luise:

„Wie friedebringend und wie achtungswerth ist der stille Sinn, der die Gestalten seiner Liebe fest und rein zu bewahren vermag in jedem Gewirr ungünstiger Verhältnisse.

Volle ganze Liebe will ein Ganzes besitzen, wie sie ein Ganzes giebt; sie versteht es nicht, sich mit Verhältnissen abzufinden, die nur einen einseitigen Genuß gewähren.

Meine Lage war unglücklich und sonderbar und meine Gemüthsstimmung wurde es auch. Der freie schöne Blick ins Leben ging für mich verloren. Mein Daseyn ist Kampf und Arbeit.

[1]) Der bekannte Katholik, früher Professor in Ingolstadt, später Bischof von Regensburg, jener hohe, ironische Geist, der den bessern Kern in Lavater trotz der krausen Hülle erkannte.

O Liebe! das Leben ist kurz und wir verlieren den größten Theil desselben durch Mißverständnisse.

In ungünstigen Verhältnissen verblühte die Jugend meines Lebens — meines Herzens, ich rettete nur Trümmer."

Herzog Franz starb erst mehrere Jahre nach seiner Gemahlin, am 9. August 1817. Auch für ihn hatte mit der Zeit die Erinnerung an Lavater alles Bittere verloren und er unterhielt sich oft und mit Ruhe über ihn[1]). Lavater's Büste blieb in der Nische zu Wörlitz, wo sie der Fürst einst in begeisterter Stunde niedergesetzt und steht noch heute da, ein Zeuge alter Zeit und alter Eintracht.

Wir sind zu Ende. Die eigene Reflexion möglichst zurückhaltend und ungefärbt, wie unsere Quellen es uns boten, haben wir ein Stück aus der Geschichte hochangelegter Seelen mit ihren Harmonien und Disharmonien, ihrem Streben und ihrem Irren darzulegen gesucht. Lavater selbst bekannte auf seinem Sterbebette, wie mangelhaft es um sein Christenthum stand[1]); aber was wäre wol aus diesem flatterhaften, sinnenlustigen Kopfe, wie H. Hegner (S. 268) sagt, mit bloß weltlicher oder naturalistischer Gesinnung ohne jeden Rückhalt von Oben geworden? Er ist im Tode genesen und auch die, die ihn erst so schwärmerisch verehrt und sich dann so entschieden von ihm abgewandt, sind mit seinem Andenken ausgesöhnt geschieden.

[1]) Er stellte dann wol (vgl. Reil 102) den „guten und geistreichen" Lavater Goethe gegenüber und meinte, beide haben das Ziel verfehlt. Goethe, indem er Kunst und Natur über die Menschheit gesetzt, das Mittel zum Zweck gemacht und sich um die sittlich religiöse Bildung des Volks wenig oder gar nicht bekümmert habe, Lavater, indem er den Christen über den Menschen gestellt und übersehen habe, daß ja der wahre Christ nichts Anderes sei, als der durch das Christenthum zur Wahrheit und sittlichen Vollkommenheit erzogene Mensch.

[1]) Mitten in seinen letzten Leiden äußerte er, nur in der Jugend sei er wirklich fromm gewesen.

Bücherbesprechungen.

—ψ—. **Als Eskimo unter den Eskimos.** Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwatka'schen Franklin-Aufsuchungs-Expedition in den Jahren 1878 bis 1880. Von Heinrich W. Klutschak, Zeichner und Geometer der Expedition. Mit 3 Karten, 12 Vollbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen nach Skizzen des Verfassers. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1881. — Es ist bekannt, wie von der „Amerikanischen geographischen Gesellschaft" angeregt, unter Leitung des Lieutenant Friedrich Schwatka in den Jahren 1878, 1879 und 1880 eine nochmalige Expedition zur Aufsuchung Franklin's unternommen wurde, die namentlich darauf ausging, mit Hilfe der Eskimos ihr Ziel zu erreichen. An dieser Expedition betheiligte sich nun auch Heinrich W. Klutschak aus Prag als Zeichner und Geometer. Wir wollen hier nicht weiter auf die Reise selber eingehen, die allerdings durch die Märsche zu Lande ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt, aber worüber schon mehrfach berichtet worden ist; auch liegt der Zweck der Expedition nicht in den großen Zielen, sondern sie wird besonders anziehend durch die einzelnen Erlebnisse. Des Verfassers Augenmerk ist daher auch vor allen Dingen darauf gerichtet, neben den Ereignissen des Tages das innere Leben der kleinen Partie zu schildern, und er hat es sich angelegen sein lassen, jene Momente hervorzuheben, in denen der Mensch die grimmigen Elemente der Polarregionen mit deren eigenen Mitteln bekämpft. So ist namentlich auch der Gefühlsrichtung und Stimmung besonders Rechnung getragen worden, wodurch das Buch allerdings einen gewissen subjectiven Charakter erhält, der demselben aber nur zum Vortheil gereicht, da der Verfasser es verstanden hat, die mit dieser Richtung verbundenen Gefahren zu vermeiden. Die persönlichen Empfindungen machen ihn keineswegs blind, die Natur und deren Leben zu schauen und die Thatsachen objectiv zu beurtheilen, wovon nicht minder als das Wort die zahlreichen, trefflich ausgeführten Karten und Bilder Zeugniß ablegen. Als Eskimo unter den Eskimos versteht der Verfasser aber zugleich sein und deren Leben in den interessantesten Details in die Seiten des ganzen Werkes und verschafft dem Leser eine umfassende Skizze dieses Lebens als einzelnes betrachtet sowol, als auch in der Familie und im geselligen Zusammenleben als Volksstamm. Wie der Gehalt des Buches ein überaus anziehender ist, so ist auch die Ausstattung eine ganz vorzügliche, was uns freilich von der Verlagshandlung nicht Wunder nehmen kann, da wir es so und nicht anders von ihr gewohnt sind.

—ψ—. **Carl Weyprecht, der österreichische Nordpolfahrer.** Erinnerungen und Briefe, gesammelt und zusammengestellt von Heinrich v. Littrow. Mit dem Portrait von Carl Weyprecht und Abbildung des „Tegetthoff". Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1881. (S. 96; gr. 8°.) — Freundeshand hat in dem kleinen Schriftchen dem, leider zu früh verstorbenen, kühnen österreichischen Nordpolfahrer, Carl Weyprecht, ein würdiges Denkmal gesetzt. Zwar erhalten wir keine kritische Würdigung der Verdienste Weyprecht's, dafür war der Moment des Scheidens ungeeignet, und der Verfasser über den herben Verlust nicht in der Stimmung einer rein objectiven Betrachtung, dafür gewinnt aber das Schriftchen an Unmittelbarkeit der Empfindung und Wärme der Schilderung. Weyprecht war ein „seltener, fester Charakter, ein vielseitig gebildeter Mann mit eisernem Muthe und einer erstaunlichen Willenskraft, ein verläßlicher, Vertrauen einflößender Führer, der jeder Gefahr ins Auge zu blicken wußte, dabei ein Gemüthsmensch vom besten Herzen und echter Kameradschaft", so daß sein Tod im kräftigsten Mannesalter viel, viel zu früh gekommen ist. Seinen Freunden wie Allen, die an der Geschichte der Nordpolarforschungen ein Interesse nehmen, die alle mit Verehrung an ihm hingen, wird nun das Schriftchen eine gewiß willkommene Gabe sein, um nicht nur das Gedächtniß an den Entschlafenen wach zu erhalten, sondern denselben auch in seiner Entwicklung, die an lobenswürdigen Zügen, an Thaten und Erlebnissen so reich ist, näher kennen zu lernen.

** **Die Veterinärpolizei-Gesetze und Verordnungen für das Königreich Sachsen nebst gemeinfaßlicher Belehrung über die in den Gesetzen aufgeführten Viehseuchen.** Zum praktischen Gebrauche für Verwaltungsbeamte, Gemeindevorstände, Thierärzte und Landwirthe zusammengestellt von Dr. O. Siedamgrotzky, Professor an der k. Thierarzneischule und Landesthierarzt. Eine praktische und sorgfältige Zusammenstellung sämmtlicher in Sachsen geltenden veterinärpolizeilichen Vorschriften, als des Reichsgesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen vom 23. Juni 1880 nebst den dazu erlassenen Instructionen und Verordnungen, der Entschädigungsverordnung und der Anweisung für das Desinfections- und Obductionsverfahren, ferner die Gesetze über die Rinderpest und über die Beseitigung von Ansteckungsstoffen bei Viehbeförderungen u. s. w., endlich gemeinfaßliche Belehrungen über die Erscheinungen, den Verlauf und die Ursachen des Milzbrandes, der Tollwuth, der Maul-, Klauen-, Lungen-Seuche, der Pocken u. s. w.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 85. Sonntag, den 23. October. 1881.

Inhalt: Die Prinzliche Sekundogenitur-Bibliothek zu Dresden unter dem König Johann von Sachsen, von J. Petzholdt. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikalischer Bericht aus Dresden, von E. Naumann. — Bücherbesprechungen (Japan, von J. J. Rein. Unterhaltungsliteratur).

Die Prinzliche Sekundogenitur-Bibliothek zu Dresden unter dem König Johann von Sachsen.

Es war im J. 1838, als der König, damals noch Prinz, infolge des Todes seines Vaters, des Prinzen Maximilian, die Prinzliche Sekundogenitur übernahm und damit zugleich in den Besitz der dazu gehörigen Bibliothek gelangte. Seitdem ist diese Bibliothek fortdauernd und selbst von der Zeit an, wo bei der Thronbesteigung des Königs im J. 1854 die Sekundogenitur an dessen jüngeren Sohn, den Prinzen Georg, überging, auf Grund eines Uebereinkommens mit letzterem im Besitze des Königs bis zu seinem Ableben im J. 1873 verblieben. Nahezu vierzig Jahre hat sich also die Bibliothek in der Hand des Königs befunden, und in diesen Jahren ist für die Bibliothek weit mehr geschehen, als in der fast doppelt so großen Zeit vorher seit Begründung der Sammlung.

Die Prinzliche Sekundogenitur-Bibliothek ist in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, um 1767, von der Großmutter des Königs, der Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen — einer gelehrten und als solche selbst von dem König Friedrich dem Großen hochgeschätzten Dame, die sich unter dem Arkadischen Schäfernamen „Ermelinda Talea“ als Dichterin und Componistin bekannt gemacht — begründet und durch die Büchersammlungen der beiden Sekundogenitur-Erben, 1780 des Prinzen Karl, etwa 200 Bände, und 1781 des Prinzen und nachmaligen Königs Anton, die mit Einschluß der Sammlung von dessen Gemahlin Maria Theresia 8- bis 9000 Bände zählte, vermehrt worden, so daß, da die Bändezahl der Bibliothek bei dem Tode der Stifterin an 10 000 betragen hatte, die gesammte Büchermasse zur Zeit, als nach Anton's Ableben der König die Bibliothek übernahm, in runder Summe aus ungefähr 20 000 Bänden bestanden hat. Seitdem und bis zum Tode des Königs ist die Bändezahl um weit mehr als das Doppelte angewachsen. Die erste Vermehrung ward der Bibliothek in des Königs Besitze dadurch zu Theil, daß dessen eigene, ungefähr 4000 Bände starke Privatsammlung hinzukam. Später fand, außer den regelmäßigen jährlichen Bücheranschaffungen im Werthe von durchschnittlich 1000 Thlr. im Jahre, sowie den zahlreichen dem Könige überreichten und der Bibliothek mit einverleibten Büchergeschenken, noch folgende ganze Sammlungen hinzugekommen: im J. 1842 die für 200 und einige fünfzig Thlr. erkaufte Bibliothek des ehemaligen Oschatzer Franziskanerklosters, 166 Bände; im J. 1852 die vorzüglich im Fache der sächsischen Geschichte reich besetzte Büchersammlung des im nämlichen Jahre zu Dresden verstorbenen B. M. von der Becke auf Leipnitz, welche, etwa 4000 Bände stark, einem früher ausgesprochenen Wunsche des Verstorbenen zufolge, kurz nach dessen Tode von den Erbinnen der Prinzlichen Sekundogenitur verehrt worden ist*); im J. 1853 eine für den Taxwerth von 150 Thlr. übernommene Anzahl von 1000 Bänden und Heften mit Kupferblättern aus der Bibliothek des Prinz Maximilian'schen Nachlasses; im J. 1858 eine bei Gelegenheit der Augsburger Auction von Doubletten der Münchner Königl. Hof- und Staatsbibliothek für 760 Thlr. erkaufte Anzahl alter Bibeldrucke, namentlich der ersten deutschen Uebersetzungen; im J. 1859 die aus dem Nachlasse des 1841 verstorbenen Professors Karl Förster in Dresden stammende Bibliothek von ungefähr 1200 Bänden, die für 200 Thlr. angekauft worden ist; im J. 1860 eine von der Kaiserl. Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg übersendete, bis auf einige wenige Hefte durchaus vollständige Suite ihrer gesammten Denkschriften und Bulletins von der ältesten bis auf die neueste Zeit; sowie endlich im J. 1863 die aus der Verlassenschaft der Prinzessin Augusta, Tochter des Königs Friedrich August des Gerechten von Sachsen, ererbte Bibliothek von nahezu 3000 Bänden und Heften mit Kunstblättern. Auf diese Weise ist bis zum Ableben des Königs im October 1873 der Gesammtbestand der Bibliothek auf etwas mehr als 47 000 Bände angewachsen, zu denen noch eine beträchtliche Sammlung von Kupfer- und anderen Kunstblättern als selbständige Abtheilung hinzukommt.

Was die einzelnen Theile dieses Gesammtbestandes anlangt, so steht als der numerisch größte sowol als auch der verhältnißmäßig vollständigste die sogenannte „Bibliotheca Saxonica“ obenan. Unter dieser Bezeichnung finden sich alle auf Sachsen im Umfange seiner früheren und weiteren Grenzen bezüglichen Druckschaften und Handschriften zu Einer Sammlung vereinigt, die eine von den übrigen Bibliotheksfächern abgetrennte Aufstellung aus dem Grunde erhalten hat, weil der verstorbene von der Becke, dessen Bibliothek einen sehr wesentlichen Bestandtheil der Sammlung bildet, den Wunsch gehegt hatte, daß dieselbe ungetrennt erhalten bleiben möchte, und, um diesen Wunsch zu erfüllen, zugleich aber auch eine Einheit unter allen der Sekundogenitur-Bibliothek gehörigen Büchern über Sachsen herzustellen, die Bestimmung getroffen worden ist, die von der Becke'schen Bücher ungetrennt von einander zu belassen und, im Vereine mit den übrigen in der Bibliothek befindlichen und später hinzukommenden Saxonicis und sammt der „Bibliotheca Oschatziensis“, als von der Becke'sches Vermächtniß abgesondert aufzustellen. Abgesehen von den zahlreichen historischen Quellen- und diesen ähnlichen Schriften, wie die des Albinus, Carpzov, Chyträus, Dresser, Dreyhaupt, Fabricius, Fald, Frenkel, Grosser, Grundig, Hasche, Hoffmann, Horn, Klotzsch, Kranz, Kreyßig, Menden, Müller, Peckenstein, Puttrich, Rudolph, Schöttgen, Spangenberg, Struve, Zeiller u. A., sowie vor allen dem Codex diplomaticus Saxoniae, die sämmtlich in der „Bibliotheca Saxonica“ vorhanden sind, ist dieselbe vornehmlich hinsichtlich ihrer Reichhaltigkeit an Biographien Sächsischer Regenten sowol als anderer dem Sächsischen Lande durch Geburt oder Wirksamkeit angehöriger Personen von Namen und Ruf, insbesondere aber an Schriften, Karten, Plänen und Abbildungen einzelner

*) S. den Anhang.

Landestheile und Ortschaften ausgezeichnet. In letzterer Hinsicht verdient das dem König und seiner Gemahlin bei Gelegenheit ihres goldenen Ehejubiläums von den gesammten Stadt- und Stadtgemeinde-Räthen des Landes überreichte Album von Photographien aller Sächsischen Städte als Prachtwerk ersten Ranges hervorgehoben zu werden. Die der „Bibliotheca Saxonica“ nächstgrößte und zugleich wichtigste Abtheilung ist die historische, welche sämmtliche Sekundogenitur-Erben mit besonderer Vorliebe gepflegt haben und namentlich der König durch Urkunden- und Quellenwerke, vorzugsweise im Fache der Deutschen Geschichte, ansehnlich vermehrt hat. Den Besitz der gesammten Monumenta Germaniae historica nebst dem dazu gehörigen Archive für ältere Deutsche Geschichte, sowie den von der Historischen Commission bei der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Forschungen zur Deutschen Geschichte und Deutschen Städtechroniken, Böhme's u. A. Regesten und Acten der Deutschen Kaiserhäuser, der vollständigen neuen Sammlung der Monumenta Boica, des Sudendorf'schen Urkundenbuches zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande, des Mecklenburgischen Urkundenbuches sammt den Jahrbüchern für Mecklenburgische Geschichte, der Scriptores Rerum Prussicarum u. a. verdankt die Bibliothek dem Könige. Ebenso verdankt sie demselben die ganze, gegenwärtig bis auf 122 Bände angewachsene Reihenfolge der Fontes Rerum Austriacarum und des Archives mit Notizenblatt zur Kunde Oesterreichischer Geschichtsquellen. Von Quellenwerken zur Geschichte des Auslandes hat die Bibliothek außer anderen Muratori's Rerum Italicarum Scriptores und Antiquitates Italicae medii aevi, das jetzt auf 80 Bände bestehende Archivio storico Italiano und die Miscellanea di Storia Italiana, ferner die Collection de Chroniques Belges inédites (jetzt 50 Bände) und die Mémoires sur l'histoire de Belgique (jetzt 45 Bände), sowie vor allen die ebenso umfängliche wie werthvolle Sammlung von Rerum Britannicarum medii aevi Scriptores (gegenwärtig schon über 150 Bände) aufzuweisen. Einen sehr werthvollen Anhang zu dieser historischen Abtheilung bildet eine reiche Sammlung von Karten, Plänen und Abbildungen, für deren Vermehrung der König stets gern besorgt gewesen ist und jedenfalls noch weiter gesorgt haben würde, wenn er nicht in Aussicht genommen hätte, daß die Sammlung später durch den fast noch reicheren, aus dem Nachlasse des verstorbenen Königs Friedrich August stammenden und in den Besitz des Prinzen Georg, des künftigen Sekundogenitur-Erben, übergegangenen Kartenvorrath ohnehin beträchtlich vermehrt werden würde. Ferner sind es zwei Abtheilungen, die nach den beiden vorgenannten hauptsächlich in Betracht kommen, nämlich die rechts- und staatswissenschaftliche, sowie die philologische, speciell sprachwissenschaftliche, welche man, wie im wesentlichen die auch gleich nachher noch zu erwähnenden Abtheilungen, als die eigentlichen Schöpfungen des Königs, eines bekanntlich auf dem Gebiete der Rechts- und Sprachwissenschaft ebenso eifrigen, wie gründlichen Sachkenners, zu betrachten hat. In der rechts- und staatswissenschaftlichen Abtheilung finden sich außer denjenigen Materien, die in neuerer Zeit, wie z. B. das Pönitentiarwesen, die Schleswig-Holsteinische Frage ꝛc., zu Haupttagesfragen Veranlassung gegeben haben, insbesondere Gegenstände aus dem Fache des Strafrechts, für welches der König, offenbar infolge der anziehenden Vorträge seines von ihm stets in hohen Ehren gehaltenen Lehrers Hofrath Dr. Stübel, eine vorherrschende Neigung gefaßt hatte und nicht blos durch sein ganzes Leben treu bewahrt, sondern auch durch seine gediegenen Arbeiten über das Sächsische Strafgesetzbuch bethätigt hat*), durch die mehr oder minder wichtigen, darüber erschienenen Schriften zahlreich vertreten. Mit den sprachwissenschaftlichen Studien des Königs in sehr naher Beziehung steht auch die Ansammlung eines an Ausgaben der Heiligen Schrift und Biblischen Literatur in den verschiedensten Sprachen*) reichhaltigen Vorrathes in der theologischen Abtheilung, die ebenfalls mit zu den beträchtlicheren und namentlich durch einzelne vorzugsweise berücksichtigte Partien, z. B. über das Heilige Land und die Geschichte der Heiligen, bemerkenswertheren der Bibliothek gehört. Von den noch übrigen gleich wie an Bändezahl, so auch an innerem Werthe hervorragenderen Abtheilungen ist, außer der kriegswissenschaftlichen, speciell kriegsgeschichtlichen, und der literarhistorischen, endlich und vor allen noch die Dante-Bibliothek zu nennen, die unter den in Deutschland existirenden Sammlungen von Werken von und über den Dichter der Göttlichen Komödie eine vorzügliche Stelle beanspruchen darf, ja hinsichtlich ihrer kostbaren Dantealben d. s. Sammlungen von Handzeichnungen der namhaftesten Künstler der neueren Zeit zur Illustration der Göttlichen Komödie, als deren Ueberseger und Erklärer bekanntlich der König unter dem Namen „Philalethes“ allgemein hochgeachtet ist, geradezu als ausgezeichnet hervorgehoben zu werden verdient. Der bibliographisch sorgfältig bearbeitete Katalog dieser Bibliothek**) wird bei deren Reichhaltigkeit sicher ein den vielen Dante-Forschern und Freunden willkommener Beitrag zur Dante-Literatur sein, und sich in gewisser Hinsicht darauf Rechnung machen dürfen, daß man ihn als eine Art Grundlage zu einer genauen Dante-Bibliographie, die man trotz der vielen über Dante-Literatur erschienenen Schriften doch leider immer noch vermißt, betrachten und darauf hin werde fortarbeiten können, bis man endlich zu einem alle bibliographischen Ansprüchen befriedigenden und vollständigen Werke über Dante-Literatur gelangt sein wird. Von Handschriften besitzt die Bibliothek nicht gerade viel, dafür aber so manches Bemerkenswerthe, was selbst von jeder größeren Bibliothek als besonderes Werthstück angesehen werden möchte. Als solche Werthstücke sind vor allen fünf sehr seltene, leider noch unentzifferte Schriftstücke aus den Lampongs in der Südspitze von Sumatra, theils auf Baumbast, theils auf Bambus und Rottang und 56 ebenfalls aus den Lampongs herrührende und gleichfalls noch unentzifferte Palmblätter mit Malaiischer Schrift, sowie zwei noch nicht gedruckte und wenig benutzte, aus dem Craton des Sultans von Djocjocarta stammende Javanische Handschriften von der Gattung der Babad d. s. Schriften geschichtlichen Inhalts in gebundener oder ungebundener Rede, aus dem XVIII. Jahrhunderte zu nennen. Ferner ein Exemplar der in Dresden bei Walther erschienenen Ausgabe der Voltaire'schen Werke, welche Voltaire behufs einer neuen Auflage eigenhändig mit Verbesserungen und Zusätzen versehen hat, sodann eine Trenckbibel, in der sich von Trenck die von ihm gemachten Fluchtversuche aus der Magdeburger Festung mit seinem eigenen Blute eingezeichnet finden, und dazu noch ein ebenfalls von Trenck stammender zinnerner Trinkbecher, auf den er

*) S. v. Zallenstein's Charakterbild des Königs Johann von Sachsen 1878. S. 23—24 und 128—29. — Volksausgabe 1879. S. 18—19 und 104—5.

*) Aethiopisch, Afrikanisch, Altirisch (Harafmrisch), Angelsächsisch, Arabisch, Armenisch, Aramäisch, Assamesisch, Aztekisch, Baskisch, Battaisch (Battakisch), Bengalisch, Bhagelkhand, Böhmisch (Czechisch), Bretonisch, Chaldäisch, Chinesisch, Choktawisch, Cingarisch (Zingarisch), Dänisch, Dayakisch, Delawarisch, Deutsch, Duallasisch, Englisch, Esthnisch, Finnisch, Fränkisch, Französisch, Gälisch, Georgisch, Gothisch, Grebojsch, Griechisch, Grönländisch (Eskimoisch), Grusinisch, Guzeratisch, Haussaisch, Hawaiisch, Hebräisch, Hindostanisch, Holländisch, Javanisch, Illyrisch, Irisch, Isländisch, Italienisch, Kaffernisch, Kanarisch, Koptisch, Kreolisch, Lappländisch, Lateinisch, Lettisch, Litthauisch, Malagassisch, Malaiisch, Mandschuisch, Manskisch, Marwarisch, Mohawisch, Mongolisch, Myongwreisch, Multanisch, Nieder- (Platt-) Deutsch, Ojibwaisch, Oorissaisch, Persisch, Polnisch, Portugiesisch, Rarotongisch, Rhätoromanisch, Russisch, Samaritanisch, Sanskrit, Schottisch, Schwedisch, Sechuanisch, Serbisch, Sfutsoisch, Sithisch, Slowenisch, Spanisch, Susuisch, Syrisch, Tahitisch, Tamulisch, Tobaschisch, Türkisch, Tulawaisch, Ungarisch, Vitanerisch, Wälisch, Wallachisch, Wallonisch, Wendisch, Yorubaisch.

**) Erscheint im Verlage von Teubner in Leipzig.

während seiner Gefangenschaft mittels eines Nagels Bilder und Sinnsprüche eingegraben hat. Außer vielen anderen endlich auch eine schöne Pergamenthandschrift des XVI. Jahrhunderts mit 544, soweit bekannt*), noch ungedruckten Rondeaux d'amour, deren wahrscheinlich königlicher Ursprung sich aus den auf jeder Seite auf theils goldenem, theils blauem Grunde angebrachten rothen L's mit Krone und goldenen Französischen Königslilien vermuthen läßt. Daß übrigens die Bibliothek reich an Prachtbänden ist, braucht wol nicht besonders hervorgehoben zu werden, da dies bei einer fürstlichen Sammlung, wie diese, überhaupt, namentlich aber auch in Betracht des oben erwähnten Umstandes, daß ihr der König sämmtliche ihm überreichte, meist sehr schön gebundene Werke einverleibt hat, als selbstverständlich vorausgesetzt werden darf. Ein Prachtstück ersten Ranges ist das erwähnte Sächsische Städtealbum.

Gehört auch die Bibliothek ihrer ursprünglichen Bestimmung nach als Eigenthum der Prinzlichen Sekundogenitur zu den für öffentliche Benutzung eigentlich nicht zugänglichen Privatsammlungen, so ist gleichwol von dem König bei seiner großen Liberalität für die Wissenschaft niemals irgend Jemandem, welcher die Bibliothek zu wissenschaftlichen Zwecken oder auch blos zu ernster Lectüre zu benutzen gewünscht hat, diese Benutzung, natürlich unter den bei allen öffentlichen Bibliotheken üblichen Garantien, verweigert, im Gegentheile stets bereitwillig gestattet worden, so daß, da man auch in wissenschaftlichen Kreisen von dieser Erlaubniß oft genug und gern Gebrauch gemacht hat, die Bibliothek immer als eine Art öffentliche, und zwar nicht blos für jeden Einheimischen der Stadt an allen Wochentagen in den Morgenstunden zugängliche, sondern auch für Auswärtige benutzbare Anstalt angesehen worden ist. Selbst einer der politischen Maigefangenen, der anfangs zum Tode verurtheilte und später begnadigte, frühere Gerichtsdirector Karl Gautsch von Roßwein, welcher von Seiten des Königl. Sächsischen Ministeriums des Innern die Erlaubniß erhalten hatte, sich während seiner Strafzeit in Waldheim (1849—57) wissenschaftlich beschäftigen zu dürfen, hat zum Zwecke dieser Beschäftigung zu oft wiederholten Malen Bücher, deren Darleihung von der Dresdner Königlich öffentlichen Bibliothek abgelehnt worden war, aus der Sekundogenitur-Bibliothek geliehen und zudem kostenfrei in das Waldheimer Zuchthaus zugesandt erhalten. Nicht genug aber, daß der König die im eigenen Besitze befindliche Bibliothek gleich einer öffentlichen dem wissenschaftlichen Publicum zugänglich gemacht, so hat er auch in einzelnen Fällen seinen Bibliothekar ermächtigt, im Königlichen Auftrage von auswärtigen Bibliotheken Handschriften und seltene Druckwerke, die reglementsmäßig eigentlich gar nicht oder doch nur unter sehr erschwerenden Umständen ausgeliehen werden dürfen, zur wissenschaftlichen Benutzung für Dresdner Gelehrte — z. B. im Jahre 1869 für den mit der Bearbeitung seines „altdeutschen Liederbuches" beschäftigten Musikdirector Professor Franz Böhme — zu erbitten, und diesen den Gebrauch der erbetenen Werke im Locale der Bibliothek und unter des Bibliothekars Aufsicht, ebenso wie es bei öffentlichen Bibliotheken ausnahmsweise der Fall ist, zu gestatten.

Mit dieser Nutzbarmachung der Bibliothek in weiteren und nicht blos auf den Besitzer und die Königliche Familie oder deren nächste Umgebung beschränkten Kreisen steht auch die Verwendung der Bibliotheks-Doubletten für gemeinnützige Zwecke in nahem Zusammenhange. War anfangs einmal der von den meisten Bibliotheken zur Verwerthung ihrer Doubletten verfolgte Weg der Versteigerung eingeschlagen worden, so haben doch später mit des Königs Bewilligung die von Zeit zu Zeit angesammelten Doubletten regelmäßig insofern eine andere und zwar gemeinnützige Verwendung gefunden, als sie dazu benutzt worden sind, andere Büchersammlungen kostenfrei zu bereichern und mit begründen zu helfen. So haben im J. 1850 der Pastor Karl Gottfried Oertel in Colmnitz bei Freiberg und gleichfalls im J. 1862 der Pastor Guido Müller in Oberwiesenthal, welche beide durch Brandunglück mit ihrem Eigenthume auch ihre Bibliotheken verloren hatten, aus den Doublettenfonds reichliche Beisteuern zur Anlegung neuer Sammlungen erhalten. Ebenso sind im J. 1855 dem Dresdner Königl. Militär-Hospitale zur Vermehrung seines Bücherbestandes, welcher zur Unterhaltung und Belehrung der Kranken dient, eine größere Partie Doubletten, und nicht minder aus den Doublettenvorräthen im J. 1866 an die Dresdner Militär-Lazarethe zur Erbauung und Unterhaltung der daselbst in Kur befindlichen verwundeten Oesterreichischen, Preußischen und Sächsischen Soldaten alle zweckentsprechenden Werke abgegeben, sowie auch den der Stadt Dresden zugewiesenen Französischen Kriegsgefangenen aus den J. 1870/71 französische Gebet- und Erbauungsbücher ausgehändigt worden. In gleicher Weise haben die im J. 1870 in den Städtchen Altenberg und Bärenstein, sowie im darauf folgenden Jahre in Frauenstein begründeten Stadtbibliotheken wiederholte und, was namentlich die erstere anlangt, sehr beträchtliche Beisteuern an Werken zur Sächsischen Geschichte erhalten. Vor allen hat sich aber die Bibliothek der im J. 1865 unter dem Protektorate des Königs in Dresden gestifteten Deutschen Dantegesellschaft der ganz besonderen Königlichen Liberalität zu erfreuen gehabt, so daß wohl behauptet werden darf, der nahezu größere Theil dieser Bibliothek, die bis zum J. 1880 in Verwahrung der Prinzlichen Sekundogenitur-Bibliothek gewesen ist und sich seitdem im Depositum der Königl. Universitäts-Bibliothek zu Leipzig befindet, habe bis zur Zeit der Abgabe an letztere aus Königlichen Geschenken bestanden.

Anhang, die Schenkung der von der Becke'schen Bibliothek betr.

Der am 20. März 1852 zu Dresden verstorbene Bernhard von der Becke, den der König als achtjähriger Prinz im Jahre 1809, bei seinem infolge der Kriegsunruhen bei Dresden veranlaßten Aufenthalte in Leipzig, kennen gelernt und als Spielkameraden geliebt hatte, ist in Erinnerung an diese Zeit später auf den Gedanken gebracht worden, seine von ihm mit Vorliebe gepflegte Bibliothek dem Könige als Sekundogenitur-Erben zum Geschenk anbieten zu wollen, hat sich aber durch seinen unerwartet eingetretenen Tod daran behindert gesehen, diesen Gedanken selbst noch zur Ausführung zu bringen. An seiner Stelle haben jedoch seine hinterlassene Gattin Angeline von der Becke, geb. von Leonhardi, und seine Mutter Elisabeth von der Becke zu Leipzig, als gemeinschaftliche Erbinnen, die Schenkung nachträglich in Vollzug gesetzt*). Erstere schrieb zu Ende April 1852 an den König: „Ew. Königl. Hoheit erlaube ich mir in meinem Namen und in dem meiner Schwiegermutter, der Frau von der Becke, geb. Waldhütten, zu Leipzig Beifolgendes verehrungsvollst zu hoher Entschließung zu stellen. Mein verstorbener Mann, Bernhard von der Becke, hat seit vielen Jahren eine Büchersammlung über Sächsische Geschichte angelegt, mit Liebe und Sorgsamkeit diese Sammlung gehalten und vermehrt; es gehörte zu seiner liebsten Beschäftigung, in der Literatur vaterländischer Geschichte zu arbeiten. Nach Gottes Rathschluß endigte eine schwere Krankheit ganz unerwartet das Leben meines Mannes am 20. März 1852. Er hat in keiner Weise formell disponirt, und es würde somit die Bibliothek von mir und meiner erwähnten Schwiegermutter verkauft werden, da wir selbst keinen Gebrauch davon machen können. Wol aber hat

*) Paulin Paris in Paris hat die Handschrift zwar zur Benutzung in Händen gehabt, es ist aber nicht bekannt, ob er aus derselben etwas durch den Druck veröffentlicht hat.

*) S. v. Falkenstein's Charakterbild des Königs Johann von Sachsen 1878. S. 14. — Volksausgabe 1879. S. 11—12.

sich mein verewigter Mann gegen einen seiner Freunde [Geheimrath v. Langenn] mündlich dahin ausgesprochen, daß er seine von ihm hochgehaltene Bibliothek der Sekundogenitur Unseres verehrten hohen Königlichen Hauses dereinst durch Vermächtniß anzubieten entschlossen sei. Meiner Schwiegermutter und mir, als Erbinnen des Entschlafenen, ist dieser Wille heilig, und entspricht überdem unserem innigen Wunsche, die Büchersammlung zu erhalten und dem Verewigten ein Andenken zu stiften, in der vollkommensten Weise. Denn wo könnte unseres verewigten geliebten Erblassers Büchersammlung aus der Geschichte unseres Vaterlandes einen schöneren Platz finden, als in dem Bereiche Unseres verehrten Königlichen Hauses. An Ew. Königl. Hoheit richte ich daher in meiner und meiner Miterbin Namen die ehrfurchtsvolle Bitte: Höchstdieselben wollen die Büchersammlung des verstorbenen Herrn Bernhard von der Becke als ein von diesem der Sekundogenitur bestimmtes Vermächtniß gnädigst anzunehmen geruhen." Und wenige Tage darauf schon hatte Frau von der Becke die schriftliche Zusage des Königs, das Vermächtniß annehmen zu wollen, in Händen und konnte dieselbe mit folgender Zuschrift vom 14. Mai 1852 beantworten: „Als ich Ew. Königl. Hoheit gnädiges, huldvolles Schreiben empfing, war ich so unaussprechlich glücklich, daß ich zum ersten Male seit dem Hinscheiden meines geliebten Mannes wünschte, er möchte mich in diesem Augenblicke sehen — er, der in meinem tiefsten Schmerze mich vielleicht oft mit Wehmuth erblickt hatte! Es ist mir ein Trost und eine Beruhigung, der nichts gleicht, daß gerade der einzige ausgesprochene Wunsch meines lieben Mannes durch Ew. Königl. Hoheit auf so gnädige Weise erfüllt wird. Könnte die Liebe und Verehrung, in welcher ich für Unser Königliches Haus geboren und erzogen bin, sich noch steigern, so würde sie es durch diese Huld, die sortan die Freude meines einsamen Lebens sein wird. Nehmen Ew. Königl. Hoheit meinen tiefgefühltesten Dank dafür. Mit den Empfindungen meiner innigen Freude, diese Bibliothek in den Händen Ew. Königl. Hoheit zu wissen, übersende ich sie hierbei." Nach Uebernahme der Bibliothek war der König darauf bedacht gewesen, seinen Dank für das werthvolle Vermächtniß zu erkennen zu geben, und hatte zu diesem Behufe eine prachtvolle Meißner Porzellanvase mit einer von August Redlich erfundenen allegorischen Darstellung, die Uebernahme der an die Prinzliche Sekundogenitur des Hauses Sachsen geschenkten Von der Becke'schen Bibliothek von Seiten des dermaligen Inhabers der Sekundogenitur 1852 betreffend", anfertigen und dieselbe der Frau von der Becke überreichen lassen. Insolge dessen richtete diese an den König noch nachstehendes Schreiben vom 17. März 1853: „Von neuem haben Ew. Königl. Hoheit die Gnade, mich durch ein gütiges Schreiben zu beglücken: und fügen diesem noch eine Gabe bei, die das Andenken meines geliebten Mannes auf so sinnvolle Weise ehrt. Diese Zeichen hoher Huld sind mir unschätzbar, denn sie beweisen mir ja, wie Ew. Königl. Hoheit das warme Herz erkannte, was mit der innigsten Freude den Lieblingsbesitz eines theuern Heimgegangenen zu Ihren Füßen niederzulegen wagte. Diese sehr schöne Vase wird stets ein heiliges Andenken an Ew. Königl. Hoheit für mich und die spätesten Mitglieder meiner Familie sein. Nehmen Sie, gnädigster Herr, meinen innigsten, tiefgefühltesten Dank."

J. Petzholdt.

Leipziger Theater.

Das neue Schauspiel: „Die Idealisten" von Gustav zu Putlitz, welches am Neuen Stadttheater mit freundlichem, aber mäßigem Erfolg in Scene ging, giebt zu einer Reihe dramaturgischer Betrachtungen nicht unwillkommene Veranlassung.

Die Iffland'schen sind dem großen deutschen Publicum stets die liebste Bühnennahrung gewesen; immer wieder trotz einzelner Epochen voll frischerer Anläufe und bedeutsamern Strebens kehrt die Menge mit Wohlbehagen zu ihnen zurück... und die Dichter, auch wenn sie früher einen andern Weg einschlugen, folgen diesem Zug der nationalen Stimmung. Ein Dramatiker kann einmal kein Prediger in der Wüste sein; er braucht den Erfolg. Zur Zeit der seligen Frau Birch hatten die jungdeutschen Dichter das Theater zu einer Stätte gemacht, auf welcher geistige Strömungen zu ihrem Rechte kamen, und wieder beseelte ein frisches jugendliches Feuer die dramatischen Schöpfungen; modernes Leben, schlagfaste Gedanken, über das Nächste hinausgehende Tendenzen beherrschten die Bretter. Die ersten und besten Stücke von Gutzkow, Laube und Freytag bezeichneten diese Signatur der Zeit. Gegen die Rührtendenzen der Mama Birch waffnete sich die ganze Kritik; man sah darin einen Rückfall in die Epoche Kotzebue's und Iffland's; gleichwol behauptete die bühnenkundige Frau Birch sich auf dem Platze und hatte stets ein zahlreiches, andächtiges Publicum. Als nun die Epoche der Reaction eintrat, da erlahmte dieser Aufschwung der Bühne wieder und merkwürdiger Weise übten auch die darauf folgenden großen nationalen Ereignisse, statt, wie Gervinus prophezeit hatte, das von Gedanken getragene Drama, die große Tragödie zur Trägerin einer nationalen Bühne zu machen, eine niederdrückende Wirkung auf das Theater aus, welches neben den gewaltigen Thaten der Wirklichkeit, neben den aufreibenden Bestrebungen einer praktisch gewordenen Politik nur als eine Stätte des Vergnügens und der Erholung oder der Rückkehr in eine Häuslichkeit betrachtet wurde, der das öffentliche Leben zum großen Theil entfremdet hatte.

On revient toujours à ses premiers amours... wir befinden uns wieder mitten in einer Epoche der theatralischen Rührseligkeit, mag sie auch etwas mit französischem Flitter aufgeputzt sein, mag die Muse Iffland's auch jetzt hier und dort ein pikantes Lächeln zur Schau stellen. Im Wesen ist sie dieselbe geblieben; der äußere Aufputz ändert daran nichts. Das letzte Jahrzehnt ist das Jahrzehnt der neuen dramatischen Iffland'aden, und weit entfernt davon, hierin einen Aufschwung zu erblicken, wie einige der Autoren selbst im Vollgefühl ihrer jugendlich strebenden Kraft verkündeten, sehen wir darin nur eine Reaction, welche, statt die kräftigen dramatischen Keime der jungdeutschen Aera zu entwickeln, mit Sack und Pack zur langweiligen Prosa der Familienstücke zurückkehrt. Mag man diese neuen Stücke zum Theil französirte Iffland'aden nennen: die Kühnheit der socialen Conflicte, wie sie die Dramatik des second empire und seiner Nachfolger zur Schau trägt, wird hier auf deutschem Boden in der alltäglichsten Weise abgestumpft.

G. zu Putlitz hat gar keine französische Ader; er erinnert mehr an die neuen skandinavischen Dramatiker, namentlich in seinem „Rolf Bernh". Früher nahm er einen schönen Anlauf auf dem Gebiete der geschichtlichen Tragödie, doch die Antheillosigkeit des Publicums und der Bühnenleiter schreckte ihn, nach ersten erfreulichen Erfolgen, ab, diesen Weg weiter zu wandern; im Fahrwasser der Iffland'aden gleitet das dramatische Schifflein sicher dahin. Paul Lindau, wenigstens in seinen letzten Dramen, und Hugo Bürger gehören zu den erfolgreichen Vertretern dieser Richtung und auch ihr Stammpublicum ist dasselbe, welches sich meist für Mama Birch begeistert hat... das Publicum des Berliner Hoftheaters. Eine dramaturgische Analyse der Stücke von Lindau, Bürger und auch von Putlitz, besonders seiner „Idealisten", ergiebt einen gemeinsamen Zug, der mit den Grundgesetzen der Aesthetik in Widerspruch steht und die Dramatik zu einer unausgegohrenen Novellistik macht: wir meinen die langen Vorgeschichten, die von Act zu Act

sich immer von neuem mit ihrer nach rückwärts gehenden Spannung dem Fortgang der dramatischen Handlung in den Weg werfen. Alle großen Dramatiker haben, weil der dramatische Genius in ihnen lebendig war, die Spannung der Hörer auf die Zukunft gerichtet; sie beginnen mit einer gefunden Exposition, in welcher alles Vergangene, hinter dem, Stück Liegende erledigt wird; es darf da kein unaufgelöstes Residuum bleiben; mindestens muß alles von Hause aus gegeben sein, wenn auch einzelne leisere Umrisse sich im Verlaufe des Dramas verstärken und weiter ausfüllen. Das Publicum, das ist die dramatische Grundregel, muß von Hause aus mit im Geheimniß sein. So haben Shakespeare, Lessing, Schiller, Goethe gedichtet; so Gutzkow, Laube, Freytag, so alle Dramatiker von gesundem Tact und Instinct, wie Roderich Benedix und nur die Frau Birch, welche ja ihre meisten Stoffe aus Romanen und Erzählungen entlehnte, hat den novellistischen Apparat in ihren Stücken mit zur Anwendung gebracht und in nachhinkenden langathmigen Erzählungen die dramatische Vorgeschichte zu illustriren gesucht.

In erhöhtem Maße findet das Blindekuhspiel mit dem Publicum statt in den Stücken von Lindau und Bürger. Erst im vorletzten Act der „Maria und Magdalena" entrollt sich die Geschichte aus der Vergangenheit, die Grundlage, auf der das ganze Werk aufgebaut ist. Das hat in diesem Fall allerdings einen Vortheil; eine früher kommende Enthüllung hätte eine frühere Verstimmung des Publicums zur Folge gehabt; denn man erwartete gewiß nicht, daß ein so kindisches Pensionsmärchen hinter dem Vorhang lauscht: parturiunt montes. In fast jedem Stück von Bürger und nicht immer am Anfang, wohin die Exposition gehört, sondern in den spätern Acten räuspert sich ein Held und eine Heldin, um ein autobiographisches Capitel zu erzählen, durch welches auf die zum Theil dunkeln Vorgänge auf der Bühne, die uns bisher wie die Rebus einer Modezeitung beschäftigt haben, ein erhellendes Licht fällt.

Und in dem neuen Drama von Putlitz zieht sich eine Serie von Enthüllungen von Act zu Act: schon das ist ein organischer Fehler im Bau des Stückes. In der Exposition mag das hingehen; daß Helene ihrem Schwager v. Delfs ihre Lebensgeschichte erzählt, verstößt nicht gegen jene Grundregel der Dramaturgie; nur kann man diese Exposition nicht sehr geschickt finden; denn sie erzählt ihm ja Dinge, die er längst kennt und es wäre wol eine andere Wendung möglich, auch das Publicum damit bekannt zu machen. Im zweiten Act aber beginnt die Novellistik: der Held des Stückes, der Doctor Leonhard, ist von einem Pflegevater und von einer Verwandten desselben aufgezogen worden. Diese theilt nun dem Freunde Leonhard's, Hermann, mit, wie seine Eltern unglücklich gelebt, wie der Vater Gert Palmband nach den holländischen Inseln ausgewandert ist, nachdem er sich scheiden ließ, und nie etwas von der Geburt des Sohnes gehört hat. Wir können nicht umhin, bei dieser Vorgeschichte uns der Erzählung zu erinnern, welche Donna Juanita von der Liebe ihrer Eltern giebt und die ja auch zum Theil im ostasiatischen Archipel spielt:

Aus Granada
Stammt mein Papa
Und vom Cap der Hoffnung die Mama;
Die Sympathie
Führt ihn und sie
Auf des Meeres Wogen einander vis-à-vis.

Freilich war das eine glückliche Liebe, es kommt ein Sturm und wirft ihr Boot um:

Da packt Papa
Sich die Mama,
Schwamm direct mit ihr nach
Sumatra.

Wir finden in diesem Rondo eine köstliche Persiflage aller dieser weitzurückgreifenden Geschichtsklitterungen im Drama.

Doctor Leonhard ist nun mit einem Herrn van der Halden auf Reisen gegangen und dieser will ihn jetzt mit nach Amerika nehmen. Eine dunkle Ahnung sagt uns zwar, daß dies sein Vater ist; doch Leonhard selbst weiß es nicht, der Vater ebensowenig, und wir erfahren es erst am Schluß des zweiten Actes von der Pflegetante Sanna. Am Schluß des vierten Actes erfährt nun Leonhard das Geheimniß und im fünften Acte erst der Vater, ein Aufsdhuß, zu dem gar kein Grund vorhanden ist; denn es konnte ihm von dem Clavierlehrer Bach schon im vierten Auszug gesagt werden, ja es mußte dies der ganzen Situation nach geschehen. Doch der Dichter geht mit diesem Geheimniß sehr ökonomisch um und löftet es Act für Act einer Person nach der andern ein. Natürlich muß Herr van Halden, der holländisirte Papa, sich schon im vierten Act rechtfertigen und er erzählt nun die lange Geschichte seiner Ehe und Scheidung von seinem Standpunkte aus. Immerhin bleibt es ein allerdings für den Gang der Handlung nöthiges, aber nicht genugsam aufgeklärtes Motiv, daß Halden's Frau, die in dem Stück leider nicht mehr zu Worte kommen kann, alle Briefe ihres Gatten nicht beantwortet und ihm nicht einmal Kunde von der Geburt eines Sohnes gegeben hat. Das heißt den dépit amoureux doch auf die Spitze treiben.

Auch in dem Stück selbst ist viel Geheimnißkrämerei, mehr als der dramatischen Entwickelung förderlich ist. Daß Leonhard eigentlich die ältere der beiden Damen liebt, die er in der Schweiz getroffen, das glauben wir zwar zu bemerken, aber er selbst vertraut es nicht einmal seinem besten Freunde in einer Scene, in welcher ihm dieser seine Liebe zu Eva opfert. Da mußte doch Leonhard dies Opfer ablehnen, was er nur dann mit überzeugender Entschiedenheit thun konnte, wenn er dem Freunde seine Liebe zu Helene bekannte; doch er schweigt sich aus. Eva und Leonhard verständigen sich in einer der besten Scenen des Stückes darüber, daß sie sich nicht lieben: doch die gute Helene erfährt dies wiederum von Eva nicht, ist noch immer überzeugt, daß sie selbst resigniren muß und so wird alles aufgespart auf den Schlußeffect einer etwas plötzlichen, aber um so mehr beglückenden gegenseitigen Liebeserklärung.

Die Helden des Stückes sind, wie der Titel sagt, Idealisten: Putlitz meint aber damit nur Menschen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben, Menschen von edler Gesinnung. Es ist ein Idealismus des Gemüthes, der zugleich einen leisen Anflug von Philisterthum hat.

Dieser Kapellmeister Bach, der in aller Freundschaft mit seiner Hauswirthin Sanna auf gemüthlichem Kriegsfuß lebt, ist gewiß eine Künstlernatur, welche sich von den Anforderungen der Welt zu emancipiren weiß, eine echt idyllische Natur, ähnlich wie sie Jean Paul in seinen Fibel und Wutz gezeichnet hat, mit dem Vollglück der Beschränkung; aber es wird einem doch in dieser Häuslichkeit etwas engbrüstig zu Muthe, und wenn Doctor Leonhard aus Anhänglichkeit an den alten Mann auf Millionen und auf die Reise nach Amerika verzichtet, so zeugt dies zwar von einem pietätvollen Gemüth; aber es kommt einem doch wieder kleinlich und engherzig vor; es ist ein Idealismus in Schlafrock und Pantoffeln. Wir meinen, ein echter Idealist, nicht ein hausbackener, sondern einer im philosophischen Sinne des Wortes, hätte sich dieser Millionen bemächtigt, um damit in weiten Kreisen für die Menschheit Segensreiches zu wirken. Aehnlich ist's mit dem Edelmuth, der uns in dem Stück in allzustarken Dosen verabfolgt wird. Daß der Edelmuth auf das Gemüth der Beschauer, noch mehr auf ihre Thränendrüsen wirkt: das wußte schon Kotzebue und er hat viele karmoyante Scenen darauf gebaut. Man kann aber hierin des Guten zuviel thun. Wer ein Mädchen wahrhaft liebt, der opfert es nicht so leichtweg im Handumdrehen, wie Hermann v. Reiner, blos weil er glaubt, sein Freund liebe sie und sie schwärme für diesen. Dazu bedarf es doch überzeugender Beweise und Erklärungen; so voreilig, so ins Blaue hinein wirft man ein Herz nicht

fort, das man gefunden hat. Es ergiebt sich ja auch im dritten Act, daß dieser Edelmuth in den beiden ersten auf einem Mißverständniß beruht. Insolge des gleichen Mißverständnisses ist Helene bereit, auf ihre Neigung zu verzichten und diese wird gar fünf Acte hindurch in einem Dunkel erhalten, das der Autor absichtlich zu erhellen verschmäht.

So können wir das neue Stück von G. zu Putlitz für keinen glücklichen Wurf halten; es erinnert uns an die Stücke von Bürger, was die mühselige Einfädelung der dramatischen Handlung betrifft. Gleichwol verleugnet sich im Dialog, im Ausdruck der Empfindung das anmuthige Talent von Putlitz nicht; einzelne Charaktere, wie der alte Bach und seine Sanna, sind trefflich gezeichnet und im äußerlichen theatralischen Aufbau, in den Actschlüssen zeigt sich der bühnengewandte Autor.

Die beiden Väterrollen, der Pflegevater Bach und der vielgereiste van der Halden sind Contraste, welche in dem Spiel des Hrn. Dr. August Förster und des Hrn. Pohl lebendig zur Geltung kommen. Solche harmlose Künstlernaturen, die wie unbeschriebene Blätter sind, weiß Hr. Dr. Förster trefflich darzustellen; man sah es diesem Bach an, wie er nur in der Welt der Töne und Empfindungen lebt. Der Herr van der Halden des Hrn. Pohl sagte uns weniger zu, wir sahen den Charakter nicht durchgearbeitet genug; sein anfängliches Auftreten interessirte nicht; man muß von Hause aus den weichen Kern in der harten Schale mehr herausfühlen. Der Delfs des Hrn. Conrad war ein praktischer Lebemann, der in den blauen Dunst dieser Ideasisten mit einigen kritischen Bemerkungen fährt. Der Leonhard des Hrn. Mylius hatte männliche Haltung, welche für die Atmosphäre dieses Stückes, wo alles in Gefühlsmomenten hinschmilzt, wünschenswerth ist; der Hermann des Hrn. Ottbert zeigte natürliche und gesunde Empfindung. Frl. Tullinger ist in ihren ingenues etwas stereotyp; ihre Eva besand sich nicht immer auf der Höhe der Situation, wenn sie auch bisweilen eine artige Naivetät zur Schau trug; die Helene des Frl. Friedhoff erschien klug und praktisch und die Sanna der Frau Spitzeder paßte vortrefflich in die kleinbürgerliche Idylle zu dem kindlichen Musikus.

Rudolf von Gottschall.

Musikalischer Bericht aus Dresden.

Als erstes hervorragendes Ereigniß der begonnenen Concertsaison begrüßten wir Mittwoch den 12. October das Auftreten der Frau Marcella Sembrich. Der in so kurzer Zeit mit Recht so berühmt gewordene Name der liebenswürdigen Künstlerin, die sich seit zwei Jahren Petersburg und London streitig machen, hatte den Saal des Hôtel de Saxe in einer Weise überfüllt, daß wir es im Interesse der Sängerin bedauerten, daß sie sich nicht den dreisach größeren Gewerbehaussaal für ihr Concert ausersehen, da auch dort sicher kein Platz leer geblieben sein würde. — Wenn uns auch die erste Nummer des Programms — die Arie „Höre Israel" aus Mendelssohn's Elias — die reizvolle und so leicht ansprechende Höhe von Frau Sembrich bewundern ließ, so ist doch der classische Oratoriengesang zu wenig ihr Feld, um als Maßstab ihrer Leistungen dienen zu können. Umsomehr trat die Künstlerin dagegen in dem Genre hervor, in welchem sie in der Gegenwart unübertroffen dasteht, als sie uns durch den Vortrag der großen Sopran-Arie aus Bellini's Puritanern elektrisirte. Hier kam nicht nur ihre fabelhafte Höhe (die Künstlerin erreicht mit spielender Leichtigkeit das dreigestrichene F und selbst G) zur glänzendsten Wirkung, sondern auch ihre, die beste italienische Schule zeigende perlende Coloratur, sowie der helle Silberklang ihres reizvollen Organs. Dasselbe war in dem Walzer aus Romeo und Julia von Gounod der Fall, der jedoch als Compostion recht matt ist. Daß Marcella Sembrich auch im Liede Vollendetes zu geben vermag, zeigte ihr Vortrag des Liedes von Förster, während wir bei Schumann's „Widmung" noch etwas mehr deutsche Innerlichkeit gewünscht hätten. Der Abend gestaltete sich zu einer ununterbrochenen Ovation des Publicums für die Concertgeberin, welcher man, wenn ihr auch von der kaiserlich russischen Oper 300 000 Franken für diesen Winter geboten wurden, doch kaum mehr Liebe und Begeisterung im hohen Norden entgegenbringen kann, als dies soeben in Dresden geschehen ist, dessen königlicher Bühne die Sängerin früher, wenn leider auch nur auf allzukurze Zeit, angehörte. — Den instrumentalen Theil des Concertes von Frau Sembrich vertrat Hr. Theodor Kirchner am Flügel. Wir schätzen den genannten Künstler als einen Componisten, der uns, in den Bahnen Robert Schumann's wandelnd, manches Reizvolle geboten und möchten daher lieber seinen Vortrag der Beethoven'schen „Mondscheinsonate" mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken. Eine so verlegende und zugleich an das Schülerhafte heranstreifende Auffassung der Sonata quasi Fantasia jedoch, wie wir sie erlebten, mußte selbst der wohlwollendsten Kritik die Laune verderben. Nicht nur, daß manche Note unter den Tisch fiel, ganze halbe Takte überspringen wurden und im großen Allegro, mehr über die Tasten gewischt, als gespielt wurde — auch das Gedächtniß verließ den Vortragenden einigemal, und zwar so völlig, daß er sich improvisirend weiter helfen mußte, um den Zusammenhang zu wahren. Dabei war der Vortrag des Tongedichtes ein so sentimental-subjectiver, ja selbst kleinlicher und weichlicher (der Spieler schlug z. B. selbst im Scherzo kein Intervall und keinen Accord ungebrochen an), daß es schwer hielt, in dem verzerrenden Hohlspiegel einer solchen Auffassung noch das Antlitz des großen Meisters Ludwig zu erkennen. Würdiger war der Vortrag des Preludiums und der Fuge E-moll von Bach und die 5 Nummern aus Schumann's „Davidsbündlertänzen" wurden so außer Verhältniß besser wiedergegeben, als alles Frühere, daß damit die an Beethoven verübten Sünden wieder gut gemacht worden wären, wenn sich dergleichen überhaupt gut machen ließe. Jedenfalls haben wir wieder erfahren, wie verderblich es ist, wenn sich das Subject an die Stelle der Kunst setzt und mit keinem anderen Rechte, als dem bekannten: „Car tel est mon plaisir", ein Meisterwerk eines unserer Heroen durch die Laune verballhornisirt, die es gerade im Augenblick beherrscht.

Donnerstag den 13. October ging an unserem königlichen Hoftheater Gluck's Armide neu einstudirt in Scene und hatte — wir sagen es mit Freuden — das gewaltige neue Haus bis auf den letzten Platz gefüllt. Dasselbe soll schon am Vormittag ausverkauft gewesen sein, so daß am Abend viele Personen wegen mangelnder Billets zurückgewiesen werden mußten. Wenn nun auch die königliche Intendanz am meisten sich selbst ehrt, wenn sie ein Werk wie Armide (für dessen unvergänglichen Werth schon allein die Thatsache spricht, daß es sich nunmehr bereits 103 Jahre auf der Bühne erhält) mit glänzender Ausstattung neu in Scene setzt, so freuen wir uns doch auch der Thatsache, daß unserer Generaldirection eine so warme Theilnahme im Publicum entgegenkommt und sie darum hoffen darf, die Oper, die eine solche große Mise en scène im Gefolge hat, nicht vergeblich gebracht zu haben. — Armide ist das einzige unter den Werken der letzten Periode Gluck's, das, seinem Stoffe nach, nicht dem classischen Alterthum, sondern der Zeit der Kreuzzüge angehört und im Morgenlande spielt. Daher erklärt sich auch eine gewisse, relativ romantisch-träumerische Stimmung, welche beim Anhören der Armide den Hörer überkommt und die dies Tongedicht Gluck's merklich von den Meisterz heiden Iphigenien und der Alceste, sowie von der musikalischen Plastik, dem lebhaften dramatischen Fortgange und den bestimmteren und gedrängteren Conformen der genannten Werke unterscheidet, während es dagegen, wenn

auch nur vereinzelte, Züge mit Orpheus, sowie mit Paris und Helena theilt. Auch die bis zur höchsten Subjectivität gesteigerte Leidenschaftlichkeit, wie sie aus unserer Tondichtung, namentlich aus den von der Zauberin Armide selber gesungenen Scenen spricht, erscheint verhältnißmäßig fieberhaft erregt und im edelsten Sinne romantisch-modern, wenn man sie mit dem im Ganzen maß- und ruhevolleren Ausdruck leidenschaftlicher Accente in Gluck's classischen Opern vergleicht. Dort werden sie, selbst wenn sie ihre höchste Stärke erreichen, durch den Ausdruck der Erhabenheit und Majestät, wie er der Antike eignet, gemildert, während dieselben in der Armide, namentlich im vierten und fünften Acte (in den Kämpfen, die Liebe und Haß im Busen der stolzen Königin hervorrufen), mit der Gewalt vulkanischer Ausbrüche wirken. Offenbar, weil Gluck diesen Unterschied selber empfand, äußerte er, obwol Armide eins seiner Lieblingswerke war, gegen Freunde, daß diese Oper dem allgemeinen Verständnisse nicht eben so zugänglich sein werde, wie seine übrigen dramatischen Werke, dagegen aber um so treuere Anhänger an denen finden würde, von welchen sie verstanden worden sei. Zu Anhängern dieser Art können wir aber Alle gedeihen, wenn wir es uns nicht reuen lassen, das herrliche Werk mehr als einmal zu hören und uns auf diese Weise in den Stand setzen, in seine Tiefen einzudringen.

Frl. Malten, die die Armide gab, übertraf sich selbst und zwar nicht nur im Gesang, sondern auch im Spiel. Was aber eine gleiche Vortrefflichkeit nach diesen beiden Seiten hin, gerade in der Armide, bedeutet, die, wie kaum eine zweite Rolle, neben den gewaltigsten gesanglichen Leistungen zugleich ein erschütterndes dramatisches Spiel verlangt, wird jeder Kenner dieses Meisterwerks von Gluck mit uns empfinden. Wir sagen daher der trefflichen Künstlerin, deren Bedeutung namentlich seit den letzten beiden Jahren, mit der wachsenden Größe der Aufgaben, die ihr gestellt werden, ebenfalls zu wachsen scheint, im Namen aller wahren Kenner und Kunstfreunde unsern wärmsten Dank für ihre selten schöne Leistung. — Gesanglich ließ auch Hr. Riese nichts zu wünschen übrig, dagegen wollten weder Spiel noch Gestalt zur Darstellung der Heldengröße eines Rinald ausreichen. Prächtig besetzt waren die beiden Kreuzfahrer Ubald und ein dänischer Ritter, die, obwol erst im vierten Acte auftretend, in ihrer Darstellung durch die Herren Degele und Gudehus das dichtgefüllte Haus zum lebhaftesten Enthusiasmus mit sich fortrissen. Namentlich schien der Beifall nach dem heroischen Duett der zu Rinald, trotz allem sich ihnen in den Weg stellenden Zauberspuk Armidens, kühn vordringenden Helden, kein Ende finden zu können und ward nur noch von demjenigen übertroffen, den man Frl. Malten nach der Schlußscene, in der sie ganz allein die Bühne behauptet, spendete. Die Regie verdient höchstes Lob dafür, daß sie auch Nebenrollen, so z. B. die Lucinde durch Frau Schuch, Hydraot, König von Damascus, durch Hrn. Fischer und selbst die beiden Najaden durch die Damen Sigler und Nanitz trefflich besetzte; denn in einem Werke wie Armide giebt es, genau genommen, eigentlich keine Nebenrollen, da die Erhabenheit des Stils des Ganzen ein jedes Einschmuggeln untergeordneter Kräfte gleich einer Versündigung an der Hoheit des Werkes wirken lassen würde. Frau Prochaska, die die Furie des Hasses gab, zeigte viel guten Willen, war jedoch der dämonischen Größe, die Gluck in dieser Partie entwickelt, nicht gewachsen. Wir möchten der Künstlerin darum Marianne Brandt in Berlin als Muster empfehlen, die sich in Gesang und Darstellung dieser Rolle auf der Höhe ihrer Aufgaben befindet. Unsere bewährte königl. Kapelle leistete unter der musterhaften Führung von Hofkapellmeister Schuch ihr Bestes. Die geschmackvoll arrangirten Tänze und Gruppirungen, die neuangefertigten, großartigen Decorationen, sowie die im Zaubergarten Armidens vor sich gehenden scenischen Effecte und die prächtigen Kostüme ließen das Werk auch von dieser Seite im glanzvollsten Licht erscheinen und waren eben sowol Gluck's, wie einer großen Hofbühne würdig.

Da alle Wiederaufführungen Gluck'scher Werke hohe Feiertage der Kunst sind, so denke ich bei einer der bevorstehenden weiteren Aufführungen Armidens nochmals auf dieselbe zurückzukommen. Das nächste künstlerische Ereigniß von mehr als localer Bedeutung ist das in Gesellschaft von Joseph Joachim bevorstehende tausendste öffentliche Auftreten von Mary Krebs, über welches ich Ihnen in kommender Woche zu berichten gedenke. Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

—ψ—. Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der Königlich Preußischen Regierung dargestellt von J. J. Rein, Professor der Geographie in Marburg. Erster Band. Natur und Volk des Mikadoreiches. Mit 5 Lichtdruckbildern, 12 Holzschnitten, 3 lithographischen Tafeln und 3 Karten. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1881. (S. XIV, 630; gr. 8°.) — Endlich sind auch wir in den Besitz eines Werkes über Japan gelangt, das sich denen des Auslandes getrost an die Seite stellen kann, ja dieselben, namentlich was Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, sowie die Methode der Darstellung anbelangt, oftmals sogar übertrifft, denn so treffliche Arbeiten jüngst über Japan namentlich in England erschienen sind, so können sie sich doch alle dem Werke von Rein, welcher Japan und die Japaner sowol aus eigener Anschauung kennt, wie auch die einschlagende Literatur darüber gründlich studirt hat, nicht gleichstellen. Ebenso kann das große Siebold'sche Prachtwerk, wie vorzügliches Material es auch enthält, daß es vielfach als Quelle benutzt werden kann, den Anforderungen der heutigen Wissenschaft durchaus nicht mehr genügen, denn seitdem es vor nunmehr dreißig Jahren, wenn auch nicht vollendet, so doch abgeschlossen war, sind gewaltige Wandlungen in Japan vorgekommen, für welche die Geschichte kaum deren Gleichen aufzuweisen haben dürfte. Der Verfasser hat, wenn auch nicht so lange wie v. Siebold, der sich ganz in die Sitten und Gebräuche der Bewohner des Landes eingelebt hatte und so gleichsam ein Stück Japaner geworden war, doch immerhin volle zwei Jahre in Japan zugebracht und ausgedehnte Reisen durch die Inseln Hondo, Shikoku und Amakusa in den Jahren 1874 und 1875 unternommen. Er verfolgte dabei, dem Auftrage des Königlich Preußischen Handelsministeriums gemäß, den Zweck, die eigenartigen und auf hoher Stufe der Vollkommenheit stehenden Industriezweige, sowie den Handel Japans zu studiren und darüber zu berichten. Das vorliegende Werk ist nun das Ergebniß dieser Untersuchungen, die sich aber nicht auf den einseitigen Auftrag beschränkt, sondern auch Land und Leute in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstand eingehender Forschung gemacht haben. Dazu hat sich ein gründliches Studium der literarischen Quellen gesellt, die aber immer durch die eigenen Beobachtungen des Verfassers geprüft und, wenn nothwendig, corrigirt worden sind. Der erste uns vorliegende Band behandelt in gründlicher Weise zunächst die Natur Japans und bildet gleichsam in seinem ersten Abschnitt eine physische Geographie des Landes. Da werden in einem einleitenden Capitel Lage, Größe und Eintheilung Japans betrachtet und häufig vorkommende geographische Ausdrücke erklärt. Ferner werden eingehender behandelt: die Küstengestaltung, die Meeresthiele und Strömungen, weiter die geologischen Verhältnisse, die Orographie und Hydrographie des Landes, das Klima, die Flora der japanischen Inseln und endlich die Fauna. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich vorzugsweise mit dem japanischen Volke, giebt zunächst eine kurze Darstellung seiner Geschichte, Civilisation und der socialen Zustände von Immu-Penno bis zur Gegenwart, daran schließt sich die Ethnographie, wobei Ursprung, Körperbeschaffen-

heit und geistige Anlagen, ferner Sprache, Literatur und Volkspoesie, weiter Kleidung, Wohnung und Nahrung der Japaner und dergleichen mehr, sowie die Familie, Erziehung und Unterricht, Vergnügungen, Beerdigungen, Kalender und Volksfeste und endlich die religiösen Zustände behandelt werden. In einem dritten Capitel wird die Topographie des Landes geschildert. Gegenstand des zweiten Bandes, der hoffentlich nicht mehr allzulange auf sich warten läßt, wird der Bericht über Industrie und Handel sein. Mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit hat der Verfasser die vorhandenen Quellen benutzt; wenn ihm aber hier und da die eine oder die andere entgangen ist, so darf man es ihm bei dem Reichthum derselben nicht zu hoch anrechnen. — Das Buch ist trefflich ausgestattet und namentlich auch der bildliche Theil wohlgelungen, ganz besonders sind auch die Lichtdruckbilder gelungen und lassen an Schärfe nichts zu wünschen übrig.

△ **Unterhaltungsliteratur.** Im Park zu Rodenstein. Roman von R. Edmund Hahn. Zweite Auflage, 2 Bände. Dresden, Pierson's Buchhandlung 1881. Das vorliegende Werk gehört zweifellos zu den besseren Erzeugnissen der Romanliteratur. In der Grundidee erinnert dasselbe an die vielgelesenen „Problematischen Naturen" Spielhagen's. Die Ausführung ist gewandt, die Charakterschilderung der männlichen Personen erscheint uns gelungener, als die der weiblichen. Die Lösung des Knotens am Schlusse des Romanes hätte unseres Erachtens geschickter bewirkt werden können.

Die Sturmhexe. Roman von Gräfin M. Keyserling. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger, 1881. Wie das — auch von uns mit Anerkennung erwähnte — Erstlingswerk der Verfasserin, die Novelle „Lucciola", so spielt auch der vorliegende Roman im Lande der Orangen und schönen Frauen, in Italien. Die „Sturmhexe" wird von den Bewohnern des Porto Venere ein altes Weib genannt, welches durch seine Geldgier dem einzigen Sohne die Geliebte entrissen und ihn selbst in den Tod getrieben hat. Dem Wahnsinne verfallen, verläßt sie nicht die Stelle, von welcher aus sie den mit seinem Nebenbuhler ringenden Sohn in das Meer hat stürzen sehen, und, nur wenn ein Sturm im Anzuge ist, fährt sie aus ihrem Brüten auf und läuft unruhig hin und her: sie meint, der Sohn befinde sich auf dem Meere und befürchtet, er und sein Nachen könnte eine Beute des Sturmes werden. — Besonders gelungen ist der Verfasserin die Charakteristik der Geliebten des Seemannes, der schönen, aber leichtsinnigen Pepa. Das Widmungsgedicht „An Ada", welches das Buch einleitet, mag recht gut gemeint sein, den Beruf der Verfasserin zur Dichterin vermag dasselbe nicht zu documentiren.

Schloß Ifenstein. Roman von Bertha Filhés. Zwei Theile in einem Bande. Breslau, Eduard Trewendt 1881. Mit Recht ist die in der Literatur der Gegenwart immer mehr hervortretende „Johannistriebrichtung", welche die Liebe und Heirath des älteren, meist schon auf des Lebens Niedergange befindlichen Mannes zu einem jungen, unerfahrenen, reinen Mädchen als Ideal aufstellt, angegriffen und als unnatürlich verurtheilt worden. Auch der vorliegende Roman gehört dieser Richtung an, verdient aber auch in anderer Beziehung wenig Lob. Die Handlung rückt mit einer Langsamkeit vorwärts, welche die Geduld des Lesers auf eine harte Probe stellt; die Breite der Darstellung wirkt so ermüdend, daß man schließlich im wahren Sinne des Wortes das Buch mit Vergnügen aus der Hand legt.

Zur Gattung der „leichten Waare" gehören die die ersten beiden Bändchen der Eckstein'schen Reisebibliothek füllenden „Lustigen Geschichten" von A. v. Winterfeld, sowie „Amor in Frack und Uniform", frisch geschriebene Humoresken von E. v. Wald, beide im Verlage von Richard Eckstein erschienen. Von den Winterfeld'schen Geschichten sind einige sehr lustig und erheiternd: sie ebenso wie die v. Wald'schen Humoresken vermögen über eine langweilige Stunde ganz behaglich hinwegzuhelfen. Schwerer verdaulich ist die Nahrung, die unserem Geiste in der geschmackvoll ausgestatteten: „Eine Groteske" (Leipzig in Commission bei Alfred Lorentz) betitelten Schrift dargeboten wird, einer eigenartigen, phantastischen Erzählung mit dem Motto „In die Traum- und Zaubersphäre, scheint es, sind wir eingegangen", die aber — wie der Leser bei einigem Nachdenken finden wird — einen sehr vernünftigen, moralischen Hintergrund hat. Dem Vernehmen nach ist der Verfasser identisch mit einem in weiteren Kreisen bekannten hohen Beamten.

Von dem trefflichen historischen Roman Ludwig Habicht's „Der Stadtschreiber von Liegnitz" (Eduard Trewendt in Breslau), welcher in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts spielt und die Schicksale des Stadtschreibers Bitsch schildert, dessen ganzes Leben von dem Streben erfüllt ist, Liegnitz zu einer freien Reichsstadt zu erheben, und der auch um einen wichtigen Schritt zur Erreichung dieses Zieles vorwärts kommt, schließlich aber seinen Ehrgeiz auf dem Blutgerüste büßen muß, hat sich eine zweite Auflage erforderlich gemacht, die mit guter Ausstattung einen billigen Preis verbindet. (Broch. 3 ℳ 60 ₰.)

Der kleine Czar. Russisch-historische Roman-Chronik aus dem 18. Jahrhunderte von Wsevolod Solovieff. Frei ins Deutsche übersetzt von Angelika Grikuroff. 3 Theile. St. Petersburg, im Selbstverlage der Uebersetzerin. Die Uebertragung dieses Romanes in unsere Sprache ist um deswillen dankenswerth, weil derselbe einen guten Einblick in das russische Hofleben des XVIII. Jahrhunderts gewährt. Mit dem Namen des „kleinen Czaren" wurde bekanntlich Peter II., der Sohn des Czarowitsch Alexei und Enkel Peter's des Großen, bezeichnet, welcher in seinem 12. Lebensjahre zur Regierung gelangte und bereits drei Jahre später an den Pocken starb. Daß eine Russin der Uebersetzung des Romans in die deutsche Sprache sich unterzogen hat, ist immerhin bemerkenswerth. Dieselbe erklärt allerdings in einem Vorworte, daß eine besondere Vorliebe für Deutschland, wo sie durch mehrjährigen und längeren Aufenthalt einige theure Freundinnen sich erworben und dem deutschen Familienleben näher getreten sei, gleichzeitig aber auch den „durch alle Schichten der Bevölkerung dringenden Wissenstrieb" kennen gelernt habe, zu dem Versuche bewogen worden sei. Uebrigens muß anerkannt werden, daß der letztere gelungen ist. Die deutsche Uebersetzung bez. Bearbeitung fließt sich gut, wesentliche Verstöße gegen die Regeln des deutschen Stils und der Grammatik sind uns nicht aufgefallen.

Der begabte Volksschriftsteller Armin Stein (H. Nietschmann), dessen Werke für Volksbibliotheken wie geschaffen sind, hat ein neues „Zeit- und Lebensbild" veröffentlicht, dessen Mittelpunkt das Leben und Wirken Johannes Falk's bildet, dessen Name auch den Titel des Buches bildet. (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 3 ℳ 50 ₰.) Johannes Falk, der sich vom armen Knaben zum weimarischen Legationsrath emporhob, der sich in den schweren Kriegsjahren im Anfange unseres Jahrhunderts der Stadt und dem weimarischen Land als ein Wohlthäter und Retter aus der Noth erwies und auch sein späteres Leben den Werken der erbarmenden und rettenden Liebe mit seltenem Erfolge weihte, antwortete einmal auf die Frage, ob er sich nicht einmal auf dem Gebiete des Romanes versuchen wolle, nachdem seine Gedichte so allgemeinen Beifall errungen hätten: „Warum soll ich einen Roman schreiben, da mein Leben selbst, so oft ich darüber denke, mir wie ein Wunder erscheint?" Allerdings wunderlich hat sein Leben angefangen und herrlich ist es mit ihm zuletzt hinausgegangen! Und darum eignete es sich so trefflich als Untergrund zu einem Zeit- und Lebensbilde, bei dessen Darstellung der Verfasser von Neuem als einen Meister auf diesem Gebiete sich bewährt hat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfranco) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 86. Donnerstag, den 27. October. 1881.

Inhalt: Der Internationale Geographische Congreß in Venedig. — Bücherbesprechungen (Lessing-Forschungen, von B. A. Wagner. Friedrich Rückert's Gedankenlyrik, von Dr. Georg Voigt. Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais, von Ludwig Ganghofer).

Der Internationale Geographische Congreß in Venedig.

Ein Congreßmitglied und Berichterstatter aus Triest beginnt in der „Triester Zeitung" Nr. 213 sein Referat mit der Klage, daß der Congreß gerade in Venedig abgehalten worden sei. Wie es die Zwecke einer ernsthaften Besprechung wenig fördere, wenn man als Versammlungsort einen Ballsaal mit rauschender Musik und schönen Frauen wähle, so, meint er, gehören wissenschaftliche Congresse nicht in große lebenslustige Städte. „In der That", sagt er, „kann es kaum für einen Congreß einen ungeeigneteren Ort geben, als diese liebenswürdige Stadt der sanften Bummelei par excellence!" In seiner drastischen Weise führt er weiter aus, wie Venedig das Möglichste gethan habe, den Congreß zu ruiniren: wie es ihn in seiner Gesammtheit und in seinen einzelnen Mitgliedern mit den berückendsten Liebenswürdigkeiten überhäuft, Ausflüge und herrliche Feste veranstaltet, in seinem volksthümlichen, an Zerstreuungen reichen Leben die Gedanken der Fremden gefesselt habe. Venedig, Venedig sei schuld daran, wenn die wissenschaftliche Ausbeute des Congresses mehr als bescheiden sei .... Es liegt etwas Wahres in dieser Anklage, aber auch nur etwas — es ist auch viel Uebertreibung dabei. Es ist wahr, man fand in Venedig am Abende keine Zeit, Gesehenes und Gehörtes schriftlich niederzulegen, und die Abende oder italienischen Nächte dauerten so lange, daß auch keine Zeit für vielleicht beschauliche Arbeitsmorgen übrig blieb: die verspätete Abfassung des gegenwärtigen Berichtes legt Zeugniß davon ab. Aber gearbeitet haben Viele, und mit gutem Erfolg; die Einen mit Ausdauer in der nach vielen Richtungen sehr reichen Ausstellung, Andere in den Sectionen, wieder Andere mit Selbstverleugnung in der Jury. Und obwol die Arbeiten vielfach erschwert waren: in den Sectionen durch die Schwierigkeiten des gegenseitigen Verständnisses der verschiedenen Sprachen, in der Ausstellung durch die an vielen Stellen mangelhafte Anordnung, ja selbst durch das Fehlen vieler Katalogsnummern bei den betreffenden Objecten: so haben doch fleißige Arbeiter genug verstanden, einen wesentlichen Gewinn für sich einzuheimsen; und wenn die drei Congresse in Antwerpen (1871), Paris (1875), Venedig (1881) mit einander in dieser Beziehung verglichen werden sollen, so dürfte doch in Rücksicht auf geistige Belebung der venetianische Congreß den Vorzug verdienen.

Schönere Räumlichkeiten können kaum irgendwo dem Congresse zur Verfügung gestellt werden, als in Venedig. Für die allgemeinen Sitzungen der prächtige, durch die Fülle künstlerischen Schmuckes wie durch seine geschichtlichen Erinnerungen gleich bedeutende große Senatssaal im Dogenpalaste, die Sala dei Pregadi, für das Bureau ein schönes Marmorzimmer im ersten Geschoß des Dogenpalastes, für die Ausstellung das erste Geschoß der Alten Bibliothek an der Piazzetta, und eine lange Strecke der Neuen Procuratien am Markusplatze, im ersten und zweiten Stock, dazu noch ein geräumiger Pavillon im königlichen Garten am Canale grande, für die acht Sectionen des Congresses ebenso viele hinreichend große und schöne Räume im Erdgeschoß der Alten Bibliothek, sonst dem geschäftlichen Verkehr der Börse gewidmet. Alles am Markusplatze und der Piazzetta, im Mittelpunkte des geschäftlichen wie des geselligen Verkehrs.

Die Sprache, in welcher verhandelt wurde, war wesentlich die französische; selbstverständlich eine erste Begrüßung und ein Schlußwort in italienischer Sprache; aber auch das Deutsche machte sich hin und wieder geltend, in Sections- und allgemeinen Sitzungen, wie denn auch Dr. Schweinfurth in der Schlußsitzung mit kräftigem und wohlgesetztem deutschen Wort die Verkündigung der Jury-Beschlüsse einleitete. Wie in Antwerpen und Paris, und wie es überhaupt auf internationalen Congressen sein soll, bewegte sich die Rivalität der Völker in den Schranken der Mäßigung — ganz unterdrücken lassen sich ja diese Regungen nicht, ja ein edler Wetteifer der Nationalitäten ist bei solchen Veranlassungen recht wünschenswerth. Den Deutschen kam es zu gute, daß Franzosen und Italiener jetzt nicht mit der alten Freundlichkeit neben einander stehen (obwol das Wort des Königs Humbert an Lesseps: „Die beiden Völker müssen immer einig bleiben!" auf dem Congresse freudigen Nachklang gefunden hat): und wenn einmal eine fremde Sprache auf dem Congresse gehört werden soll, warum auch nicht die andere? Ein Congreß auf deutschem Grund und Boden würde den fremden Sprachen jedenfalls freiern Spielraum gewähren.

Die Eröffnung des Congresses fand am 15. September in feierlichster Weise statt. Der große Saal war in allen seinen Räumen gefüllt. Auf dem erhöhten Raume an der Nordseite der Könige und die Königin von Italien mit ihrer Familie, umgeben von den in höchster Gala geschmückten Würdenträgern des Reichs; zur Seite rechts und links die Vertreter der Völker und die Ehrengäste, sowie der Vorstand der italienischen geographischen Gesellschaft. Zur Seite der auf den Thronplatz führenden Stufen die zahlreichen Vertreter der geographischen Gesellschaften, die auch noch einen abgeschlossenen Raum bis gegen die Mitte des Saales einnahmen, und die Vertreter der Presse, im übrigen Theile des Saales die Congreßmitglieder, unter ihnen auch die Damenwelt zahlreich vertreten. Eröffnet wurde die Sitzung durch Ferdinand v. Lesseps, als den Vorsitzenden des Permanenten Comités vom zweiten Congresse, dann sprach Fürst Caetani von Teano, welcher als Stellvertreter des noch abwesenden königlichen Prinzen Tommaso den Vorsitz im dritten Congreß übernommen hatte, sodann der Unterrichtsminister Baccelli, welcher den Congreß für eröffnet erklärte, hierauf der Sindaco (Bürgermeister) Dante di Serego degli Allighieri von Venedig, welcher die Versammelten willkommen hieß. Daß es in den langen Reden nicht an stark rhetorischem Hinweis auf Marco Polo, auf Fra Mauro, auf Columbus, auf Matteucci und auf andere Heroen italienischer Wissenschaft und

Märtyrer im Dienste der Erdkunde fehlte, konnte Niemanden befremden, der italienisches und französisches Wesen kennt, noch weniger, daß jede dieser Erwähnungen mit lebhaftem Händeklatschen und Bravorufen von Seiten der Versammlung begrüßt wurde. Nachdem der Secretär Prof. Dalla Vedova die Namen der vertretenen wissenschaftlichen Körperschaften verlesen hatte, schloß Fürst Teano die Sitzung, und die Majestäten unterhielten sich noch lange und eingehend mit einer Anzahl von Anwesenden, auch mit dem zehnjährigen Töchterchen des Hrn. v. Lesseps, der unzertrennlichen Begleiterin ihres Vaters, wol dem jüngsten der Congreßmitglieder.

Es folgte nun sofort die Constituirung der acht Sectionen, von denen die erste die mathematische Geographie, Geodäsie und Topographie, die zweite die Hydrographie, speciell die Meereskunde, die dritte die physische Geographie, Meteorologie, Geologie, Botanik, Zoologie, die vierte die Anthropologie, Ethnographie, Sprachenkunde, die fünfte die Geschichte der Geographie und die Geschichte überhaupt, die sechste die Nationalökonomie, den Handel, die Statistik, die siebente die Methodik des Unterrichts, die achte die geographischen Forschungen und Reisen behandelte — selbstverständlich die genannten Wissenschaften nicht in ihrem eigenen ganzen Umfange, sondern nur soweit ihre Resultate von der Geographie behandelt werden müssen.

Allgemeine Sitzungen wurden im Ganzen fünf gehalten. Ihr Inhalt bestand in den Berichten der Ergebnisse der Sectionssitzungen, in Beschlüssen oder öffentlichen Aeußerungen, die sich meist an jene Berichte knüpften, und in allgemein wichtigen Vorträgen berühmter Reisender und Forscher. In der zweiten Sitzung, welche Dr. Nachtigal als Vorsitzender in deutscher Sprache eröffnete, bezeichnete sich derselbe als Stellvertreter des greisen Generals Baeyer, welchem die Ehre des Vorsitzes hätte zu Theil werden sollen; General Türr hielt einen Vortrag über die Durchstechung des Isthmus von Korinth, Ferdinand v. Lesseps, an diese Arbeit anknüpfend, sprach über den Isthmus von Panama. Es schloß sich hieran die Erklärung des Congresses, daß derselbe mit der Durchstechung des Isthmus von Korinth einverstanden sei. In der dritten Sitzung präsidirte, anstatt des schnell abgereisten Hrn. v. Lesseps, Francesco Coello, zuerst in spanischer, dann in französischer Sprache. Der Congreß faßte den Beschluß, das italienische topographische Amt mit Zusammenstellung der telegraphischen Statistik über die Verschiedenheiten der geographischen Länge zu beauftragen, einen zweiten Beschluß, Berichte über die präsistorischen Denkmäler in Italien zusammenzustellen, einen dritten Beschluß, dem König Leopold II. von Belgien, wie den Mäcenaten der arktischen und antarktischen Entdeckungsreisen Dank abzustatten; wogegen auf Wamberg's Antrag Cristoforo Negri als „Patron des Congresses" die verdiente Ovation erhielt (Wambery konnte sich nicht vorlagen, zu erklären, daß ganz Ungarn die Einheit und den Ruhm Italiens wünsche). Darauf berichteten Capitän Magnaghi und Professor Giglioli über ihre auf dem „Washington" ausgeführte wissenschaftliche Untersuchung auf dem Mittelmeer, Oberst Ferrero und Fischer über die Erforschung der unterseeischen Fauna des Mittelmeeres, welche sie kürzlich auf dem „Travailleur" ausgeführt haben. Der vierten Sitzung präsidirte Oberst Wouwermans, welcher zuerst an den Congreß von Antwerpen erinnerte, dessen Vorsitzender er gewesen sei; er theilte die telegraphische Antwort des belgischen Königs auf die vorgestrige Aeußerung des Congresses mit. Fürst Teano sprach im Namen des Congresses sein Bedauern über den Tod des Präsidenten Garfield aus. Der italienische Reisende Mazzari berichtet über seine Erlebnisse in Afrika und den Tod seines Reisegefährten, des auf dem Congresse viel gefeierten Matteucci; der Portugiese Major Serpa Pinto spricht über seine Reisen im südlichen Afrika, und Dr. Nachtigal, an die Schwierigkeit afrikanischer Reisen erinnernd, fordert die Versammlung zum Dank gegen die beiden Vorredner auf. Nachdem auch der Franzose Crévaux über seine Reise in Südamerika berichtet hat, gedenkt der Congreß mit Dank des Amerikaners Bennett (Besitzers des New-York-Herald), welcher die beiden Reisen Stanley's veranlaßt hat.

In der Schlußsitzung führte Prinz Thomas von Savoyen, Herzog von Genua, den Vorsitz. Eigentlich Präsident des Congresses, war er seit drittthalb Jahren auf einer Weltumsegelung abwesend; unvermuthet rasch war er mit dem auf Venedigs Werften erbauten Dampfer „Vettor Pisani" am Abend des 20. September zurückgekommen und mit dem Geläute aller Glocken der Stadt empfangen worden. Der Herzog leitete die Verhandlungen ein, Professor Dalla Vedova als Secretär des Congresses theilte wie gewöhnlich das Protokoll der vorigen Sitzung und die Beschlüsse der Sectionen mit: über ein italienisches geschichtliches Lexikon aus dem Mittelalter; über Nothwendigkeit von Reisen in unbekannte Länder, welche durch die Handelsgesellschaften auszuführen seien; über genauere Feststellung der Auswanderungs- und Einwanderungsstatistik; über vereinfachte Schulkarten; über die Nothwendigkeit antarktischer Forschungsreisen. Sodann trat Dr. Schweinfurth auf, berichtete in kernigem Deutsch über die Aufgaben und Schwierigkeiten der Jury und theilte sodann in französischer Sprache die Urtheile der Jury mit, ohne Nennung der einzelnen Namen, womit die um ihre Willensmeinung befragte Versammlung sich einverstanden erklärte, nur mit Angabe der Zahl der Preise nach den einzelnen Gruppen und Nationen. Der Präsident des Congresses, Fürst Teano, sprach der Jury seinen Dank aus; der Präsident der italienischen geographischen Gesellschaft wird sodann ersucht, die Redaction der Wünsche und Beschlüsse des Congresses in die Hand zu nehmen. In der schwungvollen Schlußrede dankte der Fürst dem Prinzen Thomas, den Commissären, den Mitgliedern des Congresses, der Stadt Venedig, und endete mit den Worten: „In fünf Jahren möge uns der vierte internationale Congreß noch alle vereinigt finden!" (Ein Ort dieses nächsten Congresses ist selbstverständlich noch nicht festgestellt: mit ziemlicher Bestimmtheit eine deutsche Stadt, man dachte an Hamburg oder Berlin.)

Noch trat der vierundachtzigjährige Negri auf und feierte mit warmen Worten das Lob der Marine und des ihr angehörigen Prinzen Thomas; Lord Aberdare, der Vertreter Englands, sprach den Dank der Versammlung an den Fürsten Teano aus (in französischer Sprache), dieser dankte dem Vorredner und erklärte den Congreß für geschlossen.

„Und das letzte Beifallrufen und Händeklatschen, stürmisch (tragorosissimi) wie immer, ertönte in dem trauererfüllten Saale, welcher in der Erinnerung an so vielen unsterblichen Ruhm wol würdig war, die Männer der Wissenschaft aus der ganzen Welt zu vereinigen und Sie des Congresses zu sein: ein neuer Ruhm für Venedig und für Italien!" so schließt der Berichterstatter in der „Venezia".

Die Ausstellung war eine ungemein reiche. Freilich — und dies wird bei derartigen Gelegenheiten immer der Fall sein — höchst ungleichartig in Auswahl und Menge. Manche Regierungen hatten durch ihre topographischen, hydrographischen, statistischen und anderen Aemter sehr viel, andere nur einzelnes ausgestellt; mehrere, darunter die Königreiche Sachsen und Württemberg, selbstein ganz, während doch ihre Leistungen in der That vorzügliche sind, und die neuen geologischen Karten Sachsens, wie die Monographien der Oberämter Württembergs vielen zur Belehrung und als Muster hätten dienen können. Manche Staaten hatten durch Hinzuziehung älterer, schon in Antwerpen und Paris ausgestellter Werke ihre Ausstellungen glücklich abgerundet, andere zum eignen Nachtheil sich auf die neueren Erscheinungen beschränkt: ob mit Recht, ist fraglich, da es nur wenige Fachmänner, schwerlich mehrere Laien giebt, denen drei Congresse nach einander zu besuchen vergönnt ist, jeder Besucher aber gern ein volles Bild kartographischer Leistungen in sich aufnehmen möchte. Deutschland stand überhaupt hinter den anderen Staaten

zurück, daher auch die Jury im Verhältniß wenige Preise für deutsche Aussteller zu ertheilen hatte. Auch die deutschen kartographischen Institute und Verlagsbuchhandlungen waren in geringerer Zahl vertreten, als die französischen, italienischen und andere, wenn auch einzelne bekannte Firmen mit hervorragenden Leistungen glänzten. Die Leistungen Englands waren nach einigen Seiten hin glänzend, beschränkten sich aber auf die Arbeiten der Regierungsbehörden: die topographischen Aufnahmen zu Wasser und zu Lande nebst einigen meteorologischen Werken.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, auf die Leistungen einzelner Länder specieller einzugehen. Schöne topographische Karten fielen ins Auge bei den Spaniern (Plan von Madrid), Niederländern (Nord- und Südholland, Java), Belgiern, Franzosen, Italienern (Generalstabskarte von Unteritalien mit wesentlich neuer Gebirgsdarstellung, ein wichtiger Fortschritt der Kartographie!), Ungarn (große Pläne von Budapest, Szegedin), Rußland (asiatische Karten, mit fortwährender Erweiterung der kartographischen Aufnahmen), Preußen (Schleswig-Holstein, freilich für die Ausstellung wenig hervorragend, da das Land sehr einfache Bodenformen besitzt; die Goldne Aue mit den Nachbargebieten), die Schweiz, Oesterreich (Donau-Correctionen), Canada, die Vereinigten Staaten. Die topographischen Karten der Japaner zeigten erfreulichen Fortschritt, desgleichen die von Chile; schwächer waren die Karten von Argentinien, Brasilien, Mexiko, wenn auch in diesen Staaten die Anfänge kartographischer Leistungen sich glücklich entwickeln.

Hydrographische Aufnahmen waren fast von allen Seestaaten vorhanden, im Wesentlichen nach gleichem Princip der Aufnahmen und Darstellung, die englischen natürlich obenan; doch stehen auch die deutschen an Sicherheit und an Sauberkeit der Zeichnung wenig zurück.

In sehr verschiedener Weise waren die für den geographischen Unterricht bestimmten oder bei demselben erzeugten Karten ausgestellt. Hübsche Leistungen waren von Rußland dargeboten: Schulwandkarten, Schulatlanten, Schülerzeichnungen aus einer Militärschule (darunter auch ein Heft vom Sohne des Emirs von Buchara). Mehrere italienische Institute hatten Wandkarten auf Wachstuch, schwarze Globen zum Zeichnen, mehr oder minder ausgeführte Schülerarbeiten als Zeugnisse ihres Fleißes vorgeführt. Schade, daß gerade in der italienischen Abtheilung an den Objecten hunderte von Nummern fehlten, so daß dem fremden Besucher das Aufsuchen entweder gar nicht oder nur mit einem unverantwortlichen Zeitverluste möglich war! Auch in der Schweiz studirt man viel über Methodik, allerdings nicht überall mit gleichem Erfolge. Deutschland und Oesterreich glänzten durch ihre hervorragenden Schulwandkarten, wie durch eine ansehnliche Zahl von Schulatlanten und von Handatlanten, während von Darstellungen des methodischen Fortganges beim Unterrichten hier nur wenig zu sehen war.

Interessant war es, an einer aus dem Jahre 1822 stammenden geologischen Karte von Frankreich die ungeheuren Fortschritte zu erkennen, welche die Erforschung und Darstellung geologischer Verhältnisse seit jenen Zeiten gewonnen hat; nicht weniger interessant waren zahlreiche Reliefs in großem Maßstabe von den Festungen Zara, Spinalunga, Corfu, Napoli di Romania, Candia, Canea, Famagosta und anderen, welche die Venetianer bereits in den Jahren 1612 bis 1625 (Famagosta schon 1571) haben anfertigen lassen, und welche uns zeigen, wie weit rückwärts wir die Anfänge der Reliefdarstellungen zu suchen haben.

Reich war insonderheit die venetianische Ausstellung an alten Erzeugnissen des geographischen Studiums. Nicht blos das Original von Fra Mauro's großer Weltkarte: eine lange lange Reihe werthvoller Weltkarten, Portulane, Manuscripte lag aus, den wenigen Kundigen zur hohen Freude. Alle Archive, Bibliotheken, Museen italienischer Behörden, Universitäten, Städte hatten dazu beigetragen. Die große Menge der Laien wurde mehr durch die Waffensammlungen der ägyptischen Ausstellung, durch zahlreiche Photographien und andere Abbildungen, durch ein schönes Schiffsmodell, durch eine Gruppe Bretonen in Lebensgröße und Nationaltrachten angezogen. Als nachahmenswerthes Curiosum sei noch erwähnt, daß die Japaner eine schöne Sammlung Hölzer ausgestellt hatten, jedesmal auf der einen Seite mit sein und treu gemalten Blättern, Blüthen, Früchten des betreffenden Baums.

Es sind im Ganzen 125 lettere di distinzione (Anerkennungsdecrete für öffentliche Behörden und Anstalten), 71 Diplome und 65 Medaillen erster Classe, 21 Diplome und 109 Medaillen zweiter Classe, 125 ehrenvolle Erwähnungen ertheilt worden, 23 Ausstellern konnte als bei der Jury betheiligt ein Preis nicht zufallen — zusammen also 539, davon entfielen auf Deutschland 8, 4, 9, 1, 6, 5, 2, zusammen 35 Auszeichnungen.

Obgleich die Theilnahme an einer Ausstellung eine Sache freier persönlicher Willensäußerung ist und sein muß, so wird doch für die künftige, wahrscheinlich in Deutschland stattfindende Ausstellung eine größere Gleichartigkeit in der Auswahl und Menge der Bücher, Karten, Instrumente, Abbildungen, ethnologischen und naturgeschichtlichen Gegenstände hergestellt werden müssen: allerdings eine schwierige Aufgabe für das vorbereitende Comité!

Bücherbesprechungen.

E. Lessing-Forschungen, nebst Nachträgen zu Lessing's Werken von B. A. Wagner. Berlin bei H. W. Müller, 1881. (3 *M.*) — Als Karl Gotthelf Lessing nach dem frühen Tode seines großen Bruders nicht müde wurde, Briefe und Fragmente aus dessen Nachlasse zu veröffentlichen, begrüßten ihn die Xeniendichter im Musenalmanach für 1797 bekanntlich mit dem „Lessing" überschriebenen Distichon:

„Edler Schatten! Du zürnst?" — — Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein lässet in Frieden nicht ruh'n!

Der im Hauptwerke auf den Bahnen des „lieblosen (?) Bruders" wandelnde Verfasser der angezeigten Lessing-Forschungen könnte sich zu seiner Rechtfertigung dem gegenüber auf die S. 76 ff mitgetheilte, den „Kritischen Nachrichten" für 1751 entnommene, jedenfalls von G. E. Lessing selbst herrührende Recension der von Christ. Wilh. Walch unter dem Titel: „Wahrhafte Geschichte der seligen Frau Catharina v. Bora" geschriebenen Ehrenrettung der Gattin Luther's beziehen. Denn gewiß gehört Lessing, wie Luther, „in der That zu den Männern, die groß sind, mag man sie auch von einer Seite betrachten, von welcher man will". Und im Hinblick darauf heißt es an jener Stelle, daß eine solche Schrift „allen Denen sehr angenehm sein müsse, welche auch Kleinigkeiten von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf deren Wesen und Charakter oft ein größeres Licht zu werfen geeignet seien, als alles Das, was sie vor den Augen der Welt gethan".

Die angezeigte Schrift ist aus einer Sammlung von Aufsätzen entstanden, die der Verfasser in den letzten Jahren in der Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung veröffentlicht hat und verfolgt den Zweck, Lessing als den Verfasser sowol einer 1752 erschienenen Uebersetzung kleinerer historischer Schriften Voltaire's, als auch einer Anzahl literarisch-kritischer Aufsätze nachzuweisen, welche 1748—1752 in der Berliner privilegirten Zeitung, bez. 1750 und 51 in den ebendaselbst erschienenen „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" enthalten sind und welche zur Zeit weder in Danzel-Guhrauer's Lessing noch in der Hempel'schen Ausgabe der Lessing'schen Schriften Berücksichtigung gefunden haben. Bei der

gedachten Uebersetzung halten wir den historischen Beweis der Lessing'schen Autorschaft für geführt. Auch hinsichtlich der Betheiligung Lessing's an den kritischen Aufsätzen verbürgt uns schon der enge Verkehr, in dem derselbe zu Anfang seiner Laufbahn mit Mylius, dem Redacteur der betreffenden Blätter, gestanden, sowie der Umstand, daß wir aus jenen Jahren wenig mehr von Lessing wissen, als daß er in Berlin gelebt und seine Existenz durch Schriftstellerei erhalten, die Richtigkeit der aufgestellten Vermuthung. Hinsichtlich seiner Autorschaft in den einzelnen Artikeln ist man dagegen natürlich auf den Vergleich mit andern anerkannten Werken des Meisters, auf Aehnlichkeiten in den ausgesprochenen Ansichten, in Stil und Redeweise angewiesen. Ganz sicher sind freilich solche Merkmale niemals. Wenn Lessing z. B. wiederholt das Bild gebraucht, über eine Frage oder ein Thema weglaufen, „wie der Hahn über die Kohlen", so wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß Mylius oder ein anderer seiner Genossen ihm das Bild ist der S. 65 mitgetheilten Recension einer Geschichte des 30jährigen Krieges nachgebraucht haben könne. Auf Einiges — z. B. wenn der Recensent Gottsched's bescheiden klingende, im Grunde aber anmaßende Erklärung, daß er in der zweiten Ausgabe seiner Ode auf den Westphälischen Frieden „einige Flecken abgewischt habe", mit der Bemerkung abfertigt: „Aber was hilft das Wischen, wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht!" — möchten wir allerdings Lessing's berühmtes Wort über die Originalität Shakespeare's (in dem 53. Stücke der Dramaturgie) anwenden: derartigen Ausdrücken sei ein Stempel aufgedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zurufe: ich bin Lessingsl Das ist entweder Lessing, oder der Teufel! würde der alte Gleim gesagt haben. Aehnliches gilt von der witzigen Todesanzeige de la Mettrie's S. 101. Die fortgesetzte Bekämpfung dieses atheistischen Narren beweist übrigens zur Genüge, daß Lessing mit seinem rastlosen Eifer für rationelle Aufklärung und mit seinem warmen Enthusiasmus für unbedingte Toleranz echt religiösen Sinn verband, leichtsinnige Spötterei und seichten Materialismus aber jeder Zeit mit allen, ihm in so reichem Maße zu Gebote stehenden Waffen bekämpfte.

Sehr groß ist allerdings die Ausbeute, die wir den Entdeckungen Wagner's verdanken, nicht. Anlangend zunächst die gedachte Uebersetzung, so erscheint der Werth derselben natürlich zunächst durch den des Originales bedingt. Nun stand aber bei Voltaire, obgleich er den Titel eines Hofhistoriographen führte, wie Hettner bemerkt, „der Geschichtsschreiber wesentlich im Dienste des Politikers" und Lessing spottet später (in dem 23. Stücke seiner Dramaturgie) selbst über den „profunden Historicus, für den sich zu halten, zu den Schwachheiten des Hrn. v. Voltaire gehöre". Auch hat unser Verfasser zur Zeit S. 28 ff. nur Proben aus jener Uebertragung veröffentlicht. Anlangend dagegen die Kritiken, so betreffen selbige längst verschollene Schriften obscurer Autoren. Wenn aber Lessing, um nur zwei geistvolle Ausländer, Macaulay und den Biographen Goethe's, Lewes, zu citiren, „der größte Kritiker Europas" oder „der größte Kritiker, den die Welt gesehen und sicherlich der größte deutsche Prosaist" war, so können wir es nur als im hohen Grade verdienstlich anerkennen, wenn deutscher Forschersleiß nicht müde wird, die Fußlapfen des Meisters namentlich aus einer Zeit aufzusuchen, in Betreff deren die Biographen zeitherhoch sehr im Dunkeln tappen. Die Lange, die Goetze und ihre Schriften sind heut zu Tage ebenso vergessen, wie Weiße und v. Cronegk und die Anderen, deren Dramen in der Dramaturgie besprochen werden. Gleichwol sind die geistsprühenden Philippiken, die Lessing wider sie geschleudert und denen jene Männer eine, allerdings nicht zu beneidende Unsterblichkeit verdanken, noch heute für Tausende eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Bildung und werden es hoffentlich für immer bleiben.

— Friedrich Rückert's Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt von Dr. Georg Voigt. Annaberg 1881. Hermann Graser. — Dieser neueste Beitrag zur Rückertliteratur darf allen Gebildeten, namentlich aber wol Geistlichen, Pädagogen und Schulmännern bestens empfohlen werden. Der entscheidende Werth der Rückert'schen Poesie liegt ja vorzugsweise in ihren einzelnen Zweigen, Sentenzen, die sich schon durch ihre orientalisirende Gedankenform leicht an die uns Allen geläufige natürliche Einfalt und Anmuth der biblischen Ausdrucksweise anschließen. Diese Schätze der Rückert'schen Poesie für weitere Kreise und zur praktischen Verwendung für Schule und Unterricht nutzbar zu machen, ist das Ziel, was dem Verf. vorgeschwebt hat. Die hier gegebene Auslese einzelner Gedanken kann selbstverständlich nur als Anregung zu weiterem Forschen in den Werken des Dichters dienen. Rückert aber, ohne selbst Philosoph zu sein, hat sich doch wie jeder echte Dichter auch mit der Philosophie seiner Zeit innig berührt und es werden nach dieser Seite hin die einzelnen Beziehungen seines Standpunktes hier näher auszuzeigen versucht. Das Werk unterscheidet als drei Hauptgruppen die Rückert'schen Gedanken über Gott, Gemüth und Welt und hat hiermit überhaupt wol seine Aufgabe in einer dem Wesen der Sache entsprechenden Weise gelöst. E. H.

R—n. In seinem berühmt gewordenen Aufsatze über Fischart in Ersch und Gruber's Encyklopädie spricht Vilmar gelegentlich den Gedanken aus, daß Fischart von höherem geistigen Range sei als Rabelais, dem er bekanntlich nacheiferte und dessen Hauptwerk er für das deutsche Publicum bearbeitete. Diesen Gedanken Vilmar's versucht und erweist des Näheren eine verdienstvolle Schrift von Ludwig Ganghofer „Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais" (München, Th. Ackermann, 1881). Eine vollständige Vergleichung des Originals und der Bearbeitungen, aus welcher die geistige Präponderanz des einen oder des anderen Schriftstellers hervorgehen müßte, würde zwar wissenschaftlich ebenso nothwendig wie erwünscht sein, indessen können wir dem Verfasser beistimmen, wenn er sich bei seinem Vergleiche im Wesentlichen auf die ersten zehn Kapitel bei Rabelais beschränkte. Im ersten Abschnitte ist diese Vergleichung vorgenommen, aus der hervorgeht, daß Fischart bei der Verdeutschung des Gargantua nicht blos seine Leser zu amüsiren trachtete, sondern auch mit den Mitteln des Humors und der Satire zugleich der Lehrer und Warner seines Volkes sein wollte. Der zweite Abschnitt verbreitet sich über die Beurtheilung, welche Fischart's Gargantua sowie sein Verhältniß zu Rabelais in der Literaturgeschichte gefunden hat. Dieser Abschnitt, mit dem übrigens das Buch besser eröffnet worden wäre, ist sehr interessant. Es würde sich verlohnen, nach diesem Muster die Wandlungen in der literarhistorischen Würdigung auch bei andern verschieden beurtheilten Autoren von den Anfängen bis auf die Gegenwart zu verfolgen. Im dritten und letzten Abschnitte sucht Ganghofer gestützt auf seine Untersuchung aus inneren und äußeren Gründen Fischart's geistigen Vorraug vor Rabelais darzuthun. Wenn wir ihm auch beistimmen, daß Fischart der größere Geist ist, so bleibt doch andererseits dem Franzosen Rabelais der Vorzug größerer Anmuth und feineren Geschmacks. Die Schrift Ganghofer's hat trotz des quellenmäßigen Verfahrens im ersten Abschnitte einen allgemein verständlichen Charakter und verdient deshalb auch allgemeine Beachtung. Fischart ist bekanntlich einer der ersten, die den Hexameter in Deutschland anwandten. Hierauf kommt auch Ganghofer (S. 20) zu sprechen und führt dann in der Anmerkung auch gelehrte Literatur an. Da hätte aber Wilhelm Wackernagel's wichtige Schrift über die Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock (Berlin 1831, auch im 2. Bande der kleineren Schriften v. W. W.) nicht vergessen werden dürfen, wo mehrere Seiten über Fischart's Versuche handeln.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 87. Sonntag, den 30. October. 1881.

Inhalt: Lebenserinnerungen eines Diplomaten aus der Zeit Napoleon I. — Bücherbesprechungen (Murad Efendi, Dramatische Werke. Handbuch für Gold-, Silber-, Bronze-Arbeiter und Juweliere, Gold, Silber und Edelsteine, von Al. Wagner. Der Wohnungsmiethvertrag ꝛc., von Dr. jur. Theuring. Broschüren politischen, socialpolitischen und ähnlichen Inhalts. Brockhaus' Conversations-Lexikon).

Lebenserinnerungen eines Diplomaten aus der Zeit Napoleon I.

Das Memoirenfach ist anerkanntermaßen die schwache Seite der deutschen Literatur; nicht allein quantitativ, sondern auch qualitativ. Andere Literaturen, vor allen die französische, sind auf diesem Gebiete der unserigen im Allgemeinen weit überlegen. Nun gar gute deutsche Memoiren zählen zu den äußersten Seltenheiten, erfreuen sich dann aber auch stets einer so beifälligen Aufnahme in allen Schichten der gebildeten Welt, wie sie auch den bedeutendsten Erscheinungen der Literatur kaum beschieden ist. Erinnert sei in dieser Hinsicht nur an den durchschlagenden Erfolg von Friedrich Perthes' Leben, diesem Muster eines deutschen Volksbuchs höheren Styls, und der Kügelgen'schen Lebenserinnerungen eines alten Mannes.

Die landläufige Ansicht, daß die deutsche Memoirenliteratur namentlich hinter der französischen darum zurückstehe, weil der Deutsche nicht so amüsant zu erzählen verstehe als der Franzose, vermögen wir nur mit Vorbehalt zu theilen. Unsers Erachtens liegt ein Haupterklärungsgrund für die durchschnittliche qualitative Unterwerthigkeit der deutschen Memoirenliteratur in dem Umstande, daß bei uns die Meinung vorherrscht: um Lebensdenkwürdigkeiten der Oeffentlichkeit übergeben zu können, müsse der Betreffende eine berühmte Persönlichkeit gewesen sein, deren Lebensgang auf irgend einem Gebiete des politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen oder socialen Lebens bahnbrechend oder Richtung gebend gewirkt habe. Diese Ansicht ist ein Irrthum. Nicht dadurch, daß Jemand selbst Großes mitgeschaffen hat, sondern dadurch, daß er viel Interessantes erlebt, scharf beobachtet und das Erlebte und Wahrgenommene gut zu erzählen weiß, wird der Werth eines Memoirenwerks für den Leser in erster Stelle bedingt. Die besten französischen Erscheinungen in diesem Literaturgebiete rühren von Verfassern her, welche entweder gar keine oder zum Mindesten keine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben gespielt haben und in Deutschland schildern die bereits erwähnten, wiederholt aufgelegten „Lebenserinnerungen eines alten Mannes" den Lebenslauf eines Mannes, von dessen Existenz vor dem Erscheinen dieses Buches, seinen nächsten Freundes- und Bekanntenkreis ausgenommen, kaum Jemand eine Ahnung gehabt haben mag.

Dem ebengenannten Werk in seiner Anlage und seinem innern Gehalt annähernd vergleichbar ist das Buch „Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen", herausgegeben von G. Poel (Gotha, Friedrich Andreas Perthes), das in diesen Blättern bereits bei Erscheinen des ersten Theils (vergl. Nr. 7, Jahrg. 1880) der Beachtung des an gediegener Unterhaltungslectüre Gefallen findenden Publicums empfohlen worden ist. Inmittelst ist der zweite Theil erschienen und das Werk zum Abschluß gelangt, damit aber der Zeitpunkt eingetreten, unsere Zusage, dem Buch eine ausführliche Besprechung zu widmen, einzulösen.

Stofflich stehen Rist's Lebenserinnerungen der Kügelgenschen Selbstbiographie weit voran, denn der Verfasser derselben hat ungleich mehr und Interessanteres erlebt; unser Vergleich ist nur insoweit haltbar, als die Form der Wiedergabe des Selbsterlebten und Wahrgenommenen in Frage kommt. Aber gerade diese stofflich weit höhere Bedeutsamkeit verleiht dem Werke einen Vorzug eigenthümlicher Art, der ihm in den verschiedensten Kreisen der gebildeten Gesellschaft einen ungewöhnlich großen Erfolg mit Sicherheit gewährleistet. Es ist nur von Nöthen, daß man hier einen Fingerzeig erhält, welch' eine reiche Fundgrube all' dessen, was man von einem guten Unterhaltungsbuche zu erwarten berechtigt ist, in den Rist'schen Lebenserinnerungen enthalten ist, und in dieser Beziehung mögen die nachstehenden Aufzeichnungen zur Orientirung dienen.

Wer war Johann Georg Rist? Diese Frage wird die große Mehrzahl unserer Leser stellen und Schreiber dieser Zeilen leugnet nicht, daß auch er über diese Persönlichkeit völlig im Dunkeln sich befand, als ihm das Buch vor die Augen trat. Die Widmung: „Der Frau Fanny Siebeking, geb. Hanbury", jener durch ihre menschenfreundliche Werkthätigkeit ausgezeichneten edeln Hamburger Frau, noch mehr die „Einleitung", welche die innere Rechtfertigung der Veröffentlichung der ursprünglich von dem Verfasser nur für seine Familie und seinen nächsten Freundeskreis bestimmten Aufzeichnungen giebt, nahmen uns indessen sofort derart ein, daß wir mit warmem Interesse an die Lectüre des Buches gingen und bei weiterem Fortschreiten derselben eine stetige Steigerung dieses Interesses empfanden. Uns ist damit, wie wir unumwunden bekennen, ein ästhetisch-geistiger Hochgenuß ersten Ranges zu Theil geworden.

Der eigene Lebensgang des Verfassers ist es an sich durchaus nicht, der eine so ungewöhnlich große Anziehungskraft rechtfertigen könnte. Geboren im Jahre 1775 in einem holsteinischen Pfarrhause kam Johann Georg Rist, nachdem er den Gymnasialcursus in Hamburg absolvirt und in Jena und Kiel den akademischen Studien obgelegen hatte, in noch sehr jungen Jahren nach Kopenhagen und fand durch Vermittlung eines befreundeten Gönners baldigst Anstellung als Privatsecretär des Ministers Grafen Schimmelmann, bevor er noch den Universitätscursus ganz zu Ende geführt hatte. Die in dieser Stellung ihm zugänglich gewordenen Verbindungen mit einflußreichen Männern ermöglichten ihm den Eintritt in den diplomatischen Dienst Dänemarks, der ihn zunächst als Legationssecretär nach St. Petersburg führte. Von da wurde er in gleicher Eigenschaft nach Madrid versetzt, woselbst er längere Zeit als Geschäftsträger fungirte. Als solcher kam er an den englischen Hof, wurde nach der Katastrophe von 1807 aber abberufen. Nachdem er einige Zeit in Disponibilität sich befunden, wurde er zum Geschäftsträger bei der freien Stadt Hamburg ernannt, eine Stellung, welche er bis in das Jahr 1813 inne hatte. Seine politische Haltung während der vorübergehenden Besetzung Hamburgs durch die Verbündeten hatte nach dem Wiedereinzug

der Franzosen sein Abschiedsgesuch zur Folge, statt dessen Gewährung Versetzung in Wartegeld erfolgte. Einer kurzen Ruhezeit in Hadersleben, woselbst Rist in halber Verbannung lebte, folgte nach dem Sturze der Napoleonischen Gewaltherrschaft seine Reactivirung, indem er zuvörderst zum Mitgliede der mit Wiederbesitzergreifung der Herzogthümer Schleswig und Holstein beauftragten dänischen Regierungscommission ernannt, später nach Paris entsendet und zum Commissar für die daselbst zu führenden Liquidationsgeschäfte bestellt wurde. Die Rückkehr Napoleon's von Elba bereitete dieser Mission einen vorzeitigen Abschluß, was für den Verfasser anderweit eine diesmal freilich viel länger andauernde unfreiwillige Mußezeit zur Folge hatte, welche nur zeitweilig durch commissarisch ihm übertragene Arbeiten unterbrochen wurde. Erst im Jahre 1834 erhielt er eine feste Anstellung wieder als Mitglied der damals neu errichteten schleswig-holsteinischen Regierung. Mit deren Umbildung im Jahre 1846 fand seine öffentliche Thätigkeit definitiv ihren Abschluß. Bereits im Jahre darauf, 1847, schied er aus dem Leben.

Die Aufzeichnungen Rist's über seinen Lebensgang erstrecken sich bis zum Jahre 1839. Von der Zeit an, wo seiner öffentlichen Wirksamkeit durch die Beendigung der Pariser Mission eine längere Ruhepause folgte, nehmen sie eine mehr und mehr fragmentarische Gestalt an. Bis einschließlich des Jahres 1815 bilden sie dagegen ein abgeschlossenes Ganze und sind in diesem Lichte auch von dem Verfasser selbst betrachtet worden. Mit Recht hat der Herausgeber daher das Jahr 1815 zur Grenzscheide genommen und nur bis zur Beendigung der Pariser Mission die Rist'sche Selbstbiographie der Oeffentlichkeit übergeben. In der That schließt mit diesem Zeitpunkt das allgemeine Interesse der Aufzeichnungen ab.

Bis dahin aber ist dieses Interesse ein ganz eminentes. Schon rein stofflich genommen: dem Verfasser war das seltene Glück zu Theil geworden, während seiner diplomatischen Wanderjahre immer gerade dahin zurecht zu kommen, wo sich momentan große Dinge entwickelten, zutrugen oder abschlossen. In St. Petersburg kam er unmittelbar nach den düsteren Ereignissen an, welche die Ermordung des Kaisers Paul herbeiführten, und wohnte der Krönung des neuen Kaisers Alexander I. bei; in Madrid war er Augenzeuge der letzten Regierungsjahre König Karl IV. und seines unfähigen Ministers, des Friedensfürsten Godoy; in England langte er an, als jene, für ewige Zeiten einen der dunkelsten Punkte in der englischen Geschichte bildende heimtückische Expedition gegen Dänemark, welche diesem Staate seine Flotte und den Besitz von Helgoland kostete, bereits in geheimer Vorbereitung begriffen war. In Hamburg weilte er während der Jahre der Davoust'schen Schreckensherrschaft, in Paris verbrachte er die hochinteressante Zeit zwischen dem ersten und zweiten Sturze Napoleon's. Die bevorzugte gesellschaftliche Stellung, in welche den Verfasser sein Amt einführte, brachte ihn zugleich in mehr oder weniger nahe Beziehungen zu einer Menge der bedeutendsten und einflußreichsten Männer seiner Zeit auf den verschiedensten Gebieten öffentlicher Thätigkeit, zumal Rist von jeher darauf hielt, seinen geselligen Verkehr keineswegs ausschließlich innerhalb der ihm, durch sein Amt angewiesenen exclusiven Kreise zu suchen, sondern in denselben möglichst viel interessante geistig hervorragende Leute aus anderen Lebenssphären hineinzuziehen. Zahlreiche literarische Größen seiner Zeit, Steffens, Baggesen, Niebuhr, Fr. Heinrich Jacoby, Friedr. Schlegel u. A. nehmen, neben den namhaftesten dänischen, russischen, spanischen, englischen und französischen Staatsmännern und Diplomaten seiner Zeit, in den Rist'schen Lebenserinnerungen eine Stelle ein. Mit dem Perthes'schen Hause und anderen Hamburger Patrioten verband ihn innige Freundschaft. Derart bieten die Rist'schen Aufzeichnungen ein Bild des Lebens nicht allein der höchsten Gesellschaftskreise in den Ländern, wo der Verf. diplomatisch wirksam war, sondern auch auf geistigem und anderen Gebieten dar, wie es in ähnlicher Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit kaum ein Seitenstück haben möchte. Fügen wir noch hinzu, daß dem Verf. die Gabe anmuthiger, feinsinniger Darstellung in ungewöhnlich hohem Grade beiwohnt, so wird man unserm Urtheile beipflichten, daß in den Rist'schen Lebenserinnerungen das Muster eines Memoirenwerks höheren Stils geboten wird.

Zur Rechtfertigung dieses Urtheils seien einzelne Episoden herausgehoben, auf andere wenigstens die Aufmerksamkeit besonders gelenkt.

In St. Petersburg traf Rist unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Paul ein. Er giebt ein anschaulich charakteristisches Bild von der Stimmung, in welcher sich das Land nach diesem Ereignisse befand, fällt dabei aber über Kaiser Paul ein von dem landläufigen einigermaßen abweichendes Urtheil:

„... Rußland lebte damals nach langem eisernen Drucke wieder auf; alle Häuser öffneten sich, die vertriebenen Größen kamen zurück, und das Lächeln des schönen jungen Kaisers rief Glanz und Schönheit wieder hervor. Ich habe an einem Courtage vor dem Winterpalaste an 2000 Wagen halten sehen, und doch war der ungeheure Halbkreis nicht ausgefüllt, auf dem an Sonntagen sich hunderttausend Mann zur Parade zu sammeln pflegten. Vorgestellt ward für's Erste Niemand. Der Hof war in tiefer Trauer, ebenso die ganze gute Gesellschaft, alle Hüte und Degen mit Flor umwunden, alles Gesinde schwarz; aber unter dem Flor fühlte sich Alles leicht und frei, und jeder machte durch Erzählungen dessen, was er unter Paul gelitten, dem Herzen Luft. Ueber diesen merkwürdigen und in seiner Narrheit und Grausamkeit beklagenswerthen Mann habe ich damals manche Züge gesammelt. Er war sein organisirt, sein Verstand scharf, sein Herz gefühlvoll; langer Druck und vielfältige Kränkung unter der Regierung seiner Mutter hatte ihn versauert; Mißtrauen hatte sich in seiner Seele eingewohnt, und eine an sich furchtsame Natur war von schlechten Günstlingen benutzt und seine Angst vor Verrath und Geringschätzung zur Grausamkeit und Narrheit gesteigert worden. Ich habe mehrere gekannt, die seine Güte und Milde rühmten und seiner nicht ohne Thränen gedachten. Zu diesen gehörte ein wackerer Landsmann, Buch, der durch ihn aus einem kleinen Silberschmied Etatsrath und ein reicher Mann geworden war. Aber die mit ihm fühlten und die vorige Zeit zurückwünschten, mußten klüglich schweigen; der Strom war gegen sie, und ein Kopfschütteln und eine leise Mittheilung gegen einen Freund war Alles, was man wagen durfte.

„Ich schlenderte an einem Nachmittage, wenige Tage nach meiner Ankunft, durch den Sommergarten nach dem Michailow'schen Palais, wo Paul gestorben war und das nun öde und leer wie ein verwünschtes Schloß verlassen dastand. Die seltsame Bauart, die Gräben und Zugbrücken, von denen es umgeben war, deuteten auf den seltsamen Geschmack seines Erbauers. Ich stand nun davor, die Thür war offen, ich ging hinein und besah mir Halle, Gemächer und Treppen. Ein paar unterthänige Russen in Hoflivree trugen sich mir alsbald an, mich herumzuführen; ich nickte und folgte ihnen durch das ganze wüste Schloß, aus dem alle fahrende Habe rein ausgekehrt war. Wir waren, so viel ich aus den Geberden verstand, in Paul's Schlafzimmer angekommen, und hier bezeichnete mir mein Führer alsbald mit der lebhaftesten Mimik die Stelle, wo Paul von den Verschwörern erwürgt worden. Ich stutzte nicht wenig, denn unter anderen Vorsichtsmaßregeln war mir besonders empfohlen worden, den Namen Paul so wenig als möglich auszusprechen und überall von seinem Tode keine Notiz zu nehmen; ich ließ mir inzwischen und für ein Trinkgeld alle Communicationen und Zugänge zeigen, und diese Localkenntniß diente mir später, nachdem das Palais verschlossen worden, dazu, die vertrauten Mit-

theilungen, welche ich von einigen Freunden über Paul's Ermordung erhielt, zu verstehen. Zu dieser Zeit, in den ersten Monaten der neuen Regierung, äußerte sich Niemand darüber anders als mit der größten Vorsicht. Man fürchtete überall noch geheime Polizei und die dunkle unumschränkte Macht eines Kaisers, der über Leben und Tod gebietet, und die Mörder waren unbestraft. Für mich, der eben nicht gewohnt war, an Spione bei meinen Tischreden zu denken, sondern vielmehr ein ziemlich freies Wort zu führen, war die vorsichtige Haltung, innerhalb deren sich das Gespräch in der Gesellschaft jedoch mit Leichtigkeit und Lebhaftigkeit bewegte, eine treffliche Schule. Ich merkte nun erst, daß ich in die eigentlich große Welt gekommen sei, wo keine Philosopheme gelten, übersinnliche Wege gänzlich als dem guten Tone zuwider ausgeschlossen waren, die Worte Recht und Tugend nie gehört wurden, das Wort Freiheit sorgfältig verschluckt, und selbst die Ueberzeugung nur als Meinung ausgesprochen wurde. Wo waren sie die Gräfinnen, welche in Kant gelesen hatten und denen die Sache der Menschheit am Herzen lag, wo die Minister und Excellenzen, die zu Hause schlichte Bürger waren, jedem zugänglich und für das freieste Wort empfänglich! Ich fühlte es, ich war nicht mehr in Deutschland, wo ich durch meine Umgebungen bisher noch immer einheimisch gewesen war; ich lebte nun in einem neuen Elemente, in einer Welt, wo die geistigen Verhältnisse eine strengere Absonderung der Menschen von einander und vervielfältigte Rücksichten eine stete Besonnenheit erforderen."

Unter den Papieren des Verfassers hat sich ein — französisch geschriebener — Aufsatz über den Tod des Kaisers Paul vorgefunden, der mancherlei bisher unbekannte Details giebt, für deren Verlässigkeit die Quellen bürgen, aus denen der Erzähler zu schöpfen in der Lage war. Der Aufsatz findet sich als Beilage den „Lebenserinnerungen" beigeschlossen. Raumrücksichten verlagen es uns, an gegenwärtiger Stelle auf das interessante Actenstück näher einzugehen. Nach Rist's Darstellung ist der Hauptsitzer bei der Ermordung des Kaisers Graf Pahlen gewesen. Er war es auch, der sich sofort nach Vollzug des Verbrechens zu dem Großfürsten Thronfolger Alexander begab, der in tiefem Schlafe lag. Da die Dienerschaft den Eintritt in das Schlafgemach verweigerte, drang er gewaltsam in dasselbe ein, weckte den Großfürsten und führte ihn in ein anstoßendes Cabinet, wo er ihm sagte: „Es hat sich ein Unglück zugetragen, man hat Ihren Vater festgenommen und bei dieser Gelegenheit hat ihn ein Schlaganfall getödtet." Alexander gerieth in lebhafteste Erregung und geberdete sich wie ein Verzweifelter. „Unglücklicher, was haben Sie gethan!" rief er aus, „Sie haben ihn getödtet und nichts wird je mein Leben von diesem Flecken rein waschen können!" Pahlen bemühte sich, ihn zu beruhigen, sagte ihm, daß, was geschehen, unvermeidlich gewesen sei, und daß er jetzt nichts weiter zu thun habe, als sich zu zeigen und die Regierung zu übernehmen. Darüber langte Großfürst Constantin bei seinem Bruder an, den blanken Degen in der Hand. Allmälig trafen verschiedene Garderegimenter ein, ebenso die Prinzen, zu denen sich ein Theil der Verschworenen begeben hatte. Die Truppen beobachteten bei ihrem Anblick tiefes Schweigen. Constantin rief: „Es lebe Kaiser Alexander!" Man antwortete ihm nicht. Er wiederholt seinen Ruf — abermaliges Stillschweigen. Endlich ergreift Alexander das Wort: „Meine Kinder," sagt er, „mein Vater ist todt, ich bin Euer legitimer Herrscher!" Da erst riefen sie: „Es lebe der Kaiser!"

Bekannt ist es, daß die Mörder des Kaisers Paul unbestraft geblieben sind. Vorläufig verblieben sie sogar in ihren zum Theil sehr hohen und einflußreichen Stellungen, doch suchte sich der neue Kaiser Alexander allgemach dieser unbequemen Leute eines nach dem andern zu entledigen. Von den Hauptmitschuldigen verblieb nur ein einziger dauernd im Besitz seines Amtes, das zugleich eine hochbedeutsame Vertrauensstellung war: Oberst Uwaroff, erster Adjutant des Kaisers, der zugleich zum Chef des vornehmsten russischen Gardeartillerieregiments, der Chevaliergarden ernannt wurde. Er war ein wenig begabter Mensch, aber seinem Herrn mit erprobter Treue ergeben. Selbst die Bitten der Kaiserin Mutter, die sich eines Tags vor ihrem Sohne auf die Kniee warf, um die Entfernung dieses Menschen durchzusetzen, vermochte seine Stellung nicht zu erschüttern. Kaiser Alexander schlug seiner Mutter Bitte rundweg ab. Graf Pahlen hatte seine Rolle bereits am 28. Juni des Todesjahres seines unglücklichen Opfers ausgespielt.

Im Herbst folgte die Krönung des neuen Kaisers in der alten Czarenstadt Moskau, welcher Rist in seiner diplomatischen Stellung von Amtswegen beizuwohnen Gelegenheit hatte. Er giebt davon eine höchst anziehend geschriebene, farbenreiche Schilderung, betreffs deren wir auf das Buch selbst verweisen müssen.

Nachdem der Verfasser noch beim Abschluß einer Convention zwischen Rußland und England über die Rechte der Neutralen, welcher Dänemark beigetreten war, als dänischer Gesandtschaftssecretär mitgewirkt hatte, was ihm von russischer Seite eine mit Brillanten eingefaßte emaillirte goldene Dose einbrachte — Ordensaustausch war damals bei dergleichen Anlässen noch wenig in Uebung —, erfolgte seine Ernennung zum Legationssecretär am preußischen Hofe, einem Posten, welchen er aber, ohne ihn wirklich anzutreten, mit Madrid vertauschte. Seine bei dieser Gelegenheit unternommene höchst beschwerliche Winterreise über den bothnischen Meerbusen durch Schweden nach Kopenhagen geben wir gelegentlich als besonderen Artikel. Die Reise hat schon ihres Gegenstandes zur bequemen Art, wie heutzutage Diplomaten zu reisen pflegen, halber ein gewisses culturgeschichtliches Interesse.

In Madrid fand Rist eine wunderliche Collegenschaft vor. Die sonderbarste Erscheinung darin bildete unstreitig der russische Gesandte, bei welchem ein förmliches Spielhaus gehalten ward, aus dem der Gesandte, der fortwährend in höchster Geldnoth war, seinen Unterhalt zog! Endlich ward dieser saubere Diplomat abberufen und entwich in einer Nacht, indem er über die schlafenden Creditoren, die auf seiner Treppe sich gelagert, hinwegstieg. Preußen war durch einen Major Gualtieri vertreten, der in der Berliner Gesellschaft als Schöngeist eine Rolle gespielt hatte und nun mit einem Mal Depeschen schreiben und Aufträge ausrichten sollte, ohne einen Begriff von Geschäften und von den Aufgaben eines Diplomaten überhaupt zu haben. Die preußische Armee war sein höchster Stolz und gegen die Spanier behauptete er bei jeder Gelegenheit, daß ein preußischer Major mehr sei, als ein spanischer Generallieutenant, was natürlich seine Stellung in der Madrider Gesellschaft nicht gerade günstiger gestaltete. Eine rühmenswerthe Ausnahme durch große persönliche Gediegenheit bildete der Gesandte der Vereinigten Staaten, Monroe, der spätere Präsident der Union und Urheber der nach ihm genannten Monroedoctrin, nach welcher die Vereinigten Staaten eine Einmischung Europas in die politischen Angelegenheiten Amerikas nicht dulden. Dieselbe ward bekanntlich anläßlich der französischen Expedition nach Mexico mit einem für das Prestige Napoleon's III. sehr verhängnißvoll sich gestaltenden Nachdruck ins Werk gesetzt. Ueber diesen Staatsmann, dem Rist freundschaftlich nahe trat, fällt derselbe das nachstehende günstige Urtheil: „Monroe war so einfach, fromm und schlicht in seinem Wesen, daß man ihn für blöde hätte halten können; man konnte ihn das wahre Muster eines Republicaners nennen, stolz auf sein Vaterland, jedem das Seine gönnend, jedes Verdienst anerkennend, gern zurückweichend, wo es nur Aeußerlichkeiten, nicht das Interesse seines Landes galt, das ihn allein jedes Mal ganz begeisterte und das lebhafte Gefühl eines höheren Werthes zurückrief. Als Diplomat war er von wenigen Worten und begnügte sich, das Wesen der Sache lichtvoll und ruhig auseinander zu setzen, überzeugt,

daß dies die einzig haltbare Politik sei, die aus den Verhältnissen selbst, rein und scharf aufgefaßt, hervorgehe. Die Einfachheit seiner Ansichten und seiner Sprache war so großartig, so ganz auf breitem, festen Grund gebaut, daß die Floskeln und Winkelzüge, die durch Uebereinkunft zu Wahrheiten gestempelten Lügen der gewöhnlichen europäischen Diplomatik mir neben ihr unendlich kleinlich und als wahre Taschenspielerei erschienen."

Während seines Madrider Aufenthalts wohnte Rist dem letzten feierlichen Auto da Fé in Spanien bei, das indessen nicht wie ehedem mit Verbrennung des Opfers abschloß. Die Sünderin, ein Weib von 33 Jahren aus der dienenden Classe, welche als begeisterte Wunderthäterin, Hexe und Gotteslästrerin, wie es zu gehen pflegt, halb selbst getäuscht und halb Betrügerin, eine Zeit lang unter dem Volke ihren Spuk getrieben, wurde zu achtjährigem strengen Disciplinargefängniß, dann sechsjähriger Verbannung aus allen Aufenthaltsorten des Hofs verurtheilt. Rist wohnte dem Acte ex officio bei infolge einer feierlichen Einladung, welche an das gesammte diplomatische Corps ergangen war.

Im Sommer 1806 sand die Mission Rist's in Madrid mit seiner Versetzung als Geschäftsträger an den Londoner Hof ihren Abschluß. In die Zeit seiner Amtirung fällt, wie bereits erwähnt, jene Expedition Englands nach Kopenhagen im Jahre 1807, welche Dänemark seine Flotte kostete, ein allen Satzungen des Völkerrechts zuwiderlaufender Gewaltstreich, welcher keine andere Rechtfertigung finden kann, als das brutale: „Ich bin groß und Du bist klein."

Der Plan dieser berüchtigten Expedition, durch welche sich das damals am englischen Staatsruder befindliche Ministerium Liverpool, welchem auch die später zu unverdientem Renommée gelangten Lords Castlereagh und Canning bereits angehörten, mit einer nicht auszutilgenden Schmach bedeckt hat, war derart geheim gehalten worden, daß der dänische Vertreter am Hofe von St. James, als bereits die englische Flotte vollständig segelfertig vor Anker lag und der Krieg thatsächlich bereits erklärt war, von dem Verhängniß, das über Dänemark im Werke war, noch keine Ahnung hatte. Die Handlungsweise des englischen Cabinets wird dadurch zu einer um so ärgeren Perfidie; Rist's Mittheilungen erhalten damit aber zugleich eine nicht unerhebliche Vervollständigung des historischen Materials zu Feststellung der Thatsachen. Seiner Meinung nach sind der 17. und 19. Juli 1807 die verderblichen Tage gewesen, an denen der Entschluß, über das wehrlose und in tiefem Frieden sichere Dänemark herzufallen, gefaßt und ausgeblitzt worden ist. An diesen Tagen sanden zwei Cabinetssitzungen statt, in welchen von Lord Castlereagh und dem Kanzler der Schatzkammer, Percival, der Plan, sich der dänischen Flotte durch Güte oder Gewalt zu bemächtigen, vorgetragen und von Canning lebhaft unterstützt wurde. Den einmal gefaßten Gedanken begünstigten die Umstände über die Maßen. Eine englische Flotte und ein Corps von 20 000 Mann befanden sich schon in der Ostsee. Eine Flotte war in England theils gerüstet, theils in Rüstung begriffen, als disponiblen Truppen standen mit bereits ernannten Befehlshabern marschfertig, Vorräthe aller Art, eine starke Artillerie, Landungsfahrzeuge in Bereitschaft; es bedurfte weniger Federstriche, diese Ausrüstung zu completiren, und ihr eine veränderte Richtung zu geben, die doch bis zum Ort der Bestimmung ein Geheimniß bleiben konnte, weil der Weg zur früheren Bestimmung an dieser vorbeiführte. In Dänemark war man seit Jahren vielmehr auf einen Angriff von der Landgrenze her vorbereitet; das Heer und der Kronprinz befanden sich in Holstein, die Hauptstadt selbst ohne die gewöhnliche Garnison, kaum ein paar Fregatten gerüstet, Seeland von Truppen entblößt. So konnte der Gedanke entstehen, die Flotte würde, müsse ohne Widerstand ausgeliefert werden. Diese Ueberzeugung, daß es zur Anwendung von Gewalt nicht kommen werde, stand bei dem Ministerium fest; man sandte nur darum die ungeheure Truppenmacht von 200 Segeln mit 30 000 Mann ab, um durch eine so überlegene Macht auch den Gedanken an Widerstand zu entfernen.

Nachdem der Plan zur Reife gekommen war, wurden die Anstalten zu dessen Ausführung mit einer in England beispiellosen Schnelligkeit und Heimlichkeit getroffen. Bereits am 21. Juli erging der Befehl zu einem allgemeinen und strengen Embargo, das sogar die Fahrt der Marktschiffe nach dem Ausfluß der Themse hemmte, wie es gewöhnlich der Vorläufer des Auslaufens englischer Rüstungen nach den Küsten des Continents ist. Erst am 22. Juli betam Rist eine Ahnung von dem, was im Werke war. Der Embargo hinderte ihn aber, seine gewöhnliche allpostägliche Berichterstattung fortzusetzen.

Am 26. Juli ging die größere Masse der Expedition von Yarmouth ab, Tags darauf brachte ein ministerielles Abendblatt einen musteriösen Artikel, in dem verkündet wurde, es werde der Schlag, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, unvorbereitete sichere Häupter treffen und am 31. Juli zeigte Lord Castlereagh im Unterhause das Auslaufen der Expedition mit dem prahlerischen Hinzufügen an, sie werde an ihrem Bestimmungsort zugleich mit der Nachricht von ihrer Ausrüstung eintreffen. Rist, dem officiellen Vertreter des Landes, das man in so heimtückischer Weise zu überfallen beabsichtigte, wurde noch immer nicht die mindeste amtliche Mittheilung von dem geplanten Anschlage gemacht; wol aber hinderte man ihn vermittelst des Embargo fortwährend, seiner Regierung die mindeste Nachricht zukommen zu lassen. Erst Ende Juli bot sich demselben durch die Abreise der Prinzen von Oldenburg nach Tönningen in Holstein Gelegenheit, eine Depesche an den Staatsminister Grafen Bernstorff zu befördern, welche am 7. August, 24 Stunden vor der Ankunft der englischen Flotte vor Kopenhagen, an ihre Adresse gelangte.

Die sich vor Kopenhagen abspielenden Ereignisse sind als bekannt vorauszusetzen. Wie heuchlerisch die englische Regierung auch in Kopenhagen verfahren war, ergiebt sich daraus, daß noch am 3. August, als schon die Flotte im Angesicht der dänischen Küsten war, der englische Gesandte Taylor den Grafen Bernstorff der freundschaftlichsten Gesinnungen seines Hofes für Dänemark versicherte! Rist besand sich noch immer in London ohne jede amtliche Mittheilung von den begonnenen Feindseligkeiten. Jede Verkehrsverbindung mit Dänemark war abgeschnitten. Der Embargo wurde zwar am 31. Juli aufgehoben, aber den dänischen Schiffen weigerte man die Expedition. Rist hatte sich — wie er hinzufügt: in einem billigen Selbstgefühl und in der Erwartung, abberufen zu werden — seit der Katastrophe dem englischen auswärtigen Minister Canning nicht weiter genähert und alles Officielle schriftlich betrieben. Als die Zeitungen vom 28. August die Ordre zur Ausbringung aller dänischen Schiffe mittheilten, hielt er es für Pflicht, eine Note auszugeben, in welcher er den Grund dieser feindseligen Maßregel zu wissen begehrte, und die nöthigen Vorstellungen dagegen einlegte. Tags darauf bereits erhielt er Canning's Antwort, worin diese Befehle als eine Vorsichtsmaßregel bezeichnet waren, die man der Sicherheit des englischen Eigenthums schuldig sei, welches, zuverlässiger Anzeige zufolge, in den dänischen Staaten mit Sequester belegt worden sei. In der That eine dem nichtswürdigen Spiele die Krone aufsetzende Dreistigkeit, Dänemark hinterdrein noch zum angreifenden Theile machen zu wollen.

Am 7. September sand die Capitulation von Kopenhagen statt Rist erwartete stündlich seine Abberufung, die auch bereits am 31. August ausgefertigt war, aber ihm bei den von der englischen Regierung entgegengesetzten Verkehrshindernissen nicht zugestellt werden konnte. Rist sollte alsbald erfahren, warum man ihn absichtlich in London zurückhielt.

Am 23. September ging ihm ein Billet des ehemaligen Gesandten Thornton zu, der ihm anzeigte, daß er mit einem Auftrag

Canning's bei ihm gewesen sei. Tags darauf erschien derselbe wieder und eröffnete Rist, daß er beauftragt sei, ihn sogleich zu einer Unterredung mit dem Minister einzuladen. Rist versügte sich darauf sofort nach der Wohnung Canning's, der ihn unverzüglich empfing.

Canning eröffnete die Verhandlung mit der Bemerkung, daß er sich wol erlauben dürfe, die Begebenheiten, welche den gegenwärtigen Zustand der Dinge herbeigeführt, mit Stillschweigen zu übergehen, um sogleich zu der Mittheilung zu schreiten, derenthalben er ihn zu sehen gewünscht. Nach Abschluß der Capitulation sei Hr. Jackson, mit einer abermaligen Sendung an den dänischen Hof beauftragt, durch Seeland gereist, ihm aber die Durchreise durch Flühnen, sowie auch ein Paß verweigert worden, und er demzufolge nach London zurückgekehrt. Die englische Regierung wünsche nun zu wissen, ob er, Rist, sich für befugt halte, einen Courier an seinen Hof zu senden, um demselben vorzuschlagen, zum Behuf anzuknüpfender Verhandlungen Päße für einen Unterhändler nach London zu senden oder daselbst die Verhandlungen durch ihn, Rist, oder einen anderen Bevollmächtigten anzuknüpfen. Rist benutzte die damit gebotene Gelegenheit, die augenblicklichen Verhältnisse beider Höfe, wie sie durch Englands beispielloses Verfahren, durch einen ungeheuren Friedensbruch gestellt worden, mit Wärme und Ernst auseinanderzusetzen. Zur Sache erwiederte Rist, daß er mit allen Vorgängen in seinem Vaterlande seit dem 8. August unbekannt und, ohne Verhaltungsbefehle, sich zwar, so lange er nicht abberufen worden, als verpflichtet betrachten müsse, jede annehmliche Eröffnung des britischen Cabinets zu empfangen und seinem Hofe treu zu übermitteln; daß er aber schließen dürfe, die jetzt beabsichtigte werde, wenn sie desselben Inhalts sei, wie die von Jackson bei seiner ersten Sendung vorgetragene, ebenso wenigen, ja noch wenigeren Eingang finden, seitdem durch das, was in Seeland vorgefallen, die Verhältnisse durchaus zum Nachtheil jedes Einverständnisses geändert worden. Er wünsche daher vor allen Dingen über die Beschaffenheit der beabsichtigten Eröffnung belehrt zu werden.

Canning äußerte sich mit dieser Antwort sehr zufrieden und ging nun in die Entwickelung seiner Eröffnung ein. Was zunächst der englischen Regierung am Herzen liege, sei, womöglich Dänemark auf den alten Fuß der Neutralität und friedlichen Verhältnisse mit England festzustellen. Zu diesem Ende wünsche das Ministerium den Abschluß einer Uebereinkunft über folgende Punkte: von englischer Seite Zurückgabe aller aufgebrachten Schiffe und Enthaltung von fernerer Aufbringung, Zurücknahme des Befehls zur Besetzung der dänischen Colonien, Zurückgabe der Flotte oder ihres Werths, billig geschätzt, drei Jahre nach dem allgemeinen Frieden, bis wohin sie von England sollte gebraucht werden können; von Seiten Dänemarks Abtretung von Helgoland für beständig gegen eine auszumittelnde Entschädigung. Außerdem Abschluß einer Präliminarconvention, welche die zufolge der Capitulation binnen sechs Wochen nach deren Abschluß zu beschaffende Räumung von Seeland beträfe. Diese Bedingung müsse vorläufig bis zum Abschluß einer Convention suspendirt werden, denn sie sei in der Voraussetzung friedlicher Verhältnisse geschlossen. Man würde die Rückgabe alles öffentlichen und Privateigenthums in Seeland nicht versprochen haben, wenn man den Sequester des britischen Eigenthums in den dänischen Staaten vorausgesehen hätte. Dänemark habe seitdem den Krieg erklärt, England diese Kriegserklärung nicht erwidert (11!); aber es könne Seeland nicht schlechthin aus den Händen geben.

Rist begnügte sich, ohne eine weitere Bemerkung, die Eröffnung dieser Bedingungen zu notiren. Am 26. August hatte er eine abermalige Conferenz mit Canning, der ihm von einem Blatt, das er in der Hand hielt, die englischerseits im Falle eines Bündnisses zu machenden Anerbietungen vorlas, welche folgendermaßen lauteten:

1) Mitwirkung der englischen Land- und Seemacht zu Dänemarks Schutz und Unterstützung;

2) Garantie aller Besitzungen Dänemarks, wie sie zur Zeit der Schließung der Allianz bestanden; oder Aequivalente für solche, die durch den Krieg verloren gegangen;

3) Ausdehnung der dänischen Colonialbesitzungen vermittelst der Auslieferung vom Feinde genommener Colonien.

Das anscheinend so uneigennützige Anerbieten hatte aber seine sehr ernste, inhaltschwere Kehrseite. Für den Fall des Nichteingehens der dänischen Regierung darauf wurden ihr nämlich folgende Drohungen in Aussicht gestellt:

1) Confiscation aller aufgebrachten und noch aufzubringenden dänischen Schiffe;

2) Wegnahme der dänischen Colonien;

3) Zerstörung des dänischen Handels;

4) die Möglichkeit, daß England sich genöthigt sehen werde, schwedischen Truppen Kopenhagen und Seeland einzuräumen;

5) die Nothwendigkeit, in der man sich sehen könnte, den König von Schweden durch den Besitz von Norwegen zu entschädigen.

Man sieht aus diesen Manipulationen, daß die Herren Canning und Castlereagh, was brusquirende Einschüchterung des Schwächeren anlangt, bei Napoleon I. trotz aller Feindseligkeit, die sie ihm sonst entgegentrugen, mit bestem Erfolg in die Schule gegangen waren. Ende September sendete Rist die englischen Propositionen nach Kopenhagen. Gleichzeitig sollte englischerseits ein alter, in Kopenhagen wohl bekannter und gelittener Diplomat, Merry, zur möglichst schnellen Anknüpfung der Unterhandlungen nach Dänemark entsendet werden. Rist glaubte denselben, der ursprünglichen Abrede gemäß, bereits abgereist, als er zu seiner nicht geringen Verwunderung am 1. October einen Besuch von ihm erhielt, zu dem Zwecke, Rist zu einer abermaligen Conferenz mit Canning einzuladen. Dieselbe galt einfach einer verstärkten Einschüchterung. Canning sagte nämlich Rist: er habe früher der eventuellen Mitwirkung schwedischer Truppen in Seeland erwähnt; nunmehr könne er nachträglich hinzufügen: „daß das Cabinet soeben aus Schweden officielle Nachrichten erhalten, welche die erwartete Bestätigung wegen eventueller Mitwirkung der Truppen der Alliirten Seiner Majestät zu dessen Zwecken mitgebracht". Daran knüpfte sich die eindringlichste Mahnung zu schneller Verständigung. Auch hiervon gab Rist seinem Hof sofort Nachricht.

Wochen vergingen, bevor von Kopenhagen ein Bescheid erfolgte. Endlich am 28. October traf der von Rist entsandte Bote mit Depeschen und Briefen wieder ein. Die Vorschläge des englischen Ministeriums wurden mit Unwillen verworfen. Der Bescheid, dies anzuzeigen, war mit dem zu schleunigen Abreise verbunden. Rist hatte indessen die Befriedigung, sein Verfahren bei Anhörung und Ueberlieferung der Eröffnungen durchaus gebilligt zu sehen. Kopenhagen und Seeland war am 20. October von den Engländern geräumt worden und so der Hauptzweck, den er bei Uebernahme des Vermittelungsgeschäfts sich vorgesetzt, erfüllt. Am 30. October übergab Rist dem englischen Minister eine kurze Note, in der, seinen Instructionen gemäß, in starken Ausdrücken jeder Vorschlag, der dazu dienen möchte, die ungeheure Gewaltthat durch Einwilligung des schwer beleidigten Hofes zu beschönigen, verworfen, der Krieg erklärt und die ganze Verantwortlichkeit auf die Urheber jenes verderblichen Raubzugs gewälzt wurde. Zugleich enthielt die Note das Verlangen von Päßen für Rist und die Personen und Effecten der Gesandtschaft. Noch zu guterletzt zeigte sich bei dieser Gelegenheit die arglistige Bosheit der damaligen englischen Machthaber in ihrer ganzen Unverforenheit. Canning wollte — jedenfalls in der Absicht, Rist bei seiner Regierung zu compromittiren und so vielleicht auf Umwegen schließlich doch noch zu seinem Ziele zu gelangen — Rist durchaus die Rückbeförderung mittels eines

englischen Kriegsschiffs aufdringen. Rist merkte die Falle und verbat sich geradezu ein königliches Schiff mit dem Antrage: daß ein außerordentliches Packetboot ihm auf seine Kosten als Parlamentär zugestanden werden möge. Auf diese Weise gelang es ihm endlich, am 21. November England zu verlassen. Nach allerhand Fährlichkeiten langte er erst am 15. December in Kopenhagen an und fand eine den Verhältnissen entsprechende gute Aufnahme in den Regierungskreisen. Einen Urlaub, den er zu Ordnung seiner Privatangelegenheiten erbat, erhielt er ohne Weiteres bewilligt. Er verbrachte denselben in Holstein, wohin er sich am 18. Januar 1808 begab, bei seinen Verwandten und Freunden. Seine englische Mission war definitiv beendet.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

Murad Effendi, Dramatische Werke. Drei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. Leiden, E. J. Brill. 1881. Preis 15 ℳ.

Murad Effendi, eigentlich Franz v. Werner, seit 1870 ottomanischer Gesandter für die nordischen Höfe, im Haag ansässig, ist daselbst am 15. September d. J. gestorben. Er war, im rüstigsten Mannesalter stehend, kein Neuling mehr auf der Bühne: seine Dramen, beispielsweise die Trauerspiele „Selim der Dritte", „Marino Faliero", das Lustspiel „Bogadil" sind an verschiedenen Theatern mit vielem Erfolg aufgeführt. Aber einen abschließenden Ueberblick über Murad Effendi's theatralisches Schaffen gewährt jetzt erst die Herausgabe seiner „Dramatischen Werke", welche der Dichter noch rechtzeitig selbst besorgte, um dies Amt nicht einem Herausgeber zu überlassen, vielleicht in unbestimmter Vorahnung seines nahen Todes (Murad Effendi war sehr leidend): sie bieten in drei Bänden folgende Stücke: I. Selim der Dritte. Marino Faliero. Auf dem Kreuzhof. II. Mirabeau. Durch die Vase. Bogadil. Johanna Gray. III. Professors Brautfahrt. Mit dem Strom. Ines de Castro.

Obwol alle unsere bedeutenderen Dramatiker, die nach Schiller gelebt haben, mehr oder weniger bei diesem in die Schule gegangen sind, so giebt es doch eine Anzahl dramatischer Dichter, die man als spezifisch Schillerische zu bezeichnen pflegt, nicht sowol, weil sie mehr als die anderen in Schiller's Geiste geschaffen hätten, sondern weil sie sich, auf geschickte Weise, die Aeußerlichkeiten seiner dramatischen Gestaltungsart angeeignet haben. Zu diesen Dramatikern gehört Murad Effendi. Seine Dramen präsentiren sich alle mit einer gewissen pompösen, glänzenden Aeußerlichkeit dem Publicum: es sind, im streng einseitigen Sinne genommen, buntausgeputzte und prachtvoll gefärbte „Bühnenstücke". Der Dichter wählt auch seine Handlungen demgemäß aus der Historie aus: personenreiche Staatsactionen, düstere Verschwörungsgeschichten, blutbefleckte und blutig endende Liebeshistorien. Der Hintergrund der Fabel ist bei ihm stets ein solcher, der schon an und für sich den Zuschauer nicht recht zur Ruhe kommen läßt: die Palastrevolution in der Türkei zu Anfang dieses Jahrhunderts, der Dogenmord in Venedig im Jahre 1355, die französischen Revolutionsgreuel, welche sich um Mirabeau gruppiren, die Thronwirrnisse unter den Tudors in England im Geburtsjahre William Shakespeare's. Diese Hintergründe tragen alle etwas Grelles an sich, die Handlungen etwas Lärmendes, Betäubendes, Verwirrendes für Ohr und Auge, wie der Klang schriller Instrumente, die Farbentöne wilder Aushängebilder auf Jahrmärkten älterer Zeit. Man beachte diese Eigenheit bei dem Dichter, und überhaupt bei den einseitigen Nachahmern Schiller's wohl: auch der Schöpfer der „Räuber" und von „Kabale und Liebe" zeigt eine gewisse Vorliebe für dergleichen Scenen, die ja an und für sich etwas Dramatisches aufweisen, aber er schweigt nicht alleinig in diesen Effecten: die schöne Einfachheit mit ihren bezaubernden Wirkungen geht dem „Wallenstein"-Poeten nie verloren. Diese Einfachheit fehlt nun beispielsweise Murad Effendi vollständig. Er wirkt nur einseitig durch den Tumult. Der einfichtige Leser vermag, trotz vieler hervorragender Schönheiten in Franz v. Werner's Dramen, Eines nicht zu verwinden, den Mangel dessen, was der Anfang und das Ende aller Poesie ist: der Innerlichkeit.

Der Einfluß Schiller's macht sich auch im Einzelnen bei Murad Effendi oft in einer Weise geltend, die nicht recht zu billigen ist. Ich bin kein Reminiscenzenjäger, aber wer kann sich bei folgenden Stellen, die nur aus einer Fülle von Beispielen herausgegriffen sind, der Behauptung erwehren, daß der große Dichter übermäßig auf den Epigonen eingewirkt? Im „Selim III." hat ein Offizier eine Hiobspost von der Einnahme einer Stadt dem Sultan zu überbringen. Man erwartet allgemein, daß der Arme seine Botschaft werde büßen müssen. Was aber entgegnet der Kalif? (I, 1)

„Das Glück ist gegen uns —
Doch eine segensreiche Lehre birgt
Das Mißgeschick. — Du wackrer Mann verbleibe
Auch fürder eine Säule unsres Heeres."

Dagegen Don Philipp bei Schiller:

„Gott ist über mir — Ich habe gegen Menschen,
Nicht gegen Sturm und Klippen Sie gefeudet u. s. f."

III, 1 bei Murad und Schiller, Tell IV, 1:

„Ist es geschehen, wird's auch offenbar."
„Ist es gethan, wird's auch zur Rede kommen"

und Aehnliches mehr.

Man nehme solche Kleinigkeiten nicht für Kleinigkeiten: das sind sie nicht. Sie sind nur geringfügige Emanationen eines unsicheren Epigonenthums. Und auch bedeutende Beweise dieses Epigonenthums fehlen nicht: in der türkischen Palasttragödie, die ich schon erwähnt — was ist Selim im IV. Akte schließlich Anderes als Don Philipp und Carlos in einer Person, wie sein Freund und Gegner, der Groß-Vezier Hussein Pascha, die Stelle des Marquis Posa vertritt? Das ganze Stück „Marino Faliero" wäre ohne Fiesko nicht entstanden.

Wenn ich noch tadelswerthe Einzelheiten hervorheben soll, so nenne ich die bombastische Aufdämmung der Sprache, beispielsweise im „Selim". Die Diction hat oft Schwung; aber, wenn — ich greife auch hier nur ein beliebiges Beispiel statt vieler heraus — der einfache Gedanke: „tiefes Schweigen herrschte im Zelt" zu folgenden Versen auseinandergezerrt wird (I, 1):

„Secunden tiefen Schweigens zogen nun
Hin durch das Zelt gleich Menschenaltern lang —"

so erinnert dies an Lohenstein und Genossen. Des Bombastis Bruder ist gewöhnlich die Unnatur, der Frost und die Süßlichkeit, die Trivialität: wenn Selim und der General Sebastiani, Napoleon's I. Abgesandter in Stambul, kurz vor dem Ausbruch der Palastrebellion sich trennen müssen, da sie einander doch liebgewonnen, und zugleich ahnen, daß diese Trennung für immer sein werde, so setzt Murad Effendi diesen Gedanken derart in Scene (V, 5*) —: „Sebastiani hat sich nach einer Verbeugung gewendet, kehrt aber in heftiger Bewegung zurück. Selim reicht ihm die Hand. Sebastiani rasch ab." Ich bekenne, daß ich einen gleichen Effect schon in einer ziemlichen Anzahl von Dutzend-Tragödien gelesen und gesehen habe.

Murad Effendi's bedeutendstes Trauerspiel ist ohne Zweifel sein „Selim III." Es besitzt viele glänzende Scenen. Der erste Act ist von mustergiltigem Aufbau: die Entwicklung der Gegner und Gegnerschaften im Feindeslager des groß-

*) Nicht 4, wie in der Ausgabe (I. S. 130) zu lesen ist: der Auftritt 4 ist zweimal gezählt; es sollte dergleichen in einer correcten Ausgabe nicht anzutreffen sein!

herrlichen Reformators wird ungemein lebendig auf die Scene gebracht. Am effectvollsten ist der Schluß des III. Aufzuges. Selim, dessen Wollen sich kurz aus der Dichtung dahin resumiren läßt (III, 4):

„Und nicht genug, daß du den Staat zerstörst,
Und nicht genug, daß du am Glauben frevelst,
Du giebst der Sitte auch den Todesstoß —"

Selim, der die muhamedanische Erniedrigung der Frau aufheben und sie dem freudigen Leben wieder anheimgeben will, der seine Odaliske Zuleicha zur Sultanin zu erheben beabsichtigt, muß das Resultat dieser Emancipation der Sitte dahin sich wenden sehen, daß in den Harem, den er gesprengt, ein Begünstigterer als er eingebrungen, sein Freund und Vezier Hussein Pascha: Hussein und Zuleicha lieben sich mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Er steht wie vom Donner gerührt bei Empfang dieser Nachricht. Noch nicht genug: sein Thun soll ihn ganz richten. Staat und Glauben, die er modeln wollte, wenden sich gegen ihn, durch die Hand aufrührerischer Stämme: Mekka und Medina, die heiligen Städte des osmanischen Reiches, sind in die Hände feindlicher Secten, der Wahabiten, gefallen. Was er reformiren wollte, vermag Selim nicht einmal zu schützen. Das ist das Tragische seines Geschicks, daß dasjenige, was er liebt und zu sich erheben will, gerade wegen des Actes der Erhebung und Liebe sich gegen ihn wenden muß, um ihn zu vernichten. Das Drama hat auch Bühnenfähigkeit bewährt.

Schwach — ein Antipode des „Selim", was Werth und Fähigkeit des Poeten anbelangt — ist das Trauerspiel „Ines de Castro". Wer kennt nicht jene rührende Episode aus Portugals Geschichte des 14. Jahrhunderts, welche in Luis des Camoens „Os Lusiadas" (III. Ges. 119—135) der Held Vasco de Gama dem gastfreundlichen König von Melinda nebst anderen Mären aus Lusitaniens Vorzeit berichtet! Einfach und lieblich, ergreifend und doch auch mild versöhnend giebt sich diese Liebesfabel bei dem großen portugiesischen Epiker: sie muthet an, wie der letzte sterbende Duft einer gebrochenen Blume. Der Sänger, dem die heroischen Klänge der Schlachtrompeten, die Schilderung des Getümmels einer wilden Metzelei aus Spaniens Mohrenkämpfen so unübertrefflich zu Gebote standen, konnte auch dieses elegische Idyll schaffen. Hier aber ist der Marmstein von Murad Efendi's Können: dieses Idyll, das wol einen dramatischen Kern in sich bergen mag, nachzudichten vermochte er nicht. Schon darin fehlte der Dichter, daß er dem Geliebten der Heldin noch eine Gemahlin gab: diese Doppelehe rückt das Sujet, das eben eine leidenschaftliche Herzensneigung Zweier bedeuten sollte, die nichts außer sich selbst kennen, welche Neigung an den Gesetzen der Welt scheitert, unter die Beleuchtung eines total neuen Themas. Außerdem fehlt jede Verinnerlichung der Fabel: was der Epiker an Blüthenstaub, Schmelz der Farbe, süßem Hauch über die tragische Liebesgeschichte ausgebreitet hat, verflüchtet sich infolge der Sucht nach Theatereffect, nach bunten stechenden Farben, verfließt vor dem grellen Lampenlicht der Bühne. Eine einzige Strophe des Epikers schlägt das ganze Stück des Dramatikers todt, wenn, was dieser in fünf Acten nicht vermochte, jener in acht Zeilen bewältigt: die poetische Verklärung des Todes der rührenden Frauengestalt (nach Donner's Uebersetzung):

„Wie eine Blum', in weißer Schöne prangend,
Die vor der Zeit das zarte Mädchen bricht,
Mit losen Händen sie vom Zweige langend,
Und sich zum Kranz für Brust und Stirne flicht;
Ihr Duft entweicht, die Farbe bleibt erbangend:
So der Entseelten bleiches Angesicht;
Der Wange Rosen welkten hin und starben,
Und mit dem Odem floh'n die Lebensfarben."

Murad Efendi hat auch Lustspiele geschrieben und ich muß gestehen, daß diese durchaus nicht im Nachtrab seiner Dramatischen Werke zu marschiren brauchen. Die beste dieser Komödien möchte das einactige Lustspiel „Bogadir" (Band II) sein: es ist ungemein graziös und liebenswürdig, und hat sich auch auf der Bühne, beispielsweise im Schauspielhause zu Berlin, eine sehr freundliche Aufnahme seiten des Publicums zu erringen gewußt. Julius Rippert.

△ Den die stattliche Zahl LXXXV tragenden Band der im Hartleben'schen Verlage erscheinenden Chemisch-technischen Bibliothek bildet das Handbuch für Gold-, Silber-, Bronze-Arbeiter und Juweliere, Gold, Silber und Edelsteine. Vollständige Anleitung zur technischen Verarbeitung der Edelmetalle, enthaltend das Legiren, Gießen, Bearbeiten, Emailliren, Färben und Oxydiren, das Vergolden, das Incrustiren und Schmücken der Gold- und Silberwaaren mit Edelsteinen und die Fabrikation des Imitationsschmuckes von Alexander Wagner. Mit 14 Abbildungen. Die Erwägung, daß bei der Fabrikation der Gold- und Silberwaaren neben dem künstlerischen Momente auch das chemische von hoher Bedeutung ist, daß ferner eine Reihe von Arbeiten, welche das Aussehen der Gold- und Silberwaaren zu heben, nur unter Anwendung chemischer Processe ausgeführt werden können, daß es mithin für den Praktiker unbedingt nothwendig ist, wenigstens so viele Kenntnisse zu besitzen, als erforderlich sind, um diese Processe richtig zu leiten und sich gewisse Präparate, deren er dazu bedarf, entweder selbst darzustellen oder in entsprechender Qualität zu beschaffen, hat zur Abfassung dieses Werkes und zu dessen Aufnahme in die Chemisch-technische Bibliothek geführt. Dasselbe wird dem Praktiker in dieser Beziehung ein verläßlicher Rathgeber sein.

** Der Wohnungs-Miethvertrag, Dienstvertrag mit dem Hausmanne und Hausverwalter und das Verfahren in Miethsachen. Rathgeber für rechtskundunkundige Miether und Vermiether. Unter Beigabe der üblichsten Formulare bearbeitet von Dr. jur. Theuring. Leipzig, Verlag von H. Haessel 1881. — Nach dem Titel des Buches sollte man annehmen, daß dasselbe dazu bestimmt wäre, rechtskundunkundigen Vermiethern und Miethern über das Wesen des Miethvertrages und die daraus sich ergebenden Consequenzen zu belehren und auf diese Weise Differenzen zwischen Vermiethern und Miethern vorzubeugen oder doch dazu beizutragen, daß dieselben ohne Inanspruchnahme der Gerichtsbehörden und Rechtsanwälte beigelegt werden. Allein des Verfassers Tendenz geht, wie aus der Vorrede zu ersehen, ganz nach anderer Richtung: er gedenkt damit eine Anleitung zu geben, um die wichtigsten Rechtsbegriffe und obersten Grundsätze der Rechtswissenschaft in populärer und erschöpfender Darstellung ihrer einzelnen Lehren zum Gegenstande des Volksunterrichtes zu machen und hat die Lehre vom Wohnungs-Miethvertrage u. s. w. gerade deshalb als erste Probe wählen zu sollen geglaubt, weil die einschlagenden Verhältnisse vorzugsweise mit dem bürgerlichen Verkehrsleben innig verwachsen seien. Wir wollen hier nicht näher untersuchen, ob der Erstreckung des Volksunterrichts auf das Rechtsgebiet grundsätzlich das Wort zu reden oder ob gerade das vorliegende Werk geeignet sein werde, als Unterlage eines solchen Unterrichts zu dienen, und nur darauf hinweisen, daß dasselbe zunächst eine eingehende Darstellung der allgemeinen Grundsätze des „Vertragsverhältnisses", sodann eine juristische Erörterung des Wesens des Wohnungs-Miethvertrages und im Anschlusse daran der „Dienstmiethe" nebst einigen ganz praktischen Rathschlägen, was beim Abschlusse solcher Verträge hauptsächlich zu beachten und vorzugsweise zu vermeiden ist, endlich verschiedene Formulare zu derartigen Verträgen, zu Hausordnungen u. s. w. enthält. Die quellengemäße Erklärung gewisser für den bürgerlichen Rechtsverkehr wichtiger Begriffe und Ausdrucksweisen, die der Verfasser S. 59 fg. giebt, hätte ohne Bedenken weggelassen werden können: wir fürchten, daß diese Erklärungen die Begriffe des jugendlichen Lehrers zuweilen mehr verwirren, als klären werden.

△ Broschüren politischen, socialpolitischen und ähnlichen Inhalts. In einer „Des Reichskanzlers

Wohlfahrts-Politik und die Demokratie" betitelten Broschüre (Leipzig, Verlag von J. G. Findel 1881) begrüßt der mit dem Verleger identische, zwischen Fortschritt und Socialdemokratie ohngefähr die Mitte haltende Verfasser die Initiative des Reichskanzlers auf socialpolitischem Gebiete mittels der Vorlage des Unfallversicherungsgesetzes und Vorbereitung eines Projectes der Einführung von Invalidencassen als einen großartigen und folgenreichen Schritt, der gleichzeitig im Interesse der Arbeiter, wie der Arbeitgeber liege. Im Gegensatze zu der ablehnenden Haltung der Führer der Socialdemokratie, die sich zwar im Principe für Zwangsversicherung und Staatshilfe erklären, aber den vorliegenden Entwurf „als den Interessen des Arbeiterstandes nicht entsprechend" ablehnen — aus dem einfachen Grunde, weil ja jede Besserung des Looses der Arbeiter der socialdemokratischen Agitation den Boden abgraben würde —, sucht der Verfasser zu beduciren, daß die „deutsche Demokratie" — deren Anhänger sind freilich sehr dünn gesäet! — den Reichskanzler in seiner Wirthschaftspolitik unterstützen müsse und könne, ohne ihre politischen Forderungen und ihr Programm aufzugeben. Die Broschüre ist maßvoll geschrieben und enthält einige gute Gedanken und treffende Bemerkungen. Zu den letzteren rechnen wir freilich nicht die Ausführung, daß als weitere Schritte auf dem Gebiete des Schutzes der Arbeit auf dem Wege der Staatshilfe die Besteuerung der Maschinen und der Normalarbeitstag zu bezeichnen seien. Beide Gedanken finden sich in besonderen Broschüren näher ausgeführt: Der Normalarbeitstag, eine Consequenz der heutigen Wirthschaftsordnung. Von Ludwig Knorr. (Leipzig 1880, Heinrich Pfeil) und Arbeit und Besteuerung des Menschen und der Maschinen. Eine Warnung vor dem Socialismus. Von Emil Witte. Leipzig, J. G. Findel 1881. In der letzteren wird die Besteuerung der Dampfmaschinen mittels einer Kohlensteuer empfohlen, die der Verfasser ihrer Wirkung nach als eine progressive Einkommensteuer insofern bezeichnen zu können glaubt, als sie die Lebensbedürfnisse des armen Mannes mit sehr geringem Satze treffen würde, während je seiner die Producte werden, einen um so höheren Antheil an derselben sie zu tragen haben. Um die Härte zu beseitigen, die darin liegen würde, daß auch die zur Heizung und zum Kochen verbrauchte Kohle des Armen besteuert werden würde, schlägt der Verfasser — die Verwendung des „ersten Drittheils" des Ertrages der Kohlensteuer zur Beseitigung der Salzsteuer vor. — Einen socialpolitischen Mahnruf aus der deutschen Jugend läßt Wilibald Frey ertönen. Gebt uns Colonien! (Chemnitz, Ernst Schmeitzner.) Der Verfasser betrachtet dieselben als ein Mittel zur Versorgung des Ueberschusses von Lebenskraft und Thatenlust, der unbefriedigten Kraft der Jugend, welche zurückgehalten und unterdrückt, nur zu leicht in Haß und Bitterkeit sich umsetze und zum gährenden Ferment mißvergnügter Ideenrichtungen werde. „Wir müssen" — ruft der Verfasser emphatisch aus — „eine Abflußquelle für die stagnirende Kraft unseres Volkes haben, wo die überschüssigen Elemente ein freies Feld zu frischer Thätigkeit haben. Wir müssen Colonien haben, ruft die deutsche Jugend, gleichviel ob dieselben in Tunis, auf Neu-Guinea oder den Samoainseln liegen... Wir sind nicht wählerisch! Und wenn auch viele der ersten Colonisten als Opfer fallen müssen, es ist ein ehrlicher Tod, als Pionier für deutsche Cultur zu sterben; ein anständiger Tod, besser, als das „Sterben Zoll um Zoll", das Versaulen bei lebendigem Leibe, welches uns in den stagnirenden Verhältnissen des Vaterlandes droht." Uns dünkt, der Verfasser denkt über den Nutzen der Colonien ebenso optimistisch, als über die Zustände unseres deutschen Vaterlandes pessimistisch! — Völkerrecht und Völkerfriede. Von Dr. S. Rhamon. Leipzig, Verlag von J. G. Findel, 1881. Ein neuer Versuch, zu erörtern, wie man den „Männer mordenden" Krieg beseitigen und an seine Stelle einen friedlichen Austrag der Völkerstreitigkeiten setzen könne, in der Hauptsache freilich nur eine Recapitulation der Bestrebungen, welche seit Jahrhunderten zur Verwirklichung des ewigen Völkerfriedens gemacht worden sind. In einem Anhange sind auch das bekannte an das vom Institut do droit international in Brüssel herausgegebene „Handbuch der Gesetze für den Krieg zu Lande" anknüpfende Schreiben des Grafen Moltke und die darauf von Bluntschli und — in etwas massiver Weise — von L. Pfau öffentlich ertheilten Antworten wörtlich zum Abdrucke gelangt. Dem Verfasser ist es zum Ueberzeugungssatze geworden, daß, wer den Glauben an das Herannahen eines Völkerfriedens schelte, die Geschichte schelte. Wir müssen unter solchen Umständen den Vorwurf, daß wir die Geschichte schelten, ruhig über uns ergehen lassen, da wir gerade aus der Geschichte die Ueberzeugung gewonnen haben, daß — um mit Moltke zu reden — der ewige Frieden ein Traum und zwar nicht einmal ein schöner Traum sei. — „Drei Reden des Abgeordneten Sprosser über 1) Die Judenfrage, 2) Die Handwerkerfrage, 3) Die Stellung der conservativen Partei zu verschiedenen politischen und socialen Fragen." (Breslau 1881, Carl Dülfer.) Wir bedauern, daß es nicht thunlich ist, an dieser Stelle auf den Inhalt dieser eigenartigen, kernigen Reden des bekannten heißsprornigen conservativen Abgeordneten näher einzugehen. Die Abfertigung, die er in der über die Handwerkerfrage am 20. Januar 1881 in Breslau gehaltenen Rede dem Abgeordneten Eugen Richter mit seinen in die Handwerkerfrage einschlagenden Ausführungen zu Theil werden läßt, ist bei allem jovialen Tone durchaus schlagend und hat gewiß ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlt. — Hamburgs Anschluß an das deutsche Zollgebiet. Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft. Im Auftrage des Vorstandes der Bürgerschaft nach stenographischen Berichten herausgegeben von Dr. Herrmann Eberstein, Secretär der Bürgerschaft. Nebst einem Plan von Hamburg und Altona mit Bezeichnung der Zollgrenze. Hamburg, Otto Meißner 1881. Der Antrag des Hamburger Senates vom 28. März 1881, eine Vertrauens-Commission einzusetzen, um in eine nähere Erörterung darüber einzutreten, auf welche Weise der bestehende Gegensatz zwischen den Hamburger Anschauungen und der von der Reichsregierung vertretenen Auffassung über den herbeizuführenden Anschluß Hamburgs und Bremens an das Reichszollgebiet im Wege der Verständigung auszugleichen sei, leitet die vorliegende Schrift ein, die überhaupt alle in dieser für Hamburg hochwichtigen Angelegenheit ergangenen Actenstücke, vor Allen aber einen wörtlichen Bericht der denkwürdigen Verhandlungen der Bürgerschaft über den Antrag des Senates, betreffend die Genehmigung der mit der Reichsregierung über die Modalitäten des Anschlusses Hamburgs an das deutsche Zollgebiet getroffenen Vereinbarung, die am 15. Juni d. J. stattfanden und von Abends 7 Uhr bis Morgens 2 Uhr dauerten, enthält.

*** Das soeben erschienene zweite Heft von Brockhaus' Conversations-Lexikon (13. Auflage) enthält die Artikel Abraham a Sancta-Clara bis Adam, darunter mehrere besonders eingehende Artikel aus dem gewerblichen und technologischen Gebiet, und bringt an Abbildungen außer mehreren Holzschnitten im Texte drei große Tafeln: zur Zoologie (Affen der alten Welt), zur Baukunst (Altäre) und zur Culturgeschichte (Afrikanische Cultur). Auf dem Umschlag des Heftes sind die für die dreizehnte Auflage gewonnenen Mitarbeiter nebst den Wissensfächern, deren Bearbeitung sie übernahmen, verzeichnet — eine zwei Seiten füllende stattliche Reihe von gegen 150 Gelehrten, Technikern, Specialisten und hervorragenden Autoren der Gegenwart.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfranco) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 88. Donnerstag, den 3. November. 1881.

Inhalt: Lebenserinnerungen eines Diplomaten aus der Zeit Napoleon I. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechung (Die Verbreitung der deutschen Dialekte bis um das Jahr 1800, von Dr. P. Piper). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Lebenserinnerungen eines Diplomaten aus der Zeit Napoleon I.

(Fortsetzung.)

Die Muße, welche Rist nach den aufreibenden Tagen in London gegönnt war, währte nur wenige Monate. Im Frühjahr 1808 erhielt er den Posten eines Geschäftsträgers bei der Stadt Hamburg übertragen. Der an sich unbedeutende Posten bekam unter den damaligen politischen Verhältnissen eine weit über seine gewöhnliche Bedeutung hinausgehende Wichtigkeit. Sehr bald sollte Rist inne werden, daß derselbe hinsichtlich der Schwierigkeit der damit verbundenen Aufgaben die von ihm bisher versehene Londoner Mission kaum hinter sich ließ.

Als Rist den Hamburger Posten antrat, befand sich diese freie Stadt noch in einer wenigstens nominellen Selbständigkeit. Thatsächlich walteten bereits die Franzosen als Alleinherrscher. Sehr bald fiel auch noch dieser Schein von Selbständigkeit: Hamburg wurde durch einen jener bekannten Willkürakte Napoleon's I. ohne einen Schatten von Recht dem französischen Reiche einverleibt, der Senat aufgelöst und die einheimischen durch französische Behörden ersetzt. Marschall Davoust, der militärische Oberbefehlshaber, schaltete als unumschränkter Gebieter. Die Schreckensherrschaft, welche dieser Wüthrich übte, ist noch heute den Hamburgern in trauigem Gedächtnisse. Auch Rist erzählt von der nichtswürdigen Herzlosigkeit, womit Davoust seines Amtes waltete, kaum glaubliche Dinge. Der Marschall war Hamburg nicht blos aus Grundsatz nicht gewogen und streng, sondern fügte auch aus eigenen Mitteln zu dem unvermeidlichen Uebel hinzu, was von Kränkung und Hohn über die Wehrlosen nur gebracht werden konnte. Ein Zug wahrhaft kindischer Bosheit wird in dieser Beziehung statt vieler mitgetheilt. Die Mitglieder des Senats hatten noch eine Zeit lang nach der Vereinigung zu Abwickelung alter Geschäfte eine Art von Versammlungen fortgesetzt. Es war daher den meisten zwar unerwartet, aber doch nicht verdächtig, als sie am 1. April spät Abends durch nicht unterzeichnete Zettel aufgefordert wurden, sich schleunig in der Wohnung des zuletzt präsidirenden Bürgermeisters v. Graffen einzufinden. Gegen Mitternacht langten die ersten an. Das Haus war verschlossen, der alte Mann schon im Bett; er stand auf und erklärte, daß er nicht um die Einberufung wisse. Allmälig rollten mehrere Wagen vor; man verständigte sich bald, daß man in den April geschickt worden; man rieth hin und her auf den Urheber; am andern Tage war die ganze Stadt voll von dem Vorgange und allgemein der Unwille über den Bubenstreich. Die Späße und Aeußerungen der Adjutanten im Hauptquartier stellten es bald außer Zweifel, daß der Marschall selbst Urheber oder Mitwisser desselben war, welcher dazu dienen sollte, die ehemaligen Regenten in den Augen des Volks lächerlich zu machen, freilich aber dieses Ziel gänzlich verfehlte.

Rist's Verhältniß zum Marschall war in der ersten Zeit das beste. Durch ein stets gleiches Betragen und jede mit der Würde und dem Interesse Dänemarks verträgliche Gefälligkeit, zu denen sich oft Veranlassung fand, hatte er Davoust's Vertrauen und Wohlwollen gewonnen und dasselbe sich fortwährend gesteigert. Seinerseits kann Rist dem Marschall das Zeugniß nicht versagen, daß er bis zu der äußersten Ausdehnung seiner Vollmachten zu allen Zeiten für das Interesse Dänemarks thätig war und, soviel an ihm lag, jede Gelegenheit ergriff, Dänemark nützlich und gefällig zu sein.

Dieses Verhältniß blieb in seinem Bestand unverändert bis zum Frühjahr 1813. Die Franzosen hatten Hamburg verlassen und Tettenborn mit russischen Truppen dasselbe besetzt. Auf diese „Befreier" ist Rist nicht besonders gut zu sprechen. Sie waren, wie es schien, nur gekommen, um aufzuregen, nicht aber zu schützen. Seiten Tettenborn's geschah nichts von Erheblichkeit, um Hamburg dauernd vor den Franzosen zu schützen, was bei einer Stimmung, wie sie damals vorherrschte, bei so ungewöhnlichen Hilfsmitteln, unter guter Leitung und sicherer Richtung von oben wol zu bewerkstelligen gewesen wäre. Statt dem Feinde auf den Ferseu zu bleiben, ließ es sich Tettenborn in Hamburg wohl sein. Vieles verdarb er durch unruhige und zerstückelte Wirksamkeit, wozu er das Zeug nicht hatte. Deputirte des Raths und die angesehensten Bürger erfuhren von ihm die brutalste Behandlung; Bedrohungen mit dem Kantschu kamen vor. Zutrauen und Freudigkeit wurden dadurch bei vielen Bürgern gelähmt.

Alle Wünsche und Hoffnungen Norddeutschlands richteten sich in dieser Zeit auf Dänemark, das hessen konnte, wenn es wollte. Daß nach gebrochener Macht Napoleon's unter den europäischen Mächten noch getrenntes Interesse sein, nicht von allen Seiten willig die Hand zum Frieden sollte geboten werden, das wollte dem gesunden Bürgerverstande nicht möglich dünken.

Dem war aber doch so. Hatte auch der König von Dänemark nicht ohne wirkliche Theilnahme die Befreiung des an seine Staaten grenzenden Theils von Deutschland ersehren können, mochte ihm selbst auch die französische Allianz zuletzt nur allzu drückend gedünkt und der Widerwille gegen England durch die heilende Zeit sich bei ihm gemildert haben, — hatten auch beide Herzogthümer den deutschen Ursprung in ihrer lebhaften Freude über Napoleon's Niederlagen so wenig verleugnet, daß sogar ein allgemeiner Enthusiasmus Bürger und Soldaten zur Sache der Alliirten hinüberzog, so hing nichtsbestoweniger die Zufage Norwegens von Seiten der letzteren an Schweden wie ein zweischneidiges Schwert über Dänemark, hielt durch Argwohn und Mißtrauen getrennt, was sich freudig hätte verbinden sollen und mögen, und nährte in der Brust des Königs jene durch bittere Erfahrung einheimisch gewordenen Zweifel an Treu und Glauben überhaupt, dadurch aber die Neigung, sich leibend zu verhalten, welche in den letzten Monaten ihn gelähmt hatte.

Auch hier war es der unselige Einfluß des liberalisirenden Despoten Alexander von Rußland, jenes Monarchen, der bei allen von Humanität überſprudelnden Reden doch einer der rücksichtslosesten, seine Achtung vor Recht und Sitte kennenden Willkürmenschen war, der die Gemeinsamkeit einer energischen, einheitlich organisirten Action gegen Napoleon lahm legte. Wie er in Kalisch Preußen zur Entschädigung für dessen dereinstige polnischen Besitzungen deutsche Gebietstheile überwies, an denen ihm nicht ein Schatten von Recht zustand, so hatte er bei der Zusammenkunft in Abo im Sommer 1812 dem Kronprinzen Karl Johann (Bernadotte) von Schweden die feierliche Zusage ertheilt, Schweden durch Norwegen für das 1809 an Rußland verloren gegangene Finnland zu entschädigen. Ein ähnliches Versprechen hatte Karl Johann bereits von England erlangt. Karl Johann benutzte diese Gunst der Umstände, um Dänemark in seiner natürlichen Politik irre zu machen; Dänemark erst mit Frankreich ohne Rückhalt zu entzweien, dann jede wesentliche Annäherung an die Alliirten zu verhindern und es so hilflos zu isoliren, ist während des ganzen Frühjahrs 1813 das Spiel der Politik dieses zweideutigen Charakters gewesen. So stand Dänemark in einer höchst verdrießlichen und ängstlichen Lage als Zuschauer bei den Begebenheiten in Norddeutschland. Aus England war die höfliche Antwort gekommen, man wünsche sich zu verständigen, doch nur in Verbindung mit Alliirten. Rußland schwieg und guter Rath war theuer.

Inzwischen erschien Davoust auf dem linken Elbufer wieder, was in Kopenhagen tiefen Eindruck machte. Das Verderben der Stadt Hamburg schien unvermeidlich, Dänemarks Lage dadurch wesentlich gefährdet. Der russische Gesandte in Kopenhagen, Fürst Dolgorucki, benutzte diesen Augenblick, um den Hof womöglich in eine thätige Mitwirkung, die das Ziel seines Bestrebens war, zu verflechten. Er erklärte, daß der Kaiser wünsche und verlange, daß Dänemark die Hansestädte besetze. Der König von Dänemark hatte aus eigenem Antrieb die Stadt gegen die Rückkehr der Franzosen zu schützen versprochen. Er ließ sich nun auch die dringend verlangte Besetzung, aber unter dem Vorbehalt, daß sie nur neutral sein und die Schweden nicht eingelassen werden sollten, gefallen. Rist erhielt Anweisung, dem noch immer in Hamburg weilenden General Tettenborn darüber Mittheilung zu machen, welche von diesem, der in Hamburg Alleinherrscher sein wollte, mit großer Empfindlichkeit aufgenommen wurde. Tettenborn erblickte in der von Dänemark beabsichtigten Besetzung der Hansestadt eine treulose Politik, die nach Beschaffenheit der Umstände selbst Frankreich die Städte ausgeliefert haben würde. In diesem Sinne schrieb er ans Hauptquartier und an Dolgorucki, indem er sich entschieden weigerte, die dänische Besetzung zuzulassen. Rist war es von Anfang an klar gewesen, daß unter den vorhandenen Umständen die Besetzung Hamburgs durch neutrale Dänen ein wahres Unglück sei, ebenso bedenklich für die Alliirten, als köstlich für Dänemark. Ehe die Alliirten erschienen, wäre das seiner Meinung nach an der Zeit gewesen; nunmehr war der Augenblick unwiederbringlich verstäumt. Dagegen mahnte er um so dringender, zur Deckung Holsteins Truppen zu senden. In diesem Lande stand um die Zeit nur eine Division von kaum 8500 Mann; 30 000 Mann daselbst wären für die dänischen Unterhandlungen und in jedem Fall ein trefflicher Stützpunkt gewesen. Diesem guten Rathe zu folgen unterließ man aber in Kopenhagen.

So verliefen Wochen, ohne daß etwas von Erheblichkeit geschah. Gegen Ende April unternahm Davoust ernstliche Bewegungen, um Hamburg wieder in französische Gewalt zu bringen. Da wurde es Tettenborn unheimlich; er verlangte den Beistand der dänischen Truppen; Rist erklärte sich dahin, man müsse das Ansuchen ablehnen und sich auf die Vertheidigung von Hamburg beschränken. Dem entsprechend erging am 2. Mai ein Befehl an den dänischen Truppencommandeur, General Wegner: „Da der König nicht zugeben könne, daß die Franzosen Hamburg aufs Neue besetzten, indem der Krieg dadurch auf sein Gebiet gezogen werden würde, so solle, sobald dieselben Miene machten über die Elbe zu gehen, ein Officier als Parlamentär abgesandt werden, um dem französischen General davon abzuraten; im Weigerungsfalle aber sollten die königlichen Truppen sogleich zur Vertheidigung Hamburgs verwendet werden."

Ein unvorhergesehener Zwischenfall hinderte die Ausführung dieses Befehls. An demselben Tage, wo derselbe im dänischen Hauptquartier und in Hamburg anlangte, traf ein französischer Parlamentär, begleitet von einem dänischen Seeofficier, in Altona ein, der die Nachricht von der unverzüglichen Ankunft der aus Bliessingen zurückberufenen dänischen Seeleute meldete und wegen der Ueberfahrt Verabredung zu treffen beauftragt war. Diese Seeleute, zwischen 2—3000 Mann, wären Dänemark verloren gewesen bei der geringsten Feindseligkeit von dänischer Seite. Dies mußte bestimmen, Alles aufzubieten, um nur möglich die erhaltenen Befehle nicht zu benutzen, selbst ihre Mittheilung aufzuschieben. Indessen begab sich der dänische General Haffner mit einem nach dem Rescript des Königs abgefaßten Briefe des Generals Wegner als Parlamentär in das französische Hauptquartier, wo derselbe indessen auf die schmählichste Art, wie ein Betrüger empfangen wurde.

Die Katastrophe nahte inmittelst mit unaufhaltsamen Schritten. Am 12. Mai hatte Tettenborn von einer Insel aus, die noch in seinem Besitz war, die nur durch einen schmalen Canal davon getrennte, von den Franzosen besetzte Wilhelmsburg angreifen lassen. Der Angriff wurde nur von ganz unzureichenden Truppen, 6—800 Mann Hanseaten, Bürgergarde, Mecklenburgern und hannoverschen Schützen unternommen. Dazu requirirte Tettenborn zwei Compagnien Dänen, die auch verabfolgt wurden, weil General Wegner, statt sich selbst das Commando vorzubehalten, Tettenborn die ganze Disposition über seine Division eingeräumt hatte. Der Angriff mißlang vollständig, die Angreifer mußten in Unordnung flüchtend sich zurückziehen und verloren viele Gefangene. Die gefangenen Dänen schickte Bandamme, der französische Commandirende, mit der Bemerkung zurück, er begreife nicht, wie sich die Leute unter den Feind verloren. Ein dänischer General ward am nächsten Tage hinübergeschickt, um die Sache möglichst gut zu erläutern. Bandamme aber ließ sich auf nichts ein, sondern antwortete grob: Vous voulez la guerre — Vous l'aurez! Tags darauf war Davoust in Hamburg angekommen und hatte das Obercommando übernommen. Er schrieb in höflichen Ausdrücken an General Wegner über die Ursachen des Vorfalls am 12. Mai, wo sich die dänischen Truppen unter den Feinden befunden; er hoffe vielmehr, daß sie ohne Befehl Theil am Gefecht genommen, als Folge der von den Feinden Europas begünstigten Anarchie. Wegner leugnete in seiner, von Rist abgefaßten Antwort an Davoust die königlichen Befehle zur Vertheidigung Hamburgs nicht, sondern rechtfertigte sie durch die Nothwendigkeit, das Kriegstheater fern zu halten, deutete übrigens am Schlusse mögliche Sinnesänderung an. Davoust erwiderte dem Ueberbringer: Die Antwort des Generals Wegner sei keine; er habe wissen wollen, ob der König den Krieg wolle oder nicht; im Uebrigen wolle er Hamburg nicht zerstören ꝛc. So verging die Zeit bis zum 16. Mai. An diesem Tage erhielt General Wegner Befehl, die Truppen aus Hamburg zurückzuziehen, da der feindliche Zustand gegen England, die Neutralität für den Continent wieder eingetreten sei. In Kopenhagen hatte man vollständig den Kopf verloren. Der Bericht des Grafen Bernstorff über das Fehlschlagen seiner Sendung nach England, ein Courier von Graf Moltke mit dem Bericht des Rückzugs der Alliirten nach der Schlacht bei Lützen, endlich Wegner's Berichte hatten im Cabinet

tiefste Niedergeschlagenheit und Bestürzung hervorgebracht; ein bodenloser Abgrund schien sich zu öffnen.

General Wegner ließ sich durch verschiedene Umstände bestimmen, die ihm anbefohlene Mittheilung bis zum nächsten Tage zu verschieben und als Geheimniß zu bewahren. Rist und der im dänischen Hauptquartier weilende Prinz von Holstein-Beck bestärkten ihn in diesem Entschlusse. Da geschah das am wenigsten Erwartete; am 18. Mai erging eine Ordre an den General: er solle sogleich seine Truppen unter den Befehl des Marschall Davoust stellen und erneut mit demselben die Schweden angreifen! In tiefer Stille zogen die dänischen Truppen ab. Fast auf dem Fuße folgten ihnen die Schweden, deren erste Truppen am 21. Mai einrückten. Indessen am 26. Mai zogen auch sie bereits wieder ab und nun bemächtigte sich Verzweiflung der Hamburger. Russen, Dänen, Engländer und Schweden hatten nacheinander die Hand zur Vertheidigung von Hamburg ausgestreckt, um sie alsbald wieder zurückzuziehen und die Stadt dem schwersten Schicksal zu überlassen.

Am 22. Mai langte der dänische Staatsminister mit einer Sendung ins Hauptquartier des Kaisers Napoleon in Altona an. Am 25. Mai erhielt Rist, der einsah, daß er nach dem Wiedereinzug der Franzosen in Hamburg unmöglich geworden sei, den erbetenen Urlaub. Der König von Dänemark war höchst unzufrieden mit all' seinen Functionairen in Hamburg und Altona, besonders mit den Officieren; Wegner und Haffner wurden nach Kopenhagen entboten und durch Graf Schulenburg und Aubert ersetzt. So ganz Unrecht hatte der Monarch wol nicht, denn wie aus Rist's eigener Darstellung sich ergiebt, hat nicht nur dieser, sondern auch der commandirende dänische General sich Eigenmächtigkeiten erlaubt, welche mit den königlichen Befehlen nicht im Einklang standen. Wären dieselben strict befolgt worden, so hätte doch vielleicht das Geschick Hamburgs sich günstiger gestaltet. Am 30. Mai befand sich Hamburg wieder unter französischer Botmäßigkeit.

Rist ist voll Ungehaltenheit über die Politik seiner Regierung, welche seiner Ansicht nach die Wiederbelebung Hamburgs durch die Franzosen wesentlich verschuldet hat. Ueber die strategische Bedeutung dieses Ereignisses war er sich vollkommen klar. „Indem wir Hamburg den französischen Truppen überliefern," schrieb er am 26. Mai dem Statthalter Landgrafen Carl zu Hessen, „geben wir ihnen, statt einer offenen Stadt, einen haltbaren Punkt in die Hände." Nicht acht Tage hätte es seiner Meinung nach bedurft, Hamburg länger zu halten, so war es ganz gerettet und der Feind besaß eine Festung weniger. Nimmer aber hätten ohne die dänische Hilfe die Franzosen gewagt, über die Elbe zu gehen, und, schwach wie sie waren, eine empörte und bewaffnete Stadt anzugreifen.

Dem Urlaubsgesuch hatte Rist sehr bald sein Abschiedsgesuch folgen lassen. Statt der erbetenen gänzlichen Dienstentlassung erhielt er ein Wartegeld von 1200 Reichsbankthalern. Die Rache Davoust's sollte er bald an sich erfahren. Am 20. Juli erhielt er ein königliches Rescript: daß infolge eingegangener Berichte über sein Verhalten in Flottbeck (einem nahe bei Hamburg gelegenen Sommerfrischorte, wohin sich Rist einstweilen zurückgezogen hatte) der König es für nöthig finde, daß er unverzüglich diesen Ort verlasse und sich für die Zukunft an keinem Orte des Herzogthums Holstein und südlich der Eider aufhielte. Rist nahm infolge dessen mit seiner ihm eben angetrauten jungen Frau, der Tochter eines angesehenen Hamburger Hauses, seinen Aufenthalt in der im Norden von Schleswig gelegenen Stadt Hadersleben. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

R—n. Im Vorworte zu seinem Werke: „Die Sprache und Litteratur Deutschlands bis zum zwölften Jahrhundert" (Paderborn 1880) weist Dr. Paul Piper auf eine anfänglich beabsichtigte Sprachkarte hin, die, um den Preis nicht zu erhöhen, weggelassen worden sei, aber nun doch in Kettler's Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie, Band 1 Heft 4 nebst einem Aufsatze über Deutschlands Dialekte bis um das Jahr 1300 Veröffentlichung gefunden habe. Auch sei davon im Verlage von M. Schauenburg in Lahr ein Separatabdruck erschienen.*) Diese Ergänzung zu Piper's Werke ist sehr wichtig und sollte von allen studirt werden, die sich mit Altdeutsch beschäftigen. Der Verfasser bespricht zunächst die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Dialekte, geht auf die verschiedenen Erscheinungen der Lautverschiebung, des Umlautes, der Brechung u. a. ein, berührt die verschiedenen Quellen der Dialektforschung: Sprachdenkmäler, Glossen, Urkunden, Namen, und wendet sich dann zur Betrachtung der einzelnen Dialektgebiete. Zuerst charakterisirt er die oberdeutschen Dialekte, zu denen der alemannische und der bairische gehören, dann die mitteldeutschen, die von dem weitverzweigten fränkischen Stamm, von den Hessen und von den Thüringern gesprochen werden, zuletzt die niederdeutschen Dialekte, die zwei große Gebiete beherrschen: Niederfranken und Niedersachsen; zu ihnen gesellt sich das erst in jüngeren Sprachdenkmälern niedergelegte Friesische. Die Karte, in verschiedenen Farben und Farbentönen ausgeführt, ist außerordentlich instructiv.

*) Die Verbreitung der deutschen Dialekte bis um das Jahr 1300. Auf Grund der alten Sprachdenkmäler bearbeitet und kartographisch dargestellt von Dr. Paul Piper. Mit einer Karte im Maasstabe von 1 : 4 700 000. (Lahr, M. Schauenburg 1880, 8 Seiten Lex.-8°.)

Leipzig, 31. Oct. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Actenstücke aus den Correspondenzen des kaiserl. u. königl. gemeinsamen Ministeriums des Aeußern über orientalische Angelegenheiten. VII. 2. Oct. 1880 bis 30. Aug. 1881.) Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Alethes, Quid est veritas? Eine religiöse Entwickelung in Gedichten. Dresden, R. v. Grumbkow.

Allan, Aus der rumänischen Gesellschaft. Zwei Romane. Leipzig, Fr. Thiel.

**Arendts' Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 4. Jahrg. 1. (Oct.-) Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 Å.

**Ariost's Rasender Roland. 21. bis 30. Lfg. Breslau, S. Schottländer. à 1,50 ℳ.

Arzruni, Dr. Grigor, Les Arméniens de Turquie. Leur situation économique. Vienne, J. C. Fischer & Cie.

Auf der Höhe. Internationale Revue von v. Sacher-Masoch. 1. (Oct.-) Heft. Leipzig, Greßner & Schramm. Viertelj. 6 ℳ.

**Beitze's Geschichte der deutschen Freiheitskriege 1813 und 1814. 4. Aufl. von Dr. Paul Goldschmidt. Bremen, M. Heinfius. 1. Lfg. 80 Å.

**Benedix' Handschreiben. Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise. 2. Bd. Leipzig, J. J. Weber. 6 ℳ.

Bergedorf, Faust und das christliche Volksbewußtsein. Dresden, R. v. Grumbkow.

Berti, Relazione della IIª Sezione por le Industrie Manifattuniere. Milano, Bernardoni di C. Rebeschini E. C.

Besser, Zur Hamletfrage. Versuch einer Erklärung des Stücks. Dresden, E. Pierson.

Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 1. Lfg. Breslau, S. Schottländer. à 1 ℳ.

Bleek, Leben einer Dame in den Felsengebirgen. Berlin, Otto Janke.

Blankenstein, Wanderungen im Kinderleben. Erzählungen für Kinder. 2. Aufl. — B., Lichtblicke im Kinderleben. Vier Erzählungen. Basel, C. F. Spittler.

v. Bomsdorff, Karte des Königreichs Sachsen. Leipzig, J. C. Hinrichs. 4 ℳ.

Bosch-Krlofty, Spanische Grammatik. I., II. und Supplem.-Bd. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Bosnische Verwaltung. Zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand der, Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Boye, Album für rationellen Flechtbau. Chemnitz, E. C. Boye's Selbstverlag. 1 ℳ.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 2. u. 3. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 Pf.

Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenschein. 3. Aufl. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 6 ℳ.

Buff und **Heine's Denkschrift**: Der Bergsturz von Elm d. 11. Sept. 1881. Zürich, J. Burkter & Co. 8,40 ℳ.

Carus, Metaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion. Dresden, R. v. Grumbkow.

Catalog des Kunst-Verlags der Photographischen Gesellschaft in Berlin, Dönhoffplatz 4. 50 Pf.

Chuchul, Zum Kampf gegen Landstreicher und Bettler. Kassel, Georg H. Wigand.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine. Von W. v. Rathusius und D. v. Oertzen. Oct. c. Leipzig, J. C. Hinrichs. Vierteljl. 2 ℳ.

Deutsch-amerikanische Liederbuch. October-Heft. Leipzig, Gust. Weigel. à 50 Pf.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrh. in Neudrucken herausgeg. von B. Seuffert. 1. Heft: Faust's Leben von Maler Müller. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1,10 ℳ.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von Rich. Fleischer. 10. (Oct.-) Heft. Berlin, Otto Janke. Vierteljl. 6 ℳ.

van Dewall's Roman: Der alte Haus. 1. bis 4. Bd. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, vorm. Ed. Hollberger. 15 ℳ.

Dittrich, Die Festzeichen des K. Sächs. (12.) Armeecorps. Dresden, R. v. Grumbkow.

Dornewell-Schütz, Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst. 10. bis 13. Lfg. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler. à 1 ℳ.

Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden ꝛc. Uebersetzt von A. Helmß. 1. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 ℳ.

Dürre, Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe aus einem deutschen Turner- und Lehrerleben. Leipzig, Ed. Strauch.

Eckardt, Chronik von Glaubau. 19. Lfg. Glaubau, Arno Peschke.

Eckhein's Roman: Die Glauber. 1. bis 3. Bd. Wien, C. C. Hamarsch.

Eisenhart, Geschichte der Nationalökonomik. Jena, Gustav Fischer.

Erholungsstunden. Illustrirtes Familien- und Unterhaltungsblatt. 1. u. 2. Heft. Breslau, S. Schottländer. à 30 Pf.

Faulmann, Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst. 1. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Franke, Die Gesetzgebung des Königr. Sachsen seit 1818 bis zur Gegenwart. 1. Lfg. Leipzig, Rossberg. à 2,40 ℳ.

Französische Studien. II. Bd.: Molière's Leben und Werke. Von R. Mahrenholtz. Heilbronn, Gebr. Henninger. 12 ℳ.

Freistun's Dichtungen „Renovel". Dresden, E. Pierson.

Freyer und **Langer**, Schloß Augustusburg mit seiner näheren und weiteren Umgebung. Schellenberg, E. W. Langer. 1 ℳ 50 Pf.

v. Friesen, Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Aufl. 1. u. 2. Bd. Dresden, Wilh. Baensch. 10 ℳ.

Frische's Fahrpläne sämmtl. sächs. Eisenbahnen ꝛc. Winter-Ausgabe. Dresden, Robert Frische's Selbstverlag. 35 ₰.

Garbenheim's Trauerspiel: „Die Heimkehr". Leipzig, C. G. Naumann. 2 ℳ.

Garnisons-Karte der deutschen Armee. Leipzig, Moritz Ruhl. 2. Aufl. 80 ₰.

Genschen's Minneiang „Felicia". Berlin, Eugen Grosser. 2 ℳ.

Goethe's Faust. Von K. J. Schröer. 2. Th. Heilbronn, Gebr. Henninger. 5 ℳ 25 ₰.

v. Goetze, Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin und seine Zeit. Leipzig, Duncker & Humblot. 8 ℳ.

Goldwährung, Gegen die, von einem Grundbesitzer. Berlin, F. Heinicke. 60 ₰.

Göttinger, Realregister der deutschen Alterthümer. 4. u. 5. Heft. Leipzig, Bodemer Urbon. 2 ℳ.

v. Gottschall's Roman: Die Erbschaft des Blutes. 3 Bde. Breslau, Ed. Trewendt.

Gustav-Adolf-Stiftung. Bericht über die 35. Hauptversammlung des evangel. Vereins der, in Dortmund, nebst der Predigten bei derselben. Leipzig, Selbstverlag des Centralvorstandes des Vereins.

Haan, Kurze Mittheilungen über die im Königr. Sachsen befindlichen Cantorei-Gesellschaften. Eine Jubelschrift. Dresden, C. Heinrich.

Hasländer's Ausgewählte Werke. 1. Bd. Stuttgart, Carl Krabbe. à 1,50 ℳ.

Held, Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands. Leipzig, Duncker & Humblot. 16 ℳ.

v. Hesse-Wartegg, Tunis. Land und Leute. Wien, A. Hartleben. 5 ℳ.

Heymer, Illustr. Post-, Telegraphen- und Eisenbahn-Handbuch. Winter-Ausgabe. Weimar, A. Zuckschwerdt. 75 ₰.

Hofer's Jugendbibliothek. 1. bis 6. Bdchen. Düsseldorf, A. Bagel. à 75 ₰.

Hoyer, Die gesammten Reichs-Stempelgesetze. Berlin, H. W. Müller. 2 ℳ.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. Von G. Schmoller. N. F. 5. Jahrg. 4. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot. 6 ℳ.

Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammern in Württemberg f. d. J. 1880. Stuttgart, K. Hofbuchdruckerei.

Il Signor Rondolfino. Milano, A. Gattanoni. 1,50 L.

Jokai's Romane: Schwarze Diamanten. 4. Aufl. 2 ℳ.; Lollschüssler-Wirthschaft. 3. Aufl. 1 ℳ.; Die schöne Michal. 3. Aufl. 2 ℳ. Berlin, Otto Janke.

Kalender: Frommann's in Jena herbeferter Historien-K. auf 1883. — Hoffmann, Hefter & Co, Wein-Groß-Handlung in Leipzig K. und Preisliste. — Löbe's landwirthschaftl. K. 1883. Leipzig, Reichenbach'sche Buchhdlg. 2 ℳ.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 5. u. 6. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1 ℳ.

Klein und **Thamé**, Die Erde und ihr organisches Leben. 49. bis 53. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 50 ₰.

König's Kurzbuch. Fahrpläne der Eisenbahnen von Mittel- und Nord-Deutschland. Winter-Ausgabe. Guben, Albert König. 30 ₰.

— Auskunftsbuch für d. J. 1882. Guben, Albert König. 50 ₰.

Lehmann, Die Götterdämmerung in der nordischen Mythologie. Königsberg i. Ostpr., Bon's Verlag. 80 ₰.

v. Leixner, Unser Jörgruhndert. 31. u. 32. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Lessing's Werke. Illustrirte Prachtausgabe von Heinr. Laube. 8. bis 14. Lfg. Wien, Sigmund Benfinger. à 50 ₰.

Leutrip' humoristische Vorlesung „Von und für Kunstgenossen". Dresden, R. v. Zahn.

Linke, Mitesische Mordthat. Leipzig, Carl Reißner.

Lorm's Roman: Ein Schotten aus vergangenen Tagen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, vorm. Ed. Hollberger. 5 ℳ.

Meusel's Vortrag: Das neue Gesangbuch für die ev.-luth. Landeskirche Sachsens. Dresden, R. v. Zahn.

Moliére's Leben, siehe „Dramatische ꝛc."

Müller siehe „Deutsche Litteraturdenkmale".

van Muyden und **H. Fraubergen**, Die Erfindungen der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte ꝛc. 1. Heft. Leipzig, Otto Spemer. à 50 ₰.

Neues Archiv für die sächsische Geschichte und Alterthumskunde. Von Dr. Ermisch. 2. Bd. 3. Heft. Dresden, Wilh. Baensch. Jahrl. 6 ℳ.

Nordlandsfahrten. Moleriche Wanderungen durch Norwegen und Schweden ꝛc. 11. u. 12. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 ℳ.

Oberländer, Fremde Völker, ethnographische Schilderungen mit Illustrationen. 1. Lfg. Leipzig, Jul. Klinkhardt. à 1,50 ℳ.

Rechtfindung, Wi kann man, wi sollte man di, einfacher gestolten? Eine neue Metode. Leipzig, Robert Friese.

v. Reden-Esbeck, Caroline Reuber und ihre Zeitgenossen. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 12 ℳ.

Ritter's Trouerspiel: Bondelmonte. Leipzig, C. G. Naumann. 3 ℳ.

Romanbibliothek, Deutsche, zu „Ueber Land und Meer", 1881. 1. u. 2. Bd. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Vierteljl. 2 ℳ.

Ruge, Arnold, Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französ. Krieges. Leipzig, C. F. Winter.

v. Saldern, Das Morgaretenbuch. Eine Erzählung. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler. 4 ℳ.

— Wer hat die Wahrheit, Rom oder Wittenberg? Leipzig, J. C. Hinrichs. 50 ₰.

Splittgerber, Schlof und Tod oder die Nachtfeite des Seelenlebens. 2. Aufl. 5. u. 6. (Schluß-) Lfg. Halle, Jul. Fricke. 2 Thle. 9 ℳ.

Stern, Christian Gottfried Körner's gesammelte Schriften. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Theuring, Der Wohnungs-Mietvertrag ꝛc. Leipzig, H. Hoefsel. 2 ℳ.

Umlauft, Die österreichisch-ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch. 2. Aufl. 1. u. 2. Lfg. Wien, K. Hartleben. à 60 ₰.

Uniformen, Die, der deutschen Armee. 6. Aufl. Leipzig, Ruhl. Kplt. 1,50 ℳ.

Unsere Zeit, Deutsche Revue der Gegenwart. 10. (Oct.-) u. 11. (Nov.-) Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vom Fels zum Meer. Illustrirte Zeitschrift. 2. Aufl. 2. Heft. Stuttgart, W. Spemann. Vierteljl. 3 ℳ.

Voß, Bergahl. Eine Berchtesgadener Erzählung. Frankfurt a. M., C. A. Jaeger. 5 ℳ.

Wahlen, Vor den, Von einem Nichtpolitiker. Berlin, Jul. Springer.

Walter, Adolf Dieſterweg und Friedrich Fröbel. Dresden, Alwin Huhle.

Weissel's Erzählung: Der Mönch von Moutaudon. Bosel, Benno Schwabe. 3 ℳ. 20 ₰.

Weltspiegel. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 7. (Oct.-) Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Vierteljl. 1 ℳ.

Wenker's Sprach-Atlas von Nord- u. Mitteldeutschland. Straßburg, Karl J. Trübner. 1. Abth. 1. Lfg. à 8 ℳ.; Abth. 2 à 6 Lfg. mit Text und Mappe 50 ℳ.

Wichert, Litterarische Geschichten. Leipzig, Carl Reißner.

Wilhelm's Taschen-Fahrplan für Nord- und Mitteldeutschland. Bremen und Leipzig, W. Balett & Co. 50 ₰.

Württemberg siehe „Jahresbericht".

Zeitschrift des K. Sächs. statistischen Bureaus. XXVI. Jahrg. 1880, Heft III u. IV. Dresden, R. v. Zahn u. Leipzig, Königl. Expedition d. Leipz. Ztg. Jahrl. 3 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 89. Sonntag, den 6. November. 1881.

Inhalt: Lebenserinnerungen eines Diplomaten aus der Zeit Napoleon I. (Schluß.) — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikalischer Bericht aus Dresden, von E. Naumann. — Bücherbesprechungen (Beiträge zur Geburtshülfe, Gynäkologie und Pädiatrik. Freifrau v. Bunsen, von J. C. Hare. Offener Brief eines bejahrten Lehrers an einen jüngeren Collegen über Schulwerkstätten und Schulsparcassen. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Indien in Wort und Bild. Weber's illustrirte Katechismen. Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst. Führer ins Reich der Pflanzen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. „Unsere Zeit“).

Lebenserinnerungen eines Diplomaten aus der Zeit Napoleon I.

(Schluß.)

Von der Wirthschaft Davoust's in Hamburg entwirft Rist ein getreues Bild, das zugleich Zeugniß giebt von der militärischen Unfähigkeit dieses Wüthrichs.

„Eckmühl (so nennt ihn Rist consequent nach dem ihm von Napoleon verliehenen Fürstentitel), mit einer Macht von 40 000 Mann — daß er so stark war, bewies der Abzug — schloß sich in Hamburg ein, bis an die Zähne verschanzt, ohne auch nur, was er so leicht gekonnt hätte, was politisch und militärisch seine Pflicht war, die geringste Diversion oder Demonstration zu Gunsten seines Alliirten (Dänemark) zu versuchen, welcher der Uebermacht erliegen mußte. In diesem Feldzuge hat Eckmühl sich durchaus als einen unfähigen Heerführer bewiesen. Nach der Meinung von Sachverständigen hätte er schon früher Hamburg aufgeben und sich nach Holland ziehen müssen, wodurch der ganze Feldzug gegen Frankreich eine andere Wendung genommen haben würde. Aber es scheint, daß der durch Napoleon's Niederlage gänzlich zerrüttete Mann auch nicht zu der kleinsten Anstrengung mehr Muth hatte. Indem er Dänemark verließ, führte er nothwendig herbei, daß Dänemark Frankreichs Sache verlassen mußte. Harburg war mit in die Befestigung von Hamburg gezogen, durch eine hölzerne Brücke aus geraubtem Holz, zum Theil von niedergerissenen Häusern genommen, und eine Chaussee mit dem Platz verbunden, der Schwarzeberg stark, Hamburg selbst wieder zu einer bedeutenden Festung gemacht. Ungeheure Vorräthe aller Art waren sogleich in Beschlag genommen, um auf das Schändlichste verwahrlost, verschleudert, gestohlen zu werden. Auf den Plätzen starben Tausende von aus der Gegend zusammengeraubten Kühen wegen Mangels an Futter, nachdem sie durch ihr klägliches Gebrüll lange die Luft erfüllt hatten. Jedem Verwaltungszweige waren Dörfer des Gebietes zur Plünderung angewiesen und ganze Ladungen von Federvieh und Lebensmitteln wurden von den Inhabern um Spottgeld verkauft. Von nun an loderten nächtlich in den blühenden Umgebungen der Stadt bis in das ferne Billwerder die Gartenhäuser, so lange der Sitz fröhlicher Geselligkeit, in Flammen auf. Der Muthwille gündete auch das nach dem Kriegsgesetz völlig Unschädliche an; den Westphalen'schen Garten ließ Eckmühl unter eigenem Besein und seiner Leitung verbrennen. Ueberall sanken die hundertjährigen Ulmen und Linden hin, keines Fruchtbaums wurde geschont, eine abscheuliche Schadenfreude ordnete die Zerstörung an, so daß den Bewohnern meist nicht Zeit blieb, die bewegliche Habe zu retten. Bald lag der ganze Hamburger Berg in Asche, mit der Kirche, sowie das große Spital des Posthofs, von wo aus menschenfreundliche Bürger mit Noth und Gefahr, in strenger Kälte und Nacht, die Kranken, die Wahnsinnigen, eilig nach Eppendorf retteten. — Bald darauf begannen im Innern die Haussuchungen und militärischen Austreibungen des Theils der Volksmasse, die nicht zureichende Verproviantirung nachweisen konnten. Dreißigtausend Unglückliche, Hausväter, Mütter mit kleinen Kindern, wenige Habe tragend, mitunter halb nackt, Lahme, Kranke, Alles, was beklagenswerth zu nennen war, ward in strenger Kälte hinausgestoßen vor die Thore. Am Abend, in später Nacht aus ihren Wohnungen in die Kirchen zusammengetrieben, verließen die Unglücklichen am Morgen, von Gendarmen geführt, laut jammernd ihre Vaterstadt, meist um sie nie wieder zu sehen. Das benachbarte Altona nahm viele auf, viele die umliegende Gegend; Seuchen und Elend rafften viele dahin, nicht wenige starben auf dem Wege. Unermeßlich ist die Masse des Jammers, die hier auf einem kleinen Fleck zusammengedrängt war, ebenso unermeßlich und ewigen Ruhmes werth die Wohlthätigkeit, welche von mitleidigen Seelen und trefflichen Bürgern geübt wurde.

„Die Noth derjenigen, welche ihre Verhältnisse, ihr Eigenthum, ihre Pflichten in der belagerten Stadt zurückhielten, wo das Kriegsgesetz und die Willkür herrschten, Arrestationen, Haussuchungen, gezwungene Schanzarbeiten, Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse, Sorgen und Furcht aller Art — im Contrast mit den Genüssen, welche in solcher Bedrängniß und Abgeschiedenheit, verstohlene Geselligkeit, ein gutes Weißbrod, ein Töpfchen mit Milch, ein durch die Gendarmen hindurchgeschmuggelter Altonaer Merkur mit Siegesnachrichten von den Alliirten —, endlich die stete Hoffnung auf Entsatz, den Belagerten während fünf langer Monate gegeben, bildet ein eigenes, höchst anziehendes Gemälde.“

Die widerspruchsvolle, kleinmüthige, unschlüssige Politik, welche Dänemark in dieser Zeit trieb, arbeitete den schwedischen Gelüsten auf Norwegen vortrefflich in die Hände. Rist erzählt in dieser Beziehung von einer interessanten Unterredung zwischen dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden und dem Grafen Heinrich Reventlow, aus der sich klar ergiebt, daß Bernadotte sich ernstlich mit Hoffnungsplänen bezüglich des französischen Thrones getragen hat; Bernadotte sprach es unumwunden aus, daß Dänemark Norwegen an Schweden abtreten müsse. Neutral gegen Frankreich möge der König (von Dänemark) bleiben; noch besser, wenn er ihm ein Corps seiner Truppen anvertrauen wolle. Wolle der König solche selbst commandiren, so werde er gern unter ihm dienen, auch stets des Königs treuester Freund sein. Er fügte hinzu: „Und wenn ich anderwärts glücklich bin, so würde ich eines Tages die Wünsche des Königs verwirklichen können. Vor Allem aber bedarf ich Norwegen um meiner Sicherheit und meiner Ehre willen.“ Wolle der König nicht, so werde er Dänemark erobern und über die Herzogthümer disponiren. Nach Graf Reventlow's Behauptung hatte man schon einen Throncandidaten für die Herzogthümer im Prinzen Wilhelm

von Preußen in petto; man habe seinetwegen vorgefühlt, weil es heiße, die Stände sollten zusammenberufen werden. Das schließliche Resultat: Abtretung Norwegens an Schweden seiten Dänemarks, das für diese Einbuße an Land und Leuten durch das kleine Elbherzogthum Lauenburg in sehr dürstiger Weise entschädigt wurde, ist bekannt.

In die Zeit, während deren Rist als Mitglied der mit der Wiederbesitznahme und Reorganisation der Herzogthümer beauftragten Commission in Kiel thätig war, fällt der Rücktritt der Grafen Schimmelmann und Christian Reventlow, mit denen das letzte deutsche Element aus der höheren dänischen Staatsverwaltung verschwand. Einen vorzüglichen Einfluß übte jedoch seitdem während einiger Jahre der alte Staatsminister Graf Gotsche Moltke, der seinerzeit dem Grafen Bernstorff hatte weichen müssen und nun nach 30 Jahren durch den Abgang des deutschen Ministeriums und die Verwirrung der Finanzen an die Spitze der Staatsschulden-Direction sich berufen sah. Allen Finanzkünsten, sowie allen Anleihen Feind, von denen Juden und Wucherer den Vortheil ziehen, war unerbittliche Strenge in Einschränkung der Ausgaben und Liquidation der Schulden seine Maxime, durch die er bald Ordnung und Licht in den Staatshaushalt brachte. Bei dieser Gelegenheit spricht Rist über das Anleihewesen und die gefährlichen, damit verbundenen Folgen inhaltschwere Worte aus, die wol auch noch heute zur Beherzigung und Nutzanwendung dienen mögen: „Seit den großen Anleihen, die Frankreich im Jahre 1815 aus seinen Nöthen retteten und dem kräftigen Lande eine neue Stütze des Credits geworden sind, ist eine wahre Sündfluth von Anleihen, ein hazardspielartiges, halsbrechendes Creditsystem über die Völker hereingebrochen, dergleichen man noch nie gekannt, die Adam Smith und der selige Busch nicht geträumt hatten. Große Geldbesitzer haben sich zusammen gethan, der Regierung große Summen vorgeschossen, deren beduetendsten Theil sie erst, durch den Verkauf der Actien und Antheile an andere Speculanten, sich selber zugewendet. So haben sie sofort den sicheren Gewinn vorweg genommen; der Schwindel ist nun verbreitet; es haben sich wieder andere Käufer gefunden, die alle auf Steigen speculirt, und so sind die Antheile allmälig in die festen Hände der Rentiers gekommen, welche nun sehen mögen, wie sie zu ihrem Gelde kommen. Solchergestalt sind unermeßliche Capitalien dem Handel entzogen, wenige unermeßlich reich geworden; der kaufmännische Geist hat sich an Hazardspiel gewöhnt, man verschmähte den kleinen sichern Gewinn. Eine Zeitlang geht Alles gut; die Regierungen schwimmen in scheinbarem Reichthum und zahlen die alten Zinsen mit den neuen Capitalien. Aber muß ein solcher Schwindel nicht zuletzt ein Ende nehmen?“ Was würde Rist erst gesagt haben, wenn er Augenzeuge des wilden Börsenspiels der Gegenwart gewesen wäre?

Nach Beendigung der Kieler Mission wurde Rist nach Paris berufen, um die Leitung der daselbst anzuknüpfenden Liquidationsverhandlungen zu übernehmen. Alle Mächte hatten ihre Commissare bereits ernannt, die französische Regierung die ihrigen, um den gerechten Forderungen der halben Welt an Frankreich Genüge zu leisten; und unverzüglich sollte das Geschäft eingeleitet werden. In dieser Beziehung lag freilich noch Alles im Rohen, als Rist in Paris eintraf. So wenig war die Sache vorbereitet, daß nicht einmal die Einwilligung zu Rist's Zulassung gesichert war. Der dänische Gesandte, Baron Waltersdorf, hatte Rist dem Präsidenten der Commission, Grafen Jaucourt, vorgestellt und dieser versprochen, den Finanzminister zu benachrichtigen, damit letzterer Rist in Beziehung mit den Commissarien der Krone setzen könne. Die Anzeige, daß dieses geschehen sei, erwartete Rist aber vergebens; es wurde gesprochen, es wurde geschrieben: der Finanzminister schwieg und Rist mußte im Laufe des Monats März, nachdem Napoleon von Elba zurückgekehrt, Paris verlassen, ohne einmal anerkannt, ohne im Stande gewesen zu sein, nur vorläufige Verhandlungen zu eröffnen. Daß hier übler Wille von Seiten Frankreichs vorlag, darüber läßt Rist nicht den mindesten Zweifel. Gleich in der einleitenden allgemeinen Conferenz hatte man französischerseits auch die liquidesten Forderungen, die einfachsten Grundsätze bestritten, man hatte mit beduetenderen Gegenforderungen gedroht. Den hanseatischen Agenten war erklärt worden, daß der Raub der Hamburger Bank als Abschlag auf die noch nicht gezahlte Contribution von 50 Millionen angerechnet werden solle. So hieß der unter der Aegide des Glaubens und der Gerechtigkeit zurückgekehrte König bonapartistische Plünderung gut und verschmähte, wo es auf Erwerben und Behalten ankam, die Handlungen des verabscheuten Vorgängers durchaus nicht. Allgemein war der Beschluß der Commissarien, von jedem ferneren Verfahren abzustehen, den Höfen die Lage der Sache zu berichten; allgemein die Ueberzeugung, es würde ernstlicher Zwang erforderlich sein, den gepländerten Völkern wieder zu ihrem Eigenthum zu verhelfen. Die Regierungen nahmen aber die Sache kühler als ihre Abgeordneten. Man handelte in Wien um Seelen und Länder und war froh, die verwickelten Verhältnisse nicht noch mehr zu verwirren. So blieb vorerst die Liquidation liegen und war eigentlich um nichts gefördert, als Napoleon's Wiederauftreten der ganzen Komödie ein Ende machte. Das geradezu illoyale Verhalten der Bourbonischen Regierung in dieser Angelegenheit ist eine höchst drastische Illustration zu der auch bei dem Feldzuge von 1815 festgehaltenen wunderlichen Fiction: daß man nur gegen die Person Napoleon's, nicht gegen Frankreich Krieg führe — eine Schrulle, der es Frankreich hauptsächlich zu verdanken hat, daß es auch nach der zweiten Einnahme von Paris mit einigen höchst unbedeutenden Gebietsabtretungen davon kam, während es nur gerecht und billig gewesen wäre, wenn man ihm so viel Land und Leute abgenommen hätte, daß es auf die Dauer derart geschwächt war, daß es niemals wieder im Stande sich befunden hätte, den Frieden Europas durch frivole Herausforderungen zu gefährden. Die Halbirung Frankreichs durch Bildung eines Königreichs Burgund, einer Staatsschöpfung, die im Mittelalter bereits bestanden und lebensfähig sich erwiesen hat, würde Europa nicht allein vor dem zweiten Napoleonischen Kaiserthum mit seinen Abenteuerlichkeiten, Rechtsbrüchen und Fridvolitäten, sondern auch Deutschland vor dem Kriege von 1870/71 bewahrt haben.

Der mehrmonatliche Aufenthalt in Paris um diese Zeit gab Rist reichen Stoff zu interessanten Beobachtungen über die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Frankreichs zur Zeit der ersten Restauration. Insbesondere von Interesse ist, was er über den Bourbonischen Hof sagt, zumal über diesen Gegenstand nur spärliche Berichte von Augenzeugen vorhanden sind.

„Durch den Sturz des Kriegsfürsten und des mühsamen und blutigen Gebäudes der Geld- und Ehrsucht, das er aufgeführt hatte, war eine große Leere, ein innerer Zwiespalt in dem öffentlichen Leben entstanden, in welcher sich nun streitende politische Interessen umhertummelten, ohne sie auszufüllen. Das historisch alte, aber dem Volke, wie es jetzt lebte, durchaus neue und gleichgiltige Königsgeschlecht, das seit einem halben Jahre wieder regierte, als ich nach Frankreich kam, schien den Platz nur in Ermangelung einer Ausfüllung einzunehmen und war allem Anschein nach nur lose auf die Oberfläche der Nation gelegt. Sein Thron hatte weder die Zeit noch die Kraft gehabt, Wurzeln unter sich zu treiben. Die grüne Ruthe Aaron's war in der Hand der Abkömmlinge Ludwig's des Heiligen und Heinrich IV. geweckt, und die dürren Blätter, die an ihr noch hingen und rauschten, waren mehr ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung, als der Verehrung und des Vertrauens. Beides konnte ein alter, gichtbrüchiger König, von kinderlosen Neffen umringt, die viele Jahre hindurch bei den Feinden Frank-

reichs gehaust hatten, einem stolzen hab- und ehrbegierigen Volke nicht einflößen, das trotz schwerer Verluste und Bedrängnisse sich nach kurzer Ruhe seiner Kraft und seiner Mittel des Wohlseins wieder bewußt zu werden anfing.

„Nicht lange nach meiner Ankunft war ich bei diesem Hofe durch meinen Gesandten vorgestellt worden. Das Gedränge am Eingange des Pavillon Marsan, die Treppe, die wir hinaufstiegen, die Versammlungszimmer mit den gereichten Erfrischungen, Alles erinnerte mich an die diplomatische Audienz Napoleon's im Jahre 1803 (welche Rist auf einer Reise nach Spanien gehabt hatte). Nur der militärische Pomp fehlte, keine Heerschau und statt der Garden die gewaltigen Massen der cent Suisses, im Innern der Tuilerien; draußen Nationalgarde. Auch die Versammlung war in jedem Bestandtheil verändert; nur der alte Baillí de la Ferrette, badischer Gesandter, einer der unverwüstlichen diplomatischen Invaliden, hatte durch Talleyrand's Gunst seinen Platz durch alle Zeiten behauptet. Beim Eintritt in die großen Säle des königlichen Gemaches traute ich meinen Augen kaum, in allen festen Punkten die unveränderten Ueberbleibsel der jüngstvergangenen Zeit zu erblicken; nur die bewegte Füllung der Räume hatte sich verändert. Hundert unbekannte Uniformen mit mageren Epauletten, gepuderte Locken, vermischt mit geistlichen Ornaten, versperrten in den ersten Sälen den Weg, aber über ihren Köpfen ragten die riesigen Bilder der bonapartistischen Marschälle, drohenden Geistern gleich, hervor. Auch nicht einer, nicht der Usurpator des Thrones von Neapel fehlte. Durch ein unsägliches Gedränge arbeitete unsere Colonne, die Botschafter an der Spitze, sich zu der salle des Ambassadeurs durch. Die Flügelthüren wurden geöffnet und im Thronsaal stand im Hintergrund, an demselben Platze, wo einst Napoleon wurzelte, ja auf demselben prachtvollen Teppich, in dessen Mitte ein ungeheurer Adler die Donnerkeile hielt: Ludwig XVIII. in neuer blauen Haus- oder Civiluniform und schwarzgallasenen Beinkleidern. Der König ist klein und schwammig von Körperbau! Die kurzen geschwollenen Beine scheinen mühsam den schweren Rumpf zu tragen. Aber auf diesem Rumpf sitzt ein Kopf, in dessen wohlgenährter Rundung viel Geist und mehr als gewöhnliche Bildung wohnt. Der Ausdruck des Gesichts ist heiter und leutselig, die frische Farbe der herabhängenden Wangen zeugt von sorglosem Genuß, und man könnte versucht sein, zu glauben, daß man einen gutmüthigen bon vivant vor sich habe; wenn nicht unter den buschigen Augenbrauen etwas Tieferes, Kaltes und beinahe Unheimliches lauschte. Mühsam bewegte sich der König im Kreise umher; freundliche Worte, mit vollkommener Sicherheit gesprochen, bezeichneten überall den Mann, der von allen lebenden Franzosen vielleicht am Besten die Kunst überkommen hat, ein geistreich verbindliches Wort zur rechten Zeit zu sagen. Die schön gedrehten Phrasen seines Bruders, des Grafen Artois, schweifen in Carricatur hinüber; die seinigen sind der Blüthe des französischen Witzes, durch das Treffende und Zarte im Ausdruck des Gefühls, würdig.

„Hinter dem König bewegten sich die großen Hofämter ihm nach, unter ihnen einer der Marschälle als Capitaine des gardes du jour. Erbarmenswerth war es zu sehen, wie da der Prinz von Neuchâtel, die Herzoge von Reggio, von Belluno, von Ragusa mit kleinen Schritten hinter dem wehrlosen, gichtischen König hertrippelten, einst Blitze des Krieges, klägliche Gestalten jetzt, die auch durch das versallene Aeußere schon verriethen, daß sie im Grunde nur Werkzeuge in fremder Hand gewesen und fürder kaum als Stütze des Thrones zu zählen waren, dem sie willig gehuldigt hatten. Nach einer selbständigen Audienz, wo ich ganz Ohr und Auge war, weil in solchen Momenten selbst jede Erscheinung des Hoflebens Bedeutung hat, wurden wir zu Madame, der Herzogin von Angouleme, Ludwig XVI. unglücklicher Tochter, geführt, die Chateaubriand mit dem schönen Worte: l'orpheline du Temple bezeichnet. Wer, an die Reihe ihrer Leiden, ihrer Gefahren zurückdenkend, hätte ihr nicht den Zoll der wärmsten Theilnahme entgegengebracht! So fühlten auch im April 1814 die Franzosen, als sie die väterlichen Ufer betrat. Aber sie fanden eine harte, düstere Frau, unntheilnehmend und bitter, hochfahrend und von der Milde ihres Geschlechts verlassen, ganz in trostloser Vergangenheit wurzelnd, der Gegenwart fremd. Als ich sie sah — und welche Reihe furchtbarer Tage öffnete sich rückwärts, bei dem Anblick derer, die an jenem Schreckensmorgen die Kniee ihres Vaters umklammerte, der zum Richtplatz geführt wurde —, der trockne, herbe Ton der Stimme, die starren Züge, das bleierne Auge, da wich das Mitleid dem Grauen, und ich begriff, daß die Frau, welche den freisinnigen Lasayette aus ihrer Gegenwart verbannte, während sie Bonaparte's Schergen duldete, kein guter Genius für Frankreich sein werde, so lange sie ihren Einfluß behaupte.

„Ihr Gemahl, zu dem uns dann wieder andere Stiegen und Corridore führten, ist eine winzige, höchst alltägliche Gestalt, nüchtern von Ansehen, trivial und beweglich in seinen Manieren. Sein Bruder, der nachher unter dem Dolch gefallene Herzog von Berry, ein kurzer, dicker, roher Geselle von dem unedelsten Ausdruck, ein Unterofficier in Rede und Haltung —, zeigte recht deutlich den vernachlässigten Sohn einer Revolution, die ihm durch kriegerische Ehre und Tüchtigkeit nicht einmal ersetzt hatte, was sie an Bildung und Anmuth raubte. Und das Gezücht der Schmeichler entblödete sich nicht, diesen gemeinen und plumpen Wüstling des neuen Frankreichs Heinrich IV. zu nennen! Das Volk und die Armee verabscheute ihn!

„Monsieur, der einst berüchtigte Graf Artois, Vater beider Prinzen, wohnte im Pavillon de Flore, wohin wir durch unzählige Gänge und Treppen geführt wurden. Fast war bei ihm das Gedränge noch größer als beim König. Monsieur ist noch ein Mann von gutem Ansehen, wenn auch ohne Würde. Sein Haar ist grau, aber ein unzerstörbarer Lebhaftsinn macht ihn noch zum Mittelpunkt einer thörichten Faction, die nichts vergessen und nichts gelernt hat. Er gleicht dem Könige nicht; seine Gestalt ist höher, sein Wuchs schlank, seine Manieren vertraulich. Die Eigenheit aller Bourbons, mit den Füßen zu trippeln, auf keinem zu ruhen, ist ihm im höchsten Grade, und bis zum Peinlichen, Gewohnheit geworden. Die schelen Fragen und Antworten, die ich von diesem Prinzen gehört, sind des Aufbewahrens nicht werth. Von 14 zu 14 Tagen fanden diese diplomatischen Audienzen statt und ich versäumte deren ungern eine: denn ich war gewiß, dort jedesmal von merkwürdigen Männern des Tages und der Vorzeit einige mehr in der Nähe zu sehen, die von gefälligen Freunden mir genannt wurden. Wunderlich gemischt lagen hier, gleich den Schichten aufgeschwemmter Gebirge, die Elemente so vieler bedeutenden Epochen der Geschichte durcheinander. Alles drängte sich zu dem aufgehenden Gestirn, und wie auch die Gesinnungen beschaffen sein mochten, jeder wollte und mußte in den Vorzimmern wenigstens gesehen worden sein. — Nur Eine Classe, die der wahren Freunde der Freiheit, stand abseit, und eine kleine Zahl bonapartistischer Günstlinge war ausgeschlossen und hielt sich still. So besand sich also das monarchische Element auf schwachen Füßen. Des Königs scharfer Verstand erkannte wol die zarte Linie, auf der sortan eine friedliche Civilregierung hinschreiten müßte, um eine in ihren Trümmern noch trotzige Armee an das neue beschränktere Loos zu gewöhnen. Aber unter dem Zudrang ungestümer Einwirkungen von denen, die ihm zunächst angehörten, von geheimer Neigung unterstützt, wie hätte er das Gleichgewicht, auf dieser Linie fortzuschreiten, bewahren können?"

Die Leichtigkeit, womit Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba das hohle Gebäude wie Spreu in den Staub treten konnte, wird durch diese Darstellung männiglich begreiflbar.

Leipziger Theater.

Ein Schillercyklus... das ist das Neueste, wovon unsere theatralische Chronik zu berichten hat! Wir wissen nicht, ob bisher schon auf irgend einer Bühne die sämmtlichen Tragödien Schiller's in chronologischer Folge und hinter einander ohne Unterbrechung zur Aufführung gekommen sind; doch wir leben in einer Zeit der Cyklen und da ja Shakespeare's englische Historien an vielen Bühnen in solcher Folge gegeben werden, so kann wol auch unserem größten deutschen Dramatiker eine derartige theatralische Auszeichnung zu Theil werden.

In vieler Hinsicht ist ein Schillercyklus sehr lehrreich und sordert zu Erwägungen heraus, welche sonst nicht leicht in gleicher Weise sich der ästhetischen Beurtheilung ausdrängen. Einmal liefert er den Beweis, daß Schiller auch in seiner productivsten Epoche keine dramatischen Fehlgeburten zu Tage gefördert hat. Alle seine Dramen sind von entschiedener Wirkung bei der Aufführung, wie sehr auch über den Werth der einzelnen die kritischen Ansichten auseinandergehen mögen; er hat nie ein problematisches, nie ein für die Bühne unmögliches Genre gepflegt; er hat nie Stücke leichtfertig hingeschrieben, um irgend einer persönlichen Caprice zu dienen, oder um den alltäglichen Bühnenbedarf zu decken; er hat niemals Nieten im Lotto der dramatischen Dichtung gezogen. Bei Allem, was er schrieb, war er mit der ganzen Kraft und Wucht seines Talents und dem ganzen hinreißenden Zug und Schwung seiner Begeisterung. Wenn er daher auch einmal experimentirte, wie in der „Braut von Messina" mit Einführung der antiken Chöre und mit Ausbeutung der fatal-fatalistischen Grundidee, so trug doch über alles Bedenkliche einer sich nicht bewährenden Neuerung das angeborene Genie des Dichters durch den vollendeten Zauber, mit dem er ein ästhetisch unglückliches Wagniß ausstattete, den Sieg davon. Kein anderer Dichter, auch nicht Goethe und Shakespeare, läßt einen alle dramatischen Werke umfassenden Cyklus auf der Bühne mit der Aussicht auf gleichen Erfolg zu; beide haben Dramen verfaßt, in denen das Gepräge ihres Genius nur einen sehr matten Abdruck gefunden hat. Daß ein Cyklus der Dramen Schiller's ohne irgend eine Lücke in der Aufeinanderfolge derselben möglich ist, muß als eine für die Energie seines Wollens und die nie versagende Kraft seines Talentes sehr bezeichnende Thatsache betrachtet werden.

Auch über die Entwickelung des Dichters giebt ein solcher Cyklus einem Jeden, der ein aufmerksames Auge dafür hat, die besten Aufschlüsse. Welch ein oft explodirender Feuergeist in den ersten Dramen! Welche gewaltig hinreißende Kraft in ihrer oft geschmacklos überschwänglichen Sprache! Wie hat sich das alles bereits in „Don Carlos" gemildert, geläutert! Wie ist hier der Vers, zum Theil unter Einflüssen der Lessing'schen Diction im „Nathan", zerlegt durch eine noch stürmische Dialektik des Gefühls, wie in jenem Meisterwerk durch die Dialektik des Verstandes! Wie drängt alles, Charakteristik, Situation, der ganze dramatische Ausdruck auf das Stylvolle hin, das aber einem so überaus bewegten Gefühlsleben nicht erreichbar ist. Erst mit „Wallenstein" erhielt der Styl das feste Gepräge, das den späteren Dramen dauernd aufgedrückt bleibt, hin und wieder aber zu stark ins Declamatorische, in sentenziöse Reflexionspoesie übergeht, bis im „Wilhelm Tell" eine vorzugsweise durch Goethe's Einfluß bedingte schlichtere Einfachheit der Handlung und der Sprache und markige Charaktere und Situationszeichnung auf einen mit warmem und treuem Colorit ausgeführten localen Untergrund überwiegt.

Ein Schillercultus appellirt an den nationalen Schillercultus, und solcher Appell ist nie vergeblich. Gleichwol kann man mit Recht behaupten, daß der Schillercultus den jetzigen Zuständen unseres Theaters gegenüber nur als eine Anomalie betrachtet werden kann. Der ganze Geschmack des Publicums drängt seitab von den Bahnen, welche Schiller betreten und geebnet hat, und die Mehrzahl der Directionen, auch bei den angesehensten Bühnen, huldigt sclavisch diesem Geschmack. Was dieser verlangt, ist nicht das dichterisch gehaltene historische Trauerspiel, nein, die bürgerliche Iffland'sche, das triviale Rührstück, die zweideutige französische Komödie, die leichtgeschürzte Operette mit ihren frivolen und possenhaften Elementen. Selten gelingt es einem im Schiller'schen Geist gehaltenen Dichtwerk, die Herzen der hinter den Cassenrapporten unnahbar verschanzten Intendanten und Directoren zu rühren. Daß aber trotzdem Schiller's Dramen noch immer ein zahlreiches und empfängliches Publicum finden, das beweist zur Genüge, daß diese, wenn auch von schwachen Nachahmern verwässerte echt dichterische Haltung des ernsten großen Dramas nach wie vor unserem nationalen Genius sympathisch ist und daß der Wurzelstock noch nicht zersaset ist, welcher dem geschichtlichen Drama neue Triebe und einen neuen schlanken Buchs verspricht. Auch in diesem Sinne ist die Veranstaltung eines Schillercyklus mit seinen lebendigen Anregungen und gleichsam concentrirten Wirkungen als eine dramaturgische That zu betrachten, welche Anerkennung verdient.

Wir sahen bisher die drei Jugenddramen Schiller's: „Die Räuber", „Fiesco" und „Kabale und Liebe", jene Gruppe, in welcher das ungeläuterte dichterische Feuer am heftigsten brennt und der Genius gleichsam mit allen Sturmglocken läutet. „Die Räuber", über welche sich früher Goethe und Herder in Weimar ablehnend äußerten, haben spätere Kritiker, besonders Ludwig Tieck und andere Jünger der romantischen Schule, zu warmer Anerkennung begeistert. Man darf dieselbe indeß nicht als ganz ausrichtig ansehen; Tieck, welcher in Schiller nur einen „spanischen Seneca" erblickte, kam es bei seiner Aeußerung, „Die Räuber" seien des Dichters bestes Stück, weniger auf das Lob dieses Jugenddramas, als auf die Herabsetzung aller späteren Werke des Dichters an. Es lag darin die bekannte romantische Ironie, und man muß sich Tieck's feines Lächeln hinzudenken. Auch Paul Lindau und andere Anhänger des französischen Dramas haben sich neuerdings betreffs der Schiller'schen Jugendwerke in gleicher Weise ausgesprochen; doch auch diesen Feuilletonisten in den Journalspalten und auf der Bühne sind Schiller's spätere Dramen, wie alles Stylvolle überhaupt verhaßt und sie spielten den jungen Schiller nur als einen Trumpf aus gegen den späteren gefeierten Classiker.

Gleichwol ist das Urtheil nicht unbegründet, welches jener Gruppe der drei Erstlingsdramen in Bezug auf die Energie der oft fieberhaften dramatischen Spannung den Vorzug vor den späteren einräumt; ja man muß zugeben, daß für Schiller's Genius noch eine andere Entwickelung möglich war, welche dem Einfluß der Antike nicht so große Macht auf den dramatischen Styl und seine würdevolle Getragenheit eingeräumt, sondern mehr im Shakespeare'schen Geiste die Charaktere mit schärferem Herauskehren ihrer Individualität gezeichnet hätte. Auch nach Beseitigung der jugendlichen Explosivstoffe wäre noch Raum geblieben für eine lebendiger vordrängende Handlung.

Ohne Frage sind „Die Räuber" das beste der drei Jugenddramen, weil hier die Fabel selbst im Einklang war mit der wilden Behandlungsweise und Alles in der Tonart des Excentrischen, in der es einmal gesetzt war, harmonisch zusammenstimmte, während die socialen Kreise, in denen sich „Kabale und Liebe" bewegt, der Hof und das Bürgerthum, bei weitem weniger die grelle Beleuchtung durch einen wildfeurigen und ungezügelten Dichtergeist vertragen. Auch bei der diesmaligen Aufführung der „Räuber", die eine wohlvorbereitete war, bewährte sich wieder die große Wirkung des Stückes. Das Räuberthum nicht in seiner criminalistischen, sondern in seiner idealen Bedeutung ist ja die Emancipation von allen Satzungen der Gesellschaft, die auf sich

selbst gestellte Freiheit, in ihrer herausforderndsten Gestalt. Danach lebt in den Gemüthern der Menschen ein unwiderstehlicher Drang; man vergißt ja bei Carl Moor das wüst Verbrecherische seines Treibens, die Mordthaten und Brandstiftungen, die doch grell genug im Stücke selbst erzählt werden, und hat immer nur jenen Zug, den idealen Zug seines Wesens im Auge, der uns diesen Räuber als Freiheitsapostel, als Vertreter der socialen Nemesis, ja als einen Schwärmer erscheinen läßt, der sich nach den väterlichen Hainen, nach dem stillen Glück im Arme seiner Amalie zurücksehnt. Hr. Mylius brachte alle diese Züge mit feurigem Colorit zur Anschauung und seine Kraft erlahmte auch nicht bei dem Racheschwur im vierten Act, dessen imposantes Pathos alle früheren Kraftstellen in Schatten rückt. Hr. Hans Förster als Franz Moor hat sehr gute Momente und Scenen, besonders im vierten Act; im fünften bedarf die Erzählung des jüngsten Gerichtes einer noch größeren markerschütternden Gewalt; es ist die Poesie Klopstock's, aber der Darsteller bedarf der Zeichnung und des Colorits eines Michel Angelo. Die Räuber waren gute Charakterköpfe, besonders der Erzgauner Spiegelberg des Hrn. Conrad. Frl. Wald versuchte sich in der Rolle der Amalie; sie stellte das ganze Rüstzeug der dramatischen Heroine zur Schau, das sie besitzt in Organ und Erscheinung, vielversprechend, doch noch unfertig, in der Gartenscene mit Franz imponirend, in der Schlußscene mit Karl bei der wildstürmischen Begrüßung den rechten Ton gänzlich verfehlend. „Die Räuber" wurden diesmal mit Zugrundelegung des ursprünglichen Textes ausgeführt. Das ist nur zu billigen; denn die Scene zwischen Karl und Franz nach der Bühnenbearbeitung gehört zu den krassesten Auftritten des Stückes und macht Karl Moor zu einem ähnlichen Scheusal, wie sein Bruder Franz es ist.

„Fiesco oder die Verschwörung von Genua", das zweite Trauerspiel Schiller's, scheiterte bei der Vorlesung, durch welche es der Dichter den Künstlern des Mannheimer Theaters bekannt machte und fand auch bei der Aufführung in Mannheim nicht die enthusiastische Aufnahme wie die „Räuber". Später hat der Dichter viel daran herum geändert und es fanden sich auch ganz unberufene Bearbeiter. Was dem Stücke fehlt, ist der glückliche Wurf: der Dichter erscheint vielfach als sein eigener Copist und als Nachahmer seiner „Räuber"; doch was dort wie mit vulcanischer Naturgewalt hervortrat, ist hier künstliches, auf den Effect berechnetes Theaterfeuer. Wol spricht sich in einzelnen Scenen, besonders in den Monologen Fiesco's, in seinen Auftritten mit den Bürgern und Verschworenen, das dramatische Genie des Dichters aus, welches später große geschichtliche Haupt- und Staatsactionen für die Bühne lebendig zu machen wußte; aber das phantastische Beiwerk überwuchert. Im Roman mit der Gräfin Julia Imperiali zeigt der Held eine abstoßende Heuchelei; seine Leonore ist eine sentimentale, ja larmoyante Schwärmerin, deren heldenhaftes Gebahren im letzten Act den Charakter aus seinen Fugen rückt und überdies mit einer Tragikomödie endet, denn anders läßt sich die Tödtung der in Mannskleidern und im Gianettinomantel erscheinenden Gräfin durch ihren eigenen Gatten kaum bezeichnen; es ist dies ein durch einen Maskenscherz hervorgerufenes Versehen schlimmster Art. Die Scenen mit Bertha sind aber so auf die Spitze gestellt, daß das Hochtragische ins leihbibliothekenartig Schauerliche übergeht, und wenn man einerseits mit dem Dichter an die Virginia und Emilia Galotti denkt, so muß man andererseits unwillkürlich an den „Dolch in der Brust der Nonne" und ähnliche Schauerromane denken, wo tiefverschleierte Opfer in unterirdischen Gewölben schmachten. Die Inscenirung und Darstellung war lobenswerth; die Durchführung der ersten Rollen haben wir schon früher besprochen. Hr. Senger als Fiesco macht aus dem proteusartigen Charakter des intriganten Revolutionärs eine glaubwürdige Gestalt. Neu war Frl. Jürgens in der Rolle der Bertha, die sie mit dem Aufgebot ihrer schrankenvollen tragischen Mittel durchführte. Das tumultuarische Volksleben in Genua, erregt durch die politischen Agitationen, wurde lebendig zur Anschauung gebracht; ebenso die Volksscenen des letzten Actes; ja der Schluß, der Untergang des Helden, wurde durch einen Sonnenaufgang ironisch beleuchtet, bei welchem sich unsere Theatersonne in ihrem Glanze zeigte.

„Kabale und Liebe" hat dieselbe fieberische Spannung wie die „Räuber"; es ist ein grelles Sittengemälde einer Zeit, in welcher kleinfürstliche Allgewalt in oft verbrecherischer Weise wirthschaftete und die Kluft der Stände nur durch die Leichen Derjenigen überbrückt wurde, welche den kühnen Sprung wagten. Die Rolle der Lady Milford spielte ein namhafter Gast, Frau Rosa Hildebrandt v. d. Osten vom Hannover'schen Hoftheater, welche, wie wir mit Vergnügen erfahren, in den Verband unserer Bühne eingetreten ist; sie bewährte in feinnuancirtem Spiel, das in leidenschaftlichen Momenten auch über große Kraft gebot, künstlerische Durchbildung. In der Rolle der Louise zeigte Frl. Jürgens bemerkenswerthe Fortschritte, ein kräftig entwickeltes Organ und besonders in den letzten Scenen auch ein wohleinstudirtes Spiel.

Dem Schillercyklus voraus ging Goethe's „Egmont", ein Drama, mit welchem sich der befreundete Dichter Schiller ja vielfach, nicht nur kritisch, sondern als Dramaturg eingreifend, einrichtend und bearbeitend beschäftigt hat. Die Aufführung sollte einem Gast, Frl. Sobieska, Gelegenheit geben, sich uns als Klärchen vorzuführen. Die junge Dame hat ein angenehmes Aeußere und spielte die letzte Scene mit Brakenburg, die Vergiftungsscene im richtigen, zum Theil ergreifenden Ton; sie scheint für das sentimentale Genre Beruf zu haben; die mehr heldenhafte Scene auf dem Markt hatte durchaus nicht den feurigen Zug, den sie verlangt, und die frische Naivetät des niederländischen Mädchens hatte etwas koketten Beigeschmack.

Am Carolatheater wurde eine neue Operette oder vielmehr komische Oper von Max Wolf: „Cesarine" gegeben, welche allerdings an die Sängerinnen höhere Ansprüche stellt, als dies bei leichtgeschürzten Operetten sonst Brauch ist, im Uebrigen aber sich über das Niveau der Operette nicht erhebt, was den Inhalt und die musikalische Einkleidung betrifft, ja im letzten Act ganz an die „Donna Juanita" und „Fatinitza" und ähnliche Operetten mit militärischem Abschluß erinnert. Die Novelle, welche der Handlung zu Grunde liegt, hat nicht genugsam motivirte Voraussetzungen; der Freund, der sich für den Freund opfert, übersieht doch das Wichtigste, nämlich, daß die Gärtnerstochter Cesarine, die er heirathen will, um sie zur Wittwe eines Marquis zu machen, ja nur ihn selbst und nicht den Chevalier liebt, dem er sie ohne jedes beneficium inventarii hinterlassen will. Die Intrigue ist durchaus geschraubt und giebt nur Anlaß zu einem frivolen Duett, in welchem der Chevalier dem Marquis allerlei Rathschläge ertheilt, wie er sein Herumspazieren in der Brautnacht rechtfertigen soll. Erst der letzte Act, in welchem Cesarine als Marketenderin verkleidet im spanischen Lager erscheint, das ganze Officierscorps berauscht und außerdem einen alten General in sich verliebt macht, hat einen frischeren Zug. Frl. Sandorié sang und spielte die Cesarine mit Routine und Lebendigkeit, doch vermißten wir in den ersten Acten eine Pikanterie, welche hier durchschimmern muß, um den letzten zu motiviren. Die Ausstattung, Decorationen und Costüme, waren im Ganzen geschmackvoll, allerdings nicht alle neu, denn der Trompeterchor schien aus Seecadetten außer Diensten zu bestehen.

Rudolf von Gottschall.

Musikalischer Bericht aus Dresden.

Am Freitag, den 21. October, versammelte sich die ganze große musikalische Gesellschaft Dresdens im Saale des Gewerbehauses zu einem Concerte, welches eine doppelte Bedeutung für sie hatte. Es galt das tausendste Auftreten der liebenswürdigen Mary Krebs zu feiern, sowie einen Gast zu bewillkommnen, den wir leider nur zu selten hier begrüßen dürfen — Joseph Joachim. — Aus dem Zusammenwirken zweier so bedeutender Künstler kann dem Hörenden nur höchster Genuß erwachsen und so gestaltete sich denn auch dieser Abend zu einem selten glanzvollen. Die jugendliche Pianistin erschien mit der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft geschmückt, die ihr die Huld des Königs an diesem Tage verliehen hatte, und erfreute die Hörer zuerst durch den Vortrag eines Clavierconcertes von Ferdinand Ries, einem gediegenen und anmuthigen Werke, in welchem die Künstlerin der guten Schule ihres heimgegangenen Vaters alle Ehre machte. Ebenso hätte sich Kapellmeister Krebs an dem Vortrage der Solostücke für Clavier gefreut, die seine Tochter in hoher Vollendung ausführte. Daß auch Beethoven's „Champagner-Sonate", von Joachim und Mary Krebs gespielt, nichts zu wünschen übrig ließ, dafür bürgen die Namen Beider! Die Violin-Soli (Romanze in B-dur von Joachim und ungarische Tänze von Brahms-Joachim) rissen das Publicum zum rauschendsten und verdientesten Beifall hin. Dagegen ward das für Geige geschriebene Concert von Brahms nur durch Joachim's Spiel erträglich, der mit seiner Geige das Unmögliche möglich machte und dem Reizlosen Reiz verlieh. Der Composition fehlt nicht nur die übersichtliche Kunstform, sondern auch jede Ursprünglichkeit und Frische, und alles musikalische Sinnen und Grübeln kann uns nicht für den Zauber solcher einem Werke mangelnden Eigenschaften entschädigen.

Acht Tage später füllte sich derselbe gewaltige Saal abermals bis auf seinen letzten Platz und wir begrüßten unsere treffliche kgl. Kapelle in ihrer ersten Sinfonie-Soirée. — Haydn's G-dur-Sinfonie (mit der humoristischen Nachahmung des Dudelsacks in ihrem Trio) eröffnete den Reigen und wurde ebenso glänzend ausgeführt als stürmisch beklatscht. Der Sinfonie folgten die freundlichen Klänge von Mendelssohn's Ouverture zur „Heimkehr aus der Fremde" und dieser ein Allegro appassionato für Orchester von Eduard Lalo, ein Werk, das uns, trotz mancher Schönheit der Instrumentirung, kalt ließ, weil es sich, zur Aussprache kleiner Gedanken, so großer Mittel bedient. — Beethoven's A-dur-Sinfonie schloß den Abend so herrlich ab, daß wir eine kleine Schwankung beim Eintritt der Celli und Bratschen im Allegretto hier nicht weiter berühren wollen.

Schließlich haben wir noch eines Gastes aus Berlin zu erwähnen, der uns an drei verschiedenen Abenden in der Oper beglückte. Wir sagen dies Wort mit Bedacht; denn so viel Können, gepaart mit so herrlichen Mitteln, mit so reizvollem Spiel und so lieblichem Aeußeren, wie sich dies Alles in Fräulein Lilli Lehmann vereint, übt eine beglückende Wirkung auf den musikalischen Hörer aus. Frl. Lehmann sang die Königin in Meyerbeer's Hugenotten, die Isabelle in demselben Meisters Robert und die Rosine im Barbier, und zwar so vollendet, daß es schwer halten würde, einer unter diesen Partien den Preis vor den anderen zuzuerkennen. Unser Dresdner Publicum widerlegte diesmal glänzend den ihm fälschlich gemachten Ruf der Kälte und des Phlegmas; selten wol nur wurden die Leistungen eines Gastes bei uns mit gleicher Wärme und Einstimmigkeit aufgenommen! Von unseren hiesigen Künstlern erfreute uns besonders Hr. Gudehus in den beiden Partien des Raoul und des Robert, während der sonst so treffliche Fischer mit Rollen wie die des Bertram verschont bleiben sollte. Sie liegen seiner ganzen dramatischen Anlage zu fern. Ihm fehlt das Dämonische, selbst im Klange seiner sonst zum Herzen sprechenden Stimme! Daß man Kürzungen in der Weise vornimmt, wie sie die Hugenotten zu erleiden hatten, wird dem Musiker immer ein Räthsel bleiben. Eine Oper zu kürzen, ist oft geboten und darum erlaubt; werden dadurch jedoch hervorragende musikalische Nummern oder der dramatische Zusammenhang verletzt, so ist des Guten nach dieser Seite hin zu viel geschehen.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

— Soeben hat ein stattlicher Band von 216 Seiten die Presse verlassen, betitelt: „Beiträge zur Geburtshülfe, Gynäkologie und Pädiatrik." Eine Festschrift. Mit 4 Tafeln und 13 Holzschnitten. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) Diese literarische Festgabe wurde dem Geh. Medicinalrathe und Director der Entbindungsschule, Hrn. Prof. Dr. Credé „zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum seines Directorates über die Geburtshülfliche Klinik in Leipzig (am 27. Sept. 1881) von seinen Schülern und der Geburtshülflichen Gesellschaft zu Leipzig" dargebracht und am 27. Oct. durch eine Deputation feierlich überreicht. — Dem Wunsche des Jubilars entsprechend war von allen sonst für diesen Tag projectirten Festlichkeiten Abstand genommen worden und jede öffentliche Huldigung, die dem Sinne des hochverdienten Lehrers — zumal bei den jetzt so häufigen 25jährigen Jubiläen — gänzlich widerstrebt hätte, unterblieben. So war denn der Ehrentag schlicht und still vorübergegangen, abgesehen von einigen Aufmerksamkeiten seiner früheren und jetzigen Schüler, über die wir, den Intentionen entsprechend, nichts Näheres mittheilen. Hingegen gezieht es wohl, von der im Buchhandel erschienenen „Festschrift", die ja selbst für den anspruchslosesten Gelehrten die würdigste, angemessenste Art, ihn zu ehren, darstellt, Notiz zu nehmen. Zwölf seiner Fachgenossen und vormaligen Schüler haben ihm in Gestalt von wissenschaftlichen Arbeiten einen Feststrauß gebunden, welcher manchen werthvollen Zuwachs der Literatur enthält. Der Inhalt zerfällt in 4 Arbeiten aus dem Gebiete der Geburtshülfe, 3 gynäkologische und 5 pädiatrische Beiträge. Fehling, der jetzige Director der Landes-Hebammen-Lehranstalt in Stuttgart, eröffnet die Reihe der Abhandlungen mit einer Studie: „Ueber das Credé'sche Verfahren und die Nachgeburtszeit", worin der berühmte Credé'sche Handgriff nicht nur gegen verschiedene Einwürfe vertheidigt, sondern auch physiologisch begründet und als die Methode hingestellt wird, welche durch ihre Ungefährlichkeit und Sicherheit für die Praxis die meiste Empfehlung verdient. Ploß, der auf dem Gebiete der Völkerkunde ungemein belesen und bewandert ist, betheiligte sich mit „Historisch-ethnographischen Notizen zur Behandlung der Nachgeburtsperiode" und hat zur Erledigung der Frage, wie die wilden Völkerschaften die Nachgeburt beseitigen, reiches Material zusammengetragen. „Ueber Geburten bei älteren Erstgebärenden in der Privatpraxis" handelt ein Aufsatz von Grenser in Dresden, welcher u. A. zu dem Resultate führt, daß hierbei sehr viel Operationen nöthig wurden, die durchschnittliche Dauer länger war, als in der Klinik, und häufiger Dammrisse, sowie Erkrankungen der Wöchnerinnen beobachtet wurden. In sehr eingehender Weise spricht sich Sänger, Privatdocent in Leipzig, über das Thema aus: „Der Kaiserschnitt bei Uterus-Fibromen, als Grundlage einer vergleichenden Methodik der normalen Sectio caesarea und der Porro-Operation", wobei er den Werth der von Porro (1876) angegebenen Amputatio utero-ovarica und des Kaiserschnitts unter Zusammenstellung der Literatur und eigener Beobachtungen abwägt. Ein fernerer Aufsatz von Hennig handelt über „Carcinoma mammae", eine Krank-

heitsform, welche er wieder der Gynäkologie zurückzuerobern sucht, nachdem sich ihrer die Chirurgie bemächtigt hatte. Der Autor verfolgt in dieser Arbeit einen doppelten Zweck, einmal den Verlauf der Krankheit, sodann aber deren Einfluß auf die Lebensdauer der Patientin festzustellen. Leopold, Privatdocent und Hebammenlehrer am klin. Institute für Geburtshülfe in Leipzig, berichtet über „Zwei Exstirpationen von Uterus-Geschwülsten und der Ovarien", bei welchen es diesem ebenso kühnen wie glücklichen Operateur gelang, unter Anwendung der elastischen Ligatur, Vernähung und Versenkung des Stiels Heilung zu erzielen, zwei Fälle, welche größere, theils interstitielle, theils breitaufsitzende Uterusmyome betrafen. Prochownik in Hamburg macht über „Pruritus uterinus" Mittheilung und sucht die nervöse Entstehung dieses Leidens nachzuweisen. Von Froriep, Professor in Tübingen, enthält das Heft einen Beitrag: „Zwei Typen des normalen Beckens", das mit hochstehendem, das mit tiefstehendem und das mit doppeltem Promontorium. Daß die letztere Beckenform schon längst, und zwar zuerst von Fürst, genau beschrieben und abgebildet worden ist (Archiv für Gynäkologie, 1875, sowie Schröder's Lehrbuch der Geburtshülfe), scheint dem Autor völlig unbekannt geblieben zu sein. Werthvolle Beobachtungen „Ueber Gewicht und Temperatur des Neugeborenen" hat der frühere Assistenzarzt der Leipziger Geburtshülflichen Klinik, Schüz (d. Z. Hamburg) zusammengestellt, wobei in kritischer Weise sowol die normalen, als die pathologischen Verhältnisse, sowie die natürliche und künstliche Ernährung berücksichtigt und in Bezug auf die Einbußen an Gewicht und Wärme, sowie auf Ausgleichung des Verlustes neue Resultate gewonnen worden sind. Opitz in Chemnitz hat „Die Thätigkeit der Brustdrüse der Neugeborenen" zum Gegenstand genauer Beobachtung gemacht. Eine Studie: „Zur Physiologie des Hörorgans Neugeborener" aus der Feder Moldenhauer's, Privatdocenten in Leipzig, stellt nach Untersuchungen an 50 Kindern die Reaction kleinster Kinder auf Schallreize fest und constatirt, daß — abgesehen von individuellen Schwankungen — schon in den ersten Lebenstagen deutliche Empfindung von Schall-Eindrücken besteht. Den Beschluß bildet eine Arbeit von Fürst, Privatdocenten und dirig. Arzt der Päbiatrischen Poliklinik in Leipzig: „Zur mechanischen Behandlung des Prolapsus recti im Säuglingsalter", worin der Verfasser die bisherigen Behandlungsmethoden des Mastdarmvorfalles kritisch sichtet, und zugleich eine praktische und sichere Behandlungsweise, welche in dieser Form neu ist, an der Hand eines eclatant dadurch geheilten Falles erläutert. Der reiche und vielseitige Inhalt der Festschrift, die — trotz des Fehlens einiger namhafter Jünger Credo's — stattliche Reihe von Fachgenossen und früheren Schülern, alles dies giebt diesen „Beiträgen" einen bleibenden literarischen Werth, weit über die Bedeutung einer Gratulationsschrift hinaus. Die „Festschrift" ist eine Bereicherung der Wissenschaft, welche stets davon Zeugniß ablegen wird, wie Credé, dessen Name unserer Hochschule zu besonderem Glanze gereicht, in seinem Wirken als akademischer Lehrer und als einer der ersten Vertreter seines Fachs, von Denen geschätzt wurde, welche neben und unter ihm thätig waren und sein ernstes, streng der Sache dienendes, consequentes Streben aus nächster Nähe zu beurtheilen Gelegenheit gehabt haben.

△ Freifrau v. Bunsen. Ein Lebensbild aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus J. C. Hare. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. 2 Bände. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1881. Am 1. Juli 1817 fand die Trauung von Francis Waddington, einer geist- und gemüthvollen Engländerin, mit dem jungen deutschen Gelehrten Heinrich Bunsen in der altertümlichen Kapelle des Palazzo Savelli in Rom statt: es erhielt hier ein Herzensbund die kirchliche Weihe, welcher beiden Ehegatten zu einer Quelle reichsten Segens geworden und geblieben ist, bis der Tod des Geheimen Rath Frhrn. v. Bunsen eine der glücklichsten Ehen löste, die wol je durchlebt worden sind. Freifrau v. Bunsen hat ihrem Gatten durch Herausgabe seiner Lebensbeschreibung ein schönes Denkmal gesetzt; was die vortreffliche Frau ihrem Gatten, ihren Kindern, ihren zahlreichen Freunden im Leben gewesen sein muß, konnte nicht besser dargestellt werden, als durch Veröffentlichung von Briefen, die sie seit ihrer Verheirathung an theure Angehörige und Freunde geschrieben hat und in denen alle Wechselfälle ihres Lebens, ihr Thun und Treiben und die Ziele, nach denen sie strebte, in edler, schmuckloser Weise behandelt und dargestellt werden. Sie geben das beste Bild ihrer Worte und Gedanken: ihrer edlen Geistesgaben, ihres lebhaften Interesses an allem Großen und Guten, ihrer Demuth im Glücke, ihrer Empfänglichkeit für jeden Sonnenstrahl inmitten aller Prüfungen, des Hauptverlangens ihres langen Lebens — sie starb kurz nach Ostern des Jahres 1876 in Karlsruhe —, Gott allein in Christo und durch Christum zu suchen. Es ist ein wunderbarer und erhebender Eindruck, den wir aus dem Lebensbilde dieser vortrefflichen Frau empfangen; möge dasselbe ein edles Vorbild für viele Leserinnen werden!

△ Offener Brief eines bejahrten Lehrers an einen jüngeren Collegen über Schulwerkstätten und Schulsparcassen. Oschatz, Fr. Oldecop's Erben 1881. — Der Verfasser dieses offenen Briefes ist ein ausgesprochener Gegner der neuerdings in Aufnahme kommenden Schulwerkstätten und sieht insbesondere in deren Einrichtung durch die Lehrer ein Abweichen vom edelsten Mittelpunkte des Lehrerbaseins, der geistigen Würde des Lehrerberufes. Auch für die Schulsparcassen vermag er sich nicht zu begeistern: „heut will man Wechslertische aus den Lehrerpulten machen — ruft er aus — und die Schule zum Kaufhause, zur Rechenstube, zur Sparcassenexpedition gestalten, — nein, entweihen!" Das, was zur Rechtfertigung der Schulsparcassen angeführt worden ist, die Idee der Schulsparcasse sei ein Zugeständniß der Pädagogik an die Volkswirthschaft, sie solle ein erziehliches Moment in der Hand des Lehrers werden u. s. w., läßt er nicht gelten, sondern meint, Bestrebungen, welche von dem Kernpunkte aller Pädagogik „Ebenmäßige, sittliche und intellectuelle Ausbildung des Einzelwesens wie der Gesammtheit" zu Außenwerken ableiten, seien Charlatanerieen, sie mögen sich so ernsthaft geberden, als sie immer wollen. In den Ausführungen des bejahrten Lehrers liegt nach unserer Ansicht manches Wahre.

— Von der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München" (A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest, Leipzig), ist unlängst das 12. (Schluß-) Heft des dritten und das 1. Heft des vierten Jahrgangs zur Ausgabe gelangt. Aus dem reich und vielseitig gestalteten Inhalt seien die Aufsätze: „Das Atrek-Thal und der Feldzug der Russen gegen die Teke-Turkmenen" von Friedrich v. Hellwald, „Von zwei Ruinenstädten" (Babylon und Palmyra) von A. v. Schweiger-Lerchenfeld, „Auf der bayerischen Waldbahn" von C. A. Regnet, „Bilder aus Swanetien und dem Pontischen Waldgebiete", „Das vergrößerte Croatien" von Prof. Dr. Schwicker in Budapest, „Ueber die civilisirten Indianerstämme Neu-Mexikos und ihre historischen Beziehungen" von Oskar Löw ꝛc. besonders hervorgehoben. Die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik" hat sich, was bei Beginn des vierten Jahrgangs, um ihr zu den alten neue Freunde und Leser zu gewinnen, wiederholt sein mog, immerdar bestrebt, in populärer oder, treffender gesagt, nicht rein wissenschaftlicher Form die wichtigsten Neuerungen im Gebiete der Geographie vorzuführen, sowie bereits Bekanntes in speciellen Schilderungen tiefer einzuprägen. Sie hat diese Aufgabe bisher in trefflicher Weise und erschöpfender Vollständigkeit gelöst, so daß sie sich jetzt bereits einen hervorragenden

Platz unter den geographischen Zeitschriften der Gegenwart gesichert hat und nicht blos dem Leser von allgemeiner Bildung, sondern auch dem Gelehrten und Fachmann eine reiche Fundgrube wissenswerther Dinge ist. (Preis pr. Jahrgang für 12 Hefte mit zahlreichen Illustrationen 8 *M.*)

— Von dem Kunst- und Prachtwerk: „Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des Indischen Kaiserreiches von Emil Schlagintweit" (Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther) sind ferner die Lieferungen 31—35 zur Ausgabe gelangt, welche Radschputana, das Land der Radschputs, zum Gegenstand eines Rhombus zwischen Centralindien im Osten, Bombay im Süden, Sindh im Westen, Pandschab im Norden eingelagerten Landstrich von der Größe Preußens, in dessen Besitz unter englischer Oberhoheit sich neunzehn Staaten unter eingebornen Oberhäuptern und englischer Verwaltung theilen, weiter Gubscharat, ein im Süden von Radschputana gelegenes hochentwickeltes Culturland, vom Umfange des Königreichs Rumänien, aber doppelt so stark als dieses bevölkert, das sich in vier große britische Bezirke und 53 Vasallenstaaten verzweigt, endlich Pandschab, das Grenzland Indiens gegen Afghanistan, im Umfang nahezu halb so groß als das Deutsche Reich und mit einer Bevölkerung von 17½ Millionen Einwohnern, behandeln. Selbstverständlich sind auch diese Hefte mit zahlreichen, trefflich ausgeführten Illustrationen zur Texterläuterung ausgestattet. — Ein anderes Lieferungswerk, die „Encyclopädie der Naturwissenschaften", herausgegeben von einer Anzahl namhafter Fachmänner, darunter aus Sachsen Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch ꝛc. (Breslau, Verlag von Eduard Trewendt), ist bis zur 24. Lieferung der Ersten Abtheilung vorgeschritten. Dieselbe bildet das zehnte Lieferungsheft des „Handbuchs der Mathematik", bearbeitet von Professor Dr. Heyn.

△ Von Weber's illustrirten Katechismen liegen uns folgende neue Ausgaben vor: 1) Katechismus der Drainirung und der Entwässerung des Bodens überhaupt. Von Dr. William Löbe. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage, mit 92 in den Text gedruckten Abbildungen. Eine wesentliche Ergänzung hat die vorliegende, neue Auflage dieses trefflichen Werkchens dadurch erfahren, daß der Verfasser in derselben auch die „oberirdische" Entwässerung, ferner die Drainirung von Gärten, Weinbergen, Wegen, Gebäuden u. s. w. in den Bereich seiner Darstellung gezogen hat. 2) Von dem Katechismus der Nutzgärtnerei beziehentlich Grundzügen des Gemüse- und Obstbaues von dem Hofgarten-Inspector H. Jäger in Eisenach hat sich bereits die vierte, mit 54 in den Text gedruckten Abbildungen ausgestattete Auflage erforderlich gemacht. Der Verfasser kann von derselben mit Recht sagen, daß in derselben keine neue Erscheinung und Erfahrung in der Cultur der Gemüse, der Obstbäume und Beerenfrüchte außer Acht gelassen worden ist. Neu sind 3) und 4) die Katechismen des Girowesens, von Carl Berger, Oberbeamter der Steiermärkischen Escompte-Bank, und der Farbwaarenkunde von Dr. G. Heppe. In dem ersteren wird zunächst der ganze Mechanismus des Conto-Corrent-, Check- und Clearingverkehres klar und faßlich dargestellt, um dann das Girowesen ausführlich zu behandeln und hier und da auch zu anzustrebenden Reformen auf diesem noch immer nicht genügend gewürdigten Gebiete anzuregen. Als Zweck und Ziel des Katechismus der Farbwaarenkunde ist angegeben, daß es gelte, sowol dem Händler mit Farbe, als auch dem Consumenten derselben Gelegenheit zu bieten, sich schnell über die Natur und das Wesen, die Eigenschaften und die Gewinnungsweise der verschiedenen Farbwaaren zu orientiren, und einen kurzen Aufschluß zu geben. Derselbe reiht sich hiernach den bereits erschienenen Katechismen der Drogunkunde und der Chemikalienkunde passend an.

— Ein neues illustrirtes Verlagsunternehmen, das, schon rein stofflich genommen, geeignet ist, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums in weitesten Kreisen auf sich zu ziehen, führt sich in dem Lieferungswerke: „Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, ihrer Erfindung durch Johann Gutenberg und ihrer technischen Entwickelung bis zur Gegenwart, von Karl Faulmann" (mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Schriftzeichen und Schriftproben. In 25 Lieferungen à 60 Kr. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig) ein. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, eine Specialgeschichte der Buchdruckerkunst, welche nicht allein für den Fachmann, sondern für jeden Gebildeten, in der Art und Weise ihrer Abfassung Interesse hat, der Oeffentlichkeit vorzuführen. Insbesondere soll darin das Dunkel, welches die Person des Erfinders der Buchdruckerkunst und die Entstehung seines Werkes bis in die Gegenwart hinein umgeben hat, beleuchtet und der Nachweis erbracht werden, daß Deutschland nicht allein unbestreitbar die Ehre, die Wiege der Buchdruckerkunst zu sein, für sich in Anspruch nehmen darf, sondern auch dieser Ehre durch seine Leistungen im Buchdruck vor allen anderen Ländern sich namentlich in der Gegenwart würdig erweist. Durch die Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Buchdruckerkunst bis zu ihrem heutigen Höhegrad wird auch die Culturgeschichte mannigfache Bereicherung erfahren. Das bereits zur Ausgabe gelangte erste Heft bringt in der ihm beigelegten 1. Tafel eine photo-lithographische Copie des Anfangs der 36zeiligen Bibel mit dem Initial in Farben- und Golddruck, sowie die 1. Beilage, welche eine gleiche Copie eines Donatsdrucks enthält, beide ebenso wie der von der k. k. Staatsdruckerei in Wien hergestellte Druck des Textes *prachtvoll* ausgeführt.

** Im Verlage von Hermann Mendelssohn (Leipzig 1881) erscheint eine zweite umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage des bekannten Willkomm'schen Führers ins Reich der deutschen Pflanzen unter dem Titel „Führer in's Reich der Pflanzen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Eine leicht verständliche Anweisung, die im Deutschen Reiche, Oesterreich und der Schweiz wild wachsenden und häufig angebauten Gefäßpflanzen schnell und sicher zu bestimmen. Von Dr. Moritz Willkomm, Professor der Botanik und Director des Botanischen Gartens der Universität zu Prag", in einzelnen Lieferungen zum Preise von je 1 *M.* 50 Pf. In den bis jetzt vorliegenden Lieferungen sind nach einleitender Beschreibung der Pflanze und ihrer Theile, einer alphabetischen Aufzählung der erklärungsbedürftigen Kunstausdrücke und einer kurzen Charakteristik der einzelnen Pflanzen-Familien die Tabellen zum Bestimmen der Gattungen der Samenpflanzen begonnen und bis zur Fam. XL fortgeführt.

— Das soeben erschienene November-Heft der Deutschen Revue „Unsere Zeit", herausgegeben von Rudolph v. Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), enthält: Sphinx Atropos. Novelle von Emil Taubert. III. IV. — Der Selbstmord und die moderne Civilisation. Von H. v. Sybel. — Die Dramendichtung in Frankreich seit 1878. Von F. C. Petersen. I. — Die Gesetze der Cultur. Von Otto Henne-Am Rhyn. — Parlamentarische Größen Oesterreichs. Von Walter Rogge. IV. — Gemeinsames Maß und Gewicht und der Pariser Vertrag vom 20. Mai 1875. Von Wilhelm Förster, Director der königl. Sternwarte zu Berlin. II. — Die jüngste Königsresidenz. Von Robert Byr. — Chronik der Gegenwart: Musikalische Revue. Politische Revue.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 90. Donnerstag, den 10. November. 1881.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Vidal. — Bücherbesprechungen (Lebens- und Charakterbilder, von Dr. F. Koldewey. Briefe aus der Breterwelt, von A. Palm. Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage).

Briefe aus Paris.

(Der Caricaturist Gill. — Benjamin Constant's Briefe an Madame Récamier. — Die Aepfelernte im Garten des Luxemburg-Palastes.)

\# \# **Paris**, im October.

Der Herbst fängt traurig an. Am politischen Horizont sieht es düster aus. Die Wiedereröffnung der Kammern faßt auf heftige parlamentarische Stürme schließen. Man ist im Allgemeinen unzufrieden mit dem Gang der Dinge. Die unwirsche Laune der Menschen wird auch von der Natur nicht aufgeheitert; der Herbst tritt kläglich auf; seinen unvergleichlichen Farbentopf hat er zwar nicht vergessen, aber die Sonne fehlt, die seinen Farben ihren schönen Glanz geben muß; es ist ein häßlicher, nasser Herbst, ein vorzeitiger Winter; wir haben Londoner Wetter, das zum Spleen geneigt macht. Für die Franzosen ist der Spleen eigentlich etwas ganz Ungewohntes, er ist ein fremder Tropfen in ihrem Blute; wenn sie aber zufällig einmal davon befallen werden, so artet er leicht in etwas Schlimmeres aus. Dies sehen wir gegenwärtig an dem armen Gill, dem berühmten Caricaturisten des „Charivari", der plötzlich wahnsinnig geworden ist .... das entsetzlichste Schicksal, das einen Menschen treffen kann; wenn aber ein besonders witziger Kopf, der unsere Lachnerven sortwährend und lange Jahre hindurch angeregt hat, von einem so schauderhaften Unglück betroffen wird, fühlt man sich besonders theilnehmend erschüttert. Der „Charivari" ist ein Weltwitzblatt, Gill's witzige und in manchem Sinne unnachahmliche Caricaturen sind also weit über die Grenzen Frankreichs belacht und bewundert worden. Sein trauriges Geschick wird allenthalben die lebhafte Theilnahme erregen, die es hier gefunden hat — ja, vielleicht eine noch größere Theilnahme, denn die Pariser Theilnahme ist immer etwas egoistisch, sie ist nie ganz selbstlos; die Pariser zittern stets bei dem Gedanken, daß sie selbst von der Katastrophe betroffen werden könnten, die einen der Ihrigen heimgesucht hat, ihr Mitleid ist immer von dem Stoßseufzer begleitet: „Der Himmel bewahre mich vor ähnlichem Unheil!" Das ist eine Pariser Eigenthümlichkeit, die mir oft aufgefallen ist.

Obgleich Gill die gegenwärtige Generation mit seinen beißenden Sarkasmen sehr zu amüsiren verstand, gehörte er ihr streng genommen nicht mehr an; er war im eigentlichen Sinne des Wortes der Pamphletair des Kaiserreiches; im langjährigen Kampfe gegen diese so lange allmächtige Regierung stand er stets in der ersten Reihe; jede Woche erschien im „Charivari" eine von ihm unterzeichnete beißende Caricatur auf den Mann, der in den Tuilerien herrschte. Es gehörte damals ein gewisser Muth zu einer so hartnäckigen, nie ermüdenden Opposition. Als nun aber das Kaiserreich mit aller seiner Glorie plötzlich zum Sturze kam, sah sich der unglückliche Gill den Gegenstand seiner fortwährenden Angriffe plötzlich entzogen; es wurde ihm schwer, sich an dem neuen politischen Horizonte zu orientiren und seinem Talente eine andere Bahn zu brechen; sein Witz hatte keine rechte Schärfe mehr, seine Caricaturen, denen die Spitze abgebrochen zu sein schien, wurden nicht mehr so belacht, sein so lange Jahre hochgefeiertes Talent fand nicht mehr die frühere Anerkennung, er gerieth schnell in Vergessenheit. Das ist das Schlimmste, was einem Künstler in Paris passiren kann, er hat weniger die tadelnde Kritik des Publicums, als dessen Gleichgiltigkeit zu fürchten. Paris ist in dieser Beziehung grausam, es vergißt und vernachlässigt sehr schnell, was es in einem Moment vorübergehender Begeisterung vergöttert und in den Himmel gehoben hat. So kommt es, daß so viele hier lebende Künstler so oft und so leicht von Zweifeln und Entmuthigung ergriffen werden; der allgemeinen Gleichgiltigkeit und Theilnahmlosigkeit gegenüber fühlen sie sich einsam und verlassen in einer Wüste von zwei Millionen Menschen. Das Leben in Paris ist für sie eine sehr complicirte Sache geworden; es ist nicht mehr so einfach wie für die Künstler in früheren, besseren Zeiten, wo noch ein Jeder wußte, woher er kam und wohin er ging; die Göttin Fortuna hat nicht mehr die stolze und majestätische Gestalt, welche die Phantasie ihr ehedem beizulegen pflegte, auch ihr Füllhorn hat nicht mehr die kolossalen Proportionen von ehemals; gegenwärtig herrscht nur noch der Zufall, der blinde, launenhafte Gott, der seine Gunst so selten nach Verdienst vertheilt. Wohin soll nun ein Künstler, ein wahrer echter Künstler mit allen seinen Tugenden und Fehlern — denn ein echter Künstler hat ja immer Fehler, meist liebenswürdige Fehler, aber doch Fehler! — unter solchen Umständen sich flüchten? Die gegenwärtigen Verhältnisse bringen uns die größten Ueberraschungen, sie lassen Alles zu, für die schönen Gebilde der Phantasie aber scheinen sie keinen Platz mehr zu haben. Das ist übrigens logisch und vor allen Dingen republicanisch, „Bereichert Euch!" das ist die Parole, die wie noch der Revolution von 1848 auch gegenwärtig wieder gilt. „Bereichert Euch!" rufen jetzt Diejenigen, die vor zehn Jahren unter dem Kaiserreiche über die im modernen Babylon, wie sie Paris zu nennen beliebten, herrschende unerhörte Corruption zeterten. „Bereichert Euch!" Das ist recht leicht gesagt, es gelingt aber nicht einem Jeden und die Ohnmacht der Einen steht in dieser Beziehung in recht grellem Widerspruch mit den raschen Erfolgen Anderer, die zum „Reichwerden" mehr Geschick haben. Dadurch entsteht viel böses Blut. Die Gebilde des Künstlers, wie die Arbeit des Handwerkers haben die Poesie früherer glücklicherer und einfacherer Zeiten ganz und gar verloren: arm sein war ehemals das philosophisch ertragene Schicksal der großen Menge der Staubgeborenen; arm sein gilt heut zu Tage für einen Fluch, dem sich Viele durch den Selbstmord zu entziehen suchen, wenn nicht der

Wahnsinn mit seinem Zerstörungswerke der Pistole vorgreift. Bei alledem amüsirt sich Paris ganz vortrefflich, es baut und illuminirt und lacht und ist lustig; für einen Künstler, der verschwindet, tauchen zehn andere wieder auf und so wird denn auch der Bleistift, der dem armen Caricaturisten Gill aus der Hand gefallen ist, sehr bald von einem anderen und vermuthlich nicht minder geistreichen Zeichner aufgehoben werden; was hat ein Wahnsinnsfall mehr oder weniger zu sagen in einer Stadt, wo so viele Leute den Kopf verlieren; Tod und Wahnsinn gelten hier nur für Mißtöne, die von dem unausgesetzten Lärm des ewigen Pariser Carnevals schnell übertäubt werden.

Nichtsdestoweniger hat die jetzige Zeit in Paris nicht viel Verführerisches und man flüchtet sich gern aus dieser unerquicklichen, unheimlichen und in mehr als einem Sinne armseligen Gegenwart in frühere, bessere und unter allen Umständen poetischere Zeiten. Zu diesem Fluchtversuche in die Geschichte früherer Tage giebt mir ein soeben hier bei Calman Levy erschienenes Buch Veranlassung, das den Briefwechsel Benjamin Constant's mit der schönen Madame Récamier enthält. Die Veröffentlichungen von Briefwechseln und Memoiren sind gegenwärtig hier sehr in der Mode. Wir haben die Memoiren der Gräfin Remusat, die noch immer viel von sich reden machen, den Briefwechsel Mérimée's mit dem Italiener Panizzi, die Briefe von George Sand, die so viel Staub aufgewirbelt haben, die Briefe des Abbé Galiani, die uns in die Zeiten der Frau Marquise von Pompadour, in die galante Zopfzeit zurück versetzen; zu allen diesen Correspondenzen gesellen sich nun die Briefe von Benjamin Constant, welche die literarische great attraction des Momentes bilden. Diese interessanten Briefe, die längst schon erwartet worden sind, haben eine ziemlich stürmische Geschichte hinter sich. Bekanntlich ist Madame Récamier, die unter dem ersten Kaiserreiche für die Schönste unter den Schönen galt — und jene Zeit war an Schönheiten reich gesegnet —, erst im Jahre 1849 in sehr vorgerücktem Alter gestorben. Unmittelbar nach ihrem Tode zeigte Emil v. Girardin in seinem damaligen Journal „Die Presse" an, daß er den Briefwechsel Benjamin Constant's mit der berühmten Todten im Feuilleton seiner Zeitung veröffentlichen werde. Die Erben der Madame Récamier widersetzten sich indessen damals diesem Vorhaben aus Schicklichkeitsrücksichten. Jetzt, nach einem Zeitraum von über dreißig Jahren, scheinen diese Rücksichten nicht mehr zu existiren und die Veröffentlichung der Briefe ist auf kein Hinderniß mehr gestoßen.

Madame Récamier war nach der Versicherung ihrer Zeitgenossen eines der verführerischsten und reizendsten Geschöpfe, das die Sonne jemals beschienen hat; ihr Leben war ein fast ununterbrochenes Fest, eine Reihe von begeisterten Huldigungen, die sie bis in ihr hohes Alter begleitet haben; das Unglück hat sich von dieser mit besonderer Schönheit begnadeten Frau stets in ehrfurchtsvoller Ferne gehalten. Unter dem Directorium theilte Madame Récamier ihre unbedingte Herrschaft über die Herzen, namentlich die Männerherzen, noch mit zwei anderen Frauen: Madame Tallien und Josephine Beauharnais, die nachmalige Kaiserin Josephine. Diese drei Frauen, „die drei Grazien", wie die Madrigale jener Zeit sie nennen, haben buchstäblich ganz Paris zu ihren Füßen gesehen, sie waren die Seele aller Vergnügungen, die unumschränkten Beherrscherinnen der Mode. Nach den blutigen Tagen und den entsetzlichen Stürmen der Schreckenszeit waren sie plötzlich erschienen, sie waren aufgesproßt wie drei Blumen auf einem erloschenen Vulkan und Paris, das sich nach Festen und nach Schönheiten sehnte, jubelte diesen drei Frauen zu, welche die Königinnen aller Feste wurden. Im Jahre 1800 bewohnte Madame Récamier mit ihrem Mann, dem Besitzer eines großen Vermögens, das Schloß Clichy ganz nahe bei Paris. Die Herzogin von Abrantès, die Verfasserin der „Salons von Paris", die sie damals viel gesehen, giebt von ihr folgendes Porträt: „Madame Récamier, die ich in ihrem achtzehnten Jahre intim gekannt und in ihrem Schlosse in Clichy oft besucht habe, war damals ein unvergleichliches Geschöpf, ich habe nirgends weder in Spanien noch in Italien, den an Schönheiten so reichen Ländern, noch in Deutschland oder in der Schweiz, dem klassischen Boden der Rosenwangen und der blühenden Gesichter, jemals Etwas gesehen, was mit der Erscheinung der Madame Récamier, der hübschesten Frau von ganz Europa, zu vergleichen gewesen wäre." In ihrem fürstlich eingerichteten Schlosse zu Clichy, das stets für Alles, was Paris, ja was Europa an Celebritäten besaß, gastlich geöffnet war, machte Madame Récamier mit anspruchsloser Grazie die Honneurs und ließ sich von aller Welt, aber immer nur aus bescheidener Ferne, anbeten. Ihre täglichen Gäste waren: Lucian Bonaparte, Napoleon I. Bruder, Fox, der General Moreau, der Herzog von Montmorency, Frau v. Krüdener. Benjamin Constant trat erst später in diesen Kreis; er machte die Bekanntschaft der Madame Récamier erst im Jahre 1806 und zwar in Coppet bei seiner Freundin, der Frau v. Staël, wo er mehrere Monate zubrachte. Coppet, am Genfer See, mit dem Ausblick auf den Mont-Blanc, ist einer der paradiesischsten Punkte der Erde. Die beiden Verbannten, denn sie waren damals Beide verbannt, Frau v. Staël und Madame Récamier, verliehen diesem herrlichen Aufenthalt noch einen besonderen Reiz, die Eine durch ihren Geist, die Andere durch ihre Schönheit. Dennoch scheint in diesem bezaubernden Coppet nicht gerade immer der süßeste Friede und die holdeste Eintracht geherrscht zu haben. Das intime Verhältniß, in welchem Benjamin Constant zu Frau v. Staël stand, ist oft unterbrochen worden durch wiederkehrende Stürme, die freilich nur immer Stürme in einem Glase Wasser, aber nichtsdestoweniger doch recht störend und unerquicklich waren. Benjamin Constant namentlich fühlte sich durch das unaufhörliche Gezänk, dem ebenso unaufhörliche Versöhnungs-Scenen folgen mußten, sehr unangenehm berührt. Er machte Madame Récamier zu seiner Vertrauten; diese Vertrautenrolle verwandelte sich indessen bald in eine noch intimere und es entspann sich zwischen Beiden ein zartes Verhältniß, das namentlich von Seiten Benjamin Constant's mit großer Leidenschaftlichkeit, ja mit Liebesgluth sortgesetzt wurde. Madame Récamier ihrerseits war zwar eine huldreiche Göttin, aber doch nicht so gefällig und willfährig, als es der heiße Wunsch ihres leidenschaftlichen Anbeters gewesen wäre; sein Liebeskummer wurde noch erhöht durch das Bewußtsein, daß sein Herz nicht das erste war, welches an diesem schönen Marmor zerschellte; vor ihm hatte Lucian Bonaparte, einer der Brüder Napoleon I., das gleiche Schicksal gehabt und hatte sich demselben ebenso widerstrebend, ebenso verzweifelnd gefügt, wie sein nicht minder unglücklicher Nachfolger; ja seine Verzweiflung machte sich oft in lauten Klagen, in trostlosen Lamentationen Luft, die wir in seinem ebenfalls veröffentlichten Briefwechsel mit Madame Récamier wiederfinden. Diese Briefe sind aber so phrasenhaft, so geschraubt, so wenig natürlich, daß man an ihrer Aufrichtigkeit zweifelt; wahrer Liebeskummer macht sich nicht durch schöne Phrasen Luft. Benjamin Constant's Briefe lassen einen solchen Zweifel nicht aufkommen; sein Gefühl für Madame Récamier ist aufrichtig und seine Briefe sind es auch; sie sind nebenbei sehr schön geschrieben und bilden eine ebenso interessante wie anziehende Lectüre. Einige pikante Details über verschiedene hervorragende Persönlichkeiten jener Zeit erhöhen zwar den Reiz dieser Lectüre noch, sie geben aber bereits Anlaß zu allerhand Streitigkeiten, sie sind von verschiedenen Journalen aufgegriffen worden, die eine Partei-Polemik daraus machen zu wollen scheinen. Die an sich ganz unverfänglichen, oft geradezu harmlosen Briefe des guten Benjamin Constant, die im Grunde nichts anderes sind als das Echo eines Liebes-Duetts, das öftere Dissonanzen bietet, könnten also leicht noch mehr Auf-

sehen machen als sie wirklich verdienen, ja sie könnten nachträglich noch zwischen Bonapartisten und Republicanern zu Zankäpfeln werden.

Zankäpfel . . . es ist mir lieb, daß mir dieses Wort just unter die Feder gekommen ist, denn es läßt mich einen Uebergang finden, nach dem ich vergebens gesucht hatte — freilich einen etwas erzwungenen Uebergang, für welchen ich um Entschuldigung bitten muß, ich finde aber beim besten Willen keinen besseren. Ich wünsche nämlich die Leser dieser Blätter noch von einer Aepfelernte zu unterhalten, die just hier beendet worden ist. Eine Aepfelernte in Paris ist gewiß eine seltene und merkwürdige Sache. Diese in ihrer Art originelle Ernte hat hier im Garten des Luxemburg-Palastes stattgefunden. In diesem Garten, einem der schönsten und umfangreichsten der öffentlichen Gärten von Paris, befindet sich eine große, sehr schöne Baumschule, in welcher auch alle Arten von Obst-, also natürlich auch von Aepfelbäumen gezogen werden; die Gärten der Stadt Paris, welche jetzt die Eigenthümerin dieses einstmals königlichen, unter Maria von Médicis angelegten Gartens ist, in welchem sich namentlich unter der Regentschaft mancher Liebesroman abgespielt hat, pflegen hier 232 verschiedene existirende Aepfelarten und die großen Gärtner von ganz Frankreich kommen hierher, um sich in dieser in ihrer Art einzigen Baumschule Pfropfreise zu erbitten. Vor einigen Tagen ist nun die Ernte dieser berühmten Aepfel gehalten worden; sie ist dies Jahr sehr gut ausgefallen und sogleich in der üblichen Weise vertheilt worden. Die schönsten dieser Aepfel werden in die Küche des Senats-Präsidenten geliefert, der seine Amtswohnung im Palais des Luxemburg hat, sie paradiren als Nachtisch bei den officiellen Diners Seiner Excellenz; ein zweiter Aepfeltheil wird an das Militär-Hospital des Val de Grâce abgegeben; der dritte Theil endlich wird an die großen Pariser Restaurateure verkauft, die sie sich unter der pomphaften Bezeichnung: „pommes des jardins du Luxembourg" von ihren reichen Gästen mit Gold aufwiegen lassen. Es ist also nur wenigen bevorzugten Sterblichen vergönnt, von diesen seltenen Aepfeln zu kosten.

Vom Leipziger Kunstverein.

Hr. Director Lücke hat vorigen Sonntag die Reihe der alljährlich im Kunstverein abzuhaltenden Vorträge mit einer Besprechung von Asmus Jacob Carstens eröffnet. Der Gegenstand war im höchsten Grade fesselnd. Es scheint mir überhaupt ein Verdienst, von Zeit zu Zeit einmal den Namen eines jener unerschrockenen Streiter wieder ins Gedächtniß zu rufen, deren Leben ein fortwährendes Ringen war um einen Preis, welcher der Menschheit stets, nie ihnen selbst zu Gute kam. Ich meine jene Ketzer in der Kunst, welche den uralten Kampf aufnehmen, den eine selbstständige Ueberzeugung gegen eine hergebrachte Lehre treibt, von der sie sich nicht unterwerfen lassen will und an der sie zu Grunde geht, gehen muß. Denn wie die Kirche, so hat auch die Kunst ihr Dogma, das ihre Priester in den Hörsälen ihrer Academie als das alleinseligmachende verkünden; auch in der Kunst waltet, ängstlich behütet, eine Tradition. Und so lange das Dogma besteht, finden sich auch Abtrünnige, welche sich dagegen auflehnen und ihr Heil auf anderen Wegen suchen. Es wäre gar nicht uninteressant, einmal die Geschichte dieser Ketzerei in der bildenden Kunst — jede Kunst hat die ihre — zu schreiben, wie sie bald da, bald dort auftaucht und nach welchen Richtungen hin ihr Einfluß sich ausbreitet. Géricault, Carstens, Feuerbach —, es ließe sich eine lange Liste füllen, wollte man sie alle aufzählen, die um ihrer Zweifel willen gelitten haben. Man meine nur nicht, daß sie keine Märtyrer gewesen, weil man ihnen das bischen Lebendigbegraben und öffentliche Verbrennen erspart hat, das ohnehin aus der Mode gekommen ist. Vielleicht wäre es barmherziger noch gewesen, als die tägliche Folter, auf die man sie um ihrer Ueberzeugung willen gespannt, bis sie für die Glorie reif geworden, mit der man ihren Sarg umgab.

Ich habe mich gestern außerordentlich gefreut, als ich hörte, daß das Porträt Professor Hähnel's, von Leon Pohle gemalt, Leipzig dauernd erhalten bleiben wird. Ein hiesiger Kunstfreund, dessen Verdienste um das städtische Museum sich jedes Jahr mehren, hat es diesem zum Geschenk gemacht. Es ist eine doppelt werthvolle Gabe: einmal, weil es uns in lebendiger Frische einen unserer größten Bildhauer vor Augen hält und dann, weil es an und für sich ein Kunstwerk von Bedeutung ist, dessen Studium unseren jungen Malern nicht genug anempfohlen werden kann. Je länger ich es betrachtete, je mehr erinnerte es mich an die Schule moderner Maler, zu der ich Bonnat, Bastien Lepage, vor allem Nelly Jaquemart rechne. Nicht als ob Pohle einem dieser Maler etwas abgeborgt habe, es ist vielmehr eine geistige Verwandtschaft unter diesen im Porträtfach sehr bedeutenden Malern, die sich in ziemlich gleicher Weise manifestirt. Sie alle verschmähen die kleinen Effecte, welche Andere zu Hilfe rufen, um mit dem Publicum zu kokettiren und seine Aufmerksamkeit zu erregen. Nur will ich im Interesse Professor Hähnel's annehmen, daß er nicht zu dreiundsiebzig Sitzungen verurtheilt wurde, wie weiland Thiers, als Nelly Jaquemart das berühmte Porträt des Präsidenten im braunen Ueberrock malte. Ja — ich bin sogar zweifelhaft, ob es nicht dreiundachtzig waren, da ich aber um keinen Preis übertreiben möchte, bescheide ich mich lieber mit der ersten Ziffer. Daneben standen der Malerin noch die besten Photographien der besten Photographen von Paris zur Verfügung. Das vermindert natürlich den Werth des Bildes selbst in keiner Weise, denn die schnelle oder langsame Art, auf die ein Kunstwerk entsteht, hat ja mit seiner Vortrefflichkeit an und für sich nichts zu schaffen und kann höchstens bei dem gequälten Modell in Betracht kommen. Recht lebendig aufgefaßt ist auch das männliche Porträt, das Ad. Böhm in Weimar ausstellt. Ich mag nichts gegen den Hintergrund sagen, der sehr geschickt gemalt ist und gewiß viel Anerkennung findet, mir aber machte aus einiger Entfernung die Zeichnung der gelben Tapete den Eindruck arabischer Schrift, etwa eines Koranspruchs, der dem Porträt als Motto beigegeben, und das beeinträchtigte mir die Wirkung. Das Architekturbild desselben Malers gefällt mir sehr. Es ist mit großer Treue gemalt und wer die Schwierigkeit der Wiedergabe all der Eckchen, Spitzchen, Winkelchen, die auf einander fallen und sich doch von einander absehen sollen, kennt, wird die gewissenhafte Wiedergabe zu würdigen wissen, welche es gestattet, sich so ganz an den Platz zu versetzen. Ueber die Blumen von Margarethe Moser in Leipzig habe ich mich schon früher ausgesprochen; auch die jetzt ausgestellten zeichnen sich durch eine anmuthige, sorgfältige Behandlung aus. Schließlich sei noch der recht gefällig gemalten Copie eines Selbstbildnisses Rembrandt's von Dom. Aquaroli in Florenz erwähnt.

Franz Vidal.

Bücherbesprechungen.

S—n. Lebens- und Charakterbilder von Dr. Friedrich Koldewey. Wolfenbüttel, Julius Zwißler's Verlag. (Preis 2,50 ℳ) — Vorstehende Lebens- und Charakterbilder, 6 an Zahl, sind die wesentlich unveränderte Wiedergabe von Vorträgen, welche der Verfasser in den letzten Jahren gehalten und von denen nur einer (der über den Abt Jerusalem) nachträglich erweitert worden ist. Das Buch hat insofern noch besonderen Werth, als sein Inhalt theil-

weise aus bisher unbenutzten Quellen geschöpft ist. Das erste Bild beschäftigt sich mit dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Wolffenbüttel und der Reformation, die dieser Fürst (1514—68) Zeitlebens lang eifrig bekämpft hat, nicht — wie Verfasser begründend ausführt — aus Religiosität, von der er wenig hielt, sondern nur aus Anhänglichkeit an das Haus Habsburg, aus Eigennutz, sowie aus Abscheu gegen die im Gefolge der Reformation auftretenden demokratisch-revolutionären Bestrebungen, die er noch mehr haßte und ebenso bekämpfte als manche Uebergriffe des ihm doch befreundeten Kaisers. Das Lebens- und Charakterbild dieses Fürsten sehen wir nun mit lebendigen Farben sich ausmalen und verfolgen mit Interesse, wie der Fürst zweimal aus seiner Residenz vertrieben, schließlich doch seiner inneren und äußeren Feinde Herr wird, aber dennoch mit seinem Gott, seinem protestantischen Sohn und seinen Unterthanen endlich versöhnt aus dem Leben scheidet. — Das zweite Bild, das uns Dr. Kolbewey vorführt, zeigt für den Forscher freilich kaum neue Züge, dürfte aber dennoch für viele Laien den Reiz der Neuheit haben, es ist dasjenige von Katharina v. Bora, Luther's Käthe. Der Verfasser bringt gewissenhaft zunächst, was man über ihr Vorleben bis zur Verheirathung weiß, und das ist in der Hauptsache nicht eben viel, ebenso wie das, was wir über ihr späteres Leben und ihren Charakter erfahren, doch erscheint uns namentlich dieser hier einheitlicher gestaltet, als man ihn bei anderen Biographen findet, vor Allem ist nach Kolbewey Frau Käthe von mäßiger Bildung des Erkenntnißvermögens, aber von desto größerer des Herzens, fromm, ungeheuchelt und schlicht, eine gute Frau und Mutter, voll Nächstenliebe und Gottvertrauen, freilich auch von etwas herrischem hochfahrenden Sinn und fast zu viel geschäftig; alles in allem ist es, wie wir dem Verfasser zustimmen müssen, jedenfalls ein liebes, freundliches Bild, das vor uns entsteht will. — Das dritte Bild, das der durch ihren Großvater Ulrich Anton von Wolffenbüttel zur Katholikin gepreßten Elisabeth Christine, interessirt nur durch die treffliche Darstellung; es ist dieselbe Prinzeß, welche bekanntlich an des Habsburgers Karl Seite erst den spanischen Königsthron, dann den deutschen Kaisertron bestieg, und die Mutter der Maria Theresia. Hieran schließt sich eine unparteiische Würdigung des Charakters und Lebens des vielgehaßten Bernhard v. Clairvaux, dessen Bild in dieser Gestalt indeß doch auch recht lichte Züge aufweist. Die beiden letzten Charakter- und Lebensbilder sind dem Abt Joh. Friedr. Wilhelm (von) Jerusalem und dessen unglücklichen Sohn Karl Wilhelm, dem Urbild des Goethe'schen Werther, gewidmet, und diese beiden Lebensbilder sind es besonders, für welche der Verfasser aus den Wolffenbüttler Kirchenbüchern, handschriftlichen Briefen und aus den Acten des herzoglichen Landeshauptarchivs manches Neue herbeigebracht hat, durch das beide Lebensbilder theils ergänzt, theils in ein helleres Licht gerückt werden. Der Vater war bekanntlich Erzieher der herzoglichen Prinzen, so der Prinzen Wilhelm Ferdinand, der bei Jena den Heldentod starb, und Leopold, welcher 1785 bei der Rettung eines Menschen zu Frankfurt in den Fluthen der Oder ertrank, und hatte auf die edle Gesinnung dieser Fürstensöhne den segensreichsten Einfluß, ebenso auch — wenigstens indirect — auf deren Schwester Anna Amalia, die Mutter Karl (nicht Ernst, wie es irrthümlich in dem Buche heißt) August's von Weimar. Desgleichen erfahren hier Jerusalem's Verdienste um die Sittenerziehung wie auch um die theologische Schriftstellerei gebührende Würdigung. Des Sohnes trauriges Schicksal war ja längst bekannt, weniger die Ursachen in ihrem Zusammenhang, welche es herbeigeführt und hier überzeugend klar gelegt werden. Besonders dieses Lebensbild ist geeignet, allgemeine Theilnahme zu erregen.

— **Briefe aus der Breterwelt** von Adolf Palm. Stuttgart 1881. — In den uns vorliegenden 27 Briefen aus der Breterwelt bringt Ad. Palm Referate über das Wohl und Wehe der Stuttgarter Hofbühne während der letzten 150 Jahre in chronologischer Folge. Wir dürfen vorausschicken, daß uns die Darstellung nach Form und Inhalt ungemein gefesselt hat. So anspruchslos der Rahmen erscheinen mag, in welchem die Mittheilungen gegeben werden, so sind doch die Einzelgemälde, die dieser Rahmen umschließt, von nicht gewöhnlicher Bedeutung, indem der Verfasser an der Hand der Erzählung von mehr oder weniger harmlosen Thatsachen dramaturgische Winke und Lehren in höchst überzeugender Weise ertheilt. Das Buch beginnt mit den Theaterzuständen unter Herzog Karl (1737—1793), schildert dann die Rückschritte während der Regierung Ludwig Eugen's, sowie das Wiederaufleben des Kunstinteresses unter dem Könige Friedrich, der für sein Hoftheater die etwa 100 000 Gulden betragenden Kosten aus eigenen Mitteln bestritt, auch für das Heranziehen bedeutender Kräfte sorgte, wie Ferd. Eßlair, dem später zur Zeit Wilhelm's I. (1816—1864) Maurer, Gnauth, Seydelmann, Löwe und Karl Grunert folgten, Künstler, die die Stuttgarter Bühne zu höchster Blüthe brachten. Der Verfasser unterzieht sie Alle einer kurzen Kritik und beleuchtet insbesondere ihre Verhältnisse zum Publicum, sowie zu den jedesmaligen Intendanturen. So setzt der Verfasser in geschickt an einander gereihten Bildern seine Darstellung bis auf die Gegenwart fort, vertheilt bei der Schilderung der engagirten, sowie vorübergehend gastirenden Künstler im Schauspiele und in der Oper Licht und Schatten in gleich taktvoller wie objectiver Art, so daß wir in der sorgsam ausgeführten Zeichnung des beredten, warm für das Kunstideal empfindenden Verfassers ein sine ira et studio geschaffenes Gemälde von schönster Klarheit und Reife des Gedankens wie der Form, stilvoll und anmuthig zugleich, rücksichtslos anerkennen dürfen. A. Hoppenstedt.

** Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage. Von Dr. C. F. Heman. Abdruck aus der conservativen Monatsschrift Mai und Juni 1881. Leipzig, F. C. Hinrichs. Zu den zahlreichen Schriften über die Juden, die Judenfrage u. s. w. gesellt sich hiermit eine neue, die sich freilich durch Wissenschaftlichkeit und historische Begründung vor vielen der anderen Broschüren über dasselbe Thema vortheilhaft abhebt Wir pflichten dem Verfasser insbesondere darin durchaus bei, daß die Fragestellung, was mit den Juden in Deutschland geschehen solle, ob man sie gewähren lassen solle, oder ob und wie man sie aus ihrer Position wieder verdrängen könne, ganz falsch ist, und daß aus dieser falschen Fragestellung sich von selbst die tollen Vorschläge ergeben, die man zur Lösung der Judenfrage neuerdings in allem Ernste gemacht hat. Besser wäre zu fragen, wie können die Ursachen beseitigt werden, welche das Uebergewicht und die Herrschaft der Juden zur nothwendigen Wirkung haben? Und diese Frage beantwortet der Verfasser dahin: Die deutsche Nation möge den Juden, die auch eine andere Nation sind als die Deutschen, das bewilligen, was sie den Polen, Dänen, Franzosen bewilligt hat, ihnen ihre proportionalen Rechte geben, den Eintritt in die Parlamente nach Maßgabe ihrer Bevölkerung in Deutschland gestatten u. s. w., und so streng wie das Deutsche Reich darauf hält, daß diese nicht übergreifen, und daß die unter und neben ihnen wohnenden Deutschen verpolt oder verdünt oder verfranzösirt werden, so halte die deutsche Nation darauf, daß sie nicht von den Juden verjudet werde; dann werden die Deutschen nicht mehr klagen können und die Juden nicht mehr klagen dürfen. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn das deutsche Nationalgefühl so stark würde, daß es den Juden gegenüber mit Consequenz seine Sache in diesem Sinne verfechten und durchführen würde: das wäre die einzige würdige und gerechte Lösung der Judenfrage, würdig der Deutschen und gerecht gegen die Juden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 91. Sonntag, den 13. November. 1881.

Inhalt: Zum fünfzigjährigen Todestage Hegel's, von Moritz Brasch. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Die Claudier, Roman von Ernst Eckstein. Der Gang der Kirche in Lebensbildern, von Dr. Kahnis. Das neue Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche Sachsens, von K. H. Meusel. „Wer hat die Wahrheit Rom oder Wittenberg", von Rud. Segger. Johannes Huber, von Eberhard Zirngiebl. Die Heilige Sage der Polynesier, von Ad. Bastian. Richard Andree's Allgemeiner Handatlas. „Der Bergsturz von Elm", von E. Buß und A. Heim).

Zum fünfzigjährigen Todestage Hegel's.

(14. November 1831 — 14. November 1881.)

Von **Moritz Brasch.**

Das nunmehr seinem Ende sich zuneigende Jahr 1881 zeigte sich auffallend reich an großen historischen Gedenktagen, insbesondere an solchen, welche für die Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes bedeutungsvoll sind. Dem hundertjährigen Todestage des kritischen Reformators der neuen deutschen Literatur, Gotthold Ephraim Lessing's, folgten zwei philosophische Centenarien: das des fast vergessenen tiefsinnigen Denkers Karl Christian Friedrich Krause und das der Kantischen „Kritik der reinen Vernunft", jenes berühmten Werkes, welches den Ausgangspunkt der gesammten neueren Philosophie dieses Jahrhunderts bildet und zu welchem man noch in unseren Tagen immer und immer wieder zurückkehrt, so oft die philosophische Forschung aus den Irrgängen der Speculation sich wieder herausfinden und orientiren will. Daß diese Jubiläen nicht diejenige allgemeine Betheiligung gefunden haben, welche sie ihrer tiefeinschneidenden culturhistorischen Bedeutung nach verdient hätten, liegt wesentlich an der realistischen Richtung der Gegenwart, deren Aufmerksamkeit ganz und gar innerhalb der praktischen und politischen Interessen gebannt ist. Ja so sehr sind die Gemüther von den Fragen und Problemen absorbirt, welche das öffentliche Leben stellt, daß unsere Zeit, welche sonst alle Eigenheiten des echten gelehrten Alexandrinismus zeigt, gerade darin diesen Charakter verleugnet, daß es ihr an lebhafter und enthusiastischer Empfindung bei der Wiedererinnerung an die großen Träger unserer geistigen Geschichte ganz zu ermangeln scheint.

Noch viel weniger darf man daher hoffen, daß der Hinweis auf einen Denker wie Hegel, der uns der Zeit nach zwar näher steht, aber im Bewußtsein der jetzigen Generation mehr als die eben genannten erloschen ist, Vielen willkommen sein wird. So fremdartig und gespenstig erscheint heutzutage gar Manchem die Weltanschauung dieses Philosophen, daß man nur schwer begreift, wie es möglich war, daß er vor kaum einem halben Jahrhundert alle Geister und Bücher, alle Köpfe und Salons beherrschen konnte. Freilich hat sich der Alles zermalmende Gang jenes historischen Processes, den Hegel gelehrt, an diesem selbst am raschesten offenbart, eine Erscheinung, welche für den Begründer der „absoluten Philosophie" nicht ohne tragische Ironie wäre, wenn die Fortwirkung Hegel's auf die Nachwelt dennoch nicht eine so intensive gewesen wäre, daß wir selbst in der Gegenwart noch die Wellenbewegung deutlich verspüren, welche der gewaltige Impuls dieses Philosophen hervorgebracht.

Es scheint eine Paradoxie darin zu liegen, wenn wir die totale Entfremdung der Gegenwart von dem Geiste der Hegel'schen Philosophie betonen und dennoch von einer inneren Fortwirkung der letzteren auf unsere Zeit sprechen. Dieser Widerspruch ist nur scheinbar. Allerdings ist, äußerlich angesehen, von der früheren Alleinherrschaft der Identitätsphilosophie in Deutschland wenig oder gar nichts mehr zu sehen. Nicht nur sind, mit wenigen Ausnahmen, fast alle Lehrstühle der Philosophie an unseren Universitäten mit Vertretern anderer Richtungen, insbesondere Kantianern und Herbartianern, in vielen Fällen auch mit sog. Eklektikern, die keiner bestimmten Schule angehören, besetzt, sondern auch vor Allem unter den Gebildeten, wo diese noch bei dem Alles durchdringenden realistischen Charakter des Lebens und der Wissenschaft einiges philosophische Interesse zeigen, hat Hegel ganz anders gearteten Rivalen weichen müssen: die beiden geistvollen Vertreter einer zwar noch speculativen, aber in ihren wesentlichen ethischen Consequenzen durchaus pessimistischen Weltanschauung, Schopenhauer und Hartmann, beherrschen den Markt im großen Laienpublicum dermaßen, daß sie selbst die materialistischen Ausläufer der exacten Naturforschung, welche noch vor einem Decennium sich des Terrains zu bemächtigen drohten, fast ganz verdrängt haben. Einen nicht zu unterschätzenden Beistand leisten hierbei der Journalismus und die Novellistik, welche das Meiste dazu beigetragen haben, den Pessimismus zur Modeweltanschauung zu machen. Insbesondere ist es das kleine, aber rührige Feuilleton, zumal in der eleganten Gestalt, die österreichische Schriftsteller ihm geben, welches bei diesen Eroberungszügen Schopenhauer's die wichtigsten Dienste geleistet hat und noch jetzt leistet. Von großer Wichtigkeit ist ferner eine andere Bewegung, welche wir seit einiger Zeit innerhalb der exacten Naturforschung wahrnehmen und die in ihrer Methode und in ihren letzten Zielen eine der Hegel'schen Weltauffassung feindliche ist: wir meinen die Annäherungsversuche, welche hervorragende Physiologen und Physiker (Helmholz, Zöllner u. A.) an den täglich immer mehr erstarkenden Neukantianismus unternehmen, und die dieser, nachdem er alle „Metaphysik" über Bord geworfen, vermittelst seiner „Erkenntnißtheorie" dadurch erwidert, daß er sie wesentlich auf die Sinnesphysiologie stimmt. Von hier aus nehmen die so Verbündeten nicht nur das heiße Raum- und Zeitproblem, sondern auch die eigentlichen naturphilosophischen und kosmologischen Streitpunkte in Angriff. Dieser zwischen Kant und der exacten Forschung geschlossene Compromiß verspricht insofern noch sehr bedeutungsvoll zu werden, als er gegenüber dem ganz unphilosophischen Materialismus die Partei der Zukunft repräsentirt und auch schon manchen einst begeisterten Verfechter der „Priorität der Materie" zu sich herübergezogen hat. Fügen wir noch hinzu, daß die großen Gebiete

der Psychologie und der Pädagogik fast ganz im Besitze der Herbartianer sind und daß auch von dieser Seite aus allerlei Annäherungsversuche, z. B. an die Culturwissenschaft und Sprachphilosophie gemacht werden, Versuche, welche, wie die noch sehr jugendliche Völkerpsychologie zeigt, nicht ohne bedeutende Erfolge geblieben sind: so möchte man in Verlegenheit sein, den Raum anzugeben, innerhalb dessen sich der Einfluß der Hegel'schen Philosophie noch sollte geltend machen können. Fast geht es dieser wie dem Poeten in der „Theilung der Erde", welcher, während die Andern sich in die Güter der Erde theilten, im Himmel weilte. Denn wo weilte seit fünfzig Jahren die einst so allmächtige Identitätsphilosophie?

Hegel's und Goethe's Tod liegen nur wenige Monate auseinander. Aber so wenig diese nur durch ihre Universalität verwandten, im Uebrigen aber ganz differenten Naturen gemeinsame Züge haben (wenn man nicht etwa Goethe's Hinneigung zum Naturpantheismus und die gemeinsame Werthschätzung Spinoza's als solche anerkennen will), so viel Aehnlichkeit bieten sie doch in Bezug auf die fortwirkende Kraft ihres Genius dar; und wollte man die innere, die geistige Geschichte Deutschlands seit ihrem Tode bis zur Gegenwart nach dem Maße der Einwirkung eines Jeden analysiren, so würde es noch fraglich sein, welcher von ihnen von intensiverer und umgestaltenderer Macht auf die Geister der nachfolgenden Generationen gewesen ist.

Das Leitmotiv der Hegel'schen Philosophie, der dialektische Proceß, durch den er Gott und Welt, Menschheit und Geschichte, Geist und Natur durch eine eherne Logik mit einander verbindet und das Chaos dieser Begriffssphären in einen sich selbst erzeugenden und immer höhere Formen hervorbringenden Organismus verwandelt, tritt nicht nur als die wissenschaftliche Methode aller seiner Schriften auf, sondern wiederholt sich auch fortwährend als das Entwickelungsprincip der Welt und ihrer Theile in allen jenen Specialgebieten seiner Philosophie. Wo wir auch anfangen, überall sind wir auch gleich in der Mitte: sei es daß wir vom reinen inhaltsleeren Sein zu immer höheren und complicirteren Kategorienformen, zu immer volleren Begriffskreisen aufsteigen, um endlich an die „absolute Idee" zu gelangen, oder daß wir das Reich der Natur durchmessen, um hier dem nie unterbrochenen Entwickelungsgang des „Geistes" nachzuspüren, oder in das Bereich des Seelischen übergehen, um hier das geheimnißvolle Walten der Naturgeister zu beobachten, oder in das bewußte Geistesleben oder in das gesellschaftliche und staatliche Leben oder gar in den großen Proceß der Weltgeschichte hinaufsteigen: überall gewahren wir die dialektischen Fäden herüber- und hinüberschießen, ein Strahlenmeer von belebendem Lichte, dessen leuchtender Kern jedoch in dem erkennenden Menschengeiste selbst liegt. Denn in diesem kommt jene absolute Idee, d. h. Gott zum Bewußtsein: so bildet diejenige Wissenschaft, welche dieses Bewußtwerden zur systematischen Darstellung bringt, d. h. die Philosophie die höchste Krone und die reifste Frucht des Geistes, und wie sie alle Wissensgebiete und alle Blüthen menschlichen Denkens und Empfindens in sich begreift, so sind diese erst durch jene in ihrem wahrhaften Wesen erkennbar: ein System, dessen Universalität gleich kömmt der zwingenden Gewalt seiner logischen Gliederung, und dessen grandioser und erhabener Charakter von keinem andern Gedankenbau in der ganzen Geschichte der Philosophie übertroffen wird.

Kein Wunder, daß man an diesem Monumentalwerk allerlei Fehler und Widersprüche im Grundriß wie in der Ausführung nachweisen wollte. Ganze Scharen von Gegnern, von dem geistreichen Grobian Schopenhauer bis zu dem gelehrten Aristoteliker Trendelenburg, ungerechnet die Theologen und die Halbphilosophen wie Rudolf Haym, fielen darüber her und ganze Decennien sind über diesen Kämpfen vergangen und ganze Bibliotheken voll Bücher geschrieben worden: und Hegel ist doch nicht widerlegt worden, wie man allerdings metaphysische Systeme überhaupt nicht widerlegen kann. Aber wie auf Kaulbach's berühmtem Wandgemälde „Die Hunnenschlacht" die Geister der gefallenen Krieger in den Lüften fortkämpfen, so setzten sich diese geistigen Schlachten noch lange unter ganz andern Gestalten und Formen fort und diese Bewegungen bilden zum Theil den innern Gehalt unserer geistigen Entwickelung in dem vierten und fünften Decennium des Jahrhunderts, d. h. vom Tode Hegel's bis zum Jahre 1848.

Von den drei Fractionen, in welche die Hegel'sche Schule nach dem Tode des Meisters zerfiel, und von denen jede den „echten" Ring zu besitzen vorgab, bildet die sog. „rechte" (Göschel, Marheineke, Gabler, Erdmann, Hinrichs, Schaller u. A.), welche in den seit 1827 erscheinenden „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" ihr Parteiorgan hatte, den conservativen Stamm der Schule, da dieser es hauptsächlich darauf abgesehen hatte, in Religion und Politik eine vollkommene Harmonie zwischen Hegel's Philosophie und dem Bestehenden nachzuweisen. Von diesen conservativen Jüngern ist nur noch Erdmann in Halle am Leben, ein verdienter Historiker der Philosophie, im Uebrigen aber auf die innere Fortentwickelung der Hegel'schen Weltanschauung ohne Einfluß. Bedeutsamer schon griff das „Centrum" ein, dem u. A. der geistvolle Rechtsphilosoph Eduard Gans, der schriftstellerisch sehr fruchtbare Psychologe, Metaphysiker und Ethiker Michelet, vor Allen aber der begabteste und bedeutendste dieser mittleren Fraction Karl Rosenkranz angehörten. Von diesen lebt nur noch der 80jährige Michelet, der unausgesetzt und bis auf diesen Moment in Wort und Schrift jenen Orthodoxismus des Hegelthums repräsentirt, wie er am schärfsten in seinem Werke: „Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes" (1846) zum Ausdruck gekommen ist. Wir möchten diese Richtung die constitutionelle Spielart des Hegel'schen Panlogismus nennen und Michelet handhabt die vermittelnden Formen des philosophischen Constitutionalismus mit einer Virtuosität und Gewandtheit, die einem ergrauten Parlamentarier Ehre machen würde. Der etwa hierher gehörende, noch lebende Carl Werder, ebenfalls bereits ein Achtziger, hat sich sehr früh schon der metaphysischen Arena entzogen und sich mehr und mehr ästhetischen und dramaturgischen Studien ergeben. Von hervorragend geschichtlicher Bedeutung ist aber die „linke" Seite der Schule geworden, insofern sie nicht nur die äußersten Consequenzen aus den Lehren Hegel's zog, sondern auch das Katheder und die Studirstube verließ, um jene metaphysischen Principien in reale Weltgeschichte umzusetzen. Diese Fraction zeigt den politischen und religiösen Radicalismus in seiner schärfsten Ausprägung und in seiner principiellsten Begründung. Dieser ist an die Namen von David Strauß, Bruno Bauer und Ludwig Feuerbach geknüpft: drei interessante und bedeutende philosophische Charakterköpfe von tiefeingreifendem Einfluß auf die Umgestaltung der religiösen Ueberzeugungen des Jahrhunderts. Sie sind die Repräsentanten jener philosophischen Sturm- und Drangperiode, jener „souverainen Kritik", deren journalistischen Ausdruck in den Ruge'schen Zeitschriften, den Hallischen, dann den Deutschen, „Jahrbüchern" zu suchen ist. In diesen publicistischen Organen kam auch der politische Radicalismus jener Tage zum Worte: eine revolutionäre Nachgeburt der Hegel'schen Rechtsphilosophie, versetzt mit den Elementen, welche die Julirevolution von jenseits des Rheins herübergeschwemmt hatte.

So stürmisch die „Linke" jedoch auftrat und so gewaltig sie im Zerstören und Aufräumen mit den „überwundenen Momenten" der vieltausendjährigen Geschichte der Menschheit wie ihrer eigenen Zeit war, so unfruchtbar zeigte sie sich im wirklichen Wiederaufbau. Bauer's schneidige Kritik blieb in der leeren Negation, Feuerbach's enthusiastischer Anthropologismus fand seine letzten Ausläufer in den faden und geistlosen Bestrebungen der „Freien Gemeinden" und Strauß' einst so

vielversprechende Christologie endete schließlich in einem „Monismus", der dem Ideengang der Materialisten nur zu ähnlich sah und vor diesem vielleicht nur das äußerlich hinzugefügte „künstlerische Ideal" voraus hatte. Denn nur zu sehr empfand man, daß dieser verklärende Heiligenschein des künstlerischen Idealismus, der an die Stelle der zerstörten Religion trat, in einem gar zu losen und wenig organischen Zusammenhang mit den Principien seines „Monismus" steht.

Man kann von der Hegel'schen Schule nicht sprechen, ohne auf die Reflexwirkungen jener Bewegung hinzuweisen, die sich in der gesammten deutschen Literatur zeigten. Durch Tausende seiner Kanäle hatte sich der Ideengehalt jener Denker in das ganze Lebensnetz der Nation verbreitet und hier sehr bald Formen und Gestaltungen erzeugt, welche sich in ihrer Gesammtheit als eine neue Richtung unserer Nationalliteratur darstellten; die Schriftsteller des sog. Jungen Deutschlands können ihren Ursprung auch den Grundgedanken der Hegel'schen Philosophie nirgends verleugnen. Hegel's Feindschaft gegen die Romantik beruhte einerseits in seiner vom classischen Alterthum ganz erfüllten Bildung, andererseits in der herben Unerbittlichkeit seiner dialektischen Weltbetrachtung, welche alle Mystik aus dem Rechte, aus dem Staate wie aus der Dichtung verbannt. Die Schärfe jenes logischen Processes, dem Welt und Gott, Natur und Menschheit in gleicher Weise sich unterwerfen mußten, sog alles mystische Dunkel auf und fegte die Nachtgeister hinweg, von denen eben jede Romantik leben muß. Diesen antiromantischen Zug hatte das junge Deutschland zugleich mit der Tendenz, die Dichtung zum Gefäß des modernen Geistes zu machen, jener Philosophie zu verdanken. Der Begriff des Modernen in Kunst und Dichtung, den neuerdings z. B. Gottschall mit Recht so nachdrücklichst betont, ist zuerst von den Führern der Jungdeutschen, Karl Gutzkow, Theodor Mundt und Heinrich Laube aufgestellt worden. Heinrich Heine's Persiflagen des ganzen romantischen Märchenspuks und Geisterunwesens haben gerade deshalb etwas so anziehend Geistreiches, weil sie zeigen, wie der Dichter innerlich mehr Romantiker war, als er eingestehen mochte. Heine ist niemals wie seine jungdeutschen Collegen ganz in die Tendenz der Schule aufgegangen; er habe, wie er einmal bemerkt, „bei den Hegelianern nur die Schweine gehütet". Doch ist der Zusammenhang der oft so extravaganten Utopien, welche die poetischen Weltgestaltungspläne Jungdeutschlands vielfach zu Tage förderten, mit den Forderungen, welche die Junghegelianer im Namen des „Weltgeistes" stellten, nicht immer nachweisbar und mehr als einmal wetterte Ruge in seinen „Jahrbüchern", wenn die Poeten und Romanschriftsteller in ihren Problemen und socialen Reformtendenzen allzu sehr aus den Bahnen der Hegel'schen „Vernunft" hinausglitten. So hatte freilich die ästhetische und literarische Kritik jener Tage sich viel höhere und ernstere Aufgaben gestellt als gegenwärtig. Hatte sie ja doch an der Hegel'schen „Aesthetik" selbst ein Muster, wie man, bei der tiefsten Erfassung der ästhetischen Begriffe und Vorstellungen und der gerechtesten Würdigung der Vergangenheit, doch auf die Dichter und Künstler der Gegenwart durch den steten Hinweis wirken könne, in ihren Werken den Geist unserer Zeit und unseres Lebens zu erfassen und zum poetischen Ausdruck zu bringen. Hier ist eine jener tiefen Wirkungen zu verzeichnen, welche Hegel und seine Jünger bis auf die Gegenwart herab ausüben. Gewiß ist die Aesthetik und die Kunstgeschichtsforschung unserer Zeit seit den letzten 40 Jahren außerordentlich bereichert und erweitert worden; ein Vergleich der von Hotho herausgegebenen Hegel'schen „Vorlesungen über die Aesthetik" z. B. mit dem Vischer-Monumentalwerk, welches diese selbe Wissenschaft behandelt, zeigt auf jeder Seite den Reichthum der Kunstanschauungen, den die historische Forschung zu Tage gefördert. Nichtsdestoweniger werden die von Hegel gelegten Grundlagen noch lange Zeit für das weite Gebiet der Wissenschaft des Schönen die unverrückbare Basis bleiben, weil hier die ästhetischen Ideen mit unserer ganzen Geschichtsanschauung so innig verschmolzen sind, daß, wollten wir diesen Connex aufheben, wir hierdurch unserer ganzen modernen Cultur-, Literatur- und Kunsthistorik den Boden zerstören würden, auf dem sie steht.

Hier ist überhaupt das unvergängliche Verdienst Hegel's zu suchen: er hat die Geschichte der Menschheit in so großem Sinne erfaßt, wie kein Philosoph vor oder nach ihm. Denn er hat nicht nur die von Herder begründete Philosophie der Geschichte im Geiste seines Panlogismus umgestaltet, sondern auch mit einer bewunderungswürdigen Feinheit den individuellen geistigen Charakter der Völker und Zeiten getroffen und den ununterbrochenen Entwickelungsproceß dieser historischen Specialgeister der Menschheit nachgewiesen. Aber indem er in dem Gange der Geschichte nur das congruente Abbild, das „irdische Gleichniß" der Selbstentfaltung der Idee in einer jenseitigen Welt sah, knüpfte er zwar an Plato an, ohne doch bei dem Dualismus des Griechen zu verharren. Bei Hegel strebt eben Alles der höheren Einheit zu, so viele parallele Entwickelungsreihen er auch statuirt; und so sehr die eine immer scheinbar nur das Hilfsagens der andern ist, so sehr ist sie doch wiederum Selbstzweck. Auf diese Weise kreuzen sich fortwährend in dem Hegel'schen System die Metaphysik mit der Geschichte, diese mit der Religionsphilosophie, diese wiederum mit der Kunst, diese dagegen wieder mit der Psychologie ꝛc.: bis alle diese Ströme in die „Philosophie der Geschichte" münden. Dieses Durcheinander, welches unter der Form psychologischer Entwickelungen das Verständniß seiner „Phänomenologie des Bewußtseins", dieses seines interessantesten und geistreichsten Werkes, so erschwert, findet seine harmonische Lösung eigentlich erst in jenen von Gans herausgegebenen „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte".

Nach alle dem möchten wol diejenigen Unrecht haben, welche Hegel für das geistige Leben der Gegenwart den Todtenschein ausstellen. Ist er wirklich todt? Mit andern Worten, hängt seine Weltanschauung wirklich mit keiner der hervorragenden Strömungen unserer Zeit mehr zusammen? Diese Frage dürfte in dieser der Erinnerung an seinen 50jährigen Todestag gewidmeten Skizze nicht unangemessen erscheinen. Und doch ist die Antwort nicht leicht, wenn unter jenem Fortleben des großen Denkers nicht blos jene allen großen historischen Geistern zukommende Einwirkung auf die Nachwelt, sondern auch der unmittelbare und lebendige Zusammenhang mit der Gegenwart verstanden werden soll.

Die hervorstechendsten und charakteristischsten Züge unserer Zeit: einerseits der früher ungeahnte Aufschwung der Naturforschung und die Verwerthung ihrer Ergebnisse im Dienste der Civilisation, andererseits die Intensität und Ausdehnung der politischen Kämpfe um wesentlich wirthschaftliche und soziale Fragen, diese Zeitbestrebungen finden in der Hegel'schen Speculation nur geringen Wiederhall. Bei seiner wesentlich historischen Richtung war die Naturphilosophie nie seine starke Seite, obgleich er ihr in seiner „Encyklopädie" den ganzen 2. Theil des Werks gewidmet und auch manche der begabteren Schüler, z. B. Julius Schaller, diesen Zweig eingehender bearbeitet haben. Aber auch den eigentlichen wirthschaftlichen Fragen steht er fern. Den großen historischen Arbeiterbewegungen und Emancipationsbestrebungen des vierten Standes im Alterthum und der Neuzeit hat er in seiner Rechtsphilosophie gebührende Rücksicht geschenkt; doch verlieren sich diese Fragen unter der Weite seiner geschichtsphilosophischen Gesichtspunkte.

Es ist nun bemerkenswerth, daß für beide der genannten Seiten dennoch Berührungspunkte bei Hegel zu finden sind, und daß eine etwaige Fortbildung seiner Philosophie im Sinne unserer Zeit wesentlich hier anzuknüpfen hätte. Der unzweifelhafte Sieg, den die Darwin'sche Theorie in unserer heutigen Naturforschung errungen hat, ist wesentlich auf das

Ueberzeugende des „Princips der Entwickelung", des Kerns jener Lehre, zurückzuführen. Aber was diese Theorie für den Laien so fremdartig erscheinen läßt, ist der Umstand, daß sie noch ganz isolirt steht von unserem übrigen Lebensinhalt; denn weder im Physischen, noch im Ethischen, noch im Aesthetischen sind bisher Versuche zu ihrer Uebertragung gemacht worden. Soll aber zwischen unseren naturwissenschaftlichen und sittlichen Begriffen eine Einheit hergestellt werden, so kann dieses nur durch die Erweiterung jenes „Entwickelungsgesetzes" auf diese Gebiete geschehen. Hier würde aber dieses Princip eine metaphysische Vertiefung erfahren müssen, die es sofort dem Hegel'schen „Entwickelungsprocesse" näher bringt. Die größte Errungenschaft der organischen Naturforschung unserer Gegenwart würde so durch ihre Einfügung in eine höhere metaphysische Weltbetrachtung eine Bestätigung für die Wahrheit beider werden.

Aehnliche Anknüpfungspunkte finden sich auch für die socialpolitischen Bewegungen unserer Zeit. Gewiß ist Hegel's berühmte Definition der Weltgeschichte, daß sie „der Fortschritt der Menschheit im Bewußtsein der Freiheit" sei, einer großen Geschichtsanschauung und einem edlen Freiheitssinne entsprungen. Aber welche Schranken er sich nothwendig hält, wissen wir aus seinen Ansichten über die constitutionelle Monarchie. Dagegen finden wir gerade darin, was das Charakteristische unserer socialpolitischen Bestrebungen ausmacht, der Tendenz zur Kräftigung der Staatsgewalt in wirthschaftlicher Hinsicht, gar manches Entgegenkommen in der Hegel'schen Staatsphilosophie. Ihm war ja der Staat „die selbstbewußte sittliche Substanz" und er wird nicht müde, der Omnipotenz und Hoheit der Staatsaufgaben immer tiefere und immer erhöhtere Definitionen zu widmen. So ist der Hegel'sche „Staat" eigentlich der rechte Boden für staatssocialistische Bestrebungen und es ist vielleicht nicht ganz zufällig, daß die beiden Hauptbegründer der neuesten socialistischen Bewegung, Karl Marx und Ferdinand Lassalle, aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen sind.

Leipziger Theater.

Der Schillercyklus führte uns von den Jugendbramen der Sturm- und Drangperiode zu denjenigen Schöpfungen, denen schon der Vers ein mehr künstlerisches Gepräge verleiht. Das erste dieser Werke ist „Don Carlos", ein Drama, in welchem noch der stürmische Drang der ersten Epoche herrscht, aber gemäßigt und gemildert, so daß der titanische Trotz mehr dithyrambischen Gefühlsergüssen weicht und die Leidenschaftlichkeit einen mehr schwärmerischen Zug erhält. Daneben macht sich das Pathos der humanen Ideen, welche die Epoche bewegten, in schwunghaft getragenen Versen von hinreißender Beredsamkeit geltend. Die revolutionäre Energie des Umsturzes weicht einer reformatorischen Begeisterung, welche sich auf schöne, wenn auch ferne Ziele der Menschheit richtet. Hier besonders in der großen Scene des Posa erhebt sich der Jambus Schiller's bereits zu jenem geregelten vollaustönenden Gang, der die späteren Dramen charakterisirt: in den Gefühlsscenen aber hat er noch einen sehr unruhigen, gleichsam über sein Bette überschäumenden Wogenschlag. Die Composition trägt die Spuren mehrjähriger Arbeit; in den ersten mehr geschlossenen Entwurf, der, wie die Jugenddramen, eine einheitliche Haltung, die Spannung des Hof- und Familienlebens bewahrt hatte, drängte sich ein zweiter mit weitausgreifenden Tendenzen, dessen Träger der Marquis Posa ist. Die Verflechtung dieses hochstrebenden Gedankenhelden in die Hof- und Liebesintriguen war nicht ohne eine gewisse Gewaltsamkeit möglich; die Motive sind hier nicht gleich sastlich, oft erst hinter den Scenen dargelegt, wie die Effectscene mit der Eboli im vierten Act erst im sünften motivirt wird. Doch über den im Einzelnen nicht rasch verständlichen Zusammenhang trägt den Hörer jener große dichterische Schwung hinweg, der kaum einem anderen Dramatiker in gleichem Maße eigen war wie Schiller. Man glaubt ihm, auch wenn man ihm nicht ganz folgen kann: er war eben ein begeisterter vates und es klang aus seinen Versen, denen das Gepräge des ἅπαξ λεγομένον aufgedrückt ist, oft wie eine höhere Offenbarung.

Die Aufführung des „Don Carlos" war eine wohlgelungene. Hr. Ellmenreich hat für die Titelrolle Schwung und Feuer, nur einen etwas zu männlichen Ton; diese Gefühlswelt des „Don Carlos" muß von den Lichtern einer schwärmerischen Lyrik erhellt sein. Der König Philipp des Hrn. Pettera hatte eine düstere Energie: er bot ein Charaktergemälde, das mit einer Fülle wohlerwogener Züge ausgestattet war: so namentlich in den Scenen des dritten Actes, in denen der mißtrauische, verzweifelnde Despot sich von einem Rathgeber zum andern wendet. Der bigotte Zug des Königs trat im Spiel des Hrn. Pettera lebhaft hervor. Bei aller innern Zerrüttung war dieser König Philipp Pettera's doch ein kräftiger Regent und insofern unterschied sich die Darstellung dieses Künstlers etwas von derjenigen einiger gefeierter Gastspieler, welche Philipp mit hohler Grabesstimme spielen, wie eine lebendig gewordene Mumie, wie ein Schatten, der aus den dunkeln Räumen des Escurial in das Sonnenlicht der Geschichte hinausschreitet. Der Posa des Hrn. Mylius hatte einen maßvollen Schwung, der durch überflüssiges declamatorisches Pathos nicht entstellt wurde. Besonders in der Scene mit dem Könige wußte Hr. Mylius eine verständnißvolle Steigerung durchzuführen.

Die Eboli spielte Frau Hildebrandt-von der Osten und bewährte noch mehr als in der Rolle der „Lady Mylord", daß sie eine Darstellerin von seiner Auffassung und großer Bühnengewandtheit ist und auch gelegentlich über Kraft und Schwung gebietet. Die Scene mit Carlos zeigte alle diese Vorzüge, künstlerisches Verständniß in der Nuancirung des Spiels, in der Darstellung des Liebesrausches und der Enttäuschung, sowie des auflodernden dämonischen Rachedurstes. Auch in den späteren Scenen hatte ihre Eboli einen leidenschaftlichen Zug. Die Königin des Frl. Friedhoff entsprach der Schiller'schen Zeichnung; eine gute Maske hatte der Alba des Hrn. Johannes.

Mit „Wallenstein's Lager" und den „Piccolomini" werden wir hinübergeführt in die zweite Epoche der geläuterten Schiller'schen Tragik, die allerdings hier und dort durch ihre pathetischen Accente und durch einen oft gehemmten Gang der Handlung gegen den energischen und spannungsvollen Fortgang der Jugenddramen in den Schatten tritt, dagegen durch Vermeidung des Maßlosen, durch die classische Prägnanz des Ausdrucks, die feinere und trotzdem scharfe Zeichnung der Charaktere die bei weitem größere Reife des Dichters verkündet. „Wallenstein" war wie „Don Carlos" eine Schwergeburt; doch bei „Wallenstein" gingen langjährige Erwägungen der Production voraus; bei „Don Carlos" begleiteten und hemmten sie dieselbe.

„Wallenstein's Lager" ist ein so frisches geschichtliches Genrebild, daß man es stets mit Behagen von Neuem auf den Brettern sieht. In seinem Heere spiegelt sich der Geist des Imperators. Das Volksthümliche, das nicht sie ins Triviale sich verirrt, das zugleich einen edeln Zug sich bewahrt, tritt in den Gesprächen der Soldaten in schöner Fassung zu Tage. Zugleich herrscht darin ein militärischer Scharfblick: die verschiedenen Truppentheile sind in ihrer Eigenart sehr gut charakterisirt, ebenso nach ihrer nationalen Herkunft. Die Aufführung war durchaus lebendig und abgerundet.

„Die Piccolomini" sesseln durch ihre beiden Hauptscenen, die Sitzung der Generale, welcher der kaiserliche Abgesandte beiwohnt, und die große Tafelscene, die eigentlich

eine Ergänzung zu „Wallenstein's Lager" bildet: wie in diesem Vorspiel die Soldaten, sehen wir hier die Generale in heiterstem Verkehr. Doch handelt es sich hier nicht um ein bloßes Genrebild, sondern um eine für den Fortgang des Dramas wichtige Handlung: die Unterschrift der Erklärung, durch welche die Officiere dem Friedländer ihre Treue verpfänden. Mit welcher großen Kunst ist diese anscheinend trockene Haupt- und Staatsaction in dramatische Handlung umgesetzt! Wie scharf zeichnen sich die Charakterköpfe der Führer ab! Wie erscheint der trunkene Illo nicht blos als müßige Genrefigur, sondern wie greift er im Rausch in die Handlung ein! Im Uebrigen sind die „Piccolomini" wie eine nach allen Seiten offene Halle, die Abschluß und Umgrenzung erst in „Wallenstein's Tod" findet.

Die Liebesscenen haben hier noch nicht dramatische Bewegung; sie sind selbständig in ihren lyrischen Ergüssen und die Exposition des ersten Actes ist klar, aber etwas breit; wobei man indeß nicht vergessen darf, daß es sich um eine Exposition für zehn Acte handelt; denn die „Piccolomini" und „Wallenstein" bilden nur ein einziges zusammengehöriges Stück. „Wallenstein" tritt nur im zweiten Act auf: Hr. Johannes gab ihm eine durchaus charakteristische Maske und ein gewisses Schwergewicht, dessen so hervorragende historische Gestalten auf der Bühne bedürfen. Der Octavio Piccolomini des Hrn. Pettera zeigte ein hinterhaltiges Wesen. Der Darsteller gab dem Kriegsführer eine stattliche Repräsentation, doch wie es uns schien, nicht genug diplomatische Biegsamkeit. Thekla und Max wurden von Frl. Friedhoff und Hrn. Ellmenreich dargestellt. Die lyrischen Stellen kamen zu voller Wirksamkeit; Hr. Ellmenreich gewann diesmal seinem Organ Töne ab, wie sie für sanftere Lyrik passend sind. Die Gräfin Terzky hat hier nur eine Scene: Frau Western gab für „Wallenstein's Tod" die entsprechenden Umrisse der Gestalt. Questenberg (Hr. Conrad), Terzky (Hr. Sommerstorff), Isolani (Hr. Tietz), Butler (Hr. Hans Förster) waren gutgezeichnete Charakterstöße. Hr. Pohl zeigte als Illo ähnlich wie als Giauettino Doria eine Begabung für Darstellung von rohen und brutalen Charakteren.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

— Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit. Von Ernst Eckstein. Drei Bände. Wien 1882, L. C. Zamarski. — Der Roman, mit welchem Ernst Eckstein in die Reihe der hervorragenden Prosa-Erzähler der Gegenwart tritt, liegt in der Buchausgabe nunmehr vor, nachdem das Werk bereits in der Zamarski'schen „Deutschen Illustrirten Zeitung" in Wien erschienen war. Die Handlung desselben spielt im alten Rom der Jahre 95 und 96 n. Chr., als Domitian's Schreckensherrschaft die Tage Nero's wieder heraufbeschwor und die zweite Christenverfolgung ins Werk setzte, aus welcher das junge Christenthum, das den Kampf mit dem von Glaubenslosigkeit zerfressenen römischen Alterthum aufgenommen hatte, jedoch neu gestärkt und gekräftigt hervorging. Drei Factoren stehen sich zu Beginn der Dichtung gegenüber: der Cäsar Domitianus und sein Freundeskreis, zu welchem das berühmte Geschlecht der Claudier zu zählen ist; die Partei der politischen Opposition, die sich unter dem Banner des alten republicanischen Freiheitsgeistes geschaart, und die Secte der Nazarener, deren internationaler Gedanke von der Brüderlichkeit aller Menschen auf dem ganzen damals bekannten Erdball seine Anhänger gefunden hatte. An diese letztere Secte nun knüpft die Handlung an: eine Christenverfolgung, die sog. zweite, wie schon erwähnt, bildet den Angelpunkt des Romans. Der Oberpriester des Jupiter Capitolinus, zugleich Haupt der gens der Claudier, der ehrwürdige orthodox-fromme Titus Claudius Mucianus, ist Urheber eines Gesetzentwurfs, wonach ein Jeder, welcher das Kreuz anbetet, den wilden Bestien der Arena vorgeworfen werden soll. Der Pfeil aber, den er auf diese Weise geschmiedet, richtet sich gegen sein eigenes Fleisch: sein Sohn, sein Liebling, Quintus Claudius, bekennt sich zu der verfemten Lehre. Der Ekel vor der Leerheit des genußübersättigten und glaubensbaren Daseins jener Tage hat ihn in die Arme der Macht getrieben, welche diesem Dasein neuen Inhalt in Form neuen Glaubens und schöner Barmherzigkeit und Bruderliebe einhauchen wollte: des Christenthums. Titus Claudius der Vater, ins Herz von diesem Schlag getroffen, läßt, ein neuer Brutus, doch dem Gesetz seinen Lauf: wir sehen Quintus in die Arena steigen, um mit einem gätulischen Löwen um sein Leben zu ringen. Aber gerade in diesem Augenblicke — wir stehen an der zweiten Hälfte des letzten Bandes — ist die Opposition, für welche die Republicaner im Geheimen gearbeitet, dergestalt erstarkt, daß ein Aufstand offen gewagt werden kann, der dahin geht, den Cäsar Domitian zu stürzen. Der Streich glückt: der Kaiser stirbt von fremder Hand. Der greise Coccejus Nerva, das Haupt der Verschwörer, besteigt den römischen Thron, jede Verfolgung der Nazarener sofort untersagend: die Adoption des Ulpius Trajanus zum Nachfolger sichert dem geschmähten Glauben des Gekreuzigten auf lange Zeit hinaus freie Entfaltung: bekanntlich war Trajan gleich Titus einer der besten Monarchen des Weltreichs. Titus Claudius, der Oberpriester des Jupiter, und Quintus Claudius, der Christ, söhnen sich aus: die übrigen Verhältnisse der Dichtung ordnen sich harmonisch. Mit der Perspective des späteren Sieges der christlichen Lehre und ihrer Ausbreitung unter alle Völker entläßt der Poet den Leser. — Ernst Eckstein ist einer der gelehrtesten Dichter unserer Tage: aber die Gelehrsamkeit ist bei ihm nicht ein äußerlich aufgeklebter Schmuck geblieben, sondern das Wissens-Material ist von seinem Talente verarbeitet, das fruchtbar Lebendige ist vom unfruchtbar Todten geschieden worden. Hierfür Beweis sind die „Claudier": es steckt eine Fülle culturhistorischer Gelehrsamkeit in dieser Dichtung, aber sie ward mit dem poetischen Edelmetalle zu einem Ganzen verschmolzen. Nur selten ist die Verbindung nicht ganz gelungen: das Zwiegespräch zwischen Martialis und Lupercus im ersten Bande (Cap. 7), zu welchem ein Epigramm des Ersteren Anlaß gab, muthet etwas aufgetragen an: es gleicht einem satirischen Hieb auf unsere modernen literarischen Zaungäste, die ihre geistige Nahrung leihweise beziehen, statt sich dieselbe auf ehrliche Weise zu erkaufen. Von der Fülle des verarbeiteten gelehrten Stoffes legt Eckstein in den Anmerkungen selbst Rechenschaft ab: die letzteren sind, am Schlusse jedes Bandes stehend, mit dem Text durch Zahlen verbunden. Ein farbiges culturhistorisches Gemälde wird uns auf Grund dieses gelehrten Materiales entrollt, ein Gemälde aus jener Zeit, welche, wie der Erzähler in der Vorrede ganz richtig hervorhebt, „in ihrer Physiognomie dem neunzehnten Jahrhundert verwandter ist, als die meisten Geschichtsepochen bis zum Jahrhundert der Reformation". Die wenigen Anachronismen und die geschichtlichen Verschiebungen, deren sich der Autor mit Recht bedient, ändern an der Richtigkeit des Bildes wenig. Einen breiten Raum nimmt in der Schilderung, dem raffinirt genußsüchtigen Charakter jener Tage gemäß, das luxuriöse Leben der reichen Senatoren und Ritter ein, in Rom sowol, wie in Bajä am Golf von Neapel, dem Modebad der Zweimillionenstadt: im wohlthuenden Gegensatz hierzu stehen die Bilder aus dem bescheidenen, geräuschlosen Treiben der — meist armen — Nazarener in der Subura, ihre einfachen Zusammenkünfte und Liebesmahle in den Steinbrüchen und Katakomben. Scenen des intimen privaten Lebens wechseln ab mit solchen des lärmenden Gewoges auf Plätzen und Gassen. Auch das Palatium des Cäsars mit seiner Pracht thut sich vor dem Leser auf. — Dichterisch ist der Roman durch die Klarheit der Composition hervorragend; die Darstellung, hie

und da etwas kühl und vornehm, wo man sie sich von etwas mehr Wärme durchdrungen wünschte, ist durchsichtig; der Stil flüssig und mühelos. In epischer Ruhe gleitet der Fluß der Erzählung durch die beiden ersten Bände des Romans hin, um sich im dritten und letzten Theile zu größeren Scenen zusammenzuballen: den Höhepunkt derselben bilden die Kämpfe der Christen im Circus Maximus. Einzelne Stellen, welche um Haupteslänge aus dem Berichteten hervorragen, sind in ihrer tiefsinnigen und doch leichtfaßlichen Symbolik von hoher poetischer Schönheit: sie entriegeln perspectivisch die Thore der Zukunft. Eine dieser Passagen möge diese Besprechung beschließen. Einem der hinzuschlachtenden Christen, einem blinden Greise, drückt man als einzige Waffe, als er in die Arena hinabsteigt, wie zum Hohne ein Kreuz in die Hand: er sinkt, als er der Bestie gegenübersteht, auf sein Schicksal gefaßt, ins Knie, das Symbol seines Glaubens feierlich vor sich hinstreckend. Da (III. S. 156) geht die Situation in folgende pathetische Vision über: „Das Kreuz, das der Blinde gen Himmel hob, schien zu wachsen, bis es den Knieenden um das Vierund Fünffache seiner Leibeslänge überragte. Die Sitzreihen des Amphitheaters wurden leer. Die Senatoren und vestalischen Jungfrauen zerflossen in Rauch. Der Weltbeherrscher mit seinem Gefolge wich von hinnen wie ein flüchtiger Schatten. Alles Leben sank in die gähnende Tiefe eines unermeßlichen Abgrunds. Stumm und geräuschlos barsten die prachtvollen Arcaden. Leise tickend bröckelte der Marmor und der Stuck von den Pfeilern, bis die rohen Blöcke und die Ziegel des Unterbaues in öder Nacktheit zu Tage traten. Nesseln, Lolche und Farrenkräuter schossen aus allen Fugen. Krähen und Dohlen flatterten schaarenweise von Spalt zu Spalt, und erfüllten die Luft mit kläglichem Wehgeschrei. Drunten aber, in der Arena, ragte auf steinernem Sockel das Kreuz empor, das Wahrzeichen jenes verachteten Glaubens, dessen Bekenner der gewaltige Cäsar von Löwen und Tigern zerfleischen ließ."

Julius Rieffert.

□ **Der Gang der Kirche in Lebensbildern** dargestellt von D. Kahnis, Senior der theol. Facultät der Universität Leipzig und Domherr des Hochstifts Meißen. Leipzig, Dörffling & Franke. 1881. — Mit dieser Schrift hat der Verf. nicht blos dem theologischen Publicum, sondern allen gebildeten Christen einen großen Dienst erwiesen. Es ist ein entschiedenes Bedürfniß nach solchen zusammenfassenden Darstellungen der Kirchengeschichte, die um lebensvolle Gestalten sich gruppiren, in weiteren Kreisen vorhanden. Wenn schon einzelne Vorträge oder Schriften, die über interessante Persönlichkeiten der Kirchengeschichte, oder auch über ganze Perioden derselben sich verbreiten, wie die vielgelesenen Vorträge von Hagenbach über neuere Kirchengeschichte, und das vortreffliche Buch von Kahnis über den innern Gang des deutschen Protestantismus, lebhaftes Interesse und Beifall auch bei den Laien gefunden haben, so läßt sich dies mit Recht auch von solchen Schriften erwarten, wie der vorliegenden, die über das große Ganze der Kirchengeschichte sich verbreiten. Wir haben keinen Ueberfluß an dergleichen Darstellungen. Die kirchengeschichtlichen Lehrbücher tragen durchweg einen zu wissenschaftlichen Charakter, um dem Laienpublicum genießbar zu sein. Vorliegende Schrift aber beruht zwar auf den gründlichsten Studien und der genauesten, vielfach aus eigener Quellenforschung gewonnenen Vertrautheit mit dem Gegenstande, wie jeder einigermaßen theologisch Orientirte überall herausspürt, aber sie läßt davon möglichst wenig durchblicken. Die Meisterschaft des Verf. in lebensvoller und anschaulicher Darstellung, in vortrefflicher Gruppirung des Stoffs und in der prägnanten Zusammenfassung der charakteristischen Züge der verschiedenen Zeiten, wie sie sich in einzelnen hervorragenden Gestalten ausprägen, ist bekannt. Zwar vermißt man namentlich in der Darstellung der neueren Kirchengeschichte ein gründlicheres Eingehen auf mehrere wichtige Wendepunkte und bedeutsame Erscheinungen. Offenbar sind für die Zusammenstellung des Stoffes nicht blos innere Gründe, sondern auch äußere Umstände maßgebend gewesen, speciell der Umstand, daß einzelne, nicht ganz in den Rahmen des Titels sich einfügende Vorträge, welche der Verf. in den letzten Jahren gehalten hat, mit verwendet werden sollten. Aber gerade diese Vorträge sind andererseits eine so werthvolle Gabe und dürfen so entschieden auf ein allgemeines Interesse rechnen, daß man sie durchaus nicht missen möchte. Es sind dies speciell die Vorträge über „Stollberg und Voß", über „Goethe und das Christenthum" und ein abschließender Vortrag über „das Christenthum" und die verschiedenen Beweise desselben. Wir können nur aufs Dringendste und Angelegentlichste zu dem Genuß und der Erbauung einladen, welche dieses vortreffliche Werk in hohem Grade bietet, das sich in seinen einzelnen Abschnitten auch vortrefflich zu gemeinsamer Lectüre eignet, und das insbesondere wohlthut durch die Weitherzigkeit und Freiheit, in welcher der Verf. bei aller lutherischen Gläubigkeit den Geist Christi in den verschiedensten Richtungen und Gestalten erkennt und anerkennt. Durch das Ganze geht ein Ton freudigen Vertrauens auf die Kraft der evangelischen Wahrheit, der die Ueberzeugung befestigt, daß, um mit dem Verf. zu reden, „über allem Wandel der Zeiten das ewige Evangelium steht, dessen Licht aus allen Verdunkelungen siegreich hervorbricht. Die Kirchengeschichte ist die Siegesgeschichte der Kirche".

□ **Das neue Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche Sachsens.** Vortrag über den Entwurf desselben von Dr. ph. Karl Heinr. Meusel, Pfarrer in Großhennersdorf. Dresden, R. von Zahn. — Dieses Schriftchen gehört ohne Zweifel zu dem Besten, was über den neuen Gesangbuchsentwurf veröffentlicht worden ist. Es beruht auf dem gründlichsten und eingehendsten Studium desselben, auf einer sehr genauen Kenntniß der hymnologischen Literatur und auf einem sehr gereiften, feinen Urtheil. Dazu ist es in edler Sprache mit großer Wärme geschrieben. Durchweg spürt man den Mann, der ebenso in der theologischen Wissenschaft, als im praktischen Amte steht. Zwar können wir dem Urtheil des Verf. nicht überall zustimmen; namentlich finden wir sein Urtheil über den Werth der geistlichen Poesie der Neuzeit entschieden zu einseitig. Dasselbe beruht auf einer Verkennung der berechtigten Elemente im christlichen Denken und Empfinden der neueren Zeit. Auch können wir ihm nicht beipflichten, wenn er solche Aenderungen beanstandet, die zur Beseitigung von dogmatischen Unwahrheiten an Ausdrücken älterer Lieder, namentlich Passionslieder, gemacht worden sind, die mindestens in hohem Grade dogmatisch mißverständlich sind. Es darf nicht vergessen werden, daß das Gesangbuch nicht für Theologen bestimmt ist, welche sich auch dergleichen Ausdrücke dogmatisch zurechtlegen können, sondern für die Gemeinde, von der dies nicht erwartet werden kann. Aber diese Differenzen können selbstverständlich das oben ausgesprochene Urtheil über dieses Schriftchen nicht alteriren, das der Abdruck eines mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommenen und auf Verlangen veröffentlichten Vortrags ist.

□ **Wer hat die Wahrheit Rom oder Wittenberg?** Ein Wort zur Verständigung gegen Evers' Buch Katholisch oder protestantisch von Rud. Segger, Pastor in Urbach. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1881. — Dieses Schriftchen ist veranlaßt durch eine Schmähschrift, die ein früherer lutherischer Pfarrer Evers geschrieben hat, der im vorigen Jahre zur römischen Kirche übergetreten ist. In jener Schrift hat derselbe seinen Uebertritt, der thatsächlich in hochgespannten Ideen von der Kirche und vom geistlichen Amt seinen Grund hat, zu rechtfertigen gesucht, und diese Rechtfertigung in beliebter Weise mit rohen Ausfällen auf Luther's sittlichen Charakter begleitet, den er die Dreistigkeit hat, der Unredlichkeit, der Unmäßigkeit und Unkeuschheit zu zeihen. Dergleichen Lästerungen sind nicht neu, und namentlich von

undankbaren, abgefallenen Söhnen der lutherischen Kirche wiederholt ausgesprochen worden. Luther's Charakterbild steht viel zu hoch und rein in der Geschichte da, um von dergleichen Schmähungen getroffen zu werden, die nur ihre Urheber selbst in ein bedenkliches Licht setzen. Der Verf. der gegenwärtigen Schrift erweist klar und bündig die völlige Grundlosigkeit der so dreist ausgesprochenen Vorwürfe; mit welchem Erfolge, bleibt freilich bei der Hartnäckigkeit, mit der sich gewisse Kreise in der römischen Kirche gegen die geschichtliche Wahrheit in Bezug auf die Reformation und die Reformatoren verschließen, immerhin fraglich. Aus der näheren Darstellung des Eversschen Uebertritts und der ihm vorangegangenen Umstände aber geht deutlich hervor, aus welcher durch und durch unlauteren Quelle jene Vorwürfe eines in völlige Sophisterei verstrickten Convertiten hervorgegangen sind, der schon als lutherischer Pastor in gröblichster Weise romanisirt hat.

S—n. „Johannes Huber" betitelt sich eine verdienstliche Monographie, welche, aus der Feder von Dr. Eberhard Zirngiebl hervorgegangen, bei F. A. Perthes in Gotha erschienen und, mit dem Lichtdruck-Porträt Huber's geschmückt, auch äußerlich einen guten Eindruck macht. Wie wol noch vielen erinnerlich, hat sich dieser am 20. März 1879 heimgegangene Philosoph besonders als Führer der altkatholischen Bewegung einen Namen gemacht. Wir lernen nun in diesem Buche Huber näher kennen als einen der eifrigsten Vorkämpfer für die höchsten Interessen des deutschen Volkes und der Menschheit überhaupt, als einen Mann, der für seinen Theil redlich sich bemüht hat, der Nation ihre Ideale zu erhalten, und dieselben auch als Lehrer und Volksmann, als Held und Prophet gepredigt und vertheidigt hat bis zu seinem frühen Tode, die dunklen Mächte der Zeit, hierarchische Anmaßung einerseits und den Materialismus andererseits nach Kräften bekämpfend und abwehrend. So stellt ihn uns, wie er im Leben war, Zirngiebl ohne Schönfärberei, in schlichter Erzählung dar und hat so diesem deutschen Denker und Kämpfer, der dem Volke ein Muster und Vorbild echt patriotischer Gesinnung und idealer Denkungsart geworden ist, einen schönen Denkstein gesetzt. Schon von Kindheit an mit einer eignen Willensfähigkeit und einem energischen thatenlustigen Geiste ausgestattet, dazu mit einem großen Idealisirungstrieb, einer regen Phantasie, schrieb Huber schon als 17jähriger Jüngling in sein Tagebuch begeisterte Lieder, Gott, dem Vaterlande und der Freiheit geweiht. Von schwächlicher Gesundheit und religiös erzogen, fühlte er sich früh zur Sammlung seines Geistes aufgefordert und der Geist der Religion ließ bereits den Jüngling so manche schwere Heimsuchung glücklich überstehen, aber da sein Freiheitsbedürfniß seinem Religionsbedürfniß nichts nachgab, so haßte er auch von vornherein jeden Gewissenszwang. Nichtsdestoweniger finden wir ihn bis 1870 auch Rom gegenüber noch voll Vertrauen, und erst das Unfehlbarkeitsdogma öffnet ihm die Augen und zeigt ihm, daß religiöse Wahrheit und geistige Macht, Christenthum und Hierarchie nicht dasselbe sind. Auf der Universität das theologische Studium erwählend, findet er jedoch seine Hauptbefriedigung in der speculativen Philosophie, wiewol er auf keines Lehrers Worte schwört; der Autoritätsglaube besonders im theologischen Sinne war seinem philosophischen Geiste fremd. Allseitig gebildet, unermüdlich und von seltner Geistestiefe, religiös vertieft durch die eigene philosophisch angelegte Natur und durch eingehendes geschichtsphilosophisches Studium und im schweren Kampf ums Dasein sittlich gestählt, entwickelt er sich immer mehr zu jener selbstbewußten Persönlichkeit, die Glauben und Wissen, Wahrheit und Ueberzeugungstreue bis zum Tode hochgehalten hat. Vor allem aber giebt ihm seine von tiefem religiösen Geist durchdrungene Weltanschauung jenen Charakter, der einen unerschütterlichen Kampfesmuth gegen religiösen wie wissenschaftlichen Materialismus und Mechanismus lebendig erhält. So war dieser Mann voll Liebe und Charakter, voll Geist und Gemüth, dieser Feind allen geistigen Stillstandes, wie geschaffen zu einer großen Wirksamkeit in den großen Fragen der neuesten Zeit. Und so sehen wir nun den philosophisch ausgebildeten Mann im Kampfe für Licht und Wahrheit, wie er die ideale Weltauffassung gegen die naturwissenschaftlich-materialistische (Darwin) vertheidigt und für den philosophischen Weltorganismus eintritt und das Ueberwuchern des Ultramontanismus, des religiösen Mechanismus in der Kirche in innigen Zusammenhang mit der zunehmenden materialistischen Auffassung des Menschendaseins bringt, welch letztere den Glauben auf Unkosten des Wissens schädigte und somit indirect gerade den Ultramontanen in die Hände arbeitete, deren einziges Idol nun der Glaube ward. In der Verbohrung aber gerade von Glauben und Wissen erblickt Huber das Heil für Staat und Cultur, und gerade deswegen verpflanzte er seine vordem blos literarische Opposition gegen das Concil auf den Boden des Volkslebens. Von diesem hohen idealen, religiös-sittlichen Standpunkt aus behandelt er auch die sogenannte sociale Frage und bekämpft die Indolenz und Irreligiosität seiner Zeitgenossen als hauptsächlichstes Hinderniß für deren glückliche Lösung, er bedauert die socialistischen Atheisten, von den Salon-Atheisten mag er überhaupt nichts wissen; die Verzweiflung aber darüber, dieses Uebel auch durch den Altkatholicismus, wie er sich ausgestaltet hatte, nicht heben zu können, mag auch Huber's Ende beschleunigt haben. Die Aufgabe ist eben auch für eine stärkere Natur schwer zu lösen, Huber's schwache Gesundheit erlag nothwendig in dem Kampfe. Das ganze Buch bildet gewissermaßen zugleich die Geschichte des Altkatholicismus und ist daher von doppeltem Interesse.

—ψ—. Die Heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Von Adolf Bastian. Leipzig, F. A. Brockhaus. (S. XIV, 302; 8°). — Es ist auf dem Gebiete des geistigen Lebens nicht anders, als auf dem des physischen. Wir begreifen die Erscheinungen erst dann vollständig, erkennen sie in ihrem Wesen, wenn wir auf die Urzustände zurückgehen, den Elementen nachforschen und von diesen aus die Entwickelung durch deren verschiedene Stadien verfolgen. So muß der Anatom von der Zelle, dem Ei, ausgehen, um die einzelnen Theile des thierischen und pflanzlichen Körpers richtig zu deuten, der Sprachforscher mit den Lauten und den Wurzeln der einzelnen Wörter beginnen, der Culturhistoriker von der Steinzeit anfangen, und so muß auch der Völkerpsychologe auf die ersten primitivsten Erscheinungen des Geisteslebens der Völker zurückgehen. Die Beobachtung der historisch-genetischen Momente und die Methode der vergleichenden Forschung sind die beiden jetzt herrschenden Principien, welche die Wissenschaft der Gegenwart groß gezogen haben. — Mit Begeisterung, die jedes Opfers fähig ist, wirkt Bastian, den die deutsche Anthropologie mit Stolz den Ihren nennt, in dieser Weise, wir können wohl sagen, für den jüngsten, allerdings noch sehr unmündigen Sprößling der Naturwissenschaften, der noch weit entfernt ist, das „Ideal" einer Wissenschaft zu sein, als welche wir uns die Ethnologie gern vorstellen möchten. Vor Allen ist es Bastian, der dies erkannt und mit seltenem Freimuth unumwunden ausgesprochen hat, aber ebenso redlich ist er bemüht, die junge Wissenschaft auf dem vorgezeichneten Wege dem „Ideale" entgegenzuführen. Ein glänzendes Zeugniß dafür legen nicht nur die königliche ethnographische Sammlung in Berlin, die zahlreichen an Ausbeute so fruchtbaren Reisen Bastian's, die Anregungen, welche er durch Wort, Schrift und Beispiel gegeben und die im ganzen Vaterlande Wiederhall und Nachahmung gefunden, sondern auch, um ein ganz specielles Beispiel hervorzuheben, die vorliegende Arbeit über die heilige Sage der Polynesier, die nach jeder Seite hin eine classische genannt werden muß, wenn ihm auch hier und da wieder bei seinem Eifer und bei seiner Begeisterung für die Sache jene Ruhe und Gemessenheit abgeht, welche zu der nöthigen

Aufklärung und Ordnung nothwendig sind. Ueberall tritt uns aber ein Reichthum der Gedanken, eine Fülle von Ideen entgegen, in welcher es keiner der jetzt lebenden Ethnologen Bastian gleich thut, der eine ebenso geistreich und tief angelegte Natur ist, wie sein Auftreten, das nur Rücksichten gegen die Sache kennt und dem alle persönlichen Motive fernstehen, ein durchweg nobles und bescheidenes ist. Das vorliegende Werk ist ein Ergebniß seiner jüngsten, zweijährigen Reise nach Ostasien und den Südseeinseln, durch welches ganz neue völkerpsychologische Perspectiven, die für unsere Anschauung vom Mikrokosmos von der größten Tragweite sind, eröffnet werden. Der polynesische Gedankenkreis, bemerkt Bastian, ist nächst oder neben dem buddhistischen der ausgedehnteste, den wir auf der Erde besitzen. Es handelt sich hier nicht um amerikanische oder afrikanische Zersplitterung, sondern eine überraschende Gleichartigkeit dehnt sich durch die Weite und Breite des Stillen Oceans, und wenn wir Oceanien in der vollen Auffassung nehmen mit Einschluß Mikro- und Melanesiens, bis Malaya, selbst weiter. Es läßt sich sagen, daß ein einheitlicher Gedankenbau, in etwa 120 Längen- und 70 Breitengraden, ein Viertheil unseres Globus überwölbt. Eine solche imposante Erscheinung dürfte gerade nicht von vornherein zu ignoriren sein, selbst wenn wir es hier, wie Viele meinen, nur mit wilden Menschenfressern zu thun haben sollten. Es sind aber gewaltige Gedankenschöpfungen der „wilden Menschenfresser", welche uns Bastian erschlossen hat, vor welchen wir nun ebenso staunend wie sinnend stehen und sie mit Nachdenken betrachten. Je ephemerer Art die Gebilde des Geistes sind, je leichter und je schneller sie oft ganz spurlos verschwinden und unwiederbringlich verloren gehen, um so größer ist das Verdienst Bastian's, einen so überaus werthvollen Schatz vor dem Untergange gerettet und der Forschung zugänglich gemacht zu haben. Aber nicht nur dies, er hat auch den Gedankenkreis Polynesiens, „einen der wunderbarsten, der von dem Menschengeiste auf Erden geschaffen ist", in den Kreis der Weltanschauung der Menschheit eingefügt und ein neues Glied zur „Realisirung der Idee des Geistes", wie Hegel sich ausdrückt, gewonnen. Wenn auch Bastian's Bescheidenheit sein Werk nur als eine Monographie hinstellt, so hat sein universeller Geist sich doch nicht mit diesen engen Schranken begnügt, sondern nach allen Seiten hin die Blicke wendend haben wir gleichsam eine vergleichende Kosmogonie und Theogonie erhalten, so daß der Titel des Buches auch nicht im Entferntesten das besagt, was in demselben geboten wird. Es ist Humboldt'scher Geist, der in Bastian wohnt, und ein ganzer Humboldt würde Bastian sein, wenn ihm bei der Fülle, dem Reichthum und der Tiefe der Gedanken und Ideen auch die classische Gestaltungsgabe jenes eigen wäre, so daß der geistvolle Inhalt voll und ganz mit der Form in Einklang stände, wenn Bastian ein ebenso großer Künstler wäre, wie er ein bedeutender Gelehrter ist. Leider müssen wir uns versagen, auf die „Heilige Sage der Polynesier" selber hier näher einzugehen, von der ein „Zusammentreffen glücklicher Umstände" Bastian ein paar wichtige Documente in die Hände gespielt hat, aus welchen er nun bemüht gewesen ist, unter Hinzufügung einiger bereits früher bekannter Fragmente den Gedankenkreis Polynesiens zu reconstruiren. Wer nun den Inhalt dieser merkwürdigen Kosmogonie und Theogonie von Völkerstämmen, die mit die niedrigste Stufe der Bildung einnehmen, näher kennen lernen, sowie sich über die Stellung derselben im System der Weltanschauungen unterrichten will, dem können wir nur das Buch Bastian's empfehlen, das auf jeder Seite die wunderbarsten Offenbarungen über das Geistesleben jener Naturvölker macht.

—ψ—. Richard Andree's Allgemeiner Handatlas in sechsundsechzig Karten mit erläuterndem Text. Herausgegeben von der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1881. — Das Werk, dessen wir bereits in diesen Blättern (Wiss. Blge. d. Leipz. Zeitg. 1880 Nr. 104) Erwähnung gethan haben, liegt nunmehr mit der jüngst ausgegebenen zehnten Lieferung vollendet vor uns. Das Urtheil, welches wir seinerzeit beim Beginn des Erscheinens des Atlas aussprachen, können wir auch heute noch in seinem ganzen Umfange aufrecht erhalten, nachdem wir uns immer mehr und mehr von dessen Richtigkeit haben überzeugen können. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, daß es kein zweites Kartenwerk giebt, welches an Inhalt so reich und correct, in der Darstellung so anschaulich, in der Ausführung so sauber und dabei im Preise so unglaublich billig ist, daß es recht eigentlich als ein wahrer Hausatlas, der in keiner Familie fehlen sollte, indem er auf alle Fragen in der zuverlässigsten Weise Antwort giebt, bezeichnet werden muß. Welchen Anklang das so vorzüglich ausgefallene Unternehmen auch bereits beim größeren Publicum gefunden hat, geht aus folgenden interessanten Daten hervor: die Auflage stieg während des Erscheinens von anfänglich 30 000 auf 125 000 Exemplare, so daß zur Bewältigung dieser Anzahl der ursprüngliche Erscheinungstermin um zwei Monate überschritten werden mußte. Um die Auflage herzustellen, waren erforderlich: sechsjährige Vorarbeit der Zeichner und Stecher; 7 195 000 Bogen Papier; 19 955 000 Drucke auf 13 Schnellpressen, eine Leistung, die bis jetzt auf kartographischem Gebiet das erste Mal vollbracht worden ist. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch, was jetzt schon zu erfahren vielen Besitzern des Andree'schen Handatlas gewiß willkommen sein wird, darauf aufmerksam machen, daß noch in diesem Jahre ein „geographisch-politisches und commercielI-statistisches Handbuch zu Richard Andree's Handatlas" in demselben Verlage zu erscheinen beginnen soll. Das Handbuch soll ein textlicher Schlüssel zum Atlas sein, das bezweckt, das eingehende Verständniß der Karten zu erschließen und die Contouren des graphischen Kartenbildes zu beleben und auszufüllen. Dasselbe wird in zwölf monatlichen Lieferungen zum Preise von einer Mark erscheinen und in einem starken Bande von ungefähr 60 Bogen Lexikon-8° vollendet vorliegen.

M. Ueber den Bergsturz von Elm, die schreckliche Katastrophe des 11. September 1881, welche ein blühendes Dorf in eine Einöde verwandelte, 115 Menschenleben vernichtete und 89½ Hektare nutzbaren Grund und Boden für alle Zeiten unbrauchbar machte, ist eine vom Pfarrer Ernst Buß in Glarus und dem Professor Albert Heim in Zürich verfaßte Denkschrift erschienen, welche in ausführlicher Darstellung die genauen Untersuchungen der Verfasser an Ort und Stelle wiedergiebt und mit Recht auch als ein Document von bleibendem wissenschaftlichem Werthe bezeichnet werden kann. Der Titel der Schrift lautet: „Der Bergsturz von Elm, den 11. September 1881. Denkschrift von Pfarrer Ernst Buß in Glarus und Prof. Albert Heim in Zürich." Die Einleitung des Werkes behandelt frühere Bergstürze und schließt sich hieran die Schilderung von Elm vor dem Unglückstage. Dem folgt die Unglückskatastrophe mit den Aussagen von achtzehn Augenzeugen und anderweitigen Beobachtungen und Ergebnissen und die Gesammtfolge des Bergsturzes. Verfasser dieses ersten Theiles der Denkschrift ist Pfarrer Buß. Den zweiten Theil, der die geologische Orientirung, die Vorbereitung des Bergsturzes, den Plattenberg von Elm und den Abbruch, die besonderen Erscheinungen des Bergsturzes, die noch vorhandene Gefahr, die zukünftige Benutzung des Gebietes und die Ursache der Katastrophe behandelt, hat Professor Heim geschrieben. Beigegeben sind der Schrift Karten, Skizzen, Lithographien und Lichtdruckbilder, die den Werth derselben und das Interesse wie Verständniß wesentlich erhöhen. Die Denkschrift ist bei J. Wurster & Comp., Geographischer Verlag in Zürich, zu Gunsten der Geschädigten erschienen, gut ausgestattet und in jeder Buchhandlung für den Preis von 3 ℳ 40 ₰ zu haben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 92. Donnerstag, den 17. November. 1881.

Inhalt: Zur Deportationsfrage, von Rittner. — Bücherbesprechungen (Die Götterdämmerung in der nordischen Mythologie, von E. Lehmann. Friedrich Rückert's gesammelte Werke. „Deutsche Romanbibliothek". Jugend- und Volksschriften. „Die Abiturienten der Realschulen I. O. und Gymnasien in Preußen vor dem Forum der Statistik", von E. A. Richter).

Zur Deportationsfrage.

Vom Kaiserl. Strafanstalts-Director a. D. **Rittner.**

Die großen politischen Ereignisse, welche in den letzten Jahren stattgefunden haben, ließen es geschehen, daß nicht minder wichtige volkswirthschaftliche Fragen nicht immer die verdiente Würdigung fanden.

Zu diesen letzteren Fragen ist unzweifelhaft die Deportation zu rechnen. Namentlich tritt bei der nie geahnten Zunahme des Verbrecherthums und der damit zusammenhängenden Ueberfüllung der Gefängnisse auch für Deutschland die Frage in den Vordergrund, ob es nicht zweckmäßig sei, für gewisse Kategorien des Verbrecherthums die Deportation zu Hilfe zu nehmen. Die Idee erscheint um so lebensfähiger, als Deutschland jetzt im Besitze einer Flotte ist und es ihm nicht schwer fallen würde, eine überseeische Colonie zu erwerben und sie mit dem Mutterlande in fortwährender Verbindung zu erhalten.

Die Meisten sprechen sich aus ökonomischen Gründen für das Deportationssystem aus, ohne die staatsrechtliche und technische Seite zu prüfen. Andere stellen sich die Sache viel zu leicht vor, indem sie es für genügend erachten, „wenn jährlich ein oder mehrere Male eine Schiffsladung Verbrecher mit den nöthigsten Arbeitswerkzeugen und einem Futtervorrathe für einige Monate ausgerüstet auf einer wüsten Insel ausgesetzt wird".*)

Bei der großen Unklarheit, welche im Allgemeinen und namentlich auch in Deutschland über das Deportationssystem herrscht und gegenüber der Wahrscheinlichkeit, daß auch Deutschland früher oder später gezwungen sein wird, die Freiheitsstrafen durch andere zu ersetzen, ist es gewiß nicht ungerechtfertigt, wenn man den Versuch macht, sich ein selbständiges Urtheil aus den Erfahrungen anderer Länder zu bilden. Dazu bietet der im Jahre 1878 in Stockholm abgehaltene Internationale Gefängniß-Congreß vortreffliche Gelegenheit.

Die Materie wurde dort sehr eingehend behandelt. Die Franzosen und Engländer, die bekanntlich deportiren, traten als Vertheidiger des Systems auf, während die Delegirten anderer Länder aus verschiedenen Gründen dasselbe heftig angriffen.

Wir lassen im Nachstehenden, ohne uns vorläufig ein selbständiges Urtheil zu gestatten, die Auslassungen der hervorragendsten Fachmänner auf Grundlage des officiellen Berichtes**) in extenso folgen, um dem Leser es zu ermöglichen, sich eine unbeeinflußte Meinung zu bilden.

Graf de Foresta, königlich italienischer General-Staatsanwalt, welcher dem Congreß persönlich nicht beiwohnen konnte, sprach sich in folgendem Memorandum für das Deportationssystem, jedoch nur in Verbindung mit anderen Strafen, aus:

„Ich habe mich stets für das Deportationssystem, wie ich es verstehe, ausgesprochen, nämlich nach vorhergegangener Einzelhaft, dann gemeinschaftliche Zwangsarbeit auf der Colonie und zuletzt bedingte Entlassung, die dem Verurtheilten innerhalb der Colonie volle Freiheit gewährt, aber ihm verbietet, sich zu entfernen und in sein Vaterland zurückzukehren. Was insbesondere Italien betrifft, so bestehe ich mehr wie je auf dieser Ansicht.

Welche Ansicht man immer über die Deportation haben mag, so halte ich sie auf Grund meiner langjährigen amtlichen Erfahrungen nicht allein für zweckmäßig, sondern geradezu unerläßlich für solche Länder, die sich in der Lage Italiens befinden und zwar

1) weil sie die einzige Möglichkeit bietet, zwischen Denen, welche für Beibehaltung und Jenen, welche für Abschaffung der Todesstrafe sind, eine Verständigung herbeizuführen. Ich für meinen Theil halte die Todesstrafe für nicht mehr zeitgemäß, gleichzeitig glaube ich aber, daß sie nur durch die Deportation ersetzt werden kann, die man z. B. durch längere Einzelhaft oder durch lebenslängliche Zwangsarbeit ohne Aussicht auf bedingte Entlassung noch verschärfen könnte.

2) Wie der Charakter und die Gewohnheiten der Italiener nun einmal beschaffen sind, schreckt die Deportation am Sichersten ab und ist nach Ansicht aller Sachverständigen das einzige Mittel, jene Verbrechen, die wir Blutverbrechen (crimes de sang) nennen, zu vermindern, also Mord, Todtschlag, schwere Körperverletzung, von denen einzelne unserer Provinzen ganz besonders heimgesucht werden. Als Beweis mag dienen, daß schon die Zwangsverweisung (domicilio coatto) nach einer unserer Mittelmeerinseln auf die Dauer von 2—5 Jahren vortreffliche Resultate ergeben hat, die noch weit günstiger sein würden, wenn man, wie in Frankreich, Zwangsarbeit damit verbände.

3) Es ist über jedem Zweifel erhaben, daß sich das französische Deportationssystem vorzüglich in Anfehung der Verminderung der Rückfälligen und der zu Zwangsarbeit Verurtheilten bewährt hat. Die Zahl der letzteren erreicht nicht einmal die Hälfte der unsrigen, obgleich Frankreich 10 Millionen Einwohner mehr hat wie Italien. Ich kann daher nicht einsehen, weshalb unsere Bureaukraten und Ideologen sich nicht überzeugen wollen, daß, da die Italiener bekanntlich derselben Race angehören wie die Franzosen, Italien sich auch sonst in gleichen Verhältnissen wie Frankreich befindet und sich von der nordischen, namentl-

*) cf. Dr. Mittelstädt, „Gegen die Freiheitsstrafen" und Dir. Rittner, „Randbemerkungen" zu Dr. Mittelstädt's „Gegen die Freiheitsstrafen" Hamburg, Eug. Richter, 1880.

**) Le Congrès pénitentiaire international de Stockholm, 15—26 Août 1878 par le Dr. Guillaume, Stockholm 1879.

lich aber teutonischen Race wesentlich unterscheidet, die Deportation für Italien von großer sittlicher Wirkung und materiellem Vortheil sein muß.

4) Endlich müßte man bei dem Zustande unserer Gefängnisse und Bagnos, die sämmtlich veraltet sind, wenn man sich nicht zur Deportation entschließt und jeden Gefangenen wenigstens nächtlich isoliren will, mehr als 70 000 Zellen bauen, ein Aufwand, den der Stand unserer Finanzen nicht gestattet und kein Parlament genehmigen wird. Wenn die Bureaukraten und Ideologen daher fortfahren, das Deportationssystem, welches nicht nur billiger sein, sondern auch den Colonien manche Vortheile bieten würde, zu bekämpfen, so bleibt nichts übrig, als das jetzige System beizubehalten und jede Reform aufzugeben.

Das sind die Gründe, die mich immer mehr überzeugen, daß das Deportationssystem, wie es in Frankreich gehandhabt wird, natürlich den italienischen Verhältnissen angepaßt, für Italien das Zweckmäßigste ist. Nur dieses System kann uns öffentliche Ruhe und Sicherheit schaffen, uns von den Rückfälligen, der Camorra und der Maffia befreien und das unwürdige Bagnowesen ersetzen."

Michaux, Director im französischen Marine- und Colonienministerium:

„Von der Ansicht ausgehend, daß die Versammlung von mir einige Worte über das Deportations-Verfahren erwartet, indem ich das einzige Land in Europa vertrete, welches diese Strafart noch anwendet, werde ich dieser Erwartung entsprechen, vorher aber halte ich mich für verpflichtet, dem geehrten Vorredner einige Worte entgegen zu halten. Er zieht nämlich eine Parallele zwischen Deportation und Freiheitsstrafe und entscheidet sich für letztere. Gewiß, wenn es sich lediglich um Bestrafung des Schuldigen handelte, würde ich ihm beipflichten! Wenn es sich blos um Auffindung von Strafmitteln handelte, brauchte man nicht lange nachzusinnen: das Alterthum und das Mittelalter bieten uns eine große Anzahl von Strafen, deren Gebrauch indeß die Civilisation verbietet. Seit einem halben Jahrhundert wird neben dem Strafzweck auch noch der Besserungszweck verfolgt. Die Schwierigkeit liegt hierbei nicht im Einsperren, sondern in der Befreiung! Das ist die Aufgabe der Neuzeit; wenn die Entziehung der Freiheit sie zu lösen vermocht hätte, so brauchten wir uns allerdings nicht nach anderen Strafen umzusehen.

Jetzt gelange ich zu den Ergebnissen der in Frankreich üblichen Deportation.

Die französische Deportation zerfällt in 2 Perioden, die nach Guyana und die nach Neu-Caledonien.

Guyana war eine bedauerliche Verirrung in der Wahl des Ortes und mußte zu Mißerfolgen führen. Wie wollen darauf nicht weiter eingehen; nur auf einen Punkt lenke ich die Ausmerksamkeit der Versammlung.

Wir hatten in Maroni, im Norden der Colonie, ein Eisenwerk errichtet. Trotz aller der zumeist durch das Klima bedingten Schwierigkeiten war dieses Etablissement doch so weit gebracht worden, daß es den Bedürfnissen Aller, die es aufsuchten, genügte.

Neu-Caledonien anlangend, so weiß ich nichts Besseres, um Sie von den Erfolgen der Colonisation und der Besserung zu überzeugen, als Ihnen folgenden Passus aus dem officiellen Berichte des Marineministeriums vorzulesen:

„„Eine bemerkenswerthe Thatsache ist, daß in Neu-Caledonien die Entlassenen nicht wie in Guyana gemieden werden, im Gegentheil, man schätzt ihre Arbeit und die Colonisten nehmen sie mit Vorliebe in Dienst. Ihre Arbeit ist so gesucht, schreibt der Gouverneur, daß alle Entlassene sofort untergebracht werden, oftmals sind sie schon im Voraus bestellt. Auch in Numea*) würden sie unmittelbar untergebracht werden können, wenn die Klugheit nicht erheischte, ihre Zahl dort zu beschränken.

Der Hauptgrund, weshalb die Einwohner die Entlassenen gern nehmen, liegt darin, daß die Industrie sich unaufhaltsam entwickelt und ihre Bedürfnisse sich schneller vermehren als die Menschenkräfte. Da im Uebrigen der Entlassene stets unter Aufsicht der Verwaltung bleibt, so haben die Arbeitgeber stets die Gewißheit, daß sie schnell und strenge Unterstützung finden, wenn sie Ursache zu Klagen haben.

Am 31. December 1875 gab es in Neu-Caledonien 1063 Entlassene; davon befanden sich nur 259 als unbeschäftigt im Depot. Von den Ersteren lebten 784 völlig vom Ertrage ihrer Arbeit, 164 erhielten Unterstützung und 115 fielen dem Staate ganz zur Last. Zu dieser Ziffer kommen noch 238 Familienmitglieder, von denen 226 dem Staate gar nichts kosten.""

Sie sehen also, meine Herren, wir sichern nicht nur die Disciplin während der Strafzeit, sondern auch nach der Entlassung ist dieses Verfahren maßgebend. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß es eben so sehr zur Sicherung der Hauptstadt beiträgt, wie es die Interessen der Colonie berücksichtigt. Eine Thatsache, die nach Fertigstellung des eben citirten Berichtes sich zutrug, beweist dies noch deutlicher.

Die Colonie hatte eine erschütternde Krisis durchgemacht; alle Werkstätten waren geschlossen, keine Arbeit mehr zu haben. Und doch wurden nur 300 Entlassene von Seite der Privatindustrie an die Verwaltung zurückgegeben und kein einziges Verbrechen war während dieser Periode begangen worden! So hatten wir durch die Strafe selbst die normale Existenz der Entlassenen gesichert und gleichzeitig den Rückfall verhindert.

Nach einer Tabelle, die ich hier habe, sind von mehr als 7000 Deportirten nur 3 Procent rückfällig geworden. Von diesen neuen Vergehen kommen mehr als die Hälfte auf Fluchtversuche, jene Vergehen, die am meisten zu entschuldigen sind.

Diese Resultate werden erzielt, weil wir die Entlassenen nicht aus dem Auge verlieren. Wir überwachen sie, nicht um sie zu quälen, sondern um sie zu unterstützen und ihnen zu helfen, ihnen im Uebrigen die Verantwortlichkeit für ihr Leben überlassend. Darin liegt das Wesen eines auf Besserung gerichteten Strafsystems, das ist sein Probirstein! Jedes System, welches keine Rechenschaft über seine Entlassenen geben kann, ist mir verdächtig! Dem wird man entgegenhalten, daß dies in einer im Entstehen begriffenen Colonie, deren Bevölkerung dünn gesäet ist, leicht sei, aber das spricht gerade zu Gunsten der Deportation.

Aus dem Gesagten werden Sie ersehen, daß wir in Neu-Caledonien weder Mißerfolge gehabt noch jene Abneigung erfahren haben, aus welcher der englischen Deportation so häufig ein Vorwurf gemacht worden ist. Wir fingen später an, konnten es daher besser machen! Indeß sei es mir gestattet, noch einige Worte über die angeblichen Mißerfolge der englischen Deportation hinzuzufügen; ich glaube nämlich, sie hat weit bessere Erfolge gehabt, als man ihr zugestehen will. Ich beruse mich hierbei auf das Zeugniß eines englischen Staatsmannes, dessen Authenticität anerkannt ist. Sir George Grey erklärte nämlich bei Einbringung der Bill von 1857, daß alle Welt darüber einig sei, daß die Deportation gleich vortheilhaft für die Gesellschaft wie für die Verurtheilten sei und nach seiner Ansicht verdanken die englischen Colonien dem Deportationssystem den größten Theil ihrer glücklichen Entwicklung.

Was den Widerwillen der Bevölkerung anlangt, so erblicke ich darin gerade den Beweis der sittlichen Einwirkung der Deportation, denn die Söhne der Deportirten setzen selbst Alles daran, die Erinnerung an ihren Ursprung zu verwischen.

*) Hauptstadt von Neu-Caledonien.

Die Deportation hat bei uns auch noch einen anderen Erfolg gehabt, den sich die übrigen Strafsysteme zu Nutzen machen können, nämlich die landwirthschaftliche Arbeit hat sich als ein vorzügliches Mittel bewährt, um den Verbrecher mit edlen Gefühlen zu beseelen. Die Landarbeit isolirt den Menschen; der Anblick der Natur beruhigt ihn. Unsere Anstalt in Bourail, welche 400 Männer, Weiber und Kinder enthält, sorgt für Alle, die dort untergebracht waren.

Aber damit ist der Nutzen der Deportation noch nicht zu Ende. Sie unterstützt nämlich auch die Colonialpolitik der Regierung, indem sie große Arbeiten ausführt, welche die freie Arbeit und die finanziellen Hilfsquellen der Colonie nicht bewältigen können. In Numea z. B. ist ein Hügel abgetragen worden, der mitten in der Stadt lag, wodurch das zum Bauen geeignete Terrain verdoppelt wurde; das ist ein werthvolles Capital für die Zukunft. Numea hatte kein Wasser. Die Arme der Deportirten suchten einen 14 Kilometer entfernten Fluß auf und leiteten sein Wasser in die Stadt. Straßen nach allen Richtungen sind durch die Deportirten erbaut worden, so daß die Colonie von der Strafvollzugsverwaltung ein für ihre weitere Entwicklung höchst günstiges Terrain erhalten hat.

Bisher habe ich nur von den Vortheilen der Deportation gesprochen; eben so offen sollen die Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten dargelegt werden.

Die Ausführbarkeit der Deportation ist eine beschränkte. Es genügt nicht, eine Colonie zu besitzen; die Colonie muß sich auch zur Landwirthschaft eignen. Ist ein solches Terrain gefunden, so muß man mit Vorsicht dahin deportiren, wenn die Colonie nicht am Ueberflusse des Verbrechertums zu Grunde gehen soll. Die Deportation ist auch nicht auf kurze Strafen anwendbar; eben so sind die Kosten zu berücksichtigen. Ich möchte keiner Nation, die keine Colonie besitzt, rathen, das Wagniß zu unternehmen, ehe sie die Resultate des in Europa üblichen Systems völlig abgewartet hat; man würde zunächst die beträchtlichen Beschwerden der Besitzergreifung und dann die der Ausnützung durchmachen müssen. Was die Kosten betrifft, so erkläre ich mich dahin: Nichts ist kostspieliger wie das Verbrechen, mithin ist das System, welches die Verbrechen vermindert, das billigste.

Alles in Allem behaupte ich, daß die Deportation jetzt und vielleicht für immer die beste Methode bei Verhängung lebenslänglicher Strafen ist. In der Einzelhaft können auch lebenslängliche Strafen verbüßt werden, bewahren Sie daher das Deportiren auch für die Entlassenen auf, die Sie trotz aller Anstrengungen nicht in die Einzelhaft zurückclassificiren können; betrachten Sie die Deportation als das letzte Mittel, um sich der Unverbesserlichen zu entledigen. Auf alle Fälle aber bitte ich Sie, uns zu gestatten, die Deportation so lange beizubehalten, bis wir uns von der Ueberlegenheit anderer Systeme überzeugt haben werden." (Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

S—n. Die Götterdämmerung in der nordischen Mythologie von Dr. C. Lehmann. Königsberg, Bon's Verlag. Der Verfasser, ein Geistlicher, beabsichtigt, die alte Sage der nordischen Vorzeit weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und man muß gestehen, daß das nur 28 Seiten Großoctav umfassende Büchlein geeignet ist, das Interesse des großen Publicums wachzurufen. Es ist leicht verständlich und trifft den richtigen Ton, den man von einer populären Schrift mit Recht verlangt. Freilich giebt es die Sage nur in ihren Grundzügen wieder, und der ganze Stoff ist in möglichster Kürze behandelt, doch wird das Schriftchen jedenfalls allen, welche sich nicht eingehender mit der alten germanischen Götterlehre und ihrer naturmythischen und auf das Christenthum bereits hinweisenden Grundidee beschäftigen oder sich, bevor sie dies thun, kurz darüber orientiren wollen, ein willkommener Führer sein. Nur auf einen kleinen Fehler sei hier aufmerksam gemacht, oder nennen wir es eine sprachliche Ungenauigkeit. S. 17 heißt es: „Ein Besorgniß erregendes Ereigniß ist für die Asen Iduns Blätterfall. Die Weltesche steht entlaubt da. Die Quelle der Verjüngung scheint ihre Kraft eingebüßt zu haben ꝛc." Es muß indeß correct heißen: der Fall der Blätter von der Weltesche Yggdrasil, unter deren Zweigen Ydun oder Idunna, die Göttin der ewigen Jugend, ihren Platz hat; unter „Iduns Blätterfall" läßt sich schlechterdings nicht das Richtige denken, man müßte es eben errathen; eine volksthümliche Schrift aber soll Räthsel lösen, nicht aufgeben. Abgesehen von diesem kleinen Versehen wüßten wir keine Aussetzungen weiter an der Schrift zu machen und können dieselbe der Beachtung der Leser empfehlen.

S—n. Von Friedrich Rückert's gesammelten poetischen Werken erscheint jetzt in Sauerländer's Verlag zu Frankfurt a. M. eine neue billige Ausgabe in 12 Bänden à 2 ℳ oder 40 Lieferungen à 60 ₰, von denen uns zunächst die erste vorliegt; die weiteren Lieferungen sollen in 8—10tägigen Zwischenräumen nachfolgen. Diese gesammelten Werke werden in 7 Abtheilungen zerfallen und Band 1 und 2 die lyrischen Gedichte, Band 3 und 4 die Erzählungen, 5 und 6 die Wanderung, 7 das Pantheon, 8 die Weisheit des Brahmanen, 9 und 10 die dramatischen Gedichte und 11 und 12 die epischen Gedichte enthalten, ein Anhang schließlich wird Nachrichten über das Dichters Leben bringen. Die erste und bisher einzige Gesammtausgabe von Rückert's Dichtungen, welche 1876 erschien, kostete 36 ℳ und wandte sich in erster Linie an die Bemittelteren unserer Nation. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß diese auf weitere Kreise berechnete neue Auflage um ein Drittel wohlfeiler ist und dabei in der äußeren Ausstattung, in Druck wie Papier, doch gerechten Ansprüchen entgegenkommt. Ueber die Bedeutung Rückert's als Dichter viel Worte verlieren, wäre wol ein überflüssiges Beginnen, denn wer hätte sich nicht bereits wenigstens an der einen oder andern seiner Dichtungen, an seinen in der That geharnischten, zornglühenden Sonetten oder an seinem herzinnigen Liebesfrühling, an seinen Kindertodtenliedern oder seiner Amaryllis, an seinen Makamen des Hariri oder der Weisheit des Brahmanen oder auch an seinen Morgenländischen Sagen und Geschichten erqötzt? Und wer nicht wenigstens in seiner Jugend in seinem Lesebuch das Gedicht vom alten Barbarossa, der sich im unterirdischen Schlosse verzaubert hält, die Gräber von Ottensen, Andreas Hofer („Aus Mantua von dem Walle"), die Straßburger Tanne, Magdeburg („O Magdeburg, Du starke"), das Lied Vom Bäumchen, das andere Blätter gewollt hat, und so manches andere volksthümlich gewordene Gedicht von dem Alten auf Neuseß gelesen? Wem aber von Rückert oder von einem Dichter überhaupt ein Gedicht gefallen, der sollte billig auch Verlangen tragen, den ganzen Mann kennen zu lernen und diese gesammelten Werke Rückert's, der ja zu unseren neueren Klassikern unstreitig mit zuerst gehört, womöglich seinem Bücherschatze als ein Gut von bleibendem Werth einzuverleiben. Zu wünschen wäre nur, daß in dieser neuen Sammlung als Anhang — wenn auch in einem für sich abgeschlossenen und separat käuflichen Bande — auch den vielen nachgelassenen, meist von C. Beyer veröffentlichten Gedichten Rückert's, unter denen sich manche Perle findet, ein Plätzchen eingeräumt würde. Auch sonst scheint noch nicht Alles gesammelt, was in alten Journalen zerstreut erschienen

ist und würde die Redaction dieser neuen Auflage sich ein Verdienst erwerben, wenn sie auch auf diesen Punkt ihr Augenmerk richtete.

— Von der „Deutschen Romanbibliothek zu Ueber Land und Meer“ (Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger) ist unlängst der neunte Jahrgang (1881) zum Abschluß gelangt und hat der zehnte (1882) bereits begonnen. Der beendete Jahrgang enthält an größeren Arbeiten die Romane: „Kaiserin Elisabeth“ (von Rußland) und: „Die Großfürstin“ (Katharina von Rußland, gewissermaßen die Fortsetzung von „Kaiserin Elisabeth“, indessen in der Bearbeitung vollkommen selbständig gehalten) von Gregor Samarow (Pseudonym des durch seine zeitgeschichtlichen Romane: „Um Scepter und Kronen“ ꝛc. bekannten vormaligen hannoverschen Regierungsraths Meding), „Im Tramontan“ von E. v. Dincklage, „Die Sturmhege“ von Gräfin M. Kayserling, geb. v. Dönniges (Tochter des bekannten bayerischen Diplomaten der fünfziger Jahre, v. Dönniges, und Schwester der durch ihre Beziehungen zu Lassalle bekannt gewordenen Frau v. Racowitza), „Die Rache ist süß“ von L. v. Bischofshausen, „Der alte Hans“ von Johannes van Dewall, „Ein Schatten aus vergangenen Tagen“ von Hieronymus Lorm und „Die Schloßfrau von Dromnitz“ von Moritz v. Reichenbach. Von diesen Romanen ist Samarow's „Kaiserin Elisabeth“ bereits in Buchform erschienen und in diesen Blättern (vergl. Nr. 78 der Wissensch. Beil.) anerkennend besprochen worden. Voraussichtlich werden auch die anderen, in dem vorliegenden Jahrgange der „Deutschen Romanbibliothek“ abgedruckten Romane noch als Buchausgabe erscheinen, was sie stofflich in jeder Beziehung verdienen. Was die „Deutsche Romanbibliothek“ aber in erster Stelle empfiehlt und das Unternehmen so recht zu einem deutschen Haus- und Familienbuche zu machen geeignet ist, das ist ihre geradezu beispiellose Billigkeit. Um den Preis von nur acht Mark jährlich hat uns der neunte Jahrgang acht Romane im Gesammtumfange von etwa 25 Bänden gebracht, so daß ein dreibändiger Roman, der in Buchform durchschnittlich 9—12 Mark zu stehen kommt, in dieser Sammlung nur Eine, sage Eine Mark kostet, ein Preis, der niedriger ist, als die Lesegebühren, wenn man den betreffenden Roman aus der Leihbibliothek entnimmt. Die oft vernommene Klage, daß in Deutschland die Buchhandelspreise für die Romanliteratur, namentlich im Gegensatz zu Frankreich und England, zu hoch seien, muß dieser Thatsache gegenüber verstummen, denn selbst ein nur einbändiger französischer Roman kostet immer noch das Doppelte und noch viel theurer stellen sich die Preise der sogenannten „billigen“, aber in ihrer technischen Herstellung weit hinter den in Druck und Papier äußerst gefälligen, fast splendiden Leistungen, wie sie uns die „Deutsche Romanbibliothek“ bietet, zurückstehenden Ausgaben der englischen Romane. Insbesondere zu rühmen ist auch das überaus handliche, hübsche Format, für die Lectüre ein sehr wichtiges, in seiner praktischen Bedeutung bei Weitem nicht genug gewürdigtes Moment.

* Jugend- und Volksschriften. Die Verlagshandlung von C. F. Spittler in Basel hat uns wiederum mit einer Anzahl jener vortrefflichen für unsere Jugend- und Volksbibliotheken vorzugsweise geeigneten Erzählungen beschenkt, deren Lectüre armen und reichen Kindern zum Segen gereichen wird, in denen eine Macht der Wahrheit und der Erfahrung liegt, welche das Gewissen rührt und den Blick unwillkürlich nach Oben lenkt. Wir können uns an dieser Stelle leider im Wesentlichen nur darauf beschränken, die Titel einiger dieser Jugendschriften, die uns vorzugsweise empfehlenswerth erschienen sind, anzuführen. „Die Salzburgerin, eine Erzählung von Wilhelm Rebenbacher (Preis cart. 1 *M.*) liegt bereits in vierter Auflage vor, „Wundersame Gotteswege aus der Gegenwart“, acht Erzählungen und zwei Gedichte mit einem Bild in Farbendruck (1 *M.* 20 ₰), und „Wie es kam, daß ich ein Doctor wurde“ von Harry Margot, „Lichtblicke im Kinderleben“, vier Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde und „Der lahme Anton oder Der Schatz im irdenen Gefäß“ (20 ₰) von Amanda M. Blankenstein, der liebenswürdigen Verfasserin vom „Wunderwege im Kinderleben“, „Freud und Leid im Kinderleben“ u. s. w. (1 *M.* 20 ₰), „Stephan Fern“, eine Erzählung mit 5 Bildern von Hesba Stretton, Verfasserin von „Jessikas erstes Gebet“, „William Baxters Stiefschwester“ u. s. w., die eine wunderbare Gabe hat, auf Bildern der Armuth, des tiefsten äußeren und inneren Elends die barmherzige Christenliebe leuchtend hervorzuheben (1 *M.*), „Mathildens Genesung“, eine Erzählung aus einem Kinder-Hospital von Anna Bachofner-Bugtorf. Vierte Auflage (20 ₰). Unter dem Titel „Erinnerungen aus dem Leben des seligen Karl Friedrich Werner, Pfarrer in Felldach (Württemberg)“ wird ferner das Lebensbild eines Seelsorgers geboten, der zwar im Reiche Gottes nicht zu den ersten Größen zählte, aber durch seine volksthümliche Art des Wirkens, durch seine liebenswürdige Erscheinung, seine hervorragende Predigtgabe und sein anregendes Auftreten bei christlichen Versammlungen weit über die Grenzen seiner Parochie hinaus bekannt und verehrt worden ist. — Wir gedenken schließlich der von Maria Hanbury Gräfin von der Recke-Wolmerstein im gleichen Verlage herausgegebenen Uebersetzung des Schlußcapitels des eigenthümlichen Werkes des Pastors H. Gratton Guineß „Das nahende Ende des Zeitalters“, in welchem derselbe die verschiedenen Systeme und Leistungen der Erklärung des prophetischen Wortes durchgegangen, verglichen und geschichtet hat, um schließlich zu dem Ergebnisse zu gelangen, wir seien am Ende des christlichen Zeitalters angelangt und die zweite Zukunft des Herrn sei nahe. Bekanntlich haben sich in den letzten Jahren wiederholt Conferenzen und Versammlungen in England und Amerika mit diesem Thema beschäftigt, das die Gemüther Vieler heftig bewegt.

** Der vor wenigen Wochen in der Vollkraft seiner Jahre heimgegangene Director des Herzogl. Friedrichs-Gymnasiums zu Altenburg Dr. Ernst Albert Richter tritt in einer „Die Abiturienten der Realschulen I. O. und Gymnasien in Preußen vor dem Forum der Statistik“ (Altenburg, Oskar Bonde 1881) betitelten Schrift auch in die Reihe der Kämpfer in der Frage der Gleichstellung der Realschulen I. O. mit den Gymnasien auch hinsichtlich der Zulassung ihrer Abiturienten zu allen Universitätsstudien, namentlich aber und zunächst zum Studium der Medicin. Seine Aufgabe geht insbesondere dahin, die bekannten Ausführungen des Realschuldirector Dr. Steinbart in dessen im Auftrage des Vorstandes des allgemeinen deutschen Realschulmänner-Vereins veröffentlichten Schrift „Unsere Abiturienten, ein Beitrag zur Klärung der Realschulfrage“ zu widerlegen, und in der That gelangt er an der Hand geschickt verarbeiteter Unterlagen zu gerade dem entgegengesetzten Resultate, wie Dr. Steinbart, nämlich zu dem Satze, daß die Realschule I. O. nach den bisherigen, für Preußen festgestellten Erfahrungen sich außer Stande gezeigt habe, Schüler von mittelmäßiger Begabung für die wissenschaftlichen Studien auf der Universität in auch nur annähernd gleichem Umfange, wie das Gymnasium, zu befähigen. So beklagenswerth und so wenig erquicklich der Kampf zwischen Realschule und Gymnasium ist und so wenig wir die weitgehenden Ansprüche der ersteren zu billigen vermögen, so wird dieser Kampf doch voraussichtlich dazu dienen, manchen Schlendrian zu beseitigen, der sich in der Methode des Gymnasialunterrichtes seit Jahrzehnten eingenistet hatte, und die Gymnasien einer immer höheren Stufe ihrer Entwickelung entgegenzuführen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 93. Sonntag, den 20. November. 1881.

Inhalt: Die Improvisatrice Rosa di Taddei, von Anna Löhn-Siegel. — Zur Deportationsfrage, von Rittner. (Fortsetzung.) — K. Sächs. Altertumsverein zu Dresden. — Bücherbesprechungen (Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. Geschichte des Ersten schlesischen Krieges, von C. Grünhagen. Studien zur Geschichte der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464—1471, von H. Ermisch. Gesetztafel für das Deutsche Reich, von A. Schöne).

Die Improvisatrice Rosa di Taddei.

Von **Anna Löhn-Siegel.**

Durch eine römische Schriftstellerin, die ich vor 3 Jahren in der ewigen Stadt oft besuchte, ging mir kürzlich ein interessantes Schriftstück abschriftlich zu, dessen Verfasserin die ihrer Zeit berühmte Improvisatrice Rosa di Taddei ist. Dieses Schriftstück spricht sich in kurzen epigrammatischen Sätzen über die Frauen im Allgemeinen aus und ich theile es mit, nachdem ich vorausgeschickt, wie ich selbst vor etlichen 20 Jahren mit der Dichterin bekannt wurde, und welchen Eindruck sie auf mich gemacht hat.

Ich war durch ihren Bruder, den trefflichen Schauspieler Taddei, den ich oft im Teatro Capranica zu bewundern Gelegenheit hatte, auf sie aufmerksam geworden. Italiener, die in derselben Loge saßen, redeten von der „berühmten Schwester", während Taddei's Charakterdarstellung uns entzückte. Wer war diese Schwester? Ich wollte nicht als Ignorantin erscheinen, spielte die lebhaft Interessirte und erfuhr auf diese Art, was ich zu wissen brauchte, um einen Besuch bei Rosa Taddei schon auf den nächsten Tag ansetzen zu können.

Sie lebte sehr zurückgezogen, und nachdem sie der Schwung und die Begeisterung der Jugend, wie sie selbst gesagt haben sollte, verlassen, hatte sie sich einer ihrer poetischen Richtung und Anschauungsweise angemessenen Beschäftigung hingegeben: sie ertheilte Unterricht in der italienischen Literatur.

Ihre Wohnung lag in der Via Leuconia, damals ein enges unscheinbares Gäßchen, in welches man vom Palazzo Braschi aus über Piazza Pasquino gelangte. Ich hatte Mühe, die Gasse in dem dort beginnenden Gewirr von schmalen Vie und Calle herauszufinden. Endlich gelang es mir, und in einem kleinen düstern Hause angekommen, welches als das von der Dichterin bewohnte bezeichnet worden war, stieg ich zwei finstere Steintreppen hinauf und entdeckte an einer ziemlich niedrigen Thür ein Visitenkärtchen, worauf „Rosa Taddei" stand. Den Namen zu entziffern wurde mir erst möglich, nachdem ich ein für alle Fälle mitgenommenes Streichhölzchen angezündet hatte. Ich war erstaunt, nicht den Namen des Gatten Rosa's auf der Karte zu lesen, sondern ihren Mädchennamen. Seit Jahren war sie ja mit Herrn Mazzidolfi, einem kleinen päpstlichen Beamten, verheirathet. Der unbedeutende Beamte mußte also doch der berühmten Improvisatrice weichen.

Ich klingelte an der kleinen Thür, allein Niemand öffnete. Da verschaffte mir ein zweites, als Fackel dienendes Schwefelhölzchen Kenntniß vom Vorhandensein des beliebten eisernen Klopfers, denn damals wollten die Italiener noch aus ihren Wohnungen herausgepocht, nicht geklingelt sein. Jetzt hat sich auch in dieser Hinsicht viel geändert, und telegraphische Drücker und elegante Klingelzüge sind in zahlreichen Häusern eingeführt. Nach einigem Harren öffnete sich ein in der Thür angebrachtes, mit Drahtgitter versehenes Schiebefensterchen und im Schimmer des von einem Vorderzimmer in das Vorhaus fallenden Tageslichts zeigte sich mir eine große Nase, während eine damit zusammenhängende Stimme frug, was ich wünsche.

Ich hatte noch nicht geantwortet, als die Stimme schon eine zweite, sehr begeisternde Frage an mich stellte:

„Wollen Sie zu meiner Frau?"

Ich bejahte, und zwei dunkle Augen begannen nun mein Aeußeres und meine Toilette durch das Drahtgitter zu mustern. Die Inspection mußte nicht ungünstig ausgefallen sein, denn ich sah ein Lächeln auf dem, in immer schärferen Umrissen hervortretenden männlichen Antlitz, ein: „Sogleich!" ertönte und nach diesem „subito" rasselte es von eisernen Riegeln und Schlössern, als solle ein Kerker geöffnet werden, und endlich befand ich mich einem kleinen bärtigen, wohlbeleibten Herrn gegenüber, der noch in den besten Jahren stand und sich als Signore Mazzidolfi zu erkennen gab. Er war zum Ausgehen gekleidet, hatte den Hut schon in der Hand und führte mich unter vielen verbindlichen Redensarten in einen niedlichen, stark mit Meubles gefüllten Salon.

„Ich gehe, meine Frau zu rufen," sagte er. „Signora Rosa" (so hörte sie sich am liebsten nennen, wie mir die Italiener im Theater schon erzählt hatten), „Signora Rosa ist noch bei der Toilette."

Ich entgegnete, um auch etwas Verbindliches zu sagen: „Eine berühmte Frau ist immer in Toilette, sie braucht keinen Putz."

Grazioso sich verbeugend sagte Herr Mazzidolfi, indem er eine Seitenthür öffnete:

„Doch ist es Pflicht, des Besuches würdig zu erscheinen."

Er verschwand. Ich hatte Zeit, das Terrain zu mustern.

Im Gegensatz zu wohlhabenderen Italienern, die mit dem Luxus und der Eleganz in ihren Zimmern selten Behaglichkeit und nicht immer Sauberkeit und Ordnung in unserm Sinne zu verbinden wissen, fand ich in Rosa's Salon, so niedlich er war, die drei Götter unserer Häuslichkeit vertreten. Die Meubles waren zwar schon betagt, aber von geschmackvoller eingelegter Arbeit, dicke Teppiche machten den Tritt unhörbar, in den lauschigsten Winkeln gab es weiche Sessel mit kleinen Tischen davor. Bücher und Cartons mit Zeichnungen lagen auf letzteren. Mehrere Etagèren trugen nicht etwa Reliquien des Ruhmes der bewunderten Improvisatrice zur Schau, nirgends ein Lorbeerkranz oder eine mit Versen bedruckte Atlasschleife, auch keine glänzenden metallenen Beweise der Verehrung und des Dankes der begeisterten Zuhörer schimmerten hinter den Glasscheiben, sondern Bücher und Landkarten in Mappen. Ich musterte die nicht elegant, aber solid eingekleidete Bibliothek der Dichterin. Alle großen Geister der glänzenden italienischen Literaturepoche, alle bedeutenden Ge-

schichtsschreiber der späteren Zeit, mir bekannt und unbekannt, oft verschiedene Ausgaben desselben Werkes, einige französische Dichter von der weniger skeptischen Richtung und mehrere italienische Werke religiösen Inhalts erblickte ich hinter den Scheiben der verschlossenen Schränke.

Beide Fenster, die auf Piazza Pasquino sahen, waren geöffnet, die frische Morgenluft drang hinter weißen, klaren Vorhängen herein, Blumen in Vasen verbreiteten einen angenehmen Duft und erhoben ihre Blüthenstengel bis zur Höhe zweier Brustbilder, die ich sofort als diejenigen des berühmten Geschwisterpaares erkannte.

Rosa war in schönster Jugendblüthe dargestellt. Die Aehnlichkeit mit dem, in reiferen Jahren gemalten Bruder, der jetzt ein Mann von 58 Jahren sein mochte, war dennoch unverkennbar. Rosa war im Moment aufgefaßt, wo sie gerade eine poetische Eingebung hat und ihr Auge, von Begeisterung strahlend, der Reflex des innerlichen Vorgangs ist. Die Augenbrauen sind leicht gebogen, die darunter glühenden dunklen Sterne treten scharf contrastirend hervor, da das Haupt eine weiße Perücke bedeckt, der Mund, frisch und rosig, ist sehr wenig, aber mit unnachahmlicher Grazie geöffnet. Der Anzug stimmte mit der Haartracht überein. Ein helles Gewand, mit einer einzigen rosa Schleife geziert, umschloß Hals und Brust.

Der Bruder war in modernerer Tracht gemalt. Ich erfreute mich an den feinen Zügen, an dem sanft ironischen Lächeln, das dem trefflichen Charakterspieler auf der Bühne so wohl stand, und das er in so reichen Nüancen zu verwerthen wußte. Wie oft hatte mich sein, von den Blitzen des echten Talents durchzucktes Spiel hingerissen, und wie deutlich bewies er wieder und immer wieder, daß das wahre Talent einfach und natürlich, nie überladen auftritt, und dennoch unzweifelhaft zündet.

Da Rosa noch immer zögerte, zu erscheinen, nahm ich ein Blatt Papier aus der Tasche und las noch einmal durch, was ich mir, die Dichterin betreffend, aus „Fachini's berühmten Frauen Italiens" abgeschrieben hatte.

Nach Fachini ist Rosa di Taddei die Tochter des Theaterdirectors Taddei, welcher mit seiner Schauspielergesellschaft die größten Städte Unteritaliens bereiste. Geburtsort und Geburtsjahr giebt er nicht an, doch hörte ich von Theater- und Kunstfreunden die Behauptung aussprechen, Rosa müsse zu Anfang des Jahrhunderts geboren sein. Schon frühzeitig entwickelte sie ungewöhnliche Fähigkeiten. Ihr Vater sorgte für guten Unterricht und sie entfaltete bald, fast ohne sich dessen bewußt zu sein, die schöne Gabe der Improvisation. Fachini drückt sich sehr schmeichelhaft und in echt italienischer extatischer Weise über sie aus. Er sagt:

Nel fiore della giovinezza, leggiadra di sembianta, tutt' accesa dall' estro, che la soleva, si direbbe un angelo del Paradiso. (In der Blüthe der Jugend, reizend von Ansehn und ganz entzündet von der poetischen Begeisterung, die sie erhob, erschien sie wie ein Engel des Paradieses.)

„Sie hat," sagt Fachini weiter, „nur wenige ihrer Poesien veröffentlicht. Es wäre zu wünschen, daß sie, um ihren Ruhm zu befestigen, ihre Werke ordnete und sammelte und der Nachwelt die Beweise so glücklicher Anlagen und Talente nicht vorenthielte. Mit Hilfe der Stenographie hat man ihr zwei der schönsten Improvisationen geraubt und sie dem Druck übergeben."

Endlich trat die Erwartete unter den Portièren hervor, welche die Zimmerthüren halb verhüllten.

Sie war eher klein als groß von Gestalt, mager, und hatte eine etwas vorgebeugte Haltung des Körpers. Ich hielt sie für eine hohe Fünfzigerin. Doch kann ich mich hierin getäuscht haben, da die Italienerinnen ziemlich früh altern. Auch erschien sie mir später, animirt von der Unterhaltung, jugendlicher. Ihre Züge, weich und angenehm, ohne classisch schön zu sein, hatten einen Ausdruck der Freundlichkeit und des Wohlwollens, der mich sogleich an den Bruder erinnerte, nur fehlte darin die Würze der Ironie, die des Bruders Gesicht charakteristisch auszeichnete. Ihr dunkles Auge hatte jetzt, an Stelle jenes poetischen Feuers auf dem vorerwähnten Gemälde, einen schwärmerischen Glanz, der mich an das französischen Malers Fabre „devote" gemahnte. Ihre dunkelbraunen Haare, von verhältnißmäßig wenigen Silberfäden durchfurcht, trug sie sehr bescheiden in kleinen Zöpfen zusammengeflochten und in Rosetten an den Schläfen aufgesteckt. Ein einfaches, neuwaschenes, aber kleidsames dunkelbraunes Kattunkleid umhüllte anschmiegend die Gestalt. Von der damals im Aufschwung begriffenen Crinoline war keine Spur zu entdecken. Der gute Geschmack der classisch gebildeten Italienerin verwarf diesen naturwidrigen Auswuchs der Mode. Um den Hals trug sie eine schlichte frische Halskrause, ebenso an den Händen weiße Kräuschen, und dieser saubere Wäschputz bestätigte mir in Verbindung mit ihrem übrigen Aeußern, daß Rosa hinsichtlich der Sorgfalt im Anzug eine rühmliche Ausnahme von der Mehrzahl ihrer Landsmänninnen machte, und daß die Tüchtigkeit ihres Geistes auch in einer gewissen Solidität um und an sich selbst einen Ausdruck suchte und fand. Kein Schmuckstück, kein Ring war an ihr zu sehen, und es berührte mich sehr angenehm, zu gewahren, daß Rosa dem fremden Besuche zu Ehren ihre Toilette nicht verseinert hatte. Mit einem Worte: Rosa hatte etwas Deutsches in ihrer Erscheinung, wenn sie auch in Mimik, Gesten, Ausdrucksweise und Urtheil die vollendete Italienerin war.

Wir wurden bald bekannt. Rosa schien erfreut, in mir eine „Kunstgenossin" begrüßen zu können und rühmte mit der den Italienern eigenthümlichen Selbstvergessenheit und Beredtsamkeit, wenn sie sich Fremden gegenüber befinden, die ihnen artig und auszeichnungsvoll begegnen, alles Gute, was man unserer Nation überhaupt nachsagen kann. Sie zögerte nicht, ihre eigene dagegen in den Schatten zu stellen und ließ selbst in Bezug auf Literatur und Poesie den Vergleich zwischen Deutschland und Italien zu Gunsten des ersteren ausfallen.

Sie bewies dabei wirklich einige Kenntniß der deutschen Literatur, auch schienen ihre geographischen Begriffe in Bezug auf meine Heimath etwas klarer und bestimmter zu sein, als bei irgend einer ihrer Landsmänninnen, die ich kennen gelernt hatte. Lebhaft bedauerte sie, daß die Erlernung der deutschen Sprache von den Italienern so sehr verabsäumt werde, und als ich die große Verschiedenheit des Idioms und die Schwierigkeit der Aussprache als Grund dafür hervorhob, fügte sie fast schüchtern den Klang der deutschen Sprache als Ursache noch hinzu. Es war dies das erste Mal, daß sie etwas Ungünstiges über uns äußerte, und sie drückte es aus wie folgt:

„Daß aber eine so imposante und tüchtige Völkerschaft sich eine solche, gar wenig harmonische Sprache erfinden konnte?"

Ich sprach ihr einige der klang- und schwungreichsten Verse Schiller's vor und suchte sie mit der Musik unserer Sprache auszusöhnen, aber das war unmöglich. Das süßen Wohllaut ersehnende Ohr der romanischen Dichterin wurde von den deutschen Lauten verletzt. Sie verzog bei meiner Recitation unwillkürlich das Gesicht und machte, indem sie sich bemühte, die Züge dennoch nicht ganz aus den Verbindlichkeitsfalten kommen zu lassen, eine äußerst komische, bittersüße Grimasse. Hierauf begann sie den Wohllaut und die Tiefe der griechischen Sprache zu rühmen, von welcher sie einige Kenntniß zu haben schien, und nannte sie „la chiave della lingue", den Schlüssel der Sprachen. Als sie hörte, daß ich Schauspielerin sei, sagte sie, ihr Vater habe sehr gewünscht, daß sie unter seiner Leitung die Bühne betreten möchte, allein sie habe eine eigenthümliche Abneigung dagegen empfunden, vorgeschriebene Worte sich so zu eigen zu machen, um damit eine Charakterschilderung zu formen. Sie würde stets und allzu lebhaft den Drang gefühlt haben, von ihrer

eigenen Erfindung hinzuzuthun, und vielleicht würde sie dann gerade aus der Rolle gefallen sein, wenn sie sich dem Zwang recht eifrig hingegeben hätte. Sie hielt überhaupt dafür, daß Dramendarstellungen nicht eingelernt, sondern frei improvisirt werden müßten, wenigstens die volksthümlichen Komödien. „Man einigt sich über das Thema, man vertheilt die Rollen, so z. B.: Du bist der Dümmling, Du bist die Coquette, Du der zürnende Vater u. s. w. und nun wird frisch darauf los erfunden, bis die gegebene Parole ausgedrückt ist."

Ich entgegnete, auf solch' einen Gedanken könne eine hochbegabte Improvisatrice leicht kommen, überhaupt eine Tochter derjenigen Nation, die in freier Rede und treffender Action, bei feurigem Temperament und angeborener Gewandtheit, täglich das Ueberraschendste leiste. Bei uns Deutschen würde die Komödie unter solchen Bedingungen erlahmen, vielleicht gar einschlafen, oder wir müßten Uebungsschulen dafür errichten, und das würde wieder bei der Unsicherheit des Erfolgs und bei dem ausgesprochenen Mangel an Improvisationstalenten ein fragliches Unternehmen sein.

Rosa Taddei erzählte ferner, sie habe auch nicht einmal improvisirend auf der Bühne gestanden, und als ihr Vater sie habe zwingen wollen, eine Rolle zu übernehmen, in der sie nur ein Verherrlichungsgedicht auf eine im Stück auftretende fürstliche Person hätte improvisiren sollen — eine Art Einlage, um den betreffenden Potentaten noch mehr zu ehren, als es vom Dichter geschehen —, da sei sie vor ihm auf die Kniee niedergefallen und habe ihn mit Thränen gebeten, ihr das Schreckliche zu erlassen. So habe sie sich also nur in Sälen, sehr oft in Privatgesellschaften, zuletzt am häufigsten in den adunanze letterariche des Cardinals Mario Sforza hören lassen. Gegenwärtig habe sie auch das aufgegeben, denn ihre Stimme sei gebrochen.

Mit naivem Bedauern, aber in höchst rührender Weise, sprach sie von der entflohenen Jugend, welche allein die Erzeugerin alles Schönen und Großen sei.

„Hören Sie es meiner Stimme noch an," sprach sie wehmüthig, „daß sie flüstern und donnern konnte? Nein! Und doch vermochte ich sie vom süßesten Flötenton an zu steigern bis zum herzzerreißendsten Wehruf und markerschütternden Fluche."

In der That hatte ihre Stimme fortwährend etwas Heiseres, Rauhes.

Ich ersuchte sie, mir eine ihrer Dichtungen vorzutragen, oder auch, wenn ihr dies nicht genehm sein sollte, einige Verse aus der Liberata, von welcher sie mit schwärmerischer Begeisterung sprach, und die ihr ihre gelaufig zu sein schien.

Allein sie entschuldigte sich für heute, denn sie habe im Laufe des Vormittags noch eine Literaturstunde zu ertheilen und ihr Organ sei angegriffen. Von ihren Unterrichtsstunden sprach sie mit großer Liebe und Freude. Sie habe es sich zur Aufgabe gemacht, ihren Schülern, indem sie ihnen die Dichterwerke der großen vaterländischen Talente näher bringe und sie dafür begeistere, echte Vaterlandsliebe einzuflößen. Sie verbrach mir einen Gegenbesuch und wir bestimmten einen Tag, dann wollte mir Rosa auch einen Gesang aus der Liberata recitiren und einige ihrer gedruckten Gedichte mitbringen, die mir verbleiben sollten. Ich hat noch um einige biographische Notizen, allein diese verweigerte sie mit großer Entschiedenheit. Man solle die Welt nicht mit solchen Kleinigkeiten behelligen. Sie habe nie so Bedeutendes geleistet, daß ihr Name über die Grenzen ihrer Heimath hinaus bringen dürfe. Ich entgegnete, das sei er schon längst, denn auf der Königlichen Bibliothek in Dresden hätte ich mir die Notizen über die Improvisatrice Rosa di Taddei gemacht, die auf diesem Blatte — ich nahm das früher erwähnte Papier aus meinem Taschenbuche — verzeichnet stünden. Sie schien erstaunt, gerührt.

„Liest man dort Fachini?" frug sie fast betroffen.

Ich hatte längst die religiöse Schwärmerin in ihr errathen, wenn sie sich auch hütete, in diesem Punkte offen mit der Sprache herauszugehen. Auch in der übergroßen Demuth, die alles Selbstgefühl abzustreifen bestissen war, lag eine Kasteiung. —

Unter vielen Schmeicheleien und Artigkeiten, an denen es die Italiener nie fehlen lassen, begleitete mich Rosa zur Thür, indem sie unaufhörlich beklagte, daß ich ihr meine Bekanntschaft nicht eher gegönnt habe, als bis kurz vor meiner Abreise von Rom.

Der Totaleindruck, den sie mir hinterließ, war der einer für ihre Nation, für ihr Vaterland, seine Kunstschöpfungen und seinen Ruhm innig Begeisterten. Allein das Wohlthuende dieses Eindrucks wurde zuweilen gestört durch den unwillkürlich durchbrechenden Hang zur Bigotterie, der seine Schleier verdüsternd selbst über die hoch aufflammende Liebe zur Poesie warf, und der begabten Priesterin der Musen nicht selten den traurigen Heiligenschein einer alten Betschwester verlieh.

Sprach sie von der verlorenen Schwungkraft der Jugend, vom Alter und seinen Mängeln, so folgte in schmerzlichem Hauchton, aber mit ergebungsvollem Augenaufschlag, die Rede:

„Ma sia fatta la volontà di Dio!" (Gottes Wille geschehe!)

Gedachte sie ihrer einstigen schönen Triumphe, so gestattete sie sich keine Freude an der Erinnerung, sondern flocht gelegentlich die Worte ein: „Das eitle Herz jauchzte wol stolzer, als es Gott gefallen konnte", und Aehnliches.

Doch nahm sie sich zusammen, als ich einmal erwidert hatte: „Grausam wäre es, wenn eine Gottheit uns Menschen die einzige unzerstörbare Freude mißgönnen wollte: die an einer glücklichen und schönen Vergangenheit. Ein fröhliches Herz lobt Gott! sagt die Bibel."

Ungezwungen und ungesucht mischte sie zuweilen auch treffende Sentenzen in die Unterhaltung ein. Sie nannte das Unglück einen Schleifstein für die Kräfte des Menschen. „Wenn uns die Außenwelt hart zurückstößt," sagte sie, „machen wir erst Bekanntschaft mit unserm Innern. Da treten wir oft in eine fremde, unordentliche Welt und finden so viel aufzuräumen, daß wir die Außenwelt und ihre Rauheit darüber vergessen." — „Wenn innerlich Ordnung und Klarheit ist, sieht man die ganze Welt zuversichtlicher an und wagt einen Strauß mit ihr." — „Suche deinen besten Freund in dir selbst, so hast du nicht weit, um Trost im Unglück zu suchen."

Bei passender Gelegenheit wurden diese Gedanken in bester Form und begleitet von significanten Gesten in das Gespräch eingeschalten.

Letztere waren in der Unterhaltung anmirt und bedeutungsvoll, aber nie theatralisch. Die Italiener wissen ihren Worten durch die Bewegungen des Körpers stets ein frischeres Colorit zu geben. So war es auch bei Rosa, doch that sie verhältnißmäßig wenig. Ein Heben des Armes, der Hand, ein leises Ziehen der Schultern, ein Neigen des Hauptes, ein Aufleuchten der Augen, ein sanftes Spiel der Mundwinkel — aber Alles trat präcis mit dem dazugehörenden Wort zusammen.

An einem der nächsten Tage war sie bei mir gewesen, um mir für die Recitation des Gesanges der Liberata einen anderen Tag vorzuschlagen, als wir ihn bestimmt hatten. Da sie mich nicht angetroffen hatte, ließ sie mir einen mit Bleistift geschriebenen Zettel zurück. Ihre Schrift war flüchtig, aber groß und deutlich, eine männliche Hand.

Als wir endlich wieder zusammentrafen, überhäufte sie mich von Neuem mit Vorwürfen, daß ich schon abreisen wolle, und als ich erwiderte, sie könne mir dieses Scheiden von Rom, das mir selbst das Herz zu brechen drohte, erleichtern, indem sie mir einige ihrer poetischen Gedanken als gute Genien mit auf den Weg gebe, zog sie ein gedrucktes Gedicht hervor und überreichte es mir. Es war überschrieben: „Das Mitleid" und an den Cardinal Mario Sforza, den Erzbischof von Neapel, gerichtet.

Derselbe hatte sich, als die Cholera so fürchterlich in Italien wüthete (ich glaube im Jahre 1854), mit aufopfernder Menschenliebe der Leidenden angenommen, ihnen werkthätige Hilfe und geistlichen Trost mit wahrhaft christlicher Hingebung und heldenmüthiger Verachtung der Gefahr gebracht. Das Gedicht, das ich noch besitze, zeichnet sich durch hohen Schwung und tief-religiöses Gefühl aus, die Form, Terzinen, schmiegt sich innig und gewandt den Gedanken an.

Rosa las das Gedicht ergreifend vor. Ihre vorgebeugte Gestalt richtete sich auf, sie agirte wenig, aber sehr bedeutungsvoll mit der einen freien Hand. Diesem Vortrage folgte derjenige des ersten Gesanges der Liberata. Ich hatte hier Gelegenheit, ihre große Gewalt über die Sprache zu bewundern, die sie trotz ihrer gebrochenen Stimme übte. Wie muß das vollends geklungen haben, als sie noch im Vollbesitz eines frischen, wohltönenden Organs war!

Sie wußte die Worte mit den wenigen Modulationen ihrer Stimme, ich möchte sagen: zu unterjochen, sie behandelte den Vers, ohne den Rhythmus zu beeinträchtigen, mit Freiheit, so daß Alles Leben und Bewegung wurde.

Der belebende Hauch ihres Genius schwebte über den Zeilen des erhabenen Gedichts, und ich fragte mich, wie Rosa Taddei gesprochen haben müsse, wenn sie improvisirte, da sie nie mit sich selbst zufrieden gewesen sein wollte, wenn sie recitirte, was Andere geschrieben hatten.

Als Schauspielerin fiel mir die große Kunst der Eintheilung des Athems bei ihr besonders auf. Sie verfuhr so haushälterisch damit, daß ich mich nicht erinnere, er habe ihr ein einziges Mal gemangelt. Mit größter Natürlichkeit und Leichtigkeit schöpfte sie gewöhnlich vor denjenigen Worten frischen Athem, auf denen der Hauptgedanke der Strophe lastete. Merkte sie, daß sie den einen oder andern Vers mit einem Athemschöpfen nicht zu Ende führen könne, so nahm sie mit überraschender Gewandtheit dicht vor Schluß der Strophe, ja oft vor dem letzten Worte noch einmal Athem. Ich bemühte mich später, dies nachzuahmen, allein trotz wiederholter Uebungen wollte es mir nicht gelingen, diese Geschicklichkeit gleich unhörbar zu vollbringen. Vielleicht half der Vocalreichthum und die Consonantenarmuth der italienischen Sprache hierbei mit.

Unnachahmlich war der Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Geberden, wenn sie religiöse Gefühle zur Anschauung zu bringen hatte. Hingebung an die santissima religione, Ergebung in den göttlichen Willen. Der Blick zum Himmel, der an nichts Irdischem mehr hasten mag, das graziöse und ganz willenlos erscheinende Herabsinken beider Arme gab ein Bild, das an das Wort der Schrift erinnerte: „Siehe, ich bin des Herrn Magd." Dann wurde die alternde Frau schön und jugendlich in meinen Augen und ich mußte sie mit Bewunderung betrachten.

Das Einzige, was ich zu rügen hatte, war das Malen durch Gesten, was allerdings unendliches Leben in die Declamation bringt und für die Südländerin, die vor ihren Landsleuten auftritt, kein Vorwurf sein kann, mir aber durch die daraus entstehende öftere Wiederholung einer und derselben Action ermüdend erschien. Nur ein Beispiel. Wenn man oft von einem lorbeergekrönten Helden zu sprechen hat und bei dieser Gelegenheit fast jedesmal mit der Hand — sei die Bewegung noch so schön — nach dem Haupte zeigt und andeutet, wie der Kranz sich um die Schläfen windet, so wird dies uns Deutschen nicht geschmackvoll vorkommen. Der Italiener dagegen muß seiner Begeisterung für den Gekrönten bis in die Bewegung Genüge thun.

Mit Bedauern hörte Rosa, daß ich nicht ihrer Confession angehörte, sondern Protestantin sei. Fast wollte es mir erscheinen, als ob sie von dem Augenblicke dieser Entdeckung an kühler gegen mich würde. Doch flammte die freundliche Gesinnung, die sie mir von Anfang an entgegengebracht hatte, beim Scheiden noch ein Mal voll auf, indem sie sagte:

„Ich will nicht leugnen, daß ich ein Vorurtheil gegen die deutschen Frauen gehegt habe. Sie haben es mir genommen. Ich war von der Meinung befangen, die Nordländerinnen mit ihrer Gediegenheit im Streben und Wissen, mit ihrem größern Ernste in öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten wollten sich nur über uns erheben und uns ihre Ueberlegenheit fühlen lassen, aber ich habe gesehen: Sie sind gerecht, Sie lassen auch unsere Vorzüge gelten, ja sogar mit großer Selbstvergessenheit und ohne sich ein Verdienst aus dieser Gesinnung zu machen. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir Ihre Bekanntschaft gegönnt haben."

Das Schriftstück, welches ich Eingangs dieses Artikels erwähnte und welches Rosa Taddei in jungen Jahren abgefaßt haben soll, wird, nach Allem, was ich über diese hervorragende Frau vorausgeschickt habe, nun gewiß doppelt interessiren. Ich möchte es ein Tagebuchblatt nennen, denn es trägt dieses Gepräge. Es lautet:

„Wir Frauen sind feig. In der Oeffentlichkeit ganz besonders. Was ist der Grund dieser Erscheinung? Eitelkeit, sage ich. Wir fürchten, uns zu blamiren. Wir werden allerdings nicht für die Oeffentlichkeit erzogen. Wir lernen nicht frei sprechen, das Wort führen, unsere Gedanken logisch ausdrücken. Das soll überflüssig für uns sein. Da wir nun keine Gewandtheit und keinen Muth erlangen dürfen durch Uebung in der Arena des Geistes, werden wir schüchtern und schweigen, wo wir reden könnten und sollten. Welche Enthüllungen könnten oft durch Frauen gemacht werden, wenn sie schlagfertig in der freien Rede wären! Wir sehen uns oft an, wenn Männer Behauptungen aussprechen, auch solche, die uns allein angehen, und winken uns und zucken die Achseln. Warum? Weil wir denken: „So ist es ja nicht. So denken und empfinden wir Frauen ja gar nicht. O könnte ich nur die Wahrheit sagen! Aber ich wage es nicht. Ich könnte mich lächerlich machen." Da liegt's. Die Eitelkeit lähmt den Muth der Wahrheit. Wir fürchten, von den redegewandten, muthigen, für die Oeffentlichkeit erzogenen Männern zurechtgewiesen zu werden und blamirt dazustehen. Diejenige Frage, die mir von den Damen am häufigsten vorgelegt wird, wenn ich improvisirt habe, ist: „Wo nehmen Sie nur den Muth her, so frei zu sprechen, vor Männern, vor einem ganzen Auditorium, vor den höchsten Personen der Kirche, des Staates, vor gekrönten Häuptern?" Ich antworte: „Muth bedarf ich nicht, die poetische Begeisterung ersetzt Alles. Ich weiß nicht, daß ich vor Gekrönten spreche, ich bin abwesend, bin dort, wohin mich der Stoff, den ich augenblicklich behandle, trägt — fern, fern von den Hörern, oder auch ganz nah, wenn Sie wollen: tief im Innern mit mir selbst allein! O es giebt nichts Herrlicheres als dieses Alleinsein mit der Gottheit im Busen. Da quillt der Born unversiegbarer Formen." — „Aber," fragt man weiter, „wenn Sie die Begeisterung einmal verließe, wenn Sie herabsänken aus den himmlischen Höhen der Poesie und der Ausdruck versagte?" — „So glaube ich, ich würde todt hinsinken," entgegnete ich den gespannten Fragerinnen. Aber eine innere Stimme flüsterte mir zu: Doch nicht! Denn ich würde Geistesmittel oder Surrogate genug besitzen, um mich herauszuwinden aus dem Labyrinth eines Irrthums, einer Zerstreuung, einer Schlafsheit, ohne daß das Publicum meinen Zustand errathen sollte! Da rettet auch die Uebung, die Geschliffenheit des Ingeniums. Doch dies Geheimniß ist nicht für die Oeffentlichkeit. Vor dieser muß man ein untheilbares Ganze sein. Zugeben, daß man halb sein könne — auch nur einen Augenblick, eine Stunde lang halb und schwach — ist schon Halbheit und Schwäche."

Zur Deportationsfrage.

Vom Kaiserl. Strafanstalts-Director a. D. Rittner.

(Fortsetzung.)

Dieser Glorification des Deportationssystems tritt energisch entgegen

Beltrani-Scalia, General-Inspector der italienischen Gefängnisse (auch als bedeutender Statistiker wohlbekannt):

„Vor einigen Jahren zeigte sich eine so lebhafte Bewegung zu Gunsten der Deportation, daß ich mich entschloß, die Frage gründlich zu studiren. Ich veröffentlichte hierauf eine Broschüre, die vielleicht nicht ohne Einfluß geblieben ist. In dieser Broschüre beleuchtete ich die Frage sowol vom theoretischen wie vom praktischen Standpunkte aus. Da ich mich bezüglich der Theorie nicht für genügend competent erachtete, wandte ich mich an verschiedene berühmte in- und ausländische Gelehrte, z. B. Röder, Thonissen, Olivecrona, d'Orelli, Mancini, Pessina u. s. w., und beinahe alle diese Ideologen, wie sie Graf Foresta nennt, erwiesen sich als Gegner der Deportation. Die vereinigte Ideologie und Bureaukratie hatten aber den Erfolg, das Vaterland von einer gefährlichen Unternehmung abzuhalten und nach Dem, was ich von Hrn. Michaux gehört habe, ist mein Gewissen darüber völlig beruhigt.

Zwei Länder in Europa deportiren, England und Frankreich. England schickte anfänglich alle Verbrecher ohne Unterschied in die Colonien. Infolge der von Lord Brougham angeregten Untersuchung ging es von diesem System ab, um das probation system einzuführen, nach welchem der Verurtheilte, nachdem er einen Theil der Strafe in England verbüßt hat, nach den Colonien gebracht wird. Dieses System wurde 1832 einer neuen Abänderung unterzogen. Im Jahre 1850 beschloß die englische Regierung, nur noch solche Verbrecher zu deportiren, die beurlaubt worden waren (ticket of leave system). Im Jahre 1857 wurde die Deportation schon thatsächlich aufgegeben. Im Jahre 1863 entschloß man sich, das System völlig fallen zu lassen und nur noch solche Entlassene nach den Colonien zu schicken, die sich musterhaft geführt hatten. Die Deportation hat somit ihren Charakter völlig verändert: aus der ursprünglichen Strafe ist sie zu einer Belohnung geworden.

Während England das Deportationssystem aufgab, beeilte sich Frankreich, es in Guyana einzuführen.

Man erinnert sich des Rühmens, welches von diesem Lande und seinem Clima gemacht wurde; es sollte eine neue Aera für Frankreich beginnen, man hoffte dort unerschöpfliche Reichthümer zu finden, allein die Erfahrung lehrte, daß man sich getäuscht hatte. Neu-Caledonien wurde jetzt statt Guyana gewählt.

Man darf aber nicht glauben, daß die öffentliche Meinung ohne Ausnahme für die Deportation eingenommen ist; viele Gelehrte, wie Faustin-Hélie, Lepelletier, Tissot, Molinier und mehrere Andere erklärten sich gegen diese Strafe.

Anläßlich der im Jahre 1872 in Frankreich stattgehabten Untersuchung über das Gefängnißwesen sprachen sich zwar die meisten Gerichtshöfe für Deportation der Rückfälligen aus; aber weshalb? weil die öffentliche Meinung über die Zahl der Rückfälligen in Aufregung gerathen war, eine Zahl, die fortwährend wachsen soll, während sie nach meinen Untersuchungen sich im Allgemeinen gleichbleibt, wenn nicht zurückgeht.

Indessen einige Gerichtshöfe sahen die Sache doch auch anders an, z. B. die zu Pau, Grenoble, Toulouse, Dijon und Paris. Letzterer sagt darüber Folgendes:

„„Eine Strafcolonie ist keine Schule für die Moral. Erfolgte die Deportation auf Zeit, würde dann der Gefangene bei seiner Rückkehr nach Frankreich gebessert sein und bereuen? In der Regel nicht! Wenn dagegen die Deportation auf Lebenszeit erfolgt, so wird sie zwar sicherlich einen Rückfall unmöglich machen, aber gleichzeitig jeden Unterschied und jede Steigerung bezüglich der Natur und der Dauer der Strafe beseitigen.““

Ganz dieselbe Ansicht vertritt König Oscar von Schweden in seinem Werk: Die Strafen und die Gefängnisse, welcher Ansicht ich mich vollkommen anschließe.

Insolge der oben erwähnten Enquete berichtete Hr. v. Haussonville amtlich, aber anstatt sich als ein Vertheidiger der Deportation zu erweisen, hat er lediglich der Schwierigkeiten und Gefahren Erwähnung gethan.

Ist denn aber die Deportation an sich selbst überhaupt eine Strafe? Gewiß nicht, denn es gehen ihr zwei wichtige Eigenschaften ab, nämlich die Abschreckungsfähigkeit und die Gerechtigkeit.

Daß sie nicht abschreckend wirkt, bestätigen alle Sachverständigen, während die englische Enquete vom Jahre 1863 es in evidentester Weise darthut. Uebrigens weiß man in Frankreich recht gut, daß die zu Zuchthaus (reclusion) Verurtheilten häufig ein neues Verbrechen begehen, „um Cayenne zu erhalten“, so daß die Verwaltung im Begriffe steht, Vorkehrungen zu treffen, um diese Art Delinquenten nicht nach den Colonien zu schicken. Man wird sagen, wenn die Deportation nicht abschreckt, so kann man sie abschreckend machen, indem man vorher eine Zeitlang Zellenhaft verbüßen läßt; dann ist es ja aber die Freiheitsstrafe, welche abschreckt, und damit wird die Deportation erst recht verurtheilt.

Daß sie nicht gerecht ist, wird dadurch bewiesen, daß die Deportation sich dem Schlechtigkeitsgrade des Verurtheilten nicht anpassen läßt, dergestalt, daß sie für Denjenigen, der sein Vaterland und seine Familie nicht liebt, eine Belohnung ist, während sie Denjenigen zu hart trifft, dem diese Gefühle innewohnen und der durch sie gebessert werden kann. Die Herren v. Beaumont und Tocqueville gehen noch weiter und schreiben: Wir protestiren alles Ernstes gegen die unsittliche Doctrin, welche, um uns von einer Gefahr zu befreien, uns veranlaßt, ein offenbar unedles Mittel anzuwenden! Wir werden die ungerechten Grundsätze dieser egoistischen Politik niemals anerkennen, welche sich in folgenden Worten zusammenstellen läßt:

Wir thun zwar Unrecht, wir verletzen zwar alle Vorschriften der Moral und der Gerechtigkeit, aber wir ziehen doch Nutzen aus dieser verwerflichen Handlungsweise!

Der Deportirte kann ohne freie Bevölkerung nicht gedacht werden; sie muß den Verbrecher auffangen; ebensowenig ohne Frau, um eine Familie zu begründen.

Die freie Bevölkerung von Neu-Caledonien erreicht aber trotz aller Anstrengungen von Seiten der Regierung seit 15 Jahren kaum die Hälfte der Verbrecherbevölkerung (ich will nicht wissen, aus welchen Elementen die erstere besteht). Admiral Rigault de Genouilly berichtete officiell und mit vollem Rechte: Wenn die Geschichte unseres Landes es nicht bereits gelehrt hätte, so würden die Erfahrungen, die wir seit vierzehn Jahren gemacht haben, satsam beweisen, wie sehr die Verbannung dem französischen Charakter zuwiderläuft. Diese Ansicht bestätigte Hr. Ayles in Gegenwart der Enquete-Commission zu Versailles mit den Worten: Dieses Element der Auswanderung existirt in Frankreich nicht.

Es fehlt aber nicht allein an einer freien Bevölkerung, sondern auch an Frauen. Die Statistik der Colonien vom Jahre 1875 weist nach, daß die Zahl der Frauen, die ihren Männern folgten, im Jahre 1871 nur 4, 1872 — 6, 1873 — 8

und 1874 — 7 betrug, so daß man dazu verschreiten mußte, 33 zu Zuchthaus verurtheilte Frauen zu deportiren, resp. mit entlassenen Verbrechern zu verheirathen.

Hr. Michaux hat zu Gunsten der Deportation Sir George Grey, Minister des Innern in England, angeführt; ich stelle das nicht in Abrede, aber ich füge hinzu, daß Sir Grey doch die völlig entgegengesetzte Ansicht des Hrn. Michaux hatte, nämlich, er wollte alle Kurzzeitigen deportiren, die Langjährigen aber in England behalten, weil er nicht glaubt, mit solchen Elementen Colonien gründen zu können. Der Ansicht des Sir G. Grey kann ich übrigens eine andere Autorität zur Seite stellen; der bekannte Staatsmann Graf Grey, Minister der Colonien und als solcher wohl qualificirt, ein Urtheil zu haben, sagt: „Ich bezweifle, daß dieses System heute noch durchführbar ist und halte es für vortheilhafter, die Strafen in der Heimath verbüßen zu lassen, natürlich unbenommen der Deportation Entlassener nach den Colonien! Die Errichtung neuer Colonien ist natürlich nicht schwer, wenn man enorme Summen aufwenden will, sonst halte ich den Versuch für nutzlos. Nach meiner Ansicht eignen sich Colonien nicht zum Strafvollzuge, die Schwierigkeiten für die Regierung sind sehr zahlreich, gemachte Fehler lassen sich kaum verbessern."

Sir Elliot, Staatssecretär der englischen Colonien und selbst Anhänger der Deportation, und deshalb um so unparteiischer, sagt: „Ich vertrete offen die Ansicht, daß neue Colonien nicht gegründet werden dürfen; diejenigen, welche England bisher besaß, haben enorme Kosten verursacht, die Schwierigkeiten und Kosten werden aber heute noch viel größer sein, wenn wenn eine Colonie bevölkert ist, wird man von unseren Projecten nichts wissen wollen, dagegen begreife ich nicht, was eine unbewohnte Insel, auf der man 20—30 Tausend Verbrecher aussetzt, Anderes sein kann, als eine Bedrohung des Handels und Verkehrs der Nachbarländer."

Frankreich hat mehr wie 100 Millionen für seine Colonien Guyana und Neu-Caledonien ausgegeben, 100 Millionen, um 29 Tausend Verurtheilte zu deportiren! Und was hat es erreicht? Die Colonie besitzt 8—9 Millionen in mobilen und immobilen Werthen, welche dem Staate gehören, und kaum 2 Millionen, die Eigenthum der Pächter sind! Um blos von Neu-Caledonien zu sprechen, finde ich z. B., daß unter 1081 Entlassenen, die in der Colonie bleiben mußten, nur 74 Pächter sich befinden und 195 noch auf Versorgung warten; daß diese 74 Pächter Jeder ungefähr 7226 Frcs. besitzen, daß jeder Deportirte täglich nur 7 Centimes durch Handarbeit verdient! Ich glaube, mit 100 Millionen hätte man in Frankreich das ganze Gefängnißwesen reorganisirt.

Hr. Michaux wird sagen, daß diese Ziffern eines Commentars bedürfen; ich weiß auch, daß Nichts leichter ist, als der Gefangenenarbeit einen Nennwerth, ein pretium affectionis beizulegen, um die Kosten der Unterhaltung abzumindern; aber ich muß noch immer fragen, welchen reellen Nutzen Frankreich von der Deportation gehabt hat. Hr. Michaux erklärt, daß Neu-Caledonien den Beweis jetzt liefert, ich dagegen bemerke, daß England und Irland gleichzeitig ein System einführen, welches nach meiner Ansicht einen weit größeren Werth hat.

Schließlich geht aus allen veröffentlichten Berichten Englands sowol wie Frankreichs, sowie aus dem Zugeständniß des Hrn. Michaux selbst hervor, daß der Unterhalt eines Deportirten das Doppelte von dem eines Gefangenen kostet! Weshalb aber soll man eine so kostspielige Einrichtung beibehalten?

Was Italien anbelangt, so tauchte die Absicht, die Deportation in das Strafgesetzbuch aufzunehmen, ein einziges Mal auf, aber sie wurde eben so fallen gelassen, wie sie in allen modernen Gesetzbüchern beseitigt ist, und zwar selbst von solchen Ländern, die Colonien und die Mittel besitzen, um diese Strafe anzuwenden. Glücklicher Weise haben die Ideen der Vertheidiger dieser Strafart gegenüber den „Ideologen und Bureaukraten" nicht aufkommen können!

Ich wollte noch einige Worte auf das Schreiben des Grafen de Foresta erwidern, aber es ist durch Hrn. Hastings in London, den Minister des Innern und durch Hrn. Michaux bereits genügend geschehen! Ich habe also etwas Weiteres nicht hinzuzufügen. Sache der italienischen Regierung aber wird es sein, den Werth der Ausführungen des Grafen de Foresta zu prüfen."

(Schluß folgt.)

K. Sächs. Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung am 7. November unter Vorsitz Sr. K. H. des Prinzen Georg.

Nachdem durch Hrn. Generallieutenant v. Carlowitz Exc. als ersten Director mit einem Rückblick auf das, was während der Sommerferien sich bezüglich des Vereins zugetragen, die Versammlung eröffnet, wurden zunächst zwei Schreiben des evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums des Inhaltes mitgetheilt, daß die Bewahrung der in der Nicolaikirche zu Dippoldiswalde wie in der Kirche zu Brießnitz bei Dresden befindlichen Alterthümer, für welche sich der Verein verwendet hatte, angeordnet sei. Man beschloß hierauf die im nächsten Frühjahr zu Berlin stattfindende heraldisch-sphragistisch-genealogische Ausstellung auf Ersuchen der Ausstellungscommission mit geeigneten Werken aus dem Vereinsmuseum zu beschicken und auf Wunsch des Vereins für die Geschichte Meißens mit demselben in Schriftenaustausch zu treten und wegen Besichtigung verschiedener Alterthümer der Kirche zu Oberfrankenhain bei Geithain, von welchen Hr. Architekt Altendorff-Leipzig dem Verein dankenswerthe Mittheilung gemacht, ein in der Nähe wohnendes Vereinsmitglied zu ersuchen.

Hierauf erfolgte ein Bericht über einen früher der Kirche zu Hartenstein angehörigen Taufstein, wegen dessen Besichtigung sich Hr. Bürgermeister Espich an den Verein gewendet und welcher, zugleich mit Aufnahme des Werkes, sich auf Bitte des Directoriums Hr. Landbaumeister Wandel-Zwickau gütigst unterzogen hatte. Der aus dem Sechseck construirte, kelchförmige in Sandstein ausgeführte, wol dem Ende des 15. Jahrhunderts angehörende Taufstein trägt am Rumpf von Dreipäßen umlegt die Kurschwerter, einen Bischofskopf und Wappen, von welchen mit Sicherheit jene von Schönburg und Wildenfels erkannt wurden. Die Bewahrung und würdigere Aufstellung des schönen Werkes wurde der Stadt Hartenstein warm empfohlen.

Hierauf berichtete Hr. Prof. Dr. Steche über die nach Befragen des Vereins seiten des Dresden-Neustädter Friedhofsvorstandes getroffenen und vollendeten Maßnahmen, um das berühmte wie ehrwürdige jetzt auf dem alten Neustädter Friedhof zu Dresden befindliche Todtentanzwerk vor weiterem Verfall zu bewahren. Das gesammte Werk ist nunmehr erfreulicher Weise durch Glastafeln in Verbindung mit Ventilationsvorrichtungen wirksam geschützt worden. Es erfolgte hierauf Bericht Steche's über eine zu Wurzen befindliche, dem früheren dortigen Barbarakloster entstammende sandsteinerne Statue der gleichnamigen Heiligen, welche er auf die dankenswerthe Anregung des Hrn. Architekten Gärtner-Wurzen im Namen des Vereins besichtigt hatte. Das vortrefflich erhaltene, ursprünglich farbige, leider mit Oelfarbe überstrichene Werk charakterisirt sich in Auffassung und verständnißvoller weicher Durchführung als eines der schönsten

und somit werthvollsten noch im Lande befindlichen Werke aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, es ist mit der Jahreszahl 1499 versehen und trägt neben zwei noch nicht aufgeklärten Wappen jenes der Bischöfe von Salhausen. Die auch wegen ihrer Größe beachtenswerthe Statue wird seiten der Stadt eine würdige Aufstellung erhalten. Schließlich besprach Berichterstatter ein der Kirche zu Coswig bei Dresden in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gestiftetes, im Aufstrag der Gemeinde von ihm restaurirtes Crucifix, welches, mit edlen Rubinen und einem großen Topas geschmückt, den Körper des Gekreuzigten ähnlich edel in Elfenbein geschnitten zeigt und ähnlich an künstlerischer Auffassung und an Modellirung zeigt, wie jenes im Besitz der Kirche auf der Festung Königstein. Die werthvolle Arbeit erhielt ein neues Postament aus Zöblitzer Serpentin und an Stelle des früher abhanden gekommenen einen neuen vom Hrn. Marpé-Dresden in Silber getriebenen Schädel mit Schlange.

Nach Aufnahme von 7 Mitgliedern wie Anmeldung von weiteren 10 Herren zur Aufnahme sprach Hr. R. v. Kyaw über: „Reisen sonst und jetzt." Mit den Zeiten der Völkerwanderung beginnend, die Reisen zur Zeit Karl des Großen anknüpfend, besprach Redner die mittelalterlichen Wallfahrtsreisen, vorzugsweise jene des Herzogs Wilhelm zu Sachsen, Sohnes Kurfürst Friedrich des Streitbaren, vom Jahre 1461 und jene ausführlicher, welche im 16. Jahrhundert Melchior v. Seydlitz mit Genossen zu gleichem Zweck unternahm. Die allgemeine Wanderlust des 16. Jahrthunderts wurde durch die Reisen veranschaulicht, welche der zu Reibersdorf bei Zittau gestorbene Pfarrer Michael Franck als Student 1582 von Frankfurt a. d. Oder nach Wien und später nach Italien ausführte, wie jene des Siebenebürger Bernhard v. Militz, gest. 1626 zu Preßsch, welchen Familienpapiere als „peregrinator per utramque Indiam" bezeichnen. Die militärische Touristik des 17. Jahrthunderts fand Würdigung in der Beschreibung der vielen von dem 1677 als kurfächsischer Hofmarschall verstorbenen Christian Ernst v. Kanne ausgeführten Reisen. Besprechungen der schon im 16. Jahrhundert auftretenden Reiseliteratur, Reisevorlesungen an Universitäten, Reiselectüre sowie des früheren Paßwesens reihten sich an und vervollständigten das reiche, lebensvolle Bild der Leiden und Freuden früheren Reisens, welches contrastirend eine Skizze unserer heutigen, materiell so vervollkommneten, schnellen und in seiner geistigen Auffassung von den früheren so wesentlich verschiedenen und erweiterten Reisen abschloß.

Bücherbesprechungen.

—m— Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von G. Pallain. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von Paul Bailleu. Leipzig, F. A. Brockhaus; Paris, E. Plon & Comp. 1881. 8°. XXVI, 441 SS. — Im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris findet sich unter Nr. 306 ein aus 100 Nummern bestehendes Actenstück, welches die Correspondenz Talleyrand's mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses enthält. Es enthält 60 Originalberichte Talleyrand's an den König, 30 Antwortschreiben des letztern (in Abschrift, die Concepte fanden sich in einem andern Actenstücke desselben Archivs), 2 Schreiben, die Graf Blacas im Auftrage des Königs an Talleyrand richtete, und einige andere diplomatische Schriftstücke, unter denen die als Nr. 99 und 100 mitgetheilten Denkschriften des französ. Botschaftsattaché La Bernardière und Talleyrand's selbst über den Wiener Congreß die interessantesten sein dürften. Thiers, Mignet, Viel-Castel haben das wichtige Actenstück gekannt und benutzt; einige Auszüge aus demselben hat Graf d'Haussonville im Jahre 1862 in der „Revue de deux Mondes" gegeben. Berücksichtigt man hierzu die zahlreichen sonstigen Publicationen über den Wiener Congreß, so wird man es begreiflich finden, daß unsere Kenntniß der Thatsachen nur wenig durch eine Veröffentlichung des gesammten Actenstücks erweitert wird. Gleichwol kann man Hrn. Pallain und der Verwaltung des Archivs, welche die vorliegende Publication in liberaler Weise gestattet hat, nur dankbar dafür sein. Sie zeigt uns das viel und mit Recht gescholtene, in seinen Resultaten so wenig befriedigende Schauspiel, mit dem die Fürsten Europas die Periode allgemeinen Umsturzes abzuschließen versuchten, unter dem Gesichtswinkel desjenigen Staatsmannes, der von allen in Wien anwesenden doch wol als der Bedeutendste gelten muß. Wir sehen, wie er die großen Schwierigkeiten, die gerade seiner Mission von Anfang an entgegenstanden, mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer zu überwinden wußte; seinen Bemühungen hatte es Frankreich zu danken, wenn es schließlich, nachdem man es anfangs auf das Niveau einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken versucht hatte, eine einflußreiche Rolle auf dem Congresse spielte. Es gelang ihm, die Einigkeit der vier Großmächte, die Frankreich eben noch bekämpft hatten und sich zu Talleyrand's großem Aerger noch immer als „verbündete Mächte" bezeichneten, durch eine Politik, die vor Mitteln allerdings nicht zurückscheute, aber den Schein großer Redlichkeit wahrte, zu vernichten; das geheime Bündniß vom 3. Jan. 1815 zwischen Frankreich, England und Oesterreich, auf das Talleyrand mit Recht stolz war, zersprengte die große Allianz und theilte Europa in zwei Heerlager. Allerdings zunächst ohne nachhaltigen Erfolg: die Rückkehr Napoleon's von Elba ließ das gegen diesen geschlossene Bündniß aller Großmächte wieder ausleben. Doch waren immerhin die Keime zu neuen internationalen Beziehungen gelegt. Als Grundprincipien seiner Bestrebungen stellt Talleyrand jederzeit die beiden Begriffe der Legitimität und des europäischen Gleichgewichts hin. Unter Legitimität versteht er das dynastische Recht im Gegensatz zum Eroberungsrechte; den Gegensatz, den andere zwischen Legitimität und Constitutionalismus finden wollten und der dann dem Hause Bourbon so verhängnißvoll werden sollte, bekämpfte Talleyrand, scharfblickend wie er war, auf das Nachdrücklichste. Was er darüber in der erwähnten, die letzte Nummer des Bandes bildenden Denkschrift, die überhaupt nicht blos als Resumé über seine Thätigkeit auf dem Wiener Congresse, sondern auch als sein Programm für die Zukunft von großem Interesse ist, sagt, ist so charakteristisch, daß wir mit Rücksicht auf den uns zu Gebote stehenden Raum ungern darauf verzichteten, es hier wiederzugeben (vgl. S. 412 ff.). Vom Standpunkte der Legitimität aus behandelte Talleyrand auch die deutschen Fragen oder that doch wenigstens so, als wenn dieser allein ihn bestimmte, sich für dieselben lebhafter zu interessiren. Es ist bekannt, von wie großer Wichtigkeit der Wiener Congreß insbesondere für Sachsen wurde. Daß Sachsen nicht, wie Preußen und Rußland und auch der englische Bevollmächtigte Lord Castlereagh wünschten und Metternich wenigstens geduldet hätte, als selbständiger Staat zu existiren aufhörte, sondern wenigstens theilweise erhalten blieb, ist vielleicht in erster Linie Talleyrand's Verdienst; die überaus schroffe Stellung, die namentlich der russische Kaiser zu dieser mit der polnischen eng zusammenhängenden Frage einnahm, ließen anfangs die Aussichten als sehr ungünstig erscheinen. Die mit fast dramatischer Lebendigkeit geschriebenen Berichte über einige Unterredungen zwischen Talleyrand und Kaiser Alexander, deren Inhalt übrigens durch die bereits erwähnte Arbeit des Grafen d'Haussonville schon vor längerer Zeit bekannt geworden ist, gehören zu den interessantesten Actenstücken der Sammlung. Wir haben nur einige wenige Punkte aus dem reichen Inhalt der Publication herausgegriffen; ebenso wie diese werden natürlich auch alle anderen Gegenstände, welche

die Conferenzen der Mächte beschäftigten, besprochen, und überall zeigt sich glänzend Talleyrand's feine Beobachtungsgabe und große diplomatische Gewandtheit, wenn die letztere auch hier und da einen fast theatralischen Anstrich hat. Besonders interessant erschien uns eine in dem Bericht vom 17. October 1814 enthaltene allgemeine Charakteristik des Deutschlands von 1814 (S. 47); eine Stelle daraus mag als Probe hier mitgetheilt werden. „In Deutschland sind überall revolutionäre Gährungsstoffe verbreitet; der Jakobinismus herrscht hier nicht wie bei uns in Frankreich vor 25 Jahren in den mittleren und unteren Classen, sondern in dem höchsten und reichsten Adel; ein Unterschied, der bewirkt, daß der Gang einer in Deutschland etwa ausbrechenden Revolution nicht nach dem Gange der unsrigen berechnet werden kann. Die, welche durch die Auflösung des Reiches und die Rheinbundsacte von dem Range der Dynasten zu der Classe der Unterthanen herabgestiegen sind, ertragen mit Ungeduld die Herrschaft derjenigen, die ihresgleichen wirklich oder ihrer Meinung nach waren; sie trachten, eine Ordnung umzustürzen, die ihren Stolz empört, und alle Regierungen dieses Landes durch eine einzige zu ersetzen. Mit ihnen im Bunde sind die Männer der Universitäten, die von ihren Theorien erfüllte Jugend, und die, welche der Kleinstaaterei Deutschlands die Leiden zuschreiben, die sich durch so viele Kriege, deren beständiger Schauplatz es ist, über das Land ergossen haben. Die Einheit des deutschen Vaterlandes ist ihr Geschrei, ihr Glaube, ihre bis zum Fanatismus erhitzte Religion, und dieser Fanatismus hat selbst einige der gegenwärtig regierenden Fürsten ergriffen. Diese Einheit aber, von der Frankreich nichts zu fürchten hätte, wenn es das linke Rheinufer und Belgien besäße, würde jetzt die bedenklichsten Folgen für uns haben" u. s. w. Fügen wir schließlich noch hinzu, daß Pallain die Publication mit einer guten Einleitung, zahlreichen Anmerkungen und Auszügen aus gleichzeitigen Berichten Talleyrand's an das auswärtige Ministerium, aus Correspondenzen zwischen Talleyrand und Jaucourt u. a. begleitet und daß Bailleu diese Erläuterungen noch um manches vermehrt hat. Was die Uebersetzung anlangt, so liest sie sich im Allgemeinen glatt. Ein sorgfältiges Register bildet den Schluß.

—m— Geschichte des Ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen dargestellt von Dr. C. Grünhagen, Königl. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. Erster Band: Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf. Mit einem Plane der Umgegend von Mollwitz. Gotha, Fr. A. Perthes, 1881. 8°. (10 ℳ) — Der Verfasser, längst als hervorragender Kenner der Geschichte Schlesiens in wissenschaftlichen Kreisen bekannt, hat es unternommen, die Geschichte desjenigen Krieges eingehend darzustellen, der die Vereinigung Schlesiens mit dem preußischen Staate zunächst angebahnt hat; ein kühnes Beginnen, wenn man bedenkt, daß zwei der hervorragendsten Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft, Leop. v. Ranke und Joh. Gust. Droysen, denselben Stoff neuerdings eingehend behandelt haben. Wer indeß den vorliegenden stattlichen Band, dem ein zweiter und letzter demnächst folgen soll, aufmerksam und unter Vergleichung der früheren Arbeiten der Genannten durchgelesen hat, wird zugeben müssen, daß Grünhagen's Werke seine Ilias post Homerum ist, sondern daß man alle Ursache hat, dem Verfasser dafür dankbar zu sein. Langjährige und tief eingehende Studien in den Archiven zu Berlin, Hannover, Wien, Dresden, Zerbst, auch im Record office zu London haben ihn in den Stand gesetzt, insbesondere die diplomatischen Beziehungen und Verwicklungen, deren Bedeutung im Verhältniß zu den eigentlich kriegsgeschichtlichen Abschnitten entschieden im Vordergrunde steht, vollständiger, klarer und zusammenhängender darzustellen, als es seine Vorgänger vermocht haben; mit Wärme erkennt er die hocherfreuliche Liberalität an, mit der seine Studien von den Vorständen aller von ihm besuchten Archive unterstützt wurde und die es ihm z. B. ohne Weiteres ermöglichte, in Dresden Actenstücke einzusehen, über deren Geheimhaltung noch Ranke zu klagen gehabt hat. Viel Förderung verdankt der Verfasser auch den neuerdings unter den Auspicien der preußischen Archivverwaltung entstandenen, vortrefflichen Publicationen von Koser und Posner zur Geschichte Friedrich's II. Trotz aller beabsichtigten Ausführlichkeit ließt sich das Werk übrigens angenehm; hie und da, z. B. bei Darstellung der verunglückten Verhandlungen des englischen Diplomaten Robinson, der die undankbare Rolle eines Vermittlers zwischen der Königin Marie Theresia und dem Könige übernommen hatte, erhebt sich die Sprache sogar zu fast dramatischer Lebendigkeit.

— Studien zur Geschichte der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464—1471. Von H. Ermisch. Dresden, W. Baensch 1881. — Die vorliegende Schrift, ein durch Urkundenbeilagen erweiterter Separatabdruck aus dem Neuen Archiv für die sächsische Geschichte und Alterthumskunde, ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Politik des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Erst wenn in gleicher Weise, wie in diesen „Studien", das in anderen Archiven — der Verfasser stützt sich auf das Dresdner und Weimaraner Archiv — befindliche zerstreute Material durchforscht und gelichtet ist, wird man zu einem abschließenden Urtheil über die Politik jenes Zeitraumes gelangen können. — Das Werk schildert eingehend die Beziehungen der Wettiner Fürsten zu dem utraquistischen König Georg von Böhmen. Sein Verhältniß zur Kurie war auf seine Beziehungen zu den Nachbarn höchst einflußreich. Der Bruch zwischen dem ketzerischen Georg und dem Papste erfolgte 1462, doch sind dadurch die Beziehungen des Böhmenkönigs zu den sächsischen Herrschern nicht alterirt worden. Später wurden dieselben sogar viel engere, als Georg dem Herzog Albrecht die Herrschaft Plauen verlieh, aus der die Wettiner in jenes Auftrage Heinrich vertrieben hatten (1466). Um den neuen Besitz hatten sie freilich später noch manchmal zu ringen, denn Heinrich von Plauen wendete sich klagend an den Papst und dieser hielt es jetzt an der Zeit, die Wettiner von Georg zu trennen. Vergebens! In männlicher Sprache wiesen die Brüder Ernst und Albrecht die Anmaßungen der Kurie zurück. Noch verwickelter wurde aber die Lage der Wettiner, als der Papst den Böhmenkönig für abgesetzt erklärte und das niedere Volk, auch im Meißnischen, durch Kreuzzugspredigten gegen den ketzerischen Georg entflammte. Eine Episode dieser Wirren, wie sie sich insbesondere um Freiberg erhoben, schildert der Verfasser, für seinen Zweck wol etwas zu eingehend, aber das erste Mal vollständig. Raub und Mord wüthete überall, Banden durchzogen plündernd die Gegend, bald stockte auch der Grenzverkehr zwischen Böhmen und Sachsen, ja sogar das Interdict stand Sachsen bevor. Da machte der plötzliche Tod Georg's (1471) allen diesen Verwickelungen ein Ende. — Wenn trotz aller dieser Gegenwirkungen die sächsischen Fürsten bis zum Ende des Königs treu zu ihm gehalten haben, so ist dies in einer Zeit, in der die heiligsten Verträge so wenig galten, wie in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, ein Beweis, wie kräftig jene persönlichen Beziehungen waren.

△ Gesetztafel für das Deutsche Reich. Systematische Uebersicht der Reichsgesetze nebst alphabetischem Sachregister von A. Schöne, Postsecretair in Dresden. (Dresden, Meinhold & Söhne 1881.) Bereits im Jahre 1876 hatte der Verfasser ein ähnliches Nachschlagebuch für die Besitzer des Reichsgesetzblattes herausgegeben, welches beifällige Aufnahme fand. In der neuen Ausgabe sind nun fünf weitere Jahrgänge der Reichsgesetzgebung systematisch eingeordnet, so daß dieselbe nunmehr alle Reichsgesetze bis zum Ende des Jahres 1880 umfaßt. Seinen Zweck, die Auffindung eines bestimmten Gesetzes zu erleichtern, erfüllt das anspruchslose, billige Werkchen (Preis geb. 1 ℳ 20 ₰) vollständig, wenn sich auch hier und da über die Zweckmäßigkeit der Gruppirung einzelner Gesetze streiten läßt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspesenzuschlag) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 94. Donnerstag, den 24. November. 1881.

Inhalt: Zur Deportationsfrage, von Rittner. (Schluß.) — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Bibal. — Bücherbesprechungen („Das häusliche Glück". Die Straßburger Goldschmiedezunft, von Hans Meyer).

Zur Deportationsfrage.

Vom Kaiserl. Strafanstalts-Director a. D. **Rittner.**

(Schluß.)

Dieser vernichtenden Kritik tritt der französische Delegirte, Rechtsanwalt Ferd. Desportes, Mitglied des obersten Gefängnißrathes, mit folgender Replik entgegen:

„Es spricht sicherlich sehr stark für eine Ansicht, wenn man sich auf die Zustimmung bekannter Autoren, tüchtiger Juristen und ausgezeichneter Philosophen beziehen kann, aber noch mehr Gewicht hat eine andere Autorität, auf welche ich mich stützen werde, nämlich die Autorität der Erfahrung.

Ich beabsichtige, unter denselben Gesichtspunkten, wie es der Herr Director der Colonien gethan hat, die Erfahrungen, welche Frankreich in Neu-Caledonien gesammelt hat, zu constatiren, weil es scheint, als wenn der Vorredner ihren Werth nicht genügend erkannt hat.

Wie sind diese Erfahrungen gemacht worden? Das Gesetz vom Jahre 1854 bestimmt, daß die zu Zwangsarbeit Verurtheilten ihre Strafe in einer Colonie verbüßen, daß die zu weniger als 8 Jahre Verurtheilten eine gleich lange Zeit nach Verbüßung dort verbleiben, daß die zu mehr als 8 Jahre Verurtheilten niemals in ihre Heimath zurückkehren; daß beide Kategorien sowie die zu lebenslänglicher Strafe Verurtheilten, deren Strafzeit auf dem Gnadenwege abgemindert wurde, zunächst vorläufig entlassen werden und mit dem Eintritte ihrer definitiven Entlassung Pachtländereien und Staatsunterstützung erhalten sollen, damit sie von ihrer Arbeit leben und so zum Emporblühen der Colonie beitragen können.

Die in Guyana gemachten Versuche mißlangen, jedoch nur wegen des ungünstigen Klimas. Die in Neu-Caledonien fortgesetzten scheinen von Erfolg gekrönt zu sein. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die jetzt dort herrschenden Zustände mit den bei der Besitznahme vorgefundenen zu vergleichen. Ich spreche nicht allein von der eigentlichen Strafcolonie, sondern hauptsächlich vom Hafen, von den Straßen, den Canälen, dem Telegraphennetz, der Einebnung Numeas, der Errichtung von Mustersarmen, den industriellen Etablissements, den urbar gemachten Neuländern, der Ausbeutung der Forsten, der Erbauung der Dörfer, kurz über jene Colonie, deren freie Bevölkerung die Erbschaft der Strafcolonie anzutreten begonnen hat.

Diese Resultate, meint Hr. Beltrani-Scalia, stehen in keinem Verhältnisse zu dem Kostenaufwande! Möchte er doch berücksichtigen, daß von diesen 100 Millionen ungefähr 60 in dem Abgrunde Guyanas verschwunden sind, welche Neu-Caledonien nicht zur Last geschrieben werden können, wo die Deportation nach anderen Grundsätzen ausgeführt wird; daß die auf Neu-Caledonien verwendeten Summen nicht unproductiv sind; daß die Arbeit eines jeden Sträflings in neuerer Zeit mehr als 6 Centimes außer den Kosten seiner Unterhaltung einbringt; daß die Ländereien eine steigende Rente abwerfen; daß endlich die auf die Colonie verwendeten Summen dem Heimathlande in noch höherem Grade zu Gute gekommen sein würden, wenn die Entlassenen dorthin zurückkehren dürften.

Aber nicht allein in ökonomischer Beziehung treten die Resultate der Deportation hervor, sondern es entspricht diese Strafe auch allen Anforderungen einer guten Strafjustiz. Vom Standpunkte des Strafvollzuges treten uns zwei Interessen entgegen: das der Gesellschaft und das der Verurtheilten. Was zunächst das Interesse der Gesellschaft betrifft, so haben wir die Pflicht, es zu vertheidigen. Wir sind keine naiven Philosophen, die sich durch das Loos eines Strafen rühren lassen; wir sprechen, wir arbeiten, wir handeln vielmehr für die Vertheidigung der socialen Interessen; die Strafe soll vor Allem ein Act dieser legitimen Vertheidigung sein. Sie hat den Hauptzweck, dem Verbrecher die Möglichkeit, rechtliche Leute zu schädigen, zu entziehen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Deportation ein ausgezeichnetes Vertheidigungsmittel; indem sie die gefährlichsten Verbrecher für immer aus Frankreich entfernt, macht sie es ihnen gleichzeitig unmöglich, dort neue Verbrechen zu begehen. Und darin liegt schon ein wesentliches Resultat. Während sich die Zahl der Vergehen (delits) in Frankreich vergrößert, nehmen die Verbrechen (crimes) ab! Ist das nicht das Resultat der Entfernung der schweren Verbrecher?

In gleicher Weise beschäftigt uns das Interesse des Verurtheilten. Um dieser Vertheidigung den Charakter der Legitimität zu verleihen, muß die Strafe menschlich, gemäßigt und bessernd sein; sie darf dem Verurtheilten keine übertriebenen Leiden aufbürden, sondern muß nützlich und wohlwollend wirken, auf Besserung hinarbeiten. In dieser Richtung hat die Deportation, wie sie in Frankreich gehandhabt wird, befriedigende Erfolge gehabt. Wie man immer über das Gesetz von 1854 urtheilen mag, so muß man doch zugestehen, daß es ein bedeutender Fortschritt ist; es hat das schmähliche Bagnowesen für alle Zeiten beseitigt, es hat aus unseren Häfen jenen Haufen elender, gemeiner, sittenloser Galeerensträflinge entfernt! Durch was aber konnten die Bagnos ersetzt werden? Etwa durch Freiheitsstrafen? Ist es möglich, langjährige Verbrecher in den Mauern eines Gefängnisses, vielleicht sogar in der Gemeinsamkeit für die Dauer des ganzen Lebens oder eines großen Theiles desselben einzuschließen? Die französische Gesetzgebung war anderer Ansicht! Sie glaubte, daß ewige oder langjährige Einschließung eine grausame und nutzlose Strafe sei. Das Gefängniß soll erziehen, den Schuldigen bessern! Wenn der Verbrecher einige Jahre darin zugebracht hat, ohne gebessert zu sein, so steht fest, daß er überhaupt unverbesserlich ist, man daher darauf verzichten muß, ihn wieder zu einem ehrlichen Menschen zu machen, sich vielmehr lediglich darauf zu

beschränken hat, ihn unschädlich zu machen. Man entfernt ihn daher aus der Heimath, man bringt ihn in eine Strafcolonie und dort findet er bei einer minder grausamen Existenz andere Mittel, ein ehrlicher Mann zu werden! Wendet er sie nicht an, so hört er wenigstens auf, eine Gefahr für die Gesellschaft zu sein.

Ich sage, die Deportation gewährt dem Sträfling die Mittel zur Besserung. Wenn er sich während der Strafzeit gut führt, so setzt ihn die vorläufige Entlassung in den Stand, sich auf die Freiheit vorzubereiten, sich einen kleinen Besitz zu erwerben, seine Familie nachkommen zu lassen, respective eine solche zu begründen oder in der Betreibung eines Gewerbes seine Subsistenzmittel zu finden, wenn er sich der Landwirthschaft nicht widmen will. Wenn die Stunde der definitiven Entlassung schlägt, ist er auf ihren Gebrauch vorbereitet und braucht nur wie bisher zu leben! Welch ganz anderes Loos erwartete den Galeerensträfling nach seiner Entlassung? Die karge Unterstützung, die er sofort in Orgien vergeudete, der gelbe Paß, ein Schimpf, der ihm überall hin folgte, stürzten ihn ins Elend und zwangen ihn zu neuen Verbrechen.

Hr. Beltrani-Scalia nennt die Deportation unsittlich. Weshalb? Etwa wegen der ungenügenden Zahl der Frauen? Sie nimmt jedes Jahr zu und wenn sie heute noch knapp ist, so ist dies das Loos aller entstehenden Colonien, und zwar deshalb, weil die Mehrzahl der Verbrecher in der Heimath verheirathet war, wo die Frauen auf Grund des Gesetzes sich von ihnen scheiden ließen und die Frauen überhaupt wenig Lust zum Auswandern besitzen. Im Uebrigen glaube ich kaum, daß, wenn man Verbrecher, anstatt sie zu deportiren, auf 10, 15 oder 20 Jahre oder für immer einschlösse, man ihnen ausgiebigere Berührung mit Frauen gestatten würde.

Nein, die Lage eines langjährigen Verurtheilten ist in jeder Beziehung günstiger in einer Colonie, wie in einem Gefängnisse. Die Erfolge beweisen das! Der ehemalige Decernent für Strafvollzug im Justizministerium, Hr. Babinet, hat eine Statistik geliefert, welche constatirt, daß sich viele Deportirte gebessert haben, die unverbesserlich schienen, und wieder ehrliche Arbeiter und gute Familienväter geworden sind. Alle diese Sträflinge würden wahrscheinlich, wenn sie nicht deportirt worden wären, rückfällig geworden und nicht im Stande gewesen sein, der Verlockung des Lasters, dem Drucke des Elends und der Verachtung der ehrlichen Leute zu widerstehen; in der Colonie sind sie bis auf 3 Procent zu einem geordneten Leben zurückgekehrt! Folglich hat sich das Deportationssystem als durchaus sittlich erwiesen.

Die Arbeit hat sie gebessert! Auf der Pariser Ausstellung sind unter den Colonialgruppen Gegenstände zu sehen, welche die Sträflinge Neu-Caledoniens geliefert haben; man wird sich überzeugen, daß die im Vaterlande für unverbesserlich angesehenen Verbrecher geschickte und intelligente Arbeiter geworden sind.

Ich kann schließlich mit Hrn. Beltrani-Scalia der französischen Deportation einen ernsten Tadel nicht ersparen; sie schreckt nämlich den Verbrecher nicht genügend ab. Sein zu Abenteuern geneigter Geist malt ihm ein unrichtiges Bild. Er bildet sich ein, daß ihn jenseits des Oceans ein bequemeres Leben erwartet, deshalb stellt er sein Verbrechen schlimmer dar, begeht auch wol ein neues, um deportirt zu werden. Der oberste Gefängnißrath, dem ich angehöre, hat sich mit dieser Verirrung bereits beschäftigt! Um sie zu unterdrücken, ist der Antrag gestellt worden, Verbrechen, welche zwecks Deportation begangen worden sind, in einem heimathlichen Zuchthause verbüßen zu lassen. Mit dem Herrn Director der Colonien nehme ich gern an, daß auch diese Maßregel nicht genügen, es vielmehr nöthig sein wird, die Deportationsstrafe mit einem beträchtlichen Theile Einzelhaft zu verbinden.

Mit dieser Reserve bin ich der Ansicht, daß die Deportation in allen den Ländern, denen die politische und ökonomische Lage ihre Anwendung gestattet, die Eigenschaften einer wirksamen, gerechten und bessernden Strafart in sich vereinigt."

Bei der Knappheit des Raumes, welcher dem Verfasser zugemessen ist, muß er sich leider darauf beschränken, nur noch kurz zu erwähnen, daß die nachfolgenden Redner, namentlich die Herren Brusa, Professor des Strafrechts und der Rechtsphilosophie zu Amsterdam, Kokowzeff, Departements-Chef im russischen Justizministerium, Mouat, ehemaliger General-Inspector der bengalischen Gefängnisse, sich principiell gegen den französischen Deportationsmodus aussprachen und die Deportation nur unter ganz bestimmten Reserven in Anwendung gebracht wissen wollten.

Eine Einigung über eine gemeinsame Resolution konnte jedoch nicht sogleich erzielt werden, man beauftragte vielmehr eine Commission von 5 Delegirten, welche dem Congreß eine solche später unterbreiten sollte. Diese Resolution bewegte sich schließlich in der Negation mit folgendem Wortlaute:

„Die Strafe der Deportation ist mit Schwierigkeiten verbunden, welche nicht allen Ländern ihre Einführung gestatten, und entspricht nicht allen Anforderungen einer guten Strafjustiz."

Es würde ein dankbares Geschäft sein, auf einige der hier in extenso wiedergegebenen Reden näher einzugehen, namentlich aber lohnend, die Reden der französischen Delegirten einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen. Sie enthalten bei aller Eleganz in der Form und der vollendeten Dialektik so wenig Logik, daß sie kaum dazu beitragen werden, Proselyten zu machen. Die in den betreffenden Reden ausgesprochenen Anschauungen widersprechen den Principien des modernen Strafvollzugs beinahe in jeder Weise und soweit sie mit ihnen zusammenzufallen scheinen, sind sie eine Fälschung derselben.

Wie kann z. B. von einer Verminderung der Rückfälligen in Wahrheit die Rede sein, wenn man den Verbrecher aus seinem ursprünglichen Lebenskreise für ewige Zeiten entfernt und ihm jede Möglichkeit entzieht, neue Verbrechen zu begehen! Von Besserung kann unter diesen Umständen wenigstens im sittlichen Sinne nicht die Rede sein, eine Besserung aber, die aus localen und praktischen Gründen erfolgt, ist relativ werthlos; nur die spontane, auf innerer Umkehr beruhende hat Werth.

Zieht man die Consequenz dieser Theorie, so langt man schließlich dabei an, alle Verbrecher, deren Strafzeit eine gewisse Dauer überschreitet, einfach durch Enthauptung vor dem Rückfalle zu schützen; eine solche Operation würde noch sicherere Resultate erzielen wie die Deportation, auf welche mit vollem Rechte die Worte des Dichters: Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt, angewendet werden können.

Welche greifbaren Erfolge die französische Deportation gezeitigt hat, beweisen die aus Neu-Caledonien zurückgekehrten Communards! Weit entfernt, gute Revolutionäre zu sein, um mit Prof. Virchow zu sprechen, waren dieselben mit wenigen Ausnahmen notorisch gemeine Verbrecher im eminenten Sinne; Gesindel, welches unter der Flagge politischer Bestrebungen mordete, raubte und sengte, genau wie jene Pflichtvergessenen, die im Jahre 1849 den Maiaufstand inszenirten, um sich gleichartigen verbrecherischen Ausschreitungen hinzugeben.

Die ökonomischen Effecte sind durch Beltrani-Scalia so scharf kritisirt worden, daß dem etwas Weiteres nicht hinzuzufügen zu werden braucht. Die Franzosen hätten sicherlich besser gethan, die zu theilweise verfehlten Deportationszwecken, wie sie selbst zugestehen, ausgegebenen 100 Mil-

sionen auf die Reorganisation des heimathlichen Gefängnißwesens zu verwenden, anstatt diese dringende Maßregel immer von Neuem ad calendas graecas zu schreiben.

Ist es dem Verfasser zuletzt noch gestattet, seine eigene Ansicht zu präcisiren, so ist er ein entschiedener Gegner der Deportation im französischen Sinne, namentlich für Deutschland! Nicht allein, weil er diese Strafe für unzweckmäßig und zu kostspielig hält, sondern vorzugsweise deshalb, weil wir in Deutschland selbst noch ein großes Colonisationsfeld besitzen.

Die Provinz Schleswig-Holstein ist mit gutem Beispiele vorangegangen; der Jahresbericht des Landwirthschaftlichen Generalvereins per 1880 sagt:

„Als Muster-, resp. Versuchswirthschaft kann in mehrfacher Beziehung der von der Provinz erworbene und mit Corrigenden bewirthschaftete Hof Bokelholm betrachtet werden. Die Corrigenden werden zu allen vorkommenden Arbeiten, insbesondere aber auch zum Torfstich und zur Herstellung von Moordämmen verwendet. Der Versuch, Corrigenden zu landwirthschaftlichen Arbeiten zu gebrauchen, kann schon jetzt als vollkommen gelungen bezeichnet werden. Es hat sich herausgestellt, daß die Leute gute Arbeit liefern und einen ansehnlichen Tagelohn (bis zu ℳ 1,40.) verdienen.

Auch die Haideaufforstung, welche die Provinz in Angriff genommen hat, geschieht durch Corrigenden."

So lange wir in Deutschland selbst noch Haiden zu beforsten, Moore zu entwässern, Unländereien zu cultiviren, im Ganzen auch Mangel an landwirthschaftlichen Arbeitern haben, würde es als eine wirthschaftlich falsche Maßregel erscheinen, unsere Verbrecher zu deportiren.

Der Verfasser hat an einer andern Stelle*) weiter ausgeführte Vorschläge gemacht und sollte es ihm zu großer Genugthuung gereichen, wenn die Beschäftigung Detinirter mit landwirthschaftlichen Culturarbeiten für Rechnung des Staates größere Verbreitung erführe. Wenn damit nichts Anderes erreicht wird, so muß wenigstens eine Verminderung der Kosten, welche der moderne Strafvollzug erheischt, eintreten. Und damit wäre schon viel erreicht!

*) Rittner, Randbemerkungen.

Vom Leipziger Kunstverein.

Der Besuch war in der vergangenen Woche besonders rege. Natürlich gipfelte das Interesse im Porträt der Königin Carola von Leon Pohle, das leider nur für kurze Zeit dem Verein geliehen wurde. Ich sprach neulich von der vorzüglichen Auffassung des Kopfes; Arm und Hand stehen aber keineswegs zurück. Die Hand ist von ganz unvergleichlicher Anmuth. Und wie vornehm hebt sich der Fleischton vom matten Gelb des Gewandes und der Rosen ab. Die Factur der Gewandung ist geradezu meisterhaft. Aus ein paar Strichen ist der Tüll gewoben und wirkt in der Entfernung, als könne man ihn abheben.

Da ist jetzt auch ein Gemälde im Verein ausgestellt, „der Falkensteiner Ritt" von Moritz v. Schwind, bei dem wahrscheinlich Mancher wünschen wird — wie ich auch —, es möchte der Stadt dauernd erhalten bleiben. Ich habe keine große Vorliebe weder für diese Art der Malerei noch für den Gegenstand derselben. Aber es giebt Bilder, die man für ein Museum erwirbt, nicht weil sie dem Auge schmeicheln, sondern weil sie eine bestimmte Richtung vertreten. Schwind war einer unserer besten Romantiker, er steht in seiner Art sogar einzig da. Durch seine Illustrationen ist er mit einigen unserer populärsten Sagen verknüpft, die kaum ohne ihn noch gedacht werden. Sein Reiz liegt nicht in einer blendenden Farbe oder besonders genialen Composition; was ihn auszeichnet, ist die schwungvolle Phantasie und ein echt deutscher Zug im Vortrag, der das Gemüth mehr anspricht, wie das Auge. „Der Falkensteiner Ritt" ist eins seiner besten Oelbilder. Ich weiß keins der Schack'schen Galerie, die darin reich, das ihm gleich käme. Der allgemeine Eindruck ist harmonisch; Schatten und Licht sind massiger zusammengehalten als bei anderen seiner Gemälde; die Hauptfiguren bewegen sich anmuthig in einer blonden Glorie und die Nebenfiguren, die Kobolde, welche den kühnen Junker beim gefährlichen Ritt unterstützen, ziehen sich discret ins Dunkel zurück. Ich hörte heute ganz zufällig, daß das Bild verkäuflich sei; der Preis ist mir unbekannt. Wahrscheinlich ist er nicht hoch, d. h. was man hoch an der Börse nennt, denn das Hazardspiel mit Gemälden ist bei uns noch nicht eingeführt, wie bei den Nachbarn. Vor etwa einem Jahre wurde ein französischer Commissionär mit dem Auftrage nach Amerika geschickt, coûte que coûte, alle Troyons zu kaufen, deren er habhaft werden könnte. Amerika hat beiläufig etwa zwei Drittel aller vorhandenen absorbirt. Der Commissionär verfügte über einen Credit von einer Million Franken. Er reiste drei Monate in Amerika umher und brachte schließlich auch nicht den allerkleinsten Troyon'schen Ochsen zurück. Keiner aus der Heerde war feil gewesen. In Zahlen umgesetzt, würde die poetischeste der Schwind'schen Märchenprinzessinnen einen weit geringeren Werth repräsentiren, als irgend ein Vierfüßler aus der Menagerie des beliebten Thiermalers. Trotzdem ist es sicher, daß jedes französische Museum jedes Troyon'sche Bild um jeden Preis kaufen würde, sobald sich eine Gelegenheit dazu böte. — Gedächtnißfeier des Rabbi Isaak Barchichai von Wilhelm Gentz in Berlin. Scene auf einem jüdischen Friedhofe, der man den Orient mit seinen Palmen und Aloen als Decoration gegeben. Wahrscheinlich ruht des Rabbi Leiche aufgebahrt in dem kleinen Hause, vor dem andächtig oder neugierig die Menge sich staut. Unbeweglich im Kreise sitzen Andere mit verschränkten Beinen, schauen den Alten an, der bei den Talmud vorträgt, oder die großen Kerzen auf orientalischen Gestellen, die so ruhig brennen, als ob kein Lüftzug sie je bewegt. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet eine schöne Frau in der kleidsamen Gewandung der Jüdinnen von Algier, Tanger oder Tetuan. Nur eins fällt mir auf. Sie scheint vergessen zu haben, daß des Himmels Fluch diejenige trifft, die das Haar nicht sorgfältig verhüllt. Nur Jungfrauen dürfen es ungestraft der Bewunderung preisgeben; sie aber ist dem Anzuge nach verheirathet. Die Behandlung des Terrains und der Pflanzen, die minutiöse Ausspinselung jeden Blattes mit besonderer Berücksichtigung der verwelkten oder von der Sonne gebörrten, ist durchaus modern. Auf den Pariser Salons treibt man's darin noch weiter, zumal das Publicum diese photographische Nachbildung der Natur protegirt; je mehr Blätter — je höher der Preis. Es hat nur den Nachtheil, daß das Wesentliche vor dem Unwesentlichen zurückgesetzt und der Gesammteindruck eines Bildes dadurch geschädigt wird. — „Pergamon" von Christian Wilberg in Berlin hat ein doppeltes Interesse. Es ist ein schönes, mit kräftigen Zügen hingeworfenes Gemälde — der Vordergrund fast mit zu viel Chic ausgetragen — und giebt zugleich willkommene Gelegenheit, die Gegend der berühmten Ausgrabungen kennen zu lernen. „Stürmische Mondnacht am Bodensee" von Carl Ludwig in Berlin. Vollmond und Wolken, wenn der Sturm sein Wesen damit treibt, giebt's mannigfache Effecte. Hier muß er übrigens besondere Gewalt anwenden, wenn er treiben will, denn die Wolken sind dem Maler etwas schwer ausgefallen. Ich habe den Nachthimmel bei Vollmond auch nie so hell gesehen, was freilich nicht ausschließt, daß er andern Augen nicht vielleicht so erscheint. Die kleine Episode von der resoluten Fischersfrau, die mit ihrem

Liebsten das Boot ans Land zieht, ist allerliebst. „Oberufer bei Carolath“ von Richard Eschke in Berlin. Man sieht recht, wie wenig das Interesse, das ein Bild erweckt, an den Gegenstand selbst geknüpft ist. Die alte Oder mit lehmgelbem Wasser und flachen Ufern ist nicht gerade um ihrer Reize willen berühmt. Und doch, was für ein schön empfundenes Bild hat der Maler an ihren Ufern zu schaffen gewußt. Zwei Landschaften von August Bromeis in Weimar. Eine etwas conventionelle Natur, die aus diesen Landschaften spricht und die sich in Linie und Haltung den Vorschriften akademischer Lehre untergeordnet zu haben scheint. Grau ist alle Theorie und in dieses Grau hat der Maler seinen Pinsel getaucht. „Truthühner“ von Louise Strecker in München. Hübsch in der Farbe, gewandt im Pinselstrich; Sujet für einen Speisesaal. „Die junge Mutter“ von Meyer von Bremen in Berlin. Ein sehr geschickt gemaltes Bild des bekannten Meisters, das, wie jeder „Lichteffect“, eines sensationellen Erfolges beim Publicum sicher sein kann. Denn es ist eine alte Erfahrung, daß das Kunststück die Kunst beim Publicum ausstich. Von den Vielen, welche das Amsterdamer Museum gesehen haben, erinnern sich nur Wenige der Rathsherren, dem Entzücken der Kenner, aber da ist wol Keiner, der die „Nachtschule“ von Gerard Dow nicht im Gedächtniß behalten hätte. Aber gerade der Lichteffect ist das wenigst Gelungene an dem Meyer'schen Bilde; wenigstens ist er mit etwas Gewaltsamkeit in Scene gesetzt. Denn welche Mutter wird so unbedacht sein, das Licht so zu stellen, daß der arme Wurm, den sie im Arm hält — der Kopf des Kindes ist reizend gemalt, das gebe ich zu —, von der Flamme geblendet wird, sobald er die Augen öffnet. Oder hat der Maler ihre Jugend durch diese Unerfahrenheit charakterisiren wollen? — Eine Bronzestatuette von Arthur Volkmann. Dieses starke, selbständige Talent hat sich durch das gewissenhafteste, rücksichtsloseste Studium der Natur zunächst zu einem ausgeprägten, fast herben Realismus entwickelt, um sich dann anzunähern an die ideale Auffassung, wie sie uns in den Werken der alten griechischen Kunst macht- und reizvoll entgegentritt. Wenigstens scheint uns die hier gebotene Arbeit diese letztere Stufe im Bildungsgange des jungen Künstlers zu bezeichnen, die wol deshalb nicht als die höchst zu erreichende dieses Talentes anzusehen ist, weil das Streben, der Antike gleichzukommen, fast zu einem Archaisiren, zu einer allzugroßen Vereinfachung der darzustellenden Motive geführt hat. Die Wirkung des Kunstwerks wird noch dadurch beeinträchtigt, daß dasselbe nicht ganz fertig ist. Der grünlich schmutzige Ton, mit dem es überzogen, und den man wol für eine künstliche Patina halten könnte, rührt nur daher, daß die Außenfläche des Bronzegusses noch nicht gereinigt und geglättet ist. — Eine Kolossalbüste Lessing's (Gyps), modellirt von Werner Stein in Leipzig. Eine Kolossalbüste ist leider kein Gegenstand, der seinen Schöpfer beim Publicum beliebt zu machen geeignet ist, und doch möchte ich das junge Talent, das mit dieser tüchtigen Leistung debütirt, der Aufmerksamkeit empfehlen. Wem der Ausdruck des Kopfes, der den Epikuräer mehr als den Denker kennzeichnet, nicht genügt, mag bedenken, daß dem Künstler eine selbständige Auffassung nicht zustand, er hatte sich vielmehr genau nach einem wenig bekannten Oelporträt Lessing's zu richten. Franz Vidal.

Bücherbesprechungen.

+ Das häusliche Glück. Vollständiger Haushaltungsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen. Zugleich ein nützliches Hilfsbuch für alle Frauen und Mädchen, die billig und gut haushalten lernen wollen. M. Gladbach und Leipzig, A. Rissarth 1881. Mit Herausgabe dieses Büchleins hat die betreffende Commission des Verbands „Arbeiterwohl“ einen glücklichen Griff gethan. Dasselbe eignet sich durch seinen praktischen Inhalt und die leicht verständliche Form voll und ganz zu dem Zwecke, dem es dienen soll, und wir wünschen demselben schon um deswillen eine möglichst weite Verbreitung in Arbeiterkreisen, weil es eine unbestrittene Thatsache ist, daß ein guter Theil der Arbeiterfrauen von der ordentlichen Führung eines Haushaltes, einer der wichtigsten Vorbedingungen des häuslichen Glückes, wenig oder nichts versteht. Das nur 1 *M*, in Partien sogar nur 60—70 ₰ kostende Büchelchen wird durch das Mahnwort eines Seelsorgers an junge Hausfrauen eingeleitet. Die Mittel und Wege zur Erlangung des häuslichen Glückes werden sodann in drei Abtheilungen (Besorgung der Wohnung, Besorgung der Nahrung mit einer Anleitung zum Kochen und vielen Recepten, Besorgung der Kleider und Wäsche) erörtert, den Schluß bilden Anweisungen über die Kunst, gut hauszuhalten, d. h. mit geringen Mitteln und wenig Geld eine Haushaltung gut zu führen und das häusliche Leben zu einem lieblichen Bilde zu gestalten, sowie das Formular für die Einrichtung eines Haushaltungsbuches.

—m— Die Straßburger Goldschmiedezunft von ihrem Entstehen bis 1681. Urkunden und Darstellung. Ein Beitrag zur Gewerbegeschichte des Mittelalters von Hans Meyer. Leipzig, Duncker und Humblot 1881. 8°. (Staats- und socialwissenschaftl. Forschungen herausgegeben von Gustav Schmoller. Dritter Band. Zweites Heft.) XII, 224 SS. 5 *M* 40 ₰. — Schmoller's ausgezeichnete Arbeiten für die Straßburger Handwerksgeschichte, insbesondere sein großes Werk über die dortige Tuch- und Weberzunft (1879), haben für die Behandlung der Geschichte des deutschen Gewerbewesens eine epochemachende Bedeutung und es war vorauszusehen, daß die neuen Bahnen von der Forschung weiterhin benutzt werden würden. Das vorliegende Buch, dessen Verfasser ein Schüler Schmoller's ist, schließt sich äußerlich und innerlich eng an das erwähnte Werk seines Lehrers an. Es zerfällt, wie jenes, in 2 Hauptabschnitte, von denen der erste eine Sammlung von 55 Documenten, der zweite eine auf denselben beruhende Geschichte der Straßburger Goldschmiedezunft sowol nach ihrer rechtlich-politischen wie nach ihrer gewerblich-wirthschaftlichen Seite hin enthält. Die Urkunden, unter denen namentlich die Zunftbücher und Zunftartikel von 1363, 1456, 1472, 1482, 1534, 1542, 1567, 1642 und 1657 von Wichtigkeit sind, werden in derselben d. h. in einer hier und da von der jetzt üblichen Editionsmethode abweichenden Weise behandelt, wie die bei Schmoller mitgetheilten Documente; wir bedauern dabei namentlich, daß hier wie dort eine Auflösung der Daten unterblieben ist. Die Darstellung zerfällt nach einer Einleitung über die deutsche „Goldschmiede“ (in welchem Worte der Verfasser die Begriffe Goldschmiedekunst und Goldschmiedegewerbe zusammenfaßt) in 3 Abschnitte, welche die Jahre 1362—1450, 1450—1540, 1540—1681 behandeln: die Zeit der Entwicklung, die Blüthezeit und den Niedergang des Handwerks. Die Ausgabe war eine dankbare; die Goldschmiede, in deren Innung auch die Maler, Schilter, Sattler, Harnischer, Glaser, Bildschnitzer und Goldschläger, seit 1502 auch die Buchdrucker (soweit sie „groß redeliche Truckeryen“ hielten) gehörten, spielten in dem kunstgewerblich sehr regen Straßburg eine hervorragende Rolle. Die gesammte Organisation der Zunft, die Vorkehrungen gegen Betrug, das Verhältniß der Goldschmiede zur Münze u. a. sind von eigenartigem Interesse. Anhangweise ist ein Verzeichniß von Straßburger Goldschmiedemeistern aus dem 13. bis 18. Jahrhundert gegeben. Ungern vermissen wir am Schlusse ein Glossar. Im Uebrigen muß man dem Verfasser für den mit Fleiß und Sorgfalt gearbeiteten Beitrag zur deutschen Handwerksgeschichte sehr dankbar sein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend- und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 95. Sonntag, den 27. November. 1881.

Inhalt: Oeffentliche Sitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. — Briefe aus Paris. — Leipziger Stadt-Theater. — Musikalischer Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen (Die evangelische Kirche und die Separatisten und Sektirer der Gegenwart, von Joh. Jüngst. Zwölf Betrachtungen über die heil. zehn Gebote, von Krömer. Drei Abendpredigten. Metaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion, von Paul Carus. Illustrirte Lieferungswerke. Verlag der Gebrüder Obpacher. L. Rabenhorst's Kryptogamenflora. Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Encyklopädie der Neueren Geschichte, herausgeg. von Wilh. Herbst. Neues Archiv für Sächs. Geschichte und Alterthumskunde. Lehr- und Lesebuch der Spanischen Sprache, von F. Boch-Arfoufy. Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit, herausgeg. von Julius Rippert. Dr. Chr. Eduard L. Dürre: Aufzeichnungen ꝛc. aus einem deutschen Turner- und Lehrerleben. Haustheater, 2. Band: Roderich Benedix. F. W. Hackländer's ausgew. Werke. Brockhaus' „Conversations-Lexikon").

Oeffentliche Sitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig.

Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften hielt am 14. November, dem Todestage Leibnizens, eine öffentliche Gesammtsitzung. Zu deren Eröffnung bezeichnete der gegenwärtig vorsitzende Secretär, Hr. Fleischer, diese Todtenfeier als eine den Manen Leibnizens zu entrichtende Ehrenschuld, die auch dann fortbestehen werde, wenn Leipzig seinem größten Sohne das längst vorbereitete Denkmal endlich gesetzt haben werde. Daran knüpfte er einige Worte ehrender Erinnerung an die seit der letzten öffentlichen Gesammtsitzung am 23. April d. J. der Gesellschaft durch den Tod geraubten Mitglieder: 1) Geh. Hofrath Dr. Carl Bruhns, gest. am 25. Juli als ordentlicher Professor der Astronomie und Director der Sternwarte hier, einheimisches Mitglied der mathematisch-physischen Classe seit 1869. 2) Hofrath Dr. Matthias Jacob Schleiden, gest. am 23. Juni in Wiesbaden, früher Professor der Botanik in Jena, einheimisches Mitglied der mathematisch-physischen Classe seit 1858, nach seinem Weggange von Jena im Jahre 1863, bei wechselndem Wohnort zuerst in Dorpat und zuletzt in Wiesbaden, auswärtiges Mitglied der genannten Classe. Die versammelten Gesellschaftsmitglieder ehrten das Andenken der Hingegangenen durch Erhebung von ihren Sitzen.

Es folgten hierauf fünf Vorträge:

1) Hr. Overbeck sprach über die Künstlerinschrift und das aus derselben abzuleitende Datum der Aphroditestatue von Melos (sog. Venus von Milo).

2) Hr. Hankel legte eine Abhandlung vor über die thermoelektrischen Eigenschaften der Krystalle des Pyromorphits, Mimetesits, Phenakits, Strontianits, Witherits, Cerussits, Penninits, Dioptases, Euklases und Titanits. Er machte genauere Mittheilungen über die Vertheilung der beiden Elektricitäten auf diesen Mineralien, wie sie bei Temperaturänderung eintritt, und schloß daran eine Reihe allgemeiner Beziehungen zwischen diesen Vertheilungen und gewissen krystallographischen Verhältnissen.

3) Hr. Leskien berichtete über eine der Leipziger Rathsbibliothek angehörige serbische Handschrift aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrh. Dieselbe enthält eine Uebersetzung der Evangelien und Episteln des Missale romanum in südserbischer Volkssprache und hat als ein verhältnißmäßig frühes und umfangreiches Denkmal derselben für die Geschichte der serbischen Sprache Bedeutung. Der Codex wurde 1699 von dem damaligen Rathsbibliothekar in Rom erworben und enthält eine Notiz in serbischer Sprache, daß er sich am 6. April 1667, am Tage des großen Erdbebens, in Ragusa befand.

4) Hr. Mayer sprach über das Problem der Normalen einer Oberfläche.

5) Hr. Fleischer berichtete über eine im vorigen Jahre zu Wien von Hrn. Leo Schlosberg unter dem Titel: Controverse d'un Evêque. Lettre adressée à un de ses collègues vers l'an 514, mit französischer Vorrede aus einer Pariser Handschrift herausgegebene arabisch-jüdische Streitschrift gegen das Christenthum und wies nach, daß die angebliche Autorschaft eines christlichen Bischofs, der seinen Uebertritt zum Judenthum durch dieses Sendschreiben an einen Amtsgenossen habe rechtfertigen wollen, eine Erdichtung ist.

Briefe aus Paris.

(Große Minister verschiedener Zeiten. — Ein Ausflug nach Fontainebleau. — „Odette", ein neues Stück von Victorien Sardou.)

*** **Paris**, im November.

Gerade im Augenblick, wo wir hier Zeugen gewesen sind von der Bildung eines neuen Ministeriums, dem man voreilend, ohne recht zu wissen warum, zumeist wol nur spottweise, den Beinamen des „großen Ministeriums" gegeben und in welchem der Signor Gambetta, der, was die Schlauheit betrifft, seiner genuesischen Abkunft alle Ehre macht, der erstaunten Welt endlich zeigen soll, was er als leitender Minister vermag, just in diesem kritischen Moment, der gegenwärtig hier die öffentliche Meinung in Spannung hält, fällt mir ein interessantes Werk in die Hände, das die Correspondenz Colbert's, des berühmten Ministers Ludwig XIV., enthält; das Werk ist fünfzehn Bände stark ... es hat mich mit Ehrfurcht erfüllt vor diesem wirklich großen und fleißigen Minister des Roi-Soleil. Da nun gegenwärtig die großen Minister und die großen Ministerien zu den Pariser Actualitäten oder richtiger zu den Dingen gehören, deren Erfüllung wir von der Actualität erwarten, so erscheint ein Rückblick auf die großen Minister verschiedener Zeiten, die den Epochen, in welchen sie gelebt, ihren Stempel aufgedrückt haben, nicht uninteressant. Ich muß freilich hierbei ganz dahingestellt sein lassen, ob es Hrn. Gambetta gelingen wird, sich dieser berühmten Reihe anzuschließen.

Im Museum des Louvre finden wir neben so vielen

anderen Schätzen auch zahlreiche Porträts berühmter Minister aller Zeiten und aller Länder; diese berühmten Männer haben zwar alle verschiedene Politiken befolgt, sie haben verschiedenen Tendenzen gehuldigt und sich von verschiedenen Beweggründen leiten lassen, dennoch scheinen sie alle durch eine gewisse Familienähnlichkeit verbunden, sie blicken aus ihren prächtigen Rahmen in den schönen Kostümen auf uns herab, in welchen sie von ihren Zeitgenossen bewundert worden sind; der Eine in den römischen Purpur gehüllt, der Andere in einer majestätischen Allongenperücke, Dieser mit dem goldenen Vließe, Jener mit dem Hosenbandorden geschmückt. Wir bleiben nachdenklich vor diesen Bildern stehen, mögen sie uns nun den feinen aristokratischen Kopf Richelieu's von Philipp von Champagne oder in einer uns näher liegenden Zeit das strenge Gesicht des Ministers Guizot zeigen, von Delaroche gemalt, im Augenblicke, wo er auf der Tribüne der Kammer mit stolzer Geberde, die eine Hand in der halb geöffneten Weste, die vorlaute Opposition zurechtweist.

Um diese Allmächtigen ihrer Zeit richtig zu würdigen, darf man sie indessen nicht in diesen glänzenden Rahmen betrachten, man muß die Spur dieser berühmten Todten, die von den Mitlebenden so oft verkannt worden sind, in den Archiven verfolgen; dort allein bekommt man einen Begriff von ihrer Thätigkeit und von ihrem Einfluß; welchen Theil des Jahrhunderts, das sie beherrscht haben, man auch durchstöbern mag, man wird immer wieder an sie gemahnt und auf sie zurückgeführt, denn ihre Namen sind mit allen Fragen ihrer Zeit aufs Innigste verwoben; Alles, was sie angerührt haben, trägt ihren Stempel, oft ist, was wirklich groß an ihnen war, von den Mitlebenden nicht erkannt worden und ihre eigentliche Größe zeigt sich erst jetzt in einem ungefälschten Lichte. Welch eine ungeheure Arbeitskraft, welch eine Fülle hervorragender Begabungen war diesen Männern zugesallen! Wenn man z. B. die fünfzehnbändige Correspondenz Colbert's durchblättert, muß man zunächst die geistige Arbeit bewundern, die in diesen Briefen steckt; kein Detail entgeht dem bedeutenden Mann, der die Last von fünf Ministerien auf seinen allerdings rüstigen Schultern zu tragen hat und der gleichzeitig die französischen Finanzen organisiren, die französische Industrie gründen, den französischen Handel erweitern und eine Flotte im eigentlichen Sinne des Wortes improvisiren muß. In Bezug auf eine Statue, die von Rom nach Paris expedirt werden soll, dictirt der große Minister die umfassendsten Instructionen, bekümmert sich um die geringsten Einzelnheiten und sucht allen nur erdenklichen Möglichkeiten vorzubeugen, die der Sendung von Nachtheil sein könnten. Täglich, im Winter wie im Sommer, ist er früh um sechs Uhr der Erste in seinem Ministerium und arbeitet ohne Unterbrechung bis um zwölf Uhr, die Stunde, wo er sein Mittagsmahl hält, nach Tisch begiebt er sich zum Ministerrath nach Versailles, um die Befehle Ludwig XIV. einzuholen und den Abend bringt er an seinem Arbeitstisch in seinem Hause in Paris in der rue des petits champs zu, wo er bis spät in die Nacht arbeitet. Dieser Arbeitstisch des großen Ministers, ein einfacher Tisch aus Birnbaumholz mit einer schwarzen, durch die langen Dienste, die sie geleistet, an verschiedenen Stellen durchlöcherten Tuchdecke wird gegenwärtig im hiesigen musée Carnavalet aufbewahrt. Gott allein weiß, wie dieser Tisch sich durch alle die verschiedenen Revolutionen, die seit dem Tode Colbert's eingetreten sind, hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Louvois, der berühmte und berüchtigte Kriegsminister Ludwig XIV., der Nebenbuhler Colbert's, war ebensalls ein unermüdlicher Arbeiter. Die Archive des Kriegsministeriums zeigen noch heute die Spuren seiner geradezu verblüffenden Thätigkeit. In einem Regimente darf kein Gewehr fehlen, ohne daß der Minister es weiß. Wenn man mit dem Beispiele dieser Männer die . . . . ich will nur sagen Vergeßlichkeitssünden zusammenhält, die gegenwärtig und noch ganz neuerlich bei Gelegenheit der französischen Expedition nach Tunis begangen worden sind, gelangt man unwillkürlich in die bedauerliche Nothwendigkeit, auf eine Abnahme des Patriotismus oder auf eine Abschwächung der geistigen Capacitäten in Frankreich schließen zu müssen.

Aber nicht Frankreich allein war reich an großen Ministern, auch andere Länder bieten uns in dieser Richtung interessante Typen. Welch eine bedeutende und ritterliche Figur ist z. B. jener spanische Minister Olivarez, der, nachdem er alle seine Kräfte aufgeboten, um den von Karl V. errichteten Staatsbau aufrecht zu erhalten, überall von Richelieu geschlagen, gebrochenen Herzens in Toro stirbt. Eines alten Römers würdig war das Ende des englischen Ministers Pitt, der sich sterbend auf die Tribüne tragen ließ, um gegen die Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Seiten Englands zu protestiren; nachdem er seine Rede gehalten, sank er ohnmächtig zusammen. Aller Bewunderung würdig ist auch das große Werk, das der italienische Minister Cavour vollbracht hat. Und wer endlich möchte dem gegenwärtigen Leiter der deutschen Politik, der dem deutschen Namen zu so hohem Ruhme verholfen hat, die Größe absprechen?

Der schließliche entscheidende und definitive Erfolg ist übrigens für das Urtheil der Nachwelt nicht allein maßgebend; sie bewundert den Mann, der sich ein großes Ziel gesteckt hat, welchem er mit allen seinen Kräften zustrebt und der nicht blos für eine Partei, sondern für sein Vaterland gearbeitet und einer ganzen Epoche den Stempel seiner Gedanken aufgedrückt hat; möge er, wie Sully, nach einem langen Bürgerkrieg den inneren Frieden oder, wie Richelieu, nach langen äußeren Kriegen das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt haben, möge er das militärische Frankreich gegründet haben wie Louvois, oder Italien gemacht wie der Graf Cavour oder endlich Deutschland wie der Fürst Bismarck . . . . Jeder Mann, der ein hervorragendes Werk geschaffen, ist *groß*, selbst wenn die Zeit, die nichts verschonende, sein Werk wieder umgeworfen hat. Hinsällig ist Alles, was

> Der Mensch, der flücht'ge Sohn der Stunde,
> Aufbaut auf dem beweglichen Grunde.

Ja auf dem Sande, auf welchem neue Ereignisse die Spuren der alten so schnell wieder verwehen, läßt selbst der Fuß des berühmtesten Menschen kaum eine viel tiefere Spur zurück als der des gewöhnlichen. Große Menschen, hervorragende Geister entziehen sich dieser Evidenz am wenigsten. Sie haben erreicht, was sie erstrebt, sie haben die berauschende Wolluft der Allmacht genossen, sie fühlen sich bald überflüssig, sie verschwinden schnell oder fallen wie Colbert und Louvois, die Beide ja eine Zeit lang allmächtig waren, einer Laune ihres Herrn zum Opfer. Wie muß diesen beiden Männern, die beide so lange Günstlinge des Glückes waren, zu Muth gewesen sein, als sie sich trotz ihrer hervorragenden Verdienste plötzlich gestürzt sahen, aus blinder unberechenbarer Willkür! Ein solches Schicksal haben die gegenwärtigen Minister zwar nicht mehr zu fürchten; aber sie sind einem noch gefährlicheren Despoten unterworfen, denn die ehemalige königliche Ungnade, die Willkürlaune von Oben, ist durch die Revolution ersetzt worden, die Willkürlaune von Unten, welche die Minister noch weit grausamer und undankbarer behandelt, als es die ehemaligen Könige thaten. Daher mag es wol kommen, daß Frankreich nunmehr seit beinahe schon hundert Jahren nicht einen einzigen wirklich großen Minister besessen hat. Die erste Republik legte auf die Wahl der Minister keinen besonderen Werth; Macht und Einfluß waren damals in den berüchtigten Clubs centralisirt. Napoleon I. duldete keine hervorragende staatsmännische Persönlichkeit in seiner Nähe, er entfernte aus diesem Grunde den Fürsten Talleyrand von sich. Die Herren Decazes, Martignac, Casimir Périer, Thiers, Molé, Guizot waren allerdings hervorragende Staatsmänner und bedeutende Parlamentsredner, aber wirklich große Minister waren sie

nicht; keiner von ihnen hat auf seine Zeit den directen und entscheidenden Einfluß eines Richelieu oder eines Colbert ausgeübt. So kommt es, daß man sich immer wieder jenen Männern zuwendet, wenn man das Bild eines großen Ministers sucht, der, mit der höchsten Autorität ausgestattet, für seine Handlungen nur dem Könige Rechenschaft schuldig war, dem Könige, der seinerseits nur Gott als seinen einzigen Richter anerkannte.

Ein großer Theil der Briefe Colbert's ist aus Fontainebleau datirt, bekanntlich einem der Lieblingsschlösser Ludwig XIV., in welchem er jährlich mehrmals mit seinem ganzen Hofe einen längeren Aufenthalt zu nehmen pflegte. Diese häufigen Anspielungen auf Fontainebleau und auf das damalige dortige glänzende Hofleben, von dem man sich heut zu Tage nur noch schwer einen Begriff machen kann, hatten in diesen Tagen die Lust in mir erweckt, einen Ausflug nach jenem Schlosse zu unternehmen. Der sehr schöne Spätherbst, den wir gegenwärtig genießen und der beinahe einem Sommer gleicht, so daß der an charakteristischen Ausdrücken so reiche Volksmund ihn als den „été de la Saint-Martin", Saint-Martins-Sommer bezeichnet, bestärkten mich in dieser Idee. Ich bitte die Leser dieser Blätter, mich auf diesem Ausfluge zu begleiten, der zur Auffrischung zahlreicher historischer Erinnerungen vielfache Gelegenheit bieten wird.

Das Schloß von Fontainebleau ist von einem herrlichen Walde umgeben, der gegenwärtig in seiner ganzen buntfarbigen und goldenen Herbstpracht strahlt . . . und welche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Wald, an die glänzenden königlichen Jagden, die hier gehalten wurden von König Franz I. an, bekanntlich dem Erbauer oder richtiger dem ersten Erbauer des Schlosses, denn nach ihm haben noch drei Könige zur Vollendung des Baues beigetragen. All dieser ehemalige Jagdglanz lebt wieder auf, wenn man einsam den stolzen Wald durchstreift, man meint die Hörner blasen, die Meuten bellen zu hören, man sieht im Geiste die blitzenden Jagduniformen, das glänzende königliche Jagdgefolge, die eleganten Amazonen, umschwärmt von einer Schaar galanter und ritterlicher Anbeter. Nach der Jagd findet in einem der Höfe des Schlosses — es hat deren achtundzwanzig — die Vertheilung der Jagdbeute unter möglichst uneingeschränkter Ausübung des galanten classischen alten „Jagdrechtes" statt und dann wird die königliche Abendtafel abgehalten in der unvergleichlichen Galerie Heinrich's II.; diese Galerie mit ihrem monumentalen Kamin, mit ihren von Primatice gemalten Fresken ist ein Meisterwerk der Baukunst; der Plafond ist in Silbergrund mit goldenen Linien durchzogen, der Fußboden, ein Meisterwerk der Schreinerarbeit, wiederholt mit der größten Genauigkeit die phantastischen Goldlinien des Plafonds; man wagt auf diesem schönen Fußboden kaum aufzutreten, er gleicht einem Boule-Möbel. Wie viele stolze Schönheiten haben in dieser Galerie die Huldigungen ihrer königlichen Anbeter empfangen: die Herzogin von Etampes, Diana von Poitiers, Gabriele d'Estrées — la belle Gabriele —, die Herzogin von La Vallière, Frau von Montespan . . .

In diesem schönen, wirklich königlichen Schlosse, in welchem die „Renaissance" aufgeblüht ist wie eine geheimnißvolle Blume der Kunst, hat König Franz I. den Kaiser Karl V. empfangen und nach abgehaltenem Jagdvergnügen fürstlich bewirthet; der Kaiser trat durch das vergoldete Thor in das Schloß und die schönsten Damen des Hofes, als Nymphen gekleidet, streuten ihm Blumen. Katharina von Medicis hat mit ihrer berühmten fliegenden Schwadron verführerischer Hoffräuleins in diesem Schlosse residirt, zwei ihrer Söhne, die nachmaligen Könige Franz II. und Heinrich III., haben hier das Licht der Welt erblickt. Wenn man aus den Fenstern der Zimmer der Königin in den ovalen Schloßhof hinabsieht, gewahrt man ein kleines Bauwerk mit reichen architektonischen Zierrathen, es ist das Baptisterium Ludwig XIII.; dieser König von Frankreich, Heinrich IV. Sohn, wurde hier getauft. Das Schlafzimmer der Königin Katharina von Medicis wird das Zimmer der „fünf Marien" genannt, weil es von fünf Königinnen dieses Namens, von Marie von Medicis, Gemahlin Heinrich II., von Marie Therese, Gemahlin Ludwig XIV., von Marie Lescinska, Gemahlin Ludwig XV., von Marie Antoinette und endlich von Marie Amalie, Gemahlin Ludwig Philipp's, bewohnt worden ist. Die prächtige seidene mit goldenen Lilien durchwirkte Tapete, welche das Zimmer heute noch schmückt, ist ein Hochzeitsgeschenk der Stadt Lyon an die Königin Marie Antoinette, als sie noch Dauphine war. In diesen Zimmern ist auch der Papst Pius VII. von Napoleon I. gefangen gehalten worden; in dem ehemaligen Schlafzimmer der Königinnen war ein Altar errichtet, an welchem der Papst täglich seine Messe las. In neuester Zeit sind diese Zimmer von der Kaiserin Eugenie bewohnt worden, die für Fontainebleau eine besondere und ganz bezeichnende Vorliebe hatte.

Wohin man sich in diesem schönen und interessanten Schlosse auch wenden mag, überall fühlt man sich von geschichtlichen Erinnerungen umgeben; die historische Legende gewinnt hier noch höhere Poesie, sie wird zur Vision, aus welcher alle die entschwundenen, bedeutenden oder reizenden und verführerischen Gestalten wieder auftauchen, die hier gelebt und geherrscht haben; unter all diesen historischen Erscheinungen ist es immer noch die Napoleon I., die den tiefsten Eindruck auf den Besucher macht, weil sie hier in ihrer ganzen Größe und mit der Majestät des Unglückes vor ihn hintritt. Es giebt in diesem Schlosse eine Menge der prächtigsten Möbel in allen Styles, Styl der Renaissance, Styl Ludwig XIV., Ludwig XV. und Ludwig XVI., von allen diesen schönen und seltenen Möbeln zieht keines die Aufmerksamkeit des Besuchers in so hohem Maße an, als der einfache Mahagonitisch, auf welchem der große Kaiser seine Abdankung unterzeichnet hat. In dem Zimmer, wo dieser Tisch steht, hat er die entsetzliche Nacht verbracht, in welcher er sich das Leben zu nehmen versuchte, aber der Tod, der ihn auf so vielen Schlachtfeldern verschont hatte, wollte auch jetzt noch nichts von ihm wissen, das Gift, das er schon so lange mit sich herumgetragen, hatte seine Kraft verloren, er mußte seinen Sturz überleben. Aus den Fenstern dieses Zimmers blicken wir in den Schloßhof hinab, in die berühmte cour du Cheval blanc, wo der Schlachtenriese am nächsten Morgen von seiner Garde Abschied nahm und wo diese Graubärte ihren Kaiser zum ersten Male haben weinen sehen!

Erfüllt von diesen gewaltigen Erinnerungen verlassen wir das Schloß wieder und begeben uns nach Paris zurück, wohin uns eine große theatralische Solennität ruft, denn als solche darf die erste Aufführung eines neuen Stückes von Victorien Sardou wol bezeichnet werden. Das neue Stück von Sardou heißt „Odette". Der talentvolle Theaterdichter hat damit einen seiner größten Triumphe gefeiert, und das will viel sagen, denn Hr. Sardou hat auf seiner verhältnißmäßig nun schon ziemlich langen Autoren-Laufbahn schon viele Lorbeeren davongetragen. Er beweist aber mit seinem neuen Stücke, daß sein Talent noch nicht abgeschwächt ist, daß er sich noch keineswegs ausgeschrieben hat. Das Stück berührt wieder eine der verschiedenen brennenden Fragen, die für die Nothwendigkeit einer neuen Gesetzgebung in Bezug auf die Ehescheidung in Frankreich sprechen, einer Gesetzgebung namentlich, welche einer untreuen und pflichtvergessenen Gattin das Recht entziehen würde, dem Namen ihres Gatten noch weitere Schande zu machen und diesen Namen, der von einer ganzen Familie ehrenvoll getragen wird, mit in den Sumpf hinabzuziehen, in welchem die Schuldige nach und nach versinkt. Das Stück ist mit anderen Worten eine neue Lanze, die Hr. Sardou zu Gunsten der Einführung der

Ehescheidung in Frankreich gebrochen hat. Die Nothwendigkeit eines Ehescheidungsgesetzes beschäftigt Hrn. Sardou sehr, er hat sich schon in mehreren seiner anderen Stücke, in: „Daniel Rochat", in „Divorçons" und gelegentlich auch in seinem „Oncle Sam" damit beschäftigt; die Idee eines Ehescheidungsgesetzes gehört gegenwärtig zu den Pariser Actualitäten, und Hr. Sardou ist bekanntlich immer auf der Jagd nach Actualitäten, er wird sich vermuthlich über diesen Gegenstand noch nicht ausgeschrieben haben, über den sich noch immer vielerlei sagen läßt, namentlich so lange die Kammer das von dem Abgeordneten Naquet ganz neuerdings wieder vorgelegte Ehescheidungsgesetz noch nicht genehmigt hat; ist diese Genehmigung erfolgt, so wird die Actualität vermuthlich erheischen, das Gesetz anzugreifen; das ist der gewöhnliche Lauf der Dinge in Frankreich, und was in diesem schönen Lande in politischer Beziehung Mode ist, ist es auch in theatralischer. Das neue Stück des Hrn. Sardou ist übrigens sehr geistreich geschrieben und wird ganz vortrefflich gegeben; das Stück wird ohne Zweifel sehr bald ins Deutsche übersetzt werden und die Runde über die deutschen Bühnen machen. Hr. Sardou ist ein glücklicher Autor, sein „Divorçons" wird in den nächsten Tagen die 300. Aufführung im Theater des Palais Royal erleben und seinem neuen Stück „Odette" ist ein ähnlich glänzendes Schicksal zu prophezeien.

Leipziger Stadt-Theater.

Da Hr. Geh. Hofrath Rudolf v. Gottschall augenblicklich verreist ist, so hat die Redaction dieses Blattes davon Abstand genommen, die weiteren Vorstellungen des Schiller-Cyklus, der am letzten Dienstag im neuen Theater sein Ende erreichte, zu besprechen. Nur auf die letzte Vorstellung soll heute noch eingegangen werden, insofern sie — nach dem herrlichen „Demetrius"-Fragment, dem Schwanenlied Schiller's, und dem scenisch eingerichteten „Lied von der Glocke" — ein „Festspiel" zu Ehren unsers größten deutschen Dramatikers brachte, welches von Rudolf v. Gottschall gedichtet und von Eugen Lindner musikalisch ausgestattet war. Festspiele zu schreiben ist keine leichte Sache: schwerer als auf einem anderen Felde der dramatischen Thätigkeit scheint es hier, etwas Bedeutendes, Bleibendes zu leisten, eine wirkliche Handlung zu erfinden, den agirenden Gestalten und Figuren einiges reale Leben einzuhauchen. Als Muster eines Festspiels steht immer noch die „Huldigung der Künste" da: die in ihm von Schiller erfundene Handlung basirt auf festem Grund und Boden, die Personificationen besitzen Leben, ihre Reden Tiefe und formalen Glanz. Das Gottschall'sche Festspiel, das in solenner Weise die diesjährige Schillerfeier beschloß und reichlichen Beifall seiten des zahlreich versammelten Publicums fand, beginnt in seiner ersten Scene etwas bürgerlich, ich möchte sagen schauspielartig: die Scene ist Schiller's Arbeitszimmer; wir sehen den Dichter in ernster Gedankenarbeit am Schreibtisch sitzen: die langsamen Glockenschläge der Uhr verkünden das Anbrechen der nächtlichen Geisterstunde. Klagen über des Künstlers Erdenwallen, über die Nichtanerkennung des Verdienstes seiten der Menschheit, über die Bevorzugung des Unbedeutenden, Gewöhnlichen eröffnen in einem Eingangsmonolog Schiller's das Festspiel. Diese Klagen sollen auch sofort dadurch mit Beweisen belegt werden, daß die Sorge, der Mangel und die Noth, die drei bekannten grauen Schwestern aus dem zweiten Theile des „Faust" — auch der Eingangsmonolog ist etwas faustisch gestimmt —, dem Brütenden, Träumenden, Schlafenden erscheinen, und ihm ewige Fehde bis zum Tod ankündigen: dann erst, wenn er gestorben, solle der Poet frei sein. Kaum erwacht, begrüßen den Dichter weniger geisterhafte Plagen: eine Rotte von alltäglichen Gesellen stürmt in sein Zimmer und hält ihm seine Geisteshoheit vor, die sie, die gemeine Schaar, für eine Thorheit erachtet, und welche wenig modern mehr sei: ein Kritiker zerfetzt seine Trauerspiele in ihre einzelnen Theile, die vor dem Messer der akademischen Kritik nicht stichhaltig seien, ein Schauspieldirector weist ihm die schlechten Cassenrapporte vor, ein Hofmann die geringe Courfähigkeit seiner genialen Producte, ein Philister deren unbegreifliche Höhe, die weder er, noch seine Mitmenschen verständen, ein Zelot deren unchristlichen Hellenismus: schier vernichtet vor der Wucht dieser Anklagen sinkt Schiller in seinen Lehnsessel zurück, während die rohe Rotte triumphirend entweicht. Aber bald soll den Armen eine himmlische Erscheinung trösten: die Muse erscheint in seinem bescheidenen Gemach und er, der von den verheißungsvollen Worten der Göttin wie zu neuem Leben erwacht, läßt sich von ihr entführen; die Scene verwandelt sich: ein elysisches Gefilde dehnt sich blumig und mit zarten Wolken überhangen vor unsren Augen aus. Schiller, an der Hand der Muse, tritt auf, und wird zuerst von der Germania, als der wahre Lieblingsdichter des deutschen Volkes, empfangen: alsdann begrüßen den Staunenden die Gestalten seiner großen Dramen: Karl Moor, Fiesko, Ferdinand von Walter, Marquis Posa, Wallenstein, Marie Stuart, Jungfrau von Orleans, Beatrice, Wilhelm Tell, eine jede charakteristische Worte redend. Nachdem der auf Erden arg Angefeindete so des Trostes inne geworden, daß er doch nicht umsonst gelebt, sondern ihm die Unsterblichkeit gesichert sei, kann er auch noch mit Lorbeerkränzen die Huldigung seines Volkes entgegennehmen, das die deutsche Frau, der deutsche Bürger, der deutsche Dichter und der deutsche Krieger repräsentiren. So ist des „Künstlers Erdenwallen" zu „Künstlers Apotheose" geworden. Ueber dieser Gruppe fällt der Vorhang. Das Festspiel ist formal sehr mannigfaltig gehalten: es beginnt mit altdeutschen Reimpaaren zu vier Hebungen und ergießt sich gelegentlich in melodische Stanzen; die schelltenden Gesellen der Prosa und Nüchternheit, welche in Schiller's Gemach eindringen, ergehen sich in aristophanischen Komödienversmaßen, z. B. in Anapästen. Die Darstellung that ihr Möglichstes, um dem Dichter und seinem Werke in Spiel und Ausstattung würdig zur Seite zu treten. Außer den declamirenden Masken, die durch unsere besten künstlerischen Kräfte vertreten waren — ich nenne die Herren Senger (Karl Moor), Ottbert (Fiesko), Paulick (Ferdinand), Sommerkorff (Posa), Johannes (Wallenstein), Pettera (Tell) und die Damen Frl. Friedhoff (Johanna), Jürgens (Beatrice), Wald (Marie Stuart) — und den drei grauen Schwestern — Frau Schubert, Frau Western, Frl. Caspari — ist in erster Linie Hr. Mylius als Schiller zu nennen: die einzige eigentliche Schauspielpartie des Stückes: die Maske entsprach einem Schillerkopf sehr gut, das Spiel war edel gehalten, die Declamation warm. Die Heloten — die Herren Hans Förster, Dr. Pohl, Conrad, Eichenwald und Schubert — geriethen mit ihren griechischen Metren anfangs etwas in Schwanken: erst allmälig kam das Fahrzeug ihrer Rede in ruhigere Bewegung. Schöne Erscheinungen boten Frau Hildebrandt-v. d. Osten als Germania und Frl. Tullinger als Muse. Das deutsche Volk repräsentirten in der Schlußscene die Herren Stürmer, Ulbrich, Ellmenreich und Frl. Butze. Wirkliche Bedeutung und weit über der bei Festspielen üblichen Gelegenheitsmusik stehend beanspruchte die musikalische Einkleidung des Gottschall'schen Stückes, die der junge talentvolle Chordirector Eugen Lindner geschrieben hatte. Sie kündigte sich schon in der selbständig gehaltenen Ouvertüre als durchdacht an; das Eingreifen in die Handlung war gelegentlich der Schiller'schen Dramenvertreter sehr charakteristisch: die einzelnen Themen, klar und einfach, sprachen an. Hoffentlich ist alle die Arbeit wenigstens für mehr als

einen Abend gethan: eine Wiederholung der ganzen Schlußaufführung wäre nur anzurathen: schon um des wunderbaren dichterischen Testaments willen, das uns Schiller hinterlassen, des „Demetrius", das man — allein! — leider so selten zu sehen bekommt. J. R.

Musikalischer Bericht aus Dresden.

An hervorragenden Concerten hat es seit meinem letzten Referat in Sachsens Hauptstadt in fast auffallender Weise gefehlt; um so glänzender dagegen und von nachhaltigster Wirkung waren die Genüsse, die uns in den verflossenen Wochen durch die königl. Oper geboten wurden. Daß auch diesmal hierbei unser Berliner Gast, Frl. Lilli Lehmann, von deren erfolgreichem Auftreten in Meyerbeer's Robert und Hugenotten ich Ihnen bereits das vorige Mal berichtete, im Vordergrunde des lebhaften Interesses unseres Publicums gestanden, bedarf kaum eines Wortes. Frl. Lehmann feierte seitdem, als Frau Fluth in Nicolai's „lustigen Weibern von Windsor", sowie in der Rolle der Liebhaberin im Trovatore neue Triumphe und machte jedesmal ein übervolles Haus. Wenn die Künstlerin im Trovatore zur Bewunderung ihrer gesanglichen Virtuosität, die sich eng an die beste italienische Schule anschließt, hinriß, so war sie dagegen als Frau Fluth ein reizend-neckischer kleiner Dämon, der, neben seinen vortrefflichen gesanglichen Leistungen, auch durch das heiterste übermüthigste Spiel bezauberte. Und zwar nicht allein das nach Tausenden zählende Publicum bezauberte, sondern auch ihre mitspielenden Collegen und Colleginnen auf der Bühne, die sämmtlich durch das überströmende Leben, die unerschöpfliche Laune und die entzückende Schalkhaftigkeit, mit welcher sich das zierlich-jugendliche Weibchen, Frau Fluth genannt, durch die verfänglichsten Situationen des Stücks mit Grazie und dramatischem Feuer hindurchwand, elektrisirt schienen und so auch ihr Bestes leisteten. So vortrefflich Hr. Degele auch sonst als Hr. Fluth ist — diesmal übertraf er sich doch selbst und ein Gleiches dürfen wir von Decarli's Sir John Falstaff, von der Frau Reich des Frl. Naniz und von dem Fenton des Hrn. Anton Erl sagen; nicht weniger von den komischen Nebenrollen, namentlich von Marchion's Junker Spärlich, ja selbst unseren ausgezeichneten Theaterchor haben wir kaum jemals mit soviel gesanglicher Virtuosität und dramatischem Feuer singen hören und spielen sehen. Kurz — es webte und lebte da oben auf unserer königl. Bühne soviel Lust und Heiterkeit, daß auch der größte Hypochonder beiden nicht hätte widerstehen können, und so erzielte Nicolai's köstliches Werk, in dieser seiner idealen Darstellung, das, was die Kunst überhaupt, vornehmlich aber die komische Oper, bewirken soll: uns auf ein paar Stunden den Ernst (und häufig auch die Prosa) des Lebens vergessen machen. Wir sind der Intendanz zum Dank verbunden, daß sie uns durch Wiederholung von Nicolai's Oper einen solchen Genuß zwei Mal bot. Mit diesen beiden Vorstellungen, deren letzter St. Majestät beiwohnte, erlebten die „lustigen Weiber" ihre 100ste und 101ste hiesige Aufführung.

Die vorletzten acht Tage waren überhaupt eine Woche der hundertsten Vorstellungen, da am 12. November auch Weber's Euryanthe eine solche feierte. Frl. Malten's Eglantine zeigte, was aus dieser Rolle werden kann, wenn sie mit einer Künstlerin ersten Ranges besetzt ist. Nie sang und spielte Hr. Degele den Lysiart mit so ergreifender Wahrheit und so losgelöst von allen bühnenhaft Conventionellen, wie an diesem Abend und war überdies selten gut bei Stimme. Die Bösewichter der Oper ließen somit nichts zu wünschen übrig, während die Lichtgestalten derselben, der Adolar des Hrn. Gudehus und die Euryanthe der Frau Prochaska, eine gleiche ideale Höhe nicht zu erreichen vermochten. Dennoch blieb auch hier viel zu loben. Hrn. Gudehus, dessen Gestalt und Auftreten ihn besonders zu der Rolle des Adolar qualificirt, gelang es, seinen durch zu viele absichtlich hervorgehobene Kraftstellen polternd wirkenden Gesang in einzelnen lyrischen Momenten bis zur Schönheit zu mäßigen und Frau Prochaska, deren Aeußeres nicht zur Verstärkung irgendwelcher Illusionen in der Partie der Euryanthe beiträgt, entschädigte uns vielfach durch ihre schöne Stimme und einen innigen Vortrag der rührenden Momente ihrer Partie. Die königl. Intendanz nahm von der 100sten Vorstellung der Euryanthe ihrerseits durch einen um das Doppelte vergrößerten Theaterzettel Notiz, welcher auf der rechten Hälfte sein heutiges Ansehen behauptete, zur Linken jedoch einen Abdruck des, Mittwoch den 31. März 1824, gelegentlich der ersten Aufführung der Euryanthe in Dresden vorgelegenen Theaterzettels brachte, aus welchem hervorging, daß an dem genannten Tage die damals noch ganz jugendliche und unvergeßliche Schröder-Devrient die Titelrolle gesungen. Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

□ Die evangelische Kirche und die Separatisten und Sektirer der Gegenwart. Von Johann Jüngst, Pfarrer. Gotha, F. A. Perthes 1881. Preis 1 ℳ — Dieses Schriftchen ist ein erweiterter Vortrag, den der Verf. auf einer niederrheinischen Predigerconferenz über die Stellung der Kirche zur außerkirchlichen Frömmigkeit der Gegenwart gehalten hat. Wenn dasselbe auch zunächst die kirchlichen Verhältnisse der Rheinprovinz berücksichtigt und sich auf die dortigen separatistischen und sektirerischen Erscheinungen beschränkt, so sind es doch analoge Erscheinungen, die in den anderen deutschen Landeskirchen zu Tage treten, und ziehen sich gewisse Grundzüge gleichmäßig durch alle Gestalten des Separatismus und der Sektirerei hindurch. Bei der vielfachen Zersetzung des bisherigen äußeren Kirchenthums greifen diese außerkirchlichen Bewegungen bedeutend um sich. Es liegt eine geistige Macht in ihnen, die nicht ignorirt werden darf, und zwar nicht blos in der einseitigen Beschränktheit, die ihnen eignet und die immer auf große Kreise eine Wirkung ausübt, sondern auch in dem Kern von Wahrheit, der ihnen innewohnt, mit dem sie gewisse Seiten, die in der Kirche nicht genügend zur Geltung kommen, hervorheben und ausprägen. Das rechte Verfahren der Kirche diesen Bewegungen gegenüber ist kein kirchenpolizeiliches und mechanisches, sondern ein innerliches; es gilt, das Wahre und Echte, was die separatistischen und sektirerischen Bewegungen enthalten, in der Kirche so viel möglich zu befriedigen und dieselben von Innen heraus zu überwinden. Dazu gehört viel geistlicher Takt und Besonnenheit, auch ein offener und scharfer Blick für Menschen, der sich nicht bestechen läßt. Eine geistige Handreichung dazu ist dieses mit großer Sachkenntniß und mit eben so viel Schärfe und Klarheit, als evangelischer Weitherzigkeit geschriebene Schriftchen, das insonderheit sehr interessante Mittheilungen über die separatistischen Bewegungen im nordwestlichen Deutschland macht. Mit trefflichen Worten mahnt der Verf. namentlich zur rechten Werthschätzung der eigenen kirchlichen Gemeinschaft gegenüber allen Verlockungen des Freikirchenthums, das unserer deutschen Art und Natur wie unserer deutschen Geschichte durchaus widerspricht. „Wer unser Volk, sagt der Verf. mit Recht, herzlich lieb hat, der halte fest an unserer Volkskirche so lange, bis Gott selbst sie auflöst. Es ist leicht, ihre Schäden aufzudecken und zu tadeln, aber es ist edel, sie zu heilen."

□ Zwölf Betrachtungen über die heil. zehn Gebote, mit bes. Rücksicht auf eine katechetische Behandlung derselben von Dr. phil. Krömer, Diacon. an

St. Peter zu Leipzig. Leipzig, Matthes 1881. Preis 1 ℳ — Nicht ausgeführte Katechesen oder katechetische Entwürfe bietet der Verf., wol aber zeigt er in klarer und durchsichtiger Gedankenentwickelung auf Grund eines tiefen und eindringenden Verständnisses die wesentlichsten Momente zur katechetischen Behandlung des Gesetzes, das so oft in casuistischer, oberflächlich moralisirender Weise ausgelegt wird. Wir können die kleine, aber gehaltvolle Schrift namentlich den Lehrern nur angelegentlich empfehlen. Speciell versteht es der Verf., das Alte Testament aus dem Neuen Testamente zu erklären und die Vertiefung und Verinnerlichung, die das Gesetz durch Christus erfahren, zu ihrem Rechte zu bringen.

□ **Drei Abendpredigten** bei dem XXII. Congreß für innere Mission in **Bremen**, gehalten von Pastor Lehmann aus Eythra, Abt Dr. **Uhlhorn** aus Hannover und Professor Dr. **Haupt** aus Kiel. Gütersloh, Bertelsmann 1881. Preis 75 Pfg. — „Mancherlei Gaben, aber Ein Geist" — kann man von diesen Predigten sagen, die nicht blos den Besuchern des Congresses eine werthvolle Erinnerung sein werden, sondern auch denjenigen Freunden der inneren Mission, welche an demselben nicht haben Antheil nehmen können, einen Ersatz dafür bieten. Es sind glaubenswarme, aus der Schrift, wie aus der christlichen Erfahrung tief geschöpfte und ebenso in die Schrift hineinführende, geist- und lebensvolle Zeugnisse, alle drei gleichmäßig frei von aller forcirten Rhetorik, die so gern auf dergleichen Festen ihr Brillantfeuer glänzen läßt, aber deswegen nur um so wohlthuender. Auch ist von allen drei Predigern die Gefahr glücklich vermieden, specieller auf die innere Mission, von der bei den Verhandlungen genugsam gehandelt wird, einzugehen; es sind Predigten über allgemeine christliche Lebensgedanken, die zwar die innere Mission auch berühren, aber sich auf dieselbe keineswegs beschränken. Der von der Verlagshandlung so billig normirte Preis läßt eine weitere Verbreitung dieser trefflichen Predigttrias ebenso hoffen, als wir sie wünschen.

— **Metaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion.** Eine philosophische Untersuchung von Dr. Paul **Carus**. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhandlung, 1881. — Wenn der Vers. dieser Schrift u. A. den Satz ausspricht, daß es wol verschiedene Philosophien, aber nur eine Metaphysik gebe, deren Unerkennbarkeit sodann wiederum von keinem Philosophen bestritten werden dürfe, so sind dieses Behauptungen, die offenbar nur auf einer Abweichung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche des Wortes Metaphysik als irgend einer bestimmten Ansicht über die letzten Fragen der Welt beruhen können. Wir möchten sehr davor warnen, doch nicht in der Philosophie immer neue Wege einschlagen zu wollen, die zuletzt nur in einer eigenthümlichen Gruppirung und Verarbeitung der einmal gegebenen und herrschend gewordenen Begriffe und Auffassungen in derselben bestehen dürften. Ein vollkommen neues System und Lehrgebäude aufzustellen wird auch der Verf. dieser im Uebrigen von Fleiß und redlichem Streben nach scharfem Denken zeugenden Schrift nicht beabsichtigt haben. In einer Zeit, wie die unsrige, welche kein eigentlich herrschendes System der wissenschaftlichen Philosophie mehr besitzt, treten solche Versuche und Ansätze zur Bildung einer eigenthümlichen Weltansicht zuweilen nur zu reichlich hervor; daß auch die Religion, die Ethik und selbst die Kunst sich zum Theil auf dasjenige bezieht oder gründet, was an sich die Metaphysik für uns vertritt, ist gewiß; der höhere Standpunkt aber für die Unterscheidung und Begrenzung aller dieser Gebiete kann nur der allgemein geschichtliche oder näher der culturhistorische sein. Man sehe auch in der Philosophie zunächst nur das, was sie ist, einen gegebenen Complex historischer Erscheinungen und gebe es auf, den Sisyphusstein der Formulirung der allgemeinen Fragen des Wissens immer wieder von Neuem in das Rollen bringen zu wollen. C. H.

△ **Illustrirte Lieferungswerke.** Die von uns mehrfach erwähnte **Kurz-Heyse**'sche Bearbeitung des Rasenden Roland von Ariost, welche illustrirt von Doré's Meisterhand lieferungsweise bei S. Schottländer erscheint, ist nunmehr bis zur 30. Lieferung und inhaltlich bis zum Gesange 27 vorgeschritten. Als packende Momente in Wort und Bild sind aus den letzten Lieferungen u. A. die Darstellungen der Amazonen auf Kreta, der entfesselten Kriegsfurien, der Roserei Roland's über die Treulosigkeit der Geliebten u. s. w. hervorzuheben. — Die Hefte XI und XII der „**Nordlandsfahrten**. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales" — Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig — enthalten eine interessante Schilderung und Darstellung der zahlreichen prächtigen Kathedralen, Abteien und Kirchen in England von Dr. Adolf **Rosenberg**. Von den Illustrationen ist zu rühmen, daß bei denselben das architektonische Detail ebensosehr zur Geltung kommt, als die landschaftlichen Reize der Umgebung. — Die beiden zuletzt erschienenen Lieferungen (V und VI) von „Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. Rud. **Kleinpaul**" — Leipzig, Schmidt & Günther — bringen eine eingehende Beschreibung des Colosseums, der großartigsten Arena der Welt, und des Constantinbogens, und bestätigen von Neuem unsere günstige Meinung, die wir von vornherein von diesem cultur- und kunstgeschichtlichen Prachtwerke gehabt haben. — Bis zur 13. Lieferung — mit der 15. Lieferung wird dasselbe fertiggestellt sein — ist das Sammelwerk „**Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst**", eingeführt von **Julius Sturm**, mit 12 Lichtdruckbildern nach Originalen von Th. Schüz — Wolfenbüttel, Julius Zwißler — vorgeschritten. Die gedachte Lieferung bringt als Ersatz für das in der ersten Lieferung befindliche, „Einzelnen unsympathische" Bild eine andere Darstellung eines glücklichen Ehepaares, welche mehr als die frühere befriedigen wird. — Von dem von O. v. Leixner herausgegebenen Gesammtbilde der wichtigsten Erscheinungen auf den Gebieten der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit „**Unser Jahrhundert**" — Stuttgart, J. Engelhorn — liegen bis jetzt 32 Lieferungen vor; mit der 27. Lieferung ist der erste Band dieses besonders auch für die reifere Jugend empfehlenswerthen Werkes abgeschlossen. — Daß die Quelle, aus welcher die sogenannten illustrirten Prachtwerke fließen, nahezu unversiegbar ist, darauf deuten einige weitere Erscheinungen dieser Gattung hin. Zu hohen Erwartungen sowol in Bezug auf den Text als auf die Illustrationen berechtigt die uns vorliegende Probelieferung des Werkes „**Fremde Völker**. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt von Richard **Oberländer**", welches in 24 Lieferungen à 1 ℳ 50 ₰ aus dem Verlage von Julius Klinkhardt, Leipzig-Wien, hervorgehen wird. Wie der Titel besagt, wird dasselbe die überraschenden Resultate der älteren und neueren Forschungen auf dem Gebiete der Völkerkunde weiteren Kreisen in unterhaltender und anschaulicher Weise — letzteres besonders mit Hilfe guter Illustrationen — zur Darstellung zu bringen suchen. Das Werk beginnt mit einer Schilderung von Land und Leuten in Japan; in bildlicher Darstellung wird uns dabei das dortige Straßenleben, das Innere eines buddhistischen und eines Sinto-Tempels, das Hawairi — Ausschlitzen des Bauches —, der Typus der niederen Kasten der Japaner u. A. vorgeführt. — Die Verlagsbuchhandlung von Hirt & Sohn trägt dem immer reger werdenden Interesse an den nordischen Ländern neben den oben erwähnten „Nordlandsfahrten" durch Herausgabe eines eingehenden gleichfalls reich illustrirten Werkes über die Länder der Mitternachts-Sonne Rechnung, welches den Titel „**Im Lande der Mitternachts-Sonne**. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen, Schweden, Lappland und Nord-Finnland" führt und in höchstens 24 Lieferungen à 1 ℳ vollständig in den Händen der Leser sein soll. Der Text rührt von dem bekannten Reise-

schriftsteller Paul B. du Chaillu, die deutsche Bearbeitung von A. Holms her. An Illustrationen werden in Aussicht gestellt 48 Tonbilder, ca. 200 Holzschnitte im Text, eine größere Ansicht von Stockholm neben einer Uebersichtskarte. Zum Schlusse gedenken wir des Ergänzungswerkes zu dem „Buche der Erfindungen, Gewerbe und Industrie", welches die Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig und Berlin vorbereitet. Dasselbe führt den Titel „Die Erfindungen der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen", als Herausgeber sind auf der 1. Lieferung — 18 bis 20 Lieferungen zum Preise von je 50 ₰ sind in Aussicht genommen — der Custos am Mährischen Gewerbemuseum in Brünn Heinrich Frauberger und der Bibliothekar des kaiserlichen Patentamtes in Berlin Dr. G. van Muyden genannt. Besondere Rücksicht bei der Darstellung der bedeutsamen Erfindungen und großartigen Anwendungen älterer Errungenschaften des Menschengeistes, welche sich an die beiden letzten den Weltausstellungen gewidmeten Jahrzehnte knüpfen, soll einerseits dem Patentwesen und andererseits den Zielen der Kunstindustrie gewidmet werden.

△ Der uns übermittelte Verlags-Katalog der Gebrüder Obpacher in München, nebst einer Sendung der neuesten Verlagsartikel dieser Firma läßt die überraschenden Fortschritte erkennen, welche diese Kunstanstalt auf dem vorzugsweise von ihr gepflegten Gebiete von Jahr zu Jahr macht. Der Kalender-Verlag dieser Firma weist wiederum einige bemerkenswerthe Novitäten auf; das Verzeichniß der verschiedenen Arten von Boudoir-, Briefstaschen-, Mignon- und Prachtkalendern, welche die Firma producirt, ist so reichhaltig, daß in der That den verschiedensten Geschmacksrichtungen dadurch Rechnung getragen wird. Da giebt es ferner Buchmerker, Blumen-Lesezeichen, Blumen-Karten, mit und ohne Text, von den einfachsten bis zu den wahrhaft künstlerisch ausgestatteten, Albumblätter, Relief-Spielteller und Relief-Blumenteller, einzelne Blätter zum Wandschmuck, Festkarten, Glückwunsch-, Jagd-, Menu-, Neujahrs- und Tischkarten mit launigen Versen und geschmackvollen Verzierungen und Bildern — das Neueste sind aber die prächtigen Atlas-Drucke, die ihrer gediegenen Ausstattung halber vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich lenken müssen. Von der Haus-Chronik im Blumen- und Dichter-Schmud, die in demselben Verlage erschienen ist und die wir vor Jahresfrist als eine zum Weihnachtsgeschenke für Damen vorzugsweise geeignete poetische Anthologie und zugleich als ein handliches Haus-Denkbuch bezeichneten, hat sich bereits eine zweite Ausgabe erforderlich gemacht. Allerdings gehören aber auch die darin enthaltenen Aquarellen von Marie Hopffner geb. v. Manteuffel-Zöpen, sowie die ganze Ausstattung dieses Buches, mit zu dem Schönsten, was in diesem Fache geleistet worden ist.

* Die Verlagshandlung von Ed. Kummer in Leipzig bereitet von der vor nunmehr nahezu 40 Jahren erschienenen ersten deutschen Monographie über die Kryptogamen — Dr. L. Rabenhorst's Kryptogamenflora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz — eine zweite Auflage vor und hat zu einer dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Darstellung der zunächst in Aussicht genommenen Gruppen bekannte Specialforscher gewonnen. Der 1. Band wird die Pilze behandeln und von dem Docenten der Botanik an der Universität Zürich Dr. G. Winter bearbeitet. Die bisher erschienenen beiden Lieferungen — mit 10 Lieferungen à 2 ℳ 40 ₰ wird dieser Band fertiggestellt sein — enthalten zunächst eine Einführung in das Studium dieser höchst formenreichen Gruppe der niederen Kryptogamen und sodann eine beschreibende Darstellung der der 1. (Schizomycetes), 2. (Saccharomycetes) und theilweise der 3. Classe (Basidiomycetes) angehörigen einzelnen Pilzsorten mit erläuternden Abbildungen. Die Bearbeitung des 2. Bandes (Die Meeresalgen) hat Ferd. Hauck in Triest, die der Süßwasser-Algen Paul Richter in Leipzig übernommen, außerdem werden noch die Diatomaceen, die Laub- und Lebermoose, die Flechten, Charen und Gefäßkryptogamen systematisch dargestellt werden. Wir behalten uns zunächst ein eingehenderes Urtheil über den ersten Band bis zu dessen vollständigem Erscheinen vor.

— Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte für Leser aller Stände. 2. Auflage. Wien und Pest (1882) bei A. Hartleben. (20 Lieferungen à 30 Kreuzer.) — Die erste Auflage dieses Buchs war ein Handbuch von beschränkter Gründlichkeit und Ausführlichkeit, aber gewandt und übersichtlich geschrieben und mit einer reichen Auswahl guter Schilderungen (geographischer Charakterbilder), so daß es sich trotz der gedachten Mängel viele Freunde erworben hat und nach wenigen Jahren eine neue Auflage nothwendig geworden ist. Von der zweiten Auflage liegen zwei Lieferungen vor, in denen uns überall eine gründliche und verständnißvolle Durcharbeitung entgegentritt. Einzelne in die allgemeine Geographie gehörige Ausführungen, wie über Formen der Berge ꝛc. sind weggelassen. Die Zahlen für die Grenzlinien, für die Areale, für die Berghöhen sind zum größten Theil geändert, die Uebersicht über die Alpen ist in zweckmäßiger Weise umgestaltet, überall treten uns sorgfältige Berichtigungen entgegen. Die Bevölkerungszahlen sind nach der neuen Zählung von 1880 gegeben. Da gleichzeitig auch eine anerkennenswerthe Vermehrung der in Tondruck ausgeführten landschaftlichen Abbildungen eingetreten ist, so begrüßen wir die zweite Auflage mit Freuden als einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der speciellen beschreibenden Erdkunde. O. D.

* Die von Dr. Wilhelm Herbst, Professor in Halle, herausgegebene „Encyklopädie der Neueren Geschichte", welche in gedrungener Kürze und in alphabetischer Form gewissenhafte Auskunft über alle wichtigen Ereignisse und Personen giebt, welche die Culturvölker Europas und der anderen Welttheile in den letzten 300 Jahren bewegten, ist bis zur 9. Lieferung gediehen. Dieselbe enthält u. A. eine lichtvolle Geschichte der Pariser Commune und eine Darstellung des Lebens und Wirkens der drei Cromwells (Olivier, Richard und Henry Cromwell).

* Das 3. Heft des II. Bandes des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben vom Archivrath Dr. Ermisch — Dresden, Wilhelm Baensch —, enthält an selbständigen Abhandlungen eine Darstellung der Berka von der Duba — bekanntlich eines alten böhmischen Herrschergeschlechtes — auf Hohnstein, Wildenstein, Tollenstein und ihre Beziehungen zu den Meißnischen Fürsten von Professor Dr. Knothe in Dresden, ferner „Napoleon in Dresden" vom Oberhofmarschall a. D. Hermann Frhrn. v. Friesen, endlich Mittheilungen aus dem Schulwesen Sachsens, besonders in Mittweida und Freiberg, zu Ende des 17. Jahrhunderts, von dem Bibliothekar am K. Statistischen Bureau in Dresden, am Ende, außerdem Literaturnotizen (zumeist sehr eingehende Besprechungen des Dr. Dürrschen Werkes über Adam Friedrich Oeser, der Knabe'schen Geschichte der Stadt Torgau, der Nebe'schen Bearbeitung der Kirchenvisitationen des Bisthums Halberstadt in den Jahren 1564 und 1589, endlich des Scheuffler'schen Vortrages „Hans Fabian von Ponickau, der Defensor der Oberlausitzer Glaubensfreiheit des 30jährigen Krieges") und eine Uebersicht über neuerdings erschienene Schriften zur Sächsisch-Thüringischen Geschichte und Alterthumskunde.

△ In die Sammlung moderner Grammatiken nach der Methode Robertson, welche die Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig veranstaltet, ist neuerdings das ausführliche Lehr- und Lesebuch der Spanischen Sprache, bearbeitet von F. Booch-Arkossy und Don Manuel F. Cartajena, aufgenommen worden. Wie

seine bisher erschienenen Vorgänger (italienische und französische Sprache), besteht es aus zwei Bänden und einem Supplementbande und bezweckt, allen eine rein praktische Belehrung Suchenden ein aus Musterstücken der besten spanischen Schriftsteller plangemäß zusammengestelltes Hilfsmittel zu bieten, dessen vorschriftsmäßige Benützung unter Anleitung des Lehrers einen überraschend günstigen Erfolg sichern wird. Für vorgebildete Selbststudirende bietet das Supplement einen Schlüssel, d. h. eine Lösung der in den Hauptbänden gestellten Aufgaben, während in den übrigen Fällen natürlich dem Lehrer die Correctur der von dem Schüler angefertigten schriftlichen Uebersetzungen nach der auch in dieser Beziehung eigenartigen, aber praktischen Robertson'schen Methode obliegt.

** Der hiesige Schriftsteller Dr. Julius Rifsert gedenkt eine Sammlung der Deutschen Humoristen aus alter und neuer Zeit in monatlich erscheinenden Heften herauszugeben und mit kurzen, sachlichen Einleitungen jedes derselben zu eröffnen. Auch die Vertreter der Satire und der rein komischen Literatur sollen in der Sammlung berücksichtigt werden. Der zuerst erschienene Band enthält eine gute Auswahl der humoristischen Schriften Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherrn v. Gaudy's — und zwar das „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen", eine Auswahl aus dessen „Römerzuge", sowie einige der Lieder, Terzinen und erzählenden Gedichte Gaudy's — (Altenburg, O. Bonde, Preis: 50 ₰), welcher eine kurze Charakteristik dieses Schriftstellers, sowie eine kurze Untersuchung des Herausgebers bezüglich der Frage: Was ist Humor? vorausgeht. Uns ist im Augenblicke nicht gleich die ähnliche Sammlung, die vor Jahren unsers Wissens von Ernst Eckstein veranstaltet worden ist, zur Hand, um beurtheilen zu können, ob und inwiefern ihn von Julius Rifsert vorbereitete „humoristische Bibliothek" von der ebengenannten, bereits vorhandenen sich unterscheiden werde.

r. Dr. Chr. Eduard L. Dürre. Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe aus einem deutschen Turner- und Lehrerleben. Herausgegeben von Dr. Ernst Friedrich Dürre. Mit Porträt. Leipzig, Eduard Strauch 1881. Da kaum erwartet werden kann, daß allen unseren Lesern ohne Weiteres der Name Desjenigen, dessen Lebensbild in dem vorliegenden, nahezu 900 S. umfassenden Bande geboten wird, bekannt sein werde — haben wir doch selbst im Anfange nur eine sehr unklare Vorstellung von dem Leben und Wirken dieses Mannes gehabt —, so sei zunächst bemerkt, daß Dürre, als Sohn eines Handwerkers in Berlin im Jahre 1796 geboren, das Gymnasium zum grauen Kloster besuchte, als Freiwilliger im Lützow'schen Freicorps an dessen Streifzügen theilnahm, nach Beendigung des Krieges infolge seiner lebhaften Betheiligung an der Turn- und Burschenschaftssache eine fünfjährige Demagogenverfolgung über sich ergehen lassen mußte, und während und nach dieser Zeit als Haus- und Privatlehrer in verschiedenen deutschen Städten sowie in Lyon Jahrzehnte hindurch seinen Unterhalt suchte und fand. Im Sommer 1848 kehrte er nach Deutschland zurück und beschäftigte sich mit Schulstatistik, schrieb auch zahlreiche andere pädagogische Artikel für periodische Fachschriften, die seinen Namen in weiteren Kreisen der Lehrerwelt bekannt machten, fand überhaupt in einer unablässigen Sorge für die Zukunft der Volksschule seinen Beruf fast bis zum letzten Augenblicke seines vielbewegten Lebens, welches im Frühjahre 1879 abschloß. Sein Sohn hat nun auf Grund der hinterlassenen Aufzeichnungen seines Vaters, der mit mancher bedeutenden Persönlichkeit in engere oder fernere Beziehungen getreten ist, einen Abriß von dessen Leben zu geben versucht. Es wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß die Lectüre dieses Lebensbildes manches Interessante bietet: nur ist unseres Erachtens der Verfasser in einen Fehler verfallen, der allerdings einem liebevollen Sohne gern verziehen werden mag, er hat Vieles in diese Biographie seines Vaters aufgenommen, was er gewiß für bemerkenswerth hält, während zahlreiche Leser gegentheiliger Meinung sein werden. So hatte beispielsweise Dürre über einen Theil seiner Erlebnisse in dem Feldzuge kurze und flüchtige Aufzeichnungen hingeworfen, die ohne nähere Erklärungen und Ergänzungen zumeist geradezu unverständlich sind; auch diese theilt der Verfasser mit photographischer Treue mit, während er doch oft selbst nicht im Stande ist, die zu deren Verständnisse erforderlichen Erläuterungen zu geben. Auch einige andere Notizen, Briefe u. s. w. des Verstorbenen hätten füglich ohne Schaden des Ganzen weggelassen werden können. Dagegen ist es uns auffällig gewesen, daß der Verfasser die Richtigkeit einiger Bemerkungen seines Vaters bezweifelt hat, ohne daß hierzu ein triftiger Grund vorgelegen hätte. Wir wollen in dieser Beziehung nur hervorheben, daß der Vorname des Verfassers der Tragödie „Die Weihe der Kraft" — der vollständige Titel lautete: „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" und der Verfasser suchte später nach seinem Uebertritte zum Katholicismus durch das Gedicht „Die Weihe der Unkraft" sein Werk vergeblich zu vernichten und zu widerrufen — S. 864 ganz richtig mit Zacharias (Werner) angegeben ist, daß hinter diesem Vornamen angebrachte Fragezeichen mithin nicht am Platze ist.

* Der soeben im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erschienene 2. Band des „Haustheaters. Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise von Roderich Benedix" (Preis broch. 6 ℳ) umfaßt den Rest jener zu ihrer Aufführung keiner besonderen scenischen Vorrichtungen bedürfenden einactigen Benedix'schen Lustspiele, die sich zur Aufführung in Familien und geselligen Kreisen vorzugsweise eignen. Wir sind überzeugt, daß die freundliche Aufnahme, welche der erste Band dieser Sammlung gefunden hat, auch dieser Nachlese nicht fehlen wird. Uebrigens wollen wir ausdrücklich von der vorgedruckten Erklärung der Benedix'schen Erben Notiz nehmen, daß der Besitz dieses Buches keiner öffentlichen Bühne das Recht zur Aufführung eines der darin enthaltenen Stücke giebt, daß solches vielmehr von den Rechtsnachfolgern des verstorbenen Verfassers besonders erworben werden muß.

* Die Verlagshandlung von Carl Krabbe in Stuttgart veranstaltet eine Ausgabe der ausgewählten Werke F. W. Hackländer's, dessen kleine Bilder und Geschichten aus dem bürgerlichen und Soldatenleben sowie größeren Romane mit zu dem Besten gehören, was auf dem Gebiete der „leichten Lectüre" producirt worden ist. In 20 monatlichen Bänden à 1 ℳ 50 ₰, oder 60 zehntägigen Lieferungen à 50 ₰ werden folgende Werke enthalten sein: Eugen Stillfried. Handel und Wandel. Soldatenleben im Frieden. Europäisches Sclavenleben. Wachtstubenabenteuer. Namenlose Geschichten. Der letzte Bombardier. Der Roman meines Lebens.

*** Die neue 13. Auflage von Brockhaus' „Conversations-Lexikon" schreitet rasch und regelmäßig vorwärts, ganz dem Prospect entsprechend, wonach monatlich 3 bis 4 Hefte veröffentlicht werden sollen. So sind in den letzten Wochen das dritte, vierte und fünfte Heft, bis zum Artikel Alaun reichend, in kurzen Zwischenräumen zur Ausgabe gelangt. Illustrirt werden diese Hefte außer durch mehrere in den Text gedruckte Holzschnitte durch fünf ganzseitige Bildertafeln: Aegyptische Architektur, Antilopen II, Afrikanische Menschenstämme, Amerikanische Alterthümer, Altane und Balkone, sowie durch zwei sorgfältig ausgeführte Karten: Antillen und Physikalische Karte von Nordamerika. Die Hefte 1—5 liegen übrigens auch zu einem Drittelband vereinigt vor (20 Bogen mit 11 Bildertafeln und 3 colorirten Karten enthaltend); diese Erscheinungsform in Drittelbänden wird gewiß vielen Kreisen willkommen sein, besonders der sich zu einem Weihnachtsgeschenk schon eignende erste Drittelband, in dem sich eine „Anweisung" auf das ganze Werk befindet.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 96. Donnerstag, den 1. December. 1881.

Inhalt: Die Altenburger Bauern. — Bücherbesprechungen (Paris, von Max Nordau. Das Erzgebirge, von Oscar Meßner. Karte des Königreichs Sachsen, von Th. v. Bomsdorff. Weihnachtsliteratur. Kalenderliteratur. „Vom Fels zum Meer“).

Die Altenburger Bauern.

Der nivellirende Einfluß der Gegenwart hat sich auch auf einen Volksstamm erstreckt, der bis vor einigen Jahrzehnten in strengster Abgeschlossenheit, in der Eigenart vielhundertjähriger Gebräuche und Gewohnheiten dahinlebte, und von dem die Außenwelt lange vorher Notiz nahm, ehe er sich um sie bekümmerte, — die Altenburger Bauern. Ihre altväterliche Tracht ist jetzt im Verschwinden begriffen, mit ihr verschwinden allmälig ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten; — die nächste Generation schon wird wenig mehr von dem vorfinden, was das Interesse und die Neugierde auf dieses glückliche und wohlhabende Völkchen hinlenkte. Das bereits verblassende Bild zu fixiren, ist die Aufgabe dieser Zeilen. Nun ist dem Verfasser wohl bekannt, daß der Nivellirungsproceß hier schneller und dort langsamer vor sich geht; in der Nähe der Städte, der Eisenbahnen und der Grenze ist schon Manches verschwunden, was diejenigen bewahrt haben, die jenen Einflüssen mehr entzogen sind. Darum soll gerade der Theil des Altenburger Ostkreises, — denn nur dieser kommt, abgesehen von schmalen Grenzstreifen der Nachbarländer, in Betracht — der Besprechung unterzogen werden, der sich in einem Halbkreis ostwärts nach dem Königreich Sachsen hinzieht und von Städten ziemlich weit entfernt ist. Hier scheinen die besonderen Eigenthümlichkeiten des Bauernthums verhältnißmäßig noch am treuesten bewahrt worden zu sein, wenigstens trifft hier das, was der Pfarrer Hempel 1839 über „die Sitten, Gebräuche, Trachten u. s. w. der Altenburgischen Bauern“ in dritter Auflage schreibt, noch großentheils zu, während es z. B. für die Dörfer im Umkreis von Altenburg vielfach antiquirt sein dürfte.

Ohne allgemein Bekanntes, wie z. B. über die slavische Abstammung eines großen Theils der Altenburger Bauern, über die Vorzüglichkeit des Bodens, den sie bebauen, ihren Wohlstand u. dgl. zu wiederholen, lenken wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf ihre öfters auch in großen Aufzügen für weitere Kreise zur Schau gestellte Tracht. Das große Bauernreiten in Altenburg, das vor einigen Jahren selbst Zeichner und Berichterstatter großer Zeitungen dahin führte, bot insofern kein getreues Bild der Bauerntracht mehr, als das männliche Geschlecht dieselbe zum großen Theile abgelegt hat. Jene langen weißen Röcke, das Festkleid der Vergangenheit, waren ad hoc neu angefertigt, und das kleine vorn nieder- und hinten aufgekrempte Hütchen trägt Niemand mehr. Es ist durch städtische Mütze oder Filzhut verdrängt. Die ledernen schwarzen Kniehosen und die grüne Jacke mit ihrem eigenthümlichen Schnitt werden allerdings noch getragen, aber auch kaum neu angeschafft. So sieht man nur noch ältere Leute männlichen Geschlechts in der Bauernkracht, auch in der Kirche und beim Feste; doch wird sie mit ihnen absterben. Conservativer ist das weibliche Geschlecht, das mit dem „Umkleiden“ langsamer vorgeht. Verheirathete Frauen erscheinen nur selten in Bürgertracht, selbst die jungen Mädchen treten noch vielfach in der Tracht der Mütter auf, wenigstens bei der Arbeit; am Traualtar und bei festlichen Gelegenheiten, wie beim Tanz, kommt der städtische Anzug zum Vorschein. Selbst Schulmädchen tragen noch die haltbaren und dauerhaft gearbeiteten Anzüge der älteren Geschwister ab, und noch vielfach ist das Confirmationskleid das erste städtische, das sie besitzen. Da der weibliche Bauernanzug, der übrigens mobischen Veränderungen ebenfalls unterworfen war und noch ist, eine sehr mannigfaltige werthvolle Ausschmückung durch Stickereien, Perlen, Verwendung von Sammt und Seide zuläßt, so ist er sehr geeignet, den Stand und Reichthum der Besitzerin hervortreten zu lassen. Was die Magd im bürgerlichen Kleide leicht vermag, konnte sie niemals im Bauernkleid, es der Herrin gleichthun, und daß dieses Verlangen nicht erst aus dem 19. Jahrhundert datirt, beweist eine Verordnung der Fürstl. Altenburgischen Regierung vom 12. December 1691: „Die übermäßige Kleider-Hoffarth derer Bauermägde, weswegen sie den Lohn zu steigern pflegen, soll abgeschaffet, oder bei verspürter Halsstarrigkeit ihnen solcher (sic) öffentlich abgenommen werden.“ Doch erstreckte sich diese Fürsorge der Regierung nicht auf die Mägde allein, die Kleiderordnungen bezogen sich auf den gesammten Bauernstand und zwar in sehr charakteristischer Weise. Durch Mandat vom 18. December 1769 werden die Unterthanen bürgerlichen Standes*) in 4 Classen getheilt; zur vierten und letzten Classe gehören auch die Bauern nebst ihrem Gesinde. Und zwar sind dieser Classe verboten: die seidenen und halbseidenen Zeuge, alles Gold und Silber, auch alle Spitzen über 6 Groschen am Werthe, ingleichen seidene und halbseidene Hals- und Kopftücher, besonders alle gefärbten seidenen Bänder über 1 Groschen an Werth. Besonderes Interesse erregt diese Classifizirung dadurch, daß zur zweiten Classe beispielsweise die Aufwarte-, Näh- und Stubenmädchen, ingleichen Köchinnen in adeligen und vornehmen bürgerlichen Häusern, wie auch die Weiber und Töchter derer Livrée tragenden Köche und Laquaien gehören. Und wie streng trat die Regierung auf! Sie mochte mit früheren Mandaten schlechte Erfahrungen gemacht haben, darum werden auf Uebertretungen schwere Geldstrafen gesetzt. Bei der dritten aber sollen die Peccanten „auf willkührliche Zeit ins Zuchthaus“ gebracht werden.

Trotz alledem ist bestimmt anzunehmen, daß der Standesunterschied auch fernerhin in der Tracht seinen Ausdruck gefunden hat, wie er auch heute noch z. Th. in schroffer Weise betont wird. Wenn es auch vielleicht Sage ist, daß der vier- und sechspännige Bauer mit dem Handgutsbesitzer, der einst die Frohndienste mit der Hand und ohne Pferde leistete und auch jetzt sein Feld meist mit Kühen bestellt, oder gar mit dem Häusler und Tagelöhner nicht an einem Tische

*) Bürgerlich in dem Sinne gemeint, wie wir noch jetzt von bürgerlichen Kreisen sprechen.

sitzen wollte, so sieht doch der „kleine Mann" den großen Grundbesitzer durchaus nicht als seines Gleichen an und der letztere bewegt sich vorzugsweise unter „Standesleuten", wie sich die besitzenden Familien selbst nennen. Eine Heirath zwischen den Gliedern beider Gruppen ist viel seltener und viel auffälliger, als eine solche zwischen Gliedern des Bürgerstandes und des hohen Adels.*) Und vollends das gemeine, das sich aus den Kreisen der Besitzlosen oder der kleinen Leute überhaupt rekrutirt, bildet eine Kaste für sich, trotzdem dasselbe die Herrschaft mit dem allgemein gebräuchlichen Du anredet, und hat, wenigstens da, wo socialdemokratische Ideen noch keinen Boden gefunden haben — und das ist in der Mitte des Altenburger Landes (Land im Gegensatz von Stadt gebraucht) nicht der Fall —, noch das volle Bewußtsein seiner Unebenbürtigkeit. Ein junger Mensch, der zufällig neben den Pfarrer zu sitzen kam, schnitt das von dem Pfarrer angeknüpfte Gespräch mit den Worten ab: „Ich bin nur ein Fahr-Kerl" (Kerl der übliche Ausdruck für männliches Gesinde). — Die Klagen der Stadtbewohner über die Dienstboten findet man auch auf dem Lande. Dasselbe verlangt hohen Lohn und will sich nichts sagen lassen. Während früher das Gesinde des Abends nach gethaner Arbeit seinen Platz an dem Tische der Wohnstube hatte, treiben sich jetzt die Knechte in den Schänken umher und verwenden ihr Geld auf alles Mögliche, nur auf nichts, was ihr sittliches Leben oder ihre Intelligenz fördern könnte, weshalb ihr Bildungsgrad ein äußerst niedriger ist. Auch die Mägde brauchen ihr Geld für den Putz und besitzen oft trotz hohen Lohnes so gut wie nichts.

Freilich ist die Arbeit des landwirthschaftlichen Gesindes eine saure und erfordert bei der Accuratesse, mit der der Bauer in der Feld- und Viehwirthschaft zu verfahren und bei der Genauigkeit, mit der er die Arbeiten des Gesindes zu controliren pflegt, viele Anstrengung. Genau sind die Arbeiten jedes Dienstboten geregelt, sie selbst bilden auf einem größeren Gute eine Stufenleiter mit festbestimmtem Rangunterschied. Der Name des Dienstboten wird nie genannt, er wird mit seinem Amtstitel gerufen; der erste Knecht, der Schirrmeister, ist gleichsam der Chef des Gesindes, er stellt, soweit der Herr nicht ins Spiel kommt, an, hat den Vorsitz bei Tische und wenn er zu essen aufhört, muß auch der arme Kuhjunge, der letzte Knecht, der aber unter dem Commando der Hausfrau steht und, weil sich seine Functionen auf den Kuhstall erstrecken, auch den Mägden untergeben ist, satt sein. — In kinderreichen Familien werden die Gesindestellen auch theilweise von den erwachsenen Kindern des Hauses vertreten, wie überhaupt die ganze Familie an den Arbeiten der Wirthschaft theilnimmt. Auch der größere Besitzer giebt wenigstens das Geschäft der Aussaat nicht aus der Hand, und die Hausfrau hat auch in den größten Gütern die Verwaltung der Milchwirthschaft und wäscht die Butter aus, ein Geschäft, das niemals den Dienstboten überlassen wird. Besondere Wirthschafterinnen giebt es äußerst selten. Auch die Pflege des Blumengartens, der an keinem Gute fehlt, ist Sache der Hausfrau; er liefert die köstlichen Bouquets, mit welchen die Frauen zur Kirche kommen, und mit welchen sie sich schmücken, wenn sie zum Besuch gehen. Diese Gärten harmoniren in Anlage und Prunk mit den großen palastähnlichen Wohnhäusern, an welche sich hufeisenförmig die Wirthschaftsgebäude anschließen.

Jedes Bauernhaus hat im Erdgeschoß eine große Wohnstube, an welche sich eine kleinere anschließt, die der Herrschaft reservirt und meist reicher ausgestattet ist. Von der oft mit Cementplatten oder Fliesschen belegten Hausflur führt, wenigstens in neuausgebauten Gütern, eine breite steinerne Treppe nach dem oberen Stockwerk, das noch ein oder mehrere oft gan nach städtischem Zuschnitt eingerichtete Zimmer hat. In einem derselben hängen in langer Reihe die Pastellbilder der Familienglieder oder der Ahnen, sonst aber läßt der künstlerische Schmuck die Stadt einigermaßen vermissen, da das Kunstgewerbe vom Bauernstand nicht gerade reichlich unterstützt wird. Dafür strotzen die Vorrathskammern und blinken die schönen Wirthschaftsställe mit den wohlgepflegten Kühen und den edlen kräftigen Pferden, den Lieblingen und Pfleglingen des Herrn, auf deren Schonung er bisweilen allzu sehr bedacht ist.

Das Leben des Bauern verläuft in steter Abhängigkeit von dem Naturjahr und in steter Beziehung zu demselben; auf Saat und Ernte ist sein Interesse vorzugsweise gerichtet und die Zeit der Ernte ist die arbeitsreichste und wichtigste im ganzen Jahre. Nicht daß er allen geistigen Interessen fremd wäre; es giebt Güter, wo die sämmtlichen Classiker zu finden sind, und der Bauernstand sendet Abgeordnete zum Landtag nach Altenburg, die den Abgeordneten der anderen Stände durchaus ebenbürtig sind. Bekannt ist ein solcher aus dem von uns oben bezeichneten Theile des Altenburger Landes, ein gewandter Redner, in allen politischen und volkswirthschaftlichen Fragen wohl unterrichtet, der daheim eine von Fremden öfters besuchte und bewunderte Musterwirthschaft leitet und außerdem ein zuvorkommender und gewandter Gastwirth ist. (Die Gasthofsgerechtsame pflegt auf einem Gute zu ruhen.) Indeß, wenn dem Ebengenannten auch noch Andere an die Seite gesetzt werden könnten (es giebt auch Dichter), so ist doch eine, die Ziele der Volksschule übersteigende Bildung immer verhältnißmäßig selten. Der Bauer schöpft seine Kenntnisse lieber aus der Erfahrung als aus Büchern und Zeitschriften, wenn es auch Dörfer giebt, wo landwirthschaftliche Journale gehalten werden und wo der wohlhabendere Gutsbesitzer auch wol einmal ein vom Buchhändler zugesandtes Buch behält. Immerhin ist dem Bauer ein Ackerland mehr werth als eine ganze Bibliothek. Denn der Grund und Boden steht hoch im Werth und ist nur in seltenen Fällen überhaupt käuflich. Noch herrscht die Minoratserbfolge. Doch wird es jetzt, wo die Kinder bei der Erbtheilung gleichmäßig bedacht werden und der jüngste Sohn das Gut oft zu hohem Preise übernehmen muß, seltener vorkommen, daß der ältere Bruder als der Knecht des jüngeren seine Tage auf dem väterlichen Gute verbringt, was früher nichts Seltenes war. Freilich wird es ihm, auch wenn er Vermögen besitzt, oft schwer, sich in der Heimath anzukaufen, und wenn es ihm nicht gelingt, in ein Gut hineinzuheirathen, dadurch, daß er eine Wittwe oder Erbtochter freit, so muß er suchen, sich im Auslande Besitz zu erwerben.

Bei seinem conservativen Sinne thut er das ungern. Denn der Altenburger Bauer ist im Grunde conservativ, auch wenn er sich vereinzelte liberale Anschauungen angeeignet haben sollte. Ob man immer von einer geklärten politischen Ueberzeugung reden darf, wollen wir dahingestellt sein lassen; es würde das wol auch bei einigen Stadtbewohnern, selbst wenn sie nicht conservativ sind, einer Untersuchung bedürfen. Der Bauer liebt sein engeres Vaterland, steht treu zu seinem angestammten Herrscherhause und ist wenigstens entschieden nicht reichsfeindlich, wenn auch seine Interessen, Wünsche und Hoffnungen die Grenzen des Herzogthums kaum überschreiten. Natürlich ist die Theilnahme der Jugend an dem großen französischen Kriege der Anbahnung des nationalen Sinnes förderlich gewesen.

Conservativ ist der Bauer auch in seiner Stellung zur Kirche. Da, wo das Altbauernthum noch zu finden ist, sind auch die Kirchen gefüllt, werden die kirchlichen Dinge hoch geachtet und geschätzt. Es giebt noch Parochien, wo die jährliche Zahl der Communicanten die Einwohnerzahl übersteigt, und eine Verschmähung der Taufe oder Trauung ist in Bauerndörfern unseres Wissens überhaupt noch nicht vorgekommen. Allerdings hat die Kirchlichkeit der Bauern ihre Hauptwurzel in der von den Vätern ererbten

*) Ausnahmen kommen besonders dann vor, wenn in kinderreichen Familien die Söhne und Töchter nicht standesgemäß ausgestattet werden können.

Sitte. Aber bekanntlich ererben wir alle mehr als wir erwerben und wir wollen uns freuen, daß dieses Erbe auch auf die folgende Generation übergehen werden wird. Beweise von persönlichem, auf eigner Erfahrung beruhendem Christenthum sind doch auch zu finden und in Schenkungen für Kirche und Schule zeigt sich auch eine, sonst manchmal zu vermissende Opferwilligkeit.

Diese ist um so höher zu schätzen, als der Bauer, phlegmatischen Temperaments, wie er ist, schwer die Initiative ergreift, aber um so zäher festhält, was ihm einmal zur Gewohnheit geworden ist. Er ist äußerst vorsichtig im Reden und Urtheilen, spricht wenig und bedächtig und kommt dem Fremden leicht mit Mißtrauen entgegen. Das erklärt sich aus seiner Vergangenheit. Der Bauer des Mittelalters ist der „arme Mann", der mit Frohndiensten und Lasten überhäufte, oft mit Füßen getretene Vasall seines Lehnsherrn. Es liegt ihm heute noch etwas davon im Blute, daß der Nicht-Bauer, der sich ihm nähert, auf seinen Geldbeutel speculirt, oder sich über seine Dummheit lustig machen will. Und da er auch in unserm Jahrhundert noch von den Städtern vielfach als der „dumme Bauer" verhöhnt und als der dumme Bauer ausgebeutet worden ist, so ist es ihm nicht zu verdenken, wenn er der Dumme ferner nicht sein will. Uebrigens gereicht ihm sein vorsichtiges und maßvolles Urtheilen vielfach auch zur Zier, denn er hält auch, wenn er über seine Mitmenschen spricht, daran fest und selbst in einer Gesellschaft von Frauen wird man wol bisweilen Scherz und Heiterkeit, nie aber jene giftige, schadenfrohe, Alles entstellende Mebisance finden, die in anderen Kreisen so gewöhnlich ist. Hier sei die Bemerkung erlaubt, daß man mit erfahrenen älteren Bauersleuten, besonders den Frauen, eine gute und anregende Conversation machen kann, ohne auf Musik, Theater, Literatur oder Reisen eingehen zu können.

Versteht man sie denn auch, da sie doch bekanntlich ihren besonderen Dialekt sprechen? Gewiß, da infolge des regelmäßigen Schulunterrichts jeder Bauer im Stande ist, sich in der Schriftsprache auszudrücken (d. h. mündlich). Trotzdem kann man nicht sagen, daß der Dialekt im Verschwinden begriffen wäre, da er im Verkehre der Bauern untereinander durchgängig gebraucht wird, wol aber macht er einen Umgestaltungsproceß durch und nähert sich der Schriftsprache wieder, deren Corruption er ist. Die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten dieser Corruption, wenn der Ausdruck überhaupt erlaubt ist, da bei der Entstehung dieses Dialekts sprachliche Gesetze gewaltet haben, bestehen im Ablaut der meisten langen Vocale, Zusammenziehung mehrerer Silben zu einer durch Elimination von Consonanten, und Verstümmlung der Flexionsendsilben. Pronomina werden meist zum vorhergehenden oder folgenden Wort gezogen. In folgendem Sätzchen sind alle vier Veränderungen erkennbar: 'r kunnt 'n Wehn kreige (Ihr könnt den Wagen kriegen).

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

\# \# Paris, Studien und Bilder aus dem wahren Milliarden-Lande von Max Nordau. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. — Ein interessantes Buch, ein lesenswerthes Buch so sprach ich zu mir selbst, als ich das Werk nach sorgfältiger und eingehender Lectüre wieder aus der Hand legte und ich habe diese Lectüre hier in Paris selbst vorgenommen, so daß mir alle Gelegenheit geboten war, die Anschauungen und Kritiken des Autors über die Weltstadt zu controliren. Ja,' es ist ein lesenswerthes Buch; dies ist auch die Ansicht eines alten Parisers, der, rara avis, deutsch versteht, dem ich das Buch geliehen und der es mir mit den Worten zurückgab: „C'est un livre vécu!" Dieses Urtheil resumirt das Lob, welches das Werk im hohen Maße verdient; das Buch enthält Erlebtes; der Autor hat fast immer richtig gesehen und er ist gerecht in seinem Urtheil; er hat sich von dem blendenden Eindruck, den Paris in der Regel hervorbringt, nicht hinreißen, nicht fasciniren lassen, er hat die Licht- und die Schattenseiten der gewaltigen Stadt erkannt und ist nicht übertrieben in seinem Lob und nicht ungerecht in seinem Tadel. Das Buch ist namentlich Denen zu empfehlen, die eine Reise nach Paris beabsichtigen; sie können sich durch die Lectüre im Voraus ein Urtheil über die Weltstadt bilden, das sie sodann de visu controliren und berichtigen werden.

△ Das Erzgebirge und seine Bedeutung für die Culturentwicklung Sachsens. Festrede bei der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs Albert im Seminar zu Plauen gehalten von Oscar Metzner, Seminaroberlehrer. Annaberg, Hermann Graser, 1881. Der Festredner-Verfasser hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, die vielfachen wunderlichen Vorstellungen, die mannigfachen Vorurtheile, die gerade über das Erzgebirge selbst bei den Verfassern geographischer Lehr- und Handbücher noch zu existiren scheinen, zu berichtigen und zu zeigen, was es mit dem Sächsischen Sibirien, den düsteren Wäldern, kahlen Bergrücken, Sümpfen, Morästen u. s. w., die nach der Phantasie dieser Herren hier existiren sollen, für eine Bewandtniß hat. Eine wohlthuende warme Liebe für das vielverkannte Erzgebirge durchzieht das Schriftchen. — Eine zweite dankenswerthe, die Verhältnisse eines Theiles unseres engeren Vaterlandes erörternde Schrift ist unter dem Titel „Die Vegetationsverhältnisse im Gebiete der oberen Freiberger Mulde" (mit einer geologischen Karte der Umgebung von Freiberg). Von Ernst Emil Trommer, Realschul-Oberlehrer. Separatabdruck aus dem neunten Jahresberichte der Realschule I. Ordnung zu Freiberg. Freiberg, Gerlach'sche Buchdruckerei 1881, erschienen. Der Verfasser bezeichnet seine Bearbeitung des Gebietes der oberen Freiberger Mulde nach den Grundsätzen der Pflanzengeographie und mit Bezugnahme auf die Landesculture beschreibener Weise nur als Versuch einer allgemeinen und übersichtlichen Vorarbeit, die als Grundlage zu späteren ergänzenden Untersuchungen dienen sollte. Von besonderem Interesse wird den Landsleuten des Verfassers der von demselben zuerst gemachte Versuch sein, eine allgemeine Uebersicht über die im behandelten Gebiete vorkommenden häufigsten und wichtigsten Pflanzenspecies zu geben.

— Karte des Königreichs Sachsen, entworfen und gezeichnet von Th. v. Bomsdorff. 1:260 000. Fünfter verbesserter Abdruck. Mit Angabe der Gerichtsgrenzen. Leipzig 1882, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. (4 ℳ) — Die sauber und fein gezeichnete Karte umfaßt das Gebiet vom Salzigen See bis Priebus und Freiwaldau im Norden, bis Weißenstadt, Eger, Prag, Böhmisch-Brod im Süden. Schrift, Waldbezeichnung, Eisenbahnen — letztere vollständig und genau — sind mit schwarzer Farbe gedruckt, Wege und Städtezeichen mit Karminroth, Flüsse und Teiche in Blau, Landes- und Gerichtsbezirksgrenzen (letztere nach den neuen Umgesaltungen) in Violett, so daß das Ganze einen angenehmen, harmonischen Eindruck gewährt. Sämmtliche Ortschaften sind verzeichnet, auch in den angrenzenden Gebieten anderer Staaten, was besonders für das nördliche Böhmen, den altenburgischen Oftkreis ꝛc. von Wichtigkeit ist. Terrainzeichnung fehlt: sie ließ sich bei dem gegebenen Maßstabe und der Zusammendrängung von Ortschaften und Namen ohne Nachtheil für die Deutlichkeit nicht ausführen; doch sind einzelne Bergkuppen angegeben. Wünschenswerth wäre es freilich gewesen, wenn bei letzteren die Meterzahlen angegeben worden wären. O. D.

Weihnachtsliteratur. I. Das herannahende Weihnachtsfest giebt uns wiederum Anlaß, von den uns zugegangenen

literarischen Erzeugnissen diejenigen herauszugreifen und aufzuzählen, die unseres Erachtens zu Festgeschenken sich eignen würden, und zwar beginnen wir zunächst, da auf dem Weihnachtstische unserer jungen Freunde ein gutes Buch nicht zu fehlen pflegt, mit den Jugendschriften. Einfachen Ansprüchen hinsichtlich der Ausstattung und des Umfangs solcher Schriften genügen die im C. F. Spittler'schen Verlage in Basel unter dem Titel „Kindergarten", Neue Folge, erschienenen cartonnirten Bändchen, die schmucklose, dem kindlichen Alter angepaßte Erzählungen enthalten. Jedem Bändchen ist das farbige Bild eines Vogels mit der Stelle, wo dasselben in der heiligen Schrift Erwähnung geschieht, vorgeheftet und kostet dasselbe bei 22 S. Text nur — 30 ₰. Sehr zu loben sind auch die in demselben Verlage erschienenen Erzählungen von Anna Bachofner-Burkorf, die frei von allem Gesuchten und Gemachten, dabei aber doch ebenso spannend als erbaulich sind. Von denselben liegen uns vor „Unter einem Dach", eine Erzählung für die Jugend, mit einem Bilde in Farbendruck, 56 S., 50 ₰, und „Aus dem Seemannsleben", eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde, gleichfalls mit einem Bild in Farbendruck. Höcker's Jugendbibliothek — Erzählungen für Jugend und Volk von Oskar Höcker, Düsseldorf, A. Bagel — bringt uns in diesem Jahre sechs neue Bändchen, jedes elegant cartonnirt und mit zwei Illustrationen versehen, mit den Erzählungen „Die Fee des Erzgebirges", Erzählung aus dem 16. Jahrhundert, „Gott macht nicht reich, es sei denn reich das Herz zugleich", Erzählung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, „Bei den Husaren", eine komische Geschichte aus der Garnison, „Nur ein Kutscher", Erzählung aus dem Alltagsleben, „Der Wille ist des Werkes Seele" und „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet", eine Erzählung aus Nürnbergs Vorzeit. Auch der Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden, welcher bereits weit über 100 Bändchen mit den beliebten Erzählungen von W. O. v. Horn (W. Oertel) hat erscheinen lassen, bietet diesmal neue Bändchen mit Erzählungen von Oskar Schupp, J. Bonnet, Hugo Oertel u. a. dar, die ganz im Sinne und Geiste des vorgenannten Jugendschriftstellers geschrieben sind. — Die von uns bereits vor Jahresfrist mit Anerkennung erwähnte Geschichte aus alter Zeit von Heinrich Steinhausen „Irmela" (Leipzig, Georg Böhme, 1882) ist in zweiter Auflage erschienen. In die noch weiter zurück liegende Vergangenheit führt uns Gustav Pasig in seiner in demselben Verlage erschienenen stimmungsvollen Erzählung „Higberta", nämlich in die Zeit, da unsere Vorfahren das ihnen von den Römern auferlegte Joch abzuschütteln suchten, die Zeit, in welcher die ersten Strahlen des Christenthums erwärmend hineindrangen in die deutschen Gaue. Für die jüngere Mädchenwelt ursprünglich bestimmt, aber den Frauen ebensowol als den Männern warm empfohlen kann werden: Das Margarethenbuch, eine Erzählung von Th. v. Sadern. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1881.) Das bereits in 5. Auflage vorliegende, auch in die englische Sprache übertragene poesievolle Buch hat sich bereits zahlreiche Freunde erworben und verdient es, daß sich deren noch recht viel neue hinzufinden. — Von den „Bildern für Schule und Haus" (Leipzig, Verlag der Illustrirten Zeitung) ist es insbesondere das Doppelheft Nr. 21/22, welches vielen unserer Kinder besondere Freude machen wird. Dasselbe enthält nämlich neben einem trefflichen Bilde unseres Durchlauchtigsten Königspaares lauter bildliche Darstellungen landschaftlicher und architektonischer Sehenswürdigkeiten unseres engeren Vaterlandes als: die Schlösser Lauenstein, Colditz, Rochsburg, Stolpen, die Ruine Oybin, Ansichten von Dresden, Leipzig, Chemnitz, Freiberg, Leisnig, Bad Elster u. s. w., denen eine kurzgefaßte, mit historischen Bemerkungen versehene Beschreibung beigefügt ist. Der Preis dieses der sächsischen Jugend gewidmeten Doppelheftes ist 1 ℳ

Kalenderliteratur. Eine der beliebtesten Erscheinungen der Kalenderliteratur ist seit Jahren „Die Spinnstube", ein Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes, begründet von W. O. v. Horn (W. Oertel), im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern fortgeführt von H. Oertel. (Wiesbaden, Julius Niedner.) Der 1882er Jahrgang — demselben sind bereits 36 vorausgegangen — enthält außer dem üblichen Zeit- nebst Haus-, Feld- und Gartenkalender die Auflösung der in der Spinnstube von 1881 enthaltenen Räthsel, eine mit der Hebung des Handwerkerstandes sich beschäftigende Einleitung, sowie verschiedene kleinere und größere Erzählungen, Anekdoten u. s. w. — Auch der Ameisenkalender, herausgegeben von F. A. Geißler in Leipzig, mit seinen guten, mitunter freilich auch solchen Scherzen, denen man dieses Prädicat nicht beilegen können wird, mit seinen mannigfachen — zumeist aus der Feder des Schriftstellerveteranen Theodor Drobisch geflossenen — belehrenden und unterhaltenden Aufsätzen wird wiederum sein dankbares Publicum finden (Preis 50 ₰). — Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau sind so wie in früheren Jahren zwei Kalender erschienen: der umfangreichere unter dem Namen Trewendt's Volkskalender enthält auch in seinem neuesten 38. Jahrgange neben einer Reihe guter Stahlstiche u. A. eine spannende Erzählung von Rosegger, Biographien berühmter Generäle, Plaudereien über Breslaus Vergangenheit, einen belehrenden Aufsatz über die wichtigsten Krankheiten des Getreides u. s. w. (Preis 1 ℳ 25 ₰). In dem kleineren — Trewendt's Haus-Kalender für das Jahr 1882 — 35. Jahrgang — sind einige der größeren Aufsätze weggelassen, derselbe ist dafür aber auch schon für 50 ₰ zu kaufen. — Einer der ältesten sächsischen, ja deutschen Kalender ist der Freiberger Stadt-, Land- und Bergkalender, der für das Jahr 1882 in seinem 238. Jahrgange vorliegt. Der Preis desselben ist unverändert geblieben — 50 ₰ —, ebenso die Quantität und Qualität des dafür Gebotenen. — Landwirthen, in zweiter Reihe aber auch Geschäftsleuten jeder Art auf das Wärmste zu empfehlen ist der Taschen-Kalender für Haus- und Landwirthe auf das Jahr 1882, herausgegeben von Dr. William Löbe, Redacteur der Illustr. Landwirthschaftlichen Zeitung, 24. Jahrgang (Reichenbach'sche Buchhandlung in Leipzig). Derselbe ist auch diesmal in vier verschiedenen Ausgaben (für preußische, deutsche, sächsische und österreichische Haus- und Landwirthe) erschienen und zeichnet sich wie früher durch reichen Inhalt, sowie zweckmäßige Vertheilung des Stoffs aus. Der Preis beträgt 2 ℳ, für in Leder gebundene Exemplare 2 ℳ 50 ₰. — Für dieselben Kreise bestimmt ist der Landwirthschaftskalender, herausgegeben von K. Graf zur Lippe-Weißenfeld und A. Rieger, Director der Landwirthschaftlichen Winterschule in Schweidnitz (Hinstorff'sche Buchhandlung, Wismar), der in dem vorliegenden 16. Jahrgange durch Hinzufügung neuer und Umarbeitung bereits vorhandener Tabellen abermals eine Verbesserung erfahren hat und besonders für den kleineren Landwirth ein zweckmäßiges Hilfs- und Nachschlagebuch ist. (Preis 1 ℳ 50 ₰.)

* Das zweite und dritte Heft von Spemann's Illustrirter Zeitschrift für das deutsche Haus „Vom Fels zum Meer" halten sich in jeder Beziehung auf der Höhe des mit so vielem Beifalle aufgenommenen Probeheftes Nr. 1. Der mannigfaltige Inhalt, der für Belehrung und Unterhaltung gleichmäßig sorgt, die Menge der interessanten, ungemein sorgfältig ausgeführten Illustrationen, verbunden mit der geschmadvollen Ausstattung des Ganzen, sind bei dem im Verhältnisse dazu staunenswerth billigen Preise von 1 ℳ pro Heft ganz dazu angethan, diesem Unternehmen die allerweiteste Verbreitung zu sichern.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfranco) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 97. Sonntag, den 4. December. 1881.

Inhalt: Das Wesen, die Aufgaben und die Ziele der modernen Meteorologie, von v. Danckelman. — Die Altenburger Bauern. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Der „sächsische Volkskalender". Die Patricierin, von R. Boß. „Unsere Zeit"). Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Das Wesen, die Aufgaben und die Ziele der modernen Meteorologie.

Vortrag, gehalten im Verein für Erdkunde in Leipzig

von Dr. v. Danckelman, Vorstand des Meteorologischen Bureaus.

Die Geographie und die Meteorologie, hochverehrte Anwesende, haben sehr viel gemeinsame Berührungspunkte. Ein Studium der Meteorologie ist nicht möglich ohne eingehende geographische Kenntnisse und andererseits greift jener wesentliche Zweig der geographischen Wissenschaft, den man mit dem Namen der physikalischen Erdkunde belegt hat, sehr beträchtlich in das Gebiet der Meteorologie, d. h. in die Lehre von der Physik des Luftoceans, auf dessen Boden wir leben, über. Trotz der vielen Beziehungen, welche zwischen diesen beiden Wissenschaften bestehen, hat es jedoch sehr lange gedauert, bis die großartigen Umwälzungen, welche im Laufe der beiden letzten Decennien in der Meteorologie vor sich gegangen sind, bei den Geographen die gebührende Würdigung und in den physikalischen und geographischen Lehrbüchern allgemeine Aufnahme gefunden haben. Noch in den neuesten Auflagen der bekannten Physik von Jochmann, in der kosmischen Physik von Joh. Müller, in der II. Auflage von Peschel's Geschichte der Erdkunde ꝛc. finden sich durchaus unhaltbare, meist aus Verquickung von alten mit neueren Anschauungen entstandene Ansichten vorgetragen. Es mag dies meist daher kommen, daß die meteorologischen Specialarbeiten und die wenigen Fachzeitschriften, welche dieser Wissenszweig aufzuweisen hat, bis in die neueste Zeit hinein nur sehr wenig Eingang in geographische Kreise gefunden haben und weil andererseits zur Zeit noch sehr wenige besondere Lehrstühle für Meteorologie an den höheren Lehranstalten bestehen. In Deutschland ist z. B. ein solcher gegenwärtig gar nicht vorhanden.

Um das Wesen und die Bestrebungen der Meteorologie der Gegenwart vollauf würdigen und verstehen zu können, möchte ich Sie bitten, mit mir einen kurzen Blick auf die Geschichte und den Entwickelungsgang, den dieser Wissenszweig genommen hat, zu werfen.

Die Unermeßlichkeit des Einflusses, welchen das Wetter namentlich in der gemäßigten Zone, in der Heimath aller Culturvölker, wo seine Veränderlichkeit sprüchwörtlich geworden ist, auf unsere Gemüthsstimmung, auf unser Handeln und unser Wohlbefinden ausübt, hat schon in den frühesten Zeiten der menschlichen Geschichte die Aufmerksamkeit auf dasjenige gelenkt, was man heute unter Meteorologie versteht. Das Ausbleiben oder das Uebermaß des Regens, die entfesselte Wuth der Stürme beeinflußt ja nur zu leicht das Wohl und Wehe von Hunderttausenden, ja ganzer Völker! Wenn auch ein eminenter Geist des Alterthums, Aristoteles, seiner Zeit weit voraus eilend, einige wichtige Momente der Meteorologie gleichsam voraus ahnend, schon ergriffen und ausgesprochen hat (so z. B. den Dove'schen Gedanken, daß es eigentlich nur zwei Luftströmungen gebe, eine nördliche und eine südliche, alle übrigen seien Uebergänge der einen in die andere), so fehlte doch den Alten und auch dem Mittelalter die Ausdauer zur Vertiefung in mühselige Inductionen und weitgeschichtete Combinationen und vor allem das schwere Geschütz der modernen Wissenschaft, die Beobachtung mittels Instrumenten.

Erst das Zeitalter der Entdeckungen brachte mit seiner Erweiterung des geographischen Gesichtskreises auch die Möglichkeit zur Gewinnung einer meteorologischen Uebersicht über die Erde. Als die Geburtszeit der Meteorologie muß die Auffindung der Lehre vom Luftdruck und die Erfindung der beiden wichtigsten meteorologischen Instrumente, des Thermometers und des Barometers, welche beide aus der Schule Galilei's hervorgegangen sind, bezeichnet werden. Wol schon im Anfang, sicher aber in der Mitte des 17. Jahrhunderts begannen meteorologische Beobachtungen in Italien auf Anregung der Academia del Cimento in Florenz, in Frankreich nach Gründung der Akademie (1666).

Man betrieb die Beobachtungen in den damaligen Zeiten freilich noch ohne jedes System und ohne sich an bestimmte Beobachtungstermine zu halten. Raumur, der bekannte Erfinder der seinen Namen tragenden Thermometerscala, war z. B. noch so arglos, daß er, wie es ihm gerade paßte, sein Thermometer theils in Paris selbst, theils auch auf seinem Landgut in Charenton ablas und beide Ablesungen zur Bestimmung der Temperaturverhältnisse von Paris vermischte. Es ist wol das besondere Verdienst der Manheimer Meteorologischen Gesellschaft, welche unter den besonderen Auspicien des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz von 1781—92 bestand, dann aber den Stürmen der damaligen Zeit unterlag, durch Anordnung bestimmter Beobachtungstermine zuerst mehr System und Ordnung in die Anstellung meteorologischer Beobachtungen gebracht zu haben. Humboldt war es dann, durch dessen Einfluß in den alle Klimate der Erde umfassenden englischen und russischen Reichen meteorologische Stationen an den wichtigsten Punkten ins Leben gerufen wurden, deren Resultate er durch die von ihm herrührende Construction der Linien gleicher Jahreswärme, der sog. Jahresisothermen, so trefflich zu veranschaulichen verstand. Auf dem nun rasch wachsenden Beobachtungsmateriale fußend, gelang es dann Dove, der den Jahresisothermen die einen weit tieferen Einblick in die Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche gestattenden Isothermen der einzelnen Monate hinzufügte, der Meteorologie in gewissem Sinne einen Abschluß zu geben und zum ersten Male ein Anspruch auf Wahrscheinlichkeit habendes allgemeines meteorologisches System aufzustellen. Dieses System ist es, bei dem wir, um die weitere Entwickelung, welche die Lehren der Meteorologie genommen haben, besser zu verstehen, einen Augenblick verweilen müssen.

Der Engländer Halley war es, welcher die Erscheinung

der Passate und Monsune, welche den Forschern des 16. und 17. Jahrhunderts durch das Regelmäßige ihres Auftretens ein ungelöstes Räthsel gewesen waren, im Jahre 1685 durch die wärmende Wirkung der Sonne und deren Verschiedenheit in den verschiedenen Breiten erklärte. Seine Erläuterung der Erscheinung war jedoch noch eine sehr unvollkommene; erst Hadley, welcher außer der stärkeren Erwärmung der Luft am Aequator auch noch die verschiedene Rotationsgeschwindigkeit der Erdoberfläche unter verschiedenen Breiten zu Hilfe nahm, war es möglich, im Jahr 1730 eine den damaligen Kenntnissen vollständig entsprechende Theorie der Passate aufzustellen und damit zugleich einen gewichtigen Beweis für die Rotation der Erde zu liefern.

Die Hadley'sche Theorie der Passate war es, von der Dove ausging und auf welcher fußend er sein allgemeines System der Luftcirculation und der Winde entwickelte. Die Rotationsgeschwindigkeit der einzelnen Punkte der Erdoberfläche verhält sich wie die Halbmesser der Breitenkreise, unter welchen sie liegen, sie nimmt also zu von den Polen, wo sie Null ist, bis zum Aequator, wo sie am größten ist. Im Zustande der Ruhe nimmt die Luft Theil an der Drehungsgeschwindigkeit des Ortes, über welchem sie sich befindet. Wird die Luft durch irgend eine Ursache, z. B. Temperaturdifferenzen, von den Polen nach dem Aequator zu getrieben, so kommt sie von Orten, deren Rotationsgeschwindigkeit gering ist, nach Orten, an welchen sie größer ist. Die Luft dreht sich also dort mit einer geringeren Geschwindigkeit nach Osten, als die Orte, mit welchen sie in Berührung kommt, sie scheint daher nach entgegengesetzter Richtung, d. h. von Ost nach West zu fließen. Die Ablenkung des Windes von der anfänglichen nord- südlichen Richtung wird desto größer sein, je mehr sich bei gleichbleibender fortrückender Bewegung die Drehungsgeschwindigkeit des Ausgangspunktes unterscheidet von der Drehungsgeschwindigkeit des Ortes, an welchem der Wind beobachtet wird, d. h. je größer der Unterschied der geographischen Breite beider Orte ist. Daraus folgt also, daß auf der nördlichen Halbkugel Winde, welche als Nordwinde entstehen, beim allmäligen Fortrücken nach dem Aequator zu durch Nordost immer mehr nach Ost übergehen.

Aus seinen äußerst umfangreichen Untersuchungen über das Verhalten des Barometers, der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit bei verschiedenen Winden wurde Dove zur Annahme geführt, daß es zwei fundamentale, in ihren physikalischen Eigenschaften lauter Gegensätze aufweisende, einander entgegengesetzte Winde oder Luftströme gäbe, welche durch die ganze Atmosphäre hindurchwehen, einen nördlichen oder Polarstrom, einen südlichen oder Aequatorialstrom. Innerhalb der Tropen weht nach Dove auf der Erdoberfläche der nördliche Strom continuirlich als Passat, der Südstrom befindet sich dort überall in den höheren Schichten der Atmosphäre und führt die an dem Aequator aufgestiegene warme Luft als Antipassat zum Ersatz wieder polwärts. Außerhalb der Tropen, von etwa 30° an, wo der Antipassat sich auf die Erdoberfläche herabsenkt, wehen die beiden Luftströme nicht mehr übereinander, sondern in schwankenden und sich auf der Erdoberfläche verschiebenden Betten nebeneinander. Das Wesen der Dove'schen Theorie der allgemeinen Luftcirculation besteht also darin, daß er die Strömungserscheinungen der Tropenzonen in directen Zusammenhang bringt mit denen der gemäßigten Zonen. Die Nord- und Ostwinde der letzteren sind ihm nichts als ein Ausgreifen und eine Verlängerung der Passate nach den Polen zu, um die Luft, welche am Aequator nach den höheren Schichten der Atmosphäre aufsteigt und sodann polwärts abfließt, wieder zu ersetzen. Aus dem Wechsel und dem gegenseitigen Verdrängen dieser beiden fundamentalen Strömungen, von denen die südliche warm, feucht und leicht ist und deshalb das Barometer zum Fallen bringt, während der Polarstrom kalte, trockene und schwere, das Barometer zum Steigen veranlassende Luft mit sich führt, leitete Dove sein bekanntes Drehungsgesetz, demzufolge auf der nördlichen Halbkugel die Drehung der Windfahne weit überwiegend mit der Sonne vor sich gehen soll, daß also der Wind weit häufiger von Nord über Ost nach Süd und West als umgekehrt sich drehen muß und ferner den Wechsel der verschiedenen Witterungscharaktere bei uns ab.

Nach Dove giebt es also nur 3 Windregionen auf der Erde:

1) Die Passatzonen: Hier erfolgt gar keine Drehung des Windes, Polarströme herrschen hier das ganze Jahr hindurch auf der Erdoberfläche.
2) Die Monsungebiete: Hier erfolgt eine einmalige Drehung des Windes im Laufe eines Jahres.
3) Die gemäßigten Zonen: Hier erfolgt die Drehung der Winde durch den Wechsel der Polar- und Aequatorialströme häufig und zwar im Mittel öfters im Sinne der Bewegung der Sonne als umgekehrt, es ist die eigentliche Zone der Winddrehung.

Hatte damit Dove in das anscheinende Chaos der Windbeobachtungen System und Ordnung gebracht, so blieb seine geistreiche Hypothese doch nicht lange unangefochten. Die Bekämpfung und bei schließlich in dem vorletzten Jahrzehnt erfolgte Sturz derselben ging von den Untersuchungen über die Wirbelstürme aus, deren Erklärung den Dove'schen Lehren von jeher die größten Schwierigkeiten bereitete.

Den Ansichten Dove's zufolge sollten die Stürme der gemäßigten Zone theils durch Staunungen des Polarstromes durch den Aequatorialstrom, theils auch durch seitliches Hineinfallen des letzteren in den ersteren entstehen. Die Stürme der Tropen wollte er durch ein zu frühes Herabsinken des Antipassat erklärt wissen. Die Wirbelnatur der tropischen Orkane konnte bei der scharfen und ausgeprägten Form dieser Erscheinungen nicht geleugnet werden; allein die hierbei stattfindende centripetale Bewegung, das Einströmen der Luft in das Gebiet niedrigsten Luftdruckes, das der Amerikaner Espy, freilich auch nicht völlig klar, erkannt hatte, indem er ein directes von allen Seiten stattfindendes Einströmen der Luft in das Sturmcentrum annahm, bestritt Dove mit seinem Anhänger Redfield auf das entschiedenste. Er dachte sich die Wirbelstürme ähnlich wie rotirende Scheiben, die sich als ein gesammtes System fortschieben.

Auch die Ansichten Ferrel's, welcher die jetzt als richtig erkannte, die Espy'sche und Redfield'sche Ansicht verbindende Cyclonaltheorie aufstellte, vermochte er nicht zu theilen. — Es ist eine in der Geschichte der Wissenschaft äußerst denkwürdige Erscheinung, wie Dove, der Altvater der Meteorologie, seiner Zweistromtheorie und seinem Drehungsgesetze zu lieb auf seinem Standpunkt verblieb, ja selbst anfänglich ganz richtig erkannte Thatsachen im Verlauf der Zeit wieder falsch deutete und deshalb früher ausgesprochene richtige Ansichten ausdrücklich zurücknahm, so z. B. die im 13. Band von „Poggendorff's Annalen" ausgesprochene Ansicht, daß alle Stürme Wirbelstürme sind, eine Ansicht, welche sich späterhin durchaus bestätigt hat.

So kam es, daß Dove schließlich nach einem Leben der treuesten und hingebendsten Widmung für die Wissenschaft der Schmerz nicht erspart blieb, mit der selbst angebahnten Richtung der Meteorologie in Widerstreit zu kommen und schließlich am Ende seiner Laufbahn sich einsam und verlassen auf dem festgehaltenen Standpunkte stehen zu sehen, um jüngeren Kräften es zu überlassen, das von ihm begonnene Gebäude im Geiste der Neuzeit weiterzuführen.

Ohne die eminent praktische Bedeutung, welche eine nähere Kenntniß des Wesens der Stürme oder gar die Möglichkeit, solche vorauszusagen und vor ihnen zu warnen, unleugbar hat, wäre es wol denkbar gewesen, daß Dove den Sturz seiner Hypothese nicht mehr erlebt hätte. So aber führte emsiges Studium bald zu richtigerer Erkenntniß und zu gänzlicher Umgestaltung unserer meteorologischen Anschauungen.

Dieselbe verdanken wir in erster Linie der Einführung der synoptischen Witterungskarten, das sind kartographische Darstellungen, welche die gleichzeitigen Witterungsverhältnisse eines größeren Stückes der Erdoberfläche zur Darstellung bringen. Zwar waren derartige Karten vereinzelt schon in früheren Zeiten in Amerika und auch in Europa zum Verfolg von Einzelerscheinungen, wie von Tornados und Stürmen, construirt worden. Aber die Schwierigkeiten, sich das nöthige Beobachtungsmaterial zu verschaffen, waren in jenen Zeiten zu groß, um dies regelmäßig zu thun. Erst mit der, namentlich durch den Einfluß des bekannten Pariser Astronomen Leverrier bewirkten Einführung der telegraphischen Witterungsberichte war es möglich, ein reiches und leicht zugängliches Material zur Construction solcher Karten zu erhalten.

Diese Karten, welche in größerer Zahl zuerst etwa 1857 construirt wurden, gestatteten das unmittelbare Ablesen der zwei Grundgesetze der modernen Windtheorie.

1) Das Buys-Ballot'sche Gesetz, welches lautet: Die Luft strömt von dem Gebiete höheren Luftdruckes zu der Region niederen Luftdruckes und wird dabei durch die Erdrotation auf der nördlichen Hemisphäre nach rechts, auf der südlichen nach links abgelenkt.

Der holländische Meteorologe Buys-Ballot ist zwar nicht der erste Entdecker dieses Gesetzes, da schon von Coffin und Espy in Amerika und auch von Erman in Deutschland ähnliche Ansichten ausgesprochen wurden, allein es ist sein unbestreitbares Verdienst, dies Gesetz zur allgemeinen Grundlage der gesammten Witterungskunde gemacht zu haben.

Dasselbe lautet, etwas mehr ins Bulgäre übertragen, auch so: Wendet man dem Wind den Rücken, so weist die linke etwas nach vorwärts erhobene Hand nach dem Gebiete niedrigen Luftdrucks, die rechte, etwas nach rückwärts gebogene Hand nach dem Gebiete hohen Luftdrucks.

Das zweite Gesetz, das sog. Stevenson'sche spricht aus, daß die Windgeschwindigkeit von dem barometrischen Gefälle abhängig ist, daß also da die Luftbewegung am lebhaftesten sein wird, wo die Luftdruckdifferenzen zwischen zwei benachbarten Orten am größten, wo also die Isobaren am dichtesten geschaart sind.

War vor der Auffindung des Buys-Ballot'schen Gesetzes jeder Versuch, einen tieferen Einblick in den Zusammenhang der mannigfachen und ewig wechselnden Witterungserscheinungen der außertropischen Regionen zu erlangen, gescheitert, so gelangte man jetzt rasch zu einem der bestbegründetsten Sätze der Erfahrungswissenschaft, daß nämlich unser Wetter und sein ewiger Wechsel abhängig ist von der fast ununterbrochenen Aufeinanderfolge von umfangreichen Luftwirbeln, die in zwar etwas veränderlicher Richtung, aber fast ausnahmslos von einer westlichen nach einer mehr oder weniger östlichen Richtung vorwärts schreitend, über Europa hinwegziehen.

Die Construction von vielen Tausenden synoptischer Karten, welche in den letzten zwei Jahrzehnten erfolgt ist und welche mehr oder weniger große Theile der Erdoberfläche, besonders der nördlichen Halbkugel umfassen, hat gelehrt, daß stets gleichzeitig Gebiete hohen und Gebiete niedrigen Luftdruckes nebeneinander vorhanden sind und daß Beide im Allgemeinen rundliche oder elliptische Umrisse aufweisen. Dem Buys-Ballot'schen Gesetze entsprechend geschieht die Luftbewegung in diesen Gebieten in der Weise, daß die Luft in spiralförmigen Bahnen in ein Gebiet mit niedrigem Barometerstande einströmt und zwar auf der nördlichen Hemisphäre so, daß die Bewegung der Lufttheilchen in einem Sinne entgegengesetzt der Richtung der Bewegung des Uhrzeigers vor sich geht. Die spiralförmige Bahn kommt auf die Weise zu Stande, daß die Luft in das Centrum des Wirbels hineingezogen wird, aber ein directes Hineinströmen in dasselbe kommt infolge der Rotation der Erde und der Reibung der Luft an der Erdoberfläche nicht zu Stande, daher ist die Windrichtung weder direct in das Centrum des Gebietes niedrigen Druckes gerichtet noch tangential zu den Isobaren. Sie bildet mit den Tangenten an die Isobaren vielmehr einen Winkel, der für europäische Wirbel durchschnittlich 21° ausmacht, während in den Vereinigten Staaten ein größerer durchschnittlicher Betrag, nämlich 47°, gefunden worden ist. Dies bedeutet, daß dort die Windrichtungen rings um einen solchen Wirbel stärker nach dem Centrum desselben convergiren.

Von den Gebieten hohen Luftdruckes strömt die Luft nach allen Seiten zu den Gebieten niedrigen Luftdruckes aus, und da die Bewegung in diesem Falle von dem Centrum dieser Gebiete ausgeht, so erfolgt das Abströmen der Lufttheilchen in spiralförmigen Bahnen, die im Sinne der Bewegungsrichtung des Uhrzeigers gekrümmt sind. Diese Bewegung der Luft nennt man eine anticyclonale, während die andere als cyclonal bezeichnet wird. Um die Gebiete niedrigen Luftdruckes, welche man auch barometrische Depressionen nennt und deren Centrum ein barometrisches Minimum bildet, befindet sich die Luft meist in lebhafter oder sogar stürmischer Bewegung, der Himmel ist bewölkt und es erfolgen Niederschläge. Es sind dies also die Gebiete schlechten Wetters. In den Gebieten hohen Luftdruckes, welche meist eine größere Ausdehnung, dabei aber weniger scharfe Conturen haben, ist die Luftbewegung schwach, der Himmel mehr oder weniger heiter. Sie zeigen eine vielfach große Stabilität und verweilen meist längere Zeit über einer Gegend, dem daselbst herrschenden Wetter eine größere Gleichmäßigkeit verleihend. Die Depressionscentren zeigen dagegen eine große Beweglichkeit, sie verändern rasch ihren Ort und ziehen oft mehrere hinter einander, dabei die Gebiete hohen Luftdruckes umgehend und dieselben auf ihrer rechten Seite lassend. Innerhalb der Tropen haben sie meist eine Bewegung von Südost nach Nordwest, außerhalb derselben eine solche von Südwest nach Nordost.

Bei dem Fortschreiten der barometrischen Minima verlagert sich natürlich gleichzeitig das ganze umgebende System der Winde und die Reihenfolge der Winde, wie sie an einem bestimmten Orte beobachtet wird, muß demgemäß mit dem Fortschreiten der Depression eine bestimmte Gesetzmäßigkeit zeigen. Naht sich z. B. ein solcher Wirbel vom Ocean der Europa und kommt Deutschland auf die rechte Seite der Bahn seines Centrums zu liegen, so werden die östlichen oder südöstlichen Winde immer mehr nach Süden gehen und dabei an Stärke zunehmen; mit dem weiteren Fortschreiten des Wirbels kommen wir auf die Rückseite des Wirbels, der Wind dreht nach Südwest und West, schließlich nach Nordwest und Nord. Naht jetzt ein neuer Wirbel, so dreht der Wind über West nach Süd und Südost zurück und die Erscheinung wiederholt sich in der eben beschriebenen Weise. Breitet sich aber ein Gebiet hohen Luftdruckes nach dem Vorübergang des ersten Wirbels über Deutschland aus, so bekommen wir eine Zeit lang leichte unbestimmte Winde.

Da die südlichen Winde aus wärmeren Gegenden herangezogen werden, so steigt natürlich beim Herannahen eines derartigen Minimums unter deren Einfluß die Lufttemperatur bei uns, während die dann eintretenden westlichen und nördlichen Winde auf der Rückseite des Wirbels kalte Luft zu uns herabführen und die Temperatur erniedrigen.

Da das Abströmen der Luft aus Gebieten hohen Druckes oft wochenlang anhält und ebenso das Hineinströmen in Gebiete niedrigen Druckes, ohne daß dort eine Abnahme des Barometerstandes und hier eine Ausfüllung des Wirbels alsbald stattfände, so muß man annehmen, daß die Luft in den Cyclonen in aufsteigender Bewegung begriffen ist, während sie sich in den Gebieten hohen Barometerstandes wieder auf die Erdoberfläche herabsenkt. Diese Annahme ist durch die Beobachtung des Zuges der höchsten Wolkenschichten glänzend bestätigt worden. Als man die Zugrichtung der Cirruswolken auf Karten auftrug, ergab es sich, daß in der That

die Luft in großen Höhen über einer Cyclone nach außen wieder abfließt und daß die oberen Luftströme dann gegen die Gebiete hohen Luftdruckes hin convergiren. Die barometrischen Maxima und Minima bedingen also eine verticale Circulation der Atmosphäre. Für dieselbe ist auch noch ein anderer Beweis erbracht. Schon seit langer Zeit war es aufgefallen, daß, wenn ein Gebiet hohen Luftdruckes über den Alpen lagert, in den Ebenen und Thälern strenger Frost bei heiterem Himmel oder Bodennebel herrscht, auf den höheren Berggipfeln die Luft bei wolkenlosem Wetter und Windstille Tag und Nacht ganz abnorm warm bleibt, dabei aber sehr trocken ist. Eine Föhnerscheinung ist dies nicht, denn sobald südliche Winde aufkommen, verschwindet die Erscheinung. Dieselbe kann also nur so erklärt werden, daß die in dem Gebiet hohen Luftdruckes langsam herabsinkende Luft nach den bekannten Gesetzen der mechanischen Wärmetheorie sich erwärmt, wodurch die an und für sich schon trockene Luft jener hohen Regionen relativ immer wasserdampfärmer wird und dadurch einen wolkenlosen Himmel über dem Gebiete hohen Luftdruckes veranlaßt. (Fortsetzung folgt.)

Die Altenburger Bauern.

(Schluß.)

Wenn wir das gesellige Leben des Altenburger Bauern näher kennen lernen wollen, so müssen wir ihn auf seine Familienfeste begleiten, denn er pflegt die Geselligkeit vorzugsweise im Hause und geht viel weniger aus, als der Städter. Vorher aber müssen wir die Bekanntschaft einer bei Festlichkeiten sehr einflußreichen Person, des Festbitters, machen. Dieser, früher durch eine besondere Tracht ausgezeichnet, besorgt mündlich die Einladungen, bäckt dann den Kuchen im Festhause, empfängt die Gäste, weist ihnen die Plätze an, arrangirt die Spiele, betet zu Anfang der Mahlzeit und schließt nach dem Schlusse derselben mit Gebet und einer längeren oder kürzeren Ansprache an die Gäste. Dabei hat er aber auch die Bedienung der Gäste zu besorgen, während der Festgeber und seine Frau, die nicht mit am Tische sitzen, besonders bei kleinen Leuten sich ganz passiv verhalten. So ist es natürlich, daß man sich bei Bestimmung des Tages für die Kindtaufe zuerst vergewissert, ob der Festbitter nicht schon in Anspruch genommen ist. Ist man seiner, sowie der unentbehrlichen Kochsrau gewiß, so bestellt der Vater beim Pfarrer die Taufe, indem er die „Taufbescheinigung", wie sie die Altenburgischen Standesämter sonderlicher Weise ausstellen, präsentirt, beim Schullehrer aber die Gevatterbriefe, welche von diesem geschrieben und womöglich an die Gevattern persönlich abgegeben werden. Die Ehre der Taufzeugenschaft ist ziemlich kostspielig, da stets auch bei Standesleuten eine Summe Geld in den Pathenbrief gelegt wird, außerdem aber der Mutter ein Geschenk zu machen ist. Kleinere Leute, die mit vielen Kindern gesegnet sind, müssen natürlich bei der Wahl der Pathen in weitere Kreise greifen; es genügt, daß die Mutter vor Jahren einmal auf einem Gute eine kurze Zeit gedient hat, um die Familie des Besitzers der Ehre der Gevatterschaft für würdig zu halten. Den weiblichen Mitgevattern schickt man Blumen und zwar kostbare städtische Bouquets; jene revanchiren sich durch Geschenke an die männlichen Mitgevattern, welche „Spendage" heißen und bei Tische wohlverpackt übergeben werden. Obwol der Gevatterbrief manchmal mit saurem Gesicht angenommen werden mag, so wird die angebotene Ehre doch niemals abgeschlagen; es ist sehr heilsam, daß die Standesstente dadurch in eine gewisse Verbindung mit den Familien der kleinen Leute kommen.

Nach der kirchlichen Handlung beginnt das Fest im Hause. Wie das Kindtaufsest verlaufen alle übrigen. Die beiden unteren Stuben sind eng mit großen Tischen zu 12 Personen besetzt. Die Ankommenden setzen sich der Reihe nach auf Weisung des Bitters an einen derselben, bis er besetzt ist; dann beginnt man mit dem zweiten. Die Sitte, daß die Männer den Kopf bedeckt halten, auch bei der Mahlzeit, fängt an zu verschwinden. — Nun beginnt das Kaffeetrinken. Der Tisch ist mit sehr vielen Sorten des trefflichsten Kuchens (bis zu 20 Sorten) bedeckt; auch kleine Leute bieten 8—10 Sorten, werden aber bei der Herstellung von wohlhabenderen Nachbarn durch Zusendung von Butter u. dergl. unterstützt. Auf jedem Tische steht ein Glas Bier und ein Glas Branntwein, welchen jedoch nur sehr mäßig zugesprochen wird. Zum Anzünden von Cigarren brennt auf jedem Tische ein Licht. Nach dem Kaffeetrinken ziehen sich die Frauen im Sommer in den Garten, im Winter in die oberen Gemächer zurück; die, welche im Orte wohnen, gehen wol auch nach Hause, um beim Beschicken des Viehes gegenwärtig zu sein. Die Männer aber setzen sich zum Skat, nachdem die Kaffeetische in Spieltische verwandelt worden sind. Bekanntlich ist dieses weitverbreitete Kartenspiel Altenburgischen Ursprungs und wird in seinem Heimathlande mit Meisterschaft gehandhabt. Die alte Unsitte, sehr hoch zu spielen, hat sich verloren. Nichtspielende sind freilich schlimm daran, weil ihnen die Gelegenheit zur Unterhaltung oft ganz abgeschnitten ist.

Erst gegen 10 Uhr mahnt der Bitter die Spielenden zum Abschluß, nun werden die Tische wieder gedeckt und die Mahlzeit beginnt. Das Menu weiß jeder Gast auswendig: Boressen, Fisch, Braten mit Compot und Salat, Butter und Käse, doch wird beim dritten Gange selten nur ein Braten gegeben, wie man überhaupt auf die Quantität des Dargebotenen viel Gewicht legt, ohne die Qualität dabei zu beeinträchtigen. Als Getränk dient Bier, das in 2 Gläsern für jeden Tisch servirt wird. Doch ist es bei den Festen reicherer Leute nichts Seltenes, Wein beim Essen zu finden, der dann Gelegenheit zu Toasten giebt. Bemerkenswerth ist, daß die Kutscher, welche die auswärtigen Gäste in den schönen, im Hofe reihenweise aufgefahrenen Wagen gebracht haben, Festgäste sind und an der Mahlzeit theilnehmen. Das Dienstpersonal vom Hause speist zwar nicht mit in der Stube, erhält aber die ganze Mahlzeit ebenfalls mit. Nach dem Essen bricht man auf, trotzdem der Bitter zu Kaffee und Kuchen wiederum einlädt und für die späteren Stunden ein Frühstück in Aussicht stellt, und in der Mitternachtsstunde, oft auch noch später, rollen die Wagen der Gäste in die Nacht hinaus. — Der alte deutsche Brauch, die Familienfeste auf mehrere Tage auszudehnen, hat insofern noch einige Geltung, als man am folgenden Tage die Nachbarn und näheren Freunde noch einmal bei sich sieht, um das Fest in zweiter Auflage zu feiern.

Wenn das Kind dem Austritt aus der Schule und der Confirmation nahe ist, vereint der Pathenschmaus die Gevattern wiederum. Sie kommen auch diesmal mit reichen Gaben, Anzügen, aber auch Goldschmuck; beim Abendessen bedankt sich der Confirmand in gereimter Ansprache an die Pathen.

In früherer Zeit war das Hochzeitsfest dasjenige, welches am glänzendsten, meist mehrere Tage lang und unter großem Aufwand begangen wurde. Jetzt ist es allmälig auf das Maß des schon beschriebenen Familienfestes zurückgeführt. Der Altenburger Bauer wählt meist eine Bauerntochter aus dem Altenburgischen; eine Städterin kann er zur Führung seiner Wirthschaft nicht brauchen. Daß Bauerntöchter in die Stadt heirathen, ist nicht selten, besonders solche, die in städtischen Pensionen gewesen sind, finden das Leben in der Stadt angenehmer, als auf dem Lande, wo es fortwährend schwere Arbeit giebt.

Es wäre zu viel behauptet, wenn man sagen wollte, daß bei Ehen auf dem Lande die Neigung in zweiter und dritter Linie in Frage kommt; doch ist so viel sicher, daß die Vermögensverhältnisse nicht gleichgiltig sind; denn der gute Freund, welcher bei einer Werbung die Vermittlerrolle spielt, erkundigt sich ziemlich genau nach der Mitgift. Auch da, wo die jungen Leute ohne Wissen der Eltern vertrauten Umgang gepflogen haben, kommt es nicht allemal zur Ehe, wenn der junge Mann den Eltern der Braut nicht „groß genug" ist. Wie alt die jetzt einreißende abscheuliche Sitte ist, daß die Braut sofort nach der Verlobung in das Haus des Bräutigams zieht, um dort zu zeigen, daß sie der Stellung der zukünftigen Hausfrau gewachsen ist, vermochten wir nicht zu erkunden, ebenso wenig, ob sie unter den Altenburger Bauern überhaupt verbreitet ist. Mehr als naiv ist es, wenn in solchen Fällen in Nachäffung städtischer Sitte der Braut am Hochzeitsabend der Kranz abgenommen und mit der Haube vertauscht wird! — Natürlich giebt man sich auch Hochzeitsgeschenke; abweichend vom städtischen Gebrauch ist es, wenn zur Erinnerung an den festlichen Tag schön geschriebene und eingerahmte Gedichte dargebracht werden, was bei Trauerfällen am häufigsten, aber auch sonst nicht ungebräuchlich ist. In einem der größten Dörfer an der sächsischen Grenze wohnt ein Mann, der solche Gedichte den Verhältnissen entsprechend componirt, sie schreibt, aber auch gleich einrahmt, so daß die Bestellung dieser Ehrengeschenke mit möglichst geringer Mühewaltung verbunden ist.

Nun giebt es noch eine Festlichkeit, auf welche die Aufmerksamkeit Einheimischer und Auswärtiger schon öfter gelenkt worden und deren Bestehen bitter getadelt worden ist, die Leichenschmäuse oder Trauerbrode, wie sie die Bauern nennen. Diese bestehen noch ganz wie früher. Die Theilnahme an der Beerdigung erfolgt nicht freiwillig, sondern nur auf besondere Einladung, welche zugleich mit für das Trauerbrod gilt. Bei Beerdigungen von Erwachsenen, mit Ausnahme ärmerer Leute, singt die Schule am Trauerhause einige Choräle, welche die eingeladenen Gäste im Hofe stehend, die Leidtragenden im Hause anhören oder mitsingen. Dann folgt eine Rede des Pastors, welche von der Nähe des Ortes, wo sie gehalten wird, mit einem übelklingenden Namen belegt zu werden pflegt, die aber officiell Abdankung heißt. Ihr Zweck ist, der Begleitung im Namen der Familie für ihre Theilnahme zu danken, natürlich geben ihr die Pfarrer öfter einen andern Inhalt, verlegen sie auch wol in die Kirche, wo sie ihre Stelle nach der Predigt einnimmt. Nach der Begräbnißhandlung folgt die Leichenpredigt. Während derselben legen die leidtragenden Frauen ihre Käpse auf die Bank nieder, zum Zeichen der Trauer, und die Männer — eine häßliche, aber noch nicht erloschene Sitte — behalten die Hüte auf, erheben sich auch nicht, nicht einmal bei dem Segen. An die Predigt schließt sich gewöhnlich der Lebenslauf des Verstorbenen, der verlesen wird, und dessen Abfassung in früherer Zeit, wo man auch Säuglinge mit einer Leichenpredigt begrub, besonders schwierig gewesen sein muß. Nach dem Schluß der kirchlichen Feier begiebt man sich in das Trauerhaus und setzt sich zum Kaffee nieder, um nach einiger Zeit das Trauerbrod einzunehmen. Gegen dasselbe hat die Regierung vielfach einzuschreiten gesucht, hat aber mit ihren Verordnungen so wenig ausgerichtet, daß auch jetzt in weniger bemittelten Familien ein Begräbniß ohne ein Traueressen kaum denkbar ist. Freilich ist hierzu zu bemerken, daß ältere Leute, solche, die auf dem Altentheil, dem Auszug sitzen, fast immer die Kosten für ihr Begräbniß abgezählt daliegen haben; je nach der Höhe der vorhandenen Summe dehnen die Hinterbliebenen die Festlichkeit mehr oder weniger aus. Ein Mandat vom 7. October 1740, das, weil gänzlich unbeachtet geblieben, den 16. December 1769 erneuert wurde, verfügt: „Es soll hiernächst alles Gastiren mit Essen und Trinken, wenn es auch gleich allein mit Vorsetzung einiges Confects oder Kuchen und Gebackenes geschehen wollte, dadurch denen Leidtragenden nur vergebene Kosten zugezogen werden, in Städten und Dörfern gänzlich und bey Strafe von 10, 15—20 Thalern verbothen seyn, auser nur, daß wenn von denen weit entfessenen Anverwandten einige sich bei der Leich-Begängniß einfinden, selbige, desgleichen auch die Leichenbitter und wer sonst bei der Leiche aufwartet, wohl nach Nothdurft gespeiset werden mögen." Man sieht, daß das Gesetz wieder erlaubt, was es eben verboten hat. Denn die weit entfessenen Anverwandten und diejenigen, die bei dem Begräbniß officiell betheiligt gewesen sind (die Nachbarn, welche den Sarg tragen, das Grab machen u. s. w.) sind eben die Gäste der Leichenschmäuse. — Uebrigens darf man sich dieselben nicht als wüste Gelage, wo, wie man sich wol von den Leichenfesten früherer Zeiten erzählt, dem Uebermuthe Thür und Thor geöffnet ist, vorstellen. Der Bauer trinkt überhaupt äußerst mäßig, bei dieser Gelegenheit besonders mäßig; es geht durchaus still zu, man unterhält sich flüsternd und schließt die Mahlzeit sehr zeitig, um den Heimweg anzutreten. Sehr ergreifend ist die Sitte, daß nach dem Tischgebet am Schluß ein Vers eines Sterbeliedes gesungen wird. — Die Leichenschmäuse sollen hier nicht vertheidigt werden, um so weniger, als die Leidtragenden die Veranstaltung derselben selbst als eine große Last empfinden. Wenn aber weit herkommende Verwandte, die doch außerdem bei oft weiten Weg vom Trauerhause zur Kirche zweimal zu Fuß zurückgelegt haben, wirklich an eine Stillung ihrer leiblichen Bedürfnisse denken müssen, so ist es viel besser, wenn sie im Trauerhause gespeist werden, als wenn sie schaarenweise zur Schänke ziehen, wo sich auch Unbetheiligte der Gesellschaft wegen einfinden würden, und wo sie nicht so zu ernster Stille gezwungen sein würden, wie durch die stille Predigt des Trauerhauses.

Unter den jährlich wiederkehrenden Festlichkeiten bietet nur das Kirchweihfest, die Kirmse, ihr besonderes Interesse. Die Sedanfeier ist auf dem Lande noch nicht populär, und das Weihnachtsfest trägt insofern einen andern Charakter als in der Stadt, als die Sitte des Schenkens viel weniger allgemein ist. Man kennt wol den Lichterbaum, zündet ihn aber nur da an, wo Kinder sind, wie auch ausschließlich die Kinder beschenkt werden. Weder erhalten die Dienstboten das Geringste, noch beschenken sich die Erwachsenen. Jene zarten Aufmerksamkeiten, die das weibliche Geschlecht in der Stadt den Angehörigen durch Handarbeiten erweist, fällt ohnedies weg, weil die Frauen auf dem Dorfe solche Handarbeiten nicht treiben; die wenigsten können stricken, nur die Kunst des Nähens wird in primitiver Weise betrieben.

Das Kirchweihfest wird zwar kirchlich, zum Gedächtniß der Einweihung der Kirche begangen, hat sich aber thatsächlich zu einer Feier des Abschlusses der landwirthschaftlichen Arbeiten des Jahres gestaltet; nach der Kirmse beginnt die stille Zeit für den Landmann. Deshalb wird es Mitte November und zwar nach jetzigem Gebrauch eine Woche lang gefeiert. Die Vorbereitung auf das Fest besteht darin, daß ungeheuere Quantitäten Kuchen, auch eine besondere, geringere Qualität für die schaarenweise aus den benachbarten Städten strömenden Kirmesbettler, deren an einem Tage in einem Dorfe von 200 Einwohnern gegen 300 gezählt wurden, gebacken werden. Der Kuchen wird dann dem Gesinde täglich in großen Portionen ausgetheilt; dasselbe erhält bessere Kost, hat bis zum Donnerstag jeden Tag Gelegenheit, in der Schänke zu tanzen und ist, soweit nicht unaufschiebbare Geschäfte vorliegen, frei von aller Arbeit. Die Familien besuchen sich hin und her, da man in der Kirmeswoche überall auf Besuch eingerichtet ist, auch wol aus der Stadt Zuspruch erhält. Befreundete Familien, auch Butter- und Milchkunden in der Stadt werden besonders zur Kirmse geladen.

* * *

So lebt der Altenburger Bauer; bald wird es heißen, so lebte er. Noch ist das Völkchen von der socialen Frage fast unberührt, noch fehlt Geldprotzenthum — und Proletariat. Ob es besser werden wird, wenn die Gegenwart die Bessergestellten in den Bann der Halbbildung gezogen und die Besitzlosen zur Zuchtlosigkeit und zur Verbitterung geführt haben wird, ist sehr die Frage. Denn wenn auch manches Stück der Sitte werth ist, ausgerottet zu werden, so giebt dieselbe doch dem Bauer einen Halt, der ihm schwerlich durch etwas Anderes ersetzt werden wird. K.

Bücherbesprechungen.

□ Der „sächsische Volkskalender" im Verlag des Schriftenvereins zu Dresden ist bereits als einer unserer besten heimischen Kalender bekannt und hat sich in weiten Kreisen Bahn gebrochen. Auch der neue Jahrgang 1882, der vor einiger Zeit erschienen ist, bestätigt den guten Ruf desselben. Nur eine übelwollende und befangene Kritik kann an seinem angeblich „pietistischen" Inhalte Anstoß nehmen. Es ist ein durchaus gesundes Christenthum und eine lebenswarme Frömmigkeit, die hier ihren Ausdruck findet. Für den beispiellos billigen Preis von 40 Pf. wird zur Belehrung, zur Unterhaltung und zur Erbauung das Möglichste geboten. Einen sehr guten Griff hat der Kalendermann im neuen Jahrgang sogleich mit der ersten Erzählung gethan, die unter dem Titel: „aus kleinem Hause" die überaus bewegliche Lebensgeschichte des unvergeßlichen Meisters Rietschel mit einem sehr gelungenen Bilde desselben, sowie mit einem Abdruck seines Reformationsdenkmals vorführt. An diese Erzählung fügt sich eine erbauliche Geschichte, eine Reihe interessanter Züge aus alten Chroniken und Kirchenbüchern, ein frisch geschriebener Brief eines Secadetten von einem schweren Sturm, den er erlebt; weiter reihen sich an vaterländische Bilder aus unserem engeren und weiteren Vaterlande (Schloß Stein, Dom zu Köln 2c.), die Chronik des verflossenen Jahres, Allerlei aus Naturgeschichte und Volkswirthschaft und dazu das Zuckerbrod, das keinem Kalender fehlen darf, Räthsel und Scherze, Anekdoten und Gedichte. Wir wünschen lebhaft, daß dieser Kalender mit seiner guten, nahrhaften Kost das Gift einer verderblichen Volksliteratur, an der sich unser Volk seinen Magen schon viel zu sehr verdorben, nach Kräften mit verdrängen helfe.

— **Die Patricierin.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Frankfurt a. M. 1881, C. Koenitzer. Preis 2 ℳ. Von Richard Voß liegen, wie Kürschner's „Jahrbuch für das deutsche Theater" (I. 223, II. 227) besagt, bereits zwei Trauerspiele vor: „Savanarola" (1878) und „Ragda" (1880). Bekannter ist der Dichter durch dieselben, wenigstens einem größeren Kreise von Lesern, nicht geworden; erst neuerdings beginnt man auf den Namen des Dramatikers aufmerksamer zu werden, weil er in der Frankfurter Concurrenz vom Goethetage 1879 wenn auch keinen Preis gewonnen — den erhielt bekanntlich Niemand — so doch der Beachtung für werth empfohlen worden ist, eben durch sein Trauerspiel „Die Patricierin". Dieses Trauerspiel gehört zu denjenigen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, den sittlichen und physischen Verfall des Alterthums, repräsentirt durch das Römerthum, zu schildern. Fixirt ist dieser Gedanke in die Jahre 73 bis 71 v. Chr., festgelettet an das Ereigniß des Sclavenaufstandes des Spartacus, der sich zwischen Capua und Rom zu Ende spielte. Die Verkörperung dieser untergehenden alten Welt tritt uns in der Heldin der Tragödie, der Patricierin Metella, dem Weib des Triumvirn Marcus Licinius Crassus, Prätors von Capua, entgegen, von der es (S. 102) heißt, daß in ihr Rom dastehe:

„Patricierin, ein Weib,
Zu dem die Welt als eine Göttin betet,
Und das doch nur Hetäre ist."

Zu diesem Doppelwesen von Patricierin und Hetäre ist Metella auf eine etwas gekünstelte Weise geworden. In „dumpfer Jugend", ohne rechtes Bewußtsein ward sie das Weib des Crassus. Gelegentlich eines Gladiatorenspiels hat sie den Gladiator Spartacus, einen Griechen, gesehen und den heldenhaften Mann lieben gelernt, zugleich diesen aber sich zum Todfeinde gemacht, weil sie unbedachter Weise seinen Bruder, mit dem Spartacus gerade in die Schranken treten mußte, zu begnadigen unterlassen, als er unterlag; denn an sie, das Weib des Prätors, war das Recht des Begnadigens übertragen worden. Und zwar weshalb unterließ sie die Begnadigung? Als Crassus an sie die verhängnißvolle Frage gethan (S. 98):

„Als er mich frug — ich hatte grad' geträumt,
Es wäre Nacht und er (Crassus) berühre mich, —
O schauderhaft! Und lach' und raun' mir zu:
Nun bist du doch mein Weib! Nein, schrie ich: Nein!"

Infolge dieses „Nein!" des falsch ausgelegten, mußte Spartacus' Bruder fallen. Nun liebt sie ihn, er haßt sie; und als bei dem Circusspiele in Capua, bei welchem der Aufstand der Sclaven ausbricht, Metella Gelegenheit nehmen kann, Spartacus durch ihr Votum vom Tode zu erretten, vermag er, als sie in seiner Gewalt sich befindet, keine Rache an ihr zu nehmen, sieht sich vielmehr von dem großartigen Wesen der Frau so bestrickt, daß er sie gleichfalls lieben muß. So werden beide aneinander gekettet und da der Sclavenfeldherr im Kampfe gegen die Römer unterliegt, giebt auch Metella sich den Tod. Wie man sieht, ist die Motivirung zwar ein wenig verzwickt, aber der Conflict selbst nicht ohne Größe erfaßt, wenn der Dichter seinen Stoff sich nicht selbst durch die Unsicherheit, mit der er an ihn herangetreten, verdorben hätte. Es scheint, als ob die oben angedeutete Idee ihm nicht genug gewesen wäre; denn im Laufe des Stücks sucht er an der Handlung und an den Personen immer neue Seiten hervorzukehren, wodurch die Einheit derselben vollständig zerstört, die Composition unklar wird, das Werk in allen möglichen Farben schillert, statt sich einfach zu geben. Aus dem klaren, großen Charakter der Heldin muß eine Sphinx werden, ein Wesen, aus dem man nicht recht klug wird, ebenso wie die mithandelnden Personen; dann muß auch ein wenig Tendenzdichtung gegen die Unterdrückung der Menschenwürde beigemischt (S. 144), schließlich ein ganz neues Motiv eingeschoben werden, das ich ein Judith-Motiv nennen möchte. Spartacus wie Metella sind, wie Holofernes und Judith bei Hebbel, bedeutende Gestalten, die in eine ganz unbedeutende Umgebung gebannt sind, welche beide nicht versteht; die zwei fühlen, ohne von einander zu wissen, eine unbestimmte Sehnsucht zu einander: als sie sich kennen lernen, müssen sie sich einander angehören, um einander zu zerstören (S. 92):

„In Allem fremd, in Allem doch so ähnlich,
In Allem fern, in Allem doch so nah':
Du, einsam, so wie ich, Du hassend so
Wie ich! Du stolz und vornehm, starr und stark
Wie ich."

Und ferner heißt es von Metella (Judith), daß sie „tödten müßte, was sie geliebt, was sie noch heute liebt" (S. 166, vgl. auch S. 181, 222). Wie man sieht, das Trauerspiel leidet an großer Unklarheit der Composition. Der eine Pfeiler, der das Werk tragen sollte, genügte dem Dichter nicht, er fügte noch Nebenstützen hinzu, nicht bedenkend, daß der Bau dadurch an Einheit und Schönheit verlieren, an Verworrenheit und Unschönheit gewinnen mußte. Auch sonst sind manche Schwächen in der „Patricierin" von Richard Voß vorhanden. Wozu die „Hero", die zarte Griechin, welche

Spartacus liebt und zuerst von ihm ebenfalls geliebt wird, in die Personen eingereiht worden, ist nicht ersichtlich; der chorartige Vortrag des Sängers, am Schlusse des Stückes, fällt etwas aus dem Rahmen einer modernen Tragödie heraus. Stilistisch möge nur die zu häufig in den Dialog eingeschobene Partikel: „Jemun!“ getadelt werden. Trotz all dieser Schwächen ist das Drama kein unbedeutendes: es verräth ohne Zweifel Talent. Dem Dichter stehen tragische Erschütterungen, ein erhabener Stil, dramatische Helden zu Gebote. Hoffentlich zeigt uns sein nächstes Werk die Mängel mehr in der Minderzahl. Julius Riffert.

Das soeben erschienene December-Heft der Deutschen Revue „Unsere Zeit“, herausgegeben von R. v. Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), enthält: Sphinx Atropos. Novelle von Emil Taubert. (Schluß.) — Memoiren über die vor- und nachmärzliche Zeit. Von Rudolf v. Gottschall. — Frankreichs gegenwärtige politische Action außerhalb Europas. Von einem preußischen Stabsoffizier. — Die Dramendichtung in Frankreich seit 1878. Von F. C. Petersen. II. — Parlamentarische Größen Oesterreichs. Von Walter Rogge. IV. Das Herrenhaus. 2. — Die Krisis im Westen und Osten Centralasiens. II. — Gavarni. Von Bruno Walden. — Mihhat Pascha. Von Friedrich Bodenstedt. — Chronik der Gegenwart: Theatralische Revue. Politische Revue.

Leipzig, 30. Nov. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Abendpredigten, Drei, bei dem XXII. Congreß für innere Mission in Bremen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 75 ₰.

Amtliche Mittheilungen aus den Jahresberichten der mit Beaufsichtigung der Fabriken betrauten Beamten 1880. 1. u. 2. Bd. Berlin, Fr. Korillanpf.

Arendts' Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 4. Jahrg. 2. u. 3. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.

Arnold, Deutsche Geschichte. II, 1. Gotha. Frdr. A. Perthes. 7 ℳ.

v. Ascheraden, Phäläna und Meli. Modernes in altem Sagen-Spiegel. Leipzig, Bernhard Schlicke. 4 ℳ.

Au der Höhe. International Revue von v. Sacher-Masoch. 2. (Nov.-) Heft. Leipzig, Greßner & Schramm. Vierteljl. 6 ℳ.

Bachofner-Burkart's Erzählungen: „Unter einem Dach“ und „Die Liebe sucht nicht das Ihre“. Basel, C. F. Spittler. à 50 ₰.

Bunge's Erzählung: Aus dem Seemannsleben. Basel, C. F. Spittler. 70 ₰.

Bäßler's, Ferdinand, Gedichte. Gotha, F. A. Perthes. 2,80 ℳ.

Bilder für Schule und Haus. Leipzig, J. J. Weber, 20. u. 21. Lfg. 1 ℳ.

Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. Von O. Bretschneider. Neue Folge VIII. Bd. 4. Heft. Jena, Frdr. Frommann.

Böttcher, Aus meiner Wandermappe. Novellistische Herzens- und Liebesstudien. Dresden, R. v. Grumbkow.

Braun, Jugendblätter. Jahrg. 1881. München, Braun & Schneider.

Brennende Zeit- und Streitfragen. Von Dr. Lederfleger. 1. Heft: Hauenschild, Das Tabakmonopol und das deutsche Volk. Leipzig u. Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 4. u. 5. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine. Von M. v. Nathusius und v. Oerken. Nov.-Heft. Leipzig, J. C. Hinrichs. Vierteljl. 2 ℳ.

Cornaro, Die Kunst, ein hohes und gesundes Alter zu erreichen. Berlin, S. Mode's Verlag. 1 ℳ.

Corvus, Schwester Carmen, ein Geschichte aus dem Leben einer Herrnhuter Kolonie. Schein und Sein, eine Erzählung. Leipzig, Bernh. Schlicke. 5 ℳ.

Crassus, Stärkende Tropfen für Salche, denen die Welt im Magen liegt. 2. Flasche. München, Braun & Schneider.

Dalton, Die Heilung des Blindgeborenen. Evangelische Betrachtungen. Basel, C. F. Spittler. 3 ℳ.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von Rich. Fleischer. 12. (Nov.-) Heft. Berlin, Otto Janke. Vierteljl. 6 ℳ.

Dickens', Charles, Fünf Weihnachtsgeschichten. Leipzig, J. J. Weber. 6 ℳ.

Dorenwell-Schiz, Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst. 14. u. 15. (Schluß-) Lfg. Wallenhüttel, Jul. Zwißler. à 1 ℳ.

Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne. Uebersetzt von A. Helms. 2. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 ℳ.

Duncker, Geschichte des Alterthums. 5. Bd. 3.—5. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. 11,20 ℳ.

Eckardt, Chronik von Glauchau. 20. Lfg. Glauchau, A. Peschke.

Ehlert, Dramatische Dichtungen. Osterburg i. d. Altmark, August Ehlert, Selbstverlag.

Einsame Wege. Leipzig, Julius Naumann. 5 ℳ.

Englische Roman-Bibliothek von Paul Jüngling. 1. Bd.: Cable, Die Grandissimes. 2 Bde. Berlin, Fogge & Frige.

Ephren, Vier Leitfragen in unserer Behandlung. Breslau, A. Hepner.

Fabriken siehe „Amtliche Mittheilungen“.

Findel, Die Grundzüge der Freimaurerei im Völkerleben. Leipzig, J. G. Findel. 4 ℳ.

Fleischhauer, Die Sterbekassen-Novelle. Weimar, Hermann Böhlau. 2 ℳ.

Frankfurter Novitäten-Bühne. Nr. 2: Salinger's Lustspiel: Die Doppelprobe. Frankfurt a. M., C. Köniper. 90 ₰.

Französische Neudruck von K. Ballmöller. 2. Bdch. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1,60 ℳ.

Friedeberg, Praktisches Judenthum. Ein Wort zur Verständigung. Leipzig, Robert Friese.

Fröbel, Die realistische Weltansicht und die utilitarische Civilisation. Leipzig, Otto Wigand.

Gebhardt, Thüringische Kirchengeschichte. 6. bis 9. Lfg. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. à 1 ℳ.

Georgens' Allgemeines illustr. Familien-Spielbuch. Leipzig, Otto Spamer. 10 ℳ.

Gesundbrunn zu Leipzig. Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Einweihung des Concertsaales im, Von Alfred Dörffel.

Glück und Frieden. Goethe's Hermann und Dorothea ethisch ausgelegt von Karl Weiß. 2. Aufl. Berlin, L. Oehmicke. 1 ℳ.

Göbinger's Realiegiton der deutschen Alterthümer. 6. Heft. Leipzig, Waldemar Urban. à 1 ℳ.

Gran's Vortrag: Der Glaube die wahre Lebensphilosophie. Gütersloh, C. Bertelsmann. 60 ₰.

Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges. 2. Bd. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 8 ℳ.

Handelskammer zu Leipzig. Jahresbericht der, für 1880, gutachtlicher Theil und Einleitung zum 2. Theil.

Hauenschild, siehe „Brennende Zeitfragen“.

Hirsch, Nennchen von Tharau. Ein Lied aus alter Zeit. Leipzig, Carl Reißner.

Höhne, Kant's Pelagianismus und Namismus. Leipzig, Dörffling & Franke. 3 ℳ.

v. Holtei's Erinnerungsblätter: Fürstbischof und Vagabund. Breslau, Ed. Trewendt. 1 ℳ.

v. Horn's Volks- und Jugendbibliothek, Bd. 126—130: Erzählungen von O. Schupp, J. Bamnet und H. Hertel. Wiesbaden, Jul. Niedner. à 1 ℳ.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. 2. Aufl. von v. Corvin ꝛc. 64. bis 77. Lieferung. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.

Jselin, Wahre Geschichten zum Evangelium Lucas ꝛc. Basel, C. F. Spittler. 4 ℳ.

Kalender: Freiberger Stadt-, Land- u. Berg-K. auf 1882. Freiberg, Heinr. Gerlach. 50 ₰. — Gebr. Obpacher's in München Damen- und Wand-K. — Die Spinnstube. Wiesbaden, Jul. Niedner. 1,80 ℳ. — K. Sächs. Ameisen-K. Leipzig, F. A. Geißler. 50 ₰. — Ed. Trewendt's in Breslau Volks-K. 1,25 ℳ. und desselben Haus-K. 50 ₰. — Graf zur Lippe-Weißenfeld's Landwirthschaftlicher K. Bismar, Hinstorff. 1,50 ℳ.

Kaltmann, Die Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. 2. Bd. Leipzig, Duncker & Humblot. 7,80 ℳ.

Keck's „Jduna“. Deutsche Heldensagen. 1. u. 2. Bd. Leipzig, B. G. Teubner. 9 ℳ.

Kindergarten. Neue Folge. 5 Hefte Erzählungen für Kinder. Basel, C. F. Spittler. à 25 ₰.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 7. u. 8. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Karl Günther. à 1 ℳ.

Klaftermann, Karrelturen zur bisherigen Erklärung des Römerbriefes. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 4,80 ℳ.

König, Rod., Deutsches Frauenleben im deutschen Liede. Oldenburg, Gerh. Stalling. 6 ℳ.

Konkursordnung nebst Einführungsgesetz. Ban Meisner. Berlin, Fr. Korillampf. 10 ℳ. — Dgl. von R. Sydow. 2. Aufl. Berlin, J. Guttentag. 80 ₰.

Kretschmer & Roßbach, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 20. u. 21. Lfg. Leipzig, J. G. Bach. 8 ℳ.

Kühne siehe „Leitfragen“.

Külz, Die epistallischen Perikopen. 1. Bd. Marburg, R. G. Elwert.

Kunstgewerbeschule, Jahresbericht der K. Sächs., und des Kunstgewerbemuseums zu Dresden 1880/81. Dresden, B. G. Teubner.

Kunzel, Der erste Hochverrathsprozeß vor dem Deutschen Reichsgericht. Leipzig, Max Hesse. 1,20 ℳ.

Digitized by Google

Labaulaye, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 2. Ausg. 1. bis 3. Bd. Heidelberg, Carl Winter. 6 ℳ

Lausch, Der kleine Rußknacker (Kinder-Ballet). Bremen, M. Heinsius. 1,20 ℳ

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 83. u. 84. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Lessing's Leben und ausgewählte Werke im Lichte der christlichen Wahrheit. 2. Bd.: Lessing's Theologie u. Philosophie. Von Joh. Claassen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 5 ℳ

Lessing's Leben von Heinr. Düntzer. Leipzig, Ed. Wartig. Eleg. geb. 11,50 ℳ

Liberalismus, Der, Fürst Bismarck und die Parteien. Ein Wort an das deutsche Volk. Hamburg, Expedition des „Botschafter". 1 ℳ

Löhe, Das deutsche Hofstrafrecht. Berlin, Wilh. Baensch. 5 ℳ

Meisner siehe „Konkursordnung".

Müller, Die Verzierung der Gläser durch den Sandstrahl. Wien, A. Hartleben. 2,50 ℳ

Naidenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung, Vorlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung. 1. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 50 ₰.

Nanenblatt des evangel. Lehrerbundes. Von H. Göhe. X. Jahrg. 1. Heft. Hamburg, H. O. Persiehl. Jährl. 3 ℳ

Mühlmann, Beiträge zur Geschichte des Klosters und der Stadt Riesa. Riesa, Langer & Winterlich. 1,25 ℳ

Müller's, Georg, Leben und Wirken in Bristol. Von W. Claus. 3. Ausg. Basel, C. F. Spittler. 2,80 ℳ

Münchner Bilderbogen. 33. Bd. schw. München, Braun & Schneider.

v. Niethammer, Die Schlacht bei Villiers am 30. November 1870. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1,50 ℳ

Nordau, Vom Kremel zur Alhambra. 2. Aufl. 1. u. 2. Bd. Leipzig, Bernhard Schlicke.

Nordenskjöld's, Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden 2c. 13. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn. à 2 ℳ

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. 56. (Nov.-) Heft. Breslau, S. Schottländer.

Oberländer-Album. II. Theil. München, Braun & Schneider.

Obpacher's, Gebr., in München Neuheiten von Damen- und Wandkalendern, Neujahrs-2c. Fest-Karten 2c.

Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. 3. Aufl. 3. Halbband. Leipzig, J. C. Hinrichs. 7 ℳ

Pohque, Aus der Welt der Töne. Erlebnisse eines Mädchen-Quartetts im Haidehause. 2. Ausg. Leipzig, Otto Spamer. 6 ℳ

Pfaff siehe „Leitfragen".

Pfarrleben in einem Gebirgsdorfe. Kulturgeschichtliche Bilder von einem hessischen Geistlichen. Leipzig, B. G. Teubner. 2,40 ℳ

Pfeiffer, Schutz der Arbeiter gegen die Gefahren des Fabrikbetriebes. Frankfurt a. M., Jäger'sche Buchhdlg. 60 ₰.

Pfeil, Neue und alte Musik-Geschichten. 2. Ausg. Leipzig, Otto Spamer. 3,50 ℳ

Pitaval, Der neue, Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten 2c. 16. Bd. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Polen, Der kleine, mittlere und große Grundbesitz der Provinz, und der ihr verwandten Landestheile. Von einem Landwirth. Berlin, Febr. Luckhardt.

Presse, Die periodische, im Gebiete der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Halle a. S. 1881. Magdeburg, A. & R. Faber.

Radestock, Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung. Berlin, L. Oehmigke. 2,40 ℳ

v. Reichenbach's Roman: Die Schloßfrau von Dramnitz. 1. u. 2. Bd. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 6 ℳ

Reichsheeres, Eintheilung und Standquartiere des deutschen, mit Uebersicht der Kaiserl. Marine 2c. 15. Jahrg. 2. Ausg. Berlin, A. Bath.

Reichsstempelabgaben, Das deutsche Reichsgesetz über die, von R. R. Gaupp. Berlin, Z. Guttentag. 1 ℳ

Richter-Dieffenbach, Aus dem Kinderleben. 2. S. Bremen, M. Heinsius. 2,50 ℳ

Rieger, Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. 1. Bd. Altenburg, Oskar Bonde. 50 ₰.

Rönisch, Jesus-Messias der Herr und sein Volk. Leipzig, J. C. Hinrichs. 2,70 ℳ

Roleggen's ausgewählte Schriften. 31. bis 40. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 ₰.

Roseggen, Aus dem Walde, Geschichten für die reifere Jugend. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben. — Der., Die Schriften des Waldschulmeisters. 8. Aufl. Ebendas.

Salinger siehe „Frankfurter".

Samarow's Novelle: Garde zu Corps. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 4,50 ℳ

Sartorius' dramatische Dichtung: „Ulfila". Stuttgart, J. B. Metzler. 1,20 ℳ

Scherer, Deutscher Dichterwald. 8. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 7 ℳ

v. Scherzer, Wirthschaftliche Thatsachen zum Nachdenken. Leipzig, Otto Wigand.

Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Von Jul. W. Braun. 1. u. 2. Bd. Leipzig, Bernh. Schlicke. 15 ℳ

Schlegl, Das turiose Buch. Eine Spende für Gleichgesinnte und für Gegner. Wien, A. Hartleben. 3 ℳ

Schloß und Hütte. Eine Erzählung für Jung und Alt. Basel, C. F. Spittler. 50 ₰.

Schmidt, Jedermanns Sparbuch. Stuttgart, Jul. Maier. 1 ℳ

Schmitz, Quellenkunde der römischen Geschichte. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2 ℳ

Scholz, Vorträge über Irrenpflege. Bremen, M. Heinsius. 2,80 ℳ

Schwartze, Katechismus der stationären Dampfkessel und Dampfmaschinen. Leipzig, J. J. Weber. 2,50 ℳ

v. Schwarze, Uebersicht der Ergebnisse der Civil- und Strafrechtspflege im Königr. Sachsen. Bd. VII (Schluß-Bd.). Dresden, C. Heinrich.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. 23. bis 30. (Schluß-) Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Semmig, Die französische Schweiz und Savoyen. Ihre Geschichte und Literatur, Kunst und Landschaft. In 6 Lfgn. 1. u. 2. Lfg. Zürich, Trüb. à 1 ℳ

Sonnborter, Ursachen und Partikeln des Spiritushandels im Welthverkehr. Berlin, Julius Springer. 3 ℳ

Spamer's illustr. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Leipzig, Otto Spamer. 11. Dreimark-Lfg.

Spamer's Jugendschriften: Michael, ABC- u. Lesebuch f. artige Puppen, v. Trüpper, Puppenmütterchen. à 1,50 ℳ; Bare, Le livre d'or. Abécédaire française. 3 ℳ; Michael, Die schönsten Märchen aus Tausend und einer Nacht. 3. Aufl. 4 ℳ; Otto, Unter Kobolden und Unholden. Sagen und Märchen. 3 ℳ; Roth's Erzählungen: „Kaiser, König und Papst". 6,50 ℳ und „Burggraf und Schildknappe". 6,50 ℳ; Otto 2c. Vaterländisches Ehrenbuch. I.: Große Tage aus der Zeit der Befreiungskriege. 6,50 ℳ; II.: Fünfzig Jahre aus Preußens und Deutschlands Geschichte. 6,50 ℳ; III.: Das große Jahre 1870. 6 ℳ; Kunz, Aus dunklen Tiefen zum Sonnenlicht. Ausgrabungen. 4,50 ℳ; Wagner, Hellas. I. Bd. 2 Bde. 12 ℳ; Wagner, Rom. I. Bd. 2 Bde. 15 ℳ; Michael's Erzählungen: „Rings um die Welt" und „Der Mann mit der Wünschelruthe". à 2,50 ℳ. Leipzig, Otto Spamer.

Spinnstube, Die, Volksbuch für 1882. Wiesbaden, Jul. Niedner. 1,30 ℳ

Statistik der deutschen Reichspost- und Telegraphen-Verwaltung für 1880. Berlin, Reichsdruckerei.

Steinhausen, Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit. 2. Aufl. Leipzig, Georg Böhme.

Straube, Ein Problem der allgemeinen Religionswissenschaft und ein Versuch seiner Lösung. Leipzig, Justus Naumann. 2 ℳ

Stuhart, Die Geschichte des Hauses Wettin in einem Brief-Couvert. Wien, F. J. Eberleitner. 50 ₰.

v. Strauß und Torney, Der Gesangbuchs-Entwurf für die Landeskirche des Königr. Sachsen. Leipzig, Dörffling & Francke. 1 ℳ

Sturm's neue religiöse Gedichte: „Aufwärts!" Leipzig, F. A. Brockhaus. 3 ℳ

Syden siehe „Konkursordnung".

Trunkil, Der Socialisten-Proceß vor dem Reichsgericht zu Leipzig. Leipzig, Julius Mitde. 50 ₰.

Uhden, Aus der Stadtvogtei zu Berlin. Leipzig, Justus Naumann. 3 ℳ

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Leipzig, F. A. Brockhaus. 12. Heft 1881.

Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten im Königr. Sachsen. Bericht über den Stand der dem Ministerium des Cultus und öffentl. Unterrichts unterstellten, v. 1. Dec. 1880. Dresden, Wilh. Baensch.

Verne, Die Jagandba. 800 Meilen auf dem Amazonenstrom. 1. Bändchen. Wien, A. Hartleben. 5,40 ℳ

Vom Fels zum Meer. Illustr. Zeitschrift. 3. (Dec.-) Heft. Stuttgart, W. Spemann. Vierteljl. 3 ℳ

v. Waldberg, Studien zu Lessing's Stil in der Hamburgischen Dramaturgie. Berlin, W. H. Kühl. 8 ℳ

Weiß siehe „Glück" 2c.

Welt-Spiegel. Blätter für deutsche Auswanderung 2c. 8. (Nov.-) Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Vierteljl. 1 ℳ

Wilkin's Repetitorium der englischen Sprache und Litteraturgeschichte. Berlin, W. H. Kühl. 1 ℳ

Willkamm, Führer ins Reich der Pflanzen. 2. Aufl. 5. u. 6. Lfg. Leipzig, Herm. Wendelsohn. à 1,25 ℳ

Wir Beide, Graham und ich. Deutsch von Marie Morgenstern. 4. Aufl. Leipzig, Georg Böhme.

Wolf's juristisch-staatswissenschaftliches Vademecum. Leipzig, Köhling.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Heft 41: Pfaff, Das Alter der Erde. 1 ℳ; Heft 42: Kühne, Die evangelische Kirche Oesterreichs im Jahre des Toleranz-Jubiläums. 1,20 ℳ. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Zöckler, Gottes Zeugen im Reich der Natur. 2. Theil. Gütersloh, C. Bertelsmann. 4,50 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 98. Donnerstag, den 8. December. 1881.

Inhalt: Das Wesen, die Aufgaben und die Ziele der modernen Meteorologie, von v. Danckelman. (Fortsetzung.) — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Bibal. — Bücherbesprechungen (Fünf und siebzig Jahre in der alten und neuen Welt, von Heinrich Börnstein. „Kurze Mittheilungen über die im Königreiche Sachsen befindlichen Cantorei-Gesellschaften", von Dr. Haan. „Zum Gedächtniß des 200jährigen Bestehens des Kirchenchores zu Großröhrsdorf". „Die Uniformen der deutschen Armee". „Garnisonkarte der deutschen Armee").

Das Wesen, die Aufgaben und die Ziele der modernen Meteorologie.

Vortrag, gehalten im Verein für Erdkunde in Leipzig
von Dr. **v. Danckelman**, Vorstand des Meteorologischen Bureaus.

(Fortsetzung.)

Sehen wir nun zu, wie sich im Lichte der Erkenntniß, daß das Wetter der außertropischen Erdgebiete geregelt und gestaltet wird durch die abwechselnde Beeinflussung von Seiten barometrischer Minima und Maxima oder barometrischer Wellenthäler und Wellenberge, die allgemeine atmosphärische Circulation auf der Erdoberfläche stellt.

Die Ansicht, daß durch die einfache Erhitzung der Tropengebiete durch die Sonne hier ein aufsteigender Luftstrom entsteht, gleichwie in einem Schornstein oder an der Flamme eines Lichtes eine solche Strömung sich bildet, den zu speisen und zu unterhalten sich die Luft aus den höheren Breiten in Bewegung setzt, hatte schon frühzeitig vielfache Bedenken erregt. Denn diese Erklärung vermochte nicht zu erläutern, weshalb denn gerade auf den Meeren, wo doch die Erhitzung durch die Tropensonne gegenüber den Wirkungen derselben auf das Festland entschieden geringer ist, die Strömung der Passate am regelmäßigsten und beständigsten ist und weshalb auch in der Nacht, wo doch die erhitzende Wirkung der Sonne in Wegfall kommt, der aufsteigende Luftstrom in den Calmengebieten der Tropen und die Zufuhr der Luft durch die Passate ohne merkliche Schwächung fortdauert. Auch mußte es in der That sehr merkwürdig erscheinen, daß, wenn der oberhalb der Passate polwärts fließende Strom wirklich der feuchte, warme Aequatorialstrom sei, der, in den höheren Breiten herabsinkend, uns nach Dove hohe Temperatur und Niederschläge bringt, trotzdem die Passatregionen die heitersten Gegenden der Erde sind, da doch in jenen hohen Regionen, in welchen dieser Strom fließt, eine so niedrige Temperatur herrschen muß, daß die daselbst sich bewegende Luft weder eine nennenswerthe Feuchtigkeit noch auch eine hohe Temperatur bewahren kann und andererseits, wenn dies wirklich der Fall wäre, die Passatregionen in ewigen Wolkenschleier gehüllte Gebiete sein müßten. Den Ansichten Dove's widersprach auch die Erfahrung, daß die auf dem Gipfel des Pic von Teneriffa zu beobachtende permanente westliche Luftströmung sehr trocken ist.

Die Erklärung, welche die moderne Meteorologie für diesen Theil der allgemeinen Luftcirculation hat, ist nach der Darstellung des Hrn. Prof. Hann in Wien in Kurzem folgende:

In den Tropengebieten ist die Luft durch die Wärme am stärksten ausgedehnt, daher hier in den höheren Schichten der Atmosphäre der Luftdruck größer ist als in gleichem Abstand von der Erdoberfläche unter höheren Breiten bis zu den Polen hin. Zum Gleichgewicht der Atmosphäre ist es aber erforderlich, daß in gleicher Höhe über der Erdoberfläche der Luftdruck überall der gleiche sei. Dies ist aber, wie die Erfahrung lehrt, nicht der Fall und deshalb bekommt die Luft unter dem Aequator in den höheren Schichten ein Gefälle nach den Polen abzufließen, um den gleichen Luftdruck in dem gleichen Abstande von der Erdoberfläche überall wieder herzustellen. Die Wärme setzt also die oberen Luftschichten in den Aequatorialregionen zuerst in Bewegung, ehe der Luftdruck an der Erdoberfläche daselbst sich ändert. Erst durch das Abfließen der Luft in den höheren Schichten polwärts sinkt der Luftdruck in dem Calmengebiete, denn das Gewicht der daselbst den Druck ausübenden Luftsäule hat sich um das Gewicht der abgeflossenen Luft vermindert, während umgekehrt polwärts eine Zunahme des Luftdruckes an der Erdoberfläche stattfinden muß, weil hier in der Höhe ein Zuströmen der Luft von dem Aequator her stattfindet, der das Gewicht der Luftsäule vermehrt. Da die Erde eine Kugel ist und somit ihr Umfang gegen die Pole hin abnimmt, so ist für die von den räumlich so ausgedehnten Aequatorialgegenden stammende Strömung in den höheren Breiten kein Raum mehr, um gleichmäßig gegen die Pole zu fließen; es muß daher diese Circulation schon in geringeren Breiten zum größten Theile ihr Ende erreichen und in der That sinkt die obere Strömung, über den Meeren wenigstens, zwischen 30° und 40° Breite zum größten Theil wieder auf die Erdoberfläche herab. Die Stellen, wo dies geschieht, sind ausgezeichnet durch den daselbst herrschenden constant hohen Luftdruck. Von hier aus setzt sich nun, um die am Aequator durch den in höheren Regionen entstandenen Luftabfluß und die dadurch daselbst erzeugte Luftdruckverminderung wieder auszugleichen, eine Strömung in Bewegung, die wir unter dem Namen der Passate kennen. Da die ungleichförmige Erwärmung der Erde fortdauert, so kommt ein Ausgleich der Luftdruckunterschiede nicht zu Stande und die beiden Strömungen, von denen im Gegensatz zur älteren Anschauung die obere als die zuerst entstandene gedacht wird, dauern fort.

Jenseits der erwähnten permanenten Gebiete hohen Luftdruckes, nach den Polen zu, ist nun das Gebiet, in welchem die Regelmäßigkeit der Strömungen aufhört und wo der unaufhörliche Wechsel der Witterung durch das Auftreten und Verschwinden von atmosphärischen Wirbeln vor sich geht.

Wie schon bemerkt, pflanzen sich dieselben fast durchgehends in west-östlicher Richtung fort, und wie die Zugvögel gewisse bestimmte Straßen einhalten, so lieben es die atmosphärischen Wirbel ebenfalls, gewisse mittlere Bahnen innezuhalten. In den Vereinigten Staaten bewegen sich dieselben mit Vorliebe in den Breiten der großen Seenregion von West nach Ost; an der atlantischen Küste angekommen, bewegen sich dieselben theils über Neufundland nach der Davisstraße, theils ziehen sie längs der Nordgrenze des Golfstromes nach Nordosten bis nach Island, von wo sie sich entweder längs der norwegischen Küste weiter nach den Polar-

regionen fortpflanzen oder aber auch nach Schottland und der Nordsee vordringen, um sich dann längs der Ostsee bis nach Finnland fortzubewegen, von wo sie, theils ins Weiße Meer, theils auch in das Innere Rußlands vorwärtsdringend, unseren Blicken verschwinden. Nur verhältnißmäßig wenig Depressionen wandern in östlicher Richtung direct über den Atlantic, wo sie dann gewöhnlich am Eingang zum Canal erscheinen. Hier ist abermals wie bei Island ein Strahlungsgebiet. Ein Theil dieser Depressionen pflanzt sich längs der Nord- und Ostseeküsten nach Osten fort, während ein anderer über die Bay von Biscaya und Südfrankreich nach dem Mittelmeere sich wendet, von wo sich dieselben entweder über die Balkanhalbinsel nach dem Schwarzen Meere, oder vom Adriatischen Meere wieder nordostwärts durch Oesterreich-Ungarn und Polen nach der Ostsee verschieben.

Dies sind die ungefähren Durchschnittsbahnen, die, wie man sieht, mit Vorliebe den Küstensäumen folgen. Im Einzelnen sind die Bewegungen sehr unregelmäßig und schwankend. Dieser Umstand in Verbindung mit der sehr wechselnden Schnelligkeit der Fortpflanzung ist es, welcher die nicht zu bestreitende große Unsicherheit der heutigen Wetterprognosen veranlaßt. Es läßt sich z. B., wenn eine Depression heute an den Westküsten von Irland erscheint, nie im Voraus mit Sicherheit sagen, welchen Weg sie einschlagen und mit welcher Schnelligkeit sie vorwärtsrücken wird. Bleibt sie stationär oder wendet sie sich nach Nordost, so bleibt bei uns der Barometerstand hoch und der von den meteorologischen Instituten vielleicht in der Erwartung, daß dieselbe direct weiter nach Osten, nach der Nordsee sich fortpflanzen würde, angekündigte Witterungsumschlag bleibt aus. Die Schnelligkeit des Fortschreitens ist, wie erwähnt, eine sehr wechselnde. Die Cyclonen legen in Europa durchschnittlich etwa 600 Kilometer pro Tag zurück, doch bleiben sie zuweilen auch mehrere Tage stationär über derselben Gegend, zuweilen schreiten sie aber auch mit einer Geschwindigkeit von 90 Kilometer in der Stunde oder 25 Meter in der Secunde vorwärts, ohne daß man den Grund dieser Verschiedenheiten bis jetzt erkannt hätte, wie denn überhaupt ihre Bewegungsverhältnisse, die Gründe ihres Entstehens und Vergehens noch in ziemlichem Dunkel liegen.

Von den Gebieten hohen Luftdruckes nimmt man mit vieler Wahrscheinlichkeit an, daß es diejenigen Stellen sind, wo die obere westliche Strömung, soweit sie sich nicht schon zwischen 30° und 40° Breite herabgesenkt hat, zur Erdoberfläche niedersteigt. Denkt man sich nun zwei solche Stellen benachbart zu einander, so entsteht zwischen denselben ein Gebiet, in dem die von den zwei Gebieten hohen Druckes abfließende Luft schräg gegeneinander weht. Dadurch kann unter Umständen der Anlaß zu einer cyclonalen Luftbewegung gegeben werden, die dann allmälig zu einem Wirbel sich ausbildet.

Nicht alle Depressionen, die Amerika verlassen, gelangen nach Europa herüber. Nach den Untersuchungen von Capt. Hoffmeyer thun dies nur etwa 54%, während 46% auf dem Atlantic selbst verschwinden, sei es, daß sie von anderen Depressionen absorbirt werden, sei es, daß sie sich ausfüllen, oder daß sie über Grönland und Spitzbergen nach Norden verschwinden. Ein gewisser Procentsatz der bei uns zur Beobachtung gelangenden cyclonalen Wirbel bildet sich in Europa selbst, indem sie entweder unter uns unbekannten Umständen selbständig sich entwickeln, oder indem sie sich wie durch Knospenbildung von bereits bestehenden Wirbeln ablösen und dann selbständig vorwärts schreiten während der Mutterwirbel sich dabei häufig ausfüllt und verschwindet. Gerade diese sogenannten Theilminima sind häufig von großem Einfluß auf das Wetter; sie vertiefen sich zuweilen sehr rasch und erzeugen bei meist sehr raschem Vorwärtsschreiten heftige Stürme und starke Niederschläge.

Ueber das Verhalten der Niederschläge zu den barometrischen Depressionen sind die Meteorologen noch sehr getheilter Ansicht. Die Niederschläge entstehen offenbar durch das Aufwärtssteigen der Luft innerhalb der Depressionen und durch die hierbei stattfindende Abkühlung, welche eine Ausscheidung der mitgeführten Wasserdämpfe veranlaßt. Während einige, namentlich englische Meteorologen in ausgedehnten Niederschlägen eine Ursache zur Ausbildung von Cyclonen sehen, wird von gegnerischer Seite der Regenfall nur als eine begleitende Erscheinung aufgefaßt und darauf hingewiesen, daß mehrfach Fälle vorgekommen sind, in denen bei solchen Erscheinungen sehr ausgeprägter Natur kein oder nur sehr geringer Niederschlag erfolgte und daß selbst die heftigsten Regengüsse der Tropen keinen Einfluß auf den Stand des Barometers auszuüben vermögen.

Aus dem Umstand, daß die atmosphärischen Wirbel mit Vorliebe gewissen mittleren Bahnen folgen, erhellt nun auch leicht, wie Dove überhaupt zur Aufstellung seines Drehungsgesetzes gelangen konnte. Für Deutschland, ja für einen großen Theil von Europa führen die durchschnittlichen Bahnen der Centren der meisten unseren Erdtheil berührenden Depressionen nördlich vorüber, indem die meisten dieser Erscheinungen ihren Weg über das nördliche Europa, d. h. Schottland und Skandinavien nehmen. Infolge dessen kommt Mitteleuropa in den meisten Fällen auf die südliche Seite der Depression zu liegen und der Wind dreht sich hier in der That beim Fortschreiten des Wirbels in seiner Bahn von Ost über Süd nach West. Nur in dem Fall, daß die Bahn einmal südlich von uns vorbeiführt, sei es über Deutschland selbst, sei es, und das ist der häufigere Fall, über die Mittelmeerländer, wird eine Drehung der Windfahne im entgegengesetzten Sinne des Dove'schen Drehungsgesetzes stattfinden. Da aber, wie bereits bemerkt, im Ganzen diese Bahnen viel weniger häufig und namentlich auch nicht von so tiefen, die Windverhältnisse von ganz Europa beeinflussenden Depressionen beschritten werden, wie die nördlichen, so ist erklärlich, daß im Großen und Ganzen das Dove'sche Gesetz für Europa sich bestätigt.

Zur Zeit, als Dove diese seine Erklärung der Erscheinung der Winddrehung veröffentlichte (1827 zuerst), lagen noch keine oder nur sehr spärliche Beobachtungen aus den Polarregionen vor. Erst die zahlreichen Unternehmungen, welche zur Ausbedung der Schicksale der 1847 verschollenen Franklin'schen Polarexpedition ins Leben gerufen wurden, beschenkten die Meteorologie mit vielen und äußerst werthvollen Beobachtungsreihen aus den unwirthlichen Polargebieten. Aus diesen ergab sich, daß in den Polarregionen die Winddrehung dem Dove'schen Gesetz nicht folgt und daß die Drehung meist im umgekehrten Sinne vor sich geht. Diese Erfahrungen lieferten ein wichtiges Argument gegen die Dove'schen Ansichten und trugen wesentlich zum Sturze derselben bei. Im Lichte der modernen Anschauungen ist diese anscheinende Unregelmäßigkeit sehr erklärlich. Denn da wir sahen, daß die großen, die Luftbewegung auf viele Tausende von Quadratmeilen beherrschenden Wirbel an den Grenzen der gemäßigten Breiten und der Polarregionen mit Vorliebe hinziehen, so ist es, da dann die Polarländer auf die nördliche Seite der Depressionen zu liegen kommen, durchaus nothwendig, daß der Wind dort sich weitaus am häufigsten entgegen der Sonne, von Ost über Nord nach West drehen muß, und daß, wie es z. B. auch die deutsche Nordpolexpedition nach Ostgrönland 1869—70 empfand, dort die Stürme aus Nordost die häufigsten sind, während bekanntlich in Mitteleuropa Südweststürme am zahlreichsten auftreten.

Mit der Darlegung dieser Verhältnisse ist zugleich eines der wichtigsten Ziele der Meteorologie, die Witterungserscheinungen auf mehr oder minder ausgedehnte Zeiträume vorauszubestimmen, vorgeführt.

Hiermit aber sind die der Meteorologie gestellten Aufgaben durchaus nicht abgeschlossen, ja es kann wol sogar

behauptet werden, daß die Vorausbestimmung des Wetters von wissenschaftlichem Standpunkte aus anderen Zielen eigentlich zurückstehen muß. In der That ist diese der Meteorologie gewordene Aufgabe auch die neueste. Während der langen Zeit der Entwickelungsgeschichte der Meteorologie bis in die Mitte des vorletzten Decenniums hinein hatte es den Anschein, als ob sich auf dem Gebiete der Wetterprognose nie auch nur ein irgendwie nennenswerther Erfolg erringen lassen werde. In jenen Zeiten lag das Hauptgewicht der meteorologischen Thätigkeit auf der statistischen Seite. Die Erforschung des mittleren Zustandes der Atmosphäre auf der ganzen Erdoberfläche war das wesentlichste Ziel, das man anstrebte. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Seite der Meteorologie, durch die Bestrebungen diese Wissenschaft dem praktischen Leben nutzbar zu machen, einige Zeit lang nicht unerheblich Abbruch gethan worden ist, indem die Kräfte der ohnehin nicht zahlreichen Meteorologen über Gebühr durch die praktische Meteorologie in Anspruch genommen wurden. In neuester Zeit ist aber auch hierin eine Reaction eingetreten, man hat sich dem theoretischen Ausbaue der meteorologischen Lehren und dem Studium der mittleren Zustände der Atmosphäre wieder mehr zugewandt, da eine Förderung derselben vielfach von selbst eine bessere Einsicht in den causalen Zusammenhang der Erscheinungen gewähren muß. (Schluß folgt.)

Vom Leipziger Kunstverein.

Es sind keine umfangreichen, aber mit seinem Verständniß zusammengesetzte Bildergruppen, die der Verein seinen Mitgliedern jetzt in rascher Aufeinanderfolge bietet. Sie verhalten sich zu den Kunstausstellungen der Hauptstadt etwa wie die Mahlzeit von ein paar gut gewählten Schüsseln zum officiellen Diner, an dem der Ueberdruß leicht Tischgast wird. Da war vorige Woche unter Anderem ein kleines Cabinetsstück zu sehen: „Schloßpark" von Julian Klever, einem Russen, gemalt. Seiner Art nach wenig für ein Museum geeignet, scheint dieses Stückchen Einsamkeit so recht geschaffen, um vom seidenen Pfühle eines Boudoirs aus betrachtet zu werden. Der Himmel aus zartestem Blau gemischt; graugrüne Baumgruppen, aus denen hie und da herbstliches Laub wie rothe Flammen zuckt. Ein dunkler Weiher mit klarem Spiegel in der Ferne sich verlierend, von einer scharf beleuchteten Brücke überspannt. Und tief im Schatten rechts altersgrane Stufen von Weidenarmen überhangen, die bis ins Wasser reichen. Man meint, ein Nixchen müsse hier plötzlich die nackten Glieder aus der Fluth heben und verwundert dem Schwan nachschauen, der ruhernd seine Kreise zieht. Reizend, diese Natur, charmant, obwol nicht mehr ganz naiv. Sie hat Toilette gemacht, ehe sie sich preisgab. Nicht der Geruch von feuchtem Laubholz scheint von ihr auszugehen, sondern ein leichter Parfüm von Ylang-Ylang, auf ein wenig Schminke ist recht geschickt aufgelegt. Aber ich sagte ja gleich, daß sie in ein Boudoir gehöre, wo das nicht auffällt. „Frühling in der Provence" und „Ruhe auf der Flucht" von Albert Hertel in Berlin. Auch diese beiden Landschaften machen den Eindruck, als seien sie nicht Wiedergabe der mit unbefangenem Auge wahrgenommenen Natur, aber es ist ein idealer Zug darin, namentlich in der Farbe, der sie vor der Massenproduction moderner Landschaft vortheilhaft auszeichnet. „Märkischer Waldsee am Herbstabend" von Eduard Odel in Berlin. Gewiß — ein solcher Herbstabend mit lichtem Safranhimmel und dunklem Buschwerk, das des Sees klare Fläche zurückwirft, ist schon unzählige Male dagewesen, aber wo wir ihm auch begegnen, sei's in der Natur oder im Bilde, wird er stets eine wohlthuende Stimmung in uns hervorrufen. „Dorfleben im Frühling" ist ein frisch gemaltes und hübsch empfundenes Bild, noch besser aber gefällt mir das zweite Thierstück, „Ufer am Bodensee"; beide von Chr. Mali in München. Der Ton erinnert an die alten Niederländer und zwar an die besten unter ihnen.

„Weibliches Porträt" von Theodor Große in Dresden. Wem fällt bei dem Namen Große nicht gleich das bekannte Dante-Gemälde der Dresdner Gallerie ein, das in den oberen Sälen ein durchaus ebenbürtiges Seitenstück zu Hübner's Disputa bildet. Die Eigenschaften des Historienmalers lassen sich auch in dem Porträt der anmuthigen Frau nicht verkennen, die in dunkler, anspruchsloser Toilette eine rothe Nelke vor die Brust befestigt. Das Bild lehrt uns übrigens des Künstlers Talent auch noch von einer dritten Seite kennen und die oft erwähnte Inschrift aus dem Gil-Blas: aqui está encerrada mi alma — hier liegt meine Seele begraben — wäre vielleicht hier ganz am Platze. Ich überlasse es dem aufmerksamen Beschauer, die hübschen Verse zu entdecken, die es birgt. Recht interessant ist auch das zweite Porträt von C. G. Hellquist in München. Aus einem etwas stark markirten Hintergrunde tritt ein junges Mädchen in grauer Wintertoilette und zeigt dem Beschauer ihr gut geschnittenes Profil. Den Abschluß nach oben bildet ein dunkler Hut, auf dem recht im Mittelpunkte eine rothe Feder sitzt. In Wappenform ist rechts neben einer lateinischen Inschrift der Name des Originals angebracht. Das ganze Arrangement hat etwas Vornehmes, dem auch die Haltung der jungen Dame entspricht; sie steht da, als ob sie den Maler mit einem Orden lohnen könne und nicht nur mit eitel Gold.

Ferner sind ausgestellt eine „Träumende Venus" und eine Anzahl Aquarelle von Eduard Hübner in Berlin. — Ein Gemälde, das, wie ich hörte, auf der Berliner Ausstellung großes Aufsehen gemacht hat, ist der „Goldschmied" von August Holmberg in München. Mit wunderbarem Geschick ist das alte Fenster mit den bunten Glasscheiben wiedergegeben, die Blumen davor, das Handwerkzeug und der ganze Apparat von bric-à-brac, der den Tisch füllt. Die Hauptfigur steht dem Beiwerk nach; sie entspricht weniger der Vorstellung eines in sein Werk vertieften Arbeiters, als der eines siegbewußten Künstlers, der im Geiste schon das Publicum bewundern hört. So wenigstens scheint es mir. Ich betone hier das Fürwort nur, um anzudeuten, daß der Nächste, vielleicht mit demselben Rechte, darüber eine andere Meinung haben kann. Warum die gleiche Ursache in ihrer Wirkung so verschieden, ist nicht zu beweisen — genug, es ist so. Man hat mir neulich vorgeworfen, daß ich das Fürwort immer in der Einzahl brauchte und nicht wie Andere schriebe: wir sind nicht einverstanden, oder: das ist unsere Ansicht. Warum? Seh' ich nicht mit meinen Augen, und ist eine Meinung haben etwas Anderes, als Das, was die eigenen Augen wahrgenommen, ehrlich wiedergeben? Die Augen mögen irren — zugegeben. Schließt es den Irrthum etwa aus, wenn ich ein unsichtbares Heer zu Hilfe rufe, und statt von meiner von unserer Auffassung schreibe? Daß bei Vielen eine Ansicht an Wichtigkeit gewinnt, wenn sie von diesem „unsichtbaren Heere" unterstützt wird, das weiß ich. Das eben ist mir zuwider. Und darum, mit Ihrer Erlaubniß, bleib' ich bei meiner Ueberzeugung, oder meinem Irrthum, wie Sie wollen.

Franz Bidal.

Bücherbesprechungen.

△ Fünf und siebzig Jahre in der alten und neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden von Heinrich Börnstein. 2 Bände. Leipzig, Otto Wigand 1881. In den vierziger Jahren wurden in den Reihen des sogenannten „jungen Deutschlands" Klage- und Weheruse über

eine neue Gefahr angestimmt, die angeblich für das deutsche Originaldrama von Paris aus drohen sollte, wo der ehemalige Schauspieler Börnstein eine dramatische Uebersetzungsfabrik im größten Stile errichtet habe, die sich die Aufgabe stelle, neue für die deutschen Bühnen nur irgend passende französische Stücke schnell zu übersetzen und in gedruckten Manuscripten an die deutschen Bühnenvorstände zu übersenden. Dieser „Uebersetzungsfabrikant“ Börnstein und der Verfasser der vorliegenden Memoiren, in denen ein bewegtes Leben uns vor Augen geführt wird, sind eine Person. In der freien Reichs- und Hansestadt Hamburg als Sohn eines vormaligen Schauspielers und nachherigen Geschäftsmannes geboren, wurde Börnstein für das Universitätsstudium vorbereitet, trat aber als Student, als im Jahre 1821 der von den Carbonari geschürte Aufstand in Italien ausbrach, freiwillig in österreichische Militärdienste, suchte, nachdem es ihm gelungen war, sich von dem Tornister wieder loszumachen, als Journalist und später als Schauspieler — und zwar sowol als darstellender Künstler wie als Director kleinerer und größerer Truppen — sich durchzuschlagen, lebte später einige Jahre als Literat und Gründer der vielgeschmähten Uebersetzungsfabrik in Paris, verließ aber dasselbe nach Ausbruch der Revolution im Jahre 1849 und siedelte mit seiner Familie und seinem Freunde Bernays in die neue Welt über. Hier gelang es ihm bald, festen Fuß zu fassen und nach einem kleinen medicinischen Intermezzo als Leiter der deutschen Zeitung „Der Anzeiger“ einen bedeutenden Einfluß auf das deutsche Element in Amerika zu gewinnen. Der von ihm gegründete „Verein der freien Männer“ wurde bald der einflußreichste deutsche Verein in St. Louis, nach seinem Muster bildeten sich in Cincinnati, in Louisville, sowie in anderen Städten, in denen das deutsche Element vorwiegend vertreten war, ähnliche Vereinigungen der Deutschen zur Wahrung ihrer Interessen, besonders gegenüber den anglo-amerikanischen know-nothings, die sich allerdings, Dank der gewöhnlichen deutschen Uneinigkeit, schon nach mehreren Jahren wieder auflösten. Im Begriffe, seine alte Leidenschaft für das Theater auch auf amerikanischem Grund und Boden durch Uebernahme des Opernhauses in St. Louis zu bethätigen, traf ihn und seine mannigfachen Unternehmungen der Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen dem Norden und dem Süden der Union wegen der Sclavereifrage auf das Schwerste. Er wurde als Staatsmilize zu den Fahnen eingezogen und nach seiner Entlassung kehrte er nach St. Louis zurück, um bald die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er finanziell ruinirt, und daß das in der neuen Welt mühsam erworbene Vermögen verloren sei. Unter solchen Umständen folgte er gern seiner aus Anlaß der der Union geleisteten Dienste erfolgten Berufung zum amerikanischen Consul in Bremen, doch machte der Tod Lincoln's bereits nach einigen Jahren der Herrlichkeit ein Ende. Börnstein wurde seines Postens enthoben und gezwungen, sich in das Privatleben zurückzuziehen. Nach einer Wanderung durch Italien ließ er sich wiederum in Wien nieder, übernahm zunächst die Direction des Josephstädter Theaters (1869—1871), wendete sich sodann wieder mit voller Lust und Liebe seinen journalistischen Arbeiten zu, wurde eine Zeit lang Theilhaber eines photographischen Ateliers, bis er — in einem Alter von 75 Jahren — dem Drängen seiner Freunde nachgebend als Dramaturg und Beirath der neuen Direction des Wiener Stadttheaters sich anschloß, eine Stellung, welche der geistesfrische Alte noch heute bekleidet. Man sieht, der Verfasser hat Vieles erlebt, er hat dabei aber auch, wie die Lectüre seiner Memoiren ersehen läßt, denkend und handelnd gelebt, und dies läßt seine Darstellungen in vielfacher Richtung als bemerkenswerthe Beiträge zur Cultur-Geschichte erscheinen. Besonders sind es drei Abschnitte, die diese Bezeichnung unseres Erachtens verdienen, des Verfassers die österreichischen Theater- und Zeitungsverhältnisse betreffenden Aufzeichnungen, seine Bilder aus Frankreich zur Zeit der Februar-Revolution, der Mai-tage 1848 u. s. w., endlich die Schilderungen über amerikanische Verhältnisse um die Zeit des Ausbruchs des Krieges zwischen den Nord- und Südstaaten, Capitel, die manches Neue bringen und vielfach geeignet sind, irrige Auffassungen des Lesers über die bezüglichen Zeiten und Ereignisse zu berichtigen. Lebhaftes Interesse wird z. B. seine Schilderung des österreichischen Zeitungswesens in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts erregen. Da war von der „affenartigen Geschwindigkeit“ der heutigen Journalistik mit ihren Kabeldepeschen und Referaten über das, was zwölf Stunden vor Ausgabe des Blattes passirt, wenig zu spüren. So brachten beispielsweise die ersten österreichischen Journale dieser Zeit über den Tod und das Begräbniß Beethoven's — der bekanntlich am 26. März 1827 starb — in den nächsten zehn Tagen keine Silbe, und die Rede, die Grillparzer aus diesem Anlasse verfaßt und Anschütz am offenen Grabe gesprochen hatte, wurde erst dritthalb Monate später veröffentlicht — so lange hatte sie nämlich die Censur zurückgehalten, die überhaupt der Zeitungsmenschen schwerste Noth war. — Wir müssen uns versagen, auf den reichen Inhalt dieser Memoiren an dieser Stelle näher einzugehen, und wollen nur noch betreffs der Form der Darstellung bemerken, daß dieselbe den ehemaligen gewandten Journalisten verräth und daß nur hier und da jene behagliche Breite hervortritt, mit welcher betagte Leute von ihren Erlebnissen aus längst vergangenen Tagen zu erzählen pflegen.

△ Der ehemalige Superintendent Kirchenrath Dr. Haan hat aus Anlaß der Feier des 300jährigen Bestehens der Cantorei-Gesellschaft zu Leisnig eine Jubelschrift unter dem Titel „Kurze Mittheilungen über die im Königreiche Sachsen befindlichen Cantorei-Gesellschaften“, Dresden, C. Heinrich, 1881, veröffentlicht. Man kann nicht sagen, daß die mitgetheilten Notizen, die der Verfasser gewiß mit großer Mühe von den betheiligten Vereinen erlangt hat, immer über die Geschichte der einzelnen Cantoreigesellschaften erschöpfendes Licht verbreiteten. Das Werthvollste der Schrift ist unseres Erachtens das, was in der Einleitung über das geschichtliche Entstehen dieser dem Dienste der evangelischen Kirche gewidmeten Vereine gesagt worden ist. — Ausführliches über die Geschichte des Kirchenchors zu Großröhrsdorf, die in früheren Zeiten auch den Namen „Cantorei“ geführt hat, ist in einer Festschrift zum Gedächtniß des 200jährigen Bestehens des gedachten Chores zu lesen, die von dem Mädchenlehrer Praßer und dem Cantor Taschaschel zusammengestellt ist und im Wesentlichen freilich nur locales Interesse haben dürfte.

** Das Interesse, welches in Deutschland für militärische Angelegenheiten herrscht, veranlaßt uns auf zwei Werken aufmerksam zu machen, welche in dieses Fach einschlagen. Es sind dies zwei im Verlage von Moritz Ruhl in Leipzig erschienene Publicationen „Die Uniformen der deutschen Armee in übersichtlichen Darstellungen. Sechste Auflage. Mit den genauen Abbildungen von sämmtlichen Namenszügen der deutschen Regimenter, sowie mit ausführlicher Liste der Truppentheile und Landwehr-Bataillone nebst Angabe der Standquartiere und vollständigen Erläuterungen der Farbendarstellungen“, und „Garnisonkarte der deutschen Armee mit Angabe der Armee-Corps- und Landwehr-Bezirks-Grenzen, sowie mit Bezeichnung der Servisclassen für sämmtliche Garnisonsorte. 2. Auflage.“ Selbstverständlich hat in beiden sich gegenseitig ergänzenden Schriften bereits die Veränderung, welche durch die vor Kurzem durch Errichtung einer Anzahl neuer Regimenter erfolgte Vermehrung der deutschen Armee erwachsen ist, besondere Berücksichtigung erfahren. In dem ersten wird auf 23 Tafeln in 336 Abbildungen eine übersichtliche Darstellung der Uniformen eines jeden Truppentheiles, in den zweiten eine genaue Uebersicht über die Dislocation des deutschen Heeres geboten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 99. Sonntag, den 11. December. 1881.

Inhalt: Das Wesen, die Aufgaben und die Ziele der modernen Meteorologie, von v. Danckelman. (Schluß.) — Leipziger Stadt-Theater, von K. v. Gottschall. — Musikalischer Bericht aus Dresden, von E. Naumann. — Bücherbesprechungen (Der Gesangbuchsentwurf für die Landeskirche des Königreichs Sachsen, von B. v. Strauß und Torney. Das Haus-Töchterchen, von Emma Biller. Weihnachtsliteratur II.).

Das Wesen, die Aufgaben und die Ziele der modernen Meteorologie.

Vortrag, gehalten im Verein für Erdkunde in Leipzig
von Dr. **v. Danckelman**, Vorstand des Meteorologischen Bureaus.

(Schluß.)

Zur Erforschung der allgemeinen mittleren Zustände der Atmosphäre ist vor allem nöthig eine Reihe nach einem einheitlichen Systeme arbeitender Observatorien, die möglichst gleichmäßig über die Erdoberfläche vertheilt sein müßten. Es genügte zu diesem Zwecke, wenn eine Station auf einen Umkreis von etwa 20 geographischen Meilen oder 150 Kilometer gerechnet würde, so daß also auf Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich je 11, auf Rußland etwa 100, auf die Vereinigten Staaten etwa 150 Stationen zu rechnen wären. Es ist natürlich, daß wir von der Erreichung dieses idealen Zieles noch sehr weit entfernt sind. Die Circumpolarregionen, die Inselflur der Südsee, Innerasien und China, das Innere von Afrika und Südamerika sind noch völlig entblößt von meteorologischen Stationen. Andererseits besitzen die meisten Culturländer weitaus mehr dergleichen Stationen, als zu diesem Zwecke nöthig sind, ja es besteht in vielen Ländern, z. B. in Deutschland und Oesterreich, geradezu ein Ueberfluß an Beobachtungen, so daß es vielfach gar nicht möglich ist, das ganze ungeheure Zahlenmaterial, welches alljährlich zusammenkommt, völlig zu bearbeiten. Eine Verminderung dieser vollständig ausgerüsteten, all- meteorologischen Elemente beobachtenden Stationen wäre durchaus angezeigt. Namentlich sind es die Barometerbeobachtungen, deren die Meteorologie durchaus nicht in dem Umfange bedarf, wie sie augenblicklich angestellt werden. Während z. B. in Sachsen jetzt an etwa 22 officiellen Stationen Luftdruckbeobachtungen angestellt werden, würden jedenfalls 8—10 Stationen, an denen das Barometer beobachtet wird, für alle Zwecke vollständig genügen und könnten die übrigen Stationen ohne Schaden den sog. klimatologischen Stationen eingefügt werden. Man hat nämlich seit einiger Zeit und zwar zuerst in England begonnen, gleichsam als Ergänzung der geologischen Landesdurchforschungen zu einer klimatischen Landesaufnahme zu schreiten, indem man zur Beobachtung derjenigen meteorologischen Elemente, welche, wie die Lufttemperatur und die atmosphärischen Niederschläge, sehr wesentlich durch locale Verhältnisse beeinflußt werden und unter Umständen auf kurze Entfernungen hin große Verschiedenheiten aufweisen, ein Netz dicht geschaarter meteorologischer Stationen geringerer Ordnung einrichtete, um damit dem praktischen Bedürfnisse der Landescultur, des Sanitätswesens und der Strom- und Wasserbaubehörden gerecht zu werden. Denn zur Erforschung der Niederschlags- und Temperaturvertheilung in einem Lande, wie solche durch die Besonderheit der Bodenbeschaffenheit und des wechselnden Reliefs einer Gegend bedingt wird, genügen natürlich 10—20 Meilen weit auseinandergelegene Stationen keineswegs. Das den eigentlichen Hauptstationen eingeschobene weitaus dichtere Netz der sog. klimatischen Stationen ist entweder nur mit einem Regenmesser ausgerüstet, oder aber es werden auch noch Temperaturbeobachtungen an gewöhnlichen und an Maximum- und Minimumthermometern angestellt. Auf diese Weise erstrebt man also, specielle klimatische Eigenthümlichkeiten der einzelnen Theile eines Landes, wie sich dieselben in den Rahmen des allgemeinen meteorologischen Charakters des betreffenden Gebietes einfügen, näher kennen zu lernen, die Verbreitung von Nachtfrösten oder starken Niederschlägen zu erforschen, oder auch die Bahnen von Gewitterzügen und Hagelfällen klarzulegen. In diesen Beziehungen dient ein solches dichtes Stationsnetz auch dazu, den Wetterprognosen eine bestimmtere Unterlage zu gewähren und allmälig ein größeres Eingehen in Details bei den jetzt immer nur in sehr allgemeinen Ausdrücken gehaltenen Witterungsankündigungen zu ermöglichen. Die Zahl der für diese Zwecke errichteten Stationen, deren ein Land, namentlich wenn es gebirgig ist, kaum genug haben kann, ist in einzelnen Ländern mit Recht eine sehr bedeutende. In England und Schottland bestehen deren über 2000, in Frankreich 1200, in Böhmen 730, auch im Königreich Sachsen, sowie in der Provinz Sachsen, an letzterer Stelle auf Anregung der durch die Eigenthümer der „Magdeburger Zeitung" begründeten, vorzüglich eingerichteten meteorologischen Warte, sind derartige dichtmaschige meteorologische Netze im Entstehen begriffen und zwar überall ohne Staatsunterstützung, allein durch Privatmittel hervorgerufen.

Eine nicht unwesentliche Aufgabe der modernen Meteorologie bildet die Erforschung der Vorgänge in der Atmosphäre über den Oceanen. Eine große Zahl von Dampf- und Segelschiffen bildet jetzt schwimmende Observatorien, mit deren Hilfe zahlreiches Material für die Erkenntniß der besten Schiffswege und der Vorgänge in der Atmosphäre über den Oceanen gesammelt wird.

Besonders von deutscher Seite ist in dieser Richtung sehr viel in den letzten Jahren gethan worden und sind wir über die atmosphärischen Vorgänge über dem mittleren Theile des atlantischen Oceans jetzt viel besser unterrichtet, als über diejenigen, welche sich über großen Theilen der Festländer abspielen. Bei der ungeheuren Größe der Oceane ist es natürlich, daß eine Arbeitstheilung bei der Discussion des meteorologischen Materials angestrebt wird. Eine solche ist z. B. schon zwischen Holland und Deutschland ausgeführt. Es hat nämlich jede Nation einen bestimmten Theil der Oceane zur Bearbeitung übernommen. Deutschland ist naturgemäß der nordatlantische Ocean zwischen 20° und 50° N. B.

zugefallen, während von England der äquatoriale und südliche Theil dieses Oceans bearbeitet wird. Das Niederländische Institut sammelt und bearbeitet die Beobachtungen in den chinesischen Gewässern zwischen 0° und 30° N. B. und 100° bis 150° O. L. Zwischen der deutschen Seewarte und dem letztgenannten Institut findet nun ein kostenfreier Austausch des Materials statt, so daß Holland die Beobachtungen deutscher Schiffe in der Chinasee erhält, während der Seewarte die Beobachtungen holländischer Schiffe im Nordatlantic zugänglich werden.

Während bisher die deutschen Schiffsführer genöthigt waren, englische oder französische Segelhandbücher zu gebrauchen, wird es denselben bald möglich sein, Dank den Anstrengungen der deutschen Seewarte, solche in deutscher Sprache zu erhalten.

Zu den bisher aufgeführten Aufgaben der Meteorologie tritt als weitere die Erforschung etwaiger säcularer Aenderungen im bestehenden Klima und im Zusammenhang damit die Aufdeckung etwaiger vorhandener Perioden von längerer oder kürzerer Dauer.

Klimaänderungen in historischer Zeit sind schon häufig Gegenstand der eingehendsten Untersuchungen gewesen. Exact, mit Hilfe der Beobachtungen an Instrumenten haben solche Veränderungen jedoch nie nachgewiesen werden können, weil selbst die ältesten der spärlich genug vorhandenen Beobachtungsreihen aus einer für solche Zwecke viel zu jungen Vergangenheit herrühren. Zudem ist die Verschiedenheit der in den einzelnen Perioden angewandten Instrumente, die Ungleichheit der Aufstellung derselben ein unbesiegbares Hinderniß, um auf diesem Wege zu greifbaren Resultaten zu gelangen. Uebrigens sind auf diese Weise bisher auch keine oder keine nennenswerthen Aenderungen der klimatischen Verhältnisse nachweisbar gewesen. Zum Nachweis solcher Veränderungen in späteren Jahrhunderten eignen sich naturgemäß am besten die Hauptobservatorien der einzelnen Länder, an denen durch Registririnstrumente der Verlauf der hauptsächlichsten meteorologischen Elemente continuirlich oder wenigstens in kurzen Zeitintervallen registrirt wird und wo die größtmögliche Garantie dafür gegeben ist, daß die Beobachtungen stets mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit angestellt werden. Zum sicheren Nachweis, daß in der That im gleichen Sinne fortschreitende Aenderungen im Laufe der Jahrhunderte z. B. in der Temperatur vor sich gehen, bedarf es aber durchaus der strengsten Continuität der Beobachtungen, so daß die einzelnen Beobachtungsdaten, sowie die daraus abgeleiteten Mittelwerthe direct unter sich vergleichbar sind. Dazu gehören vergleichene Instrumente, Einheit des Ortes, der Beobachtungstermine und der Aufstellungsweise.

Aus diesem Grunde ist es sehr wünschenswerth, daß derartige Hauptobservatorien, wenn sie neu errichtet werden, an frei gelegenen Punkten, wo eine Aenderung der Umgebung in absehbaren Zeiten nicht zu erwarten ist, angelegt werden. Die älteren Observatorien dieser Art befinden sich vielfach noch in den Centren großer Städte. Diese Lage ist für die Güte der daselbst angestellten Beobachtungen zwar von Einfluß, da sich aber die nähere Umgebung solcher Observatorien selbst im Laufe von Jahrhunderten nicht allzu wesentlich ändert, so ist eine solche Situation bei Weitem nicht von so schädlichem Einfluß auf die Vergleichbarkeit der Beobachtungen, wie die, wenn derartige Beobachtungspunkte (wie z. B. hier in Leipzig) zur Zeit ihrer Errichtung an der Peripherie größerer Städte lagen, bei deren Wachsthum dieselben dann allmälig in das ringsum entstehende Häusermeer hineingezogen werden. Die durch die Häuser und Straßen entstehenden Hemmungen der freien Luftcirculation beeinflussen nicht nur die Windbeobachtungen, sondern in sehr wesentlichem Grade auch die Temperaturbeobachtungen. In welchem Umfange das Letztere der Fall ist, erhellt z. B. aus den Beobachtungen in Wien. Dort hat man vor etwa 5 Jahren die bis dahin im Innern der Stadt gelegene meteorologische Centralanstalt außerhalb der Stadt verlegt und haben dann die gleichzeitigen Beobachtungen im neuen Gebäude und an der innerhalb der Stadt gelegenen Sternwarte ergeben, daß zu allen Jahres- und Tageszeiten außerhalb der Stadt eine niedrigere Temperatur herrscht als innerhalb derselben. Die Temperaturdifferenzen steigen von 0,3° im Januarmittel bis zu 0,9° im Julimittel. Das Jahresmittel ist im neuen Institut um nahe 0,6° niedriger.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich näher auf die Schlüsse eingehen, die man aus dem Vergleich der Verbreitungsgebiete einzelner Pflanzenarten, wie z. B. der Weinrebe, des Oelbaumes, einzelner Waldbäume ꝛc. in unseren Tagen gegenüber früheren Zeiten, sowie aus den Wasserstandsbeobachtungen von Flüssen auf nachhaltige Aenderungen des Klimas gezogen hat. Die Abnahme der Weincultur in Deutschland läßt sich z. B., wie es scheint, nicht völlig aus dem verseinerten Geschmacke unserer Zeit erklären und die Ab- und Zunahme des Regenfalles, oder vielleicht richtiger des Wassermangels mit der Ausrottung und dem Wiederaufforsten von Wäldern ist für viele Stellen der Erde sicher dargethan. Die zunehmende Trockenheit und die Ausbreitung der Wüstengebiete im subtropischen Regengebiete, d. h. in der Region der Winterregen mit regenarmem Sommer, speciell von 34° Breite an nordwärts, also in den südlichen Mittelmeerländern, in Palästina, Mesopotamien, Persien und dem nordafrikanischen Ländergebiete ist durch zahlreiche Zeugnisse erwiesen. Die Abnahme der Pegelstände vieler Flüsse ist durch die in neuerer Zeit insolge von Flußcorrectionen bewirkte Tieferlegung der Flußsohle nicht völlig erklärt. Selbst wenn man diese Einwirkungen in Rechnung zieht, ergiebt sich dennoch z. B. für die Elbe seit den letzten 20 Jahren eine Wasserspiegelsenkung und eventuelle Abnahme der Wassermengen besonders in den Sommer- und Herbstmonaten gegenüber den Pegelbeobachtungen aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

An die Untersuchung über etwaige säculare und dauernde Aenderungen der klimatischen Verhältnisse der Erde reiht sich naturgemäß diejenige über vieljährige Perioden der Witterung, welche in Zusammenhang gebracht worden sind mit der Periode der Sonnenflecke. Durch die kurzlebigen Producte der Journalistik unserer Zeit sind die Resultate diesbezüglicher wissenschaftlicher Forschungen vielfach in unrichtiger und übertriebener Weise allgemeiner bekannt geworden, so daß es angezeigt erscheint, in kurzen Zügen den augenblicklichen Stand der Frage anzuführen. Da die Abweichungen der Temperatur von ihrem normalen Stande, wie wir seit den Untersuchungen Dove's über die Wärmeschwankungen auf der Erdoberfläche wissen, nicht local auftreten, sondern auf weite Gebiete hin gleichzeitig in demselben Sinne sich geltend machen, ohne daß indeß, wie noch Dove meinte, diese Abweichungen sich vollständig compensiren würden, so kann man natürlich, wenn man die Frage untersuchen will, ob die Wärmesumme, welche die Erde von der Sonne empfängt, periodischen Schwankungen unterworfen ist, nicht die Beobachtungen an einzelnen Orten zu solchen Untersuchungen verwenden, sondern man muß hierzu die Beobachtungen möglichst vieler Stationen aus allen Welttheilen und Zonen zusammenfassen. Dr. Köppen, der verdienstvolle Meteorologe der deutschen Seewarte, hat diese Frage sehr eingehend untersucht und gefunden, daß die Temperatur der Tropen ganz unzweifelhaft und bis in kleine Einzelheiten hinein den Schwankungen der Sonnenfleckenhäufigkeit folgt, so zwar, daß eine Periode der größten Fleckenhäufigkeit einem Minimum der Temperatur der gesammten Tropenregionen entspricht. Diese Schwankungen sind natürlich nicht groß, sonst wären sie früher bemerkt worden, doch betragen sie immerhin im Laufe einer ganzen Periode etwa 0,6°, um welchen Betrag also sich im Laufe einer Sonnenfleckenperiode die mittlere Temperatur der Tropen

ändert. Da die niedrigste Temperatur etwa ½ bis 1½ Jahre vor dem Sonnenfleckenmaximum eintritt, so kann die durch Sonnenflecken bewirkte Verdunkelung der Sonnenscheibe nicht die directe Ursache der Temperaturverminderung auf der Erdoberfläche sein, da diese eigentlich, wenn dies der Fall, später als das Fleckenmaximum eintreten müßte. Es hat vielmehr den Anschein, als ob beide Erscheinungen, Sonnenflecken und Wärmeschwankungen in den Tropen, von einer dritten, uns zur Zeit noch unbekannten Ursache bedingt werden. Für die außertropischen Gebiete lassen sich zwar auch periodische Temperaturschwankungen nachweisen, welche sich zeitweise mit der Sonnenfleckenhäufigkeit in Beziehung bringen lassen; zu anderen Zeiten verschwindet dieser Zusammenhang, ohne daß es möglich wäre, eine genügende Erklärung für diese auffälligen Abweichungen, welche sich namentlich in der nördlichen Hemisphäre zeigen, anzugeben. Dr. Köppen hat ferner nachgewiesen, daß die sehr kalten Jahre, resp. Jahresgruppen sich ebenfalls in Perioden ordnen lassen, welche in Intervallen von abwechselnd 27 und 18 Jahren, also im Ganzen 45 Jahren, bestehen, und daß im Speciellen die sehr kalten Winter eine Periode von nahe 130 Jahren aufweisen.

Bei dem innigen Zusammenhange aller Naturerscheinungen und besonders der meteorologischen Elemente unter einander ist es natürlich, daß, wenn eine elfjährige Periode in der Stärke der Sonnenstrahlung besteht, nicht nur die Temperatur, sondern auch die übrigen meteorologischen Elemente, wie Bewölkung, Menge und Form der Niederschläge, Windrichtung und Windstärke, die Zahl der Gewitter u. s. w. und damit indirect auch die ganze organische Natur, das Gedeihen der Felder und Wälder ꝛc. beeinflußt werden. Man hat es sich viel Mühe kosten lassen, in allen diesen Beziehungen Perioden, die mit der Sonnenfleckenperiode im Zusammenhang stehen könnten, nachzuweisen. Allein ein so deutlicher Zusammenhang wie bei der Temperatur der Tropen und der Sonnenfleckenperiode hat bei keiner dieser übrigen Erscheinungen nachgewiesen werden können. Am besten hat sich noch eine annähernde Uebereinstimmung bei den tropischen Orkanen nachweisen lassen. Auch die Hungersnöthe in Ostindien fallen am häufigsten in die Minimalepochen der Sonnenflecken und ist jedenfalls die Gefahr vor denselben in solchen Jahren am größten. In Bezug auf andere Elemente ist man zu recht widersprechenden Ansichten gelangt. Während die Mehrzahl der Forscher aus der Untersuchung der Regen in tropischen und westeuropäischen Küstenländern einen Zusammenhang der Regenmengen mit der Sonnenfleckenperiode in dem Sinne nachweisen zu können glaubte, daß die regenreichsten Jahre zugleich die fleckenreichsten seien, fanden andere Forscher, daß z. B. die Winterregen in Nordindien die umgekehrte Periodicität aufweisen.

Die Forschungen auf diesem noch sehr dunkeln Gebiete sind noch lange nicht abgeschlossen; außer dem Zusammengehen der Lufttemperatur in den Tropen, ferner der Nordlichterhäufigkeit und Intensität der magnetischen Störungen mit der Sonnenfleckenperiode ist, das möge nochmals hervorgehoben sein, bis jetzt noch weiter nichts von dergleichen Beziehungen mit überzeugender Sicherheit nachgewiesen. Die Untersuchungen auf diesem Gebiete werden durch den Umstand sehr erschwert, daß die Sonnenfleckenperioden an sich nichts Festes und Regelmäßiges sind, dieselben sind vielmehr selbst großen Schwankungen und Unregelmäßigkeiten unterworfen und die 11 Jahre sind nur ein Mittelwerth für diese Periode.

Es würde außerhalb des Rahmens dieses Vortrages liegen, wollte ich hier auf die Ansichten, welche die moderne Meteorologie sich über den Einfluß gebildet hat, welchen andere Himmelskörper als die Sonne auf unsere Atmosphäre und unser Wetter ausüben, ausführlich eingehen.

In früheren Zeiten hat man sich über diese Frage unnöthig erhitzt, die heutige Meteorologie hat dazu in gänzlich ablehnender Weise Stellung genommen.

Der Einfluß des Mondes infolge der Gravitation und der Wärmestrahlung ist, wie sich mit Hilfe der mathematischen Analyse und mit Hilfe des physikalischen Experiments nachweisen läßt, ein so minimaler, daß er gegenüber den mächtigen Einwirkungen der Sonne auf die meteorologischen Vorgänge gar nicht in Betracht gezogen werden kann. Noch viel mehr gilt dies von den übrigen Himmelskörpern und es bleibt nur zu bedauern, daß das große Publicum von dem Glauben an die Einwirkung des Mondes oder gar von Planetenconstellationen auf den Gang der Witterung so schwer abzubringen ist, trotzdem diese Frage schon genugsam allseitig erörtert und der eingehendsten wissenschaftlichen Prüfung unterzogen worden ist. Wer diesen Ergebnissen nicht traut, der nehme sich wenigstens die Mühe, einige Jahre selbst über die Witterungsvorgänge mit Bezug auf den Mondwechsel, auf das Verhalten des Wetters von Freitag und Sonntag u. s. w. Buch zu führen, dann wird er sicher von diesem, uns noch aus dem Alterthum anhaftenden Aberglauben sich selbst befreien.

Sollte es mir, hochverehrte Anwesende, gelungen sein, Ihnen durch diesen Vortrag das Wesen, die Aufgaben und die Bestrebungen der modernen Meteorologie einigermaßen dargestellt zu haben, so möchte ich Sie noch gebeten haben, mit den Versuchen, die Ergebnisse dieser jungen Disciplin für das praktische Leben nutzbar zu machen, nicht allzu streng in das Gericht zu gehen, nachdem Sie die Grundlagen, auf denen diese Versuche beruhen, kennen gelernt haben. Die Meteorologen haben sich lange genug gegen derartige Bestrebungen gesträubt, sie sind aber schließlich, durch die aus den Reihen der Seeleute und Landwirthe gestellten Forderungen doch bewogen, den Wünschen dieser Kreise nach Witterungsaussichten, so gut es sich thun ließ, nachgekommen. Wenn jetzt manche Hoffnung etwas enttäuscht und manche trügerische Wetterprognose zu verzeichnen ist, so bitte ich immer im Auge behalten zu wollen, daß ja dieser Wissenszweig gegenüber vielen seiner Brüder so jung ist, daß noch so wenig Erfahrungen in Bezug auf den Charakter und das Wesen der atmosphärischen Wirbel gesammelt sind und daß noch so viele technische Schwierigkeiten, welche einem rascheren und häufigeren Austausch von Witterungsdepeschen zwischen den einzelnen europäischen Ländern im Wege sind, zu beseitigen sind. Ich hege die feste Zuversicht, daß dereinst, wenn man den Muth und die Geduld nicht sinken läßt, auch die praktische Meteorologie Ersprießlicheres als jetzt zu leisten im Stande sein wird.

Leipziger Stadt-Theater.

Das Schauspiel von Carl Heigel: „Freunde", welches in der letzten Woche am Neuen Theater in Scene ging, machte nicht einen so durchgreifenden Eindruck, wie man ihn von dem Talent des Verfassers hätte erwarten können; auch sind wir über die Ursachen des geringeren Erfolges nicht im Unklaren: sie sind ganz allein in der novellistischen Behandlungsweise zu suchen.

Die Grenzlinien zwischen dem Dramatischen und Novellistischen sind verdeckter und schwerer aufzufinden, als diejenigen zwischen Drama und Roman; denn die Novelle hat ebenfalls den rascheren Pulsschlag der Handlung, welcher dem Drama eigenthümlich ist; auch sind viele Novellen schon von Shakespeare selbst und seinen Zeitgenossen als Grundlagen von Trauer-, Schau- und Lustspielen verwerthet worden; gleichwol bedarf es des dramatischen Instinctes, um bei dem Verschmelzungsproceß die novellistischen Schlacken auszufonden. Carl Heigel macht sich durchaus nicht der groben Versündigungen gegen Grundregeln des Dramas schuldig, wie andere Dramatiker,

welche ganze Novellen oft noch im letzten Act breit in die Handlung einschieben, wie z. B. Hugo Bürger es bisweilen zu thun liebt; wir erinnern nur an die Bettlerin von Santa Croce in der „Frau ohne Geist"; doch wenn Heigel auch nicht die ganze Spannung aus Ereignisse concentrirt, die in der Zeit zurückliegen, so fehlt es in seinem Schauspiel doch eben so wenig an nachträglichen Aufklärungen, welche Vergangenes erhellen und dadurch in den Fortgang der Handlung als ein gewissermaßen verpfändetes Motiv eingreifen oder als solches die endgiltige Lösung herbeiführen. Eine derartige Motivirung muß schon deshalb Bedenken erregen, weil sie den Zufall, ein sehr undramatisches Agens, gleichsam durch eine Hinterthür in das Drama einführt; denn man muß sich fragen, warum kommt diese Aufklärung so spät? Wäre sie früher gekommen, so würden einige Acte des Dramas, und vielleicht gerade diejenigen, welche unsere Spannung am meisten erregen sollen, um ihre Existenzberechtigung gekommen sein. Warum sie aber nicht früher kommt, dafür bleibt der Autor in der Regel die Antwort schuldig.

In dem Heigel'schen Stück ist dies recht auffällig. Als Baron Brunneck mit Ottilie sich verheirathen will, am Hochzeitstage selbst, erscheint ein früherer Freund der Braut, verschwindet aber, selbst ohne seine Karte abzugeben, weil er seinen Besuch an diesem Tage nicht für opportun hält. Inzwischen verleumden die guten Freunde des Barons seine junge Frau gerade wegen eines früheren Verhältnisses mit demselben jungen Mann, der sich am Hochzeitstage wieder hinter die Coulissen zurückzog. Im letzten Act aber erscheint er wieder und seine Erklärungen bringen das etwas verfahrene eheliche Glück wieder in das rechte Gleis. Hätte er diese Enthüllungen schon im ersten Act gemacht, so wären im Grunde die drei übrigen überflüssig geworden; das Stück fristet also sein Leben nur durch eine Vertagung von Aufklärungen, die in jedem Augenblick eintreten und das fortrollende Rad der Handlung zurückstellen konnten.

Damit nicht genug: schon vorher werden dem Baron Briefe überreicht, welche das frühere Verhältniß seiner Frau illustriren sollen. Er liest diese Briefe nicht; es genügt die briefliche Anrede, um seinen Verdacht zu nähren; er wirft die Correspondenz ins Feuer, ohne den eigentlichen Inhalt geprüft zu haben. Hätte er dies gethan, so würde er wahrscheinlich die Anklagen der Gegner seiner Frau sehr in Zweifel gezogen haben. Wiederum also ein künstlich retardirendes Element, noch dazu von geringer Glaubwürdigkeit. Der Baron mußte doch um jeden Preis Klarheit über Vorgänge zu gewinnen suchen, die ihn bestimmten, seine Frau zu verlassen; es war dies nicht nur seine moralische Pflicht; die ganze Spannung seines Innern war auf solche Aufklärung gerichtet und er erscheint als ein psychologisches Räthsel, wenn er mit so entscheidenden Documenten so kurzen Proceß macht; denn von Großmuth oder Edelmuth ist ja bei diesem Autodafé nicht die Rede. Auf der andern Seite erscheint auch die Intrigantin Paula von Langen nicht gerade glücklich in der Wahl ihrer Mittel. Denn nach Allem, was wir im letzten Act erfahren, konnte ja in den Briefen nichts Belastendes für die junge Frau enthalten sein und man begreift nicht recht, warum Paula dem Baron einen solchen ungeladenen Revolver in die Hand giebt.

Alle diese die Handlung verzögernden Momente können allenfalls in einer Novelle bei eingehender Motivirung sich verwerthen lassen; im Drama machen sie einen lähmenden Eindruck.

Nicht minder novellistisch sind psychologische Entwicklungen, welche uns zuletzt den Charakter selbst in einem andern Licht erscheinen lassen. Dazu bedarf es der Zeit, und der Dramatiker kann ihren Verlauf nur durch stumme Zwischenacte andeuten. Der Novellist aber kann allmälige Uebergänge darstellen, die sich in längerer Zeit vollziehen; er kann ähnlich wie der Naturforscher organische Processe, so den Proceß des Seelenlebens im Zusammenhang vorführen, indem er selbst das erläuternde Wort ergreift und die Entwicklung von Stufe zu Stufe begleitet, mag es sich nun um Processe erfreulicher Fortbildung, oder um Versteinerungs- und Verwesungsprocesse der Seele handeln. Ottilie erscheint anfangs in unserem Stücke als eine etwas leichte Person, das heißt, als eine junge Dame, welche nur auf Putz, Ballfreuden und den Genuß des Lebens bedacht ist, sich mit Freuden den Hof machen läßt und mit ihren Courmachern lustig durch die Tanzsäle hüpft. Der Charakter geht zunächst in diesen Aeußerlichkeiten auf, wir sehen nur eine prononcirte junge Weltdame. Der Novellist könnte von Hause aus auf Regionen ihres Gemüthes hinweisen, von denen eine Reaction gegen diese flache Richtung ausgehen kann und wird: für den Dramatiker erscheint die Gestalt um so wirksamer, je drastischer ihre Weltlust in Scene gesetzt wird.

Im Verlaufe des Stückes tritt indeß ein Umschlag ein: die junge Baronin zeigt gegen den Schluß hin eine Herzenswärme, die sich in ergreifenden Accenten ausspricht; sie zeigt sich auf einmal bereit, den Genüssen des Weltlebens zu entsagen, sie verräth plötzlich Sinn für Familienglück. Und wie motivirt der Verfasser diesen Wechsel? Nur mit einer einzigen Scene, in welcher der Major von Schulow ihr von seinem häuslichen Glück, von den Beschäftigungen und Studien erzählt, die er am häuslichen Herd zusammen mit seiner Frau treibt. Sollten diese Mittheilungen genügen, um die junge Baronin zur Einkehr in ihr Inneres zu veranlassen? Offenbar ist dies der Zweck der Scene. Daß der Major von Schulow indeß als der Missionär des häuslichen Glückes erscheint, befremdet einigermaßen; wir sahen in ihm bisher nur den flotten Tänzer und Courmacher der Frau Baronin; sollte er nicht ein Renommist sein, der nur die Pose eines guten Ehemannes annimmt? Wie kommt es denn, daß er bei der Baronin ohne seine Ehefrau Visite macht?

Dergleichen kleine Unwahrscheinlichkeiten sind in dem Stück nicht gerade selten. Dazu rechnen wir auch, daß der Baron die letzte seiner auf dem Ausſterbeetat gesetzten Geliebten, Paula von Langen, zur Hochzeit als Freundin und Stütze seiner Braut einladet. Dies zeugt von geringer Menschenkenntniß und Paula beweist ihm zur Genüge, daß solche zur Disposition gestellte Geliebte gegen die activen Herzenscommandantinnen nur Haß, Neid und Groll empfinden.

In der Wahl eines novellistischen Stoffes liegt der Hauptgrund, daß das Heigel'sche Stück, besonders die drei ersten Acte desselben einen flauen Eindruck machen. Das Talent des Verfassers zeigt sich in einigen hübschen Scenen und vielen durch das ganze Stück zerstreuten feinsinnigen Bemerkungen. Carl Heigel ist kein Neuling auf der Bühne; eines seiner Trauerspiele hat früher die Runde über die meisten deutschen Theater gemacht und gegenwärtig ist er vom König von Bayern als Privatdramaturg engagirt und schreibt Stücke, die für den ausschließlichen Genuß des Monarchen bestimmt sind und sich keiner anderen Oeffentlichkeit erfreuen dürfen, als einer Aufführung auf dem Münchener Hoftheater, welcher der König allein als Zuschauer beiwohnt. Dem Vernehmen nach spielen diese Stücke meistens in dem Rococozeitalter, da der Geschmack des Königs sich jetzt vorzugsweise dieser Zeit zugewendet hat, in deren Styl er ja auch große Bauten, wie das Schloß auf der Insel im Chiemsee, aufführen läßt.

Der Grundgedanke des Stückes ist wol, daß die sogenannten guten Freunde oft sehr schlechte Freunde sind: der Dichter selbst erinnert in einer Wendung am Schluß des dritten Actes an den Menschenhasser Timon, der ja die gleiche Erfahrung gemacht hat. Der gute Freund des Barons ist vor Allem der Herr von Nienburg, der sich seiner Ehre in sehr überflüssiger Weise annimmt, sehr für sein Wohl besorgt erscheint, dabei von seinem Geld lebt und ihn im Stich läßt, als es den Anschein gewinnt, als sei der Baron bankerott

geworden. Hr. Conrad spielte diesen Nienburg mit Ton und Haltung eines gesinnungslosen Menschen. Der Charakter bewegt sich übrigens in absteigender Linie; anfangs glaubt man in ihm einen erfahrenen Weltmann zu sehen, welcher aus Ueberzeugung verständige, wenn auch unwillkommene Rathschläge ertheilt: später erst erkennt man die ganz verlotterte und haltlose Existenz dieses „Freundes". Nicht besser steht es mit der Freundin Paula; sie zeigt sich, wie schon erwähnt, als eine Intrigantin mit mäßigem Verstand. Frl. Friedhoff spielte die ausrangirte Geliebte des Barons mit zuviel Taubensanftmuth; ein paar diabolische Accente hätten den Charakter in ein schärferes Licht gerückt. Zu den bedenklichen Freunden gehört auch der Kammerdiener Joseph, der als ein fauler Schlemmer von seiner Stellung die möglichsten Vortheile zieht. Hr. Eichenwald gab ein mit hellen Farben ausgeführtes Bild dieses parasitischen Kumpans.

Den falschen Freunden stehen die wahren gegenüber, die sich erst im Unglück bewähren; dazu gehören die Eltern des Barons, welche zu seiner Ehe mit Ottilie nicht ihren Segen geben wollen und sich von ihm lossagen, welche aber hilfsbereit zu ihm zurückkehren, als sie erfahren, daß er durch unglückliche Börsenspeculationen in Noth gerathen sei. Hr. Pohl gab dem alten Baron Brummel etwas Starres und Mumienhaftes; man glaubte ein aus dem Rahmen entsprungenes Bild des Ahnensaals vor sich zu sehen; desto mehr wirkte die Gefühlswärme, von welcher der adelsstolze Herr gegen den Schluß hin durchdrungen ist. Frau Schubert als Baronin-Mutter hatte weniger aristokratische Tournüre; doch brachte sie den innern Kampf zwischen ihrem aristokratischen Gewissen und der Liebe zu ihrem Sohn recht gut zur Anschauung. Ein guter Freund ist auch Salomon Rosenthal, welcher mit dem Baron Albert in Conflict gerathen, weil er die Reize seiner Frau zu sehr im biblischen Styl des Hohen Liedes anerkannt hat, welcher aber sein Vermögen und seine Dienste ihm zur Verfügung stellt, als er von seinem Unglück erfährt. Hr. Stoeckel stellte mit geschickter Vermeidung aller herausfordernden semitischen Eigenheiten und doch mit kenntlicher Stammeseigenthümlichkeit den freundlich beleuchteten Charakter im Sinn des Dichters hin. Als echter Freund ersteht dem jungen Baron am Schluß der vielverdächtigte Ernst Wohlfahrt, der sich als früherer platonischer Liebhaber der Frau desselben entpuppt, und bekennt, daß er von dieser nicht einmal mit einem Streifstich platonischer Liebe beglückt worden sei: Hr. Ottbert gab dieser Rolle Wärme und chevalereske Haltung.

Schwierig ist Ottilie darzustellen. Frl. Butze gab die muntere Kokette anfangs mit so vieler Verve, daß es nicht leicht war, an ihre Bekehrung zu glauben. Dafür hatte sie indeß auch einen recht warmen Ton gefunden. War Einzelnes in der Darstellung zu unvermittelt, so kann die Schuld mit gutem Gewissen dem Dichter zugeschoben werden. Hr. Mylius spielte den Baron Albert mit vieler Wärme, brachte die wechselnden Affecte stets angemessen zum Ausdruck; nur war der Haltung mehr Eleganz zu wünschen. Der Major von Schulow des Hrn. Johannes hatte soldatische Biederkeit.

Ein günstiges Horoskop, was den Gang über die Bühnen betrifft, vermögen wir dem Heigel'schen Stück nicht zu stellen: es fehlen der Handlung die scharf markirten dramatischen Einschnitte und deshalb entbehren auch die Actschlüsse durchschlagender Wirkung.

Rudolf von Gottschall.

Musikalischer Bericht aus Dresden.

Das zweite, am 25. November stattgefundene Sinfonieconcert der königl. musikalischen Kapelle wurde eröffnet mit einer Novität, mit dem als instrumentale Skizze nachgelassenen Werke: Ouverture „Frau Aventiure" von Franz v. Holstein, dem bekannten, der musikalischen Welt zu früh entrissenen und gerade bei Ihnen in Leipzig mit Recht geschätzten Componisten. Es ist eine liebenswürdige und edle Stimmung durch dieses von Albert Dietrich im Sinne seines heimgegangenen Freundes vollendete Werk verbreitet, und wenn darin der Genius des Tondichters seine Flügel auch nicht zu jenem kühnen Flug enfaltet, den eine „Frau Aventiure" voraussetzt, so entbehrt doch sein Werk nicht des Anhauchs und Segens der Göttin Romantik. — Die zweite Novität des Abends war eine allerliebste und höchst piquante Orchestersuite von dem Franzosen Georg Bizet, dem Componisten der bekannten und ebensalls viel Talent verrathenden Oper Carmen. Das uns von der königl. Kapelle vorgeführte Orchesterwerk, welches, mit Anknüpfung an die durch ihre schönen Mädchen und Frauen hochberühmte Stadt Arles in der französischen Provence, den Namen „L'Arlésienne" trägt, soll vom Componisten aus Entracts zusammengestellt worden sein, die ursprünglich von ihm zu einem, in derselben Landschaft spielenden pastoralen Stück geschrieben worden sind. Beiz man dies, so erklärt sich Vieles in der reizenden Musik, was gewissermaßen ein durchaus locales Gepräge trägt oder sich auf ganz bestimmte und besondere Vorgänge zu beziehen scheint. Solche, gleichsam zufällig gegebene oder von Außen her einwirkende Beziehungen haben jedoch einer äußerst geschickten formalen musikalischen Abrundung der vier Sätze der Suite, sowie einer theilweise trefflichen, ja geistvollen Durchführung ihrer Motive durchaus nicht im Wege gestanden. Es vereinigt sich mit solchen Vorzügen eine ebenso geschmackvolle, als rhythmisch packende oder umgekehrt durch den duftigen Schmelz ihrer Farben poetisch wirkende Instrumentirung, und über dem Ganzen liegt ein Hauch jener Anmuth und Grazie verbreitet, die dem Westen, was die französische Musik geleistet, zu allen Zeiten eigen war. So konnte es denn nicht fehlen, daß die Arlésienne unser Publicum zu lebhaftem Beifall hinriß, der sich nach dem süßen träumerischen, vom Streichorchester mit Sordinen gespielten dritten Sätzchen zum lebhaftesten Dacapo-Ruf steigerte. — Im Uebrigen brachte uns der Abend Mozart's in wogender Leidenschaft zuströmende G-moll-Sinfonie und Beethoven's D-dur-Sinfonie, in welcher letzteren der junge Heros sich gleichsam in seinem ersten Waffentanze versucht. Daß sämmtliche Nummern des Programms, unter Büttner's vorzüglicher Leitung und durch unsere treffliche Kapelle ausgeführt, zu einer tadellosen Darstellung gelangten, bedarf kaum der Erwähnung.

Am 30. November eröffneten die Soirsen für Kammermusik der Herren Lauterbach, Hüllweck, Göring und Grützmacher mit Streichquartetten von Volkmann, Beethoven und Haydn, unter denen mich das Volkmann'sche Op. 14 G-moll, wie fast Alles, was ich bisher von Volkmann hörte, durch das darin waltende ernste Wollen, seine gediegene Abrundung und natürlichen Fluß, sowie durch edle männliche Haltung und Stimmung erfreute; das Werk stellt sich hierdurch ebenso entfernt von der Breitspurigkeit und dem Philisterthum der „Kapellmeistermusik", als von der Großmannssucht und Effecthascherei ihres Gegenübers dar. Für Vorführung des verhältnißmäßig zu selten gehörten F-dur-Quartetts Op. 59 Nr. 1 von Beethoven sagen wir dem Lauterbach'schen Quartett unseren besonderen Dank, und glücklicher konnte es seinen Abend wol nicht beschließen, als mit dem Haydn'schen G-dur-Quartett Nr. 48, das ebensowol durch seine rührenden Momente, als durch seinen köstlichen Humor zündend auf das Publicum wirkte. Auch diesmal bewiesen die vier Ausführenden, bei denen sich wärmste und verständnißvollste Hingabe an die vorzutragenden Meisterwerke mit glänzendster Technik und großem edlen Ton verbindet, daß ihre Soirsen die Blüthe unserer Dresdner Kammermusik repräsentiren.

Am 1. December ging bei unserer königl. Oper Victor Neßler's „Rattenfänger von Hameln" zum ersten Male in

Scene. Da Ihnen die Oper in Leipzig längst bekannt ist, so kann ich mich kurz darüber fassen. Ein entschiedenes, wenn auch seinem Umfange nach mäßiges musikalisches Talent ist Neßler. gewiß nicht abzusprechen; nirgends aber will es ihm gelingen, über jenen mittleren Durchschnitt hinauszukommen, auf dessen Höhe es dem Componisten zwar noch möglich ist, eine dem gewählten Stoffe im Allgemeinen entsprechende Musik zu schreiben, dagegen versagt bleibt, dem letzteren sein eigentliches Geheimniß abzulauschen und denselben dadurch bei seinen Wurzeln zu erfassen. Darum ist das Meiste in der Oper eine anhörbare anständige Musik, nirgends aber ist die, der schönen Wolff'schen Dichtung, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, eigenthümliche besondere und darum uns bezaubernde Stimmung wieder angeklungen, die hier gefordert werden mußte und durch welche Neßler's Oper allein Reiz hätte gewinnen und sich über das Alltägliche und Gewöhnliche hätte erheben können. Relativ am günstigsten wirkten das erste Duett zwischen Gertrud und Hunold, das nicht ohne einen gewissen, an Marschner erinnernden Humor componirte Trinkterzett im Rathskeller, zu Anfang des dritten Actes, und zwei der von Singuf vorgetragenen Lieder. Dagegen entbehrt die Instrumentirung alles Glanzes, sowie des Duftes und der Grazie, zu der der hochromantische Stoff den Tondichter anregen mußte; sie ist schwerfällig und stumpf in den Farben. Die Ensembles können nur dem Dilettanten imponiren, dem es schmeichelt, daß er die Eintritte der verschiedenen Stimmen mit dem Motiv vernimmt, ohne dabei zu bemerken, wie leblos und geistlos die anderen Stimmen neben solchen Eintritten einhergehen und wie wenig dieselben auf selbständige Führung und dramatische Charakteristik Anspruch erheben dürfen. Dennoch wird sich „der Rattenfänger", wie anderswo, so auch bei uns, eine Zeit lang auf der Bühne erhalten, da die Poesie der Wolff'schen Dichtung eine so unverwüstliche ist, daß sie auch die ihr nicht gleichgeartete Tondichtung eine Zeit lang über Wasser zu halten im Stande ist. Auch die glänzende Ausstattung des neuen Werkes durch die Regie des königl. Hoftheaters, infolge derer uns die Bühne eine Reihe der wirkungsvollsten oder reizendsten romantischsten Bilder vorüberführt, sowie die treffliche Darstellung des Werkes durch die Damen Malten, Rößler, Sigler und die Herren Bulß, Decarli, Fischer, Erl und Gußschbach werden hierzu das Ihrige beitragen, nicht weniger endlich die Sorgfalt, mit der Büttner die neue Oper einstudirt hat und die königl. Kapelle sie ausführt.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

□ Der Gesangbuchsentwurf für die Landeskirche des Königreichs Sachsen besprochen von Bict. v. Strauß und Torney, Wirkl. Geheim-Rath. Leipzig, Dörffling & Franke 1881. — Unter allen bisher über den neuen Gesangbuchsentwurf laut gewordenen Stimmen ist unstreitig diejenige des Verf. die berufenste. Ein treuer Sohn seiner Kirche, fest gegründet in ihrem Bekenntniß, und ein wackerer Kämpe derselben, der manche Lanze für sie gebrochen, ein Mann von hoher Bildung und feinem ästhetischem, wie insonderheit liturgischem Geschmack, und zugleich ein edler Sänger, dem wir manche schöne Perle im geistlichen Liederschatz verdanken, ist er vorzugsweise befähigt, über den vorliegenden Gegenstand ein Votum abzugeben. Zwar sind nicht alle Dichter schonend mit dem Kirchenliede, namentlich dem älteren, umgegangen; es genügt, an Klopstock und namentlich an Knapp zu erinnern, der nicht der Versuchung widerstanden hat, seine dichterische Gabe zu ungerechtfertigten Abänderungen an den Liedern unserer Kirche zu verwenden. Der objectiv kirchliche Standpunkt des Verf. und die tiefe Ehrfurcht, die er vor den classischen Liedern unserer Kirche hat, schützt ihn davor. Den Charakter dieser Lieder kennzeichnet der Verf. treffend als den „echter kirchlicher Volkslieder, welche mitten aus tiefer christlicher Erfahrung heraus Jedermann im evangel. Volke für seine höchsten Anliegen unverkürzt und unverblümt, ohne Abstraction und Reflexion, eine allverständliche, durchsichtige, ihm vertraulich Sprache in den Mund legen". Es ist ein Fortschritt der Bildung, daß man das Volkslied, auch das geistliche, in seiner Bedeutung wieder mehr erkennt, und mit Recht bezeichnet der Verf. es als einen Beweis von Beschränktheit und mangelhafter Bildung, das Volkslied, und namentlich das kirchliche, nicht genießen, nicht im Herzen mitsingen zu können. Daß der Gesangbuchsentwurf diese Lieder, die den eigentlichen classischen Stamm derselben bilden, gebührend berücksichtigt habe, erkennt der Verf. ausdrücklich an, wenn er auch mehrere vermißt, und namentlich noch einzelne Lutherlieder aufgenommen wünscht. Im Großen und Ganzen spricht er sich sehr anerkennend über den Entwurf aus. Obgleich derselbe zu Ausstellungen Anlaß gebe, so würde doch, auch wenn der Entwurf in der vorliegenden Gestalt zum Gesangbuch erhoben würde, die sächsische Landeskirche darum zu beglückwünschen, „es würde für sie ein unschätzbarer Fortschritt und ein reicher Gewinn sein".

Für die Auswahl stellt er als oberste Regel mit Recht hin, daß die Lieder der schriftmäßigen Kirchenlehre entsprechen. Denn „die gesicherte Autorität des Bekenntnisses verbürgt den Gemeinden allein ihre Freiheit gegen die Lehrwillkür von Pfarrern, die mit ihrer eigenen beschränkten Vernunft die Weisheit Gottes meistern wollen, und deren angemaßte Berechtigung hierzu in Liedern des Landesgesangbuchs keine Unterstützung finden darf". In dieser Hinsicht spendet der Verf. dem Entwurf unbedingtes Lob. Maßgebend ist für die Auswahl der Lieder nach dem Verf. namentlich die Anschauung, welche die Kirche über die geschichtliche Bedeutung der Lieder in ihren älteren, vor der Zeit der Aufklärung erschienenen Gesangbüchern *constatirt* hat, ein Entscheidungsgrund, der jedenfalls in seiner Objectivität einen wesentlichen Vorzug verdient vor dem sehr subjectiven des ästhetischen und kirchlichen „Geschmacks". Der Verf. empfiehlt die Weglassung von 288 Liedern, deren Nummern er einzeln aufführt, wobei er besonders solche Lieder im Auge gehabt hat, die nicht gemeinverständlich sind und sich von der Anschauungs- und Empfindungsweise des schlichten gesunden Christenthums entfernen, zu individuell-subjectiv oder zu speciell sind, oder auch einen zu reflectirenden und lehrhaften Charakter tragen. Doch hebt er bezüglich des letzteren Punktes mit Recht hervor, daß Gellert mit seinen Liedern, trotz des reflectirenden Charakters, den sie vielfach tragen, besondere Rücksicht fordere bei der Popularität, die er und sein Lied speciell in Sachsen genieße. Nach der Erfahrung des Ref. erstreckt sich diese Popularität über die ganze evangelische Kirche auch über die deutschen Grenzen hinaus. Auch in der reformirten Schweiz z. B. erbaut sich das Volk gern an Gellert'schen Liedern, in der Kirche und im Hause. So viel Lehrhaftes sie enthalten, so volksverständlich sind sie doch. Der größte Theil der Arbeit beschäftigt sich in höchst dankenswerther Weise mit der schwierigsten Aufgabe eines neuen Gesangbuchs, mit der Textbehandlung, bei welcher sich der Verf. für die mögliche Zurückhaltung ausspricht, nur unedle oder unverständliche, sowie entschieden ungrammatische Ausdrücke abweisend. Mit den Anbeutungen, die der Verf. in dieser Beziehung gegeben und die sein tiefes Verständniß für kirchliche Poesie, wie seine eigene poetische Gabe bekunden, hat derselbe der Sache einen wirklichen und wesentlichen Dienst erwiesen.

Gleichzeitig machen wir auf eine andere, zur Gesangbuchsliteratur gehörige Broschüre aufmerksam, die Prof. Fr. Pötzschke in Plauen unter dem Titel: „*Pia desideria*, den sächsischen Gesangbuchsentwurf betr." (Plauen, Kell's Buchhdlg.), soeben herausgegeben hat. Die Wünsche,

welche der Verf. ausspricht, erstrecken sich theils auf die Auswahl, theils und zwar vorwiegend auf die Textgestalt der Lieder. In letzterer Beziehung hat der Verf. sein Augenmerk weniger auf die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes gerichtet, was von anderer Seite reichlich geschehen ist, als vielmehr auf die nothwendigen Aenderungen desselben. Verf. geht dabei sehr vorsichtig und mit möglichster Schonung zu Werke. Bei dem kirchlichen Standpunkte, auf dem der Verf. steht, handelt es sich nicht um materielle, sondern nur um formelle Aenderungen; und nicht gegen altertümliche Ausdrücke und Gedankenwendungen an sich richtet sich seine Kritik — denn mit Recht bemerkt er, daß diese oft unendlich bedeutsamer sind, als der modern abgeblaßte Gedanke —, sondern nur gegen wirklich unpoetische, geschmacklose und unverständliche Redewendungen. Ueber Einzelnes wird man mit dem Verf. rechten können, wie auch Ref. ihm nicht überall zu folgen vermag, aber im Ganzen wird man ihm die Anerkennung zollen müssen, daß er die Pietät vor den ehrwürdigen Sängern unserer Kirche mit dem gerechten Anspruch, den die Gemeinde auf ungestörte Erbauung hat — ein Gesichtspunkt, welchen der Verf. mit Recht nachdrücklich hervorhebt —, sehr wohl zu vereinigen verstanden hat. Das Büchlein ist mit vieler Frische, mit gutem Humor und mit einem gesunden, glücklichen Takt für das wirklich Poetische und ächt Volksthümliche geschrieben. Wir wünschen ihm die Beachtung, die es verdient — und unbesangene Leser.

—l. Das Haus-Töchterchen. Eine Erzählung für Mädchen von 10—15 Jahren von Emma Biller. Mit 4 Farbendruckbildern nach Aquarellen von C. Offterdinger. Verlag von Jul. Hoffmann, Stuttgart. Preis eleg. geb. 4 ℳ — In einem reizenden Titelblatte hat Offterdinger uns das blonde Haustöchterchen gleich vorgestellt. Haustöchterchen wird ihr Abiturientenexamen schwerlich machen, sich auch nicht beklagen, daß die Hörsäle der Universität dem Ewig Weiblichen noch nicht geöffnet sind — die Weisheit kommt ihr von anderer Schule. Uebrigens hat sie auch ihre kleine Schwäche für Dinte: sie schreibt nämlich ganz allerliebste Komödien, die sich wahrscheinlich nicht nur für ihre Geschwister, sondern auch zur Aufführung für weitere Kreise eignen. Mit einer seltnen Begabung hat die Verfasserin hier aus einem Stück einfachen Familienlebens eine fesselnde Erzählung geschaffen. Sie predigt keine Moral, aber sie lehrt in dienender Liebe sich fügen und glücklich werden durch Pflichterfüllung. Die Ausstattung ist ebenso elegant wie geschmackvoll.

Weihnachtsliteratur II. Daß wol kaum eine zweite Verlagshandlung eine so stattliche Anzahl guter und gut ausgestatteter Jugendschriften aufzuweisen hat, wie die von Otto Spamer in Leipzig, welche für drei Generationen von Kindern nach einander Unterhaltungsstoff geschaffen hat, ist in einem „Illustrirte Bibliographie" überschriebenen, augenscheinlich zum Anlaß des Austritts bes auch als Jugendschriftsteller selbst wohlbekannten Otto Spamer aus dem Verlagsgeschäfte abgefaßten Artikel des Novemberhestes der von Paul Lindau herausgegebenen Monatsschrift „Nord und Süd" überzeugend dargethan und dabei gleichzeitig der von anderer Seite dem Spamer'schen Verlage einmal gemachte Vorwurf, daß derselbe aus fremden Verlagswerken Illustrationen zu erwerben und aus seinem reichen Schatze von Holzschnitten denselben Stoff mehrfach zu verwerthen liebe, auf das rechte Maß zurückgeführt worden. Zunächst sei hier kurz einiger älterer Spamer'scher Jugendschriften gedacht, die in neuen Ausgaben vorliegen. In erster Reihe nennen wir die auf die Erweckung und Kräftigung des patriotischen Sinnes unserer Jugend abzielenden vaterländischen Erzählungen, die der vormalige Inhaber der Verlagshandlung theils allein, theils mit Hilfe anderer Jugendschriftsteller unter dem Titel „Vaterländisches Ehrenbuch" wirkungsvoll zusammengefaßt hat. Der 1. Band desselben schildert: Große Tage aus der Zeit der Befreiungskriege; Gedenkbuch an die glorreiche Zeit von 1813—1815. Herausgegeben von Ed. Große und Franz Otto (Spamer) und liegt in vierter gänzlich umgearbeiteter Auflage vor; der 2. Band behandelt das Thema: Fünfzig Jahre aus Preußens und Deutschlands Geschichte; Preußens Volk in Waffen in Schleswig-Holstein und Dänemark, in Böhmen und Franken, am Main und Neckar, Bilder und Schilderungen aus Krieg und Frieden während der Jahre 1848—1870. Herausgeber: Franz Otto. Dritte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage des Werkes „Krieg und Frieden". Der 3. Band endlich stellt „Das große Jahr 1870" dar; Ehrentage aus Deutschlands neuester Geschichte, Gedenkbuch an die Zeit des Nationalkrieges gegen Frankreich im Jahre der deutschen Einigung. Herausgegeben von Franz Otto und Oskar Höcker. 3. umgearbeitete Auflage. Alle drei Bände, von denen jeder ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet, sind reich illustrirt. Der Preis beträgt für den elegant gebundenen Band 5 ℳ 50 ₰ bez. 6 ℳ — Nicht minder geeignet beizutragen zur patriotischen Erziehung und Heranbildung von Jugend und Volk sind die beiden Erzählungen „Der Burggraf und sein Schildknappe", in welcher der Verfasser R. Roth das Leben und Wirken des Urbegründers der preußischen Macht, des Stammvaters des preußischen Königshauses Kurfürst Friedrich I. schildert und „Kaiser, König und Papst", in welche derselbe Verfasser die Geschichte und Kämpfe der Hohenstaufen mit ihren Widersachern geschickt und ansprechend verwebt und die alten geschichtlichen Gegensätze zwischen Kaiser und Papst zu Grunde gelegt hat, und welcher der Bilderschmud des Guerrazzi'schen Werkes „Battaglia di Benevento" beigegeben ist. Die Preise der vorliegenden zweiten Auflage dieser beiden Werke sind auf 5 ℳ 50 ₰ bez. 6 ℳ 50 ₰ ermäßigt worden. — Die neuesten Auflagen der vortrefflichen Wägner'schen Werke „Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen", und „Rom, Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer", für Freunde des classischen Alterthums insbesondere für die deutsche Jugend, sind unter Mitwirkung des Gymnasiallehrers Dr. Dittmar in Magdeburg und des Gymnasialdirector Dr. Volz in Potsdam „vermehrt und verbessert" worden und haben darin die neuen Forschungen und Ansichten, beispielsweise auch die interessanten Ausgrabungen und Entdeckungen Schliemann's gebührende Berücksichtigung erfahren. Wer über die letzteren aber eingehender sich zu unterrichten gedenkt, dem ist das in demselbem Verlage erschienene Buch „Aus dunklen Tiefen zum Sonnenlicht. Berichte über die Ausgrabungen der Neuzeit für Freunde des Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend herausgegeben von Hermann Kunz" (geb. 4 ℳ 50 ₰) zu empfehlen. — Eine wohlgelungene Darstellung der deutschen Heldensagen, aufgebaut auf den Forschungen W. Grimm's und Uhland's und mit Treue die echten Züge der einheimischen Sagenüberlieferung festhaltend, bietet Karl Heinrich Keck in den zwei Bänden seines Werkes „Iduna, deutsche Heldensagen dem deutschen Volk und seiner Jugend wiedererzählt" (Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1881). Der erste Band behandelt die Nordseesage Gudrun und die Nibelungensage, der zweite die Sage von Wieland dem Schmied und von Dietrich von Bern und seinen Gesellen. Es ist dem Verfasser gelungen, dem deutschen Volke und vornehmlich der reiferen Jugend die Heldenideale, die unseren heidnischen Vorfahren durch alle Geschicke leuchtend vorgeschwebt haben, unverfälscht und befreit von den welschen Zuthaten und der kirchlichen Färbung der mittelalterlichen Dichtungen in einfacher und schlichter, an die Grimm'schen Märchen gemahnender und gerade deshalb um so wirkungs- und eindrucksvollerer Darstellung vorzuführen. Das ganze Werk kostet 9 ℳ — Aus seinen „Sittenbildern aus dem steierischen Oberlande", Geschichten aus Steiermark und anderen seiner herzigen Natur- und Volksschilderungen hat der von uns wiederholt gewürdigte steierische Schriftsteller P. K. Rosegger diejenigen Er-

zählungen und Schilderungen, denen das Leben der Wäldler, der Waldfrieden sowol als der auch im Walde nicht fehlende Kampf der Leidenschaften zu Grunde gelegt ist, ausgewählt und zusammengestellt unter dem Titel „Aus dem Walde". Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend. Mit Illustrationen (Wien, Pest, Leipzig, L. Hartleben's Verlag). Wir sind überzeugt, gerade unsere jugendlichen Freunde werden an den thatsrischen Darstellungen Rosegger's das größte Gefallen finden. — In den „Neuen und alten Musikgeschichten, Ernst und Humor aus dem Leben berühmter Tonkünstler, herausgegeben von Heinrich Pfeil" (Otto Spamer, 2. Auflage, 3 *M.* 50 ₰), finden wir ernste und heitere Episoden aus dem Leben bekannter Tonkünstler und Sänger in geschickter Vereinigung von Dichtung und Wahrheit behandelt. — Einigermaßen verwandten Inhalts ist Ernst Pasque's „Aus der Welt der Töne". Erlebnisse eines Mädchenquartetts im Haidehause. Onkel Reinhold's Erzählungen aus dem Bereiche der Oper, des Volksliedes, des Künstlerthumes und des Tanzes. Mit Illustrationen und Tondildern (Otto Spamer, Preis geb. 8 *M.* 50 ₰). Die Geschichte der Oper, des Klaviers, des Volksliedes und des Tanzes wird hier im Gewande einer spannenden Erzählung dargeboten. Durch leichte Unterhaltung zu belehren ist offenbar der Zweck und das Ziel dieses vornehmlich für die reifere weibliche Jugend bestimmten und geeigneten Buches. Für denselben Leserkreis berechnet und als Festgeschenke passend sind noch einige uns vorliegende Werke: zunächst der 27. Jahrgang der unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Isabella Braun herausgegebenen Jugendblätter für Unterhaltung und Belehrung (München, Braun & Schneider), der sich inhaltlich und hinsichtlich der Ausstattung seinen Vorgängern würdig anreiht, dann einige neue anmuthige Erzählungen von der Verfasserin der in einer viel gelesenen Wochenschrift veröffentlichten „Gedanken einer Hausmutter", C. Michael „Rings um die Welt", Erzählung in Briefen mit Text, Illustrationen und Tondildern, und „Der Mann mit der Wünschelruthe", Erzählung für erwachsene Töchter, mit Initialen und Tondildern (Otto Spamer, Preis geb. je 4 *M.*). Beide sind in die Spamer'sche illustrirte Bibliothek zur Unterhaltung und Belehrung für Frauen und Jungfrauen aufgenommen. Ohngefähr die Mitte zwischen den für die reifere Jugend und den für die Kinderwelt berechneten Erzählungen halten zweifellos die Märchenbücher ein. Die ungenannte Verfasserin hat „Die schönsten Märchen aus Tausend und einer Nacht", die wie kaum ein anderes Erzeugniß fremdländischer Literatur in Deutschland seit nahezu 180 Jahren bekannt und beliebt sind, für die Kinderstube auserwählt, neu bearbeitet und herausgegeben, und können diese orientalischen Märchen in dieser Bearbeitung und Auswahl getrost unter den deutschen Christbaum gelegt werden. (Preis 4 *M.*) Eine zweite Sammlung nordischer, insbesondere isländischer, schottischer, irischer, deutscher u. s. w. Sagen und Märchen veröffentlicht die Verlagshandlung von Spamer unter dem Titel „Unter Kobolden und Unholden". Sagen und Märchen aus dem Reiche der Riesen und Zwerge, Gnomen, Wichte, Kobolde, Elfen und Nixen. In einer Einführung sucht Dillamaria den historisch-ethnographischen Zusammenhang dieser Hauptgestalten des deutschen und germanischen Volksglaubens, deren Thron trotz der Bemühungen aufgeklärter Geister wol nimmer ganz gebrochen werden wird, darzulegen. Als eines der anmuthigsten Märchen der Sammlung ist uns das aus Island stammende „Inga und Andri" erschienen (Preis 3 *M.*). — Für unsere Kinderwelt haben zwei mit dem Kinderleben so innig vertraute Meister wie L. Richter und Bürkner im Vereine mit C. Ch. Diessenbach wiederum eine prächtige Weihnachtsgabe vorbereitet: „Aus dem Kinderleben", 24 Bilder von Ludwig Richter und Hugo Bürkner, mit Liedern und Reimen von Diessenbach. In Holz geschnitten von August Gaber (M. Heinsius in Bremen, 1881). Preis 2 *M.* 50 ₰. Das sind wiederum köstliche, der Natur abgelauschte Kinderscenen, die uns in Wort und Bild vorgeführt werden. Das Frühlingsbild mit den rauschen Jungen im Hintergrunde und den Purzelbaum schlagenden Schlingeln, sowie dem mit einer großen Mühe aber einer noch größeren „Butterbemme" ausstaffirten Dorfjungen im Vordergrunde, das Bild des verdrießlichen Bäbleins mit dem verständigen Hunde als Nachbar, die mannigfachen Darstellungen des in der Kinderwelt und in der Kinderdiese eine so große Rolle spielenden Storches — sie sind immer eine natürlicher und einfach-kräftiger als die andere. — Auch „Der kleine Nußknacker". Neue Folge der 600 Kinder-Räthsel, Scherzfragen, Rebusse, Spielliedchen, Verschen und Gebete, für gute Kinder herausgegeben von Ernst Lausch und in demselben Verlage erschienen (Pr. 1 *M.* 20 ₰), wird Eingang in noch viele Kinderstuben finden und dort Freude und Unterhaltung gewähren. — Wie man mit den Puppen spielen soll, wie das Puppenzimmer herzurichten, wie Kaffee und Chocolade, Sandtorte u. s. w. für die Puppen und die kleinen lebendigen Leckermäulchen, die daneben stehen, zuzubereiten, worauf bei der Erziehung und dem Unterrichte derselben von der kleinen Puppenmutter vor Allem mit Ernst zu achten ist, das ist alles aus dem „Puppenmütterchen". Die Erziehung der Puppen, groß und klein und der Haushalt in der Puppenstube von L. v. Pröpper. Mit 30 Text-Abbildungen und 2 Buntbildern (Leipzig, Otto Spamer 1882) zu ersehen. Und für diejenigen unserer kleinen Freundinnen, die bereits seit einem halben Jahre oder gar noch länger begonnen haben, die französische Sprache zu erlernen oder denen Mama die ersten Elemente dieser Sprache gern spielend beibringen möchte, wird sich in Le livre d'or I. Abécédaire français illustré pour les petits enfants. Nouvelle méthode de lecture propre à développer l'intelligence et la mémoire des enfants et à les instruire tout en les amusant. Par Mlle. Louise Bouc. Sixième Édition, augmentée et corrigée (Leipzig, Otto Spamer) vielfache Anregung und Gelegenheit zur ersehnten Erlangung und Vermehrung der Sprachkenntnisse finden. — Nicht sowol für die Kinder selbst und doch in erster Reihe zu deren Bestem bestimmt ist das Illustrirte Familien-Spielbuch. Vorführung aller bekannteren Spiele und gebräuchlichen Unterhaltungsweisen für alle Kreise, zur körperlichen Erholung und geistig-gemüthlichen Erheiterung und Anregung im Freien wie im Zimmer. Herausgegeben unter Mitwirkung anerkannter Sachverständiger von Dr. Jan Daniel Georgens und Jeanne Marie v. Gayette-Georgens. Mit über 300 Text-Abbildungen, Buntbildern u. s. w. Leipzig, Otto Spamer. (Preis 9 *M.*, geb. 10 *M.*) Es giebt unseres Wissens kein zweites Werk, welches alle nennenswerthen Spiele und Spielgattungen, die seit Menschengedenken in den verschiedensten Gesellschaftskreisen, bei Erwachsenen wie Kindern beliebt gewesen sind, in so ausführlicher Weise umfaßt, wie das vorliegende: manches verdienter und unverdienter Weise in Vergessenheit gerathene Spiel wird es wieder in Erinnerung bringen und manch neues einführen helfen. — Wir schließen unsere heutige Revue mit der Anzeige, daß von den bekannten und bei kleinen und großen Kindern beliebten Münchner Bilderbogen (München, Braun & Schneider) das Heft 33 eingetroffen ist. Die Geschichten von dem armen Wicht, von Peppo und seinem Affen, der Rettung des Capitols, dem Dreifuß, dem Michl und der Ziege u. a. werden für die Erheiterung der Leser, Zuhörer und vor Allem — derjenigen, welche die dazu gehörigen Illustrationen betrachten, Sorge tragen; Inhalt und Ausstattung des neuen Heftes gleicht dessen 32 Vorgängern — das ist das Beste, was zum Lobe von Nr. 33 sich sagen läßt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspreisaufschlag) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 100. Donnerstag, den 15. December. 1881.

Inhalt: Aus Jean Paul's Briefbüchern, mitgetheilt von Paul Nerrlich. — Bücherbesprechungen (Quellenkunde der römischen Geschichte, von Dr. phil. M. Schmitz. Beitze's Geschichte der Freiheitskriege, 4. Auflage. Gneisenau, von M. Berndt. „Verbesserter Historienkalender auf das Jahr 1882". „Illustrirtes Conversationslexikon der Gegenwart". „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik". Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, von K. Faulmann. „Pfarrieben in einem Gebirgsdorf". „Wir Beide, Graham und ich", aus dem Englischen von Marie Morgenstern).

Aus Jean Paul's Briefbüchern.

Mitgetheilt von **Paul Nerrlich.**

An den Grafen v. Westerhold in Regensburg.[1])

Den 18. October 1821.

Verehrtester Herr Graf!

Der Wunsch eines Freundes, Ihnen durch mich bekannter zu werden, trifft mit meinem zusammen, Sie an mich zu erinnern und an die vorjährige Geisterstunde einer Todten- oder vielmehr Seligenfeier. Ich will mir aber hier nicht viel davon zurückrufen, denn ein neuer Todter, mein einziger, herrlichster Sohn von 18 Jahren, schwebt vor meiner Seele und sieht, wie sie nie sich hier unten trösten kann über seinen Dahingang.

Herr Emanuel Osmund, der Ihnen dieses Blättchen übergiebt, ist seit zwanzig Jahren mein Freund, und ich bin seiner. Obwohl ein Jude, ist er doch, wie Johannes, der ja auch einer war, der Jünger der Liebe. Die Kraft und die Milde seines Charakters, der Scharfblick und die Uneigennützigkeit in seinen Geschäften, kurz der volle Mann verdient — damit ich mit dem schönsten Lobe aufhöre — von Ihnen erkannt zu werden.

Leben Sie viel froher als der, der es Ihnen hier wünscht. Mit innigster Hochachtung . . . .

An den Hofrath Mehmel in Erlangen.

Den 27. Mai 1823.

Höchstgeschätzter Herr Hofrath!

Ich kann mir meine Erlanger Tage — diese ruhigen, aber heitern Sabbathtage — nicht zurückmalen, ohne Ihr Bild und die einzelnen Bogen Ihrer Moral — ich wünschte, ganze moralische Alphabete brächten mir so schöne Morgen, als Sie mit Ihren Bogen damals — in das schöne geistige Stillleben zu bringen. Hier schreib ich nun an Sie, um vielleicht auch einem andern durch Sie zu Erlanger Tagen zu verhelfen.

Ich spreche von Dr. Kapp[2]). Seine Sylvae Cratyli, schon aus Flugsamen früherer Jahre aufgegangen, sind ein Garten voll philologischer Knospen. Sein späteres Buch „Christus und die Weltgeschichte" wird Sie — sowie auch mich — mehr mit seinen frühen Kenntnissen und Kräften, mit seiner Stärke der Combinationen und Ansichten ansprechen, als mit der Aehnlichkeit, die er als junger Mann mit der neuesten, auch in Erlangen residirenden Zeit zu theilen scheint, welche uns statt des Lichtes ein insusorisches Chaos von indisch-poetisch-mystisch-übergläubigem Christenthum liefert. Die jugendliche Aehnlichkeit wird verfliegen, aber dafür ein reifer, vielgewandter, religiöser Geist zurückbleiben, nach der Dephlegmatisation der Zeit. Sein frommes Gemüth, seine kindliche Bescheidenheit, sein religiöses Streben nach dem Höchsten in Glauben und Lernen spricht sich fast bei seiner ersten Erscheinung aus; und ein Theil seines geistigen Werthes leider durch das, was der Körper dazu opfern mußte. Denn der Baum des Erkenntnisses wurde eine parasitische, ausfaugende Pflanze seines Nervensystems.

Nun kömmt es — nach allem, was ich höre — auf Ihre Stimme an, vortrefflicher, das Gute auch außerhalb des Landtagssaales im Lehrsaale beschirmender Mann, ob der Jüngling seine Heilung in der Lehrthätigkeit und alle Früchte der mühsamen Jugendsaat endlich finden soll im Professoratheder.

Ihrer Einsicht brauch ich nichts weiter zu sagen und abzuverlangen und Ihrem Herzen noch weniger.

Leben Sie recht wohl.

An v. Ahlefeldt in Berlin[1]). Den 5. December 1823

Mein guter alter Ahlefeldt!

Wir haben lange einander gegenüber geschwiegen, als ob einer von uns beiden nicht mehr wäre. Doch kennst mehr Du mein Leben, wenigstens mein literarisches — als ich Deines, und von diesem sollst Du mir in Deiner Antwort eine lange Nachricht geben.

Mein Brief hier ist ein — Mahnbrief. Nimm es aber nicht in einem andern Sinne, als es für unsre frohe Jugend- und Studengenossenschaft passet. Die Sache ist die. Grade in den Jahren, wo man so gern die früheren wiederholen möchte, ist man genöthigt, nämlich Nachts wegen tausend neuer Bedürfnisse, denn das Alter liefert wenigstens an diesen immer Neues — eine bloße Stunde zu wiederholen, das heißt wiederholen zu lassen, mit Einem Worte eine Repetiruhr zu haben. Und ich hab eine; aber da an ihr das Aus-

[1]) Jean Paul hatte im August 1816 den Fürsten Dalberg in Regensburg besucht und bei dieser Gelegenheit in der Familie des Grafen W., eines Freundes von Lavater, die herzlichste Aufnahme gefunden.

[2]) Christian Kapp ist durch seinen Briefwechsel mit Ludwig Feuerbach (Leipzig, Otto Wigand 1876) unsterblich geworden; in der Einleitung zu demselben finden sich die dankenswerthesten Nachrichten über sein Leben und seine Schriften. Als er 1816 die Universität Berlin bezog, schrieb ihm Jean Paul ins Stammbuch: „Möge der Jüngling, von welchem ich so viel hoffe, seines edlen Vaters würdig, aus der Nationalschule Deutschlands zurückkehren mit unveränderter Wärme des Herzens und blos mit erhöhtem Lichte des Geistes." Am 23. Juli 1822 hatte ihm Jean Paul geschrieben: „Das ganze Scholarchat und Gymnasiarchat in Hof hätte nicht den Stil Ihrer Vorrede, geschweige den Inhalt Ihres Büchleins zusammengebracht."

[1]) Jean Paul's Briefwechsel mit v. A., der bis auf den April 1796 zurückreicht, findet sich in „Theaterbriefe von Goethe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul. Berlin 1835". Während seines Aufenthalts in Berlin wohnte Jean Paul eine Zeit lang bei A., welcher damals Regierungsassessor war.

bessern wieder zu repetiren ist, so hab ich dann Nachts nichts. Nun ist meine Bitte, daß Du mir in Berlin, wo so viele Juden, Verkäufe und Versteigerungen sind, eine kaufst, aber keine glänzende, modische, verzierte, mehrgehäufige, sondern nur eine redliche alte, jedoch richtig gehende.

Und eine solche Uhr, welche zwei, drei, höchstens 3½ Louisd'or kosten kann, soll die ganze Schuld von 100 pr. Rthl. und sechs Friedrichsd'or, wovon Du mir schon einen Theil abgetragen, rein tilgen und ich würde Dir durch eine im Februar nach Berlin reisende Regierungsräthin die Verschreibung senden, um sie nur nicht mehr in die Hände zu bekommen. Denn ich möchte auf eine schönere Weise an unser früheres, freudiges Zusammenleben erinnert sein, an dem Horizont jener untergegangenen Tage, wo wir Jugend selber hatten und fremde genossen, soll kein Wölkchen stehen als ein rothes. Die Uhr braucht Du nur meiner Schwiegermutter Mayer zu übergeben. Verbieten Dir indeß Deine Geldverhältnisse die ganze Sache, so schreibe es mir ausrichtig und bald.

Herzlich wünscht ich, daß es Dir bisher in Deinem äußeren Cölibate und inneren Herzens-Eheständen sitterwöchentlich ergangen und ich möchte wohl einmal sehen, wie Dir das Alter stünde. Und überhaupt möcht ich Dich gern sehen, alter, lieber Ahlefeldt, der Du früher so manche Launen von mir — obgleich sie doch gutgemeinte in der Sache der Gräfin S.[1]) — mit solcher Liebe ertragen. Schreibe mir ja recht viel von Ausgängen, Liebhabereien und Freuden. Siehst Du Matzdorf[2]), an dessen früheren eigennützigen Mißbrauch meiner merkantilischen Unwissenheit unter Freundes-Decke ich ungern denke? Es gehe Dir wohl. Meine Frau grüßt Dich liebend.

Dein alter ꝛc.

An Ahlefeldt. Den 16. Januar 1824.

. . . . Deine getilgte Schuldverschreibung zurück, die Dich nun an nichts mehr erinnern soll als höchstens an die Freude, die Du mir an Paul Einfiedelstag gemacht durch Dein Repetierwerk alter Tage. Der Klang der Uhr hat für mich etwas wehmüthig Süßes wie lauter Vergangenheit, aber freilich was hat denn eine Uhr anders anzuzeigen und auszusprechen als eine? Auch bleibt ihr Gang in allen Lagen gleichförmig, was wohl auch ihrem Besitzer zu wünschen wäre, wiewohl er so spät in nicht viele neue mehr kommen dürfte, als in die lange horizontale . . . . Die Nahen erfüllen Dir die Wünsche des Fernen!

An W. Demme, abzugeben im Literaturcomptoir.

20. Oktober 1824.

Die Härte Ihres Briefes, der mein Schweigen zur Schuld meines Willens macht, werden Sie verurtheilen, wenn Sie erfahren, daß ich seit einem halben Jahre mich mit meinem linken Auge dem grauen Staare und mit dem rechten dem schwarzen nähere[3]) und nur mit der Brille lesen kann, Geschriebenes grade am wenigsten. Der Werth einzelner Ihrer Blätter veranlaßte mich, das Ganze für die Besserung meiner Augen aufzuschieben. Wollen Sie nun das, so brauchen Sie Ihr Ja nur durch Schweigen zu sagen. Uebrigens bedenken Sie, daß Sie zu ohne meine Einwilligung Lesen, Antworten und Einpacken von mir fordern. Geben Sie gefällig diesen Einschluß an einen Dichter ab, dessen Arbeiten dasselbe Schicksal wie Ihre erfuhren, der aber mein Schweigen mit eignem Schweigen ertrug. Leben Sie wohl ꝛc.

Der graue Staar erfordert graues Papier.

An Demme in Altenburg. 18. März 1825.

Geben Sie Ihre „Stunden" einstweilen der Zeit: sie wird sie Ihnen nach einem Jahrzehnt als Morgenstunden voll Gold im Munde zurückgeben — da die ästhetische Censur den Druck der Form wegen und die politische des Stoffs wegen verbietet.

An Cotta. Bayreuth, d. 11. Sept. 1825.

Sie steigen, uns allen willkommener Cotta, aus Ihrem Wagen nicht heraus, sondern hinauf auf ein Flötzgebirge oder doch todtliegendes von Schreibereien, in das ich auch mein Steinchen mit eingeschoben. Seit Jahren arbeite ich an einer Ausgabe meiner sämmtlichen Werke, welche von so vielen Deutschen bei der Zerstreuung, Theurung, Ungleichheit, ja Unsichtbarkeit vieler meiner Bücher längst gewünscht und gefordert wurde. Seit kurzem haben drei große Buchhandlungen sich zur Uebernehmung derselben erboten, aber an die größte, nämlich an die Ihrige, komme ich natürlich zuerst mit meinen Fragen und Antworten. In der künftigen Ostermesse 1826 erscheint unabänderlich die erste Lieferung derselben. Zum Glück begünstigen mich außer äußerer mechanischer Mithilfe meine verbesserten Augen, denen der Lichtraub des grauen Staars, — dieses schlimmsten Gevögels, das kein Paradiesvogel, sondern Paradiesräuber ist — durch die Belladonna einige Gränzen gesetzt wurden. Ich zögere nicht länger, da zumal in Baden litterarische Leichenräuber anderer Art nur auf das Zuschließen zweier Augen warten, um eine ganze Familie zu bestehlen. Daher soll die Ausgabe in vierteljährigen Lieferungen, jede zu fünf Bändchen, zu Ostern erscheinen. Die sämmtlichen Werke werden nach meinen besten Berechnungen in 24 Alphabeten, in Bändchen so stark wie die der Levana, bestehen. Jede Lieferung würde zugleich Romane und Erzählungen und satirische Aufsätze oder auch didaktische enthalten.

Jetzo, alter Freund, entscheiden Sie, wieviel Sie mir für die Ausgabe, in einer ganzen Summe oder auch in einzelnen Bogen bewilligen wollen. Kärglich genug waren meine früheren Belohnungen, z. B. 200 Rthlr. für den Hesperus, ½ Lsdr. für den Bogen der Teufelspapiere, 2 Lsdor für den Bogen des Siebenkäs. Von Ihnen allein datirt sich die loyalere Behandlung meiner Werke, und mögen Sie so mit mir endigen, wie Sie angefangen! Ich entwarf Ihnen nur die Generalkarte, auf welche, wenn die Grundsteine des Verlages gelegt sind, dann leicht die Spezialkarte nachfolgt. Noch ein wichtiger Punkt ist bei der Kürze der Zeit, daß Sie die Ihnen angeborene Eile im Antworten auch mir diesmal zu Gute kommen lassen.

Meine Selina (über die Unsterblichkeit) wächset indeß unter diesen Geschäften zur Reife gar auf; 300 Quartseiten sind schon ganz vollendet.

Leben Sie so froh wie Sie thätig leben. Grüßen Sie von mir doch einmal Ihre Gattin, welche mit seltenen Kräften des Herzens und Geistes Ihr Leben verschönert und belohnt und die harte Kunststraße der Geschäfte mit Schatten und Blüthen einfaßt.

Ihr

Jean P. Fr. Richter.

An Reimer. 7. Oktober 1825.

Auf Ihr so wohlwollendes Schreiben vom 12. Sept. muß ich wenigstens eine vorläufige Antwort geben, da Cotta, an den ich den 11. Sept. schrieb und dem ich 14 Tage nachher durch seine Buchhandlung ein neues Treibmittel nachschickte, mir noch immer die Antwort schuldig blieb, weil ihm der Dampf — das Schießpulver der neuesten Zeit — bis nach Straßburg und über den Rhein hin verspreng te; aber mein Warten soll nicht wie eine Sünde bei Ihnen aufsehen. Ihre letzte Gegenwart und Ihr letzter Brief stärkten mich nun mit dem vollsten Zutrauen zur gegenseitigen glücklichen Ausführung unseres Geschäftes. Aber über Einen Punkt, lieber Reimer, mißverstanden Sie mich. Nicht zur vorgeschlagenen allgemeinen Kaufsumme habe ich Nein gesagt, sondern nur das so vielen Zufälligkeiten ausgesetzte

[1]) Schlabrendorf.
[2]) Jean Paul's ehemaliger Verleger.
[3]) Jean Paul ist am 14. Nov. 1825 gestorben, die letzten acht Tage seines Lebens war er vollständig erblindet.

Nachzahlen weise ich von mir ab. Mein und Ihr Tod, so viele dann eintretende Mittelspersonen, kurz die ganze Unsicherheit der Zukunft erschweren Berechnung und Genuß, daher wollte ich z. B. für den vielleicht nicht zu theuern Kometen den von Ihrer Güte gebotenen Nachschuß nicht annehmen.

Wollen Sie demnach zur früheren Kaufsumme von 30,000 Thl. sogleich die angebotene Nachschußsumme der drei Absatzperioden, also in allem 35,000 Rthl. geben, so sind wir einig und der Grundstein unseres litterarischen Baues ist gelegt. Einen solch rechtlich abwägenden Mann brauche ich zur Ermunterung gar nicht an die neueren Beispiele und an das ungerechte Gothes zu erinnern, der jetzt mehr vom Publikum fordert, als sonst je von seinem Fleiße.

Dem guten Max in Breslau [1]) habe ich auch mit keiner Zeile etwas versprochen, und sein Geldanerbieten mit keiner beantwortet, sondern immer Ihre und Cottas Verhältnisse entgegengesetzt. Bleibt alles so wie ich es jetzt hoffe, so schreibe ich an den Großherzog von Baden und die Kaiserin von Oesterreich, Schirmherren und Schutzheilige gegen den Nachdruck.

Mein trefflicher Neffe Spazier ist schon als litterarischer Adjunkt und mechanischer Arbeiter — wegen der beiden Basilisken in den Augen — zu mir geladen, damit ich wenigstens immer vier Lieferungen vor Ihnen voraus bin. Es gehe Ihnen, mein Reimer, innig wohl.

[1]) Verleger der zweiten Auflage des Katzenberger.

An Reimer. 12. October 1825.

Endlich bleiben wir, mein lieber Reimer, ungeschieden, insofern wir wollen. Cotta gab mir eine Antwort, die nach seiner Gewohnheit alles in unbestimmte Zeit hinausschöbe. Er will die Auflage von Subscribenten abhängig machen und sogar ich soll sie bei meiner Abneigung dagegen und meinem gänzlichen Mißverhältniß zu ihnen mitwerben helfen.....

An Reimer. 21. October 1825.

Ihr Brief, mein theuerster Reimer, hat mir eine Ihres Charakters würdige Freude gemacht. Unsere Hände sind nun auf lange zu einem schönen, wohlwollenden Handeln verknüpft und sie werden gewiß einander nie verlassen. Es bleibt nun bei allem dem, was Sie selber zugestanden, bei der Summe von 35,000 Rthl. in Gold für die Lieferung von 60 Bänden. Ferner bei einer Entschädigung für Sie im höchst unwahrscheinlichsten Falle eines weniger gelingenden Absatzes und endlich ein Nachschuß von 5000 Rthl. bei dem Absatz von 6000 Exemplaren, sowie einen ähnlichen von 7000 Exemplaren u. s. w. Ich bitte Sie übrigens, selber einen Contract aufsetzen zu lassen, worin dann das Nöthige zu ergänzen oder zu motiviren ist. Im November erscheint bei Ihnen unfehlbar die erste Lieferung, damit sich alles in der Ostermesse vollende. Sie besteht aus dem ersten und zweiten Theil der unsichtbaren Loge, ferner aus dem ersten und zweiten Theil des Hesperus und endlich aus dem ersten Theil der Grönländischen Prozesse.

Bücherbesprechungen.

—m— Quellenkunde der römischen Geschichte bis auf Paulus Diaconus von Dr. phil. M. Schmitz. Gütersloh, Bertelsmann. 1881. 8°. 128 SS. Der Verfasser giebt einen knapp gehaltenen Ueberblick über die gesammten Quellen der römischen Geschichte von den Annales pontificum an bis auf die römische Geschichte des Paulus Diaconus. Eigentlich Neues will das auf Grund einer allerdings nicht ganz erschöpfenden Benutzung der umfangreichen einschlagenden Literatur bearbeitete Werkchen nicht bieten, doch auch nicht blos ein Grundriß zu akademischen Vorlesungen sein, wie die betreffenden Abschnitte in Schäfer's Abriß der griechischen und römischen Geschichte, deren 2. Abtheilung während des Drucks der vorliegenden Schrift erschien; es ist namentlich zu Unterstützung des Selbststudiums bestimmt.

—m— Dr. Heinrich Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Vierte, vollständig neu bearbeitete Auflage von Dr. Paul Goldschmidt. Erste Lieferung. (6 Bogen. Preis 80 ₰.) Bremen, M. Heinsius. 1881. 8°. Heinrich Beitzke's Geschichte der Freiheitskriege ist ein Werk, das nicht leicht veraltet. Der 1867 verstorbene Verfasser, bekanntlich kein zünftiger Historiker, sondern ein gebildeter Officier, der an dem Kriege des Jahres 1815 selbst noch einigen Antheil genommen hatte und darauf stolz war, hat so trefflich fleißige Forschung mit warmer populärer Darstellung zu verbinden gewußt, daß das Werk seit seinem Erscheinen allgemeinen Beifall fand und in dem Zeitraum von 1854—1864 drei Auflagen erlebte. Auch die vierte, deren erstes Heft hier vorliegt und die recht eigentlich dazu bestimmt ist, eine Volksausgabe zu werden, verdient wärmste Empfehlung. Der Herausgeber hat die reiche in den letzten Jahren erschienene einschlagende Literatur sehr fleißig benutzt und dabei manche Abschnitte mehr oder weniger umgestalten müssen; er hat ferner, um das Werk auf zwei Bände statt der ursprünglichen drei zu beschränken, hie und da Kürzungen vorgenommen, besonders auch in den uns vorliegenden einleitenden Abschnitten; später sollen diese Kürzungen namentlich die rein militärischen Theile treffen. Im Großen und Ganzen hat er aber, soweit man aus der ersten Lieferung ersehen kann, den Geist des Buches und die Eigenthümlichkeiten des Verfassers mit Pietät gewahrt. Die kurze Selbstbiographie Beitzke's, die der neuen Auflage vorausgeschickt ist, bildet eine sehr dankenswerthe Zugabe. Das ganze Werk soll in zehn Monatslieferungen von etwa gleicher Stärke und in gleichem Preise erscheinen.

—m— Gneisenau. Von Moritz Berndt. Mit einem Bildniß Gneisenau's. Halle a/S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. 8°. 195 SS. 1,80 ℳ. Das Hesftchen eröffnet in recht glücklicher Weise ein neues buchhändlerisches Unternehmen, welches die Buchhandlung des Waisenhauses unter dem Titel „Deutsche Zeit- und Charakterschilderungen für Jung und Alt" herausgiebt. Die Darstellung ist gewandt und anregend; besonders zu Statten kommt ihr, daß der Verfasser soviel als möglich seinen Helden selbst reden läßt; er benutzt seine und anderer Zeitgenossen Briefe und sonstige authentische Aufzeichnungen in erster Linie, ist übrigens auch in der neueren Literatur wohlbewandert. Durchweg leicht verständlich und in warmem Tone geschrieben, verirrt sich das Büchlein doch nicht in die Plattitüden, die man so häufig bei sogenannten populären Schriften findet. Es ist namentlich der reiferen Jugend aus den gebildeten Ständen zu empfehlen.

— In der Kalenderliteratur für das nächste Jahr begrüßt uns ein alter, werthgeschätzter Bekannter im Frommann'schen „Verbesserten Historienkalender auf das Jahr Christi 1882" (Jena, Friedrich Frommann), der im gewohnten äußerlich unscheinbaren Gewand wiederum einen trefflichen inneren Kern birgt, welcher ihn für das deutsche Haus und Heim aller Stände in hervorragender Weise eignet. Namentlich gilt diese Bemerkung vom unterhaltenden Theil, der nicht nur manches beherzigenswerthe Goldkorn echter Lebensweisheit bringt, sondern auch einem kräftigen gesunden Humor sein Recht angedeihen läßt.

— Von dem im Verlage von Otto Spamer in Leipzig erscheinenden Lieferungswerke: „Illustrirtes Conversations-Lexikon der Gegenwart" (vergl. Nr. 67 der W. B. d. L. Z.) ist jüngst die elfte Dreimarklieferung zur Ausgabe gelangt, welche mit dem Artikel: „Oesterreich-

Ungarn" abschließt und gleich ihren Vorgängerinnen inhaltreich in Wort und Bild ist. Unter den größeren Artikeln machen sich vorzugsweise die trefflichen geographischen Aufsätze über Mexiko, Montenegro, Nicaragua, Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, die Städtebilder von Melbourne, Moskau, München, Neapel, New-Orleans, New-York, Nürnberg, die Abhandlungen über Niederländische und Nordamerikanische Literatur, Musik, Meteorologie und Mineralogie, die biographischen Skizzen über Meissonier, Meyerheim, Midhat Pascha, Moltke, Mommsen, G. v. Moser, Munkacsy, Nordenskjöld, Osman Pascha u. A., meist von wohlgetroffenen Porträts begleitet, bemerkbar. Zum besonderen Schmuck gereicht der Lieferung eine Tontafel, die Porträts der hervorragendsten lebenden Componisten enthaltend. Da nur noch wenige Lieferungen ausstehen, so wird das interessante Unternehmen binnen Kurzem zur Vollendung gelangen und damit ein encyclopädisches Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch in kaum etwas noch zu wünschen lassender Vollständigkeit geboten sein.

— Das unlängst zur Ausgabe gelangte dritte (December-) Heft des vierten Jahrgangs der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" (A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest, Leipzig) enthält die Aufsätze: „Völkerpsychologisches" von Dr. Mich. Geistbeck; „Aus der Welt der Riesen" von Dr. G. A. v. Klöden; „Der dritte geographische Congreß in Venedig" von Dr. Joseph Chavanne; „Der südliche Theil der Provinz Oran", sämmtlich mit Illustrationen wohl ausgestattet. Nach dem jüngst stattgefundenen Ableben ihres Begründers und verdienstvollen redactionellen Leiters Dr. Carl Arendts in München ist die Herausgabe dieser Zeitschrift in die bewährten Hände von Dr. Friedrich Umlauft übergegangen und damit erwünschte Gewähr geboten, daß sie sich auf der gediegenen Höhe, zu welcher sie das Geschick ihres Begründers in verhältnißmäßig kurzer Zeit emporzuheben verstanden hatte, auch ferner erhalten und zu weiterer Vollendung entwickeln wird.

— Das in A. Hartleben's Verlag erscheinende Lieferungswerk: „Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst und ihrer technischen Entwicklung bis zur Gegenwart von Karl Faulmann" (vergl. Nr. 89 der W. B.) ist bis zur fünften Lieferung vorgeschritten. Das mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Schriftzeichen und Schriftproben ausgestattete Unternehmen ist auf insgesammt 25 Lieferungen (à 30 Kr. = 60 Ngr. = 80 Cts.) veranschlagt.

— Unter dem Titel: „Pfarrleben in einem Gebirgsdorf." Culturgeschichtliche Bilder von einem hessischen Geistlichen (Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1881) führt sich eine der sinnigsten Spenden des Büchermarkts für den diesjährigen Weihnachtsfesttisch ein. Das zugleich von der Verlagshandlung äußerst geschmackvoll ausgestattete Buch (in elegantem Einband 2 ℳ 40 ₰) enthält das Bild eines im Gebirge fernab vom großen Weltverkehr geführten zehnjährigen Pfarrlebens, das namentlich in die Geistes- und Gemüthswelt des deutschen Bauernstandes, wie es seitwärts von der Heerstraße der Welt und vom Getümmel der Fabrikstädte sich in seiner ferndeutschen Eigenart erhalten hat, tiefe bedeutsame Blicke thun läßt. Mit Recht weist der Verf. darauf hin, daß man, um in diesen Tagen mannigfacher Heimzuchung durch den zerfressenden Hader der Parteien an die Wiedergeburt der Nation zu glauben, unser Landvolk aufsuchen müsse mit seiner Denkart und Sitte, mit seinen festen Traditionen und vor Allem mit seinem durch Kirche und Pfarramt genährten Christenglauben; man wird da finden, daß es in nicht geringer Zahl noch Leute giebt, welche sich ein deutsches, vom Evangelium abgelöstes Volksthum nicht zu denken vermögen. Diesen Nachweis zu erbringen, hat sich der Verf. zur Aufgabe gestellt, und ihre Lösung ist ihm wohlgelungen. Sein Büchlein bringt keine, mit spannenden Situationen ausgestattete novellistische Erzählung, ja eigentlich überhaupt kaum etwas, nicht Jedermann bekanntes Neues. In einfach schlichter Darstellung, die aber gerade um dieser Eigenschaft willen in hohem Grade den an gediegener Lectüre Gefallen findenden Leser anziehen wird, giebt er lediglich Selbsterlebtes, aus eigener Erfahrung und Beobachtung Geschöpftes. Nichtsbestoweniger wird das Buch lehrreich unterhaltenden Genuß in reicher Fülle gewähren, da vieles von dem darin Berichteten, so allbekannt es an und für sich auch ist, im sieberhaften Treiben unserer Tage der Beachtung sich mehr oder weniger entzogen hat. Selbst weit- und viel gereiste Leute haben ja heutzutage von dem, was abseits von den großen Reiserouten der Eisenbahnlinien besteht und vorgeht, kaum das „Wissen eines Kindes". Insbesondere möge auf die Abschnitte: „Land und Leute", „Die Collegen", „Schatten", „Die Lehrer", „Volkes Rede und Volkes Witz", „Zucht an der Jugend" hingewiesen sein, deren Inhalt vielfach tiefster Beherzigung werth ist. Aus der Seele geschrieben ist uns, was der Verf. (S. 15) über das Verhältniß zwischen Pfarrer und Lehrer sagt: „Billig gedenke ich eurer, ihr, die ihr recht eigentlich die Gehilfen des Pastors seid, ihr Lehrer. Auf dem Lande wenigstens, wo der kirchliche Dienst zum Theil auch euch obliegt, seid ihr das noch völlig! Mag es in den Städten schon längst anders geworden sein, mag dort das altgeheiligte Band zwischen Pfarramt und Schulamt sich längst gelockert oder völlig gelöst haben, auf dem Lande steht's noch im Großen und Ganzen im alten Recht. So lange noch die Orgel unter den Fingern des Lehrers ihre Tonfluth ausströmt, so lange noch der Lehrer an den Altar tritt, um in Vertretung des Geistlichen eine Predigt der Gemeinde vorzulesen, so lange noch kein Begräbniß sich vollzieht, ohne daß der Lehrer mit den Schülern das herzergreifende: „Begrabt den Todt in seine Gruft!" anstimmt, so lange noch das hochzeitliche Paar an seinem Ehrentage in der Kirche will gespielt und gesungen haben, so lange ist der Lehrer noch — und das von Rechtswegen — der Gehilfe des Geistlichen. Alle an das Einfache und Natürliche gewöhnte Menschen sehen die Sache so an. „Pfarrer und Schulmeister gehören zusammen", spricht das Volk. Und wenn damit nichts Anderes gesagt sein soll, als daß Beide die große Aufgabe haben, das Reich Gottes auf Erden zu bauen, die großen und kleinen Menschenkinder rechtschaffen und tüchtig für alle ihre irdischen und himmlischen Angelegenheiten zu erziehen, so kann eigentlich Niemand jenen Anspruch antasten. Möchte doch nur das, was nach Natur und Geschichte zusammengehört, und was in des Volkes Herz mit den weitest verästeten Wurzeln eingedrungen ist, in neumodischer Probirlust und Stümperei nicht gestört und auseinander gezerrt werden. Nützen kann solches nimmer, aber unendlich viel schaden!"

Nicht minder der Beachtung für den Weihnachtstisch mag die treffliche Erzählung: „Wir Beide, Graham und ich." Aus dem Englischen. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern (Leipzig, Verlag von Georg Böhme) empfohlen sein, welche sich des seltenen Erfolges einer vierten unveränderten Auflage, in welcher sie gegenwärtig vorliegt, zu erfreuen hat. Es ist in des Wortes tiefster und edelster Bedeutung eine Perle, womit uns hier die amerikanische Literatur bereichert hat und besonderer Dank gebührt der Uebersetzerin, daß sie dem deutschen Hause diese Spende in so gelungener Uebertragung zugänglich gemacht hat. Das Buch führt dem Leser in der Form tagebuchartiger Aufzeichnungen das Stillleben einer jungen christlichen Familie vor und veranschaulicht die unsagbaren Reize desselben mit zartester Empfindung, der selbst im tiefsten Ernst ein herzerfreuender Humor nicht abgeht. Das kleine Büchlein ist, wie wenige, zu einem deutschen Haus- und Familienbuche geschaffen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 101. Sonntag, den 18. December. 1881.

Inhalt: Nach und in Rom, von Dr. J. E. Kuntze. IV. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen („Gehet hin und lehret alle Völker", Predigt von D. Brückner. Vier Zeitfragen in neuer Behandlung, von A. Ephren. Zeitfragen und Abenteuer, von J. H. v. Kirchmann. „Indien in Wort und Bild", von Emil Schlagintweit. Encyclopädie der Naturwissenschaften. Weihnachtsliteratur).

Nach und in Rom.

Italienische Skizzen von Dr. **J. E. Kuntze.**

IV.*)

Die Wunderstadt Neapel.

Dreihundert Jahre vor Chr. baute der berühmte Censor Appius Claudius die nach ihm benannte große Heer- und Handelsstraße (via Appia) von Rom nach Capua in Süditalien; in derselben Richtung führt jetzt eine Eisenbahn bei den Ruinen des alten Capua vorüber nach Neapel. Diese Bahn hält sich anfangs in der Nähe jener Straße, windet sich dann um das Albanergebirge herum und läuft hinter Velletri in die Bahn der antiken via Latina einmündend zwischen den stattlichen Gebirgszügen der Volsker (rechts) und Herniker (links) hin an manchen hochgelegenen alten Stadt vorüber. Ungefähr in der Mitte zwischen Rom und Neapel passirt man die Station S. Germano, wo auf spitzer Höhe das alte Kloster Monte Cassino thront; weithin blickt es in die Lande, und weithin strahlte sein Ruhm durch's ganze Mittelalter, Rom gab es mehrere Päpste, der Welt Gelehrte und Schriftsteller. Hier endet das alte Volkerland. Man kann sich vom Cap der Circe am südlichen Ende der Pontinischen Sümpfe eine Linie über Monte Cassino und über Bovianum, die alte Metropole der Samniter, quer durch die Halbinsel nach dem Adriatischen Meer gezogen denken und von dieser Linie an Süditalien rechnen. Im Alterthum war Capua, im Mittelalter Amalfi die bedeutendste Stadt Süditaliens, dann ward Neapel die Hauptstadt; Neapel ist heute die volkreichste Stadt von ganz Italien, und man muß es besuchen, wenn man das italienische Volk ganz will kennen lernen. Es gewinnt an Interesse, wenn man es als die Folie Roms betrachtet.

Von Monte Cassino an wendet sich südwärts die Eisenbahn dem flachen Lande zu; sie führt uns durch Capua, das Verderben Hannibal's, und an dem Caudinischen Engpaß, der Schmach Roms, vorüber. Die Berge treten zurück, bis man endlich vor sich in der Ferne die knapp zusammengeschlossenen Linien eines vulkanischen Gebirges austauchen sieht: es ist die Somma und hinter ihr der Vesuv, die wie ein Geschwisterpaar zusammenstehen und den Golf von Neapel mit seinen Städten und Inseln zugleich schmücken und beherrschen. Der Golf bildet einen Halbkreis, von Pozzuoli im Norden bis Sorrent im Süden; zwei Inseln als Vorland, dort Ischia und hier Capri, scheinen die Linien dieses Halbkreises fortzusetzen. Sonst gelten doch nur geschlossene Kreise als Zauberkreise, aber hier übt ein Halbkreis seltenen Zauber aus; wer feierte nicht, von Neapel kommend, die Schönheit der dortigen Landschaft? Die Stadt ist zum Mittelpunkt einer Anzahl von Besuchsstationen geworden, in welchen sich eine unvergleichliche Fülle landschaftlicher Reize entfaltet. Paestum ist die südlichste dieser neapolitanischen Stationen; darüber hinaus pflegt der gewöhnliche Besucher der italischen Halbinsel nicht zu kommen.

Ich möchte die Erde der Neapolitaner ein Land der Wunder nennen. Freilich sind hier nicht Wunder an Thaten zu verzeichnen, nur Naturwunder fesseln unser Auge. Neapel selbst vor Allem dünkt sich ein Wunder zu sein und fürwahr, es verdankt einer wunderbaren Verbindung von Behaglichkeit und Großartigkeit sein Da'sein, indem es sich von den sanften Wellen des Meeres bespülen läßt und an den vorgestreckten Höhen hinanbaut; zwischen Meer und Berge geklemmt, hat es aus der Klemme ein Bett gemacht, in welchem es wie ein Kind in seiner Wiege ruht. Die Berge und Höhen neigen sich freundlich zur Stadt hernieder, und der Saum des Meeres, das keine Flut hat, berührt das fruchtbare Ufer ohne ein Zwischenland todten Sandes. Ein Junge, den wir von der Straße als Führer mitnahmen, versicherte uns beim Aufsteigen nach Kloster Camaldoli schmunzelnd, Neapel sei „die Perle der ganzen Welt". Jenes Kloster liegt auf der Spitze des Höhenzugs hoch über Neapel, und man genießt von da eine entzückende Umschau über den weiten Golf; zwei Stunden steigt man hinauf, um dann eine Welt von Schönheiten zu seinen Füßen zu sehen. Die Umschau ist so großartig, daß sich an diesen Ort das Sprüchwort gehängt hat: „Neapel sehen und dann sterben!" als wenn dies das höchste Glück auf Erden wäre. Eine Legende erzählt, der Satan habe bei seiner Hinunterfahrt zur Hölle dieses Land, ein Stück Himmel, mitnehmen wollen, aber der Schlund des Vesuv sei zu eng gewesen; hier mußte er es zurücklassen. Neapels Landschaft also ein Stück Himmel auf Erden: so meint der Italiener, und er genießt dieses unverdiente Geschenk in vollen Zügen; am liebsten ausgestreckt in rascher Equipage auf dem Corso des Posilipo.

Der Posilipo ist ein kleiner Ort, sein Name stammt aus dem Alterthum. Die Straße dorthin führt längs des Meeres in mannichfachen Hebungen und Windungen mit umfassender Aussicht über Landschaft und Meer. Die Corsofahrt da ist die originellste, belebteste und reichhaltigste wohl, die es in Europa giebt. Die Straße zieht sich vom Grabe Virgil's bis zur Punta di Posilipo hinaus: hier pflegt man umzukehren, denn eine Steigerung der Eindrücke ist nicht mehr möglich. „Virgil's Grab" ist ein hoch zwischen Weinbergen gelegenes Kuppelgewölbe mit kleinen Nischen für Urnen (s. g. Columbarium); nach einer sehr alten Ueberlieferung wäre es die Grabstätte des gefeierten römischen Dichters; Silius Italicus, ein Dichter der ersten Kaiserzeit, besuchte diese Stätte wie ein Heiligthum, hier soll Boccaccio den Entschluß zur Dichterlaufbahn gefaßt

*) Vergl. Nr. 41 der Wissensch. Beil. (22. Mai d. J.).

und Petrarca einen — noch gezeigten! — Lorbeerstrauch gepflanzt haben. Am Fuß dieser Höhe ist der Eingang zur Posilipogrotte, der bedeutendsten unter den vielen wunderbar grandiosen Felsgrotten, welche von der Natur gebildet, von der Kunst vergrößert, wie ein großes Naturspiel allenthalben in dieser Tuffsteinlandschaft zu Tage treten. Jene Grotte ist ein seit Kaiser Augustus bekannter, künstlich erweiterter und erleuchteter, mit Lavablöcken gepflasterter Felsentunnel, 10 Minuten lang; die Laternen brennen dort bei Nacht und Tag; zwei Mal im Jahre, an einigen Tagen des Februar und October, soll die Sonne ihre Strahlen durch die ganze Länge des dunklen Raumes senden. Den Blick in dieses Dunkel muß man nun in der Erinnerung behalten, wenn man von da zur Punta di Posilipo hinausfährt: hier bietet sich nach kurzer Biegung um eine Felsenecke dem überraschten Blicke mit einem Male eine Pracht herrlichster Landschaftsbilder, als fiele plötzlich der Vorhang und eine neue Welt würde enthüllt. Man sieht vor sich, unter sich die Inseln Nisida und Procida; darüber hinaus entsalten sich die hochragenden Berge von Ischia, blaue Risse im blauen Meer, blaue Spitzen im blauen Himmel; rechts davon Pozzuoli mit seinem Hafen, dem Landungsplatze, wo der Apostel Paulus auf seiner Romreise den Fuß auf Italiens Boden setzte. Den Genuß dieses Aussichtspunktes sollte sich kein Besucher Neapels versagen; er ringt mit Camaldoli um die Palme und bestätigt, daß wir in einem Lande der Wunder sind. — Auf der entgegengesetzten Seite Neapels, hoch über dem Meer und gleichsam Angesichts des Vesuvs befindet sich der neue Friedhof (Camposanto nuovo), mit großem Geschick und Geschmack so angelegt, daß man sagen möchte, hier in Neapel wird selbst die Stätte des Todes lockend. Natürliche Lage und künstlerische Ausstattung haben diesen Friedhof zu einem der besuchtesten Europas gemacht, er wetteifert in der Anziehungskraft mit dem berühmtesten Friedhof von Paris, dem Père Lachaise.

Nun gilt's aber, größere Kreise um Neapel zu ziehen. Die Landschaft hier hat etwas Rastloses, Unendliches, man wird von Punkt zu Punkt hinaus gelockt; Berge und Gelände und Buchten und Meer sind so vertheilt, daß der Blick nirgends gebunden wird, nie zur Ruhe kommt, immer weiter strebt.

Blicken wir zuerst nach dem nordwestlichen Theil des Neapler Golfs, der auch der Golf von Pozzuoli genannt wird. Hier ist nur das Meer schön, der Landschaft fehlt's an Reiz; da ist, so zu sagen, der Schatten im hellen Bilde Neapels, und wir fühlen uns zwischen den todten Höhen und stummen Seen der Unterwelt nahe. Der Lago d'Agnano ist ein ausgetrockneter Kratersee, der Hundsgrotte entsteigen gefährliche Gase, der Schlund der Solfatara haucht kochend heiße Schwefeldämpfe aus, dem Land ringsum sind vulkanische Spuren tief eingedrückt, und die Ruinen des antiken Serapistempels heben und senken sich durch unterirdische Mächte. Weiter westlich öffnet sich die Höhle, wo die Sibylle von Cumae geweissagt haben soll; dann erblicken wir das eingeschlossene Mare morto und den Avernischen See, „den Mittelpunkt fast aller Sagen vom Schattenreich", wo Aeneas zum Tartaros hinabstieg und am längsten heidnischen Todtencultus gepflegt ward. Zwar wußten griechische Betriebsamkeit von Cumae aus und römischer Luxus der Badegäste von Bajae diese infernale Gegend zu einer Stadt von Prachtvillen umzuarbern, und die Höhen von Bacoli wurden die Elysäischen Felder genannt, aber heute weht über diese ganze Landschaft bis zum Cap Miseno hin der Hauch öder Stille und todten Gewässers. Wir wenden unser Auge östlich.

Oestlich vom Neapel erhebt sich der Vesuv, der König des ganzen Golfs. Wie oft ist er schon geschildert, seine Ausbrüche, seine Rauchwolken und Lavaseder, sein feuriger Wein und seine mühselige Ersteigung! Heutzutage hilft uns — bei Tag oder zur Nachtzeit, je nachdem man will — die Drahtseilbahn durch einen Theil des steilen Aschen- und Lavahangs. Da giebt's einen unteren und einen oberen Bahnhof, dort steigt man ein, hier steigt man aus, um von da dann immer noch mit Anstrengung bis an den Fuß des eigentlichen Kraters, bez. bis an dessen Rand zu glimmen. Immer fährt nur Ein Waggon auf ein Mal hinauf und zugleich der andere Waggon herab; nur 10 Personen fasst ein solcher mit höchst einfachen Sitzplätzen versehener Waggon. Zehn Minuten dauert die Fahrt, während welcher man, mit dem Angesicht rückwärts, den ganzen weiten Golf unter sich erblickt mit Cap Miseno, Neapel, Pompeji, Castellamare und Sorrent; Capri, das kleine aparte Felseneiland, scheint mitten im Golf zu liegen, sein Felsenrücken gleicht einem scharfkantigen Tafelaufsatz auf rundem Brett aus bläulichem Silber getrieben. Und im Vordergrunde — welcher Contrast! — schieben sich die erstarrten Lavaströme zu großen Feldern in einander, bald knorrigem Wurzelwerk, bald gewundenen Eingeweiden vergleichbar; der Grundton der Lavafarbe ist schwärzlich grau, mit Schattirungen hier nach Gelb, dort nach Blau hin. Man passirt Lavaströme von verschiedenen Jahren (1855, 1872 ꝛc.), und die Jahrgänge unterscheiden sich in der Farbe. Es ist ein Feld der Verwüstung, der Schrecken, des Todes ringsum; niedliche Eidechsen huschen munter zwischen den Blöcken hindurch und freuen sich des Sonnenstrahls. Die Spitze des Vulkans ist immer in Thätigkeit, d. h. sie raucht ununterbrochen. Aber man sagt: der Berg arbeitet, wenn seine Spitze leuchtet und der Feuerschein hervorbricht. Dann erscheint zur Nachtzeit sein Haupt wie von flammendem Haar umwallt, und auch während des Tages dringt zuweilen ein bräunlichrother Schein durch die Rauchsäule. Er „arbeitete", als ich ihn besuchte und glühende Lava sich ihren Weg zwischen den Blöcken suchen sah, und ich empfand die Wahrheit jenes Ausdrucks. Auch der, welcher sein Roß liebt und hochhält, sagt: es arbeitet, und er erhebt damit das edle Thier in die Nähe des Menschen, wie der alte Römer, der seinen Stier den Ackerer (bos arator) nannte und ihn zu tödten verbot. Man schätzt und fürchtet den Vesuv, den Spender herrlicher Früchte, den Bedroher des Glücks der umwohnenden Familien, man blickt täglich oftmals an dem Beherrscher der Gegend hinan. Von dieser Beziehung auf den Menschen und dieser Vergleichung mit menschlicher Art ist's dann nur noch Ein Schritt zur Personification der großartigen und überwältigenden Erscheinung, und man hat den mythischen Gott Vulkan, welcher in seiner unterirdischen heißen Werkstatt arbeitend den streitbaren und arbeitsamen Wesen Waffen und Werkzeuge, Lanze und Hammer liefert und den Menschen die Arbeit vormacht, welche sich mit den Kräften der Natur verbinden muß, um Früchte zu schaffen und den Besitz zu vertheidigen. Das ist also der Vesuv, des Himmels Nachbar und zugleich der Eingang zur Hölle, der mit seiner Asche Städte begrub und sie der Nachwelt rettete, der von Zeit zu Zeit glühende Lava über blühende Gefilde gießt und dem sterilen Boden Lacrimae Christi entlockt: ein Zauberer ersten Ranges also und eines der Naturwunder von Neapel.

Von dieser Großstadt zieht sich längs der Küste südöstlich eine Kette von Vorstädten hin: Portici, Ercolano, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunciata; man wandelt da zwischen Wolken und Wänden aufgehängter, im Winde flatternder Macaroninudeln. Dort liegt zwischen Vesuv und Meer unterirdisch das alte Herculanum, der Zugang ist von Resina aus, Straßen und Eisenbahn gehen darüber hin; darum kann hier nur Weniges von den verschütteten Gassen bloßgelegt werden, das unterirdisch erschlossene Theater wird mit Lichtern besichtigt. Weiter hinaus liegen Pompeji und Stabiae, die Gefährtinnen Herculanums im Unglück, welches der Vesuvausbruch vor 1800 Jahren über diese ganze Landschaft brachte. Auch Stabiae bietet nur wenige Reste der antiken Stadt, aber Pompeji ist, als ein Wunder von Schiller gepriesen, aus der Asche wiedererstanden, und es giebt weiter keinen Fleck der Erde, welcher uns so unmittelbar und ganz in

das alltägliche Leben des antiken Menschen zurückversetzte; mit seiner ursprünglichen Einheit leistet es mehr, als das reichste Antikenmuseum, und für den Alterthumsforscher ist es das Allerheiligste im Tempel der Antike. Durch die aufgedeckten Straßen wandelnd glauben wir Gestalten in griechischer und römischer Gewandung begegnen zu müssen. Hier ist nicht das Resultat gelehrter Combinationen, sondern reale Vergangenheit in der Gegenwart.

Ich will jetzt nicht über die Straßen, Häuser und Tempel Pompejis, nicht über die immer noch fortschreitende Ausgrabung der Wunderstadt berichten und beschränke mich auf Zweierlei. Das Erste ist Folgendes. Herculanum hat größeres Alter vor Pompeji voraus, denn dieses war 16 Jahre vor seiner Verschüttung, nämlich i. J. 63 n. Chr. durch ein Erdbeben fast völlig zerstört und ward, von seinen Bewohnern verlassen, dann nur auf besonderen Befehl des römischen Senats neu aufgebaut. Alles ist hier also neu, eine Schöpfung des 1. Jahrhunderts n. Chr. und Spiegelbild gerade dieser Zeit, ihrer Neigungen und Moden. Dies erklärt auch, warum das dem Augustus geweihte Gebäude einen so bedeutenden Platz in der Stadt hat. Die interessantesten Punkte derselben sind das Forum und die Gräberstraße, jenes am nächsten, diese am entfernetsten vom regelmäßigen Eingang (und Museum) her. Das Forum wird begrenzt von beträchtlichen, mehr oder minder gut erhaltenen Gebäuden: der großartigen dreischiffigen Gerichtshalle (Basilica), drei Gerichtssälen, die sich rechtwinklig anschließen, einem Schulgebäude, dem Börsen- und Lagerhaus der einflußreichen Walkerzunft (der s.g. Fullonica), dem Cultushof des Augustalenordens, dem Jupitertempel mit dem Archiv und der Schatzkammer, und den schönen Ruinen des Venustempels, welcher der Hauptgöttin des Ortes geweiht war und Fingerzeig sein mochte auf die Statue des Cäsarenahnherrn, die August im Tempel der Venus Genitrix zu Rom hatte aufstellen lassen. Der Jupitertempel und der Hallenhof der Augustalen liegen neben einander, nur durch eine im Forum einmündende Straße getrennt, so recht ein Ausdruck des Gedankens der Kaiserzeit, daß der Kaiser neben den Jupiter trete, ja sein Statthalter und in Wahrheit auch ein Gott, der Gott der neugeordneten Römerwelt sei. Die schöne Kolossalbüste des „donnerstrohen" Jupiter im Neapler Museum stammt aus jenem Tempel; eine Kolossalstatue desselben Museums stellt den Kaiser Augustus als Zupiter dar. Die Augustalen aber waren ein neuer Orden mit Priestern, Tempeln, Opfern, Festen und Statuten; zuerst unter Kaiser Tiberius von Spanien aus verbreitet, etablirte er nach und nach in allen Städten des Reichs einen kunstreichen Cultus zu Ehren des Augustus, hatte seine Centralleitung in Rom und stellte dem kaiserlichen Arm neben dem Heere der Legionen eine zweite Armee zur Verfügung, welche eine Hauptstütze des monarchischen Gedankens wurde. Als Pompeji nach dem Erdbeben von Neuem aufgebaut wurde, war jener Orden in seinem ersten Aufblühen, und so konnte dem neuen Gedanken am neuen Forum gleich der entsprechende Ausdruck verliehen werden. Vielleicht ist der Augustalenhof am Pompejanischen Marktplatze eines der ersten Beispiele einer vollkommen entwickelten Culturstätte der Augustalen mit ihren Altären „Romae et Augusti".

Und nun das Zweite. Pompeji steht auf altem griechischen Culturboden, denn die Küste Unteritaliens war besiedelt mit griechischen Pflanzstädten, und griechische Kunst hatte dort eine Zuflucht gefunden, bevor Roms Schwert dahin drang. Unwillkürlich lenkt sich daher unser Blick von Pompeji nach Paestum, der alten griechischen Pflanzstadt und der südlichsten der Stationen, welche von Neapel aus besucht zu werden pflegen. Paestums Ruinen sind noch bekannter geworden durch Calame's großes Landschaftsbild im Leipziger Museum, und ihr Besuch, ehedem ein durch Räuber gefährdeter Ausflug, ist jetzt nicht bloß durch die bis Battipaglia führende Eisenbahn, sondern auch durch die polizeiliche Sorgfalt der Regierung dankenswerth erleichtert.*) Die Eisenbahn soll künftig nach und über Paestum weiter geführt werden, was freilich dem classischen Gepräge dieser Stätte unwillkommenen Eintrag thun wird. Jetzt fährt man von Battipaglia aus mehrere Stunden durch eine weite Ebene, welche von Bergzügen umsäumt ist, meerwärts. Mich erinnert Paestums Lage an diejenige Pompejis. Beide Städte liegen in der Ferne von Bergen theatralisch eingefaßt in einer dem Meere zugekehrten Ebene, im offenen Land, am offenen Meer, harm- und schutzlos, gleichsam sich bergend in die Arme der Cultur, Gegenspiele zu den italischen Festungsstädten auf den Felsen. Paestum hieß einst Posidonia, denn sie war dem Meergott (Poseidon, Neptun) geweiht, die schönste ihrer Ruinen noch heute ist der Poseidontempel; und zwischen dessen Säulen stehend kann man den Blick über das Meer schweifen und schauseln lassen. Man bezeichnet diesen Tempel als „den vollendetsten und glücklichsten Ausdruck dorischer Architektur in der vorperikleischen Zeit" und setzt seine Entstehung in die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. Die Saracenen wandelten diese Welt stolzer Kunst in eine Welt von Ruinen und vernichteten zugleich den Rosenflor, welcher sie umgab. Diese Welt ist fast erloschen, aber ihr Stolz lebt fort in den Ruinen, die ein Stück Hellas auf italischem Boden zeigen. Wie doch Menschenwerk, ja der Rest eines solchen, eine ganze weite Ebene zu einem Ausschnitt und Hochpunkt künstlerischen Interesses stempeln kann! Wenn die Römer sagten: wo eine römische Colonie, eine römische Legion steht, da ist römischer Boden, so konnten die Hellenen sagen: wo ein griechischer Tempel steht, da ist griechischer Boden. So stehen wir in Paestum noch heute auf griechischem Boden: es ist für Italien das Thor nach Hellas. Die Ruinen dreier grandioser Bauwerke reden noch verständlich die antike Sprache, und die Umgebung im Umkreis vieler Stunden verharrt in einem Schweigen, welches die Stimmung des Ruinenbildes achtet, wahrt, so erhöht; Natur und Ruinen klingen hier in Eins und zaubern eine Stimmung hervor, die einzig in ihrer Art für den Nordländer ist. Es war der südlichste Punkt, wohin ich auf meiner Reise kam, ohne Begleiter besuchte und genoß ich ihn, und er schien mir ein würdiger Abschluß. Neapel ist der politische, aber Paestum der ästhetische Mittelpunkt des alten „Großgriechenland". Von hier ging es rückwärts; die Erinnerung freilich vermag sich schwer zu trennen von diesem Winkel Italiens, der so still und so offen zugleich ist und seinen Zauber für sich hat.

Paestum liegt in der Ebene von Salerno (Piana di Salerno), welche vom Meer aus eine Stunde landeinwärts nichts als Myrthengesträuch**) und Weißdorn trägt und schwarzen Büffeln mit gewundenen Hörnern, fast wilden, frei grasenden, zur Weide dient. Kein anderes Gewächs und Thier kann hier in der schlechten Sumpfluft gerathen. Den Einwohnern dient das Myrthenholz, das in Spazierstockstärke abgeschnitten wird, als Feuerungsstoff. Die Hirten der Büffelheerden sind berittten und mit langer, spitzer Lanze bewaffnet, womit sie die harthäutigen Thiere treiben; Flintenkugeln haben diesen nichts an. Weiter landeinwärts, wo diese Ebene fruchtbar wird, eignet sie sich für Plantagen. Es war ein herrlicher Frühlingstag, als ich durch diese Ebene zwei Stunden lang von meinen raschen Rossen geführt ward; von der See her, welcher ich mich näherte, wehte frischer Wind entgegen, und der azurne Himmel wölbte sich in ungeheurem Bogen über mich und das Land. So ging's durch weit-

*) In Battipaglia (d. h. Strohdrescherei) verhalf mir die freundliche Unterstützung des Hrn. Krüpper, eines deutschen Handelsgärtners aus Neapel, meines zufälligen Reisegenossen im Coupé, schnell zu einem Miethwagen, und der Vetturino erwarb sich meine Zufriedenheit. Auf der zurückgelegten dreistündigen Eisenbahnfahrt hatte mich jener Herr über die Landschaft und ihre Natur belehrt; derselbe besitzt zwei Stunden von der genannten Station, in S. Lucia, fünf Morgen Land, auf welchen er 80—100 Centner Spargel jährlich für Neapel erbaut.

**) Den großblättrigen Myrthus communis, Rhamnus alaternus.

gestreckte Asphodeloswiesen; Lerchen jubelten daraus empor, und auf den sanft duftenden Blumen wiegten sich Schmetterlinge. In der Ferne weideten Büffelheerden, leichtfüßige Rosse sprangen frei umher, weiße Ackerstiere zogen den Pflug des Landmanns; auch ging's zwischen Saatfeldern hin, in denen Ziegen und Schweine grasten, und Wachteln sowie Frösche belebten hier und da mit ihren unmelodischen Accorden diese Ebene. Büffelheerden auf Asphodeloswiesen, Schweine in Saatgefilden behaglich ihre Nahrung suchend: wundersamer Anblick! Wir erinnern uns, daß bei der Feier der Eleusinischen Mysterien in der Procession Myrthe getragen und zum Opfer Schweine verwendet wurden: Myrthe und Schweine als Zeichen üppiger Fruchtbarkeit.

Aber eines Gehöfts, eines Menschen wird man selten gewahr in dieser Stille. Eine Viertelstunde vor mir fuhr eine englische Familie mit Fourage für den Tempelaufenthalt, ein zweiräbiger Volkswagen lenkte seitab nach einem einsamen Hofe (casale), drei Mal tauchten Sicherheitspatrouillen zu Fuß oder zu Pferd vor meinen Augen auf und verriethen die Gefahr, der sie zu steuern berufen waren. Alles war still, eine Vorbedingung bei den alten Römern für das Schauen bei den Auspicien; sag' an, ob Stille herrscht, war die Frage an den Augur. Und heiter war der Himmel.

Ich stand vor den Ruinen. Mächtige ernste Säulenreihen, von oxydirtem Travertin, in goldbraunem warmen Tone der Färbung ragten empor, Asphodelosblumen prangten umher, zahllose Eidechsen und kleine Schnecken in den Löchern und Rissen der Säulen belebten die stille Größe, wenn man einen Blick für das Einzelne und Zufällige übrig hatte; wollte aber der Blick von der Größe ausruhen an anderer Größe, so traf er auf die violettblauen Berge, die in weitem Halbkreis zurücktretend die feierliche Stätte respectvoll umrahmen. Wie ruht sich's hier zwischen den sechs Mal 14 dorischen Säulen, wo kühlender Seewind herüberstreicht, wie in den Tagen des Volkes, welches so Schönes empfunden, so Erhabenes geschaffen hat! Der Gedanke bringt rückwärts in die Fernen der Vergangenheit und weilt in dem Zeitpunkt, wo griechisches Leben diese Küste vergeistigte, und Roms Größe erst im Entstehen war, denn es stand, als jener Tempel gebaut ward, noch unter seinen halb patriarchalen, halb tyrannischen Regenten; der Poseidontempel zu Paestum und der Tarquinische Jupiterstempel zu Rom sind ungefähre Altersgenossen. Wie muß doch ein solcher Bau, wie der Poseidontempel, in einfacher Zeit imponirt, über Meer und Zeit auf weithin und auf lange hinaus gewirkt und wohl auch Nachahmungen geweckt haben! Die Tarquiner aber hingen mit griechischer Cultur zusammen und bahnten ihr in Rom die Wege; wie nahe liegt daher der Gedanke, daß der Jupiterstempel auf dem römischen Capitol, das Symbol der Herrschaft Roms über Land und Meer, sein Vorbild hatte in Paestum, mögen auch etruskische Baulente das Werk gearbeitet haben. Der Jupiterstempel ist verschwunden, auf seinem Mauergrunde steht jetzt die Kapelle der Deutschen Botschaft; der Poseidontempel aber trotzt in seinem Säulenwerk der Flucht der Zeiten; er redet noch immer die edle Sprache dorischer Strenge, und wie alles wahrhaft Große unerschöpflich fortwirkt, so wird man in der Landschaft Neapels oftmals dorischen Styl in alten und neuen Bauwerken gewahr, welche an die Nähe Paestums gemahnen. Der Boden dort scheint noch Mengen altgriechischer Münzen zu bergen, und die Meerflut soll Massen solcher nach und nach bis zum Strande Salernos hinüberspielen. So spendet hier große Vergangenheit kleinerer Gegenwart.

Dicht neben dem Poseidontempel stehen die doppelten Säulenreihen einer imposanten Wandelhalle (Stoa), funfzig Travertinsäulen mit etruskischen Anklängen im Capitäl und Ornament; auch sie erinnern uns an die Tarquinische Epoche. Kleineren Maßes sind die 34 Travertinsäulen des dritten, entfernter liegenden Bauwerks, eines Cerestempels, welcher durch das nun verschwundene Amphitheater vom Poseidontempel getrennt war. Calame hat ihn ignorirt, aber er bildet, wenn man den Blick an der Stoa vorüber auf den Poseidontempel fallen läßt, den ernsten Hintergrund und bringt die Stimmung des Ganzen zur Vollendung, daß es zu einer erhabnen Einheit zusammenschmilzt, und der Beschauer nur schwer und gar feierlich gestimmt sich zum Abschied entschließt. Paestums Ruinen sind die ältesten unter den (relativ) wohl erhaltenen, die besterhaltenen unter den ältesten Kunstdenkmälern auf Italiens Erde, und wie eine Wunderinsel für den Kunstsinn.

Calame's gerühmtes Bild ist kleiner als die Wirklichkeit, die ich dort sah, trotz aller malerischen Anstrengungen des modernen Meisters. Als ich nach dem Besuche des wirklichen Paestum dessen Bild auf unserem Museum wiedersah, fand ich mich fast enttäuscht. Es reicht weit nicht an die ästhetische Größe jener Stätte, nicht einmal so, wie sie in meiner erblassenden Erinnerung vor mir steht. Calame hat Himmel und Erde, jedes in seiner Art, viel zu bewegt und unruhig gestaltet, als daß die stolze und stille Größe der wirklichen Ruinen zur Geltung käme; da gilt eben die antike Auspicienordnung: heiter und still müssen Himmel und Erde sein. Diese Ruinen-Trias, welche glanzumflossen noch in allen ihren Gliedern zu leben scheint, müßte mehr dem Vordergrund angehört sich vor unserem Auge ausbauen, die Ebene in ruhigerem Licht, der Himmel in ehernem Blau geschildert sein. Calame ist zu modern in seinen Empfindungen, um ein reiner Spiegel classischer Formen und Farben zu sein. Sein Bild ist schön und lebendig im Farbenspiel, aber zu sehr für einen modernen Salon gemalt, zu elegant und effectvoll, um antik und classisch zu sein, und gerade der antike Ton Paestums erhebt diesen Fleck der Erde zu einem unvergleichlichen Quellpunkt classischer Gefühle. Man ist glücklich in einem Land, wo so vieles Antike und Moderne mosaikartig durcheinander schwirrt, eine ungestörte Stätte, ein Heim hellenischer Kunst zu finden; aber jener Maler verklärt nicht, sondern stört sie uns mit seiner modernen Unruhe und seiner malerischen Transfiguration des Plastischen.

Mein Wagen erwartete mich am kleinen, neben der Landstraße gelegenen Wirthshaus, wo ich mich an Eiern und Wein stärkte. Der Kutscher, vertraut mit den Wirthsleuten, servirte mir mit italienischer Höflichkeit; einer mir schräg gegenüber sitzenden Arbeiterfrau mit ihrem kleinen Kinde bot ich für dieses, wie die Alten einst von der Mahlzeit opferten, einen Theil meines frugalen Mahls und erwarb mir freundlichen Dank; seitwärts spielten bärtige Bewohner der Gegend um einen Tisch sitzend Karte, ihre lebhafte Unterhaltung drehte sich schwerlich um die besprochenen Ruinen, allerlei Hausvieh füllte die Lücken zwischen Stühlen und Schränken. Das war Italien von ehemals und von heute. — (Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Wiederum hat Siegwart Friedmann einen Gastrollencyclus an unserer Bühne eröffnet, in den er aber, neben den leichteren Aufgaben, die er bei seinem letzten kurzen Gastspiel uns vorgeführt hat, auch die größeren Rollen von schwererem Gewicht, die Rollen aus classischen Dramen aufnimmt. Seinen Königslieutenant, seinen Schummrich u. a. haben wir erst vor Kurzem besprochen; neu war uns aber sein Shylok.

Was uns an Friedmann's Darstellungsweise besonders zusagt, ist eine von jedem überflüssigen Aufwand künstlerischer Nuancen, von jeder allzuviel in die Rollen hineinkommentirenden Darstellungsweise freie Natürlichkeit. Dieser Zug seiner

künstlerischen Individualität bestimmt ihn, wo er in dem leichtern Genre der darstellenden Kunst sich bewegt, mit Vorliebe Naturburschen und ähnliche Partieen, Charaktere von einer gewissen liebenswürdigen Frische oder hochgradigen Simplicität dem Publicum vorzuführen; aber auch seine größeren Rollen verleugnen nicht dieses ungezwungene Natürliche; er setzt keine zusammengelesenen Noten aus den Classikern in Scene, er strebt nicht nach hypergenialer Bedeutsamkeit; er sucht den Charakter in jenem Schwerpunkt zu erfassen, wo er sich zugleich mit seiner eigenen Individualität berührt; denn darüber kann kein Künstler hinaus: es kommt nur auf den rechten Instinct an, das geistig Verwandte in den dichterischen Charakteren herauszufinden und so durch die eigene Persönlichkeit nachdrucksvoll hervorzuheben.

Friedmann ist ein Schüler Davison's; auch sein „Shylock" trägt die Spuren der Auffassung des Meisters an sich, wenn der jüngere Darsteller auch dabei seine Selbständigkeit bewahrt. Darüber kann kein Zweifel sein: der Shylock Davison's und Friedmann's ist nicht der Shylock, wie ihn Shakespeare sich dachte. Wir haben öfter hervorgehoben, daß der Shakespeare'sche Shylock nur ein Lustspielheld ist, etwa wie ein Alp oder irgend eine grauenhafte Maske in einem heiteren Faschings- oder Weihnachtsbild. „Bange machen gilt nicht," ist da die Losung des Publicums; man weiß, um mit Lessing zu sprechen, „der Jude wird verbrannt", mag er sich noch so wichtig machen, und was dem Juden selbst passirt, das kann nur höhnische Schadenfreude erwecken; es ist ja nur amüsant, wenn der Hebräer mit seinem Fleischmesser, im Innersten vernichtet, den Rückzug antreten muß, und das Lustspiel bewahrt noch darin seinen heiteren Charakter, daß der Jude nicht mit dem Strick ins Jenseits befördert wird. Mehrfach ist diese Anschauung für eine Ketzerei erklärt worden, für eine Versündigung am Genius des Dichters und doch sprechen sich gefeierte Shakespeareaner der strittesten Observanz in ähnlicher Weise aus. Ulrici sagt: „Shakespeare hat, wie mich dünkt, klar genug angedeutet, daß ihm Shylock keineswegs eine tragische Figur ist; Shylock zeigt vielmehr entschieden ein komisches Gepräge in seinem Benehmen überhaupt und namentlich in jener Scene, in welcher seine Schmerz- und Wuthausbrüche über die Flucht seiner Tochter und den Verlust seiner Ducaten im schroffsten Contraste mit seinen diabolischen Freudenbezeugungen über die Verluste, die Antonio erlitten, wechseln. Selbst sein Benehmen in der Gerichtsscene hat einen komischen Beigeschmack, weil sein ganzes Wesen, seine Erscheinung, seine Art sich zu äußern in Wort und Geberde, offenbar absichtlich so gezeichnet ist, daß es überall hart an die Caricatur streift." Da haben wir ja den Knecht Ruprecht, von dem ich spreche, und den Aeußerungen dieser Shakespeareautorität gegenüber bleibt die Polemik gegen meine Anschauungen so unbegreiflich, daß ich wol ausrufen darf: „Weshalb der Lärm? Was steht den Herren zu Diensten?" Diesen stark komischen Beisatz in der Rolle suchen nun Darsteller wie Dawison und Friedmann zu vertuschen, indem sie das Charakterbild des Juden, eine Vogelscheuche für die Gründlinge des Parterres in Shakespeare's Zeiten, auf das Niveau des neunzehnten Jahrhunderts zu erheben, ja diesen Shylock zu einem Emancipationshelden zu machen suchen; sie betonen aufs schärfste und mit tragischer Kraft Alles, was den Juden als einen Rachedämon erscheinen läßt, der für die seinem Volke erwiesene Schmach zum Messer des Schlächters greift. Eine solche Auffassung wäre unmöglich, wenn Shakespeare's dichterischer Instinkt nicht bisweilen gegen seine Intentionen, das Publicum zu amüsiren, rebellisch geworden und dem Juden einzelne Züge von Größe verliehen hätte, die das Heroische streifen. Immerhin zeigte sich auch bei der Darstellung Friedmann's die Schwierigkeit, in der von Ulrici erwähnten Scene mit Tubal das Komische, das in dem Niedrigen der Gesinnung liegt, gleichsam in einem Wirbelwind von Leidenschaft zu ersticken. Friedmann spielte indeß diese Scene mit Mark und Kraft und verleugnete nirgends die Natürlichkeit seines Spiels. Sein Shylock war ein im Ganzen schlichter Hebräer von männlichem Ausdehen, ohne verkünstelte Dialektfärbung; ja das Nabulistische des Charakters, seine Spitzfindigkeit schien uns hier und dort zu wenig hervorzutreten. In der Gerichtsscene zeigte dieser Shylock eine düstere Energie und das sichere Bewußtsein seines guten Rechtes, nichts Demüthiges und Kriechendes, und wenn er auch gegen den Schluß zusammenbrach, so erhob er sich doch noch einmal an der Thür, gleichsam Rache drohend für das erlittene Unrecht. Der Shylock Dawison's hatte in dieser Scene noch ein festeres Rückgrat; er war und blieb der ungebeugte Heros eines Volkes.

Die Aufführung des „Kaufmanns von Venedig" findet noch immer statt nach der Theatereinrichtung Hagke's, welcher gerade das Stück mit glänzender decorativer Ausstattung in Scene gehen ließ. In der Introductionsscene ist allerdings ein „zu viel" unverkennbar: die aufmarschirende Wache hat keinen Bezug auf den Inhalt des Stücks; dagegen sind die lustigen Scenen und Maskenscherze vor Shylock's Hause wohl motivirt, und die reiche scenische Gliederung mit Brücken, Kanälen, Stufen dient auch dazu, die Handlung zu beleben. Die prunkvolle Ausstattung der Gemächer der Portia macht einen durchaus stimmungsvollen Eindruck; daß diese reiche Erbin mit Gesolge auftritt ebenso wie ihre Freier, ist durch Shakespeare selbst angezeigt; doch je größer dies Gesolge ist, desto mehr tritt die Unwahrscheinlichkeit hervor, daß diese Scenen, welche die höchste Discretion verlangen, vor einer solchen Menge Menschen sich abspielen, die nicht einmal eidlich verpflichtet sind zu schweigen; da muß es sich ja herumsprechen, daß der Marokkaner und der Aragonier fehlgegriffen haben, als sie das goldene und silberne Kästchen wählten, und es bleibt ja für den nächsten Freier nur das Kästchen von Blei übrig.

Außer der von Frl. Jürgens anmuthig gespielten Rolle der Jessica war neu in der Besetzung nur die Portia, welche von Frau v. d. Osten-Hildebrandt gespielt wurde. Das feine Verständniß dieser Schauspielerin prägte sich in der ganzen Behandlung des Dialogs aus, ihre Kraft bewährte sich in der Gerichtsscene. Dennoch vermißten wir jene sonnige Heiterkeit, welche das ganze Wesen der Portia gleichsam überfluthen muß: sie ist das Lichtbild, welches der düstern Gestalt des Juden gegenübertritt, und es darf in ihre Lebensfreudigkeit kein einziger sentimentaler Accent hereinklingen.

Eine mehr heiterkomische Rolle spielte Hr. Friedmann in Scribe's Intriguenlustspiel „Frauenkrieg", den Grignon mit dem Janushopfe, diese prächtige Lustspielfigur, welche der Dichter dem Leben abgelauscht hat. So apart diese Gestalt auf der Bühne erscheint, so ist sie doch der Typus für viele ähnliche Charaktere, die uns im Leben begegnen. Wie viele phantasiebegabte Menschen giebt es, welche sich durch alles, was die Pulse höher schlagen macht, zu einer Art von Thatendrang angeregt sehen, aber augenblicklich Halt machen, wenn diese Phantasiegebilde in greifbarer Gestalt vor ihnen stehen und die rauhe Hand der Wirklichkeit in ihre Träume greift. Der Ueberschuß der Phantasie über die Thatkraft tritt da in bedenklicher Weise hervor. Es sind eigentlich Hamletnaturen — mindestens hat der Hamlet, wie er von vielen Commentatoren aufgefaßt wird, eine große Aehnlichkeit mit Grignon. In dem Zwiespalt dieses Charakters liegen für die Darstellung viele feinkomische Momente und Hr. Friedmann ließ sich keins derselben entgehen; er übertrieb nicht die Grellheit der Contraste; er fand rasche Uebergänge für dieselben und gerade bei diesen Uebergängen entwickelte sich das komische Farbenspiel der Darstellung. Grignon darf nie burlesk werden: auch muß er stets eine feine und edle Haltung beobachten. Allen diesen Anforderungen genügte Friedmann's mit vielem Beifall aufgenommene Darstellung.

Frau v. d. Osten-Hildebrandt spielte die Gräfin von Autreval, eine Dame von großer Geistesgegenwart und Meisterschaft in der Intrigue: Eigenschaften, die in dem genannten Spiel der Künstlerin lebhaft hervortraten. Doch die Gräfin hat auch einen inneren Herzenskampf zu bestehen — und auch dafür, auch für die warme Liebe und edle Resignation fand Frau Hildebrandt die geeigneten Töne. Frl. Tullinger war eine allerliebste Leonie, Hr. Otthert ein munterer und eleganter Flavigneul, Hr. Pohl gab dem Beamten Montrichard nicht blos die Feinspürigkeit des Polizeimannes, der allerdings vor dem überlegenen Intriguenspiel seiner Gegnerin die Waffen strecken muß; er ließ auch durch den officiellen Ernst jene Bonhommie durchschimmern, welche am Schluß den wirksamen Trumpf der Begnadigung des gesuchten Flüchtlings ausspielt. So ging die Vorstellung des graziösen Scribe'schen Lustspiels gut zusammen.

Das Carolatheater pflegt neuerdings neben der Operette auch die Posse. Die neuen Treffer auf diesem Gebiete sind nicht so zahlreich, daß man nicht auch nach älterer Waare greifen müßte. Nur zeigt sich dieselbe leider! oft verlegen und verbraucht und die Versuche der Erneuerung können nur an die biblische Warnung erinnern, nicht neuen Wein in alte Schläuche zu gießen. „Unruhige Zeiten" von Pohl, die eine Wiedergeburt in einer verbesserten Auflage erlebten, fanden nur geringen Anklang. Die neu aufgeputzten Couplets wollten nicht zünden, so viel Mühe sich Hr. Praeger gab, das Factotum des Stückes, den sich in einen Banquier verwandelnden Portier, lebensfrisch zu gestalten. Dagegen erwies sich die Vorführung der neuen Jacobson'schen Posse „Der Mann im Monde" als ein glücklicher Griff des neuen Directors, des Hrn. Hesler, welcher dieser Bühne jetzt seine Energie und seine Erfahrungen zur Verfügung stellt.

Die Jacobson'sche Posse ist wirklich amüsant, enthält einige aparte und drollige Motive, wie die Storchpost und den Mann im Monde und recht viele witzige Kalauer, welche bei dem lachlustigen Publicum nicht ihre Wirkung verfehlten. Auch ist das Familiengemälde eines mit Töchtern gesegneten Subaltenbeamten, der sie alle an den Mann zu bringen sucht und auch glücklich an den Mann bringt, nicht ohne Lebenswahrheit: der übertriebene Luxus, die Existenznoth, die List, zwei der Töchter als Aschenbrödel in die Küche zu verbannen, damit nicht das ganze Lager von Töchtern am Schaufenster ausgestellt ist; das ist Alles durchaus von ergötzlicher Wirkung. Die Vorstellung fand zum Benefize des Frl. Lauber statt, der heitern und drolligen Soubrette des Carolatheaters, die mit Recht sehr beliebt ist und vom Publicum durch Beifall und Kranzspenden ausgezeichnet wurde. Sie spielte, sang und tanzte die jüngste Tochter Bero, die zuletzt den Mann im Monde erhält, mit vieler Munterkeit. Hr. Praeger als alter Kanzleirath und Hr. Wander als Barbier Knispel trugen neben ihr vorzugsweise durch vis comica zum Gelingen der gut arrangirten Vorstellung bei.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

— Unter dem Titel „Gehet hin und lehret alle Völker!" ist jetzt die Predigt erschienen, welche Generalsuperintendent D. Brückner aus Berlin am 13. November d. Js. zur Jahresfeier des evangelischen Missionsvereins in Leipzig gehalten hat (Leipzig, J. C. Hinrichs 1882. 17 S. 8. 40 ₰.). Sie gründet sich auf Evang. Matth. 28, 18—20, denselben Text, über welchen der Verfasser genau vor 28 Jahren seine Antrittspredigt in der Leipziger Universitätskirche gehalten hat. Er wird ihm Anlaß, „einen Blick auf die evangelische Mission" zu werfen und dabei zu zeigen 1) den Grund, auf welchem sie ruht, 2) auf das Werk, welches sie treibt, und 3) auf die Hilfe, an die sie gewiesen ist. Es kann nicht dieses Ortes sein, aus dem Reichthum des hier Gebotenen Mittheilungen zu geben; wol aber möchten wir Verkündiger wie Hörer des Evangeliums zum Lesen der Predigt selbst einladen. Die Freudigkeit des Bekenntnisses, die überzeugende Kraft der Beweisführung, die Fülle echt geistlicher Rede, mit einem Wort jene hohen Vorzüge, welche Brückner'schen Predigten schon längst Eingang in eine weite Gemeinde verschafften, treten ungeschwächt auch aus dieser Gabe des hochverehrten Mannes entgegen.

** Vier Zeitfragen in neuer Behandlung von A. Ephren. Breslau, A. Hepner's Verlag 1881. Eine eigenthümliche Zusammenstellung von vier Aufsätzen, welche sich gegen die „allzugroße Machtvollkommenheit" der Gerichtsvollzieher und im Anschluß daran — sic! — gegen die Consequenzen des von Ihering in seiner Schrift „Der Kampf ums Recht" aufgestellten Satzes „Eine kräftige Zeit sorgt vor Allem dafür, daß der Gläubiger zu seinem Rechte komme, selbst wenn der Schuldner darüber zu Grunde geht", richten, eine Reform des Wechselverkehres nach der Richtung verlangen, daß alle Wechsel ohne Ausnahme bei der Reichsbank-Filiale, bez. dem Steuer- oder Postamt des Wohnorts des Acceptanten domicilirt und also an jener Amtsstelle bezahlt werden müssen, daß jeder Wechsel serner erst dadurch Wechselkraft erlangt, daß er behördlich abgestempelt wird, weiter eine Kritik der Vorzüge und Schattenseiten der Juden und Christen enthalten und schließlich die Einführung einer besonderen „Drucksachen-Bestellung" durch die Reichspost und die Herabsetzung des Kreuzbandportos für Massensendungen befürworten. „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen."

* Zeitfragen und Abenteuer. Von J. H. von Kirchmann. Leipzig, J. J. Weber 1881. Sowol die Behandlung der Zeitfragen („Die moderne Cultur", „Ueber öffentliches Recht", „Natur und Geist", „Die Frauen im Alterthume und in der Zukunft", „Die Sittenlehre der Pessimisten") als die Darstellung einzelner Reise- und sonstiger Abenteuer, die der Verfasser erlebt hat, erhebt sich weit über das gewöhnliche Niveau derartiger Publicationen. Werden auch in den „Zeitfragen" seine überraschenden neuen Ideen entwickelt und in den „Abenteuern" nicht gerade Nerven erregende Scenen geschildert, so ist doch die Darstellungsweise des Verfassers so frisch, so durchgeistigt und hält sich so fern von banalen Gemeinplätzen, daß die Lectüre des Buches dem Gebildeten wahres Vergnügen bereiten wird.

— Gerade noch rechtzeitig als Spende für den Weihnachtsfesttisch ist das in diesen Blättern beim Erscheinen der Einzellieferungen wiederholt besprochene und als eine Meisterleistung im Bereich der illustrativen Literatur warm empfohlene Pracht- und Kunstwerk „Indien in Wort und Bild von Emil Schlagintweit" (Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther) zur Vollendung gebracht. Die fünf Schlußlieferungen 36—40 (à 1½ M., so daß sich der Gesammtpreis des Werkes auf 60 M. und einschließlich der von der Verlagshandlung für 10 M. zu beziehenden eleganten Einbanddecken auf 70 M. stellt) haben soeben die Presse verlassen. Mit diesem Werke, dem wir unter den neuesten Schöpfungen dieses Genres nur das berühmte Ebers'sche Prachtwerk: „Aegypten" an die Seite zu stellen wüßten, hat der deutsche Buchhandel ein Unternehmen zu Stande gebracht, auf welches stolz zu sein er alle Ursache hat. Das Format des Werkes ist groß Folio, das Papier hochfein, der Druck klar und sauber, die dem Text theils eingedruckten, theils als Tafeln beigegebenen 417 Abbildungen, welche theils Indiens Wunderbauten veranschaulichen, theils das Volk in ethnographischen Gruppen schildern, theils die leitenden Persönlichkeiten in Porträts uns vorführen, sind vollendete Muster von Holzschnitten und der Text erfüllt an Vollständigkeit, Sorgfalt und Genauigkeit, wie durch Anmuth und Eleganz der Darstellung auch die höchstgespannten Erwartungen. Wir wüßten in der That

in der deutschen Literatur der Neuzeit kein zweites Werk, das über Indien und seine Verhältnisse und Zustände auch nur annähernd instructiv unterrichtet, und eine Durchlesung dieses, von einem der gründlichsten Durchforscher Indiens herrührenden Textes zeigt uns erst, wie wenig wir bisher von diesem Wunderlande gewußt haben. Raumrücksichten zwingen uns für heute, uns auf diese wenigen Worte zu beschränken und eine eingehendere Besprechung, welche dieses vorzügliche Werk nach seiner nunmehr bewirkten Vollendung wohl verdient, uns für später vorzubehalten. Verfasser und Verleger haben mit der Herausgabe desselben eine der fühlbarsten Lücken in unserer ethnographischen Literatur ausgefüllt und den deutschen Büchermarkt um eine seiner schönsten Zierden bereichert. Für den Weihnachtsfesttisch wird damit eine der gehaltreichsten, imposantesten und geschmackvollsten Gaben geboten.

— Von dem bereits mehrfach (zuletzt in Nr. 65 der W. B.) erwähnten Lieferungswerke: „Encyclopädie der Naturwissenschaften" (herausgegeben von einer Anzahl gelehrter Fachmänner, darunter aus Sachsen Geh. Schulrath Dr. Schlömilch und Prof. Dr. Schenk, Verlag von Ed. Trewendt in Breslau) ist die erste Abtheilung der 27. Lieferung erschienen, welche den Schluß des von Prof. Dr. Hager bearbeiteten Handbuchs der Mathemotik enthält.

Weihnachtsliteratur III. Wir haben zunächst noch verschiedener Kinder- und Jugendschriften Erwähnung zu thun, die auf unserem Büchertische nachträglich sich eingefunden haben und der Besprechung harren. Freilich muß die letztere mit Rücksicht auf die große Zahl der uns vorliegenden Schriften dieser Art, — von denen die Mehrzahl den größten Theil des Jahres in stiller Beschaulichkeit verbringt, bis sie unmittelbar vor Weihnachten Gegenstand der lebhaftesten Nachfrage wird — und auf den uns knapp zugemessenen Raum zu unserem Bedauern kürzer gefaßt werden, als wir zuweilen es wünschen und als viele derselben es verdienen würden. Am zahlreichsten vertreten sind wiederum die Märchenbücher, die nun einmal auf Kinder von einem gewissen Alter die größte Anziehung ausüben. Märchenpracht und Fabelscherz freut der Kinder junges Herz heißt demgemäß der Titel eines mit 14 Bildern in Farbendruck nach Aquarellen von Dolleschal, F. Flinzer, Franz, Oftterdinger und Mertè gezierten, von Luise Pichler herausgegebenen Festgabe (Stuttgart, Wilhelm Nitschke), in welcher wir den schönsten Märchen von Frau Holle, Ritter Blaubart, Dornröschen, Aschenbrödel, Schneewittchen begegnen (Preis 6 M.). Das neue Fabelbuch von Julius Sturm, mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Fedor Flinzer (Leipzig, Alphons Dürr; Preis 2 M.) enthält fünfzig neue Fabeln in poetischem Gewande mit meisterhaften Bildern aus dem Thierleben. In demselben Verlage ist, gleichfalls in unstergiltiger Ausstattung, unter dem Titel „Die Kinderwelt" eine Sammlung der gelungensten Lieder und Märchen des bekannten Jugendschriftstellers Hermann Klette erschienen (Preis 3 M.). Neue Märchen von einer Mutter erdacht hat Amelie Godin (Glogau, Carl Flemming) herausgegeben und Leopold Venus wirkungsvoll illustrirt. Eine weitere Sammlung alter Märchen, erzählt von Tantchen Ungenannt (U. B Cetius) mit zahlreichen Illustrationen von Kleinmichel und Bartsch, ist unter dem Titel „Aus dem Zauberlande!" bei Edwin Schlömp in Leipzig erschienen. Victor Blüthgen hat dasselbe mit warmen Worten der Empfehlung eingeführt. Die lustigen Schwänke des verschlagenen Reineke erzählen Julius Lohmeyer und Edwin Bormann in anmuthiger, ergötzlicher, für die Jugend berechneter und geeigneter Weise in Reineke Fuchs, ein lustiges Kinderbuch mit 12 Farbendruckbildern von Fedor Flinzer (Glogau, Carl Flemming; Preis 6 M.).

Drei prächtige Kinderbücher, eines immer gehaltvoller und künstlerischer ausgestattet als das andere, sind: Die Welt der Kleinen. Ein deutsches Hausbuch in Wort, Bild und Lied von K. Dorenwell (Leipzig, Alphons Dürr), Kinder-Lieder und Reime von B. L. Mohn (Berlin, M. Lubarsch & Comp.) und Die Kinderstube zur Dämmerstunde. In Wort und Bild von Marie Berg (Stuttgart, Wilhelm Nitschke). Wer sich diese sämmtlich für Knaben und Mädchen im Alter von etwa 3—8 Jahren geeigneten Bücher zur Auswahl vorlegen läßt, wird versucht sein, um der durch die Wahl bereiteten „Qual" zu entgehen, alle drei käuflich zu erwerben. — Unter wie viel Weihnachtsbäumen mögen nun wol schon die verschiedenen Jahrgänge von Herzblättchens Zeitvertreib, Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe, und dem Töchter-Album, Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend, beide im Verein mit mehreren Kinderfreunden herausgegeben von Thekla v. Gumpert (Glogau, Carl Flemming), gelegen haben, zur größten Freude der damit Bedachten? Auch der zum diesjährigen Weihnachtsfeste erschienene 26. Band des „Herzblättchens Zeitvertreib" und 27. Band des „Töchter-Albums" werden sich wiederum sehr zahlreiche Freunde erwerben. Rosige Jugendzeit, gesammelte Erzählungen von Hedwig Prohl, mit 6 Chromolithographien (Breslau, Eduard Trewendt), Der Weg zum Glück, nach J. Colomb's Werk: Deux mères für die deutsche Jugend frei bearbeitet von der als Jugendschriftstellerin bewährten Clementine Helm (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn; Preis in Prachtb. 7 M.) und Mädchenlese, Bilder aus des Lebens Mai, ihren jungen Freundinnen gewidmet von Brigitte Augusti, in demselben Verlage erschienen und gleich wie das vorgenannte Werk reich illustrirt (Preis eleg. geb. 4 M.), sind gleichfalls sämmtlich treffliche Gaben für unsere heranwachsenden Töchter; die den Erzählungen zu Grunde liegenden Ideen sind dem Gesichtskreise und Verständnisse junger Mädchen vollkommen angepaßt und zum Theile mit wahrer psychologischer Feinheit durchgeführt.

Eine gute Bearbeitung des poesievollen James'schen Romans gleichen Namens für die reifere Jugend ist Heidelberg. Historische Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Nach Rainsford James bearbeitet von Oskar Höcker. Mit 5 Bildern in feinstem Farbendruck nach Aquarellen von C. Oftterdinger (Stuttgart, Wilh. Nitschke; Preis 4 M. 50 ₰), ebenso anmuthig als belehrend ist eine Sommerfahrt nach dem Süden geschildert, die ein Vater mit seinen drei glücklichen Knaben unternommen, in dem mit 88 Bildern unserer ersten deutschen Künstler und einer Karte ausgestatteten Werke Italien von Waldemar Kaden (Glogau, Carl Flemming). — Der durch seine künstlerischen Publicationen ausgezeichnete Verlag von Alphons Dürr in Leipzig hat eine neue, billige Ausgabe der in technisch geradezu vollendeten Holzschnitten wiedergegebenen Preller'schen classischen Compositionen zu Homer's Odyssee veranstaltet (Preis 4 M. 50 ₰). Wir wüßten kaum ein empfehlenswertheres Weihnachtsgeschenk für dem hohen Meister nachstrebende Künstler und an dem erhabenen Vorbilde ihre Hand sich übende Laien zu nennen, als diese neue Ausgabe der in den weitesten Kreisen hochgeschätzten Odyssee-Landschaften. — Zur Belebung des erdkundlichen Unterrichts und die Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche vorzugsweise geeignet sind aber Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln, mit besonderer Berücksichtigung der wichtigeren Momente aus der Völkerkunde und Culturgeschichte herausgegeben von Dr. A. Oppel und A. Ludwig. Die uns vorliegende erste Abtheilung, die allgemeine Erdkunde behandelnd, enthält mehrere Hundert Holzschnitte und kartographische Darstellungen und kostet einf. geb. 4 M. 50 ₰, der erläuternde Begleittext dazu 1 M.

Wir wenden uns zum Schlusse noch kurz der zu Festgeschenken für Erwachsene geeigneten Literatur zu. In erster Reihe haben wir hier an diejenigen illustrirten Pracht-

werke zu erinnern, deren wir im Laufe des Jahres wiederholt mit Anerkennung gedacht haben, der im S. Schottländer'schen Verlage erscheinenden von Gustav Doré so wirkungsvoll illustrirten Prachtausgabe von Ariost's Rasender Roland — von diesem Lieferungswerke sind uns bisher 45 Lieferungen zugegangen und wird dasselbe, wie uns die Verlagshandlung mittheilt, noch vor dem Weihnachtsfeste vollständig vorliegen — der schönen Werke Rom, eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. Rudolf Kleinpaul (Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther), Palästina in Bild und Wort von Georg Ebers und Hermann Guthe (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. E. Hallberger), der Nordland-Fahrten, malerische Wanderungen durch Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England und Wales, nebst dem ebenfalls den nordischen Ländern gewidmeten populär-wissenschaftlichen Prachtwerke Im Lande der Mitternachts-Sonne (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn), der Bäder- und Sommerfrischen, Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Kurorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz (Leipzig, Edwin Schlömp), des nunmehr vollständig erschienenen schön ausgestatteten Familienbuches Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst, eingeführt von Julius Sturm (Wolfenbüttel, Julius Zwißler), des Otto v. Leixner'schen Gesammtbildes der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit "Unser Jahrhundert" (Stuttgart, J. Engelhorn), der im Verlage von Heinrich Schmidt & Carl Günther, Leipzig, erscheinenden Prachtausgabe von v. Hübner's „Spaziergang um die Welt" u. A. Neu hinzugekommen ist in den letzten Tagen eine fernerweite Ausgabe der Gustav-Freytag-Gallerie, in welcher den bekannten vorzüglich ausgeführten 30 Kunstblättern ein erläuternder, gleichzeitig ein vollständiges Bild von des Dichters Entwickelungsgange und Bedeutung gebender Text beigefügt werden soll. Das neue Prachtwerk, dessen Widmung die Kronprinzessin des Deutschen Reiches angenommen hat, soll in 15 Lieferungen à 2 Bogen Text und 2—3 Bildern bestehen (à 2 ℳ 50 ₰) und zu Ostern 1882 vollständig vorliegen. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir, daß die neuesten Compositionen, mit denen die Gustav-Freytag-Gallerie (Leipzig, Edwin Schlömp) zum Abschlusse gebracht worden ist, Blätter zu Freytag's Dramen „Valentine", „Graf Waldemar", „Die Brautfahrt", und zu dessen letztem Ahnenbande „Aus einer kleinen Stadt" bilden.

Christlichen Häusern und Familien werden die herz- und gemüthvollen Nachdichtungen von E. Sartorius mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von Joseph Ritter von Führig „Die Psalmen", Liederbuch des alten und neuen Gottesvolkes (Leipzig, Alphons Dürr; Preis 6 ℳ) zur frommen Erbauung gereichen. Einen rein weltlichen Charakter hat dagegen das weniger durch die einfachen, die Entstehung und die Lebensgeschichte des „Vielliebchens" schildernden Verse als durch die beigefügten originellen Zeichnungen erwähnens- und begehrenswerthe Werkchen Vielliebchen von Marie v. Olfers (Berlin, M. Lubarsch & Comp.); dasselbe wird besonders demjenigen eine willkommene Erscheinung sein, der ein „Vielliebchen", vielleicht der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, verloren hat und bisher in Verlegenheit gewesen ist, auf welche Weise er den für ihn dadurch entstehenden Verpflichtungen Genüge thun soll. — An Romanen, Novellen u. s. w., die Gegenstand der freigebigen Liebe oder Freundschaft sein könnten, ist bekanntlich kein Mangel, die Auswahl unter denselben aber um so schwerer. Wenn die letzte nicht den neuesten Roman des gelehrten Dichters und dichtenden Gelehrten Ebers „Die Frau Bürgemeisterin" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. Eduard Hallberger) treffen sollte, so möchten wir darauf aufmerksam machen, daß der bewährte Mitarbeiter dieses Blattes, R. v. Gottschall, in den letzten Wochen seinen bereits in einigen größeren Zeitungen zum Abdruck gelangten sehr interessanten Roman „Die Erbschaft des Blutes" in Buchform veröffentlicht hat (Breslau, Ed. Trewendt). Eine eingehendere Würdigung dieser beiden hervorragenden Werke bis zu ruhigerer Zeit, d. h. nicht innerhalb der durch den Begriff „Weihnachtsliteratur" gesteckten Grenzen, behalten wir uns vor. Lyrisch gestimmte Seelen werden in dem Deutschen Dichterwalde, lyrische Anthologie von Georg Scherer, mit vielen Illustrationen und Portraits, welche nunmehr bereits in achter vermehrter, wie die früheren splendid ausgestattete Auflage vorliegt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, vormals Eduard Hallberger; Preis 7 ℳ), reiche Anregung und Befriedigung finden; die Scherer'sche Anthologie ist allerdings unseres Erachtens wenn nicht die beste, so doch eine der besten Sammlungen dieser Art. — Als einen glücklichen Griff der Verlagshandlung von J. J. Weber haben wir die Vereinigung von Dickens' unvergänglichen Weihnachtsgeschichten in einem splendid ausgestatteten Bande (Preis 5 ℳ) zu bezeichnen. Von den fünf Essen-, Liebes- und Geistergeschichten, die den Inhalt des Buches bilden, ist und bleibt doch die an erster Stelle abgedruckte „Der Weihnachtsabend" die ergreifendste und gehört überhaupt zu den besten Producten des gemüthvollsten aller Humoristen, die je gelebt und Werke hinterlassen haben. — Damit aber auch hier der Humor im allgemeineren Sinne des Wortes, der sich lediglich auf die Aufgabe beschränkt, zu erheitern, sein Recht nicht verliert, sei schließlich noch zweier in dieses Gebiet einschlagender literarischer Producte gedacht. Beide sind Excerpte aus den „Fliegenden Blättern", die besten Scherze mit den amüsantesten Zeichnungen daraus reproducirt der vorliegende II. Theil des Oberländer-Albums, während die gleichfalls die Nr. II. tragende Flasche der Stärkenden Tropfen für Solche, denen die Welt im Magen liegt, Crassus aus seinen zumeist gleichfalls in den „Fliegenden" veröffentlichten Liedern und Schwänken zusammengesetzt hat. Beide Werke sind natürlich bei Braun & Schneider in München erschienen.

Es wäre nun aber doch nicht undenkbar, daß einer oder der andere unserer Leser doch von der ihm unter der Rubrik „Weihnachtsliteratur" von uns gebotenen Uebersicht — die ja immer insofern eine lückenhafte sein muß, als sie nur die empfehlenswerthesten der bei der Redaction eingegangenen neueren und älteren literarischen Erscheinungen umfassen kann und soll — nicht voll befriedigt wäre und keines der empfohlenen Werke dessen Beifall fände; wir empfehlen demselben dann die Anschaffung eines der zahlreichen literarischen Weihnachtskataloge, die alljährlich erscheinen und in denen er eine reichere Auswahl — wenigstens von Büchertiteln — finden wird. Uns liegen vier solcher Kataloge vor, der eine ist von der Illustrirten Frauenzeitung in Berlin herausgegeben und mit den Porträts von Paul Thumann, Julius Wolff, Franz v. Dingelstedt und Franz Liszt geziert, der zweite enthält das Verzeichniß empfehlenswerther Festgeschenke aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig, der dritte eine Auswahl empfehlenswerther Festgeschenke für Jung und Alt aus dem Verlage von Carl Flemming in Glogau, der vierte ist von der Verlagshandlung von Alphons Dürr hier herausgegeben. Dem einen derselben ist als Motto ein Ausspruch W. v. Humboldt's vorangesetzt, mit dem wir unsere diesjährige Revue über die Weihnachtsliteratur beschließen möchten. Derselbe lautet nämlich: „Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu einem Geschenke eignet. Man liest es oft, man kehrt oft dazu zurück; man naht sich ihm, aber nur in gewissen Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas, einen Haustrath in jedem gleichgiltigen Moment des Lebens und erinnert sich so immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 102. Donnerstag, den 22. December. 1881.

Inhalt: Nach und in Rom, von Dr. J. E. Kuntze. IV. (Schluß.) — K. S. Alterthumsverein zu Dresden. — Die Kirche in Oberfrankenhain, von H. Altendorff. — Der zweitausendste Band der Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. — Bücherbesprechungen (Vier Predigten bei der 25. Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung. Acmachen von Tharau, von Franz Hirsch. El. Fier, Lebensbilder des Lebens. Die Schlachtfrau von Droomnig, von Max. v. Reichenbach. Garde du Corps, von Gregor Samarow. Thüringer Räthsel und Charaden, von Dr. M. Paul. Tunis, von Ernst v. Hesse-Wartegg. Orthographischer Wegweiser für das praktische Leben, von Dr. Konrad Duden. Der kurze Lehrgang der Stenographie nach F. X. Gabelsberger's System, von Prof. Raetzsch. Dr. Paul Boerner's Reichs-Medicinal-Kalender. Ed. Reich: Rath und erste Hülfe bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen. Universal-Lexikon der Fechtkunst. Der Königstochter Brautfahrt, von A. Munch, übersetzt von Emil Jonas).

Nach und in Rom.

Italienische Skizzen von Dr. **J. E. Kuntze.**

IV.

Die Wunderstadt Neapel.

(Schluß.)

Nun ging's zurück über Battipaglia gen Salerno, welches ich Klein-Neapel nennen möchte, denn es baut sich an seinem Golf, dessen Windungen folgend, vom Meer an die Berge hinan und hat eine castellgekrönte Höhe über sich, Alles wie die Weltstadt Neapel. Noch mehr wie dieses, athmet die Straße von Salerno nach Amalfi den vollen Süden; können wir Paestum ein Neapolitanisches Wunder nennen, so möchte ich auch das, was ich nun erlebte, zu den Wundern Neapels rechnen. Am andern Morgen unternahm ich zu Wagen jene Tour, die vielleicht das landschaftlich Schönste ist, was Europa bietet. Im Frühlingssonnenschein (von der frischen Erinnerung Paestums erfüllt) zwischen Orangenhängen und mittelalterlichen Castellen hin, bergauf, bergab in mannigfachen Windungen dem Gestade folgend, den Blick in die unbegrenzte blaue Flut des Mittelmeeres hinaus und in die unbegrenzte blaue Wölbung des Himmels hinauf zu senden, wirkt wie ein Rausch, welcher wogt und wechselt, und länger als die Fahrt selber währt.

Die Geographie komme uns zu Hülfe! Wir befinden uns auf jener Halbinsel, welche, durch den von La Cava und Monte Albino ausgehenden Bergrücken gebildet, den Golf Neapels von dem Salernus scheidet. La Cava ist wegen seiner Arcaden „Klein-Bologna" genannt, in seiner Nachbarschaft liegt die altchristliche Taufkirche S. Maria Maggiore aus dem 4. Jahrhundert. An der Nordseite jenes Rückens, nach Cap Miseno hingekehrt, liegen Castellamare, Vico und Sorrento, an der Südseite nach Paestum hingekehrt Salerno, Vietri und Amalfi. Die Orangengärten und Granatbäume Sorrents, welches über malerischer Felswand sich ins Meer streckt, sind weltbekannt; Amalfi, vom Meer an Felsen kühn und ritterlich hinaufgebaut, verbindet mit geschichtlichem Ruhm den Zauber unvergleichlicher Lage, ruhend in einem Felsenversteck und doch aus offene Meer gelagert. Beide Städte haben interessante Dome, der von Sorrent liegt am Corso bei Tasso, Tasso ward hier geboren, das Campanile des Doms zeigt noch antike Säulen. Auch der Amalfitaner Dom hat deren aufzuweisen (aus Paestum), aber die Stadt ist ein Werk des frühen Mittelalters, der Dom hat arabische (maurische) Phantasiegebilde und byzantinische Erzthüren; hier ist die Stätte, wo zuerst der Handel sich aus der Ritterfaste emporrang. Amalfi, Pisa und Florenz repräsentiren drei Stufen der mittelalterlich-europäischen Handelsgeschichte, und Amalfis Dom mag Vorbild des Pisaner gewesen sein, wie dieser dann das Vorbild des Florentiner; die musivische Behandlung der Mauerflächen ist ihnen gemeinsam. Draußen vor der Spitze der gebirgigen Halbinsel erhebt sich die kleine Insel Capri und schmeckt in der blauen Meerflut, wie der Punkt auf dem i; doch kann man es weder von Sorrent noch von Amalfi aus erblicken, Felsenvorhänge beschränken das spähende Auge. Welches Stück Erde in Europa aber ließe sich mit der Fülle von Schönheiten vergleichen, welche sich auf dieser kleinen Halbinsel zusammendrängen! Es ist, als sehnten sich die Felsenufer nach dem von ihnen losgerissenen Felseneiland Capri hinaus; wie ungeheure Gewandfalten sinken die villengekrönten Felsen mit ihren Schluchten und Rissen in das anrauschende Meer; Ortschaften mit ihren weißen an und über einander gedrängten Häusern steigen kühn und schwungvoll bis zu den höchsten Höhen hinan; drunten küssen die Wellen den Felsenfuß altersgrauer Castelle und Wartthürme aus der Zeit der Saracenenkämpfe; vorspringende Felsenkanten scheinen die Städte in den Buchten vor dem Seeraub und Seesturm schirmen zu wollen, die Wachthürme auf den Höhen verrathen, daß ehedem die weite Aussicht schützende Vorsicht bedeutete. Trotz und Kampf, Angriff und Abwehr sind die Worte, zu denen diese Landschaft die Buchstaben heute noch liefert. Aber die wilde Geschichte und die schroffe Natur sind getaucht in das weiche Licht und Blau des Südens, das Alles mildert und verklärt.

Salerno, von wo ich an diesem Tage ausfuhr, ist die Zufluchts- und Sterbestätte des einstmals mächtigen Papstes Gregor VII.; derselbe weihte 1084 die Kathedrale, eine der geschichtlich und künstlerisch interessantesten der Erde, und er liegt in ihr begraben. Ravello, der äußerste Punkt meines Ausflugs, hoch über Amalfi in wilder Felsenlandschaft gelegen, einer Welt von maurischen Castellen gleichend, grandiose Aussicht bietend, hat gleichfalls eine der vorgenannten gleichalterige Kathedrale, in ihr die herrlichsten Erzthüren der Welt und eine Kanzel aus dem 13. Jahrhundert, die ihres Gleichen sucht; ihre 6 gewundenen Säulen ruhen auf 6 ernst schreitenden großen Löwen; ein Adler aus Basalt trägt das Lesepult. Nicht weit von dieser Kirche liegt versteckt ein wohlerhaltenes maurisches Gehöft mit träumerischer Arcade. Man könnte Ravello mit seinen maurischen Säulen, Höfen und Mosaiken das Thor zur arabischen Culturwelt und den Blick aus dem Garten bei S. Giovanni del Toro über Minori und Majori hinweg ins mittelländische Meer den Silberblick

Italiens nennen; ich rechne diesen Hochpunkt arabischer Erinnerung und prachtvoller Fernsicht zu den Neapel umgürtenden Wundern. Ravello liegt von der Küste her verborgen und dem gewöhnlichen Verkehr entrückt; mit Paestum verglichen, ist dieses eine geöffnete, Ravello aber eine halbgeschlossene Falte Italiens.

Ich fuhr im Glanz der unverschleierten Sonne; das Meer zur Linken, die Felsen zur Rechten warfen die Flut der Strahlen dankbar zurück. In diesem Doppelglanz badete sich die üppige Vegetation; mächtige Cactus entrangen sich den Felsen, strotzende Trauben dem Gerölle. Bei der raschen Fahrt thun sich von Zeit zu Zeit landeinwärts Thäler und Einschnitte unvermuthet auf; schwindend hinan bauen sich die Citronenterrassen zwischen und über den Wohnungen; blaue Buchten öffnen sich vor dem Fahrenden in rascher Wandlung, und die glatte Straße scheint sich bald ins Meer zu verlieren, bald an einer Felswand zu zerschellen. In einer Terrassenmauer neben der Straße sah ich eine Reihe kleiner Fensterlöcher, durch welche wuchernde Feigenbäume, Licht und Raum suchend, neckisch ihr Geäst hinaustrieben; nicht weit davon schnellte plötzlich die Büste eines derben Jungen über einer Felskante empor und winkte nach dem rollenden Wagen hin gleichfalls neckisch mit einer leuchtenden Citrone am beblätterten Stiel. Als ich eines späteren Tags auf dem Wege nach dem Avernersee zu meinem Führer sagte, daß mir Amalfis Küste die anziehendste und beredteste Linie in Italiens Configuration schiene, antwortete er nur mit einem O, ecco! das ist so schön! es mit einer italienisch ausdrucksvollen Kußgeberde begleitend, als wollte er sagen: diese Küste vor Allem sei Korallenlippen gleichend und des Kusses werth.

Man verläßt diese Küste mit eigenthümlichen Empfindungen. Hier dämmerte zuerst eines Licht mittelalterlicher Cultur, selbständig und frei von byzantinischer Initiative. Amalfi ist neben Ravenna der andere Pol des nachclassischen Italien. Das Grabmal Theoderich's und die Kathedrale von Amalfi reichen sich, kann man sagen, auf der Arena der Geschichte die Hand, aber dort nimmt man Abschied von der Antike, hier gelangt man in die zeugende Arbeit des Mittelalters, das sich zu eignen Schöpfungen im großen Styl erhebt und Vorläufer wird moderner Cultur und Speculation. Sinkt in Ravenna der beginnende Occident in den byzantinischen Orient zurück, so erhebt er sich in Amalfi aus dem arabischen Orient zu eignen Thaten.

Das ist die Halbinsel von La Cava, welche in Capri draußen ihren idealen Abschluß findet; in dessen engumrahmter großartiger Abgeschlossenheit spielt die Natur Neapels ihren Schlußaccord; der Blick umspannt von da die ebengeschilderte Halbinsel und schweift wie ein Herrscher von der hellen Küste Paestums bis zu den dunkeln Grotten von Neapel und Cumae. Zu Cumae starb im Exil der Tyrann des ältesten Rom, Tarquinius, und unweit davon bei Misenum (in der Villa des Lucullus) starb sein Ebenbild, Kaiser Tiberius, eines beschleunigten Todes, nachdem er 10 Jahre auf Capri in Selbstverbannung verbracht und diese Zeit mit Selbst- und Weltpeinigungen aller Art gefüllt hatte. Capri soll die Sirenen-Stätte des Odysseus sein. Korallen umsäumen dieses Eiland, das im Monte Solaro himmelhoch ansteigt und dem Auge Umschau über alle Herrlichkeiten der Erde zu verstatten scheint; man schaut da von Terracina bis zu den Bergen Calabriens. Rings um die Insel laden wunderbare Grotten, sich in die Arme der kosenden Natur zu versenken. Wer kennt nicht den Ruhm und sucht nicht den Zauber der blauen Grotte, wo wonnige Dämmerung lauschig uns umfängt, sobald unser vom wolligen Meer geschaukelter Kahn listig hineingeschlüpft ist! Diese Grotte ist ein Grab, das als Paradies sich entpuppt, ein Dunkel, das in tausend Farben spielt, ein Wasser, das den badenden Leib in Silberwellen, sich selbst in „blaues Feuer" auflöst. Aber sie ist nicht die einzige Wundergrotte hier; man zeigt auch die grüne und die weiße Grotte, und neben S. Croce treffen wir die düstere Mithrasgrotte und dann die ganz dunkle Stalaktitengrotte; zu beiden gelangt man auf Treppenwegen, und bei der ersteren öffnet der Arco naturale, ein phantastisches Felsenthor, den Blick ins freie Meer, Erholung zu bieten von den Schauern des Unterirdischen. Im Garten des Hotels Pagano zu Capri spreizt ihre Blätter jene Palme, welche in ästhetischer Seelenwanderung seit Jahrzehnten von Künstlerblatt zu Künstlerblatt sortliebt.

Poesie und Charakterkraft sind in dieser Insel wunderbar gepaart. An Gestalt einem menschlichen Fuße ähnlich, hebt sie sich wie ein beflügelter Genius vom Festland ab, die Halbinsel von La Cava ist das verlassene Riedestal. Einem Hexameter gleich, gliedert sie sich in eine kleinere und eine größere Hälfte: auf jener liegt Tiber's Palastruine und das Städtchen Capri, auf dieser thront Anacapri und erhebt sich wie ein Baldachin darüber der rebenbekränzte Salaro. Wie eine Cäsur schneidet der Sattel zwischen den zwei Ortschaften der Insel (Capri und Anacapri) diese durch; hier und dort ringen Reben um ihr Leben mit den Felsen. Zwölf Kaiservillen errichtete der greise Tyrann, als er hierher auf die vornehm abgeschlossene Insel, die scharfzackig und fest aus der beweglichen gliybenden Flut emportaucht, sich zurückgezogen hatte. Capri ist ein Etwas für sich, eine Welt für einen Geist, welcher ganz für sich sein, für sich leben und in stolzer Genüge sich ausleben will. So suchte einst Tiberius im selbstsüchtigen Triebe, an der Spitze der Menschheit stehend, hier seine letzten Jahre verlebend zum ungestörten Genuß seiner Höhe zu kommen. Wenn das ein Mensch kann, so kann er es hier: die Welt beherrschend ausruhen von der Welt; Neapels sturmartiges Stadtgeräusch wird nicht bis an diese stillen Ufer getragen. Hier lassen sich die Augenblicke jener Seelentragödie nachempfinden, welche „des Tyrannen letzte Tage" überschrieben werden könnte; wie in Rom der Brand Nero's vor dem erleuchteten Colosseum, so hier das aus den Felsen gezauberte Genußspiel des Tiberius, des schrecklich fertigen Charakters, des brütenden und übersättigten Weltbeherrschers, dem nichts mehr seine Sinne und Saiten titeln und rühren konnte, der Jahrzehende lauernd getrachtet hatte, auf die oberste Höhe der Welt zu gelangen, all ihre Herrlichkeit dann in raschen Zügen eingesogen und nun bis auf den Grund der Seele erschlafft und ausgeschöpft nur im Ausruhen nach eine Lust entdeckt hatte, aber freilich kein dolce far niente, sondern ein amaro far niente fand. Man muß es ihm lassen: Tiberius hatte den rechten Punkt getroffen. Sein quadratischer Römerkopf mit der scharfstantigen Krystallseele, klar und kalt, wie ein Krystall in härtester Schale verschlossen: diese scharfkantige abgeschlossene Felsenwelt war ein treuer Resonanzboden. Capri in der Natur und Tiberius in der Geschichte gehören zusammen. Hier schloß er sich einmal, aus Bangigkeit und dem Wahnsinn nahe, neun Monate in die Jupitersvilla ein; es war just dieselbe Zeit, als der Heiland der Welt auf Palästinas Boden lehrend und Wunder wirkend auftrat, und der Versucher ihm die Reiche dieser Welt vergeblich anbot, die durch Tiberius selbst gewissermaßen herrenlos geworden. Jetzt hauft ein Einsiedler beim Tiberiusthurm auf der vordersten Felsenspitze. Auch Tiberius war ein Einsiedler, aber welch ein Unterschied! Der jetzige ein bescheidener, zugänglicher und freundlicher Wirth für alle Besucher seiner Einsamkeit, neben der kleinen Kapelle, welche auf der Stelle des ehemaligen höchsten Palastes steht, Wein zur Erquickung bietend; Tiberius einst, lebens- und herrschensmüde, mürrisch und mißtrauisch über die Maßen, lolossal in seinen Ansprüchen, Zielen, Mitteln, Leidenschaften und Entschlüssen, abgekehrt von aller Welt und von aller Menschlichkeit, einsam und verlassen, fürchterlich und furchtsam zugleich! Am s. g. Salto droben weidete er seine Seele an den Körpern der Angeklagten, die er lebendig vom Fels ins Meer stürzen ließ. Man sieht von dieser Stelle direct nach dem Besuv hinüber, der den Lacrimae Christi trägt; hier auf Capri heißt der beste Wein: Thräne des Tiberius. Nur

Eine Stätte kenne ich, die noch furchtbarere Erinnerungen weckt: es ist Bajae, das oben genannte Luxusbad der Römer, wo Nero die Ueppigkeit seiner Thermen entfaltete, das „Labyrinth der 100 Kammern" (Corridore), oder s. g. „Gefängniß Nero's" errichtete, neben seiner Villa das Schiff zur Ermordung seiner Mutter bereit hielt, und jetzt zum Theil das Meer die alte Herrlichkeit in sein Grab gerissen hat.

Schön ist's auf Capri und doch, wenn man das zugehörige Blatt der Geschichte aufschlägt, starrt das Blut, und man sieht von dieser schrecklich schönen Stätte. Wir verlassen Capri und Neapel, um in Rom von all' den Eindrücken und Wundern der Natur auszuruhen. Die Sonne mit ihrem höchsten Glanz, des Meeres purpurne Flut, der Vulkan mit seiner Wolkensäule bei Tag und seiner Feuersäule des Nachts, und das dämmerige Farbenspiel verborgener Grotten, alles scheint in den Dienst jener Stadt der Wunder gestellt; aber suchen wir Wunder von menschlicher Thatkraft, so müssen wir nach Rom und dort die Blätter des großen Buchs der Geschichte des Alterthums öffnen. Auf darum, hinweg vom Golf Neapels, zurück nach Rom!

K. S. Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 5. December
unter Vorsitz S. K. H. des Prinzen Georg.

Nach Erledigung der Registrandeneingänge, Mittheilung des ausführlichen Berichtes des Oberstlieutenant v. Welck über die in der Kirche zu Oberstrankenhain befindlichen Alterthümer und nach Aufnahme von 10 Mitgliedern berichtete Prof. Dr. Steche über die Ergebnisse seiner Durchforschung des amtshauptmannschaftlichen Bezirks Pirna bezüglich der in ihm noch erhaltenen Bau- und Kunstdenkmäler. Der Redner begann mit dem Ausspruch, daß seine Erwartungen theils zu Nichte geworden, theils sich überraschend erfüllt hätten, daß man allseitig dem wichtigen, schönen Unternehmen mit größtem dankbaren Interesse und thatkräftiger Unterstützung entgegengekommen, daß auch in dieser Beziehung wiederum der Pfarrer- und Lehrerstand sich ein glänzendes Zeugniß ausgestellt hat und bezeichnete die derartige günstige Aufnahme des jungen Unternehmens als ein moralisch hoch werthvolles Moment. Der Umfang der Ergebnisse ist verschiedenartig bedingt, der zu durchforschende Boden wurde oft und schwer von Kriegen erschüttert, diese wie Brände, Unwissenheit und Fahrlässigkeit haben die Denkmäler des Bezirks großentheils verheert und verstümmelt. Von den 198 Orten des Bezirks konnte die Hälfte von vornherein mit Sicherheit ausgeschlossen werden, besucht wurden ungefähr 90 Punkte und von diesen werden etwa 68 in der bevorstehenden Veröffentlichung besprochen werden. Die Berg- und Bodenverhältnisse des Bezirkes bedingen das an verschiedenen Stellen geringere oder reichere Auftreten von Denkmälern und das verschiedene Material der verschiedenen Gegenden ergiebt verschiedene selbständige Gruppen. Während längs des Elbstroms der Sandsteinbau vorherrscht, beginnt bei Ulbersdorf nördlich und östlich — wie südlich der Elbe überhaupt bis zur Landesgrenze sich erstreckend — der Holzbau mit traditionell kunstvollen, durch Arcadenwände und Schnitzerei gezierten Riegel- und Fachwerkbauten. Als eigenartiges Material tritt bei Stolpen der Basalt hinzu, nicht allein als eigentliches Baumaterial, sondern auch für ausgebildetere Umfassungen und Einzeltheile sinnreich verwendet.

Von den kirchlichen Bauten des Bezirks tragen nur wenige noch ihre ursprüngliche Architektur, vorgothische Werke waren kaum zu erwarten, entweder wurden sie schon früher durch Feuer zerstört oder veränderte Bedürfnisse veränderter Zeiten bauten dieselben um und erweiterten sie; von erhöhter Wichtigkeit sind deshalb vier bisher wenig bekannte Reste romanischer Bauten zu Altstadt, Eschdorf, Struppen und auf der Veste Königstein. Als Werke vollendeter Gothik, welche gleichfalls gering vertreten ist, wurden die Dominicanerkirche zu Pirna und das Chorhaupt der Kirche zu Ottendorf bei Pirna bezeichnet. Am reichsten vertreten ist die Spätgothik, ja dieselbe giebt dem Bezirke seine kirchlich architektonische Physiognomie; als ausgezeichnete Werke dieser Stilperiode treten die Stadtkirchen zu Pirna, Dohna und Liebstadt hervor. Den Umschwung, welcher sich während des 18. Jahrhunderts in der kirchlichen Baukunst vollzog und welcher in Sachsen unter der Führung des gewaltigen George Bähr bestimmte Formen annahm, charakterisirt die von Bähr errichtete Stadtkirche zu Hohnstein, ferner die Kirchen zu Lohmen und Borna bei Pirna. Der ehrwürdigste Kirchenschmuck, die Ausstattung durch Malerei ist großartig vertreten in den Gewölbmalereien der Stadtkirche zu Pirna, sie bringen zum ersten Male in bedeutender Folge, mit vielfacher, naiver Beimischung antik-römischer Elemente, künstlerisch den Geist des Protestantismus zum Ausdruck. Von geschnitzten Altarwerken der katholischen Zeit steht jenes der Kirche von Dohna obenan, neben ihm das der Begräbnißkirche zu Schandau; von Altargemälden sind jene zu Liebstadt und Zuschendorf werthvoll, die meisten derartigen Werke aber verdanken dem Ende des 17. Jahrhunderts ihre Entstehung und sind als verflachte Wiedergaben der spätitalienischen Schule zu bezeichnen. Als sculptorisches Prachtwerk ist der Altar der Stadtkirche zu Pirna zu schätzen, welcher den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts entstammt. Die meisten Altargeräthe gehören dem 17. und 18. Jahrhundert an, kunstvolle Goldschmiedearbeiten des 15.—16. Jahrhunderts besitzen indessen noch die Kirchen zu Stadt und Dorf Wehlen, zu Liebethal, Dittersbach und Reinhardsdorf. Zahlreich sind noch Taufsteine des 15.—16. Jahrhunderts erhalten, köstliche Stücke bergen in dieser Beziehung die Kirchen von Dohna und Pirna. Als künstlerisch werthvolle Kanzeln werden jene aus der Schloßkapelle der Veste Stolpen, jetzt in der Begräbnißkirche zu Bischofswerda befindlich, und jene der Kirchen zu Pirna und Ottendorf genannt. Reich sind die Ergebnisse an Glocken; die Werke der drei sächsischen Glockengießerfamilien Hilliger, Herold und Weinholdt sind glänzend vertreten.

Gleiche Einbuße wie die kirchlichen haben im Lauf der Zeit die Profanbauten alter Zeit erlitten. Die ältesten verschwundenen Burgen, wie Rathen, Wehlen, Dohna 2c., nur dem Bergen und Vertheidigen dienend, wurden wol überhaupt architekturlos gebildet, aber die noch erhaltenen Kuckuckstein, Weesenstein u. a. zeigen überlegte wie kühne Befestigungsweise. Erst mit dem Ende des 15. Jahrhunderts ist architektonische Decoration der Burgen und Schlösser zu gewahren, so an Theilen von Burg Kuckuckstein bei Liebstadt und Schloß Ottendorf. Wichtig ist als eines der ersten Zeichen der Früh-Renaissance im Lande das Mittelportal der Veste Stolpen, welche überhaupt in den verschiedensten Richtungen werthvoll ist. In die Zeit des Kurfürst August gehören die Schlösser von Rottwerndorf, Langburkersdorf, Gamig und Niederhelmsdorf. Der bürgerliche Bau vergangener Jahrhunderte ist nur noch durch die Stadt Pirna vertreten, die übrigen Städte, wie Königstein, Sebnitz, Schandau u. a., beraubte Krieg und Feuer ihrer alten schönen bürgerlichen Bauwerke. Als werthvolle Bauten und Anlagen der beginnenden Rococoperiode sind das Schloß Polenz bei Neustadt und vor Allem die architektonische Gartenanlage von Großsedlitz bei Pirna zu nennen. Ueber die letztere, ursprünglich reich von Graf Wackerbarth geplante Anlage, wie über deren durch König August II. hervorgerufene charakteristische Umänderung belehren zwei noch erhaltene Originalpläne, welche theilweise in der Veröffentlichung Platz finden. Werthvoll als Bereicherung für die genannte Architekturperiode im Lande ist ferner das Aufführen von Plänen einer großartigen Schloß- und Gartenanlage, welche derselbe Fürst 1722 auf

der Veste Königstein beabsichtigte und einiger für Bauten desselben Platzes interessanter militärischer Zeichnungen de Bodt's.

Werthvolle Gemälde befinden sich in den Schlössern von Porthen, Großsedlitz, Gamig, Langhennersdorf und Kukukstein, unter ihnen Arbeiten von Cranach d. Ae., Antoine Pesne, Mengs, Rotari, A. Graff, Leipold und Vogel v. Vogelstein; Sculpturen Gottfried Knöfler's besitzt ferner noch das Schloß Röhrsdorf.

Am Geringsten ist die Ausbeute von Werken der Kleinkunst, sie sind fast sämmtlich zerstört oder weggeführt. Einiges ist erhalten im Rathhaus zu Pirna und in den Schlössern zu Ottendorf, Kukukstein und Weesenstein.

Wenn die Ergebnisse auch keine glänzende Folge bedeutender Werke aufweisen, so ist es doch von großer Wichtigkeit, nunmehr festgestellt zu wissen, was überhaupt noch erhalten ist und zukünftig zu erhalten ist. Immerhin ist eine Reihe von Fixpunkten künstlerisch und kunstgeschichtlich gewonnen, welche doppelt wichtig werden; wenn eine gleiche Durchforschung des gesammten Staatsgebietes vollendet sein wird, dann werden diese sich wie kleine bunte Steine in eine Mosaikarbeit einordnen und ein klares, werthvolles Bild unserer künstlerischen Entwickelung und Leistungen ergeben helfen. Den Beschluß des Vortrags bildeten Mittheilungen über die Drucklegung und die Illustrationen der Veröffentlichung, eine Reihe von Originalzeichnungen, wie Proben von deren Vervielfältigung waren ausgelegt. Die Schrift wird im Wesentlichen Ende Februar k. J. vollendet sein.

Ausgelegt war ferner eine jüngst gefertigte gute Photographie von dem herrlichen im Dom zu Mainz befindlichen Denkmal Albrecht I. Erzbischofs von Mainz († 1484), Bruder Kurfürst Friedrich des Weisen, sowie die als typographisches Kunstwerk zu bezeichnende Festschrift „die St. Pauluskirche zu Worms", mit welcher der in weiteren Kreisen geschätzte, verdienstvolle Domprädenbar Prof. Fr. Schneider zu Mainz die Eröffnung des Paulus-Museums zu Worms geschmückt hat.

Die Kirche in Oberfrankenhain.

Die Zahl der mittelalterlichen und in solchem alterthümlichen Zustande unversehrt auf uns gekommenen Kirchen ist in Sachsen gering, da sie ja fast alle im Laufe der Zeit vielfachen Veränderungen unterworfen worden sind. Wenn nun aber einmal ein derartiges Bauwerk gefunden wird, so ist es gewiß im Interesse der Kunst und Wissenschaft, davon zu sprechen und es weiteren Kreisen bekannt zu machen. So hatte denn der Unterzeichnete kürzlich Gelegenheit, ein solches altehrwürdiges, bis jetzt aber noch unbekanntes Baudenkmal zu entdecken, und zwar im Dorfe Oberfrankenhain bei Geithain. Weitab von der Landstraße und der Eisenbahn liegend, hatte sich diese Kirche einen Charakter zu erhalten gewußt, wie er bei solchen Gebäuden jetzt nur noch selten anzutreffen ist. Hier war Alles mittelalterlich, die Reformation, die Bilderstürmerei, sowie die Zopfzeit und die Gegenwart mit ihren oft sehr nüchternen Umgestaltungen hatten dieses Gotteshaus unberührt gelassen.

Wie gewöhnlich liegt diese Kirche auf dem höchsten Punkte des Ortes und ist schon aus weiter Ferne sichtbar, der Kenner wird sogleich an ihrer äußeren Form bemerken, daß er ein mittelalterliches Bauwerk vor sich habe. Der mit Strebepfeilern versehene polygon geschlossene hohe Chor ist der Tradition gemäß gegen Osten, das Kirchenschiff gegen Westen gerichtet und zwischen beiden erhebt sich der mit doppelseitigem Dache bedeckte, ziemlich umfangreiche, aber wenig hohe Thurm. Dieser Bau ist jedoch nicht der ursprüngliche, gewiß hat zuerst an seiner Stelle in der einstmals sehr waldreichen Gegend ein hölzernes Kirchlein gestanden, bis denn, wie die Sage berichtet, unter dem Grafen Wiprecht von Groitzsch im Anfange des 12. Jahrhunderts das erste Gotteshaus von Stein aufgeführt wurde, von welchem jetzt nur noch wenige Ueberreste vorhanden sind, nämlich ein Rundbogenportal, ein großer Taufstein und eine romanische Säule, die, sämmtlich aus Rochlitzer Porphyr gearbeitet, Zeugniß von der Kunstfertigkeit ihrer Verfertiger geben. Die gegenwärtige Kirche entstammt im Wesentlichen dem 16. Jahrhundert und ist eine Schöpfung der Rochlitzer Bauhütte, welcher ja Sachsen so manches herrliche Bauwerk zu verdanken hat. Der hohe, überwölbte und sehr geräumige Altarplatz kann als eine der besten Leistungen jener Steinmetzbrüderschaft und als ein gediegenes Werk spätmittelalterlicher Baukunst angesehen werden. Die in seinem Profil ausgearbeiteten, über uns sich durchkreuzenden Gewölberippen aus Rochlitzer Porphyr zeigen in ihrem höchsten Punkte, dem Gewölbescheitel, drei Schlußsteine, die wegen ihrer Form und Ausführung unsere Aufmerksamkeit fesseln. Der über dem Altar schwebende hat im Symbol der Dreieinigkeit, dem sogen. Dreipaß, die Buchstaben: i h s, d. h. in hoc signo, in diesem Zeichen wirst du siegen, oder auch Jesus Hominum Salvator, d. h. Jesus der Welt Heiland. Der nächste Schlußstein enthält im Symbol des Weltalls, dem Vierpaß, die Jahreszahl 1514, vermuthlich das Jahr der Vollendung des Gewölbes, und der dritte Schlußstein zeigt in einem, Ringe ein Steinmetzzeichen und zwei Buchstaben, welche wahrscheinlich auf den Namen des, leider unbekannten, Werkmeisters Bezug haben. Die Fenster des Altarplatzes sind mit dem damals üblichen spätgothischen Maßwerk ausgefüllt und die Wandflächen darunter mit Grabdenkmälern der verstorbenen Kirchenpatrone bedeckt. Der freistehende Altar ist nicht minder beachtenswerth, seine Deckplatte besteht aus einem einzigen Stück Porphyr, in der Mitte eine Oeffnung enthaltend, in welcher s. Z. die Reliquie des Kirchenheiligen eingeschlossen worden war. In den vier Ecken der Platte sind gleicharmige Kreuzchen eingehauen zum Zeichen, daß der Altar die bischöfliche Weihe erhalten hat. Auf dieser Platte erhebt sich ein Flügelaltar, der viele geschnitzte, bemalte und vergoldete Figuren enthält, die jedoch, der letzten Periode des Mittelalters angehörend, nur wenig künstlerischen Werth besitzen. Nördlich vom Altar an der Umfassungsmauer und in dieselbe eingemauert steht ein Sacramentshäuschen oder Tabernakel, welches als eine reizvolle Schöpfung spätgothischer Bildhauerkunst anzusehen ist, es zeigt noch Spuren ehemaliger Bemalung und die als Verschluß desselben dienende, schön geschmiedete, Gitterthür war jedenfalls früher vergoldet. Ueber diesem Tabernakel, und mit ihm zusammenhängend, befindet sich ein in Stein gearbeitetes Wappen, das einen Baumzweig und den Namen Maria zeigt, vielleicht das Wappen und der Name der Stifterin dieses Sacramentshauses.

An den Langseiten des Altarplatzes standen früher sogen. Chorstühle, wie sie im Mittelalter üblich waren, um der Geistlichkeit als Sitze zu dienen; sie waren von Eichenholz gefertigt, erwiesen sich aber so schadhaft, daß ihre Reparatur nicht mehr möglich war, weshalb sie bei der im vergangenen Sommer, unter Leitung des Unterzeichneten, ausgeführten Renovirung der ganzen Kirche entfernt werden mußten. An einem der Chorstühle hing auch noch die Betglocke, die beim katholischen Gottesdienste gebraucht worden war. Ferner lagen auf dem Fußboden Grabsteine mit interessanten Bildwerken, Schriften ꝛc., darunter einer vom Jahre 1519, das Grab eines Geistlichen bedeckend, dem auch ein auf Holz gemaltes Bild gewidmet war, welches an der Wand hing und vielleicht der Cranach'schen Schule entstammt. Es zeigt Christus auf dem Wege nach Golgatha, war aber sehr beschädigt, so daß es nicht mehr als ein Schmuck der Kirche angesehen werden konnte und deshalb beseitigt werden mußte. — Noch viel könnte ich von den in dieser Kirche aufgefundenen und theilweise noch vorhandenen Alterthümern erzählen, doch will ich nur noch erwähnen, daß an der nördlichen

Außenseite derselben ein sogen. Beinhaus angebaut ist, das ebenfalls im Mittelalter entstanden, wegen seiner hübschen, zierlichen Form bemerkenswerth ist.

Die an dieser Kirche vollzogene und nun vollendete Erneuerung mußte als eine sehr nothwendige bezeichnet werden, denn besonders das Innere des Kirchhauses befand sich in einem veralteten und abgenutzten Zustande, das Holzwerk war theilweise angefault und nicht mehr tragfähig, der Wandputz schadhaft und stellenweise abgefallen. Alles war reparaturbedürftig und selbst die Orgel versagte ihre Dienste. Jetzt ist nun das Gotteshaus wieder freundlich, würdig und zweckentsprechend eingerichtet worden, auch hat es trotz geringer Geldmittel eine stilvolle Ausstattung und selbst Glasmalereien erhalten können. Am 6. November 1881 konnte unter der üblichen Feierlichkeit und in Gegenwart der Königlichen Kirchen-Inspection seine Einweihung vorgenommen werden.

H. Altendorff, Architekt in Leipzig.

Der zweitausendste Band der Collection of British Authors. Tauchnitz Edition.

In diesen Tagen gelangt der zweitausendste Band der weltbekannten Tauchnitz Edition zur Ausgabe und es liegt mit diesem Ereignisse eine der bedeutendsten, durch die Großartigkeit und Solidität ihres weit über die Grenzmarken unseres deutschen Gesammtvaterlandes hinaus reichenden Geschäftsbetriebes eines Weltrufs sich erfreuenden deutschen Verlagshandlungen einen Ehrentag, von welchem glückwünschend Kenntniß zu nehmen für die Tagespresse eine hocherfreuliche, angenehme Pflicht ist.

Nur die verhältnißmäßig kurze Spanne von dreizehn Jahren ist verstrichen, seit der tausendste Band der Tauchnitz Edition zur Veröffentlichung gelangt ist. Schon von diesem Ereignisse konnte an gegenwärtiger Stelle — vergl. Nr. 88 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung Jahrgang 1868 — gerühmt werden, daß dasselbe in der Geschichte des deutschen Buchhandels einzig dastehe, daß kein buchhändlerisches Unternehmen der Gegenwart und Vergangenheit bekannt sei, welches äußerlich einer auch nur annähernd gleichen Ausdehnung sich rühmen könnte. Und seitdem hat das Unternehmen den doppelten Umfang von damals erreicht und das ist geschehen innerhalb eines Zeitraums von noch nicht einem halben Menschenalter, innerhalb nicht voll der Hälfte der Zeit, welche erforderlich war, um das erste Tausend zur Vollendung zu bringen. Damit hat der deutsche Buchhandel eine Leistung zu Stande gebracht, welcher der Buchhandel aller Culturländer der Gegenwart Gleiches auch nicht entfernt nur zur Seite zu stellen vermag.

Bereits beim Erscheinen des tausendsten Bandes ist an gegenwärtiger Stelle auf das eminente Verdienst des Begründers und nunmehr vierzigjährigen ebenso umsichtigen als geschäftstüchtigen Leiters des Unternehmens, des Chefs der Verlagshandlung „Bernhard Tauchnitz“ in Leipzig, Christian Bernhard Frhrn. v. Tauchnitz hingewiesen worden. Von ihm ist nicht allein die Grundidee des Unternehmens: dem deutschen Publicum die demselben bis dahin thatsächlich verschlossenen Schätze der englischen Literatur zugänglich und genießbar zu machen, ausgegangen, sondern er ist auch Verleger und Redacteur in Einer Person gewesen und nicht zum Geringsten ist es vielleicht diese bis in die neueste Zeit festgehaltene Einheit geistiger und materieller Willenskraft, was der inneren Gediegenheit des Unternehmens so förderlich gewesen und wodurch dasselbe zu so beispiellos großartiger Prosperität entwickelt worden ist. Nur beiläufig sei hier nochmals daran erinnert, wie im Juli 1843, lange bevor ein internationaler Vertrag zum Schutz des geistigen Urheberrechts mit England geschlossen war, der Herausgeber, die noch nicht existirenden Bestimmungen eines solchen Vertrags seinem Geschäftsbetriebe aus freien Stücken zu Grunde legend, die ersten Vereinbarungen mit den englischen Autoren auf Ueberlassung des Verlagsrechts ihrer Erzeugnisse für die Tauchnitz Edition für das außerenglische Ländergebiet anknüpfte, und mit Recht bezeichnete eine in der Beilage zu Nr. 171 des Jahrgangs 1843 der „Leipziger Zeitung“ enthaltene Correspondenz diese loyale, zugleich von weitsichtigem Unternehmungsgeiste Zeugniß ablegende Handlungsweise als „den ersten Schritt zur Anerkennung des literarischen Eigenthumsrechts Englands auf dem deutschen Büchermarkte“. In England selbst hatte man Verständniß für solche Redlichkeit und Loyalität. Die englischen Schriftsteller betrachteten es bald als Ehrensache, ihre Arbeiten in einer Sammlung aufgenommen zu sehen, welche es sich zur Aufgabe gesetzt, das Beste, was das literarische Schaffen Englands zu Tage förderte, in ihre Spalten einzureihen, und so konnte bereits vor dreizehn Jahren constatirt werden, daß die Liste der in der Tauchnitz Edition vertretenen Schriftsteller eine fast lückenlose Reihenfolge aller hervorragenden zeitgenössischen Persönlichkeiten ergebe, welche sich im Bereiche der allgemeinen Wissenschaften in England einen Namen erworben haben. Heut kann diese Anerkennung wiederholt und in voller Schrankenlosigkeit ausgesprochen werden.

Der Inhalt des zweitausendsten Jubelbandes ist wie geschaffen, den Beweis dafür zu erhärten. Ihren Majestäten dem König Albert und der Königin Carola von Sachsen als Zeichen der Ehrfurcht und Dankbarkeit gewidmet bringt er in, aus ihrem brieflichen Verkehr mit dem Frhrn. v. Tauchnitz photographisch aufgenommenen Fascimiles mit sehr geringen Ausnahmen ein vollständiges Verzeichniß der Namensunterschriften sämmtlicher zeitgenössischer Schriftsteller, welche Beiträge für die Tauchnitz Edition geliefert haben, mit Angabe der Zahl des Jahres, aus welchem die Unterschrift herrührt, und kurzen, literaturgeschichtlichen Erläuterungen. Es ergiebt sich daraus die respectable Ziffer von 173 Namen, zu welchen sich noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl solcher Schriftsteller beigefellt, welche in bereits hinter dem gegenwärtigen Menschenalter zurückliegenden Zeitperioden gewirkt und geschaffen haben und deren Werke heute bereits Gemeingut geworden sind, darunter viele der edelsten und gefeiertsten Namen der englischen Literatur vergangener Zeiten und Jahrhunderte. Hieran schließt sich ein kurzes einführendes Wort des Herausgebers, in welchem er in erster Stelle Gott die Ehre giebt für das erfolgreiche Gelingen seines Werkes, rücksichtlich der letzten fünfzehn Jahre der erspießlichen Mithilfe seines ältesten Sohnes gedenkend, und sodann, von einem der ersten zeitgenössischen Gelehrten Englands, Henry Morley, Mitglied des University College in London, bearbeitet, ein, von Beginn der Regierung der Königin Elisabeth ausgehender Rückblick auf die ältere englische Literatur und eine Darstellung der gesammten literarischen Bewegung während der Regierung der Königin Victoria. Da diese Regierung nur um wenige Jahre früher als der Beginn der Tauchnitz Edition datirt, an dieser letzteren aber alle literarischen Capacitäten dieser Zeitperiode durch Beiträge mitgewirkt haben, so gestaltet sich dieser Abschnitt des Bandes zugleich von selbst zu einer Geschichte der Tauchnitz Edition seit ihrer Begründung und bildet ein Ehrendenkmal für ihren hochverdienten Begründer und Leiter aere perennius. Möge es ihm vergönnt sein, sich der Erfolge seiner Umsicht und Thatkraft und seines rastlos wirksamen Fleißes noch lange Jahre zu erfreuen!

Bücherbesprechungen.

☐ Vier Predigten bei der 35. Hauptversammlung des evangel. Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Dortmund am 16. und 17. August 1881. Leipzig, im Selbstverlag des Centralvorstands der G.-A.-Stiftung. 1881.

1 *M.* 20 *Pf.* — Die Namen der Prediger bei der diesjährigen Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins gehören zu den weniger bekannten und gefeierten. Auch gehen die vorliegenden Predigten nicht in so hohem Tone einher, und sind im Wesentlichen schlichter und einfacher gehalten, als dergleichen Festpredigten öfter gehalten zu werden pflegen; aber sie enthalten vor Allem sämmtlich das Eine, was überhaupt an den neueren Gustav-Adolf-Predigten anzuerkennen ist nach der Krisis, die der Verein z. B. durchgemacht und die zu seiner Vertiefung beigetragen hat, sie enthalten *Evangelium* und bieten auf positivem Glaubensgrund mannigfache Anregung und Erbauung. Gleichzeitig mit diesen Predigten ist der Bericht über die *Verhandlungen* bei dieser Hauptversammlung erschienen. Derselbe beweist, wie mit jedem Jahre die Ausgabe des Vereins wächst und wie weit sich sein Gebiet ausdehnt. Er enthält viele sehr interessante Aussprachen, und namentlich giebt er Gelegenheit, das große Präsidialtalent des Vorsitzenden, Prof. D. Fricke, und sein Geschick allezeit schlagfertiger Rede zu bewundern.

— Nennchen von Tharau. Ein Lied aus alter Zeit. Von Franz Hirsch. Leipzig 1882, Carl Reißner. — Diese neue, diesmal epische Dichtung von Franz Hirsch, dem bekannten Redacteur des „Salon" und des „Neuen Blattes", durchweht ein liebenswürdiger Zug von Frische und Fröhlichkeit des Lebens, Liebens und Strebens, welchen der Dichter einer alten, volksthümlichen Fabel einzuhauchen verstanden hat. Wol nimmt die Handlung zu Beginn einige ernstere Ansätze, wol steigt das Sentkliel der Betrachtung hier und da tiefer in die menschliche Gedanken- und Gefühlswelt hinab — aber vom Beginn des Liedes an präsentiren sich die geschilderten Verwicklungen doch vorwiegend von ihrer rosigen, optimistischen Seite, so daß man ihrer heiteren Lösung gewiß ist und der Leser das Büchlein mit einem gewissen ruhigen Behagen aus der Hand legt. Die Wahl des Stoffes ist sehr glücklich zu nennen: an der Hand des durch Herder (Stimmen der Völker in Liedern 1778/79) wieder zu Ehren gekommenen volksthümlichen Liedes: „Ännchen von Tharau ist's die mir gefällt", das der berühmte Kirchenliederdichter Simon Dach in Königsberg (gest. 1659) zuerst im preußischen Plattdeutsch gedichtet und sein Zeitgenosse und Freund, der Organist Heinrich Albert, in Musik gesetzt hatte, — an der Hand dieses Liedes, welches der Sympathie des Publicums von vornherein sicher ist, erzählt uns Franz Hirsch gewissermaßen das Geschehniß, auf welchem das Dach'sche Lied sich aufgebaut hat. Inwieweit diese Fabel historisch ist, vermag Unterzeichneter nicht zu sagen: vielleicht wäre es gut gewesen, einige Schlußanmerkungen mit der Dichtung zu verbinden: solche gelehrte Schlußanmerkungen sind seit Scheffel's „Ekkehard" und wol schon von früher her ja nicht mehr selten, und das Publicum, das dem Dichter auch gern neugierig controlirend auf die Finger sehen will, hat sich an dieselben gewöhnt. Erwähnt sei noch, daß nicht Simon Dach der beglückte Liebhaber des Ännchens von Tharau ist, sondern ein junger Student und Candidat der Theologie, Hans Portatius zu Königsberg im Jahre 1639, bei dessen Hochzeit mit der Titelheldin des Gedichts Simon Dach, der selbst einst eine stille Neigung für die junge Frau gehegt, das in Rede stehende Gedicht als Toast ausbringt. Sonst auch sind mehrere Lieder des Königsberger Dichters — bisweilen etwas gezwungen — der Erzählung einverleibt. Die Form — spanische Trochäen — ist sehr leicht und flüssig, hier und da ein wenig sorglos gehandhabt; es wäre zu wünschen, daß eine zweite Auflage hier corrigirend nachhelfen möchte. Für eine zweite Auflage würde auch vorzuschlagen sein, den Vers des Ännchenliedes:

„Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unsrer Liebe Befestigung sein —"

in seiner alten Form wiederherzustellen:

„Soll unsrer Liebe Verknotigung sein".

Sie ist zwar nicht mehr gebräuchlich, aber doch ungemein anschaulich. Im vierten Gesang ist Martin Opitz, welcher als Gegensatz der Königsberger Poeten auftritt, die mehr (aber auch nur mehr) Naturdichter waren, wol zu einseitig als Lächerlicher, gespreizter Hofdichter, als poëta laureatus, hingestellt: wol war er, wie später Gottsched, ein Pedant, aber er war, wie dieser, doch auch ein sehr einsichtsvoller Kopf, der wußte, was der deutschen Poeterei seiner Zeit Noth that. Das Büchlein, welches mit einem Bilde Simon Dach's versehen ist, wird für ein Publicum, das an leichter, froher Lectüre Gefallen findet, eine angenehme Weihnachtsgabe sein!

Julius Rissert.

□ El. Klee, Lehrjahre des Lebens. Leipzig, R. Eckstein 1881. Das Thema des neuen Werkes der speciell den Lesern dieser Blätter wohlbekannten Schriftstellerin ist der Lebens- und Entwickelungsgang eines jungen Mädchens, das unter dem doppelten Segen einer ernsten, prüfungsvollen Jugend und des wohlthätigen Einflusses einer wahrhaft vorbildlichen Mutter zu dem schönsten Beruf eines Weibes, zu dem Beruf der selbstlos dienenden Liebe heranreift. Diese Geschichte wird von der Verf. mit der an ihr bekannten edlen Auffassung und tiefen, zarten Empfindung, mit der sie sich in die weibliche Jugend hineinzuversetzen versteht, sowie mit spannender Entwickelung und fesselnder Darstellung in anmuthiger Sprache von der Confirmation des jungen Mädchens an bis zu seiner Verheirathung durchgeführt. Die Schrift ist bereits, wie wir hören, mit vielem Beifall aufgenommen worden und speciell hat ein Mann, dessen Name ihre beste Empfehlung ist, Georg Ebers, dieselbe lebhaft anerkannt. Auf dem Weihnachtstisch junger Mädchen wird die schöne Schrift, die auch von dem Verleger trefflich ausgestattet ist, gewiß Vielen eine willkommene Gabe sein.

— Die Schloßfrau von Dromnitz. Roman von Moritz v. Reichenbach. 2 Bände. Preis brosch. 6 *M.*, fein geb. 7 *M.* Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger). — Der unserer jüngeren Schriftsteller-Generation angehörige Verfasser, der sich durch schätzenswerthe Arbeiten in hervorragenden Unterhaltungszeitschriften, namentlich in „Ueber Land und Meer" und in der „Deutschen Romanbibliothek", welche letztere auch bereits den gegenwärtig in Buchform vorliegenden Roman vorstehenden Titels gebracht hat, bereits einen geachteten Namen erworben hat, hat auch diesmal sein Heimathland Schlesien zum Schauplatze seiner Geschichte erwählt, welche auf zwei benachbarten Landsitzen sich in bis auf die letzte Seite den Leser in Spannung erhaltender Gestaltung abspielt. Ein Hauptvorzug des Verfassers besteht darin, daß er das Terrain seiner Geschichtserzählung in Verhältnisse legt, welche ihm aus eigener Anschauung und selbsterlebter Erfahrung bekannt sind, und demzufolge tragen die von ihm geschaffenen Romangestalten stets den Stempel innerster, dem realen Leben abgelauschter Naturwahrheit, wie dies in ähnlicher Vollendung in der Regel nur bei den Erzeugnissen der englischen Erzählungsliteratur zu finden ist. Auch in dem vorliegenden Romane, der aus dem charakteristischen Gegensatze der beiden weiblichen Hauptfiguren sein belebendes Motiv nimmt, ist dies der Fall. Das deutsche Landleben der höheren Gesellschaftskreise haben wir selten treffender und anziehender geschildert gefunden.

— Garde du Corps. Novelle von Gregor Samarow. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger). Preis brosch. 4 *M.* 50 *Pf.*, fein geb. 5 *M.* 50 *Pf.* — Der durch seine vielbesprochenen Zeitromane: „Um Scepter und Kronen" 2c. dem deutschen Lesepublicum bekannte Verfasser hat in der vorliegenden Arbeit das von ihm mit so glücklichem Erfolge ausgebeutete zeitgeschichtliche Terrain verlassen und uns ein, durch seine gemüthvollen Züge anmuthig anheimelndes heiteres Bild niedersächsischen Bauernlebens vorgeführt, für welches eine besondere Eigenthümlichkeit aus dem militärischen Leben des

früheren Königreichs Hannover, die Sitte, während der Sommermonate die Cavallerie in kleinen Abtheilungen auf das platte Land zu verlegen, das Substrat hergegeben hat. Ein von einem Unterofficier geführter Zug des berühmten hannoverschen Gardereiterregiments rückt in ein stattliches wohlhabendes Dorf ein, nimmt daselbst ein paar Monate hindurch sein Standquartier und tritt in nähere Beziehung zur Einwohnerschaft, woraus sich der stoffliche Inhalt der kleinen Novelle episodisch entwickelt. Dem Verfasser bot sich dabei eine hübsch und ausgiebig benutzte Gelegenheit, die Eigenart der hannoverschen Landbevölkerung, inmitten deren sich das deutsche Bauernleben in seiner Besonderheit am echtesten erhalten hat, in ihren prägnantesten Licht- und Schattenseiten zur Anschauung zu bringen.

— Thüringer Räthsel und Charaden. Von Dr. M. Paul, Verfasser der neuen Sphinx. Weimar, Hermann Böhlau 1881. — Es ist eine in hohem Grade sinnige poetische Gabe, welche uns in dem vorliegenden, von der Verlagshandlung überdies auf das Geschmackvollste ausgestatteten reizenden Buche von dessen Verfasser, unter dessen Pseudonym sich ein in der literarischen Welt durch treffliche Arbeiten nicht blos auf fachmännischem, sondern auch auf noch manchem anderen Gebiet rühmlichst bekannter Schulmann von wohlbegründetem Ruf birgt, dargeboten wird. Das schöne Thüringer Land mit seinen Bergen und Burgen, seinem lieblichen kräftigen Waldesduft, seinen Bädern und Sommerfrischen, seinen Sagen und Dichtungen, dessen Geschichte so innig verbunden ist mit der Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes und seiner stetigen Entwickelung nicht nur auf staatlichem, sondern vor Allem auf religiösem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete, feiert der Dichter in einer Anzahl Charaden und Räthsel von ebenso gemüthvollem Inhalt als seltener Formvollendung, um dem Besucher des Thüringer Landes ein Andenken mit auf den Heimweg zu geben, das ihm wieder und wieder all' das Schöne und Herrliche vergegenwärtigt und ins Gedächtniß zurückruft, das er geschauet und an dessen Genuß sein Herz sich erfreut hat. Aber auch den heimischen Bewohnern des Landes wird die Spende willkommen sein — ist doch kaum ein zweiter deutscher Volksstamm, der mit so tiefer Innigkeit an seinem Heimathlande hängt und für dessen Eigenart, Geschichte und Sitte so eingehendes Verständniß hat, wie der Thüringer. Der im Anhange beigefügten Auflösung der 100 Räthselaufgaben, welche das Buch enthält, ist eine Anzahl von historisch-topographischen, literarischen und biographischen Erläuterungen beigefügt, welche dem Gedächtniß der Leser zu Hilfe kommen und die Bedeutung der zum Gegenstande der Aufgabe gewählten Persönlichkeiten oder Ortschaften anschaulich hervorheben.

— Tunis. Land und Leute. Geschildert von Ernst v. Hesse-Wartegg. Mit 40 Illustrationen und vier Karten. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 16 Bogen Groß Octav, geheftet 5 *M*, eleg. geb. 6 *M* 50 ₰. „Burnus des Propheten", das ist der Name, welchen die Gläubigen der Hauptstadt von Tunis beilegen. Mit echt orientalischer Phantasie glauben sie in der Grundform des sich an einer sanften Anhöhe emporziehenden alten Raubnestes und der weißesten der afrikanischen Städte, die Form eines ausgebreiteten Burnus zu erblicken, dessen Kapuze die auf der Höhe selbst gelegene Citadelle, die Kasba, sein soll. Und wie der Mohamedaner Alles mit der Religion und ihrem Gründer in Verbindung bringt, so konnte denn auch dieser Burnus kein anderer, als der des Propheten selber sein. Die älteste Geschichte von Tunis ist die von Karthago. Nach den Karthagern herrschten die Römer und endlich, seit der Mitte des 7. Jahrhunderts, die Araber; nachdem aber 1270 Ludwig IX. vergeblich die Hauptstadt bestürmt hatte und die Spanier seit 1509 und besonders seit Karl's V. glücklichem Zuge gegen Tunis 1535 eine Zeit lang entgegengewirkt hatten, die Türken. Die Geschichte von Tunis verzeichnet eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen und Kriegen, Palastrevolutionen, Fürstenmorden und Raubzügen. Im J. 1705 gelang es Hussein Ben Ali, von der hohen Pforte die souveraine Gewalt über Tunis zu erwirken, unter der Bedingung, die Deys als Vertreter des Großsultans an der Spitze seiner Minister zu erhalten. Hussein Ben Ali ist der Gründer der heute noch regierenden Dynastie der Husseiniten, deren thatsächlich freies Eigenthum die türkische Regentschaft Tunis ist, zumal da 1871 durch einen Ferman der bisher an die Pforte gezahlte Tribut aufgehoben worden ist. Stets war Tunis, seiner Seeräuberei wegen, in Europa gefürchtet und verhaßt, bis zu Beginn dieses Jahrhunderts dem Corsarenreiche das Handwerk durch die europäischen Großmächte gelegt ward. Von dieser Zeit ab stammt aber auch der immer mehr um sich greifende Verfall der Regentschaft, die durch fremde Beute, nicht durch eigenen Fleiß und eigene Industrie reich geworden war. Nur das Volk, das sie bewohnt, ist dasselbe geblieben und hat sich gerade infolge der steten Feindschaft, in der es mit den umliegenden Völkerschaften gelebt, in der ursprünglichen Originalität der Sitten und Gebräuche erhalten. So sehen wir denn hier noch ein Stück des reinen, unverfälschten Orients, ein Bollwerk des Mittelalters, das finster und dräuend in die moderne Zeit hineinragt. Die jüngsten Ereignisse haben das Augenmerk Europas in besonderem Grade auf den kleinen Oriensstaat gelenkt, über den die Literatur bislang eine recht dürftige geblieben war. Um so verdienstlicher ist es, daß gerade jetzt eine Monographie desselben erscheint und noch dazu von einer besonders dazu berufenen Feder, von einem Manne, der durch seine früheren Werke und feuilletonistischen Schilderungen sich einen guten Namen erworben hat und der gestützt auf eigene Erfahrungen und Beobachtungen schildert. In diesem, seinem neuesten Werke finden die Städte und ihre Bauten, die vielgemischte Bevölkerung, die Mauren, Beduinen, Kabylen, Chumairs, Juden und europäischen Colonisten, der Hof, die Regierung, das tunesische Frauenleben und die merkwürdigen socialen und sittlichen Zustände von Tunis, nebst ihren Eigenheiten und Schattenseiten eingehende Berücksichtigung. Zahlreiche Illustrationen und mehrere Karten und Pläne ergänzen das treffliche Buch, das wir jedem Interessenten zur angenehmen und lehrreichen Lectüre bestens empfehlen möchten, als ein vollständiges, gründliches und anziehendes Bild der Regentschaft Tunis.

Richard Oberländer.

** Auf Veranlassung des Bibliographischen Institutes hat der Director des königl. Gymnasiums zu Hersfeld Dr. Konrad Duden in dem genannten Verlage neben seinem für die Schule bestimmten „Orthographischen Wörterbuche" noch ein Wörterverzeichniß für das praktische Leben, für Officinen u. s. w. mit strengster Anlehnung an die neue amtliche Orthographie, jedoch unter möglichster Beseitigung der Inconsequenzen in der Schreibung der Fremdwörter, die dabei vorkommen, erscheinen lassen, das den Zweck hat und in der That auch dazu geeignet ist, aller Welt, insbesondere aber den Officinen, die sich doch über kurz oder lang zur Annahme der neuen Orthographie werden bequemen müssen, diesen Schritt thunlichst zu erleichtern. Der vollständige Titel dieses 40 000 Wörter und Namen enthaltenden Werkchens ist: Orthographischer Wegweiser für das praktische Leben. Verzeichnis sämtlicher deutschen und der meisten Fremdwörter, zahlreicher Eigennamen aus der Geographie und Geschichte, sowie vieler Personennamen der Gegenwart, in einheitlicher Schreibung von Dr. Konrad Duden, der Preis geb. 1 *M* 50 ₰.

o. Der kurze Lehrgang der Stenographie nach F. X. Gabelsberger's System von weil. Prof. Raetzsch ist im Verlage von Gustav Dietze in Dresden in 39. Auflage erschienen. Dieses mit 48 stenographischen Tafeln und 158 Aufgaben zum Uebertragen versehene Lehrmittel ist von dem Sohne des Verfassers, Dr. jur. Raetzsch, einer genauen

Durchsicht unterzogen und sind darin, ohne Aufgabe der bisher befolgten bewährten Lehrmethode, die von verschiedenen competenten Fachmännern gemachten Erfahrungen zum Vortheile dieses Werkchens verwerthet worden. Namentlich gilt dies in Bezug auf eine möglichst präcise Fassung der Regeln, Vervollständigung und Zusammenziehung der einzelnen Lehren, Sichtung der Beispiele und Aufgaben, stellenweise Ersetzung derselben durch neue, theilweise übersichtlichere Anordnung des Stoffes und Uebereinstimmung des Textes und der stenographischen Tafeln, welche letztere von dem Lithographen A. Schöttner im Wege der Autographie musterhaft hergestellt worden sind. Auch in diesem Lehrbuche hat die neue Rechtschreibung Anwendung gefunden. Ebenso ist dem Buche der Reichthum an Beispielen, Lese- und Uebersetzungsaufgaben erhalten geblieben, wodurch es sich vor vielen ähnlichen Darbietungen vortheilhaft auszeichnet. Es wird auch in der neuen Auflage die alten Freunde sich erhalten und zweifellos viele neue sich erwerben.

[:] Dr. Paul Boerner's Reichs-Medicinal-Kalender für Deutschland, auf das Jahr 1882. 2 Theile. Kassel, Th. Fischer. — In immer vollkommenerer Gestalt erscheint dieser vortreffliche Medicinalkalender, welcher z. B. wol als das reichhaltigste und den Bedürfnissen des Arztes in umfassendster Weise Rechnung tragende derartige Taschenbuch gelten darf, aufs Neue. Ein treuer Begleiter und Berather, der dem Arzte in seinem so complicirten Berufe zur Seite steht, hat sich unter der umsichtigen Redaction Dr. Paul Boerner's diese Special-Agenda schon unentbehrlich gemacht; zugleich hat sie neben Bereicherung des Inhalts an handlich-praktischer Form gewonnen. Der I. Theil, das „Geschäftliche Taschenbuch" ist dazu bestimmt, vom Arzte mitgeführt zu werden. Es ist solid und dauerhaft gebunden, läßt sich leicht in der Tasche unterbringen und enthält ein mit vielen wichtigen Notizen versehenes Kalendarium, ein Notizbuch für alle Tage des Jahres und alle wissenswerthen Angaben zur Arznei-Verordnungslehre. Wo es sich um die Tausende von Zahlen, besonders bezüglich der Maximaldosen, der subcutanen Injectionen, der Formeln handelt, die der Arzt unmöglich stets im Kopfe haben kann, ermöglicht das Taschenbuch eine schnelle Orientirung, auch über die neuesten Medicamente. Sehr werthvoll sind die „für die Praxis" bestimmten, gedrängten Zusammenstellungen über Thermometrie, Harnanalyse, Bestimmung der Sehschärfe und Farbenblindheit, der Maße und Gewichte des menschlichen Körpers; ferner die Angaben über Schwangerschaftsberechnung, Vergiftungen und Unglücksfälle, aseptische Wundbehandlungen, Bäder und Kurorte, Heil- und Pflegeanstalten, Institute für animale Impfung u. s. w. Ewald, Flügge, Fürst, Guttmann, Horstmann, Lassar, Liebreich, Reimer, Rupprecht, Skrzeczka u. A. sind die Mitarbeiter, welche hier dem Herausgeber zur Seite standen. Der II. (eleg. gebundene) Theil ist ein auf amtlichen Unterlagen beruhendes, großartig angelegtes Nachschlagebuch, theils über Organisation, Gesetze und Verordnungen auf allen Gebieten des Medicinal-Wesens, theils über die Personalien des Civil- und Militärwesens im Deutschen Reich. Genau gearbeitete Orts- und Namenregister erleichtern, neben der nach Ländern systematisch und übersichtlich getroffenen Anordnung, das Auffinden des Gesuchten ungemein. Dieses imposante Handbuch mit seinen Unmassen von Namen, Zahlen, Daten u. s. w. giebt ein vollständiges Bild des ärztlichen Standes, wie er gegenwärtig in Deutschland repräsentirt ist. Es wird nicht nur für jeden Arzt sehr interessant, sondern für Alle, die mit der ärztlichen Welt in Verkehr treten müssen, unentbehrlich sein. Möge eine weite Verbreitung die viele Mühe, welche Boerner's Reichs-Medicinal-Kalender dem Herausgeber und Verleger alljährlich verursacht, lohnen!

ℭ Ed. Reich: Rath und erste Hülfe bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen. Berlin, Gust. Hempel. — Der Verf., als fleißiger Popular-Schriftsteller auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und Biologie allgemein bekannt, ist als Arzt zu Glücksburg an der Ostsee thätig und hat in diesem kleinen, volksthümlich gehaltenen Schriftchen seine in der Praxis gewonnenen Erfahrungen über die „bis zur Ankunft des Arztes" nöthigen Maßnahmen zusammengestellt. Nur durch diese selbst äußerste Einschränkung rechtfertigt eine solche Belehrung, die sonst leicht zu verhängnißvollen Uebergriffen des Laien führen kann, ihre Existenz. Deswegen stimmen wir nur denjenigen Capiteln anerkennend zu, in welchen sich der Verf. auf Rathschläge und Hülfe im Allgemeinen und bei besonderen Unglücksfällen beschränkt, während wir seine Darstellung der einzelnen Krankheitsformen und Symptome nicht billigen können. Denn hierdurch wird Halbwissen, Selbstcuriren und falsches eigenmächtiges Stellen von Diagnosen nur gefördert, was so fast das Publicum höchst bedenklich, für den Arzt ungemein lästig ist.

** Noch in letzter Stunde wollen wir zweier zu Festgeschenken ganz besonders geeigneter Werke Erwähnung thun. Mit der Ausgabe der 12. Lieferung liegt die neue, zweite Auflage des Universal-Lexikons der Kochkunst. Wörterbuch aller in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswerth und Verfälschung (Verlag von J. J. Weber in Leipzig) vollendet vor. Dieses „Kochbuch" ist — wir stützen uns hierbei auf das competente Urtheil uns nahestehender Hausfrauen, die alle übrigen Kochbücher mit Geringschätzung betrachten, seit dieselben in den Besitz des vorliegenden Universal-Lexikons der Kochkunst gelangt sind — nicht nur das vollständigste — dasselbe enthält über 10 000 Recepte —, sondern dabei auch das praktischste der bisher erschienenen Bücher dieser Art; letzteres insbesondere deshalb, weil es dem bürgerlichen Haushalte besondere Berücksichtigung zu Theil werden läßt und von dem Fehler frei ist, an dem die Mehrzahl der anderen Kochbücher leidet, welche eine Masse Recepte enthalten, von denen aber nur der kleinste Theil mit Erfolg benutzt werden kann. Dabei ist die Art der Darstellung ebenso anregend, als unterhaltend und belehrend. Wir können den Ehemännern nur rathen, sich durch den Preis des Buchs — die zwölf Lieferungen kosten zusammen 14 ℳ 40 ₰ — nicht abhalten zu lassen, dasselbe unter den Weihnachtstisch ihrer Hausfrauen zu legen: der Genuß, den ihnen in Zukunft das nach demselben zubereitete Mittagsmahl gewähren wird, wird das kleine Opfer bald aufgewogen haben. — Der Königstochter Brautfahrt. Ein Gedicht in zwölf Romanzen von A. Munch. Im Versmaß des Originals übersetzt von Emil Jonas. Mit Illustrationen von Lorenz Frölich. (Verlag von S. Schottlaender in Breslau.) Preis brosch. 10 ℳ. Dieser der Großherzogin von Sachsen-Weimar gewidmete Gedichtcyklus behandelt in, den älteren Heldengedichten nicht immer eigener, hochpoetischer Darstellung die Schilderung der Reise, die nach der nordischen Chronik eine Gesandtschaft des Königs Alphons von Castilien im 13. Jahrthunderte nach Norwegen unternommen hat, um für einen seiner vier Brüder die Hand der Prinzessin Christine, der schönen Tochter des Königs Hakon, sich zu erbitten. Der jüngste der vier Königsbrüder hatte sich der Reise, ohne seinen Namen und Stand zu verrathen, angeschlossen, und ihm gelang es, als einfacher Troubadour die Neigung der vielumworbenen Prinzessin zu gewinnen. Die Uebertragung des Romanzencyklus in die deutsche Sprache zeugt von Neuem für das bezügliche Talent des Uebersetzers der Gedichte des Königs Oscar von Schweden; an guter Ausstattung und kunstvoller Illustration hat es die Verlagsbuchhandlung bei Herausgabe des Werkes nicht fehlen lassen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandspesen) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 103. Sonntag, den 25. December. 1881.

Inhalt: Ueber Christus-Oratorien, von G. Portig. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikalischer Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen (Die Albrechtsburg zu Meißen. Beiträge zur Geschichte des Klosters und der Stadt Riesa, von Felix Mühlmann. Vom Kremi zur Alhambra, von Max Norden. Fürst Alexander Nicolajewitsch Galitzin und seine Zeit. Das Leben David Livingstone's, von W. G. Blackie. Rechtswissenschaft und Verwaltung).

Ueber Christus-Oratorien.

Von **G. Portig.**

Der Reichthum an biblischen Stoffen und Personen ist von keiner Kunst so sehr ergriffen und ausgeprägt worden, wie von der Malerei; nicht blos die Bilder Christi und der Maria, sondern auch die Darstellungen der wichtigsten biblischen Vorgänge sind durch Farben fast in das Unendliche vervielfältigt worden. Auf den Höhen ihrer Entwicklung wollte die Malerei selbstverständlich nicht blos die Züge, sondern auch den geistigen Gehalt der heiligen Personen wiedergeben; nicht blos den äußeren Vorgang, sondern auch die Motive und Wirkungen einer Handlung, die Seelenstimmungen von Personen oder ganzen Gruppen schildern. Ihrer Natur nach aber konnte die Malerei immer nur entweder einen ganz bestimmten Augenblick einer Handlung oder eine Persönlichkeit in einer ganz besonderen Lage oder endlich auch den Kern einer solchen Persönlichkeit rein porträtmäßig zur Geltung bringen. So blieb es ihre Aufgabe, die Religion nach der Seite ihrer geschichtlichen Entwicklung zu veranschaulichen, die religiösen Ideen in der Form bestimmter geschichtlicher Thatsachen und Vorgänge zu charakterisiren, wobei sie nicht selten das Gebiet des Symbolischen und Allegorischen betreten mußte. Ueberwiegend vermochte sie doch eben nur die äußere Seite von Menschen und Handlungen mit ihren Mitteln wiederzugeben; die innenfällige und bleibende Anschaulichkeit gelang ihr auf Kosten der inneren Unendlichkeit. Daher bedurfte sie einer anderen Kunst als ihrer nothwendigen Ergänzung, einer Kunst, welche vermöge ihrer Mittel specifisch geeignet war, die Gefühlswelt als die Urheimath der Religion, die seelischen Zustände, die Herzensgeschichte der Personen der Heilsgeschichte laut werden zu lassen. Nur die Musik vermochte die Innerlichkeit des unerschöpflichen Gemüths zu erschließen und die Sprache höherer Wesen zur Ahnung zu bringen. Freilich erforderte die Lösung dieser Aufgabe von Seiten eines Componisten ein ungleich zarteres reicheres Glaubensleben als die einem Maler zugänglichen Vorwürfe; darum hat sich auch die Musik an die Schilderung der höchsten biblischen Probleme entweder viel weniger gewagt als die Malerei, oder sie ist viel weiter hinter ihrem Ideal zurückgeblieben als jene. Wir müssen es z. B. als eine verfehlte Idee bezeichnen, die Schöpfung oder das Weltgericht musikalisch darstellen zu wollen; beidemal steht das Grandiose und Unaussprechliche des Stoffes in solchem Mißverhältniß zu dem Können der Componisten und zu den Mitteln der Musik, daß das Erhabene hypernaiv oder fast komisch wird. Wenn aber die Malerei unzählige Male versucht hat, nach einem in seinen Grundzügen unzweifelhaft richtigen Typus das Bild Christi zu entwerfen; wenn sie in Raphael wenigstens das Ideal des Christkindes erreichte, so entsteht die hochinteressante Frage: existirt ein Musikwerk, welches das Leben Christi in Tönen relativ mustergiltig ausdrückte, ein Werk, welches die innere Seite dieses Lebens, den mit Worten nicht zu beschreibenden Reichthum der seelischen Vorgänge in Christus schilderte. Das ganze Leben Christi in Tönen umspannen zu wollen, wäre zu ein riesenhaftes Unternehmen; daher ist es begreiflich, wie man während der Geschichte der Musik sich nur zweimal an dasselbe gewagt hat: Händel's „Messias" und Liszt's „Christus" sind Versuche, diese unvergleichlich großartige Aufgabe zu lösen. Sowie die Musik überhaupt in ihrer heutigen Bedeutung wesentlich eine Schöpfung der protestantischen oder doch vom Geist des Protestantismus bewegten neueren Culturepoche ist, so sind es auch Evangelische mit ihrem mehr innerlichen und tieferen Glaubensleben gewesen, welche das heutige Oratorium schufen und zuerst die wichtigsten biblischen Vorgänge episch-lyrisch-dramatisch zu charakterisiren unternahmen. Freilich weder die specifisch-lutherische oder reformirte, noch weniger die specifisch-römische Confession sind im Stande, eine vollendete Christusgestalt in Tönen hervorzubringen: solches vermag nur das zwar in jeder Confession mögliche, aber doch über die Besonderheiten derselben erhabene echt evangelische Christenthum. Wir unsererseits finden ein solches in der That ausgeprägt in Händel's „Messias". Zwar erreicht auch er nicht das uns vorschwebende Ideal; wol aber ist er in seiner Art das Vollendetste, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Eine Reihe von gleich meisterhaften Tongemälden entrollt in drei Theilen die ganze Lebensfülle des gewaltigen, des geschichtlichen und des erhöhten Christus. Einzelne Stimmen erzählen einer gewissermaßen idealen Gemeinde den ganzen, einst vorborgenen, dann öffentlichen Lebensgang und das Wirken des Messias. Die thatsächlichen Vorgänge treten als solche nicht heraus, sondern werden nur zum Anlaß genommen, die innere Bedeutung derselben auslängen zu lassen; der erzählenden Schilderung antwortet die Gemeinde, bald als vollstimmiger Chor, bald als Quartett, bald durch einzelne Stimmen. Sowie der Messias der Mittelpunkt der ganzen Menschheit ist, so sind auch in Händel's Tonwerk die Chöre gewissermaßen die Repräsentanten der ganzen Menschheit, welche sich aneignend, lobend und dankend bekennt zu den von einzelnen Stimmen erzählten Thatsachen der Heilsgeschichte. Das objective und das subjective Moment halten sich in Händel's „Messias" die Wage; nicht den speculativen, sondern den ideal-menschlichen Gehalt des Christenthums will diese Musik ausdrücken. Sie ist weder specifisch episch, noch lyrisch, noch dramatisch, sondern jede von diesen drei Ausdrucksweisen tritt mustergiltig an ihrem Orte heraus, so daß in der That ein auf dem Gebiete der religiösen Vocalmusik vollendetes Gesammtbild entsteht.

Wir geben nun gern zu, daß zu Händel's Zeiten eine höhere Leistung der Musik nicht möglich war; seitdem aber die reine Instrumentalmusik in Beethoven's Symphonien eine damals ungeahnte Höhe erreicht hat, stehen beide Arten der Musik einander ebenbürtig da. Wir begnügen uns nicht mehr damit, das Leben Christi überwiegend episch erzählen zu hören und den lyrischen Ergüssen zu folgen, mit welchen das gläubige Subject oder die Gemeinde einzelne Scenen aus diesem Leben begleitet; sondern wir verlangen, daß zu den von der Vocalmusik erzählten und beschriebenen äußeren Vorgängen Bilder hinzutreten, in welchen die Instrumentalmusik selbständig die mit diesen äußeren Vorgängen verbundene Seelengeschichte schildert. Die Vocalmusik kann niemals, wenn sie nicht opernhaft langweilig werden will, Scenen wie den Gebetskampf in Gethsemane oder die Einsetzung des Abendmahles oder die Kreuzigung in ihrer ganzen welterschütternden Tragik ausdrücken; hier handelt es sich um Vorgänge, deren Tiefen nur der Instrumentalmusik erreichbar sind. Der Umstand, daß auf solche Weise das Oratorium „Christus“ eine zu große Ausdehnung erhalten würde, kann uns nicht hindern, diese Forderung aufrecht zu erhalten; so gut wie man Wagner's „Ring des Nibelungen“ auf mehrere Abende vertheilt hat, ließen sich auch die einzelnen Theile eines solchen Oratoriums getrennt von einander aufführen. Jedenfalls ist die reine Instrumentalmusik allein befähigt, uns Geheimnisse zu deuten, welche der bloßen Vocalmusik unzugänglich bleiben; nur die erstere holt aus dem unergründlichen Schacht des menschlichen Gefühlslebens Tongefüge herauf, welche die innere Unendlichkeit und Gottverwandtschaft des Menschengeistes ahnen lassen, wie nichts Anderes. Die Vocalmusik hat allerdings den süßen Reiz und die himmlische Klarheit der Melodie, die Bestimmtheit des gesungenen Wortes voraus; aber die Instrumentalmusik verfügt über ungleich mehr rhythmische Formen, über eine Vielheit von Klangfarben, welche ein Symbol des „Unaussprechlichen“ im Seelenleben sind. Sie steigt hinab in den nur dem Auge der Gottheit durchdringlichen Urbronnen des Menschenwesens, wo Vernunft und Phantasie, Gefühl und Wille noch ungeschieden bei einander sind. Während die Vocalmusik überwiegend rein persönliche Stimmungen, Gefühle und Lagen schildert, so schlägt in der Instrumentalmusik die allerinnerlichste Subjectivität um zum allgemein-menschlichen Ideenausdruck. Wenn ferner auf sittlichem Gebiete Freiheit und Nothwendigkeit auf Erden niemals einander vollständig durchdringen und decken, so vermag doch die Instrumentalmusik dieses Räthsel aller Räthsel wenigstens vorbildlich zu lösen: strenge Folgerichtigkeit der thematischen Entwicklung in Einheit mit unbegrenzter Freiheit der Bewegung ist nur ihr möglich. Ist sie doch die bloßgelegte Seele aller Künste überhaupt, sinnlich und unsinnlich zugleich; verschmäht sie doch jeden gegebenen Stoff und schöpft vielmehr allein aus den Urtiefen alles geistigen Lebens. Sie drückt das Unsagbare in Formenverhältnissen der reinsten Idealität aus. Mag sein, daß letztere etwas Geisterhaftes hat; jedenfalls besitzen wir kein geeigneteres Mittel, um das verborgene Seelenleben Christi auch nur annähernd uns zu vergegenwärtigen. Die von uns der Musik gestellte Aufgabe ist allerdings so riesengroß, daß mindestens ein Genius von den Dimensionen eines Beethoven dazu gehören würde, um sie zu lösen; dieser müßte obendrein ein Luther an Glaubensfülle sein, und es leuchtet daher ein, wie vielleicht niemals eine solche Leistung durchführbar sein wird.

Fragen wir uns nun, was die bisherige Geschichte der Musik für die musikalische Behandlung des Lebens Jesu geleistet hat, so finden wir, daß der an dramatischen und lyrischen Momenten reichste Abschnitt desselben vorzugsweise in Töne gesetzt ist: wir meinen die Leidensgeschichte. Nachdem Schütz in seinen Passionen einen beachtenswerthen Anfang gemacht, hat J. S. Bach in seiner „Matthäuspassion“ wol das Höchste geleistet, was auf dem Gebiete der religiösen Vocalmusik dieser Art möglich ist. Dieses Werk enthält eine wunderbare Vereinigung von epischer Erzählung der Leidensgeschichte, lyrischen Ergüssen der Gemeinde oder des gläubigen Subjects, und dramatisch-bewegten Chören. Die Zionsgemeinde, welche in Chören, Arien und Chorälen ihre Theilnahme an der fortschreitenden Handlung bekundet, steht hier gewissermaßen am Charfreitag im Geist unter dem Kreuze ihres Erlösers, um das größte Drama der Weltgeschichte persönlich mit zu durchleben. Unleugbar aber schildert Bach in seiner Passionsmusik viel mehr die Gefühle der Gemeinde über das Leiden und den Tod Christi als die inneren Vorgänge der Leidensgeschichte im Erlöser selbst. Wol legt der Componist in die recitativisch gehaltenen Worte des Herrn möglichst viel Gehalt hinein, aber diese wenigen Töne genügen doch auch nicht im Entferntesten, um das zu erschöpfen, was in dieser Welttragödie die Hauptsache ist. Außerdem empfinden wir es als einen Mangel, daß nur nach einem Evangelisten die Passion componirt ist; war der Grundgedanke der alten Evangelienharmonien irgendwo berechtigt, so hier. So überflüssig es wäre, in unmittelbarer Nachahmung derselben dem musikalischen Texte eine absolute Vollständigkeit zu geben, so nöthig erscheint es uns doch, die wichtigsten und schönsten Stellen der heiligen Schrift hier in organischer Reihenfolge zum herrlichen Ganzen zu verbinden. Soll das lyrische Element neben dem epischen und dem dramatischen zur gehörigen Geltung kommen, so ist auch unumgänglich erforderlich, die neutestamentlichen Vorgänge einzurahmen durch die entsprechenden alttestamentlichen Stellen, deren poetisch-religiöser Werth unvergleichlich ist und deren tiefster Sinn eben nur im neutestamentlichen Zusammenhange enthüllt wird. Jedenfalls aber haben wir Ursache, der protestantischen Kirche Glück zu wünschen, daß einer ihrer Söhne eine so herrliche Leistung wie die Matthäuspassion hervorbringen konnte.

Haydn's „Worte des Erlösers am Kreuz“ oder gar Graun's „Tod Jesu“ halten keinen Vergleich mit Bach's Schöpfung aus. Das erstere enthehrt als ein rein lyrisches Oratorium der Kraft und Begeisterung; die Worte werden theils von einzelnen Stimmen, theils von Chören für die zuhörende Gemeinde gesungen, doch so, daß nicht die dramatische Handlung an sich, sondern die Empfindungen der Gemeinde beim Todesleiden Jesu den Hauptinhalt bilden. Die Mehrzahl der Worte wird in einfach erzählender Weise in der Form des Chorals wiedergegeben. Leider wird auf diese Art das richtige Verhältniß geradezu umgekehrt und die Nebensache zur Hauptsache gemacht. Zuerst muß doch der Vorgang der Kreuzigung in seiner ganzen dramatischen Vollgewalt sich selbst aussprechen, ehe die Zuschauer ihre wohlfeilen Klagen und Betrachtungen daran knüpfen können. Geradezu widerwärtig aber ist uns der „Tod Jesu“ von Graun. Dieses halb lüsterne halb lederne, jedenfalls ungemein schwächliche Ausmalen der Leiden Christi durch volltönende Phrasen ist eine förmliche Entweihung des Seelenkampfes Christi. Was der Barockstil mit seinen Tollheiten und Mißgeburten auf dem Gebiete der Baukunst ist, das ist der „Tod Jesu“ von Graun innerhalb der musikalisch-kirchlichen Literatur.

Leider sind wir in der Lage, ein ähnlich verwerfendes Urtheil über die hierher gehörige Leistung des Mannes aussprechen zu müssen, der wie kein Anderer befähigt war, ein Christusbild in Tönen zu schaffen. Als er noch nicht begriff, mit welchen Mitteln diese Riesenaufgabe allein gelöst werden kann, da componirte er einen entsetzlich lahmen Text; als er aber die Erkenntniß von der immensen Schwierigkeit und zugleich die höchste Kraft seines Producirens besaß, da bebte er davor zurück, seine Lieblingsidee auszuführen, d. h. den „Triumph des Kreuzes“ zu componiren. Dieser Mann war Beethoven, welcher uns einen „Christus am Oelberg“ hinterlassen hat. Von der genialen Selbständigkeit und Freiheit, mit welcher der Meister späterhin seine „Große Messe“

schuf, ist hier noch keine Rede; er behandelt seinen Stoff wie die meisten katholischen Kirchencomponisten der damaligen Zeit als eine hergebrachte, nicht unbanalkare Stylübung. Während Beethoven die „Große Messe" mit seinem Herzblut geschrieben, so verräth hier nichts die specifische Größe seines Genius, es sei denn die Wahl des Stoffes. Freilich ist der unglückselige Text, welchen Beethoven bearbeiten mußte, die denkbar schlechteste trockenste Dogmatisirung und Verwässerung der psychologisch so riesengroßen Situation. Immerhin bleibt es unbegreiflich, daß gerade Beethoven auch nicht ein einziges Mal einen Anlauf nahm, den Seelenkampf Christi in Gethsemane durch das Orchester zu schildern, es sei denn, daß man die Einleitung des ganzen Tonwerkes hierauf speciell beziehen möchte. Ein anderer Fehler, dessen Schuld lediglich Beethoven trifft, besteht darin, daß die Partie des Christus für eine Tenorstimme gesetzt wurde. Verlangt schon überhaupt das christliche Gefühl für einen Christus in Tönen die Baritonlage, so gewinnt ganz besonders der Kampf in Gethsemane etwas Weichlich-Sentimentales, wenn diese erschütternden Worte von einem lyrischen Tenor gesungen werden. Anfangs in Recitativen, nachher in Arienform trägt nun Christus seinem himmlischen Vater die Schilderung seiner bevorstehenden Leiden vor, welche aber so hölzern und nüchtern und andererseits so theatralisch-pathetisch ausfällt, daß der Hörer unmöglich in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Hat doch dieser Christus „die Stunde seiner Leiden schon erkoren, noch ehe die Welt auf Jehova's Geheiß dem Chaos sich entwand". Dem Ruse des Seraphs folgend entschließt er sich, die menschliche Schuld zu büßen; aber fast in einem Athem declamirt er, wie er dieses Leiden als selbstverständlich auf sich nimmt und doch furchtbar davor zittert. Mit echt rationalistischer Breite und Selbstgefälligkeit wird die Seelenangst Christi ausgemalt; die grandiosen Worte „Mein Vater, ist es möglich" ꝛc. erklingen mehr in einer opernhaft süßlichen Manier als mit der überzeugenden Gewalt wahrhaft innerlichen Seelenschmerzes. Nachdem Christus geendet, läßt ein Seraph fromme Betrachtungen in bombastischem Phrasengeklingel ertönen, und fordert dann in einer Arie die Menschen zum Preise der erlösenden Liebe auf. Abgesehen davon, daß Beethoven von diesem Seraph einen unerhörten Stimmumfang verlangt, verletzt ganz besonders die Schwulst, mit welcher erst der Seraph allein, dann ein Chor von Engeln über die Stellung der Seligen und der Verdammten dogmatisiren. Geradezu kläglich aber ist die nunmehr folgende Frage Christi an den Seraph, ob sein ewiger Vater die Schrecken des Todes von ihm nehme. Als der Seraph Christo den unerschütterlichen Entschluß Jehova's verkündet, da wird das Unpassende geradezu zum Unerträglichen gesteigert, indem Christus und der Seraph ein Duett, d. h. mit gleichzeitig ertönender Stimme die Worte singen: „Groß ist die Qual, die Gottes Hand auf ihn — auf mich — ergießt" ꝛc. Diese geistreich spielende Art, wie hier der unmittelbar persönliche Ausdruck eines Zagenden und die Betrachtungen eines Andern über dessen Schmerzgefühl musikalisch verbunden werden, ist im höchsten Grade abgeschmackt.

Nunmehr tritt der Chor der römischen Krieger auf, meist ganz entsprechend dramatisch gehalten; sonderbar aber erscheint, daß die hinzukommenden Jünger von Frauenstimmen gesungen werden, um die Angst derselben so recht überzeugend zu malen. Petrus zieht sein Schwert; als ihn aber der Meister deshalb tadelt, tobt er sich in einer ingrimmigen Baßarie aus. Durchaus im Opernstil reden nun die Chöre der Krieger und der Jünger durcheinander, während gleichzeitig Christus in erhabener Ruhe seinen baldigen Triumph über die Mächte der Hölle verkündet. Endlich mengen sich auch die Engel in das Kampfgewühl und preisen in einem Schlußchor den Sieg des Gottessohnes „Welten singen Dank und Ehre dem erhabnen Gottessohn", obwol — das Leiden Christi kaum erst begonnen hat! Freilich thun sie damit nur dasselbe wie Christus, welcher kurz zuvor in imposanter Weise ausgerufen, daß nun bald der Hölle Macht besiegt sei. Diese feine Siegeszuversicht erscheint wenigstens in diesem Augenblicke ebenso theatralisch, wie der Gesang der Jünger das Klägliche fast bis zum Komischen treibt. Wol enthält die Musik dieses sogenannten Oratoriums einige Lichtblicke, aber im Großen und Ganzen ist der Charakter desselben ein overmäßiger; um sie zu componiren, brauchte Jemand nicht die Spur von persönlichem Glauben, sondern nur die hinreichende Dosis musikalischen Könnens, versetzt mit einem geringen Quantum ästhetischen Empfindens, zu besitzen. Solches Zeug aber kommt nur dann zu Stande, wenn zur Bewältigung eines so unvergleichlichen Stoffes die religiösen und die ästhetischen Voraussetzungen fehlen.

(Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Siegwart Friedmann, der jetzt sein Gastspiel an hiesiger Bühne abgeschlossen, ist zuletzt noch in drei classischen Rollen aufgetreten, in Dramen von Shakespeare, Lessing und Goethe. Seinen „Hamlet" haben wir schon früher besprochen; neu war uns sein Marinelli in „Emilia Galotti" und sein Mephistopheles im „Faust". In diesen beiden Rollen, die wie wenige verschieden aufgefaßt werden und eine ganze Farbenscala künstlerischer Varianten auf der Bühne zur Schau stellen, zeigte Hr. Friedmann wiederum, daß sein Spiel frei ist von jeder Genialitätssucht. Es scheint dies zwar nur ein negatives Lob zu sein; aber wenn man sieht, was hypergeniale Künstler alles in solche Rollen hineinzugeheimnissen suchen, wie viele zusammengelesene Noten sie oft in auffallendem Geberdenspiel und abweichenden Betonungen zu verwerthen suchen, wie ihre Rollen oft nichts sind als gespielte fremde oder eigene Commentare, so gewinnt jenes Lob ausnehmend an Gewicht, und es hat doch auch seine positive Seite; denn es liegt darin die Anerkennung einer ungezwungenen Natürlichkeit ausgesprochen, welche für lebenswahres Spiel die unerläßliche Voraussetzung ist.

Es gab eine Zeit, wo man den Marinelli spielte wie einen Machiavelli, als einen geistig überlegenen Hofmann, wie dieser ein geistig überlegener Staatsmann war. Der Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" ist beiden gemeinsam, der Jesuitismus einer gewissenlosen Praxis. Ebenso ist der in seinem Willen uneingeschränkte principe die Idealgestalt, die beiden vorschwebt; doch einem Machiavelli nur für großartige politische Bestrebungen, welche die absolutistische Macht allein durchzusetzen vermag, einem Marinelli für die Befriedigung der persönlichsten Launen seines principe, durch Bewährung eines Einflusses, welche ihm selbst Garantieen bietet für die Sicherung seiner eigenen Macht. Hierin liegt aber schon der gewaltige Unterschied: bei Machiavelli kann der Zweck das Mittel heiligen; bei einem Marinelli ist der Zweck ebenso schlecht, wie seine Mittel es sind. Diese Gestalt läßt sich durch nichts in eine höhere Sphäre heben; es war ein Fehlgriff, wenn er von früheren Darstellern als ein Ausbund geistiger Feinheit aufgefaßt wurde.

Davon ist man jetzt zurückgekommen: sowol Friedrich Haase wie Siegwart Friedmann zeigen uns Marinelli als das, was er ist, als einen servilen Lakaien. Der Servilismus ist sein A und O, seinem Fürsten es recht zu machen, das einzige Ziel seines Strebens. Er ist der treue Diener seines Herrn; aber eine solche hündische Treue ist in ihrer Uebertreibung wahrhaftig nicht schön und herzerhebend. Marinelli ist ganz einfach eine Canaille und er ist es deshalb, weil er

das Verabscheuungswürdige nicht einmal blos gleichgiltig ausführt als etwas Selbstverständliches, sondern weil er auch seine Freude daran hat. Haase spielt ihn in Maske und Wesen ganz wie einen hämischen Affen und auch Friedmann kommt dieser Auffassung nahe, obschon er das Hämische und Schamlose mehr auf einzelne Situationen beschränkt, im Ganzen ihm mehr die glatte kalte Larve giebt, wie sie einem wächsernen Herzen entspricht. Marinelli ist durchaus kein feiner Intrigant; es ist von der Schauspielkunst sehr viel überflüssige Feinheit an diese Rolle vergeudet worden; er ist ein so plumper Intrigant wie nur irgend ein italienischer Bravo, der mit einem Dolchstich die Fäden der Intrigue durchschneidet. Aber er ist impertinent; die beste Maske für ihn wäre ein sogenanntes Ohrfeigengesicht. [illegible] Friedmann's Verdienst, diese Impertinenz auch in den [illegible] dem Prinzen hervorzuheben, wo sie durch ein unterwürfiges [illegible]en verdeckt zu werden scheint. Sein letztes „eben die" [illegible] r ersten Scene mit dem Prinzen spricht Hr. Friedmann [illegible] einer Betonung, in welcher sich uns der ganze Charakter [illegible] Bravos enthüllt, der diesen psychologischen Dolchstoß [illegible] solcher Virtuosität und Schadenfreude ausführt. Kein abgeh[illegible]ter Arzt kann gegen den Jammer auf dem Schlachtfelde unem[illegible]licher sein, als Friedmann-Marinelli gegen die Verzweif[illegible]g der Mutter Claudia und die wilde Aufregung der Gräfin Orsini. Doch nicht blos gleichgiltig ist er dagegen; es freut ihn noch wie einen Menageriewärter, die wilden Thiere zu reizen, wenn sie in ihrer Ohnmacht brüllend an den Gittern des Käfigs rütteln. Dieser schamlose Hohn muß nicht mit zu greller Teufelei ausgemalt werden; es genügen die kleinen Züge, mit denen Haase und Friedmann ihn zeichnen. Marinelli darf niemals etwas sich Hervordrängendes haben; nur in der Scene mit dem Grafen Appiani muß er sich am Schluß zu einem gewissen Pathos der Erregtheit versteigen. Sonst muß er durch das Stück dahingleiten als unterwürfiger, an leises Auftreten gewöhnter Höfling; seine Diele darf gleichsam unter seinen Schritten knarren. Das etwas farblose Spiel Friedmann's mochte vielleicht befremden, doch erscheint es uns durchaus charakteristisch. Der Darsteller erntete sehr lebhaften Beifall.

Noch schwieriger ist die Rolle des Mephistopheles. Berühmte Dramaturgen wie Rötscher haben große Abhandlungen darüber geschrieben, wie eigentlich der Goethe'sche Höllenfohn zu spielen sei. Nach unserer Ansicht ist er gar nicht zu spielen, wenigstens nicht in einer Weise, welche die Goethe'sche Gestalt deckt. Solche zum Theil metaphysische Gestalten müssen im Reich der Phantasie bleiben, welche sich ja beliebige gigantische Umrisse für sie zu schaffen vermag. Nun erscheint zwar auch in der Dichtung Mephisto anfangs nur als ein fahrender Scholast; aber durch die geistige Bedeutung dessen, was er spricht, wächst er immer über diese äußere Erscheinung vor unsern geistigen Augen hinaus. Unser äußeres Auge aber haftet auf der Bühne immer an der Gestalt des Scholasten; die Schauspielkunst hat einmal in dem menschlichen Körper ihre plastische Begrenzung; es wird uns schwer, das weltbewegende Princip, das Princip der Verneinung, nur in einer so beschränkten nichtssagenden, der geistigen Bedeutung so wenig entsprechenden Gestalt zu suchen. Die Verzweiflung an der Möglichkeit, eine imponirende Größe in so mangelhafter Erscheinung zu verwirklichen, hat viele Schauspieler dahin gebracht, den Mephistopheles, indem sie die ersten großen Scenen mit ihren tiefen Gedankengängen als nothwendiges Uebel mit in den Kauf nehmen, nur als Volksteufel zu spielen und den menschgewordenen Höllenfürsten als Träger pikanter und komischer Genrebilder zu gestalten.

Wer kennt nicht den Mephisto Döring's, den amüsanten lahmen Jahrmarktsteufel mit seinem ätzenden Humor? An Cynismus ließ er nichts zu wünschen übrig; Alles an ihm roch nach infernalischem Schwefel. Und auf derselben Holzplatte mit denselben Schraffirungen werden lange Jahre hindurch die Mephistoholzschnitte auf den deutschen Bühnen geliefert. Die Höllenteufel räuspern sich und spucken à la Doering; man gab auf, was sich nicht wiedergeben ließ, die metaphysische Bedeutung, und hielt sich an das, was man mit recht derben Strichen ausmalen konnte, den cynischen Hohn, womit der Teufel Glauben, Liebe u. dergl. Gemüthsphantome äfft und die scurrilen Possenreißereien in Auerbach's Keller, in der Hexenküche, in den Scenen mit Martha.

Offenbar hatte der Altmeister diese Spottgeburt von „Dreck und Feuer" mit allzunachdrücklichem Hervorheben des ersten Elements geschaffen und den Ton zu niedrig gegriffen, nur um die Gestalt mit einer drastisch packenden Komik auszustatten. Das war kein Junker Voland; das war ein derber Fastnachtsteufel von höchst volksthümlicher Wirkung, besonders wenn er von Döring's prägnanter Genialität getragen wurde. Doch jetzt ist man von dieser Auffassung wieder zurückgekommen und mit Recht; denn sie isolirt eine Seite des Höllenfürsten auf Kosten aller übrigen und selbst dieser Schalkshumor wurde zu derb ausgetragen. Jetzt sucht man dem „Junker" wieder mehr zu seinem Rechte zu verhelfen, spielt den Mephisto als einen feinen Lebemann, dem der sarkastische Zug um die Lippen schwebt, so daß die derben lustigen Scenen als Amusements eines vornehmen Herrn erscheinen, der gelegentlich einmal über die Schnur schlägt, ohne in diesen Scherzen aufzugehen. Damit ist auch der Gestalt des Mephisto eine gewisse geistige Vornehmheit gesichert. In dieser Auffassung spielt Hr. Friedmann den Mephisto, ohne ihn anfangs gewaltthätig auf eine hypergeniale Höhe hinaufzuschrauben. Er verkündet seine Principien mit Ruhe und Schärfe — mehr läßt sich in dieser metaphysischen Disputation seiten des darstellenden Künstlers nicht thun. Sehr anziehend aber und mit liebenswürdigem Humor spielte Hr. Friedmann den mit Faust sich ins Leben stürzenden Junker Roland, der sich im übermüthigen Spiel mit Martha, den Studenten, den Hexen und Meerkatzen gefällt. Dieser Mephisto war immer bei bester Laune und hätte nur hier und dort noch die diabolische Schärfe mehr hervorkehren können. Hr. Friedmann, dessen letzte Rolle der Mephisto war, wurde durch zahlreiche Kranz- und Beifallsspenden ausgezeichnet.

Die andere Besetzung der beiden Dramen ist zum großen Theil schon besprochen. Frl. Friedhoff spielte „Emilia Galotti" und „Gretchen". Die Kritik muß zunächst constatiren, daß die Darstellerin große Fortschritte gemacht hat, ja in Bezug auf ihr Organ kaum wiederzuerkennen ist. Zu tragischer Kraft reichte dasselbe noch im vorigen Jahre nicht entfernt aus; ja man konnte Frl. Friedhoff sich kaum auf dem Kothurn denken. Alle Rollen, welche über das Sentimentale und Muntere hinausgingen, schienen ihr gänzlich versagt. Daß sich das Organ, abgesehen von körperlichen Einflüssen, gegen welche der Wille nicht ankämpfen kann, erziehen und bilden läßt, ja zu einer unvermutheten Kraftentwickelung fähig wird: das bewiesen wiederum die Fortschritte des Frl. Friedhoff. Emilia Galotti ist zwar keine hochtragische Rolle; es fehlt ihr der Sturm großer Leidenschaften, mächtiger Willensregungen; aber sie hat doch Ausbrüche des Affectes, welche ein kräftiges Sprachorgan verlangen; Frl. Friedhoff wurde diesen Ausbrüchen vollkommen gerecht. Ihre „Emilia Galotti" ist jedenfalls eine anerkennenswerthe Leistung. Es wäre falsch, diese Lessing'sche Heldin sentimental zu spielen; Emilia ist eher ein munteres Mädchen voll Lebensluft und Sinnlichkeit; darum fühlt sie auch die Gefahr, welche die Liebe des Prinzen ihr droht und sie hat den Heldenmuth, durch den Tod sich ihr entziehen zu wollen. Wenn auch nicht so glänzend und genial wie Frau Ellmenreich, so brachte doch auch Frl. Friedhoff den wollüstigen Zauber zur Anschauung, der in der Nähe des Prinzen ihre Seele fesselt. Ihr „Gretchen" hatte in der Schlußscene tragische Kraft, und war nicht ohne erschütternde Wahrheit in

den Monologen, in denen ihr innerer Kampf sich ausspricht. Die Anfangsscenen spielte sie recht ansprechend, aber es war nicht ganz die köstliche Naivetät des Goethe'schen Gretchens; es war ein empfindsamer Zug in ihrer Darstellung; das kleinbürgerlich Harmlose der Gestalt trat nicht mit so süßverschwiegenem Reiz hervor wie in der Dichtung; es war nicht die Knospe, sondern die bereits vollerschlossene Blume.

Den Prinzen in „Emilia Galotti" spielte Hr. Ottbert. Die Rolle ist deshalb so schwierig, weil sie durchaus ein verführerisches Wesen zur Voraussetzung hat. Was der Prinz thut und spricht, gewinnt wenig unsere Sympathie; wir sehen nur, daß er unter dem Banne einer Leidenschaft handelt, deren er nicht Herr werden kann; doch nicht blos in dieser Leidenschaft, in seiner ganzen Persönlichkeit muß ein Zauber liegen, der selbst jungfräuliche, ehe Naturen wie Emilia dämonisch fesselt. Solche Prinzen giebt's mehr im Märchen als auf der Bühne — und die Phantasie der Zuschauer muß schon so gutmüthig sein, eine kleine Anleihe bei sich zu verstatten. Wir wollen Hrn. Ottbert, der eine durchaus elegante Erscheinung hat, wie wir schon oft hervorhoben, mit diesen Bemerkungen in keiner Weise zu nahe treten; nur meinen wir, daß er die Rolle später besser spielen wird, als diesmal, wenn er sich mehr in sie hineingelebt hat. Er erschien uns nicht ganz sicher im Text; die Ausbrüche des Gefühls aber spielte er mit vieler Wärme.

Rudolf von Gottschall.

Musikalischer Bericht aus Dresden.

Gestern, Dienstag den 20. December, hatten wir die Freude, Lili Lehmann, die schon am Sonntag mit der Königin in den Hugenotten ein neues Gastspiel bei uns begonnen, als Carmen in Bizet's gleichnamiger Oper auftreten zu sehen. Die Vielseitigkeit der Künstlerin konnte nicht glänzender in die Erscheinung treten, als durch diese neue Leistung geschehen. Die ausgelassen muntere, naive Frau Fluth, die stolze und dabei so fein kokette Königin von Navarra, das schmachtende süße Geschöpf, von dessen Blicken der Trovatore lebt, die leidenschaftlich liebende und doch so aristokratisch empfindende Isabella im Robert, hatte sich in das dämonisch-wilde und verführerische Naturkind des Südens, in die halb zigeunerhafte, halb spanische Carmen, deren Gesellschaft Cigarrenarbeiterinnen, Soldaten, Schmuggler, Banditen und Stierkämpfer sind, verwandelt. Die Gestalt der Carmen, welcher viel von der Atmosphäre, in der sie sich bewegt, von den Nebeln der Gasse und dem Dunst der Kneipe anhaftet, wird überhaupt nur wahrscheinlich, verständlich und erträglich, wenn sie in der oben geschilderten Weise und dabei mit der, alles erklärenden und mit allem versöhnenden großartigen Unbefangenheit und Naivetät gegeben wird, die Fräulein Lehmann in Spiel und Gesang (welcher letztere, auch rein musikalisch betrachtet, eine Musterleistung war) in dieser Partie entwickelte. Daß der Künstlerin unter solchen Verhältnissen der ihr hier stets zu Theil gewordene enthusiastische Beifall nicht mangelte, bedarf kaum der Erwähnung. Dem verlockenden Zauber ihrer Erscheinung und ihrer Sirenentriller war aber auch noch ein Größeres gelungen: die seit dem erschütternden Brande des Wiener Ringtheaters aus wohlgrverstehenden Gründen kaum mehr halbgefüllten Räume unseres königl. Opernhauses zeigten sich zum ersten Mal wieder bis auf den letzten Platz gefüllt. Referent hatte gerade wenige Tage vorher den Fidelio besucht, der, trotz musterhafter Aufführung und mit trefflicher Darstellung der Titelrolle durch Frl. Malten, eine bedenkliche Oede in den Parquetträumen und einen völlig leeren ersten Rang zeigte. Gestern bildeten die Equipagen und Wagen eine unabsehbare Queue und die Damen gaben, um mit Goethe zu sprechen, „sich und ihren Putz zum Besten".

Und doch, wie verschieden war der Eindruck, mit welchem man, am Schluß der Vorstellung, das im Fidelio leere und das gestern so überfüllte Haus verließ! Am vergangenen Donnerstag hatte einer der größten und edelsten Geister aller Zeiten in Tönen zu uns gesprochen und uns über alle Wirrsale des Lebens, ja selbst über das niederdrückende furchtbare Unglück in Wien emporgehoben, so daß man, trotz des letzteren, wieder mit Leonore-Floresian aus überzeugtem Herzen in die Worte einstimmen durfte: „Ja, es giebt eine Vorsehung!" — Gestern dagegen hatte uns weder die glänzende Aufführung des Werkes unter Schuch's temperamentvoller trefflicher Direction, noch die theilweise höchst originelle und piquante Musik Bizet's, die da, wo sie ihr Vorzüglichstes leistet, eines besseren Gegenstandes würdig wäre, noch endlich eine Lili Lehmann, obgleich sie ihre Partie so weit steigerte und idealisirte, als dies für die Rolle der Carmen überhaupt möglich, die Widerwärtigkeit des Stoffes vergessen machen können. An die Stelle der gehobenen und glücklichen Empfindung, die Fidelio hinterlassen, trat daher diesmal ein Gefühl des Mißbehagens und des Unbefriedigtseins, das sich auch dem gesunden Sinne des Publicums mitgetheilt hatte, das nach dem widerlichen und gewaltsamen und jede Versöhnung oder dramatischen Ausgleich vernichtenden Schluß der Oper sich zu keinem rechten Beifall mehr aufzuraffen vermochte. — Alexander Dumas, Prosper Mérimée, Jacques Offenbach, Ambroise Thomas und Bizet, sowie das bekannte „Divorçons" des bürgerlichen Dramas bekreten die musischen Künste unter dem zweiten napoleonischen Kaiserreiche. Können wir uns wundern, daß ein Regime endlich zusammenbrechen und zu Grunde gehen mußte, das, an die Stelle der stolz sich abwendenden Musen, Camelienbamen, Grisetten, Heldinnen des café chantant und jene ganze bohème in den Kunsttempel eingeführt hatte, die sich nur am Spieltisch oder in der Geistesatmosphäre des Cancan zu freuen vermag?

Am 9. December fand ein großes Concert zum Besten des hier noch nicht lange bestehenden Asyls für obdachlose Männer statt. Der darin auftretenden Violinvirtuosin, Frl. Babette Lobach, fehlt es zwar nicht an einer gewissen Geläufigkeit und in einfacheren Sachen auch nicht an einem weichen und elegischen Ton, namentlich im cantabile; dagegen geht ihrem Spiel und ihrer Technik jene kräftige, markige Strich und Ton völlig ab, den ein Geigenvortrag auf die Länge unabweislich fordert, wenn er nicht wie ein musikalisches Gewinsel wirken soll. Ein Markiren der guten Tacttheile fehlte gänzlich, die Reinheit des Tones ließ, namentlich in der Höhe, viel zu wünschen übrig und wirklich schwierige Stellen klangen mehr wie über die Saiten gewischt, als wie gespielt. Daß Frl. Lobach unter solchen Verhältnissen nicht zu Max Bruch's schönem G-moll-Concert ausreichte, begreift man; dagegen gelang ihr das Stück von Vieuxtemps besser. — Die Clavierpartie war glänzend vertreten durch Hrn. Franz Rummel aus Neuyork, dessen tadellosen, ebenso brillantes als delicates Spiel und stahlharte Ausdauer mich lebhaft an Thalberg erinnerte. Rummel ist jedenfalls der beste Spieler, der in der diesjährigen Saison bis jetzt in Dresden aufgetreten ist. Die Concertsängerin Frl. Marie Schmidtlein hat ein schönes sonores Organ in Mezzo-Sopranumfang, doch wollten uns ihre Vorträge mehr eingelernt als empfunden oder von innen kommend erscheinen; in keiner Beziehung stand sie auf der Höhe des Verständnisses der Arie aus Gluck's Alceste: „Ihr Götter ewiger Nacht". Das Mannsfeldt'sche Orchester bewährte auch diesmal wieder seine Tüchtigkeit, die namentlich in Liszt's Clavierconcert in Es-dur ihre Probe zu bestehen hatte.

Der 14. December brachte uns die erste Chorsoirée des königl. Conservatoriums, deren Programm in seinem ersten kirchlichen Theile die Motetten „Fürchte dich nicht" von Sebastian Bach und „Lieber Herr Gott" von seinem

Onkel Christoph Bach, zwei alte italienische Stücke von Perti und Balotti und eine altehräische Melodie, fünfstimmig gesetzt von Emil Naumann, enthielt. Der zweite Theil erfreute durch weltliche Gesänge, darunter besonders die altdeutschen Lieder „Hans und Grete“ von Eccard und „Jungfrau dein schön Gestalt“ von Leo Hasler, drei vierstimmig gesetzte deutsche Volkslieder von Brahms, „Waldlieder“ von Franz Wüllner und „Talismane“ doppelchörig gesetzt von Robert Schumann. Selbstverständlich waren alle genannten Tonstücke a capella-Vorträge, da Wüllner seinen Chor hauptsächlich für solche gegründet und herangezogen hat. Wir gehen nur der Wahrheit die Ehre, wenn wir sagen, daß der Conservatoriumschor auf dem von seinem Dirigenten gewählten Felde zu ganz vortrefflichen und in ihrer Art so classischen Leistungen emporgestiegen ist, daß wir in Deutschland höchstens noch vier dem a capella-Gesang gewidmete Chöre zu nennen wüßten (nämlich die Kirchenchöre von München, Regensburg, Brühl bei Köln, sowie den königl. Domchor in Berlin), die es ihm gleichthun. Wüllner hat durch Begründung dieses Chores Dresden um einen ganzen Kunstzweig (namentlich für den Concertsaal) bereichert und dies ist ihm in der kurzen Zeit von noch nicht ganz vier Jahren gelungen. Es freut mich um so mehr, berichten zu dürfen, daß den nach dieser Seite gerichteten Bestrebungen des ausgezeichneten Chordirigenten nicht nur unser kunstverständiges Publicum, sondern auch der königl. Hof eine warme Theilnahme entgegenbringen. Für jeden Kenner würde es genügend gewesen sein, die gewaltige und schwierige doppelchörige Motette Bach's „Fürchte dich nicht“ gehört zu haben, um zu wissen, daß er es hier mit Leistungen ersten Ranges zu thun hatte.

Das dritte Sinfonieconcert der königl. Kapelle (Freitag, den 16. December) begann mit Rheinberger's Ouverture zur „bezähmten Widerspenstigen“. Shakespeare's Widerspenstige soll durch das erste in zänkischem Ton gehaltene Zugenthema des Streichorchesters geschildert werden. Der Mittelsatz ist bei weitem reizvoller, giebt aber auch nicht so viel her, als der Componist aus ihm hervorspinnen möchte. Wozu — fragen wir endlich — die Massenwirkung des von der Tuba unterstützten Posaunenchors, wenn man einen geistreichen dramatischen Scherz, wie ihn uns Shakespeare geboten, musikalisch illustriren wollte? Man glaubt bei Rheinberger's heroischen Anläufen, daß es sich um einen, in Lapidarschrift verkündeten Triumph Alexander's des Großen über Darius handele, während ja doch nur von der Bezähmung eines allerliebsten aber leidenschaftlichen weiblichen Backfisches die Rede ist. Ich dächte, es sollte nicht unmöglich sein, das Leichte und Graciöse auch in Tönen leicht und graciös wiederzugeben; wenigstens haben dies Boieldieu, Mozart, Méhul und, in seiner Preciosa, auch Karl Maria von Weber verstanden. Hieße Rheinberger's Ouverture einfach „Concertouverture“, so wäre das entschieden besser für sie, denn als Musikstück ist sie nicht ohne Interesse und dabei tüchtig, brav und rund in der Factur und Instrumentirung. — Eine hier noch nicht gehörte B-dur-Sinfonie von Mozart (Nr. 33 der neuen Gesammtausgabe von Breitkopf & Härtel) erregte, obwol sie sich als Jugendwerk kenntlich macht, durch den süßen Reiz ihrer Melodien, ihre zierliche Rhythmik (der letzte Satz auch durch die graciöse Durchführung seiner leichtbeflügelten Motive, die an Goethe's „gute junge Frühlingsgötter“ mahnen) lebhafte Antheilnahme und war von Hofkapellmeister Schuch mit größter Sorgsamkeit und Delicatesse einstudirt. Die gewaltige und mit großen dramatischen Wirkungen erfüllte Ouverture zur Oper „Agrippina“ von Händel, aus der, obwol wir Händel hier nicht auf seinem eigentlichen Gebiete, dem Oratorium, begegnen, doch überall die Klaue des Löwen hervorschaut, folgte auf Mozart. Ihr reihte sich Robert Schumann's poesievolle Es-dur-Sinfonie an (von meinen Landsleuten, den Rheinländern, weil in Düsseldorf geschrieben, auch die „rheinische Sinfonie“ genannt), auf der noch der Segen der drei Großmeister der ganzen Gattung', eines Haydn, Mozart und Beethoven, ruht, in deren Gefolge Schumann mit Franz Schubert, Spohr, Mendelssohn und Gade würdig einherschreitet und darum eben nicht blos Nachahmer ist, sondern die ihm geworbene große Ueberlieferung im Geiste seiner Zeit umbildet. Unter den Lebenden dürfte sich schwerlich Jemand finden, der Schumann's Es-dur-Sinfonie ein ähnlich bedeutendes Werk an die Seite zu stellen vermöchte. Den Schluß des Abends machte Beethoven's große Leonoren-Ouverture, deren brillante Vorführung zugleich als Vorfeier des Geburtstages ihres unsterblichen Schöpfers galt.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

*** Die Albrechtsburg zu Meißen. Verlag von Fr. Koebke in Dresden. — Nachdem die Erneuerung und künstlerische Ausschmückung der Albrechtsburg im Wesentlichen vollendet worden ist, wie dies die anläßlich der fünfzigjährigen Jubelfeier der Verfassung Sachsens auf dem Burghofe angebrachte Gedenktafel bezeugt, hat der Hofphotograph Koebke in Dresden mit Genehmigung des Finanzministeriums und im Einverständniß mit den betheiligten Künstlern sämmtliche Wandmalereien in der Burg sowie die interessanteren Interieurs und die Außenarchitektur photographisch aufgenommen und veröffentlicht. Dieses Werk liegt nun in 53 Aufnahmen auf 24 Tafeln vor uns und wir bringen dasselbe mit großem Vergnügen als eine in hohem Maße gelungene Leistung zur Anzeige. Trotz der außergewöhnlichen Schwierigkeiten, welche die Architektur und die Beleuchtungsverhältnisse dem Photographen entgegenstellten, hat er eine Folge von Blättern geliefert, die sich an Weichheit, Klarheit und Tiefe des Tones den besten Publicationen der Gegenwart zur Seite stellen. Was die aufgenommenen Gegenstände betrifft, so ist bekannt, daß den wesentlichsten Schmuck des Schlosses eine Reihe von Wandgemälden unserer ersten Meister bildet, in denen die wichtigsten Momente der Geschichte des Königlichen Hauses sowie der Burg selbst, der älteren wie der gegenwärtigen, dargestellt sind. Anton Dietrich hat in drei großen Bildern die Gründung des alten Markgrafencastells durch König Heinrich I., die Vertheidigung desselben mit Hilfe der Frauen von Meißen, den Einzug Konrad's des Großen geschildert und in 16 überlebensgroßen Figuren die alten Wettinischen Burgherren mit ihren Gemahlinnen von Otto dem Reichen bis auf Friedrich den Sanftmüthigen, den Vater der Erbauer des jetzigen Schlosses, vorgeführt; Erwin Oehme in drei Gemälden die Geschichte des Prinzenraubes, Alfred Diethe die Belehnung der Prinzen Ernst und Albrecht durch ihren Oheim Kaiser Friedrich III. sowie den ersten Turnierfieg des Letzteren im Schloßhofe zu Pirna dargestellt; Heinrich Hofmann das Idyll der Verlobung des erst siebzehnjährigen Prinzen Albrecht mit der Prinzessin Zedena gemalt. Neun Gemälde von Julius Scholz sodann haben die Kriegsthaten dieses Fürsten zum Gegenstande, den seine Zeit den deutschen Roland nannte und der sich selbst gern als des Reiches Bannermeister bezeichnete. Diese Darstellungen schmücken die erste Etage. In der zweiten malte August Spieß die Eröffnung der Fürstenschule St. Afra durch den Herzog Moritz im J. 1543 und die zeitweilige Ueberfiedelung der Leipziger Universität nach Meißen im J. 1547; James Marshall den auf der Burg abgehaltenen Conventus deliberativus über das Leipziger Interim und den Tod des Kurfürsten Moritz in der Schlacht bei Sievershausen. Leonhard Gey zeigt den Vater August und die Mutter Anna unter ihrem Volke und Paul Kießling führt uns in zwei Gemälden, welche die Thätigkeit des Alchymisten und Porzellanerfinders Böttger in der Burg zum

Gegenstande haben, die letzte Periode in der Geschichte derselben vor Augen. Außerdem schmückte Theodor Choulant die Wappenstube mit den Ansichten von acht der wichtigsten sächsischen und thüringischen Burgen, Friedrich Preller den kleinen Tafelsaal mit denjenigen von vier Gebäuden, welche in dem Leben Albrecht's des Beherzten eine besondere Bedeutung erlangt haben. Alle diese stofflich so interessanten und mit künstlerischer Meisterschaft durchgeführten Darstellungen mit Ausnahme der Gemälde von Scholtz, welche noch nachgebracht werden sollen, giebt das vorliegende Werk in wohlgelungener Reproduction wieder. Ueberdies gewährt dasselbe dem Freunde des Kunstgewerbes einen Begriff von den reichen und stylvollen decorativen Malereien, welche nach den Entwürfen des Professors Ernst Händel in Weimar in der Burg ausgeführt sind. Unter den Blättern, welche diesen Zweck verfolgen, heben wir namentlich die ungemein harmonisch wirkende kleine Appellationsstube hervor, welche auch mit einem reich geschnitzten Mobiliar nach Händel's Zeichnungen versehen ist; sodann die Kapelle, welche in zwei von August vom Dieck entworfenen und von Türde in Zittau ausgeführten Glasgemälden einen besonderen Schmuck empfangen hat; ferner den großen Tafelsaal, in welchem der Decorateur seine höchste Kunst entfaltet hat und in dem es ihm gelungen ist, mit einer milden und ruhigen Gesammtstimmung die würdigste Pracht zu verbinden, welche durch sieben bemalte, nach den Modellen von Breymann, Henze, Dietz, Härtel, Echtermeyer, Rösch und Hultzsch von Fr. Schneider in Leipzig in Holz geschnitzte überlebensgroße Statuen nicht wenig erhöht wird. Endlich dürfen wir hier des zum Theil von dem Hofrath Graff decorirten und mit Mobiliar nach seinen Entwürfen ausgestatteten kleinen Tafelsaales als eines wohlthuenden Ensembles rühmend gedenken. — Wir schließen mit der Bemerkung, daß von diesem Prachtwerke, welches sich vorzüglich als Festgeschenk eignen dürfte, auch die einzelnen Blätter käuflich zu haben sind.

—m— **Beiträge zur Geschichte des Klosters und der Stadt Riesa.** Von **Felix Mühlmann**, Rector der deutschen und Schweizer Schule in Konstantinopel. Riesa, Lange und Winterlich, 1881. 8°. IV, 48 SS. 1,25 *M*.

— Das vorliegende Schriftchen ist unter ungünstigen äußeren Umständen entstanden; der Verfasser hatte seine Vorarbeiten noch nicht vollendet, als er an einen von der Heimath weit entfernten Berufsort übersiedelte, wo ihm vielfach die nöthigsten literarischen Hilfsmittel fehlten. Er entschloß sich, um seine Collectaneen Anderen nutzbar zu machen, das zu geben, was er hatte, obwol er sich bewußt war, daß dies nicht eigentlich eine Geschichte des Klosters Riesa war und nach manchen Richtungen hin der Vervollständigung bedurfte. Immerhin kann man ihm für den fleißigen Beitrag zur sächsischen Klostergeschichte, der hoffentlich als Ausgangspunkt für weitere Forschungen dienen wird, nur dankbar sein. Er führt die Geschichte des Klosters, dessen Ursprünge bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts zurückzuverfolgen sind, so daß es als das älteste Kloster in meißnischen Landen zu gelten hat, bis zu seiner Auflösung (1544); mit der Geschichte der Stadt Riesa hat das Schriftchen eigentlich nichts zu thun. Seine wichtigste Quelle ist das reiche und wohlgeordnete Klosterarchiv, das sich jetzt im Hauptstaatsarchiv zu Dresden befindet; außerdem benutzte er ein Manuscript von Ursinus über die Klostergeschichte (in der königl. Bibliothek zu Dresden) und die gedruckte Literatur, so weit sie ihm zugänglich war.

— **Vom Kreml zur Alhambra.** Culturstudien von Max Norden. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. Leipzig, Bernhard Schlick. — Unter dem vorstehenden Titel erschien vor zwei Jahren eine Sammlung von Reisebildern, welche sich die Darstellung von Land und Leuten in ihren culturellen und socialen Entwickelungsverhältnissen zur Aufgabe gestellt hatten. Der Verfasser, dem deutschen Lesepublicum durch seine ebenfalls bereits in zweiter Auflage vorliegenden, unter dem Titel: „Paris. Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande" erschienenen Schilderungen der öffentlichen und socialen Zustände des gegenwärtigen Frankreich rühmlichst bekannt, giebt in dem vorliegenden Werke die Ausbeute siebenjähriger Reisen, auf denen er von seinem 23. bis zum 30. Lebensjahre Europa vom Norden bis zum Süden die Kreuz und die Quer durchwandert hat. Rußland, Skandinavien, Belgien, das sagenhafte ultima Thule Island, England, Frankreich, Spanien sind es demzufolge, welche uns in kaleidoskopischen Bildern vorgeführt werden, und wenn der Verfasser es unumwunden ausspricht, daß er in all den Ländern, die sein Fuß betreten, manche schöne Illusionen eingebüßt, so erkennt er nicht minder doch auch an, daß er im näheren Umgange mit den verschiedenen Völkern Europas herausgefunden habe, wie jedes derselben neben weniger rühmlichen doch auch treffliche Eigenschaften besitze, daß selbst die auf den ersten Anblick abstoßenden Züge ihres Charakters, wenn man ihre geschichtlichen, klimatischen oder ethnologischen Ursachen kennt, in einem viel sympathischeren Lichte erscheinen, und daß man in seine Sprache, seine Literatur, seine Vergangenheit eingedrungen ist. Um zu solcher Erkenntniß zu gelangen mußte der Verfasser Land und Leute der von ihm besuchten Länder in den verschiedenen Richtungen ihres Einzellebens zum Gegenstande gründlicher Studien machen und daß er die Früchte solcher Studien in seinen Reisebildern niederlegen konnte, ist einer der hauptsächlichsten Vorzüge, welche das gegenwärtig vorliegende Werk von Reisewerken gewöhnlichen Schlages vortheilhaft unterscheidet. Der Leser erhält daraus eine so anschauliche und vielseitige Belehrung über Zustände, Sitten und Einrichtungen der geschilderten Länder, wie er sie in gewöhnlichen Touristenwerken, die selten mehr als die aus oberflächlichster Betrachtung gewonnenen Eindrücke einer im Fluge unternommenen Wochen- oder Monatreise wiedergeben, vergebens sucht. Zum Theil lernen wir daraus die geschilderten Länder von ganz neuen, tieferer Kenntniß bisher nur wenig erschlossenen Seiten kennen, so namentlich Frankreich in dem Abschnitte: „Französische Provinzfahrten", wo wir in das Burgunderland, nach Lyon und Marseille und in die Heimath der Troubadours eingeführt werden. Gesellt sich nun zu den eben hervorgehobenen eigenartigen Vorzügen des Buches eine vortreffliche Beobachtungsgabe und das Geschick, über das Gesehene und Wahrgenommene in anmuthigster und unterhaltendster Darstellung berichten zu können, so begreift sich der ungewöhnliche Erfolg des Werks, der sich in dem Bedürfnisse der Veranstaltung einer zweiten Auflage so bald nach dem Erscheinen der ersten documentirt.

— Unter dem Titel: „**Fürst Alexander Nicolajewitsch Galitzin und seine Zeit. Aus den Erlebnissen des Geheimraths Peter v. Götze**" (Leipzig, Duncker u. Humblot) ist ein Band Aufzeichnungen aus dem Leben eines hochgestellten russischen Staatsbeamten baltischer Abstammung erschienen, welcher in der inneren Geschichte Rußlands während der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts eine hervorragende und persönlich nicht unrühmliche Rolle gespielt hat. Der Geheime Rath Peter Otto v. Götze, geb. 1793 in Estland, gestorben 1880, fand bereits in dem jugendlichen Alter von vierundzwanzig Jahren eine, ihm einen größeren Wirkungskreis eröffnende Anstellung im Departement der geistlichen Angelegenheiten fremder Confessionen, welche ihn mit hohen Würdenträgern und einflußreichen Persönlichkeiten, insbesondere mit dem namhaften russischen Staatsmann Fürsten Galizin, dem er in seinen Aufzeichnungen ein ehrendes Denkmal setzt, in nahe Beziehung brachte. Aus dem Ministerium der Volksaufklärung und des Cultus, wo seine Stellung aus persönlichen Gründen, wie er des Näheren berichtet, unhaltbar geworden war, ging er in das Finanzministerium über, an dessen Spitze damals Graf Georg Cancrin, einer der verdientesten Staatsmänner Rußlands und

jedenfalls dessen bedeutendste Finanzcapacität stand. Göpe's Leistungen auf diesem Gebiete waren derart von Bedeutung, daß er nicht allein die besondere dienstliche Ausmerksamkeit seines Chefs auf sich zog, sondern auch zu demselben in persönliche Beziehungen trat, welche einen Verkehr mit dem engen Kreise der wenigen Männer vermittelten, welche den intimen Umgang des Grafen bildeten. Johann v. Muralt, der Pastor der deutsch-reformirten Gemeinde zu St. Petersburg, Baron Stieglitz, der bekannte Bankier und Financier, der russische Dichter Krylow gehörten zu diesem Kreise. Auch als Schriftsteller entfaltete Göpe eine erfolgreiche Wirksamkeit, nicht blos auf dem Gebiete, in welchem sich seine dienstliche Wirksamkeit bewegte, sondern auch in anderen Branchen. Schon in jüngeren Jahren war er als Dichter aufgetreten und von Bedeutung sind hier namentlich seine Uebersetzungen russischer Volkslieder und serbischer Lieder ins Deutsche. Daß ein Mann von so hervorragender Lebensstellung und so vielseitiger Wirksamkeit Interessantes und der Aufzeichnung Werthes mancherlei erlebt hat, wird uns kund in der vorliegenden Schrift. Wir ersahren daraus zahlreiche, wenig oder gar nicht bekannte Details aus der Regierungszeit der Kaiser Alexander I. und Nicolaus I., insbesondere auch Aufklärungen zur Geschichte des 14. December 1825 und des Aufstandes der Decabristen. Von den namhaften, dem öffentlichen Leben dieser Zeit angehörigen und darin eine hervorragende Rolle spielenden Persönlichkeiten sind es namentlich außer dem bereits genannten Fürsten Galitzin, dem Cultusminister Alexander I., Araktschejew, der bekannte Günstling des eben genannten Kaisers, Speranski, der Archimandrit Photi, Schischkow, Popow, Golowin und Bludow, über welche die Aufzeichnungen interessante Mittheilungen geben. Die russische Gesellschaft erscheint darin freilich mitunter in ihren düstersten Nachtseiten; dessen ungeachtet wird man, anderen verlässigen und authentischen zeitgenössischen Berichten gegenüber, diese Mittheilungen tendenziöser Sachenstellung, die bei der Persönlichkeit des Verfassers ohnehin ausgeschlossen ist, nicht zeihen können.

— Das Leben David Livingstone's. Hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen. Von William Garden Blackie, Dr. theol. et juris am New College zu Edinburg. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von Otto Denk. Erster Band mit dem Bildniß Livingstone's. Gütersloh 1881. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. Von all den kühnen Männern, welche jemals Kräfte, Gesundheit und Leben an die Erforschung noch unbekannter Theile von Afrika setzten, haben wenige gleich großartige Erfolge errungen, als der Schotte David Livingstone. Ewopa betrauert in ihm einen seiner größten, kühnsten, glücklichsten Entdecker, die geographische Wissenschaft ihren erfolgreichsten Pionier in unerschlossenen Strichen unseres Erdballes. Mit dem Namen Afrikas ist jener Livingstone's untrennbar verbunden und seine Unsterblichkeit steht festbegründet, so lange dieser Riesencontinent die Wogen zweier Oceane von einander scheidet. Selbst wer sich nur oberflächlich mit dem Studium der Länder- und Völkerkunde beschäftigt hat, wird aus eigener Erfahrung wissen, daß unsere Livingstone-Literatur reich ist, wie wenige; es erscheint also beinahe ein Wagstück, daß die große Zahl dieser Werke abermals um zwei Bände vermehrt werden soll. Neues wird uns vom Länderentdecker Livingstone in dem vorliegenden ersten Bande auch nicht erzählt, dagegen lernen wir den Menschen näher kennen und — schätzen, und dies bewirkt zu haben, dürfen sich Verfasser und Bearbeiter immerhin zum Verdienste anrechnen. R. O.

—r. Rechtswissenschaft und Verwaltung. Einen werthvollen Beitrag zu einer einheitlicheren Rechtsprechung in Zollstrafsachen hat der vormalige vortragende Rath bei der Zoll- und Steuer-Direction und derzeitige Geheime Ober-Rechnungsrath Dr. E. Löbe in seinem Werke „Das deutsche Zollstrafrecht. Eine Erläuterung der Strafbestimmungen des Vereinszollgesetzes vom 1. Juli 1869 unter besonderer Berücksichtigung der einschlagenden Vorschriften des Stralgesetzbuchs und der Strafproceßordnung für das Deutsche Reich, sowie der Spruch- und Verwaltungspraxis der höchsten Deutschen Gerichtshöfe und Finanzbehörden." Berlin 1881, Wilhelm Baensch, geliefert und gleichzeitig dem dringenden Bedürfnisse nach einem geeigneten literarischen Hilfsmittel für die Interpretation gerade dieser gesetzlichen Bestimmungen Genüge gethan. Das in Zollstrafsällen zur Anwendung kommende gerichtliche Strafverfahren ist übersichtlich dargestellt, zahlreiche Entscheidungen und Erlasse der höchsten Deutschen Gerichtshöfe und Finanzbehörden sind ihrem wesentlichen Inhalte nach als bedeutungsvolles Material für die Interpretation und Handhabung des Gesetzes aufgenommen. Der Löbe'sche Commentar, welchem ein ausführliches Sachregister beigegeben ist, wird insbesondere Mitgliedern von Zollbehörden u. s. w. recht willkommen sein. — Unter dem Titel: „Die Polizeibehörden in ihrer Thätigkeit als Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft und als Polizeirichter" hat der Amtsrichter Höfling in Salzungen (Beit & Comp. in Leipzig) die für die Polizeibehörden wesentlichen, durch die Strafproceßordnung aufgestellten Grundgesetze sowie die über die polizeiliche Strafsestsetzung ergangenen landesgesetzlichen Bestimmungen zusammengefaßt und erläutert — zum Nutzen und Frommen der mit der Handhabung der Polizei in den einzelnen deutschen Staaten betrauten Organe, wie der Bürgermeister, Gemeindevorstände, Amtsvorsteher u. s. w. — Das vielgeschmähte und erst nach langwierigen Verhandlungen zu Stande gekommene Preußische Feld- und Forst-Polizeigesetz vom 1. April 1880 hat der Landrichter Hasford mit erläuternden Anmerkungen unter Berücksichtigung der Motive, der Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaften, der einschlagenden Gesetze und Verfügungen versehen und zum praktischen Gebrauche bearbeitet und bei Hartung in Königsberg herausgegeben. — Die beliebte Roßberg'sche Ausgabe K. Sächsischer Gesetze bringt in Bd. 32 das Sächsische Volksschulgesetz vom 26. April 1873 nebst der Ausführungsverordnung und den damit in Verbindung stehenden Gesetzen und Verordnungen, mit erläuternden Anmerkungen und ausführlichem Sachregister versehen vom Regierungsrath von der Mosel, und in Bd. 59 eine Zusammenstellung der im Königreiche Sachsen in Betreff der Zwangsvollstreckung in Verwaltungssachen geltenden Gesetze und Verordnungen vom Bürgermeister Walter. — In demselben Verlage wird ein Verzeichniß der sämmtlichen in der Sächsischen Gesetzsammlung, der Sammlung der Gesetze und Verordnungen und dem Gesetz- und Verordnungsblatte für das Königreich Sachsen enthaltenen Erlasse, unter Abdruck der jetzt noch giltigen Bestimmungen nebst Verweisungen auf die einschlagenden späteren landes- und reichsgesetzlichen Vorschriften, unter dem Titel „Die Gesetzgebung des Königreichs Sachsen seit dem Erscheinen der Gesetzsammlung im J. 1818 bis zur Gegenwart" zusammengestellt vom Oberlandesgerichtsrath Dr. Francke, vorbereitet. Dieses einem wahrhaften Bedürfnisse genügende Werk erscheint in einzelnen Lieferungen zu 2 ℳ 40 ₰. Die erste Lieferung, mit dem sogenannten Erbfolgemandat vom 31. Januar 1829 abschließend, liegt bereits vor. — Von dem Amts-Kalender für Gutsvorsteher Gemeindevorstände und Standesbeamte im Königreich Sachsen ist im gleichen Verlage der Jahrgang 1882 erschienen. Derselbe enthält, wie früher, einen Geschäftskalender sowie verschiedene Formulare und Entwürfe, wie sie für Gemeindevorstände u. s. w. von Interesse sind, ist übrigens gegenüber den früheren Jahrgängen wesentlich vermehrt und verbessert. Als Herausgeber sind Cantor Wolf in Röckwitz und der amtshauptmannschaftliche Expedient Ludwig in Dippoldiswalde genannt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 104. Donnerstag, den 29. December. 1881.

Inhalt: Ueber Christus-Oratorien, von G. Portig. (Schluß) — Eine Dichterreise durch Sachsen vor 81 Jahren. — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Bidal. — Bücherbesprechungen (Dr. E. O. Klitz: Die epistolischen Perikopen. Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Otfrid's Evangelienbuch, herausgeg. von Paul Piper. Dasselbe herausgeg. von Oskar Erdmann. Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses, von O. v. Heinemann. Geschichte unserer Zeit, von Arnold Ruge. Burggraf Friedrich, Schauspiel von Ewald Böcker. Historische Gedichte, von Friedr. Polack. Adolf Diesterweg und Friedrich Fröbel, von Louis Walter. Die Ungarn oder Magyaren, von Paul Hunfalvy. Friedr. Aug. v. Ammon: Die ersten Mutterpflichten).

Ueber Christus-Oratorien.

Von **G. Portig.**

(Schluß.)

Das Oratorium „Christus" von Fr. Kiel hat den Vorzug, daß ein und derselbe Autor den Text zusammengestellt und in Musik gesetzt hat. Nur ein religiöser Dichter ersten Ranges wäre berufen, zu diesem Stoffe sich den Text selbst zu schaffen; aber auch ein solcher Text dürfte doch im Grunde nichts weiter sein, als eine maßvolle Erweiterung der in der heiligen Schrift gegebenen Grundworte und Grundzüge der Handlung. Wenn aber Jemand solche dichterische Kraft nicht in sich fühlt, so kann er nichts Besseres thun, als die passendsten und köstlichsten Worte der heiligen Schrift aneinanderzureihen, damit diese dann ihren treffenden musikalischen Ausdruck finden. Freilich hat das Kiel'sche Werk insofern einen Mangel, als es — im Widerspruch mit seinem Titel — nicht das ganze Lebensbild Christi wiedergiebt, sondern nur den ergreifendsten, für den Glauben grundlegenden und in der Schrift am eingehendsten erzählten Theil, nämlich den Abschnitt vom Einzug in Jerusalem bis zur Himmelfahrt. Es ist unverkennbar, daß gerade dieser Abschnitt die denkbar reichste Abwechselung der Scenen, Handlungen und Stimmungen dem musikalischen Ausdruck darbietet; er ist auch insofern am bedeutungsvollsten, als er den Hergang der eigentlich erlösenden und mitten in der Menschheit sich vollziehenden Handlungen Christi bildet.

Kiel läßt nun das Ganze in folgende Abtheilungen zerfallen: Christi Einzug in Jerusalem, Christi Abendmahl mit seinen Jüngern, Petrus verleugnet Christum, Christus vor dem Hohenpriester, Christus vor Pilatus (sammt der Kreuzigung), Christi Auferstehung (und Himmelfahrt). Zu unserem Bedauern leidet diese Zusammenstellung der Hauptscenen an einem schwerwiegenden Fehler. Der Höhepunkt der ganzen Leidensgeschichte, Christus am Kreuz, wird fast nebensächlich abgethan, während doch gerade dieser Theil der orchestralen Entwicklung der „sieben Worte" einen ungemein großen Spielraum läßt. Geradezu verletzend aber für das christliche Gefühl ist es, wenn Kiel sich erlaubt, von den Schmerzensrufen des Heilandes nur drei in Musik zu setzen und das schwerwiegendste: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" ganz zu unterdrücken. Ja, noch mehr! Vom religiösen Standpunkte aus ist es geradezu unerhört, wenn Kiel in dem Abschnitte „Christi Abendmahl mit seinen Jüngern" die Einsetzung des Abendmahles selbst hinweglässt. Die Bescheidenheit, mit welcher der Componist den schwierigsten Partien der Handlung aus dem Wege gehen wollte, war hier durchaus nicht am Platze; fühlte er sich dieser Aufgabe nicht gewachsen, so that er besser, die Composition des ganzen Oratoriums zu unterlassen. Wird Christus überhaupt redend eingeführt und sein Erlösungswerk eingehend dargestellt, so war es eine tadelnswerthe Eigenmächtigkeit Kiel's, sowol die Einsetzungsworte des Abendmahls sowie am Schluß die der Taufe todtzuschweigen, und zwar um so mehr, da wenigstens die Einsetzung des Abendmahls auch vom Standpunkte der strengsten biblischen Kritik unanfechtbar ist. Aengstliche Scheu vor der Heiligkeit der „Sacramentsworte" kann ihn nicht zurückgehalten haben, denn das sind sie doch nur innerhalb der Sacramentsfeier selbst; außerhalb derselben haben sie ebenso erzählenden Charakter, wie alle anderen in Musik gesetzten Worte Christi.

Wir bedauern die gerügten Mängel um so mehr, als im Uebrigen die Vertheilung des ganzen musikalischen Gehaltes an die verschiedenen einzelnen Stimmen und die Chöre ein überaus reiches und stimmungsvolles Bild giebt. Kiel hat seine Vorgänger (J. S. Bach, Händel, Mendelssohn) sichtlich mit großem Erfolge studirt, hält sich aber dennoch durchaus selbständig; auch trägt seine Musik mehr das Gepräge des Universell-Christlichen als das des specifisch Protestantischen. Sie trägt kirchlichen Charakter nur soweit, als dies durch die Natur des Stoffes jedergeit bedingt sein wird. Die Chöre sind zwar kunstvoll angelegt und bekunden oft ein großes Geschick der Stimmenführung, aber sie sind frei von ermüdenden Längen und Künsteleien, wie sie bei Bach unleugbar noch vorkommen. Ebenso werden die Arien durchaus dem jedesmaligen Empfindungsgehalte gerecht, die einzelnen Stoffe sind passend an die betreffenden Stimmen vertheilt und das Ganze ist trotz aller großartigen Polyphonie doch eben so durchsichtig wie naturwahr gehalten. Es war ein glücklicher Griff, die Partie des Christus von einem hohen Bariton singen zu lassen; ganz besonders großartig aber ist der Doppelchor „Hosianna" ꝛc., mit feinster Musikmalerei ausgestattet der Chor „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird", majestätisch der Schluß „Machet die Thore weit", prachtvoll und kunstreich die Chöre „Singet dem Herrn ein neues Lied" und „Wir gingen alle in der Irre". Freilich ist das ganze Oratorium nicht die Schöpfung eines Genius, sondern die ausgezeichnete Arbeit eines musikalisch durchgebildeten, ästhetisch geschulten und christlich tief empfindenden Talentes. Insbesondere war Kiel der Aufgabe nicht gewachsen, welche wir einem Christus-Oratorium stellen möchten. Wir geben gern zu, daß der Kiel'sche Christus sich in Recitativen bewegt, welche meisterhaft gehalten sind; wir sind geneigt, ihnen ein ideal-menschliches Gepräge beizulegen. Kiel aber hat sich vollständig die Gelegenheit entgehen lassen, den unendlich reichen religiösen Gehalt, welcher in der einzig-

artigen Person des Heilandes beschlossen lag, durch das Orchester zu erschließen. Hier reicht kein Wort der Poesie, keine Farbe des Malers, keine Schönheit des gesungenen Tones aus; hier kann allein das Orchester in symphonischen Formen eintreten und uns Christum in Tönen schildern, welche ebenso sehr ihn menschlich uns nahe bringen als über uns hinaushe ben müßten. Bisher hat man alles Gewicht gelegt auf die Melodie der einzelnen Stimmen sowie auf Harmonik und Rhythmik der Chöre, dem Orchester aber hat man die Rolle eines begleitenden Instrumentes zugetheilt. Da möchten wir nun zwar gern die ideale Weihe, welche bisher über dem Oratorium lag, demselben erhalten sehen, doch so, daß neben der Vocalmusik auch die reine Instrumentalmusik an den passenden Stellen zu ihrem Rechte käme. Das Unaussprechliche in der Person und Geschichte Christi kann unseres Erachtens eben nur der reinen Instrumentalmusik zufallen, welche ja bekanntlich eine ganz eigenthümliche Schöpfung des Christenthums ist; nach dieser Seite hin ist das Kiel'sche Oratorium trotz aller sonstigen Vorzüge völlig ungenügend.

Franz Liszt ist der einzige unter allen Componisten, welcher die Kühnheit gehabt hat, in seinem Oratorium „Christus" einen richtigen Grundgedanken auszuführen. Er umspannt das ganze Leben Christi, natürlich nicht alle Einzelnheiten desselben, wol aber alles Wesentliche und Grundlegende. Bisher hatten die protestantischen Componisten, anknüpfend an die kirchlichen Schauspiele, den Weihnachts-, Oster- und Pfingstkreis jeden für sich allein durch Oratorien oder Cantaten verherrlicht. Liszt aber faßt zum ersten Male den ganzen gewaltigen Stoff zu einem einheitlichen Bilde zusammen, zu welchem die Ueberschrift „Christus" wirklich paßt. Leider wird nun dieser Vorzug durch viele Mängel erheblich in den Schatten gestellt. Dahin rechnen wir, daß der Grundcharakter des Ganzen in einer förmlich monotonen Weise der epische ist; selbst das, was lyrisch und dramatisch sein soll, kann sich doch von der epischen Grundstimmung nicht loswinden. Dem protestantisch-deutschen, wesentlich dramatisch gehaltenen Oratorienstyl setzt Liszt den lateinisch-katholischen wesentlich episch gehaltenen entgegen. So schiebt er z. B. in das Weihnachtsoratorium die überaus süßliche Hymne ein „Stabat mater speciosa"; ja noch mehr, die ganze Passion und Auferstehung besteht ihm aus einer einzigen Bibelstelle, dann aber wird das Schriftwort verdrängt durch den alten Hymnus „Stabat mater dolorosa", durch das Osterlied O filii et filiae und endlich durch ein kurzes resurrexit. Die Marienliedchen, in übernaiver Gläubigkeit von mittelalterlichen Mönchen gedichtet, sind ebenso abgeschmackt und poetisch werthlos, wie viele lutherische Kirchenlieder der nachklassischen Periode. Die darin sich kundgebende übertriebene und gesuchte Glaubensdemuth ist im Grunde doch anspruchsvoll Gott gegenüber, die Liebe zur Maria ist hier ein Gemisch von Bigotterie und Begehrlichkeit. Vom kirchlichen Standpunkte aus ist dieses fast gänzliche Zurückstellen der Bibel eine unerhörte Geringschätzung des göttlichen Wortes, und man kann es nur bedauern, wenn die kirchliche Anschauung hier auch das Kunstgebiet beherrscht; aber auch vom rein ästhetischen Standpunkte aus erbrückt dieser Text die großartigen dramatischen und lyrischen Schönheiten des biblischen Originals. An einem protestantischen Kirchencomponisten würde man es unverzeihlich finden, wenn er das Leiden Christi selbst mit dem herrlichsten aller Passionslieder, mit Paul Gerhardt's „O Haupt voll Blut und Wunden" allein abthun wollte; ein katholischer aber ist vermessen genug, weder die Bibel noch Christum selbst zu Worte kommen zu lassen: für ihn existirt nur — die Kirche!

Dennoch ist dieser Katholicismus nur äußerlich wie eine Etikette dem Ganzen aufgeheftet: hinter der Mönchskutte verbirgt sich ein völlig moderner Mensch. Wiederholt beginnt Liszt ein Musikstück im Style eines Palestrina, Marcello, Victoria; ja, er nimmt zum Hauptmotiv seines ganzen Werkes den Anfang einer altkirchlichen Intonation (rorate coeli), regelmäßig aber geht er dann über zu Vertretern der ihm geistesverwandten neuromantischen Schule (Meyerbeer, Wagner, Berlioz u. A.). Die alterthümelnde Musik krankt an dem unkirchlichen Geiste der Neuzeit; sie spiegelt wieder die schrankenlose Emancipation des Individuums von den überkommenen Formen und läßt ganz deutlich erkennen, wie eben dieses Individuum sich auch einmal zur Abwechselung an kirchlichen Velleitäten erbaut. Liszt ist überall bemüht, die Pracht des katholischen Cultus, die Majestät seiner Kirche, überhaupt die sinnlichen Vorstellungen der katholischen Christenheit mit effectvollen Tönen zu malen; aber seine meist ungebührlich lange und darum oft eintönige Musik entbehrt des schöpferischen Hauches und des lebendigen Glaubens. Liszt macht die kolossalsten Anstrengungen, um — zu glauben und — religiös zu schreiben, aber mit all seinem Raffinement der Technik packt er nicht das innerste Gemüth. Sein Werk ist im Grunde stylloß; die einzelnen Tongebilde wachsen nicht organisch mit innerer Nothwendigkeit aus einer Grundidee heraus, sondern es werden nur farbenprächtige aber gehaltlose Schilderungen äußerlich aneinander gereiht. Die geistige Weihe und Tiefe der protestantischen Meister fehlt ihm. Hinter dem unaufhörlichen Wechsel der Ton- und Taktarten verbirgt sich die innere Ruhelosigkeit, der Mangel an wahrer innerer Befriedigung und Versöhnung. Während die protestantische Musik eines Fr. Kiel selbst in der tiefsten Klage noch einen gewissen frendigen Grundton beibehält, wühlt Liszt in allen Schmerzen, ohne sie wahrhaft zu überwinden. Anstatt kindlich naiv und ursprünglich einfach zu sein, künstelt er sich in der maßlos langen Einleitung des ersten Theiles in eine förmliche Hirtenspielseligkeit hinein. Die Verkündigung der Engel von der Geburt des Heilandes enthält eine mystische Ausmalung der Menschwerdung, der pompöse „Marsch der heiligen drei Könige" symbolisirt den Anspruch der katholischen Kirche, daß alle irdische Gewalten sich ihr zu Füßen legen müssen. Allein in letzterem Tonstück wechselt Liszt nicht weniger als elfmal die Tonart! — Verhältnißmäßig am gelungensten in der Anlage erscheint uns der zweite Theil des Oratoriums, welcher überschrieben ist „Nach Epiphania"; in ihm treten als Einzelbilder hervor: die Seligpreisungen, das Vaterunser, die Gründung der Kirche, das Wunder (Sturm auf dem Meere). Die Seligpreisungen werden von einer Solostimme gesungen und dann allemal von einem Chor leise wiederholt. In ihrer eintönigen Stimmführung erinnern sie lebhaft an die Weisen der altitalienischen Kirchencomponisten; ihrem Gehalte nach athmen sie eine Gläubigkeit, welche die Seligkeit mehr im Jenseits erwartet, als deren keimkräftigen Anfang im Gemüthe bereits hienieden besitzt. Zugleich haben diese Seligpreisungen etwas Stereotypes, wie die von der Kirche vorgeschriebenen, jenen entsprechenden, Tugenden. Das hierauf folgende Vaterunser wird als ein Bekenntniß der Gemeinde vom ganzen Chore vorgetragen; man darf ihm das Zeugniß des Edlen und Weihevollen nicht versagen. Geradezu pomphaft ist aber „die Gründung der Kirche" stylisirt; die Worte „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde" konnte nur ein Katholik so überwältigend componiren. Endlich folgt als Beispiel für alle anderen das Wunder der Bändigung des Sturmes auf dem Meere. Das Brausen der Winde wird gefaßt als ein Sinnbild für das Toben menschlicher Leidenschaften, und es ist begreiflich, daß ein Mann wie Liszt sich hier sowie in dem abschließenden „Einzug in Jerusalem" in seinem Elemente befindet. Während ein Mezzosopran die Beseligung schildert, welche das Individuum über den Einzug der ewigen Heilswahrheit in die Welt empfindet, entfalten die Chöre einen Glanz, welcher stark an die irdische Herrlichkeit der katholischen Kirche erinnert, mit der auch sie in der Welt einherzieht.

Im dritten Theil mit seinen vier Bildern soll das Ganze gipfeln, gerade hier aber wird Liszt von protestantischen Componisten unendlich übertroffen. Wir geben gern zu, daß Christi Gebet in Gethsemane wunderbar schön durch Töne ausgedrückt ist; sowol die unsagbar tiefe Trauer wie der aus Gebetsqualen sich emporringende wahre Friede werden ergreifend geschildert. Leider aber wird die Kreuzigung nicht mit den Worten der Bibel erzählt, sondern durch die unzählige Male bearbeitete Hymne „Stabat mater dolorosa“. Diese hat Liszt nicht polyphon gehalten, sondern rein im harmonisch-melodischen Styl. Allerdings ist die motivisch-thematische Arbeit in dieser mittelalterlichen Sequenz, die Steigerung und Symmetrie bewunderungswürdig, die tiefdunkeln Farbentöne des Ganzen sind erstaunlich erfunden; aber dieses Wühlen in den Details aller nur erdenklichen Seelenschmerzen erinnert doch nur zu sehr an die ausgesuchten Selbstpeinigungen der mittelalterlichen Asese und wirkt in seiner entsetzlichen Ausdehnung geradezu unerträglich. Dieser Cultus, welcher hier mit der „Schmerzensreichen“ getrieben wird, während der Erlöser selbst außer Acht bleibt, ist im höchsten Grade peinlich und verwerflich. Fast jede nur denkbare Bitte um geistliche Güter, welche etwa ein Christ an Gott oder Christum richten könnte, wird hier der Maria in breitem Redefluß ausgekramt und die Musik folgt allen Zügen der Dichtung mit gesuchter Einfachheit. Ebenso beklagenswerth bleibt es, daß die Osterbotschaft nicht mit den Worten der Bibel, sondern durch Knabenstimmen verkündet wird, welche wie aus weiter Ferne das alte Osterlied O filii et filiae mit Begleitung eines Harmoniums singen. Sodann geht ein leises Halleluja sehr schnell über in den Schlußchor: „Er ist auferstanden und regiert die Welt“; dieser aber, reich an Schönheiten, stellt den vollendeten Sieg des Christenthums dar und verleiht dem Ganzen einen würdigen Abschluß. —

Wann der Genius erscheinen wird, welcher, frei von den Schranken der Confessionalität, aber wurzelnd in der Lebenstiefe des evangelischen Christenthums, das Christusideal in Tönen der Menschheit schenken wird, wer kann das bestimmen? Fußen müßte er jedenfalls auf den Werken seiner protestantischen Vorgänger, Protestant selbst brauchte er nicht zu sein: die Gemeinde der Auserwählten (Heiligen) ist in der Kirche wie in der Kunst nicht gebunden an die Grenzen eines Sonderbekenntnisses. Das freilich, was die ehleren Elemente der modernen Weltanschauung und Cultur enthält, wird erst noch eine tiefere Versöhnung suchen müssen mit dem geist- und gemüthvoll reconstruirten neutestamentlichen Wesensgehalt, ehe in Klängen von himmlischer Schönheit die Liebe und das Leid Dessen geschildert werden kann, welcher das Herz und das Haupt der Menschheit im Himmel und auf Erden ist. Wol wird auch das vollendetste Oratorium immer nur ein Gleichniß, nie ein erschöpfender Ausdruck jener Persönlichkeit von schlechthin einzigen Dimensionen sein; immer aber wird es die duftigste und innigste Sprache enthalten, in welcher überhaupt auf Erden die gläubige Seele mit und von ihrem Bräutigam zu reden vermag. Nur das Virtuosenthum kann wähnen, daß in der Kunst mit der schönen Form Alles erreicht sei und der sittlich-religiöse Gehalt das Spiel der reinen Formen nicht beeinflusse oder gar trübe. Die echte Kunst wird nie etwas Anderes wollen und können, als dem höchsten d. h. dem sittlich-religiösen Gehalt zur Wiedergeburt und Auferstehung zu verhelfen in einer Form, durch welche er erst wahrhaft lebt und befruchtend die matten Herzen der Erdenpilger zu erfüllen im Stande ist. Den übersinnlichen Gehalt des Christenthums läßt keine Kunst so ahnungsvoll erscheinen wie die Musik; den Willen mag mehr das begeisternde Wort, die Phantasie mehr die Malerei anregen: die Tiefen des Gemüths befriedigt die Musik allein. Den Christus des gepredigten Wortes können wir anbeten, den Christus in Farben als Ideal eines Menschenkopfes bewundern: lieben aber werden wir am meisten den Christus in Tönen! Möge die Zukunft ihn bringen zum Segen der Kunst und der Kirche.

Eine Vergleichung der hervorragendsten Oratorien beider christlichen Hauptbekenntnisse ergiebt schließlich folgende höchst interessanten Unterschiede. Während die katholische Kirchenmusik das Gepräge vornehmer Größe und Erhabenheit trägt, so zeichnet sich die evangelische durch größere Wärme und Innigkeit aus; vor allem aber kommt der Grundzug der Reformation, die Macht und das Recht der Person, auch in der Musik zur Geltung. Hinter dem äußeren Glanz und Wohllaut der katholischen Kirchenmusik verbirgt sich nicht selten innere Leere; die evangelische erscheint oftmals einfacher, aber sie enthält eine viel größere Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit des Ausdruckes als jene. Entsprechend dem grandiosen Aufbau der römischen Kirche und dem katholischen Zug nach dem Sinnenfälligen ist auch die katholische Musik mehr architektonisch im constructiven und malerisch im decorativen Element, den Nachdruck legend auf die formale Schönheit; die evangelische hingegen vertieft sich in die Auslegung des Wortes, in die Charakteristik der Personen, in die Sprache des Herzens. Die katholische Musik vermag mehr zu schildern das staunende Ergriffensein des Erdenpilgers von der göttlichen Macht und Herrlichkeit, die evangelische mehr das Heimsichfichfühlen in der göttlichen Liebe.

Die deutsch-protestantische Kunst spricht durch das deutsche Wort zum Gemüth des Hörers; sie will nicht blos den kirchlichen Cultus verherrlichen helfen, sondern sie möchte relativ selbständig mit ihren Mitteln den innersten Kern und Gehalt des Christenthums bloslegen. Sowie der evangelische Christ ein unmittelbar persönliches Verhältniß zu seinem Heiland sucht und ergreift, so liegt unbewußt das gleiche Streben in der Musik der evangelischen Musikheroen. Sowie in der katholischen Kirche alles Gewicht in die Gemeinschaft fällt und das Recht der Persönlichkeit zurücktritt, so überwiegt auch in der Musik der Chor; erst in der evangelischen Musik erlangt der Einzelgesang gleiche Bedeutung mit den Chören. Wol kennt natürlich auch die katholische Kirchenmusik eine Polyphonie; aber der Kampf und die dramatische Bewegtheit, die unendlich individualisirende Schärfe einer Bach'schen Fuge bleibt ihr völlig fremd.

Sollen wir den Unterschied möglichst prägnant fassen, so würden wir sagen: die katholische Kirchenmusik vermag mehr zu blenden und zu schmeicheln, die evangelische aber zu befriedigen; das Einsein von Gott und Mensch in Christo, das Einswerden des gläubigen Subjects mit seinem Heiland vermag die letztere ungleich ergreifender zu schildern als jene.

Eine Dichterreise durch Sachsen vor 81 Jahren.

S—n. Heinrich v. Kleist, der Dichter des Käthchens von Heilbronn, ist mehrmals in Sachsen gewesen, ohne daß wir, abgesehen von geringfügigen Dingen, bisher Aeußerungen von ihm über das Sachsenland selbst besessen haben, was um so bedauerlicher war, als gerade Kleist bei all seinem excentrischen Wesen doch meist über das, was ihm ferne lag, ein nur Wenigen gegebenes sicheres Urtheil hatte. Es wird somit gewiß Viele freuen, zu vernehmen, daß in einer Sammlung von Briefen des Dichters, welche Professor Karl Biedermann im letzten Octoberheft von „Nord und Süd“ veröffentlicht hat und welche leider die verdiente Beachtung nicht gefunden zu haben scheint, sich die Beschreibung der ersten Reise befindet, welche Kleist durch unser Sachsenland, von Leipzig bis Dresden gemacht. Die Beschreibung beschränkt sich auf die der Braut Wilhelmine v. Zenge übersandten Briefe vom 3. und 4. Sept. 1800, die wir für interessant

genug halten, um sie unter Wegschneidung alles nicht direct auf Sachsen bezüglichen Beiwerkes hier mitzutheilen. Ueber Leipzig selbst äußert er sich nicht, er beginnt gleich seinen ersten Brief mit der Bemerkung, daß er am 2. Sept. spät um 10 Uhr Abends nach einer 34stündigen Reise zu Wagen von Leipzig aus in Dresden angekommen und es bedauern würde, das schöne Dresden, von wo aus er übrigens nach Wien bezw. Würzburg reisen wollte, vielleicht ungesehen wieder verlassen zu müssen. Dann fährt er fort: „Als wir (Kleist und sein Freund Brockes) von Leipzig abreisten (Mittags den 1. Sept.), hatten wir schlechtes Wetter. Wir empfanden es auf dem offnen Postwagen doppelt unangenehm. Die Gegend schön, fruchtbar, blühend, aber die Sonne war hinter einem Schleier von Regenwolken versteckt, und wenn die Könige trauern, so trauert das Land. So kamen wir über immer noch ziemlich flachem Land gegen Abend nach Grimma. — Denke Dir unser Erstaunen, als wir uns, dicht vor den Thoren dieser Stadt, plötzlich in der Mitte eines Gebirges sahen. Dicht vor uns lag eine Landschaft, ganz wie ein transparentes Bild. Wir fuhren auf einem schauerlich schönen Wege, der auf der halben Höhe eines Felsens in Stein gehauen war. Rechts der steile Felsen selbst, mit überhangendem Gebüsch, links der schroffe Abgrund, der den Lauf der Mulde beugt, jenseits des reißenden Stromes dunkelschwarze, hohe belaubte Felsen, über welche in einem ganz erheiterten Himmel der Mond heraufstieg. Um das Stück zu vollenden, lag vor uns, am Ufer der Mulde, auf einem einzelnen hohen Felsen ein zweistockhohes, viereckiges Haus, dessen Fenster sämmtlich, wir wußten nicht warum, wie in einem Feenschlosse erleuchtet waren. So reizend war der Eingang in eine reizende Nacht. Der Weg ging immer am Ufer der Mulde entlang, bei Felsen vorbei, die wie Nachtgestalten vom Mond erleuchtet waren. Der Himmel war durchaus heiter, der Mond voll, die Luft rein, das Ganze herrlich." — — Nachdem er lange sich an diesem Schauspiel erfreut und endlich dem Schlummer seinen Tribut gezahlt, fährt er beim Erwachen in Waldheim ein, das er statt an der Zschopau irrthümlich noch an der Mulde liegen läßt. Dann heißt es weiter: „Besonders als wir Waldheim schon im Rücken hatten und das Gebirgsstädtchen hinter uns im niedrigen Thale lag, von buschiger Höhe umlagert, gab es eine reizende Ansicht. Wir fuhren nun immer am Fuße des Erzgebirges oder an seinem Vorgebirge entlang. Hin und wieder blickten nackte Granitblöcke hervor. Die ganze Gebirgsart aber ist Schiefer, der hier wegen seinen geblätterten Tafeln ein noch wilderes, zerrissneres Ansehen hat, als der Granit selbst. Die allgemeine Pflanze war die Harz-Tanne, ein schöner Baum an sich, der aber die Umgegend meist öde macht. — — Wir finden dieses Gebirge sehr bebaut und bewohnt; lange Dörfer, alle Häuser 2 Stock hoch, meist mit Ziegeln gedeckt; die Thäler grün, fruchtbar, zu Gärten gebildet; die Menschen warm und herzlich, meist schön gestaltet, besonders die Mädchen." (Lobt doch schon Lessing die hübschen Sächsinnen!) „Das Enge der Gebirge schrint überall auf das Gefühl zu wirken, und man findet darin viele Gefühlsphilosophen, Menschenfreunde, Freunde der Kunst, bes. der Musik. — Aber überhaupt steht der Sachse auf einer höheren Stufe der Cultur als die Märker (in Frankfurt a. O.). Du solltest hören, mit welcher Gewandtheit und Schnelligkeit ein solches sächsisches Mädchen auf Fragen antwortet! Auch findet man häufig, selbst in Dörfern, Lauben, Gärten, Kegelbahn ꝛc., so daß hier nicht blos wie bei uns für das Bedürfniß gesorgt ist, sondern auch einen Schritt weiter, für's Vergnügen. Mittags (d. 2.) passirten wir Nossen und abermals die Mulde, die hier eine fast noch reizendere Ansicht bildet. Das östliche Ufer ist sanft abhangend, das westliche steil, felsig und buschig. Um die Kante eines Einschnitts liegt das Städtchen Nossen, auf einem Vorsprung dicht an der Mulde ein altes Schloß. Rechts öffnet sich die Aussicht durch das Muldethal nach den Ruinen des Klosters Zelle. — Gegen Abend kamen wir über Wilsdruff nach den Höhen von Kesselsdorf, einem Ort, der berühmt ist, weil in seiner Nähe ein Sieg erfochten worden ist. — Es war schon ganz finster, als wir an der Elbhöhe herabfuhren und im Mondscheine die Thürme von Dresden erblickten. Man führte uns durch enge Gassen, zwischen hohen, meist 5—6stöckigen Häusern entlang bis in die Mitte der Stadt vor die Post. Es war ½11 Uhr. Aber da die Elbbrücke nicht weit war, so eilten wir schnell dahin, sahen rechts die Altstadt, links die Neustadt, Alles in Dunkel und gingen zurück, mit dem Entschluß, früh wiederzukehren." — Den nächsten Tag besichtigt er die Stadt und fährt fort: „Dresden hat viel Leben und Thätigkeit, nur ohne Pracht und Geschmack. Den Nachmittag führte uns der Weg nach Tharandt durch den schönen plauenschen Grund. Man fährt an der Weißritz vorbei und wird selten mehr Abwechslung in einem Thale finden. Die Schlucht ist bald eng, bald weit, bald steil, bald flach, bald felsig, bald grün, bald ganz roh, bald auf das Fruchtbarste bebaut. So hat man das Ende erreicht, ehe man es wünscht. Aber man findet doch hier noch etwas weit Schöneres. Man steigt auf einen Felsen, nahe der Ruine einer alten Ritterburg." (Hier gefällt dem Dichter nicht, daß man die herabgefallnen Steine fortgeschafft.) „Aber die Natur hat zuviel gethan, um nicht vergnügt diesen Platz zu verlassen. Welch eine Fülle von Schönheit! Mitten im engen Gebirge hat man die Aussicht in 3 reizende Thäler. Wo sie sich kreuzen, steht ein Fels, auf ihm die alte Ruine. Von hier aus übersieht man das Ganze. An seinem Fuße, wie an den Felsen geklebt, hängen zerstreut die Häuser von Tharandt! Wasser sieht man in jedem Thale, grüne Ufer, waldige Hügel. Aber das schönste Thal ist das südwestliche. Da schäumt die Weißritz hervor, durch schroffe Felsen, die Tannen und Birken tragen. Dicht unter der Ruine bildet sie selbst ein natürliches Bassin und wirft das verkehrte Bild der Gegend malerisch schön zurück. Bei der Rückkehr sah ich Dresden in der Ferne. Es liegt vielthürmig, von der Elbe getheilt, in einem weiten Kessel. Der Kessel ist fast zu weit. Wäre das Thal enger, so würde das Alles mehr concentrirt sein, doch auch so ist es reizend. Unbeschreiblich bewegt dagegen war ich in dem reizenden Thale von Tharandt; solche Thäler, eng und heimlich, sind das wahre Vaterland der Liebe." — Hier bricht die Reise des Dichters ab.

Vom Leipziger Kunstverein.

Eine schöne Sitte, die zuerst in Frankreich entstanden ist, fängt auch an, sich bei uns einzubürgern. Ich meine die Art, das Gedächtniß eines bedeutenden Malers durch eine Ausstellung seiner Werke zu feiern. Ich weiß nicht, ob nach dem Tode Kurzbauer's eine solche in München stattgefunden hat. Jedenfalls tauchen jetzt bald hier, bald dort frühere Gemälde und Skizzen von ihm auf. „Der lesende Alte", den der Kunstverein kürzlich ausstellte, kennzeichnet so recht sein Genre. Der Großpapa hat den leicht bekleideten Enkel in eine so ungemüthliche Lage gebracht, daß er sich nicht wundern darf, wenn ihn dieser nächstens in die Politik hineinwinselt, die der Alte emsig zu studiren scheint. Vorzüglich sind die beiden Kurzbauer'schen Skizzen zur Märchenerzählerin — namentlich die bei Abendbeleuchtung gemalte. Da ist einmal ein Lichteffect, der nichts Gekünsteltes hat! Man sehe nur, wie das wirkt! Tritt man zwei Schritte zurück, so wird's im Bilde lebendig, man meint, die Figuren müßten sich bewegen, namentlich die der alten Märchenmuhme selbst. Leider schwächt die Ausführung die kräftige Wirkung des ersten Wurfs meist ab. Eine Stizze — das ist die erste Stufe zum Ziel, von der aus man noch für erreichbar hält,

was doch nie ganz zu erreichen ist. — „Gethsemane" von Eugen Bracht in Karlsruhe ist ein interessantes Bild, das — nach dem realistischen Gepräge zu urtheilen — aus der Anschauung des Ortes selbst hervorgegangen ist. Viel besser als das erste Mal gefiel mir bei wiederholter Besichtigung der „Herbstabend" von Ockel in Berlin. Man sollte ein Bild wirklich immer in verschiedener Beleuchtung sehen, ehe man ein Urtheil darüber abgiebt. „Sten Sture, der Reichsvorsteher Schwedens", stirbt auf dem Eise des Mälarsees" von Carl Gustav Hellquist in München. Es ist eine schlimme Sache für den Maler, den die Begeisterung treibt, eines Helden Tod — eines Lieblingshelden vielleicht — zu verherrlichen, wenn er findet, daß dieser auf eine höchst unmalerische Weise verschied. Dieser Tod auf dem Eise des Mälarsees, der den Helden in das ungünstige Dunkel einer Schlittenplane bringt und dem Beschauer den abgemüdeten Gaul und zwei uninteressante Fuhrleute als Hauptfiguren aufdrängt, wird nicht sonderlich zur Verherrlichung des edlen Schweden beitragen. Der Stoff gehört in das Bereich der Feder, nicht des Pinsels — vide Lessing. „Auerbach's Keller" von W. Lindenschmit, München. Da sind die zechenden Gesellen, denen Brander soeben das Lied von der „Ratte im Kellernest" zum Besten gegeben hat. Eine hübsche Kellnerin wird — sehr zum Vortheil des Bildes — von dem einen der Zechbrüder festgehalten, während Faust und Mephisto auf der andern Seite die Stufen herabsteigen. Jeder kennt den Text und würde ihn sogleich darunter schreiben und trotzdem, der Stil des Bildes gehört Rabelais an, nicht Goethe. „Ein Scheikh" von Ad. Seel in Düsseldorf ist ein außerordentlich geschickt gemaltes Bild; hier erinnert die Factur an Gérôme. Der Typus des Modells hat etwas von der Race, obgleich Vollblutaraber selten so vulgäre Züge haben. Leider sind diese schwer für eine Sitzung einzufangen, da ihnen der Prophet — fast scheint es aus besonderer Malice für das kommende Geschlecht der Maler — verboten hat, ihr Abbild, sei's in Farbe, sei's in Stein, nehmen zu lassen. „Trösterin" von Alexander Golz in Wien. Es ist schwer zu unterscheiden, wer hier des Trostes bedarf; ich kam zu der Ueberzeugung, daß sie es sei. „Vor verschlossener Thür", ein Oelbild von Rudolf Jordan in Düsseldorf. „Verführt" von Hugo Oehmichen in Düsseldorf. Bei Bautier waren's die Alten, die sich zum Spiel verführen ließen und auch verstockt dabei blieben, als die Nemesis in Gestalt der Ehehälften nahte. Das Gewissen des jungen Burschen ist leichter zu rühren und der moralische Katzenjammer, den er zu empfinden scheint, wird ihn vorm baldigen Rückfall bewahren. „Unterbrochenes Tabakscollegium" von Joseph Weiser. Molière's „gelehrte Frauen" — wenigstens könnten sie's dem Kostüm nach sein — hat der Wissensdurst getrieben, sich auch über die Wirkungen des Nicotins aufzuklären. Von einem eintretenden Lysander oder Clitander überrascht, scheinen sie indeß des Experiments sich zu schämen und die Versuchsobjecte eifrig zu verbergen. Zum Schluß sei noch dreier Aquarellen von Carl Gehrts in Düsseldorf gedacht: 1) Nach der Sitzung, 2) Elfen, die ihren versteinerten König betrauern und 3) Prosit! — eine junge Dame im Phantasiekostüme, welche ein großes Glas hoffentlich nicht in der Absicht gefüllt hat, es selbst zu leeren. Franz Bibal.

Bücherbesprechungen.

□ Die epistolischen Perikopen auf Grund der besten Ausleger älterer und neuerer Zeit exegetisch und homiletisch bearbeitet von Dr. E. O. Külz, Archidiaconus in Borna. Erster Band. Vom 1. Adv. bis zum Himmelfahrtsfeste. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1882. Das Werk kommt gerade zur rechten Zeit. Zunächst ist es bestimmt zur Anregung und Belehrung für die sächsischen Geistlichen, die im gegenwärtigen Kirchenjahre über die epistolischen Perikopen zu predigen haben. Es sind daher auch die in der sächsischen Landeskirche eingeführten Episteln, welche mehrfach von denjenigen der alten Kirche abweichen, und dies besonders in der ersten Hälfte des Kirchenjahres, die hier behandelt ist, vom Verf. zu Grunde gelegt. Verf. hat sich in einer nicht gewöhnlichen Weise heimisch gemacht in den Kirchenvätern und in den Reformatoren, aus deren Werken er sich zunächst zu seiner eigenen Anregung f. Z. eiche Excerpte gemacht. Diese Excerpte, welche der Vers. nun dem theologischen Publicum bietet, sind der Hauptkern des Werkes, und der Grund, um dessen willen wir dasselbe mit großer Freude begrüßen und angelegentlichst allen sächsischen Geistlichen empfehlen. Was vielleicht homiletische Trägheit in dem Werke sucht: Dispositionen zu Predigten, findet sich darin nicht. Aber desto mehr bietet dasselbe zur Anregung und Erbauung in einer Fülle der trefflichsten Excerpte aus der patristischen Literatur, aus Tertullian, Augustinus, Chrysostomus u. A., und in besonders ausführlicher Weise aus unserem Kirchenvater, aus Luther, der unter unseren Theologen noch so unbekannt ist, auf den sich die „lutherischen" Theologen so gern berufen — und den sie doch so wenig lesen. Die Meisterschaft seiner Auslegung gerade der Episteln, die ursprüngliche Genialität und mächtige Klarheit, mit der er, selbst ein Apostel, die Apostel als seine Geistesverwandten versteht, dazu die volksthümliche Frische, mit der er die Epistetn auch dem schlichten Verstand des Volkes nahezubringen weiß, kann man in diesen Auszügen immer wieder aufs Neue bewundern. Außer Luther wird auch fleißig Heinrich Müller und Val. Herberger citirt, unter den Neueren Heubner. Was den exegetischen Theil des Werkes anlangt, so geht der Verf. dabei sehr gründlich zu Werke, nach eigener sorgfältiger Forschung, sowie unter Benutzung von Bengel und Meyer, nicht minder von Nebe's bekanntem vortrefflichem Werk.

R—n. Von der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde, die nach dem allzufrühen Tode Eduard Frommann's in den Verlag von Gustav Fischer in Jena übergegangen ist, erschien vor Kurzem das dritte Heft des zehnten Bandes, des zweiten Bandes der neuen Folge. Das erste Heft zeigten wir in der Wissenschaftl. Beilage Nr. 44, 1880 an. Indem wir über das letzte Heft hier nun ebenfalls berichten wollen, sei zugleich das vorher erschienene weniger umfangreiche zweite berücksichtigt. Wir begegnen zunächst zweien trefflichen historischen Abhandlungen höheren Stiles; die eine von Dr. Carl Wenck hat „einen meißnischen Erbfolgekrieg am Ende des 12. Jahrhunderts" zum Gegenstande, die andere von Dr. Blumschein behandelt die wechselvolle Geschichte des Ritters, späteren Markgrafen der Lausitz Wipprecht von Groitzsch, des Stifters des Klosters Pegau. Diese Arbeit berichtigt zum Theil die Auffassung Th. Flathe's in seinem Aufsatz über denselben Wipprecht im dritten Bande des Archivs für sächsische Geschichte (1865). Zwei interessante Textmittheilungen giebt Dr. Gustav Richter: „Eine Jenaer Stadtordnung aus dem 16. Jahrhundert nebst einem Anhange aus dem 17. Jahrhundert", welche eine Revision der älteren von Michelsen edirten Stadtordnung vom Jahre 1540 ist, ferner einen „Theil einer Selbstbiographie Adrian Beier's", des Historiographen Jenas. Die „Literarischen Mittheilungen" bringen in beiden Heften Anzeigen und kritische Besprechungen neuer einschlagender Schriften und in den „Miscellen" werden namentlich ältere Urkunden und Briefe aus der Reformationszeit zum Abdruck gebracht. Besonderen Werth besitzen die Mittheilungen einiger deutscher Urkunden aus dem Hospitalarchiv zu Gotha von Prof. Karl Regel, weil sie mit gediegenen sprachlichen Erläuterungen versehen sind. Eine anziehende, selbst amüsante Mittheilung verdanken wir schließlich dem Dr. Paul Mitzschke über eine „Schatzgräberei bei Meltaburg und in Tautenburg 1698 und 1699". Die von Moritz Wilhelm, dem letzten Herzog aus dem Hause Sachsen-Zeitz, ins Werk gesetzte Schatzgräberei, über welche einige Actenstücke im Weimarischen

Haupt- und Staatsarchive berichten, war ein sehr kostspieliger und dabei gänzlich erfolgloser Versuch.

R—n. Vor einigen Jahren erschien in der „Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler" (Paderborn, F. Schöningh) als neunter Band „Otfrid's Evangelienbuch. Mit Einleitung, erklärenden Anmerkungen und ausführlichem Glossar herausgegeben von Dr. Paul Piper. I. Theil: Einleitung und Text" (1878). Dieses große Werk entzog sich schon durch seinen Preis der Benutzung in Universitäts-Vorlesungen. Deshalb muß es dankbar begrüßt werden, daß wir Piper's Text jetzt auch in einer handlichen und billigen Ausgabe erhalten haben: Otfrid's Evangelienbuch herausgegeben von Paul Piper (Freiburg i. B. und Tübingen 1882, akad. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr). Auf den Text, der mit dem in der großen Ausgabe übereinstimmt und nur in der Anwendung der Accente eine gewisse wohlbegründete Einschränkung zeigt, folgt eine Zusammenstellung der von Otfrid herrührenden Randbemerkungen. — Diese Otfried-Ausgabe Piper's bildet den vierten Theil eines neuen literarischen Unternehmens, welches unter dem Titel „Germanischer Bücherschatz" von Alfred Holder herausgegeben wird. In dieser Sammlung sollen vornehmlich historische Quellenschriften für germanisches Alterthum und Mittelalter, aber auch deutsche Dichtwerke älterer Zeit — darunter neben Otfrid auch der angelsächsische Beowulf — in billigen Ausgaben vereint werden. — Fast zugleich mit Piper's kleiner Otfrid-Ausgabe erschien das schon länger angekündigte und erwartete Werk: „Otfrid's Evangelienbuch herausgegeben und erklärt von Oskar Erdmann" (Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1882). Diese Edition bildet den 5. Band der von Julius Zacher herausgegebenen Germanistischen Handbibliothek. Nun besitzen wir, abgesehen von der jetzt kaum mehr gebrauchten Ausgabe Graff's, drei große Ausgaben des Evangelienbuchs, die von Kelle, die von Piper und zuletzt die von Erdmann, deren jede ihre besonderen Vorzüge aufweist. Die umfängliche Einleitung mit reichhaltigstem gelehrten Detail bietet ohne Zweifel Piper. In der Textbehandlung weicht der neueste Herausgeber, Erdmann, von Piper darin ab, daß er nicht wie dieser die Heidelberger, sondern die Wiener Handschrift zu Grunde legt, ein Verfahren, welches einer vorurtheilsfreien Beurtheilung schon nach kurzer Einsicht in die beiderseitigen Lesarten als sehr bedenklich erscheinen muß. Erdmann's Einleitung ist auch sehr lehrreich und wissenschaftlich werthvoll. Ein Glossar scheint nicht beabsichtigt, während Piper ein solches in Aussicht gestellt hat. — Ein neuer Otfrid-Text ist ferner verheißen von Rudolf Kögel, und zwar soll er in der neu gegründeten „Altdeutschen Textbibliothek" erscheinen, welche Hermann Paul im Verlage von Max Niemeyer herausgiebt und von welcher bis jetzt der erste Band, eine Ausgabe der Gedichte Walther's von der Vogelweide von Hermann Paul, vorliegt.

—m— Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses. Sechs Vorträge von O. v. Heinemann. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1881. 8°. VI, 245 SS. 3 ℳ. Die vorliegende hübsch ausgestattete Sammlung biographischer Essays besteht aus Vorträgen, welche der Verfasser im Braunschweig-Wolfenbüttler Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde in den Jahren 1877—1880 gehalten hat. Dies bestimmt ihren Charakter: sie enthält gewandt gezeichnete Skizzen, welche weiteren Kreisen die Resultate wissenschaftlicher Forschung vermitteln, aber dem Fachmanne im Ganzen nichts Neues bieten sollen, obwol in einigen doch auch archivalisches Material verwerthet ist. Der mittelalterlichen Geschichte gehören die Versuche über Heinrich den Löwen, insbesondere seine Thätigkeit in den slavischen Ländern, und über die romantische Figur Otto's des Tarentiners an, eines Sprößlings der Grubenhagener Linie, der allerdings nicht in der deutschen, wol aber in der italienischen Geschichte des 14. Jahrhunderts als Truppenführer im Dienste Johannes von Montferrat, dann als Gemahl der vielbewunderten und vielgeschmähten Königin Johanna von Neapel eine hervorragende Rolle gespielt hat. Der Vortrag über den Herzog Heinrich Julius, welcher bekanntlich als dramatischer Dichter einen bemerkenswerthen Platz in der deutschen Literaturgeschichte einnimmt, weist hauptsächlich darauf hin, daß Wolfenbüttel als „die Geburtsstätte der modernen deutschen Schauspielkunst" anzusehen ist. Von ganz besonderem Reize sind die beiden folgenden Vorträge, die dem Verfasser Gelegenheit geben, seine Meisterschaft in der Zeichnung weiblicher Charakterköpfe zu zeigen. Der eine betrifft den „tollen Christian", den Sohn des Heinrich Julius und Administrator von Halberstadt, und seine Theilnahme am dreißigjährigen Kriege, die sich hauptsächlich aus der ritterlichen Verehrung für seine schöne und unglückliche Base Elisabeth Stuart, die Gemahlin des Winterkönigs, erklärt. Der andere behandelt Charlotte Christine, die Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig, und ihre kurze und traurige Ehe mit dem Sohne Peter's des Großen, dem rohen Großfürsten Alexei: ein bedauernswerthes Opfer ziemlich planloser Cabinetspolitik, dessen Schicksale, allerdings in höchst romanhaftem Ausputz, durch eine seiner Zeit vielgelesene Zschokke'sche Novelle „Die Prinzessin von Wolfenbüttel" populär geworden sind; der Verfasser hat für seinen Vortrag den Briefwechsel der Prinzessin benutzt. Den Beschluß endlich bildet ein Aufsatz über Karl Wilhelm Ferdinand und die interessante Rolle, die er in der französischen Revolution gespielt hat oder richtiger hat spielen sollen; er nahm bekanntlich das durch den jüngeren Custine ihm 1792 gemachte Anerbieten, an die Spitze der französischen Armee zu treten und dieselbe zu reorganisiren, nicht an. — Wir empfehlen das Buch allen Freunden des eleganten geschichtlichen Essay.

—m— Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. Von Arnold Ruge. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1881. VIII, 292 SS. Man kann dem vorliegenden Schriftchen vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, so interessant sich auch manche Partien desselben lesen, kaum ein sehr günstiges Zeugniß ausstellen. Der Verfasser will eine philosophische Beleuchtung der Geschichte des 19. Jahrhunderts geben; er äußert in dem Vorwort, „die philosophische Zeitgeschichte, die den Begebenheiten ihren Sinn und ihre Bedeutung abgewinnt, sei zugleich die fasslichste, während eine Geschichte aus den bekannten Parteistandpunkten das scheinbar resultatlose Schwanken derselben zwischen den Polen des Vorwärts und Rückwärts unerklärt lässt". Das ist ganz schön und richtig, und jeder ehrliche Historiker wird wol danach streben, Zeitgeschichte in diesem Sinne zu schreiben. Nur leider ist gerade der philosophische Standpunkt des Verfassers einem extremen Parteistandpunkte zum Verwechseln ähnlich. Wenn Arnold Ruge sich auch mit dem neuen Deutschland, wie es sich seit 1866 und 1870 gebildet hat, bis zu einem gewissen Grade ausgesöhnt hat, so ist er doch derselbe Republicaner und derselbe Feind jedes politischen Religionsbekenntnisses geblieben, der 1848 in Frankfurt auf den Bänken der äußersten Linken saß. In diesem Sinne behauptet er, daß der Umschwung des 18. und 19. Jahrhunderts die Wissenschaft zur absoluten Herrin des Geistes und die praktische Selbstbestimmung zum Ziel der menschlichen Gesellschaft erhebe. Daß von irgend welcher Objectivität der Auffassung von seinem Standpunkte aus kaum die Rede sein kann, liegt auf der Hand; man begegnet vielen einseitigen Urtheilen, die den Widerspruch um so mehr herausfordern, als sie meist mit großer Schroffheit geäußert werden. Für die Charakteristik des am 31. December 1880 verstorbenen geistvollen Philosophen und Publicisten ist das vorliegende, auf seinen Wunsch nach seinem Tode herausgegebene Werkchen jedenfalls von höchstem Interesse.

— Burggraf Friedrich. Schauspiel in vier Aufzügen von Ewald Böcker. Nebst einem Nachwort und zwei

Prologen. Frankfurt a. M. 1881, C. Koenitzer. Preis 2 ℳ. Vorliegendes Schauspiel verdankt einem specifisch-brandenburgisch-patriotischen Festtage seine Entstehung. Am 12. August 1880 wurde in Brandenburg a. H. das Marienberg-Denkmal eingeweiht, ein Denkmal, welches die Kurmark ihren 1864, 1866 und 1870/71 gefallenen Söhnen gewidmet hat. Am Abend dieses Tages gab man „Burggraf Friedrich" von Ewald Böcker als Festvorstellung, indem dies Drama für diesen Abend verfaßt worden war. Anknüpfung bot die Stadt Brandenburg, in welche als erste märkische Stadt 1412 Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, seinen Einzug gehalten, nachdem ihn Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt hatte, um den Wirren, in welche dieselbe durch die Raubwirthschaft des märkischen Adels, der Quitzows und ihrer Genossen, gestürzt war, ein Ende zu machen, und der herrscherlosen Zeit eine Aera kräftigen Regiments folgen zu lassen. An das ruhmvolle Ereigniß der Gegenwart lehnte der Dichter auf der Bühne das erste ruhmvolle Ereigniß der Vergangenheit Brandenburgs an. Die beiden ersten Acte setzen vortrefflich ein: eine lichte, klare Composition einer sympathischen, wenngleich mehr epischen als dramatischen Handlung, Charaktere, welche wirklich diesen Namen verdienen, beides Eigenschaften, welche eine nicht gewöhnliche Begabung für das höhere Drama verrathen. Ueber dem Ganzen schwebt ein Hauch von wohlthuender Harmonie. Die Handlung ist architektonisch recht aufgebaut; die Gegensätze zwischen Adel und Bürgerthum, welches letztere sich auf die Seite des einziehenden Burggrafen schlägt, sind gut herausgearbeitet; ebenso die Contraste der Bürgerschaft untereinander (Brandenburg-Neustadt und -Altstadt), die Feindschaft zwischen Klerus und Adel der Mark; über allen diesen Conflicten aber thront die Heldengestalt Friedrich's wie eine Sonne. Bis hierher kann man sich das Drama nicht besser wünschen. Der dritte Act ist für die Buchausgabe, damit das Stück weiteren Kreisen von Interesse sein möge, eingeschoben: man merkt es ihm an. Er sitzt wie ein Höcker auf dem wohlgestalteten Körper. Handlung und Persönlichkeiten gerathen aus dem Rahmen des Ganzen: zu solchen tiefer greifenden Conflicten ist der Boden des Festspielsujets nicht stark genug: der Act ist ermüdend, langwierig, schwach. Der letzte Aufzug schließt sich etwas festspielmäßig an. Summa Summarum: Böcker lasse das Stück bei den 3 Acten und er hat ein wohlgelungenes Schauspiel, das in denjenigen Landschaften Deutschlands, die ein Interesse am Stoff bezeugen, auch an nicht patriotisch wichtigen Tagen das Publicum interessiren und besseren Ansprüchen genügen wird. Und das ist genug. Ob es auf anderen als altpreußischen Bühnen sich bewähren kann, bezweifle ich. Hier und da ist das Specifisch-Patriotische zu stark aufgetragen (S. 42, 137): man muß auch im Patriotismus Maß halten. Von Ewald Böcker liegen noch vor: „Periander. Eine Trilogie" (1874), „Lalage. Lustspiel in drei Aufzügen" (1879) und „Die Huldigung der Künste. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge" (1880). Julius Rissert.

⁂ Historische Gedichte. Für Schule und Haus ausgewählt von Friedrich Polack. Berlin, Verlag von Theodor Hofmann. Preis 60 ₰. Der Gedanke, eine Sammlung derjenigen Gedichte zu veranstalten, welche historische Stoffe behandeln, ist ganz glücklich: dieselbe bildet, wie der Verfasser auch auf dem Titel bemerkt, „einen Anhang zu jedem Lehrbuche der Geschichte", da die gesammelten Gedichte nach ihrem Inhalt in den drei Abschnitten: Zur Geschichte I. des Alterthums, II. des Mittelalters und III. der Neuzeit vorgeführt werden. Ob die kurzen Erklärungen vorkommender Fremdwörter, historischer und mythologischer Namen u. s. w., die der Verfasser in Anmerkungen niederlegt, immer zum Verständnisse der Gedichte ausreichen werden, oder ob nach der Ausgabe der Sammlung es nicht vielleicht angemessener gewesen wäre, diese Erklärung dem Lehrer vorzubehalten, wollen wir dahingestellt sein lassen.

— Adolf Diesterweg und Friedrich Fröbel. Diesterweg's Begegnungen mit Fröbel und seine Urtheile über ihn und sein Werk. Dargestellt von Louis Walter. Dresden, Verlag von Alwin Huhle (C. Adler's Buchh.) 1881. — Der Verfasser dieses Werkchens war, wie wir dem Vorwort des Herausgebers, Lic. Dr. Aug. Wünsche, entnehmen, ein frühverstorbener Vertreter der Fröbel'schen Erziehungslehre. Von seiner Begeisterung für diese edle Sache und von dem Fleiße, den er auf dieselbe verwandte, giebt vorliegendes Buch Zeugniß. Aus einer großen Anzahl von zerstreuten Schriften, Broschüren, Zeitschriften, Briefen und namentlich aus den Rheinischen Blättern und Jahrbüchern Diesterweg's stellt er nach einem einleitenden Vergleich zwischen Diesterweg und Fröbel 1) Historisches über Diesterweg's Verhältniß zu Fröbel und 2) Diesterweg's Urtheile über Fröbel zusammen. Der erste Theil führt uns den der Fröbelsache zunächst noch widerstrebenden Diesterweg vor, in dem, durch verschiedene Ursachen veranlaßt, der Entschluß reift, während eines Sommeraufenthalts in Liebenstein sich eingehende Kenntniß von ihr zu verschaffen. Ein fünfmaliges Zusammensein mit Fröbel (1849—52) bekundet das steigende Interesse Diesterweg's für die Sache des begabten Pädagogen. Der 2. Theil enthält Diesterweg's Urtheile über Fröbel als Mensch und als Pädagog. Er kennzeichnet ihn als vielfach verkannten, spät erst anerkannten Pädagogen, als großen Kinderfreund und scharfen Beobachter und Kenner der Kindesnatur. Er führt uns ein in dessen pädagogische Grundsätze im Allgemeinen und Besonderen und bezeichnet bestimmt Wesen und Aufgabe des Kindergartens. Interessant ist die Auffassung Diesterweg's von Fröbel's Stellung zu anderen Pädagogen, wie Baco v. Verulam, A. Comenius, Rousseau, Fichte, Jahn und namentlich Pestalozzi. Fröbel und Pestalozzi bezeichnen einen Wendepunkt in der Geschichte der Pädagogik: beide stehen auf dem Princip der Entwickelung; ersterer stellte den Grundsatz der That, letzterer den der Anschauung auf. Ueber weibliche Bildung, dachten beide gleich, insofern sie die Erziehungsfähigkeit der Mütter zu heben suchten, Pestalozzi durch das Wort (Buch der Mütter!), Fröbel durch die That (Kindergarten). Da den Verfasser die Absicht leitete, „den kernigen, ganz und gar originellen Stil Diesterweg's" in den dürftigen Bruchstücken aus Diesterweg's Schriften jener Zeit einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, erklärt es sich, daß vorliegendes Werkchen nur wenig Eigenes vom Verfasser bietet.

—ψ—. Die Ungarn oder Magyaren. Von Paul Hunfalvy. Wien und Teschen. Verlag von Karl Prochaska. 1881. (S. 254; gr. 8°.) — Hunfalvy's Name ist auch in Deutschland wohlbekannt und von bestem Klange. Als Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde der Magyaren, wie überhaupt des finnischen Stammes, hat er sich durch eine Anzahl von Arbeiten vortheilhaft hervorgethan und den Ruf eines ebenso gründlichen wie vorurtheilsfreien und besonnenen Gelehrten erworben. Zuerst erschien Hunfalvy auf dem deutschen Büchermarkte mit einem Werke: „Reise in die Ostseeprovinzen Rußlands", in welchem er ganz besonders den den Magyaren stammverwandten Esten seine Aufmerksamkeit schenkt. Später erschien dann die „Ethnographie von Ungarn", deren Schwerpunkt in den Untersuchungen über die Herkunft der Magyaren liegt. Von ihm herausgegeben wurden auch die „Litterarischen Berichte aus Ungarn", welche im vorigen Jahre mit dem vierten Bande abgeschlossen worden sind, und an deren Stelle jetzt die „Ungarische Revue" getreten ist, welche mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften gleichfalls von Paul Hunfalvy herausgegeben wird. Der Zweck der „Litterarischen Berichte" war, den nicht magyarisch Verstehenden Kunde über Ungarn und dessen geistige Bestrebungen zu geben und zu zeigen, was auf dem Gebiete der Literatur von der Nation geleistet wird. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkten dieselben der Thätigkeit der ungarischen Akademie der Wissenschaften und deren Commissionen, dem ungarischen

National-Museum, der Kisfaludy-Gesellschaft, den historischen, naturwissenschaftlichen und anderen Gesellschaften und Instituten des Landes, sowie den Werken einzelner hervorragender Schriftsteller. Es ist ein reiches Material, welches zurückgreifend bis zum Jahre 1849 uns in den vorliegenden vier Bänden geboten wird, die rein objectiv, ohne selbst Wissenschaft zu machen, nur das abspiegeln und deutsch wiedergeben, was ungarisch geschrieben und publicirt worden ist. Mit Takt und Verständniß hat Hunfalvy das Unternehmen geleitet und seiner ebenso geschickten wie kenntnißreichen Redaction ist es vor allen Dingen zu danken, daß es seinen Zweck in beide Theile befriedigender Weise erfüllt hat, denn sowol dem Deutschen ist dadurch ein Einblick in das gesammte geistige Leben und literarische Treiben der ungarischen Nation vergönnt worden, wie dieser dadurch die Befriedigung zu Theil geworden ist, nicht mehr „stumm dazustehen im großen Getriebe des heutigen Europa" und von diesem verstanden und gewürdigt zu werden. — Eine ganz eigenartige Stellung nehmen die Magyaren in Ungarn ein, eigenartig sowol in anthropologischer, ethnologischer und culturlicher wie auch in politischer Beziehung. „Während, sagt Hunfalvy, die Deutschen, die Slaven, die Romanen und andere mehr in diesen Ländern nur als größere oder kleinere Ableger betrachtet werden können, deren nationaler Kern außerhalb des Kaiserstaates liegt, sind die Ungarn als Nation so sehr mit ihrem Lande verwachsen, daß nicht einmal die Blicke politischer Träumer über die Grenzen desselben hinausschweifen. Die ethnographische Behandlung des ungarischen Volkes muß demnach auch eine andere sein, als die der anderen Völker innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die Entstehung und Bildung des Deutschthums, des Slaventhums, des Romanenthums u. s. w. ist nicht ausschließliche Aufgabe unserer Ethnographie; sie kann ebenso gut in andern speciellen Ethnographien behandelt werden, und dürfte wol am besten einer allgemeinen Ethnographie Europas überlassen bleiben. Ganz anders steht es mit derselben Aufgabe des ungarischen Volkes. Die Entstehung und Bildung des Ungarthums muß hier vorgetragen werden und eine allgemeine Ethnographie Europas wird ihren Stoff von hier entnehmen müssen, weil sie ihn gar nirgends anderswo findet. Eine allgemeine Ethnographie muß erst die Frage über das Zeugungs-Princip der Nationen behandeln, ob nämlich die physische Abstammung den Ausschlag giebt, oder ob auch andere, nicht physische Momente entscheidend sind? In Wirklichkeit — und die Geschichte ist ja eben die fortschreitende Wirklichkeit — giebt es nichts Absolutes, Alles ist durch Vermittelung entstanden. Wie auch die Ungarn sich gebildet haben und woher sie auch gekommen sein mögen, das Land, in das sie eingezogen sind, war nicht leer; wir müssen demnach einige Blicke auf die vor-ungarische Zeit in Pannonien und Dakien werfen, um den Boden kennen zu lernen, auf welchem die neue Nation festhaft geworden." So beginnt denn Hunfalvy auch die ethnographische und culturhistorische Schilderung der Ungarn in einem dieser Race gewidmeten Bande des bereits von uns in diesen Blättern erwähnten trefflichen literarischen Unternehmens der Verlagshandlung von Karl Prochaska „Die Völker Oesterreich-Ungarns" mit einer Darstellung der urgeschichtlichen Zeit des Landes. Da werden Pannonien und Dakien geschildert, bevor die Magyaren ins Land kamen, dann die ältesten Nachrichten über die Ungarn herangezogen, deren Völkerverwandtschaft, Ursprung und Urheimath nachgeforscht, Religion und geistiges Leben, sowie der Einfluß des türkischen und slavischen Volkes näher erörtert. Dann werden Betrachtungen über das ungarische Christen- und Königthum angestellt, sowie die im Magyarenthum aufgegangenen Einwanderer beleuchtet. Auch der politischen und socialen Entwickelung der Magyaren, wie der physichischen und physischen Natur wird Aufmerksamkeit geschenkt. In dieser Beziehung weicht der Band etwas von dem für das ganze Unternehmen aufgestellten Programme ab, und wir können nicht sagen zum Nachtheil des Buches, nur hätten wir gewünscht, daß der eigentliche volkstümliche Theil des Werks, nämlich Sitten und Gebräuche, in gleich wissenschaftlich eingehender Weise behandelt worden wäre, wie dies mit den anthropologischen und historischen Fragen geschehen ist, auf welche der Verfasser mit Vorliebe sein Augenmerk gerichtet hat. Was nun die anthropologische Stellung der Magyaren anbelangt, so sagt Hunfalvy: „Wir haben mit der Leuchte der Sprache den Ursprung und die Urheimath der Ungarn gesucht und haben gefunden, daß sie zu dem finnischugrischen Völker- und Sprachenstamme gehören, daß sie also die Jugend ihrer Nation oder die Bildungs-Periode derselben in der Gesellschaft der Finnen und Ugern durchlebt haben. Aber, so fügt er hinzu, schon durch die Slaven und Germanen wird der anthropologische Begriff der Race für das Magyarenvolk sehr abgeschwächt. Ja, wenn wir uns vor Augen halten, daß auch der Adel Ungarns zum größten Theil nicht echt ungarischer Abstammung ist: so wird es wol kaum leicht zu entscheiden sein, ob die mittelländische Race oder die mongolische einen größeren Antheil an dem Ursprung der Magyaren haben." Wir meinen, dies wird erst dann zu entscheiden sein, wenn wir eine genauere Kenntniß von der physischen Beschaffenheit des Volkes haben, in welcher Beziehung es aber noch an Untersuchungen fehlt die dringend zu wünschen sind, wenn die interessante Frage gelöst werden soll, mag auch der Verfasser einen Zusammenhang zwischen craniologischen und ethnologischen Verhältnissen in Abrede stellen und nicht zugeben, daß jene diese und umgekehrt diese jene bedingen und beeinflussen. Wir meinen, der Mensch kann weder von seiner physischen noch von seiner physichischen Seite allein richtig erfaßt und beurtheilt werden, erst die Betrachtung beider giebt ein wahres und vollkommenes Bild. — Mit den bis jetzt vorliegenden beiden Bänden über die Rumänen und Magyaren hat das Unternehmen einen schönen Anfang gemacht, der ihm gewiß viele Freunde sichern wird. Wird es einen gleichen geheilsichen Fortgang nehmen und werden namentlich die folgenden Bände ebenso gehaltreich sein wie die bis jetzt erschienenen, so kann das auch vorzüglich ausgestattete Werk des allgemeinen Beifalls sicher sein.

♂ Friedr. Aug. v. Ammon: Die ersten Mutterpflichten. 24. Aufl. Leipzig, S. Hirzel. — Zum Lobe dieses von Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Winckel in Dresden neu bearbeiteten Belehrungsbuches für junge Frauen und Mütter etwas Neues hinzuzufügen, ist nach dem großen Erfolge, den das Werk bes nun bereits vor 20 Jahren dahingeschiedenen feinfühlenden, von edelstem sittlichen Gefühl durchdrungenen Arztes errungen hat, überflüssig. In zeitgemäßer Neugestaltung hat es neben der religiösen und ethischen Basis, auf der es sein Autor einst begründete, auch an praktischer Brauchbarkeit durch mannigfaltige Zusätze gewonnen, besonders was die Ernährung des Neugeborenen betrifft. Für die Zeit der Schwangerschaft und des ersten Säuglingsalters bietet das Buch eingehende Belehrung. Was das spätere Kindesalter betrifft, so findet es an den bekannten Werken von Hennig: „Mutter und Kind", sowie besonders von Fürst: „Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande" seine naturgemäße Fortsetzung und Ergänzung, eine Theilung des überreichen Stoffes, die nothwendig ist, wenn die Frau nicht durch das Uebermaß des in einem Werke Gebotenen verwirrt werden soll. Man muß es deshalb billigen, daß Ammon's Werk auch in seiner neuen Form mit dem Eintritt des Zahnungsprocesses abschließt und seinen Schwerpunkt darin sucht, dem in froher Hoffnung lebenden Weibe, dem Wohl und Wehe des Kindes, das sie in ihrem Schooße trägt und der physischen und geistigen Pflege desselben in der ersten Zeit nach seiner Geburt mit bewährtem Rathe zu dienen, während es die weiteren Rathschläge dem Kinderarzte überläßt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

AP
30
L53
1881

DATE DUE

AUG 19 1992 ILL-Getty

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305